Schauſpiele

von

Franz v. Elsholtz.

Erſter Theil.

Schauſpiele

von

Franz v. Elsholtz.

Erſter Theil.

1. Die Hofdame. Luſtſpiel.
2. Komm her! Dramatiſche Aufgabe.
3. Geh hin! Dramatiſche Aufgabe.

Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über
„Die Hofdame" verſehene Ausgabe.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Dem ausgezeichneten und ganz eigenthümlichen Intereſſe Goethe's für den erſteren der hier mitgetheilten Verſuche dankt das gegenwärtige Bändchen vorzugsweiſe ſein erneuetes Erſcheinen. Denn ohne die theuren Zeichen jenes Intereſſes, welche jetzt, wo die, dem Lebenden ſchuldige, zarte Rückſicht beſeitigt iſt, mit Recht der Oeffentlichkeit angehören, — ohne dieſe theuren Zeichen alſo dürfte, bei der Ungunſt der dramatiſchen Literatur überhaupt und dem beſondern Umſtande, daß der Inhalt dieſes Bändchens theils zu wenig, theils wieder zu viel bekannt geworden, auf eine noch ausgedehntere Theilnahme nur wenig zu rechnen ſein. „Die Hofdame" nehmlich iſt, vielleicht ihrer Form und höheren Richtung wegen, den Theatern — jetzt Haupt-Abnehmern dramatiſcher Werke — beinah fremd geblieben; „Komm her!" hingegen ſchon lange vor dem Druck in ſo vielen geraubten und verfälſchten Abſchriften dort heimiſch geweſen, daß dem Bedürfniß auch von dieſer Seite keine große Erweiterung bevorſteht, ſo lange nicht einerſeits die Theater ſelbſt eine höhere Richtung nehmen, und andrerſeits dem Eigenthum der dramatiſchen Schriftſteller mehr Schonung und Achtung als bisher, von ihnen zu Theil wird. Ueber beides iſt ſoviel geſprochen und geſchrieben worden, daß, wenn Einſicht und Rechtlichkeit als leitende Prinzipien überall anerkannt würden, den Klagen der Zuſchauer ſowohl, als der Schriftſteller bald ohne Zwang abgeholfen ſein würde. Denn wenn jene über Raub am guten Geſchmack und dieſe über Raub am Beutel ſo häufig zu ſeufzen haben, wen anders als die Theaters-Vorſtände trifft die Schuld, und wer anders als ſie vermöchte dem zwiefachen Seufzen abzuhelfen? —

Auch das gegenwärtige Luſtſpiel: „die Hofdame" kann aber, wenn man Goethe's und andre namhafte Autoritäten nicht als ungültig verwerfen will, mit zum Beweiſe dienen, wie unwahr die Entgegnung der Beklagten ſei, daß es in Deutſchland zur Aufführung geeignete Stücke nicht gebe, außer denen, womit ihre Repertoires — man weiß, wie, — angefüllt ſind! Denn was der edle Meiſter gerade von der theatraliſchen Wirkung dieſes Luſtſpiels erwartete, iſt von andern Seiten1) ſo vielfach und ſo ehrenvoll beſtätigt

---

1) S. „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik," Nr. 70. Oct. 1830, wo der ſcharftreffende Wilh. Neumann

worden, daß hierüber kaum ein Zweifel obwalten kann. Nur für ſchwierig iſt allerdings die Aufführung überall angeſehen worden! — Hätte denn aber die Schwierigkeit nicht eben ein neuer Sporn werden, nicht als ein neuer Lohn gelten ſollen? —

ſich alſo äußert: „Nachdem unſre dramatiſche Praxis mancherlei Phaſen durchlaufen und die Empfänglichkeit des Publikums für das Wahre und Naturgemäße durch vielfache Verirrungen abgeſtumpft hat, iſt ſie nach und nach zu der Nothwendigkeit herabgekommen, durch Anwendung der allerſchärfſten Mittel eine theatraliſche Wirkung hervorzubringen. So iſt denn, wie in den politiſchen Umwälzungen das Septembriſiren, ſo in den dramatiſchen das Februariſiren lange genug an der Tagesordnung geweſen; das Schauderhafte wird nicht mehr als Zuthat, ſondern als Grundſtoff des Tragiſchen gebraucht, und auch das komiſche Drama ſucht, das Gemeine widrig entblößend, faſt nur noch durch die karikirten Geſtalten der Poſſe einen Erfolg zu erzwingen, der um ſo früher ſeine Grenze finden muß, je niedriger er jetzt ſchon ſteht. Es iſt daher wohl Zeit, einmal wieder einzulenken und die Abirrungen des Lebens nicht mehr in fratzenhafter Uebertreibung, ſondern in dem gemilderten Lichte der Kunſt auf die Bühne zu bringen, ſo daß wir den Abweg nicht nur, ſondern auch den Rückweg erkennen mögen. Dieſer wenig betretenen Richtung iſt der Verf. mit entſchiedenem Glücke gefolgt. Die Fabel des Stückes iſt wohl erfunden und verſtändig geleitet. Die mit Weisheit angelegte Expoſition führt uns durch lebendige Handlung ſogleich in die Mitte aller Verhältniſſe und giebt ſämmtlichen Perſonen Gelegenheit, uns mit ihrer Geſinnung und Denkweiſe bekannt zu machen. Die auftretenden Hauptperſonen gerathen durch allzuleichte Nachgiebigkeit gegen unſtatthafte Neigungen, die durch ihre Lage und ihren Charakter richtig motivirt ſind, genugſam in Verwickelung, wodurch fortdauerndes Intereſſe erzeugt wird; die Handlung

So laſſen wir denn das gedachte Luſtſpiel in Begleitung der unſchätzbaren Mittheilungen hier erſcheinen, wodurch auf die Geſtaltung deſſelben ſo bedeutend ein-

---

ſchreitet mit Sicherheit und Ruhe vor, und der Schluß, der die Verwirrung befriedigend auflöſt, iſt nicht nur geſchickt und natürlich herbeigeführt, ſondern entläßt auch die Perſonen des Drama in der Erkenntniß ihres Irrthums und in einem Zuſtande ſittlichen Glücks, wodurch denn zugleich das ethiſche Gefühl des Zuſchauers vollkommen beruhigt wird u. ſ. w. Gleichwohl hat dieſes Stück auf den Hofbühnen Deutſchlands keine Aufnahme finden können, was uns bei dem Werth deſſelben und dem Ruf, den das zweite Drama, („Komm her!“) ſich erworben hat, höchſt auffallend iſt. Wir können dem Gedanken nicht Raum geben, daß die Directionen es für unſchicklich halten könnten, die menſchlichen Schwächen hoher Standesperſonen auf der Bühne darſtellen zu laſſen, denn eine ſolche Anſicht würde zu große Beſchränktheit verrathen u. ſ. w. In unzähligen unſerer beliebteſten Dramen wimmelt es von verbrecheriſchen Fürſten und Großwürdeträgern, und dieſes unſchuldige Luſtſpiel, wo es bei dem folgenloſen Anfange verirrter Neigungen ſein Bewenden behält, wo Alles mit ſorgſamer Bewahrung des Anſtandes vor ſich geht und das verlockte Gefühl ſo ſchonend in die Bahn der Sittlichkeit zurückgelenkt wird, ſollte Apprehenſion erwecken? — Oder ſtehen jene bekannten dramatiſchen Scheuſale der heutigen Wirklichkeit zu fern, um Beſorgniſſe zu erregen, und ſollten die Geſtalten unſres Dichters ihr zu nahe ſtehen, um ſie der Menge zu zeigen? Wir glauben es nicht und nehmen nicht Anſtand, das Stück den Bühnendirectionen zu empfehlen, die es etwa noch nicht kennen.“

Sodann: „Blätter für literariſche Unterhaltung“ Nr. 117, April 1831, wo es unter andern heißt: „Hier lernen wir einen ausgezeichneten Luſtſpieldichter kennen, der Beruf mit Fleiß, Geſchmack mit Uebung in ſeinem Fach verbindet. „Die Hofdame,“ Luſtſpiel in 5 Acten und Alexandrinern, iſt ein gewirkt worden, und welche, nach dem Zeugniß von Goethe's nächſter Umgebung nicht bloß, ſondern Aller, die ihn genauer beobachtet haben, als beiſpiellos und in ihrer Art einzig zu betrachten ſind. Denn oft zwar hat er mit jugendlichen Arbeiten ſich beſchäftigt, ſie beurtheilt, commentirt und auf ſeine Weiſe bevorwortet, jedoch keine jemals, wie dieſe, Jahre lang mit ſeinem Antheil begleitet, keiner eine ſo ſtrenge Folge gegeben und dafür auch äußerlich ſo dauernd und mit Eifer gewirkt. Denn nach ſeinem Plan ſollte das Hoftheater zu Weimar mit der Darſtellung den Anfang machen, in welchem Sinn auch ſeine Einwirkung, ſo weit er ſolche ſich noch geſtattete, gerichtet war. Daß ſeine Abſicht nicht in Erfüllung ging, war die Schuld der

---

feines, überaus geſchmackvolles Stück, das uns die Bekanntſchaft des Verf. mit dem guten Ton der höhern Stände (jenes pium desiderium bei den meiſten deutſchen Luſtſpielen) bewährt u. ſ. w. Alles iſt fein, geſchmackvoll und elegant an dieſer Arbeit, und wer zweifelt daran, daß es beſonders ſolche Luſtſpiele ſind, die uns fehlen, und die uns Noth thun! — Es wäre zu bedauern, wenn der Verf. nicht in dieſer Bahn fortarbeitete, um vielleicht eine Lucke auszufüllen, die unſerer Literatur zur Schmach gereicht. Hier iſt Ehre zu gewinnen und der Verf. hat alle Anlage, den Preis heimzutragen. — Wir erwarten von ihm die Erfüllung eines unſrer wärmſten Wünſche für die vaterländiſche Literatur, ein ächtes deutſches Luſtſpiel, das die Sitte, aber zugleich auch die Bildung zuruckſpiegle, die bei uns einheimiſch iſt.

Ferner: „Heſperus,“ Nr. 310, Decbr. 1831. „Sammler,“ (Probeblatt) u. A. m.

Umſtände und jener ganz eigenthümlichen Verhältniſſe, denen ſelbſt Er nicht gebieten konnte, noch wollte; und ſo blieb es denn bei den Aeußerungen ſeines guten Willens, denen ein andres Geſchlecht der Theater-Regenten, als das jetzige, dereinſt vielleicht ein günſtigeres Ohr leihen wird, da ſie ja — in den nachgelaſſenen Werken Band 5. S. 345—346 u. folg. — der Unſterblichkeit mit überliefert ſind.

Wenn aber, in Folge deſſen, die gegenwärtige Bekanntmachung gar überflüſſig und als bloße Wiederholung erſcheinen möchte, ſo darf nur auf die große Verſchiedenheit zwiſchen beiden und den Umſtand aufmerkſam gemacht werden, daß die dortigen Ueberlieferungen nach den vorgefundenen Conzepten, mit mancherlei Auslaſſungen und Zuſätzen, erſt nach Goethe's Tode zuſammengeſtellt, hier aber die Originalbriefe, ganz in der Form, wie ſie dem Empfänger zukamen, Wort für Wort abgedruckt ſind, wovon die oberflächlichſte Vergleichung den Beweis liefern und nicht bloß die Abweichungen in beiden herausſtellen, ſondern auch an dem Werke ſelbſt die ſchrittweiſe Verfolgung des von Goethe darauf geübten Einfluſſes geſtatten wird.

I

Die Hofdame,

Luſtſpiel in fünf Acten[1]).

Dieſes Stück, in guten Alexandrinern geſchrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Abſicht des Verfaſſers möchte ſein, das Lächerliche des Gefühls darzuſtellen. Nun iſt das Gefühl an ſich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es ſeiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergeſſen, das Unglück hat. Dies begegnet ihm, wenn es dem Leichtſinn, der Flatterhaftigkeit ſich hingiebt.

In unſerem Drama ſpielen ſechs Perſonen, die durch ſchwankende Neigungen ſich in Lagen verſetzt finden, die allerdings für komiſch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menſchen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche noch das Schickliche im allgemeinen

---

1) Auf dem Umſchlage des Briefes ſteht: „An den Verfaſſer des Luſtſpiels: die Hofdame,“ weil Goethe, dem das Stück, wegen Ungewöhnlichkeit der Form und des Inhalts, von dritter Hand mitgetheilt worden war, um zu beurtheilen, ob dieſe, in Deutſchland bisher wenig vorgekommene höhere Gattung des Luſtſpiels für unſer Theater überhaupt zuläſſig ſei, — weil alſo Goethe von dem Namen des Autors damals nicht unterrichtet war.

Sinne verletzt wird. Das Stück iſt gut componirt, die Charaktere entſchieden gezeichnet; die ſechs Perſonen verwirren ſich genugſam durcheinander und die Auflöſung beruhigt das hier und da beſorgte moraliſche Gefühl.

Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede iſt, ſei mir vergönnt, der Mitſchuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und für ſich nicht lächerlich ſein, ſie müßten denn etwas von ihrer Eigenſchaft verlieren und dies geſchieht, wenn ſie durch Noth oder Leidenſchaft gleichſam gezwungen verübt werden. In dieſem Falle nun ſind die vier Perſonen des gedachten Stücks. Was ſie thun, ſind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entſchuldigt ſein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens und ſomit wäre nichts daran auszuſetzen; auch iſt es in der deutſchen Literatur geſchätzt. So oft es jedoch ſeit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es ſich niemals eines günſtigen Erfolges zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königſtädter Theater ganz neuerlich gemachte Verſuch abermals ausweiſt. Dieſes kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehenſion hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beigemiſchtes Bängliches geſtört wird. In gleichem Sinne iſt das neue Stück aus heterogenen Elementen beſtehend anzuſehen; das Gefühl Erregende, Gemüthliche will man in der Darſtellung nicht herabſteigen ſehen und wenn man ſich gleich tagtäglich Liebeswechſel erlaubt, ſo möchte man da droben gern was Beſſeres gewahr werden; beſonders iſt dies Art der Deutſchen, worüber viel zu ſagen wäre.

Nur ſoviel: das Widerſpenſtige eines ſolchen Stoffes muß durch Verſtand und Anmuth bezwungen werden und dies iſt dem Dichter meiſt gelungen. Auch an der Oekonomie des Stücks finde ich nichts auszuſetzen, nichts an der Scenenfolge; deſſenungeachtet kann es nicht als fertig betrachtet werden. Entſchließt ſich der Verfaſſer an dem erſten Acte viel, an den übrigen wenig zu thun, ſo werde ich, wie mir nur einiger Raum gegeben iſt, meine Gedanken umſtändlich darüber eröffnen.

Weimar, 16. Nov. 1825.

Goethe.

2.

Ueber das Luſtſpiel:

Die Hofdame.

Es war ein ſehr glücklicher Einfall des Dichters, ſeine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu laſſen; dadurch verleiht er ihnen eine Art empiriſcher Idealität, die ſich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch ſchon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen iſt. Gehen wir ſchrittweiſe:

Die Scene, wo der Fürſt, Adamar und der Hofmarſchall allein bleiben, iſt die erſte ruhige des Stücks. Hier iſt der Zuſchauer geneigt aufzumerken, deswegen ſie mit großer Umſicht und Sorgfalt zu behandeln iſt, ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarſchall formaliſirt ſich über das Geſchehene, als über etwas höchſt Tadelnswerthes und Ungewöhnliches.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte, wieder aufwachende Jagdliebe, bringt das Beiſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderſtehlich gehorchen, bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmanne ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſei, daß ein Beiſpiel in Welſchland ihm ſei erzählt worden.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Welſchland, ergeht ſich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künſtlern alles ſchuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend zu Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert: man habe die Künſtler höchlich zu ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommenen Kunſt, dem Höchſten, das die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben.

(Dies kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Deutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtüme der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern, der offne Hals, das Schnurrbärtchen, die herabfallenden Locken, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt anhat und die ihm wohlſteht: Von einem geiſtreichen, talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen. Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohl gekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Prinzen widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit Einem ganz familiär betragen; es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeien.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile, die Natur mit einem Künſtler und durch ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarſchall weiß nur allzuſehr, daß man ſich wechſelſeitig nicht überzeugen werde, nur könne er eine

Lebensweiſe niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſer Tag erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forſchen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſein.

Soviel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole, daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite hin behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr und es iſt nicht gut. auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Geduld beiſammen hat. Hierbei aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſei, den der Dichter ſich erſt aneignen, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe.

Will er das Geſagte benutzen und ſeine weitere Arbeit mittheilen; ſo ſoll es mir angenehm ſein und ich werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

An den übrigen Acten iſt wenig zu erinnern. Nur noch ein allgemeines Wort: Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfange der Verſtand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhaft klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Mich geneigtem Andenken empfehlend.

Weimar, 11. December 1825.

J. W. Goethe.

Dieſe Verhandlungen bleiben zwiſchen uns ein Geheimniß.

G.

3.

Im Auftrage Goethe's [1].

Daß Ihre Zuſendung an Goethe richtig angelangt und *freundlichſt aufgenommen* worden, kann und ſoll ich, unter ſeiner beſten Begrüßung, bezeugen. Aber leider iſt er ſeit vier Wochen in Folge einer Erkältung ſtets unwohl geweſen und noch immer nicht ganz hergeſtellt, daher denn ſeine Antwort wohl noch etwas verzögert werden dürfte.

Weimar, 16. Mai. 1826.

v. Müller.

---

[1] Durch den Geheimenrath, Herrn Kanzler Friedrich von Müller in Weimar, den vertrauten Freund und gütigen Vermittler zwiſchen Ihm und dem Verfaſſer.

4.

Die Hofdame.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofmarſchall von einigen **Bedienten** begleitet.	Er erfährt zu ſeiner größten Beunruhigung, daß die Fürſtin Braut, anſtatt am Schloſſe, wo ſie erwartet worden, anzufahren, am Garten abgeſtiegen iſt und in demſelben ſpazieren geht. Den Fürſten, der ihr entgegen ritt, ſieht man aber nicht bei ihr.
Mehrere **Cavaliere** kommen,	denen jener ſeine Verlegenheit mittheilt. Man will der Fürſtin in den Garten entgegen gehen, die auf dem Schloß gebliebenen Damen fehlen aber.
Die **Fürſtin** tritt ein mit **Guny**.	Der Hofmarſchall entſchuldigt möglichſt Vorfall und Zuſtand und präſentirt die Herren.
Die **Damen** kommen.	Der Hofmarſchall präſentirt ſie.
Der **Fürſt** tritt ein.	Entſchuldigt ſich auf eine galante Weiſe; er darf das Motiv von der Jagd als Liebhaberei und Pflichterfüllung gar wohl brauchen.

Die Fürſtin antwortet auf eine galante Weiſe, lobt die freie Luft, den ſchönen Garten, die fremden Vögel der Menagerie, auch die großen Karpfen im Teiche, welche Fräulein Guny, die immer etwas Zwieback mit ſich führt, zum Vergnügen gefüttert hat.

Fräulein Guny bietet die Bügeltaſche hin, mit den Worten: „Ew. Hoheit zu Befehl [1].“

Der Fürſt wird aufmerkſam auf ſie, ſetzt aber das vorige Geſpräch fort und giebt eine Schilderung von ſeinem Park und dem Luſtwandeln daſelbſt, ſeine Blicke auf Guny gerichtet [2].

Die Fürſtin ſetzt gleichfalls ihre vorigen Bemerkungen mit Anmuth fort [3]. — Dieſe erſte Unterhaltung darf wohl einigermaßen kalt, jedoch nicht ſteif, noch weniger widerwärtig ſein. — Nun gelangen wir bis zur Stelle: „Erlauben Sie, mein

---

1) Hier konnte, nach der ganzen Anlage des Stückes, um die Perſonen, wegen der nachherigen Verwechſelung, einander nicht vor der Zeit zu nahe zu bringen und bekannt zu machen, auf den Vorſchlag nicht unbedingt eingegangen werden, was unter Darlegung der Gründe in der Antwort beſcheiden vorgeſtellt und, wie der folgende Brief zeigt, freundlichſt aufgenommen wurde.

2 und 3) Eben ſo hier.

Fürſt, nun zieh ich mich zurück!“ — und es wäre bis zu Ende dieſer Scene nichts zu erinnern. Die neue Bearbeitung der folgenden iſt zu billigen, und wenn man ſich ſodann über die letzte Scene des erſten Actes zwiſchen dem Fürſten und Adamar, die noch ihre Schwierigkeiten hat, vergliche; ſo wäre der erſte Act beiſammen und an den Uebrigen wenig zu thun.

Die Urſache und Abſicht meiner Vorſchläge werden dem geiſtreichen Verfaſſer auch ohne weitere Erklärung deutlich ſein.

Weimar, 9. Juni 1826.

G.

5.

Im Auftrage Goethe's.

Goethe entſchuldigt ſehr ſein Zögern; er litt gewaltig an einem Drüſen-Geſchwür, wodurch er zu heitrer Beſchäftigung ganz unfähig war. Es geht aber jetzt beſſer, und er hat mir heilig verſprochen, daß er in den nächſten Tagen Ihre Zuſchrift, mit der er ſehr zufrieden ſchien, beantworten und Alles aufs Reine bringen werde, ſo daß Sie gewiß zufrieden ſein würden. Von Ihren Verhandlungen mit ihm hält er aber nicht für gut — Ihres eigenen Intereſſes wegen — etwas verlautbaren zu laſſen, wiewohl er, nach Erſcheinung des Stücks davon öffentlich zu ſprechen ſich vorbehält.

Weimar, 20. Juni 1826.

von Müller.

6.

Ew. ꝛc.

angenehmes Schreiben vom 18. Juli erhalte, wegen Abweſenheit des Herrn Kanzler von Müller, erſt am 21. Auguſt, und erwiedere eilig nur Weniges, und zwar mit Vergnügen, da ich vermelden kann, daß ich die erſte Scene ſehr wohl gerathen finde. Wenn Sie in einigen Punkten von meinem Vorſchlag abgingen, ſo hatten Sie vollkommen recht, da Sie die Eigenheiten Ihrer Charaktere, Gang und Ziel Ihres Stückes beſſer im Sinne haben werden als ich.

Nun wäre denn von der letzten Scene des erſten Acts zu reden, die ich für ſehr ſchwierig halte. Indeſſen wird ja wohl Nachdenken und Verhandlung darüber das eigentlich Erforderliche auch hervordrängen. Baldmöglichſt das Weitere.

Für die fortgeſetzte Sendung der Eos [1]) danke zum ſchönſten, mit freundlichem Erſuchen, beikommende Anzeige 1) gefällig einzurücken. Sobald ein vollſtändiges Exemplar in meinen Händen iſt, überſende ſolches zu etwaiger Benutzung. Das Beſte wünſchend,

---

[1]) Eos, Blicke auf Welt und Kunſt, wovon der Verfaſſer die Redaction ſeit Kurzem übernommen hatte.

Weimar, 22. Auguſt 1826.

aufrichtig theilnehmend
J. W. Goethe.

7.

Mündlich über die letzte Scene des erſten Acts 2).

„Der Fürſt müſſe durch eine frühere Leidenſchaft in Italien, deren Gegenſtand ihn ſchändlich hinterging, zu einem allgemeinen Mißtrauen gegen die Weiber verleitet worden ſein, und die gegenwärtige Verbindung mit der Fürſtin daher wider Willen und nur des Staatsvortheils wegen zu ſchließen beabſichtigen, damit ſeiner Abneigung gegen die Fürſtin eine Art Entſchuldigung zur Seite ſtehe, und beſonders das weibliche Zuſchauerperſonal, welches immer gern ſehe, daß man verliebt geweſen, oder noch ſei, die Härte und Flatterhaftigkeit des neuen Eheherrn mit etwas milderen Augen betrachte 3).“

---

1) Kunſt und Alterthum, V. Bandes 3tes Stück. Stuttgart in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1826.

2) Als der Verfaſſer perſönlich nach Weimar gekommen war und während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes zu wiederholter Beſprechung über alles noch Zweifelhafte beſchieden wurde.

3) So ſchön und zart dieſer Vorſchlag auf den erſten

8.

Ew. ꝛc.

verlieren bei unſern Communicationen ja den Hauptpunkt nicht aus den Augen, daß meine Vorſchläge blos conſultativ ſind und daß dem Dichter immer die Freiheit bleibt, zu entſcheiden, was ihn am ſicherſten zum Zweck führt. Können Sie auf irgend eine Weiſe die Härten austilgen, die mir eigentlich in dieſer Scene anſtößig waren, ſo werden Sie gewiß auch meine Zufriedenheit bewirken. Es ſoll mich freuen, eine ſo verdienſtliche Ar-

---

Blick Alles zu verknüpfen und auszugleichen verſprach, ſo ſchien er doch, bei näherer Prüfung, den urſprünglichen Sinn des Stückes ſo zu verrücken und die feineren Fäden der Motivirung aufzulöſen, daß der Verfaſſer darauf nicht eingehen zu können glaubte. Denn abgeſehen von der Monotonie, welche ſolch früheres Liebesverhältniß des Fürſten herbeiführen mußte, da Adamar und die Fürſtin ſich faſt im gleichen Falle befanden, ſo wäre auch der eigentliche Zweck des Stückes: die Bekehrung eines, in unſrer Zeit nicht ſeltnen Vorurtheils gegen die Ehe, durch Liebe, darzuſtellen, ſo gut als vernichtet worden, indem eine frühere unglückliche Leidenſchaft den Fürſten nicht ſowohl gegen ſeine Verlobte, als gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt eingenommen haben würde, wovon doch ſeine ſchnelle Flamme für Kunigunde und die plötzliche Bekehrung von ſeiner Eheſcheu das vollkommene Gegentheil bekundet. Auf dieſe, zwar zögernd, aber doch mit Freimüthigkeit vorgetragenen und aus dem Gange der Handlung noch näher entwickelten Gründe erfolgte ſodann der obige, freundliche Beſcheid und endlich, durch die weitere Aeußerung des Herrn ꝛc. v. Müller, nach faſt funfzehnmonatlicher Dauer, der Schluß dieſer Verhandlungen.

heit vom poetiſchen Stapel auf das Theatermeer auslaufen zu ſehen.

Mit vorzüglichſter Hochachtung,

Weimar, 1. November 1826.

gehorſamſt

J. W. Goethe.

9.

Im Auftrage Goethe's.

Ich werde Goethe'n, der durch Miniſter Humboldt's vierzehntägige Anweſenheit ſehr erfreut, aber auch ſehr beſetzt war, wieder an die Antwort erinnern, die er mir für Sie zuſagte. Soviel ich ihm abgemerkt, iſt er jedoch der Anſicht, es ſei beſſer, an der fraglichen Scene nicht weiter zu markten, da ſie einmal mit dem Ideengange des ganzen Stückes zu ſehr verwebt ſei, als ſeinen früheren Aeußerungen ein noch weiteres Genüge zu thun [1]. Auch eine gewiſſe Keckheit gefalle öfters nur um ſo mehr. Sie möchten das Schiff nur immerhin vom Stapel laufen laſſen, es werde ſich ſchon flott erhalten.

Weimar, 6. Januar 1827.

v. Müller.

---

[1] Einiges zu Grelle im Ausdruck war auf die obige Andeutung noch beſeitigt worden.

I.

Die Hofdame.

Luſtſpiel in fünf Acten.

(Zuerſt dargeſtellt auf dem herzogl. Hoftheater von Coburg-Gotha, ſodann zu Frankfurt am Main u. ſ. w.)

Zueignung.

Ihr Holden, Euch, die treu die Herzen neiget
Dem Dienſt der Schönheit unterm Schmuck der Krone,
Die Ihr die Brücke baut, worauf vom Throne
Der Mächt'gen Gruß zur Menſchheit niederſteiget,

Die Kluft erfüllt, wodurch getrennt ſich zeiget
Vom Licht des Mitgefühls der Herrſchaft Zone,
Vertrau'n empfangt, doch deſſen höchſtem Lohne
Entſagen müßt, — die Bruſt verſchließt und ſchweiget;

Ja, Euch, mit deren Namen ſie erſcheinen,
Will gern der Sänger dieſe Blätter ſtreuen,
In Euren Schutz die bunte Schöpfung geben,

Die ihm Geſtalt, doch *Leben* dankt — dem Leben.
O möchte ſie den Urſprung nicht verneinen,
Um mit dem eignen Bild' Euch zu erfreuen! —

Die Hofdame.

Luſtſpiel in fünf Acten.

Perſonen.

Der Fürſt.
Die Fürſtin, deſſen Verlobte.
Der Herzog, Vater der Fürſtin.
Der Hofmarſchall.
Graf Adamar, Kammerherr.
Graf von Mark, Hofjunker.
Die Oberhofmeiſterin.
Roſalie v. Hohenſtein, }
Kunigunde v. Heldt, } Hofdamen.
Damen, Hofcavaliere, Jagdjunker, Pagen, Masken, Lakaien.

Schauplatz: die Sommer-Reſidenz des Fürſten.

Erster Act.

Saal im Schloſſe.

Erste Scene.

Der Hofmarſchall, Graf v. Mark und Bediente.
(Alle in Galakleidern.)

Hofmarſchall.

Am Garten, ſagen Sie?

Graf v. Mark.

Am Garten ließ ſie halten,
Stieg aus und ging zu Fuß.

Hofmarſchall.

Hier muß ein Irrthum walten.

Graf v. Mark.

Ein Irrthum?

Hofmarſchall.

Ja, Herr Graf! „Am großen Schloßthor hält
Der Fürſtin Wagen an," ſo iſt von mir beſtellt.

Graf v. Mark.

Der Fürſtin aber ſchien es anders zu gefallen,
Sie ſtieg am Garten ab.

Hofmarſchall.

So werd' ich doch in allen
Verrichtungen durchkreuzt, weil Jeder, wie's beliebt,
Der Ordnung widerſtrebt und ſelbſt Befehle giebt.
Anſtatt wir, nach dem Brauch, am Schloßthor ſie erwarten,
Fährt ſie ums Thor herum und gehet durch den Garten.
Doch war's vielleicht der Fürſt, der ihr den Weg gezeigt.

Graf v. Mark.

Der Fürſt iſt nicht zu ſeh'n, ſo weit das Auge reicht.

Hofmarſchall.

Wie, nicht zu ſeh'n? Der Fürſt — nicht bei ihr?

Graf v. Mark.

Wie ich ſage!

Hofmarſchall.

Unmöglich!

Graf v. Mark.

Seh'n Sie ſelbſt!

Hofmarſchall.

O Himmel! welche Lage!
Er ritt ja doch hinaus!

Graf v. Mark.

Ja wohl!

Hofmarſchall.

Entgegen ihr!

Graf v. Mark.

So heißt's!

Hofmarſchall.

O Mißgeſchick! und nun, — und nun nicht hier! —

Zweite Scene.

Mehrere Cavaliere in Gala. Die Vorigen.

Hofmarſchall (zu den Eintretenden).

Geſchwind! — Wo bleiben Sie? Die Braut iſt angekommen;
Doch fehlt der Fürſt! — Sie hat den Gartenweg genommen,
Drum ſchnell entgegen ihr!

(indem er gehen will)

Doch halt! Wir Herrn allein, —
Das würde dem Gebrauch durchaus zuwider ſein.

(zu einem Lakaien)

Den Damen melde man, daß wir ſie hier erwarten,
Die Fürſtin Braut ſei da, — befinde ſich im Garten.

(Lakai ab.)

Ein Cavalier.

Hier kommt ſie ſchon!

Hofmarſchall.

O weh! — Doch zeigen ſoll ſich nun,
Was Geiſtesgegenwart und Muth im Unglück thun!

Dritte Scene.

Die Fürſtin von einem **Kammerherrn** geführt, **die Oberhofmeiſterin, Kunigunde** und **einige Cavaliere** (alle in Reiſekleidern). **Die Vorigen.**

(**Der Hofmarſchall** geht der **Fürſtin** entgegen, die Anweſenden ordnen ſich zu beiden Seiten.)

Hofmarſchall.

Eu'r Hoheit plötzliches, — beglückendes Erſcheinen,
Bevor wir zum Empfang vermocht uns zu vereinen,
Entſchuld'gen wir, — nicht wir, — entſchuldigt uns vielleicht,
Daß unſrer Huld'gung Pflicht ſo ſäumig ſich gezeigt.
Denn daß Eu'r Hoheit durch die Hinterpforte kämen,
Das wagten wir mit Recht durchaus nicht anzunehmen.

Fürſtin.

Ich weiß! — Doch war mein Wunſch, die Herrn nicht zu bemüh'n;

Auch reizte mich der Park, wo juſt die Roſen blüh'n,
Und den ich, ohne daß vom Ziel es mich entfernte,
Bei der Gelegenheit ein wenig kennen lernte. —
(zum Hofmarſchall)
Wie ging es, ſeit man Sie an unſerm Hofe ſah?

Hofmarſchall.

Zu gnädigſtem Befehl!

Fürſtin.

Wo iſt der Fürſt?

Hofmarſchall.

Ganz nah; —
Er ritt, — er ritt hinaus, — Eu'r Hoheit grad' entgegen!

Fürſtin.

Ich ſah ihn nicht!

Hofmarſchall.

Dann ſcheint's, er ſei auf falſchen Wegen. —

Fürſtin.

So ſcheint es allerdings. —

Hofmarſchall

(nachdem er mit einem Lakaien heimlich geſprochen, welcher eilig abgeht).

Bis man uns Kunde bringt, —
Was unſrer Boten Eil' gewiß recht bald gelingt, —

Denn — man befand ſich hier ſchon mehr in ſolchen
Fällen, —
Sei mir vergönnt, die Herrn Eu'r Hoheit vorzuſtellen!
Baron von Horſt!

Fürſtin.

Sieh da! mein Landsmann, — und ſeit wann
In hieſ'ger Reſidenz?

Baron.

Erſt geſtern kam ich an.

Hofmarſchall.

Major von Kirchberg!

Fürſtin.

Wie! — den Namen ſollt' ich kennen. —
Ja! in Italien war's — dort hört' ich oft ihn nennen.
Sind Sie's?

Major.

Bewahr' mich Gott! das muß ein Andrer ſein.

Hofmarſchall.

Hofjunker Graf von Mark!

Fürſtin.

Sonſt *keine* Stelle?

Graf v. Mark.

Nein.

Fürſtin.

Wo haben Sie ſtudirt?

Graf v. Mark.

Beim Pfarrer auf dem Gute;
Ich wollte nicht, doch da die Mutter gar nicht ruhte,
Entſchloß ich mich zuletzt.

Fürſtin.

Das war zu loben!

Hofmarſchall
(dem ausgeſandten Lakaien entgegen, welcher jetzt wieder eintritt).

Nun? —
Noch immer kein Beſcheid?

Lakai.

Noch nicht!

Hofmarſchall (für ſich).

Was ſoll ich thun?
(laut)
Wenn nur ein Unfall nicht den Fürſten hat betroffen!

Fürſtin.

Ein Unfall? — Glauben Sie —

Hofmarſchall.

Ich will das Beſte hoffen,
Doch nöthig ſcheint es, um den Zweifel zu zerſtreu'n,
Durch einen ſichern Mann die Botſchaft zu erneu'n.

(zum Grafen v. Mark)
Ich bitte, Graf, geh'n Sie, und bringen Sie uns Kunde!
(heimlich zu demſelben)
Sie warte, melden Sie, ſchon eine volle Stunde.
(Graf v. Mark ab.)

Fürſtin (für ſich).

Ein tröſtlicher Empfang!

Hofmarſchall (für ſich).

Auf Nadeln ſteh' ich hier!

Vierte Scene.

Roſalie und andre Damen in Galakleidern. Die Vorigen.

(Die Damen verneigen ſich vor der Fürſtin und bleiben dann in einiger Entfernung ſtehen.)

Hofmarſchall (für ſich).

Die Damen! — Gott ſei Dank! — das giebt Zerſtreuung ihr.
(zur Oberhofmeiſterin, indem er den Damen näher zu treten winkt)
Ich bitte! —

Oberhofmeiſterin.
(vorſtellend)

Gräfin Mark!

Fürſtin (zum Hofmarſchall gewendet).

Die Mutter unſres Boten?

Hofmarſchall.

Sie ſelbſt!

Fürſtin (zur Gräfin).

Und — Ihr Gemahl?

Gräfin.

Ach! — der iſt bei den Todten!
Doch lebt im Sohn er fort an Adel —

Fürſtin (einfallend).

und Verſtand.

Oberhofmeiſterin.

Baronin Wildenfels!

Fürſtin.

Dem Autor wohl verwandt,
Von welchem kürzlich man viel Rühmliches geleſen?

Baronin.

Mit einem Autor ſind wir nie verwandt geweſen.

Oberhofmeiſterin (Roſalie vorſtellend).

Comteß von Hohenſtein!

Fürſtin (ſchnell einfallend, indem ſie Roſalie umarmt).

Zum Dienſt bei mir erſeh'n!

Ich weiß, — und wie mich's freut, will laut ich hier geſteh'n.
Warum nicht eilten Sie ſogleich mich zu begrüßen? —

Roſalie.

Wohl zog mein Herz mich her zu Eurer Hoheit Füßen,
Doch lehrte Mäßigung mich ſchon —
(mit Blicken auf die Umgebung)
mein neuer Stand.
Ein volles Herz und er ſind wenig ſich verwandt.

Fürſtin.

Wohl wahr! Doch ſoll ſich hier die Wahrheit nicht bewähren;
Ich kann wohl Ihren Dienſt, doch nicht Ihr Herz entbehren.

Roſalie.

O, ſo ſei beides denn der Herrin ganz geweiht.

Fürſtin.

Als deutlichen Beweis von zarter Achtſamkeit
Erkenn' ich's, daß auf Sie des Fürſten Wahl gefallen.
Sie macht mich heimiſcher in dieſen fremden Hallen.
Oft hat, als Muſter von Gemüth, Talent, Verſtand,
Uns Fräulein Hohenſtein des Rufes Mund genannt.
Ihr dient an unſerm Hof ein ganzes Heer von Zungen,
Doch diesmal hat der Ruf der Wahrheit nachgeſungen.

Roſalie.

Verdien' ich ſolchen Spott, o Fürſtin?

Fürſtin.

Spott? warum?

Roſalie.

Wie könnt' es Ernſt wohl ſein?

Fürſtin.

Der iſt's! doch bin ich ſtumm,
Wenn meiner Freude Ton Ihr Zartgefühl verwundet,
Obwohl, was ich geſagt, dies Zartgefühl bekundet. —
Wie lange iſt es nun, ſeit wir uns nicht mehr ſah'n?

Roſalie.

Ich denke ſieben Jahr.-

Fürſtin.

Viel Dinge wohl geſchah'n
Seit jener ſchönen Zeit! Wir waren Kinder Beide,
Und jetzt! — O daß uns nur das Schickſal nie mehr ſcheide!

Fünfte Scene.

Graf v. Mark. Die Vorigen.

Hofmarſchall (ihm entgegen).

Was bringen Sie?

Graf v. Mark.

Sogleich iſt Seine Hoheit hier! —
Ein Jäger kam geſprengt, und der erzählte mir —

Hofmarſchall.

Ich rathe ſchon; — der Zug kam ab vom rechten Wege!

Graf v. Mark.

Mit nichten! Man durchzog ein waldiges Gehege,
Als plötzlich Lärm entſteht, und rings umher der Wald
Von Hörnerklang, Gebell und Jagdruf wiederhallt! —

Hofmarſchall (bei Seite zum Grafen).

Nicht weiter!

Graf v. Mark.

Man vernimmt, daß eines Ebers Fährte
Gefunden ſey, der längſt die Felder rings verheerte.

Hofmarſchall (wie vorhin).

Um Gotteswillen, ſtill!

Graf v. Mark.

„Halloh! dem Eber nach,"
Befiehlt ſogleich der Fürſt und ſprengt voran.

Hofmarſchall (für ſich).

O Schmach!

Graf v. Mark.

Die Andern hinterdrein, und eh' viel Zeit verfloſſen,
War von des Fürſten Hand der feiſte Burſch geſchoſſen!

Fürſtin.

Der Anfang ſagt genug! —

Sechste Scene.

Der Fürſt. Adamar, Jagdjunker und Gefolge (alle im eleganten Jagdanzuge). Die Vorigen.

Hofmarſchall (dem Fürſten entgegen).

Die Fürſtin!

Fürſt.

Wie! ſchon hier?

Hofmarſchall (halblaut zum Fürſten).

Seit einer Stunde ſchon!

Fürſt.

Willkommen ſein Sie mir! —
Nur muß der Hausherr gleich Verzeihung ſich erflehen,
Daß früher als er ſelbſt den Gaſt ſein Haus geſehen.
Doch mildert ſich die Schuld, bedenkt der holde Gaſt,
Es falle ihr Gewicht zum Theil ihm ſelbſt zur Laſt,
Indem er ſeinem Wirth die Sehnſucht rege machte,
Der Stunde Schneckenlauf zu täuſchen, die ihn brachte.
Doch führte, wie es ſcheint, mein Eifer mich zu weit,
Es ward der Weg verfehlt, und ſo verfloß die Zeit.

Fürſtin.

Sie wurde mir nicht lang!

Fürſt (halblaut zu Adamar).

Verſtehſt Du?

Adamar (ebenſo zum Fürſten).

Wie wir ſäen,
So ernten wir!

Fürſtin.

Mir war, den Park hier zu durchſpähen,
Indeß vergönnt, wo viel Erfreuliches ſich bot.
Die ätherreine Luft, das ferne Abendroth,
Das ſchon der Blätter Rand begann mit Gold zu ſäumen,
Der fremden Vögel Schar in wohl verwahrten Räumen,
Die großen Karpfen auch im ſchilfbekränzten Teich,
Bei denen Fräulein Holdt
(indem ſie ſich gegen Kunigunde wendet)
durch Zwieback ſich ſogleich
In Gunſt geſetzt, — nicht wahr?
(Kunigunde verbeugt ſich)
Das Alles ließ die Stunde
Des Harrens ſchnell entflieh'n.

Fürſt.

Mit ſo beredtem Munde
Entſchuldigt ſich zu ſeh'n, macht Luſt zu *neuer* Schuld.

Fürſtin.

Doch trägt man ſie vielleicht nicht immer mit Geduld.

Fürſt (ihr die Hand küſſend).

Verzeih'n Sie mir!

Fürſtin.

Es ſei davon nicht mehr die Rede.

Roſalie (bei Seite).

O weh! der Friedensſchluß verkündet neue Fehde.

Fürſt (halblaut zum Hofmarſchall auf Kunigunde deutend).

Wer iſt die Dame da?

Hofmarſchall.

Der gnäd'gen Fürſtin Braut
Hoffräulein, wie es ſcheint.

Adamar (leiſe zum Fürſten).

Ihr Kaltſinn ſpricht zu laut!
Bezwingen Sie ſich nur die erſten kurzen Stunden.

Fürſt
(bei Seite mit feurigen Blicken auf Kunigunde).

Ganz recht!
(für ſich)
Wie iſt ſie ſchön! Nichts Schöner's wird gefunden.

Fürſtin.

Erlauben Sie, mein Fürſt, ſo zieh' ich mich zurück.

Fürſt.

Nach Wunſch! — jedoch — wo weilt der Herzog? — ſoll ſein Glück
Der Bräutigam nicht aus des Vaters Hand empfangen?

Fürſtin.

Ein wichtiges Geſchäft beſiegte ſein Verlangen,
Mein Führer ſelbſt zu ſein; doch nur für einen Tag
Erbittet er Geduld; ſchon morgen kommt er nach.

Fürſt:

Nothwendig wird demnach die Trauung aufgeſchoben.
(bei Seite)
Ein Tag der Freiheit mehr!

Fürſtin (für ſich).

O, wär' ſie aufgehoben!
(ſich gegen den Fürſten verneigend)
Mein Fürſt —

Hofmarſchall (zur Fürſtin).

Gefall' es nur Eu'r Hoheit noch zuvor,
Dem Gang des heut'gen Feſt's zu leih'n ein gnädig Ohr.
Den Anfang macht ein Spiel, zur Feier des Empfanges
Verfaßt und ausgeführt von Künſtlern höchſten Ranges. —

Fürſt (einfallend).

Hier
(indem er auf Adamar deutet)
der Poet! —

Adamar.

Mein Fürſt —

Fürſt.

Den bill'ger Lorbeer krönt!

Fürſtin (für ſich).

Wie doch Beſcheidenheit das Schöne noch verſchönt.

Hofmarſchall.

Dann wird ſoupirt, danach zum Balle ſich vereinet,
Wobei der ganze Hof in Maskentracht erſcheinet,
Und der das Feſt beſchließt.

Fürſtin.

So eil' ich auszuruh'n,
Um ſo gehäufter Luſt ihr volles Recht zu thun.

(Ab mit den Damen und Cavalieren.)

Siebente Scene.

Der Fürſt. Der Hofmarſchall und Adamar.

Hofmarſchall.

Mein gnäd'ger Fürſt, — o Gott! — erdreiſt' ich mich's zu ſagen? —
Die Fürſtin, — ihr Empfang! — wie hab' ich's nur ertragen!? —
Sie kam, — noch faſſ' ich's nicht! — ſie kam allein daher.
Nein, die Verlegenheit vergeſſ' ich nimmermehr!
Hofmarſchall bin ich hier ſeit ſechs und zwanzig Jahren,
Doch ſo was hab' ich nie, hat nie ein Menſch erfahren.
Was ich für Chroniken der Höfe durchgeſtört,
In den Annalen iſt ſo etwas unerhört.

Ein Fürſt, bedenken Sie, ein Fürſt auf Freiers Füßen,
Der, während er die Braut geziemend ſoll begrüßen,
Der, wo der ganze Hof in der Erwartung ſteht,
Den Himmel ſorgen läßt und — auf die Saujagd geht.

Fürſt.

Ein böſer Fall, fürwahr! — Doch wer, an meiner Stelle,
Wer hätt' es *nicht* gethan? — Denn als mit Blitzesſchnelle
Der Eber ſo hervor aus dem Gebüſche brach,
Wer, wenn's ein Jäger iſt, wer ſprengte da nicht nach?! —
Wie beim Trompetenſchall das Schlachtroß keinem Sporen
Und Zügel mehr gehorcht, mit ſcharf geſpitzten Ohren
Und offnen Nüſtern ſich entgegenwirft dem Feind,
So kann der Jäger auch, wenn ihm ein Wild erſcheint,
Nicht erſt nach Höflichkeit und ſcheuer Rückſicht fragen.
Zudem vernahmen wir zeither ſo manche Klagen
Vom Landmann, dem das Wild die Felder umgewühlt,
So daß ich mich zur Jagd *verpflichtet* ſelbſt gefühlt.
Auch ward ein Fall mir kund auf meiner letzten Reiſe
Durch Welſchland —

Hofmarſchall (unterbrechend).

Welſchland! Ja! ſo ſehr das Land man preiſe,
Dort ward der Grund gelegt zu Allem, was geſchieht,
Dort keimte der Verfall der Sitten, den man ſieht.
In dieſem Cirzen-Thal und zügelloſen Lande,
Wo Jeder nach Gelüſt des Anſtands edle Bande
Zerreißt und von ſich wirft, nur lebend, wie er mag,

Wo jede Thorheit man dem Fremden ſiehet nach,
Da lernt die Jugend, was geziemlich iſt, verletzen
Und des Decorums Schmuck als Wahn hintan zu ſetzen. —
Doch ſind an alle dem zunächſt die Künſtler ſchuld. —
Weil man ſie ſucht, ſie lobt und buhlt um ihre Huld,
Mit ihnen Arm in Arm ſich zeigt auf allen Gaſſen,
Ja, weil ſich *Fürſten* ſelbſt ſo weit herunterlaſſen,
So halten ſie ſich leicht für Weſen höh'rer Art
Und meinen, da ſich meiſt mit Dünkel Plumpheit paart,
Es kleide ſie gar ſehr dies ungebundne Weſen,
Das dann von Andern auch zum Muſter wird erleſen.

Fürſt.

Man muß geſteh'n, ein Freund der Künſtler ſind Sie nicht,
Und ſagen das ſogar dem Grafen ins Geſicht,
Den ſein Beruf zur Kunſt mit jenen eng verkettet
Und welcher hoffentlich der Künſtler Ehre rettet.
Sein Vorurtheil für ſie iſt allgemein bekannt;
Drum ſein Sie nur gefaßt auf kräft'gen Widerſtand.

Adamar.

Mich dünkt, man könne nie genug die Künſtler ſchätzen,
Die in ein Schattenglück das Glück des Lebens ſetzen.
Ja! dieſes Leben ſelbſt und ihre ganze Kraft
Der Freude Andrer weih'n, nur *einer* Leidenſchaft
Gehorchen, *eine* Frucht vom Lebensbaum nur pflücken:
Den dürren Lorbeerzweig, womit die Stirn ſie ſchmücken.
Ein unfruchtbarer Preis, der, eh' man ihn gewann,

Verloren wird, ein Gut, das man nicht nützen kann,
Denn erſt die Nachwelt reicht verdienten Ruhmes Krone
Und nur *Geſtorbnen* wird Unſterblichkeit zum Lohne. —
Vor allen ſteh'n mir drum die edlen Meiſter hoch,
Die Welſchlands weicher Schooß zum Ernſt der Kunſt erzog,
Die dort, wo Alles ſchwelgt und zum Genuſſe fodert,
Nur folgend dem Beruf, von heil'ger Gluth durchlodert, —
Da zur Vollendung nicht die inn're Kraft genügt, —
Zum flücht'gen Genius den ſtarken Fleiß gefügt,
Und dem Vollkommenſten, was je die Welt geſehen,
Was je das Herz erfreut, verliehen ſein Entſtehen.

Fürſt.

Sehr wahr! mein Freund.

Hofmarſchall.

O ja! und trefflich ausgedrückt.

Fürſt.

Sie geben ſich beſiegt! ich ſeh's! Sie ſind entzückt,
Und werden ferner nicht die armen Künſtler ſchelten.

Hofmarſchall.

Verzeihung, gnäd'ger Fürſt, die Künſtler laſſ' ich gelten;
Nur find' ich ihre Art, ihr Weſen wunderlich;
Beſonders wenn ſie aus der Welt der Freiheit ſich
In unſre Alltagswelt bemüh'n zurückzukehren.
Verträglich ſcheinen mir mit guter Sitte Lehren

Der zugeknöpfte Rock, das lockre Halstuch nicht,
Der dicke Lockenwuſt, das Bartwerk im Geſicht,
Und zwar noch weniger, wenn, aus beſondrer Grille,
Zu dieſem Faſtnachtputz gefügt erſcheint — die Brille.

Fürſt (lachend).

Die Brille! freilich wohl, ſie paßt dazu nicht ganz;
Doch wen'ger paßte noch der unbequeme Glanz,
In deſſen Banden wir wie Puppen uns bewegen;
Der ſpitzgeſchnittne Frack, der Eckenhut, der Degen,
Dies alberne Gemiſch von Unbeholfenheit,
Von ſchalem Ungeſchmack und ſteifer Häßlichkeit,
Noch wen'ger paßte das zu jenem friſchen Leben
Am Buſen der Natur, zum Schaffen, Wogen, Weben
Im Reich der Phantaſie, zu jener heitern Welt,
Worin der freie Mann, der Künſtler, ſich gefällt.

Hofmarſchall.

So mögen denn die Herrn mit ihrem Putze ſchalten
Und da, wo ſolche paßt, die Maske beibehalten;
Nur loben kann ich's nicht, daß man in ſolcher Tracht
An deutſchen Höfen ſelbſt auf Zutritt Anſpruch macht;
Wie ſolch Naturkind denn auch hier vor wen'gen Tagen
Mit Eurer Hoheit ſich ganz familiär betragen.
Ein ſeltſam Schauſpiel war's, — ganz neu, — man muß geſteh'n,
Mit ihm durch Feld und Flur Eur' Hoheit zieh'n zu ſeh'n.

Fürſt.

Nun ja! Ich wollt' ihn gern die Gegend kennen lehren,
Um unſ're Luſt daran an ſeiner zu vermehren.

Adamar.

Auch giebt es in der That, wie man bekennen muß,
Kaum einen höheren und innigern Genuß,
Als durch des Künſtlers Aug' die Dinge zu betrachten.
Da lernt man ſie verſteh'n und auf ihr Weſen achten.
Die Schöpfungen der Kunſt, die Wunder der Natur
Enthüllen ihren Sinn dem Blick des Kenners nur;
Ihm wird der Marmor erſt zum geiſterfüllten Bilde,
Der Berge dunkles Grün, der Wolken blaue Milde,
Des Baches Wirbeltanz, der dichtbelaubte Wald,
Die ganze Schöpfung zur lebendigen Geſtalt.
Er ſchaut in ihren Kern, ihm weichen ihre Siegel,
Er ſprengt des innern Baus geheimnißvolle Riegel,
Und Bahn ſich brechend zu der Werkſtatt der Natur,
Belauſcht er ihr Geſchäft, ertappt ſie auf der Spur,
Und weiß in jedem *Theil* des *Ganzen* Sinn zu finden.
Wer wollte drum nicht gern mit Künſtlern ſich verbinden,
Und welche andre Luſt kann der zur Seite ſteh'n,
Durch ihr gebildetes Organ die Welt zu ſeh'n?

Hofmarſchall.

Mag ſein! Doch werd' ich nie mich davon überzeugen,
Daß ſolchem Vortheil ſich der Anſtand müſſe beugen;
Und loben kann ich drum ein Thun und Treiben nicht,

Das auf ſo grelle Art dem Anſtand widerſpricht,
Ja, das zu mancherlei von den Begebenheiten,
Die unſre Zeit erlebt, den Gährſtoff half bereiten.

Fürſt.

Du armes Künſtlervolk! die Irrungen der Zeit
Verſchuldet endlich gar dein anſpruchloſes Kleid!
Der Anſtand, ich geſteh's, iſt eins der Hauptgeſetze
Geſelligen Verkehrs, und daß man ihn verletze,
Dagegen ſtreit' ich ſelbſt; doch muß, was Anſtand ſei,
Zuvor entſchieden ſein; hier giebt's gar vielerlei
Gefühl und Anſicht! Mir erſcheint's, wann Leute ſprechen,
Dem Anſtand ſehr gemäß, ſie nicht zu unterbrechen.
Doch thaten Sie's vorhin, als ich von Welſchland ſprach.

Hofmarſchall.

Mein gnäd'ger Fürſt!

Fürſt.

O ſtill, ich trage das nicht nach,
Und will, um jede Furcht von Ihnen abzuwenden
Und als Vergeſſens Pfand, die Phraſe jetzt vollenden.
In Welſchland war's, woſelbſt ich eine Chronik fand,
Worin ein Gegenſtück zum heut'gen Falle ſtand:
Ein Prinz von — Parma, der ſich ehlich ſoll verbinden,
Und welcher im Moment der Trauung nicht zu finden.
Verlegen ſteht die Braut, die Gäſte ſind erſtaunt,
Es wird ſich Grund auf Grund einander zugeraunt;

Man ſendet Boten aus, durchforſcht das Schloß, den Garten,
Die ganze Stadt, — umſonſt! Nach ewig langem Warten
Zerſtreu'n die Gäſte ſich und Jeder zieht nach Haus;
Indeß der Bräutigam, — der Bräutigam bleibt aus.
Schon theilt das halbe Land des Hofes Noth und Schrecken!
Es wird ein Preis beſtimmt, man ſchlägt's an alle Ecken,
Umſonſt! Des Prinzen Loos blieb völlig unbekannt,
Kein kleinſter Troſt erſchien, die letzte Hoffnung ſchwand,
Als plötzlich, Abends, ihn am Teich die Diener trafen,
Wohin er fiſchen ging und wo er — eingeſchlafen!
Mit dieſem Beiſpiel ſchlägt man Jeden aus dem Feld,
Von dem als unerhört mein Fall wird aufgeſtellt.
Damit bekämpfen Sie des böſen Leumunds Waffen,
Um *mir* Gerechtigkeit und Ruhe *ſich* zu ſchaffen.
Befriedigt iſt die Welt, wird ihr der Fall bekannt,
Nur ſei ich ſelber als Gewährsmann nicht genannt!

(Der Fürſt verneigt ſich gegen den Hofmarſchall, welcher ſich entfernt.)

Achte Scene.

Der Fürſt. Adamar.

Fürſt.

Der gute Narr! — was hilft's! — Vernunft iſt da verloren,
Sie iſt ein Lufthieb bei ſo eingefleiſchten Thoren. —
Doch endlich, Adamar, ſind wir allein, drum ſprich,
Wie ſchien die Fürſtin Dir, wie wirkte ſie auf Dich?

Adamar.

Das ſollt' ich wohl, mein Fürſt, zuerſt Sie ſelber fragen.

Fürſt.

Mich alſo? Ja! ich weiß Dir wenig drauf zu ſagen,
Denn frei Dir zu geſteh'n, ich ſchaute kaum ſie an.

Adamar.

Nun das iſt allerliebſt! — Sie ſind der einz'ge Mann,
Der ſeine ſchöne Braut zum erſten Male ſiehet,
Und ihr, um nichts zu ſeh'n, den erſten Blick entziehet.

Fürſt.

Um nichts zu ſeh'n? Du irrſt!

Adamar.

Ei, ei! So ſetzte ſchon
Sich eine Andre gleich auf Ihren Herzensthron?

Fürſt.

Ich fand Gefallen an der einen ihrer Damen.

Adamar.

An welcher?

Fürſt.

Ja, mein Gott, wer weiß nun gleich die Namen!

Adamar (bei Seite).

So, ſo! —

(laut)

Doch dünkt mich, ſei die Fürſtin wunderſchön.

Fürſt.

Die Andre noch weit mehr!

Adamar.

Der Fürſtin Reiz erhöhen

Verſtand und Geiſt!

Fürſt.

Ei nun! wird Jener auch nicht fehlen.

Adamar.

Ihr Lächeln, wo Gemüth und Schalkheit ſich vermählen —

Fürſt.

Das fand ich juſt an Der!

Adamar.

Der Fürſtin edler Bau,

Ihr Anſtand —

Fürſt.

Ach! was hilft's? — ſie wird ja meine Frau!
Du kenneſt nun einmal die Anſicht von der Ehe,
Wozu ich mich bekannt, von der ich ab nicht gehe.
Ob ohne Neigung, ob damit geknüpft ſie ſey,
Sie führet immer nur ein Reſultat herbei:
Des Glückes ſchnelle Flucht, die Ankunft langer Sorgen.
Sei überſelig heut, du biſt es wen'ger morgen;
Aus Luſt wird Sättigung, aus dieſer Ueberdruß;
Was heut ein freier Trieb, iſt morgen ſtrenges Muß.
Ein menſchlich Inſtitut, mit der Natur im Streite,
Verlangt die Ehe, daß man Feſſeln ſich bereite,
Die nur der Tod zerbricht. — Was man ſo lang beſaß,
Für deſſen Werth verliert man aber leicht das Maß;
Denn wo iſt der Geſchmack ſo nüchtern und beſtändig,
Dem nimmer die Begier nach Wechſel wird lebendig?
Erblickſt an Deiner Frau Du Alles das vereint,
Was Dir Vollkommenes an andern Frau'n erſcheint,
Und biſt Du, wenn an ihr die Blüthen Dir vergehen,
So blind, des Frühlings Pracht an jenen nicht zu ſehen,
Ja, findeſt Du, im Netz des Eheſtands verſtrickt,
Nicht bald das Weib, wo ſonſt den Engel Du erblickt?

Adamar.

Gewiß! Der Kluge wird der Gattin Mängel kennen,
Wird Andre ſchöner oft und liebenswerther nennen,
Mit flüchtiger Begier und heißer Phantaſie

Des Wechſels Luſt ſich nah'n, doch ihr erliegen — nie.
Denn Eins bekämpft in uns den Wunſch nach fremden Gaben
Und lehret in der Eh' uns würd'gen, was wir haben:
Gewohnheit iſt's, auf Pflicht und Mäßigung gebaut.
Was lang uns hat erfreut, wird näher uns vertraut,
So wie ein häßlich Kleid, an das wir uns gewöhnen,
In unſern Augen oft ſich ſcheinet zu verſchönen.

Fürſt.

Ein Kleid und eine Frau! das Gleichniß hilft Dir ſchlecht;
Das Kleid wird abgeſchafft, ſobald Dir's nicht mehr recht,
Allein die Frau bleibt da, und ſieh! drum mag man eben
Mit alten Kleidern wohl, mit alten Frau'n nicht leben.
Behaglich iſt nur, was freiwillig man vollbringt,
Was man auch laſſen kann, wozu uns Niemand zwingt.
Du haſt ein Kleid und weißt, Du kannſt darüber ſchalten,
Es ſtündlich von Dir thun, drum magſt Du's gern behalten;
Doch haſt Du eine Frau und lägſt dem Glück im Schooß,
So mußt Du glücklich ſein, drum — wärſt Du gern ſie los.
Mein Satz iſt: Wer nichts wünſcht, der braucht nichts zu entbehren;
Drum will von einer Frau ich Liebe nicht begehren,
Damit ſie ſolch' Gefühl auch nicht begehrt von mir.

So ſind wir Beide frei, und Beide nützen wir
Der Freiheit ſchönes Gut, ſo weit wir ſelber mögen,
Sind glücklicher, als wenn einander wir betrögen,
Und als beſondre Gunſt zu fühlen ſtets geneigt,
Was Eins dem Andern giebt und Freundliches erzeigt.

Adamar.

Wenn Sie der Liebe Glück, mein Fürſt, im Herzen trügen,
Sie würden ſich gewiß mit jenem nicht begnügen, —
Mit jenem armen Glück, wo, für der Freiheit Schein,
Wir Leere, Ueberdruß und Selbſtſucht tauſchen ein.
Die Ehe, wohl iſt's wahr, verlangt der Opfer viele;
Sie ſtellt den Ernſt der Pflicht zum heitern Liebesſpiele,
Der Sorgen trübes Heer umflattert jede Luſt,
Doch wird der Menſch auch hier ſich ſein erſt recht bewußt.
Wir lernen Duldſamkeit und Selbſtverläugnung üben
Und finden Licht, wo ſonſt wir wandelten im Trüben.
So giebt der Eheſtand, wenn wir ihn recht verſteh'n,
Was manches Weiſen Kunſt nicht wußte zu erſpäh'n:
Zufriedenheit mit *uns* und *Andren*.

Fürſt.

Ausgenommen
Mit unſrer eignen Frau! — Und ſprich: was kann es frommen,
In dieſer Abſicht uns zeitlebens zu kaſtei'n? —
Nein! beſſer wen'ger gut und deſto froher ſein!

Adamar.

Was hindert Sie daran? Der Eheſtand? — Mit nichten!
Am meiſten macht uns froh: Erfüllung unſrer Pflichten.
Und wie iſt die ſo leicht, wenn Liebe ſie gebeut.
Wen ihre Kraft beſeelt, hat nie die Laſt geſcheut!
Doch das, mein Fürſt, das iſt's, was Sie ſo ganz vergeſſen,
Weil mit zu leichtem Maß der Liebe Kraft Sie meſſen.
Sie kennen dieſe nicht, Sie kennen nicht die Frau'n,
Daher Sie ſich zu viel, zu wenig jenen trau'n.
Erſt lieben Sie nur recht, — das wird Sie ſchon bekehren.

Fürſt.

Und thut's die Liebe nicht, ſo thun es — Deine Lehren.

Adamar.

Sie ſpotten mein! ich weiß; denn Ihrer Anſicht nach,
Erſcheint die Ehe blos als Societätsvertrag,
Wobei man ſtipulirt, was Jedes hat zu bringen.

Fürſt.

Ganz recht! man ſichert ſich, was bei dergleichen Dingen
Allein zu ſichern iſt, den äußern Lebensſtand;
Ich meine: Geld und Gut, das beſte Unterpfand
Des ehelichen Glücks; — das Andre läßt man gehen
Und wird viel ſeltner ſich dabei betrogen ſehen,

Als wenn man, ſo wie Du, in einem Eden ſchwebt,
Den Mond mit Seufzern grüßt, von zarten Küſſen lebt,
Wobei vor lauter Glück gewöhnlich wird vergeſſen,
Daß ein Verliebter ſelbſt im Eheſtand — will eſſen.

Adamar.

Italiens Schule merkt man Ihrem Ausſpruch an,
Der ich, in dieſem Punct, das Wort nicht reden kann.

Fürſt.

Weil ſie nicht ſchwärmen lehrt.

Adamar.

Weil ſie nicht lehrt empfinden.
Wenn man nicht Liebe ſucht, warum ſich dann verbinden,
Sobald auch ohne Frau man ſchläft und ißt und trinkt?

Fürſt.

Weil oft Genuß nur durch Entbehrung iſt bedingt.
Im Kerker lernt man erſt Gewicht auf Freiheit ſetzen,
Geſundheit wiſſen meiſt nur Kranke recht zu ſchätzen,
Mit Faſten würzt man leicht zum Götterſchmaus ſein Mahl,
Und zehnfach ſcheint die Luſt nach langer Weile Qual.
So würdigt man auch erſt, verſtrickt im Ehebande,
Die Ungebundenheit vom Junggeſellen-Stande.
Drum ſeh'n wir Viele leicht dem Joch ſich unterzieh'n,
Des Spaßes halber nur, ihm täglich zu entflieh'n;

Weil am Verbot ſich erſt *entzündet* das Behagen.
Wie Aepfel *ſchmecken*, ach! das weiß nur Der zu ſagen,
Der je *geſtohlne* aß; wie auch der Liebe Luſt
Nur ganz empfunden hat, wer ſündhaft, ſchuldbewußt,
Durch Qualen und Gefahr genaht dem theuren Herzen.

Adamar.

Sie ſcherzen fein, mein Fürſt, und ſinnreich, doch — Sie ſcherzen!
Drum ſuch' ich eben auch nach Gegengründen nicht;
Ich weiß, was hier das Herz und was die Zunge ſpricht.

Fürſt (Adamar umarmend).

Du weißt's, mein Adamar, und wirſt mich ſtets verſtehen!
Mit Dir, dem Freunde, darf mein Geiſt ſich frei ergehen
Auf luft'ger Träumerei und heitrer Rede Bahn.
Denn nimmer fällt Dir ein, daß ſolcher Stimmung Wahn
Das Bündniß zeitigte, das Du mich ſiehſt beſchließen.
O, eine beſſ're Frucht ſoll dieſer Saat entſprießen!
Ich bin ein Fürſt und will mich deſſen Pflichten weih'n!
Drum muß ich *mehr* noch als ein guter Gatte ſein. —
Nach jenem Erbvertrag, den beide Häuſer ſchloſſen,
Iſt durch die ehliche Verbindung ihrer Sproſſen
Der förmliche Beſitz des Länderſtrichs bedingt,
Den mir der Fürſtin Hand als Morgengabe bringt.
Drum warb ich um die Hand, die nicht mein Herz berühret,

Weil ſie ein gutes Volk in meine Arme führet;
Drum faſſ' ich dieſe Hand und leiſte, um die Pflicht,
Auf Gattenglück für mich, doch auch für ſie Verzicht.
Ihr Glück für das des Volks! für Tauſende die Eine, —
O da iſt keine Wahl, ob auch die Einz'ge weine!
Allein das wird ſie nicht. Es ſei ihr nichts verwehrt,
Kein Wunſch, kein Troſt, wenn nur — mein Herz ſie nicht begehrt.
Dies freilich ſcheint ſich ihr auf ewig zu verſagen;
Betrübt ſie der Verluſt, ſo muß ich das ertragen.
Viel gute Gatten giebt's, viel gute Fürſten nicht;
Drum iſt ein beſſrer Ruhm und eine höhre Pflicht,
Als in der Gatten Schar ein Muſter abzugeben,
Ein guter Fürſt zu ſein und für ſein Volk zu leben.

Zweiter Act.

Vorzimmer der Fürſtin.

Erste Scene.

Roſalie (mit einem Buch in der Hand).

Da bin ich in mein Amt nun förmlich eingeführt,
Bin ſchmiegſam, glatt und ſteif, wie's Hoffräulein gebührt.
Gefühle, Neigungen, Gedanken müſſen ſchweigen;
Hier darf ſich nur die Form, die eingeführte, zeigen.
Das, was ich bin, mein Ich, verläugnen muß ich's hier;
Was mein war, Ruhe, Zeit, gehöret nicht mehr mir.
An Andrer Launen, Luſt, Geſchmack und Wunſch gekettet, —
Wo Selbſtverläugnung nur vom Widerſpruch errettet, —
Entbehr' ich Vieles, für den einzigen Gewinn,
Daß fortgeſetzt ich nun in — ſeiner Nähe bin!
Zum Glück erleichtert mir der Fürſtin holde Güte
Des Opfers Laſt, und ſo erzeugt auch manche Blüthe

Der öde Boden wohl, den, auf des Herzens Rath,
Um ihn, — um Adamar, mein ſcheuer Fuß betrat.
Noch hindert ſein Beruf, die Wünſche zu enthüllen,
Die unſre Herzen längſt mit ſtiller Sehnſucht füllen.
Hier ſeh' ich ihn mit Zwang, doch jeden — jeden Tag.
Der Vortheil bleibt, des Zwangs gewohnt man nach und nach;
Drum macht im Ganzen mich mein Hierſein recht zufrieden.
Doch mit der Fürſtin iſt's, ſo fürcht' ich, ſehr verſchieden.
Sie litt, ich merkt' es wohl, bei der Zuſammenkunft,
Doch zeigte auch der Fürſt nicht eben viel Vernunft.
Wie kalt er ſich betrug, wie ohne Rückſicht trocken,
Er ſah ſie gar nicht an; ich bin davor erſchrocken!
O was iſt Frauenloos, wenn man es recht ermißt!
Ein ſolcher Bräutigam! — gut, daß er mein nicht iſt.

Zweite Scene.

Roſalie, der Fürſt (welcher unbemerkt eingetreten iſt).

Fürſt.

Mein Fräulein —

Roſalie.

Gott! mein Fürſt, — Sie —

Fürſt.

Hab' ich unterbrochen?

Roſalie.

O nein!

Fürſt.

Was ängſtigt Sie?

Roſalie.

Es war nur ſo geſprochen!

Fürſt.

Ei! was denn?

Roſalie.

Kleinigkeit! Ich — redete — mit mir.

Fürſt.

So ſo! — Nun, Fräulein, wie gefällt es Ihnen hier?

Roſalie.

Recht gut, wenn einen Schluß der erſte Tag geſtattet,
Und Eurer Hoheit Huld der Fürſtin Huld ſich gattet.

Fürſt.

O das iſt ſchon geſcheh'n! ſo viel Verſtand und Geiſt
Gewinnet alle Welt, daß man ſich glücklich preiſ't,
In ihrer Strahlen Gluth tagtäglich ſich zu ſonnen.
Doch wer hat ſolche Gunſt, wer hat ſie uns gewonnen?
Nicht ich! die Fürſtin nicht! O werden Sie nicht roth!

Ich kenne dieſe Macht, das herriſche Gebot,
Dem jede Kraft ſich beugt und jedes Herz erlieget.

Roſalie.

Nur eines ſcheint hier nicht von dieſer Macht beſieget.

Fürſt.

Wie treffend! — Allerliebſt! ich ſchätze Laune ſehr
Und wenn ſie Wahrheit giebt, ſelbſt bittre, noch viel mehr.
O halten Sie den Schatz, wie mir, der Fürſtin offen,
Dann darf ich viel Gewinn von Ihrer Nähe hoffen.

Roſalie.

Mit Freuden nimmt mein Herz den ſchönen Auftrag an,
Und doppelt, weil ich ſelbſt mich — nicht verſtellen kann.
Doch ſoll er auch für Sie im ganzen Ernſte gelten?

Fürſt.

Gewiß! wenn ich's verdient, ſo mögen Sie mich ſchelten.

Roſalie.

Und folgt dann Beſſ'rung auch?

Fürſt.

So viel man drin vermag.

Roſalie.

Dann will ich gleich —

Fürſt.

O halt! dies Eine ſeh'n Sie nach.

Ich weiß ſchon, was es iſt. Das ſteht nun nicht zu ändern!
Bedeckt ein Fratzenbild mit köſtlichen Gewändern,
Die Fratze ſchaut hindurch, und dieſer Fall iſt mein!
Ich kann ein Sünder wohl, jedoch kein Heuchler ſein.

Roſalie.

Die arme Fürſtin!

Fürſt.

Nun! ſie wird ſich drein ergeben.
Es iſt nicht Fürſtenlooß, im Gattenglück zu leben.
Wie ſelten finden ſie's.

Roſalie.

Weil ſelten ſie's geſucht!

Fürſt.

Zu einem höchſten Gut iſt nur der Menſch befugt.
Man kann nicht Alles ſein, nicht alle Schätze graben.
Genug, ſein wahres Amt getreu erfüllt zu haben! —
Doch ſagen Sie, was hält im Vorſaal hier Sie feſt?

Roſalie.

Der Dienſt; — im Fall vielleicht die Fürſtin rufen läßt.
(mit Ironie)
Wenn Euer Hoheit ſie zu ſprechen wünſcht, — ich eile!

Fürſt.

Nein, nein! — doch billig iſt's, daß dieſer Dienſt ſich theile.

Roſalie.

Ganz recht! auch löſ't man mich in Kurzem ab von hier.

Fürſt.

Wer thut das?

Roſalie.

Wen die Reih' des Dienſtes trifft nach mir.

Fürſt.

Wer iſt's?

Roſalie.

Wir kennen ſie ſeit einer halben Stunde.

Fürſt.

Die Fremde alſo?

Roſalie.

Ja!

Fürſt.

Wie heißt ſie?

Roſalie.

Kunigunde!
Auch häufig Guny blos, der Nam' iſt ſonſt ſo lang.

Fürſt (bei Seite).

Nun weiß ich, Guny!

(laut)

Recht! — den beſten, — beſten Dank
Für Ihre Nachricht! So! auf bald'ges Wiederſehen.
(Ab.)

Roſalie.

Ei! that er doch, als wär' ihm großes Heil geſchehen. —
Sieh da! nun merk' ich erſt! Wahrhaftig! ganz gewiß!
Es war des Fräuleins Reiz, der alſo hin ihn riß.
Ganz recht! beim erſten Blick war's heute zu erkennen;
Sein Auge konnte ſich von ihr ja gar nicht trennen.
O welche Neuigkeit! Kann etwas Aerg'res ſein!?
Daß morgen Hochzeit iſt, es fällt ihm gar nicht ein.
Er knüpft dies Band und glüht von andrem Liebesfeuer,
Hat eine Braut und läuft nach fremden Abenteuer.
O welcher Leichtſinn, bei ſo viel Verſtand, Gemüth! —
Ein Herz, das ſchnell entflammt für alles Rechte glüht,
Das Edelmuth, Gefühl, Gerechtigkeit bewohnet,
Und zarter Liebe doch mit ſolchem Undank lohnet!! —
Doch Liebe, — liebt ſie ihn? Unmöglich! kalt wie er,
Trug ſie ein fremdes Herz zum fremden Herzen her;
Und juſt weil Beide ſich erkennen, lieben ſollten,
Wird des Gefühles Zwang mit Kaltſinn nur vergolten.
Er iſt ſo feurig, — ſie ſo ſchön, ſo liebenswerth,
Daß, wär's nicht ſeine Braut, er hätte ſie begehrt,
Begehrt aus Tauſenden, anſtatt ſie zu verſchmähen,
Und hätte glücklich ſich in dem Beſitz geſehen.
Wer liebt, der ſucht und ſchätzt ein häuslich ſtilles Glück;

Denn wie der Männer Sinn auch flieht davor zurück,
Der wahren Liebe Macht, die Alles läßt gerathen,
Verwandelt Flattrer auch in — Ehſtands-Candidaten.

Dritte Scene.

Roſalie, die Fürſtin (im Galakleide).

Fürſtin.

Gut daß Sie da ſind!

Roſalie.

Wie? Eur' Hoheit ſelber hier?

Fürſtin.

Ich ſuchte Sie!

Roſalie.

Warum nicht ſchickten Sie nach mir?

Fürſtin.

Der Weg iſt nicht ſo weit!

Roſalie.

Und ſchon im Putz?

Fürſtin.

So eben
Entfloh ich meinen Frau'n.

Roſalie.

Eur' Hoheit wird vergeben,
Daß ich nicht kam, — allein ich wußte nicht —

Fürſtin.

Sie ſind
Zu jeder Zeit mir lieb! — Sie haben ſo geſchwind
Vertrau'n mir eingeflößt, daß mancher Laut der Schmerzen
Die Bahn ſich brechen will zu Ihrem Ohr und Herzen.
So ſchenken Sie mir denn des Antheils ſüße Luſt,
(indem ſie Roſalien umarmt.)
Und öffnen dem Vertrau'n der Freundin Ihre Bruſt!
Sie waren Zeugin ſelbſt, wie hier ich ward empfangen.
Dies zweifelhafte Glück, es war nicht mein Verlangen.
O ward mein Herz befragt, ſo ſäh' ich jetzt mich weit!
Was ſoll ich hier, wenn wahr der Anfang prophezeiht? —
Mir winkt ein traurig Loos, und bleibt mir noch ein Hoffen,
So iſt's nur, weil ich hier zwei Weſen angetroffen,
Die, freundlich ſtrahlend aus der Hofgeſichter Schar,
Mir Troſt verhießen, wie ein hülfreich Engelpaar.
Sie ſind's und jener Mann, von dem des Rufes Zungen
An Loberhebungen nicht müde ſich geſungen,
Seitdem das Schickſal mich geführt auf ſeine Spur.

Roſalie.

Und wer?

Fürſtin.

Graf Adamar!

Roſalie (bei Seite).

O Gott!

Fürſtin.

Der kürzlich nur
Von Reiſen heimgekehrt, die länger ihn entfernten.

Roſalie.

Und darf ich wiſſen auch, wo Sie ihn kennen lernten?

Fürſtin.

Ihn ſelber kannt' ich nicht, doch eine ſchöne Frau,
Die er in Rom gekannt.

Roſalie.

In Rom?

Fürſtin.

Und ſehr genau.

Roſalie.

Genau!

Fürſtin.

Sie hätte gern ihr Herzogthum gegeben
Und Rom dazu, um ſtets vereint mit ihm zu leben.
Ein göttlich ſchönes Weib, der Niemand widerſtand.
Ich ſah und — liebte ſie. Ihr war mein Vaterland
Schon ein gewicht'ger Grund, um ihr mich zu empfehlen,
Doch mehr noch, daß ich ſtets von ihm mir ließ erzählen.

Mit welchem Feuer ſprach von ihm der holde Mund,
Wie gab er ſein Verdienſt und ihre Liebe kund!
Wie viel Natur und Herz, welch Feuer der Ideen!
Und jetzt begreif' ich's wohl, nachdem ich ihn geſehen.

Roſalie (bei Seite).

O weh mir!

Fürſtin.

Hören Sie, da fällt mir etwas ein!
Ein Scherz; — es glückt gewiß, wenn Sie mir Hülfe leih'n.

Roſalie.

Wie? ich —

Fürſtin.

Ja Sie!

Roſalie (bei Seite).

O Gott!

Fürſtin.

Wie wär' der Graf zu necken,
Wie einzig, könnten wir ſein Maskenkleid entdecken!
O forſchen Sie danach und theilen mir es mit!
Dann plag' ich ihn halbtodt und folg' ihm Schritt vor Schritt.
Noch Eins: damit Sie mich den Abend gleich erkennen,
Sonninos Berge ſind's, die heut ihr Kind mich nennen.

(Ab.)

Roſalie.

Was hab' ich da gehört!! — Wie hat ein Augenblick
So elend mich gemacht! — O feindliches Geſchick!
Es ſoll nicht blos die Noth der Gegenwart mich ſchrecken,
Auch die Vergangenheit muß Zweifel mir erwecken.
Ach! dieſe Römerin, — er liebte ſie — und mich
Verrieth er!! —

(Pauſe)

Armes Herz, wohin verirrſt du dich?!
Noch kannt' er mich ja nicht; — und doch — es nur zu wiſſen,
Daß ſie ſich liebten, hat mir alle Ruh' entriſſen.
Die Fürſtin nennt ſie ſchön. — Welch Glück, ſo ſchön zu ſein!! —
Die Fürſtin — ach! da fällt die zweite Noth mir ein.
Auch ſie iſt ſchön! — er kann — er kann nicht widerſtehen;
Wie lockend, ſich geliebt von einer Fürſtin ſehen!
O große Welt, o Hof, wie ſchlüpfrig iſt dein Pfad,
Wie bin ich tadelnswerth, daß ich ihn je betrat!
Doch nein! viel ſchlimmer wär's, wenn jetzt ich fern mich ſähe;
Wenn etwas helfen kann, ſo iſt es meine Nähe.
Was aber ſoll ich thun? — verfolg' ich einen Plan,
So iſt damit vielleicht das Gegentheil gethan.
Drum will ich mich ihm blos recht liebenswürdig zeigen,
So vortheilhaft, ſo gut, als ich nur kann — und ſchweigen.

Doch ach! gelång' es auch, die Fürſtin ſeinem Sinn
Entrückt zu ſeh'n, wer ſteht für jene Römerin?
Sie glühet fort; wer weiß, ob er die Gluth nicht theilet,
Wer weiß, ob Brief und Schwur nicht hin und wieder eilet,
Wer weiß, ob, da an Reiz und Kunſt es ihr nicht fehlt,
Sie Schritte nicht gethan, die er vor mir verhehlt,
Wer weiß —

Vierte Scene.

Roſalie, Adamar (tritt ein).

Adamar.

Was haben Sie?

Roſalie.

O nichts!

Adamar.

Sich ſelbſt verneinet
Dies inhaltſchwere Nichts. Geſchwind! warum erſcheinet
Die ſanfte Roſalie ſo heftig, ſo bewegt?

Roſalie.

Weil — weil die Fürſtin ein Geſchäft mir auferlegt,
Das —

Adamar.

Nun?

Roſalie.

Mein Adamar, ich darf es nicht verrathen.

Adamar.

So hoff' ich, daß damit verſchont zu ſein Sie baten!

Roſalie.

Wie konnt' ich?

Adamar.

Ein Geſchäft, das ſich nicht nennen läßt —

Roſalie.

Was denken Sie?

Adamar (bei Seite).

Der Fürſt war bei ihr, das ſteht feſt! —

(laut)

O nichts!

Roſalie.

So ſein Sie gut!

Adamar (bei Seite).

Und mir wird das verſchwiegen!

Roſalie.

Mein Freund!

Adamar (bei Seite).

So braucht er nur zu kommen, um zu ſiegen?

Roſalie.

Sie ſind verſtimmt. Was iſt's?

Adamar.

Verſtimmt? ja wohl! — doch nein!
Das iſt am Hof nun ſo, da muß man Alles ſein,
Muß zu verſtimmen ſich und — *zu verſtummen* wiſſen.

Roſalie.

Bei Freunden, dächt' ich, wär' die Kenntniß leicht zu miſſen.

Adamar.

Sie haben Recht!
(bei Seite)
Ich Thor! ein Argwohn gegen ſie, —
O nein; —
(laut)
Es war ein Wort, das mir der Mißmuth lieh.
Ein Amt verhaßter Art, das man mir aufgetragen —

Roſalie.

So? alſo auch ein Amt!

Adamar.

Doch meines kann ich *ſagen*!

Roſalie.

Nur *darum* wüßt' ich's gern, weil Sie es hat verſtimmt.

Adamar.

Der Fürſt, der großen Theil an Fräulein Guny nimmt —
So glaub' ich, nannt' er ſie, — befahl mir, zu erkunden,
Wie heut ſie ſich maskirt?

Roſalie (bei Seite).

Ha! welch ein Licht! — Gefunden!

Adamar.

Wie?

Roſalie.

Helfen kann ich!

Adamar.

Schön!

Roſalie.

Nur fodr' ich einen Lohn.

Adamar.

Und welchen?

Roſalie.

Wie der Fürſt —

Adamar (bei Seite).

O Gott, ich ahn' ihn ſchon!

Roſalie.

Auch wie der Fürſt erſcheint, verlang' ich zu erfahren.

Adamar.

Warum?

Roſalie.

Man wünſcht —

Adamar.

Doch wer?

Roſalie.

Das muß ich hier
(auf ihren Buſen deutend)
bewahren!

Adamar.

Ja ſo!

Roſalie.

Doch räth ſich's leicht!

Adamar.

O freilich!
(bei Seite)
Argwohn flieh'!

Roſalie.

Drum ſagen Sie geſchwind, wie trägt der Fürſt ſich, wie?

Adamar.

Als — Albaneſer.

Roſalie.

Schön! Vortrefflich!

Adamar (bei Seite).

Welch' Entzücken!
(laut).
Gefall' es Ihnen denn, auch mich ſo zu beglücken!

Roſalie.

Beglücken, — Sie?

Adamar.

Nun ja! mit Fräulein Guny's Tracht.

Roſalie.

Als — Sonnineſerin erſcheint ſie.

Adamar (bei Seite).

Wohl erdacht!
Es will die Räuberin dem Räuber ſich vermählen,
Und ich Betrog'ner bin's, *ich* bin's, den ſie beſtehlen!

Roſalie.

Worüber grübeln Sie?

Adamar.

Daß Alles ſo ſich paßt,
Als ob gemeinſchaftlich man den Beſchluß gefaßt

Roſalie.

Ja wohl!

Adamar (bei Seite).

Was zweifl' ich noch? — Wer hat ſie unterrichtet,
Wie jene ſich maskirt? Der wird nun angedichtet,
Was ſie vollbringen will! — Nur Ruhe, nur Geduld!
Verſtellung iſt hier noth. Doch zeigt ſich ihre Schuld
Und iſt ein trüglich Meer, wo ich erblickt den *Hafen*,
Dann ſoll — für mich dahin — Verachtung ſie beſtrafen.
(Ab.)

Roſalie (ihm nachrufend).

Ein Wort nur, Adamar! So hören Sie doch an!
Vergebens! — Taub und blind! — da zeigt ſich recht der Mann!
Doch hab' ich jetzt nicht Zeit, mich drüber zu betrüben,
Hier gilt es, die Geduld, und dort — den Witz zu üben! —
Nur dieſen Weg noch giebt's, wie jetzt die Sachen ſteh'n,
Um ſolcher drohenden Verwirrung zu entgeh'n.
Drum raſch ans Werk, wozu mich Pflicht und Liebe zwingen!
Das Spiel iſt zwar gewagt, doch - - Wagniß krönt Gelingen.

Dritter Act.

Ballſaal im Schloſſe.

Erste Scene.

Quadrillen, Aufzüge und einzelne Masken drängen ſich im Saale hin und her, bald erſcheinend, bald in den Nebenzimmern verſchwindend; unter ihnen befindet ſich Adamar als Malteſer gekleidet, der umher ſpäht und etwas zu ſuchen ſcheint; nach Beendigung einer Quadrille tritt er hervor.

Adamar.

Da ſteh' ich ſpähend hier ſeit einer Stunde faſt,
Und ſo wie mir mein Amt, bin ich mir ſelbſt zur Laſt.
Den eiferſücht'gen Mann ſchon vor der Hochzeit ſpielen,
Damit iſt wenig Troſt und Vortheil zu erzielen.
Doch kann ich nicht umhin, ich bin wie hergebannt!
Beſtätigt will ich ſeh'n, ich Thor, was — mir bekannt. —
Bekannt? — das nicht! bekannt, — ſo darf man's nicht betrachten.
Vermuthung! weiter nichts! für mehr es ſchon zu achten,

Wär' Sünde, wär' Verrath an Tugend und an ihr! —
Doch ſieh! hier zeigeſt du die eigne Blöße dir!
Wenn du ſie wahrhaft liebſt, ſo ſollſt du auch vertrauen!
Der Weg zum Fall iſt weit, ſehr weit, bei edlen Frauen.
Drum wär' dein Lieben ächt, auf Achtung feſt geſtützt,
So bliebe Roſalie vor dem Verdacht beſchützt.
O wo gerath' ich hin auf dieſem Zweifelmeere? —
Im mörderiſchen Kampf, wie zwei ergrimmte Heere,
Sind Lieb' und Eiferſucht in meiner glüh'nden Bruſt.
Wer endlich Sieger bleibt, iſt ſelbſt mir nicht bewußt. —
Doch wenn ſie ſchuldlos war, warum es mir verſchweigen,
Daß ſie den Fürſten ſah, und ſich verlegen zeigen
Und wiſſen wollen, wie der Fürſt zu kennen ſei,
Und ihre eigne Tracht ihm melden? — Kann dabei
Ein Menſch wohl ruhig ſein? — Die Unſchuld hoch in Ehren,
Doch hier kann Niemand ſich vor ein'gem Zweifel wehren,
Zumal wenn, leider! uns Exempel ſind bekannt,
Wo man Gehör geſucht und — etwas mehr noch fand. —
Jedoch wo bleibt ſie nur? Ei nun! man muß ſich ſchmücken;
Man will, — das fodert Zeit, — durch ſeinen Putz entzücken,
Man will, — was weiß ich — kurz, für Andre putzt man ſich,
Für einen Andern und o Gott! für wen?

Eine Zwergmaske

(die eben vorüber ſtreift, mit boshaftem Lachen).

Für mich!

Adamar.

Verwünſchtes Ungethüm, kommſt auch noch mich zu necken!
Ich bin ein Kinderſpott, ein Spielwerk fader Gecken!
O fort von hier! wer weiß, in welcher Mummerei
Die Falſche zehnmal ſchon ſich ſchlich an mir vorbei!

(Ab.)

Zweite Scene.

Die Fürſtin (als Sonnineſerin), Roſalie (als Polin).

Fürſtin.

Ich ſah ihn nirgend!

Roſalie.

Wen?

Fürſtin.

Ei ſieh doch! wie Sie fragen;
Den Albaneſer.

Roſalie.

So! Ja freilich.

Fürſtin.

Ihn zu plagen
Wär' meine größte Luſt.

Roſalie.

Ich glaub's!

Fürſtin.

Wo bleibt er doch?
Ich möchte wetten faſt, er ſteht am Spiegel noch.
Die Männer, o ſie ſind viel eitler als die Frauen.

Roſalie.

Was immer Schwachheit heißt, iſt ihnen zuzutrauen.

Fürſtin.

Ja wohl! doch Adamar, das müſſen Sie geſteh'n,
Wird von der Regel oft ſich ausgenommen ſeh'n;
Er ſcheint die Nichtigkeit der Andern nicht zu theilen.
Welch herrliches Gemüth ſprach jede ſeiner Zeilen
Im Feſtſpiel aus, dem wir ſo eben beigewohnt!
Wo fänd' ich je den Preis, der würdig ihn belohnt!

Roſalie.

Ihr Anerkenntniß —

Fürſtin.

Nein! mein Herz begehrt zu danken!

Roſalie (bei Seite).

O weh!

Fürſtin.

Nicht blos mein Mund, und läſt'ger Sitte Schranken
Nur hindern mich, ihn ſelbſt —

Eine Maske

(die ſich der Fürſtin genähert hat).

Verehrte Maske, ſprich!

(zieht die Fürſtin bei Seite und führt fort leiſe mit ihr zu reden.)

Roſalie.

Ich bin verloren! Brich, mein armes Herz, o brich!
Wie wußt' er in der That der Liebe ſtill Entzücken
Mit feiner Schmeichelei und Anmuth auszudrücken!
In jedem Verſe lag ein deutungsvoller Sinn,
Wovon natürlich ich der Gegenſtand nicht bin.
Doch ruhig, ruhig, Herz! noch will ich mich bezwingen
Und bauen all mein Heil auf jenes Plans Gelingen.
Wenn ſie

(auf die Fürſtin deutend)

den Fürſten nur nicht an der Sprache kennt,
Und er nicht im Geſpräch als ſolcher gar ſich nennt!
Doch nein! ſie ſah'n ſich kaum, — die Masken thun das Ihre
Und auch der Zufall. Still!

Fürſtin

(zu Roſalie zurücktretend).

Bei dem Geſchwätz verliere
Nicht Einer die Geduld!

Roſalie.

Was war's?

Fürſtin.

Ich weiß es kaum!
Bei wenigem Gehalt, viel Hefen, Spreu und Schaum.
Man rühmt ſolch Maskenſpiel als reizendſtes Vergnügen;
Das zeigt des Menſchen Luſt am Scheinen und Betrügen.
Zufrieden nie mit dem, was er beſitzt und iſt,
Erfreut's ihn, daß er dies auf kurze Zeit vergißt,
Um unter andrer *Form* auch anders zu empfinden
Und ſich dem Einerlei der Wahrheit zu entwinden.
Warum jedoch dies Spiel uns *Frau'n* ſo ſehr erfreut,
Iſt weil's zugleich die Luſt vollkomm'ner Freiheit beut.

Roſalie.

Ja wohl!
(mit Beziehung)
und mehr erwünſcht iſt nie ſie wohl erſchienen,
Als wenn das Herz ſich ſehnt, ſich ihrer zu *bedienen*!

Dritte Scene.

Der Fürſt (als Albaneſer). **Adamar.** **Die Vorigen.**

Fürſtin.

O ſeh'n Sie — dort! — er iſt's! wie ſchön die fremde Tracht,
Und wie ſie doppelt ſchön den ſchönen Träger macht!

Roſalie.

Gewiß! doch mäßigen Sie, Fürſtin, Ihr Entzücken;
Die Wände horchen hier.

Fürſt (zu Adamar).

Komm! laſſ' uns näher rücken.

Fürſtin.

Er ſucht wen!

Roſalie (bei Seite).

Adamar begleitet ihn.

(zur Fürſtin)

Sie nah'n.

Fürſt (bei Seite zu Adamar).

Geſteh', daß Schöneres nie Deine Augen ſah'n.

Adamar.

O nie!

(bei Seite)

Mir wird nicht Ruh', ſo lang ich nicht entdecke
Ob Kunigunde ſelbſt in dieſen Kleidern ſtecke.

Fürſt (bei Seite zu Adamar).

Sieh! wie ſie mich fixirt.

Adamar (bei Seite zum Fürſten).

So reden Sie ſie an!

Fürſt.

Verlaſſ' mich denn!

Adamar.

Warum?

Fürſt.

Ich ſtehe meinem Mann,
Und Deine Gegenwart wird ſie befangen machen.

Adamar.

Sie iſt ja nicht allein!

Fürſt.

So mache Du die Sachen
Mit jener Ander'n ab! Entferne ſie!

Adamar.

Sogleich!

Roſalie.

(den Fürſten bei Seite ziehend).

O Maske, auf ein Wort! an Schwänken biſt Du reich,
Nun ſey's an Glück!

Fürſt.

Wie ſo?

Roſalie.

Es ſind Albaniens Söhnen
Sonninos Töchter hold. Den Muth wird Sieg bekrönen!

Fürſt.

Wer biſt du?

Roſalie.

Dir nicht viel!

Fürſt.

Wie weißt Du das?

Roſalie.

Sehr leicht!
Da des Geſichtes Form die Larve zwar verſchweigt,
Doch nicht des Herzens Ton.

Fürſt (für ſich).

Die Fürſtin iſt's, ich wette!
O wenn ich ſie geſchickt nur aus dem Wege hätte!
(leiſe zu Adamar)
Befreie mich von Der, — es iſt die Fürſtin.

Adamar (leiſe zum Fürſten).

So?!
Und — Jene?
(indem er auf die Fürſtin zeigt)

Fürſt.

Wie Du fragſt! — Es ſcheinet lichterloh
Vor Zorn und Eiferſucht der Fürſtin Herz zu brennen.
Sie muß durch Roſalie die ganze Sache kennen. —
Nur fort und läugne ſtets, daß ich es ſei.

Adamar.

Ganz recht!

Roſalie.

Ei, Masken, ſchickt es ſich, daß Ihr ſo heimlich ſprecht?
(zu Adamar)
Ich bitt' um Deinen Arm!

Adamar.

Ergebenſt zu Befehle!
(führt Roſalie fort).

Fürſt.

Wie ſchlecht, Du Liebliche, ich die Begier verhehle,
Dir huldigend zu nah'n! da mir den ſchönen Pfad
Sogleich mit ſchalem Witz die Eiferſucht vertrat.
Drum will ich auch mein Herz Dir länger nicht verhüllen.
Mich könnt' ein Wort von Dir mit Seligkeit erfüllen.
O ſprich es aus, dies Wort, das kühn mein Herz begehrt!
Das Glück, Dein Freund zu ſein, — Dein Knecht, ſei mir gewährt!

Fürſtin (bei Seite).

Er kennt mich nicht, denn ſonſt — er könnte das nicht wagen!
(laut)
Das heißt im Sturmſchritt geh'n. Erſt, Maske, laſſ' mich fragen,
Wem Deine Huld'gung gilt, dem Kleide oder mir?

Fürſt.

O Dir!

Fürſtin.

So kennſt Du mich?

Fürſt.

Und ſtünd' ich ſo wohl hier,
Wenn fremd Dein Reiz mir wär'? Wer einmal Dich geſehen,
Der ſah fürs Leben Dich; ſo iſt es mir geſchehen!

Fürſtin.

Du ſahſt —

Fürſt.

Zum erſten Mal Dich heut; es war genug;
Der Anblick ward für mich zum lauten Schickſalsſpruch.
Wie mocht' ich widerſteh'n? Dort oben ſtand geſchrieben:
Das Schönſte ſollt' ich ſeh'n, das Schönſte ſollt' ich lieben!

Fürſtin (bei Seite).

Ihm zürnen müßt' ich und beſtrafen dieſen Muth,
Der faſt zu kühn!

Fürſt bei Seite).

Sie wankt!

Fürſtin (bei Seite).

Doch ſein wir auf der Hut!
(laut)
Wenn ich es glauben ſoll, daß ſo für mich Sie brennen,
So überzeugen Sie mich erſt, daß Sie mich kennen.

Wie ward es Ihnen kund, wen dieſes Kleid umſchließt?
(bei Seite)
So prüf' ich, was er weiß!

Fürſt.

Wer ein Vertrau'n genießt,
Der ſoll um keinen Preis, — um keinen es verrathen!
Ich frage Sie, Sie ſelbſt, ob Sie es jemals thaten?

Fürſtin.

O nein! o ſicher nein! — Ihr Schweigen acht' ich hoch.
(bei Seite)
Ob Roſalie vielleicht auch mein Vertrau'n betrog? —

Fürſt.

Und was beſchließen Sie auf meine kühne Bitte?

Fürſtin.

Ich achte, wie ich ſoll, des Maskenballes Sitte
Und will, was Sie gewagt, für dieſes Mal verzeih'n.

Fürſt (ihre Hand küſſend).

Wie ſtolz und doch wie mild!
(bei Seite)
Ich ſchein' ihr werth zu ſein!
(führt ſie fort).

Vierte Scene.

Adamar und Roſalie (Arm in Arm).

Roſalie.

O Himmel, wie zerſtreut, wie ſchrecklich karg an Worten!
Ihr Körper nur iſt hier, der Geiſt an andern Orten.
Des Dädalus Gefähr, ich möcht' es Ihnen leih'n,
Sie würden dann ſogleich ganz andern Sinnes ſein.

Adamar.

Wie ſo?

Roſalie.

Sie würden ſchnell zur hohen Roma fliegen,
Und der Gebieterin ſich in die Arme ſchmiegen.

Adamar.

Sie glauben —

Roſalie.

Läugnen Sie, was ganz Italien weiß?
Und iſt dies Heimlichthun der treuen Liebe Preis,
Die immer fort noch brennt in der Ducheſſa Herzen?
Iſt das ihr ganzer Lohn?

Adamar.

Ich bin — fürwahr! Sie ſcherzen.

Roſalie.

So treibt es dies Geſchlecht! — verläugnet, was es liebt,
Weil's an dem neuen Ort auch neue Opfer giebt.
Ich weiß, Verräther, daß Sie der Ducheſſa denken
Und doch zugleich auch hier Ihr ſchnödes Herz verſchenken;
Ich weiß, daß Roſalie — o ja! ich weiß noch mehr,
Daß nach — der Fürſtin ſelbſt Sie richten Ihr Begehr!

Adamar.

Was ſagen Sie? —

Roſalie (bei Seite).

O Gott! mein Herz hat ſich verrathen.

Adamar.

Sie ſind —

Roſalie.

Zu lebhaft bei der Männer Uebelthaten.

Adamar (bei Seite).

Die Fürſtin iſt's, — ſie iſt's und Eiferſucht auf mich,
Mithin auch Neigung wohl!

(laut)

Nicht länger berge ſich
Die Fürſtin meinem Blick, dem ehrfurchtsvollen, treuen,
Den ihrer Gnade Strahl allein hier kann erfreuen.

Roſalie (bei Seite).

Da haben wir's! o ſchön! gerecht war mein Verdacht.
Der Schändliche! doch ſtill! Du wirſt bezahlt, gieb Acht!

(laut)

Sie ſeh'n von einer Macht, Herr Graf, mich fortgeriſſen,
Von der Vernunft und Herz fürwahr nicht ſollten wiſſen!
Doch da zum Zeugen Sie gemacht mein böſes Glück,
So nehm' ich, was die Macht enthüllte, nicht zurück.
Schon eh' ich Sie erblickt, empfand ich's als ein Leiden,
Daß Eine Sie geliebt; nun weiß ich zwei und Beiden
Mißgönnet Sie mein Herz, das heut' ſich glücklich pries,
Als Ihre Dichtergluth noch andre Gluth verhieß.
Wie haben Sie ſo ſchön der Liebe Glück beſungen,
Wie iſt mir jedes Wort im Innern nachgeklungen!
Der Dichter kannte mich dem Ruf nur nach, doch ſchien
Die Sehnſucht, die er malt', auf — ihn ſich zu bezieh'n.
Mir war's, als malt' er ſich, ſein zärtliches Verlangen,
Als wollt' er nur von mir den Lohn dafür empfangen!

Adamar.

O Fürſtin, wer beſchreibt die nie gefühlte Luſt,
Mit welcher dieſes Wort durchzuckt die heiße Bruſt!
Ich bin der glücklichſte der Menſchen hier auf Erden,
Will mir zum ſüßen Wort der ſüß're Anblick werden.
O fort die Larve, fort!

Roſalie.

Auch das noch? — Gut, es ſei!

(nimmt die Maske ab.)

Adamar.

Was ſeh' ich? — Roſalie! Ihr Götter, ſteht mir bei!

Roſalie.

Der Heuchler iſt entlarvt! Wie da er vor mir ſtehet,
Wie elend, jammernswerth! O Weiber, Weiber, ſehet
Ein Beiſpiel hier der Treu', worauf Ihr rechnen könn't,
Wenn Euer armes Herz in heißer Liebe brenn't. —
So ſind ſie Alle! — ja! nicht Einen ausgenommen;
Denn auch der Beſte ſieht die ſchwache Stunde kommen.
Kein Mann, der aus Princip die kleinſte Lockung flieht,
Den plumpe Schmeichelei und Liſt ins Netz nicht zieht.
Beſtändig iſt er, treu, in jedem Stück zu loben,
Der Tugend Muſterbild, bis — man ihn ſetzt auf Proben.
Die Eitelkeit, ſie iſt der Männer größter Feind;
Erobern ſie, was thut's, ob die Geliebte weint,
Von einem Schmeichelwort wird Eh' und Treu' vertrieben
Und ſolche Helden ſind verurtheilt wir, zu lieben.
Doch nein! ich ſage heut' von ſolcher Pflicht mich los!
Dem Tiger leg' ich nicht mich in den blut'gen Schooß,
Der erſt mich ſtreichelt, doch ſobald ſein Trieb es heiſchet,
Das arme, treue Herz erbarmungslos zerfleiſchet.
Ich grüße Sie, Herr Graf, und könnt' es nur geſcheh'n,
So würd' ich niemals Sie im Leben wiederſeh'n!
(Ab.)

Adamar.

Ein Wort nur, Roſalie! ein einzig Wort! — Vergebens!
Sie eilt hinweg, mit ihr die Hoffnung meines Lebens,

Und ich begreife kaum, wie ich's ertragen kann.
O welch ein trauriges Geſchöpf doch iſt — ein Mann!
Um *mich* betrübt ſie ſich, verweint die ſchönen Augen.
Ja, ja! ſie hat ganz recht, daß Alle wir nichts taugen.
O wie viel beſſer ſind die Weiber! *Liebt ein* Weib,
So liebt es recht, nicht blos, wie wir, zum Zeitvertreib.
Und wenn wir Männer nur *unliebenswerth* nicht werden,
So wird das Weib gewiß die Treue nie gefährden. —
Die dumme Eiferſucht! ſie iſt's, die mich verführt!
Doch meinem Zweifel ward der Lohn, der ihm gebührt.
Drum, Sünder, geh' ſogleich und wirf dich ihr zu Füßen,
Um durch dein reuig Fleh'n den Fehler abzubüßen. —
(Ab.)

Fünfte Scene.

Kunigunde als Amazone, der **Hofmarſchall** als Schäfer maskirt.

Hofmarſchall.

Nein, ſchöne Maske, nein! entſchlüpfen ſollſt Du nicht.

Kunigunde.

Ach! laſſen Sie mich geh'n.

Hofmarſchall.

Enthülle Dein Geſicht!

Kunigunde.

Warum nicht gar!

Hofmarſchall.

O laſſ' mein Flehen Dich erweichen!

Kunigunde.

Sie ſind nicht klug!

Hofmarſchall.

So gieb mir wenigſtens ein Zeichen
Damit ich morgen —

Kunigunde.

Was?

Hofmarſchall.

Dich wiederkennen mag.

Kunigunde.

Das laſſ' ich wohl!

Hofmarſchall.

So folgt mein Fuß dem Deinen nach,
Bis ich im Klaren bin.

Kunigunde.

Das muß ich mir verbitten!

Hofmarſchall.

Gleichviel; ich thu' es doch.

Kunigunde.

Das zeugt von feinen Sitten!

Hofmarſchall.

Die Lieb' entſchuldigt mich!

Kunigunde.

Die Liebe? Scherzen Sie?
Sie ſind ja viel zu alt, um noch zu lieben.

Hofmarſchall.

Wie?
Zu alt?
(bei Seite)
Impertinent!
(laut)
Man ſcheint mich zu verkennen.

Kunigunde.

So tanzen Sie mit mir!

Hofmarſchall.

Dies unanſtänd'ge Rennen,
Das jetzt man tanzen nennt, iſt mir zu ſehr verhaßt.

Kunigunde.

Und mir gefällt es juſt!
(bei Seite)
Wie iſt er mir zur Laſt!

Hofmarſchall

Wo werd' ich morgen früh zuerſt Sie wiederſehen?

Kunigunde.

Ei! wo Sie wollen.

Hofmarſchall.

Doch —

Kunigunde.

Ach! laſſen Sie mich gehen;
Ich bin zum Tanz verſagt.

Hofmarſchall.

Nur dies noch, Theure, wo —
Wo trifft man Sie?

Kunigunde.

Wo ſonſt als bei der Fürſtin.

Hofmarſchall.

So!
Dann ſind Sie Fräulein —

Kunigunde.

Ja! ich bin es.

Hofmarſchall.

Kunigunde!

Kunigunde.

Ganz recht!

(Sie macht ſich von ihm los und geht.)

Hofmarſchall.

Nun iſt ſie mein! aus ihrem eignen Munde
Vernahm ich, wer ſie ſei. Wenn das nicht zeugt von Gunſt,
So bin ich ſchlecht vertraut mit der galanten Kunſt.
(Ab.)

Sechste Scene.

Der Fürſt und die Fürſtin Arm in Arm.

Fürſt.

So waren Sie denn auch in jenem ſchönen Lande,
Das in der Sehnſucht Ring, in der Erinn'rung Bande
So feſt die Seelen legt, die ſeinen Reiz erfaßt?
Du wirthlich holdes Land, das von dem fremden Gaſt
Nur off'ne Augen heiſcht und Sinne zum Genießen,
Anſtatt mit Regelzwang ihn mürriſch zu umſchließen.
Du haſt mit deinem Reiz auch dieſe Bruſt erfüllt
Und ihren Reichthum mir dadurch nur mehr enthüllt;
Weil Dem nur, wo Verſtand ſich mit Begeiſt'rung paaret,
Italiens Weſen ſich ſo deutlich offenbaret.

Fürſtin.

Sie ſchwärmen für dies Land, doch mag ich gern geſteh'n,
Ein neues Leben ſchien auch mir dort aufzugeh'n.

Wie liebt' ich dieſes Rom und ſeine heil'ge Stille,
Wo Jedem zum Geſetz nur dient der eigne Wille,
Wo unter Trümmern man die Gegenwart vergißt,
Die, eine Trümmer ſelbſt, der Trümmer Lehrbuch iſt.
Wie liebt' ich auch das Volk und ſeine heitern Feſte,
Ein bunt Gemiſch des Jetzt und tauſendjähr'ger Reſte.
Wie zog der Saltarell, bei munt'rem Zitterſchlag,
So oft mir Fuß und Sinn den raſchen Tänzern nach.

Fürſt.

Mir iſt, als hört' ich ihn! wie lebhaft zaubern wieder
Inmitten Roms mich hin der Tanz und dieſe Lieder!
Wie oft noch, da ich Sie ſo gleich geſtimmt mir fand,
Bereiſen wir im Geiſt das wunderbare Land.
Noch einmal möcht' ich ſatt an ſeiner Bruſt mich trinken.
Mir iſt, als ſäh' ich mir die Marmorbilder winken!
Mit Ihnen möcht' ich hin, mit Ihnen deren Reih'n
Im Vatican durchzieh'n, bei Mond- und Fackelſchein.
O haben jemals Sie dies Schauſpiel wohl genoſſen?

Fürſtin.

Ich ſah vom Mondenlicht der Kunſt Trophä'n umfloſſen,
Wo der Gebilde Kraft ſich unumſchränkt bewies,
Weil mehr noch, als man ſah, das Dunkel ahnen ließ.

Fürſt.

Ganz recht! drum will ich gleich den Augenblick erhaſchen,
Mit ähnlichem Genuß Sie hier zu überraſchen,

Da unſ're Galerie viel Treffliches enthält,
Und einen Saal, wohin das Licht von oben fällt.
Dahin, — der Mond iſt voll, begleiten Sie mich morgen.

Fürſtin.

Sie träumen!

Fürſt.

Engel, nein! was haſt Du zu beſorgen?

Fürſtin.

Der Anſtand — nimmermehr! beſteh'n Sie nicht darauf!

Fürſt.

O laſſ dem ſüßen Ja! das Du bekämpf'ſt, den Lauf!

Fürſtin.

Was denken Sie von mir?

Fürſt.

Das Edelſte, das Beſte!
O mache dieſen Tag Dir ſelbſt und mir zum Feſte!
Durch eitle Rückſicht nicht verkümm're den Genuß,
Den Kunſt gewähren will und Liebe heil'gen muß.
Kein Hauch, gelob' ich, ſoll die Sittſamkeit verletzen;
Drum will ich Roſalie in mein Vertrauen ſetzen.
Ich hab' ein Mittel —

Fürſtin.

Wie?

Fürſt.

Das ſicher ſie gewinnt.

Fürſtin (bei Seite).

Was wag' ich auch?

(laut)

Wenn Sie — wenn wir — allein nicht ſind —

Fürſt.

So kommen Sie?

Fürſtin.

Es ſei! die Statuen werd' ich ſehen. —

Fürſt.

Und einen Glücklichen! — im Freudentaumel drehen
Sich Herz und Kopf mit mir! — Beredter als mein Mund,
(ihr einen Diamant, den er trug, an den Finger ſteckend)
Geliebte, thue Dir mein Herz dies Zeichen kund!
Wie hier ſich Flammengluth und Waſſerklarheit einen,
Soll feurig und doch rein mein Lieben auch erſcheinen!

Fürſtin.

Was thun Sie?

(bei Seite)

Duld' ich's? — Nein! — Zu ſpät! — Es iſt geſcheh'n,
Und meine Weig'rung würd' als *Furcht* nun angeſeh'n!

Fürſt.

Und Sie?

Fürſtin.

Und ich — was noch?

Fürſt (der Fürſtin Hand ergreifend).

Will kein Erinn'rungszeichen
An dieſen Augenblick die ſchöne Hand mir reichen?

Fürſtin
(indem ſie eine Schleife von ihrem Anzuge löſt).

Die Schleife nehmen Sie! ſie knüpft kein näh'res Band,
Doch dienen möge ſie als meiner Freundſchaft Pfand!

Fürſt.

Wie deut' ich das?

Fürſtin.

Genug! der Morgen mahnt zu ſcheiden.

Fürſt.

O möcht' er gleich ins Grau der Nacht ſich wieder kleiden!

Fürſtin.

Auf Wiederſeh'n, mein Freund!

Fürſt.

Wär' dieſer Tag ſchon todt!
Du, holdes Mondenlicht, biſt heut' mein Morgenroth! —

Vierter Act.

Vorzimmer der Fürſtin.

Erste Scene.

Adamar. Ein Page.

Adamar.

Das Glück iſt mir nicht hold! da geh' ich nun ſchon wieder
Geraume Zeit hindurch im Vorſaal auf und nieder,
Wohin um dieſe Zeit ſie ruft des Dienſtes Pflicht.
Jedoch auch hier, o Gott! auch hier erſcheint ſie nicht.
Zu meiden ſucht ſie mich, dem Eifer auszuweichen,
Der zur Verſöhnung ihr die Hand mich treibt zu reichen.
Wie ſchnell entfloh ſie mir vom Balle dieſe Nacht,
Und was noch mehr bewies, wie ſehr ſie aufgebracht,
War, daß ſie, als ich ließ durch ihre Zofe fragen,
Ob heut' ſie ſichtbar ſei, ein trocknes Nein! ließ ſagen.

Die Nacht war nun dahin; kein Auge ſchloß ich zu
Und find' auch, bis ſie mir verzieh'n hat, keine Ruh'.
Hier muß ſie endlich her, drum weich' ich nicht vom Flecke
Und währt's den ganzen Tag, bis daß ich ſie entdecke.

Zweite Scene.

Der Hofmarſchall. Die Vorigen.

Hofmarſchall.

Ergeb'ner Knecht, Herr Graf!

Adamar.

Zu dienen!

Hofmarſchall.

Wohl geruht?

Adamar.

Ja! Nein! ſo wie es ſich nach einem Balle thut.

Hofmarſchall.

Sie ſcheinen, Theuerſter, nicht in der beſten Laune.

Adamar.

Sie haben Recht! o ja! — warum nicht?

Hofmarſchall.

Ich erſtaune!

Des Fürſten ganz Vertrau'n, — dazu der Damen Gunſt,
Sie übten hier umſonſt den Zauber ihrer Kunſt?
Wer ſolches Glück nicht ſchätzt, wie Ihnen widerfahren,
Den kann Galenus ſelbſt nicht vor dem Spleen bewahren.

Adamar.

Doch welch ein Glück?

Hofmarſchall.

Ei, ei! Sie halten mich für dumm,
Allein —

Adamar.

Ich weiß von nichts!

Hofmarſchall.

Ja, ja! Sie bleiben ſtumm;
Ganz recht! doch weiß ich —

Adamar.

Was?

Hofmarſchall.

Die Fürſtin —

Adamar (bei Seite).

O des Thoren! —
Erſcheint ſie jetzt, ſo iſt die günſt'ge Zeit verloren.

Hofmarſchall.

Die Fürſtin —

Adamar.

Hat Verſtand, Geſchmack und feine Welt,
Daher der Argliſt und dem Neide ſie mißfällt.

Hofmarſchall (bei Seite).

Er nimmt ſich ihrer an! Nun iſt es klar!
(laut)
Ja freilich!
Verkennen ihren Werth wär' unrecht, unverzeihlich!
Doch iſt mir denn, Herr Graf, zu fragen nicht erlaubt,
Was Ihnen grade heut' die gute Laune raubt?

Adamar.

Ihr Hierſein —

Hofmarſchall.

Wie, Herr Graf?

Adamar.

Wird gleich zurück ſie bringen!

Hofmarſchall.

Sehr glücklich ſchätz' ich mich, wenn das ihm kann gelingen.

Adamar (bei Seite).

O weh! nun bleibt er erſt.

Hofmarſchall (bei Seite).

Ich wär' ihn gern hier los
(laut)
Erlauben Sie —

Adamar.

Nein, nein! das Opfer wär' zu groß.

Hofmarſchall.

Ei! keineswegs, Herr Graf. — Doch bitt' ich, mir zu ſagen,
Welch ein Geſchäft Sie hier — —

Adamar.

Das wollt' ich Sie juſt fragen.

Hofmarſchall.

Von Seiner Hoheit ſelbſt bin ich anhergeſandt,
Um Meldung ihm zu thun, wie ich die Fürſtin fand.

Adamar.

Und das verſäumen Sie? — Geſchwind!

Hofmarſchall.

Hat keine Eile!
Aus Gründen iſt es gut, wenn ich noch hier verweile.

Adamar (bei Seite).

Er bleibt!

Hofmarſchall (bei Seite).

Er geht nicht fort!

Adamar. (laut).

Des Fürſten Ungeduld —
Bedenken Sie! es fällt auf Sie allein die Schuld.

Hofmarſchall.

Mein Gott! ich muß doch erſt der Fürſtin Antwort haben!

Adamar.

So eilen Sie!

Hofmarſchall.

Der Wink, den Sie vorhin mir gaben
Von wegen — .

Adamar.

Ja! ſchon gut! dort iſt ein Page, dort!
Den ſchicken Sie hinein.

Hofmarſchall.

Den Pagen da?

Adamar.

Nur fort!

(Der Hofmarſchall ruft den Pagen herbei, und ſpricht leiſe mit ihm, worauf dieſer in der Fürſtin Zimmer geht.)

Adamar (bei Seite).

O welche Qual!

Hofmarſchall (bei Seite).

Verwünſcht! er ſcheinet nicht zu weichen;
Drum läßt ſich, *kommt* ſie auch, mein Zweck doch nicht erreichen.

Adamar (bei Seite).

Sie kommt vielleicht heraus und bringt ihm den Beſcheid,
Doch geht er dann nicht fort, ſo führt auch das nicht weit.

Dritte Scene.

Die Fürſtin und Kunigunde. Die Vorigen.

Fürſtin.

Da ſich die Herr'n bemüht um mich, daher zu kommen,
Wird von mir ſelbſt wohl gern die Antwort angenommen.
(zu Adamar)
Den beſten Dank, Herr Graf, für Ihre Sorg' um mich!
(zum Hofmarſchall)
Dem Fürſten, ich ſei wohl!

Hofmarſchall (ſich verneigend bei Seite).

Iſt das nicht ärgerlich!
Da ſteht ſie und ich kann ihr nicht ein Wörtchen ſagen.
(laut)
Hat Eure Hoheit mir noch etwas aufzutragen?

Fürſtin.

Ich — nein!

Hofmarſchall (bei Seite).

So muß ich fort; doch ſchreib' ich ihr — und gleich!
(ab.)

Fürſtin.

O wär' der gute Mann an Witz nur halb ſo reich,
Als an Pedanterie und bittrer Langeweile! —
(zu Adamar)
An eine Schuld, Herr Graf, die ich zu tilgen eile,

Ermahnt Ihr Anblick mich. Beredt war Ihr Gedicht, —
Beredter als mein Dank, jedoch gefühlter nicht.

Adamar.

Eu'r Hoheit Nachſicht nur —

Fürſtin (bei Seite).

Wie kalt und wie gemeſſen!

Adamar (bei Seite).

Was ſag' ich ihr nur gleich? —

Fürſtin.

Auch hab' ich nicht vergeſſen, —
Wie ich vielleicht geſollt, — daß dies Gefühl von Dank
Ein raſch geſproch'nes Wort, — zu raſch wohl, — mir entrang.
(bei Seite)
Man kennt ihn kaum.

Adamar.

Was kann die Fürſtin wohl beſorgen?

Fürſtin.

Daß eines Abends Luſt zum Schmerze werd' am Morgen!

Adamar (bei Seite).

Auf Nadeln ſteh' ich hier!

Fürſtin (bei Seite).

Die Zeugin iſt's vielleicht,
Was ihn ſo ſehr verwirrt.

Adamar (bei Seite).

Die Gunſt, die ſie mir zeigt,
Erfährt es Roſalie, beſchleunigt mein Verderben!

Kunigunde (bei Seite).

Die Unterhaltung hier iſt ennuyant zum Sterben!

Fürſtin (zu Adamar).

Sie ſprachen, glaub' ich, heut mit Roſalie noch nicht?

Adamar.

Mit Roſalie? Sie kam mir gar nicht zu Geſicht.

Fürſtin.

Als man Sie meldete, erſchien ſie faſt betreten,
Und wollte nicht hieher, obwohl ich drum gebeten.
Sie ſagten mir ja —

Adamar.

Ich?

Fürſtin.

Nun freilich! doch —

(mit Blicken auf Kunigunde, deren Gegenwart ſie vom Reden abhält)

Schon gut!
Ich ſchicke ſie, — ſie kommt, wenn ſie für mich es thut.
Dann eilen Sie, mit ihr das Nöth'ge feſtzuſetzen.
Ich gab einmal mein Wort und will es nicht verletzen.
Doch willigt ſie nicht ein, ſo bin ich losgezählt,
Ich unternehme nichts, wozu ihr Beiſtand fehlt.

(Ab mit Kunigunde.)

Adamar.

Wie Henker iſt mir denn? Bin ich — iſt ſie von Sinnen?
Was will ſie denn mit mir? Wie deut' ich ſolch' Beginnen?
Wie deut' ich's, daß für ſich ſie mein Erſcheinen nahm,
Wiewohl ich doch, Gott weiß! um ganz was Andres kam.
Was ſollten Blick und Ton und Seufzer ſelbſt bedeuten,
Wovon man deutlich ſah, daß ſie die Zeugin ſcheuten?
Sie ein Verſprechen? — mir? — Ich weiß kein Sterbenswort.
Ich ſei's, der ihr geſagt, — doch was? — So läuft ſie fort,
Und läßt mich hier allein in tauſend Zweifeln ſtehen.
Doch ſoll ich Roſalie, verſprach ſie ja, hier ſehen.
Was weiß ſie denn? was nicht? — Soll die ihr Hülfe leih'n
In ihrem Plan auf mich? auf mich? Was fällt mir ein!
Verfall' ich da wohl gar auf meine alten Poſſen,
Nachdem, ſeit ich ſie trieb, noch kaum ein Tag verfloſſen?
O das nur fehlte noch! — Wenn ſie das wüßte, — ſie,
Dann wär's rein aus, ja dann verziehe ſie mir nie!

Vierte Scene.

Adamar. Roſalie.

Roſalie.

Herr Graf!

Adamar

(nach einer Pauſe, während welcher er nach Worten zu ſuchen ſcheint).

Mein Fräulein — ich —

Roſalie.

Die Fürſtin hat *befohlen*,
Drum bin ich hier.

Adamar (bei Seite).

O weh! ich kann kaum Athem holen!
(laut)
Es ſchmerzt mich —

Roſalie.

Was, Herr Graf?

Adamar.

Daß ein *Befehl* allein
Geneigt Sie machte, mir ein kurz Gehör zu leih'n.

Roſalie.

Ja! kurz, das ſei's! — recht kurz! die Fürſtin harret meiner.

Adamar.

Verſagten Sie's mir ganz, mein Leiden wäre kleiner,
Als da ich ſo es mir geſtattet ſehen muß.
Nur einen Augenblick verſtumme der Verdruß
Und gebe Ihnen Raum, mit Gleichmuth mich zu hören!

Roſalie.

Mit Gleichmuth? O vielleicht, daß Sie dabei verlören!

Adamar.

Wenn Sie gerecht ſind, nicht! — So will ich's denn geſteh'n;
Sie haben, Roſalie, mich tadelnswerth geſeh'n;
Doch weniger durch Das, was Sie von mir ſchon wiſſen,
Als dadurch, was ich zu *verhehlen* war befliſſen. —
Der Fürſt war geſtern hier, — ich wußte das, und Sie
Erſchienen mir verwirrt, beſchäftigt, wie ſonſt nie.
Sogar ſein Maskenkleid begehrten Sie zu kennen
Und wußten gleich mir das der Fräulein Holdt zu nennen.
Da kam die Eiferſucht und — die Vernunft war hin;
Ich hielt, — ich hielt für Sie die Sonnineſerin.

Roſalie.

O Adamar, für mich? ſo wankend war Ihr Glaube?

Adamar.

Des Argwohns blindem Trieb, der Zweifelsqual zum Raube
Verlor ich alles Maß und — rächen wollt' ich mich —

Roſalie.

Deshalb — verliebten ſchnell Sie in die Fürſtin ſich?!

Adamar.

Ach nein! wahrhaftig nicht.

Roſalie.

So hatten Sie errathen,
Daß ich die Maske war, die Sie zu kennen baten,
Und quälten mich mit Fleiß?

Adamar.

Ach nein! auch das wohl nicht.

Roſalie.

Doch was denn?

Adamar.

Geh'n Sie nicht mit mir ſo ins Gericht!
Da Beſſrung ich gelobt, ſo will ich auch nicht lügen.
Mein Argwohn, — Rachgefühl! — Sie ſelbſt — es war, als ſchlügen
Zehntauſend Blitze mir auf einmal in die Bruſt.

Roſalie.

Und mehr als Alles das — des Eigendünkels Luſt.

Adamar.

Nun, wenn Sie wollen, auch! doch, Roſalie, Sie ſehen
Mich ganz geheilt, und nie kann ſo was mehr geſchehen. —

Ich baue feſt auf Sie und fluche dem Verdacht,
Den Wahn und falſcher Schein mir trüglich angefacht.

Roſalie.

O halten Sie Ihr Wort, ſo wird den ſchönen Glauben
Dem Freunde niemals mehr ein blinder Argwohn rauben.
Mein Adamar!

Adamar
(ihr die Hand küſſend).

O Gott! Sie ſind verſöhnt.

Roſalie.

Ich bin's!
Und freue mich ſogar des Zwiſtes, als Gewinns,
Wodurch Vertrauen Sie und Vorſicht ich kann lernen;
Drum will ich auch von mir den Schein der Schuld
entfernen.

Adamar.

Nein, nein! ich leid' es nicht! Dies Wort ſchon iſt genug.

Roſalie.

Mit nichten! hören Sie! — die Red' iſt von Betrug.

Adamar.

Betrug — und Sie?

Roſalie.

Ja, ja! jedoch zu guten Zwecken.
Wie Ihre Eiferſucht der Fürſt gewußt zu wecken,

So, theurer Freund, gelang's der Fürſtin auch bei mir;
Denn Sie, — doch Acht aufs Herz! — ja, Sie gefielen ihr.
Obwohl als bloßer Freund, wie ſie ſich überredet,
Indeß — ihr unbewußt, — die Lieb' ihr Herz befehdet;
Die Liebe, deren Trug, woran ſie nicht gedacht,
Mit ſich und ihrer Pflicht die Arme uneins macht.
Zum Glück gelang es mir, die Flamme ſo zu lenken,
Daß ſie mein eignes Gut nicht mehr vermag zu kränken.
So liebt die Fürſtin denn —

Adamar.

Doch wen?

Roſalie.

Den Fürſten!

Adamar.

Wie?

Roſalie.

Den Fürſten, — ja, mein Herr! und glaubt, ſie liebe — Sie!

Adamar.

Nun wird mir Alles klar! So ſteckte ſie im Kleide
Der Sonnineſerin?

Roſalie.

Die Masken täuſchten beide

Adamar.

O welch ein Glück! auch er iſt bis zum Tod verliebt
Und ſchwört, daß Guny gleich es nichts auf Erden giebt.

Roſalie.

So ſuchen wir denn nur das Feuer recht zu ſchüren
Und heut noch unvermerkt zuſammen ſie zu führen.
Sie kommen, wo und wann Gelegenheit ſich beut;
Der Irrthum wird entdeckt und Beide ſind erfreut,
Daß ein Gefühl, für das ſo wenig war zu hoffen,
Mit Wunſch und Pflichtgebot ſo übereingetroffen.

Adamar.

O Roſalie, Sie ſind —

Roſalie.

Nur ſtill und nicht gelobt!
Ich habe nur einmal — mein Hoftalent erprobt.
Was meinen Sie dazu? gebührt mir nun der Name
Und paſſ' ich für das Amt der Hof- und Ehrendame? —
Sie zweifelten, mein Herr! — So hab' ich denn gezeigt,
Daß, was ein Weib nur *will*, es immer auch erreicht.

Adamar.

Ich ſeh's und will Sie ſtets den guten Engel heißen,
Der klug des Dämons Netz verſtand entzwei zu reißen,
Von dem wir Alle faſt uns ſchon umſchlungen ſah'n.
O wählte Höflingskunſt doch immer ſolche Bahn!

Fünfte Scene.

Kunigunde. Die Vorigen.

Kunigunde (zu Roſalie).

Die Fürſtin ſchickt mich her, nach Ihnen umzuſehen.
Sie meint, es müſſe hier ſehr Wichtiges geſchehen,
Da ein Geſpräch umſonſt nicht währen kann bis jetzt,
Dem Sie ſich kurz zuvor ſo eifrig widerſetzt.

Roſalie (bei Seite zu Adamar).

Da ſehen Sie's! Eiferſucht!

(laut)

Sie werden ſich bequemen,
Herr Graf, des Vorwurfs Laſt allein auf ſich zu nehmen,
Sie hielten mich.

Adamar.

Ja wohl!

Roſalie (bei Seite zu Adamar).

Nun weiß ich nicht einmal,
Warum ſie mich geſchickt.

Adamar (bei Seite zu Roſalie).

Ich auch nicht.

Roſalie.

Neue Qual! —
Der Umſtand könnte leicht das ganze Spiel verrathen.

Adamar.

Vielleicht ein Rendezvous!

Roſalie.

Vielleicht!
(laut)
Warum Sie baten,
Herr Graf, ich mach' es jetzt der Fürſtin gleich bekannt.
Auf Wiederſeh'n!

Adamar (Roſalie die Hand küſſend).

Mein Glück vertrau' ich dieſer Hand!
(Beide ab.)

Kunigunde.

Sein Glück — um was er bat? — Das hat was zu bedeuten!
Doch weiß man nicht, wie man daran iſt mit den Leuten.
Es geht hier etwas vor! das iſt wohl ausgemacht.
Doch was? — Mir ſagt man nichts; an mich wird nicht gedacht.
Ich bin hier eine Null! — ſo ändern ſich die Sachen!
Der Fürſtin wußte ſonſt nur *ich* es recht zu machen.
Nun iſt es Roſalie, die ſich in Gunſt geſtellt.
Man ſagt, ſie hat Verſtand, Geſchmack und feine Welt;
Doch bei dem Allen kann wohl Niemand ſich verhehlen,
Daß andre Dinge ihr, die ich beſitze, fehlen.
Denn ſchön, — das iſt ſie nicht und jung — doch auch nicht ſehr;

Und kleidet ſich — man ſieht's: ſie kommt vom Dorfe
her.
Nein, Fräulein Roſalie, Sie ſollten nicht vergeſſen,
Daß wohl noch Leute ſind, die ſich mit Ihnen meſſen.

Sechste Scene.

Kunigunde. Der Fürſt.

Fürſt.

O glücklich Ungefähr! Sie ſind es — und allein!
Ich kam um Mondſchein her und finde — Sonnenſchein.
Das heißt: ich wollte juſt an Roſalie mich wenden;
Sie wiſſen —

Kunigunde.

Ich?

Fürſt.

Nun ja! — doch hieß' es Zeit verſchwenden
Und arm an Wünſchen ſein, verfolgt' ich jetzt den Plan;
Denn im Beſitz ſich ſeh'n und — ſuchen ihn, iſt Wahn!
So laſſen Sie mich denn die Gunſt des Zufalls nützen,
Der meinen Eifer weiß ſo gut zu unterſtützen.
Wie haben Sie geruht?

Kunigunde (mit tiefer Verbeugung).

Ew. Hoheit zu Befehl!

Fürſt (bei Seite).

Ei, ei! —

(laut)

Ich hoffte faſt, und mache d'raus kein Hehl,
Es wird' in Ihren Schlaf ſo mancher Traum ſich weben.

Kunigunde.

Ich träume immerfort.

Fürſt.

Wovon?

Kunigunde.

Von dem, was eben
Vor Schlafengeh'n geſchieht. Zum Beiſpiel —

Fürſt.

Wohl von mir?

Kunigunde.

Ew. Hoheit zu Befehl!

Fürſt (bei Seite).

Was denk' ich nur von ihr? —

(laut)

Und wollen Sie nun auch ſich wachend hold mir zeigen?

Kunigunde.

Recht gern!

Fürſt (bei Seite).

Das geht ja raſch —

(laut)

So darf die Furcht denn ſchweigen,
Die meinen Hoffnungen bisher zur Seite ſtand?

Kunigunde.

Ew. Hoheit zu Befehl!

Fürſt.

So werde mir als Pfand, —
(bei Seite)
Laſſ' ſeh'n, wie weit ſie's treibt, ob wir ſie nicht bekehren, –
(laut)
Als Pfand — ein Kuß —

Kunigunde.

Ein Kuß?

Fürſt (bei Seite).

Sie ſtutzt.

Kunigunde.

Ein Kuß in Ehren —

Fürſt.

Wird nicht verwehrt!
(ſie küſſend)
O ſchön!
(bei Seite)
Das heißt ſich dumm geſtellt!
Nie hätt' ich das geglaubt, o nicht um eine Welt!

(laut)

Bewundern muß ich zwar die Kunſt in dieſem Spiele,
Womit Sie folgerecht es führten bis zum Ziele;
Doch mehr, ich hehl' es nicht, behagt mir die Natur;
Und will ich einmal Kunſt, ſo iſt's die edle nur.
Der Niederländer Styl iſt ſtets mir fremd geblieben,
Bewundern kann ich ihn, doch kann ich ihn nicht lieben.
Ein Bild, das mich entzückt, das meine Seele füllt,
Iſt immer in den Reiz des Ideals gehüllt.

Kunigunde.

O ſchön! da hör' ich ja, Sie ſind ein Freund von Bildern.

Fürſt.

Ich bin's, doch ſolcher nur, wie ich verſucht zu ſchildern.

Kunigunde.

Ganz recht! da müſſen Sie ſogleich die meinen ſeh'n.
Mein Meiſter lobt ſie ſehr. Soll ich ſie holen geh'n?

Fürſt.

Sie ſind erſtaunlich gut!

Kunigunde.

Ew. Hoheit zu Befehle!

(Ab.)

Fürſt.

Iſt's wahr, daß Albernheit mit Geiſt ſich ſo vermähle?

Iſt's möglich, daß man ſich, wenn's auch nur Rolle iſt,
Nicht einen Augenblick, mit keinem Wort vergißt?
O weh, o weh! wo ſind der Wahrheit heil'ge Quellen,
Wenn Jugend, — ſonſt ihr Sitz, — ſich alſo kann verſtellen!
Nun wagt's, mit einer Frau ein Bündniß einzugeh'n!
Dumm legt ſie ſich zu Bett, verſchmitzt wird auf ſie ſteh'n,
Und die ihr klug geträumt, voll Geiſt und edler Gaben,
Sie wird für Andre ſie, für euch nur Stumpfſinn haben.
Doch Guny, — was ſie wohl zu ſolchem Spiel bewegt?
Ob ſie ſo wenig Werth auf meine Achtung legt,
Daß ſie beſchloß, ſogleich ſie wieder zu verſcherzen?
Wie? oder wär's der Stolz von einem eitlen Herzen,
Das einzig ſiegen will durch äußrer Reize Macht?
Hat wohl der Fürſtin gar ein Opfer ſie gebracht,
Das deren Eiferſucht vielleicht ihr abgedrungen?
So iſt's! — Doch nur Geduld! es iſt noch nicht gelungen!

Siebente Scene.

Der Fürſt. Roſalie.

Roſalie.

Sie hier, mein gnäd'ger Fürſt? Erriethen Sie vielleicht,
Wie viel Verlangen man nach Ihnen hier gezeigt?

Fürſt.

Nach mir? Wer fragt nach mir?

Roſalie.

Das ſollten Sie nicht rathen,
Nachdem Sie geſtern doch —

Fürſt.

Ach! was wir geſtern thaten,
Erſcheint uns heut gar oft verrückt, bedeutungsleer.

Roſalie.

Wenn's nur bedeutungsvoll nicht oft für Andre wär'!!

Fürſt.

Wie meinen Sie?

Roſalie.

Ei nun! wer Flammen will erregen,
Der ſollte wohl zuvor die Folgen überlegen
Und wiſſen, daß die Gluth, von fremder Gluth genährt,
Des Heerdes Raum verläßt und Haus und Hof verzehrt.

Fürſt.

Doch wie?

Roſalie.

Ich muß des Rechts, das mein iſt, mich bedienen!
Sie haben's ſo gewollt, drum zank' ich jetzt mit Ihnen!

Fürſt.

O prüfen Sie nur erſt!

Roſalie.

Was prufen! weiß ich doch,
Daß Guny —

Fürſt.

Mir gefiel!

Roſalie.

Und jezt —

Fürſt.

O immer noch!
Doch ſprach ich juſt mit ihr, —

Roſalie.

Mit ihr?

Fürſt.

Auf dieſer Stelle,
Und fand ſie ganz verkehrt. Errathen Sie die Quelle,
Woher die Aendrung fließt?

Roſalie.

Was ſprach ſie denn?

Fürſt.

Sie ſprach:
Ew. Hoheit zu Befehl! gab ſchnell in Allem nach,
Was ich von ihr, im Scherz, im bloßen Scherz, begehrte
Und was ſie geſtern mir aufs ſtrengſte ſtets verwehrte.
O geſtern! wie viel Geiſt und Anmuth zeigte ſie!
Ein ſolches Weib, gewiß, ein ſolches kannt' ich nie!

Ich bat ſie auch, mit mir zur Galerie zu gehen,
Um dort — beim Mondenlicht — die Statuen zu beſehen.

Roſalie.

Beim Mondenlicht?

Fürſt.

Nun ja! — weil die Beleuchtung da
Viel größ're Wirkung thut. Sie wiſſen ſchon.

Roſalie.

O ja!

Fürſt.

Drum kam ich juſt daher mit einer großen Bitte.

Roſalie.

An wen?

Fürſt.

An — Sie!

Roſalie.

Was iſt's?

Fürſt.

Die — Foderung der Sitte, —
Sie wiſſen wohl! — kurz um! ſie willigte nur ein,
Wenn Sie —

Roſalie.

Wenn ich —

Fürſt.

Nun ja!

Roſalie.

Die Ehrenhuth will fern!

Fürſt.

So iſt's!

(bei Seite)

Das ward mir ſchwer! —

(laut)

Es kam mir nie zu Sinnen,
Zu der Vertrauten Amt die Schönheit zu gewinnen,
Wenn mir bekannt nicht wär' —

Roſalie.

Sie helfen ſich geſchickt!

Fürſt.

Doch ſeit ich Gunn ſo verwandelt hab' erblickt,
Iſt mir die Raſerei für Mondſchein ſehr vergangen.

Roſalie (bei Seite).

Ei, ei!

(laut)

So ließen Sie ſich durch die Maske fangen,
Wohinter Gunn's Herz ſich Ihrem Blick verbarg?
Wie ſind doch an Vertrau'n die Männer oft ſo karg!
Der Armen, der die Scham, ſo plötzlich ſich bezwungen
Von einem Mann zu ſeh'n, Verſtellung aufgedrungen,

Um ihrer Schwäche Bild dem Sieger zu entzieh'n,
Wird ſolch ein Dank von dem, der ſie zu lieben ſchien!

Fürſt.

So glauben Sie —

Roſalie.

O ſtill! ſie, die ſich weiſe nennen,
Und Alles kennen woll'n, o wie ſo wenig kennen
Die ſtolzen Männer ſich auf eines Weibes Herz!
Die Fülle von Geduld, von Opfern und von Schmerz,
Der wir uns unterzieh'n zugleich mit unſ'rer Liebe,
Dem Manne bleibt ſie fremd, der blind dem blinden Triebe
Der ſündigen Natur, die ihn beherrſcht, gehorcht,
Und von den Sinnen nur ſein armes Lieben borgt. —
Ja! was an Qual und Luſt ein weiblich Herz erfüllet,
Ihm, der es hat erzeugt, ihm bleibt es unenthüllet! —
Und dennoch liebt man euch, ja faſt am meiſten den,
Von dem am ärgſten man beleidigt ſich geſeh'n.
Drum fürcht' ich um ſo mehr Gefahr für Kunigunden,
Die, als ſie kaum ſich giebt, ſich tödtlich ſieht verwunden.

Fürſt.

O Fräulein, welch Gefühl erregen Sie in mir!
Ja wohl! ich bin allein, — allein der Schuld'ge hier.
O helfen Sie mir denn mein Unrecht zu vergüten!

Roſalie.

Da ſieht man nun, wie ſchwer ein Männerherz zu hüthen,

Das von dem Nordpol gleich zum fernen Südpol ſpringt.
Nur ſtets das Aeußerſte, was maßlos, unbedingt, —
Iſt, was die Herr'n erfreut, wonach ſie ewig ſtreben;
In heit'rer Mittelluft kann nicht ſolch Vöglein leben.

Fürſt.

O ſpotten Sie nur zu! Ihr Witz hat freies Feld,
Weil meine Schuld ſich ihm zum Bündniß beigeſellt.
Mein Argwohn hat verdient, daß Sie mich tüchtig quälen,
Nur möge mir nachher — Ihr Beiſtand auch nicht fehlen!

Roſalie.

Ganz recht! doch hält die Furcht der Folgen mich zurück.
Wenn einſt — ein Mißverſtand, — wenn Ihr, der Fürſtin Glück —
Wenn aus dem Traum erwacht, der jetzt die Sinne bindet,
Man ſich getäuſcht erblickt, — in mir die Schuld'ge findet —
Und dann —

Fürſt.

Was fürchten Sie? Hier iſt mein fürſtlich Wort:
Was kommt, ich nehm's auf mich!

Roſalie.

Nun wohl! — doch Stund' und Ort
Bezeichnen Sie mir jetzt, wo Sie uns treffen wollen.

Fürſt.

Sobald heut Abend Sie den Mond mit ſeinem vollen,
Gutmüthigen Geſicht am Himmel leuchten ſeh'n,
Belieb' es Ihnen nur, zur Galerie zu geh'n.
Ich komme dann ſchon ſelbſt, um weiter Sie zu führen.
Bei Nacht iſt Niemand dort, und offen ſind die Thüren.

Roſalie.

Schon gut!

Fürſt.

Auf Wiederſeh'n! — Ich finde Sie?!
(Ab.)

Roſalie.

Gewiß! —
Gut, daß ich ſo dem Sturm mein Schifflein noch entriß.
Der Fürſtin eil' ich nun die Nachricht hinzubringen,
Die ihren Unmuth wohl am beſten wird bezwingen.
So iſt, was Eiferſucht und Argwohn ſchlimm gemacht,
Durch Klugheit und Geſchick ins Gleis zurückgebracht!
(Ab.)

Achte Scene.

Kunigunde (mit einem Packt Zeichnungen).

Da ſind die Zeichnungen! ein ganzer großer Haufen!
Was? iſt er fort? Ei, Ei! und ich bin ſo gelaufen,

Daß mir der Athem fehlt. — Ew. Hoheit ſind nicht fein!
Jedoch wer weiß, was hier mag vorgefallen ſein.
Vielleicht hat Jemand ihn aus Eiferſucht vertrieben,
Aus Eiferſucht auf mich! — Er ſcheinet mich zu lieben, —
Er liebt mich! hat er's denn nicht klar genug geſagt,
Und hat er mich nicht gar um einen Kuß geplagt?
Nun! einem Fürſten iſt ein Kuß nicht abzuſchlagen!
Und warum thät ich's auch? Was iſt denn da zu wagen?
O hätte dieſen Kuß doch Jemand nur geſeh'n!
Die Fürſtin, — Roſalie, ſie würden ſchier vergeh'n
Vor Eiferſucht und Neid, daß ſie ihn nicht bekommen.
Denn ſpielen dieſe Zwei gewaltig auch die Frommen,
Ich weiß doch, was ich weiß, und glaube, was ich will.

Ein Lakai (mit einem Brief).

Ein Brief an Fräulein Heldt!

(Ab.)

Kunigunde.

Schon gut! — von wem denn? — Still!
(den Brief öffnend)
Vom Fürſten kommt er! Ei! und das nicht gleich zu merken.
(leſend)
„Geneigt Sie finden, — um die Probe zu verſtärken,
Die mir,“ — das lieſt ſich ſchlecht! — „von Ihrer Liebe ſchon“ —
Was iſt das? — Maskenball? — „als ſüßer Liebeslohn —

Heut Abend. — Galerie" — O herrlich! — „zu erſcheinen,
Um zweier Flammen Strahl zu Einem Brand zu einen."
Wie zärtlich! — Gott ſei Dank! hier wird mein Werth erkannt,
Da ich in kurzer Zeit ſchon zwei Verehrer fand.
Denn des Hofmarſchalls Herz kam auch durch mich zu Falle.
Ihn halt' ich ſo zum Spaß, — zu Sklaven taugen Alle!
Doch eines Fürſten Wunſch, dem räumt man mehr ſchon ein!
So werd' ich bald der Neid des ganzen Hofes ſein!

Fünfter Act.

(Rotonde in der Galerie, mit Statuen geziert, durch den Mond, von oben herab, ſchwach beleuchtet.)

Erste Scene.

Die Fürſtin und Roſalie (Beide verſchleiert)

Fürſtin.

Wo bleibt er nur?

Roſalie.

Wer weiß!

Fürſtin.

Sehr artig, daß von Damen
Man ſich erwarten läßt!

Roſalie.

Ob wir zu früh nicht kamen?

Fürſtin.

Seit einer Stunde ſteht am Himmel ſchon der Mond;
Doch freilich iſt man das an Männern ſchon gewohnt.

Sie, denen Alles gern das Weib zum Opfer bringet,
Verzichten kaum dafür, — wo nicht die Noth ſie zwinget, —
Auf den alltäglichſten Gemächlichkeitsgenuß.
Ein Mann iſt pünktlich nur und achtſam — wann er muß. —
So lang' er unerhört in ſüßen Feſſeln ſchmachtet,
Wird jedes kleinſten Winks der Herrſcherin geachtet;
Doch kaum verräth ſie ſich, daß ihm ihr Herz gehört,
So läßt er warten ſie und bleibet ungeſtört.

Roſalie.

Sehr wahr! „doch Adamar, das müſſen Sie geſtehen,
Wird von der Regel oft ſich ausgenommen ſehen.
O dieſer theilet nicht der Andern Nichtigkeit.“
So ſprachen geſtern Sie!

Fürſtin.

Ja geſtern! welche Zeit
Liegt für ein Männerherz von geſtern bis zu heute!
Er iſt ein Mann, und wir — ſind ihres Leichtſinns Beute!

Roſalie.

Nein, Fürſtin, nicht ſo raſch!

Fürſtin.

O daß ich ihm verrieth,
Wie ein verwandt Gefühl zu ihm dahin mich zieht!
Vernünft'ger war es, das dem Eitlen zu verſchweigen,
Bei ſeiner Liebeswuth mich kalt und ſtreng zu zeigen!

Ich gab den Bitten nach, die Statuen hier zu ſeh'n;
Und dachte nicht daran, was konnte d'raus entſteh'n.
So kann Gefälligkeit, — nicht anders iſt's zu nennen, —
Als Unrecht gelten ſchon, von Pflicht und Ruhe trennen!

Roſalie.

Sie ſeh'n auch allzuſchwarz!

Fürſtin.

Wie wagt' ich ſolchen Schritt?
Und was für Folgen —

Roſalie.

Still! ich höre Männertritt.
Er iſt's!

Fürſtin.

Er iſt's!

Zweite Scene.

Der Fürſt (in einen Mantel gehüllt). Die Vorigen.

Fürſt.

Sieh da! mir ſo zuvorzukommen!

Roſalie.

Wo bleiben Sie denn auch?

Fürſtin (bei Seite zu Roſalie).

Wie fühl' ich mich beklommen!

Roſalie (bei Seite zur Fürſtin).

Wird ſchon vergeh'n!

Fürſt (zur Fürſtin).

Sie ſind mir böſe?

Fürſtin.

Nein, o nein!

Fürſt.

Nicht eher konnt' ich los!

Fürſtin.

Es iſt die Schuld wohl mein,
Daß ich zu früh —

Roſalie (bei Seite zur Fürſtin).

Ei, ei! noch Ungeduld verrathen?

Fürſtin (zum Fürſten).

Auch kam ich eben erſt, — nur eben als Sie nahten.

Fürſt.

Wie glücklich, Theure, macht mich Ihre Gegenwart!
Ja um ſo glücklicher, nachdem Sie mich ſo hart
Durch Ihr verſtelltes Spiel heut früh zu prüfen wußten.
O daß Sie mir dadurch die Stunde rauben mußten!

Roſalie (bei Seite zum Fürſten).

Still!

Fürſtin.

Ich verſtehe nicht —

Roſalie (bei Seite zur Fürſtin).

O ſtill!

Fürſtin (bei Seite zu Roſalie).

Was iſt's?

Roſalie (bei Seite zur Fürſtin).

Es iſt —
Ein bloßer Mißverſtand.
(bei Seite zum Fürſten)
Was ſie ſo gern vergißt,
Vergeſſen wir es auch!

Fürſt (bei Seite zu Roſalie).

Schon gut! ich will es merken!
(laut)
Wir ſeh'n uns hier umringt von manchen Meiſterwerken,
Wo des Beſchauers Müh' ſich vielfach wohl vergilt;
Doch heute find' ich mein Verlangen nicht geſtillt.
Vorüber zieht es mich den Steinen, nach dem Leben,
Wovon ich blühend hier und mild mich fühl' umgeben!
O Kunigunde!

Fürſtin.

Wie?

Roſalie (bei Seite zur Fürſtin).

Er meint, Sie hießen ſo!
Wir laſſen ihn dabei.

Fürſt.

Wie fühlt' ich mich ſo froh,
Wenn jetzt ein gleicher Zug auch Ihre Bruſt durchdränge!

Fürſtin.

Wie ſehr ich an der Kunſt und ihren Werken hänge,
So bin ich, frei geſagt, doch heute nicht geſtimmt. —

Roſalie (bei Seite).

Das glaub' ich!

Fürſt.

Wie die Nacht auf jenen Bildern ſchwimmt, —
So heimlich ſie umfängt, ſo ſchließt ſich auch vertrauter
Das Herz dem Herzen an und mahnt und redet lauter,
Als wann des Tages Neid von ſeinem heil'gen Heerd
Den Blick des Liebenden zugleich nach außen kehrt.
Da wird durch Schönheitglanz, der unſer Auge blendet,
Von jener ſüßen Ruh' die Seele abgewendet,
Von jener Sicherheit, daß nicht die Zeit zerſtört,
Wodurch man eigentlich ſo recht ſich angehört.
Ich ſehe jetzt Sie nicht, doch hab' ich mehr von Ihnen,
Als mir bei Sonnenlicht und Kerzenglanz erſchienen.

Fürſtin.

Sie ſchildern ein Gefühl, das ähnlich mich durchzieht.
Ein Andrer ſind Sie mir; — das vor'ge Bild entflieht, —

Ihr Ton, Ihr Reden ſelbſt iſt anders jetzt zu nennen,
Und dennoch kann ich Sie nur ſo — für *Sie* erkennen!

Fürſt.

O heil'ge Nacht! den Herbſt der Liebe nenn' ich dich;
Den Herbſt, der Reiſe Zeit, wo alle Früchte ſich, —
Drum auch die Liebesfrucht, — mit Duft und Fülle ſchmücken
Und, zum Genuß beſtimmt, uns mahnen, ſie zu pflücken.
(Er will die Fürſtin umarmen.)

Fürſtin.

Was thun Sie, Graf?

Roſalie (bei Seite).

O weh!

Fürſt (bei Seite).

Was heißt das? Weiß ſie nicht —

Roſalie (bei Seite zum Fürſten).

Ew. Hoheit wundern ſich, daß man ſich da verſpricht.
Soll ſie verwirrt nicht ſein, wenn ſo mit Haſt Sie's treiben?

Fürſt (bei Seite zu Roſalie).

Nun ja! ich wollt' ihr blos des Herbſtes Luſt beſchreiben.

Roſalie.

Beſchreiben? Ei! — mir ſchien's, als hätt' ich *handeln* ſeh'n!

Fürſt.

Dazu iſt Beides da, um Hand in Hand zu geh'n.

(Geräuſch draußen.)

Fürſtin.

O Himmel!

Roſalie.

Was!

Fürſtin.

Man kommt! man öffnete die Thüren!

Roſalie.

Ich höre Schritte!

Fürſtin.

Gott!

Fürſt.

Nur fort! ich will Sie führen.

(bietet der Fürſtin den Arm.)

Fürſtin.

Wohin? — wir ſind entdeckt? wie ſollen wir entflieh'n?

Fürſt.

Ins Innre laſſen Sie uns ſchnell zurück uns zieh'n!

Fürſtin.

Was kann das helfen?

Fürſt.

Viel!

Fürſtin.

Man wird auch dort uns finden!

Fürſt.

Nur fort und laſſen Sie vergeb'ne Sorge ſchwinden!
Es ſoll Sie Niemand ſeh'n!

Roſalie.

Hinweg! ſonſt iſt's zu ſpät.
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Der Hofmarſchall und Kunigunde (Arm in Arm).

Hofmarſchall.

Hier ſind wir ungeſtört! Was ich ſo heiß erfleht,
Das Ziel des Wunſches, der mich Ihnen treibt zu dienen,
Der Augenblick der Luſt, des Glücks, — ſie ſind erſchienen!
Sie laſen meinen Brief, o nein! Sie thaten mehr!
Sie fühlten meine Pein und — kamen zu mir her!

Kunigunde.

Ew. Hoheit zu Befehl!

Hofmarſchall (ſie küſſend).

Sie Schelmchen! jedem Range
Entſag' ich gern für den, wonach ich ſtill verlange.

Des treuen *Dieners* Rang bei meiner Herrſcherin,
Er iſt es, er allein, wonach ich lüſtern bin.

Kunigunde (bei Seite).

Die Stimme — hör' ich recht?

Hofmarſchall.

Durch ſolche Liebesproben
Iſt jeder Zweifel nun an Ihnen mir gehoben.
Ich bin der Ihre ganz! o ſchalten Sie mit mir,
Wie eine Königin! — zu Ihren Füßen hier —
Hier iſt mein Platz!

(er kniet)

den nicht ich eher will verlaſſen,
Bis Sie den Liebenden in Ihre Arme faſſen.

Kunigunde.

Ich bitte —

Hofmarſchall.

Nein! o nein! *Befehlen* ſollen Sie.

Kunigunde.

Ich bitte, ſteh'n Sie auf! Nicht ſchicklich iſt es!

Hofmarſchall (aufſtehend).

Wie?
Nicht ſchicklich wär' es, Dich als Göttin anzubeten?

Kunigunde.

Ich hab' im Irrthum nur die Galerie betreten.

Hofmarſchall.

Was hör' ich?

Kunigunde (bei Seite).

Faſt erſtickt mich Aerger und Verdruß!
Ein ſchöner Fürſt!

Hofmarſchall.

's iſt Scham, die ich beſiegen muß!

Kunigunde (bei Seite).

So war denn jener Brief vom Fürſten nicht geſchrieben!

Hofmarſchall.

Vortrefflichſte!

Kunigunde.

Hinweg!

Hofmarſchall.

Ich weiß, daß Sie mich lieben,
Wozu denn noch mit mir die jungfräuliche Scheu?

Kunigunde.

Ich liebte Sie? — ich — Sie? — fürwahr! das wäre neu.
Wer ſind Sie denn, um ſich ſo etwas einzubilden?

Hofmarſchall.

Ich bin — Sie wiſſen's ja! in Ihren ſchönen, milden,
Geliebten Händchen iſt der Brief ja, der mich nennt.

Kunigunde.

Verlangen Sie, daß hier man alle Schriften kennt?

Hofmarſchall.

Jedoch das H. und S., die unterm Briefe ſtehen?
Hofmarſchall Sturzenbach!

Kunigunde (ärgerlich).

Das hab' ich nicht geſehen!

Hofmarſchall.

Iſt's möglich!

Kunigunde.

Kurz, mein Herr, Sie irren ſich in mir!

Hofmarſchall.

Jedoch, Vortrefflichſte, warum denn ſind Sie hier?

Kunigunde.

Ich kam — ich wollte —

(Geräuſch draußen.)

Hofmarſchall.

Still! ich ſehe Lichter funkeln!
Man ſpricht! — Ertappte man uns hier allein im Dunkeln,
Ich wär' um allen Ruf!

Kunigunde.

Und ich!

Hofmarſchall.

Was heißt das? Sie! —
Doch ein Hofmarſchall! Gott! das überlebt' ich nie!
Wohin verberg' ich mich!

Kunigunde
(nach dem Innern der Galerie zeigend).

Nur fort, nach jener Seite,
Ins Dunkel!

(Sie geht.)

Hofmarſchall (nachtappend).

Welche Schmach ich mir da ſelbſt bereite! —

Vierte Scene.

Der Fürſt, die Fürſtin und Roſalie (vor **Kunigunde** und dem **Hofmarſchall** ſich zurückziehend, um der Entdeckung zu begegnen.)

Fürſt.

Nur Muth! wir haben gleich die Ausgangsthür erreicht,
Indeß da drüben noch
(nach Kunigunde und dem Hofmarſchall hindeutend)
der Feind im Dunkeln ſchleicht.

Roſalie.

O weh! ich ſehe dort uns Licht entgegen ſchimmern.
Nicht vorwärts kann man nun, nicht nach den hint'ren
Zimmern.

Fürſtin.

O Gott! — der böſe Schein! — die Schmach vernichtet mich!

Fürſt.

Ich ſchütze Sie vor ihr! beruhigen Sie ſich!

Roſalie (bei Seite).

Was auch geſchehen mag, die Ehre iſt geborgen!

Fürſtin.

Ich Ruhe? Hab' ich nicht das Schlimmſte zu beſorgen?

Fürſt.

Vertrau'n Sie meinem Wort! zum Schlimmſten kommt es nie.

Fürſtin.

Wer kann's entfernen?

Fürſt.

Ich!

Fürſtin.

O wie vermöchten Sie —

Fürſt.

Ihr Zweifel wundert mich, faſt mehr noch als er kränket,
Wer iſt's, der hier befiehlt, der jeden Willen lenket?

Fürſtin.

Was heißt das?

Fürſt.

Kommen Sie! denn jetzt, — ob ungern auch, —
Jetzt mach' ich, da ich muß, von meiner Macht Gebrauch.
Den Frevlern, die gewagt, mein Handeln auszuſpüren,
Verweiſ' ich ſolchen Trotz und Vorwitz nach Gebühren.

Fünfte Scene.

Der Herzog, Adamar und Gefolge (mit Fackeln).
Die Vorigen.

Herzog.

Hier, ſagten Sie, Herr Graf, hier ſoll das Brautpaar ſein!

Adamar.

So glaubt' ich und — ſieh da! was ich geglaubt, trifft ein.

Fürſt (bei Seite).

Die Fürſtin!

Fürſtin (bei Seite).

Gott, der Fürſt!

Roſalie (bei Seite zu Adamar).

Wie konnten Sie —

Adamar (bei Seite zu Roſalie).

Ich mußte!

Fürſt (bei Seite).

Ein glücklicher Betrug, von dem auch ſie nicht wußte!

Fürſtin (bei Seite).

O Dank dem Irrthum, der ſo große Schmach mir ſpart!

Herzog (bei Seite).

Hier gehet etwas vor!
(laut)
Der Fall iſt eig'ner Art,
Und Keiner, wie es ſcheint, will die Erklärung wagen.
Ich komme ſpät hier an, nach zweien Reiſetagen,
Erwarte Spiel und Feſt und — finde Alles leer.
Ich harre — Niemand kommt! ich forſche hin und her! —
Wo Fürſt und Fürſtin ſind, kann Niemand mir berichten.
Zuletzt erſcheint der Graf, erzählt mir viel Geſchichten;
Doch immer ſeh' ich nichts von Bräutigam und Braut.
Am Ende wird nun doch mein Mißvergnügen laut,
Und ſo beweg' ich denn den Grafen, zu geſtehen,
Daß Beid' im Mondenſchein — die Statuen ſich beſehen.

Fürſt.

Ganz recht! Entſchuld'gen Sie die Mängel des Empfangs!

Fürſtin (den Herzog umarmend).

Willkommen, theurer Herr!

Herzog.

Ich bin kein Freund des Zwangs,
Kein Etiketten-Menſch, doch ſeltſam muß es ſcheinen,
Sich ohne Zeugen hier ſo ſpät noch zu vereinen.

Hofmarſchall

(der inzwiſchen mit Kunigunde zum Vorſchein gekommen iſt).

Ganz ohne Zeugen nicht, mit Eurer Hoheit Gunſt!
Ich, der Hofmarſchall, *auch* ein Freund der ſchönen Kunſt,
Ich war nebſt Fräulein Holdt von Anfang an zugegen!

(bei Seite)

Das heißt mit Einem Schlag zwei Fliegen man erlegen!

Herzog.

Recht gut und doppelt gut, weil Alles, was geſcheh'n,
So einig und beglückt das junge Paar läßt ſeh'n.
Drum dieſe Heimlichkeit, — wozu?

Roſalie.

Soll ich's erklären?

Herzog.

Ich bitte!

Roſalie

(mit fragenden Blicken zum Fürſten).

Gnäd'ger Fürſt?

Fürſt.

Gern laſſ' ich Sie gewähren.

Roſalie.

Ein Kunſtwerk, meiſterhaft, voll Geiſt, im höchſten Styl,
Das durch des Looſes Glück anheim dem Fürſten fiel,
Für welches ihm jedoch Geſchmack und Liebe fehlte,
Vielleicht nur, — weil es *ſein* und er's nicht ſelbſt erwählte, —

Dies Kunſtwerk, ſo voll Reiz, es ſtand verlaſſen da,
Indeß er mit Begier auf — mind're Werke ſah.
Ein zweites Kunſtgebild ward durch des Rufes Kehlen
Der Fürſtin einſt bekannt in Welſchlands Marmorſälen,
Und durch die Schild'rung ſie ſo ſehr im Geiſt entzückt,
Daß ihr kein Reiz mehr galt, der andre Bilder ſchmückt.
Drum wagt' ich den Verſuch, um Schaden vorzubeugen,
Von ihrem Irrthum *Sie* und *Ihn* zu überzeugen.
Dem Fürſten zeig' ich denn das ihm gehör'ge Bild,
So wie es iſt, nur mit erborgtem Namenſchild,
Indeß der Fürſtin Blick ein andres Werk erſcheinet,
Worin ihr Lieblingsbild zu ſchauen ſie vermeinet.
Was ich gehofft, geſchah! — Der Wahrheit ward der Sieg.
Ihr Strahl beſchwichtigte der Vorurtheile Krieg.
Man ward *gerecht*, weil man das Rechte *kennen* lernte;
Und als bewund'rungsvoll man endlich ſich entfernte,
Ließ jedem Bild ein Pfand von Achtung man zurück.

Fürſt

(bei Seite zur Fürſtin, die empfangene Schleife zeigend).

Sieh her, geliebtes Weib!

Fürſtin

(bei Seite zum Fürſten, indem ſie auf ſeinen Ring deutet).

Sieh her! o welch ein Glück!

Roſalie.

Drum wenn ſie auch zuvor ganz einig nicht geweſen,
So ſind ſie's jetzt; das iſt in jedem Blick zu leſen.

Fürſtin (Roſalie umarmend).

O Roſalie!

Adamar (zum Fürſten).

Wie nun?

Fürſt.

Ja, Freund, ich bin bekehrt;
Und durch der Liebe Glück von ihrer Macht belehrt!
Denn niemals hab' ich mehr des Lebens Werth empfunden,
Als ſeit zu ew'gem Dienſt mein Herz ſich fühlt verbunden.

Adamar.

Wohl Ihnen denn!

Fürſt (Roſalie die Hand reichend).

Hier ſteht mein Schutzgeiſt!
(zu Adamar, deſſen Hand er in die ihrige legt)
Du allein,
Mein Freund, mein Adamar, kannſt ihr Vergelter ſein!

Herzog.

Ein neues Ehepaar und d'rum auch neuer Segen!
So giebt's der Hände vier zuſammen hier zu legen.
Mit Freuden weih' ich mich, ihr Theuren, dieſer Pflicht,
Wenn nur
(indem er ſich halb gegen die Spielenden, halb gegen die Zuſchauer wendet)
der Zeugen Mund dazu den Segen ſpricht!

II.

Komm her!

Dramatiſche Aufgabe in Einem Act.

(Zuerſt dargeſtellt auf dem königl. Hoftheater zu München,
ſodann zu Berlin, Wien, Petersburg, Dresden, Hannover,
Hamburg, Kaſſel, Frankfurt am Main, Mannheim, Karlsruhe
u. ſ. w.)

Zueignung

an

Auguste Crelinger.

Nicht um mit neuen Kränzen Dich zu ſchmücken, —
Du ſelber müßteſt erſt die Kunſt uns lehren,
Da Mangel nicht des Reichthums Fluth kann mehren, —
Nein; um beſcheid'nen Dank Dir auszudrücken,

Begehrt das Wort, mit jubelndem Entzücken
So oft begrüßt, von den empfang'nen Ehren
Den beſten Theil der Stimme zuzukehren,
Mit der im Bund ihm Alles ſchien zu glücken.

Denn was an Gunſt dies Wort ſich hat errungen,
Das nenn'ſt, Verehrte, Du mit Recht Dein eigen.
Du warſt beſtimmt, dem Quell, woher's entſprungen,

Den rechten Lauf und Inhalt erſt zu zeigen.
So ſei Dein Name denn als Schmuck erkoren
Dem Spiel, das Du zum zweiten Mal geboren!

Komm her!

Dramatiſche Aufgabe in Einem Act.

Perſonen.

Der Schauſpieldirector.
Die Schauſpielerin.
Der Theaterdiener.

Zimmer im Hauſe des Schauſpieldirectors.

Erſte Scene.

Director

(vor einem mit Papieren bedeckten Tiſche).

Ein Dutzend Briefe voll der glänzendſten Talente!
Vortrefflich, wenn man nicht die Schreiberinnen kennte,
Vortrefflich, wenn uns nicht Erfahrung oft gelehrt,
Was briefliches Talent auf dem Theater werth!
So ſeh' ich um den Platz, der hier vacant, mit Fragen
Und Floskeln aller Art mich täglich wie erſchlagen.
Empfindung, Adel, Kraft, Gedächtniß, Bildung, Geiſt,
Geſchmack, Beleſenheit und wie es weiter heißt,
Hat Jede, ſchwört ſie mir, ohn' alles Uebertreiben;
Doch keine Einzige kann — orthographiſch ſchreiben. —
Wer bleibt, bei ſo viel Kunſt, an Kunſtſinn gern zurück?
Drum ſchreib' ich morgen gleich und — danke für das Glück,

Womit man mich bedroht und die Theatercaſſe;
Denn Waſſer fing' ich eh'r im Danaidenfaſſe,
Als Beifall, Ruf und Geld in dieſer Schönen Netz!
Bei neuer Künſtler Wahl iſt einmal mein Geſetz,
Nie zu vertrau'n, bevor ich Proben nicht geſehen,
Und Proben, die nicht leicht den Kenner hintergehen.
Die wahre Kunſt iſt nicht auf jedem Markt zu Kauf;
Nur ſelten iſt ſie da, noch ſeltner tritt ſie auf;
Und wie viel Dinge muß das Glück zuſammenſtellen,
Soll dem geheimen Born ihr heil'ger Strom entquellen!
Wie ſeh'n wir wider ſie die Mißgunſt oft empört,
Wie oft die ſchönſte Saat vom Lebensfroſt zerſtört,
Den rechten Platz verfehlt, der Beſſern Muth erkalten
Und rohe Stümper ſich für die Beruf'nen halten!
Die Kunſt des Mimen, ſo bewundernswerth, ſo groß,
Theilt mit des Dichters Kunſt ein eigen ſeltſam Loos.
Zu beiden hält ſich leicht, ob kaum des Tempels Stufen
Er je erklimmen mag, der Schüler für berufen.
Wer ſchreiben kann, der meint, leicht ſchrieb' er ein Gedicht;
Es ſind ja Worte nur, die man zuſammenflicht,
An Worten fehlt es nicht; — was fragt man nach Gedanken!?
Und ſo erſcheint man dreiſt als Dichter in den Schranken.
Von gleichem Muthe fühlt vor unſrer Breterwelt
Der Schüler ſich entflammt, der nichts für leichter hält,

Wie droben ſchön geputzt, als König zu erſcheinen
Und nach Bedarf zu ſchrei'n, zu raſen und zu weinen.
Gedächtniß hab' ich viel, ſo denkt er, Arm und Bein
Und Lunge kann gewiß bei Keinem beſſer ſein;
Das Andre findet ſich. — So ſind wir nun berathen,
Wir armen Lenker in Thalien's bunten Staaten;
Und wenn auch wahre Kunſt ſich hier und da noch zeigt,
Wird der verdiente Kranz doch ſelten ihr gereicht:
Denn jetzt entzückt uns mehr der Ton gewandter Kehlen,
Als der Geſchichte Bild und Malerei der Seelen.
Man will genießen, — doch genießen ohne Müh',
Und kommt einmal der Ernſt, er kommt doch ſtets zu früh.

Zweite Scene.

Theaterdiener (tritt auf).

Ein Frauenzimmer wünſcht den gnäd'gen Herrn zu ſprechen.

Director.

Sie komme!

(Diener ab.)

Was ſie will, begehrt kein Kopfzerbrechen.

Gewiß ſo ein Talent, für jedes Fach gerecht,
Das Unterkommen ſucht; doch hier ergeht's ihr ſchlecht!
Ich werd' ihr dergeſtalt den Muth zu Boden ſchlagen,
Daß ſie zum zweitenmal ſich hüthet, mich zu plagen.

Dritte Scene.

Schauſpielerin (mit Hut und Shawl).

Mein Herr —

Director.

Ergeb'ner Knecht! Mit wem hab' ich das Glück —

Schauſpielerin.

Mein Herr —

(für ſich)

Sein Weſen ſcheucht mir faſt den Muth zurück.

(laut)

Ich bin —

Director.

Doch wer? mir ſind die Stunden zugemeſſen.

Schauſpielerin (für ſich).

Er kennt mich nicht; — die Zeit der Kindheit ſcheint vergeſſen.

(laut)

Mein Name gilt hier nichts, drum gleich, weshalb ich kam,
Weshalb ich, Sie zu ſeh'n, mir die Erlaubniß nahm.

Auf hieſ'ger Bühne ſei, — verſichert man, — ſo eben
Das Fach der Heldinnen und Mütter zu vergeben.
Wenn mein Talent dazu mich würdig machen kann,
So biet' ich meinen Dienſt der Anſtalt freudig an.

Director.

Verbunden! Doch ich darf es Ihnen nicht verhehlen,
Daß dieſem Platze nicht Bewerberinnen fehlen;
Nur keine that bis jetzt der Foderung genug,
Und Zeuge ward ich hier von manchem Selbſtbetrug.
Ich ſah, wie ſtolze Pfau'n, ſich Königinnen ſpreizen,
Naivetät erborgt von abgeblüh'ten Reizen;
Ich ſahe Rachegluth und haßentflammten Sinn
Sich äußern, — wie den Zorn von einer Wäſcherin.
So hab' ich's gar zu oft, ja, ſchlimmer noch erfahren,
Und möchte gern davor in Zukunft mich bewahren.

Schauſpielerin.

Nach Wunſch, mein Herr, obwohl, ich muß es frei geſteh'n,
Man nicht wohl richten kann, bevor man nicht geſeh'n.

Director.

So glauben Sie vielleicht dem Anſpruch zu genügen,
Und hätten Luſt, ſich in mein Probeſtück zu fügen?

Schauſpielerin.

Vielleicht!

Director.

Ich ſchmeichle nicht und ſag' es gleich vorher,
Mir bangt vor dem Erfolg, denn, was ich will, iſt ſchwer.

Schauſpielerin.

Die Schwierigkeit beſiegt mein inn'res Widerſtreben,
Zu welchem Ihr Empfang wohl Anlaß konnte geben.
Sie ſeh'n, mein Herr, auch ich nicht ſchmeichle.

Director.

Nein! fürwahr,
Das ſeh' ich! —

(für ſich)

Nur Geduld, dir ſtech' ich bald den Staar,
Womit die Eitelkeit das Auge dir umwoben.

(laut)

So unterzieh'n Sie denn ſich jeder meiner Proben?

Schauſpielerin.

Ja wohl!

Director.

Nur Eines noch, bevor wir weiter geh'n:
Ich will nicht die Perſon, will Charaktere ſeh'n.

Schauſpielerin.

Doch welche? Wollen Sie mir ſelbſt die Wahl vergönnen?

Director.

O nein.

Schauſpielerin.

Nur werd' ich dann Sie wohl befried'gen können,
Da mir zum Theil vielleicht die Stücke nicht bekannt?

Director.

Verzeihen Sie, was Noth, iſt gleich hier bei der Hand.
Sie brauchen nur das Wort: Komm her! ſich einzuprägen.

Schauſpielerin.

Komm her?

Director.

Und in dies Wort den Sinn und Ton zu legen,
Nachdem es Lage, Stand, Charakter mit ſich bringt.
Dies iſt das Probeſtück, wodurch der Platz bedingt.

Schauſpielerin.

Sehr ſonderbar!

Director.

Warum? Hier ſind nicht große Phraſen,
Die Roll' iſt leicht ſtudirt und Niemand braucht zu blaſen.

Schauſpielerin (Hut und Shawl ablegend).

Wohlan, ich bin bereit!

Director.

So ſtellen wir uns vor,
Daß eine Königin aus ihrer Frauen Chor
Geruht, zu ihrem Dienſt ſich eine zu berufen:

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Und ferner, daß zu ihres Thrones Stufen
Sie einem Höfling winkt, der fern ſteht.

Schauſpielerin.

Kommt!

Director.

Auch wie
Sie einen Feldherrn ruft, für ſeine Thaten nie
Belohnt, der nun durch ſie mit goldner Gnadenkette
Geſchmückt ſoll werden.

Schauſpielerin.

Kommt!

Director.

Des Vaters Sterbebette
Bewachend, — deſſen Thron ihr Erbtheil werden ſoll, —
Erblicke ſie den Arzt und — der Gefühle voll,
Die Ehrfurcht, Kindespflicht und Schmerz in ihr erregen,
So trete ſie dem Mann, — der helfen ſoll, — entgegen.
(als ſie zögert)
Nun?

Schauſpielerin

Kommt, o kommt!

Director.

Madam', Sie haben mich gelehrt,
Daß, was uns unbekannt, zunächſt der Prüfung werth.
Doch ſchreiten wir voran! Vor einer Mutter ſtehen
Zwei junge Liebende, die um ihr Jawort flehen.
Der Bräutigam iſt arm, — ſie kämpft, — es wird ihr ſchwer,
Doch endlich breitet ſie die Arme aus —

Schauſpielerin.

Kommt her!!

Director.

Es ruf' ihr Töchterlein die Mutter, dem ſie ſchmollet.

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Ihr Stiefkind nun.

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Ein Wagen rollet
Vorüber und erfüllt mit Angſt das Mutterherz.
Sie ruft dem Kinde zu:

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Im tiefſten Schmerz,
Sieht vor der Schlacht die Frau den Gatten von ſich ſcheiden.
Ihr bleibt ein einz'ger Troſt in ihrem Seelenleiden, —
Die Kinder, die ſie ruft und preßt an ihre Bruſt:

Schauſpielerin.

Kommt her!

Director.

Der Gatte kehrt zurück. Voll ſel'ger Luſt,
Ruft ſie den Kindern zu, da ſie ihn ſieht erſcheinen:

Schauſpielerin.

Kommt her, kommt her!

Director.

Als Mund und Mund ſich nun vereinen,
Erblickt den Diener ſie, der mitzog mit dem Herrn,
Und ruft, — mit Allen theilt ſie ihre Freude gern, —
Auch ihn herbei.

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Der Mutter Proben laſſen
Mich von der Künſtlerin ſehr günſt'ge Meinung faſſen.

Nun aber zeige ſich, wie, der Verzweiflung nah,
Ein Weib, die all' ihr Gut in Aſche ſinken ſah,
In Jammer ausbricht bei dem Leichenbett des Gatten,
Den ihre Noth verbeut, zur Erde zu beſtatten,
Als ſie den Gläubigern, die nicht ihr Gram erweicht,
Ihr ganzes Hab' und Gut, — des Gatten Reſte zeigt.

Schauſpielerin.

Kommt her!

Director.

Und wie ein Weib, die einen Mann erſchlagen,
Von dem ihr zarter Leib ein Liebespfand getragen,
Und der ihr Spott und Hohn, ſtatt Hülfe gab und Rath,
Der Häſcher Schar, die ſie zur Haft zu führen naht,
Entgegentritt und ſelbſt ſich giebt in ihre Hände.

Schauſpielerin.

Kommt her!

Director.

Ich weiß genug, — und hier der Trübſal Ende:
Von einem Böſewicht entriſſen dem Gemahl,
Erträgt ein edles Weib des tiefſten Kerkers Qual,
Um, ihrer Pflicht getreu, den Räuber nicht zu lieben.
Doch endlich ſinkt ihr Muth, — ein Dolch iſt ihr geblieben;
Sie ruft, — als wiche ſie des Unholds frecher Luſt, —
Ihn zu ſich und verſenkt den Stahl in ihre Bruſt.

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Ich muß geſteh'n: Sie wußten zu bekunden
Des Schmerzes Macht, als ob Sie ſelbſt ihn ſchon empfunden.
Doch weiter: Vom Geräuſch und Prunk der Städte fern,
Bemerkt ſchön Röschen doch die Nähe eines Herrn,
Deß Blicke bald auf ſie, bald auf ein Blatt ſich wenden.
Einſt überraſcht ſie ihn und ſieht in ſeinen Händen
Ihr eignes Bild! — Sie ſtaunt, das Athmen wird ihr ſchwer, —
Dann ruft ſie im Triumph die Nachbarn:

Schauſpielerin.

Kommt, kommt her! —

Director.

Voll Eiferſucht entdeckt, nach kaum ſechs Monden Ehe,
Ein Weibchen, daß ihr Mann auf Nebenwegen gehe,
Sie warnt, — er läugnet keck; doch einſt, — o Unglückstag!
Enthüllt ein Billet-doux der Armen ihre Schmach.
Noch zweifelnd ſieht ſie juſt den Ungetreuen kommen.
Nun bricht ſie los; der Mann ſpielt abermals den Frommen;
Jedoch mit kräftigerm Beweis verſeh'n als er,
Entfaltet ſie den Brief und ruft:

Schauſpielerin.

Da komm! — komm her!

Director.

Das nenn' ich Eiferſucht! —

(halb gegen die Zuſchauer gewendet)

Hier kann man Vorſicht lernen,
Um gleiches Loos von ſich im Nothfall zu entfernen. —
Doch hören wir nun auch den Ton der jungen Braut,
Die mit verſchämtem Blick auf den Geliebten ſchaut,
Der einen Kuß ihr ſtahl und, drum von ihr geſcholten,
Von weitem ſteht?

Schauſpielerin.

Komm her!

Director.

Ihr Schmälen wird vergolten;
Er kommt nicht.

Schauſpielerin.

Komm denn her!

Director.

Nicht weichet ſein Verdruß,
Bis endlich ſie ihm ſelbſt die Wange reicht zum Kuß.

Schauſpielerin.

Komm her!

Director (die dargereichte Wange küſſend).

Vortrefflich.

Schauſpielerin.

Wie? gehört das auch zur Probe?

Director.

Verzeihung, — mein Verſtoß ſpricht ſehr zu ihrem Lobe! —
Und nun verkünde noch mir dieſer holde Mund
Des Bauermädchens Ruf, dem Spitz, der Schäferhund,
Ihr Brot hat weggeſchnappt, das ſie ihm möcht' entreißen,
Wenn ſie nicht fürchtete, es würde Spitz ſie beißen.

Schauſpielerin.

Komm hier, mein Hündchen, komm, komm hier, komm hier, komm hier!

Director.

Nachdem der Raub verzehrt, gehorcht dem Ruf das Thier.
Sie glaubt, nun beiß' es ſie, da ſieht ſie Görgen kommen,
Und wird, auf ihr Geſchrei, von ihm in Schutz genommen.

Schauſpielerin.

Komm her, komm her, komm her!

Director.

Es zankt mit ſeiner Frau
Sich Hans und drohet ihr, er ſchlag' ſie braun und blau.

Der Zorn erſtickt ſie faſt; ſie greift nach einem Beſen
Und ſchreit:

Schauſpielerin.

Ja, — komm nur her!

Director.

Doch ohne Federleſen
Zerbläut er ſie, daß faſt der Athem ihr vergeht,
Nur nicht der Trotz. Sie keucht, da er den Rücken
dreht:

Schauſpielerin.

Ja komm nur — du —

Director.

Madam', Sie zeigen mir das Leben;
Natur iſt hier die Kunſt! Nie kann ich mir vergeben,
Daß ſolch Talent ſich ſo von mir empfangen ſah.
Ich war, — vergeſſen Sie, was hier zuvor geſchah!
Sie haben überreich mir Ihre Kunſt bewieſen
Und daß ſie ſich enthüllt, dafür ſei Gott geprieſen!
Ich bin entzückt, — erſtaunt! — was kann ich für Sie
thun?

Schauſpielerin.

Nur eine Kleinigkeit!

Director.

Was iſt's?

Schauſpielerin.

Sie laſſen —

Director.

Nun?

Schauſpielerin.

Sie laſſen ungeſtört mich meines Weges ziehen.

Director.

Sie wollten, — nimmermehr! Sie wollten mir entfliehen?

Schauſpielerin.

Nicht anders, denn zu ſehr bin ich durch Sie verletzt.

Director.

Ich mache Alles gut.

Schauſpielerin.

Das wäre?! Selbſt noch jetzt
Beleidigen Sie mich.

Director.

Wie ſo?

Schauſpielerin.

Mich nicht zu kennen,
Da ſonſt Sie ſtets gewünſcht, ſich nie von mir zu trennen.

Director.

O Himmel! — Wie? Schon längſt war eine Aehnlichkeit
Mir ſichtbar, — doch — fürwahr! Geſchäfte, Menſchen, Zeit —
Man wird verwirrt. — Ich weiß kaum ſelbſt, wie mir geſchiehet!
Ihr Anblick, — Ihr Talent, — der Kuß von erſt, — es ziehet
Wie eine Zauberwelt im Innern mir vorbei.

Schauſpielerin.

Doch ſagt der Zauber nicht, daß ich — Eliſe ſei!

Director.

Die Spielgenoſſin, — Sie? Nun fängt es an zu tagen!
Was hielt Sie, Theure, ab, mir das ſogleich zu ſagen?

Schauſpielerin.

Ei! die Empfindlichkeit, daß Sie mich nicht gekannt.

Director.

Wie konnt' ich ahnen?

Schauſpielerin.

Still! Entſchuld'gung ſei verbannt.
Wir bleiben Freunde drum; nur laſſen Sie mich gehen.

Director.

Das laſſ ich nicht, ich muß vielmehr darauf beſtehen,
Auf *eine* Probe noch zu ſtellen Ihre Kunſt.

Ein Mann von guter Art bewirbt ſich um die Gunſt
Der liebenswerth'ſten Frau, ſo ſchön, als voll Talente,
Die, wenn er ſie nicht ſchon ſeit frühſter Jugend kennte,
Ihm dennoch theuer ward, wo immer er ſie fand.
Er giebt ihr, was er hat, — ſein Herz und ſeine Hand,
O möchte ſie dafür ihm ihre Liebe geben!
Er wartet auf Beſcheid; — ſie ſpricht:

Schauſpielerin.

Komm her!

Director (ſie umarmend).

Fürs Leben!

III.

Geh hin!

Dramatiſche Aufgabe in Einem Act
mit melodramatiſcher Muſikbegleitung.

(Zuerſt dargeſtellt auf dem Herzogl. Hoftheater von Coburg-Gotha u. ſ. w.)

Die Muſik iſt zu haben bei dem Componiſten, Herrn Muſikdirector **Girſchner** in **Berlin**.

Zueignung

an

den königl. würtembergiſchen Staatsminiſter,

Freiherrn K. A. von Wangenheim.

An Dich, der trotz des Amtes ſtrengen Pflichten
Dem Momus nie verſchloß des Geiſtes Pforte,
Ja heitren Sinnes oft mit heitrem Worte
Das Ernſt-Verworrne ſelbſt gewußt zu ſchlichten.

An Dich, Verehrter, will der Ruf ſich richten,
Dem Deines Beifalls Ruf am rechten Orte *)
Zum Siegesherold ward und treuen Horte,
Um trockner Krittler Tadel zu vernichten.

Denn als Dein Mund den Dichter pries mit Lachen,
Der alſo keck ſein eignes Werk verſpotte,
Sah man auch ſie ihm gute Miene machen.

Drum will Geh hin! ſich ſelbſt zum Dank Dir geben:
Geh hin, und ſei, wie Du dem heitren Gotte,
Dir treu und heiter ſtets das ernſte Leben!

---

*) Bei Gelegenheit der erſten Darſtellung auf dem Hoftheater von Gotha-Coburg.

Geh hin!

Dramatiſche Aufgabe in Einem Act.

Perſonen:

Der Schauſpieldirector
Die Schauſpielerin.
Der Theaterdiener.

NB. Die Schauſpielerin muß, wie ſich von ſelbſt verſteht, von einem Manne geſpielt und das Umkleiden nur allein durch raſches Ueberwerfen der bezeichneten, dazu bereit liegenden Garderobeſtücke bewirkt werden.

(Garderobezimmer, woſelbſt allerlei Kleidungen, Waffen, Rüſtungen und ſonſtige Theater-Erfoderniſſe theils an den Wänden aufgehängt ſind, theils zerſtreut umherliegen.)

Erste Scene.

Director

(mehrere Garderobeſtücke muſternd und ſolche nach und nach auf einen Haufen zuſammenlegend, zum Theaterdiener, der mit Klopfen und Säubern beſchäftigt iſt).

Laß gut ſein, Kalikant, der Staub erſtickt mich faſt,
Und vor dem Lärm des Stocks hat man nicht Ruh noch Raſt.
Du ſiehſt, ich bin dabei, das Repertoir zu machen,
Drum laß mich ungeſtört und geh' an andre Sachen! —
Iſt Alles ſchon bereit für heute Abend?

Theaterdiener.

Ja!

Director.

Der Blitz und Donner?

Theaterdiener.

Wohl!

Director.

Die Trommeln?

Theaterdiener.

Alles da!

Director.

Nun gut, ſo magſt Du gehn und das Theater fegen,
Sonſt ſehen ſie vor Staub vom Zuge nichts, — deswegen
Das Stück wird aufgeführt!

Theaterdiener (abgehend).

Sehr wohl!

Director.

Man muß geſtehn,
Was jetzt die Kunſt vermag, hat nie die Welt geſehn.
Wo war ein Schauſpiel ſonſt ſo reich an Gold und Kleidern,
Wo ſah man ſolche Pracht, wo ſolch' Genie bei Schneidern?
Wo fand die Malerei ſo ſichrer Täuſchung Spur,
Daß man nicht recht mehr weiß, was Kunſt und was Natur.

Wo gab es ſolchen Sturm und ſolches Schlachtgetümmel,
Wo Regen, Hagel, Schnee, ja Sonn' und Mond am Himmel?
Wo fand man alles das, und noch viel mehr, vereint,
Wie's jeden Abend jetzt vor unſerm Blick erſcheint?
Und dennoch hört man ſtets von jungen Naſeweiſen,
Die damals kaum gelebt, die alten Zeiten preiſen,
Von Unfug, Kunſtverfall, verdorb'nem Zeitgeſchmack
Sie plaudern und wer weiß von was für anderm Schnack;
Von ihnen hört man das, die kurz zugegen waren
Bei Jocko's Meiſterſpiel! O pfui der Undankbaren!
Jedoch man laſſe ſie! wir gehen unſern Gang
Und dafür wiſſen uns vernünft'ge Leute Dank. —
Wer darf denn auch mit Recht die jetz'ge Zeit verklagen,
Wo jeder Zweig der Kunſt die höchſte Frucht getragen,
Wo Kehlenſpiel das Spiel der Geigen überſteigt,
Wo, — ſpricht der Maſchiniſt, — beſchämt der Dichter ſchweigt,
Und eine Künſtlerin, in vierundzwanzig Rollen
Auf einmal, Beifall ſich vom Publicum läßt zollen.
Wann hat die vor'ge Zeit ſolch Wunder je erlebt? —
Wo zu Thaliens Dienſt ein Tempel ſich erhebt,
Auf ſtaub'gem Scheunenflur, in goldverzierten Hallen,
Da hört man jetzt: Komm her! aus ſchönem Mund erſchallen.
Nur ich ermangle noch ſo einer Künſtlerin,
In allen Sätteln recht, gewandt in jedem Sinn,

Die von Melpomenen und Komus gleich begeiſtert,
Die leere Caſſe füllt und die Kritik bemeiſtert.
Entdeckt' ich ſolchen Schatz, fürwahr ich hielt' ihn feſt,
Ob ſo ein Sonntagskind auch ſchwer ſich halten läßt.

Theaterdiener (eintretend).

Ein Frauenzimmer will —

Director.

Mich ſprechen? Laß' ſie kommen! —

(Theaterdiener geht und öffnet die Thür).

Ei! würd' ich etwa hier ſogleich beim Wort genommen?
Wir wollen ſehn! —

(man pocht)

Herein! — recht zähe ſtell' ich mich,
Das bringt Reſpect!

Zweite Scene.

Schauſpielerin (ſich tief verneigend).

Mein Herr! —

Director.

Was giebt's? Wie nennt man ſich?

Schauſpielerin.

Mein Herr —

Director.

Was iſt Ihr Wunſch? Mir iſt die Zeit gemeſſen.

Schauſpielerin.

Mir auch! — noch hab' ich heut zu Mittag nicht gegeſſen.

Director.

Noch nüchtern? Thut mir leid!

Schauſpielerin.

Ach, das paſſirt mir oft.
Das Unglück kommt geſchwind und meiſtens unverhofft;
Und weil die höchſte Kunſt gar oft nach Brod muß gehen,
Drum — ſehn Sie — hab' ich keins!

Director.

Was kann für Sie geſchehen?

Schauſpielerin.

Daß man mir Raum verleiht, zu zeigen mein Talent!

Director.

Sie ſpielen —

Schauſpielerin.

Alles!

Director.

Wie?

Schauſpielerin.

Ja, Herr!

Director.

Das iſt ſtupend,
Und mir in praxi noch bisher nicht vorgekommen!

Schauſpielerin.

Das glaub' ich!

Director.

Doch wie wird die Probe vorgenommen?

Schauſpielerin.

Nach Wunſch!

Director.

Sie kennen doch —

Schauſpielerin (einfallend).

Das Dutzend-Rollen-Stück?

Director.

Dies mein' ich!

Schauſpielerin.

Welch ein Wort! o nehmen Sie's zurück!

Director.

Wie ſo?

Schauſpielerin.

Ich blieb nicht ſtehn bei ſolchen Stümpereien.
Ein Probeſtück wie dies heißt meine Kunſt entweihen.

Director.

Ei, Ei!

Schauſpielerin.

So hören Sie, was dieſe Kunſt vermag:
„Komm her!“ dies Kinderſpiel, wo Jede plappert nach,
Was man mit klarem Wort ihr auf die Zunge leget, —
Ich kehr' es um! — wovon man keine Ahnung heget.

Das ſtell' ich dar mit Blick, Gebehrde, Ton und Hand,
Woraus errathen wird, was ich im Geiſt erfand.
Nun?

Director.

Wünſchen müßt' ich, daß verſtändlicher Sie wären!

Schauſpielerin.

Geduld! ein Beiſpiel wird die Sache gleich erklären.
Sobald ich ausagirt und ſpreche dann: Geh' hin!
Dann rathen Sie! dies Wort erklärt der Handlung Sinn.

Director.

So, ſo! —

Schauſpielerin.

Nun aufgemerkt!

(S [illegible] mt, indem ſie ſich aus dem daliegenden Kleidervorrath mit
C [illegible] mantel und goldpapierner Krone verſieht, die Gebehrde einer
[illegible] in, bedeutet den Director durch Zeichen, ihr die Schleppe
[illegible] n, ſchreitet pathetiſch im Zimmer auf und ab und läßt end-
[illegible] Taſchentuch fallen, welches der Director, durch ihren Wink
gefodert, vom Boden aufhebt und mit einer tiefen Verbeugung ihr überreicht, worauf ſie ihn nachläſſig vornehm grüßt mit den Worten:)

Geh' hin!

Director.

Dies wollte ſagen:
Daß eine Fürſtin ſich die Schleppe nach läßt tragen,
Ihr Schnupftuch fallen läßt und ihrem Pagen, — mir, —
Es aufzuheben winkt. Der überreicht es ihr,
Worauf ſie gnädig ihm erlaubt, ſich zu entfernen.

Schauſpielerin.

Nun, Herr?

Director.

Recht ſchön! doch muß man mehr erſt kennen lernen.

Schauſpielerin

(ſetzt ſich auf einen Stuhl oder Tiſch, nachdem ſie eine Art Draperie darüber gebreitet, als wär' es ein Thron, nimmt dann einen Stock als Scepter und gebehrdet ſich, als ertheile ſie Audienz, indem ſie den Director und Theaterdiener wechſelsweiſe ſich nahen und wieder entfernen läßt. Nachdem dieſes mehrmals wiederholt worden, wobei ſie die Verneigungen der Beiden mit verſchieden modificirter Bewegung des Kopfes erwidert, erhebt ſie ſich mit den Worten:)

Geht hin!

Director.

Die Fürſtin giebt Audienz auf ihrem Thron;
Das Uebrige erklärt demnach von ſelbſt ſich ſchon.
Sie grüßt nach ihrem Rang die nächſten Thron-Verwandten,
Die Prinzen von Geblüt, die Pairs und die Geſandten;
Worauf in Gnaden ſie den ganzen Hof entläßt.

Schauſpielerin.

Nun?

Director.

Weiter!

Schauſpielerin.

Gleich!

(ſie läßt den Director vor ſich niederknien und hängt ihm ihren Strickbeutel als Orden an, mit den Worten:)

Geh hin!

Director.

Dies iſt — das Ordensfeſt,
Wo des Miniſters Dienſt der — Beutelorden lohnet,
Weil, nimmt man ſeinen aus, er keines Beutels ſchonet.

Schauſpielerin

(den Schleppmantel ablegend und ſtatt der Krone ein Kopfzeug aufſetzend, gebehrdet ſich gleich einer alten Dame, indem ſie dem Director und Theaterdiener, welcher Letztere ſchnell mit einigen weiblichen Kleidungsſtücken ausſtaffirt wird, Ringe an die Finger ſteckt, ihnen die Hände wie zum Segnen auf den Kopf legt und Beide dann umarmt mit den Worten:)

Geht hin!

Director.

Die Mutter giebt, nach langem Kampf mit ſich,
Das Jawort ihrem Sohn, der längſt ſchon prieſterlich
Mit der erwählten Braut ſich wünſchte zu verbinden, —
Um in des Sohnes Glück ihr eignes Glück zu finden.

Schauſpielerin.

Getroffen! Nun, mein Herr, was ſagen Sie?

Director.

Mein Lob
Iſt ſtumm, doch ſah' ich nichts, was je mich ſo erhob.
Drum weiter!

Schauſpielerin.

Gleich!

(ſie nimmt den Director bei der Hand, beſieht ihn von oben bis unten, wie eine Mutter ihr Kind betrachtet, das ſich beſchmutzt hat.

klopft mit der Hand an Rock und Beinkleidern, als ob ſie dieſelben vom Staube reinigen wolle, nimmt ihn dann beim Kopf und wäſcht ihm mit ihrem Taſchentuch das Geſicht unter den Worten:)

Geh hin!

Director.

Kaum zügl' ich mein Entzücken;
Ich möchte Sie ſogleich an meinen Buſen drücken!

Schauſpielerin.

Nun? — rathen Sie?

Director.

Ja wohl! Ihr Söhnchen ſchalt Mama,
Da ſie's mit ſtaub'gem Kleid und ſchmuz'gem Antlitz ſah.
Den Liebling reinigt ſie und ſchickt ihn dann von hinnen.

Schauſpielerin.

Ganz recht!

(ſie wiederholt dieſelbe Pantomime bei'm Theaterdiener, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie als erzürnte Stiefmutter jenen zuletzt mit einer Tracht Schläge auf dem Theater herumjagt, unter den Worten:)

Geh hin! Geh hin!

Theaterdiener (ſchreiend).

O weh, ſie iſt von Sinnen!

Director.

Vortrefflich, allerliebſt! das war der Stiefſohn — nicht?

Schauſpielerin.

Ja wohl!

Director.

Man ſah es gleich an Handlung und Geſicht.

Schauſpielerin.

Ich fahre fort!
(ſie drappirt ſich antik, ſetzt dem Director einen alten Helm auf und ſucht dann, unter Umarmung deſſelben, den Schmerz einer Scheidenden darzuſtellen, mit den Worten:)
Geh hin!

Director
(indem er mit anfängt zu weinen).

Ach! ſoll ich Dich verlaſſen?

Schauſpielerin (erzürnt).

Wie? biſt Du Hektor nicht, macht Dich Gefahr erblaſſen?

Director.

Ach nein! der Abſchied nur!
(den Helm ablegend)
ich war ſo ſehr gerührt,
Daß ich ſogar vergaß, was Priam's Sohn gebührt.

Schauſpielerin.

Zu ſchmeichelhaft, fürwahr! Sie wollen mich beſchämen.
Wie dürft' ich ſolches Lob für baare Münze nehmen?

Director.

Ach, nehmen Sie's dafür und ſein Sie, Theure, mein!
So braucht vom Honorar die Rede nicht zu ſein.

Schauſpielerin.

Halt ein! dies iſt der Fluch, dem wir uns nie entziehen
Daß ſelber dem Genie ein — Magen iſt verliehen!

Director.

Und was für einer gar, beurtheil' ich's nach mir! —
Doch ſtill davon; die Kunſt ſei jetzo das Panier,
Womit den Hungerfeind wir aus dem Felde ſchlagen!

Schauſpielerin

(einen Mantel umwerfend, indem ſie das Weſen einer Bürgerfrau annimmt, dem Director einen Korb reicht, ihm Geld in die Hand zählt und zu verſtehen giebt, auf den Markt zu gehn und einzukaufen).

Geh hin!

Director.

Um Brot und Fleiſch und Kohl nach Haus zu tragen,
Wird von der Ehefrau der Mann zu Markt geſchickt.

Schauſpielerin.

So iſt's!

(ſie unterſucht nunmehr, als wäre der Mann zurückgekehrt, den Korb und drückt, als ſie nichts darin findet, ihre Verwunderung aus. Endlich ihre Naſe dem Munde des Directors nähernd, als ob ſie erriethe, daß derſelbe das Marktgeld vertrunken habe, macht ſie ihm dies durch Zeichen verſtändlich und bricht dann mit dem Ausdruck des Vorwurfs in die Worte aus:)

Geh hin!

Director.

Die Frau, als ſie den Mann erblickt,

Der leer vom Markte kehrt, hat ſchnell Verdacht bekommen,
Als hab' er, ſtatt des Brots, zur Ladung — Wein genommen,
Worüber ſie erboßt zum Teufel gehn ihn heißt. —

Schauſpielerin.

Nun gleich zum Tragiſchen, wo erſt ſich recht beweiſt,
Was meine Kunſt vermag.

(Nachdem ſie ſich mit einem weißen Schleier drapirt hat, ſteigt ſie auf einen Tiſch und ſtellt ſich ſchlafend. Plötzlich rafft ſie ſich auf, ſeufzt, ringt die Hände und giebt durch Zeichen die tiefſte Verzweiflung zu erkennen, bis ſie endlich einen heroiſchen Entſchluß zu faſſen ſcheint und ſich vom Tiſch auf den Boden wirft, mit den Worten:)

Geh hin!

Director.

Im öden Meere,
Durch Theſeus Trug getrennt von Vaterland und Ehre,
Sieht ihn Ariadne fliehn auf windbewegtem Schiff,
Und ſtürzt verzweiflungsvoll ſich von dem Felſenriff
Ins feuchte Element! — Wie göttlich, wie pathetiſch!
Mein ganzes Herz erbebt und fühlt ſich wie magnetiſch
Zu ihr dahin geneigt, der ſolches Werk gelingt!
(indem er ihr aufſtehn und den Anzug wieder ordnen hilft)
So bin ich Bacchus, der Ariadnen Hülfe bringt.

Schauſpielerin.

Zu viele Huld, zu viel! — doch um ſie zu verdienen,
Entfalt' ich meine Kunſt noch glänzender vor Ihnen.

Director.

Noch glänzender? Ach nein! je mehr der Beifall ſteigt,
Je mehr erſcheint alsdann das Honorar zu leicht. —

Schauſpielerin

(giebt dem Director zu verſtehn, ſich auf den Boden hinzulegen, als wär' er todt, wirft ſich dann über ihn her und ſucht die tiefſte Trauer auszudrücken. Hierauf wendet ſie ſich plötzlich mit wüthender Geberde gegen den Theaterdiener, als ob dieſer der Mörder ſei, der ſie zur Liebe zwingen wolle, zieht einen Dolch hervor und thut, als erſteche ſie ſich, indem ſie auf den Director mit ihrem ganzen Gewicht ſich fallen läßt, unter den Worten:)

Geh hin!

Director

(ſich aufraffend).

O Meiſterſtück! — Erſchlagen liegt der Gatte,
Von Feindeshand, die einſt verſchmäht die Jungfrau hatte.
Der Mörder bietet jetzt der Wittwe Hand und Herz;
Jedoch gehorchend nur der Lieb' und ihrem Schmerz,
Durchbohrt mit ſpitz'gem Stahl ſie ihren Schwanenbuſen. —
O Du Vortreffliche, Du Lieblingskind der Muſen,
Wo giebt's für Deine Kunſt den angemeſſ'nen Lohn?!

Schauſpielerin.

Ich bitte —

Director.

Wär' er mein, Du hätteſt einen Thron! —

Schauſpielerin

(nimmt, ſich aufs Neue drapirend, einen Stock zur Hand, womit ſie, gleich einer Beſchwörerin, durch's Zimmer ſchreitet; dann läßt ſie den Director und Theaterdiener niederknien und wie zum Gebet die Hände falten, küßt Beide, als ob ſie von ihnen Abſchied nähme, und durchſticht ſie dann mit einem hervorgezogenen Dolch unter den Worten:)

Geht hin!

(Nachdem dies geſchehn und die Erſtochenen von ihr ſanft auf den Boden niedergelegt ſind, entfaltet ſie ihren Schleier und läuft, mit Hülfe deſſelben die Bewegung des Fliegens nachahmend, nach einigen Gängen durchs Zimmer zur Thür hinaus).

Director

(vom Boden aufſtehend).

Was ſeh' ich? — Fort?
(er läuft ihr nach und führt ſie wieder herein)
O komm zurück zur Erde,
Medea, daß auch ich lebendig wieder werde!
Medea wareſt Du, — die Kinder waren wir!
Jedoch die Zunge ſchweigt; dein Ruhm ertönet
(auf ſeine Bruſt deutend)
hier! —

Schauſpielerin.

Nun zum Idylliſchen!

(Indem ſie einen alten Schäferhut aufſetzt, nimmt ſie das Weſen einer Bauerdirne an und nöthigt den Director, unter allerhand kleinen Neckereien, mit ihr zu tanzen. Als dieſer ſich aber ungeſchickt dabei benimmt, ſtellt ſie ſich erzürnt gegen ihn, mit den Worten:)

Geh hin!

Director.

Zum Tanze fodert
Den blöden Corydon ſein Mädchen und entlodert
Von Unmuth, da er ſich ſo unbeholfen zeigt.

Schauſpielerin

(reicht dem Director einen Stock mit dem Zeichen: er ſolle darauf ſpielen, wie auf einer Flöte; da dies nicht erfolgt, äußert ſie Verdruß und Ungeduld, unter den Worten:)

Geh hin — Du —

Director.

Als nun auch ſogar die Flöte ſchweigt,
So zürnt ſie ganz im Ernſt, will nichts mehr von ihm wiſſen,
Wie, zu verſöhnen ſie, auch Corydon befliſſen.

Schauſpielerin

(ſtellt ſich, als entdecke ſie an des Directors Bruſt ein fremdes Band und giebt darüber Eiferſucht und den Verdacht der Untreue zu erkennen).

Director.

Noch ſchlimmer geht's ihm nun!

Schauſpielerin

(ihre Unzufriedenheit immer ſtärker äußernd und zuletzt in die Worte ausbrechend:)

Geh hin!

Director.

O weh!

Schauſpielerin.

Geh hin!

Director.

Ein Argwohn ohne Grund umflort ihr Aug' und Sinn
Ihr Corydon iſt treu und ſchwört —

Schauſpielerin

(ſieht den Director zärtlich an, als ſei ſie zur Verſöhnung geneigt).

Director.

Und ſchwört aufs Neue
Von ſeiner Unſchuld voll, der Theuren — ew'ge Treue!

Schauſpielerin

(reicht mit der Gebehrde wachſender Zärtlichkeit dem Director ihren Mund zum Kuſſe).

Director.

Und drücket einen Kuß auf ihren Purpurmund.

(er küßt ſie)

Schauſpielerin.

Was wagen Sie?

Director.

Verzeih! geſchloſſen ſei der Bund, —
Geſchloſſen zwiſchen uns der Bund von Kunſt und Liebe!
Sprich ſchnell Dein ſüßes Ja, daß nichts mein Glück verſchiebe!

Schauſpielerin.

O Freund!

(ſie fällt in ſeine Arme)

wie ſchwach ich bin! wie leicht ein weiblich Herz
Durch Liebe wird beſiegt, nachdem vom ſüßen Schmerz

Des heil'gen Jungfraunſtands ſo lang' es ward bewohnet! —
So iſt mein Harren denn vom Schickſal jetzt belohnet!

Director.

Und Du biſt mein?

Schauſpielerin.

Ja, Dein!

Director.

Auf immerdar vereint
Sind doppelt ſtark wir nun und trotzen jedem Feind!

Schauſpielerin.

Den Recenſenten ſelbſt!

Director.

Ein göttergleiches Leben
Wird gnäd'ger Parzen Hand in Deinem Arm mir weben!

Schauſpielerin.

Und ich, der Muſen Kind, ich ruhe doppelt weich
An ihrem Buſen und am Deinigen zugleich.
Nur Eines, holder Freund, noch hab' ich zu bedingen,
Bevor das ſüße Band uns dauernd kann umſchlingen.

Director.

Was iſt es?

Schauſpielerin.

Deiner Gluth, die Du ſo innig malſt,
Vertrau' ich, daß — o Freund — Du — meine Schulden zahlſt!

Director.

Was hör' ich! — wehe mir! dem Danaïdenfaſſe,
Dem Sieb an Löchern gleich iſt die Theaterkaſſe!

Schauſpielerin.

Dann iſt es aus mit uns! uns trennet das Geſchick!

Director.

Nein! Schulden trennen nicht! o wende Deinen Blick!
Auch mich verzehren ja der Schuldenhölle Flammen;
Die Deinen thu' dazu, — wir tragen ſie zuſammen!

Schauſpielerin.

Unmöglich! denn noch heut' erreichet, zahl' ich nicht,
Der Gläub'ger Rache mich mit bitterm Strafgericht.
O geh! ich kann nicht mehr das Trennungswort erdulden,
O geh und borge Dir nur ein'ge hundert Gulden!

Director.

Was wagt die Liebe nicht! — ich waffne mich mit Muth
Und trotze gern, für Dich, empörter Gläub'ger Wuth!
Doch einen Kuß noch gieb und eine Deiner Proben
Auf dieſen Weg mir mit; dann fühl' ich mich erhoben
Ob aller Erdenqual und Judenplackerei!

Schauſpielerin.

O Du verlangeſt viel, Geliebter, doch — es ſei!
(ſie küßt ihn, zieht dann einen leeren Beutel hervor, wendet dieſen nach allen Seiten um und bricht endlich mit Thränen in die Worte aus:)
Geh hin!

Director.

Ich faſſe Dich!

Schauſpielerin.

Ein Retter mir erſcheine!

Director.

Ich will's!

Schauſpielerin.

Du bringſt das Geld? — Geh hin! — ich bin die Deine!

Nachſpiel*).

Erſter Director
(indem der Vorhang wieder aufgeht).

Ich muß Ihnen, meine Damen und Herren, noch einmal beſchwerlich fallen, da hier eben ein ganz eigner Fall eintritt, wobei ich mir Ihre Meinung und Schiedsrichterſchaft erbitten möchte. — Kaum iſt der Vorhang gefallen, ſo erſcheint dieſer Herr da (bei Seite gegen das Publicum) — es iſt der Schauſpieldirector von: Komm her! (laut) — und überhäuft mich mit Vorwürfen wegen deſſen, was Sie eben geſehen haben, — wegen der Parodie, wie unſre dramatiſche Aufgabe von ihm genannt wird, wodurch er Kunſt, Künſtler, Verfaſſer und Gott weiß wen noch für beleidigt und gekränkt erklärt.

Zweiter Director.

Ja, Herr, ſo ſagt' ich und wiederhol' es hier vor dieſer achtbaren Verſammlung! eine Beſchimpfung iſt's für dieſen Ort, für das gebildete Publicum, für den Autor des parodirten Werks, für die Künſtlerin, welche man darin bewundert, — eine Schmach iſt's für die Kunſt, daß man dergleichen hier zu Markte bringt. Aber freilich! was ſucht man jetzt nicht Alles hervor, um die leichtſinnige Menge —

---

*) Der Handlung unmittelbar anzureihen, inſofern: Geh hin! wie bei der erſten Aufführung geſchah, auf demſelben Schauplatz und zugleich mit: Komm her! dargeſtellt wird.

Erſter Director (einfallend).

Lachſinnige wollen Sie ſagen.

Zweiter Director.

Lachſinnige Menge zu unterhalten. Nein! es iſt aus mit der Kunſt! ſie wird entweiht, das Talent wird verhöhnt, — ich ziehe mich zurück von einer Bahn, wo keine Ehre mehr zu erwerben iſt.

(Er wirft ſich auf einen Stuhl.)

Erſter Director.

Nun ſeh' einmal Einer, wie der Herr ſich ereifert! und warum? — Bloß weil er Dame: Komm her durch Dame: Geh hin an Kunſt und Liebreiz übertroffen ſieht. Wer kann dafür, daß Natur ihre Gaben ſo eigenſinnig vertheilt!

Zweiter Director (aufſpringend).

Herr! was ſagen Sie da? übertroffen! — Dies Wort koſtet Sie das Leben! (er ergreift eins von den Theaterſchwerdtern und geht dem erſten Director zu Leibe) Ziehn Sie, vertheidigen Sie ſich!

Erſter Director.

Zu Hülfe, zu Hülfe! (ſich gegen das Proſcenium zurückziehend, zum Publicum) Ich bitte, meine Herren, — Jemand, der eine gute Klinge ſchlägt, — kommen Sie mir zu Hülfe!

Zweiter Director (von ihm ablaſſend).

Armes Geſchöpf!!

Erſter Director.

Aber um des Himmels willen, iſt das die Art, einen Kunſtſtreit zu ſchlichten? — hier kommt's ja nicht (die Fechterſtellung annehmend) auf's Auslegen, ſondern auf's Widerlegen an!

Zweiter Director.

Widerlegen! (verächtlich) Sie dauern mich! — ſelbſt die entfernteſte Vergleichung würde meine Sache beſchimpfen!

Erſter Director.

So? — Aber glauben Sie denn, daß Ihr Herr Verfaſſer auch dieſer Meinung iſt?

Zweiter Director.

Wie kann man daran zweifeln! muß es ihn nicht empören, ſein Werk ſo verſpottet zu ſehn?

Erſter Director.

Und glauben Sie auch, daß Ihre Meinung vom Publicum getheilt werde?

Zweiter Director.

Ich glaub' es nicht bloß, ich weiß es, und Sie nebſt Ihrem anonymen Autor dürfen ſich Glück wünſchen, daß unſre Partei laute Mißbilligung verſchmäht; ſonſt wären Sie heut übel weggekommen. (Zum Parterre gewendet) Nicht wahr, meine Herren?

Erſter Director.

Ei nun! auch unſre Partei hat ihr Urtheil. (Gegen das Paradies ſprechend) Nicht wahr, meine Herren?

Zweiter Director.

Ich bitte, meine Herren, laſſen Sie Ihr Mißfallen laut werden!

Erſter Director.

Meine Herren, ich bitte, halten Sie Ihren Beifall nicht zurück!

(Tumult von Pfeifen und Klatſchen im Publicum, wodurch die Verſchiedenheit der Stimmen ſich ausſpricht.)

Zweiter Director

(nachdem der Lärm ſich gelegt hat).

Da hören Sie's; Sie ſind gepfiffen!

Erſter Director.

Da hören Sie's; Sie ſind geklatſcht!

Zweiter Director.

Ihr Autor iſt gefallen!

Erſter Director.

Der Ihrige fiel mit!

Zweiter Director.

Meiner iſt ja nicht ausgepocht.

Erſter Director.

Ei freilich, ſo gut wie meiner.

Zweiter Director.

Herr, Sie ſind von Sinnen, und Ihr Autor mit!

Erſter Director.

Der Ihrige iſt um kein Haar klüger.

Zweiter Director.

Wie ſoll ich das verſtehn. Was bedeuten dieſe Widerſprüche?

Erſter Director.

Mit Erlaubniß der verkehrten Verſammlung —

Zweiter Director.

Verehrten wollen Sie ſagen.

Erſter Director.

Verehrten Verſammlung ſoll Ihnen Alles ſogleich klar werden.

Zweiter Director.

Nun! ich bin begierig.

Erſter Director.

Alſo: — Ihr Autor und mein Autor — lieben einander, wie — ſich ſelbſt.

Zweiter Director (ſpöttiſch).

Das wäre!

Erſter Director.

Ganz gewiß! Sie ſind ein Herz und eine Seele;

ſie thun, leiden, beſitzen, empfinden, genießen Alles gemeinſchaftlich. Wenn dieſer gelobt wird, fühlt jener ſich geſchmeichelt, ſitzt jener beim Mahle, ſo wird dieſer ſatt, nimmt dieſer eine Priſe, ſo muß jener nieſen, trinkt jener zuviel, ſteigt es dieſem zu Kopf und wird dieſer ausgepfiffen, thun jenem Ohr und Herz weh.

Zweiter Director.

Wie, Herr? das iſt ja lauter Unſinn!

Erſter Director.

Nein, Herr, das iſt es nicht, denn kurz und gut — dieſer iſt jener, jener iſt dieſer und Beide ſind nur Einer.

Zweiter Director.

Iſt's möglich? — Woher wiſſen Sie? —

Erſter Director.

Vom Autor ſelbſt, zwar unter dem *Siegel*; da hier aber doch nichts verſchwiegen bleibt, ſo hielt ich's für das Beſte, die ganze werthe Verſammlung in's Vertrauen zu ziehn.

Zweiter Director.

So hat er ſich ſelbſt verſpottet und parodirt?

Erſter Director.

Wie Sie geſehn haben. Drum war es auch wohl ſo böſe nicht gemeint, womit *Sie* und die Herren Pfeifer da unten ſich hoffentlich beruhigen werden.

Zweiter Director.

Der Umſtand ändert die Sache, und wenn's ſo iſt, nehm' ich mein Wort zurück.

Erſter Director.

Ich aber ſetze dieſes an die Stelle:
(gegen die Zuſchauer gewendet)
Was Phantaſie aus ihres Mantels Falten
An buntem Bilderkram hervor mag ſchütteln,
Wenn ſich's zur Luſt für Euch nur läßt geſtalten,
So taugt es uns, trotz Mäkeln, Sperrn und Kritteln.
Wir laſſen frei die freie Göttin walten,
Sie komm' in Proſa, Jamben oder Knitteln;
Doch wie zu uns ihr Ruf auch töne nieder,
Komm her! — Geh hin! — wir rufen ſtets: **Kommt wieder!**

Verbeſſerungen.

Seite 21 Zeile 14 ſtatt (bei Seite mit feurigen Blicken) lies (mit feurigen Blicken)
— 34 — 25 — einer lies meiner
— 35 — 7 — Liebe lies Liebe
— 48 — 10 — Roſalien lies Roſalie
— 154 — 6 — ihrem lies Ihrem

Schauſpiele

von

Franz v. Elsholtz.

Zweiter Theil.

1. Die Cordova. Trauerſpiel.
2. Der ſprechende Hund. Luſtſpiel.
3. Les Anglais en France. Folie-Vaudeville.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

I.

Die Cordova.

Trauerſpiel in fünf Acten.

Zueignung
an
# die deutſchen Kritiker.

Dem Schickſal, — nicht dem Dichter hat's gefallen,
Der drob ſich härmt und ſchier vor Unmuth weinet,
Daß dieſes Spiel, worin der Böcke kallen,
Statt Sang's[1]), vielleicht zu hören Ihr vermeinet, —

Daß dieſes Spiel vor Eurem Stuhl erſcheinet,
Dem nur ein Fehlgriff[2]) in die Nacht der Ballen,
Wo Druck- und Mottenvorrath bunt ſich einet,
Die Bahn geöffnet zu des Lichtes Hallen!

Drum laßt nicht allzuhart den Dichter büßen
Für jene Fügung, die mit reif'rer Spende
Ihm nicht gegönnt, Euch diesmal zu begrüßen;

Und müßt Ihr dennoch ſchelten, — nun ſo wende
Von ihm, der ſelbſt darob am ſchwerſten duldet,
Auf Die ſich Euer Zorn, die ihn verſchuldet!

---

[1]) Das Wort Tragödie kommt bekanntlich von Τραγος (Ziege) und ᾠδη (Geſang), alſo Ziegenſpiel oder Ziegengeſang, weil die Athenienſer in der früheſten Zeit die Ziegen zum Preiſe für die damals erfundenen Schauſpiele ſetzten.

[2]) Da in der That ein ſpäteres Werk des Verfaſſers, das im Mai 1838 in Berlin zuerſt aufgeführte Trauerſpiel: König Harald, ſtatt des gegenwärtigen, irrthümlich gewählten, zum Abdruck in dieſem Bande beſtimmt war.

Die Cordova.

Trauerſpiel in fünf Acten.

Perſonen.

Don Juan, Herzog von Oeſterreich.
Don Luis de Cordova.
Inez de Cordova, ſeine Tochter erſter Ehe.
Leonor de Sylva, Don Luis zweite Gemahlin.
Marquis von Lerma.
Graf Las Torres.
Elvira, Inez Vertraute.
Fernando, Elviren's Bruder, Hauptmann von der Leibwach
Die Aebtiſſin der Carmelitinnen.
Bernardo, ein alter Diener Lerma's.
Ein königlicher Hauptmann.
Hofleute, Pagen, Wachen, Diener.

Schauplatz: Madrid.

Erster Act.

(Sprachzimmer im Kloſter der Carmelitinnen.)

Erste Scene.

Die Aebtiſſin und Leonor de Sylva.

Leonor.

So vermochte denn auch Euer
Mütterlicher Rath und Zuſpruch,
Würd'ge Frau, zu ihrer Pflicht
Inez nicht zurückzuführen,
Nicht dem väterlichen Willen
Sie zu beugen?

Aebtiſſin.

Ihrem Vorſatz
Treu, erwählt den Schleier Inez,
Wenn die Hand, die man zu faſſen
Ihr gebietet, — wenn nur dieſe
Hand ſie aus des Kloſters Zuflucht
In die Welt zurück ſoll führen!

Leonor.

Alles war vergebens?

Aebtiſſin.

Alles!

Leonor.

Nun! ſo weiß denn ich das Mittel,
Dieſen ſtarren Sinn zu lenken.
Laſſet, würd'ge Frau, mich Inez
Seh'n!

Aebtiſſin.

Ich gehe, ſie zu ſenden.

Ab.)

Leonor.

Waffne jetzt, Eleonor, mit
Faſſung dich, um kalt und ruhig
Der Verhaßten zu begegnen! —
Kochſt du, ſtürmiſch Blut? — Empörſt du,
Bruſt, dich gegen deine Hülle? —
Sträubſt du, Aug', dich, ſie zu ſchauen,
Welche deine winz'ge Höhle
Zum ergieb'gen Salzwerk umſchuf,
Und dies Herz zum Heerd der Qualen!? —
Werd' ich Das denn nie vergeſſen,
Nimmer für die gleiche Pein
Gleich beſtändig ihr Gedächtniß
Finden? — Lerma! Lerma! mein nicht
Kannſt du ſein, doch ſoll auch ſie Dich, —

Nein! auch ſie Dich nicht beſitzen!
Hätt' ich denn vergebens meiner
Jugend blüthenſchwang'res Reis
Dem verdorrten Stamm des Alters
Angeheftet, hätt' ich thöricht
Meine Hand dem Greis Don Luis
Nur gereicht, um ſeines Abends
Kalte Einſamkeit zu kürzen? —
Spaniens ſchönſter Jünglingsflor
Bot zur Wahl mir ſeine Blüthen.
Doch dem mürben Greiſe nur
Wollten dieſer Blicke Flammen
Das verwaiſ'te Herz entzünden;
Seine welke Hand ergriff ich,
Weil ſie, — ein verhaßtes Bündniß
Knüpfend, — ein verhaßt'res ſchied. —
O! du traurigen Entſagens
Nacht, wie ſtarrt dein todtes Auge
Mich ſo düſter an! — Dich lichten
Kann ich nicht, ſo will ich denn
Die Gefährtin mir geſellen! —
Ha! wie meine Peſt den Stolz ihr
Brechen wird, und ſie vernichten!
Leonor, der Sieg iſt dein!
Selber wirſt du zwar nicht glücklich,
Doch auch ſie nicht wird es ſein! —

Zweite Scene.

Leonor. Inez.

Inez.

Seid willkommen, Mutter! — Welchem
Zufall dank' ich Eures Anblicks
Gunſt?

Leonor.

Don Luis ſchickt mich; — ſeine
Gattin aber ſieht bekümmert,
Daß ſie nichts mehr Inez Herzen
Iſt, als dieſe, daß die Mutter,
Statt der Freundin, zu empfangen
Inez ſich gewöhnt.

Inez.

Verzeiht der
Lage, die mich zweifeln macht,
Ob der Freundin, ob der Tochter
Gruß willkomm'ner Euch.

Leonor.

Gedenket
Inez, jener ſchönen Tage,
Als am Hof der Königin
Uns der ſeltenſten und reinſten
Liebe Band umſchlang! Ein heitrer

Morgenhimmel Ihr, im Glanz des
Duftigſten Sapphirgeſchmeides,
Ein Kryſtallbach, der am Boden
Goldſand führt, — ein Beet voll Blumen,
In des Frühlings Prachtgewändern;
Ich die leichte Wolke, die, den
Morgenhimmel purpurn färbend,
Heitren Bilderſchmuck hineinwob, —
Und der Strudel, der des Baches
Goldne Körnlein an das Licht hob,
Und der Zephyr, der, der Blumen
Häupter küſſend, auf den lauen
Lippen ihren Duft umhertrug.
So erſchienen wir, zwei Hälften
Eines Weſens, nicht zu trennen,
Ohne ſeinen Reiz dem Ganzen
Zu entzieh'n. — Wie Licht und Schatten
Ihre Wirkung von einander
Borgen, wie ſie wechſelſeitig
Sich bedingen und erſchaffen,
So erglänzte ſchöner, heller
Eurer Zartheit Roſenſchimmer
Auf dem dunklen Purpurgrunde
Meines ſtürmiſch raſchen Weſens,
So verklärte Eurer Seele
Mildes Licht die Gluth der meinen!
Froh und freundlich Hand in Hand

Gingen wir durch unſre Jugend
Und, zween Mandeln gleich, die eine
Schale einſchließt, wohnten friedlich
Unſre Herzen bei einander,
Bis — die Liebe ſie geſchieden.
(Pauſe. Inez wendet ſich bewegt ab.)
Denkt Ihr, Inez, noch des Tages,
Als am Feſt der Königin,
Heimgekehrt von weiten Reiſen,
Er zum erſten Mal erſchien? —
Wie der ſtolze Gott des Krieges
Trat er in den Kreis der Frauen,
Die mit Luſt und ſtillem Grauen,
Den Verkündern ſeines Sieges,
Auf den ſchönen Fremdling ſchauen.
Unter dunkel-hohen Brauen
Flammt das Auge mild und wild,
Bald mit heller Gluth verzehrend,
Bald in Demuth ſtill begehrend.
Bald des ſtolzen Siegers Bild,
Des Beſiegten bald, entquillt
Seinem Borne Licht und Leben,
Und mit heißer Sehnſucht füllt
Jedes Herz das ſüße Streben,
Sich dem Sieger zu ergeben,
Sein auf ewig ihn zu ſeh'n,
Oder — ſchmachtend zu vergeh'n! —

Und ſein dunkles Lockenhaar,
Das in anmuthvollen Ringen, —
Gleich verrätheriſchen Schlingen
Von der Liebesgötter Schar
Uns geſtellt, — ſein Haupt umfloß, —
Und der Naſe hoher Bogen,
Und des Mundes ſanfte Wölbung,
Und die perlenweißen Zähne,
Und die herrliche Geſtalt,
Wo ſich Spaniens Ernſt und Würde
Mit der Franken Anmuth paarte, —
So erblickt' ich ihn, um nimmer, —
Nimmer mehr ihn zu vergeſſen.
(Pauſe)
Und in Euch, — iſt's möglich! reget
Sich Erinn'rung nicht? — Ihr liebt ihn
Und ſeid ſtumm?

Inez.

O! weil ein ſchön'res
Bild von ihm in meinem Innern
Lebt, — ein Bild, in jenes flücht'gen
Reizes Farben nicht gehüllet,
Deren Gluth die Eure nährt.
Mir iſt ſeine Seele werth!
All mein Denken, Fühlen, Sinnen,
Scheint in ihr ſich zu entſpinnen,
Und wie räthſelhafte Träume

Dünken mich die kalten Stunden,
Die mir *ohne* dieſe Liebe
Träg und ſchwer dahin geſchwunden!

Leonor.

Schwärmen heißt nicht lieben!

Inez.

Lieben
Iſt ja ſelbſt ein ſel'ges Schwärmen!

Leonor.

Nicht mit Streit um Worte laßt uns
Dieſe kurze Stunde ſchmälern!
Gilt es einſt *ein Opfer*, dann wohl
Zeigt es ſich, wer *mehr* zu lieben
Weiß, ob Inez, ob Le'nor!

Inez.

Dem *Geliebten brächtet* Ihr das
Opfer, — doch der *Liebe* ſchwerlich.

Leonor.

Weiß ich's doch, Ihr habt in *Worten*
Immer mir den Sieg entriſſen.
Denket jener Abendſtunden
Bei der Königin, wo Alles
Im Erzählen ſich verſuchte!
Kurz geneſen, tratet Ihr den
Dienſt zum erſten Male wieder

An, als jener Zeitvertreib den
Hof ergötzte. — Bis zu dieſem
Tag, wo Eure Kunſt ihm neue
Feſſeln ſchmiedete, gehörten
Lerma's Dienſte mir! — Ich hatte
Mein Erzähleramt vollendet
Und der Preis war mein; da traf die
Ordnung Euch, — und von den blaſſen
Lippen floß die Rede glühend,
Und die Bilder, die Gedanken
Scheuchten eins das andre; von der
Krankheit Spuren noch gezeichnet,
Färbte höher ſich und höher
Euer Antlitz, und des Herzens
Matter Schlag ward laut und lauter,
Weil die rührende Geſchichte
Die Erzählerin bewegte,
Oder auch — ein Hörer, deſſen
Blick und Beifall den errung'nen
Preis ſo theuer machten!

Inez.

Wollt Ihr,
Mahnend an die ſchönen Stunden,
Eine bittre mir bereiten? —

Leonor.

Auch gedenkt des Tages, wo der
Ganze Hof die Luſtfahrt an des

Manzanares Ufern machte!
Reich geſchmückt, in offnen Wägen,
Saß der Damen Schar und hoch zu
Roß, zur Seite, war der Ritter
Zug geordnet. Euch und mir, — im
Letzten Wagen, — bot ſich Lerma
Zum Begleiter, und wir fuhren,
Unbekümmert um die Andern,
Unter feurigen Geſprächen
Langſam hin am Ufer. — Plötzlich
Fällt ein Schuß, und hart getroffen
Stürzt ein Falk', inmitten unſrer
Roſſe todt zur Erde nieder.
Dieſe, ſcheu gemacht vom Doppel-
Schreck des Knalls und Sturzes, bäumen
Hoch ſich auf und beißen knirſchend
In die Zügel, des erſchrocknen
Lenkers Hand entſchlüpft, und rennen,
Wie geflügelt, längs dem ſteilen
Ufer unaufhaltſam fort. —
Sprachlos ſeh'n wir einer Krümmung,
Die der Fluß landeinwärts macht,
Sie ſich nah'n; es netzen ſchon die
Wellen ihren Huf, — da ſtürzet
Ihr, vom Schreck umnachtet, gegen
Lerma's Fleh'n und Rufen, Euch
In die Fluth, — er nach — und Beide

Sind verſchwunden, — während mich
Durch die ſeichte Furt der Wagen
Glücklich trägt ans Ufer jenſeits,
Wo ſich, durch das Bad gezähmt,
Auch die Roſſe des Gebiſſes
Herrſchaft folgſam wieder zeigen! —
Ihr —

Inez.

Mich faßte Lerma's Arm,
Als, vom Strom ergriffen, in des
Todes Arm ich ſank; er trug mich
Hin ans Ufer, legte ſanft mich
Auf den weichen Raſenteppich,
Und nicht ſcheuend jene kleinen
Dienſte, welche Frauenhand
Nur gewohnt iſt zu verrichten,
Rief er mich ins Leben wieder.
Und wer malet ſein Entzücken,
Als ich auf die Augen ſchlug! —
Sorglich trug er dann mich weiter
Und nicht eher ließ er von ſich
Seine Bürde, bis nach langer
Wand'rung einer Hütte gaſtlich
Dach gefunden war und Hülfe
Der Erſchöpften.

Leonor.

Doch bis Abend

Bliebt Ihr aus und ließt die Freundin,
Ließt den ganzen Hof in Sorgen,
Täuſchtet aller Boten Müh,
Welche ſonder Raſt des Fluſſes
Ufer und ſein Bett durchſpähten.
Euch, o! Euch war wohl in ſeinen
Armen.

Inez.

Ja! es war der ſchönſte
Aller Tage, die ich lebte.
Seines Buſens Schloß entriegelnd,
Zeigte mir auf deſſen Grunde
Lerma heißer Liebe Spur,
Und empfing aus meinem Munde
Heißer Gegenliebe Kunde,
Mit dem feierlichen Schwur,
Daß uns keine Macht der Erde, —
Daß uns — Tod nur ſcheiden werde.

Leonor.

Tod nur?!

Inez.

Was in jenen Stunden
Das bewegte Herz empfunden,
Als von Dankgefühles Macht
Meines Buſens ſtilles Glühen
Ward zur Flamme angefacht,

Als ich langen Schweigens Nacht
Mein Geheimniß durft' entziehen,
Durft' an meine Bruſt ihn drücken, —
Dieſe Fülle von Entzücken,
O! ſie hat ja meinem Leben
Die Bedeutung erſt gegeben. —
Der Erinn'rung Dämmerlicht
Webt mir ſeine bleichen Schimmer
Um die ſchöne Zeit noch immer,
Und — ich klage nimmer. —
Und vergeſſe nicht. —

Leonor.

Muthig führt Ihr Eure Sache,
Wie Ihr ſtets gethan und wahrlich!
Ich nicht bin's, die drum Euch tadelt.
Sei denn Alles, wie's geweſen!
Laßt uns nicht einander haſſen,
Weil im Einklang unſre Herzen,
Wie für jedes Große, auch für
Ihn geſchlagen.

Inez.

Willig faß' ich
Die gebot'ne Friedenshand;
Doch, Le'nor, nicht hehlen mag ich,
Daß der *Schuld* an meinem Elend,
Euch mein Schmerz gezieh'n! — Don Luis
Wünſche heiligten die meinen,

Bis ſein Herz, für mich verſtummend,
Euch ſich unterwarf! — O! gebt mir
Meinen Antheil, gebt ihn wieder,
Und, iſt Lerma mir verloren,
So vergönnt mir nur, in heil'ger
Einſamkeit — um ihn zu weinen!

Leonor.

Ihr vergeſſet, —

Inez.

Dieſe letzte
Fleh'nde Bitte dürft Ihr nicht mir
Weigern!

Leonor.

Ich? was kann ich —

Inez.

Eines
Wortes nur bedarf's! O ſprecht es!!

Leonor.

Laßt mich!

Inez (ihr zu Füßen).

Fleht zum Vater, flehet
Wie ich ſelbſt zu Euch! — Es iſt ſo
Leicht, ein liebend Herz zu beugen.
Seines liebt' Euch ja! O! liebt' es
Mich ſo, und im Staube läge
So Le'nor vor mir, ſie weinte

Nicht vergebens. Ach! ich will ja
Glücklich nicht, nur ſchuldlos ſein!

Leonor.

Graf Las Torres hat Don Luis
Wort!

Inez (aufſtehend).

Doch nicht das meine!

Leonor.

Wollt Ihr
Trotzen?

Inez.

Nein! nur nicht gehorchen.

Leonor.

Thörin! wähnt Ihr, daß man Euren
Kinderlaunen werde fröhnen?
Mittel giebt es — Euch zu zwingen!

Inez.

Wohlgethan, daß Ihr die Maske
Niederlegt, die Euch ſo läſtig.

Leonor.

Wohlgethan auch wär's, den ſtolzen
Ton zu ändern, der ſo bitter
Eurer Demuth ſpottet! — Morgen —
Dies entbietet Euch Don Luis, —
Reicht Ihr Eure Hand dem Grafen!

Inez.

Drohet nur! Ihr droht vergebens!

Leonor.

Zittert, wenn Ihr widerſtrebet.

Inez.

Seht! ich zittre nicht.

Leonor.

Und wenn nun
Lerma's Leben Eures Weigerns
Opfer würde? —

Inez.

O! Ihr kennt die
Stelle, wo Ihr trefft; doch zielt nur,
Wackre Schützin; iſt doch Lerma
Fern, vor Eurem Pfeil geborgen.

Leonor.

Hierin irrt Ihr, theures Mädchen;
Wie? nicht beſſ're Kunde habt Ihr
Von dem Buhlen? — O! wie konnt' er
Euch ſein Kommen hehlen! — Scheint er
Lauer doch geworden in der
Schönen Herrin Dienſt.

Inez.

Erſparet
Euch den Spott und mir das Lächeln!

Leonor.

Wohl! ſo hört denn ernſte Kunde:
Lerma, dem Gerücht vertrauend,

Daß Ihr Chriſti Braut, hat Frankreichs
Hauptſtadt, gegen den Befehl des
Königs, ſchnell verlaſſen, iſt im
Fluge hergeeilt und harrt, des
Hochverraths verklagt, im Kerker
Seines Urtheils.

Inez.

Müßt' ich jetzt Euch
Glauben, Leonor, ich wäre
Zu beklagen!

Leonor.

Glaubt der Wahrheit,
Welche bald Don Luis Mund
Euch beſtätigt. — Nun! iſt Euer
Stolz dahin, die Kraft gebrochen?
Lächelt doch und ſtraft mich Lügen!

Inez.

Ja! ich leſ' in Euren Zügen:
Ihr ſagt wahr! — Nur mein Verderben
Kann mit ſolcher Gluth ſie färben!

Leonor.

Dank verſprach ich mir, nicht Schmähung,
Daß ich ſelbſt der Schreckenskunde
Botin ward, um gleich den nahen
Rettungspfad Euch auch zu zeigen.
Lerma's Schickſal ruht in Euren
Händen!

Inez.

Wie?

Leonor.

Das Haupt der Richter, —
Dieſes Körpers Geiſt, Las Torres
Iſt's! — Er lenkt den Ausſpruch, lenket
Mit Don Luis Hülfe leicht des
Königs Zorn, — und will's —

Inez.

Er will es!?
Doch der Preis —

Leonor.

Seid Ihr!

Inez.

Erſparet
Ihm und Euch des Hoffens Mühe!

Leonor.

Lerma flieht durch Eure Weigern!

Inez.

Nein! Don Luis wird ſich meiner
Noth erbarmen. Ich umfaſſe
Flehend ſeine Knie und netze
Mit dem Regen meiner Thränen
Unabläſſig ſeines Herzens
Dürren Grund, bis neue Blüthen
Die erſtarrten Liebeskeime
Treiben!

Dritte Scene.

Leonor, Inez, Don Luis de Cordova, von Elviren begleitet.

Inez.

O! mein Vater.

Don Luis.

Lange,
Inez, mußt' ich meinen Anblick
Euch entzieh'n, der pflichtvergeßnen
Tochter! Doch zerriſſen, hoff' ich,
Iſt die Hülle jetzt, die Euch des
Kindlichen Gehorſams heil'ge
Tafeln zugedeckt, und einer
Reuigen begegnet heut des
Vaters Auge!

Inez (bei Seite).

Gott! mein letztes
Hoffen ſtirbt!

Don Luis.

Ihr kennet meinen
Willen! Zwingt mich nicht, ihn ſtrenger
Als bisher zu zeigen. Folget
Ihm und laßt den Mann, den Spanier
Nicht an ſeinem Worte treulos
Werden.

Inez (bei Seite).
Und ich wär's an meinem?

Don Luis.
An Las Torres knüpft dies Wort Euch.

Inez.
Mein's, das einſt des Vaters Segen
Hat geheiligt, feſſelt mich an
Lerma.

Don Luis.
Fluch dem Staatsverräther!
Welcher ſeines Frevels Strafe
Unterm Henkerbeile findet.

Inez.
O! ſo iſt es. Euer Mund hat
Nie gelogen! —
(Sie ſinkt Elviren in die Arme.)

Don Luis.
Weg mit ſolchem
Gaukelſpiel! ich haſſ' es. Soll des
Eignen Kindes feige Schwäche
Mich beſchämen?

Inez (ſich ermannend).
Ich erſpar' Euch
Dies Erröthen.

Don Luis.
So gehorcht Ihr?

Inez.

Ja! dem Schwur, der mich an Lerma
Kettet.

Leonor.

Wenn der Tod ihn bricht,
Seid Ihr ja des Meineids ledig!

Inez.

Schwüre giebt es, die das Grab nicht
Löſt.

Don Luis.

Verwegne! Trotz mir bieten
Willſt Du? mir? — Bei meinem Leben!
Ich vergelt' ihn! — Heut noch ſtirbt der
Tolle Abenteurer, der Dein
Herz verkehrt; — der Hochverräther
Stirbt, und wie dem Vaterlande
Sein Erblaſſen Rache giebt,
So vertilgt es auch die Schande,
Daß mein Kind den Frevler liebt!

Inez.

Vater!

Don Luis.

Schweig! Du ſchändeſt dieſen
Namen! — Eine höchſte Pflicht im
Leben giebt's: Gehorſam; eine
Schwerſte Sünde: ihn verletzen!

Sorglos will ich nicht am eignen
Heerd die Sünde groß erzieh'n,
Die des Hauſes heil'gen Frieden
Mordet, wie das Glück der Staaten, —
Will vertilgen ſie, und müßt' ich
Ihr Gefäß auch mit zertrümmern! — —
Jenen Frevler aber, der den
Keim geſtreut in Deine Bruſt,
Treffe das Geſetz, als Rächer
Schwer verletzter Majeſtät
Und gekränkter Vaterwürde!
(zu Leonor)
Kommt, Sennora, gönnet Eures
Anblicks Wohlthat nicht ihr länger!

Inez (dem Vater zu Füßen).

Nein! nicht ſo verlaßt mich! — Schonet
Seines Lebens! ich entſag' ihm!
Laßt dies Kloſter meine Wohnung,
Laßt mein Grab es ſein!

Don Luis (ſie aufhebend).

Las Torres
Hat mein Wort; ich brach es nimmer.

Inez.

Seid mein Rettungsengel! Endet
Dieſen Kampf!

Don Luis.

Ihr ſelber führet
Eures, — ſeines Schickſals Zügel.
Folgt dem Grafen zum Altar! —
Mit der Strenge ihrer Pflichten
Will des Gatten, will des Vaters
Milde dann den Ausſpruch theilen,
Während Euer Nein! des Schuld'gen
Todtenglocke wird.

Leonor.

Ihr zögert
Noch und wollt ihn lieben? — Stirbt er
Nicht für Euch, die kalt ſein Leben
Ihrer ſtolzen Tugend opfert? —
Ueber Euch ſein Blut! das Ihr ſo
Ruhig ſeht vergießen, über
Euch! die grauſam ihn dem Henker
Ueberliefert!

(Inez ſinkt in die Knie.)

Leonor (zu Don Luis).

Kommt, Sennor, ſie
Trotzet Eurem väterlichen
Rath und meiner bangen Mahnung!
Weh dem Opfer, das ihr Starrſinn
Hin zur Schlachtbank ſendet!

(Sie will ſich mit Don Luis entfernen.)

Inez
(von Elvira unterſtützt, nach den Abgehenden gewendet).
Hört mich!

Don Luis (zurückkehrend).
Du gehorchſt?

Inez (zuſammenſinkend).
Ich will! Er lebe!

Zweiter Act.

Zimmer in Don Luis Palaſt.

Erste Scene.

Don Luis. Leonor. Elvira.

Don Luis (zu Elvira, welche eintritt).

Wie, Elvira, wie verließt Ihr
Donna Inez?

Elvira.

Sie erholt ſich!
Ohne Leben aus des Kloſters
Einſamkeit hierher getragen,
Blieb des Ortes Wechſel fremd ihr,
Bis das Morgenroth ſie ſelber
Und den neuen Tag erweckte.
Da erkannte ſie des Vater-
Hauſes freundliche Gemächer
Und Erinn'rung an vergang'ne
Zeiten ſchien ſie zu umſpielen.

Die Beklemmung ihres Buſens
Löſte ſich in Wehmuth; — Thränen-
Ströme ſchienen jedes neuen
Bildes Eindruck zu erzählen;
Und ſo ſaß ſie lange, jener
Wunderthätigen Madonna
Im Lorenzo-Kloſter ähnlich,
Der an Chriſti Leidensfeſte,
Von geweihter Hand berühret,
Zähren aus den Augen träufeln.

Don Luis.

Hat ſie Kraft, die heil'ge Handlung
Zu begeh'n?

Elvira.

Sie harret Eures
Winks.

Don Luis.

So eilt und laßt zur Trauung
Sie bereit ſein! Ihren Brautſchmuck
Ordnet würdevoll, doch einfach,
Wie die Feier ſelbſt, die in der
Schloßcapelle ſtill und prunklos
Wird vollzogen. Geht!

(Elvira ab.)

Zweite Scene.

Don Luis. Leonor.

Don Luis.

So ſeh'n Sie,
Leonor, ſich denn am Ziele!
Die Bedingung meines Glückes
Iſt erfüllt! — Zufrieden hoff' ich
Sie zu finden, denn mit theurem
Opfer hab' ich dieſen Beifall
Ja erkauft. O! wohl mir, wenn ich
Nie es muß bereu'n, der Liebe
Machtgebot auf Koſten meiner
Vaterpflicht erfüllt zu haben.
Schrecklich! wenn ich dieſe ſpäten
Freuden mit dem Fluch der Tochter
Einzulöſen hätte, — wenn ich
Meinem Liebesglück, wie einem
Blut'gen Götzen, dies, mein einz'ges
Kind geſchlachtet. — Laß es dahin,
Ew'ger Gott! nicht kommen. O! ſo
Hart beſtrafe nicht den Greis,
Weil ihm heißes Jünglingsblut die
Adern füllte, weil ſein Herz nicht
Mit dem Kopfe war ergraut.

Von Lenorens Blicken entzündet,
Brannte das unauslöſchliche Feuer
Zärtlicher Schmerzen
Lodernd im Herzen.
Wüthender Eiferſucht, heimlicher Scham,
Heißem Verlangen, nagendem Gram
Ewig zur Beute;
Suchend ein Glück, das zu finden ich ſcheute,
Wie von hölliſchen Geiſtern getrieben,
Wurde zum Wahnſinn mein ſtürmiſches Lieben!
O! was ſchien mir da zu theuer,
Meine Qual zu enden. Jede —
Jede Fodrung, — ich verſprach ſie
Zu erfüllen — und verkaufte
Mit dem Wort der Tochter Glück.
Löſen mußt' ich jenes Bündniß,
Einſt mein eigen Werk, um auf den
Trümmern mir den Traualtar —
Ihr vielleicht den Leichenſtein
Zu erbauen.

Leonor.

Wie? iſt das nun —
Das die Ernte aller Freuden-
Keime, die auf Eures Lebens
Winterboden ich geſtreuet?
Neſſeln nur und Diſteln giebt mir
Der erſtarrte Boden wieder! —

Hätt' ich darum meiner Jugend
Glanzgeſtirn der Lichtbahn friſcher
Luſt entriſſen, darum ſeinen
Strahl in Eure Nacht geſandt,
Um nun auch dem *Preis* des Opfers
Zu entſagen? — Lerma's Gattin,
Inez, Eure — *meine* Tochter
Lerma's Gattin? — Nein! beim Himmel!
Nein, das trüg' ich nicht! Ich haſſ' ihn,
Tödtlich haſſ' ich ihn, und ſollte
Jemals ihn als — Sohn begrüßen? —

Don Luis.

Daß Ihr Lerma haßt, ich weiß es;
Doch verlang' ich dieſes Haſſes
Grund nicht zu entſchleiern, um dem
Stolz des Spaniers und des Gatten
Ein beſchämendes Geſtändniß
Zu erſparen. Laßt mich nie zur
Klarheit kommen, welcher Stimmung
Eurer Hand Beſitz ich danke!
Zweifeln könnt' ich an dem *Werth* des
Eigenthums — und müßt' ich *das*,
Leonor, dann müßt' ich, ja, bei
Gott! ich müßte *mehr*! — Das Bündniß
Iſt beſchloſſen, die Vollziehung
Naht, und wanken werd' ich nicht,
Aber wär' es anders, — wär' es

Nicht ſo weit — es käme jetzt
Nie dahin! denn nur von Lerma
Schwur ich ſie zu trennen, nicht
Sie Las Torres Gluth zu liefern!

Leonor.

Und vergeßt Ihr, daß die Kluft,
Welche zwiſchen ihr und Lerma
Unſer Einfluß grub, verſchwunden,
In Madrid der Übermüth'ge —

Don Luis.

Unter Schloß und Riegel ſelbſt,
Iſt er ihrer Ruh gefährlich?

Leonor.

Könnt' er nicht in ſeinem Wahnſinn —

Don Luis.

O was fürchten Sie!? Iſt dieſer
Doch ihr treuſter Bundsgenoſſe!
Trieb er nach Madrid den Schwärmer
Nicht, ſo wurde nie das Schreckbild
Seines Todes unter Henkers,
Hand die Loſung Ihres Sieges!

Leonor.

Dieſem Todesbilde dankt er
Nun das Leben! — Wie ihn retten,
Wenn ſich nicht Las Torres Eurem
Ausſpruch anſchloß, und wie that er's
Ohne Hoffnung der Vergeltung?

Hätte nicht des Nebenbuhlers
Haß ihn ſchon geopfert, und mit
Ew'gen Vorwurfs Qual ſich Inez
Dann belaſtet, — ja ihr Leben
In der Tage Lenz vom Grame
Nicht erdrückt gefühlt, wie durch des
Vaters ungerechten Argwohn
Jetzt Le'nor ihr Herz? —

Don Luis (ihr die Hand reichend).

Sie hätten
Inez Jammer nicht verew'gen
Wollen, hätten treu die minder
Dorn'ge Straße ſie geführt,
Wo dem Opfer ihrer Liebe
Des Gehorſams Pflicht und Lerma's
Rettung ſchön ſich ließ vereinen?
O Le'nor, wenn das die Meinung
War, und — laſſen Sie's mich glauben —
Dann verzeihen Sie des Gatten
Schuld dem Vater; — Manche hat
Wohl der Vater auch dem Gatten
Zu verzeih'n, — und laſſen Sie an
Ihrem Buſen eine treue
Mutter, laſſen Sie die Freundin
Meine Inez wiederfinden.

Ein Page (tritt ein).

Graf Las Torres!

Don Luis.

Wohl! Er komme!

Dritte Scene.

Don Luis. Leonor. Las Torres.

Las Torres.

Meinen Dank, Verehrte, bring' ich
Dem Vertrau'n, womit Ihr meiner
Huth ein Kleinod überliefert,
Das ich als mein Köſtlichſtes auf
Erden halten will und lieben.
Sicher, wie in eines Schloſſes
Ehernem Gewahrſam, ſoll es
Ruh'n an meiner treuen Bruſt,
Bis dies Knochen-Schloß des letzten
Athemzuges Schlüſſel öffnet.

Don Luis.

Seid gedenk, daß eines Vaters
Ohr dies Wort vernahm, daß eines
Vaters eiſernes Gedächtniß
Es bewahrt!

Las Torres (zu Leonor).

Von *Euch*, Sennora,
Will mein Glück zu Lehn ich tragen,
Will dafür als treuer Ritter
Dienen und Vaſall; — nur möchte,
Wie ich auch für Euren Ruhm zu
Kämpfen brenne, doch wohl nie
Meinen Wunſch Erfüllung krönen;
Denn es laſſen dieſe Augen
Keinem Sterblichen die Ehre
Solches Kampfes, weil ſie ſiegen
Ohne Streit und herrſchen ohne
Widerſtand.

Leonor.

Im Taumel ſeines
Glückes nimmt, ſo muß ich glauben,
Graf Las Torres hier die Mutter
Für die Tochter!

Las Torres.

Wenn die Herrſchaft
Beide ſich *beſtritten*, würd' ich
Zweifel hegen, *welcher* meine
Huld'gung galt, und ſchwer die Wahl mich
Dünken. Aber da das Scepter
Beide *theilen*, hat Las Torres
Keinen Irrthum zu geſteh'n.

Leonor.

Wenn ich nun, mein Recht gebrauchend,
Auch von Eures *Herzens* Scepter
Meinen Theil begehrte?

Las Torres.

Wahrlich!
Ihr begehrtet dann nur, was ſchon
Euch gehört. Wer dürfte wohl der
Mutter ſolchen Anſpruch weigern? —

Leonor (doppelſinnig).

Mutter! Ja! nur *dieſe* hilft Euch
Heut zum Siege! —

Las Torres.

Doch wo weilet
Inez? — Darf ich nicht ſie ſeh'n?

Leonor.

Kurze Friſt noch gönnet ihr! —
Aus des Kloſters düſtrer Zelle
In das Brautgemach zu treten,
Dieſer jähe Wechſel hat ſie
Tief erſchüttert! Aber vor des
Neuen Glückes Antlitz fallen
Bald des jungfräulichen Zagens
Schleier, welche der verſchämten
Neigung Spuren noch verhüllen!

Las Torres.

O! wie glücklich macht dies Wort mich!

Don Luis.

Die Vermählung ſei in dieſer
Stunde noch vollzogen!

Las Torres.

Dank für
Dieſe Eil.

Don Luis.

Es fodert unſres
Richteramtes Pflicht ſie dringend.

Las Torres.

Ungern, ich geſteh' es, ſeht Ihr
Heut mich dieſe Pflicht erfüllen,
Heut, am Tag der Freude, den kein
Unheilſchwang'res Werk beflecken,
Wo nur ſegenbringend ſollte
Mein Erſcheinen ſein.

Don Luis.

Das eben
Werd' es, Graf! — Von Eurer Milde
Fodr' ich mildes Urtheil — Rettung
Des Bedroheten vom Tode!
Wenn auch Lerma ſtrafbar, acht' ich
Solchen raſchen Jugendfehler
Doch ſo harter Pön nicht würdig.
Auch vergeſſet nicht, wie theuer

Meinem Herzen dieſer Schuld'ge
Einſt geweſen, — daß ich nicht zu
Wenig ihn geliebt, um Sohnes-
Recht ihm zu beſtimmen.

Las Torres.

Zählet
Ganz auf mich!

Don Luis.

Wohlan!
(Er ſchellt, ein Page tritt auf)
Des Grafen
Ankunft meldet meiner Tochter!
(Page ab.)
Doch ich ſelbſt will ihr entgegen,
Daß der Eidam von des Vaters
Hand die züchtige Braut empfange.
(Will gehen.)

Vierte Scene.

Inez (im Brautſchmuck von Elviren geführt). **Leonor. Las Torres. Don Luis. Pagen und Lakaien.**

Don Luis.

Seid willkommen, Inez; Eure
Eil betrügt des Vaters Sorgfalt!

Las Torres.

Nehmt, Sennora, meiner Wünſche
Reine Huld'gung an und laſſet
Bald mein treues Werben Eurer
Gunſt erſehntes Ziel erreichen!
Glücklich wird Las Torres dann nur
Sein, wenn Eurer neuen Herrſchaft
Rechte ſüß, und deren Pflichten
Leicht Euch zu erfüllen ſcheinen!

Inez.

Zweifelt nicht, Sennor, daß ich der
Pflichten jenes Dienſtes, welche
Ihr ſo ſchonend „Herrſchaft" nennet,
Mir bewußt bin, daß ich treu ſie
Ueben werde! — Zu den Rechten
Aber, die Ihr heut mir bietet,
Mögt Ihr eine Gunſt noch fügen!

Las Torres.

Redet, Inez! — welches Opfer
Fänd ich ſchwer, vermöcht' ich, Eures
Kindlichen Gehorſams Wahl
In die eigne zu verwandeln.

Inez.

Edler Same, Graf, erzeuget
Edle Frucht.

Las Torres.
Was iſt es? Redet!

Inez.
Wenn mein Glück Euch werth, ſo treſſe
Nimmer Eurer Gattin Ehre
Ein beleidigender Zweifel.
Laßt des Neides gift'gen Zahn,
Schleichender Verleumdung Zunge
Und des Argwohns blödes Auge
Nie der Unbewehrten nah'n.

Las Torres.
Inez, dieſe Sorge ſchwinde!
Zweifelt denn, obgleich er nimmer
Es geſchaut, am Licht der Blinde?
Zweifelt er, daß ſeinen Schimmer
Jedes ungeſchloſſ'ne Auge
Mit Entzücken in ſich ſauge?
Und ich Frevler glaubte nicht
An der Tugend holdes Licht?
Glaubte nicht an Inez Tugend,
Weil mein Auge ſie nicht ſchaute,
Weil dies Aug' auf ihrer Bahn
Immer nicht ihr folgen kann?
Nein! mit fröhlichem Vertrauen,
Wie der Blind' auf ſeinen Stab,
Will auf Inez Wort ich bauen,
Weil es Inez Mund mir gab.

Inez.

Dank für dieſe Huld! — Nun hab' ich
Nichts mehr, was der ernſten Stunde
Aufſchub fodert.

Don Luis.

Wohl! — der Prieſter
Harret am Altar, ſein heilig
Amt zu thun. — Und wir, Las Torres,
Thun auch unſ'res dann, denn bis wir
Jene Pflicht erfüllet, darf die
Freude dieſes Tags die Herzen
Nicht berühren. Folgt mir!

(Alle ab außer Leonor.)

Leonor.

Geht,
Geht nur hin, ihr trägen Sklaven
Meiner Laune, — geht und freuet
Euch des wohlgelung'nen Werkes!! —
Wie veracht' ich ſie, die, todten
Nullen gleich, Bedeutung durch den
Platz nur finden, den der Rechner
Ihnen anweiſt. — Denn wie Nullen
Vor der Zahl als hohle Schatten
Werthlos daſteh'n, ſo auch dieſe,
Bis ſie höh're Einſicht regelt. —
Wohl mir! endlich ohne Rückkehr
Seh ich Inez an die neue

Pflicht geſchmiedet, und vergebens
Ihren Buhlen ſich an dieſes
Kerkers Thor die Stirn zerſchmettern.
Dies nur war der ew'gen Trennung
Bürge, denn an Lerma's Muth
Und an Inez Duldung konnte
Sich des Vaterherzens Strenge
Brechen; ja, Don Luis Tod
Inez Feſſeln, und des Königs
Gnade Lerma's löſen! Dann —
Dann nach jahrelangen Kämpfen
Mußt' ich dennoch ſie verbunden, —
Glücklich ſeh'n. — Du marternd Bild,
Wirſt nun nicht mehr mein geängſtet
Herz mit heißer Qual erfüllen!
Sterben durfte Lerma nicht;
Ach! ich ſelber hätte ſeinen
Tod zu tragen nicht vermocht!
Trennung alſo; — ja! — ſie iſt der
Gift'ge Wurm, der ſich am tiefſten
Bohrt in glüh'nde Herzen, iſt der
Kälteſte und wehmuthreichſte
Trank für heißen Liebedurſt!
Und ſo iſt's ihr Meer der Klage,
Dem mein Hoffnungsland entſteigt,
Das ſo reich geſchmückte Tage
Mir an ſeiner Küſte zeigt.

Ja, es weicht die Nacht der Schmerzen;
Durch der Hoffnung Morgenthor
Bricht ein holdes Bild hervor:
Zwei erhabene Geſtalten,
Die ſich eng umſchlungen halten;
Er! — er iſt's, und mich, — ja mich
Hält er in den kräft'gen Armen,
Mich, die zärtlich um Erbarmen
Den Entbrannten fleht und ſich
Immer feſter an ihn ſchmiegt,
Und benetzt von ſüßen Thränen,
Stumm vor Luſt und heißem Sehnen,
Willenlos im Arm ihm liegt!
Himmel, welche Wonne!
Wie die Mittagſonne
Von der reifen Frucht die Rinde, —
Streift vom Auge ſie der Thränen Binde
Und entreißt der Schmerzen
Pfeil dem wunden Herzen. —
Weile, weile, du lieblicher Wahn,
Den die glühenden Sinne geſponnen,
Und umflattre die ſchimmernde Bahn,
Die der Sehnenden auf du gethan! —
(Pauſe)
Ach! umſonſt, ſchon biſt du zerronnen;
Todt und kalt tritt die Wahrheit mich an,
Und an Qualen nur hab' ich gewonnen.
(Ab.)

Dritter Act.

Anderes Zimmer in Don Luis Palaſt.

Erste Scene.

Inez.

Wie ſo matt und träge
Die Minuten zieh'n,
Und des Pulſes Schläge
Schnell und ſchneller flieh'n!
Wie das Herz ſo bange,
Immer bänger ſchlägt,
Und im wilden Drange
Sich das Blut bewegt!
Trüber Ahnung Kette
Schnürt die Bruſt mir ein.
Rett' ihn, Vater! rette; —
Ende ſeine Pein;
Und die Freudenkunde
Bring' der Tochter her;
Ach, nach dieſer Stunde
Wird ihr keine mehr!

Keine mehr! — ein herber Ausſpruch, —
Und ſo wahr doch! — Meines Lebens
Rechnung iſt geſchloſſen. Aller
Freuden Summe fällt in vor'ge
Tage; die der Schmerzen auf das
Oede Jetzt und düſtre Künftig.
Die Geſchichte meines Jammers
Wird von heut an die Geſchichte
Meines Lebens ſein. — Ich blicke
Schweigend in die Nacht der Zukunft,
Wie der müde Pilger in die
Wüſte, die er muß durchwandern,
Und wovon er nicht den Ausgang
Kennt. — Doch ohne Klagen will ich
Hinzieh'n durch die öde Nacht,
Wird der Freund mir nur gerettet!

(Knieend)

Höre, Gott! mein heißes Fleh'n!
Nicht den einz'gen Troſt verſage,
Daß mein Leid ich ſchuldlos trage.
Nein! den ſchrecklichſten der Tage
Laß mich, Gott! nicht leuchten ſeh'n,
Wo der Ruf der Todtenklage
Ihn — zum Richtplatz hieße geh'n. —

(Sie erhebt ſich.)

Zweite Scene.

Inez. Las Torres.

Las Torres.

Ueber Lerma's Schickſal bring' ich
Die Entſcheidung Euch. — Der Kriegsrath
Sprach ihn frei! —

Inez (mit gen Himmel gerichtetem Blick).

Allgüt'ger! habe
Dank!

Las Torres.

Ein mißlich klippenvoller
Auftrag war's, des Urtheils Milde
Vor dem König, der des Schuld'gen
Tod gefodert, zu vertreten.
Nur Don Luis Feſtigkeit
Und die meine hielten ſeines
Zornes Wogen mit dem Damm des
Richterlichen Spruchs in Schranken.
Dennoch mußten wir des kühnen
Widerſtandes Frucht verloren
Seh'n; — der König —

Inez.

Gott!

Las Torres.

Er ſchenkte

Zwar dem Losgeſprochenen das
Leben, doch — verdammt' er ihn zu
Ew'ger Haft!

Inez.

O Gott! iſt's möglich!

(Sie iſt im Begriff zu ſinken, hält ſich jedoch an einen Seſſel und kämpft gegen eine Ohnmacht, der ſie nah iſt zu erliegen.)

Las-Torres.

Härter, ſeh' ich, trifft die Kunde,
Als ich glauben durfte. — Strafen
Sie den Unvorſicht'gen, welcher
Allzu raſch Sie zur Vertrauten
Seines eignen Kummers machte!

Inez.

Ew'ger Kerker! — O! verſtummen
Möchte ſelbſt das heil'ge Mitleid,
Und der Grimm nur knirſchend fragen,
Was die Schuld für ſolche Strafe!

Las Torres.

Ihren Schmerz, Sennora, theil' ich,
Denn mir iſt nicht fremd, was Lerma
Ihnen war, und welchen Antheil
Sie an ſeiner Rettung nahmen.

Inez.

Meines Vaters Güte lieh' ihm
Einſt ein Recht auf dieſen Antheil.

Las Torres.

Ja! und frei bekennen will ich's:
Wen'ger durft' ich nicht ihn achten
Damals, um ihn nicht zu haſſen.
Denn ſchon damals ſchien von allen
Frauen Inez mir die ſchönſte,
Die vollkommenſte.

Inez.

Der Stunde
Ernſt erſparet mir die Antwort!

Las Torres.

Ich verſtehe Sie und ehre
Schweigend Ihren Kummer.

(Ab.)

Inez.

Gott! du
Walteſt droben noch und duldeſt's!
Duldeſt's? — Nein! du kannſt nicht, — kannſt nicht!
Eil' es zu verhüthen, eile,
Daß nicht, die es ſchau'n, den Glauben
An dein göttlich Daſein läſtern. —
Iſt nun das des höchſten Opfers
Frucht, wovon ſo ſtolz ich träumte?

Rettung nennet Ihr's? o! nennet's
Mord — zehntauſendfält'gen Mord,
Immer nennt Ihr nur ein Wort,
Für unnennbar tiefe Qualen!
Holde Freiheit! deinen milden Strahlen
Ringet, — wie der Blumenkelch dem Licht, —
Jedes athmende Geſchöpf entgegen;
Jedes darf die Kräfte freudig regen,
Ach! und Er, er darf es nicht. —
Welch ein Daſein! Unglückſel'ge!
Darum brachſt du deinen Schwur!! —
Wenn die Kunde nun in ſeinen
Kerker dringt, wenn blaß der Meineid
Vor ihn hintritt, von dem Zeugniß
Meiner Unſchuld nicht entkräftet,
Wenn er dann mir flucht, —
(die Hände vors Geſicht ſchlagend.)
Allmächt'ger!
Schütze, — ſchütze mich vor Wahnſinn!
(Pauſe)
Nein! mir fluchen ſoll er nicht!
Ich will hin zu ihm! — mein eigner
Mund ſoll Alles ihm enthüllen!
Selber mich verklagend, will ich
Lind'rung ihm, erhöhte Schmerzen
Mir bereiten. — Viel noch muß ich
Leiden, bis ich ſeines Elends

Rieſenſtufe mag erſteigen.
Ja! ich will ihn ſeh'n, zum letzten
Mal ihn ſeh'n, und langſam dann der
Off'nen Gruft entgegen welken,
Wenn nicht jener ernſten Stunde
Schmerzenshand die müden Augen
Schnell auf ewig ſchließt!

(Sie ſchellt. Ein Page tritt auf.)

Elviren
Ruft mir!

(Page ab.)

Lindern wird die Treue
Meine Angſt und Rath mir geben!

Dritte Scene.

Inez. Elvira.

Elvira.

Ihr befehlt!

Inez (ihr entgegen).

Geſegnet ſei mir
Dein Erſcheinen! — Heut bewährt ſich,
Ob Du Inez liebſt und ob nun
Auch in ſchwerer Probe Deine
Treue wird beſteh'n!

Elvira.

Gebietet,
Herrin! nichts erſcheint Elviren
Schwer, um Euch zu dienen.

Inez.

Höre —
Höre denn und zittre nicht;
Birg mir Dein Erblaſſen, daß es
Nicht den Muth mir raube! — Lerma,
Welchen ich, Du weißt um welchen
Preis, zu retten eilte, — Lerma
Iſt — nicht todt, o! wär' er's, — wär' er's!
Nein! er iſt — zu lebenslanger
Kerkerhaft verdammt vom König.

Elvira.

Himmel!

Inez.

Still! des Mitleids Sprache
Bricht mein Herz. — und nun, Elvire,
Muß ich — ja! — ich muß — ihn ſeh'n!

Elvira.

Wie?

Inez.

Ihn ſeh'n, — und Du — Du ſollſt den
Weg zu ihm mich finden lehren!

Elvira.

Habt Ihr —

Inez.

Frage nicht! Ich habe
Alles, Alles, oder beſſer —
Nichts bedacht; — ich weiß nur, daß ich
Will und *muß*; drum ſinde Mittel,
Daß ich *könne*.

Elvira.

Alle Zweifel
Löſet dieſes Wort mir. Wiſſ't denn,
Was ich ſelbſt vor wenig Stunden
Erſt erfuhr: — es iſt Fernando,
Meinem Bruder, die Bewachung
Des Marquis vertraut.

Inez.

Des Himmels
Wink erkenn' ich darin.

Elvira.

Alle
Schlöſſer öffnen ſich dem Hüther,
Und er kann zu jeder Stunde
Dem Gefang'nen nah'n. — Ich eile
Hin, vom weichen *Bruderherzen*
Nachſicht gegen ſeine *Diener*-
Pflichten zu erlangen. Alles
Hoff' ich, denn ſo ſtreng Fernando
Gegen *ſich*, ſo mild und fühlend
Iſt er gegen fremde Leiden.

Inez.

Geh' und kehr', ein guter Engel,
Tröſtend bald mir wieder.

Elvira.

Ohne
Raſt vollzieh' ich Euren Auftrag,
Und willkomm'ne Botſchaft hoff' ich
Rückzubringen.

(Sie will gehen, kehrt aber an der Thür zurück.)

Eure Mutter
Seh' ich kommen, faßt Euch!

Inez.

Eile!

(Elvira ab.)

Vierte Scene.

Inez. Leonor.

Leonor.

Inez, wißt Ihr? —

Inez.

Alles.

Leonor.

Und ſo
Ruhig ſind' ich, ſo gefaßt Euch?

Inez.

Ruhig? — Arm an Worten bin ich;
Drum vergönnet, daß ich gehe!

Leonor.

Bleibt! mit Euch zu reden kam ich.

Inez.

Thut das! — doch — zu andrer Stunde!
(Sie entfernt ſich.)

Leonor.

Kalte Seele! Nimmer hat ſie —
Nimmer ihn geliebt. Wie könnte
Sonſt ſie bei der Schreckenspoſt ſo
Ruhig ſein? — Und Sünde wär' es,
Dieſer Marmorſäule, der ein
Irrthum nur des Schöpfers Ton und
Leben gab, ſein gluthergülltes
Herz und ſeiner Liebe gold'nen
Wein und ſeiner Küſſe Götter-
Koſt zu ſtehlen? — Was *verliert* ſie
Denn? als was ſie nicht zu fühlen
Weiß, noch zu erwiedern. Ihre
Pflichten ſind ja ihre Liebe! —
O! vermöcht' ich ihn zu retten,
O! ihn *mir* zu retten, und er
Brächte dann die junge Freiheit
Dankbar mir zum Opfer, würde

Mein! der Heißgeliebte mein! —
Gott! des engen Buſens Schranken
Faſſen nicht die Seligkeit,
Und die Ströme der Gedanken
Ueberfluthen der Gegenwart Leid, —
Wie geſchwollene Wetterbäche
Einer Steppe ſandige Fläche, —
Und befruchten die kommende Zeit, —
Wie das Waſſer die Erde mit Keimen,
Mit entzückenden Liebesträumen! —
Aber wie vollbring' ich's? Wär' ein
Mittel in Don Luis Macht,
Heut noch ſprengt' ich ſeines Kerkers
Thor! — Ein Tropfen Sinnenluſt,
In des Greiſes Blut geträufelt,
Wär' die Aetze, die der Ketten
Laſt zerfräße, wär' der Balſam,
Welcher Freiheit ihm und Wonne
Mir in ſeinen Armen brächte. —
O! wie könnt' er dieſen Reizen,
Dieſen Flammen widerſteh'n,
Wenn er Inez ſeiner Liebe
Ewig wird entriſſen ſeh'n?!
Denn die Thörin weichet nicht,
Den Geliebten zu beglücken,
Von der ſchmalen Bahn der Pflicht.
O! ſie ahnt nicht das Entzücken,

Feſt ihn an die Bruſt zu drücken,
Seines Herzens Schlag zu fühlen,
Flamm' in Flamme abzukühlen!
Und ſo würde Sinnengluth
Den Verlangenden verzehren,
Und er dann zu mir ſich kehren;
Und ich Raſende, Verirrte
Würde liebend ihn empfangen,
Ob ein unerfüllt Verlangen
Auch zu mir ihn nur getrieben! —
Endlos muß ich ihn ja lieben;
Nur in ſeinem Arm iſt Wonne,
Wonne, wenn er ſtürmiſch fodert,
Wonne, wenn er ſchmachtend fleht,
Wonne, wenn er mich ermordet,
Wonne, — wenn er mich — verſchmäht! —
(Ab.)

Fünfte Scene.

Inez.

Wie Elvira ſäumt! — Der Pein des
Harrens weicht ſogar die Furcht,
Hier der Feindin, deren Anblick
Grau'n mir wecket, zu begegnen.

Könnt' ich nah ihr ſein in dieſer
Stunde, könnt' ich des gequälten
Herzens Racheſchrei betäuben?
Nein! in gift'ger Worte Fluth,
Müßte ſich der Schmerzen Gluth
Tobend ihrer Haft entringen!
Ach! ich kann des Haſſes Regung,
Die wie Schlingkraut um die Bruſt ſich
Spinnt, ich kann ſie nicht bezwingen.
O! du milder Vater droben,
Strafe nicht die Sünderin,
Die, an deiner Gnade frevelnd,
Täglich ruft zu dir, daß ihre
Schuld vergeben ſei, wie ſie den
Schuldnern ſie vergebe. Strafe
Nicht, o Gott, die dreiſte Lüge!
Ach! ich kann ihr nicht vergeben,
Ihr nicht, jetzt noch nicht vergeben. —
Doch ich will getreulich ringen,
Dieſes Haſſes Gluth zu dämpfen
Und in ſtets erneuten Kämpfen
Meinen Rachedurſt bezwingen;
Will der ſchwerſten Pflicht mich weih'n,
Meiner Feindin zu verzeih'n.

Sechste Scene.

Inez. Elvira.

Inez (ihr entgegen).

Ha! Elvira! endlich. Welche
Botſchaft bringſt Du? ſprich!

Elvira (tief aufathmend).

Mein Bruder —

Inez.

Du entdeckteſt ihm?

Elvira.

Er willigt
Ein; des Kerkers Pforten ſollen
Euch ſich öffnen.

Inez.

Wann?

Elvira.

Zu jeder
Stunde.

Inez.

Dank, Du treue Botin! —
Eile denn zurück, daß Lerma
Mich erwarte; geh und bring mir
Seine Antwort. —

(Elvira will gehen.)

Doch verſchweig ihm
Meines Ehebandes Kunde;
Selber will ich dieſes höchſten
Jammers Botin ſein, ihm ſelbſt den
Ganzen, weiten Umfang unſ'res
Elends zeigen, — und von ſeines
Schmerzes Meſſern ſo die Lebens-
Faden mir zernagen laſſen,
Daß ſie reißen, — reißen, wie zu
Straff geſpannte Saiten unter
Roher Hand; denn meines Jammers
Maß iſt voll, und all' mein Fleh'n
Heiſcht vom himmliſchen Erbarmen,
Nur — den Tod in ſeinen Armen.

Vierter Act.

Erste Scene.

Gefängniß.

Lerma (liegt auf einem Ruhebett ausgeſtreckt, ſchlafend).

Lerma (im Traume).

Fort, du Ungeheuer! — fort,
Fort!

(Er arbeitet heftig mit den Händen, als wenn er ſich von etwas losmachen wollte, erwacht darüber und ſpringt auf.)

Was war das? Wacht' ich, oder
Lag ein Traum ſo ſinnverwirrend
Ueber mir? —

(an die Stirn faſſend)

Von Stirn und Nacken
Rieſelt kalter Schweiß; doch fühl' ich
Unverletzt mich; alſo meiner
Phantaſie verworrne Schöpfung,
Ein geſtaltlos Traumbild, das mit

Grauſigen Polypenarmen
Mich umſtrickt' und, dürrem Reiſe
Gleich, des Muthes Regung brach. —
Noch erblick' ich ſie, die kraſſe
Spukgeſtalt, ein Mittelding von
Lamm und Tiger, wie ſie, erſt von
Weitem, an mich glotzte mit den
Tückiſch-ſüßen Augen, dann ſich
Hob und, ohne Flügel fliegend,
Mich mit immer engern Ringen
Einwob, bis ſie zähnefletſchend,
In mein Fleiſch die Krallen feſtgrub! —
Wie? und iſt nicht die Erſcheinung,
Iſt ſie nicht des eignen Schickſals
Fratzenhafter Abriß? — Griff ein
Aehnlich Weſen hemmend nicht in
Meine Lebenspulſe, in die
Speichen meines Glückes ein? —
Zu des Traums Erfüllung mangelt
Wenig mehr, und o wie bald
Kann auch das geſcheh'n ſein! — Mag's denn! —
Feſt geſogen an des Kerkers
Wänden, — gleich den Schnecken, die mit
Mir ihn theilen, — in die feuchte
Kellererde eingewühlt, dem
Maulwurf gleich und ekler Ratten
Brut, die keck mein Lager theilend

Selbſt des kargen Schlummers Wohlthat
Mir entzieht, — iſt ſolches Daſein
Werth wohl, daß ſein Ziel man ſcheue? —
Komm, gewiſſenhafter Tod!
Komm und löſe dieſes Kerkers,
Dieſes härtern Zwingherrn Feſſel!
Wär'ſt du beſſer nicht von Henkers,
Als von Königs Händen ſolches
Lebens trauriges Geſchenk? —

(Pauſe)

Aber Inez! ſollte ſie das
Blutgerüſt mich zieren ſeh'n? —
Nein! — und tauſend ſolcher Leben,
Lebt' ich eh'r, als daß ihr Herz
Träfe dieſer höchſte Schmerz!
Rufſt du, Tod, ich will nicht ſäumen;
Doch auf leiſer Ahnung Spur
Und in wehmuthvollen Träumen
Nah' ihr dann die Kunde nur!
Daß der Schmerz nicht wie ein Rieſe
Vor ſie hin ſich rücke,
Einer Windsbraut gleich nicht dieſe
Zarte Blume knicke. —
Nur die Todesſichel ſchneidet
Jeden Hoffnungsfaden ab.
Alles, was der Menſch erleidet,
Immer glaubt er's noch ins Grab

Früher als ſich ſelbſt zu betten;
Wie mit diamant'nen Ketten
Feſſelt ihn der Hoffnung Spiel
An der Wünſche fernes Ziel.
Nur die Todten ſind verloren;
Der Gefang'ne und der Ferne
Sind es nicht, als blaſſe Sterne
Steh'n ſie fern am Hoffnungshimmel,
Kaum erreichbar dem Geſicht,
Aber — ſie verlöſchen nicht. —

(Pauſe)

Doch was will ich? — Kennt denn Inez
Meines Schickſals trübe Wendung?
Weiß ſie, daß ſo nah, und doch ſo
Fern ich bin? — Sie kann mich treulos
Auch, mich treulos glauben, oder —
Selbſt es — ſein.

(Pauſe)

O! Lerma, hat ſchon
So dein Leiden dich ermattet,
Daß du an der Wahrheit ſelber
Zweifelſt? — Fleckenloſer als ein
Nordiſch Schneefeld, als die Blüthe
Des Orangenbaumes, als der
Schaum, den das bewegte Meer zum
Himmel ſpritzt, iſt jede Regung
Dieſer Bruſt, und keine Macht der

Erde ſoll den ſchönen Glauben
An die Herrliche mir rauben.
(Er verſinkt in Nachdenken und wirft ſich wieder auf ſein Lager.)

Zweite Scene.

Lerma. Fernando.

Fernando.

Schlafet Ihr, Sennor?

Lerma.

Iſt Wachen
Öff'nen Auges ſein, ſo wach' ich,
Aber wenn Ihr's Kraft zum Denken,
Handeln, Fühlen heißt beſitzen,
O! ſo ſchlaf' ich, ſchlafe tief,
Schliefe tiefer noch, wenn Träume
Nicht, — vergangnes *Glück* enthaltend, —
Meiner Augenkette Schluß
Knüpften an den Schluß der Tage!

Fernando.

Malen ſie denn nur *vergangnen*
Glücks und nimmer eines *künft'gen*
Bild Euch vor? —

Lerma.

Ich dank' es ihnen,
Daß ſie trügeriſche Sterne

Nicht mir ſtreu'n in meine Nacht,
Daß ſie mir die Pein erſparen,
Täglich meiner Wünſche Leichnam
Auferſteh'n zu ſeh'n, um täglich
Ihn aufs Neue einzuſargen.

Fernando.

Allzu hart, Sennor, verklagtet
Ihr die Wirklichkeit, wenn jetzt ſie
Freundlicher als Eure Träume
Zu erfüllen käm', was jene
Nicht verhießen.

Lerma.

Reißt den Bettler
Aus des Schlummers Armen nicht,
Um ein Schaugericht ihm täuſchend
Vorzuſetzen. Ehrt die Pflicht der
Menſchlichkeit! —

Fernando.

Ich ehrte immer
Sie ſo hoch als eben, da ich,
Von der Bahn der Pflicht mich wendend,
Euren Schmerzen Lind'rung bringe.

Lerma.

Spart die Müh'; Ihr ſeht, ich kann der
Pflicht Verletzung nicht Euch lohnen!

Fernando.

Lohn auch iſt's nicht, den ich ſuche;
Dank nur hofft' ich.

Lerma.

Dank? — vom König
Holt ihn, weil Ihr Euren Auftrag
So genau erfüllt.

Fernando.

Ihr glaubt mir
Nicht; ſo muß ich für mein Wort denn
Bürgſchaft ſtellen;

(gegen die Thür)

Komm, Elvire.
Sage Du dem Zweifler, wer mich
Sendet!

Dritte Scene.

Lerma. Fernando. Elvira.

Elvira.

Ach! Senner, welch traurig
Wiederſeh'n! —

Lerma.

Elvire! Seh' ich
Recht? Elvire! Bringt Ihr Kunde

Mir? O! redet; wie der Bliz der
Wolke laßt den treuen Lippen
Das erſehnte Wort entflieh'n!

Elvira.
Inez ſchickt mich und durch dieſen
(auf Fernando deutend)
Bin ich hier; er iſt mein Bruder.

Lerma (Fernando umarmend).
Und der meine. O! Fernando,
Könnt Ihr mir verzeih'n?

Fernando.
Beſchämt mich
Nicht, Sennor! — Und nun, Elvire,
Rede! doch ſei kurz, wie unſ're
Zeit.
(Er geht in den Hintergrund.)

Elvira.
Nur wen'ge Worte hab' ich
Und in ihnen doch unendlich
Viel zu ſagen. —

Lerma.
Redet!

Elvira.
Inez
Will Euch ſeh'n!

Lerma.
Mich ſeh'n? O Himmel!

Laß dies Glück mein Hirn nicht ſprengen,
Nicht mein trunk'nes Herz zermalmen!
Inez will mich ſeh'n! noch ein Mal
Sprecht es aus, noch einmal laßt mich
Hören, ob kein leerer Schall
Mich getäuſcht.

Elvira.

Sobald Fernando
Ihr die Pforte öffnet, dürfet
Ihr ſie hier erwarten.

Lerma.

Eile,
Eile denn, mein Freund!
(nach hinten gewendet)
Wo weilt er? —

Fernando
(welcher ſich indeſſen entfernt hatte, ſtürzt herein).

O Sennor, Elvire, helft mir
Worte finden!

Elvira.

Gott! ein neues
Unglück?

Fernando.

Wie verkünd' ich's!

Lerma.

Redet!

Fernando.
Ein Befehl vom König, —
Lerma.
Iſt ſein
Zorn noch immer nicht geſättigt?
Will er nun mein Leben?
Fernando.
Nein! die
Freiheit ſchenkt er Euch.
Lerma.
Die Freiheit? —
Fernando.
Ja! entledigt bin ich meines
Wächteramts, und darf von hinnen
Gleich Euch laſſen zieh'n.
Lerma.
Iſt's möglich?
In ſo wenigen Minuten
So viel Glück! — Es ſchnürt die Bruſt
Eng mir zu, daß Freude nicht den
Eingang findet und im Innern
Raum, ſich heimiſch auszubreiten.
An der längſt verlaſſ'nen Schwelle
Weilt ſie, wie, — von langer Wand'rung
Heimgekehrt, — ein Sohn, der ſcheu die
Väterhalle mißt und zweifelnd,

Ob er drinnen die Geliebten
Oder drunten, bei den Würmern
Findet.

Fernando.

Mit Verwund'rung ſeh' ich,
Daß die Lebenskunde nur mit
Todesbildern Euch umringt. —
Mir iſt nicht beſchieden, Freude
Dem Erfreuten zu verkünden.

Lerma.

Zürne nicht der dunklen Stimmung, —
Welche vor der Unheilsmächte
Neid vielleicht mein Glück beſchirmet,
Denn ſie fodern den Tribut von
Jedem Freudenlooſe, das wir
Aus des Schickſals Urne zieh'n!
Doch den Botenlohn, Fernando,
Deß ſo gute Kunde würdig,
Soll Dir Lerma's Freundſchaft zahlen.

Fernando.

Dieſe Zahlung iſt die einz'ge,
Die Fernando nicht verſchmähet.

Lerma.

Doch an Inez laßt uns, an die
Schmerzlich Harrende nun denken.
Nur für ihren Kummer hab' ich

Jetzt Gefühl, für ihre Thränen
Mitleid nur! Elvire, ſagt ihr,
Daß ich ihrer hier im Kerker
Harre, den zum Liebestempel
Ihres jungfräulichen Athems
Flüſtern und der zarten Füße
Zephyrſpur mir ſoll verwandeln.

Fernando.

Nein Sennor, nicht hier!

Lerma.

Warum nicht
Hier?

Fernando.

Don Juan, Oeſtreichs Herzog
Will des Königs Gnadenbote
Sein, Euch ſelber aus dem Kerker
Führen. — Geh', Elvire, denn im
Augenblicke kann er hier ſein.

Lerma.

O! des Ueberläſt'gen, der die
Schönſte Lebensſtunde feindlich
Mir verzögert. Kann ich ſeinem
Eifer nicht entflieh'n? —

Fernando.

Unmöglich!

Elvira.

Laßt, Sennor, in Euer Haus mich
Inez führen.

Lerma.

Wird ſie nicht mein
Haus verſchmäh'n?

Elvira.

Die Noth entſchuldigt
Solchen Schritt; der Noth gehorcht ſie.

Lerma.

Wohl! ſo eilt und bald, Elvire,
Werf' ich ſelbſt mich ihr zu Füßen.

(Fernando mit Elviren ab.)

Lerma.

Iſt denn, was ich ſah — und war es
Nicht der Sinne täuſchend Spiel?
War Elvire hier, von Inez
Botſchaft bringend? — Kam Fernando,
Mir die Freiheit zu verkünden?
Ja! ich irre nicht; das Alles
Iſt geſcheh'n! — ſie lebt und liebt mich,
Iſt von düſtrer Kloſtermauer
Nicht umſchloſſen, in die heil'ge
Sklavenkette des Gelübdes
Nicht geſchmiedet, und auch meines
Kerkers Pforten ſpringen auf!

Alle Güter, die im bunten
Reigen nach ſich führt der Freiheit
Gut, ſind wieder mein! — Und doch, was
Wären ſie, wenn Inez Liebe
Nicht ſie ſchmückte! — Fern von ihnen,
Fern von Hoffnung lebt' ich, weil der
Liebe Thau des ſiechen Daſeins
Pflanze hob und nährte. — Laſſet
Nun hinaus mich in die off'ne
Welt und leiht mir Flügel, daß ich,
Ueberall, wohin der Geiſt mich
Ruft, den freien Körper trage,
Oder häuft des Lebens Güter
Bergen gleich mir auf und ſchlinget
Aller Freuden bunten Gürtel
Um mich her und — nehmt — die Liebe, —
O! ſo ſchweigt des Geiſtes Ruf;
So erlahmt die Kraft der Zunge,
So erliſcht das Licht der Augen! —
Drum, ihr ew'gen Mächte droben,
Laßt mir — laßt mir dieſe Liebe.
Mit ihr iſt im Kerker Freiheit,
Ohne ſie iſt Freiheit Tod!

Vierte Scene.

Don Juan von Oeſtreich. Lerma

Don Juan.

Lerma, edler Freund, wie preiſ' ich
Mein Geſchick, das mich zum Boten
Eurer Rettung macht. O! fühlt an
Meiner lauten Bruſt die Wonne
Dieſes Amts und ihr erſpart mir
Worte, ſie zu ſchildern.

Lerma.

Seht Ihr
Auch, mein Prinz, mich wen'ger Freude
Zeigen, als ſo gute Botſchaft
Fodert, ſo verklagt des Undanks
Dennoch nicht mein Herz. So jäher
Wechſel legt nicht lauten Jubel
Auf die Lippen und beredte
Worte, — nein! — er macht verſtummen.
Drum durchglüht mich ſtillen Dankes
Flamme, — für den Boten meiner
Freiheit und den Schöpfer; denn mein
Edler Prinz, daß Ihr auch dieſer
Seid, erkenn' ich an der Wohlthat
Größe.

Don Juan.

Legt auf meinen Antheil
An dem Werk der Königspflicht, das
Philipp übt an Euch, nicht höhern
Werth, als auf die Gabe ſelbſt.
Recht nur widerfuhr Euch, keine
Gnade, und wer ſo wie Lerma
Für das Recht zu handeln weiß,
Der verſteht dafür zu leiden
Auch, — ſo feſtern Muths, je größer's
Unrecht er erleidet.

Lerma.

Prinz, Ihr
Schildert, wie zu handeln Lerma
Einſt bemühet war. So kehrt die
Roſe Eures Lobes nur die
Stacheln wider mich. Ich fühle
Doppelt heut, wie das Bewußtſein
Unverdienter Schmach erhebe!
Meines, Prinz, — es ſpricht von Schuld
Nicht mich frei; ich fehlte menſchlich,
Doch ich fehlte! — Mehr der eignen
Einſicht folgend, als der Strenge
Des Befehls, verließ ich ohne
Vollmacht Frankreichs Hof und kam nach
Spanien, wo mein Wunſch mich hinrief.

Strafen konnte Philipp, und er
That's. — Ich achte drum als Gnaden-
Spende ſein Verzeih'n und danke
Deren Frucht dem edlen Sämann,
Welcher in des ſtrengen Herrſchers
Bruſt der Milde Keim geworfen.

Don Juan.

Nein! Ihr ſchmäht Euch ſelber. — Heilſam
War's zu geh'n, da läng'res Bleiben
Nachtheil Eurer Werbung drohte,
Und nur übelwoll'nder Feinde
Werk war des Monarchen Zorn,
Welcher, ohne jenen Einfluß,
Lerma's Dienſte mit gerechtem
Lohn vergalt.

Lerma.

Zu günſtig deutet
Ihr mein Thun, wo Spaniens Wohl
Und des Königs eine minder
Laute Sprache führten, als mein
Eignes! — Was ich gern verſchwiegen
Und erröthend nur bekenne,
Nöthigt jenes Lob mir ab;
Denn wie Lerma ſich vergehe,
Iſt er doch zu ſtolz zur Lüge.

Don Juan.

O! wie kräftig lehrt Ihr mich

Lieben ihn und ihn bewundern!
Ja! ich fühl' es klar, wie viel es
Minder ſchwer ſei, recht zu handeln,
Als verborgnen Fehlers Schmach
Frei dem Tadel zu enthüllen. —
Mein Gefühl, das Euch zum Vorbild
Jeder ritterlichen Tugend,
Jeder männlichen mich nehmen
Hieß, an Philipp's Hof, — es hat mich
Nicht getäuſcht. Ihr lehrtet mich des
Vaterlandes Vorurtheil
Gegen Spaniens Volk beſiegen;
Ließt mich hoher Freiheit Liebe
Weiſer Mäßigung und Großmuth
Keime ſchau'n, in dieſes Volkes
Tiefen, feſtverſchloſſ'nen Herzen,
Feſt verſchloſſen, bis ein großer
Augenblick, das Siegel löſend,
Sie zu heil'ger That entflammt!

Lerma.

Wen'ger ehrt, mein Prinz, dies Urtheil
Spanien, als Euch ſelbſt! — Es wollen
Edle Seelen dem erkannten
Irrthum nicht *entſagen* blos,
Ihn *vergüten* auch, daher ſie
Doppelt lieben, wo mit Unrecht
Sie gehaßt. So auch Don Juan,

Der mein Volk mit höherm Ruhme
Schmückt, — nur weil er's einſt verkannte. —
Doch, mein edler Prinz, erlaubt mir,
Eures Schuldners Anblick jetzt Euch
Zu entzieh'n. Es ruft mich eine
Theure Pflicht, die meiner neuen
Freiheit erſte Stunde fodert.

Don Juan.

Dennoch muß ſie Aufſchub leiden!

Lerma.

Wie?

Don Juan.

Der König wartet Eurer.

Lerma.

Jetzt? — der König?

Don Juan.

Wollet ſeinen
Kaum entſchlafnen Zorn aufs Neue
Nicht durch Ungehorſam wecken!

Lerma.

Jetzt? zum König? — Wär' ſein Reich mit
Dieſem Gange zu gewinnen,
Könnt' ich doch nicht gehen.

Don Juan.

Lerma!

Lerma.

Dieſe Stunde löſt das Räthſel

Meiner Zukunft auf, ſie iſt das
Zünglein an der Waage meines
Schickſals! Weil mir nun der König
Sie *geſchenkt*, ſo will ich auch ſie
Nutzen, denn kein neuer Morgen
Bringt mir die verlorne wieder!
Drum, mein theurer Prinz, entſchuldigt
Mich beim König; — ſagt ihm, daß ich
Später, — daß ich morgen komme.

Don Juan.

Doch erklärt mir —

Lerma.

Brauchet Euer
Recht an meine Dankbarkeit als
Schlüſſel nicht zur Pforte meines
Innern. Mühſam widerſtünde
Sie und doch —

Don Juan.

Wohlan! des Königs
Ungeduld will ich zu täuſchen
Suchen; nicht verbürgen kann ich
Den Erfolg, jedoch vertrauet
Meiner Freundſchaft!

Lerma.

Ich vertrau' ihr!

(Ab mit Don Juan.)

Fünfte Scene.

Zimmer in Lerma's Hauſe.

Inez. Elvira.

Elvira.

Hier, Sennora, wo die Spuren
Seiner letzten Gegenwart noch
Sichtbar, mögt Ihr ihn erwarten.
Hieher führen ihn die Diener,
Welche bei der Nachricht ſeines
Kommens ein Entzücken faßte,
Gleich als wenn ſie eines Vaters
Harreten. So lieben ihn die
Treuen Herzen und in Trauer
Hatte ſie ſein hartes Schickſal
Tief verſenkt.

Inez.

Wie ſehr verdient der
Edle dieſe, — jede Liebe!
Doch Elvire, wie gebietend
Auch die Stunde mich hieher rief,
Wie verderbendrohend läng'res
Zögern wurde, ſo verletzt mich
Doch des Ortes Wahl. — Die Gattin
In des fremden Mannes Hauſe! —
O! ich that nicht recht! — Wenn plötzlich

Hier Le'nor erſchiene, und der
Graf, zur Rechenſchaft mich fodernd? —
Wie erniedrigt ſtünd' ich vor der
Stolzen, die in ihres Opfers
Scham nur ein gewiſſes Denkmal
Seiner Schande würd' erblicken!
Nimmer glaubte ſie an dieſes
Schrittes reine Abſicht, und der
Vorwurfsfreie Wandel eines
Ganzen Lebens, ausgelöſcht von
Eines Augenblickes Schuld,
Hörte auf, der Bürge meiner
Tugend, meines Schwurs zu ſein!
Sieh, ſo rächt des erſten Meineids
Sünde der wahrhaft'ge Himmel,
Daß an neuen Schwur, wie heilig
Man ihn halte, doch der Lüge
Schein ſich heftet! — O, wie grauſam
Büß' ich mein Vermeſſen, in des
Schickſals Rad zu greifen, wo der
Vorſicht ew'ges Auge wacht! —
Freiheit wollt' ich, Ehre, Leben
Dem Geliebten wiedergeben,
Und ich gab ihm — ew'ge Haft. —
O! des armen Menſchenwitzes,
Welcher mit erträumter Kraft
Jede Noth nur größer ſchafft,

Statt den Blick auf Den zu wenden,
Der die Macht hat, ſie zu enden! —
Iſt nicht Lerma frei, und iſt er's
Ohne mich nicht, — ohne jene
Falſchen Freunde, denen ich als
Löſegeld mich gab für ihn?
Er iſt frei und ich — in Banden
Bin ich, härter als die ſeinen! —
Mit dem Schwur der Treue brach ich
Meines Glückes Stufen ab,
Senkte ſelbſt mein ſchönſtes Hoffen,
Alle ſüßen Liebesträume,
All' mein Lebensglück ins Grab! —
Daß ſich dieſes Vorwurfs Neſſeln
Eben hier und jetzt ſo brennend
Schmiegen an mein wundes Herz!
Will Erinn'rung ihren Schmerz
Mit der Gegenwart vermählen,
Um mich härter noch zu quälen? —
O! verſtumme, Schmerz! — dein herbes
Mahnen darf ich jetzt nicht hören,
Wo ich mit gefaßter Seele
Eine Scheidewand ſoll bauen
Zwiſchen Glück — und Pflicht.

Elvira.

Sennora!

Ja! er iſt's, ich hör' ihn! —

Inez (dem Sinken nahe).

Himmel!

Elvira (ſie unterſtützend).

Faßt Euch! —

Inez.

Geh Elvire, denn kein
Drittes Auge darf die Luſt und
Qualen dieſer Stunde ſchauen.
Geh' und hüthe das Geheimniß!

(Elvira ab.)

Sechste Scene.

Inez. Lerma.

(Inez iſt in einen Seſſel geſunken; Lerma ſtürzt herein und ihr zu Füßen, wo er lange ſprachlos verweilt, den Mund auf Inez Hand gepreßt. Inez beugt ſich über ihn hin und Beide bleiben in dieſer Stellung, bis endlich Inez aufzuſtehen ſucht und Lerma erhebt. Er rafft ſich empor und unterſtützt ſie, indem ihr Kopf auf ſeine Schulter ſinkt. — Zweite Pauſe, während welcher Lerma ſie ſtumm betrachtet.)

Lerma.

Welcher ſchöne, unermeßlich
Reiche Lohn für jahrelange
Schmerzen! Welch ein Augenblick!
Steh' ich wirklich ihr zur Seite,

Die mein Auge nie zu ſchauen
Mehr gehofft? — Sie iſt's! — ich halte
Sie im Arme! Klaren Blickes
Schau ich auf die reiche, blühn'de
Gegenwart und helle Zukunft,
Während eines weiten Nebel-
Flores Hülle das Vergang'ne
Deckt, und ich, verwundert, in dem
Wilden Chaos meiner Leiden
Einzelnes nicht mehr erkenne.
Daß ich litt' nur weiß' ich, was und
Wie, davon hat dieſe Stunde
Das Bewußtſein mir vertilgt. —

Inez.

O! mein Freund.

Lerma.

So theilen Freude
Sich und Schmerz ins Leben beide
Als ein wechſelnd Herrſcherpaar!
Zwar entkeimen Freudenſtunden
Nur dem langen Thränenjahr,
Doch es ſind auch hingeſchwunden
Thränenjahre und Sekunden.
Drum getroſt, ihr wunden Herzen,
Eine Sühneſtunde ſchlägt,
Die mit hellen Freudenkerzen

Euch verklärt die Nacht der Schmerzen
Und zur Lethe fort ſie trägt!

Inez (raſch).

Ja! die letzte.

Lerma.

Nein, o nein! ſo
Ernſten Ausſpruch widerlegt der
Gegenwärt'gen Stunde Glück. —
Mög' ihr Frühlingshauch auf dieſer
Schönen Stirn der Hoffnung Blüthe
Neu entfalten! — Ja! ich nehme
Sie zum Bürgen einer beſſern
Zukunft an. — Wie hätte mich der
Himmel ſo im Flug aus Frankreichs
Hauptſtadt weggeführt, wie hätt' er
Mich der Feinde Liſt und ſtrenger
Haft ſo hülflos überliefert,
Und mein Leben blutbegier'ger
Richter Willkühr dann entzogen,
Wie des Königs Herz, das ewig
Unerbittliche, mit Milde
Nur allein für mich erfüllt,
Wie geſchahen ſolche Wunder,
Wenn der Himmel ſeiner Strenge
Nicht ein Ziel beſchloß zu ſetzen!?

Inez.

Suchen Sie, Marquis, der Zukunft

Schleier vorſchnell nicht zu lüften,
Nicht im heitern Roſenlichte,
Was er birgt, ſich vorzumalen.
Ach! es trägt getäuſchter Hoffnung
Qual ſich ſchwer, und ganz unleidlich
Wird ein Uebel, welches, hinter
Goldnem Freudenteppich lauernd,
Plötzlich auf den Argwohnloſen
Einbricht. — O! Marquis, entfremden
Sie Ihr Herz dem Kummer nicht;
Es verlerne nicht der Klage
Ton Ihr Mund! Wer weiß, wie bald die
Traur'ge Uebung Ihnen noth wird! —
Glück, mein Freund, — erſchien' es *wirklich*,
Wär' ja *ungehofft* willkommner! —
Doch von Ihrem Schickſal laſſen
Sie mich hören und dem Einfluß,
Dem wir Ihre Freiheit danken!

Lerma.

Kurz iſt mein Bericht. — Der König,
Jener Ränke Spiel, die meine
Gegenwart betrog, verſandte
Mich an Frankreichs Hof. — Ich lebt' und
Litt! — das iſt der Inhalt meines
Thuns; — doch als mir kund ward, Inez
Sei des Himmels Braut, da eilt' ich
Fort, — hieher, in meiner Feinde

Netz, und ew'ger Kerker ward mein
Schickſal, hätte nicht beim König
Sich Don Juan, Oeſtreichs Herzog,
Meiner angenommen, deſſen
Wünſchen der Monarch ſich ſtaatsklug
Fügt, ſeitdem er ihn, — des Kaiſers
Außerehelichen Sprößling, —
Zu Valladolid als Bruder
Anerkannt. — Ihm bin ich meine
Freiheit und die ungetrübte
Wonne dieſer Stunde ſchuldig.

Inez.

Auch von meinem Schickſal hab' ich
Rechenſchaft zu geben. — Hören
Sie mich an, Marquis, und ſonder
Unterbrechung laſſen Sie mich
Enden.

Siebente Scene.

Inez. Lerma. Bernardo (tritt ein und redet heimlich mit dem Marquis.)

Lerma (halblaut).

Sagt, ich ſei nicht hier, Ihr wüßtet
Nichts von mir!

Bernardo (ebenſo).

Unmöglich!

(Er fährt fort zu reden, jedoch unvernehmbar.)

Lerma.

Mag's! — ich
Könne nicht, ſei krank, ja! ſagt ihm,
Daß ich krank ſei.

Inez

(welche in ängſtlicher Spannung das Geſpräch beobachtet hat).

Gott! Marquis, was
Iſt geſchehen?

Lerma.

Nichts, wahrhaftig!
Nichts, Sennora, was beſorgt Sie
Machen dürfte.

(zu Bernardo)

Geht!

(zu Inez)

Ich bitte,
Weiter —

Inez.

Nein, Marquis, Sie täuſchen
Mich.

(zu Bernardo)

Was iſt's?

Bernardo (mit bittenden Blicken auf Lerma).

Der König —

Lerma.

Schweig! ich
Will es!

Inez.

Laßt ihn. Sprecht!

Bernardo.

Der König
Schickt; — mit drohender Entrüſtung
Fodert er des kaum Befreiten
Augenblicklich Kommen. *Mit* ihm
Soll der Bote, anders nicht,
Ihm ſich wieder zeigen.

Inez.

Lerma?

Bernardo.

Duldet nicht, Sennora, daß er
Den Befehl verſchmähe!

Inez.

Geh, Du
Treues Herz, und laß den Boten
Harren!

(Bernardo ab.)

Achte Scene.

Inez. Lerma.

Inez.

Wie, Marquis, Sie wollten
Nicht gehorchen?

Lerma.

Beim Allmächt'gen,
Nein! zu lang iſt dieſe Stunde
Mir erſehnt, zu theuer iſt mit
Trennungsqual und tauſend Schmerzen
Sie erkauft, als daß ich eines
Königs Grille ſie zu opfern
Muth beſäß'.

Inez.

Und wenn nun ich es
Fodre, Lerma?

Lerma.

Fodern Sie, was
Menſchlich iſt, nur das nicht, das nicht!

Inez.

Wollen Sie, entriſſen kaum dem
Strudel, übermüthig ſich aufs
Neue ſtürzen in die Fluth?

Lerma (ſie umfaſſend).

Kein Verderben ſchreckt mich, außer
Dich, Geliebte, zu verlaſſen!

Inez (ſich loswindend).

Raſender! ſo ſoll denn dieſes
Starren Königs zum Verzeihen
Kaum erhob'ne Hand den Wink zu
Deinem Tode geben?

Lerma.

Morden,
Ja! mich morden kann er, — doch von
Dieſer Stelle reißen — nimmer!

Inez.

Lerma todt und Inez?

Lerma.

Inez!

Inez.

Iſt das *Alles*, was Sie für die
Liebe können? — Ich — o Gott! ich
Konnte *mehr*!

Lerma (zu ihren Füßen).

Verzeih, geliebtes
Weſen! *ja*! — ich will gehorchen!

Inez (ihn aufhebend).

Geh'n Sie! Lerma, Ihrer Rückkehr
Harr' ich hier.

Lerma.
Sie wiederfinden
Soll ich?
Inez.
Ja, mein Freund, mir bleibt noch
Viel zu ſagen, und ich gebe
Der Nothwendigkeit, es heut zu
Thun, Gehör.
Lerma.
Wie dank' ich Ihnen!
Inez.
Doch um keines Athems Dauer
Zögern Sie, da jeder flieh'nde
Augenblick Gefahr mir drohet!
Lerma.
Meiner Sehnſucht, dieſer beſten
Lehrerin der Eil', vertrau'n Sie!
Dort im Bücherſaal, wohin kein
Späherauge dringet, mögen
Sie verweilen! Dieſes Zimmers
Schlüſſel nehm' ich mit mir. Seinem
Druck allein gehorcht des Schloſſes
Künſtliches Gefüge, jedes
Andern Schlüſſels Kraft verſpottend.
So verdankt dem eiferſücht'gen
Mißtrau'n unſ'rer ſpan'ſchen Gatten
Heut ein Liebender das Glück, der

Reizendſten Gefang'nen Wächter
Sich zu nennen!

(Er geht und verſchließt hinter ſich die Thür.)

Inez.

Armer, theurer
Mann! Du ahneſt nicht, mit welcher
Bergeslaſt der Schmerz dein edles
Herz erdrücken will, du ahneſt
Nicht des Sturmes Nähe, der die
Reiche Hoffnungsſaat und alle
Lebensblüthen dir zertrümmert!
Armer, heißgeliebter Mann!
Dulde männlich, daß des Schmerzes
Schwache Botin nicht der herben
Pflicht erliege! Meines Elends
Bürde trag' ich, ob ich gleich nicht
Faſſe, wie ich's kann; — des ſeinen
Anblick, wenn er ihn entfaltet,
Wenn er ſtandhaft nicht in ſeine
Starke Bruſt den Schmerz zurückpreßt,
Dieſer Anblick bricht mein Herz.
Ach! ein ungeheurer Schmerz
Iſt es, vom Geliebten ſcheiden,
Hoffnungsleer durch's Leben geh'n;
Doch das höchſte aller Leiden
Iſt: Geliebtes leiden ſeh'n! —

Fünfter Act.

Erste Scene.

Vorzimmer beim Könige.

Hofleute, Pagen, Wachen in verſchiedene Gruppen vertheilt; Las Torres (eintretend).

Las Torres (zu einem Pagen).

Iſt der König ſichtbar?

Page.

Nein! er
Gab Befehl, Sennor, daß Niemand
Eingelaſſen werde.

Las Torres.

Wer iſt
Bei ihm?

Page.

Der Marquis von Lerma.

Las Torres.

Lerma! Alſo wahr, was jubelnd
Ganz Madrid ſich zuruft, was zu

Glauben ich verwarf, weil in der
That es ſo unglaublich ſchien; —
Lerma frei und im Gemach des
Königs?

Page.

Ueber eine Stunde
Schon und, wie es ſcheint, in wicht'ger
Unterredung.

Las Torres

(die Pagen verlaſſend und vortretend).

Aus des Kerkers
Ekler Wohnung auf die Marmor-
Schwelle des Palaſtes, aus des
Elends Niedrigkeit zur Gnade
Des Monarchen, traun! — ein Schritt, der
Wen'gen glückt. — Was that er, daß der
König aus dem Schlamm ihn auf den
Ehrengipfel hebt? Seit zwanzig
Jahren athm' ich dieſe Luft, ſeit
Zwanzig Jahren ſchallt mein Tritt auf
Dieſen Marmorplatten; über
Meiner Tage Luſt und meiner
Nächte Schlaf gebot des Herrſchers
Wink und ängſtlich lauernd flogen
Ihm voran des Dieners Blicke,
Daß er, kaum entſchlüpft, vollbracht ſchon
Sei. Doch wann erhielt ich Zeichen

Andrer Gunſt, als Viele theilen? —
Während meine Huldigungen, —
Blumendüften gleich im untern
Luftraum ſich verflücht'gend, nicht das
Wolkenzelt des Throns erreichen,
Während ohne Würd'gung meine
Treuen Dienſte bleiben, wandelt
Lerma's Schuld ſogar zum Gnaden-
Weg ſich um, und wie vom Himmel
Regengüſſe fallen und als
Flücht'ge Dünſte wieder aufzieh'n,
Alſo fällt und ſteigt er zwiſchen
Seines Herrſchers Gunſt und Zorn.
O! wie wär' auch mir des Zornes
Nacht erwünſcht, wenn ſolcher Strahl der
Gunſt ſie lichtete! — Doch will mein
Schickſal dieſen Weg nicht geh'n und
Tragen muß ich's, daß der neue
Günſtling von des Thrones Schwelle
Mich verdrängt. — O hätt' ich ahnen
Können — Aber war nicht Inez
Meiner Richtermilde Preis? —
So entreiß' ich einen Sieg dem
Stolzen, — einen doch, der mehr ihm
Nimmt, als andre je ihm gaben!
Aber wird erneuter Wünſche
Gluth nicht Inez Bruſt entflammen?

Wird ſie dem verlornen Glücke
Nicht mit doppelt heißer Sehnſucht
Nachſchau'n, das ſo kurzer Aufſchub
Retten konnte? Wird ſie ihrer
Liebe, wird ſie des Verwegnen
Dringen widerſteh'n? — Sie wird es!
Deß iſt Ihre ſtrenge Tugend
Bürgin mir, und zweifeln, hier, wo
Alles glaubt, wo ſelbſt der Argwohn
Keinen Makel findet, wäre
Thorheit!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Lerma.

Lerma

(haſtig aus dem Kabinet des Königs tretend und ſich unter den anweſenden Perſonen mit Aengſtlichkeit umſchauend, bis er Las Torres erblickt, auf welchen er zueilt).

Graf Las Torres, wohl mir,
Daß ich unter dieſen Fremden
Ein befreundet Antlitz finde!

Las Torres.

Wie, Marquis von Lerma, ſeh' ich
Hier Euch wieder? Traun! an minder

Glanzbewohnter Stelle hätt' ich
Euch vermuthet.

Lerma.

Ihr entzog des
Königs Gnade mich vor wenig
Stunden.

Las Torres.

Nehmet meinen Glückwunſch!

Lerma.

Laßt zu andrer Zeit mich danken
Für den Wunſch und — einen Dienſt auch,
Den ich fodre. In Las Torres
Hand nur wag' ich dies Geſchäft zu
Legen, weil ich hier nur *ihn*, und
Ihn ergeben kenne ſeinem
Worte.

Las Torres.

Sprecht Marquis, vermag ich
Was Ihr wünſcht, ſo ſei's erfüllet!

Lerma.

Der Befehl des Königs hält mich
Hier gefeſſelt. — „Dem ich heut ein
Ganzes Leben ſchenkte, kann wohl
Einen Tag deſſelben ſeinem
Herrſcher weih'n", war ſeine Antwort,
Als ich flehte, kurzen Urlaub
Mir zu gönnen! — Eilen Sie in

Meine Wohnung, Graf. Mit dieſem
Schlüſſel überliefr' ich Ihrer treuen
Hand mein heiligſtes Geheimniß. —
Im Gemache, das er öffnet,
Harret — eine Dame —

Las Torres

(äußert Ueberraſchung und ſcheint gegen eine aufſteigende Bewegung zu kämpfen).

Lerma.

Sagen
Sie, was hier mich hält, und ohne
Nach Warum und Wie zu forſchen,
Bieten Sie ſich zum Begleiter
Ihr, ſo weit und wie ſie ſelbſt es
Wünſcht. — Und nun, Las Torres, ſchwören
Sie, daß, ob Sie dieſe Dame
Kennen und des Räthſels Löſung
Ahnen, oder nicht, — des Vorfalls
Kunde tief in Ihrer Bruſt
Soll vergraben ſein und nimmer
Ueberſchreiten Ihrer Lippen
Rand! Das ſchwören Sie, und ruhig
Seh' ich mein Geheimniß unter
Ihrer Huth.

Las Torres.

Ein ſonderbarer
Auftrag, wahrlich! — doch — es ſei! und

Hier mein Wort, als Bürge meines
Schweigens. — Gebt!

Lerma (giebt ihm den Schlüſſel.)

O! ſäumet nicht; an
Jedem Augenblicke hängt ein
Seufzer ſchmerzlicher Erwartung. —
(An Las Torres Bruſt)
Geht! und wenn ich dieſes Dienſtes
Je vergeſſe, nennet einen
Undankbaren, ehrvergeſſ'nen
Buben mich.

Las Torres.

Ich eile; morgen
Sehet Ihr mich wieder!
(Ab.)

Dritte Scene.

Die Hofleute ꝛc. Lerma. Don Juan.

Don Juan

(welcher inzwiſchen eingetreten, hat das Ende der Unterredung von fern beobachtet. — Die Hofleute und Pagen haben ſich bei ſeinem Eintritt entfernt, und als Lerma wieder in das Kabinet des Königs will, tritt er ihm in den Weg).

Lerma!

Lerma.

Gnäd'ger Fürſt!

Don Juan.

War's Blendwerk, täuſchten
Meine Augen, oder war's Las
Torres wirklich, der hier von Euch
Schied?

Lerma.

Er war's, mein Prinz!

Don Juan.

Und Lerma
In vertrauter Unterredung
Mit dem Mann, von dem ich glauben
Mußte, daß er wie die Hölle
Ihm verhaßt ſei; der an Lerma's
Bruſt?

Lerma.

Warum verhaßt? Das war er
Nie. Als Mann von Ehre hab' ich
Stets ihn nur gekannt, und heute
Ward er mir in höchſter Noth ein
Guter Engel, deſſen Wohlthat
Meine Bruſt mit ew'gem Danke
Wird erfüllen.

Don Juan.

Er, ein guter
Engel Euch und Ihr mit Wohlthat
Heimgeſucht von Ihm? — Beim höchſten
Gott! ſo vieler Großmuth kann kein

Menſch auf Erden ſich, kein Engel
Solches Gleichmuths rühmen, oder
Ein entſetzliches Geheimniß —

Lerma.

Ein Geheimniß?

Don Juan.

Wie, Ihr wißt nicht?
Unglückſel'ger, wißt nicht? —

Lerma.

Redet,
Prinz!

Don Juan.

So leertet Ihr den bittren
Kelch noch nicht? Warum muß ich es
Sein, der Euch ihn reicht?

Lerma.

Ihr foltert
Mich mit Euren Räthſeln!

Don Juan.

Gut! ich
Löſe ſie. Der Mann, Las Torres,
Dieſer Mann — er iſt — der ſchönen
Inez Gatte!

Lerma

(ſteht erſtarrt, ſammelt ſich dann wieder und ſpricht mit verächtlicher Gleichgültigkeit).

Spart die Mährchen,

(zur Heftigkeit übergehend)
Oder ſeht Euch vor, daß Lerma
Nicht, der Dankbarkeit vergeſſend,
Eure Läſterzunge bänd'ge.

Don Juan.

Inez iſt Las Torres Gattin! —
Eurem Schmerz verzeih' ich jenes
Raſche Wort. —

Lerma.

So wollt Ihr mich zum
Wahnſinn treiben? Seht! nur eines —
Eines Athemzuges Schwere
Noch bedarf's, um die Vernunft aus
Ihren Grenzen mir zu rücken!

Don Juan.

Lerma! Seid ein Mann, — muß ich Euch
Daran mahnen? — und vertrauet
Meinem Wort, ſo ſchwer es treffe!

Lerma

(nachdem er Don Juan lange ſtarr angeſehen)
Nein! Ihr lügt nicht, — könnt nicht lügen.
So verſtockt ja iſt kein Teufel,
Daß er ſolches Gräßliche dem
Leidenden ins Antlitz löge,
Ohne vor ſich ſelbſt zu ſchaudern!
(in ſich gekehrt)
Inez des Las Torres Gattin, —

Seine Gattin?

(Pauſe)

Tod und Hölle!
Und ich gab den Schlüſſel ihm, den
Schlüſſel, — ſeiner Rache Werkzeug. —
Fort! o fort! von ſeiner Hand nicht
Darf die Schuld'ge fallen. — Fort!

(Er ſtürzt hinaus, Don Juan ihm nach.)

Vierte Scene.

Lerma's Zimmer.

Inez (aus dem Bücherſaale tretend).

Von dem St. Lorenzothurme
Ward zur Veſper längſt geläutet.
Beten wollt' ich, — doch im Sturme
Des bewegten Innern ſchreitet
Der Gedanke weit hinaus
Uebers ſtille Gotteshaus,
Zu des Thrones goldnen Stufen,
Den Erſehnten heimzurufen. —
Gott! wie zögert er! zu Stunden
Wuchs die Zeit, ſeitdem er ging.
Durch des Tages goldnen Ring,
Welcher ſich beginnt zu runden,

Schimmern ſchon des Abends Sterne, —
Und noch immer bleibt er ferne.
Ach! auch er ja iſt gefangen,
Iſt's durch mächtiges Gebot,
Und er theilt, — er theilt mein Bangen,
Denket mein in dieſer Noth.
Dennoch ahnt er nicht, wie herbe
Schmach mir läng'res Säumen droht.
Himmel! ſende mir den Tod,
Nur daß ehrlos ich nicht ſterbe! —
Wenn mir des Verrathes Blicke
Folgten, und der Feindin Tücke
Mich verriethe dem Gemahl!
O! laß ab, du Bild der Qual,
Von dem angſtzerrißnen Herzen! —
Gnügt an meinen wahren Schmerzen
Denn noch nicht den dunklen Mächten,
Daß ſie ſelbſt mir aus erträumten,
Furchtbewegter Bruſt entkeimten
Neue, härtre Geißeln flechten?

(nach einigen Gängen durch das Zimmer)

Willſt du, Retter! denn nicht kommen,
Dieſer Angſt mich zu entzieh'n? —
Wie die eilenden Stunden flieh'n!
Auf dunklen Floſſen kommt die Nacht geſchwommen,
Und er hat noch den Rückweg nicht genommen.
Still! Rauſchen hör' ich; — Nein! — wie wächſt die Zeit

Dem Wartenden zur bangen Ewigkeit! —
Doch jetzt, — es täuſcht mich nicht, — der Schlüſſel wendet
Im Schloſſe ſich, — mein Leiden iſt geendet!

(Sie eilt zur Thür.)

Fünfte Scene.

Inez. Las Torres (tritt ein und bleibt, als er Inez erblickt, wie angewurzelt ſtehen).

Inez

(an einem Stuhl zu Boden ſinkend mit dem Schrei).

Jeſus!

Las Torres.

Hölliſch Blendwerk! täuſchen
Meine Augen? — Inez! Weib!
Du, Ha! Du biſt's, die ich finde? —
Teufliſch Poſſenſpiel! und er, er
Selber ſchickt mich her, in meiner
Schande noch mich zu verhöhnen? —
Tod und Hölle! Ha! das ſollt Ihr
Schrecklich büßen! —

(Er reißt Inez vom Boden empor und einen Dolch aus ſeinem Gewande.)

Inez (mit matter Stimme).

Ich bin ſchuldlos!

Las Torres.

Schuldlos — und biſt *hier*? — Du ſtirbſt! — Mit
Blut wird von des Spaniers Ehre
Solcher Schimpf nur weggetilgt! —
Flog ein böſes Ahnen doch
Auf dem Weg mir durch die Seele,
Und es rief mich wie zum Morden;
Nun iſt ſchnell dies Ahnen klar,
Und mein Fürchten wahr geworden! —
Nicht verzeihen kann ich, — nimmer
Ihr verzeihen, drum erbarme
Gott! Dich *ihrer* Seele und der
Meinen.

(Er will ſie durchſtoßen.)

Sechste Scene.

Inez. Las Torres. Lerma (ſtürzt herein, entreißt Las Torres den Dolch, rafft Inez in ſeine Arme und erſticht ſie).

Lerma.

Mir gehört dies Amt!
Ich muß Prieſter am Altare
Sein, wo dieſes Opfer fällt.

Las Torres.

Ha! Entſetzen!

Inez.

Dank, Geliebter!
Süß, o! ſüß iſt dieſe Stunde,
Süß der Tod von Deiner Hand!
Lebe wohl!

(Sie ſtirbt.)

Lerma

(hält Inez feſt in ſeinen Armen, läßt ſich auf ein Knie nieder und ſchaut ſie unverwandt und mit Anſtrengung an, ohne ſich um Das zu bekümmern, was um ihn vorgeht).

Siebente Scene.

Die Vorigen. Leonor. Don Luis. Elvira.

(Anfangs hinter der Scene.)

Leonor.

Mir nach! nur hieher,
Gleich iſt ſie entlarvt, die ſchlaue
Heuchlerin!

(Sie ſtürzt herein — die Andern folgen — und erblickt Inez Leichnam.)

O! Heiland

Don Luis.

Meine
Tochter blutend, — todt — Gerechter
Himmel!

Elvira (zu Inez Füßen).

Wehe! wer hat dieſes
Gräßliche gethan? — Wer hatte Muth, es
Zu vollbringen?! —

Lerma.

Ich!

Elvira.

Entſetzlich!
Weil die Herrliche, für Euer
Leben *ſich* zum Preiſe bringend,
Der erzwung'nen Wahl gehorchte,
Weil ſie ſelbſt die treue Botin
Ihres Schmerzes und *Entſagens*
Wollte ſein, o! weil in dieſer
Erſten Unbeſonnenheit
Ihres ſchönen Lebens Eurer
Liebe ſie das heiligſte der -
Opfer brachte, — darum habt Ihr
Sie gemordet? — Ihr! —

Lerma.

Halt ein! es
Iſt genug, — genug, der Sonne
Glühend Antlitz bleich zu färben,
Der Morena feſte Felſen
Zu erſchüttern und des Meeres
Fluthen vom gewohnten Ufer
Rückzutreiben, — o! wie ſollte

Todtenfarbe nicht des Menſchen
Antlitz decken, wie ſein Buſen
Nicht erzittern, und der Thränen
Bittres Naß nicht von des Auges
Rändern flieh'n!

(ſanfter)

Und dennoch; — dennoch
Mußte ſo ſich's enden! — Meine
Rache nicht, — ein dunkles Fühlen,
Daß der Tod nur dieſes Knäuel
Löſen könne, gab den Tod ihr.
O! wie hätte ſie mit dieſem
Schmerz der Trennung in der treuen
Bruſt denn auch gelebt, wie hätt' ich
Selber ihn ertragen?! — Tod nur
Kann ihn heilen, — Tod!

Don Luis

(Leonor vor die Leiche hinzerrend).

Sich her, Du
Ungeheuer! das iſt Dein Werk, —
Dein Werk! — o! die Binde fällt,
Und der Hölle ſchadenfrohe
Stimmen nennen mich den ſchnöden
Helfershelfer dieſer That!
Und der Tochter heilig Blut
Schreit um Rache, — blut'ge Rache
An den Thätern, — Vater, Mutter

Und Geliebten.

(Zieht den Degen und geht auf Lerma los)

Mörder, zieh!

Las Torres (ihn abwehrend).

Halt!

(Auf Leonor zeigend)

An Jener rächt Euch; — dieſer
Iſt der Meine!

(Er zieht den Degen.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Ein Hauptmann von des Königs Leibwache (ſchon früher am Eingange erſchienen, tritt zwiſchen die Gruppe.)

Hauptmann.

Nein; er iſt des
Königs.

(zu Lerma)

Folget mir, Marquis
Von Lerma, — mein Gefangner ſeid Ihr!

Lerma

(aus ſeinem traumähnlichen Zuſtande erwachend und den Hauptmann überraſcht und freudig anblickend).

Dein Gefangner? —

(Er küßt Inez Stirn und Augen und betrachtet ſie eine Zeit lang mit heißer Innigkeit, dann zum Hauptmann gewendet)

Feßle Du den

Leib; den Geiſt, der frei ſich dünkt,
Bindet keines Königs Wille!

(Er rafft den nebenliegenden Dolch auf und erſticht ſich.)

Hauptmann.

Halt!

Lerma.

Zu ſpät!

(im Sinken zu Inez Leichnam gewendet)

Verklärte! harre
Mein, damit wir, was das Leben
Uns verſagt, im Tode finden!

(Er ſtirbt.)

Don Luis

(über die Leichname hingebeugt).

Seid vereint und ruht in Frieden! —

II.

Der ſprechende Hund.

Luſtſpiel in drei Acten.

Fromm und nit fromm,
Damit ich überall durchkomm.

Denkreim Adolphs von Gumppenberg.
1634.

Zueignung

an den

Kanonikus *** zu ***.

Wie Du mit frommen Waſſen oft gerungen, —
Mit Beiſpiel, Wort und ſalbungsvollen Lehren,
Den ketzeriſchen Dichter zu bekehren,
So ſiehſt Du nun, ſtatt eitler Huldigungen,

Auch ſeine Waſſen gegen Dich geſchwungen,
Wodurch er hoch den Gegner glaubt zu ehren,
Der ſelbſt den Schüler lehrte, ſich zu wehren,
Ja dem als Born dies muntre Spiel entſprungen.

Drum giebt die Quelle ſich dem Born zu eigen,
Und nicht den Born zu trüben meint die Quelle;
Denn nur dem Mißbrauch, wackrer Kampfgeſelle,

Dem Glauben nicht will ſie ſich feindlich zeigen: —
Nur den Beſchmutzten ſoll die Wäſche gelten,
Daher, wer rein ſich fühlt, ſie nicht wird ſchelten!

Der ſprechende Hund.

Luſtſpiel in drei Acten.

Perſonen.

Der Paſtor.
Marie.
Hans, Gärtner.
Rudolph, Soldat.

Schauplatz: des Paſtors Garten, hinten durch einen Zaun, rechts durch das Paſtorhaus, links durch die Fortſetzung des hintern Zauns und durch eine Gartenthür begrenzt. Ein Apfelbaum, von einer Bank umgeben, ſteht in der Mitte.

Erster Act.

Erste Scene.

Rudolph

(erſteigt von außen den Zaun und ſchaut in den Garten).

Hier liegt noch Alles in tiefſter Ruh;
Nichts regt ſich in der geiſtlichen Klauſe,
Indeß man drüben im Nachbarhauſe
Schon rüſtig eilet der Arbeit zu.
Der Hirt zwar ſollte billig der Heerde
In allem Guten das Beiſpiel ſein;
Doch dieſer meint: wozu die Beſchwerde! —
Es lenkt zur Noth ſich die Heerd' allein. —
Bedenkt man's recht, ſo ſcheinet es faſt,
Als ob der Himmel nur für die Pfaffen
Des Lebens Güter alle geſchaffen,
Für andre Menſchenkinder die Laſt.
Drum kann ich nimmer es mir vergeben,
Daß ich erwählte das Kriegerleben,

Statt mich dem Prieſterſtande zu weih'n; —
Das muß ein herrliches Leben ſein!! —
Da hätt' ich freilich ſtudiren müſſen,
Und dazu ſpürt' ich mein Tage nicht Luſt.
Allein was braucht denn ein Pfarrer zu wiſſen? —
Sein Kreuz zu ſchlagen an Kopf und Bruſt,
Mit Salbung auf die Knie zu ſinken
Und ſtark zu ſein — beim Eſſen und Trinken! —
Da fände man ſich zur Noth hinein! —
Doch war es mir einmal nicht beſchieden,
So im Genuß zu leben und Frieden.
Ich ſuch' im Kriege mir mein Gedeih'n; —
Wir können nicht alle Paſtoren ſein!
Ein jeder Stand hat ſeine Ehren;
Und das ſoll hier — ſogleich ſich bewähren.
Mein Stand iſt der Wehrſtand, mein Handwerk der Krieg,
Mein Reichthum die Waffe, mein Nutzen der Sieg;
Drum ſoll mir auch kein Teufel verwehren,
Des Pfarrers Aepfeln den Krieg zu erklären!

(nachdem er ſorglich umhergeſpäht, überſpringt er den Zaun, erſteigt den Apfelbaum, pflückt und fängt an zu eſſen)

Sehr ſchmackhaft! — ſicher mühſam gepflegt
Und nicht für Laienmagen gehegt;
Inzwiſchen dürfen wir nicht vergeſſen:
Die Aepfel wachſen, daß wir ſie eſſen.
Durch mich gelangen ſie früher zum Ziel,
Denn wer ſie ſpeiſt, gilt ihnen gleichviel! —

(man hört Geraſſel an der Thür)

Da kommt! wer! —

(Pauſe)

Nun! ich ſtehe ſchon Rede;
Bin ich denn nicht in ehrlicher Fehde? —

Zweite Scene.

Hans (ſchließt die Gartenthür von außen auf und tritt herein, ſein Gartengeräth auf der Schulter tragend. Nachdem er es abgelegt, ſchließt er die Thür inwendig wieder zu und horcht dann am untern Fenſter des Hauſes). **Rudolph** (auf dem Baume).

Hans.

Sie wacht ſchon; — klopf ich wohl? — Hans, gieb Acht,
Daß drüber nicht der Herr Pfarrer erwacht!
Er nennt es eine der ärgſten Sünden,
Wenn Einer mit Marie nur ſpricht.
Wie mir ums Herz iſt, das weiß er nicht,
Sonſt würd' er die Sünde ſo groß nicht finden!
Ich werfe ſie mir tagtäglich vor; —
Umſonſt! — doch bin ich auch kein Paſtor!

(er klopft an den Laden)

Marie!

Marie (öffnet den Laden).

Beſter, wenn man Dich ſähe! —

Hans.

Sei ruhig! Niemand iſt in der Nähe;
Auch droben ſind die Läden noch dicht.

Marie.

Doch wenn nun —

Hans.

Komm! beſinne Dich nicht.

Marie

(winkt mit dem Kopf und ſchließt das Fenſter).

Hans.

Sie kommt! — ich möchte vor Freuden weinen!
Es zuckt und kribbelt mir in den Beinen,
Und dennoch iſt mir das Herz ſo ſchwer;
Ach! wenn es nur keine Sünde wär'!
Was hilft's! wer kann die Liebe bezwingen!? —
Mir iſt, als müßt' ich tanzen und ſpringen
Und alle Nachbarn zuſammenſchrei'n! —
Die Sünde wird wohl ſo groß nicht ſein! —

Dritte Scene.

Die Vorigen. Marie (erſcheint an der Thür des Hauſes, während man das Gebell eines kleinen Hundes innerhalb deſſelben hört, den ſie zum Schweigen zu bringen ſucht; nachdem es ihr gelungen iſt, kommt ſie herunter).

Marie.

Der dumme Hund mit ſeinem Gebelle!
Er folgt mir immer bis an die Schwelle.

Hans (horchend).

Jetzt ſchweigt er. —
(auf die Bank unter dem Apfelbaum deutend)
Setze Dich her zu mir;
Des Baumes Zweige decken uns hier.

Marie.

Nein, nein! das hat der Herr Pfarrer verboten.

Hans.

Wer ſieht's denn?

Marie.

Muß ich nicht beichten geh'n? —
Da läſ' er mir ſicher den Text nach Noten!

Hans.

Wenn Du nicht ſitzen willſt, laß uns ſteh'n!

Marie (bedenklich).

Iſt auch verboten!

Hans.

Ich möchte wiſſen,
Warum?

Marie

(die indeſſen der Bank ſich immer mehr genähert und nun mit Hans ſich wie unwillkürlich geſetzt hat).

Du hätteſt nur hören müſſen!
Er thut, als muß man zur Hölle geh'n,
Hat man ein Mannsbild nur angeſeh'n!

Hans.

Wenn das iſt, darfſt Du ans Frei'n nie denken,
Denn anſeh'n muß doch die Frau den Mann!

Marie.

Und ſoll ich immer mich ſo beſchränken,
So ſieht auch mich bald Keiner mehr an!

Hans.

Dich? — Keiner anſeh'n? — Da biſt Du geborgen;
Ich kenne einen, der immer Dich ſieht,
Und immer lieber mit jedem Morgen.
Auf ihn vertraue, was auch geſchieht,
Und laß Den droben fürs Andre ſorgen!

(er küßt ſie)

Rudolph.

Der droben, Leutchen, bedankt ſich ſehr!

Marie (ſchreiend).

Hu!

(reißt ſich von Hans los und flieht ins Haus)

Hans (auch ſchreiend).

Hu!

(läuft von der entgegengeſetzten Seite fort.)

Rudolph.

Der macht ſich ſelber zu ſchaffen! —
Ihr könnt Euch in einander vergaffen,
Nun helft Euch auch! — Ich ſehe nichts mehr.
Der Schreck hat Beiden die Hitze gelegt,
Und wie ein Sturmwind ſie weggefegt!

(er iſt indeſſen vom Baume herunter geſtiegen)

'S war Zeit! — es ſaß ſich droben nicht weich;
Und dann dem Lispeln, Drücken und Küſſen
So ganz geduldig zuſeh'n müſſen,
Dort aus dem ſchlüpfrigen Blätterreich,
Nein! das war länger nicht zu ertragen! —
Doch wenn der Seelenhirt nun erfährt,
Daß nicht blos er die Aepfel verzehrt,
Wie dann? — Ei was! die werden nicht klagen;
Sie ſind ja auch in meiner Gewalt
Und würden mit gleicher Münze bezahlt! —
Das Schlachtfeld räum' ich, beutebeladen;
Der Feind iſt abgeſchlagen, zerſtreut
Und völlig außer Stande, zu ſchaden;
Doch will, im Fall der Kampf ſich erneut,
Um gleich ihm auf dem Nacken zu ſitzen,

(auf den Zaun deutend)

Ich dort die verdeckte Stellung benützen.

Zum Glücke
(auf die gepflückten Aepfel zeigend)
mangelt's nicht an Proviant
Und
(auf den Apfelbaum)
auch die Zufuhr iſt bei der Hand! —
(Er ſteigt über den Zaun zurück.)

Vierte Scene.

Hans
(kommt hinter einem Buſch hervorgeſchlichen und ſieht ſich ſpähend um).

Zu ſpät! — Der hämiſche Diebsgeſelle! —
Warum auch packt' ich ihn denn nicht gleich
Und ſtieg dem Schurken wacker zu Felle?! —
Was denkt Marie nun? — Dummer Streich!
Doch hing ein Degen ihm an der Seite,
Der, hätt' ich ſelbſt nicht geſucht das Weite,
Vielleicht an mir
(mit der Geberde des Stechens)
was Weites geſucht.
Doch wart! ich meld' es dem Herrn —
(ſich beſinnend)
Verflucht!
Wenn ich nun klage, wird er wohl ſchweigen?

Hat er nicht auch —
(auf den Apfelbaum deutend)
da was anzuzeigen?
O weh! — wär' nur Marie zur Hand!
Die würde am beſten zu rathen wiſſen,
Denn die hat für uns Beide Verſtand!
Da werd' ich's ſchon noch 'mal wagen müſſen!
(er geht und klopft ans Fenſter)
Marie!

Marie (das Fenſter öffnend).

Packe Dich!

Hans.

Auf ein Wort!

Marie.

Ich darf nicht!

Hans.

Komm nur; der Dieb iſt fort!

Marie.

So wart'!
(ſie ſchließt das Fenſter.)

Fünfte Scene.

Hans. Marie (leiſe zur Thür herausſchleichend).

Marie.

Ich bebe vor Angſt und Schrecken!
Muß dieſer Lärm nicht den Herrn erwecken? —

Hans (ärgerlich).

Ich wollt', er ſchliefe ſein Lebelang!

Marie.

Iſt das für ſeine Güte der Dank?

Hans.

Für ſeine Güte? Von dieſer weiß ich
Bis jetzt ſehr wenig; — die Heiligung
Des innern Menſchen beſorgt er fleißig,
Giebt ſeinen Segen ein Maler dreißig
Mir Tags, doch keinen Heller zum Trunk.
Stets predigt er: „um die Seele rein
Zu halten, muß man den Leib kaſtei'n!"
Doch ſeh' ich ihn nicht hungern und ſchmachten
Und die Genüſſe des Leib's verachten.
Er ſchläft auf weichen, ſeidenen Kiſſen,
Er ſtillt den Hunger mit Leckerbiſſen,
Trinkt immer Alten, und was ein Glas
Bei mir thut, dazu braucht er ein Faß.
Doch alles Dies nicht ſollte mich kränken;
Nur daß er —

Marie.

Rede denn!

Hans.

Daß er — daß —
Er mir verbietet, an Dich zu denken,
Mit Dir zu reden, und ſelbſt doch nickt,

Und girrt und ſchmunzelt und ſtreicht und drückt,
Und Winke ſendet, ſo halb verſtohlen, —
Das ſchmerzt und brennt wie glühende Kohlen;
Und thät's ein Andrer, ging' es nicht gut!
Da aber der Herr Paſtor es thut, —
Um Dich, wie's heißt, zum Himmel zu wenden, —
Muß ich verbeißen die innre Wuth
Und endlich gar wohl noch Dank ihm ſpenden?! —
Doch nein! Drum ſprich Du mit dem Paſtor
Und ſtell' ihm unſere Wünſche vor! —

Marie.

Wo denkſt Du hin? Wie dürft' ich es wagen? —
All' unſre Hoffnungen wären dahin!
Dich würd' er heut' noch vom Dienſte jagen,
Und mich — o! ſchlag' es Dir aus dem Sinn,
Und laß uns ruhig hoffen und harren.

Hans.

Das Sprichwort kenn' ich, — und will den Narren
Nicht länger ſpielen! — Warum nicht gehſt
Du von ihm, kannſt Du nicht ohn' ihn leben?

Marie.

Nun ja! Du redeſt, wie Du's verſtehſt.
Die Sünde würde mir nie vergeben.

Hans.

Ja! Sünd' iſt Alles, was ihm mißfällt;
Doch wär's auch — kann man denn nicht bereuen? —

Es giebt der Pfarrer mehr in der Welt,
Die reuigen Sündern die Schuld verzeihen;
Drum laß ihn!

Marie.

All Das iſt leicht geſagt;
Doch wird Dir, von der Pfarre gejagt,
Ein Menſch im Dorfe noch Arbeit geben?
Wie? — oder können von Luft wir leben? —
Du willſt mich lieben, — und redeſt ſchlecht
Vom Herren und mir; — iſt das wohl recht?

Hans (mit bittendem Ton).

Marie!

Marie.

Schäme Dich! Mehr Vertrauen
Wohl hätt' ich fodern können.

Hans.

Vergieb! —

Marie.

Nein! niemals!

Hans.

Sieh! ich hab' Dich zu lieb,
Das macht es.

Marie.

Darf ich auf Beſſ'rung bauen?

Hans.

Gewiß!

(man hört inwendig das Hündchen bellen

Marie.

O Himmel! das Hündchen bellt.
Fort! laß mich geh'n!

Hans.

Weswegen die Eile?

(es ertönt eine Glocke)

Marie.

Und juſt hat auch der Herr Pfarrer geſchellt;
Ich bin verloren, wenn ich verweile!

Hans.

Ein Kuß, zur Sühne!

Marie.

Ich habe nicht Zeit!

Hans.

Ein halber!

Marie.

Laß mich! den Strohhalm breit,
Den man Euch giebt, Ihr macht ihn zur Spanne;
Drum trau ein Mädchen nur einem Manne!

(ſie iſt durch die Bewegung des Sträubens unter den Apfelbaum gerathen und Hans ihr gefolgt)

Hans.

Ein Viertel denn nur!

Marie

(giebt ſcheinbar widerſtrebend durch eine Wendung ſich in Hans Arme).

Hans

(küßt ſie wiederholt).

Paſtor

(klingelt im Hauſe ſehr heftig und öffnet zugleich das Fenſter, rufend).

Maria!

Marie (unter dem Baum vortretend).

Hier!

Paſtor.

Was giebt's? — Was wollte der Gärtner Dir?

Marie.

Wir zählten die Aepfel.

Paſtor.

Verlorne Mühe!
Auch *ungezählt* verzehr' ich ſie.
(zu Marie)
Fort!
(zu Hans)
Und Er, — Er pflege
(auf den Apfelbaum zeigend)
die Aepfel *dort*!
Für jene
(mit Beziehung auf Mariens Wangen)
kommt Er bis jetzt zu frühe.

Hans

(geht beſchämt und niedergeſchlagen ab).

Paſtor.

Doch von Marien iſt's gar nicht fein,
In ſolche Händel ſich einzulaſſen.
Sie hat ſich Alles hier anzumaßen
Und macht ſich mit dem Gärtner gemein.

Marie.

Herr Pfarrer, —

Paſtor.

Still! mag weiter nichts hören;
Doch will ich einmal für immer erklären:
Sprichſt mit dem Burſchen Du noch ein Wort,
So jag' ich — auf der Stelle — ihn fort!

Marie.

Es ſoll gewiß nicht wieder geſchehen.

Paſtor.

Nun wohl! — So will ich ans Frühſtück gehen.

(Ab vom Fenſter.)

Marie

(geht ins Haus).

Sechste Scene.

Rudolph (wird auf dem Zaune ſichtbar).

Ei, ei, hier geht es erbaulich zu!
Und was noch Alles werd' ich entdecken!?

Ein Weilchen laſſ' ich ſie jetzt in Ruh,
Um deſto ſicherer ſie zu necken;
Und da des Pfarrers Aepfel mir ſchmecken,
So iſt ja nicht verloren die Zeit,
Die überm Lauſchen vergeht. — Sie kommen! —
Geſchwind den Rückzug wieder genommen!

(Verſchwindet vom Zaun.)

Siebente Scene.

Paſtor (das Hündchen auf dem Arme tragend). Marie (mit Chocolade).

Marie.

Herr Pfarrer; hier iſt Alles bereit!

Paſtor (ſetzt ſich auf die Bank).

Biſt gut; läßt Deinen Pancraz nicht warten.
Auch lohnt Dich ſeine Zufriedenheit; —
Nur, — geh ſo früh nicht mehr in den Garten! —

Marie.

Nie mehr! —

Paſtor.

Das Hündchen hat mich geweckt,
Drum bin ich zeitiger aufgeſtanden.

(Er gähnt.)

Marie.

Auch mich hat's aus dem Schlafe geſchreckt;
Ich wollt', uns käme das Thier abhanden.

Paſtor.

Abhanden? Biſt Du von Sinnen? — ſprich! —
Das Hündchen hab' ich ſo lieb — als Dich,
Ob ſeiner ganz erſtaunlichen Gaben;
Denn es beſitzet Menſchenverſtand.
Nur Sprache, — Sprache noch müßt' es haben! —
Dann wär' mir jedes Geheimniß bekannt;
Dann könnte Niemand mir was verhehlen. —
Das Hündchen würde mir treu erzählen,
Was Hans Dir heute Morgen geſagt,
Und was der Burſche wohl ſonſt noch gewagt.
Wer weiß, — was der ſich herausgenommen,
Wär' ich ſo ſchnell nicht dazu gekommen! —

Marie.

Was ſollt' er? —

Paſtor.

Sah er nicht oft Dich an,
So feurig, — ſchmachtend, —
(er ſieht ſie zärtlich an)
und klopft' er dann
Nicht etwa Dir den blendenden Nacken?
(er thut es)
Und ſtrich er nicht die roſigen Backen?
(eben ſo)

Und was verwegner als Alles iſt,
Hat nicht vielleicht er Dich gar —
(küßt ſie)
geküßt? —

Marie (verlegen).

Nicht daß ich wüßte; — die Chocolade
Wird kalt, Herr Pfarrer!

Paſtor.

Geringer Schade!
Man wärmt ſie! Leichter iſt Küchenfeuer
Geſchürt, als chriſtlicher Liebe Gluth.
Wem dieſe gnädiglich kund ſich thut,
(küßt ſie wieder)
Der nutze ſie, — der Moment iſt theuer! —
In Dir vermein' ich Marien zu ſeh'n,
Wie ſie auf unſerm Altare ſteht,
Und, wie wenn's durch ein Wunder geſcheh'n,
Zerfließt mein Herz in brünſtig Gebet.
Du dienſt, mein Kind, dem höheren Willen,
Mit frommem Sinne mich zu erfüllen;
Und wollteſt Du dem Beruf' entflieh'n,
So würdeſt Du die himmliſche Rache
Und ſchweres Strafgericht auf Dich zieh'n.
Denn einer Stütze bedarf der Schwache,
Und einer Leiter, auf der empor
Er ſteigen möge zum Himmelschor.

So wie nun ich der lieben *Gemeine*
Die Leiter zum Paradieſe bin,
So biſt *Du*, Mädchen, wieder die *meine*.
Drum trachte nie nach andrem Gewinn,
Als mir zu dienen, — um hier auf Erden
Beglückt und droben ſelig zu werden!

Marie.

Ich will nach Ihren Befehlen thun;
Doch Eins, Herr Pfarrer, bekümmert mich.

Paſtor.

Nun?

Marie.

Was werd' ich armes Mädchen beginnen,
Wenn Sie — das Zeitliche einſt —

Paſtor (aufgebracht).

Ich? — todt? —
Wie, ich? —

Marie.

Wir Alle müſſen von hinnen!

Paſtor.

Entſetzlich! — Aber das hat nicht Noth.
Die Freude werd' ich der Jungfer nicht geben;
Ich denke *ſie* noch zu überleben!

Marie.

Sie ſind viel älter doch, Herr Paſtor!

Paſtor.

Gleichviel! ich weiß es! ich will's ſo haben;
Ich werde die ganze Gemeine begraben!

Marie.

Das nehmen Sie ſich beileibe nicht vor!
Wem würden Sie dann die Meſſe ſingen,
Wer ſollte beichten und Buße thun,
Und wer den Zehnten zur Pfarre bringen,
Den Oſterkuchen, das Weihnachtshuhn?

Paſtor.

Still! bin ich doch in der Jugendfriſche
Und ſchlaf' und ſitze gehörig zu Tiſche!
Nein, nein! ich bin dem Tode zu ſchlau! —

(Pauſe, während welcher er ängſtlich mit der Hand durch die Luft fährt.)

Doch iſt die Morgenluft heut ſo rauh;
Ich kann zum Tode mich hier erkälten! —
Du ſollteſt Deinen Pancratius ſchelten,
Daß aller Vorſicht er ſo vergißt.
Doch lockſt Du ſelber mich her mit Liſt,
Willſt mir das Bischen Leben nicht gönnen,
Um — Hanſen in die Arme zu rennen!

Marie (ſich die Augen trocknend).

O welche Härte!

Paſtor (beſänftigt).
Die Arme weint!
(ſie ſtreichelnd)
Es war ſo böſe ja nicht gemeint! —
Die Hand, Mariechen, es ſei vergeſſen!
Im Zorn nicht pflegt man die Worte zu meſſen.
Verzeihe Deinem Pancraz!

Marie.
Ach, gern!
(Nach einer Pauſe, während welcher ſie dem Paſtor eine Taſſe Chocolade reicht und ſich einige Male nach Hans umſieht.)
Doch möcht' ich meinen gütigen Herrn
Nun ſelbſt wohl in ſein Kämmerlein ſchicken.
Jetzt fühl' ich erſt den häßlichen Wind;
Auch muß ich eben noch ganz geſchwind
Salbei und Peterſilie pflücken;
Und nach den Hühnern und Gänſen ſeh'n.
Sind Sie da, giebt's ein ew'ges Zaudern;
Sie haben dann immer ſo viel zu plaudern.

Paſtor (ſie in die Backen zwickend).
Du lieber Narr! — ſo will ich denn geh'n!
(Ab ins Haus.)

Achte Scene.

Marie (naht ſich dem hintern Zaun und bückt ſich, um Kräuter zu ſuchen, wobei ſie verſtohlen nach des Paſtors Fenſtern und nach Haus umſchaut). Rudolph (erſcheint auf dem Zaun und ſpäht umher, ob außer Marie, welche ihn nicht bemerkt, Niemand gegenwärtig iſt).

Rudolph (nach einer Pauſe).

He! Jungfer. —

Marie
(mit einem Schrei aufſpringend und dem Vorgrunde zueilend).

Ha!! —

Rudolph (den Finger an den Mund gelegt).

Erſchrecken Sie nicht;
Als Freund, das zeiget ſchon mein Geſicht,
Erſchein' ich Ihnen! — Sie ſelbſt erbaten,
Dort in des Apfelbaums kühlem Schatten,
Wenn ich nicht irre, den Beiſtand ſich
Deß droben; — nun, Der droben bin ich!

Marie.

Wie bin ich beſtürzt! —

Rudolph.

Mich wieder zu ſehen! —
Ja! wo ſolch Blümchen
(auf Marie deutend)
ein Garten zeigt,
Da findet Jeder das Kommen leicht.

Doch ſehr beſchwerlich das Wiedergehen! —
Des Herrn Paſtoren Aepfel ſind ſüß;
Doch ſüßer, glaub' ich, Mariens Lippen,
Als ſelbſt die Aepfel im Paradies! —
An ihnen ſah' ich zwei Bienchen nippen,
Die keinen Blick den Aepfeln geſchenkt.
Ich bin's auch nicht, der's ihnen verdenkt! —
Wie war ich ſelbſt auf die Aepfel verſeſſen,
Und jetzt, — ein Wald mit Aepfeln behängt,
Für ein ſolch Küßchen wär' er vergeſſen! —
So denkt auch Hänschen und der Paſtor;
Sie zieh'n — ich ſahe das nicht im Traume —
Die Früchte unter dem Apfelbaume
Den Früchten droben bei Weitem vor! —
Man muß die häßlichen Aepfelſtämme
Doch immer noch der Verſuchung zeih'n;
Wo Adams Tugend war in der Klemme,
Geräth auch unſere jetzt hinein!
's iſt klar, der Baum verführet uns Alle;
Des Pfarrers Tugend bracht' er zu Falle,
Verlockte Hanſen und — mich dazu; —
Denn vor Verſuchung hab' ich nicht Ruh,
Da ich gekoſtet die Früchte von Oben,
Nun auch die unteren zu erproben.

(Er macht Anſtalt, über den Zaun zu ſteigen.)

Marie (ängſtlich).

Was ſoll's? — Ich rufe den Herrn Paſtor! —

Rudolph (liſtig).

Verzeih'n Sie, — darin komm' ich zuvor!
Ich hab' ihm wichtige Dinge zu ſagen.
(als wollt' er rufen)
Herr —

Marie.

Still doch! —
(für ſich)
Himmel, was muß ich ertragen!
(zu Rudolph bittend)
Entfernen Sie ſich!

Rudolph.

Das geht nicht an.

Marie.

Bedenken Sie nur, wenn Leute kämen!

Rudolph.

Nicht eher werd' ich den Rückzug nehmen,
Bis ich der Mühe Frucht mir gewann.

Marie
(mit ſcheuen Schritten ſich dem Zaune nähernd).

Die iſt? —

Rudolph.

Ein Küßchen! —

Marie.

Eines? —

Rudolph.

Zu dienen! —

Marie.

Ums Himmels willen! nur nicht ſo laut!
(dem Zaune immer näher)

Rudolph.

Doch mehr zu geben, ſteht auch bei Ihnen!

Marie.

Was mehr! — wir ſpielen nicht ſo vertraut.

Rudolph.

Und ſollten's doch, aus wichtigen Gründen;
Wir kennen Einer des Andern Sünden,
Und ſichern würd' uns ein feſter Tractat
Vor allem gegenſeit'gen Verrath. —
Doch iſt's, als ſtärkerem Theil, an mir,
Dem Feind' Bedingungen vorzuſchreiben!
Ich, Feldherr Rudolph, erkläre denn hier
Vom Zaune, als meinem Hauptquartier,
Soll ſein Geheimniß dem Feinde bleiben,
Verſiegl' er mir mit — drei Küſſen den Mund.

Marie.

Nein, Herr Soldat, Sie machen's zu bunt!

Rudolph.

Damit auch er jedoch ſchweigen müſſe,
Erlaubt er, daß mit der gleichen Zahl
Sein Roſenmündchen ich ſelbſt verſchließe. —
Krieg oder Frieden, — er treffe die Wahl!

Marie.

Drei Küſſe ſodern — iſt nicht beſcheiden.

Rudolph.

Doch will ich keinen Abzug erleiden.

Marie.

Nur —

Rudolph (als wollt er rufen).

Herr —

Marie.

Bei allen Heiligen! ſtill!

(für ſich)

Was hilft's, ich muß ja wohl! —

Rudolph (abermals als wollt' er rufen).

Herr —

Marie.

Ich will!

Doch wie?

Rudolph.

Ich ſpringe.

Marie.

Nein, nein! Sie wiſſen —

Wenn Hans —

(ſieht ſich ſpähend um)

Rudolph.

So werden Sie klettern müſſen.

Marie.

Ich ſoll —

Rudolph.

Das Bänkchen vom Apfelbaum, —
Es reicht!

Marie (die Bank aufhebend).

Mein Gott! ich heb' es ja kaum.

Rudolph.

Nur friſch zum Werke! was hilft das Zagen!

Marie
(trägt unter Seufzen die Bank an den Zaun).

Da ſteht's!

Rudolph (neckend).

Nun folgen Freuden den Plagen.
Herauf denn!

Marie (auf die Bank ſteigend).

Ach!

Rudolph.

Das Mündchen fein ſpitz!
(er faßt ſie an beiden Armen feſt und küßt ſie)
Eins, zwei, drei, vier, —

Neunte Scene.

Die Vorigen. Hans (iſt während der letzten Worte unbemerkt aufgetreten, eine große Gartenſcheere tragend).

Hans.

Was Hagel und Blitz!!

Marie

(mit einem Schrei von der Bank herabſpringend und in größter Verwirrung dem Vorgrunde zueilend).

Ha!

Hans.

Schau! was kommt mir da zu Geſichte!
Das iſt ja eine ſaubre Geſchichte!

(drohend zu Rudolph)

Ei, Herr! was unterſtehet Er ſich? —
Ich werd' Ihn —

(will mit der Scheere auf ihn los)

Rudoph

(ſeinen Degen ziehend und ihm denſelben entgegenſtreckend).

Hänschen! beſinne Dich,
Und denke fein an das Apfelbäumchen,
Wenn in die Krone der Zorn Dir ſteigt;
Ich hab' hier ſo ein liſtiges Däumchen,
Das Alles kennet und ungern ſchweigt.

Hans (der vor dem Säbel gewichen iſt).

Der tückiſche Schelm!

Rudolph.

Warſt Du's nicht eben,
Der mir das gute Beiſpiel gegeben? —
Du triebſt dort unter dem Baum Dein Spiel,
Ich auf dem Zaune, das iſt gleich viel! —
Man muß den Zweck nur ins Auge faſſen;
Der Spruch ſagt: Leben und leben laſſen!

Hans.

Ich möchte berſten! —
(zu Marien)
Und, Jungfer, — Sie —
Es ſcheint, daß gute Geſchäfte Sie machen;
Bekommen Freier und wiſſen nicht wie?

Rudolph.

Ja, ja! es tragen gar tolle Sachen
Sich zu in dieſer verrückten Welt.
Hier iſt ein Mädchen, das Dreien gefällt,
Da Andre oft nicht Einen gewinnen,
Wiewohl nach Allen ihr Netz ſie ſpinnen! —
Auch giebt's der albernen Freier viel,
Die ab ſich quälen im Liebesſpiel,
Und dennoch nimmer das Ziel erringen,
Weil's ihnen an Muth fehlt und an Verſtand.
Man muß Fortunen wiſſen zu zwingen,
Soll uns die Launige leih'n ihr Pfand.
Wer Alles wagt, kann Alles gewinnen,
Das Sprichwort, wahrlich! erfand kein Thor.
Drum laß' ich keine Stunde verrinnen,
Und heut noch ſprech' ich — mit dem Paſtor.

Marie.

Was ſagt er?

Hans.

Nun! das konnte man denken.

Marie (weinend).

Auch Du noch, — Du noch ſuchſt mich zu kränken!? —
Ach! — leid' ich etwa nicht ſchon genug?
Durch Dich nur bin ich mit dem Soldaten
In dieſen ſchlimmen Handel gerathen,
Und würde, war ich früher ſo klug,
Nicht ſeine Frechheit erdulden müſſen!

Hans.

Und für die Frechheit mußt Du ihn küſſen?

Marie.

Er küßte mich ja und ich nicht ihn.

Hans.

Du trugſt das Bänkchen dazu nur hin!

Marie.

Geh, — laß mich! ich mag weiter nichts hören!

Hans.

Du ſollſt das Reden mir nicht verwehren! —

Rudolph.

Nur zu! wo ſich zwei Mächte entzwei'n,
Da muß die dritte Vermittlerin ſein.
Dies Aemtchen werd' ich wiſſen zu leiten.
Ich nehme, was ſich beide beſtreiten,
Und bringe ſo die Sache zu End'! —
Drum, liebe Marie, mein Compliment
Dem Pfarrer; ich hätt' ihn nöthig zu ſprechen.

Hans (für ſich).
Ich möchte den Gaunerhals ihm brechen! —

Marie (mit Schluchzen).
Der Herr Paſtor iſt jetzt nicht zu Haus!

Rudolph.
Ich weiß es beſſer, er ging nicht aus!

Marie.
Er hat zu thun, ich darf ihn nicht ſtören!

Rudolph.
Dann wird er ſpäter doch wohl mich hören!

Marie.
Nein, nein!

Rudolph.
So weiſet man mich nicht ab.
Gut, daß der Zufall mir Mittel gab,
Um meine Pläne ins Werk zu ſetzen!
Doch ſollt' ich ein Verſprechen verletzen,
So ſchreiben Sie ſich ſelber es zu!
Ich offenbare gewiſſe Sachen,
Wozu Gewiſſe gewiß nicht lachen. —
Freund Hans!

Hans (mürriſch).
Was giebt es?

Rudolph.
Wem zürneſt Du? —
Ja, mit — dem Pfarrer ſollteſt Du ſchmollen, —

Marie (ängſtlich unterbrechend).

Ich meld' es, wenn Sie ihn ſprechen wollen!

Rudolph.

Gewiß! — doch kein ſo ſaures Geſicht!
Ich helf' uns Allen hier, zweifeln Sie nicht!
Wenn Rudolph einmal ſein Wort gegeben,
So hält er's! —
(ſich verbeugend)
wünſche recht wohl zu leben! —
(verſchwindet vom Zaune)

Hans

(läuft mit drohender Geberde und aufgehobener Scheere gegen den Zaun, als wollt' er den Soldaten verfolgen).

O wart'! — ich will Dich, Du Tagedieb!
Dein Glück, daß Du Dich packeſt, Geſelle!
Geh hin, und iſt Dein Leben Dir lieb,
So komm mir nicht mehr über die Schwelle! —
Jetzt bin ich grade ſo recht in Wuth,
Um Dir den ſchelmiſchen Hals zu brechen.

Marie.

O! ſchweig, was hilft nun alle Dein Sprechen?
Warum nicht zeigteſt Du *erſt* den Muth?

Hans (beſchämt).

Ja erſt —

Marie.

Vermochteſt Dich kaum zu regen,
So war Dir Körper und Zunge gelähmt!

Hans.

Das macht — das machte ſein blanker Degen.

Marie.

Wer Muth hat, gehet auch *dem* entgegen!

Hans.

Wo nimmt man Muth her, wenn man ſich grämt,
Wenn man vor Kummer möchte vergehen?!

Marie.

Warum denn?

Hans (mit zurückgehaltenem Grimm).

Wie? — Das frageſt Du noch,
Da ich Dich auf dem Zaune geſehen,
Im Arm des Schurken! — Ich dächte doch,
Das wäre genug, um ſich zu grämen, —
Ja! einem Hiob den Muth zu nehmen! —
Verſtellung iſt Deine Zärtlichkeit
Und eh' ich's trage dies Herzeleid,
Will ich viel lieber ins Waſſer ſpringen.
Ja, ja, ich gehe, — ich gehe ſogleich,
Ich geh' und ſtürze mich in den Teich!
(er ſtellt ſich, als wolle er gehen.)

Marie (beſtürzt).

Wie, Hans, ich glaube, Du biſt von Sinnen!

Hans.

Ja! wer ſie *da* nicht verlieren ſoll,
Der wird, behaupt' ich, ſein Tage nicht toll!

Marie.

Mein Gott! laß ab von ſolchem Beginnen. —
Was iſt es denn, worüber Du klagſt?
Bin ich Schuld? —

Hans.

Heillos, daß Du noch *fragſt*!

Marie.

Warum?

Hans.

Du denkſt mir Naſen zu drehen!

Marie.

Wohl gar, weil mich der Soldat geküßt? —
Wovon Du ſelbſt doch die Urſach biſt!

Hans.

Ich? — ich die Urſach? — Ei! laß doch ſehen. —

Marie (führt ihn unter den Apfelbaum).

He! weißt Du, was hier früher geſchehen?

Hans (mit niedergeſchlagenen Augen).

Nun — und —

Marie.

Und wie der Soldat gehorcht? —

Hans (ſeufzend).

Ach, leider!

Marie.

Nun! er wollt' uns verrathen,

Dem Herrn es melden, da war ich beſorgt —
Und — da —

Hans.

Da küßteſt Du den Soldaten!

Marie.

Ja! weil er's zur Bedingung gemacht,
Um nicht zu plaudern.

Hans.

Sehr wohl erdacht!
Du glaubſt, er ſchwiege nun? — Wirſt Dich irren!
Wenn jetzt zum Küſſen er trägt Begehr,
So hat er Mittel, um Dich zu kirren;
Er droht, Du — reichſt das Mündchen ihm her.
Bald werden's auch ſeine Collegen wiſſen,
Bei denen er ſicher umher ſchon rennt.
Dann rückt die Hälfte vom Regiment
Heran, die ſchöne Dame zu küſſen!

Marie (beleidigt).

Du Läſterzunge! laß mich in Ruh!
Der hübſche Soldat war beſcheidner als Du

Hans.

O ja! er küßte Dich nach Belieben; —
Kam ich nur eh'r, ich hätt's ihm vertrieben!

Marie (ſpöttiſch).

Du?

Hans.

Ich!

Paſtor (drinnen.)

Marie!

Marie.

O weh! O weh!
Was wird das geben. —
(hinaufrufend)
Herr Pfarrer!
(zu Hans)
Geh!

Hans
(geht ſchnell ab).

Marie.

Wofern er horchte, ſind wir verloren! —
Hier hilft nichts Anders, als eine Liſt;
So werden, wenn man ſich 'mal vergißt,
Aus einem Fehler gleich zehn geboren! —
(Ab ins Haus.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Der Paſtor und Marie. Rudolph (hinter dem Zaune verſteckt).

Paſtor.

Nein, Püppchen, hören muß ich den Mann;
Man weiß nicht, was er uns bringen kann.
(wichtig)
Vielleicht ein Ketzer und will ſich bekehren!

Marie.

Ach nein! Bekehren will der ſich nicht,
Und auch nichts bringen; — ſein Schelmgeſicht
Verräth gar einen böſen Geſellen!

Rudolph

(huſtet hinter dem Zaune).

Marie

(ſieht ſich um, fährt aber dann gleich fort)

O! nehmen Sie ſich mit ihm in Acht;
Er hat gewiß, Sie tüchtig zu prellen,
Ein feines Plänchen ſich ſchon erdacht.

Zum Mindeſten will er hier etwas borgen;
Soldaten ſind damit immer zur Hand,
Und Ihre Güte läßt mich beſorgen,
Sie möchten —

Paſtor (ſchnell).

Nein! ſei ruhig; es fand
Noch nie ein Borger mein Säcklein offen.

Marie.

Ach! der, Herr Pfarrer, iſt zu gewandt,
In ſchlauen Künſten unübertroffen.

Rudolph
(huſtet wieder und ſtärker als zuvor).

Paſtor.

Wer huſtet?

Marie (für ſich).

Gott! es iſt der Soldat.
Hier iſt Verſtellung der beſte Rath.
(laut)
Gehuſtet hätt' es?

Paſtor.

Ja wohl!

Marie.

Sie irren!
Ich hörte blos einen Käfer ſchwirren. —

Paſtor.

So ſchwirrt kein Käfer.

Marie.

Es war ein Laut,
Als wenn des Nachbars Kater miaut.
Das war's.

Paſtor.

Ein Katergeſchrei?

Marie.

Nichts weiter;
Doch dächt' ich ſelbſt, es wäre geſcheidter,
Wenn Sie den Fremden ſprächen!

Paſtor.

Woher
Ein ſolches Rathen die Kreuz und Quer?

Marie.

Ich überlegte nur —

Paſtor.

Was?

Marie (ſich ſchnell umdrehend).

Ich glaube,
Man klopft.
(ſie geht ſchnell, um nachzuſehen)

Paſtor (für ſich).

Das kommt mir verdächtig vor,
Erſt, wo man huſtet, ſpielt ſie die Taube,
Und nun's *nicht* klopfet, läuft ſie ans Thor.
(zu Marien, welche umkehrt)
Nun?

Marie.

Unbegreiflich! da klopft' es eben,
Und Niemand draußen.

Paſtor.

Es klopfte **nicht**,
Gehuſtet aber hat es hierneben!

Marie.

Ich ſag', es klopfte.

Paſtor.

Man widerſpricht? —
Ein Klopfen wurde hier nicht vernommen!

Rudolph

(klopft heftig an das Gartenthor).

Marie.

Nun?

Paſtor (mit offenem Munde).

Ja! nun klopft es! — Sieh, wer gekommen.

Marie

(geht und öffnet das Thor).

Zweite Scene.

Rudolph, Paſtor und Marie.

Rudolph.

Mein Herr!

Paſtor

Was ſtehet zu Dienſt?

Rudolph.

Mir, — nichts!

Paſtor.

Was heißt das?

Marie (heimlich zum Paſtor).

Foppen will er Sie!

Rudolph.

Ihnen
Zu Liebe komm' ich!

Marie (für ſich).

In allen Mienen
Verräth ſich die Tücke des Schelmgeſichts!

Paſtor.

Man wolle deutlicher ſich erklären!

Rudolph.

Sogleich!

(auf Marien losgehend, als wollt' er ſie umarmen)

Wenn Mädchen verſchwiegen wären,
Erlaubt' ich wohl —

Marie (ſpöttiſch).

Erlauben?

Rudolph.

Ja, ja!
Erlaubt' ich Ihnen, Sie blieben da;
Allein —

Marie (heftig).

Wenn mir es beliebt, zu bleiben
So brauch' ich keine Erlaubniß dazu! —

Rudolph.

Ganz recht, und geben Sie ſich zur Ruh!
Denn
(indem er ihr die Backen kneipt)
ſtatt die Schönheit hier zu vertreiben,
Biet' ich,
(ihr die Hand hinreichend)
ſie feſt zu halten, die Hand! —
Nicht wahr, wir werden bald näher bekannt?

Paſtor (ſie trennend).

Iſt nicht vonnöthen! — Marie muß gehen,
Sie hat Geſchäfte noch!

Rudolph (zu Marien).

Kind, Sie ſehen,
Nicht ich vertreibe Sie.

Paſtor.

Geh!

Marie

(geht ins Haus, an deſſen Thür ſie zuweilen horchend bemerkt wird)

Paſtor.

Was iſt
Ihr Wunſch? —

Rudolph.

Mich ja nicht zu unterbrechen! —
Ich bin ein Soldat.

Paſtor (verdrießlich).

Man ſieht's!

Rudolph.

Das Sprechen
Iſt unterſagt!

Paſtor.

Zur Sache!

Rudolph.

So wißt:
Ich bin ein Soldat, den Fortuna, die wilde,
Seit Kindesbeinen recht übel tractirt;
Nie hab' ich erfahren der Wechſelnden *Milde*,
Nur ihren *Zorn* hat an mir ſie probirt.
In meiner Jugend mußt' ich ſtudiren;
Man hatte Großes da mit mir vor;
Ich ſollte dereinſt die Kanzel zieren,

Und wirklich konnt' ich kaum buchſtabiren,
Da war ich ſchon klüger —
(mit Beziehung)
als mancher Paſtor.
Doch dacht' ich: „fort mit Büchern und Lernen!
Es bricht ein Genie ſich die eig'ne Bahn;"
Sucht' aus der Schule mich zu entfernen,
Und — zog des Königs Montirung an. —
(auf ſeinen Rock deutend)
Das ſind die Farben zu Glück und Ruhme,
(die Achſelſchnur zeigend)
Und dies die Fäden zu Amors Netz,
(ebenſo die Abzeichen ſeines Grades)
Hier ſind die Stufen zum Heldenthume,
Und hier
(an den Säbel ſchlagend
der Völker und Fürſten Geſetz! —
Bald ſah'n vom ſchrecklichen Kriegskometen
Die blutige Fahne wir aufgeſteckt,
Und, durch Bellonens Stimme geweckt,
Europens Völker den Kampfplatz betreten.
Der Kriegesfurie Geißel ſauſt!
Und hin und wieder durch alle Lande,
Vom eiſigen Nordpol bis zum Rande
Des rothen Meeres, der Schlachtſturm brauſt.
Was da des Soldaten Loos geweſen,
Und wie er raſtlos die Welt durchſtob,
Das iſt, mit viel zu geringem Lob,

In jeder Zeitung gedruckt zu leſen!
Was aber Viele für weiſe Lehren
Und gute Kenntniß zurückgebracht,
Mit welchen Erfahrungen heim wir kehren,
Das hat kein Zeitungsſchreiber bedacht.
Kein Wort iſt irgend davon zu leſen, —
Was doch das Wichtigſte wär' geweſen! —
Ich, zum Exempel, — war überall;
In China, in Schweden, in Portugal;
Ich war in Afrika, bei den Baſchkiren,
Die während des ſtrengen Winters erfrieren,
Und aufthau'n wieder, wann's Sommer wird.
Ich war am Kaukaſus, wo der Hirt,
Wie hier zu Lande, nicht mit der Heerde,
Nein! wo die Heerde mit ihm ſpaziert;
Auch zu Kalkutta, wo ſtatt der Pferde,
Zum Wetterennen man Eſel führt. —
Ich war in Böhmen, wo alle Enten
Vollkommen auswärts ich gehen ſah,
Und dann beſucht' ich die Independenten
Vom Feuerland, in Amerika. —
Doch was das mächtigſte Kopfzerbrechen
Mir gab, von Allem, was ich geſeh'n, —
Iſt, Ihr Verſtand wird ſtille ſteh'n, —
Daß in Kamtſchatka — die Hunde — ſprechen! —

Paſtor (in höchſtem Erſtaunen).

Was? — Hunde ſprechen?

Rudolph.

Wie Sie und ich!

Paſtor.

Unmöglich!

Rudolph.

Wenn Sie es mir erlauben,
Verſchaff' ich Ihnen noch heut den Glauben!

Paſtor.

Daß Hunde —

Rudolph.

ſprechen; — ſie finden ſich
Zwar ſelten mit der Sprache geboren;
Doch wird am Bellen, an Maul und Ohren
Sehr leicht ihr Redetalent entdeckt
Und durch den Unterricht dann geweckt,
So daß zuweilen in wenig Stunden,
Dem Hundeſchüler die Sprache gefunden. —
Die weiſeſten Kamtſchadalen allein
Beſitzen des Unterrichts wichtige Lehre; —
Mich aber weih'te, zu großer Ehre,
Ein dortiger Peer ins Geheimniß ein.
Ein Pudel war's, vom Mohrengeſchlechte,
Mit dem mir gleich die Probe gelang;
Er ſprach; — franzöſiſch ſprach er — und — ſang. —
(mit weinerlicher Stimme)
Wär' er am Leben noch, o! was brächte

Er ſeinem Lehrer für Ruhm und Glück! —
(ſchluchzend)
Verzeihung! Denk' ich an ihn zurück,
So muß ich immer Thränen vergießen; —
Du theurer Pudel! — Zum Glück verließen
Wir bald Kamtſchatka und landeten dann,
Nicht lange nachher, in der Heimath an.
Hier ſucht' ich neue Schüler zu finden, —
Allein ſo viel ich Mühe mir gab,
Umſonſt! — wie alle Moden verſchwinden,
Geht's mit der Redekunſt auch bergab.
Thut man nicht Alles im Vaterlande,
Zu unterdrücken die edle Kunſt?
Wem ſie verliehen des Himmels Gunſt,
Dem legt die Zunge man ſchnell in Bande;
Denn freie Rede entlockt der Bruſt, —
Wie Stahl dem Kieſel, — den Zündefunken,
Und weckt die Kräfte, die tief verſunken
In Nacht geruhet, zu That und Luſt! —
Drum hat das Reden auch bei den Hunden
Daheim noch keinen Eingang gefunden;
Denn wenn zu laut ſchon die Menſchen ſchrei'n,
Was gäben Hunde nicht erſt für Sorgen!
Da wär' kein Vorurtheil mehr geborgen,
Kein frommer Wahn, kein Heiligenſchein,
Kein Vorrecht, keine politiſche Vehme,
Und keines Machiavell's Syſteme,

Kein Volksvampyr, keine Inquiſition,
Kein Kaſtenſtolz, kein despotiſcher Thron! —
So wie's nun Helden nicht ohne Kriege,
So giebt's auch, wo ſich der Anlaß nie
Zum Reden findet, kein Redegenie;
Und alſo keine glücklichen Züge
Für mich ins Land der Unſterblichkeit. —
Drum denken Sie mein Erſtaunen heut,
Indem ich hinter dem Zaun ſpazierte,
Als mir ein Hundegebell ertönt,
Das mich mit meinem Geſchick verſöhnt
Und faſt zu Freudenthränen mich rührte!
O! welch ein ſüßer, himmliſcher Schall!
Melodiſcher, denn der Nachtigall
Behende Triller, für meine Ohren;
Denn mir verkündet er, daß der Welt,
Im Hunde, der ſo harmoniſch bellt,
Ein großes Redegenie geboren. —
Ich frage, wem dieſer Schatz gehört,
Und ach! vernehme zu meinem Schrecken, —
Dem Herrn Paſtoren ſei er beſcheert.
Zu meinem Unglück mußt' ich's entdecken,
Sonſt wär' der treffliche Hund ſchon mein.

Paſtor (mit Beſorgniß).

Man wird doch etwa nicht —

Rudolph (unterbrechend).

Stehlen? nein!
Das wär' ein Kirchenraub ja zu nennen!

Paſtor (ſchnell).

Das wär's!

Rudolph.

Da müßt' ich wohl ewig brennen?

Paſtor.

O! länger, — länger als ewig.

Rudolph (lachend).

Nein!
Mit geiſtlichem Gut nicht laſſ ich mich ein;
Sein Raub ſcheint im Regiſter der Sünden
Zu hoch taxirt, mein werther Paſtor,
Da Sie, mit Ihrem zarten Empfinden,
Als Bußezeit, man ſtelle ſich vor!
Die *Ewigkeit* ſelbſt zu *kurz* noch finden. —
Nein! ſolche Frevelthat ſei mir fern. —
Doch hätt' ich das Hundemirakel gern.
Ich kauf's! —

Paſtor.

Das Lüſtchen laßt Euch vergehen.
Es iſt zu keinem Preiſe mir feil.
Doch wünſcht' ich's in Eurer Schule zu ſehen,
Damit ihm Sprache würde zu Theil.

Rudolph.

Was wäre der *Lohn* für meine Lehre?

Paſtor.

Mein Dank, Vortrefflichſter und — die Ehre! —

Rudolph.

Recht ſchön, doch macht die Ehre nicht reich.

Paſtor.

Vollkommnen Ablaß ertheil' ich Euch
Auf zwei — drei Jahre für Eure Sünden.

Rudolph.

Erſt helft mir *Mittel* zur Sünde finden! —
Was nützt denn, frag' ich, in aller Welt
Der beſte Ablaß mir ohne Geld?
Nur *Reiche* naſchen vom Sündenzucker,
Ihn koſtet ſelten ein armer Schlucker. —
Wir wiſſen ja, wie geſchrieben ſteht:
Eh' mag ein Kameel durch's Nadelöhr ſpringen,
Als daß ein Reicher ins Himmelreich geht! —
Drum ſuch' ich Geld in den Beutel zu bringen;
Dann, wenn die *Mittel* zum Sündigen mein,
Dann ſoll Ihr Ablaß willkommen ſein!

Paſtor.

O welchen Gräuel muß ich vernehmen!
Iſt das wohl chriſtliche Denkungsart? —
Man ſollte ſich ſolcher Geſinnung ſchämen!

Rudolph.

Ei! mein Gewiſſen iſt nicht ſo zart.

Paſtor.

Ich ſeh's mit Schrecken! Wer Euch bekehret,
Thut ein verdienſtliches Werk, fürwahr! —

Ich reiß' Euch aus der Höllengefahr,
Wenn, —

Rudolph.

Nun?

Paſtor.

Mein Hündchen Ihr ſprechen lehret!

Rudolph.

Ja! Lehre für Lehre; allein wo bleibt
Mein Lohn?

Paſtor (ſchnell).

Iſt das denn *keiner*?

Rudolph.

Ihr treibt
Wohl Scherz! — Ich fodre — dreihundert Gulden.

Paſtor.

Iſt man von Sinnen? —

Rudolph (mit Empfindlichkeit).

Um Schimpf zu dulden
Noch nicht genug!

(will gehen)

Paſtor (ihn aufhaltend).

So war's nicht gemeint!
Doch ſolche Summe! — Erwägt! — ich dächte,
Wenn ich ſo zwanzig bis dreißig brächte;
Nicht wahr?

Rudolph.

Wo denken Sie hin? — Es ſcheint,
Als ob den Werth von meinem Talente
Sie recht zu würdigen nicht verſteh'n.
Ein *Andrer* an Ihrer Stelle brennte
Vor Drang, ſein Hündchen ſprechen zu ſeh'n!

Paſtor.

Ach Gott! ich brenne ja; — aber die Batzen! —

Rudolph (nach einigem Bedenken).

So mag es um zweihundert denn ſein.

Paſtor.

Ihr wiſſet recht die Leute zu ſchatzen.
Zweihundert Gulden! wären *die* mein!

Rudolph.

Nun, nun, Herr Pfarrer, Ihr ſitzt im Stalle,
Und ſcheert die Schäfchen geſchickt genug.

Paſtor.

Wer ſagt das? Lauter Erfindung und Trug!

Rudolph.

Die Dorfbewohner behaupten es Alle.

Paſtor (nach außen drohend).

Ihr Läſtrer, wartet nur! Hören und Seh'n
Soll Euch vor Faſten und Beichten vergeh'n!

Rudolph.

Nur um zur Schonung Euch zu bewegen

Und keines Unheils Stifter zu ſein,
Noch ſchränk' ich meine Foderung ein.

Paſtor.

Dafür belohnt Euch des Himmels Segen;
Doch ſuchen würd' er Euch hundertfach,
Ließt Ihr — die ganze Summe mir nach!

Rudolph.

Der Schuldthurm wird meine Wohnung morgen,
Geh'n hundert Gulden mir da nicht ein.

Paſtor.

Geſchwind, mein Lieber, geſchwind hinein!
Dort ſeid Ihr vor Verfolgung geborgen,
Und könnt für Eure Bekehrung ſorgen.
Ich — bete täglich für Euch.

Rudolph (will gehen).

Wohlan!
Lebt wohl! ich fuge mich drein als Mann.

Paſtor.

Allein das Hündchen —

Rudolph (gleichgültig).

Es lernt nicht ſprechen;
Im Schuldthurm ſchweigen die Muſen ſtill.
(will gehen)

Paſtor.

So hört doch, ehe den Handel wir brechen! —
Ich will ein Uebriges thun — ich will —

Rudolph (immer im Begriff, zu gehen).
So gebt mir — funfzig, und in zwei Tagen,
Dafür verbürg' ich mich, ſoll der Hund,
Sobald Ihr huſtet: „Gott ſpar' Euch geſund,"
Und wenn Ihr nieſet: „Proſit" — ſagen.

Paſtor (freudig).
Wie? — Proſit? — ſpar' Euch geſund? — Es ſei!
Viel Geld iſt's freilich, — doch bleibt's dabei.
(ruft)
Marie! —

Marie (am Fenſter).
Was befehlen Sie? —

Paſtor.
Bringe
Joli herunter.

Marie.
Sogleich! —
(ab vom Fenſter)

Rudolph.
Ich ginge
Gern ſelbſt, Marien nicht zu bemüh'n.

Paſtor.
Nicht nöthig!

Rudolph.
Aber ein Blümchen hehlen
Sie da, für das, nach der Kirche Befehlen,
Sie, Herr Paſtor, nicht dürfen erglüh'n.

Soll's darum unbewundert verblüh'n?
Fürwahr! dies Blümchen Ihnen zu ſtehlen, —
Gern böt' ich ſelber dazu die Hand!

Paſtor.

O weh! Ihr ſtehet am Höllenrand; —
Bekehrt Euch, ehe der Weg der Gnade
Sich ganz verſperret.

Rudolph.

Um mich wär's Schade!
Denn immer hab' ich zur Frömmigkeit, —
Sowie ſie Euch, Herr Pfarrer, beſeelet, —
Entſchiedne Neigung gefühlt; — mir fehlet
Blos die Tonſur noch zur Seligkeit!

Dritte Scene.

Marie (mit dem Hunde). Die Vorigen.

Marie.

Hier iſt das Hündchen!

Rudolph.

Wohlan! ich ziehe
Mit ihm davon.
(bei Seite zu Marie)
Uns lächelt das Glück;
(laut)
Denn bald —

(bei Seite zu Marie)
iſt Hochzeit! —
(laut zum Pfarrer)
komm' ich zurück.
(Ab.)

Paſtor.

Das war ein wichtig Geſchäft, Marie!
Ich geh', ein wenig zu ruh'n! — Du weckſt
Mich, Liebchen, wenn Du die Tafel deckſt.
(Ab.)

Marie.

Wie kann man ſolchem Geſchwätze glauben!
Bald hätt' ich ſelbſt den Fremden gefragt,
Wie er den Herren ſo könne ſchrauben,
Und tüchtig ihm die Meinung geſagt!
Ich bin doch nur ein Mädchen vom Lande,
Und kein Paſtor; doch ewige Schande
Bedünkte mich's, würd' ich ſo grob geprellt!
Wie ſprächen Hunde in aller Welt! —
Die ganze Kunſt iſt: Joli zu ſtehlen,
Und darum werd' ich mich wenig quälen! —
Wie heulte das Thier nicht, mir zum Verdruß,
Gab Hans zuweilen — mir einen Kuß! —
Doch wenn es *richtig* wär' mit dem Plaudern?
O weh! dann wär' es um uns geſcheh'n;
Der Herr Paſtor, ich denk' es mit Schaudern,
Wie würd' er mit uns zu Gerichte geh'n!
Doch nein, ich halt' es für ganz unmöglich! —

Was Hans wohl meint? —

(indem ſie ſich nach ihm umſieht und links hinter die Scene deutet)

Ach! wie er ſo kläglich
Daherſchaut!

(leiſe rufend)

Hänschen, nur auf ein Wort!

Vierte Scene.

Marie. Hans.

Hans

(mürriſch und ohne Marien anzuſehen).

Was ſoll's? Ich habe nicht Zeit, muß fort!

Marie

(geht ſchweigend zu ihm hin, und nachdem ſie ihn eine Zeit lang neckend betrachtet, er aber ſich ſtets ärgerlich abgewendet hat, richtet ſie mit ihrer Hand ſein Geſicht zu ſich hin).

Liegt Hänschens Stirne doch ſchier in Falten,
Als wie ein friſch geackertes Feld!
Man ſollt' ihn für einen Griesgram halten;
Doch nein! — er iſt nicht, wie er ſich ſtellt.
Gleich kommt ihm auch die Heiterkeit wieder; —
Er lächelt ſchon, — die Stirne wird glatt;
Den ſchlimmen Argwohn, er ſchlägt ihn nieder,
Und ſiehet ein, wie Unrecht er hat!

Doch weigert er ſich, es zu bekennen,
Dann weiß Marie auch, was ſie thut;
Dann mag die Beine er kurz ſich rennen,
Sie wird ihr Lebtag nicht wieder gut!
(ihm den Mund zum Küſſen hinreichend)
Nun? wird's bald? muß ich umſonſt ſo ſtehen? —

Hans
(ſteht immer zweifelhaft und zürnend da).

Marie.
Bis drei noch zähl' ich; — Eins — zwei — und drei! —
(ſich erzürnt ſtellend)
Herr Hans, nun iſt es mit uns vorbei;
Wohin Sie wollen, können Sie gehen!
(will fort)

Hans
(in der größten Beſtürzung ſie feſthaltend und umarmend).
Marie! es war ja ſo nicht gemeint.
Ich bin ja gut; o ſieh nur!
(lacht gezwungen)
ich lache!
Verzeih, wenn albernes Zeug ich mache.
Ich glaub', — es plagt mich der böſe Feind!

Marie (beſänftigend).
Dein Argwohn iſt es, welcher Dich blendet.

Hans.
Ja! aber —

Marie.
Was?

Hans (mit Ingrimm).
Die böſeſte Frucht,
Womit der Teufel die Menſchen verſucht,
Und die zur Plage für uns geſendet,
Weit mehr als Argwohn, Lüge, Verrath,
Das iſt — mein Seel'! das iſt — ein Soldat! —

Marie (lachend).
Noch immer ſpukt der Soldat Dir im Hirne?

Hans.
Ja! — nein! — ich weiß es nicht!

Marie.
Sei geſcheut! —
Verliert die Falte ſich von der Stirne,
Erfährſt Du 'was, das ſicher Dich freut. —

Hans.
Nun? —

Marie.
Daß ich ſehr den Kriegesmann — liebe;

Hans (erſtaunt).
Wie?

Marie.
Und zufrieden wär', wenn er — bliebe, —

Hans.
Wo bliebe? —

Marie.
Wo er jetzt iſt! —

Hans

(ſchüttelt verwundert den Kopf und deutet an, daß er ſie nicht begreife).

Marie

(nachdem ſie ihn ein wenig in der Erwartung gelaſſen).

Geprellt
Hat er den Herrn; für tüchtiges Geld
Verſprach Joli er ſprechen zu lehren,
Wahrſcheinlich um nie wiederzukehren,
Denn ſein Begehr nach dem Hund war groß;
So ſind die beiden Spürer wir los!

Hans.

Marie, Beſte, laß Dich umarmen!
Der Himmel, ſcheint es, will ſich erbarmen; ––
Denn da er heut uns ſo günſtig war,
Iſt er's auch morgen und übermorgen
Und alle Tage, bis, übers Jahr,
Befreit von allen gehabten Sorgen,
Ein Tag uns ſieht als glückliches Paar! —

(Sie fallen einander in die Arme.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Rudolph (außerhalb des Gartens. Gleich darauf) **Hans** und **Marie**.

Rudolph (pocht heftig ans Thor).

He! aufgemacht! —

Hans (aus dem Gebüſche kommend).

Was giebt's da zu toben?

Rudolph.

Macht auf! —

Hans.

Wer klopft?

Rudolph.

Bemüh' Dich zu ſeh'n!

Hans.

Er iſt's! — Er ſelbſt! Die Gedanken ſteh'n
Mir ſtill. — Den Abzug hat er verſchoben.

Rudolph.

Mach' auf!

Hans (an Mariens Fenſter pochend).
Marie! Komm ſchnell heraus! —

Rudolph (heftiger pochend).
Nun! wird's? —

Marie (am Fenſter).
Was giebt es? —

Hans.
Er ſtürmt das Haus;
Es iſt der Soldat.

Marie (ſchnell).
Ich komme!
(Ab vom Fenſter.)

Zweite Scene.

Marie. Die Vorigen.

Marie.
Iſt's möglich?

Rudolph.
So warten müſſen, iſt unerträglich!
Ich ſchlage das Thor ein, öffnet Ihr nicht.

Hans.
Was wird nun? — Unſre herrlichen Pläne!

Rudolph.

Macht auf, zum Teufel! ſonſt giebt's hier Späne.

(Er ſchlägt heftig und fortgeſetzt gegen die Thür.)

Paſtor (oben am Fenſter).

Wer lärmt ſo? — Heda! — das Thor zerbricht! —

(Hans und Marie erblickend)

Sanct Franz! Was kommt mir da zu Geſicht! —
Marie! Hans! was muß ich erleben!

Rudolph.

Macht auf!

Marie (entſchuldigend).

Wir wollten nur — Sie vergeben —

Hans (ebenſo).

Wir waren —

Paſtor.

Still! man öffne das Thor!

Hans

(geht und öffnet die Gartenthür).

Dritte Scene.

Rudolph. Hans. Marie. Der Paſtor (am Fenſter).

Rudolph.

Ein Wort, verehrteſter Herr Paſtor!

Paſtor.

Sogleich!

(Ab vom Fenſter.)

Rudolph.

Zu gehen rath' ich Marien! —
(Marie entfernt ſich.)
Auch Hänschen möge zurück ſich ziehen,
Sonſt jagt der zürnende Völkerhort
In ſeiner heiligen Wuth ihn fort!

Hans
(mit wüthenden Geberden und heimlicher Drohung gegen Rudolph auf der andern Seite ab).

Paſtor (aus dem Hauſe tretend).

Nun, Freund, wie iſt es? — wie geht's dem Kleinen? —
Zeigt für den Unterricht er Talent? —

Rudolph.

Herr Pfarrer! was Ihr auch hoffen könnt, —
Die Wahrheit wird Euch unglaublich ſcheinen! —
Verkauft den Hund mir, — ich zahle gleich
Zweitauſend Gulden!

Paſtor.

Erzählt doch! eilet!

Rudolph.

Und bin in Kurzem wie Kröſus reich!

Paſtor.

Wie Kröſus? theurer Joli! — O theilet
Mir Alles mit! Wie ſtellt er ſich, wie? —

Rudolph.

Das Hündchen iſt ein erſtaunlich Genie;
Es — ſpricht ſchon.

Paſtor.

In ſo wenigen Stunden?!

Rudolph.

Ja, ja! und hat mir etwas vertraut —

Paſtor.

O ſagt!

Rudolph (geheimnißvoll und kläglich).

Mir iſt die Zunge gebunden!

Paſtor.

Warum denn?

Rudolph.

Würde die Sache laut, —
Es brächte Jemand um Amt und Ehre.

Paſtor.

Das iſt's, was ich zu hören begehre;
Denn was mein Hund weiß, das will auch ich —

Rudolph (feierlich).

Durch dieſe Aeußerung *zwingen* Sie mich, —
Obwohl mit tief bekümmerter Seele, —
Es zu verkündigen ſonder Hehle!

Paſtor.

Geſchwind!

Rudolph (in ſein Ohr, doch laut)

Das Hündchen hat mir vertraut,
Daß ſünd'ge Neigung geheim — Sie hegen,
Verbotne Liebe im Buſen pflegen,
Und —

Paſtor (erſchrocken).

Herzensmännchen, ſprecht nicht ſo laut!

Rudolph.

Und daß Sie die Verſuchung der Sünden
Nicht ſind im Stande zu überwinden!
Daß Sie —

Paſtor (unterbrechend).

Ich bitt' euch! —

Rudolph (immer lauter).

Mit Heuchelei
Und Gleißnerkünſten die Welt betrügen!

Paſtor.

O ſtille!

Rudolph.

Daß Sie Frömmigkeit lügen;
Daß ein Gewebe von Schlemmerei
Und Sinnenkitzel Ihr Leben ſei;
Ja, daß —

Paſtor (ihm dem Mund zuhaltend)

Ihr ſchreiet ja wie beſeſſen!

Rudolph.

Daß hier der Ort ſei, wo Sie vermeſſen
Der ſünd'gen Neigung des Fleiſches gefröhnt,
Und alle Geſetze der Kirche verhöhnt.
Daß hier Marien Sie zwickten die Backen,
Und hier ihr klopften den Schwanennacken,
Hier unter freiem Himmel, — es iſt
Zu arg! — ſie brünſtig haben geküßt!

Paſtor

(der in ſeiner Angſt Rudolphen zu Füßen gefallen iſt)

Ich fleh', um aller Heiligen willen,
Hört auf, ſo höllenmäßig zu ſchrei'n!

Rudolph.

Ihr Wunſch nur —

Paſtor.

Fiel mir Sünder denn ein,
Daß mich der Köter verrieth im Stillen?
(mit Ingrimm)
Ich möcht' ihn morden!

Rudolph.

Beileibe nicht!
Bedenken Sie, daß er geläufig ſpricht.
(achſelzuckend)
Er machte den ſaubern Lebenswandel
Der ganzen lieben Gemeine kund.

Paſtor.

Ach! welch ein böſer, verwünſchter Handel!
Du falſcher, ſchlechter, abſcheulicher Hund! —
Was thun? — o! ich geſchlagener Hirte,
Wird ſo was unter dem Volke bekannt!

Rudolph.

Ja wohl! wo ſich der Hüter verirrte,
Was ſoll die Heerde da thun? —

Paſtor.

Wer fand
Sich je in ſolcher mißlichen Lage!
(zu Rudolph)
Die Schuld iſt Euer!

Rudolph.

Wie ſo? — Die Klage
Trifft *Sie* und — Ihren weltlichen Sinn! —
Doch giebt's, der Schande Sie zu entzieh'n,
Vielleicht ein Mittel noch.

Paſtor.

O! laßt hören.

Rudolph.

Wie ich das Hündchen *ſprechen* kann lehren,
So mach' ich's eben auch wieder ſtumm!

Paſtor.

Geſchwind, Verehrter, ich bitte darum!

Rudolph.

Mein Lehrgeld aber, —

Paſtor.

Das ſollt' ich zahlen?

Rudolph.

Verdientermaßen! — Was Sie befahlen, —
Es iſt geſchehen. Das Hündchen ſpricht!

Paſtor.

Was hilft denn mir das? Ich hör' es ja nicht.

Rudolph (gleichgültig).

So ſoll vorm Richter Joli bezeugen,
Wie redlich ich verdiente mein Geld;
Nachher gebieten Sie ſelbſt ihm Schweigen,
Wenn Ihnen ſeine Sprache mißfällt!

Paſtor.

O weh!

Rudolph.

So holen Sie denn die Gulden! —
Doch geb' ich Ihnen den Rath zugleich,
Marien nicht länger im Haus zu dulden.
Der Teufel iſt an Tücke zu reich,
Gelegenheit aber ein ſchlüpfriger Steig.
So könnte leicht ein plötzlicher Schrecken
Dem Hund die Sprache wieder erwecken.

Paſtor (beſtürzt).

Im Ernſt?

Rudolph.

Es giebt Exempel! Drum dankt
Marien ab vom Dienſte.

Paſtor (weinerlich)

Verlangt
Ihr, daß ich ſelber die Wirthſchaft halte?

Rudolph.

Das nicht; — nur nehmet Euch — eine Alte!
Marien aber, willigt Ihr ein,
Will ich für eigene Rechnung frei'n!

Paſtor.

So, ſo? — Das läßt ſich ſpäter beſchließen;
Erſt machet mir den Zell nur ſtumm!

Rudolph.

Sobald die Gulden Sie her nur ſchießen;
Denn früher wär' es doch gar zu dumm!
Sie könnten dann das Sümmchen erſparen,
Und keine Katze miaute darum.

Paſtor (für ſich).

Das iſt ein Teufel von Haut und Haaren.
Was hilft es? — Käm' es ans Tageslicht,
Ich wär' der herrlichen Pfarre ledig.
Da zahl' ich lieber; ſo komm' ich noch gnädig
Davon! —

(laut zu Rudolph)
Nur, Beſter, wolltet Ihr nicht
Die ſtarke Foderung etwas mildern? —

Rudolph.
O! ließen Sie meine Lage ſich ſchildern,
Sie gäben doppelt ſo viel!

Paſtor.
Nein, nein!
Das Schildern laſſe man denn nur ſein.
(rufend)
Marie! —

Marie (an der Thür).
Ja! —

Paſtor (ſie zu ſich winkend, leiſe).
Im Schränklein, am Bette,
Wo die Reliquien, Amulette
Und das Hubertusſchlüſſelein ſind, —
Dort liegen Säckelchen; —
(ſeufzend)
Eins, mein Kind,
Bring her!

Marie (ab).

Rudolph.
Nun hätt' ich noch ein Begehren!

Paſtor.
Wenn's nur nichts koſtet!

Rudolph.

So manche Schuld
Fühl' ich ſeit Jahren mein Herz beſchweren,
Drum wünſcht' ich wohl, der ewigen Huld, —
Entflieh' ich einſt des Leben Beſchwerden, —
Durch einige Meſſen empfohlen zu werden!
Kein Prieſter giebt ſich umſonſt die Müh;
Inzwiſchen ſcheint es, daß ohne Erbe
Zu hinterlaſſen ich einſt verſterbe;
Dem Pfuhl entrinn' ich da nicht zu früh!
Drum leſ't für mich ein halb Dutzend Meſſen
Im Voraus, um es nicht zu vergeſſen!

Paſtor.

Ich will ein Uebriges thun für Euch.
(er zieht ein Taſchenbuch hervor und zeigt es Rudolph hin.)
Die rothen Kreuzchen, an dieſer Stelle,
Sind Meſſen, die ich für ähnliche Fälle
Im Vorrath leſe; hier ſtreich' ich ſogleich
Soviel Ihr brauchet, — zum halben Preiſe, —
Weil Ihr's ſeid!

Rudolph.

Nutzen ſie gleicherweiſe
Wie andre?

Paſtor.

Sicher!

Rudolph.

Wenn's Euch gefällt,
So ſtreicht — ein Dutzend!

Paſtor (löſcht im Buch die Kreuze).

Vierte Scene.

Marie (mit einem Geldſäckchen). **Die Vorigen.**

Marie (zum Pfarrer).

Hier iſt das Geld!

(Nachdem ſie ihm den Sack überreicht und Beide neugierig betrachtet hat, begiebt ſie ſich, auf des Pfarrers Wink, zögernd wieder ins Haus.)

Paſtor (den Sack wehmüthig betrachtend).

Nehmt!

(im Begriff, ihn Rudolph zu übergeben, plötzlich inne haltend)

Doch die Meſſen —

Rudolph.

Hat Zeit!

Paſtor (will den Sack öffnen).

Mit nichten,
Geſtrichen ſind ſie ja.

Rudolph (ihn daran hindernd).

Freilich wahr;
Allein, das wäre wohl einzurichten!

Paſtor.

Wie?

Rudolph

(indem er auf des Pfarrers Taſchenbuch zeigt, das dieſer noch in der Hand hält).

Macht zwölf *neue* auf meine Gefahr!

Paſtor.

Euch zu bekehren muß ich verzichten;
So rennt denn, weil Ihr ſo wollt, ganz warm,
(ihm den Sack zuwerfend)
Mit meinem Gelde, — dem Teufel in Arm!

Rudolph (denſelben auffangend)

Ei nein! — in *andren* Flammen zu brennen,
Als in den hölliſchen, trag' ich Begehr;
Und ſtatt dem Teufel, gelüſtet mich ſehr,
Der ſchönen Marie in die Arme zu rennen!
(Läuft davon.)

Paſtor.

Was mich der Schurke geängſtigt hat! —
Mein Geld iſt in des Betrügers Händen,
Und obendrein ertheilt er den Rath,
Marie'n ihm in die Krallen zu ſenden;
O! du — vermaledeiter Soldat! —
Ich berſte; aber — was iſt zu machen? —
Sie — und der Hund hier — das geht nicht an!
Ein Druck — wer ſteht für mögliche Sachen. —

Ein Kuß — ich wär' ein verlorner Mann! —
Auch hat Marie ſeit einigen Wochen
Sich mit dem Gärtner ſo oft beſprochen,
Daß mir die Sache bedenklich ſcheint.
Es erntet vielleicht der flinke Geſelle,
Indeſſen Ehren Pancratius meint,
Daß er für ſich den Acker beſtelle.
Ich ſage ſie dem Soldaten zu
Und bin vor Beiden alsdann in Ruh!
Auch Hans muß wandern, und das noch heute;
Mein Haus ſoll rein ſein; — und wenn ich dann
Des Hündchens böſe Zunge nicht ſcheute,
Nähm' ich zum Dienſte — Brigitten an.
An Schönheit übertrifft ſie Marien,
Und ſechzehn Jahre! das läßt ſich ziehen!
So wäre dann vollkommen erſetzt,
Was in Marien ich heut verliere.

(Es klopft draußen.)

Fünfte Scene.

Rudolph (mit dem Hunde). Der Paſtor.

Rudolph.

Hier bring' ich ſtumm den Phönix der Thiere,
Als hätt' er nie ſein Schweigen verletzt.

Paſtor (mit ſichtbarer Scheu).

Ich darf ihm trauen?

Rudolph.

Wie ſie geboren,
Hat er die Sprache wieder verloren!

Paſtor.

So bin ich ſicher vor ihm?

Rudolph.

Gewiß!

Paſtor.

Und kann er wirklich mir nicht mehr ſchaden?

Rudolph

Vors Erſte hütet doch Eure Waden!
Die Rache ſchärft vielleicht ſein Gebiß!

Paſtor.

Die Rache?

Rudolph.

Weil Ihr ihn hießt verſtummen. —
Allein ſo geht es nun in der Welt!
Den *Weiſen* wird meiſt das Reden *vergällt*,
Wie hielte ſich ſonſt das Reich der Dummen!? —
Doch ſprecht: was habt mit Marien Ihr vor? —

Paſtor.

Dem Freundesrathe lieh ich mein Ohr;
(mit Ueberwindung)
Sie ziehe!

Rudolph

Edelſter aller Paſtoren!
Du Volksbeglücker, der Kirche Zier,
Des Armen gütiger Hort, und mir,
Selbſt andern Schluckern, zum Troſt geboren,
Empfange meinen geflügelten Dank,
Und leb' unzählige Jahre lang,
Mit ihm, der Dir zum Freunde beſchieden,
Mit deinem Joli,
(ihm den Hund überreichend)
In Glück und Frieden! —

Paſtor

(denſelben zaghaft und mit Bangigkeit ſtreichelnd).

Du Schäker — koſteſt mich viel; —
(da der Hund bellt, plötzlich zuſammenfahrend)
Nein! nein! —
Ich ſpaßte nur, Du kleiner Geſelle!

Rudolph.

Marie wiſſe nun, daß ſie mein;
Wir rufen, denk' ich, ſie gleich zur Stelle!

Paſtor.

Erſt muß ich um eine Gefälligkeit
Noch bitten.

Rudolph.

Redet, ich bin bereit!

Paſtor.

So kommt wir nie mehr über die Schwelle!

Rudolph.

Befehle ſind Eure Bitten mir!

Paſtor.

Nun wohl!

(rufend)

Marie! —

Sechste Scene.

Marie (aus dem Hauſe). **Die Vorigen. Hans** (welcher auf das Rufen gleichfalls erſchien, bleibt, hinter einem Buſche verſteckt lauſchend, im Hintergrunde).

Marie.

Herr Pfarrer, hier!

Paſtor (verlegen und ſich räuspernd).

Man hat — man — kann ſich — man wird wohl
wiſſen —

Marie.

Ich? nein!

Paſtor (für ſich).

Ich auch nicht!

(laut)

Es iſt — wir müſſen —
Wir müſſen —

Rudolph (einfallend).

Sparen Sie Müh' und Zeit!

(zu Marie)

Des Herrn Paſtoren Wohlheiligkeit
Beliebten den weiſen Entſchluß zu faſſen,
Marie'n des Dienſtes hier zu entlaſſen,
Und ſelbige ſeiner Ergebenheit,
Dem treuen Rudolph, in allen Ehren
Als theuren Ehepart zu beſcheren,
In Hoffnung, daß ſie mit dankbarem Sinn
Erkenne dieſer Verbindung Gewinn,
Die heut, — ja heute noch wird vollzogen,
Wie klug bedacht und reiflich erwogen.
Man gebe ſchnell ſein fröhliches Ja!

Marie (zum Pfarrer).

Ich — freien, — ich? — den Soldaten da?

Paſtor.

Ja wohl!

Marie.

Ich kann ihn aber nicht leiden!
Als alte Jungfer ſtürb' ich mit Freuden —

Paſtor (unterbrechend).

Davor giebt's Mittel! —

Marie.

Doch ihn —

Rudolph.

Im Rohr
Der Weig'rung hör' ich ein Vöglein pfeifen,
Deß Sang mir früher ſchon kam zu Ohr.
(auf den Apfelbaum deutend)
Dort unter'm Apfelbaum konnt' ich's greifen,
Und ließ die Freiheit ihm doch, — ich Thor!

Marie (leiſe zu Rudolph).

Bedenkt die Aepfel! —

Rudolph (ebenſo).

Bedenk' die Küſſe!

Marie
(den Finger auf den Mund legend, um ihm Schweigen zu empfehlen; dann zum Pfarrer gewendet, mit flehendem Tone)

Herr Pfarrer!

Paſtor.

Liebchen!

Rudolph (bei Seite zum Pfarrer)

Den Hund bedenkt!

Marie.

Ich hab' euch nie im Leben gekränkt,
Und wollt Ihr, daß ich verzweifeln müſſe?

Paſtor
(in großer Verlegenheit, ſie zärtlich anblickend).

An dem Verzweifeln hab' ich nicht Theil. —

(für ſich)

Verſuchen mag der Soldat ſein Heil;
Ich ſchlüpfe fort und — gehe zu Bette!

(Ab.)

Hans

(aus ſeinem Verſteck hervorbrechend).

Daß Dich die Peſt! — ich bin außer mir! — Hätte
Das eine Minute nur noch gewährt,
Ich wär' vor Bosheit rein aufgezehrt! —
Pfui, Herr Paſtor, Sie ſollten ſich ſchämen;
Ein ehrlich Mädchen ins Haus zu nehmen,
Mit Beicht' und Faſten ſie zu kaſtei'n,
Und ſelbſt dann ihr Verkuppler zu ſein!
Pfui! —

Marie (ihm den Mund zuhaltend).

Hans, was ſprichſt Du? Du biſt von Sinnen

Hans.

Verlieren kann ich nichts, noch gewinnen;
Drum will ich reden. —

(zu Rudolph)

Und Er, — Er iſt
Mir auch ein Früchtchen! Ja! Aepfel ſtehlen
Und Mädchen küſſen und Hunde quälen,
Das kann Er, und ſo ſchurkiſche Liſt
Belohnt ein Pfarrer, ein Tugendlehrer,
Ein Wahrheitsapoſtel, ein Sündenbekehrer
Mit einer Frau! — Wer kann es verſteh'n!

Rudolph.

Du freilich nicht; doch iſt es geſcheh'n!
Gelöſet, ſiehſt Du, iſt mein Verſprechen;
Zur Kirche führ' ich die liebliche Braut
Und ruf' im Jubel des Sieges laut:
Daß brave Soldaten ihr Wort nicht brechen.
Sogleich beſtell' ich das Hochzeitmahl!
Drum weg mit Sorgen! — Vergangne Qual
Iſt, lieben Freunde, des Glückes Würze
Und in der fröhlichen Stunden Kürze
Ein langer, warmer Erinnerungsſtrahl.
Lebt wohl!

(Ab.)

Siebente Scene.

Marie. Hans.

(Lange Pauſe, während welcher Beide vor ſich hinſchauen und ſich die Augen trocknen. — Dann ſehen ſie einander wehmüthig an und fallen endlich mit einem Thränenausbruch ſich in die Arme.)

Hans.

Marie! — Dich ſoll ich laſſen,
Dich einem Andern verbunden ſeh'n?

Marie.

Ach! —

Hans.

Muß es denn ſein? — Ich kann's nicht faſſen,
Ich werde drüber zu Grunde geh'n!

Marie.

Ich auch, — das weiß ich!

Hans.

Du auch?

Marie.

Nun freilich!
Was denkſt Du denn?

Hans.

Ich dachte ſo, daß —
Daß Du Dich tröſten würdeſt.

Marie.

Abſcheulich!
So was zu denken!

Hans.

Nun, weißt Du was?
So widerſetze Dich ihren Befehlen!

Marie.

Du wagſt —

Hans.

Wer wird da lange ſich quälen!

Marie.

Den Herrn beleidigen!

Hans.

Ei, was thut's,
Erweiſet er Dir doch auch nichts Gut's!

Marie.

Er that's doch früher!

Hans.

Iſt aufgehoben
Durch Deine Dienſte!

Marie.

Doch ſprich, was ſoll
Aus uns denn werden?

Hans.

Wie gnadenvoll
Der Himmel iſt, haben wir ſchon erfahren;
Ihm laß uns muthig vertrau'n; — wir waren
Vielleicht noch nie der Hülfe ſo nah!
Nur nimm Du nicht
(nach hinten deutend)
den Betrüger da!

Marie (ihm die Hand reichend).

Wohlan! ſo ſei's, und will man mich zwingen,
So hab ich Muth — in's Waſſer zu ſpringen!

Achte Scene.

Vorige. **Rudolph** (der inzwiſchen wieder aufgetreten iſt.)

Rudolph.

In's Waſſer? — Nicht doch! Unnöthiger Harm!
Dem Bräut'gam ſpringen wir in den Arm!

Marie.

Nein! nimmer!

Rudolph.

Heut noch, — was gilt die Wette?

Marie (ſchüttelt den Kopf).

Rudolph.

Und wenn der Bräutigam Geld nun hätte?
(er zieht den vom Pfarrer empfangenen Sack hervor)
Ja! Viel Geld, funfzig Gulden.

Marie.

Nein, nein!
Ihn will ich nicht und ſein Geld nicht frei'n.

Rudolph

(legt Hans den Sack in die Hand und zeigt auf ihn)

Was? — Iſt er nicht ein ſchmucker Geſelle,
Und iſt ſein Brautſchatz nicht auch was werth?
Wenn ihm Marie den Rücken kehrt,
Er findet Andre an ihrer Stelle.

Marie (erſtaunt).

Wie? — Dieſer?

Rudolph.

Freilich!

Hans.

Der Scherz —

Rudolph (einfallend).

Kein Scherz.

Will Dich Marie, wohlan! —
(Marie und Hans fallen einander in die Arme)
s'iſt richtig!
Jetzt, Kinder, herzet und drückt Euch tüchtig! —
(zu Marien)
Wie nun? — Wer hatte nun Recht?

Marie.

Mein Herz —
Mein Dank — ich weiß nicht Worte zu finden!

Rudolph.

Von **Worten** will ich Marien entbinden.
(Er küßt ſie.)

Hans.

O! welche Großmuth! —

Rudolph.

Ja, Hans, fürwahr!
Das iſt es,
(auf Marien zeigend)
ſolche Beute zu laſſen.

So ſind wir Krieger nun, — jede Gefahr,
Verachtend, gilt's, den Sieg zu erfaſſen,
Um dann die Beute, des Sieges Preis,
Für eine Grille, ein Lorbeerreis,
Für eine Thräne dahinzugeben! —
Wir ſpielen immer mit unſrem Leben
Und ſchmecken nie des Spieles Gewinn;
Weil rühmlich nur in unſerem Sinn
Die Kraft iſt, welche Alles begehret
Und freud'gen Muth's auch Alles entbehret! —
Jetzt wartet unſrer das Mittagmahl,
Und dort erzähl' ich, einmal im Schwange,
Von braven Kriegern, beim Becherklange,
Noch Großmuthzüge in guter Zahl!

Marie.

Ach Gott! mir iſt nur immer noch bange,
Daß Alles, was geſchehen, ein Traum.
Was wird dazu der Herr Pfarrer ſagen?

Rudolph.

Die Traugebete!

Hans.

Das glaub' ich kaum;
Doch wie gelang es Euch —

Rudolph.

Dieſen Fragen
Wird Antwort, wann Ihr erſt Frau und Mann!

Gefällt Euch
(halb gegen die Zuſchauer, halb gegen die Mitſpielenden gewendet)
meine Geſchichte dann,
Wird glücklich ſich der Erzähler ſchätzen, —
Ja, ſtehet nur Eure Gunſt ihm bei,
Kein Tadel, kein Paſtorengeſchrei,
Kein Anathema der Kleriſei
Ihn beugen oder in Schrecken ſetzen!! —

III.

Les Anglais en France.

Folie-Vaudeville en un Acte.

La musique arrangée pour la représentation au théâtre français de Berlin se trouve chez le Compositeur, Mr. Girschner, Directeur de musique en cette ville.

Die zu der verſprochenen Darſtellung auf dem franzöſiſchen Theater in Berlin eingerichtete Muſik iſt zu finden beim Componiſten, Herrn Muſikdirector Girſchner ebendaſelbſt

Zueignung

an

die französischen Kritiker.

Apollo's Fügung iſt's, — ſo muß ich glauben, —
Und ſchwere Pön für meine Dichterſünden,
Daß alle Schickſalstücken ſich verbünden,
Um dieſem Büchlein Gunſt und Muth zu rauben.

Denn während dort in ſeine krit'ſchen Schrauben
Es Deutſchland nimmt und mit gewicht'gen Gründen
Das Nichts des Inhalts ſuchet zu verkünden,
Wird Frankreich hier zugleich am Worte klauben.

So klaubt denn zu! — Nur dürft Ihr nicht vergeſſen,
Wenn Ihr gerecht wollt ſein dem armen Spiele:
Wir können nicht mit gleichem Maaß Euch meſſen!

Denn Eurer Dichter Schaar, wie leicht zum Ziele
Sie kommt und fremden Stoff ſich macht zu eigen, —
In fremder Zunge weiß ſie nur — zu ſchweigen!

Les Anglais en France.

Folie-Vaudeville en un acte.

Personnages:

Mylord *Bombshell*, général.
Sir *Arthur Slice-Beef*, son aide de camp.
John Flower, valet de chambre de Mylord.
Madame *de Richepanse*.
Sigismonde, sa fille.
Babet, femme de chambre.

La scène se passe au salon de Madame *de Richepanse*.

Scène première.

Sigismonde. Babet. Sir Arthur.

Sigismonde.

Vous allez donc nous quitter?

Arthur.

Je le crois, Mademoiselle.

Sigismonde.

Bientôt?

Arthur.

Dans un quinzaine de jours peut-être.

Babet.

Ah! nous aurons le tems de nous désoler.

Sigismonde.

Et pour où partez vous?

Arthur

Pour Paris!

Sigismonde.

Pour Paris? — (à part) Comme c'est désagréable! (haut) Y avez Vous des connaissances?

Arthur.

Oh non, Mademoiselle.

Sigismonde.

Mais vous allez en faire, je suppose.

Arthur.

Je ne crois pas cela.

Sigismonde.

Pourquoi ne le croyez vous pas?

Arthur.

Parceque —

Babet.

Eh bien! Parlez donc!

Arthur

(avec embarras).

Parceque — je ne désire pas cela.

(Il laisse tomber son chapeau, sans le ramasser.)

Babet (à part).

Dieu, qu'il est impatientant! (haut) Mais, Monsieur, votre chapeau est tombé.

Arthur.

Ah oui! — Il est tombé! (avec un profond soupir) Je voudrais aussi tomber!

Babet (en riant).

Tombez donc! Personne ne vous en empêche

Arthur.

Mais — où —

Babet.

Vous êtes le maitre de choisir l'endroit.

(montrant la place devant *Sigismonde*)

Là, par exemple, si cela vous fait plaisir.

Sigismonde.

Comment, Babet —

Arthur.

Mais — qui ramassera moi?

Babet.

Tombez toujours; le reste se trouvera après.

Sigismonde.

Mais finissez donc vos folies!

Arthur

(tombant à genoux devant *Sigismonde*).

Charmante Sigismonde!

Sigismonde.

Que faites vous là, Monsieur?

Arthur.

Je — vous estime beaucoup, je vous admire bien fort, je — vous aime extrêmement.

Sigismonde

(en l'aidant à se relever)

Que dites vous? levez vous donc! — Si quelqu'un venait!

Arthur

(se lève précipitamment)

Sigismonde.

Comment, Monsieur, — vous osiez — un tel aveu! Si ma mère savait —

Babet

(bas à *Sigismonde*).

Trève de résistances! Vous allez l'effrayer, au point de se retracter.

Arthur.

Ah, Mademoiselle, je vous ai deplû —

Babet.

Eh non! rassurez vous! — Il fallait au contraire —

Sigismonde. (bas à *Babet*).

Taisez vous!

Babet.

Vous expliquer plutôt! Maintenant, au moment de partir, où les choses sont à un point —

Arthur.

Comment —

Babet.

Oui! où Madame de Richepanse n'attend plus que la déclaration de votre Mylord, pour lui donner sa fille en mariage, — maintenant vous dites que vous l'aimez!

Arthur.

Ah! j'aurais pas dû le dire du tout.

Babet.

Ce repentir n'est pas flatteur pour Mademoiselle.

Sigismonde.

Laisse donc.

Babet.

Il prouve bien votre phlegme et le peu d'énergie de vos sentimens.

Arthur.

Ah! Il y a bien long-tems que ces sentimens sont dans mon intérieur, mais j'avais pas de courage pour les expliquer, et j'avais beaucoup tort aussi de le faire.

Babet.

Mais pourquoi donc?

Arthur.

Parceque Mylord aussi aime Mademoiselle.

Babet.

Eh bien! Belle raison!

Arthur.

Et qu'il veut l'épouser —

Babet.

A merveille!

Arthur.

Et que je lui ai donné ma parole pour lui assister dans son mariage.

Sigismonde.

Comment, Monsieur?

Arthur.

Oui! pour l'aider à vous épouser.

Babet.

Grand Dieu! Ce n'est donc pas pour vous-même que vous voulez la main de Mademoiselle.

Arthur.

Ah oui, bien volontiers! Mais le Général l'a voulu avant moi.

Babet.

Et cela vous fait céder?

Arthur.

Certainement! Une parole d'honneur —

Babet.

Mais pourquoi la donniez vous?

Arthur.

Parceque — j'étais une bête!

Babet.

C'est vraiment plaisant! un homme qui promet de faire épouser sa maîtresse à un autre, et qui, malgré elle, veut tenir sa parole! Quel bel exemple de loyauté! Mais dites-moi donc pourquoi —

Air: femmes voulez vous éprouver.

Pourquoi, si Messieurs les Anglais
Tiennent si fort à leurs promesses,
Qu'on les voit, à si peu de frais,
Renoncer même à leurs maitresses,
Pourquoi, entr'eux si scrupuleux,
Le sont ils moins envers les belles?
Puisque l'on trouve encor chez eux
Hélas! tant d'époux infidèles.

Cependant si par hazard Mademoiselle ne voulait pas de votre Général, qu'en diriez vous?

Arthur.

Je dirai que cela ne suffit pas; — il faudrait, qu'il ne voudrait pas elle.

Sigismonde.

C'est un peu fort, en vérité! — Vous êtes donc décidé à m'abandonner, si le Général persiste dans son ridicule projet?

Arthur.

Oui, Mademoiselle, avec votre permission.

Sigismonde.

Vous êtes bien honnête! — Mais en attendant, ne vous donnez pas la peine de vous intéresser en sa faveur, — ni en la votre. Vos peines seraient perdues.

Arthur.

Ah, Mademoiselle, c'est bien malheureux!

Babet (bas à *Sigismonde*).

Vous l'intimidez! Tâchons plutôt de vaincre ses scrupules. (à *Arthur*) Qu'avez vous à vous plaindre? N'est-ce pas vous même, qui amenez toutes ces difficultés là?

Arthur.

Moi? comment donc?

Babet.

Mais dame! par votre folle promesse! Comme vous aimiez Mademoiselle, naturellement vous aviez envie de l'épouser. —

Arthur.

Ah oui! beaucoup envie!

Babet.

Dans ce cas là vous sentez bien, comme les demoiselles chez nous ne sont pas un objet de partage, que M. le Général sera obligé d'y renoncer!

Arthur.

Il ne fera pas cela, parcequ'il est autant amoureux que moi.

Babet.

N'importe! tout dépend ici, comme vous le sentez bien, du choix de Mademoiselle.

Sigismonde.

Qu'on ne forcera pas, j'espère, et qui certainement ne tombera que sur un objet digne de ma préférence.

Babet (bas à *Arthur*)

C'est vous, cet objet là, si vous êtes sage —

Arthur.

Ah oui! beaucoup sage.

Babet.

Et que vous cessez de nous contrarier.

Arthur.

Ah! si j'avais pu penser que Mademoiselle aime mieux moi que Mylord, j'aurais jamais promis de lui assister.

Babet.

Allons! la chose est faite! il ne reste donc qu'à chercher d'y rémédier, sans compromettre une conscience aussi délicate.

Sigismonde.

J'espère, que tu ne manqueras pas d'égard à la mienne. Quelle espèce de plan as-tu formé?

Babet.

Aucun encore! mais soyez tranquille! Je ne vous demanderai jamais qu'un peu d'énergie et peut-être un peu de ruse.

Sigismonde.

Quant à cela, je le veux bien, car je déteste ce gros Mylord, et pour rien au monde je ne serai son épouse.

Babet.

Ah cela! Monsieur, voyons! Si réellement vous voulez posséder Mademoiselle, il faut nous aider, à nous débarrasser du Général.

Arthur.

Que demandez-vous? c'est impossible, parceque moi-même je dois l'approcher.

Babet.

Qu'a-t-il donc exigé, que vous fassiez pour cela?

Arthur.

Il a d'abord exigé, que moi je dois lui parler toujours français, pour apprendre plus facilement.

Babet (en riant).

Soit! je ne vous en empêche pas, car j'aurai les cheveux blancs, avant qu'il n'y réussisse! — Et puis?

Arthur.

De parler toujours en son avantage à Mademoiselle et à Madame sa mère.

Babet.

Vraiment?

Arthur.

Ah oui! et cela est sûr! Mylord est un charmant homme; il a un excellent coeur et beaucoup de l'argent. Il est le plus grand chasseur du Leicestershire et membre du parlement. Il a un château et beaucoup de chevaux et de chiens, tous chiens de race et d'un grand mérite, surtout les bull-dogs. Il est aussi extrêmement généreux; il donne des pensions aux boxeurs, qui ont gagné pour lui des paris. Et puis (avec enthousiasme) personne à Londres ne peut mener aussi bien quatre chevaux, comme Mylord Bombshell.

Sigismonde.

Quel éloge pompeux! Vraiment, il y a de quoi me séduire, et Mylord ne pouvait mieux choisir son apologiste.

Babet.

Et que veut-il encore?

Arthur.

Cela est tout.

Babet.

Allons! Vous pourrez remplir scrupuleusement tous les articles de votre traité; mais vous allez en conclure un autre avec moi, plus facile encore à exécuter et qui ne troublera en aucune manière le repos de votre ame. Ecoutez! — D'abord vous garderez le silence sur tout ce qui vient de se passer ici; ensuite, quand le Général vous parlera de son amour pour Mademoiselle, vous ne direz mot, — quand il en fera l'éloge, vous vous tairez de-même, quand il en dira du mal, vous vous tairez toujours.

Arthur.

Cela je peux bien faire!

Babet.

Bravo! — enfin, quoiqu'il dise et quoiqu'il fasse à son égard, vous resterez muet, en ne vous permettant ni observation, ni résistance! Le promettez vous?

Arthur.

Ah oui! mais je suis sûr, qu'il ne dira rien que des complimens, et qu'il ne fera d'autre que l'épouser. Moi, je serai séparé d'elle, je serai malheureux!

Sigismonde (à part).

Pauvre jeune homme!

Babet.

Rassurez vous et laissez moi faire! — Mais — voyons! il est tems de vous retirer, car Madame ne tardera pas de paraitre, et il est inutile, qu'elle nous trouve ensemble.

Sigismonde

(en tendant sa main à *Arthur*).

Adieu, mon ami!

Arthur

(avec une profonde révérence).

Adieu, charmante Sigismonde! (Il sort.)

Sigismonde.

Pourquoi donc le renvoyer si précipitamment?

Babet.

Parcequ'en effet Madame va arriver; ensuite pou gagner le tems de nous concerter.

Sigismonde.

Hé bien! quel est ton espoir?

Babet.

Je n'en ai d'autre, que dans la constance de vos voeux, avec laquelle on vient à bout de toutes choses, quelques difficiles qu'elles paraissent.

Air. à l'amitié je consacre ma vie.

(Canon à deux voix.)

Quand de l'amour la divine éloquence
A sans retour sçu pénétrer un coeur,
Le seul chemin qui conduit au bonheur,
Et ce bonheur lui même — est la constance.

Sigismonde.

Quand de l'amour etc. etc.

Ah! pour ma constance, tu peux y compter, car j'aime de tout mon coeur ce pauvre Arthur, malgré sa timidité et sa maladresse.

Babet.

Au surplus le hazard nous secondera, pourvû que nous trouvions le moyen de gagner du tems, c'est à dire: de reculer la déclaration de Mylord, en tempérant autant que possible l'ardeur de sa belle flamme.

Sigismonde.

Mais ce moyen, où est-il?

Babet.

C'est, il me semble, de chercher à lui déplaire, en contrariant d'une manière éclatante ses goûts et ses habitudes.

Sigismonde.

Comment, moi — je devrais, —

Babet.

Certainement, et ce rôle ne parait pas difficile à remplir. Armez vous donc d'un noble courage; dégoûtez-le de son amour; montrez vous une véritable

Française, en donnant l'alarme à la grande Brétagne, dont le noble fils parait tenir à ses usages, autant qu'une femme tient à ses caprices. J'espère que pour le plaisir de vous posséder, il ne voudra pas perdre dans son propre ménage les privilèges de sa liberté tant chérie!

Sigismonde.

Tu as raison! l'orgueil anglais ne s'exposera point, à céder à la France un pouvoir acheté par tant de sacrifices. L'Angleterre n'a jamais voulu *de notre empire*, — ainsi Mylord ne fera pas d'exception à la règle!

Air: que le Sultan Saladin.

Fiers Britons, dans vos châteaux
Maltraitez chiens et chevaux
Et montez à la tribune
Dans la chambre des communes,
Pour y faire un beau discours,
Bien long, bien court,
Nous l'applaudirons toujours!
Mais sortis de l'Angleterre,
Sachez — vous taire!

Et si vous sentez enfin
D'une épouse le besoin,
Pour soigner votre ménage
Choisissez en mariage
Les filles de vos voisins.
C'est bien! c'est bien,
Que le coeur n'y soit pour rien!
Mais sortis de l'Angleterre
Tachez — de plaire!

Babet.

Cependant, Mademoiselle, si en vous débarrassant du Général, vous perdiez en même tems l'aide de camp?

Sigismonde.

Tu le croirais donc capable de trahison?

Babet.

Eh non! mais osera-t-il se déclarer le rival de son chef et ne vaudrait-il pas mieux alors, tout bien considéré, de garder le certain pour l'incertain?

Sigismonde.

Tais toi! Je ne puis supporter l'idée d'épouser ce gros personnage.

Babet.

Et puis, Madame votre mère, — se laissera-t-elle de bonne grace escamoter un gendre, qui presque lui tourne la tête à elle même par son rang, sa fortune et son embonpoint?

Sigismonde.

Qu'elle l'épouse donc, si cela lui fait plaisir! — Mais pourquoi toutes ces difficultés, après ce qui s'est passé, après les conseils, que toi-même tu me donnes, pour échapper à cette fatale union?

Babet.

Parcequ'il est bon de péser d'avance le pour et le contre, ainsi que de mettre à l'abri ma propre responsabilité. — Mais voilà Madame qui arrive.

Scène seconde.

Madame de Richepanse, les précédentes.

Sigismonde

(en baisant la main à sa mère).

Bon jour, Maman, avez vous bien reposé?

Madame de Richepanse.

Assez bien, Mademoiselle. Y-a-t-il long-tems que vous êtes au salon?

Sigismonde.

Je viens de descendre.

Madame de Richepanse.

Quelle heure est-il?

Sigismonde.

Il est près de deux heures!

Madame de Richepanse.

Personne n'est venu ce matin?

Sigismonde.

Non, Maman, personne.

Madame de Richepanse.

Avez vous envoyé savoir, si Mylord vient diner avec nous?

Sigismonde.

Mylord aura du monde chez lui et Sir Arthur est venu de sa part nous y inviter.

Madame de Richepanse.

Tout à l'heure vous me disiez, que personne n'était venu.

Sigismonde.

Personne, Maman, — excepté Sir Arthur. Il n'est resté qu'un très petit instant, pour me dire, qu'il partait.

Madame de Richepanse.

Qui cela?

Sigismonde.

Lui, — Arthur — et le Général!

Madame de Richepanse.

Ah! (à part) Partir, sans s'être déclaré? — Je sais bien cependant, où il en veut venir. Peut-être aujourd'hui, à ce diner — oui! c'est cela. (à *Sigismonde*) Mademoiselle, nous acceptons l'invitation de M. le Général. Allez faire votre toilette et tachez de vous mettre avec le plus de goût possible. Mylord, comme vous le savez, n'aime pas les robes décolletées! — Allez, dépêchez vous!

Sigismonde.

Volontiers, Maman! Venez, Babet. (Elles sortent.)

Madame de Richepanse.

Voilà deux mois qu'il retarde de jour en jour cette déclaration tant désirée. Je ne suis presque plus en état de cacher mon impatience, car ce mariage seul est capable de me tirer des embarras, où je me trouve plongée, et de reparer envers ma famille les injustes caprices de la fortune. — Malgré cela, la reserve des Anglais, toute incommode qu'elle soit, est cependant bien intéressante. Cette modestie, cette simplicité, — on dirait bêtise, si on n'était mieux instruit, — tout cela leur va si bien! — Quelle différence entre eux et nos Français, qui jasent toujours, sans ne rien dire, qui disent tant de choses, sans penser à aucune, qui sont toujours en mouvement, remplis d'audace et d'effronterie; galants avec les femmes, mais sans respect pour la vertu. Ah! les Anglais, c'est tout le contraire! ils pensent ce qu'ils disent, et n'en disent jamais trop; souvent même ils n'en disent pas assez. Ils ont le talent de se taire et la réputation d'une femme ne souffre point avec eux. Ils sont réservés, de sang-froid et pénétrés de respect pour le sexe. Une femme resterait enfermée avec eux pendant des heures entières, sans voir sa vertu en danger. Que bien des gens ont le jugement de travers, en les appellant des ours mal léchés! — Moi au contraire, je trouve de l'originalité dans leur manque d'usage, un noble orgueil dans leur brusquerie et de l'esprit dans leur silence! — Ah, Mylord Bombshell! qu'il est ressemblant au portrait que je viens de tracer!! qu'il est modeste et gentil! — Si j'avais quelques années de moins, mon coeur ne sçaurait résister à tant d'avantages! — Au fait ma fille, avec son étourderie, ne sçaurait apprécier un tel homme, ni bien connaitre tout son mérite! Ah, cher et aimable Bombshell, si vous aviez voulu être heureux, chéri, adoré, — il fallait —

Scène troisième.

Mylord Bombshell, Sir Arthur, Madame de Richepanse.

Mylord Bombshell (entrant brusquement).

Bon jour, Madame.

Madame de Richepanse.

Dieu! que vous m'avez effrayé! — Bon jour, Mylord! (à *Arthur*, qui fait une profonde révérence) Monsieur, je vous salue! (à *M. Bombshell*) Comment avez vous passé la nuit?

Mylord Bombshell.

Passablement bien! j'avais diné et bu si fort, que j'ai dormi comme une bête.

Madame de Richepanse.

Mylord veut dire, comme une marmotte!

Mylord Bombshell.

Oui, Madame, marmotte! (en tournant le dos à *Madame de Richepanse* et promenant ses regards dans la chambre) Mademoiselle Sigismonde est-elle aussi une marmotte?

Madame de Richepanse.

Comment, Mylord?

Mylord Bombshell.

Je veux dire, si encore elle est dormant.

Madame de Richepanse.

Elle est levée depuis très long-tems, et se trouve à sa toilette dans ce moment-cy. Mais elle ne tardera pas de venir.

Mylord Bombshell.

Oh non! elle doit pas venir. Je veux vous parler une chose. I say, Slice-Beef, il vous faut aider moi, — je ne peux pas parler tout seul.

Arthur.

Mylord veut donner à vous, Madame —

Mylord Bombshell (en l'interrompant).

Un diner à l'Anglaise; une soupe de torture —

Arthur.

De Tortue, Mylord.

Mylord Bombshell.

Oh oui! Tortue et Pudding, comme vous jamais avez mangé. Mais parlez donc de cette affaire, Slice-Beef.

Arthur.

Mylord veut donner à vous, Madame, une marque de son respect.

Mylord Bombshell.

De mon respect.

Arthur.

Et de son confiance. — Mylord est devenu amoureux.

Mylord Bombshell.

Oh oui! extrêmement amoureux, — Slice-Beef, dites un peu de qui!

Arthur.

De la très aimable Mademoiselle votre fille.

Madame de Richepanse.

Mylord lui fait beaucoup d'honneur.

Mylord Bombshell.

Et je veux la marier.

Madame de Richepanse.

A qui donc, s'il vous plait?

Mylord Bombshell.

(avec un éclat de rire).

A moi donc!! God bless me!

Madame de Richepanse.

C'est-à-dire: vous voulez l'épouser.

Mylord Bombshell.

Ah oui! je veux l'épouser!

Arthur.

Et Mylord demande pour cela votre consentement. Mais il faut décider vous dans ce moment, parcequ'il faut partir dans quelques jours et qu'il veut déclarer son mariage avant cela, pourquoi il a invité ses amis aujourd'hui pour diner.

Madame de Richepanse.

Je me sens très flattée de l'aimable proposition de Mylord, et ma fille en sera également pénétrée. J'espère donc, qu'il n'y aura aucun obstacle à cette union, que les hautes qualités de Mylord, jointes à son rang et à sa fortune, rendent on ne peut pas plus désirable à la famille des Richepanse. Mais le tems de se décider est si court, que vraiment je me trouve dans un embarras, — cependant si Mylord le désire, je ferai ce que je pourrai. Quant à ma fille, je suis sure de son obéissance; mais moi-même, — un évènement aussi peu attendu, — je n'y étais pas du tout préparée; — Mylord m'excusera, — quelques ordres à donner! Dans deux minutes je serai de retour. (Elle sort.)

Mylord Bombshell.

I say, Slice-Beef, have I not —

Arthur.

Parlez français, Mylord!

Mylord Bombshell.

Ah oui! — ai-je pas fait bien la déclaration?

Arthur.

Non, Mylord, vous avez parlé du diner, de Pudding et Turtle, dans le même moment que j'ai parlé de respect et de confiance.

Mylord Bombshell.

C'est toute la même chose! (Il s'assied, en faisant claquer la cravache qu'il tient en main, tandis qu'Arthur se promène et regarde les tableaux, après quelques momens de silence, Mylord baille tout haut.)

Arthur (en se retournant).

Que faites vous donc? Voulez vous dormir?

Mylord Bombshell.

Oh non! c'est dans mon estomac. Il est quatre heures!

Arthur.

Pas encore! Mais levez vous, Mylord, si Mademoiselle Sigismonde vient —

Mylord Bombshell

(sautant en haut de sa chaise)

Elle vient?

Arthur.

Non, — mais elle peut venir dans chaque moment.

Mylord Bombshell (reprenant sa place).

Très bien! elle doit me voir souvent comme cela, quand elle sera ma femme. — Elle faut s'accoutumer! Mais, Slice-Beef, croyez vous bien qu'elle aime moi? — Je suis sûr, qu'elle aime moi beaucoup! Oui beaucoup!

Arthur.

Je ne crois pas cela!

Mylord Bombshell (en riant).

Ah! c'est toute la même chose! Vous êtes un jaloux; vous êtes aussi amoureux! N'est ce pas? — Vous aimez elle? Pauvre diable! et moi je la marie!

et vous êtes en rage, n'est ce pas? — Mais, Slice-Beef, vous ne répondez pas! — écoutez donc, Slice-Beef! Vous ne voulez pas parler? I say, will you no more answer me, Sir?

Arthur.

Voilà Mademoiselle Sigismonde!

Scène quatrième.

Sigismonde, les précédens.

Mylord Bombshell

(en se levant précipitamment).

Bon jour, Mademoiselle; comment vous portez vous?

Sigismonde.

Assez bien, Mylord, et vous?

Mylord Bombshell.

Je suis fort bien en bonne santé. J'ai bon appetit et je dors comme un marmite.

Arthur.

Marmotte, Mylord!

Sigismonde.

Mylord a-t-il été à la chasse hier?

Mylord Bombshell.

Oh non, Mademoiselle; ce n'est pas de plaisir ici en France.

Sigismonde.

La chasse est donc plus belle en Angleterre?

Mylord Bombshell.

Ah oui! ils y sont beaucoup de bêtes!

Sigismonde.

Je n'en doute pas!

Mylord Bombshell.

On ne faut pas attendre si long-tems pour les attraper.

Sigismonde.

Ah, Mylord, si vous disiez vrai!

Mylord Bombshell.

Extrêmement vrai.

Sigismonde.

Tant mieux!

Pareille chasse, à moi surtout,
Paraît pleine de charmes,
Comme on y peut lancer ses coups
Sans payer le port d'armes.

Je crois cependant, que même en Angleterre on n'est pas toujours libre de satisfaire entièrement son goût pour cette espèce de chasse.

Mylord Bombshell.

Comment? en Angleterre on n'est pas libre? Oh oui! on est beaucoup libre!

Sigismonde.

Certainement! de se casser les reins dans les rues, de se combler d'invectives dans les journaux et de tenir des assemblées tumultueuses dans les tavernes, — voilà votre liberté! Je la déteste, comme je déteste l'Angleterre, où les hommes n'aiment qu'à boire et à chasser, où les femmes sont une espèce d'esclaves, qu'on a le droit d'aller vendre au marché. Ah! l'affreuse liberté, et malheur à celles, qui en sont les victimes! — Quant à moi, je sçaurai bien m'y soustraire, car je ne connais d'autre plaisir que celui de gouverner, et je ne veux de liberté, que celle de faire tout ce qui me plait. Voilà ma façon de penser! Je la dis tout haut, pour servir de règle à qui que ce soit, et je sçaurai la faire valoir au moyen de toutes les armes, que le ciel a mis à la disposition d'une femme.

Mylord Bombshell (en riant).

God bless my soul! quelle langue! j'ai jamais vu une femme comme cela. — Slice-Beef, avez vous entendu?

Arthur.

Oh oui! Mylord, j'ai fort bien entendu.

Mylord Bombshell.

Et que vous dites donc?

Arthur.

Je ne dis rien!

Mylord Bombshell.

Moi non plus! — Mais c'est toute la même chose.

On faut la mettre à l'ordre! C'est l'opposition, c'est la basse maison!

Sigismonde.

Qu'on s'avise d'en faire l'essai! Songez, Mylord, que nous sommes en France, — dans le pays, où le domaine des femmes ne se borne pas aux futiles soins de la cuisine et de la cave, où l'opinion, la vie publique, les arts et les plaisirs sont réglés par elles, où rien de grand, de noble et d'héroique, ni rien de sot et de ridiculé ne se fait que par leur influence! Je suis Française, et jamais je ne renoncerai à de si beaux privilèges, jamais je n'endurerai l'esclavage matrimonial, auquel les hommes des nations étrangères ont l'habitude de soumettre leurs épouses. Si donc le choix d'un tel mari m'était imposé et qu'il fallût lui appartenir malgré moi, je m'en vengerais sur lui même; je le tourmenterais de toutes les menières, je le brouillerais avec sa famille, je dépenserais sa fortune, je le ferais mourir de chagrin; à la fin je le fuirais, choisissant pour asyle un pays, où ses barbares loix ne sçauraient m'atteindre.

Mylord Bombshell.

Slice-Beef, venez à mon secours, et parlez lui, qu'il ne fait pas tant de bruit. Ce femme est un vrai diable!

Scène cinquième.

Madame de Richepanse, Babet, les précédens.

Madame de Richepanse
(ayant changé de toilette).

De quoi s'agit-il? contre qui Mylord s'est il échauffé?

Sigismonde.

Mylord s'amuse à jurer contre les femmes, à la suite d'une petite conversation, que nous avons eue sur les inconvéniens du mariage.

Madame Richepanse.

J'espère, Mademoiselle, que vous n'aurez pas manqué aux règles de la bienséance, ni au respect, que vous devez à Mr. le Général! — Mylord, j'ai parlé à ma fille de l'honneur que vous voulez bien lui faire. Elle en sent la plus vive reconnaissance —

Sigismonde (bas à sa mère).

Je vous en supplie, Maman, point de réponse décisive!

Madame de Richepanse.

Et n'ayant jamais eu d'autre volonté que celle de sa mère —

Sigismonde (comme auparavant).

Donnez-moi au moins le tems de réfléchir!

Madame de Richepanse (en la fixant avec sévérité).

Que celle de sa mère, elle se félicite du titre que vous lui offrez.

Sigismonde.

D'après la déclaration que je viens de faire à Mylord, je doute que —

Madame de Richepanse.

Point d'observations, Mademoiselle, s'il vous plait! — Ma fille se félicite de l'offre que vous lui faites et elle fera son possible pour répondre à un attachement aussi flatteur, par le soin, de rendre heureux le plus charmant, le plus digne et le plus estimable des époux.

Mylord Bombshell.

Eh bien! nous voulons voir cela et faire un expériment!

Sigismonde (bas à *Babet*).

C'en est fait, — je suis sacrifiée!

Babet (de même).

Prenez courage et allez votre train!

Mylord Bombshell.

Mais, Slice-Beef, il faut être quatre heures déjà! Allez donc si le diner est prêt. (*Arthur sort.*) Oui, Madame, nous allons diner et vous faites moi l'honneur de boire un verre de vin avec moi; et nous voulons déclarer à mes amis, que je veux marier, et qu'ils doivent faire beaucoup de complimens à moi sur mon jolie femme, et que nous ferons tout de suite la nôce, — et bientot le carême.

Madame de Richepanse.

Le carême! nous n'en sommes pas si près!

Babet.

Mylord aura voulu dire: le baptême.

Mylord Bombshell.

Ah oui! le baptême!

Arthur (en rentrant).

La soupe est servie!

Mylord Bombshell (qui s'en va tout seul).

Allons manger la torture?

Madame de Richepanse.

Venez donc, Mylord, me donnez la main!

(Mylord Bombshell s'en retourne, la prend par le bras et sort avec elle, ainsi qu'Arthur avec Sigismonde.)

Babet.

Je suis curieuse de savoir, comment tout cela finira et lequel des deux elle aura pour mari. Si à la fin elle n'avait ni l'un ni l'autre, adieu tous mes beaux châteaux en Espagne! Point de mariage pour Mademoiselle, point d'espoir pour moi, car ce Monsieur Lafleur, ou Flower, comme il s'appelle depuis qu'il s'est fait Anglais, quoiqu'il me fasse les yeux doux, ne se résoudrait guères, je pense, d'échanger le pays des livres sterling contre celui des livres tournois, quoique sa patrie et le théâtre de ses premiers triomphes dans la noble carrière des laquais. — Comme ce drôle est orgueilleux de sa pompe insulaire et avec quel front il joue son rôle, comme si personne ne connaissait son extraction champenoise! — Tiens le voici! C'est ce qui s'appelle arriver à propos! — Mais faisons semblant de ne pas l'apercevoir et cherchons à toucher son coeur par les accens nationaux, que lui-même s'est donné la peine de m'apprendre.

Air anglais:

Oh! dear! what can the matter be! etc. etc.

Scène sixième.

John Flower, Babet.

Flower.

Brava! brava! Bon jour, Miss Babet, ah! je vous écoutais, — avec quelle émotion! Pleasing sounds of our country! Sons charmans de notre pays!

Babet.

Comment, Master Flower, vous étiez-là?

Flower.

Oui sans doute! et dans l'admiration de votre facilité anglicane, qui, si vous vouliez, serait de bon augure pour moi! Mais — vous vous portez bien?

Babet.

A merveille, et vous?

Flower.

Très bien! at your service! — and very pleased —

très satisfait qu'un heureux hazard, que j'ai sçu amener, me fasse trouver Miss Babet seule, ayant saisi the moment of dinner, le moment du diner, pour l'entretenir d'une affaire of great importance, de grande importance!

Babet.

Parlez donc, Master Flower, je suis entièrement à votre service.

Flower.

C'est bien! (à part) elle ne me reconnait pas, et me prend pour un véritable Anglais! (haut) Considering, — considérant que dans toute l'Europe et particulièrement dans notre royaume d'Angleterre il est d'usage — de se marier et que là c'est le meilleur moyen d'augmenter son crédit, — considérant de plus, que le valet-de-chambre d'un lord, Général et membre du parlement est — et a besoin d'être un personnage créditif ou accrédité, — considérant enfin que dix Guinées par mois de gages, autant de profits de toute espèce, logement en ville et à la campagne et l'usage de la garderobe de Mylord —

Babet.

Comment, Monsieur?

Flower.

Oui, Mademoiselle, l'usage de la garderobe, — dont il n'use plus, — considérant donc que tous ces avantages réunis mettent en état Master John Flower de mener un train de maison très convenable et analoguissime aux prétentions de celle, qu'il en a choisi pour maitresse, par suite de toutes ces considérations ce même John Flower, à l'exemple de son maitre qui épouse la maitresse, à l'honneur d'offrir a la suivante — son coeur et sa main.

Babet.

A moi! grand Dieu! (feignant de se trouver mal) quel effroi vous me causez, quel tressaillement, quelle palpitation! Ah!

Flower.

Ah! (à part) Bon! voilà du romanesque! C'est tout-à-fait à l'anglaise.

Babet.

Je devrais vous en vouloir, Master Flower, de ménager si peu la délicatesse d'une jeune personne délicate, par une déclaration aussi subite, qui éclate pour ainsi dire comme une bombe!

Flower.

I ask your pardon, my dear Lady! Je vous demande pardon de ma vivacité, en vous priant de m'honorer d'une prompte réponse.

Babet.

Comment, Master Flower, sans prendre des informations sur votre compte! Ah! c'est trop exiger!

Flower.

That's our english character! C'est notre caractère anglais!

Babet.

Mais, Master Flower, pensez y bien! quitter son pays! suivre un homme, un étranger, que l'on ne connait pas, cela demande de la réflexion. Cependant pour vous prouver, combien je désire vous être agréable, dès ce soir — (à part) suivant la tournure que prendront les affaires de Mademoiselle, — (haut) je répondrai à votre obligeante proposition. Donnez vous donc la peine, de monter chez moi vers les sept heures!

Flower.

Chez vous, Miss Babet, où voulez vous dire?

Babet.

Chez moi, dans ma chambre.

Flower.

Dans votre chambre, dans votre chambre à coucher?

Babet.

Sans doute, comme je n'ai pas de salon de compagnie à ma disposition.

Flower.

Impossible! english decency will never permit it!

Babet.

Que dites vous là?

Flower.

La décence anglaise ne le permet pas.

Babet.

Comment! la décence anglaise s'occuperait de si peu de chose?

Flower.

Oui, Miss Babet, certainement!

Air de la Sentinelle.

Jamais jeune homme, ami de son devoir
Et dont les mœurs égalent la naissance,
Ne met chez nous les pieds dans un boudoir,
Car sa vertu l'aspect d'un lit offense.

Babet.

Eh bien! c'est plus commode que chez nous,
Car si le lit seul vous parait profane,
L'on n'a, pour donner rendez-vous,
Qu'à choisir chambre — à ottomane.

Flower.

No, my dear Babet, jamais un véritable anglais de ma façon n'oserait compromettre la délicatesse de sa future, au point de violer la défense du boudoir, quelque doux que cela lui semble!

Babet.

Ainsi vraiment c'est une de vos fantaisies anglicanes, de regarder la présence d'un lit comme une offense aux bonnes moeurs?

Flower.

To be sure! — assurément!

Babet.

Et les Mylords aussi, — c'est à dire: les gens comme il faut, sont de cet avis là?

Flower.

Ce sont eux qui tiennent avec le plus de rigueur au maintien de ce beau principe, dont la violation passe pour un scandale abominable!

Babet (à part).

Quelle heureuse découverte! J'en ferai bon usage pour Mademoiselle, au risque de perdre mon pathétique épouseur; car si Mylord se retracte, ce drôle-là pourrait bien suivre son exemple! (haut.) Cependant Monsieur, vous devez être instruit par un assez long sejour en France, — car si je ne me trompe, ce n'est pas la première fois, que vous vous trouvez dans ce pays-cy —

Flower (avec embarras).

Oui, c'est vrai! j'y suis arrivé —

Babet.

Tout jeune! — n'est ce pas vrai? — pas plus haut que cela!!

Flower (à part).

Tiens diable! c'est ma mine champenoise qui me joue ce tour là. (haut) Oui! j'étais assez jeune dans ce tems là.

Babet.

He bien! vous devez donc savoir, que dans ce pays-cy, où l'on juge, non pas le lieu des actions, mais les actions elles-mêmes, qu'ici donc les boudoirs sont regardés avec moins de rigueur, et que même les dames de condition, comme Madame de Richepanse, se permettent de recevoir les hommes en présence d'un lit, sans en croire leur vertu blessée. Ne vous étonnez donc pas, Monsieur, qu'une femme de chambre française soit jalouse, autant qu'un valet de chambre anglais, de suivre l'usage de son pays, ainsi que l'exemple de ses maitres, et ne doutez pas de l'austérité de ses moeurs par la permission que, dans l'ignorance de vos principes, elle vous avait accordée; mais que, mieux instruite, elle vous retire, pour n'en honorer que son futur époux! (Elle sort.)

Flower.

La voilà partie! — Ah! que je suis bête avec mes anglomanies!! Comment diable me suis je mis dans la tête, de pousser les choses à ce point là, — à un point véritablement trop pointu pour les circonstances! — Moi, qui sais ce qu'il en est et qui en Champagne ne me mêlais nullement de ces cérémonies là, faut-il que je me joue à moi-même un tour semblable? Je l'aime cette petite friponne, j'en suis fou et voilà qu'au lieu d'avoir avec elle un joli petit tête à tête, elle me prend pour un butor, pour un animal, pour une espèce de chien marin!! — Mais de l'autre côté, ne fallait-il pas la mettre à l'épreuve, — et puis après un anglais, — là, ce qu'on appelle un vrai anglais, n'a-t-il pas chez les femmes plus de poids qu'un autre? Quand je dis poids, je parle du poids des guinées. Il était donc très bien vû, de me faire prendre pour tel et tout allait bien, jusqu'à cette maudite chambre à coucher. —

Mais là, par mon talent abandonné,
En vrai nigaud de la meilleure sorte,
Non-seulement je n'y suis pas entré,
Mais je m'en suis même fermé la porte.
Or, ce beau coup me fait faire aujourd'hui
En fait de chambres cette expérience:
Les uns par leurs discours y sont admis
Et les autres le sont — par leur silence!

Tâchons donc de reparer les choses promptement, afin de ne pas manquer l'occasion des nôces de Mylord, pour celebrer en même tems les notres. Tout cela alors ne fera qu'une même cérémonie et qu'une même dépense. (Il sort en saluant les dames, qui entrent.)

Scène septième.

Sigismonde, Babet.

Sigismonde.

Le valet de chambre de Mylord, qu'est il venu faire?

Babet.

Rien moins, qu'une déclaration dans toutes les formes.

Sigismonde.

A qui donc?

Babet.

A moi, si vous le permettez!

Sigismonde.

Est-il possible? Et toi?

Babet.

Je lui ai dit, que je me déciderais plus tard.

Sigismonde.

Tu te mettrais donc d'accord avec mes ennemis?

Babet.

Point du tout! Je ne séparerai pas mon sort du vôtre et ma réponse dépendra uniquement de la tournure, que vos propres affaires prendront.

Sigismonde.

Ah Babet! compte sur toute ma reconnaissance, si jamais je suis en état de t'en donner des preuves.

Babet.

Mais ce dîner, comment cela s'est il passé?

Sigismonde.

De manière que Mylord et moi nous sommes en guerre complète!

Babet.

Tant mieux!

Sigismonde.

Tout est allé bien pendant le repas et le silence n'a point été interrompu, excepté par quelques sarcasmes que j'ai lancés de tems en tems, pendant que les convives dévoraient leur Roast-beef. Mais quand au dessert, suivant la mode anglaise, ma mère a voulu obligeamment se retirer, en me faisant signe d'en faire autant, j'ai feint de ne pas m'en appercevoir. Je suis restée assise et en rassemblant tout mon courage j'ai déclaré, que cet usage me paraissait barbare, inconvenant, absurde, que je ne le suivrais jamais, ni ne permettrais qu'il fut jamais suivi en ma présence. Cette déclaration, accompagnée de plusieurs observations piquantes du même genre, fit un effet merveilleux. On se regarda avec surprise; Mylord tout confus fit des grimaces terribles, tandis que ma mère, au désespoir, m'imposa silence des yeux, tira ma robe, me marcha sur le pied et retint à peine son indignation. Tout fut dans un bouleversement incroyable! Quelques uns des convives, rouges de colère, comme le vin de Porto devant eux, jurèrent entre les dents; d'autres rirent, et le sage Arthur, qui n'avait dit mot au commencement, pour achever le burlesque tableau, se mit tout à coup à reprendre Mylord sur chaque parole anglaise, que celui-ci fit entendre, et sur les jurons, au moyen desquels il donna cours à sa colère! A la fin le Général l'envoya à tous les diables, ainsi que Maman, qui voulut le calmer, sur quoi la table fut brusquement levée. — Non, Babet, tu n'as pas d'idée du piquant de cette scène, dont on ferait la plus belle caricature du monde, et je ne m'étonne plus maintenant de l'énergique originalité des anglais dans les productions de ce genre, car, vois-tu —

Si l'art de la caricature,
Est à son comble en leur pays,
C'est que là, vraiment, il suffit
De copier — d'après nature!

Babet.

Allons; tout cela est on ne peut mieux, et je vous en fais mon compliment!

Sigismonde.

Mais ma mère, sera-t-elle furieuse contre moi? Elle ne va pas tarder d'arriver, et je ne me soucie pas de m'exposer aux premiers éclats de sa colère. Car au bout du compte, qu'aurai-je gagné par tant d'audace? Ah, Babet, mon courage est bien près de s'épuiser.

Babet.

Gardez vous en bien! il faut au contraire vous en armer doublement, car si j'ai bien calculé, le moment de la catastrophe approche et le roman est près de son dénouement. Or, quant à vous, il faut effectivement vous retirer devant l'ennemi, tandis que moi je tiens la campagne, afin de l'observer et choisir le moment favorable pour sa défaite. Pendant ce tems mettez vous, s'il vous plait, dans le boudoir de Madame votre mère, où je vous ferai passer de mes nouvelles. Quelqu'ambassade qui vous vienne de ma part, recevez la bien et gardez la auprès de vous, jusquà nouvel ordre, en ne réglant votre conduite et vos scrupules que sur les simples loix de la nécessité.

Sigismonde.

Mais je ne conçois pas —

Babet.

C'est justement ce que je veux, parceque les explications seraient capables de faire manquer mon coup. Ainsi, fiez vous en à moi, dont l'attachement et la fidélité vous sont assez connus. — Voilà qu'on arrive! — Allez vite et n'oubliez pas: le boudoir de Madame! (*Sigismonde* sort.)

Scène huitième.

Madame de Richepanse, Mylord Bombshell,
Arthur, Babet.

Madame de Richepanse.

Je suis dans la désolation, Mylord, sur la conduite de ma fille. Je n'y conçois absolument rien, et jamais de la vie je ne l'ai trouvée comme cela. Mais à coup-sûr l'éducation qu'elle a reçue, aurait dû la garantir d'un semblable emportement, et je ne sais vraiment pas à quoi attribuer sa désobéissance.

Mylord Bombshell.

Je ne sais pas aussi. Je suis beaucoup faché contre Mademoiselle Sigismonde et je veux pas la marier! je veux pas tant de bruit dans ma maison et ma femme faut m'obéir.

Madame de Richepanse.

Comment, Mylord, vous pourriez vous retracter, faire un affront pareil à ma famille? — Ce mariage est pour ainsi dire déclaré et sa rupture nous déshonorerait, ma fille et moi.

Mylord Bombshell.

God bless my soul! je voudrais bien encore la prendre, mais elle faut faire tout ce que je veux.

Madame de Richepanse.

Je lui parlerai, Mylord, et tout de suite. Babet!

Babet

(en quittant *Arthur*, avec lequel elle était en conversation particulière).

Madame!

Madame de Richepanse.

Où est ma fille?

Babet.

Dans son appartement, je suppose, ou bien dans le vôtre.

Madame de Richepanse.

J'y vais!

Babet

(à part: à *Madame de Richepanse*).

Mais, Madame, oserais-je vous rappeller, — l'irritation où vous êtes, — l'état dans lequel se trouve Mademoiselle, — les choses n'en deviendraient peut-être que plus difficiles à arranger, — si Mylord lui-même essayait —

Madame de Richepanse

(après un moment de réflexion).

Tu as raison! — J'arrangerai cela!

Babet (à part).

La victoire est à nous! (bas à *Arthur* en lui faisant signe de sortir.) Par là, la deuxième porte à droite! Dites que c'est moi, qui vous envoye et ne bougez pas, jusqu'à nouvel ordre!

Arthur

(il sort par la porte du fonds).

Fort bien!

Madame de Richepanse.

Réflexion faite, Mylord, il me semble qu'un entretien entre ma fille et moi, dans l'état d'émotion où je me trouve, au lieu de la ramener à la raison, aurait plutôt le résultat contraire. Je regarde donc comme le parti le plus convenable à prendre, que vous lui parliez vous même, en lui faisant appercévoir ses torts, ainsi que les avantages, que votre bonté lui destine. Dites lui bien, que vous aurez pour elle tous les égards possibles, que vous ne la gênerez en rien, que vous ferez sa volonté, autant que cela dépendra de vous! Vous n'en serez pas moins le maître après, car avec le caractère et l'aplomb que vous possédez, vous viendrez facilement à bout de cette petite récalcitrante.

Mylord Bombshell.

Trente — trente et quarante? C'est un jeu du diable et il m'en coute beaucoup de l'argent, ah oui! beaucoup.

Madame de Richepanse

(avec impatience).

Vous ne m'avez pas bien compris, Mylord; mais n'importe! parlez à ma fille et sans perdre de tems. J'irai vous l'envoyer!

Babet

(bas à *Madame de Richepanse*).

Ce serait, Madame, il me semble, lui donner le moyen de mieux combiner son plan de résistance. Ne serait-il pas préférable, que Mylord se rendit auprès d'elle, sans la prévenir d'avance?

Madame de Richepanse.

C'est juste, et toi tu l'y conduiras, en cherchant de ton coté, à faire entendre raison à ma fille. Va, mon enfant, et tes services ne resteront pas sans récompense, car ce mariage me tient à coeur, plus qu'on ne sçaurait l'imaginer! — (haut à Mylord.) Pardon, Mylord, je viens de donner l'ordre à ma femme de chambre de vous conduire chez ma fille, plutôt que de la faire venir ici. Allez la trouver dans son appartement, où vous pourrez lui parler sans témoins.

Mylord Bombshell.

Oh non! c'est trop, cent témoins. Je veux seulement Slice-Beef! — où est Slice-Beef?

Babet.

Il vient de sortir!

Madame de Richepanse.

Allez, Mylord, et soyez bien doux, bien aimable!

Mylord Bombshell.

Oh oui! je serai extrêmement aimable. (Il sort avec *Babet*.)

Madame de Richepanse.

Enfin le voilà parti! Une entrevue particulière, — c'est bien vû, après cela il ne pourra plus reculer! Mais, grand dieu! si cette impertinente s'avisait de prolonger sa désobeissance! Ce serait le comble du scandale et de l'infortune! Adieu alors tous mes beaux projets d'orgueil et de prospérité! — (en soupirant.) Ah! si moi-même j'avais dix-huit ans comme elle, bientôt les choses changeraient de face, et les regards de Mylord se tourneraient vers un objet beaucoup plus digne de son attention. Au fait elle n'a ni le maintien, ni la tournure, ni l'enjouement, qui à cet age là fesaient tant admirer sa mère. — Je ne conçois pas le goût de Mylord! s'il pouvait ouvrir les yeux, oui! s'il était capable d'apprécier le vrai mérite, alors un arrangement serait facile et je me déciderais peut-être à renoncer au mariage de ma fille, laquelle en effet est trop jeune pour lui. Ah l'ingrat! s'il savait, — s'il connaissait ce coeur, prêt à tout sacrifier pour lui — mais qu'est-ce que le bruit que j'entends! Il semble une querelle! — Ah! Mylord! qu'est-il donc arrivé.

Scène neuvième.

Mylord Bombshell. Arthur. Madame de Richepanse.

Mylord Bombshell.

God damn me! I never found myself so rudely bubbled! — Madame! Vous faire avec votre fille tout ce que vous voulez! Je suis vous extrêmement obligé de votre bonté! — Je ne veux pas la marier! Moi pas! on peut la marier qui voudra; moi pas! God damn me! I am no blockhead!

Madame de Richepanse.

Qu'est-il donc arrivé? Je vous en prie! expliquez vous!

Mylord Bombshell.

J'explique assez haut, je veux pas marier votre fille et personne dans le monde.

Madame de Richepanse.

Mais par quel motif, au nom du ciel? Parlez donc Sir Arthur, je vous en supplie!

Mylord Bombshell (en criant).

A visit in her bed-room! — fair model of decency!

Madame de Richepanse.

Que veut-il donc dire?

Arthur.

Il veut dire, qu'il ne convient pas recevoir des visites dans une chambre de lit.

Madame de Richepanse.

Et quel mal y-a-t-il à cela? Un lit est-il un objet défendu?

Mylord Bombshell.

Le lit pas, mais l'homme est fendu, et Slice-Beef n'est-il pas un homme!

Madame de Richepanse.

C'est donc vous, qui vous trouviez auprès de ma fille?

Arthur.

Oui, Madame, et j'avais eu bien de crainte, qu'il arriverait quelque malheur.

Madame de Richepanse.

Un malheur?

Mylord Bombshell (à Arthur).

Malheur pour vous! pourquoi êtes vous entré en ce chambre?

Arthur.

Je savais pas, qu'il y avait là un lit!

Mylord Bombshell.

Ah! bon! vous savez pas cela, mais Mademoiselle Sigismonde savait très bien! n'est ce pas?

Arthur.

C'est très vraisemblable!

Madame de Richepanse.

Mais, mon dieu! qu'y-a-t-il donc d'extraordinaire dans tout cela?

Arthur.

Ce n'est pas la mode en Angleterre, d'entrer des hommes dans les chambres à coucher.

Madame de Richepanse.

Est-il possible? Et comment font-ils donc?

ylord Bombshell.

Non! ce [illegible] as la mode et je ne veux pas de mode nouvea [illegible] moi! et pour cela je ne veux pas marier votre [illegible] h non! je ne veux pas!

me de Richepanse.

Comment, Mylord, vous osez, par un ridicule subterfuge, chercher à vous soustraire à la promesse qui vous lie?

Mylord Bombshell.

Encore le lit! Je ne veux pas son lit et sa personne.

Madame de Richepanse.

C'est envain que vous résistez! vous l'épouserez, vous dis-je!

Mylord Bombshell.

J'épouserai pas, God damn me! j'épouserai pas!

Madame de Richepanse.

Est-ce là la conduite d'un homme d'honneur? (elle sonne.)

Scène dixième.

Babet, les précédens.

Madame de Richepanse.

Allez dire à ma fille, de se rendre ici à l'instant, pour s'expliquer elle-même sur ce qui vient d'arriver.

Babet.

J'y vais, Madame! (à part) voilà l'explosion de la mine!

Mylord Bombshell.

Mademoiselle doit venir ici? Slice-Beef, allons nous!

Madame de Richepanse.

Vous ne bougerez pas, Monsieur, que cette affaire ne soit arrangée.

Mylord Bombshell.

Je ne veux pas la prendre pour ma femme et la voir non plus.

Madame de Richepanse.

Il faut que ma fille soit mariée, il le faut absolument!

Mylord Bombshell.

Oh oui! il faut cela! mais pas moi! — I say, Madame, j'ai une idée, une idée extrêmement bonne!

Madame de Richepanse.

Quelle est cette idée?

Mylord Bombshell.

Elle peut marier un autre!

Madame de Richepanse.

Comment, Mylord?

Mylord Bombshell.

Slice-Beef peut la marier pour moi. Il a été dans son chambre de lit; il doit donc la marier!

Arthur.

Si Mylord l'ordonne —

Mylord Bombshell.

Je donne rien — pas rien, que mes bons voeux et la permission pour quatre semaines de rester ici, pour faire la nôce!

Madame de Richepanse.

Mais les affaires de Monsieur le mettent-elles en etat de s'unir à une maison, dont l'ancien éclat —

Arthur.

Madame, ma fortune est raisonnable et ma famille aussi.

Mylord Bombshell.

Oh oui! il est riche, beaucoup riche, aussi riche que moi, et les Slice-Beef sont très estimés en Angleterre! —

Madame de Richepanse.

Si c'est comme cela, vous avez mon consentement, et je me charge de celui de ma fille.

Scène onzième.

Sigismonde, Babet, les précédens.

Sigismonde

(ayant entendu les dernières phrases).

(à part) Quel bonheur! (haut) Me voilà, ma mère, prête à vous obéir et bien mortifiée, d'avoir pu vous déplaire!

Madame de Richepanse.

Vous voyez ici, Mademoiselle, (en présentant *Arthur*) l'époux que votre mère vous destine.

Sigismonde.

Entièrement soumise à vos ordres je l'accepte volontiers de vos mains.

Madame de Richepanse.

Vous voyez, Mylord, comment je sais me faire obéir.

Mylord Bombshell (en riant).

Ah oui! Slice-Beef peut prendre de vous leçon!

Sigismonde.

J'espère, qu'il n'en aura pas besoin, car l'obéissance est facile, quand c'est le coeur qui la dicte.

Scène douzième.

Flower, les précédens.

Flower.

Mylord, le thé est servi.

Mylord Bombshell.

Allons, allons boire du thé! Venez, Slice-Beef, cela vous fera bien! that's a very good diet-drink for a bridegroom.

Madame de Richepanse.

Qu'est ce que Mylord dit?

Flower.

Mylord dit, que le thé est un régime très convenable pour un prétendu.

Madame de Richepanse.

On n'est pas de cet avis là en France!

Flower.

Mais comment se fait-il? On disait que Mylord lui-même serait ce prétendu!?

Mylord Bombshell.

Non, Johny, moi pas! Je me marie pas!

Flower.

Mais moi je le voudrais bien, avec la permission de Mylord!

Mylord Bombshell.

Comment, aussi toi?

Flower.

Oui, Mylord, voilà Babet, à qui j'ai offert ma main.

Mylord Bombshell.

Et elle veut prendre-la?

Flower.

J'ai lieu de m'en flatter, par rapport au rendez-vous, que ce soir elle voulait me donner dans sa chambre.

Mylord Bombshell.

Dans une chambre de lit?

Flower.

Tout juste, Mylord!

Mylord Bombshell.

God bless me! — Prends la vite pour ta femme et je payerai la nôce!

Flower (à Babet).

Hé bien?

Babet.

Hé bien! je me soumets à mon sort, qui m'appelle en Angleterre, pour sauver l'honneur des chambres à coucher!

Air : Ah ! que l'amour a pour moi de charmes.

A mes soins si vous daignez sourire,
Hors deux couples, comblés de bonheur
A un troisième encor je désire
Gagner vos indulgentes faveurs.
Ce couple, auquel pour le satisfaire,
Il suffit d'un regard bienveillant,
C'est, — oui c'est le désir de vous plaire,
Et l'effort d'un trop faible talent.

Sigismonde (aux Anglais).

Et vous, dont avec trop d'injustice
L'on a ri, n'en prenez pas d'humeur,
Tenez vous-en au commun caprice
De jolie femme et de fol auteur.
D'un trait piquant se railler soi-même,
C'est le moyen, pour en triompher,
Or, entre amis ceux que plus on aime,
Sont mainte fois les plus tourmentés.

Schauſpiele

von

Franz v. Elsholtz.

Dritter Theil.

c

Schauſpiele

von

Franz v. Elsholtz.

Dritter Theil.

1. Die Hand der Vergeltung. Oper.
2. Die Procurationsheirath. Luſtſpiel.
3. König Harald. Trauerſpiel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Vorwort.

Nach vieljähriger Unterbrechung ſeiner literariſchen Thätigkeit, oder doch des öffentlichen Kundgebens derſelben, entſchließt ſich der Unterzeichnete, den früher bekannt gemachten zwei Theilen ſeiner geſammelten „Schauſpiele“ gegenwärtig den dritten, ja, ſo Gott will, auch noch andere bald nachfolgen zu laſſen und hiermit in eine Bahn wieder einzulenken, die er entweder nie hätte betreten, oder, einmal eingeſchlagen, nie hätte verlaſſen ſollen.

Durch den Erfolg ſeiner erſtern, theils im Druck[*]), theils auf dem Theater[**]) erſchienenen dramatiſchen Arbeiten und den ganz ungewöhnlichen, mehrjährigen Antheil insbeſondere, den Goethe für eine derſelben[***])

---

*) „Schauſpiele“ u. ſ. w. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1828.

**) Zu Köln, Mainz, Frankfurt, München, Berlin u. ſ. w.

***) „Die Hofdame“, Luſtſpiel in fünf Acten. Siehe Goethe's „Nachgelaſſene Werke“, Bd. 5, und „Schauſpiele“ des Unterzeichneten, erſter Theil, zweite Ausgabe (Leipzig, Brockhaus, 1835), wo die betreffenden Verhandlungen ihrem weſentlichen Inhalte nach mitgetheilt ſind.

an den Tag legte, nicht ohne Glück in die Literatur eingeführt, ließ der Verfaſſer von den ihm eröffneten ſo günſtigen Ausſichten gleichwohl ſich ablenken, zunächſt durch die Berufung zum Vorſtande des für die Reſidenzſtädte Koburg und Gotha damals neu errichteten Hoftheaters, von deſſen Leitung er nach vollbrachter Organiſation freiwillig zurücktrat, ſodann durch Uebernahme einer diplomatiſchen Miſſion in München, welche, nach beinah dreizehnjähriger Dauer, erſt durch die Nachwehen der verhängnißvollen pariſer Februargeburt zum Abſchluß kam, ſodaß ſeine dichteriſche Laufbahn, ſeltſam genug, mit zwei großen Weltereigniſſen in nächſter Beziehung ſtand, — mit dem Befreiungskampf von **1813 — 15**, welcher, den ernſtern Studien ihn entreißend, den Huſarenoffizier zum Schriftſteller machte, und deſſen verunglücktem Seitenſtück von **1848 — 50**, wodurch der Theaterintendant und Diplomat, der, von ſolchen Verhältniſſen unzertrennlichen literariſchen Selbſtabſperrung wieder enthoben, zur Schriftſtellerei ſich zurückgeführt ſah.

Wie ſtark aber der Anreiz auch war, hiervon ungehindert Gebrauch zu machen, um den hin und wieder laut gewordenen Misdeutungen gegenüber nicht blos die Urſachen jener Veränderung, ſondern auch die in beiden Wirkungskreiſen geſammelten Beobachtungen, deren eine theatraliſche Hälfte zum Druck ſchon bereit lag*), ans Licht zu ſtellen, ſo ſchien doch dafür und namentlich für den zweiten, politiſchen Theil die Zeit bis jetzt nicht geeignet; daher denn nur die Verſicherung hier noch Raum finden mag, daß eintretenden Falles der Verfaſſer ſolche nicht unbenutzt laſſen und dann, bei gewiſſenhafter Darlegung ſeiner wenngleich untergeordneten, doch keinesweges unwichtigen Betheiligung an dem nachmärzlichen Gährungs- und Regenerationsproceß, auch der Beweis ihm nicht fehlen wird, für die Sache, welcher nach Pflicht, wie nach Wahl zu dienen ihm oblag, treulich gekämpft zu haben, — für eine Sache, wenn ſiegreich nicht, doch zu groß, um nicht auch ihre Opfer zu fodern, unter denen mitzuzählen daher ſein unbeſtreitbares Verdienſt, ſein gerechteſter Stolz iſt.

---

*) Unter dem Titel: „Theatraliſche Denkwürdigkeiten: Er-

Durch dieſe kurzen Andeutungen wird nun auch ſich erklärt zeigen, wie einem ſo glücklichen Anfang auf der ſchwierigen Bahn des dramatiſchen Schriftſtellerthums ein ſo geringer Fortſchritt ſich anreihete, — wie ſogar der Goethe'ſchen Befürwortung auch bei den wenigen, ihr zugänglichen deutſchen Theaterlenkern eine dauernde Wirkung nicht zu Theil werden konnte. Unter den Letztern aber muß hier des verewigten Grafen Karl von Brühl, General-Intendanten der Königl. Schauſpiele in Berlin, mit wärmſtem Danke gedacht werden, welcher zwar nicht das empfohlene Luſtſpiel ſelbſt, als unvereinbar mit den damaligen Hofverhältniſſen, wohl

---

fahrungen und Bekenntniſſe eines vormaligen Hoftheaterintendanten u. ſ. w.“

aber das, auf allen deutſchen und vielen auswärtigen Theatern demnächſt einheimiſch gewordene „Komm her!“ ſogleich in Scene ſetzen und, anderer ihm mitgetheilten Verſuche nicht zu gedenken, auch das nachſtehende Trauerſpiel: „König Harald“, mit Benutzung der vornehmſten Kräfte des Inſtituts: Ludwig Devrient's, der beiden Wolff, Beſchort's, Rebenſtein's und Aehnlicher, nicht blos zur Darſtellung vorbereiten, ſondern auch in Bezug auf die ſceniſche und muſikaliſche Ausſtattung nichts unterließ, was zu Sicherung des Erfolges irgend beitragen konnte.

Vom Schickſal aber, welches dem Verfaſſer ſelten zu rechter Zeit ſich günſtig erwies, oder auch, wenn man will, durch deſſen eigene Bedachtloſigkeit, war dafür geſorgt, daß ſolcher Erfolg ihm nicht zu Theil wurde. Denn indem er, von dem Schauplatz einer ſo wichtigen Entſcheidung ſich entfernend, dieſe dem Zufall und allen feindlichen Einflüſſen Preis gab, indem ferner durch Krankheiten, Beurlaubungen u. ſ. w. mancherlei Störung und Aufſchub herbeigeführt, ja endlich der edle Beförderer ſelbſt in ſeinem dornigen Amt durch einen jüngern Nachfolger erſetzt wurde, ſo blieb das nun verwaiſete Trauerſpiel bis ins zehnte Jahr unbenutzt liegen, wo man, auf wiederholtes dringendes Mahnen, zu der Aufführung zwar ſich entſchloß, ſolche jedoch in der ungünſtigſten Zeit, mit durchaus veränderter Beſetzung und ohne den gewohnten, ſceniſchen Schmuck, ja ſelbſt unter den Reiſevorbereitungen des Trägers der Hauptrolle ins Werk ſetzte, wodurch die grundſätzlich beſtimmte dreimalige Wiederholung unmöglich gemacht, mithin, ſchon bevor es erſchien, der Stab dem Werke gebrochen war.

Wiewohl aber dieſe Sentenz öffentlich keine Beſtätigung, in der Theilnahme des Publicums und der Kritik vielmehr entſchiedenen Widerſpruch fand, ſo würde doch das, dem jugendlichen Werke, nach dieſem Vorgange, wie es ſcheint, entgegenſtehende theatraliſche Bedenken nicht unberückſichtigt geblieben und, nach Abfluß ſo vieler Jahre, ja bei den ſeitdem völlig veränderten Stimmungen und Anſchauungsweiſen, der gegenwärtige Wiederbelebungsverſuch vielleicht ganz unterlaſſen worden ſein, wenn nicht ein ähnliches, über den hiernächſt folgenden Operntext: „Die Hand der Vergeltung“, ergangenes Gericht den Glauben des Verfaſſers an die Unfehlbarkeit der Beurtheiler neuerdings ſtark erſchüttert hätte. Denn nicht ſobald war dieſer, von der Muſik des fürſtlichen Tonſetzers begleitet, zur Prüfung dort vorgelegt worden, als ganz einfach der Beſcheid zurückkam, daß, „des großen und unverkennbaren Verdienſtes der letztern ungeachtet, die Aufführung doch wegen des ungeeigneten Gedichts nicht zuläſſig ſei“, wonach alſo die Nebenſache über die Hauptſache geſetzt, die wohlgelungene Muſik — eine bei uns ſo ſeltene Frucht — dem mangelhaften Text aufgeopfert, ja nicht einmal dem Verſuch Raum gegeben war, durch Verbeſſerung deſſelben dem Ganzen vielleicht dennoch gerecht zu werden.

Voll Erſtaunen hierüber, noch mehr aber betroffen von dem Gewicht der ſeinem erhabenen **Mitarbeiter** gegenüber ihm auferlegten ſchweren Verantwortlichkeit glaubte der Verfaſſer daher nichts unverſucht laſſen zu dürfen, um dieſer entweder ſich entzogen, oder, wenn nicht, doch über das Maß von Schuld aufgeklärt zu ſehen, welche dabei ihm ſelbſt und ſeiner Arbeit zur Laſt fiel. Da aber hierzu ein anderer Weg, als die Anrufung einer höhern, kritiſchen Autorität, ſich nicht darbot, ſo wurde die ruhmvolle, damals noch vollzählige Trias: Tieck, Raumer und Boeckh, um ihren Ausſpruch gebeten, worauf unter dem 30. Juli 1850 die Antwort ihm zuging, „daß der gedachte Operntext, troß einiger in der Compoſition wahrgenommenen Mängel" — deren nähere Bezeichnung hier um ſo mehr unterbleibt, als in der vorliegenden neuen Bearbeitung ſolche völlig beſeitigt ſind, — „daß alſo dieſer Operntext mit einer guten Muſik wohl auf die Bühne gebracht werden könne; daß Gedanken und Sprache, einzeln betrachtet, weit beſſer als in den gewöhnlichen Arbeiten dieſer Art, ja ſelbſt die erhobenen Rügen auf äſthetiſchen Foderungen begründet ſeien, welche an einen Operntext nicht pflegen gemacht zu werden, auch für den Abbruch am Ganzen man durch die Schönheiten im Einzelnen ſich entſchädigt finde."

Nach ſolcher Eröffnung aber, wodurch der Empfänger, wie leicht erklärlich iſt, für die vorgedachte Untauglichkeitserklärung in nicht geringem Grade ſich getröſtet, ja zu der Annahme berechtigt fand, daß gewiſſe andere Gründe, worüber in den „Theatraliſchen

Denkwürdigkeiten" demnächſt vielleicht Aufſchluß ertheilt wird, bei dieſer wohl dürften mitgewirkt haben, — nach ſolcher Eröffnung alſo hat der Unterzeichnete nicht weiter Anſtand genommen, ſowohl den verbannten Operntext, als auch die abgeſperrte Tragödie von dem über ſie verhängten Druck, durch einen andern — den Preſſendruck — frei zu machen; daher denn beide in Begleitung eines dritten, neuern Verſuchs, des Luſtſpiels „Die Procurationsheirath", zur Entſcheidung in höchſter und letzter Inſtanz hier vorgelegt werden: welche von beiden Parteien, ob Goethe, Graf Brühl, Tieck, Raumer und Boeckh, oder das berliner „Prüfungscomite" Recht hat, — eine Entſcheidung, welcher, mit Ausſchluß freilich der unberechtigten oder gar unlautern Stimmen, in Demuth ſich unterwirft

der Verfaſſer.

Schloß Hohenberg am Wurmſee
im Herbſt 1853.

Inhalt.

Seite
I. Die Hand der Vergeltung 1
II. Die Procurationsheirath 49
III. König Harald 163

I.

Die Hand der Vergeltung.

Romantiſche Oper in drei Acten.

Muſik von E., H. z. S.

Zum erſten Mal dargeſtellt auf dem herzoglichen Hoftheater zu Gotha.

Perſonen.

Conrad, Freiherr von Stahleck.
Bertha, deſſen Tochter.
Fräulein **Roſabella**, } des Freiherrn Verwandte.
Junker **Tobias** }
Niklas, Schaffner des Schloſſes.
Herrmann, Graf von Hochburg.
Otto, Ritter von Starkenfels.
Tony, der Schütz.
Hochzeitsgäſte, **Hirten** und **Landleute** beiderlei Geſchlechts, **Wildſchützen** und **Diener**.

Schauplatz: Tyrol.

Erſter Act.

Tiefe Felſengrotte, von Geklüft und umherliegenden Steinblöcken durchzogen und mit Kienfackeln ſchwach beleuchtet, welche rings an den Wänden aufgeſteckt ſind. In der Mitte ſieht man ein loderndes Feuer und darüber, an gekreuzten Stäben befeſtigt, ein großes Stück Wildpret am Spieß, während allerhand Jagd- und Schießwaffen, Koch- und Schlafgeräthe hinten und zur Seite aufgeſtellt ſind, oder zerſtreut umherliegen.

Erſte Scene.

Verſammlung der Wildſchützen, welche, theils um das Feuer gelagert, mit Trinken und Würfeln, theils ab- und zugehend, mit Putzen der Waffen und Beſchickung des Mahles beſchäftigt ſind, indem von Einigen abwechſelnd der Spieß gedreht und von Andern ein nebenſtehendes Faß angezapft wird; unter ihnen, etwas abgeſondert, Tony, ihr Anführer, auf einem Felsblock ſitzend, theilnahmlos und in Gedanken vertieft.

Waidmannsgruß.

Chor.

In Gebirg und Wald,
Hurrah!
Wo die Büchſe knallt,
Saſſah!

Wo der Gamsbock hauſt,
Die Lawine brauſt, —
Da ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt,
Da jubelt der Schütz aus voller Bruſt:
Hurrah, Saſſah, Hurrah!!

Wenn der Becher klingt,
Hurrah!
Und die Mahlzeit winkt,
Saſſah!
Wenn der Mond ihm lacht,
Und ſein Schatz noch wacht, —
Da ſchlägt dem Schützen u. ſ. w.

Ob Gefahr und Noth,
Hurrah!
Ob der Abgrund droht,
Saſſah!
Ob der Sturzbach rollt
Und der Berggeiſt ſchmollt, —
Doch ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt,
Doch jubelt der Schütz aus voller Bruſt:
Hurrah, Saſſah, Hurrah!!

[illegible]

Ob der Sturzbach rollt
Und der Berggeiſt ſchmollt, —

Doch ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt, —
(Beide heftig bewegt, mit gepreßter Stimme.)
Gebroch'ne Treu nur zerbricht die Bruſt!

Romanze.

Es liebt' ein wack'rer Jägersmann
Die ſchönſte Dirn' im Thal,
Sie aber nahm ſein Werben an
Und ſchwur ihm Treue tauſendmal, —
Wohl tauſendmal.

Und ſollte bald die Hochzeit ſein;
Da hört der Jägersmann:
Es ſchleiche, wann ſie Nachts allein,
Ein feiner Junker ſich heran, —
Zu ihr hinein.

Und findet in des Junkers Arm
Sie einſt, berauſcht von Luſt,
Und ſtößt, vom Liebeskuß noch warm
Ihr tief ſein Meſſer in die Bruſt, —
Die falſche Bruſt!

Der Junker aber war entflohn,
Durch's nied're Fenſter fort;
Umſonſt, zu zahlen ihm den Lohn,
Der Schütz ihm folgt von Ort zu Ort, —
Von Ort zu Ort!

Doch nicht erlahmt der Rache Muth,
Denn, Junker, trifft er dich,
So ſchwört in deinem Herzensblut
Der Jägersmann zu baden ſich, —
Zu baden ſich!

Chor.

Was ſoll uns ſtets die Trauermähr
Vom Jägersmann? —
Die Mahlzeit iſt bereit, komm' her, —
Stoß an!

(Nachdem Alle um das Feuer ſich [illegible] haben, wo das [illegible] Wild mit dem [illegible] [illegible] wird, und [illegible], mit [illegible] [illegible] Becher die Runde machen.)

Tono.

Ein Jahr iſt's heut', ſeitdem die That geſchah, —
Ein Jahr ſeit ich der Eure, — Hurraſſah!
Drum laßt mit Jubeltönen
Der Freiheit und der Rache Tag mich krönen!

Fanfare.

Bergesfreiheit, Waldes-Recht,
Haſt den Gram beſiegt.
Schmach dem winzigen Geſchlecht,
Das im Thale kriecht:
Selbſt iſt, wer da wohnt, ein Knecht,
Wo's nach Knechten riecht;
Muth und Leben iſt nur echt,
Wo der Adler fliegt!

Chor.

Muth und Leben u. ſ. w.

Tony.

Laßt den Vogt und Amtmann ſchrein, —
Laßt den Galgen drohn!
Keck vom Berg in's Thal hinein
Schaut des Waldes Sohn;
Spricht, — für ihre Liſt zu fein, —
Feigen Spürern Hohn
Und bezahlt mit Hahn und Stein
Den verdienten Lohn!

Chor.

Und bezahlt u. ſ. w.

Tony.

Freiheit, Jagd und Dirnenkuß,
Wein und Würfel, hoch!
Hoch, dem Schickſal zum Verdruß,
Das uns d'rum betrog;
Von des Lebens Ueberfluß
So genau uns wog, —
Spreu uns zumaß als Genuß,
Wie dem Stier am Trog!

Chor.

Spreu uns zumaß u. ſ. w.

Tony.

Dank denn ſei der friſchen Kraft, —
Dank dem kecken Muth,
Der uns Luſt und Freiheit ſchafft, —
Lebens höchſtes Gut!
Weg aus dunkler Mauern Haft,
In des Waldes Huth!
Was der Knecht im Schweiß errafft,
Kauft der Schütz — mit Blut!

Chor.

Was der Knecht u. ſ. w.

([illegible])

Tony ([illegible]).

Wer naht?

Ein Schütz

([illegible])

Ein edles Fremdenpaar, zu Roß,
Im Wald verirrt, mit kleinem Dienertroß,
Um für die Nacht ein Obdach zu erlangen.

Chor (mit wilder Freude).

Herein! um hier im Bau den Fuchs zu fangen!

Tony.

Verirrten Wandrer, der des Gaſtrechtes Pflicht
Begehrt von ihm, beraubt der Tony nicht!
([illegible])
Empfangt ſie, — theilt das Mahl und zum Verſtecke
Die Waffen bringt, daß nichts den Argwohn wecke!

Zweite Scene.

Herrmann von Hochburg und Otto von Starkenfels, Letzterer in kriegeriſcher Rüſtung, von Niklas und einigen, mit leichtem Reiſegepäck beladenen Dienern begleitet.

Terzetto.

Tonn.

Willkommen unter Waidmannsdach,
Zum Reſt des ſchlichten Mahles,
Zu Trunk und Raſt im Felsgemach
Und — Euer Dank bezahl' es!

Herrmann und Otto.

Was uns gewährt Dein gaſtlich Dach,
Den Trunk, den Reſt des Mahles,
Das Lager hier im Felsgemach, —
Der beſte Lohn bezahl' es!

Tonn.

Was Lohn! — (indem er Herrmann zufällig in's Auge faßt, für ſich.)
Ihr Heil'gen! trügt mein Aug' mich? — Nein!
Der Junker iſt's, — in meine Macht gegeben! —
So lang' nur, Herr des Himmels, laß mich leben, —
So lang' nur, — um an ihm gerächt zu ſein!

Herrmann und Otto (bei Seite).

Was ſinnt er? —

Tonn (mit erhobner Stimme.)

Lohn? — nicht Lohn iſt mein Begehr!
(Für ſich.)
Ich ſelber will, Verfluchter, Dir ihn zahlen! —

(laut)

Der Wald hat Wild, der Keller Wein ja mehr!

(Für ſich)

Dir lohnen meines Lebens Höllenqualen!

(Seine Bewegung bemeiſternd, zu den Rittern)

Willkommen unter Waidmannsdach
Sprecht zu dem Reſt des Mahles! —

(Mit bedeutendem Blick auf Herrmann für ſich)

Für Dich iſt dieſes Felsgemach
Das Thor des Todtenthales!

Herrmann und Otto (bei Seite)

Den Himmel wünſcht' ich uns zum Dach
Und Hunger ſtatt des Mahles! —
Gemahnt mich doch dies Felsgemach
Als Thor des Todtenthales!! —

Chor der Schützen

(nachdem ſie das Mahl [illegible] und mit Hülfe von [illegible] und Jagdtaſchen ein Nachtlager bereitet haben).

Nun, edle Ritter, Alles iſt bereit!

Herrmann

(mit Otto und dem Gefolge am Feuer Platz nehmend).

Erwünſchte Poſt, — der heut'ge Ritt war weit!

Chor.

Doch wenig hat der Waidmann aufzutiſchen!

Herrmann.

Genug, um müde Wandrer zu erfriſchen!

Trinklied.

Chor.

Auf, Brüder, auf!
Laßt das Mahl uns neu beginnen,
Friſch vom Faß die Tropfen rinnen,
Lauf, Fäßlein, lauf!

Auf, Brüder, auf!
Ehre ſei den werthen Gäſten,
Drum bekommen ſie vom Beſten;
Lauf, Fäßlein, lauf!

Auf, Brüder, auf!
Ohne Becher, ohne Reben
Kann's kein rechtes Feſt nicht geben;
Lauf, Fäßlein, lauf!

Auf, Brüder, auf!
Schließt der Sandmann euch die Kehlen,
Darf ein Schlaftrunk doch nicht fehlen, —
Lauf, Fäßlein, lauf!

Herrmann

(welcher dem Weine heftig zugeſprochen hat, mit lebhaftem Humor).

Lauf, Fäßlein, lauf! — Ein Wort nach meinem Sinne,
Lauf zu und vivant Fäßlein, Scherz und Minne!

Chor.

Sie leben, hoch!

Otto

(indem er vom [illegible] aufſteht und die Uebrigen nachfolgen, bei Seite zu Herrmann).

Bedenke, wo Du biſt, —
An einem Ort, wo's nicht geheuer iſt, —
Der Diebe Zuflucht, — fürcht' ich, wie der Eulen!

Herrmann

(den angefüllten Becher mit einem Zuge leerend).

Lauf, Fäßlein, lauf! — Mit Wölfen muß man heulen!

Otto.

Hinweg von hier!!

Herrmann.

Wohin, — bei dunkler Nacht?

Otto.

Die Nacht iſt beſſer, als der Böſen Macht.
O nicht zuviel vertrau' ihr!

Herrmann.

Eitle Sorgen!

(Indem er, ſeiner nicht mehr mächtig, dem Lager zutaumelt.)

Heut' — ruhn wir aus! — Der Brautkuß — ſchmeckt —
auch morgen!

Otto

(während Alle ſich zum Schlaf niederlegen, von welchem auch er, trotz ſeines Widerſtandes, nach und nach überwältigt wird).

Es ſei! — Doch weich' ich nicht des Schlummers Kraft,
Bis — glücklich wir — entronnen — dieſer — Haft!

Tonn

(nachdem nunmehr die tiefſte Stille und durch das allmälige Verlöſchen der Kienfackeln auch völlige Dunkelheit eingetreten iſt, in heftigſter innerer Bewegung ſein Lager verlaſſend).

Des Heerdes todten Kohlen gleich, verglommen
Iſt aller dieſer Augen trübes Licht!
Sie drückt der Schlaf mit ſeines Thau's Gewicht,
Und Alle heißen ſolch Gewicht willkommen; —
Ich Einziger, — willkommen heiß' ich's nicht!
Ich nicht, — um einſam, wie die Stunden fließen,
Des Anblicks meiner Rache zu genießen! —

Arie.

Hinweg du Schlaf, — Erbarmen,
Hinweg mit deiner Laſt!
Er muß den Tod umarmen,
Wie er mein treulos Lieb umfaßt! —

(In Erinnerungen verſunken auf- und abſchreitend.)

O ſchöne Zeit, wo, in des Waldes Tiefen,
Beim edlen Waidwerk, ſchnell mir ſchwand der Tag,
Und Abends dann, wann Hirſch und Gamsbock ſchliefen,
Ich, ſtill beglückt, in ihren Armen lag, —
Du biſt dahin, ſeit ſie die Treue brach, —
Seit er erſchien
Und ich durch ihn
Im Morden
Bin unterrichtet worden! —

(Indem er Hermann's Lager ſich nähert und ſein Jagdmeſſer aus der Scheide zieht, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] aus dem Schlaf erwacht und [illegible] [illegible] ihn betrachtet.)

Drum fahr' er hin in Sünden
Des Schülers Kunſt dort unten zu verkünden! —

(Im Begriff den Streich zu führen, plötzlich wieder zurückbebend, während Silas, von ihm unbemerkt, ſich in einer nahen Felſenſpalte verkriecht.)

Doch halt! —
Wo reißt mich hin des dunk'len Trieb's Gewalt?
Hier, — unter'm eig'nen Dache, —
Im Schlaf, — ſo mordet Tony nicht! —

(Sein Jagdmeſſer einſteckend.)

Verſchoben ſei die Rache,
Bis, — losgetrennt von heil'gen Gaſtrechts Pflicht, —
Sie keinen Schlaf und kein Vertrau'n mehr bricht! —

(Nachdem mittlerweile der anbrechende Tag, durch die Bergſpalten dringend, die Höhle mit ſchwachem Schimmer zu beleuchten angefangen, wird jezt das Morgengeläut aus der unfernen Kloſterkirche, von dem Jodelzuruf der Alpenhirten begleitet, vernehmbar, wobei die Schützen vom Lager ſich aufraffen und, nach dem Beiſpiele Tony's, gegen die Seite, woher der Schall kommt, zum Gebete das Knie beugen.)

Choral.

Tony.

Maria, Heilige, behüt' uns!

Chor.

Behüth' uns Maria!

Tony.

Und du, des Jägers Schutzpatron, —
Hubertus, ſchenk' uns reiche Jagd!

Chor.

Ja, reiche Jagd uns ſchenke! —

Tony

(nach dem Schluß des Gebets und Ertheilung ſeiner Befehle an die um ihn verſammelten Schützen, deren ein kleiner Trupp die Höhle verläßt, zu den Aeltern).

Zum Aufbruch nun! Schon färbt der Berge Zinnen
Das Morgenroth, — die Zeit nicht laßt verrinnen!

Herrmann

(ſich mühſam vom Lager erhebend).

Mich ſchüttelt's! — Hatt' ich nicht des Wein's zuviel,
So treibt der Satan ſelbſt mit mir ſein Spiel! —
Ein Traum —

Tony (geſpannt).

Ein Traum?

Herrmann.

Ließ mich nicht Ruhe finden
Und will des Wegs zur Trauung mich entbinden.

Canzone.

Mir träumte, da ich kaum entſchlief,
Daß man mich laut beim Namen rief,
Und um mich ſchwamm's wie Nebelflor,
Draus eine Stimme drang hervor:
„Du wirſt kein Weib erwerben
Als Junggeſell' verſterben!! —“

Und als der Ton verklungen kaum,
Zum Friedhof führte mich der Traum;
Da ſah ich — einen Leichenſtein
Und droben, bei dem Namen mein:

„Der nie ein Weib erworben,
Als Junggeſell' verſtorben“.

Doch lachen kann ich der Gefahr,
Denn morgen tret' ich zum Altar,
So daß, wenn flink der Tod nicht iſt, —

Tony (unterbrechend).

Ein Athemzug, wie lange Friſt, —
Iſt deſſen Arm erhoben,
Der Träume ſchickt von oben!

Herrmann

(ſpöttiſch und mit erzwungener Heiterkeit).

Von oben, meint Ihr, kommt der Träume Zug? —
Aus vollem Magen kommt er, ſeid doch klug!
Er kommt — (ihm Geld bietend).
Da nehmt! — von Eurem Leckermahle!

Tony (ebenſo ablehnend).

Nicht, — bis die Ehre des Beſuch's ich zahle!

Herrmann.

Ihr wollt kein Geld? — nun wohl, ſo laßt uns fort!

Tony.

Nach Wunſch, — ich führ' Euch und — zum rechten Ort!

Wanderlied.

Chor der Schützen.

(Nach Befeſtigung [illegible] vorhandenen Geräths mit den [illegible] und [illegible] unter Tony's Führung, dem Ausgange zuſchreitend.)

Halloh, Halloh!
Das Bündel geſchnüret.

Die Füße gerühret,
Die Herzen froh!

Ob Regen droh',
Ob holprig, ob eben, —
Nur wandern iſt Leben, —
Halloh, Halloh! —

Niklas

(nachdem der Zug in den hintern Bergſchluchten verſchwunden und Alles ruhig iſt, mit vorſichtigem Umherſpähen ſeinen Verſteck verlaſſend).

Fort ſind ſie! — Gelobt ſei Gott!!
Aus ihren Klauen bin ich errettet.

(Indem er ein Geräuſch zu vernehmen glaubt.)

O wehe mir! — Sie kommen wieder! — Nein!
Ein Windſtoß war's, der durch die Spalten pfiff! —
Was aber wird aus mir und — ach! was wird —
Was wird aus unſerm Ritter, welcher gar
Der Höllenbrut zur Führung ſich vertraut,
Nachdem mit dieſen meinen Augen ich
Auf ihn des Hauptſchelms Meſſer ſah gezückt! —
Was ſoll ich thun? — Der Bande folgen? — Nein!
Nicht um die Welt! — Da geh' ich meinen Weg
Sichrer allein, obwohl, nach dem Geläut',
Er führet durch den Kloſtergrund, woſelbſt,
Der Sage nach, die Mönche ſpuken geh'n,
Die man vor Zeiten, wegen ſchwerer Schuld,
Hinunter ſtürzte von des Berges Zinnen!

Arie.

Ort des Grauens, Tag der Schrecken,
Welcher zwiſchen Mörderſtahl,
Ach, und böſer Geiſter Necken
Nur mir Aermſten läßt die Wahl!

Wollt euch, gute Mönchgeſpenſter,
Nicht um mich heraufbemüh'n,
Haltet zu des Grabes Fenſter,
Bis euch beſſre Ernten blüh'n!

Aebte, ſtattliche Prälaten,
Stolze Frau'n und edle Herr'n;
Ich, — ein zu gemeiner Braten,
Bitt' euch: bleibt vom Leib mir fern!

Dann verſprech' ich, kurz und bündig,
Nie fortan euch mehr zu nah'n; —
Dir, Sanct Niklas, aber zünd' ich,
Wenn du hilfſt, ein Wachslicht an! (Ab.)

Verwandlung.

(Der ſogenannte Kloſtergrund, eine wilde, von ſchroffen Felſen umſchloſſene Thalſchlucht, hinten von einer grad aufſteigenden Felswand begrenzt, auf deren Gipfel ein prächtiges Kloſter ſichtbar iſt, deſſen bunte Fenſter von der Morgenſonne beleuchtet werden.)

Dritte Scene.

(Tony, welcher mit Leichtigkeit von einem Seitenfelſen herabklimmt, während Herrmann und Otto mit einigen Dienern langſam und vorſichtig folgen.)

Tony (den Nachbleibenden zurufend).

Nur friſch geklettert! — Zagt Ihr? — Kinderſpiel!
(Indem er von einer überhangenden Klippe auf den Boden ſpringt, zu Herrmann)
Dies iſt der Ort und, — (doppelſinnig) fern nicht Euer
Ziel! —

Herrmann
(nachdem er und die Uebrigen den Boden erreicht und um Tony ſich geſammelt haben).

Cavatine.

Ja, in wenig kurzen Stunden
Iſt's vollbracht, — mein Ziel erreicht, —
Sie als Gattin mir verbunden,
Der mein Sinn ſich zugeneigt!

Wunderliche Lebensbahnen!
Sonſt des Wechſels Sklave nur,
Schwör' ich jetzt zu Hymen's Fahnen,
Wie bedenklich auch der Schwur! —

Otto (zu Tony gewendet).

Doch wo, — ſagt an, — die Diener, mit den Pferden
Vorausgeſandt, — wo wir ſie treffen werden?

Tony (ſeitwärts zeigend).

Am Kreuzweg dort, der jene Höh'n berührt
Und links zur Eb'ne, rechts nach Stableck führt!

Duetto.

Herrmann.

Noch einmal, Freund, laß Dich erweichen, —
Komm mit zur Hochzeit, zaud're nicht!

Otto.

Noch heut' die Heimath zu erreichen
Befiehlt mir heil'ge Kindespflicht.

Herrmann.

Ein Trennungstag, ob mehr, ob minder,
Nicht ſtört des Wiederſehens Luſt!

Otto.

So nah ihr, ſucht um ſo geſchwinder
Der Sohn die treue Mutterbruſt!

Herrmann.

Komm mit und ſieh, ob zu beneiden
Mein Loos in Bertha's Arm nicht iſt.

Otto.

Noch zwingt, der Stableck Burg zu meiden,
Mich unſrer Häuſer alter Zwiſt

Beide (ſich zum Gehen wendend).

So leb' denn wohl, da Freundes Bitte
Dein/Mein Herz nach meinem/Deinem Wunſch nicht lenkt.
Bis einſt der Lenker aller Schritte
Ein fröhlich Wiederſehn uns ſchenkt! —

Tony
(welcher ihnen, da ſie ſich entfernen wollen, gebieteriſch in den Weg tritt zu Herrmann).

Halt ein und Rede ſteht mir!

Herrmann.

Wie vermeſſen! —

Tony.

Ihr habt, Herr Ritter, Eure Schuld vergeſſen!
Umſonſt nicht ſchafft der arme Waldesſohn, —
Er fodert jetzt den ſchuld'gen Botenlohn!

Herrmann.

Was ſoll das? — Macht dem ſchalen Spaß ein Ende!

Tony (ernſt und feierlich).

Befiehl die Seel' in Deines Gottes Hände!
Nur kurze Friſt
Dir noch gegönnet iſt;
Bereite Dich zum Sterben
Und Gnade Deiner Seele zu erwerben!!

Herrmann.

Nur ich? —

Tony

(Mit einem Stoß ins Horn, worauf ſeine Leute rings aus den Büſchen hervor- und auf die Fremden einſtürzen, welche, mit Ausnahme von Herrmann, übermannt, zu Boden geworfen und entwaffnet werden.)

Nur Du! Du fällſt —

Herrmann (ſein Schwert ziehend).

Zuvor dein Heil,
Mein gutes Schwert, verſuch'!

Tony

(der mit Blitzesſchnelle ſeiner Hand es entwindet und das Jagdmeſſer ihm tief in die Bruſt ſtößt).

Auf meinen Theil! —

Herrmann (zu Boden ſinkend).

Wer that mir das?

Tony.

Der Alles hat verloren
Durch Dich und — blut'ge Rache Dir geſchworen! —
Erkennſt Du mich?

Herrmann.

Zu ſpät nur, — ja! Du biſt —
Tony — der Schütz!!

Tony.

Deß Durſt geſtillt nun iſt! —

(Zu den übrigen Gefangenen gewendet.)

Euch Alle geb' ich frei! — Kein Raub beflecke
Mein Werk, und nur des Schuld'gen Beiſpiel wecke
Die Furcht, als Warnerin vor ſchnöder Luſt, —
Der Reue Dorn in ſchuldbelad'ner Bruſt!

Otto

(ſeiner Bande entledigt, über den Verwundeten ſich hinſtürzend).

Herbei! Er ſtirbt! — Zu Hülfe, — eilt — o eilet!

Herrmann

(von den hinzutretenden Dienern unterſtützt, denen mehrere Aelpler und Landleute nach und nach ſich beigeſellen).

Umſonſt! — er traf zu gut! — Kein Balſam heilet
Die Wunde da, — und — jener Traum, — o ſieh! —
Er hatte Recht, — die Braut — erwerb' ich nie! —
Doch harrt ſie mein, — drum geh' und bring ihr Kunde,
Daß ſie erlöſt, — durch ſeine letzte Stunde, —
Vom ſäum'gen Freier, — deſſen wirrer Lauf
Zu End' — hier geht!

Otto.

Es ſei! — Mein Wort darauf!

Herrmann.

Lebt wohl, — doch, — um die Seele zu entladen
Und — in der Beichte Thau — ſie rein zu baden, —
Da ſchwer mich drückt noch *andre* Miſſethat, —
Zum Kloſter tragt mich, — eilt! — Die Stunde naht! —

Finale.

Tony.

(Während aus Baumzweigen eine Tragbahre bereitet und der Sterbende, unter den aus der Kloſterkirche herüberſchallenden Orgelklängen des Frühamtes, darauf gebettet wird.)

Wohl ihm, — der ſo früh entriſſen
Dieſes Lebens nicht'gem Traum,
Wenn dem folternden Gewiſſen
Ruh' wird in des Grabes Raum.

Otto und Chor.

Geſtern noch in Jugendblüte, —
Heut verzehrt von Todesrein,
Woll', o Gott, du Born der Güte,
Ihm ein gnäd'ger Richter ſein!

Zweiter Act.

Großer gothiſcher Saal auf Schloß Stableck, feſtlich ausgeſchmückt und beleuchtet, mit einer reich gedeckten Tafel in der Mitte.

Erſte Scene.

(Landleute beiderlei Geſchlechts, Laub- und Blumengewinde zu flechten und an den Wänden aufzuhängen beſchäftigt.)

Chor.

Fort und rührt die Hände,
Daß der ſtaub'gen Wände
Graue Nacht
Decke bunter Blumen Pracht!

Fenſter auch und Thüre
Faßt in Blumenſchnüre;
Miſcht mit Grün
Lilienweiß und Roſenglühn!

Daß dem Schmuck der Bräute
Glück ihr Sinn bedeute; —
Unſerm Fleiß
Schönſter, ſtillbegehrter Preis. (Alle ab.)

Zweite Scene.

(Bertha, in Gedanken vertieft, nachher Roſabella.)

Bertha.

Vergebens zieht mich
Des Abends duftig kühler Hauch zum Garten!
Die Ruhe flieht mich
Und dort, wie hier, iſt ahnendes Erwarten
Mit banger Furcht im Streite.
So neigt ſich ſchwankend hin nach jeder Seite
Mein armes Herz,
Von ſchmerzlich banger Luſt und ſüßem Schmerz
Geſpalten,
In zwei ſich widerſtrebende Gewalten! —

Arie.

Wie ſich's regt im Schooß der Roſe,
Um die Knospennacht zu ſprengen,
Während jenem holden Drängen
Widerſtrebt des Sturms Getoſe, —
So auch heißt ein inn'res Regen
Den Erwarteten mich lieben,
Dem doch, als mir fremd geblieben,
Banger Zweifel kämpft entgegen;

Und ſo theilt ſich Luſt und Schmerz
In mein tiefbewegtes Herz.

Roſabella (mit lebhafter Geſchäftigkeit).

Noch immer zeigt ſich nichts! — Der Thürmer ſchweigt, —
Kein Bräutigam, ſo weit das Auge reicht!

Bertha.

Willkommne Friſt! Denn ach! was Luſt und Sehnen
Bei Andern, — weckt bei mir nur Angſt und Thränen!
Gehören dem, den nie mein Auge ſah, —
Ihn lieben, der Erinn'rung noch ſo nah
An dich, du Theurer, den, in ſüße Trauer
Verſunken, ich ſo oft des Kloſters Mauer
Umkreiſen ſah, wo, — fern vom Heimathland,
Der Jungfrau Kindheit Schutz und Pflege fand, —
Du Theurer, der durch leiſer Seufzer Wehen
Dein zu gedenken ſchienſt mich anzuflehen,
Was, — blieb auch Nam' und Stand in Nacht gehüllt,
Du, Bild der Treue, treulich ward erfüllt!

Duett.

Nimmer werd' ich dein vergeſſen,
Edles Bild, das doppelt hell
Heut, durch vor'ger Tage Dunkel,
Strahlt aus meiner Seele Quell!

Roſabella.

Ziemt's an Bilder jetzt zu denken, —
Jetzt, — wo der Verlobte naht?

O, der unerfahrenen Jugend,
Die nicht ahnt des Böſen Saat!
An des ſtrengen Vaters Willen,
An der künft'gen Gattin Pflicht
Denke, — nicht an eitle Bilder,
Nein! — denn Bilder freit man nicht!

Bertha.

Fügen mich des Vaters Willen
Werd' ich und der Gattin Pflicht,
Doch der Jugend theure Bilder
Dennoch drum vergeſſen nicht!! —

Dritte Scene.

(Conrad, Freiherr von Stablick und Junker Tobias mit Begleitung von Damen, Schauluſtigen und Zuſchauern beiderlei Geſchlechts.)

Arioſo mit Chor.

Stablick.

Ein ganzer Frühling lacht
Von dieſen alten Mauern nieder! —
Kaum kenn' ich ſelbſt im eignen Schloß mich wieder,
Ei, welche Pracht!

Tobias und Chor.

Ein ganzer Frühling lacht
Von dieſen alten Mauern nieder,
Befriedigt ſchweift das Auge hin und wieder,
Ei, welche Pracht!

Stableck.

Doch ſpät iſt's, — kommt der werthe Mann nicht bald,
Woraus auf wenig Pünktlichkeit zu ſchließen, —
So werden wir das Mahl zur Hälfte kalt,
Zur andern Hälfte angebrannt genießen!

Duett.

Je feſtlicher der Tag, —

Tobias

Je größer iſt die Schmach, —

Beide.

Erblicken wir der Küche Werk mißrathen,
Ein gutes Mahl verbrezelt und verbraten!

Stableck.

Rehwild, Schnepfen und Kapaunen,
Backwerk, Brühenfleiſch und Fiſche

Tobias.

Strafen ſpäter Gäſte Launen
Mit Verluſt von Duft und Friſche.

Beide.

Drum iſt Pünktlichkeit bei Tiſche, —
Wie im Feld und vor Gericht, —
Eines Ehrenmannes Pflicht!

Roſabella

([illegible])

So dunkel iſt die Nacht und ohne Sterne, —

Bertha ([illegible])

Daß ſelbſt der ſchärfſte Blick nicht dringt in's Ferne!

Roſabella.

Doch jetzt, — mich dünkt — ich höre Pferdetrab!

Bertha.

Ein lock'rer Stein nur rollt den Berg hinab!

Stahleck.

Was kann begegnet ſein? — Die Stunden eilen
Und nicht natürlich ſcheint mir dies Verweilen!

Canon.

Bertha, Roſabella, Stahleck, Tobias.

Ein unerklärlich Bangen
Durchzittert meine Bruſt;
Beſorgniß mit Verlangen
Im Wechſel, — Furcht und Luſt!

Es reiht ſich Stund' an Stunde, —
Die Hoffnung wächſt und ſinkt;
Und Niemand kommt, der Kunde
Von dem Erharrten bringt! —

(Bewegung unter den Anweſenden. [illegible] Pferdegetrappel [illegible] [illegible] ein Trompetenſtoß von der [illegible])

Roſabella.

Er iſt's!

Bertha.

O Gott!

Tobias

(zu den anweſenden Dienern, mit denen er eilig den Saal verläßt.)

Mir nach, mit Fackeln, — eilet!

Stahleck (zu den Damen an's Fenster tretend).
Er ſteigt ſchon ab! — Wo ſein Gefolg' nur weilet? —
Man ſchließt das Thor, — ſo kam er ganz allein?!

Roſabella.
Wie edle Haltung! ritterlich und fein!

Bertha.
Mir klopft das Herz! wie tret' ich ihm entgegen?!

Roſabella.
Nur Muth gefaßt, das Klopfen wird ſich legen!

Bertha.
Dem Unbekannten liebend ſoll ich nah'n?

Roſabella.
Schon Manche freiten ſich, die nie ſich ſah'n! —

Vierte Scene.

(Otto, von Tobias und Fackelträgern begleitet, denen Schnitterinnen und Landleute, in feſtlicher Kleidung, mit Kränzen und Blumenreifen verſehen, ſich anſchließen; zuletzt Niklas.)

Stahleck (dem Ankommenden entgegen).
Willkommen, meines Freundes edler Sproſſe,
Des Waffenbruders Sohn, zu Fuß und Roſſe,
Im Ernſt und Scherz, — nun bald mein eigner Sohn,
Dem aufgeſpart der Freundſchaft höchſter Lohn!

Otto ([illegible]).
Erlaubet —

Stahleck.

Nein, — nicht zwiſchen uns der Worte
Bedarf es noch!

Otto.

Ich komme —

Stahleck.

Wenn auch ſpät, —
Zu offnen Herzen doch und offner Pforte!

Otto.

Mein Wille —

Stahleck.

Gilt bei mir als volle That!

Otto.

Vergönnt nur —

Stahleck (Bertha vorführend).

Hier die Braut!

Otto und Bertha (bei Seite).

O welches Bangen! —

(Nachdem ſie einander näher ins Auge gefaßt haben.)

Was ſeh' ich! ja { Sie iſt's, / Er iſt's, } O Himmelsluſt!
{ Sie, — / Er, } mir ſo nah! — Geſtillt iſt mein Verlangen.
O Glück, zu groß für dieſe arme Bruſt!

Stahleck.

Doch jetzt zu Tiſch! —

Otto (bei Seite).

Was ſoll ich thun, — wo Schweigen
Verrath — und Reden, ſchrecklicher als Tod, —
Mit neuer, — ew'ger Trennung mich bedroht!?

(Indem er, der wiederholten Nöthigung des Freiherrn folgend, Bertha's Hand ergreift und an der Tafel, wo die übrigen Gäſte ſchon verſammelt ſind, neben ihr Platz nimmt.)

So mög' ein Gott den rechten Weg mir zeigen!! —

Paſtorale

(zur Begleitung eines nationalen Tanzes, welcher während des Mahles von den Landleuten ausgeführt wird).

Chor.

So voll Blumen der Garten,
So voll Bäume der Hain, —
So voll Freud' Euer Leben,
So voll Glück ſoll es ſein!
Odl Dio, Odl Dio!

Wie die Felder voll Aehren,
Wie die Wieſen voll Heu,
So voll Lieb' ſoll'n die Herzen,
So voll Lieb' ſein und Treu'!!
Odl Dio, Odl Dio!

Mag dann kommen der Winter
Mit Geſtürm und mit Eis, —
Bleibt's im Haus doch halt Frieden
Und im Herzen ſein heiß!
Odl Dio, Odl Dio!

Stahleck

(nach Beendigung des Tanzes mit erhobenem Becher).

Des Brautpaars Wohl!

Chor.

Es lebe! — hoch!

(Verwunderndes vom Throne und Bewegung der Neugier in der Versammlung.)

Stahleck.

Wer naht? —

Niklas

([illegible] und mit verstörtem Gesichte eintretend.)

Dein treuer Schaffner, Herr!

Stahleck.

Warum ſo ſpat?
Da längſt mein Eidam hier, den zu begrüßen
Ich Dich geſandt.

Niklas.

Den Schuld'gen, Herr, laß büßen,
Nicht mich! — Dein Eidam, — weh! — ihn traf — der Tod!

Stahleck.

Du lügſt, — ſieh' dort — ihn ſelbſt!

Otto (bei Seite).

O bitt're Noth!

Niklas.

Nicht alſo! nächſt dem Kloſter, — voll von Wunden
Und Blut, — erſchlagen hab' ich ihn gefunden,
Und dort auch — der Beſtattung beigewohnt!

Stahleck
(auf Niklas deutend zu Otto).
So nennt dem Wicht, den heut' mein Zorn verſchont,
Ihr ſelbſt Euch!

Otto
(indem er ſich von ſeinem Sitz erhebt, mit Würde).
Otto heiß' ich, — Herr und Erbe
Von Starkenfels!

Stahleck (kraftlos zurückſinkend).
O Wort voll Pein, — ich ſterbe!

Otto.
Vom Bräutigam als Bote hergeſandt
Und, — für ihn ſelbſt gehalten, unerkannt
Verweilend —

Stahleck.
Schweig, Verräther, den zu ſchauen
Mir Qual, — deß Name mich erfüllt mit Grauen;
Denn Du, — zuviel der Unthat und des Hohn's, —
Du biſt — der Mörder meines einz'gen Sohn's!!

Otto.
O Himmel, — ich?!

Stahleck (zu den Umſtehenden).
Ergreift ihn!

Otto.
Nicht entweihet
Das Gaſtrecht! — falſch iſt, weſſen Ihr mich zeihet!

Stahleck.

Du ſchlugſt ihn, — Du, — in dunkler Waldesſchlucht
Und ſuchteſt Rettung dann in feiger Flucht! —

Finale.

Fort, Verruchter, flieh von hinnen,
Der, ob heil'gen Gaſtrechts Pflicht
Heut Dich ſchirmt, nicht wirſt entrinnen
Deiner Blutthat Strafgericht.

Chor.

Halt, Verruchter, nicht von hinnen,
Der, von heil'gen Gaſtrechts Pflicht
Unbeſchirmt, nicht ſollſt entrinnen,
Deiner Blutthat Strafgericht.

Otto.

Keine Furcht mich ſchreckt von hinnen,
Keiner Blutthat Strafgericht,
Nur Dein Zorn, dem zu entrinnen,
Heiſchet ſchuld'ger Ehrfurcht Pflicht!

Bertha und Roſabella.

Nur Dein Zorn ihn ſchreckt von hinnen,
Keiner Blutthat Strafgericht.
Laß ihn ungekränkt entrinnen
Achte heil'gen Gaſtrechts Pflicht.

Stahleck und Chor.

Fehde ſchwör' ich Dir und Rache
Bis mein Lebensquell verſiegt, —
Bis $\left\{\begin{matrix}\text{mein}\\ \text{ſein}\end{matrix}\right\}$ Haupt, das Alterſchwache,
Oder **Dein's** im Staube liegt!

Otto, Bertha, Roſabella.

Theilen will $\left\{\begin{matrix}\text{ich}\\ \text{er}\end{matrix}\right\}$ ſelbſt die Rache,
Bis $\left\{\begin{matrix}\text{mein}\\ \text{ſein}\end{matrix}\right\}$ Lebensquell verſiegt, —
Stützen $\left\{\begin{matrix}\text{Deine}\\ \text{unſre}\end{matrix}\right\}$ Kraft, die ſchwache,
Bis der Feind im Staube liegt!

Dritter Act.

Offener Platz vor Schloß Stahleck, woſelbſt die Vorbereitungen zur hochzeitlichen Beleuchtung noch ſichtbar ſind, hinten von einer Terraſſe begrenzt, mit der Ausſicht auf den Garten und die Gegend.

Erste Scene.

Stahleck, Bertha, Roſabella und Tobias, von Rittern, Reiſigen und Schloßleuten umringt, deren noch mehrere, zum Kampf gerüſtet, nach und nach ſich einſtellen.

Quartett mit **Chor.**

Stahleck.

O feindliches Geſchick!
Der Tochter Eheband zerriſſen, —
Des Sohnes Mörder ſtraflos wiſſen
Und ſchwach mein Arm, umnachtet Geiſt und Blick! —
Drum, Freunde, kommt, — ergreift die Waffen,
Um Recht und Rache mir zu ſchaffen,
Verſagt mir vom Geſchick!!

Bertha, Roſabella.

O freundliches Geſchick!
Das unwillkomm'ne Band zerriſſen, —
Vom Mann der Wahl geliebt ſich wiſſen
Und aus der Zukunft Nacht ein Hoffnungsblick! —
Drum wolle, ſtatt des Kriegers Waffen,
Der Liebe Sieg und Recht verſchaffen
Du freundliches Geſchick!

Tobias und Chor.

O feindliches Geſchick!
Der Tochter Eheband zerriſſen, —
Des Sohnes Mörder ſtraflos wiſſen
Und ſchwach Dein Arm, umnachtet Geiſt und Blick! —
Drum, Herr, ergreifen wir die Waffen,
Um Recht und Rache Dir zu ſchaffen,
Im Kampf mit dem Geſchick! (Alle ab.)

Zweite Scene.

Otto, wie früher gerüſtet, ſpäter Tony, als Pilger.

Otto.

Umſonſt des Schloſſes Wall, — der Mauern Zinnen
Umkreiſt mein Blick, — umſonſt! — ſie zeigt ſich nicht!
Doch, was geſcheh'n mag, weich' ich nicht von hinnen,
Bis ich ſie ſah, — ihr Mund mein Urtheil ſpricht;
Und ſollten tauſend Tode mich umgeben, —
Ich weiche nicht, denn ihr — gehört mein Leben!

Arie.

Drum, o Schickſal, laß mich wiſſen,
Ward erwiedert dieſer Schwur,
Fand die Liebe, ſtill befliſſen,
Auch zu ihrer Bruſt die Spur? —

Denn erreicht mein treues Werben
Nicht den langerſehnten Preis,
Laß, o Schickſal, hin mich ſterben,
Wie ein früh verwelktes Reis!

Tony.

(Nach Erſteigung der Terraſſe ſich dem Eingange nähernd).

Die Burg! — Zu rechter Zeit noch komm' ich an!

Otto.

Ein Pilger! — Deinen Segen, frommer Mann!

Tony (bei Seite mit Ueberraſchung).

Er iſt's! — (laut) Nicht würdig bin ich, ihn zu ſpenden;
Ich ſelbſt erwart' ihn erſt von höher'n Händen.

Otto.

Mein Vater, — ſchlägt ein Herz für And'rer Noth
In Eurer Bruſt, —

Tony.

Was wollt Ihr? —

Otto.

Schwer bedroht
Von Stahleck's Herrn mit Aechtung und Verderben, —
Verklagt des Mords an ſeinem Sohn und Erben. —

Tony.

O Gott!

Otto.

Doch ſchuldlos, — ſchließt ſich mir dies Thor.
Drum geht und ſucht den Weg zu Bertha's Ohr!
Denn Euch und — meiner Unſchuld wird ſie glauben!

Tony (mit Wärme).

Wenn ſie Dich liebt, ſoll nichts ihr Herz Dir rauben.
Vertrau' auf mich — und ſie, die ſtill beglückt
Den Brautkuß bald auf Deine Lippen drückt!

Duett.

Otto.

Wär's möglich? — Nein! — Beim Licht der Sonne
Beſchwören laß Dich, ſprichſt Du wahr?

Tony.

So that ich!

Otto.

O zu viel der Wonne!
Dich ſendet heil'ger Engel Schaar!
Wer biſt Du?

Tony
(indem er des falſchen Bartes, welcher ſein Geſicht verhüllt, ſich entledigt).

Wer? — Da ſieh!

Otto.

Entſetzen, —
Sein Mörder!

Tony (Die entblößte Bruſt ihm darbietend).
Ja! und magſt Du nun,
Um Freundes-Pflicht nicht zu verletzen,
Mit mir nach Deinem Willen thun!

Otto (mit gezücktem Schwert).
So ſtirb! — Die Hand mir fühl' ich beben! —
Iſt's Mitleid, — iſt's Gefühl der Schmach:
Dem Waffenloſen Tod zu geben, —
Ihm, der zu dienen mir verſprach!? —

Tony.
Wohlan! ſo überlaß die Rache
Dem Himmel, daß nicht Blut und Tod
Entweihe der Vergeltung Sache
Und — Deines Glückes Morgenroth!
Denn ſtatt des ſünd'gen, lebensſatten,
Entriſſen ihr durch meine Hand,
Verknüpft mit Dir, — dem würd'gern Gatten,
Die Braut noch heut ein dauernd Band.
Dies noch iſt mein Geſchäft im Leben,
Um, nach vollbrachtem Pilgerpfad,
Der Buße dann mich hinzugeben, —
Der ew'gen, nach des Himmels Rath!

Otto.
Ja, dies ſei Dein Geſchäft im Leben,
Um, nach vollbrachtem Pilgerpfad,
Der Buße dann Dich hinzugeben,
Zur Sühnung, nach des Himmels Rath! —

Tony.

Schon winkt der Abendſtern und mahnt zu eilen,
Um günſt'ge Botſchaft bald Dir mitzutheilen
Leb' wohl und harre mein an dieſem Ort!
(Ab in's Schloß.)

Otto.

Wie iſt mir? — Träumt' ich! — Er, des Bundes Hort,
Den erſt ſein Dolch zerriß! — Mein Glück in Händen,
Noch roth von Freundesblut! — Wie ſoll das enden?
Wie, — frag' ich? — Wie, o Gott, es Dir gefällt,
Auf den mein Hoffen all' und Sein geſtellt!

Arie.

Nicht ich will mich erkühnen
Des Himmels Schwerdt zu ſein!
Die blut'ge Schuld zu ſühnen
Sei ſein Geſchäft allein.

Und du, Verklärter, ſchaue
Verzeihend her auf ihn, —
So wie ich feſt vertraue
Es ſei auch dir verziehn!

Dritte Scene.

(Bertha, von Tony geführt, der ſeine Verhüllung als Pilger wieder angenommen hat.)

Tony.

Nur Muth!

Bertha.

Wie ſchlägt mein Herz!

Tony.

Wir ſind ihm nah!

Otto und Bertha.

Geliebte! }
Geliebter! } endlich Dein! — Die Stund' iſt da!

Duett.

Otto.

Ja, Du biſt's! Du ſchenkſt mir Deine Nähe,
Zürnſt ob meines Wunſches Kühnheit nicht,
Da, was längſt vom Himmel ich erflehe,
Wie ein Stern aus dunk'ler Wolke bricht!

Bertha.

Strafbar bin ich, daß mein Ohr ſich leihet
Dir, — dem Fremdling, eingehüllt in Nacht,
Der mit Pflicht und Sitte mich entzweiet,
Und doch längſt wohl mein nicht mehr gedacht!

Otto.

Welch ein Wahn! ſeit jenem Kirchentage,
Wo zuerſt mein trunk'nes Aug' Dich ſah

Und Dein Bild ich hier im Buſen trage,
War mein Denken all' und Sein Dir nah! —

Da trieb mich fort des Kaiſers Machtgebot
Zum fernen Ungarland, in Kampf und Tod;
Doch blieb, dem Schwerdt der Türken Preis gegeben,
Nur *Dir* geweiht mein Lieben und mein Leben!

Beide.

O Tag voll Seligkeit, o Tag voll Luſt,
{ Die Langerſehnte / Den Langerſehnten } drück' ich an die Bruſt;
Und bald, wann erſt { Dein / mein } Vater iſt verſöhnt,
Ein ſüß'res Bündniß unſre Wünſche krönt!

Vierte Scene.

Stahleck, Tobias, Roſabella, Niklas, Ritter, Knappen, Schloß- und Landleute, Diener mit Fackeln.

Stahleck.

Du hier, Verwegner, und — was muß ich ſehen, —
Mein ehrlos Kind, — in ſeinen Mörderarmen! —
Hinweg von ihm!

Bertha.

O Vater, hör' mein Flehen!

Chor.

Er ſterbe!

Bertha.

Schuldlos iſt er! — Habt Erbarmen.

Stahleck (zu ſeinen Begleitern).

Herbei! — Was ſäumt Ihr? — Haut ihn nieder!

Tony (dazwiſchentretend).

Halt,
Gebiet' ich Euch, kraft meines Amts Gewalt!
Vom Grafen, Eurem Eidam, der in Frieden,
Nach off'ner Beicht, in meinem Arm verſchieden,
Verſeh'n mit Auftrag, mach' ich offenbar:
Daß — er — der Mörder Deines Sohnes war,
Um all' Dein Gut, vereint in Bertha's Händen,
Durch ſie, aus ſchnödem Geiz, auf ſich zu wenden;
(Dem Freiherrn ein kleines Gemälde, an einer goldenen Kette befeſtigt, überreichend.)
Hier die Beglaub'gung.

Stahleck (zu Bertha).

Sieh, — Dein eignes Bild,
Das der Verlorne trug! —

Tony.

Und nun vergilt
Dein Unrecht, Herr! — (Auf Otto deutend, mit Nachdruck.)
Der ſchuldlos Angeklagte
Liebt' Deine Tochter und auch ſie verſagte
Ihm nicht ihr Herz. — Wohlan, als Friedenspfand
Umſchlinge Beid' ein unauflöslich Band!

Stahleck (mit Entrüſtung).

Was ſagſt Du, — er, — dem Hauſe, — dem verhaßten
Entſtammt, worauf der Stahleck Flüche laſten?!

Tony, Roſabella und Chor.

Vergebung! ſenkt den alten Streit
In's Dunkel der Vergeſſenheit.

Tobias

(indem auf ſeinen Wink, die Schnitterinnen und Landleute, mit den in Bereitſchaft gehaltenen Blumenreifen und bunten Laternen verſehen, das junge Paar und den Freiherrn umringen).

Geſchlichtet ſei der alte Streit!
Zur Hochzeit Alles iſt bereit!

Otto und Bertha (des Vaters Knie umfaſſend).

Vergebung, Herr! — laß ruh'n den Streit!
Erhör' uns, — ja! — Dein Herz verzeiht.

Stahleck

(nach kurzem Kampf mit ſich ſelbſt zu Otto gewendet).

Nimm Bertha's Bild, — es tilgt den Streit, —
Nimm hin ſie ſelbſt, — mein Herz verzeiht! —

(In dieſem Augenblicke ſieht man, auf ein von **Tobias** gegebenes Zeichen, eine Rakete ſteigen und hierauf Tauſende von bunten Lampen auf einmal wie von ſelbſt ſich entzünden, ſo daß der ganze Platz mit dem Garten plötzlich in ſchönſter Beleuchtung daſteht.)

Finale.

Tony.

Ihr ſeid vereint! — Erfüllt ſind die Geſchicke, —
Der Frevler ſank dahin in Todesnacht,
Daß hell der Unſchuld Aug' in's Leben blicke! —

Mir — bleibt die Buße, — ſei auch ſie vollbracht!
Nach Rom, nach Rom! —
(Glockengeläut aus der Schloßkapelle.)
Die Glocken hör' ich rufen,
Euch zum Altar, —
(indem er ſich langſam entfernt und in den Gebüſchen verſchwindet.)
Mich zu St. Petri Stufen!

Stableck, Roſabella, Tobias und Chor.

Horch! es ruft der Glocken Ton! —
Folgt dem Prieſter zur Kapelle
Und empfangt an heil'ger Stelle
Treuſter Liebe ſchönſten Lohn!

Otto und Bertha.

Horch! es ruft der Glocken Ton!
Freudig folg' ich zur Kapelle
Und empfang' an heil'ger Stelle
Treuſter Liebe ſchönſten Lohn.

Tony (ungeſehen aus der Ferne).

Horch! mich ruft der Glocken Ton
Zu St. Peters Grabkapelle,
Wo der Schuld an heil'ger Schwelle
Harret der gerechte Lohn!! —

II.

Die Procurationsheirath.

Luſtſpiel in vier Acten.

Perſonen.

Prinz Heinrich.
Natalie, Gräfin von Henkel.
Lieutenant Graf von Henkel, deren Bruder.
Hauptmann von Pezwiſch.
Laura von Langen.
Miß Ellen, deren Erzieherin.
Leboeuf, Haushofmeiſter des Prinzen.
Dina Süskind, Natalien's Jungfer.
Höllriegel, Dragoner.
Vogelſang, Schauſpieler.
Cecchina, Sängerin.
Schnecke, Bürger und Stadtverordneter.
Mathias, Kellner zur goldenen Sonne.
Hofleute. Pagen. Wachen, Gäſte beiderlei Geſchlechts.

Schauplatz: Rheinsberg.

Erſter Act.

Großer Empfangſaal im prinzlichen Schloß ohne Geräth, blos mit Pianoforte, Muſikpulten und zwei Reihen Stühlen verſehen. Kronleuchter und Kandelabers ſind mit Kerzen beſteckt; im Hintergrund offene Flügelthüren.

Erſte Scene.

Prinz Heinrich. Leboeuf.

Prinz Heinrich.

Verſtanden?

Leboeuf.

Parfaitement, Monseigneur!

Prinz Heinrich.

Gleich nach der Trauung, — ſag' ich noch einmal, — welche Punkt ſechs Uhr ſtattfindet, folgt das angekündigte Concert, worauf gegen acht der Ball ſeinen Anfang nimmt, — en grand costume, verſteht ſich! — Die Einladungen dazu ſind doch beſorgt worden?

Leboeuf.

Aux ordres de Monseigneur! — ganz nach höchſtem Befehl!

Prinz Heinrich.

Sodann wird um elf Uhr, — wohl zu merken, — das Souper ſervirt, nach deſſen Beendigung das junge Ehepaar, in Begleitung ſämmtlicher Gäſte, zum Brautgemach geführt und hier das Strumpfband, in altherkömmlicher Weiſe, vertheilt wird. Verſtanden?

Leboeuf.

Vollkommen und Alles bereits angeordnet!

Prinz Heinrich.

Was die übrigen Feſtlichkeiten betrifft, welche zur Nachfeier in den nächſten Tagen noch ſtattfinden ſollen, —

Leboeuf.

Eine Nachfeier, Monſeigneur?

Prinz Heinrich.

Ja, Herr Leboeuf, — wegen des ganz beſondern Attachements, womit ich der Familie meines alten Freundes und Waffengefährten Henkel zugethan bin, und um der Heirath ſeiner Tochter allen hier möglichen „Eclat" zu geben, — was alſo die ſpäteren Feſtlichkeiten betrifft, ſo werden die Ordres dazu Ihm nachträglich ertheilt werden, ſobald das Programm definitiv feſtgeſtellt iſt. Hingegen —

Leboeuf (indem er ſeine Schreibtafel zur Hand nimmt).

Entſchuldigen, Monſeigneur —

Prinz Heinrich.

Hingegen hat es bei dem, morgen früh elf Uhr im Logis der Neuvermählten befohlenen Lendemain mit entſprechendem Déjeuner ſein Verbleiben, wozu ich ſelbſt die Gäſte beſtimmen und deren Namen und Zahl, nach der Trauung, dem Bräutigam und Ihm mittheilen werde.

Leboeuf (ſchreibend).

„Lendemain mit Déjeuner à la Fourchette, im eigenen Logis, morgen elf Uhr!“

Prinz Heinrich.

Und nun, Leboeuf, laß Er die zum Concert und Ball extraordinär Eingeladenen, welche „Foule“ oder, wie man zu ſagen pflegt: „Tapisserie“ zu machen beſtimmt und, in Ermangelung eines zahlreicheren, hoffähigen Adels, bei ähnlichen Gelegenheiten nicht wohl zu entbehren ſind, —

Leboeuf.

Leider — nein! Zum großen Verderben für Keller und Küche!

Prinz Heinrich.

Laß Er dieſe jetzt eintreten, um ihre Tenue, — ihre Haltung und Toilette en Revue paſſiren und, wo es nöthig iſt, noch ein wenig nachhelfen zu können, damit der Glanz und die Würde des Feſtes nicht durch Unziemlichkeiten beeinträchtigt werde.

Leboeuf.

Welche dennoch bei dieſer Art von Geſellſchaft nicht leicht dürften zu vermeiden ſein!

Prinz Heinrich.

Zugegeben, mon cher, inſofern wir nämlich die Verſtöße gegen die ſogenannte Etikette, — kurz gegen dasjenige hierunter verſtehen wollen, was man in einer *gewiſſen Welt*: gute Sitte zu nennen übereingekommen iſt, wiewohl die *wahre* gute Sitte, oder beſſer geſagt: *guten Sitten*, meiner Meinung nach, bei Weitem ſeltener *hier*, als unter der Klaſſe, die unſere Hülfsgäſte liefert, gefunden werden.

Leboeuf.

Aber — der Abſtand des Ranges, — das Widerſtreben der Vornehmen gegen die Vermiſchung mit jenen, ja ſelbſt die Beeinträchtigung des fürſtlichen Anſehens, —

Prinz Heinrich.

Wie, Maitre Leboeuf, ſo fürchtet Ihr alſo, daß ich, — der Abkömmling ſo vieler gekrönten Häupter, der Sohn und der Bruder eines Königs, durch den Umgang mit Euresgleichen mich encanailliren könnte?

Leboeuf (ſtutzend).

Mit — *meines*gleichen?

Prinz Heinrich.

Ja, Herr, — Seinesgleichen, da ich nicht hoffen will, daß auch Er ſich zu den „*Vornehmern*", das heißt, dem Sinne des Wortes nach, zu denjenigen rechnet, welche, was Andern gehört, vorwegnehmen, womit, bei den Ihm anvertrauten Geſchäften und Geldern, mir, ſeinem Herrn, ſehr ſchlecht gedient wäre.

Leboeuf.

Wie, Monſeigneur könnten glauben —

Prinz Heinrich (mit Güte).

Nichts glaub' ich, als daß — Er ein Narr und ſo gut Adam's Enkel iſt, wie ich und jene ehrlichen Leute, welche, dem Naſerümpfen unſeres hoffähigen Adels zum Trotz, dem heutigen Feſt als Reſervecorps und bewegliche Tapete, wie befohlen, beiwohnen werden und jetzt gleich eintreten können, wenn Alle beiſammen und zu der beabſichtigten Muſterung bereit ſind.

Leboeuf.

Schon längſt, Monſeigneur, — ich ſtehe dafür, da, wenn die Feſtlichkeiten, wie heute, mit Speiſ' und Trank, mit Souper und Champagner verbunden ſind, die Gäſte, — welchem Range ſie auch angehören, niemals auf ſich warten laſſen.

Prinz Heinrich (lachend).

Freund Leboeuf ein Menſchenbeobachter? Ei, ei!

Leboeuf.

Ja wohl und zwar, wenn Altesse es gnädigſt erlauben, durch langen, praktiſchen Selbſtunterricht.

Prinz Heinrich.

Wie, Herr Haushofmeiſter, ſo ſind denn meine Champagnerflaſchen auch vor ſeinen Studien nicht ſicher?

Leboeuf.

Pardon, Monſeigneur, ich wollte ſagen: Beobachter nicht mit der Zunge, ſondern mit den Augen, — Beobachter durch Uebung, — nein, nicht durch Uebung, ſondern — durch Anſchauung!

Prinz Heinrich.

Demnach ich, um deſſen gewiß zu ſein, in Zukunft auch Seine Kellerrechnungen etwas näher anſchauen werde, —

Leboeuf.

Wodurch Hoheit ſich überzeugen dürften, daß Leboeuf, recht angeſchaut, noch immer der alte, ehrliche „Rindfleiſch“ iſt.

Prinz Heinrich.

Assez, assez, Maitre Leboeuf; denn ſo und nicht anders will ich, ſo lang Ihr um mich ſeid, Euch geheißen wiſſen und, ſollte die Umtaufe der Erneuerung bedürfen, auch einige Flaſchen Champagner nicht anſehen, um durch jenen früheren, barbariſchen Namen mir die Ohren nicht zerreißen zu laſſen!

Leboeuf.

Wie viele Flaſchen erlauben Monſeigneur?

Prinz Heinrich.

Nach Bedarf, wofern nur als Taufbecken nicht etwa —

der Fluß Jordan gewählt wird, welcher, wenn auch ſtellenweiſe trocken, doch mit Champagner ſchwer auszufüllen ſein dürfte.

Leboeuf (mit Lächeln).

Verſtehe, verſtehe!

Prinz Heinrich.

Wie denn auch nicht zu vergeſſen iſt, daß *heute* wir blos Hochzeit, *nicht* Kindtaufe halten.

Leboeuf.

Unterthänigſt zu Befehl! blos Hochzeit, — wobei ich jedoch zu bemerken nicht unterlaſſen darf, daß eine der Hauptperſonen des Actes, — der Herr Bräutigam nämlich, bis dieſen Augenblick noch immer nicht anweſend iſt.

Prinz Heinrich.

Auf heute, den einundzwanzigſten April, Nachmittags ſechs Uhr, iſt derſelbe beſtellt und wird, als Soldat an Gehorſam gewöhnt, um die beſtimmte Zeit hier ſein!

Leboeuf.

Aber wenn er auch wirklich noch eintrifft, wo kommt die Zeit her zu den nöthigen Vorbereitungen, zum Umkleiden, zu —

Prinz Heinrich.

Seine Sache! — heut um ſechs Uhr muß die Trauung vollzogen werden!

Leboeuf.

Und wenn, — geruhen Monſeigneur meine Dreiſtigkeit zu entſchuldigen, — wenn er nun nicht ankommt?

Prinz Heinrich.

Er wird ankommen!

Leboeuf.

Geſetzt aber —

Prinz Heinrich.

So wird — nichts deſtoweniger getraut!

Leboeuf.

Das iſt ja unmöglich!

Prinz Heinrich.

Unmöglich? Dies Wort, Herr Leboeuf, iſt in unſerm fürſtlichen Hauſe nicht bekannt, — dies Wort, rath' ich Ihm, ſo lange Er mir dient, aus ſeinem Dictionnaire zu ſtreichen. Um ſechs Uhr wird getraut, — verſtanden? D'rum geh' Er jetzt, alles noch Nöthige zu beſorgen, — die bewußte „Tapisserie“ und auch die neue Sängerin nicht zu vergeſſen, mit der ich ebenfalls eine kleine Probe vor dem Concert noch abhalten will und welche, bei ihrer Ankunft, mit dem Hofpianiſten ſogleich einzuführen iſt.

Leboeuf.

Ich fliege! — Monſeigneur werden zufrieden ſein!

(Ab.)

Zweite Scene.

Prinz Heinrich. Vogelſang. Dina. Schnecke (mit fünf oder ſechs andern, ähnlichen Feſtgenoſſen, alle in mehr oder minder abenteuerlicher Hofkleidung nach dem Geſchmack der Zeit).

Prinz Heinrich.

Ah, eben recht, — nur näher, — nur näher! (Indem die Eintretenden nach den Geſchlechtern rechts und links ſich aufſtellen.) Ihr Name, mein Kind, — wer iſt Sie?

Dina (mit wiederholten Verbeugungen).

Ich, — ich bin die Dina Süßkind aus Berlin, — die neue Kammerjungfer der gnädigen Gräfin.

Prinz Heinrich.

Eine Révérence, mon enfant, — *eine* Verneigung, will ich ſagen, — hübſch langſam und feierlich, — (mit entſprechender Geberde) etwa wie dieſe, — reicht hin!

Dina.

Verſtehe, — (den Prinzen nachahmend) verſtehe ſchon!

Prinz Heinrich.

Nicht zu tief, — mit etwas geſenktem Kopf und dem ſchicklichen Ausdruck von Ehrfurcht in den Blicken!

Dina (nach der Vorſchrift ſich verneigend).

So! nicht wahr?

Prinz Heinrich.

Mit Berückſichtigung der Umſtände, nicht übel! — Zugleich und vor Allem aber muß bemerkt werden, daß man *ſchweigend* grüßt, — nicht redet, bis man gefragt wird, — Nichts antwortet, als was zur Sache gehört. (Zu den übrigen Theilnehmerinnen gewendet.) Verſtanden, Mesdames, habt Ihr verſtanden, was ich ſagte?

Alle (mit lebhafter Verſicherung.)

Gewiß! — Ja wohl! — Ei freilich!

Prinz Heinrich.

Chut, chut, mes belles, nicht ſo laut! — Ihr merktet Euch alſo, was ich geſagt und wie Demoiſelle Dina Süßmilch —

Dina.

Süßkind, — aufzuwarten.

Prinz Heinrich.

Unterbrechen, ma chère, iſt nicht höflich, zumal bei fürſtlichen Perſonen, — wie alſo Demoiſelle Dina Süßmilch es ausführte!

Die Uebrigen.

Ja wohl, — ja wohl!

Prinz Heinrich.

Figurez vous donc — ach, ſie verſtehen kein Franzöſiſch! — Stellt Euch alſo vor, daß ich, — daß der Prinz jetzt zu Euch herantrete. (Pauſe.) Nun, was ſagt' ich zu Dina Süßmilch?

Alle (zugleich und durcheinander.)

Daß man ſchweigend grüßt, redet ohne gefragt zu ſein, antwortet, was nicht zur Sache gehört!

Prinz Heinrich.

Etwas Aehnliches ſagt' ich allerdings, doch war jetzt nicht davon, — es war von der Révérence, — von der Verneigung die Rede, welche bei dem Eintritt oder Begegnen einer fürſtlichen Perſon langſam und feierlich, wie Dina Süßmilch mit meiner Beihülfe es Euch zeigte, gemacht wird. (Zu Dina.) Allons, Mademoiselle, noch einmal la Révérence!

Dina.

La ré — vé — rangs! Nun weiß ich's! (wie vorhin ſich verneigend.) So, Monſeigneur, nicht wahr?

Prinz Heinrich.

Leidlich, — leidlich, — sauf les exclamations, — bis auf die überflüſſigen Worte, welche, noch einmal geſagt, zu vermeiden, mithin nur vorgelegte Fragen kurz und ehrerbietig zu beantworten ſind. Zum Beiſpiel: Wie hat Mademoiſelle den geſtrigen Abend zugebracht?

Dina (mit großer Zungenfertigkeit.)

Bis ſieben Uhr, wo es dunkel wurde, hab' ich an dem Hochzeitskleide meiner gnädigen Gräfin mir die Finger faſt wund genäht, um Leib und Aermel, welche zu weit waren, abzuändern, dann mit dem Plätteiſen alle Falten und Kniffe noch einmal glatt geſtrichen, dann meinen eig'nen Staat aus der Theatergarderobe, wie Herr Leboeuf befohlen, zuſammengeſucht und in Ordnung gebracht, dann ſchnell ein wenig zu Abend gegeſſen und dann —

Prinz Heinrich (ſich vergeſſend mit Neugier).

Nun?

Dina.

Vor Schlafengehn, da es noch nicht zehn Uhr war, — mit dem Herrn Leibhuſaren ein Stündchen verplaudert.

Prinz Heinrich.

Mit dem Leibhuſaren?

Dina.

Ja, den ich gleich am Tage nach der hieſigen Ankunft mir anſchaffte, ſtatt meines — (ſeufzend) in Berlin zurückgelaſſenen Leibgrenadiers, welcher mit dem zu erwartenden Korporalſtock zugleich ſein Herz und ſeine Hand mir zu Füßen zu legen verſprach, für deſſen Verluſt daher der Leibhuſar, trotz ſeiner körperlichen und geiſtigen Vorzüge, doch immer kein vollſtändiger Erſatz iſt!

Prinz Heinrich.

Nun, nun, man muß in die Umſtände ſich fügen lernen und wer weiß, ob der Leibhuſar nicht Ausſichten hat.

Dina (raſch).

Ausſichten, — wär's möglich! — Wirkliche Ausſichten?

Prinz Heinrich.

Hm, — vielleicht — (ſchnell abbrechend). Doch war es das eigentlich nicht, worauf meine frühere Frage abzielte, vielmehr wollt' ich hören —

Dina.

Welcher von Beiden als Ehemann mir lieber wäre?

Prinz Heinrich.

Nein, — nein, ſondern — (für ſich) Laſſen wir das und geben es auf, die Spatzen Triller ſchlagen zu lehren, wozu die Schnäbel ihnen nicht gewachſen ſind.

Dina.

Ew. Hoheit meinen —

Prinz Heinrich.

Ich meine, — daß ich — mit Deiner Antwort zufrieden bin, wiewohl man ähnliche Confidencen, das heißt: Vertraulichkeiten über Leibhuſaren und Leibgrenadiere bei Hofe gewöhnlich vermeidet, überhaupt an leibliche Sachen hier ſo wenig wie möglich erinnert ſein will.

Dina.

Monſeigneur meinen —

Prinz Heinrich.

Nichts! — (zu den Andern übergehend) Gut, — gut, ma petite; nur der Kopfputz zu niedrig! Et vous, — die Taille zu kurz, — viel zu kurz! Beidem muß abgeholfen werden! — Sehr blaß, mon enfant, nicht Schminke genug! — Auch einige Mouches würden hier gut thun! — Wißt Ihr, was Mouches ſind?

Mehrere (zugleich).

Nein, — Nein! ich nicht, — ich auch nicht.

Prinz Heinrich.

Mouches ſind ſchwarze Pfläſterchen, die auf gewiſſen Stellen des Geſichts oder Halſes angebracht werden, um die Schönheit und Weiße deſſelben beſſer hervorzuheben!

Alle (mit Geſchrei).

Muſch — Muſch — ich will auch Muſch auflegen!

Prinz Heinrich.

Nicht ſo laut, ſag' ich! Und nun, zum Schluß — die Verbeugung! — (Alle verneigen ſich.) Noch einmal! (Wiederverneigen.) Pas mal, — nicht übel, in der That! Alſo, Mesdames, vergeßt Eure Lection nicht und thut, wie ich geſagt, um Euch und der Geſellſchaft Ehre zu machen!

Dina.

Gewiß, Monſeigneur, ganz gewiß! Werden uns alle Mühe geben.

Prinz Heinrich

(Den männlichen Gäſten ſich nähernd, zu Vogelſang).

Ah, ſieh da! Er auch hier? — Ein Schüler Melpomenens! nicht wahr? mit Namen Vogel — oder Sangvogel.

Vogelſang.

Ich heiße Vogelſang, Heldenſpieler bei der hieſigen Truppe, Ew. Hoheit aufzuwarten!

Prinz Heinrich.

Ganz recht! ich hab' ihn ſogleich erkannt, nur vom Theater her! Tüchtige Lunge, kräftiger Bau, Declamation und Bewegung, wie Sturmwind und Segelſtangen. Hat Er den Shakeſpeare ſtudirt?

Vogelſang.

Shackſpier, nein!

Prinz Heinrich.

Leſ' Er den Hamlet, Akt 3, Scene 5, — mein' ich, — wo dieſer den Comödianten **Verhaltungsregeln** gibt.

Vogelſang.

Braucht's nicht, den ſpiel' ich ſelbſt!

Prinz Heinrich (ſchnurfend).

Ah ſo! — (nach kurzer Muſterung) Was iſt denn das für ein Ordensſtern, den Er da auf der Bruſt trägt? — Michael oder Gregor, Elephant oder Löwe?

Vogelſang.

Dieſer Ordensſtern —

Prinz Heinrich.

Von wem iſt Er damit decorirt worden, — das heißt: woher bekam Er ihn!

Vogelſang.

Aus der Theatergarderobe.

Prinz Heinrich.

Wie?

Vogelſang.

Wo ich mir den ſchönſten und größten ausſuchte, wie das Koſtüm es mit ſich bringt.

Prinz Heinrich.

Dies Koſtüm alſo, meint Er, bedinge das Ordenszeichen?

Vogelſang.

Wenn ich einen König, — einen Miniſter oder General, — oder Hofjunker zu ſpielen habe, ſo muß der Orden auf meiner Bruſt ſein, ſonſt geh' ich gar nicht hinaus!

Prinz Heinrich.

So mög' Er denn im Schauſpielhauſe ſich beliebig zum Ritter ſchlagen, — hier in dem meinigen aber, wo ein Ordenszeichen nicht als Merkmal des Standes, ſondern, — wie es auf dem Theater wohl auch ſein ſollte, — bloß des Verdienſtes angeſehen wird, — hier alſo mög' Er dieſe parure de circonstance. — dieſen erborgten Glanz, — mein' ich, gefälligſt bei Seite legen, durch welchen Seine theatraliſchen Siege, wenn Er deren zufällig daventrägt, keineswegs erhöht werden können!

Vogelſang (mit ſtarrer Verwirrung).

Ich — Vogelſang — unterthänigſt aufzuwarten!

Prinz Heinrich (zu Schnecke gewendet).

Wie heißt Er?

Schnecke.

Ich bin Schnecke, Königliche Hoheit, — der gute, luſtige Schnecke, vormaliger Musketier in Ihrem Regiment, jetzt Pelzwaarenhändler, Bürger und Stadtverordneter hier, — Königliche Hoheit wiſſen ſchon —

Prinz Heinrich.

Was ſoll ich wiſſen?

Schnecke.

Wie Sie in der Campagne mir einmal — fünfundzwanzig aufmeſſen ließen!

Prinz Heinrich.

Warum?

Schnecke.

Weil, — weil ich auf das Commando: „Präſentirt's Gewehr!“ — Gewehr beim Fuß machte.

Prinz Heinrich.

Ach, jetzt beſinn' ich mich; ja, Schnecke, ganz recht! Ich aber that damals ſehr unrecht, Ihm ſtatt fünfundzwanzig, nicht fünfzig geben zu laſſen.

Schnecke.

Ei, ich dächte gar, und warum denn?

Prinz Heinrich.

Nicht, weil Er Gewehr beim Fuß, ſondern die Schnapsflaſche zum Kopf genommen und Sein Gehör darin erſäuft hatte.

Schnecke.

Ja, — ja, — das Gehör war freilich zu ſchwach!

Prinz Heinrich.

Und der Schnaps leider zu ſtark! Nicht?

Schnecke.

Nun, wie's im Felde ſo geht; ſeitdem aber — (verdrießlich) ſeitdem hab' ich mir ihn abgewöhnt, — ganz abgewöhnt!

Prinz Heinrich.

Daran hat Er Recht gethan, Schnecke, ganz recht. Doch (auf deſſen Taſche zeigend) was iſt denn das, was da herausſchaut?

Schnecke (verlegen).

Das, — das iſt — eine Tabakspfeife, — ja, eine Tabakspfeife!

Prinz Heinrich.

Mit einem Korkſtörſel? Ei, das iſt ja ganz etwas Neues! Zeig' Er, Schnecke, zeig' Er doch her!

Schnecke (eine Flaſche hervorziehend).

Ja, ſich einmal, wo kommt die Flaſche denn in meine Rocktaſche hinein? — Das iſt doch kurios! Die muß Jemand aus Schabernack mir eingeſteckt haben!

Prinz Heinrich.

Schnecke, beſinn' Er ſich!

Schnecke.

Ja, ja, — nun weiß ich's, — meine Frau hat ſie mir mitgegeben des guten Geruchs wegen, als — Oder-Milchflor, — wie ſie's heißen. —

Prinz Heinrich.

Eau de mille fleurs will Er ſagen!

Schnecke.

Ja, — Millflör, welches man, wie meine Frau meint, die auch in Berlin war, bei den Leuten vom Hof nothwendig braucht.

Prinz Heinrich (ſchnuppernd).

Da ſind wir, wie es ſcheint, in ſehr üblem Geruch! — Aber Schnecke, wie ſagte denn Seine Frau, daß dieſes Eau de mille fleurs angewendet wird?

Schnecke.

Angewendet? — Wie? — Nun, wird auch wohl, wie andrer Schnaps, aus dem Mund in den Magen gehn!

Prinz Heinrich.

Sag' Er Seiner Frau, ſie ſoll, wann Er wieder ſtatt: Präſentirt's Gewehr! — Gewehr beim Fuß! macht, nach meinem Beiſpiel, Ihm fünfundzwanz'g geben.

Schnecke.

Wer, — meine Frau?

Prinz Heinrich.

Ja wohl, doch nicht auf den Rücken, ſondern — (mit der entſprechenden Fingerbewegung) auf die Naſe, um für den Unterſchied zwiſchen Riechwaſſer und Branntwein ſie empfänglicher zu machen, wie ich denn auch, wenn Er wieder bei Hof erſcheint, Ihm rathen will, beides künftig zu Hauſe zu laſſen!

Schnecke.

Ja, — ja, — wie der Herr Prinz befehlen!

Prinz Heinrich (zum Nachbar).

Sein Degen hängt zu hoch, — muß geändert werden, — (zum zweiten) Gut, gut! — (zum dritten und letzten, den er von hinten beſichtigt) Oho, mon ami, — et la bourse? Warum hat Er keinen Haarbeutel? — Schaff' Er ſich einen Haarbeutel an und laß Er ohne ſolchen ſich nicht wieder hier ſehen! — Voila qui est fait! und Ihr könnt, Messieurs et Mesdames, Euch jetzt zurückzieh'n, um, meinen Bemerkungen gemäß, das noch Fehlende nachzuholen. — Doch halt, — noch einen Augenblick! —

Dritte Scene.

(Die Vorigen, Cecchina, von dem Hofpianiſten begleitet.)

Cecchina (ſich verneigend).

Altezza —

Prinz Heinrich.

Unſre neue Sängerin! Willkommen, Signora, — willkommen in Rheinsberg! — Tretet näher und laßt, wenn es Euch gefällig iſt, gleich jetzt uns die, für das heutige Concert beſtimmte Arie probiren, wobei jene guten Freunde dort, — (auf die Anweſenden deutend) ſehr feinſinnige Dillettanti, — da ſie einmal hier ſind, uns als Publikum dienen können! — Setzen wir uns!

Cecchina (zum Piano tretend).

Per ubbidirla!

(Nachdem, auf des Prinzen Wink, Alle Platz genommen, wird von Cecchina, unter Begleitung des Pianiſten, eine italieniſche Arie von einem gleichzeitigen Meiſter, ſei es Cimaroſa, Zingarelli, Simon Mayr oder ein Aehnlicher, mit Virtuoſität vorgetragen und vom Prinzen mehrfach durch Beifall unterbrochen, welchem die übrigen Zuhörer zuſtimmend ſich beigeſellen.)

Prinz Heinrich (nach Beendigung des Muſikſtückes).

Brava, — bravissima, — ganz vortrefflich! (einen Ring vom Finger ziehend, den er der Sängerin überreicht) Hier, Signora, nehmen Sie dies, als Beweis meiner Zufriedenheit, und (mit einem Zeichen allgemeiner Verabſchiedung) au revoir, — hier im Saal, gleich nach vollzogener Trauung!

Cecchina.

Grazie, — grazie tante, — Umilissima Serva!

(Mit dem Pianiſten und den Zuhörern ab.)

Prinz Heinrich.

Têtebleu! Was man für Noth hat, ſo eine Hochzeit zu Stande zu bringen! Leichter faſt iſt es, sur ma parole, Armeen zu commandiren und Schlachten zu gewinnen, wie wir ſonſt zuweilen gethan und, — le cas écheant, wohl noch thun würden, wiewohl jetzt uns Ruhe Noth thut und der Geſchmack unſeres vielgeliebten Bruders und Herrn ohnehin nicht immer der unſrige war. — Wer kommt?

Vierte Scene.

Prinz Heinrich, ein Page, gleich darauf Natalie.

Page (meldend).

Gräfin Henkel, in einer ſehr dringenden Angelegenheit.

Prinz Heinrich.

Herein, — nur herein, mon enfant! Was iſt's?

Natalie.

Ach, Monſeigneur, eine höchſt unangenehme Nachricht!

Prinz Heinrich.

Wie, — am Hochzeittage, — ſo kurz vor der erſehnten Vereinigung, — was kann da wohl —

Natalie.

Was, gnädigſter Herr? — Ach, der Aufſchub dieſer Vereinigung!

Prinz Heinrich.

Erklärt Euch, Kind, — erklärt Euch deutlicher!

Natalie (einen offenen Brief ihm überreichend).

Sehen Monſeigneur, — ſehen Sie ſelbſt!

Prinz Heinrich (leſend).

„Königsberg 12. April — durch einen Diviſionsbefehl wegen Zuſammenziehung ſämmtlicher hier und in der Umgegend liegenden Truppen, wobei keine Diſpenſation ſtattfindet, ſeh' ich, theuerſte Natalie, noch einige Tage länger, als beſtimmt war, hier mich zurückgehalten, daher ich denn zu meinem größten Verdruß und, aller möglichen Beſchleunigung ungeachtet, nicht vor dem 23. oder 24. dort eintreffen kann, wovon ich Sie" (folgen nicht zur Sache gehörige Exclamationen) „in Kenntniß zu ſetzen eile, mit der Bitte, dieſen erzwungenen Aufſchub unſerer Verbindung, — hoffentlich nur auf *Stunden*, — bei Sr. königlichen Hoheit zu entſchuldigen und verſichert zu ſein" — (wiederum Exclamationen) „Ihres getreuen u. ſ. w. u. ſ. w." (Den Brief zurückgebend) hm, — hm! C'est fâcheux, — bien fâcheux! Und nun, — Mademoiſelle meinen nun —

Natalie.

Daß Monſeigneur die Gnade haben werden, die anberaumten Feſtlichkeiten abzubeſtellen, um —

Prinz Heinrich.

Abbeſtellen, — die Trauung aufſchieben? — Non, ma bonne, die Gnade werd' ich *nicht* haben, — werde nichts aufſchieben, vielmehr den feierlichen Act, welchen Ihr ſelbſt ja ſo ungeduldig herbeiwünſchtet, um die beſtimmte Stunde vollziehen laſſen. Comprenez-vous?

Natalie.

Nein, Monſeigneur, nein! Das verſteh' ich nicht, — wirklich nicht!

Prinz Heinrich.

Werdet es lernen, Schatz, — werdet's ſchon lernen. (Nachdem er den wartenden Pagen herbeigewinkt und ihm heimlich einen Auftrag ertheilt.) Ohne Säumen — und ſoll ſeine Paradeuniform mitbringen! — (Auf die Uhr ſehend.) In zwei Stunden längſtens muß er hier ſein! — Fort! (nachdem der Page ſich entfernt hat, zu Natalien.) Drum ſeid ſo gut, ma toute belle, Eure Hochzeitstoilette, wenn etwas noch fehlt, zu vollenden, ſodann aber zur rechten Zeit Euch wieder hier einzufinden, ganz ſo, als wäre der Herr Bräutigam ſelbſt zugegen, um deſſen Wenigkeit, — ne vous en déplaise, — man hier ſeit acht Tagen umſonſt ſich bemüht!

Natalie.

Aber, mein gnädigſter Herr, —

Prinz Heinrich.

Geht, ma chère, geht und thut, wie ich befehle!!

Natalie.

Ohne Ew. Hoheit Abſichten zu kennen, glaub' ich doch unterthänigſt darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß, ſollte darin irgend etwas für mich Bedenkliches liegen, bei der bekannten, argwöhniſchen Gemüthsart meines Zukünftigen, ſolche Unannehmlichkeiten die Folge ſein könnten, daß —

Prinz Heinrich.

Beruhigt Euch, mon enfant, und — geht!

Natalie (mit Ergebung).

Ich gehorche!

Prinz Heinrich

Palsembleu! Diviſionsbefehl, — Truppenbeſichtigung, während ich Hochzeit will halten laſſen. Sagt' ich es nicht vorhin, daß Bombenwechſel ein leichteres Spiel, als Ringwechſel iſt? — Mais c'est un tour, qu'on me joue, — on fait exprès! — Man will mir den Spaß verderben, mich zum Rückzuge zwingen! Weiß man denn nicht, daß ein Hohenzoller nie rückwärts geht? — Drum nur Geduld; der Streich wird fehlſchlagen und die Beſtrafung nicht ausbleiben, ſollte vor der Hand, ſtatt der wahren Schuldigen, auch nur ihr unglückliches Werkzeug, — der Herr Bräutigam, davon betroffen werden!

Zweiter Act.

(Der vorige Schauplatz.)

Erste Scene.

Lieutenant Graf Henkel, der Page, nachher Prinz Heinrich.

Page.

Monſeigneur werden gleich hier ſein! (Ab.)

Henkel.

Was Er nur wollen mag? So plötzlich, ſo dringend, als ob die Welt auf dem Spiel ſtünde, während man von der Hochzeit meiner Schweſter, welche dieſer Tage ſtattfinden ſoll, mich weder unterrichtet, noch dazu eingeladen hat, daher ich denn auf den heutigen Parforceritt nicht im Mindeſten vorbereitet war. Kaum daß mir Zeit blieb meine Sachen zuſammen zu ſuchen, so trieb der verteufelte Leibhuſar, um nachher, da er mich unterwegs und wie im Sturm dahin jagen ſah, ſein Pferd in Schritt zu ſetzen und ganz gemächlich nachzufolgen. Nicht einmal Urlaub konnt ich begehren, — was Monſeigneur ſelbſt verantworten mag, — noch weniger Lauren von meiner Entfernung in Kenntniß ſetzen, welche, wenn ſie zufällig davon hört, nicht wenig verwundert ſein, — vielleicht ſogar — mir zürnen wird. — Still! Der Prinz —

Prinz Heinrich.

Bon jour, mon cher, bon jour! Schnellen Ritt gemacht, — nicht?

Henkel.

So ſchnell, Monſeigneur, als ob mein Brauner gewußt hätte, weſſen Befehl ſein Reiter gehorchte und welchem erhabenen Ziel er dieſen entgegen trug.

Prinz Heinrich.

Deſto beſſer, da ich Seiner, mein lieber Henkel, jetzt eben dringend bedarf und ſogar — eine Gefälligkeit von Ihm erwarte.

Henkel.

Ganz zu Eurer Hoheit Dienſt, auf Leben und Tod, trotz Teufel und Hölle!

Prinz Heinrich.

Hölle, — ſagt Er? Ganz recht, da von einer — Heirath die Rede iſt!

Henkel.

Von der Heirath meiner Schweſter vielleicht?

Prinz Heinrich.

Ja wohl!

Henkel (bei Seite).

Jetzt wird die Einladung kommen.

Prinz Heinrich.

Und von der Seinigen auch!

Henkel.

Von der meinigen, — von einer Heirath für mich?

Prinz Heinrich.

Für Ihn, — allerdings!

Henkel (bei Seite).

Gott! wenn Laura die Braut wäre, —

Prinz Heinrich.

Was ſagt Er?

Henkel.

Darf ich mir zu fragen erlauben, — mit wem?

Prinz Heinrich.

Mit wem? — Das kann Ihm gleich gelten!

Henkel.

Keineswegs, denn, entſchuldigen Monſeigneur, — ich bin ſchon verlobt!

Prinz Heinrich (ſpöttiſch).

Mit dem Bürgermädchen etwa, welchem Er in ſeiner vorigen Garniſon, wie ich hörte, ſo auffallend nachlief, daß die Sache nicht blos bei ſeiner Familie Bedenken erregte, ſondern auch mich beſtimmt hat, zur Strafe, von meinem Hof einſtweilen Ihn fern zu halten!

Henkel (bei Seite).

Daher alſo die Ausſchließung vom Hochzeitfeſt!

Prinz Heinrich.

Verſtanden?

Henkel.

Entſchuldigen, Monſeigneur, — *nicht* mit der Gedachten, — mit einer Andern, — ganz ebenbürtigen, aus — der *gegenwärtigen* Garniſon.

Prinz Heinrich.

Schon verlobt alſo?

Henkel.

Mit Ew. Hoheit gnädigſter Erlaubniß, — ja, aber ganz im Stillen.

Prinz Heinrich.

Thorheit!

Henkel.

Nein, Monſeigneur, ſehr im Ernſt!

Prinz Heinrich.

Nun, — auch gut, — thut nichts zur Sache!

Henkel.

Aber — ich dächte denn doch —

Prinz Heinrich.

Still! — Hat Er ſeine Paradeuniform bei ſich!

Henkel.

Zu Befehl!

Prinz Heinrich.

So geh' Er hin, ſich fertig zu machen. In zehn Minuten muß Er wieder hier ſein.

Henkel.

Geruhen Ew. Hoheit nur zu erwägen, daß ich Second-Lieutenant mit 17 Thaler monatlicher Gage und dem Schneider dieſe ſchon für neun Monate im Voraus ſchuldig bin, meine unausgebildete Körper- und Geiſtesbeſchaffenheit auch, wie meine Jugend, zum Heirathen, für jetzt noch, mich ganz untauglich machen, — geruhen zu erwägen —

Prinz Heinrich.

Still, ſag' ich, und keine Faxen gemacht!

Henkel.

Faxen, Monſeigneur, — ſind das Faxen?

Prinz Heinrich.

Gleichviel! Er heirathet —

Henkel.

Um Gotteswillen!

Prinz Heinrich.

Er heirathet — ſeine Schweſter!

Henkel.

Meine Schweſter?

Prinz Heinrich.

Ja wohl! Verſteht ſich: par procuration!

Henkel.

Ich? — Par procuration heirathen?

Prinz Heinrich.

Nun, was hat Er dagegen?

Henkel.

Daß dieſe Gattung von Ehen für einen armen Lieutenant nicht geeignet, und ſolche nur unter fürſtlichen Perſonen gebräuchlich iſt.

Prinz Heinrich.

Das geht Ihn nichts an!

Henkel.

Wen aber denn ſonſt geht es an?

Prinz Heinrich.

Mich! — Demnach Er, wegen Verhinderung des wirklichen Bräutigams, — Seines zukünftigen Schwagers —

Henkel.

An dieſen grade wollen Ew. Hoheit zu erinnern mir geſtatten, den ich zwar perſönlich zu kennen noch nicht die Ehre habe, welcher jedoch, wie man verſichert, ſehr empfindlicher Natur und zum Spaßen wenig aufgelegt ſein ſoll.

Prinz Heinrich.

Meine Sache! — Demnach Er, ſagt' ich, deſſen Stelle vertreten und heut' um ſechs Uhr Seine Schweſter par procuration ſich antrauen laſſen wird.

Henkel.

Aber Monſeigneur —

Prinz Heinrich.

Ich befehle, — (mit Nachdruck) **befehl' es Ihm!**

Henkel (ſich verneigend).

Sehr wohl!

Prinz Heinrich.

Um Punkt ſechs Uhr, in der Porzellangalerie; der Sammelplatz hier! (Ab.)

Henkel (ihm nachſchauend).

Es iſt ſein Ernſt, — ſein wahrer, bittrer Ernſt! (in Lachen ausbrechend) Ich ſoll meine Schweſter heirathen! — Wie Einem ſo etwas nur einfallen kann! — Ja, die großen Herren! — Denn wie käme wohl Unſereiner jemals auf ſolchen Gedanken! Mein zukünftiger Schwager ſoll, wie er ſagte, verhindert ſein! hoffentlich doch nicht: zu heirathen, ſondern nur heute zu heirathen! — Warum alſo wartet man nicht mit der Hochzeit, — warum zwingt der Prinz meine Schweſter und mich zu dieſer lächerlichen Komödie? — Warum? — weil er — ein Prinz iſt, — welcher thut und thun kann, was ihm gefällt, — ein eigenwilliger Prinz, voll der ſeltſamſten Grillen und dennoch zugleich ein großmüthiger, edler Menſch, der Freund und Beſchützer meines unvergeßlichen Vaters, — der Wohlthäter meiner Schweſter, — mein eigener Wohlthäter, dem zu Liebe ich alſo nicht blos all' mein Blut willig hinzugeben, ſondern auch, wenn es ſein muß, — die Hochzeitspuppe zu ſpielen bereit bin.

Zweite Scene.

Henkel. Leboeuf.

Leboeuf.

Ah, Serviteur, verehrter Herr Graf! Seit wann in Rheinsberg?

Henkel.

Seit zehn Minuten, Herr Leboeuf, — kaum zehn Minuten!

Leboeuf.

Und haben der Herr Graf die ſchreckliche Neuigkeit ſchon gehört?

Henkel.

Ja, in der That, eine ſchreckliche Neuigkeit, daß ich meine Schweſter, — (plötzlich innehaltend) Still! und entſchuldigen Sie mich, Herr Leboeuf, ich muß fort, — gleich fort, um mich zur Hochzeit fertig zu machen.

Leboeuf.

Zur Hochzeit, Herr Graf? Sie wiſſen alſo nicht —

Henkel.

Laſſen Sie mich!

Leboeuf (ihn zurückhaltend).

Nur einen Augenblick! Ihr Herr Schwager — kommt nicht! — alle Vorbereitungen, alle Anſtalten, alle Koſten umſonſt und — zum Kuckuck die ganze Hochzeit!

Henkel (indem er ſich von ihm losreißt).

Zum Kuckuck Sie ſelbſt! Laſſen Sie mich, eh' es zu ſpät wird. (Schnell ab.)

Leboeuf (verwundert und mit Empfindlichkeit).

Bei dem iſt es, glaub' ich, im Oberſtübchen nicht richtig! — Der Bräutigam bleibt aus, die Hochzeit kann alſo nicht ſtattfinden, — ich erklär' ihm die Sache und er, — er heißt mich zum Kuckuck gehen?! — Nun, nun, wir werden bald erfahren, wen Monſeigneur zuerſt dorthin ſendet, — mich — oder ihn!! — Doch wenn — (nachdenklich) wenn Monſeigneur von der Hiobspoſt noch nicht unterrichtet und ich ſelbſt deren Ueberbringer zu ſein beſtimmt wäre, ſo dürften, — ja es dürften die erſten Blitzſtrahlen des höchſten Unwillens doch wohl — auf mich fallen, daher ich denn ſuchen muß, ſie geſchickt von mir ab und auf die Urheber hinüber zu lenken. Denn wer hieß die Dame Henkel ſich verheirathen zu wollen, wodurch alle dieſe Unruhe, dieſes achttägige Durcheinander herbeigeführt wird, — wer hieß den Herrn Bräutigam, nachdem alles vollbracht iſt, ausbleiben und ſeinen vorlauten, hinter den Ohren noch nicht trockenen Monſieur Schwager, — wer hieß dieſen, mir, — dem Schöpfer und Ordner aller dieſer Freuden- und Ehrenbezeugungen, — ſo gröblich zu begegnen? — Soll dies einen Mann, wie mich, nicht kränken, — einen Mann, welchen Monſeigneur, in gerechter Würdigung ſeiner Talente, nach Paris geſendet, um dort die edle, — die göttliche

Kochkunſt zu ſtudiren, — die Kunſt, mit Geſchmack und Gefühl nicht blos die Gaben Gottes zu bereiten, ſondern auch ſie zu genießen, — eine Kunſt, worin die Franzoſen allen Völkern vorangehen, ja deren unerreichte Vorbilder und Lehrmeiſter ſie ſind! — Soll alſo, frag' ich, die gedachte Behandlung einen Mann nicht kränken, welcher in dieſer Wiſſenſchaft die höchſten Stufen erſtieg und ſeit zehn Jahren dem Haushalt Sr. Hoheit mit eben ſo viel Geſchicklichkeit, als Integrität vorzuſtehen die Ehre hat, — einen Mann, welcher dem Dienſt ſeines erhabenen Fürſten ſich ausſchließlich gewidmet, ja ſogar ſeinen Namen, — den tiefſinnigen und ausdrucksvollen Namen: „Rindfleiſch“, — da Rindfleiſch und deſſen Hauptergebniß: „Bouillon“ die Wurzeln, die Repräſentanten, die Bedingungen der wahren Kochkunſt ſind, — der alſo dieſen Namen gegen den zwar gleichbedeutenden, doch bei Weitem weniger energiſchen: „Leboeuf“, jenem Fürſten zu Liebe, umgetauſcht hat!

Dritte Scene.

Leboeuf. Prinz Heinrich.

Prinz Heinrich.

Nun, Leboeuf, Er hier allein und noch Niemand zugegen?

Leboeuf.

Niemand, da Herr Lieutenant Graf Henkel, welcher zugegen war, mich ſo eben mit ſehr, — ſehr auffallenden Aeußerungen verließ.

Prinz Heinrich.

Auffallend? — Was ſagte Henkel zu Ihm?

Leboeuf.

Er — er hieß mich — zum Kuckuck gehen!

Prinz Heinrich.

Und warum?

Leboeuf.

Weil ich ihm meldete, was, — (mit zögernder Bedenklichkeit) was Monſeigneur, nach der Stimmung, worin ich Höchſtdieſelben zu erblicken die Ehre habe —

Prinz Heinrich.

Weiter — weiter!

Leboeuf.

Was Altesse, nach dieſer unbewölkten Stimmung zu ſchließen, auch noch zu ignoriren ſcheinen, — daß nämlich —

Prinz Heinrich.

En avant, Freund, en avant!

Leboeuf.

Daß, den eingegangenen Nachrichten zufolge, der Herr Hauptmann von Pogwiſch, —

Prinz Heinrich.

Nun, wird's bald?

Leboeuf.

Wie ich vorausgeſagt, heute nicht eintrifft und die Hochzeit — beim Kuckuck iſt!

Prinz Heinrich.

So? — Da hatte freilich Henkel Recht, Ihn zum Kuckuck zu ſchicken!

Leboeuf (betroffen).

Monſeigneur —

Prinz Heinrich.

Da der Trauungsakt, wie Er ſogleich gewahr werden wird, in wenigen Augenblicken vor ſich geht!

Leboeuf.

Ohne Bräutigam?

Prinz Heinrich.

Au diable! Was fällt Ihm ein?

Leboeuf.

Wo aber hernehmen, wenn derſelbe ſich zu Königsberg, 80 Meilen weit, und die Braut hier in Rheinsberg befindet?

Prinz Heinrich.

Têtebleu! On en fait un, — man macht einen!

Leboeuf (ganz verdutzt).

Einen Bräutigam?

Prinz Heinrich.

Freilich! — Was kann man in dieſer Welt nicht machen!

Leboeuf.

Aber wird die Braut mit dem gemachten Bräutigam zufrieden ſein?

Prinz Heinrich.

Dumme Frage! — Weiber ſind Weiber, — lieben das Neue! — Leboeuf, Er kennt die Weiber nicht!

Leboeuf.

Nein, Monſeigneur, und enthalte mich auch, noch genauer, als etwa ſchon geſchehen, —

Prinz Heinrich.

Ja, ja, in dem Teufels-Paris! Ich weiß!

Leboeuf (mit einem Seufzer).

Sie kennen zu lernen!

Prinz Heinrich.

Wohlgethan, Freund, — ganz wie ich! Uns beide, Tétebleu! fangen die Weiber nicht mehr!

Leboeuf.

Gleichwohl können wir, — Monſeigneur und ich, dieſelben uns nicht immer hinreichend vom Halſe halten, um mit neuen Quälereien nicht täglich von ihnen verfolgt zu werden!

Prinz Heinrich.

Fi donc, Leboeuf, Er iſt ungalant und verſteht mich falſch! Denn wie man im Stillen auch über die Frauen denken, — an welchen Platz ſie hinſtellen möge, ſo darf doch ein echter Cavalier ihrem Dienſte nie ſich entziehen, — **niemals** den Pflichten gegen das Geſchlecht untreu werden, noch die Huldigungen ihm verweigern, wozu es, als ſolches, berechtigt iſt! Comprenez-vous?

Leboeuf.

Parfaitement, Monſeigneur, — verſtehe vollkommen und werde, mit gnädigſter Erlaubniß, die Bethätigung dieſer vortrefflichen Maximen nächſten Tages mir angelegen ſein laſſen.

Prinz Heinrich.

Thu' Er das, Leboeuf, — ſei Er galant mit den Damen, wie ich, welcher, trotz ſeiner Jahre, — ja, Freund, man fühlt ſie, wenn man ſie auch nicht zählt, — welcher alſo noch immer ein bewundernder Verehrer des ſchönen Geſchlechtes iſt.

Leboeuf.

Durch dies erhabene Beiſpiel könnte ſich ein treuer Diener, wie ich, leicht zur Nachahmung hinreißen laſſen, aber —

Prinz Heinrich.

Nun, — aber?

Leboeuf.

Der Gegenſtand, — die zu treffende Wahl, — wer kann den Weibern trauen, zumal in unſerm Alter!

Prinz Heinrich.

In unſerm Alter, maitre Leboeuf? — Rede Er von dem Seinigen, bitt' ich, denn — ich bin kein Freund der Kameradſchaften!

Leboeuf.

Pardon, Monseigneur, — ich meinte blos —

Prinz Heinrich.

Assez — assez! — Qui s'excuse, s'accuse!

Leboeuf.

Ich meinte, — wenn Monſeigneur es gnädigſt erlauben, — mich ſelbſt, in Gemeinſchaft mit der kleinen, niedlichen —

Prinz Heinrich.

Gemeinſchaft, — mit wem?

Leboeuf.

Mit — doch nein! Wie dürft' ich mich unterſtehen, mit meinen werthloſen Geheimniſſen beſchwerlich zu fallen?

Prinz Heinrich.

Fall' Er, mon cher, fall' Er nur zu! Ich will wiſſen, mit wem?

Leboeuf (verſchämt).

Mit der kleinen, niedlichen Berlinerin, Dina Süßkind genannt, auf die ich, unter gewiſſen Umſtänden und mit höchſter Permission, verſteht ſich, nicht abgeneigt wäre, meine Augen zu werfen.

Prinz Heinrich.

Und dieſer alſo hielt Herr Leboeuf ſeine werthe Perſon beizugeſellen ſich für berechtigt, indem Er von — unſerem Alter ſprach?

Leboeuf.

Ja, Monſeigneur, — allerdings, da der Abſtand in den Jahren ein durchaus verhältnißmäßiger darf genannt werden.

Prinz Heinrich (mit Lachen).

Unſchätzbar! — Ein Verhältniß, — zwiſchen Dina und Ihm?

Leboeuf (empfindlich).

Was geruhen Altesse darin Auffallendes oder — Lächerliches zu finden?

Prinz Heinrich.

Nichts, mon cher, — nichts, da Sein Geburtstag nicht, wie leider der meinige, im Kalender angemerkt iſt. Dennoch würd' ich Ihm rathen, ſich vorzuſehen, da, wie mir mit Gewißheit bekannt iſt, zwei Mitbewerber, — ein Leibhuſar und ein Leibgrenadier, — beide mit Ausſichten, — den Anſichten des Herrn Leboeuf über das Verhältniß der Jahre ein erhebliches Démenti zu geben bemüht ſind.

Leboeuf (verächtlich).

Ein Leibhuſar und Leibgrenadier en concurrence mit Jean Pierre Leboeuf!? Geſtatten mir Monſeigneur, ſolche Rivalen zu tief unter meiner Würde zu finden, um —

Prinz Heinrich.

Immerhin, Freund, immerhin! — Wenn nur die kleine Dina daſſelbe thut.

Leboeuf.

Das wird ſie, gnädigſter Herr, — das wird ſie, ſobald ich nur meine Minen erſt ſpringen laſſe!

Prinz Heinrich.

Recht ſo, maitre Leboeuf! Denn wiewohl ein kluger Feldherr den Gegner nie gering achten ſoll, ſo gehört doch auch ein gewiſſes Selbſtvertrauen zu Erringung des Sieges!

Leboeuf.

Ja, Monſeigneur, und dieſes *beſitzt* Ihr Leboeuf und *mit* dieſem triumphirt er oder —

Prinz Heinrich (einfallend).

Wird ausgelacht! (Ab.)

Leboeuf

(nach einer tiefen und ſtummen Verbeugung mühſam ſich faſſend).

Ausgelacht, — ausgelacht! — Das iſt der Dank für die Opfer, — die Anhänglichkeit, — die Geduld und Ergebung des treuen Dieners, welcher keinen Gedanken, keinen Wunſch kennt, als der Zufriedenheit ſeines Herrn ſich würdig zu machen. — Ausgelacht!! — Doch nein, — ich werde *nicht* ausgelacht werden und ſollt' es mich Alles, — ſollt' es ſogar meine Freiheit koſten, die ich bisher, ſo vielen ſchmachtenden Blicken gegenüber, ſtets ſiegreich zu vertheidigen gewußt! — Ja, Monſeigneur, Sie nöthigen mich zu dem, woran ich nicht im Ernſt dachte, — nöthigen mich zu Ablegung des Junggeſellenſtandes, zu Gründung einer Familie, — nöthigen mich, noch andern Pflichten, als den Ihrigen, mich hinzugeben! O, Sie werden erfahren, was es heißt, von einem zweiſpännigen Diener ſich bedient zu ſehen, — von einem Diener, welcher halb Ihnen, halb ſeiner Frau gehorcht; — Sie werden zu ſpät erfahren, daß Jean Pierre Leboeuf ſich — nicht auslachen läßt! — (Indem er, dem Eingang zueilend, dort angekommen, wieder umkehrt.) Halt! Faſſung! Der Hof verſammelt ſich!

Vierte Scene.

Leboeuf, Natalie, Graf Henkel, und mehrere ſtandesmäßige Hochzeitsgäſte beiderlei Geſchlechts, in Paradeuniform oder Hofgalla, zuletzt, unter Vortritt eines Ceremonienmeiſters mit dem Stab und von zwei Kammerherren begleitet, Prinz Heinrich mit geſticktem Rock, Perücke, Hut und Degen.

Henkel (ſeine Schweſter begrüßend).

Meine theure Natalie!

Natalie.

Geliebter Bruder! — Welche Ueberraſchung!

Henkel.

Nicht minder, wie für mich ſelbſt, da vor zwei Stunden erſt der Befehl mir zuging, hier mich einzufinden!

Natalie.

Vor zwei Stunden erſt? — Seltſam! (bei Seite) Vernahmeſt Du ſchon?

Henkel (eben ſo).

Alles!

Natalie.

Und begreifſt, was hier vorgehen ſoll?

Henkel.

Still!

Ceremonienmeiſter

(mit dem Stock auf dem Boden das übliche Zeichen gebend).

Se. königliche Hoheit, der Prinz!

Prinz Heinrich.

Bonjour, Messieurs et Mesdames! (Alle verneigen ſich.) Bonjour! — (nachdem er mit einigen der Vornehmern kurze Worte gewechſelt, zu Henkel) Ah, Comte Henkel! Da ſeid Ihr ja ſchon!

Henkel.

Zu Befehl, Monſeigneur, — (bei Seite) trotz der verſpäteten Einladung!

Prinz Heinrich.

Gut, gut! Ich bin zufrieden! (Der Verſammlung ſich zuwendend.) Messieurs et Mesdames, Sie ſind aufgefodert worden, einem Feſte beizuwohnen, deſſen Veranlaſſung meine ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt, nicht blos wegen des beſonderen Wohlwollens, womit ich der Hauptperſon von jeher zugethan war, ſondern auch wegen der großen Verdienſte, welche deren Vater, einer meiner älteſten Freunde und Waffenbrüder, um das Vaterland und den König ſich erworben hat. Dieſes Feſt, Messieurs et Mesdames, iſt die Vermählung der Fräulein Gräfin Henriette Natalie Henkel, meiner vielgeliebten Pathin, deren getroffene Wahl meine Billigung hat und jetzt in

Ihrer Gegenwart durch die Kirche ſoll ſanctionirt werden. Hier — (indem er Nataliens Hand ergreift) die Braut und — (nach einer Pauſe geſpannter Erwartung auf Henkel deutend) hier — der Bräutigam! (Bewegung der Ueberraſchung und des Staunens in der Verſammlung.) Ja, — der Bräutigam und gelegentlich zugleich Bruder der Braut, welcher, wegen Verhinderung des künftigen Ehegatten, Hauptmanns Kurt Emanuel von Pogwiſch, zu deſſen Stellvertreter von uns erſehen ward, um als ſolcher der Fräulein Braut am Altare par procuration angetraut zu werden! Leboeuf! —

Leboeuf.

Monſeigneur!

Prinz Heinrich.

Iſt in der Porzellangalerie Alles bereit?

Leboeuf.

Alles!

Prinz Heinrich.

Allons donc, — allons! — Henkel, reich' Er der Braut ſeine Hand, — die Uebrigen folgen dem Range nach! Gehen wir! — Halt, — noch Eins! (Zu Henkel, den er bei Seite zieht.) Wo iſt ſein Abſteigquartier?

Henkel.

Im Gaſthaus zur goldnen Sonne.

Prinz Heinrich.

Morgen wird bei Ihm Lendemain gehalten, mit Beglückwünſchung und Déjeûner dinatoire.

Henkel (erſchrocken).

Déjeûner, Monſeigneur?

Prinz Heinrich.

Ja, um elf Uhr, in Seinem Quartier!

Henkel (ganz außer Faſſung).

Bei mir, Déjeûner dinatoire?

Prinz Heinrich.

En petit comité, mon cher, nur fünfzehn bis zwanzig ausgewählte Perſonen, zu denen ich ſelber gehöre und deren Namen, nach der Trauung, Ihm werden mitgetheilt werden.

Henkel.

Aber, Monſeigneur —

Prinz Heinrich.

Was?

Henkel.

Altesse wollen bedenken, daß ich zum Empfange ſo vieler und ſo hoher Gäſte nicht eingerichtet bin!

Prinz Heinrich.

Muß Rath geſchafft werden!

Henkel.

Rath ſchaffen, — ich? (Dem Prinzen ganz nah.) Zwei Thaler, Monſeigneur, ſind mein ganzes Vermögen.

Prinz Heinrich.

Zwei Thaler! — (Lachend.) Das gibt ein Lukulli'ſches Mahl! Gare aux indigestions! — Zwei Thaler! — Man ſollte, dünkt mich, die Offiziersgagen herabſetzen.

Henkel.

Wie, Monſeigneur?

Prinz Heinrich.

Um ſolchen Ueberfluß abzuſchneiden und zu verhindern, daß die Herren ihr unnützes Geld entweder zu Exceſſen verwenden, oder gar, was das Schlimmſte von Allem iſt, auf Zinſen legen, da reiche Kapitaliſten in der Regel armſelige Soldaten ſind! — Doch jetzt — (indem er das Zeichen ertheilt, den Zug zu beginnen) en avant, mon cher! Der Hofprediger wartet! (während Henkel und Natalie dem voranſchreitenden Ceremonienmeiſter folgen, zu den Uebrigen) Messieurs et Mesdames — gehen wir!

Dritter Act.

Vorſaal im Gaſthof zur goldnen Sonne, mit Mittelthür und mehreren numerirten Seitenzimmern.

Erste Scene.

Laura und Miß Ellen in Reiſekleidern, Mathias, welcher Schachteln und Nachtſäcke trägt.

Laura.

Wieviel Uhr haben wir?

Mathias.

Neun Uhr, zwanzig Minuten!

Laura

Unausſtehlicher Poſtillon! So langſam zu fahren, fünf Stunden auf eine Station.

Ellen.

Ein Wettrennen, me thinks, bei dieſem Arabian Sandmeer!

Laura.

Wie? Eine Entfernung von kaum drei Meilen und doppelte Trinkgelder, und —

Ellen.

Your impatient haste!

Laura.

Ja, allerdings, meine Ungeduld, — welche Sie, unter dieſen Umſtänden, denk' ich, natürlich finden.

Ellen.

By no means!

Laura.

Alſo nicht? — (für ſich) Unerträgliches Phlegma! (zum Kellner) Sag' Er mir, mein lieber Freund, iſt in dieſem Gaſthofe geſtern nicht — ein Herr angekommen, — ein Offizier, Namens —

Mathias.

Graf Henkel! Zu Befehl, wohnt hier auf Nr. 3.

Laura.

Auf Nr. 3, — ſo! Und iſt gegenwärtig zu Hauſe.

Mathias.

Iſt zu Hauſe, — ſchläft aber noch!

Laura.

Jetzt noch, um — um 10 Uhr?

Mathias.

Iſt geſtern ſehr ſpät zu Bett gegangen.

Laura.

Und wird längere Zeit hier bleiben?

Mathias.

Wie es ſcheint, ja, — da unſer gnädigſter Prinz ihm ſehr gewogen iſt und geſtern in größter Eil' ihn hat herbeirufen laſſen, um —

Laura (geſpannt).

Nun, — um

Mathias.

Mit einer Dame, die hier im Schloß wohnt, ihn zu verheirathen.

Laura (mit Beſtürzung).

Verheirathen?

Mathias.

Ja wohl, was geſtern Abend um 6 Uhr auch wirklich geſchehen iſt.

Laura.

Geſchehen, — Menſch, Du lügſt! — (Sich faſſend mit erzwungener Ruhe.) Freund, entweder Ihr ſcherzt, — oder — Ihr ſeid nicht bei Sinnen!

Mathias.

Was? — Ich lügen, — ich nicht bei Troſt ſein? Hab' ich den Herrn Lieutenant geſtern nicht ankommen, zum Prinzen eilen, zurückkehren, ſeine Paradeuniform anziehen und wieder ins Schloß gehen ſehen; und hat unſer Nachbar Schnecke, der Gemeinderath, welcher ſelbſt dabei war, uns heute Morgen nicht Alles genau erzählt, — wie ſie im Porzellan von dem Herrn Hofprediger getraut wurden, wie ſie dann ins Concert und zum Ball gingen, wie ſie tanzten, ſpeiſten und tranken, — und wie der Herr Lieutenant immer dicht neben dem

Prinzen ſaß und wie nach 12 Uhr das junge Paar in die Brautſtube geführt und das Strumpfband vertheilt wurde, wovon Schnecke auch ſeinen Fetzen bekam, den er uns vorgezeigt —

Laura.

Unmöglich! (In Thränen ausbrechend, indem ſie ihr Haupt an Ellens Bruſt lehnt.) Unmöglich!

Mathias.

Und den ich ſelbſt in der Hand hatte!

Ellen (zu Mathias mit Nachdruck).

Sei ſtill!

Mathias.

Was hat denn die junge Dame? —

Ellen.

Silence! And show us — zeigen Er uns Zimmer!! — Make haste! Geſchwind!

Mathias

(indem er Nr. 1 öffnet und das Gepäck hineinträgt).

Hier, — Nr. 1 — und wenn Sie mir nicht glauben wollen, fragen Sie Schnecken ſelbſt!

(Die Damen ab.)

Zweite Scene.

Mathias, Hauptmann von Pogwiſch in Reiſetracht, Höllriegel (mit Mantelſäcken).

Pogwiſch.

Heda, Kellner!

Mathias.

Was ſoll's?

Pogwiſch.

Ein Zimmer!

Mathias.

Auf wie lange?

Pogwiſch.

Was kümmert das Ihn?

Mathias.

Mein Herr hat's ſo befohlen, weil mehrere vornehme Fremde noch angemeldet ſind, für die Feſtlichkeiten, die in den nächſten Tagen hier ſtattfinden.

Höllriegel (zu Pogwiſch bei Seite).

Das geht *uns* an, Herr Hauptmann.

Pogwiſch.

Schweig! (zu Mathias) Wie lange mein Aufenthalt dauert, weiß ich ſelbſt noch nicht!

Mathias.

So werden Ew. Gnaden ſich ein wenig gedulden müſſen.

Pogwiſch.

Weshalb?

Mathias.

Weil ich bei dem Herrn erſt nachfragen muß, ob ein Zimmer noch übrig iſt.

Höllriegel.

Donnerwetter! Nachfragen, ob mein Herr Hauptmann —

Pogwiſch.

Still! (zum Kellner.) Geh' Er, mein Freund, und bring' Er mir den Beſcheid.

Mathias.

Sogleich! (ab.)

Pogwiſch.

Daß Du Dein Maul nicht halten kannſt, vorlauter Schwätzer! Hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich vor der Hand hier unbekannt zu bleiben wünſche, um, — da meine Braut wahrſcheinlich heute mich noch nicht erwartet —

Höllriegel.

Nein, gewiß nicht! Denn wir nahmen uns ja nicht einmal die Zeit zum Eſſen, viel weniger zum Schlafen!

Pogwiſch.

Um, bevor ich bei ihr und dem Prinzen mich melde, zu erfahren, was vorgeht, welche Anſtalten getroffen ſind und —

Höllriegel.

Was die Fräulein Braut inzwiſchen vielleicht für Courmacher hat, oder gehabt hat!

Pogwiſch.

Halt's Maul, Kerl, was ſollen dieſe Bemerkungen!

Höllriegel.

Nun, Herr Hauptmann, ich meinte nur ſo, — weil —

Pogwiſch.

Schweig und unterſteh' Dich nicht, dergleichen laut werden zu laſſen! (für ſich) Erführ' es Natalie, ſo wär' ich verloren! (zu Höllriegel) Unterſteh' Dich auch nicht, mich „Herr Hauptmann“ zu nennen und —

Höllriegel (einfallend).

Aufrichtiger wie Dein Herr zu ſein! Denn daß der Herr Hauptmann, oder Nicht-Hauptmann, — wie ſoll man denn ſagen?

Pogwiſch.

Bald wirſt Du mich wild machen!

Höllriegel.

Denn daß Sie ein wenig an der Jalouſiekrankheit leiden, —

Pogwiſch (auffahrend).

Kerl, Dich ſoll — (für ſich) Und doch hat er Recht!

Höllriegel.

Das werden Sie doch nicht in Abrede ſtellen!?

Pogwiſch.

Schweig, ſag' ich noch einmal, und behalte Deine Betrachtungen für Dich!

Höllriegel.

Auch wenn ich etwas entdeckte, — von wegen —

Pogwiſch.

Was?

Höllriegel.

Von wegen — gedachter Courmacher —

Pogwiſch (ſich vergeſſend).

Nein, dann nicht! (wieder gefaßt) Menſch, Du erfrechſt Dich zu denken —

Höllriegel.

Ich denke nichts, — ich frage blos, ob —

Pogwiſch.

Thu' Deine Schuldigkeit, wie es einem braven Diener geziemt, — weiter nichts!

Höllriegel.

Zu Befehl! (für ſich) Das heißt: melde Alles was du erfährſt!

Pogwiſch (dem rückkehrenden Kellner entgegen).

Nun, was bringt Er für Antwort?

Mathias.

Ein Zimmer, — hier Nr. 4 ſteht dem gnädigen Herrn noch zu Dienſt, mit der Bedingung aber —

Pogwiſch.

Eine Bedingung?

Mathias.

Daß wenn die ſchon beſtellten Herrſchaften noch ankommen ſollten —

Pogwiſch.

Ich ihnen — (für ſich) nicht weichen werde! Schon gut, ſchließ' Er nur auf!

Mathias.

Hier! (Nach Oeffnung des Zimmers ab.)

Pogwiſch

(zu Höllriegel, welcher das Gepäck hineinträgt).

Schaff auch die noch übrigen Sachen herauf; dann beſtelle Dir ein gutes Frühſtück, denn Du wirſt Hunger haben und horch' ein wenig, was die Leute ſagen von der Hochzeit und (mit erzwungenem Lachen) — von dem Bräutigam! (Ab.)

Höllriegel.

Und — von der Braut! Verſtehe, — verſtehe ſchon! — Der gute Herr, — immer mistrauiſch, — immer voll eiferſüchtiger Gedanken. Hm — wer weiß, — iſt von den Weibern vielleicht ſchon ſtark angeführt worden! Ja, dergleichen kommt vor, und das erfährt der Menſch am beſten, wenn er, — wie wir beide, — fünf Jahre lang — in Berlin ſtand!

Dritte Scene.

Höllriegel. Dina

(In Zofenkleidung mit einem offenen Billet).

Dina (zur Mittelthür hinaus).

Auf Nr. 3, ſagt er? — Gut, (indem ſie näher tritt) ich finde ſchon!

Höllriegel (ſie erkennend).

Tauſend Donnerwetter!

Dina (mit einem Schrei des Erſchreckens).

Ach!

Höllriegel.

Was ſehen meine Augen?!

Dina

(thut, als wenn ſie ohnmächtig würde, hin und her ſchwankt).

Gott — ich ſterbe!

Höllriegel (ſie unterſtützend).

Hat keine Noth!

Dina (indem ſie ſich [illegible] hält).

Ach!

Höllriegel (mit einer [illegible] Verbeugung).

Jungfer Dina Süßkind! —

Dina (ebenſo).

Herr Leibgrenadier —

Höllriegel.

Um Vergebung! Jetzt Leibdragoner, ſeitdem mein Herr Lieutenant verſetzt ward und ich, mit neuer Capitulation, ihm nachgefolgt bin.

Dina (ebenſo).

Gratulire, Herr Leibdragoner!

Höllriegel.

Ja, — Sie ſind's, — noch immer die alte Dina.

Dina.

Und Sie — nicht mehr der junge Sebaſtian!

Höllriegel.

An Jahren freilich haben wir beide gewonnen!

Dina (hochfahrend).

Meine Jahre, Herr Leibdragoner, und die Ihrigen — das iſt ein Unterſchied.

Höllriegel.

Thut nichts, Jungfer, — thut nichts zur Sache! Sagen Sie mir lieber, wie Sie hierher kommen? Ja, Dinchen, ſage, ſeit wann biſt Du hier?

Dina.

Du, Herr Höllriegel? — Ich bitte, — Sie vergeſſen ſich!

Höllriegel.

Nun, — nun! Auch recht! Seit wann Sie alſo hier ſind?

Dina.

Und Sie?

Höllriegel.

Der Vordermann ſchießt zuerſt los, das biſt Du!

Dina (die Naſe rümpfend).

Schon wieder!

Höllriegel.

Laß gut ſein! Die alte Gewohnheit —

Dina.

Ich? Seit wann ich hier bin?

Höllriegel.

Ja, Schatz, erzähle!

Dina.

Vor drei Monaten kam ich an, mit Empfehlungen von meiner vorigen Herrſchaft, — Sie wiſſen ja: Wilhelmſtraße Nr. 9, wo Sie die Ehre hatten —

Höllriegel.

Dich die Sonntag-Nachmittage beſuchen zu dürfen — ja, ich weiß, und wo ich das letzte Mal, da Sie mich auf der Wache glaubten, den Feldwebel vom Regiment Möllendorf antraf —

Dina.

Der Feldwebel, Herr Höllriegel, war, — daß Sie's nur wiſſen, — ein Vetter von mir!

Höllriegel.

Und wo wir uns beide ſtark verzürnten.

Dina.

Und ich Ihnen den Abſchied gab.

Höllriegel.

Ohne Invalidenſchein!

Dina (aufgebracht).

Was wollen Sie damit ſagen?

Höllriegel.

Nun, — daß ich nach wie vor dienſtfähig war und Ihnen, Dinchen, auch in der Entfernung immer gewogen blieb.

Dina (ſich beſänftigend).

Ei, ei! Wirklich? — So kann Jeder ſprechen, — wenn man's nur glaubte!

Höllriegel.

Nein, Dina, nein! So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.

Dina (ſich die Augen trocknend).

Ach, die Männer, — die undankbaren Männer! — ohne Sie, Herr Höllriegel und — ohne gewiſſe theure Erinnerungen, könnt' ich ſchon lange verſorgt ſein. Ja, auch jetzt noch —

Höllriegel.

Jetzt?

Dina.

Sind zwei Bewerber hier vorräthig, welche, nur ein wenig ermuthigt, — ſogleich ſich erklären würden!

Höllriegel (bedenklich).

Zwei Bewerber?

Dina.

Ja wohl! Der Leibhuſar Sr. Hoheit und der Herr Haushofmeiſter.

Höllriegel.

Ein Haushofmeiſter?

Dina.

Leboeuf mit Namen, ein ſehr vornehmer und angeſehener Herr, — aber —

Höllriegel.

Alt und häßlich, nicht wahr?

Dina.

Aber, wollt' ich ſagen, doch — ein Herr, und, nach dem, was ich erfahren, trau' ich keinem Einzigen mehr.

Höllriegel.

Nun, nun, wird ſchon wiederkommen! — Aber Dinchen, Du wollteſt — Sie wollten mir ja erzählen —

Dina (raſch).

Wie ich hier angeſehen bin? Ja, das will ich! (für ſich) Blos um ihn recht tüchtig zu ärgern! — Ich kam alſo hierher, um in einen ſehr reſpectirlichen Dienſt zu treten —

Höllriegel.

Bei wem, Schatz, bei wem?

Dina.

Im Schloß, Herr Höllriegel, im Allerhöchſten Prinzlichen Schloß.

Höllriegel.

Wie, Jungfer Dina, Sie dienen bei dem Herrn Prinzen? — Darf man fragen, als was?

Dina.

Nicht bei Monſeigneur ſelbſt, wenn Sie's wiſſen wollen, ſondern bei einer Dame, welche son Altesse ſehr protegiren —

Höllriegel.

Was heißt das?

Dina.

Bei einer Dame, ſagt' ich, welcher Se. Hoheit ein ganz beſonderes Wohlwollen beweiſt. — Gräfin Henkel mit Namen.

Höllriegel.

Gräfin Henkel? (für ſich) Die Braut meines Herrn! Holla! da kann ich vielleicht was gewahr werden.

Dina.

Und welche geſtern Abend um 6 Uhr, auf höchſten Befehl, ſich verheirathet hat.

Höllriegel.

Tauſend Donnerwetter! Verheirathet ſagſt Du?

Dina.

Ja, mein Herr, und ich ſelbſt war bei der Hochzeit!

Höllriegel.

Du — bei der Hochzeit?

Dina.

In einem mächtigen Reifrock, ſo rund wie ein Faß, mit hoch gepuderter Friſur und Backen fingerdick voll Schminke.

Höllriegel.

Was, — Schminke?

Dina.

Und ſchwarze Muſchen daran! — Weiß der Herr, was Muſchen ſind?

Höllriegel.

Nein!

Dina.

Das ſind Pfläſterchen, die die vornehmen Damen anlegen, um ihre Schönheit aufzufriſchen, und Monſeigneur ſelbſt, — wie ſie den Prinzen nennen, — hat mir gezeigt, wo ſie hingehören!

Höllriegel.

Schminke im Geſicht und Schönheitspflaſter! Das ſind ja ſaubere Geſchichten.

Dina.

Nicht wahr, Herr Leibdragoner? — In der Kaſerne kommt das freilich nicht vor!

Höllriegel.

Nein, bloß Heft- Zug- und Magenpflaſter!

Dina.

Daher ich denn auch mit der Beſchreibung nicht länger die Zeit verlieren und eilen will, meinen Auftrag auszurichten!

Höllriegel.

Welchen Auftrag, Kind?

Dina.

Von meiner Frau Gräfin —

Höllriegel (für ſich).

Aufgepaßt!

Dina.

Den Zettel da abzugeben!

Höllriegel.

Den Zettel, — an wen denn?

Dina

(nachdem ſie die Nummern der Zimmer gemuſtert).

Hier, auf Nr. 3.

Höllriegel.

Auf Nr. 3? — (für ſich) Jetzt, Höllriegel, ſei ſchlau! — Geben Sie nur her, Jungfer, ich beſorg' ihn!

Dina.

Sie? — Bemühen Sie ſich nicht! Das thu' ich ſchon ſelbſt.

Höllriegel.

Mir auch recht! — Gehen Sie nur hinein, da mein Herr (pfiffig lächelnd) wohl bald aufſtehen wird.

Dina.

Ihr Herr, ſagen Sie?

Höllriegel.

Mein Herr, — wer denn ſonſt? Hier auf Nr. 3, wenn der Zettel dahin gehört.

Dina.

Sie ſind alſo —

Höllriegel.

Hier im Dienſt, — ja wohl! Leſen Sie nur die Aufſchrift.

Dina (ihm den Zettel entgegen haltend).

Iſt ja gar keine drauf.

Höllriegel.

Keine Aufſchrift, meiner Treu! — Und auch nicht verſiegelt!

Dina.

Wozu das, wenn man das Vertrauen ſeiner Herrſchaft beſitzt?

Höllriegel.

Ja wohl! Und, wie Jungfer Dina, ſchweigen kann.

Dina.

Das wiſſen Herr Höllriegel am beſten, da ich ſeine Liebesbriefe ſtets unbeantwortet ließ.

Höllriegel.

Ich weiß, — ich weiß! — Den Zettel aber — wenn Du — wenn Sie, — wollt' ich ſagen, — (gegen Nr. 3 gewendet wie um die Thür zu öffnen) ihn ſelbſt abgeben wollen —

Dina.

Ich, — was denken Sie von mir? Wenn Ihr Herr noch im Bett liegt.

Höllriegel.

Ja, das thut er, daher ich denn rathen würde —

Dina

(nach kurzer Ueberlegung das Papier ihm einhändigend).

Da, nehmen Sie! Meine Frau Gräfin wartet mit Anziehen und ich muß fort.

Höllriegel.

Soll beſtens beſorgt werden!

Dina.

Und wenn ich Schelte kriege, wegen des Ausbleibens, ſo iſt daran Niemand Schuld als —

Höllriegel.

Ich, ſchönſtes Dinchen, — ich ganz allein!

Dina.

Mit dem ich hier mich verplaudre, ſtatt meinen Dienſt zu verrichten und —

Höllriegel.

Einmal iſt keinmal!

Dina.

Der meine Worte gar nicht verdient!

Höllriegel.

Worte nicht, Herzchen (ſie umfaſſend) aber — *Küſſe*! Ja, nur *einen*, — einen einzigen Kuß!

Dina (indem ſie ſich loswindet).

Fort, Undankbarer! — Fort, — ich habe nicht Zeit! (an der Thür zurückrufend) Das nächſte Mal! (Ab.)

Höllriegel

(indem er das Papier in der Luft flattern läßt).

Holla, Holla! Nun haben wir ſie, — die Ungetreue, — wir haben ſie! — Mein armer Herr! — Was der ſagen wird? — Schimpfen wird er, — wie auch recht iſt, — Spektakel machen, — hauen und ſtechen wollen! — Eine ſaubere Geſellſchaft hier! — Wer hätte das glauben können! Aber wenn es einmal ſein *muß*, beſſer doch *vor* der Hochzeit, als *nachher*! Still, da kommt er!

Vierte Scene.

Höllriegel. Pogwiſch.

Pogwiſch.

Was, ſagteſt Du, ſei beſſer vor als nach der Hochzeit? Was?

Höllriegel.

Ich meinte blos —

Pogwiſch.

Du meinteſt? (den Zettel erblickend) Was iſt das für ein Papier?

Höllriegel.

Dies Papier? — Die kleine Dina, — ein früherer Schatz von mir, — welche jetzt bei des Herrn Hauptmanns Braut, — wollte ſagen: geweſener Braut —

Pogwiſch.

Was heißt das?

Höllriegel.

Im Dienſt iſt, — die übergab es mir, um —

Pogwiſch.

Von meiner Braut, — an mich? — Her damit! Wie aber weiß ſie, daß ich hier bin?

Höllriegel.

Das weiß ſie nicht und auch der Zettel iſt nicht für Ew. Gnaden beſtimmt, ſondern —

Pogwiſch (mit wachſender Ungeduld)

Wirſt Du reden?

Höllriegel.

Für einen Herrn, der hier auf Nr. 3 logirt.

Pogwiſch.

An einen Fremden, — von meiner Braut?

Höllriegel.

Nicht fremd; an einen Herrn — (pfiffig ſelbſtzufrieden) für deſſen Bedienten ich mich ausgab, um den Zettel in meine Hand zu kriegen!

Pogwiſch.

Gieb her! — Geſchwind!

Höllriegel

(indem er zögernd das Papier ausliefert).

Zu Befehl! — Alteriren aber der Herr Hauptmann ſich nicht zu ſehr und bedenken, daß Weiber — Weiber ſind und ihre Treue keinen Pfifferling werth und —

Pogwiſch

(der inzwiſchen den Zettel überflogen hat).

Was iſt das? — Hölliſches Blendwerk! — Hab' ich denn recht geſehen? — Sie, — Natalie, — meine Braut — verheirathet —

Höllriegel.

Verheirathet, — ja wohl!

Pogwiſch.

Mit einem Andern?!

Höllriegel.

Mit dem dort auf Nr. 3!

Pogwiſch.

Nein, — nein, — ich täuſche mich! (den Zettel anſtarrend) Und doch — doch! Es iſt ihre Hand, — dieſe Hand, deren theure Züge ſo oft mich in Entzücken verſetzten, ſo oft die Bilder der treueſten Liebe vor mich hinzauberten! — Gott, — Gott! und nun — Alles das einem Andern — dem erſten Beſten, der ihr in den Weg lief, da ihr letzter Brief an mich ja noch voll der zärtlichſten Verſicherungen, — da ich ſelbſt unterwegs war, um mich auf ewig mit ihr zu verbinden!

Höllriegel.

Gut, daß es noch nicht geſchehen iſt! Sein der Herr Hauptmann froh, daß wir zu ſpät kommen!

Pogwiſch.

Und — mich unbenachrichtigt zu laſſen, — dieſem Begegnen, — dieſer Erniedrigung für mich nicht zuvor zu kommen, — dem Spotte der Menge, — dem allgemeinen Gelächter mich Preis zu geben, — nein, — nein! Das iſt zu viel! — Das überſteigt Alles, was weibliche Hinterliſt je erfand und ins Werk ſetzte, — überſteigt Alles was wirklich, — was glaublich, was **möglich** iſt!

Höllriegel (begütigend).

Beſter Herr Hauptmann —

Pogwiſch.

Doch halt! — Eben darum, weil es **nicht** glaublich, — **nicht** möglich iſt, — eben deshalb vielleicht bin ich im

Irrthum, — meiner Sinne nicht mächtig! (zu Höllriegel mit Heftigkeit) Von wem, — rede, — von wem haſt Du dieſes Papier?

Höllriegel.

Von der Kammerjungfer der gnädigen Gräfin, von Dina Süßkind, welche mir es in die Hand gab und ſagte:

Pogwiſch.

Was ſagte ſie?

Höllriegel.

Daß geſtern im Schloß um 6 Uhr Abends die Hochzeit war und ſie ſelbſt mit Reifrock, Schminke, Friſur und Mucken ihr beiwohnte!

Pogwiſch (in das Papier blickend).

Ganz recht! — Kein Zweifel mehr! — Hier ſteht's! — (leſend) „Ich eile, mein vielgeliebter Ehegatte, nach dem geſtrigen, ſo überraſchenden Hochzeitsfeſte", — überraſchend alſo, — nicht erwartet! — „und einer unruhig hingebrachten Nacht" — o Qual der Hölle! — „Dir den ſchönſten guten Morgen zu ſagen und zugleich die, geſtern vergeſſene Liſte der zum Lendemain und Déjeûner heut um 11 Uhr zu Ew. Geſtrengen eingeladenen Gäſte, auf höchſten Befehl, mitzutheilen, mit dem Bemerken, daß zu Ergänzung Eures Lieutenant-Geldbeutels und Mobiliars", — ein Lieutenant alſo, — man degradirt ſich. — „Herr Leboeuf zu gehöriger Zeit in Dero Hotel ſich einfinden und die nöthige Anſtalt treffen wird, um ſo erhabnen Gäſten und unſrer jungen Wirthſchaft keine Schande zu machen! Es grüßt und küßt ihren edlen Gemahl Deine N. H." — Edlen Gemahl, — Deine, — das iſt deutlich, — nicht wahr Höllriegel? — Deutlich zum Raſendwerden!

Höllriegel.

Sehr deutlich, — in der That, — aber —

Pogwiſch.

Kann hier ein Zweifel noch Raum finden? Bekennt ſie nicht ſelbſt ihr Verbrechen? — Bekennt ſie es nicht mit dürren, — unzweideutigen Worten?

Höllriegel.

Ja, ja, — das thut ſie, — aber —

Pogwiſch.

Liegt alſo mein Schickſal und der Weg, den ich gehen muß, nicht klar vor mir da?

Höllriegel.

Alles klar, — aber —

Pogwiſch.

Nun denn! (mit Faſſung) Ich werde — dieſen Weg, — den einzigen der mir bleibt, — werd' ich einſchlagen! (Zu Höllriegel, dem er den Zettel übergibt.) Geh ſogleich und befördre dieſes Papier, — wohin es gehört!

Höllriegel.

Nach Nr. 3, zu befehlen!

Pogwiſch.

Und bitte den Empfänger, ohne meinen Namen zu nennen, da Niemand, — hörſt Du, — Niemand ihn erfahren darf, bevor wir nicht dieſe unglückliche Stadt und deren Gekläff wieder im Rücken haben, — bitte den Herrn Lieutenant um eine kurze Zuſammenkunft, für heute noch, — verſteht ſich, — wobei die Wahl der Stunde, des Orts und — der Waffen ihm überlaſſen bleibt, mit dem Bemerken, daß bis längſtens 12 Uhr hier in Nr. 4 die Antwort erwartet werde.

Höllriegel.

Sehr wohl!

Pogwiſch.

Iſt dies geſchehen, dann begibſt Du Dich auf mein Zimmer, um meine Piſtolen und alles Uebrige in Bereitſchaft zu ſetzen, damit wir jeden Augenblick fort können!

Höllriegel.

Fort, Herr Hauptmann, — von hier fort?

Pogwiſch.

Sobald mein Geſchäft abgemacht iſt, — auf immer, — oder auf — nimmer!

Höllriegel.

Aber — die Fräulein Braut! — Ja ſo! — Wollte ſagen: die Fräulein — Frau!

Pogwiſch.

Schweig!

Höllriegel.

Und — und meine kleine Dina!

Pogwiſch.

Geh, ſag' ich, und, wann Alles beſorgt iſt, erwarte die weiteren Befehle zu meiner Betheiligung an (mit Hohnlachen) dem lärmenden Ehejubel, der, ohne mich zwar begonnen, doch ohne mich nicht beſchloſſen wird!

Höllriegel.

Zu befehlen, Herr Hauptmann. (Indem er an das Zimmer Nr. 3 klopft und hineintritt.) Werde gleich wieder da ſein!

Pogwiſch.

Eine luſtige Hochzeitfeier, mit Muſik von Kugeln, — mit Getränk von Blut! — Wer hätte das nur zu denken gewagt und nun — wahr, — ſchrecklich wahr! — Warum aber, — warum ſo plötzlich, ſo hinterrücks, — und doch auch wieder ſo ausgeſucht frech mir ins Angeſicht?! — Was frag' ich? — Ein Einfall, — eine Weiberlaune, — um mich bei ihrer Hochzeit mittanzen zu laſſen. — Doch nein! Sie erwartet mich ja erſt morgen oder übermorgen, — Zeit genug alſo um bei meiner unwillkommenen Ankunft mit dem Erwählten ſchon weit weg zu ſein! Aber Sie irren ſich, Madame, — Sie irren ſich! Ich bin da, — ich werde mittanzen und ſehen wollen wir, wer — die Geigen bezahlt!

Fünfte Scene.

Pogwiſch. Laura.

Laura.

Die gute Ellen! Mitten im Predigen fielen ihr vor Ermüdung die Augen zu! — Endlich alſo ein Augenblick der Ruhe vor ihrer troſtloſen Moral! — Ich will hören, was vorgeht, — was ich zu erwarten habe, — mir Gewißheit verſchaffen, um mein Verderben zu hindern, wenn es noch Zeit, — um mich zu rächen, wenn es — zu ſpät iſt! — (Pogwiſch erblickend) Still! — Ein Fremder!

Pogwiſch.

Täuſcht mich mein Auge nicht —

Laura (näher tretend).

Nein, — kein Fremder, — ein Freund, — vielleicht ein Freund in der Noth!

Pogwiſch.

Fräulein Laura von Langen!

Laura.

Ja, Herr Hauptmann, welche Sie bei Ihrer Entfernung von Berlin, im vorigen Winter, ohne Abſchied verließen und ſogar — eine verabredete Quadrille ihr ſchuldig blieben.

Pogwiſch.

Ich Fräulein, — ich? In der That —

Laura.

Wofür aber, — (mit Vertraulichkeit) wenn Ihnen daran gelegen iſt, — Sie jetzt mich entſchädigen können!

Pogwiſch.

Ich — tanzen, — o mein Gott!

Laura.

Tanzen, — nein! Dazu bin ich ſo wenig geſtimmt, wie, dem Anſchein nach, Sie es ſind!

Pogwiſch (ſich ſammelnd).

O, — wenn Sie befehlen —

Laura.

Nicht doch, da es hier von einer ganz andren Entſchädigung ſich handelt, — von einem Dienſt, welchen von Ihnen zu erbitten unſre entfernte Verwandtſchaft nicht blos, ſondern auch, wenn ich recht ſehe, das Gefühl gemeinſamer Noth mich zu berechtigen ſcheint, — ein Gefühl, wodurch ja die Menſchen um ſo ſchneller zuſammengeführt werden.

Pogwiſch.

Gemeinſame Noth? — Was wollen Sie damit ſagen?

Laura.

Daß, — irr' ich mich nicht, — auch Ihr Herz leidet.

Pogwiſch.

Mein Herz, Fräulein, hat keine Stimme, — darf keine Stimme haben!

Laura.

Wohlan! Ohne in Ihr Vertrauen, wenn Sie Gründe haben, es mir zu verſagen, mich einzudrängen, will ich, die Hülfsbedürftige, mit dem meinigen Ihnen entgegen kommen, in deſſen unerwarteter Begegnung an dieſem Ort ich einen Wink des Schickſals zu erblicken glaube, welcher auf Ihren Beiſtand in einer ſehr wichtigen Sache mich hinweiſt.

Pogwiſch.

In welcher Sache, — reden Sie!

Laura (nach einigem Kampf mit ſich ſelbſt).

Mit einem jungen Offizier von edelſter Herkunft und Sitte, welcher in der Nachbarſchaft des, gegenwärtig von mir bewohnten Gutes in Garniſon ſteht und ſo mir näher bekannt wurde, — mit dieſem alſo durch gegenſeitige Neigung und das Gelöbniß ewiger Treue verbunden, durft' ich zu dem Glauben einer Anhänglichkeit für das Leben auch ſeinerſeits mich wohl berechtigt halten, als geſtern derſelbe ſeinen Standort, ohne bekannten Zweck, plötzlich verließ, um nach Rheinsberg zu eilen, wohin ich, hiervon gelegentlich unterrichtet, theils aus Beſorgniß, theils um ihn zu überraſchen, —

Pogwiſch (für ſich).

Auch eine Ueberraſchung, — o weh!

Laura.

Der beſchwerlichen Fahrt ungeachtet, ihm nachzufolgen mich beſtimmen ließ und wo — (mit hervorbrechenden Thränen) wo die ſchrecklichſte Enttäuſchung mir ſollte zu Theil werden!

Pogwiſch.

Weiter — weiter!

Laura.

Denn kaum hier angekommen, vernahm ich, daß der Wortbrüchige, — Treuloſe —

Pogwiſch.

Nicht hier iſt?

Laura.

Im Gegentheil! Daß der Unwürdige —

Pogwiſch.

Geſpielt, oder getrunken, oder — eine Nebenliebſchaft hat?

Laura.

O, wär' es nur dieſes! — Nein! Daß er — verheirathet und geſtern Abend um 6 Uhr die Trauung vollzogen worden iſt.

Pogwiſch.

Großer Gott! Welches Zuſammentreffen! Sagen Sie, — um des Himmels willen, ſagen Sie mir, wer — wo?

Laura.

Sehen Sie, — dort! — (auf die Thür zeigend) Dort — wohnt er, — auf Nr. 3.

Pogwiſch.

O meine Ahnung, — Er!

Laura (mit Heftigkeit).

Ja, er, der Pflicht- und Ehrvergeſſene!

Pogwiſch.

Alſo zwiefacher Verrath und — nur eine Rache! (Nach einer Pauſe mit erzwungener Faſſung) Doch jetzt, Fräulein, was fodern Sie von mir, — was ſoll ich, — was kann ich für Sie thun?

Laura.

Zunächſt, daß Sie Erkundigung einziehen und mir Gewißheit verſchaffen, — völlige, unumſtößliche Gewißheit, ob die Nachricht wahr, ob ich beſchimpft, — verrathen, — betrogen bin!

Pogwiſch.

Sie ſind es, und — ich bin es mit Ihnen, denn vernehmen Sie nun, daß die Dame, mit welcher der Elende ſich ſo ſchleunig vermählte —

Laura.

Vermählte, — alſo wirklich vermählte?

Pogwiſch.

Daß dieſe — meine Braut, — die vor Gott mir verlobte Braut war.

Laura.

O Himmel!

Pogwiſch.

Und ich daher ſowohl in Ihrem, als in meinem eigenen Namen an dem Schuldigen Rache zu nehmen berufen bin!

Laura (beſtürzt).

Rache, — ſagen Sie? — Rache nehmen?

Pogwiſch.

Ja, — volle, blutige Rache!

Laura (leiſe).

Aber — wenn er, — wenn er dennoch unſchuldig wäre?

Pogwiſch.

Er und ſie — iſt es nicht!

Laura.

Wo ſind die Beweiſe, — wo ſind ſie? Um des Himmels willen! Handeln Sie nicht zu raſch!

Pogwiſch.

Beweiſe? — Mit dieſen meinen Händen, — dieſen meinen Augen hielt und las ich das unſelige Papier, worin meine treuloſe Braut den nichtswürdigen Verführer: „ihren vielgeliebten Ehegatten“ nennt, —

Laura.

O zu viel, — zu viel!

Pogwiſch.

An die geſtrigen hochzeitlichen Freuden ihn erinnert —

Laura.

Schändlich, — unerhört!

Pogwiſch.

Und ihren Beſuch, — hier im Wirthshauſe, (mit Hohn) während der vielgeliebte Ehegatte noch im Bett liegt, ihm ankündigt.

Laura (ganz außer ſich).

Wo — wo iſt das Schreiben, laſſen Sie ſehen! — Laſſen Sie mich es ſehen und dann —

Pogwiſch.

Das Schreiben, mein theures Fräulein, durfte, da es nicht an mich gerichtet war, ſeiner Beſtimmung nicht entzogen werden und wird, auf mein Geheiß, dem Empfänger ſo eben, mit einer zweiten Botſchaft von mir, zugeſtellt, worauf ich jetzt die Antwort erwarte.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Höllriegel.

Höllriegel.

Alles richtig beſorgt!

Pogwiſch.

Nun?

Höllriegel.

Der Herr Lieutenant —

Pogwiſch.

Was ſagte er, da Du den Zettel ihm gabſt?

Höllriegel.

Gelacht hat er und gemeint: da es bald 11 Uhr ſei, er eilen müſſe ſich anzuziehen, um von ſeiner Frau nicht im Nachtkleid überfallen zu werden.

Pogwiſch (zu Laura).

Zweifeln Sie noch?

Laura.

O der Verräther!

Pogwiſch.

Und meine eigene Botſchaft? Was bringſt Du darauf für Beſcheid?

Höllriegel.

Gar keinen, — weil der Herr Lieutenant erſt Ihren Namen und — einen *Grund* wiſſen wollte!

Laura } zugleich. Einen Grund?
Pogwiſch } zugleich. Wie bedenklich!

Höllriegel.

Ja, — ein Grund aber mir nicht bekannt und den Namen zu nennen verboten war, daher ich den Herrn Hauptmann kurzweg Nr. 4 titulirte, —

Pogwiſch.

Weiter!

Höllriegel.

Und weil der Herr Lieutenant heute „*Lang die Meng*" halten — und — „Dina-twar" geben muß, — (für ſich) was die Dina dabei thut, weiß der Henker! —

Pogwiſch.

Komm zu Ende!

Höllriegel.

— Drum alſo die Unterredung mit Nr. 4 Zeit hätte bis morgen!

Pogwiſch.

Morgen erſt? — Das werden wir ſehen, mein Herr, — (mit einer Bewegung gegen Henkel's Zimmer) werden es ſogleich ſehen!

Laura (zu Pogwiſch, indem ſie ſeine Hand ergreift).

Nein, — nein! Uebereilen Sie nichts, da, trotz ſeiner Schuld, doch vielleicht —

Höllriegel.

Da iſt der Herr Lieutenant ſelbſt. (Ab in Nr. 4.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Henkel.

Henkel (im Eintreten für ſich).

Dieſer Unbekannte, der ſo ungeſtüm auftritt, — was kann das bedeuten? — (Die Anweſenden gewahr werdend.) Sich da! Vielleicht er ſelbſt und — und eine Dame mit ihm! — Eine Fremde! (Indem er ſich nähert und Laura erkennt.) Himmel, — nein, keine Fremde! — Laura! — Mein Fräulein, — Sie! (Auf ſie zuſtürzend.) Seit wann ſind Sie hier?

Laura (mit einiger Kälte).

Mein Herr —

Henkel.

Ich bin ganz erſtaunt, — was iſt vorgefallen? (Indem er ihre Hand zu faſſen ſucht.) Erzählen Sie mir!

Laura (zurücktretend).

Mein Herr —

Henkel (betroffen).

Aber, — Laura, — mein theuerſtes Fräulein, — (mit argwöhniſchen Blicken auf Pogwiſch) was ſoll ich denken?

Laura.

Denken Sie — (Pogwiſch ihren Arm reichend, indem ſie, von demſelben geführt, ſich gegen ihr Zimmer wendet) an das Gebot Ihrer Pflicht! (Ab.)

Henkel (nachſtürzend).

Laura!

Pogwiſch (welcher ihm in den Weg tritt).

Halt! — Nicht weiter!

Henkel (mit Heftigkeit).

Wer will mich zurückhalten?

Pogwiſch.

Ich, — dieſe Dame ſtehet unter meinem Schutz!

Henkel.

Und Sie, — Sie auch ſind es, wie ich glauben muß, welcher eine Zuſammenkunſt mit mir begehrt —

Pogwiſch.

Ich bin's!

Henkel.

O, nun begreif' ich Alles!

Pogwiſch.

Deſto beſſer! Und ſo begreifen Sie denn auch, daß dieſe Zuſammenkunft keinen Aufſchub erleidet, da ich vor Abend noch dieſen Ort zu verlaſſen gezwungen bin, wenn —

Henkel (raſch).

Wenn Sie *überhaupt* ihn verlaſſen!

Pogwiſch.

Oder Sie!

Henkel.

Ganz recht und, dieſen Umſtänden nach, fällt auch der, Ihrem Diener vorhin ertheilte Beſcheid inſofern hinweg, als ich unſer Geſchäft keineswegs aufſchieben, vielmehr das Mögliche thun will, um von den genannten Abhaltungen mich frei zu machen.

Pogwiſch.

Ich rechne darauf!

Henkel.

Da jedoch, wie Sie vielleicht erfahren haben, der Beſuch des Prinzen, Königl. Hoheit, und die Ehre ſeiner Bewirthung mir zugedacht, deren Dauer jedoch, bis jetzt, nicht bekannt iſt, ſo muß ich um die Erlaubniß bitten, von Stund' und Ort unſres Zuſammentreffens Sie ſpäter zu unterrichten, ſobald mir gelungen ſein wird, darüber Gewißheit zu erlangen —

Pogwiſch.

Nach Gefallen!

Henkel.

Und wieder Herr meines Willens zu ſein!

Pogwiſch (mit höflicher Verneigung).

Deſſen Aeußerungen ich alſo, wie ſchon früher bemerkt, dort in Nr. 1 — meiner Wohnung — baldmöglichſt entgegenſehe! (Ab in ſein Zimmer.)

Henkel.

Wie iſt mir geſchehen? — War das Alles ein Traum, — oder ſtand Laura wirklich da vor mir, — mit dem eiſigen, — vernichtenden Blick, — meiner Liebe ſpottend, — unter dem Schutz, — das Eigenthum eines Andern? — Nein, keine Täuſchung, — Wahrheit, — die nackte, — gräßliche Wahrheit und während ſie mein Eingeweide zerreißt, muß ich hier einem lächerlichen Poſſenſpiele mich hingeben, — muß den Räuber meines Glückes *länger* noch in deſſen Beſitz laſſen, — meine Rache unnütz verzögert ſehen! — Und Alles das, ohne der Falſchen gegenüber zu treten, — an den gebrochenen Eid ſie zu mahnen, — zu überhäufen mit Vorwürfen, — mit Verwünſchungen, — mit allen Blitzfunken meines gerechten Zorns!? (Laurens Zimmer ſich nahend.) Nein, — ich will, — ich muß noch einmal ſie ſprechen, — Abſchied nehmen, von ihr! — (Indem er eintreten will und die Thüre verſchloſſen findet.) Abſchied nehmen? — (Mit kaltem Ingrimm.) Er *iſt* genommen! — Sie verſchließt ſich vor mir! (In Zorn ausbrechend.) Recht ſo, du gleißende Schlange, — ganz recht! — Und nun zu ihm, welcher, von deiner Anmuth berückt, ſo lang' ich lebe, ihrer ſich nicht ſoll zu erfreuen haben!

Achte Scene.

Henkel. Leboeuf.

Leboeuf.

Gut, Herr Lieutenant, daß ich Sie finde! — Monſeigneur folgen mir auf dem Fuß! Eilen Sie daher hinunter an die Treppe, um, der Etikette gemäß, Se. Hoheit ehrerbietigſt zu empfangen, — eilen Sie!

Henkel.

Herr Leboeuf, — mein verehrter Freund, ſagen Sie mir geſchwind, ohne einen Augenblick zu verlieren, bis wann dauert das befohlene Déjeûner?

Leboeuf.

Punkt 2 Uhr ſind die Wagen beſtellt, um Monſeigneur und die Geſellſchaft abzuholen!

Henkel.

Um zwei Uhr! (Gegen das Zimmer Nr. 4 gewendet und im Begriff anzuklopfen.) Gut!

Leboeuf.

Pour l'amour de Dieu! — Wo wollen Sie hin? —

Henkel.

Ja, — ja, — Sie haben Recht! (Indem er ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche reißt und ſchreibt.) Beſſer ſo!

Leboeuf.

Aber — bedenken Sie doch, — die Herrſchaften kommen, — ich höre ſie ſchon!

Henkel.

Gleich, — gleich! (Das beſchriebene Blättchen ihm überreichend.) Herr Leboeuf, — wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen, — einen Dienſt von der größten Wichtigkeit, — wollen Sie mein Wohlthäter, — mein Retter ſein?

Leboeuf.

Ich will Alles, — nur eilen Sie an die Treppe, — bei der höchſten Ungnade, — eilen Sie!

Henkel.

Sobald ich Ihr Verſprechen empfangen, dieſes Papier im erſten freien Augenblick an den Bewohner jenes Zimmers da, — Nr. 1 eigenhändig zu überliefern.

Leboeuf.

Dort in Nr. 1?

Henkel.

Und Niemand weder von dieſem Auftrage, noch von dem Inhalt, wenn er Ihnen zufällig bekannt würde, in Kenntniß zu ſetzen, — hören Sie, — Niemand!

Loboeuf (indem er das Papier einſteckt).

Verſtehe ſchon! Und was die nöthige Diſcretion angeht, ſo verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, der ich lange genug am Hofe gelebt, um —

Henkel (ihn umarmend).

Tauſend Dank, mein verehrter, theuerſter Freund, und nie, — ſo lange noch ein Athemzug in mir, — vielleicht ein Wechſel auf kurze Friſt —

Leboeuf.

Was meinen Sie?

Henkel.

Werd' ich Ihre Wohlthat vergeſſen!

Leboeuf.

Freut mich, — freut mich, dem Herrn Grafen in irgend etwas dienen zu können, wiewohl Sie geſtern —

Henkel.

Was, Theuerſter?

Leboeuf.

Mich hießen — zum Kuckuk gehen!

Henkel.

Verzeihen Sie mir, ich wußte nicht was ich ſprach und —

Leboeuf (ein Geräuſch vernehmend).

Himmel! — Da ſind ſie! — Ach, ich ſah es voraus, daß Sie die Zeit verſäumen würden! Fort zur Treppe, — geſchwind fort!

Neunte Scene.

Die Vorigen, Prinz Heinrich, welcher Natalien am Arme führt, und die übrigen Gäſte.

Prinz Heinrich (an der Thür von Henkel begrüßt).

Ah, ſchon ſo früh bei der Hand? — Wir dachten ſchon, Ihn noch im Bett anzutreffen!

Henkel.

Entſchuldigen Ew. Hoheit —

Prinz Heinrich.

Il vaut mieux tard que jamais! Doch — ohne der Großherr zu ſein, glaubt' ich doch als großer Herr von Ihm angeſehen und behandelt werden zu müſſen!

Henkel.

Monſeigneur, — ſo eben erſt —

Prinz Heinrich.

Er aber traktirt ſich als ſolchen, nicht mich, und ſtatt hinabzuſteigen, läßt er mich ruhig heraufklettern, —

Henkel.

Ja, — ſo eben erſt —

Prinz Heinrich.

Was zwar, den feindlichen Schanzen gegenüber, ſonſt uns nicht ſelten begegnete, hingegen bei einer ſchmalen Wirthshaustreppe doch etwas unbequem dünkt!

Henkel.

Wurde mir —

Prinz Heinrich.

Assez, — assez! — Nur rath' ich Ihm, wenn Er einen gewandten Hof- und Ehemann vorſtellen will, die Geſetze der Etikette ſowohl, wie der Galanterie etwas eifriger zu ſtudiren, deren Uebung bei Damen, wie bei Fürſten, gleich unerlaßlich iſt.

Henkel.

Zu Befehl, — werde gewiß nicht ermangeln!

Prinz Heinrich.

Gut, mon cher! Aber — (Ihn näher betrachtend) wie ſieht Er denn aus! Ganz trübſelig und bouleverſirt!

Henkel (verlegen).

Daß ich nicht wüßte —

Prinz Heinrich.

Setz' Er dieſe Faſten-Phyſiognomie hübſch bei Seite und bemüh' Er ſich, die Honneurs des Feſtes zu machen, wie ſolches einem liebenswürdigen Hausherrn zukommt und anſtändig iſt.

Henkel (mit erzwungener Luſtigkeit).

Sogleich! — Unterthänigſt aufzuwarten! — (Gegen die Gäſte gewendet.) Meine Damen und Herren! Von Sr. Königl. Hoheit beauftragt, die Honneurs zu machen, erlaub' ich mir, — eines dringenden Geſchäfts wegen, auf kurze Zeit — mich zu entfernen.

Prinz Heinrich.

Halte-là! — Was fällt Ihm ein? — Heißt das den liebenswürdigen Wirth vorſtellen? — (Zu der Geſellſchaft gewendet.) Sein unerwartetes Glück hat, wie es ſcheint, dem armen jungen Manne ein wenig den Kopf verdreht. Da wird denn Freund Leboeuf ihm wohl beiſtehen und aushelfen müſſen. (Zu dieſem.) Iſt Alles bereit?

Leboeuf.

Alles, und Votre Altesse können ſogleich zur Tafel gehen!

Prinz Heinrich.

Zeig' Er mir einmal das Frühſtücks-Menu, damit ich, — in Anſehung des Orts, wo wir uns befinden, mich einigermaßen orientiren und, en cas de gargotterie meine Dispoſition treffen kann!

Leboeuf (mit Ueberreichung eines Papiers).

Hier, Monſeigneur!

Prinz Heinrich (nachdem er hineingeblickt).

Was iſt das? (Für ſich leſend.) „Schlag halb drei Uhr im Gehölz rechts, vor dem Neuſtädter-Thor, auf Piſtolen, mit Vorbehalt näherer Feſtſetzung an Ort und Stelle. Der Bewußte.“ (Zu Leboeuf, den er bei Seite nimmt.) Wie, mon cher, will Er mich heute mit Feuerſtein, Pulver und Kugeln bewirthen?

Leboeuf.

Monſeigneur geruhen zu ſpaßen mit Ihrem allerunterthänigſten Knecht.

Prinz Heinrich (den Zettel ihm hinhaltend).

Da, — ſeht ſelbſt!

Leboeuf.

Mort de ma vie! Ich ergriff das falſche Papier! (Indem er ein zweites aus der Taſche zieht.) Hier, — hier, Monſeigneur! Je demande excuse!

Prinz Heinrich.

Still! Daß Niemand etwas gewahr wird und ſag' Er mir, was die Sache bedeutet?

Leboeuf.

Altesse, ich —

Prinz Heinrich (mit Nachdruck).

Redet, wie kam der Zettel in Eure Hand?

Leboeuf.

Lieutenant Graf Henkel übergab ihn mir, mit der dringenden Bitte, denſelben an ſeine Beſtimmung zu befördern!

Prinz Heinrich.

An wen?

Leboeuf.

An einen Fremden, der hier auf Nr. 1 wohnen ſoll!

Prinz Heinrich.

Wer iſt der Fremde?

Leboeuf.

Entſchuldigen, Monſeigneur, das weiß ich nicht.

Prinz Heinrich.

Laß er ſogleich Erkundigung einziehen, inzwiſchen aber dieſen Zettel ohne Zeitverluſt an den Bewußten gelangen. Hört Er?

Leboeuf.

An den Fremden auf Nr. 1?

Prinz Heinrich.

An die Perſon, welche Graf Henkel Ihm bezeichnet hat. Sodann aber begibt er ſich ſogleich — (Nachdem er ihm etwas ins Ohr geflüſtert.) Verſtanden?

Leboeuf (mit einer Verbeugung).

Parfaitement, Monſeigneur!

Prinz Heinrich (zur Geſellſchaft gewendet).

Ce diable de Leboeuf! — Muß immer ſein Späßchen zur Hand haben! — Pardon, Mesdames et Messieurs, je suis à vous, — (indem er Natalien den Arm bietet und mit einem Wink die übrigen Gäſte zu folgen auffodert) gehen wir, — gehen wir zum Frühſtück und (noch einmal ſich zu Leboeuf kehrend, den er zutraulich beim Ohr nimmt) hüte Er ſich, wenn die Faſanen mißrathen ſind oder — (mit Betonung) von meinen Aufträgen ſonſt etwas verſäumt wird.

Vierter Act.

Dichtes, kurzbegrenztes Gehölz unweit der Stadt.

Erste Scene.

Pogwiſch, Höllriegel, gleich nachher Henkel, von einem Diener begleitet, welcher, wie Höllriegel, ſeines Herrn Piſtolen trägt.

Pogwiſch.

Hier — ein lichter Platz, ganz geeignet für unſer Vorhaben, und die Zeit — (auf die Uhr ſehend) gleich halb drei! — Geh' zurück, bis zur Waldecke, um — wann er kommt, ihn hierher zu weiſen!

Höllriegel.

Da iſt er!

Henkel.

Schon anweſend! (Indem er gleichfalls auf die Uhr ſieht.) Halb drei auf den Schlag! —

Pogwiſch.

Genau die beſtimmte Stunde!

Henkel.

Deſto beſſer, da ſie faſt ein wenig zu früh angeſetzt und ich mit Mühe nur die mancherlei Abhaltungen zu beſeitigen im Stande war, welche ſich mir entgegenſtellten!

Pogwiſch (mit Ironie).

Bedauere ſehr, vielleicht die Urſache von Störungen zu ſein, welche, — in einer Lage, wie die Ihrige, — gewiß doppelt beſchwerlich fallen müſſen!

Henkel (ebenſo).

Ja wohl und worüber nur der Gedanke, mit Ihnen gemeinſchaftlich zu leiden, mich tröſten kann.

Pogwiſch.

Doch — um ſo geduldiger ertrag' ich dies Leid, als die gegenwärtige Unterhaltung mich reichlich dafür zu entſchädigen verſpricht.

Henkel.

Schade nur, daß dieſem Vergnügen, wenn Sie dafür es gelten laſſen wollen, keine längere Dauer bevorſteht, da Ihr hieſiger Aufenthalt ſo beſchränkt iſt.

Pogwiſch.

Wie vielleicht auch der Ihrige. — Ganz recht! Und ſo laſſen Sie denn, wenn nichts weiter entgegenſteht, uns zur Sache kommen.

Henkel.

Mit Vergnügen!

Pogwiſch.

Sind Ihnen demnach, — da auch Sie wohl, gleich mir, die Nothwendigkeit fühlen werden, dieſe Sache mit Ernſt zu behandeln, — ſind alſo zehn Schritte Diſtance Ihnen recht?

Henkel.

Fünf, dächt' ich, würden hinreichen!

Pogwiſch.

Ganz einverſtanden und — da jeder Theil hier ſowohl der Fodernde, als der Gefoderte iſt, mithin von einem erſten Schuß nicht die Rede ſein kann, — ſind Sie es, frag' ich, zufrieden, daß wir, auf Commando, beide gleichzeitig Feuer geben?

Henkel.

Vollkommen!

Pogwiſch (rufend).

Höllriegel!

Höllriegel.

Hier!

Pogwiſch.

In Ermangelung eines andern Zeugen und Kampfrichters erlauben Sie wohl —

Henkel.

Ich bitte!

Pogwiſch (zu Höllriegel).

Tritt näher und nimm fünf Schritte Diſtance zwiſchen uns!

Höllriegel.

Zu befehlen! (Mit rieſenhaftem Ausſchreiten.) Eins, — zwei, — drei, — vier, — fünf!

Pogwiſch
(nachdem Henkel und er ſelbſt in der bezeichneten Entfernung einander gegenüber Platz und ihre Piſtolen zur Hand genommen).

Nun, — wenn Sie bereit ſind und nicht vielleicht noch Aufklärungen oder Befehle zu geben wünſchen —

Henkel (aufbrauſend).

Ich — Aufklärungen geben? — Sie irren ſich, mein Herr, und es ſollen, abgeſehen von der damit verbundenen Zeitverſchwendung, ſolche vielmehr Ihnen überlaſſen bleiben!

Pogwiſch.

Zeitverſchwendung, — Sie haben Recht, da nach Allem, was geſchah, zu Beendigung der Sache doch immer der eine Weg nur uns übrig bleibt.

Henkel (ſchneidend).

Sehr wahr, weshalb denn auch Ihr Hinhalten ebenſo überflüſſig, als wenig nach meinem Geſchmack iſt!

Pogwiſch (mit Ingrimm).

Sie ſollen ſogleich befördert werden! (Zu Höllriegel, dem er einen Platz ſeitwärts bezeichnet.) Hierher! Und jetzt zähle mit lauter Stimme von eins bis drei.

Höllriegel (ſich die Augen wiſchend).

Gnäd'ger Herr —

Pogwiſch.

Was?

Höllriegel.

Könnte denn nicht vielleicht —

Pogwiſch.

Du kennſt meinen Willen, — den führeſt Du aus und ſchweigſt!

Höllriegel
(in langen Pauſen, mit bewegter Stimme zählend).

Eins — zwei — — Dr —

Zweite Scene.

Die Vorigen, ein Unteroffizier und Wache.

Unteroffizier.

Halt! (Zu der Wache.) Nehmt ſie feſt, ſo viel ihrer ſind! (Zu den Offizieren.) Meine Herren, Sie ſind meine Gefangenen.

Henkel und Pogwiſch (zugleich).

Wie? Und auf weſſen Befehl?

Unteroffizier.

Weiß nicht und bitte, mitzuſpazieren!

Henkel und Pogwiſch.

Wohin, Freund, — wohin?

Unteroffizier.

Auf die Schloßwache!

Pogwiſch.

Sonderbar!

Henkel.

Wer kann uns verrathen haben?

Beide

(mit argwöhniſchen Blicken einander meſſend, bei Seite).

Sollte vielleicht — er —

Unteroffizier.

Nun, — meine Herren, — beliebt's?

Beide (zum Gehen ſich anſchickend).

Ich bin bereit!

Unteroffizier

(nachdem ſie und ihre Begleiter von der Wache umringt worden).

Vorwärts, — Marſch! (Alle ab.)

Verwandlung.

(Empfangzimmer im prinzlichen Schloß.)

Dritte Scene.

Laura, Miß Ellen, Leboeuf, ſpäter der Prinz.

Leboeuf.

Son Altesse laſſen um einen Augenblick Geduld bitten, da ſie ſoeben in der Toilette begriffen; werden jedoch gleich hier ſein.

Laura.

Sagten Sie ihm, verehrter Herr Haushofmeiſter, daß die Sache dringend ſei, — keinen Aufſchub erleide, daß (ihr Geſicht mit den Händen bedeckend) vielleicht — ſchon, — o Gott!

Leboeuf.

Alles das ſagt' ich ihm, Alles!

Laura.

Tauſend, — tauſend Dank!

Ellen.

Take care, Miss Laura, and do not allow your feelings —

Laura.

O ſtill, — ich bitte! Beherrſchen Sie Ihre Gefühle, — ich kann es nicht!

Ellen.

Decency is the first law, — Schicklichkeit iſt der erſte Geſetz for a young Lady!

Laura (mit Ungeduld).

Verſchonen Sie mich, — ich bitte, — nur jetzt!

Leboeuf.

Hier kommt Monſeigneur!

Prinz Heinrich
(im Hauskleide, mit einer papillotirten Perücke).

Bonjour, — bonjour! Entſchuldigt, Fräulein, mich in dieſem Zuſtande zu ſehen, da ich es für Pflicht hielt, Eurem dringenden Wunſch meine noch unvollendete Coiffure nachzuſetzen.

Laura.

Mögen Ew. Hoheit dafür geſegnet ſein, da die ſchnellſte Hülfe nur —

Prinz Heinrich.

Was iſt es, mein Schatz — womit kann ich dienen?

Laura.

Heute Morgen hier angekommen, erfuhr ich, daß Lieutenant Graf Henkel, — mit welchem — (zögernd und verlegen) mit welchem ſeit Monaten ein zartes Band mich verknüpft, geſtern hier, im Schloß, ganz unerwartet ſich vermählt habe.

Prinz Heinrich.

So iſt's.

Laura.

Wodurch ich in ſolche Verzweiflung mich geſtürzt fühlte, daß — —

Prinz Heinrich.

Fahret fort!

Laura.

Daß, als ich in dieſer troſtloſen Lage dem Hauptmann von Pogwiſch, einem früheren Bekannten von mir —

Prinz Heinrich (lebhaft).

Von Pogwiſch! — (für ſich) Er alſo! — Richtig gerathen!

Laura.

Zufällig begegnete, welcher, mein unglückliches Schickſal theilend, mit der nunmehrigen Gemahlin des Herrn Lieutenants verlobt war, — daß ich alſo deſſen Schutz und Beiſtand nicht nur für mich anrief, ſondern auch — das Rachegelüſt noch entflammte, welches er gegen ſeinen glücklichen Nebenbuhler zu erkennen gab. Nachdem aber eine Ausfoderung, wie nicht zu bezweifeln iſt, hiervon die Folge geweſen, ſah ich beide nach zwei Uhr, — in welcher Abſicht iſt klar, — ihre Wohnung verlaſſen, — mich aber, nachdem die Vernunft der Leidenſchaft Platz gemacht, in einen Zuſtand verſetzt, dem Ew. Hoheit allein, durch ſchnelles Einſchreiten, ein Ende zu machen und dem lebenslangen Vorwurf mich zu entziehen vermögen, an dem Untergange eines, oder zweier wackern Männer, durch meine Heftigkeit mich betheiligt zu haben. Deshalb, Monſeigneur, eilt' ich hierher und (knieend) flehe zu Ihren Füßen um Rettung, — um Hülfe, bevor es zu ſpät wird!

Prinz Heinrich (ſie aufhebend).

Tranquillisez-vous, mon enfant, — beruhigt Euch, — da nichts, was von mir abhängt, verſäumt werden ſoll, um Euren Wunſch zu erfüllen. — Leboeuf! (Nachdem er heimlich ihm einen Befehl ertheilt hat.) Daher, — Alle zuſammen! — Auch ſoll Gräfin Natalie ſogleich ſich hier einfinden!

Leboeuf.

J'y cours, Monseigneur! (Ab.)

Prinz Heinrich (zu Laura).

Alſo verliebt, ma belle, — in den leichtfüßigen Lieutenant verliebt? Das haben die Mädchen davon, indem ſie ſo unreifen Früchten den Vorzug geben.

Laura.

Allerdings! Und doch leicht zu erklären, wenn ſie ſelbſt noch unreif und daher zu klügerer Wahl nicht befähigt ſind.

Prinz Heinrich.

Nun, — nun! — Man muß mit ſolchen Unzeitigkeiten Geduld haben, wie denn der Henkel im Uebrigen, — bis auf die fatale Heirath, — ein ganz leidlicher Menſch und unſres beſonderen Wohlwollens theilhaftig iſt.

Laura.

Ja, bis auf die Heirath, und wie hätt' ich ſolches Verraths von ihm je mich verſehen können.

Prinz Heinrich.

So verſprach er auch Euch wohl die Ehe?

Laura.

Ja, das that er, mit tauſend Schwüren!

Prinz Heinrich.

Ei, der abſcheuliche Mahomedaner! (Nach außen gewendet.) Doch ſeht, — ſeht nur! Da kommt er ſchon mit der ganzen Geſellſchaft.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Leboeuf, Pogwiſch, Henkel; deſſen Diener und Höllriegel.

Leboeuf.

Hier, Monſeigneur, die im Gehölz Verhafteten!

Prinz Heinrich.

Ah, ſieh da! — (zu Henkel) Eine ſchöne Aufführung, — an ſeinem Hochzeitsfeſt! — Ein verheiratheter Mann und ſich in Händel einlaſſen, — wie ſchickt ſich das, und weiß er, was das bedeutet?

Henkel.

Monſeigneur — ich —

Prinz Heinrich.

Still! Und ſei Er verſichert, daß (mit einem lächelnden Blick auf Laura) die verdiente Strafe nicht ausbleiben wird! Wer fing den Streit an?

Pogwiſch.

Die erſte Ausfoderung, gnädigſter Herr, kam von mir.

Henkel.

Ich provocirte, — wir tragen die gleiche Schuld!

Pogwiſch.

Nein, — der erſte Urheber war ich!

Prinz Heinrich.

Er alſo? — Er nennt ſich?

Pogwiſch.

Hauptmann von Pogwiſch!

Henkel (bei Seite).

Pogwiſch, o Himmel!

Pogwiſch.

Heut früh von Königsberg angekommen um, mit Ew. Hoheit gnädigſter Erlaubniß, der Gräfin Natalie von Henkel vermählt zu werden!

Prinz Heinrich.

Eh bien?

Pogwiſch.

Welche jedoch, wie ich hörte, dieſer Verabredung zuvorkam und, *derſelben* höchſten Erlaubniß zufolge, ſchon einen Andern geheirathet hat.

Prinz Heinrich.

Mit *meiner* Erlaubniß, — allerdings, da man, aus gewiſſen Gründen, auf Seine Ankunft nicht warten konnte.

Pogwiſch.

Aus gewiſſen Gründen? — Hab' ich recht gehört? — Nein, — das iſt nicht möglich!

Prinz Heinrich.

Warum? — Nicht blos möglich, ſondern auch wirklich wahr!

Pogwiſch.

Verſteh' ich Ew. Hoheit, — verſteh' ich Sie, — oder nicht?

Prinz Heinrich.

Hier kommt Gräfin Natalie, — nun frag' Er ſie ſelbſt!

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Natalie, von Dina begleitet.

Natalie (indem ſie Pogwiſch erblickt).

Was ſeh' ich? Pogwiſch, — mein theurer Freund, — Sie hier, — ohne mein Wiſſen, — ohne zu mir zu eilen, oder nur Ihre Gegenwart kund zu thun?

Prinz Heinrich.

Ja ſelbſt ohne ſich überzeugen zu wollen, daß mit der Hochzeit nicht länger zu ſäumen war!

Pogwiſch

(Natalien von oben bis unten betrachtend).

Räthſel über Räthſel, ich verſtehe kein Wort!

Natalie.

Nichts iſt hier räthſelhafter, mein Freund, als Sie ſelbſt, — Ihr Weſen, — Ihre Entfremdung, — dieſer Empfang, auf den ich wahrlich nicht gefaßt war!

Pogwiſch.

Um des Himmels willen, — ſagen Sie mir, wurde geſtern hier Ihre Vermählung gefeiert?

Natalie.

Sie wiſſen davon, — alſo — ja!

Pogwiſch.

Und (mit wiederholten prüfenden Blicken) mußte ſie, aus gewiſſen Gründen, vollzogen, — konnte, eben dieſer Gründe wegen, nicht aufgeſchoben werden?

Natalie.

Welche Gründe meinen Sie?

Pogwiſch.

Nun, — Gründe mächtiger und zwingender Art, — Gründe, welche bei mir freilich weder auf Nachſicht rechnen, noch irgend Gehör finden konnten!

Natalie.

Mir aber dennoch keineswegs bekannt ſind.

Pogwiſch.

Das wolle Gott geben!

Natalie.

Jetzt iſt an mir die Reihe, Sie nicht zu verſtehen!

Pogwiſch.

Mich nicht verſtehen, und doch haben Sie, nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe, geſtern geheirathet!

Natalie.

Ach, das war ja nur —

Prinz Heinrich.

Eine Heirath — par procuration!

Pogwiſch, Laura, Ellen.

Par procuration?

Prinz Heinrich.

Oui, mon cher, und dieſer Herr — (auf Henkel zeigend) Nataliens Bruder, war der Bräutigam!

Pogwiſch und Laura.

Er? — Habe Dank, gütiger Himmel!

Prinz Heinrich (zu Beiden gewendet).

Un époux réellement inoffensif! — Ein ſehr unverdächtiger Ehemann, — nicht wahr?

Pogwiſch.

Natalie, — himmliſche Natalie, — darf ich Vergebung hoffen?

Natalie (ihm die Hand reichend bei Seite).

Mög' Ihnen dies eine Warnung ſein!

Henkel.

Geliebte Laura, können Sie meine Thorheit vergeſſen!

Laura.

O ſtill davon, und heben wir gegeneinander auf, da auch ich im ganzen Ernſt Sie für verheirathet hielt.

Prinz Heinrich.

Allons, Mesdames, — nun bedanken Sie ſich!

Natalie und Laura.

Monſeigneur, — Ew. Hoheit —

Prinz Heinrich.

Nicht bei mir, — nicht bei mir, ſondern bei — Monſieur Leboeuf, ohne deſſen ſeltſame Menus oder — Bévues, wie man will, — dieſe beiden Hitzköpfe da vor der Hand wohl den Wundarzt nöthiger haben würden, als den Paſtor.

Leboeuf.

Zu viel Gnade, Monſeigneur, da Höchſtdieſelben gewiß bemerkt haben werden, daß mein Menu keine Bévue, ſondern vielmehr eine Vue, oder Révue, das heißt:

Prinz Heinrich

Nun, wo will Er hinaus?

Leboeuf.

Ein beabſichtigtes Manöver war!

Prinz Heinrich.

Bravo, Leboeuf, gut herausgebiſſen!

Leboeuf (ſelbſtzufrieden, halblaut).

Wie immer!

Prinz Heinrich.

Damit aber die beiden Friedenſtörer nicht gänzlich leer ausgehen, ſo will ich — (indem er beiden Paaren die Hände zuſammenfügt) ihren künftigen Ehefrauen ſie zur Beſtrafung übergeben, wo denn ihre heutigen Thorheiten ſicher nicht unvergolten bleiben.

Dina (hervortretend).

Monſeigneur!

Prinz Heinrich.

Was gibt's, mon enfant?

Dina.

Darf ich nicht meinen Herrn Leibdragoner —

Prinz Heinrich.

Was, Leibdragoner? — Ich dachte: Dein Leibhuſar! —

Dina.

Nein, mit dem iſt's vorbei, ſeitdem ich Herrn Hollriegel da, meinen frühern Anbeter, wieder fand, denn alte Liebe roſtet nun doch einmal nicht!

Prinz Heinrich.

So, und wollteſt daher —

Dina.

Ich wollte fragen, ob ich den Herrn Leibdragoner, der mit bei der Schlägerei war, —

Prinz Heinrich.

Wirklich?

Dina.

Ob ich ihn — nicht auch beſtrafen dürfte?

Leboeuf (bei Seite zum Prinzen).

Monſeigneur werden nicht zugeben, — werden nicht dulden, daß —

Prinz Heinrich.

Iſt er toll, Leboeuf, was geht's denn mich an, wenn die Leute Narrheiten machen?

Leboeuf.

Aber mich, — Altesse wollen bedenken, — mich geht es an!

Prinz Heinrich.

Ja ſo, — ja ſo! Bläſt der Wind daher? — Hört, Leboeuf, ſchlagt Euch das aus dem Sinn und denkt an Eure Pariſer Erfahrungen! Ihr ſeid zu alt, — nein, — nein! Ich wollte ſagen: Dina iſt zu jung zum Heirathen für Euch!

Leboeuf.

Aber, Monſeigneur —

Prinz Heinrich.

Assez, assez, Leboeuf, und noch einmal: ſchlagt es Euch aus dem Sinn!

Leboeuf (ſich verneigend).

Zu Befehl! (Mit Ingrimm für ſich.) Die treuloſe Katze!

Prinz Heinrich (zu Höllriegel).

Und iſt der Herr Leibdragoner auch Willens, ſich beſtrafen zu laſſen?

Dina (raſch).

O, — er macht ſich eine Ehre daraus!

Höllriegel.

Meinetwegen, da ich die Fuchtel ja doch ſchon gewohnt bin!

Prinz Heinrich (zu Dina).

Nun, wenn Deine Herrſchaft es zufrieden iſt, hab' ich nichts einzuwenden und für ein Hochzeitsgeſchenk wird — Freund Leboeuf (mit Lachen, indem er ihm auf die Achſel klopft) wohl beſorgt ſein!

Leboeuf (wie vorhin).

Zu Befehl! — Vermaledeiter Leibdragoner!

Prinz Heinrich.

So wäre denn allen Schuldigen nun ihr Recht geſchehen, wonach ich nur ſo viel noch beizufügen habe, daß die, (zu Begwitz) Seinetwegen und meiner guten Natalie zu Ehren angeordneten und geſtern Statt gehabten

Hochzeitsfeierlichkeiten keine Wiederholung erleiden und Er, für ſein Zuſpätkommen, nunmehr nicht blos ohne Sang und Klang, ohne Galla, Concert und Ball, ganz in der Stille, getraut wird, ſondern auch meine Perücke, — nur aus Geringſchätzung gegen Euer Glück, ſondern nur gegen dieſes: Post festum, — bei der Ceremonie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande verbleibt.

Pegwiſch und Natalie
(dem Prinzen die Hand küſſend).

Zuviel Gnade, Monſeigneur, — tauſend Dank!

Prinz Heinrich.

Leboeuf, laßt gleich den Hofprediger kommen, und wenn Er (zu Henkel) von der Gelegenheit profitiren will —

Laura.

Geſtatten Ew. Hoheit ihm, noch zu warten, bis er Hauptmann und —

Prinz Heinrich.

Weniger händelſüchtig wird! Gut, gut! Wollen ſehen, was zu thun iſt, um die Zeit abzukürzen.

Dina.

Doch ich, Monſeigneur, — dürfte vielleicht ich —

Prinz Heinrich.

Was, Mademoiſelle?

Dina.

Von der Gelegenheit profitiren

Prinz Heinrich.

Frage Sie Herrn Leboeuf, wenn der es zufrieden iſt —

Leboeuf (mit Erbitterung ſich abwendend, zu Lina).

Au diable die Heirathswuth, — au diable — mit Ihr! (Ab.)

Prinz Heinrich (lachend).

Alles richtig, — er willigt ein und es bleibt daher kein Wunſch zu erfüllen übrig, — als —

Natalie.

Mit unſerer Procurationsheirath (gegen die Zuhörer) — alle Theilnehmer zufrieden zu ſehen!

III.

König Harald.

Trauerſpiel in fünf Acten.

Zum erſten Mal dargeſtellt auf dem Königl. Hoftheater zu Berlin.

Perſonen

Harald, König der Dänen.

Sueno, deſſen Sohn.

Rhyno, Harald's Vertrauter.

Thorbiorn, Heidenprieſter aus Dänemarks früherm Herrſchergeſchlecht.

Randwer, Oberhaupt der Stadt Julin.

Helmold, } Dänen von Harald's Gefolge.
Wunfried, }

Wibrand, } Krieger von Sueno's Heer.
Knud, }

Molo, } Krieger von Julin.
Sambor, }

Sämund, }
Skiold, } Boten, an Sueno geſendet.
Siwart, }

Erſter } Skalde.
Zweiter }

Irma, Thorbiorn's Tochter.

Swanwitha.

Frauen, Jungfrauen, Krieger und Volk von Julin, Heidenprieſter, Skalden, Dänen von Harald's und Sueno's Begleitung.

Schauplaz: Die Handelsſtadt Julin am baltiſchen Meere.
Zeit: Um das Jahr 970 nach Chr. Geb.

NB. Siehe die zur Erläuterung des Textes nöthigen Bemerkungen am Schluſſe der Tragödie.

Erſter Act.

Offene Halle in der Herrſcherwohnung zu Julin.

Erſte Scene.

Harald, Rhyno, däniſche Krieger vom Gefolge des Königs, Krieger von Julin, Helmold, als Bote.

Rhyno.

Dein Bote, Herr!

Harald.

Und was verkündet, ſprich,
Des Boten Bote Dir, — ſein Aug'?

Rhyno.

Es ſchweigt
Denn tief am Boden ruht es.

Harald.

Wehe mir!
Beredt iſt ſolches Schweigen.

Helmold (auftretend).

Heil und Glück
Mit Dir, mein König!

Harald.

Mit mir müßt' es ſein,
Denn Du nicht bringſt es!

Helmold.

Weißt Du ſchon?

Harald.

Wenn Dir
Geheime Kunde künftig wird vertraut,
So reiß dem Auge ſeine Zungen aus,
Daß um ſein Amt den Mund ſie nicht betrügen.
Denn Dein geſenkter Blick enthüllte ſchon,
Bevor Du kamſt, was der erhobne jetzt
Bekennt. — Doch mögeſt Du, zum Ueberfluß,
Die Botſchaft noch in dürre Worte kleiden.

Helmold.

Im Dänenlager, Herr, das Dein Gebot
Mich hieß beſchreiten, fand ich Deinen Sohn,
Den ſtarken Sueno, erzbedeckt und rings
Umſchaart von zahllos trotz'ger Krieger Menge.
Ihm dicht zur Seite ſtand ein grauer Mann,
So düſtern Weſens, wie die ew'ge Nacht,
Die ihn umgibt; — des Leibes Fackeln ſind
Ihm beid' erloſchen, ausgetrocknet ganz
Die wunderbaren See'n voll Licht, die ſonſt
Im Uferſchatten buſch'ger Brau'n geglänzt;
Man nennt ihn Thorbiorn.

Harald.

Gib der Lippe Raſt!
Den Namen brauch' ich nicht, um ihn zu kennen.

Helmold.

Ich trat hinzu und neigte mich und ſprach,
Wie Du, o Herr, gebotſt, zu Deinem Sohn:
Er mög' alsbald der Waffen Trotz entſagen,
Ins Kleid der Unterwürfigkeit ſich hüllen
Und frech geraubter Herrſcherwürde Schmuck
Zurücke liefern auf des Eigners Haupt;
Dann werde, vor des Vaters Bitten, ſich
Der Zorn des Königs beugen und der Sohn
Für des Empörers Frevel Gnade finden. —
Da flog verhaltnen Unmuths Zucken ihm
Entlang die Glieder und ins Antlitz ſtieg
Die blut'ge Sonne ſeines Zorns; er rief:
„Der Gnade Kelch iſt mein, ich ſpend' ihn aus;
Entſagt dein Herr dem Chriſtengott und räumt,
Nach Recht und Brauch, des Thrones Hälfte mir,
So mög' er ſchöpfen aus des Kelches Born.
Doch ſo er ſolches weigert, ſchwör' ich Fehde
Der trotz'gen Stadt und ſeinem ganzen Anhang,
Und will nicht raſten, bis, zur Ehre Thor's,
Des letzten Chriſten Blut mein Schwert vergoſſen."

Harald.

Des letzten, ſprach er, — alſo meines auch!
Wohlan! Hier bin ich; — laßt ihn ſeinen Durſt

Im rothen Quell des Vaterblutes kühlen!
Vermöcht ich Euch damit nur rein zu waſchen
Vom Fehle, daß Ihr mir ſo treu gedient.
Denn wer dem Unglück dient, den nennen leicht
Die Menſchen ſchuldig.

Rhono.

Freudig tragen wir,
Mein König, dieſe Schuld und ſind für ſie
Bereit zu ſterben.

Harald.

Nein, ich will nicht Euch
Und dieſe Stadt, die gaſtfrei mich empfing,
Verflechten in die Schlingen meiner Noth.
Nicht treulos werden kann ich meinem Gott,
Mit Gottes Feind nicht theilen meinen Thron,
Mein Volk nicht wilder Herrſchſucht überliefern;
Doch — ſterben kann ich und ſo Rettung Euch,
Wie Sieg der Wahrheit leihn durch meinen Tod.
Denn daß man für ſie leidet, macht ſie ſtark
Und Glauben ſchaffet ihr ein blut'ges Siegel.

Wunfried.

Doch Deinen Adern nicht, — den unſern ſoll
Das rothe Wachs dazu entſtrömen!

Harald.

Nein!
Dem Großen muß, wie Chriſti Beiſpiel lehrt,
Ein großes Opfer fallen. Käuflich ſind

Der Wahrheit Schatz, der Freiheit Güter nicht
Um niedern Sold; aus Rieſentrümmern wird
Ihr heil'ger Dom nur auferbaut.

Rhyno.

O gib
Gehör auch uns! An Zahl nur weichen wir
Den Feinden, nicht an Kraft.

Sambor.

Wir ſtehn Dir bei,
Mit Gut und Blut, denn unſer iſt die Pflicht
Und unſrer Stadt, den königlichen Gaſt
In jeder Noth zu ſchützen, — zu vertreten.

Wunfried.

Befiehl den Kampf!

Helmold.

Wir ſterben gern für Dich!

Andere Krieger.

Wir alle, alle! —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Randwer (mit einem weißen Stab in der Hand).

Randwer.

Welcher Ruf erſchallt
So lärmend durch des Herrſcher-Sitzes Hallen?
Was iſt's, Ihr Männer von Julin, ſagt an!

Sambor.

Der König will, zu Schonung unſrer Stadt, —
Doch mehr zu ihrer Schmach, — dem trotz'gen Feind
Sich überliefern und ſein edles Blut
Als ſchmachvoll, thränenwerthen Friedenszoll
Verſpritzen.

Randwer (zu Harald).

Willſt Du das?

Sambor.

Da ſtürmten wir
Mit Bitten in ihn, ſich ſo großem Leid,
Und uns ſo bittrer Schande nicht zu weihn;
Denn wie geläng' es vor den Menſchen uns
Den böſen Schein zu tilgen, daß den Gaſt
Zu ſolcher Wahl nur unſre Feigheit zwang?

Randwer.

O nein, mein König, nicht mit Undank lohne
Den wirthlichen Empfang, o lade nicht
Verachtung auf der Pfleger ſchuldlos Haupt! —
Denn wie der Gaſtfreund zürnet, wenn der Gaſt
Mit Blicken nur am Mahle zehrt und kalt
Das unberührte Trinkhorn weiter gibt,
So müſſen wir, o König, zürnen auch,
Wenn, unſre Kraft mißachtend, Du das Feſt
Verſchmähſt, das unſer Schwert Dir ſoll bereiten.
O weigr' es nicht! Gerüſtet ſind wir, — ſcharf
Die Waffen, wie die Mauern wohl bewahrt

Und zornentglüht die Herzen wider ihn,
Der ſeinen Vater, — ſeinen Herrn verräth! —
Ja, daß Du lernſt, wie Kindespflicht bei uns
Geehrt wird, ſoll Dein königlicher Mund, —
Der höchſte jetzt und weiſeſte zugleich
In dieſer Stadt, beſtätigen den Spruch,
Der einem ſchuld'gen Sohn, — mit gleicher Schuld
Belaſtet, wie der Deine, — gibt den Tod!

Harald.

O daß Ihr ein ſo ahnungsſchweres Bild
Von meinem Elend mir im fremden zeigt!
Verſchonet ihn, — ich bitt' Euch, — ihn — und mich!

Randwer.

So willſt Du ſtraflos den Verbrecher ſehn?

Harald.

Was that er, ſprich! Und weſſen Stammes ſind
Die Mitleidwürdigen, die ihn gezeugt?

Randwer.

Vor etwa dreizehn Jahren warf der Sturm
An unſern Strand ein unbekanntes Schiff.
An ſeinem Eiſenpanzer hatten ſich
So mörderlich gewetzt der Klippen Zähne,
Daß dieſer plötzlich barſt vor unſern Augen
Und freien Eingang ließ dem naſſen Tode.
Und der beleckte ſchon der Opfer Fuß,
Als, durch der Wogen Schwall hinan ſich kämpfend,

Ein ſchwankes Boot in ſeinem engen Raum
Ein hohes Weib mit ihrem Säugling barg
Und ſtrandwärts führte, während, noch bevor
Ein zweites Boot genaht, die wilde See
In ihres grünen Leichentuches Falten
Begrub des Schiffes Leib und einzeln zwar
Die Knochen wieder ausſpie, doch ihr Mark, —
Das Schiffvolk, — feſthielt der gefräß'ge Schlund.
Die Unbekannte, — welchem Lande ſie
Entſproſſen und Geſchlecht und welches Loos
Sie dieſer fremden Küſte zugeſandt,
Ward Niemand kund, — erbat ſich unſern Schutz
Und eine ſichre Zuflucht für ihr Leid.
Geſtattet ward ihr beides und es ſchwand
Ein Jahr um's andre, wo ſie ſtill und ſtreng
In unſrer Mitte lebte, ein Geſchäft
Sich nur erkieſend, — ihres Knaben Zucht,
Der ſo in düſtrer Abgeſchiedenheit
Und von der mütterlichen Lehre Froſt
Erkältet, in verhöhnender Erbitt'rung
Und menſchenſcheuer Wildheit auferwuchs.
Vor wenig Tagen aber ſprach zum Jüngling
Die ſtrenge Mutter: „Sohn, der Tag iſt da,
Wo Deine Schuld Du zahlen und mein Haupt
Befrein ſollſt von der ungeheuren Bürde
Der Schmach, die vor der Zeit es hat gebeugt
Und mir des Daſeins Glanz in Nacht gehüllt.

Nimm hin den köſtlichen, dem Wellengrab
Entrißnen Schatz, den meine Liebe Dir
Bewahrt, das Unterpfand von Glück und Macht, —
Das Erbtheil hoher Ahnen, — ja, nimm hin
Dies Trinkhorn, — gürte Dich mit dieſem Dolch,
Und welcher Mann, weß Stamms und Volks er ſei,
Sie anſpricht als ſein Eigenthum, — den Mann
Ermorde, — daß er mit der alten Schuld
Die neue Keckheit büße!“ Drauf das Meſſer
Und Trinkhorn reichend dem erſtaunten Sohn,
Zum Dänenheer befahl ſie ihm zu ziehn,
Verheißend ihm den mütterlichen Fluch,
Wenn ſonder ihr Geſchenk er wiederkehre.

Harald.

Doch was verlieh' der Gabe ſolchen Werth?
Des Künſtlers Arbeit, — der Metalle Pracht —

Randwer.

Vom Horn des Stiers, mit ſchlichten Eiſenringen
Beſchlagen, iſt das Trinkhorn und vom Roſt
Der plumpe Dolch zernagt; mit Runenſchrift
Sind beiden dunkle Zeichen eingegraben
Und der Beſitz nur, nicht der Werth kann werth
Sie dem Beſitzer machen. — Drum auch ſprach
Der wilde Jüngling, bittern Hohnes voll:
„Gewiß beneiden mir den ſeltnen Schmuck
Die Männer dieſer Stadt. Drum mögeſt Du

Ihn einem Wurd'gern leihn, um ſo bewehrt
Entgegen deinem Feinde ſich zu ſtellen."
Und hin zu Boden warf er ihr Geſchenk
Und ging; — doch wuthentzündet kreiſchte ſie
Dem Frevler nach: „Vergebens hülleſt du
In kahler Ausflucht Kleid dein feiges Herz;
So lebe denn und diene, weil der Muth
Zum Herrſchen, blöder Sklave, dir gebricht."
Da wendete der Unhold ſich zurück
Und legte, — legte die verruchte Hand
An ſeine Mutter.

Harald.

Unglückſel'ge That!

Wunfried.

Der Sohn — an ſeine Mutter!?

Sambor.

Tod ihm!

Randwer.

Tod!
Der iſt ſein Loos, und dieſe Stunde noch
Verloſcht mit ihrer abgewelkten Hand
Die Lebensfackel ihm.

Harald.

O richte nicht
Zu ſtrenge, willſt Du mild gerichtet ſein!

Randwer.

So richtet das Geſetz, nicht ich, — und mir.

Dem erſten ſeiner Diener nicht geziemt's,
Zu hemmen ſeiner Wage heil'ges Zünglein.

Harald.

Iſt keine Rettung?

Randwer.

Keine, drum vollzieh'
Die ernſte Pflicht, — Dir, als dem weiſeſten
Und höchſten Mann in dieſen Mauern jetzt,
Von heil'ger Sitte Regel auferlegt:
Beſtätige das Urtheil!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Swanwitha.

Sambor.

Sieh! Hier naht
Die unglückſel'ge Mutter.

Harald.

Sei gegrüßt,
Du Leidgenoſſin, Thränenſchweſter, ſei
Gegrüßt auf meiner Schwelle, zeigt mir auch
Dein Anblick meines eignen Elends Bild.
Wie muß ich ſelbſt die kleine Gunſt Dir neiden, —
Mir ſtreng verſagt, — die Du zu nützen kommſt, —
Die Gunſt, dem Schuld'gen Gnade zu erflehn.

Swanwitha.

Du irrſt, o König; nimmer hab' ich mich
Zum Fleh'n erniedrigt, will auch jetzt es nicht.
Zum Herrſchen auserkoren, ſo wie Du,
Erfuhr ich auch, wie Du, des Schickſals Haß.
Mein Glück zerbrach ſein Arm, nicht meinen Stolz;
Drum fodr' ich auch nur Recht für mich, nie mehr,
Weil Gnade den zum Herrn macht, der ſie gibt,
Den, der ſie nimmt, zum Sklaven!

Harald.

Weh' dem Weibe,
Das nicht zur Sklavin Mutterliebe macht!

Swanwitha.

Die Sklavin zeugt auch Sklaven, — Sklaven nährt
Ihr niedrer Buſen, Sklaven zieht ſie groß.
Ich wollte keines Knechtes Mutter werden!

Harald.

Und biſt Du's nicht? — Sag' an, wo iſt ein Knecht
So ſchmählich dienſtbar, — dienſtbar dem Gebot
Verbrecheriſchen Triebes, wie Dein Sohn?

Swanwitha.

Auf ſeinem Daſein ruht ein eigner Fluch,
Den meine Sorge nicht entkräften mochte.
Denn eines ſchwarzen Ungeheuers Blut,
In ſchnöder Miſchung mit dem meinen, füllet
Vergiftend ihm die Adern. Dieſes Blut. —

Das fluchbeladne Erbtheil ſeines Vaters, —
Iſt ſeines Frevels, ſeines Falles Quell.
Er hat verdient zu ſterben, — ſterb' er denn!
Und löſen möge, weil es Zeit noch iſt,
Sein Tod den Fluch der ſündigen Geburt.
Denn halten muß ich's für den Schluß der Götter,
Daß in der Blüthe dieſer gift'ge Baum
Verwelke, eh' der Frevel Knoſpenfülle
Zu Früchten reift.

Harald.

O, Mütter zweifeln ſonſt
An laſterhafter Kinder Beſſ'rung nicht!
Und Du, die Eins nur zu verlieren hat
Und in dem Einen Alles, was Dir blieb, —
Du jammerſt, Du verzweifelſt nicht und nenneſt
Den Spruch unmenſchlich, der dies Kind Dir raubt?

Swanwitha.

O König, der Verzweiflung Adlerkralle,
Des Jammers Natterbiß, der Thränen Aetze,
Sie haben ihre Kraft an mir erſchöpft.
Ihr Angriff findet jetzt den Schatten nur
Der Seele noch in meiner öden Bruſt.
Und wie das Elend machtlos iſt an mir,
So iſt es auch der Troſt. — Mir ſank der Jugend
Beglückter Traum, der Liebe Blüthenſchmuck,
Der Mutter Freude, — Alles ſank dahin
Ins frühe Grab. — So ſteh' ich mühſam da,

Den Trümmern eines ſtolzen Hauſes gleich,
Die blos noch ein gewalt'ges Eiſenband
Am Einſturz hindert und ein Dach von Moos
Beſchirmt vor kalten Regens ſcharfer Beitze.
Das Eiſenband, o König, iſt der Durſt
Nach Rache, wie das Moosgeflecht — der Haß, —
Der Haß, o König, der, dem Mooſe gleich,
Sich mit geheimnißvoller Fruchtbarkeit,
Auch ohne Nahrung, immer weiter baut,
Zur Wohnung unbewohnte Stellen wählend;
So daß in meiner ausgeſtorbnen Bruſt, —
Der lieb- und freudeleeren, ungeſtört
Er niſten konnte. — Alſo theilet ſich
In Haß und Rachedurſt mein krankes Leben,
Und keiner andern Macht gehorcht mein Geiſt.
Doch nah' dem Ziele bin ich! — Was der Sohn
Mir lebend weigerte, das hilft ſein Tod
Nun anders mir, doch beſſer noch vollbringen!

Harald.

Beklagenswerthe Mutter! Kaum erreicht
Der blut'ge Streich ſein Haupt, ſo krallt Verzweiflung
Und glüh'nder Reue Pein, wie eine Zange,
Sich doppelhackig ein in Deine Bruſt,
Nicht daß er ſtarb allein, auch daß Du ſelbſt
Ihn ſterben hießeſt. O es zeigen uns
Ein andres Antlitz durch der Zukunft Flor
Die Dinge, wie im Licht der Gegenwart, —

Gedacht ein andres, als geſchehn. Gib Acht,
Daß dieſe alte Wahrheit nicht an Dir
Ein neues, ſchreckenvolles Beiſpiel finde!
O ſchau' auf mich! — Ich bin ein König, ſeh'
Ein Scepter mir entriſſen, irr' umher,
Ein hülflos, matter Greis, und dennoch ſchmerzt
So tief mich kein Verluſt, wie der des Sohns.
Doch dieſer Sohn, — er lebt und kann bereun!
Auch Deiner kann's! O laß den ſchwarzen Tod
Nicht zwiſchen Dich und ſeine Reue treten!
Er ſei gerettet, — Deinem Feind verziehn!

Swanwitha.

Die Götter hörten meiner Rache Schwur!

Harald.

O ſchwöre mit dem ſünd'gen Schwur zugleich
Die falſchen Götter ab!

Randwer.

Halt ein, o König!
Vergiß nicht, wem Du Schmach erzeigſt und wo.
Vergiß nicht, daß Du uns kannſt mit verderben,
Die wir ſo gaſtlich uns an Dir erzeigt.
Die Gnade jener Götter, die Du ſchmähſt,
Beſchirmet dieſes Haus, — ſie trägt ſein Dach
Und ſtützet dieſe Säulen. Doch ihr Zorn
Kann über Dich und uns herab ſie ſtürzen!
O rüttle nicht daran mit frevlem Wort,

Daß unſre Leiber, unterm Schutt gebettet,
Als Staub nicht mit der Trümmer Staub zerſtieben,
Beraubt des Grabes ſchmerzumwohnter Ruh'!

Harald.

Ich ſchweige, weil Du's foderſt, nicht aus Furcht
Vor Eurer Götter Zorn. Doch fleh' ich ſelbſt,
Im Namen dieſer haßbethörten Mutter,
Dich, des Geſetzes Hort und Wächter, an:
O mildre für den Schuld'gen ſein Gebot,
Und laß der Gnade ſchöne Kraft ihn fühlen!

Randwer.

Verzeih', o König, daß ich Dein Begehr,
Das menſchlich ſchonende, nicht kann erfüllen.
Der Gnade neidenswerthes Vorrecht ziemt
Den Göttern nur; — des Menſchen Pflicht, zumal
Die Pflicht des Herrſchers iſt: — Gerechtigkeit.
Wo Gnade lebt, da kränkelt das Geſetz;
Wo krank iſt das Geſetz, da ſtirbt die Freiheit.
Beſchützt' ich vor der Strafe dieſen Sohn,
So mußt' ich auch des Deinen Schuld vergeſſen;
Und ſoll ich, — kann ich das? — Ich will vielmehr
Als Warnungsbild des Jünglings blut'ges Haupt
In Sueno's Lager ſenden, daß es ihn
An ſeine Schuld und an die Strafe mahne!
Leb' wohl! Des Urtheils Strenge fodert laut,
Nicht länger die Vollziehung zu verſchieben. (Ab.)

Harald.

Er eilt hinweg und ſchließt ſein ſtarres Ohr
Dem Wort der Milde, nur der blut'gen Pflicht
Gedenkend, die ſein blutiges Geſetz
Ihm vorſchreibt. — Oder find' ich dies Geſetz
So blutig nur, weil's meiner Vaterliebe
Das Urtheil ſpricht und feiger Schwäche mich
Verklagt? — Beſchützt' ich nicht mit gleicher Strenge
Des Elternrechtes Unverletzlichkeit,
Wenn nicht mein Unglück Milde mich gelehrt?
Es richtet ſanfter der *Gebeugte*, denn
Der Glückliche und der *Geliebten* Fehler
Vermag, am *Fremden* ſelbſt, der Liebende
Nicht zu verdammen!

Swanwitha
(welche indeſſen zum Eingange der Halle getreten)

Schon bereitet ſich
Das ſchwarze Werk des Todes. Leiht mir Kraft,
Ihr Götter, ſeinen Anblick zu ertragen
Und helft vollbringen, was es mir verheißt!

Harald.

Entſetzliche! So willſt Du Zeugin ſein
Des rohen Schauſpiels, — willſt des Sohnes Blut
Mit mordbegier'gem Auge ſehn vergießen?
O birg Dein Antlitz, daß es die Natur
Nicht Lügen ſtrafe, die des *Weibes* Bildung

Dir liebe, — Dir, die einer Bärenmutter
Entſproſſen ſcheint.

Swanwitha.

Was ſchmähſt Du mich und zürnſt
Ob meinem Muth, das Unvermeidliche
Zu ſchaun? — Bereite Dich auf gleichen Anblick!
Umſonſt nicht hat in Deinem Schmerz mich Dir
Das Schickſal beigeſellt. An meiner Kraft
Die Männerkraft zu ſtärken will's Dich lehren.
Vertraue nicht der Hoffnung Gaukelſpiel
Und Deiner Wünſche lügenhaften Bildern!
Der Wahrheit ſchau' ins Aug' und frage Dich,
Ob Adlermutter Tauben auferziehn,
Und ob die Schuld den Frieden kann gebähren?

Harald.

Zum Leid, das Gott mir ſendet, wird er auch
Die Kraft mir leihn; drum will ich vor der Zeit
Der Menſchlichkeit mich nicht entfremden, nicht
Des Mitleids Zoll ſo großem Leid entziehn;
Will, da Du ſelbſt kein Mitleid haſt für Dich,
Dir meines ſchenken. — Schmerz beſiegt den Schmerz
Und Trauer heilt, was wund iſt. Wer verliert,
Beweine! — Alſo will es die Natur.
Und wer Verlornes nicht beweint, der hat
Es kaum beſeſſen. Zwiefach ſcheineſt Du
Mir drum beklagenswürdig, weil der Sohn

Dir heut entriſſen wird und weil Du nie
Das Glück genoſſen, einen Sohn zu haben.
(Gemurmel und verworrenes Geräuſch draußen.)

Swanwitha.

Erſtarre Bruſt, man führt das Opfer hin;
Die Prieſter beten und der Henker folgt.
Nun ſteht, ihr Rachegötter, — ſteht mir bei,
Daß nicht ein weibiſch Zagen mich beſiege!
Ihr wolltet ſeinen Tod, Allmächtige!
Sonſt hättet ihr die Frevlerhand ihm nicht
Erhoben gegen mein geweihtes Haupt.
Ja! Ihr verderbt ihn, — ich bin frei von Schuld! —
Es hält der Zug; — der Miſſethäter ſpricht
Zum Volk! — Was ſagt er? — Still, — er läſtert mich —
Und flucht der Mutter, die im Schoos ihn trug,
Ihn ſäugt' und nährte, ja, um ſtark ihn einſt
Und groß zu ſehn, unwürd'ge Dunkelheit
So lang ertrug! — Wohlan! So fluch ich denn
Auch ihm und fluche ſeinem Ebenbilde,
Dem ſchnöden Vater dieſes ſchnöden Sohns! —
(Pauſe.)
Doch ſieh! Sie binden an den Pfahl ihn feſt,
Der Henker greift zum Beil. O welche Angſt
Erfaßt mich, welch' Entſetzen!! — Halt! Der Fluch —
Der Fluch nur ſei vernichtet, eh' er ſtirbt. —

Verzeihen will ich ihm! —

(Indem ein dumpfer Schlag und Volksgemurmel ertönt, zu Boden ſinkend.)

Zu ſpät!

Harald.

Natur,

Du ſiegſt, und die Verblendete gehört

Der Menſchheit wieder; — Freunde ſteht ihr bei!

Zweiter Act.

Der vorige Schauplatz.

Erste Scene.

Rhyno, Randwer, däniſche Krieger vom Gefolge des Königs
und Krieger von Julin.

Rhyno.

Und nicht um Euch, Ihr Männer von Julin,
Zur Hülfe zu entflammen, welche ſchon
Uns Eure Großmuth ſichert, ſondern nur
Um Harald's Noth und ſeiner Feinde Bosheit
Zu ſchildern, meld' ich Euch den Urſprung und
Die Folgen dieſes unglückſel'gen Streits.
Als, von des Chriſtenthums erhabnem Licht
Durchſtrahlt, der König ſeine Völker auch
Erleuchten und der Lehre Mildigkeit
Sie ſchmecken laſſen wollte, da beſchloß
Der Greis, des Throns Genoſſenſchaft, wozu,
Nach altem Brauch, der Dänenkön'ge Sproſſen
Das Jünglingsalter ruft, dem Sohne noch

So lange zu entziehn, als Sueno's Jugend,
Von roher Kräfte Gährung wild bewegt,
Des Vaters Schöpfung drohte zu zerſtören.
Solch' Weigern facht' in Sueno's Bruſt, wo halb
Ein Fremdling noch die neue Lehre war,
Das Feuer ungemeßner Herrſchſucht an.
Er mied den Vater, haderte mit ihm
Und ſchloß an Thorbiorn ſich, den bittern Feind
Des Throns, der alten Ordnung und des Glaubens.
Des Dänenvolkes früherm Herrſcherſtamm
Entſproſſen, hatte Thorbiorn einſt der Krone
Durch Aufruhr nachgeſtrebt und Harald's Huld,
Zu eigner Noth, das Leben ihm geſchenkt, —
Ja ſelbſt, nach dreizehnjähr'gem Bann, den Feind
Zur Hauptſtadt rückberufen. Doch ſein Dank
War neuerdings Verrath. Des Sohnes Herz
Dem Vater und den Chriſten ſeinem Gott
Entreißend, ſchürt' er Sueno's Zornesgluth
Und ſchwellte ſeiner Herrſchſucht Strom zum Meere, —
Ja, mäſtete den Wurm: Empörung, bis
Er ſtark genug war, Thron, Geſetz und Macht
In ſeinen Rieſenleib hinabzuſchlingen.
Voll eitler Luſt des Wechſels und verführt
Durch Thorbiorn's Ränke, fiel der Menge Schwarm,
Zu der der neuen Lehre Segensgruß
Noch nicht gedrungen, ſchnell den Meutern bei;
Und grauſen Bürgerkrieges Bühne ward

Das blüh'nde Land der Dänen, einem See
Vergleichbar, wo, vom Sturm gezeugt, die Wellen
Sich ſelbſt verſchlingen und im eignen Fraß
Zu fortgeſetztem Wüthen Nahrung finden.
Verlaſſen von den Seinen, machtentblößt,
Beſiegt in offner Schlacht, von Stadt zu Stadt
Vergebens ſich nach Hülfe wendend, floh
Der königliche Greis, bis Raum nicht mehr
Im eignen Erb' ihm blieb, ſein Haupt zu ſenken
Und dieſe fremde Stadt ihm Zuflucht gab. —
Vollendet nun das angefangne Werk,
Beſchirmt ſein Recht und zähmt Rebellenwuth,
Bis Kaiſer Otto's Macht uns helfend naht,
Aus deſſen Händen Harald einmal ſchon
Die Kron' empfing, mit jenem höhern Gut
Des neuen Glaubens, deſſen hehres Licht
Der deutſche Held nicht durch Empörers Hand
Wird trüben laſſen. Denn von unſrer Noth
Hat ihn die Kunde ſchon erreicht und bald
Erſcheint uns Hülfe, die auch Euch den Lohn
Für Eure Treue bringt.

Randwer.

Halt ein! Um Lohn
Nicht kämpfen wir. Des letzten Bürgers Blut
Iſt feil uns nicht um Lohn. Im Dienſt der Pflicht
Nur fließt es, — für den König, deſſen Schutz
Des Gaſtrechtes Pflicht befiehlt.

Rhyno.

So folgt Ihr denn, —
Der ſchönen Pflicht! Doch gönnt, um *doppelt* ſchön
Sie zu erfüllen, — gönnt dem Schuldner auch
Des *Dankes* Troſt!

Randwer.

Wohlan! So ſei der Dank
Des Königs ſtatt des Lohnes uns geweiht, —
Des ſchnöden Lohns, den Otto's Heere bringen!
Doch führten, ſtatt Bekehrungsſucht, Verrath
Und Sklaverei, auch Gold und Ruhm ſie mit,
Wir müßten dennoch widerſtehn, weil *Pflicht*
Nicht *Lohn* erheiſcht. Die Götter, das Geſetz,
Die eigne Neigung legen ſie uns auf;
Wir zahlen, was wir ſchuldig, was wir ſelbſt
Als Schuld von *Andern* wünſchen zu erheben.

Rhyno.

So ſei denn, wie die Uebung Eurer *Pflicht*,
Auch ungehemmt die Uebung unſres *Danks*!
Leb' wohl, ich muß zum König!

Randwer.

Bleib! Es naht
Mit eil'gem Fuß ein Bote dort, vom Feind
Uns Kunde bringend, welche Deinem Herrn
Du gleich verkünden mögeſt.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Rolv.

Rolv.

Herr, es rückt
Auf unſre Mauern Sueno's Heer heran,
So zahlreich, wie im Herbſt ein Vogelſchwarm,
Der ſüdwärts zieht, ſo ſtolz von Haltung, wie
Ein blüh'ndes Mohnfeld und ſo kecken Muths,
Daß, fürcht' ich, Thor und Wall, ſtatt unſer Schild
Vielmehr des Feindes Bundsgenoſſenſchaft
Und Rüſtzeug werde, da ſie nöth'ge Flucht
Und weiſen Rückzug hindern.

Randwer.

Lohn verdient
So klügliches Erwägen der Gefahr.
Drum will ich Dir und Allen, die Dir gleich
An Vorſicht ſind, geſtatten, fortzuziehn
Ins Freie, wo der Flucht kein Ziel geſetzt.

Rolv.

Wie unrecht, Herr! — Du richteſt nach dem Wort
Den Muth, — noch ſchlimmer! Du mißkennſt das Wort.
Dein Vater, unſer wackrer Feldherr, ſprach
Vor jeder Schlacht, — als er noch lebte, — ſo:
„Dem Helden ziemt Bekanntſchaft mit dem Tode,
Nur wer den Tod nicht ſcheut, erringt den Sieg.“

So, Herr, — verſteh' mich, — machet Unſereins
Bekanntſchaft mit der Flucht, weil Einer, der
Von Flucht nichts weiß, auch nichts vom Sieg verſteht.
Denn, frag' ich, gäb' es Sieg, wenn Flucht nicht wär'?
Mit nichten! Alſo —

Randwer.

Siehſt Du, wie mich dünkt,
Auf Beides, als ein weiſer Mann, Dich vor.

Rolv.

So thu' ich, Herr, und rathe: thu' es auch!
Denn ſchau: wie an den Tod man denkt und doch
Nicht ſterben mag, — ſo denk' ich an die Flucht,
In Hoffnung, nicht zu fliehn. Drum ſtell' ich mich,
Als Krieger von Bedacht, im Kampfe ſtets
Zu Kriegern von Beſtand, — die ſtehn, — und wenn
Dem Kopf mein Beinwerk nicht gehorchen will,
Begieß' ich's brav mit Meth, den in Julin
Kein Menſch ſo trefflich braut, wie meine Mutter,
Und der wie Eiſen feſt macht und beſtändig; —
So ſiehſt Du, Herr, ſo ſteckt im Meth — der Muth.

Randwer.

Ein ſchlechter Krieger, der im Meth ihn ſucht,
Statt in der Ehre!

Rolv.

Wie man's eben nimmt.
Die Ehr' iſt auch ein Meth, berauſcht, wie er,
Und nur im Schlauche liegt der Unterſchied,

Ob Meth, ob Ehre größre Wirkung thut.
Verfeint einmal den groben Schlauch, — das Volk:
In Freiheitslohe gerbt ihn, — ſchleift ihn glatt
Im Oele der Gerechtigkeit und ſeht:
Ob dann auch Ehren-Meth er nicht vertrage?

Randwer.

Dein Wort iſt gut; ja wär ihm gleich Dein Thun
Und Aller Thun, als deren Sprecher Du
Und Anwalt hier erſcheinſt, o dann, wie leicht
Zu üben wäre Fürſtenpflicht, wie leicht
Erfüllet auch der Rath, den Du ertheilſt.
Doch ſieh! Was nutzt das Gerben, was der Schliff,
Wenn ſpröd' ihm ſich der Stoff entzieht, ja wenn,
Der Freiheitslohe widerſtrebend und
Dem Oele der Gerechtigkeit, das Volk,
Wie jetzt Du ſelbſt, dem Trieb' der Leidenſchaft, —
Der rohen Kraft, an des Geſetzes Statt,
Nur huldigt als Geſetz? — Doch kommen kann, —
Die Zeit kann kommen, wo Regentenkunſt,
Von Menſchenwürde borgend ihre Regel,
Auf Menſchenrecht wird gründen ihren Bau.
Drum **bis** ſie da iſt, lerne, — gilt mein Rath, —
Man klug die eigne Zeit verſtehn und ſo
Auch für die kommende ſich zu erproben!

Rolv.

Ja, Herr, das wollen wir! Doch weil die Zeit,
Wie Du geſagt, nicht ſtehn bleibt, ſondern flieht,

Mithin, — ſo ſchließ' ich, — Eil' hat, drum — verſteh', —
Drum möcht' ich gern zu ihren Füßen noch
Ihr meine leihn, damit ſie dieſer Stunde, —
Das heißt: der Stunde des Gefechtes, ganz
Vorüberflöge!

Randwer.

Brauche ſie vielmehr,
Die Du der Zeit willſt leihn, zu eigner Flucht!
Nicht halt' ich Dich und keinen, der Dir gleicht.
Ihr Andern aber geht und laßt ſich ſchnell
Die Streiter ſammeln; denn, der Wälle Schutz
Verachtend, wollen wir, ein wilder Strom,
Hinab uns ſtürzen auf den trotz'gen Feind,
Um durch des Angriffs ungeſtümen Drang
Zu löſen ſeine Glieder, die dann raſch
Das Schwert zernagt und auftiſcht den Walkyren!

Rhyno.

So ſei's! — Zum König eil' ich, — Lebe wohl!

Randwer.

Die Skalden auch, Ihr Freunde, ruft herbei,
Daß ihres Liedes Gluth die unſre ſchüre! —
(Nachdem verſchiedene Krieger ſich entfernt haben.)
Aus dieſer Halle, die des Gaſtes Noth
Geſchauet, ſteig' empor der Hülferuf
Zum eh'rnen Sitze Thor's! Denn tauſendfach
Wird ihn von hier ſein Rieſenohr vernehmen

Und mit des Hammers Eiſenſtirn ſodann
Der Zürnende die Stirn des frevlen Sohns
Zerſchmetternd treffen, — Sieg dem Recht verleihn!

Dritte Scene.

Die Vorigen, Skalden, Krieger, Weiber und Jungfrauen, unter ihnen Swanwitha, Volk.
(Die Skalden theilen ſich in zwei Chöre, das Volk ordnet ſich gruppenweiſe dahinter.)

Randwer.

Stimmt an den Schlachtgeſang, Ihr Gottgeweihten,
Den kühnen, ſieg-verheißenden, ſtimmt an!

Erſter Skalde
(unter Harfenbegleitung ſeines Chores).

Sonne des Sieges,
Suchend dein Antlitz
Heb' ich den harrenden Blick
An die krauſen Gewölke des Himmels.

Zweiter Skalde
(von dem Harfenſpiel des zweiten Chors begleitet).

Schiene als Schild dich
An Thor's ſtrafenden Arm!
Daß blutig der brauſende Feind,
Blank der Bedrängte dich ſchaue.

Erſter Skalde.

Geſäubert mit wehendem Winde
Hat Niord das Wahlfeld,

Und tränkende Tropfen
Traten den Staub feſt.
Zweiter Skalde.
Nun aber baue
Die Brücke Bifroſt,
Heimdal, hüthender Wächter!
Daß, auf der ſiebenfarbigen,
Thor mit ſtrahlendem Schilde
Steige zu uns herab.
Erſter Skalde.
Unter der Eſche Ygdraſil,
Der weltſchirmenden,
Wohnend, richten rächend
Den Ungerechten die Götter.
Zweiter Skalde.
Drum, mit hallendem Harniſch
Durch die Himmel ſchreitend,
Hebt ſeinen Hammer Thor
Und ſchleudert verderbend
Ihn in den Strom der Feinde.
Erſter Skalde.
Hört Ihr ſeine Stimme? —
Zittert, Ihr Frevler,
Vor dem Zürnenden!
Wie zittern Ihr werdet,
Wann die Walkyren
Wählen das Ende der Schlacht.

Zweiter Skalde.

Aber, Euch, Ihr Männer des Muths,
Lächelt mild die bleiche Hildur,
Als den Schützern des Rechts.
Roſtige Eiſenhandſchuh
Reinigt, rüſtig ſie
Reibend am Panzer der Feinde,
Und waſchet mit Blut
Der Gewänder Wolle.

Erſter Skalde.

Seht, Ihr Männer, die Nornen,
Die nimmer raſtenden,
Wie ſie Euch winken!
Trinket aus Urd's
Tief gewölbetem Brunnen
Eigner Bürde Vergeſſen
Und ſchauet auf Skulde,
Die, hinter des Schleiers Schild,
Vom beſeeleten Eichbaum
Flicht die Kronen des Siegs.

Zweiter Skalde.

Tritt hervor am Thore des Himmels,
Strahlende Sonne,
Du, des Hämmrers ſchimmernder Schild! —

Erſter Skalde.

Siehe! Sie warf
Die wirbelnden Wolken,
Wie wir werfen den Feind.

Zweiter Skalde.

Auf, Ihr Männer des Schwerts,
Auf in die Schlacht! Den Sieger
Haben ſchon die Walkyren gewählt.

(Hartwig ab mit den Kriegern und Skalden.)

Erſtes Weib.

Leb' wohl, mein Gatte, Vater meiner Luſt,
Du Vater meiner Söhne, lebe wohl!

Erſte Jungfrau.

Leb' wohl, mein Bräutigam, und kehre bald
Als Sieger mir zurück!

Zweite Jungfrau.

Leb' wohl, mein Bruder!
Erhalten mögen Dich die Götter mir,
Den Pfleger meiner Jugend, ihren Schutz!

Erſtes Weib.

Du hohe Frigga, flehe zum Gemahl, —
Dem mächt'gen Wodan, mit beredter Zunge,
Den Gatten mir zu ſchützen, und ich will
Zum Dank dir feſtlich ſchmücken den Altar,
Mit Waitzengarben und der Frucht der Bäume;

Womit du ſelbſt, der Erde güt'ge Mutter,
Geſegnet ihren Schoos. Denn dir gefällt
Als Opfer, was du ſchufeſt, — dir gefällt
Der Früchte Pracht, die deines Blickes Milde,
Du Mutter aller Fruchtbarkeit, erzeugt.

Erſte Jungfrau.

Und ich, o Freya, opfre dir ein Lamm,
Durch deſſen krauſe Wolle ſich ein Band
Von Purpur ſchlingen ſoll, wie durch den Schnee
Der Berge rothen Abendgoldes Streifen.

Zweite Jungfrau.

Der Lilie Schnee, der Veilchen blaue Würze,
Der weißen Roſe ſcham-geröthet Blatt, —
Der Unſchuld Pfänder, — ſollen, wenn du mich
Erhörſt, o Gefion, ew'ge Jungfrau du
Und Schirm der Jungfrau'n, meinen Dank dir künden.
Du ewig Reine, laß des Bruders Schutz
Der Elternloſen nicht entriſſen werden,
Auf daß ſie freudig deinem heil'gen Dienſt
Ihr jungfräuliches Leben möge weihen!

Erſtes Weib.

Erhöre, Frigga, mich!

Erſte Jungfrau.

O ſei mir hold,
Du holde Liebesgöttin!

Zweite Jungfrau.

Steh' mir bei,
Geſtrenge Gefion, ſteh' mir gnädig bei!

Erſtes Weib.

Doch laßt, Ihr Schweſtern, hin zum Saum der Stadt
Den Schritt uns lenken, daß wir, wann ſie kommen,
Den Siegern näher und mit Jubelruf, —
Mit Liebeszeichen ſie empfangen mögen!

Erſte Jungfrau.

Dein Rath iſt gut!

Erſtes Weib.

Wohlan, ſo folget mir! — (Ab.)

Swanwitha (allein).

Verheißt nur Opfer, Ihr bethörte Frau'n, —
Ihr Bräute, ringet blutig Eure Hände
Und prophezeit mit prahleriſchem Mund,
Ihr Skalden, Euren Streitern Sieg; — umſonſt! —
Und ſtellte Thor ſich ſelbſt in ihre Reih'n,
Und blieſe Niord Wind und Wolken Staubes
Dem Feind' ins Aug'; — umſonſt! — Denn Loke wacht, —
Der Unglücksbringer wacht, — der Schadenfroh,
Von dem die Aſen ſelbſt verhöhnt ſich ſehn, —
Des Mordes Schirmherr, jeder Frevelthat
Und blut'gen Streits Genoſſ'; ja Loke wacht, —
Er wacht für Sueno's dunkles Werk und meines! —

In allgemeiner Noth gedeiht das Glück
Des Einzelnen, der klug zum Vortheil ſich
Die Noth zu lenken weiß; — ſo reift auch mir
Der Rache Frucht auf dieſen Blutgefilden.
O Loke, hilf, Verderbenſpender, hilf!
Du hilfſt dir mit. — Nicht mächt'ger Rüſtung braucht's
Und ſchlau erfundner Künſte, wie zum Kampf
Mit Odin's Stamm; hier ſind des Sieges Ziel
Und leichte Beute — Menſchen, — die zum Schmaus
Der Sünde ſo ihr Sündenhunger treibt,
Daß ſündigen nur ſehn, ſie ſünd'gen macht.
Drum, Loke, dulde nur, daß Sueno's Fauſt
Sich vatermörd'riſch waffne, — o dann wird
Die Kraft der That noch des Entſchluſſes Kraft
Beſchämen, — blut'ger, als ſein Wille ſelbſt,
Vollbringung ſein! — Denn dieſes Willens Sporn
Wird ſeiner Herrſchſucht Pferd ſo blutig ſtacheln,
Daß, zügellos durch's Schlachtgefilde brauſend,
Der tolle Gaul des alten Königs Haupt
Zertreten wird zugleich mit ſeiner Krone. —
Dem Stolz der Schuld gehorcht der Sieg; und bald
Nun zieht er ein in die bezwungne Stadt; —
Mit ihm — die Rache, deren blut'ger Spruch
Zugleich mit meiner abgelebten Schmach
Beſtraft des Siegers neugebornen Frevel.
So komm denn, Thorbiorn, komm, — du Königshaupt
Auf Sueno's Schulter, frecher Kronendieb,

Ja, komm, — verſuch's, ob deiner Ränke Macht,
Die Throne umwarf und der Götter Haus
Mit frechem Meineid ſchändete, nun auch
Den Richterſtuhl der Rache kann zerbrechen!
Doch ihr, die Zeugen, von der Zwerge Hand
Geſchmiedet an des Zauberfeuers Gluth,
Ihr, Dolch und Trinkhorn, ſagen ſollt ihr ihm:
Durch wen er fällt, — dem Opferſtiere nennen
Die Prieſterin, der, ſtatt der Hand des Sohns,
Nun, ſichrer noch, des Sohnes blut'ges Kleid
Nächſt euch, der Rache feſtlich Mahl bereitet!

Dritter Act.

Der vorige Schauplatz.

Erste Scene.

Harald mit bloßem Schwert, hinter ihm Wibrand und andere verfolgende däniſche Krieger, gleich nachher Sueno.

Harald

(indem er kraftlos zu Boden ſinkt und das Schwert von ſich wirft).

Hier bin ich, — wehrlos, — tödtet mich!

Wibrand.

So ſtirb,

Du Feind der Götter!

Sueno.

Halt! bei Eurem Leben,

Berühr' ihn keiner! — Fort! —

(Die Krieger weichen zurück.)

Harald

(nachdem er ſich mühſam vom Boden erhoben und Sueno, welcher ſeinem Blicke ausweicht, lange ſtumm und feſt angeſehen).

Der Chriſten Blut,

Bis auf den letzten Mann, gelobteſt Du,
Zur Ehre Thor's zu opfern. — Nun wohlan!

Was zögerſt Du? — Doch nein! — Du ſchoneſt
mein, —
Ich muß Dir danken! — Reiner ſtehſt Du jetzt
Mir gegenüber, biſt kein Leben mehr
Dem Vater ſchuldig, biſt mir nichts mehr ſchuldig;
Denn Deiner Knabenjahre Frühling hat
Mit Luſt und reich gewürzter Liebe Blumen
Mir jede Vaterſorge ſchön gelohnt.
Befried'gen alſo darfſt Du, nach Gelüſt
Und ſonder Undank, Deines Herzens Trieb!
So nimm mir denn die Krone, die mich ſchmückt,
Entreiß' das Scepter meiner ſchwachen Hand,
Verbanne mich vom Angeſicht der Menſchen; —
Du thuſt mir wohl! Mein Leid begehrt ſein Ende.

Sueno.

Halt ein! Wer iſt der Schuld'ge hier von uns? —
Hat Deine Willkür meinem guten Recht
Das Schwert nicht ſelber in die Fauſt gedrückt?
Warum verſagteſt Du, was mir gebührt, —
Was meiner Jugend noth war, um ſich ſelbſt
Zu achten und ihr Achtung zu gewinnen.
Was ſollte ſich der Dänen Volk von ihr
Verſprechen, die bei Spiel und Trinkgelagen,
Wie ein verſumpfter Bach, vorüberſchlich? —
Denn mußte nicht als meines Stumpfſinns Frucht
Dein Unrecht gelten, — galt es nicht dafür?
Dem widerſetz' ich mich, drum kam ich her,

Und will das Recht, das mir Dein Stolz entzieht,
Durch meiner Waffen Kraft von Dir erzwingen.

Harald.

Du haſt's erreicht und mehr als das! Du darfſt
Den Vater ſchelten, denn die Macht iſt Dein.

Sueno.

Du zwangſt mich, ſie zu prüfen, führteſt ſelbſt,
Durch Deinen Starrſinn — dieſen Ausgang her. —
Dein Abfall von der alten Götter Dienſt,
Dein Unrecht ſetzt mich auf der Dänen Thron.
So klage denn nur Dich an, da Du ſelbſt
Dein Elend Dir erwählteſt.

Harald.

Meine Pflicht
Erwähl' ich und das Elend bleibt bei Dir;
Denn elend iſt der Schuldbeladne mehr,
Als der Bedrängte.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Thorbiern, von Knud begleitet, welcher dem, des Augenlichtes Beraubten als Führer dient.

Knud.

Herr! Dies iſt der Platz.

Thorbiern.

Und Sueno?

Sueno.

Sprich, was willſt Du?

Thorbiorn.

Mahnen Dich,
Wortbrüchiger, — an Deine Pflicht Dich mahnen.
Wie? Schwurſt Du nicht, der Chriſten ganze Schaar
In dieſer Stadt, bis auf den letzten Mann,
Als dieſes Streites Wurzel, zu vertilgen?

Sueno.

So ſchwur ich in der Hitze meines Zorns.

Thorbiorn.

Die Götter hören jegliches Gelübd',
Der Gnade, wie des Zorns, und dulden nicht,
Sich den verheißnen Zoll entrückt zu ſehn.
Dein Vater aber — lebt!

Sueno.

Und ſollt' ich ſelbſt
Der Zeuge ſeines Todes ſein, da mich
Die Götter ihm zur Rettung hergerufen? —

Thorbiorn.

So wird der Menſch verſucht. Durch ſolchen Schein
Erproben die Unſterblichen ſein Dienen.
Denn neid'ſchen Auges ſehn ſie den Altar
Der Bruſt mit *fremden* Zeichen ſich bekleiden.
Drum gib, was Du gelobt!

Sueno.

Ich ſollte — jetzt, —
Ich ſelbſt — des Greiſes Leben — nein! O nein!
Das iſt der guten Götter Wille nicht.

Thorbiorn.

Sie ſind verhöhnt, beleidigt, rachentflammt
Durch jener Chriſten Trotz; Dein Vater iſt
Ein Chriſt, — der Chriſten Haupt, — drum muß er ſterben!

Sueno.

Ha, nimmermehr! —

Harald.

Was weigerſt Du ihm noch
Dies ſchwache Leben, das er mehr der Wuth
Des eignen Haſſes, als dem Götterzorn
Begehrt zu ſchlachten? Laß ihn! Was vermag
Der Jahre trüber Reſt im morſchen Hauſe
Des Greiſen-Leibes Dir, — der Welt zu nützen?

Thorbiorn.

Auch Du hier? Ja, Du biſt's! — Willkomm'ner Ton,
Der mich erreicht, — willkomm'ner Tag, der ihn
So ruhig, ungebietend läßt erſchallen!
Wie anders ſprachſt Du, als Dein Herrſcherwort
Mit Elend, Schmach und Ketten mich belud, —
Wie anders, als Dein Spruch von Haus und Herd,
Von Weib und Kind, mich in die Wüſte trieb.
O wohl mir, daß nun ich ſo ſprechen kann,
Daß der Vergeltung Tag mir angebrochen!

Harald.

Du hatteſt Tod verdient! — Ich ſchenkte Dir
Das Leben, rief zur Heimath Dich zurück.

Und glaubte Dich beſiegt und Deinen Haß. —
Den Irrthum büß' ich jetzt; denn weil ich einſt
Ihr Opfer der Gerechtigkeit entriß,
Muß ich zur Sühne ſelbſt als Opfer fallen.

Thorbiorn.

So iſt denn, was Du leiden ſollſt, verdient;
Und nicht umſonſt ſoll Deine Mahnung ſein!

Sueno.

Verſtumme, Prieſter, und geſtatte nicht
Der Fluth des Eifers, ſchuld'ger Ehrfurcht Damm,
Vor mir, dem Herrſcher, wild zu überſchreiten.

Thorbiorn.

Der Herrſcher, — Du? — Ohnmächt'ges Gaukelſpiel!
Du biſt's, ſo lang' ich will, ſo lang' mein Arm
Auf Deines Thrones wankendem Gerüſt
Empor Dich hält. Ein Wort zum Volk, von mir, —
Und Deiner Herrſchaft Schimmer iſt zerronnen!
Herbei, Ihr Diener Wodan's, länger nicht
Geſtattet, Eurem und der Götter Zorn
Das ſchuld'ge Blut entrückt zu ſehn — Herbei!
Ergreift ihn!

Sueno (zu den andringenden Kriegern).

Todt iſt, wer ſein Kleid berührt! —
Was muß, — das wird geſchehn, doch Euch geziemt's,
In Ruh' des Ausgangs harrend, zu gehorchen.
Ihr führet dieſen Mann in ſein Gemach,

Ihn hüthend, bis das Weit're mein Befehl
Euch lehrt! —

(Harald ab mit den Kriegern.)

Thorbiorn.

Unreifer Schüler, blöder Thor!
Du ſelbſt zerbrichſt Dein Glück, das meine Sorge
Erzog, doch ſchnell zum Kinde wieder macht.
Dein Ungehorſam reißt vom Haupte Dir
Die Dänenkrone, löſt aus Irma's Haar
Den Brautkranz; denn der Götter Diener kann
Sein Kind nicht ihrem Feind vermählen, — den
Nicht ſegnen, dem er fluchen muß.

Sueno.

Halt ein!
Umſonſt beſtürmſt Du mit der Götter Zorn
Und mit des Dänenthrons Verluſt mein Ohr!
Dem Allen kann ich trotzen, als ein Mann;
Doch Irma laſſen, — nein! Das ſprich nicht aus,
Denn dieſes Wortes Marter macht die Wuth
Zur Herrin mir und jedes Troſtes Grund
Zum wüſten Abgrund immer neuer Qualen.

Thorbiorn.

Und dennoch ſprech' ich's aus, dies dreiſte Wort!

Sueno.

Laß ſehn, ob Du's vollbringſt! — Bin ich nicht Herr
Und iſt nicht mein die Macht? — Zerbrochen ſei
Der ſchwachen Duldung Feſſel, die ich trug!

Als Stab mich brauchend, um der Plane Berg, —
Dem Greiſenknie zu ſteil, erklimmen Dir
Zu helfen, willſt den Stab nun auch als Schwert
Du brauchen gegen Harald's ſchwaches Haupt.
Doch ſieh! Er reißt ſich los aus Deiner Hand! —
Nun raſe, drohe, fluche, nach Gelüſt;
So lang' auf mich, als ſeinen Führer, ſchaut
Der Dänen Heer, verlach' ich Deinen Zorn
Und kenne, was der holden Braut Beſitz
Mir ſchaffen ſoll und Dich Gehorſam lehren! (Ab.)

Thorbiorn.

Ha, Knabe, ſprichſt Du ſo und wähnſt Du ſchon
Der Ammenhuth, die Deinem Blödſinn ziemt, —
Des Lehrers Ruthenſtreichen Dich entwachſen?
Noch kennſt Du ſeines Zornes Farbe nicht;
Dir winkten nur des Beifalls Flitterblumen
Und Hoffnung ſüßen Lohns für Deinen Fleiß;
Laß ſehn, ob nicht des Lehrers Ernſt Dich zähmt! —
(Gegen den Führer gewendet.)
Zu Irma geh' und rufe ſie hieher!

Knud.

Sogleich, o Herr! — Ich eile. — (Ab.)

Thorbiorn.

Komm, mein Kind,
Du, der des Vaters kunſterfahrne Hand,
Wie ſeiner Harfe, jeden Ton entlockt,
Den rauhen und den ſanften, nach Gelüſt,

Ja komm, du zartes Saitenſpiel, — ich will
Aus deinem Schooß mir eine Weiſe ziehn,
Die ihn und ſeinen Hochmuth ſchnell bezwinget! —

Dritte Scene.

Die Vorigen, Irma, der Führer.

Irma.

Dich grüßet Irma, was iſt Dein Befehl?

Thorbiorn.

Bevor Du ihn vernimmſt, vernimm zuerſt,
Daß unabwendlich, wie des Regens Guß, —
Unbeugſam, wie der Eiche Stamm, mein Wille.
Erſpare drum dem Schmerz ſein Schaugepränge,
Den Bitten ihren ſieggewohnten Lauf,
Dem naſſen Auge die Beredtſamkeit!
Gehorche ſtill und ohne Dein Geſicht
Zum Herold Deines innern Widerſpruchs
Zu machen, denn gehorchen mußt Du doch!
Gelobe das!

Irma.

Du haſt, mein Vater, ſtets
Nur eines Willens Herrſchaft mich gelehrt,
Als ob kein andrer ſonſt auf Erden wär'!
Gewohnheit des Gehorſams ſichert ihn
Auch heute Dir, der eignen Regung Laut
Im Buſen tödtend. — Sprich, was ſoll ich thun? —

Thorbiorn.

Von Sueno — ſcheiden! —

Irma.

Gott!

Thorbiorn.

Zerriſſen iſt
Der kurzen Eintracht Band. Er ſtellt als Feind
Sich mir entgegen und ein Kampf entbrennt,
So furchtbar, wie ſein Undank, der ihn zeugt.

Irma.

Tritt Sueno zu dem Vater?

Thorbiorn.

Frage nicht!
Und meinem Willen folge, den Du kennſt,
Den zu vollziehn Dir obliegt, als Geſetz,
Bis ich von ſeinen Banden ſelbſt Dich löſe.

(Ab mit dem Führer.)

Irma (allein).

Ich athme noch, — es regt ſich noch die Hand
Und fühlt des Herzens Schlag, — des zuckenden,
Gebrochnen Herzens. Großer Gott! Was gibt
Die Kraft mir, daß ich's tragen, — *denken* kann? —
Ihn ſoll ich fliehn, zu dem es hin mich zieht,
Wie zu dem friſchen Quell das durſt'ge Wild,
Wie zu der Erde den geworfnen Ball;
Verlieren ihn, — und ihm verloren ſein,
Ihn leiden ſehn, — und Lind'rung ihm verſagen!?

Gehorch' ich? — Nein! — Vernichte den Befehl, —
Vernicht' ihn, Vater, wenn du nicht dein Kind
Vernichten willſt! — Was ſag' ich? — Fodert denn
Die Gottheit, der ich diene, — fodert ſie
Nicht ſelber dieſe Trennung? — Sie verwirft
Den Bund mit Sueno, der den ew'gen Bund
Mit ihr verworfen. — Wer erbarmt ſich mein,
Und zeigt in dieſer Finſterniß mir Licht, —
Wer lehrt mich wählen zwiſchen meinem Gott
Und meiner Liebe? — Ha! Ein Lichtſtrahl fällt
In dieſe Nacht des Zweifels, — Harald, — ja! —
Sein Ausſpruch ſoll mich leiten. Hin zu ihm, —
Zu meinem Herrn und Lehrer, deſſen Herz,
So menſchlich mild und ſelbſt ſo liebevoll,
Sich vor der Liebe Schmerz nicht wird verſchließen!

Vierte Scene.

Die Vorige, Swanwitha, von einem Diener begleitet, der ein verſchloſſenes Käſtchen trägt.

Swanwitha.

Wo iſt Dein Vater, Irma?

Irma.

Kennſt Du mich?

Swanwitha.

Wo iſt Dein Vater? —

Irma.

Sage, wer Du biſt,
So ſteh' ich Rede Dir. — Dein Anblick macht
Mich zittern.

Swanwitha.

Meinen Namen hörſt Du bald.
Doch jetzt gib Antwort.

Irma.

Räthſelhafte, ſprich!

Swanwitha.

Du liebeſt Sueno?

Irma.

Haſtig drängeſt Du
In mein Vertrau'n Dich ein; doch kann ich Dir's
Nicht weigern. Ja! Ich lieb' ihn.

Swanwitha.

Was Du ſagſt,
Weiß Dän'mark, weiß Julin, und mehr als das.
Es hat mit Thorbiorn Sueno ſich entzweit;
Schon ſät im Dänenheer des Aufruhrs Samen
Der Prieſter aus und reizt zum Widerſtande
Die ſchwier'gen Völker gegen Sueno's Macht.
Dich trennt er vom Geliebten und verſpricht
Dich dem zur Beute, deſſen Stahl ſich mit
Dem meiſten Blut und — mit dem edelſten
Wird tränken. —

Irma.
Sprich nicht aus! —
Swanwitha.
Mit Sueno's Blut!
Irma.
Biſt Du gekommen, meine Rieſenqual
Noch zu erhöhn? —
Swanwitha.
Du kannſt ſie enden, — Du!
Irma.
Ich? —
Swanwitha.
Du allein!
Irma.
Was ſagſt Du? —
Swanwitha.
Höre mich!
Gelangte früh, in Deines Vaters Hauſe,
Nicht Kunde Dir zu Ohr von einem Kleinod,
Geheimer Kräfte voll, das Sieg und Macht
Gefeſſelt halte an des Eigners Schritt,
Und warſt Du Zeugin nicht, daß Thorbiorn's Mund
Beklagte ſolches Eigenthums Verluſt?
Irma.
Wohl hört' ich oft von einem Trinkgeſchirr
Und Dolch ihn reden, jener Eigenſchaft,
Die Du mir nennſt, theilhaftig, und den Raub
Mit ſchrecklicher Verwünſchung Lohn vergelten.

Swanwitha.
Den ſchnöden Lohn, Ihr Götter, lenkt — auf ihn!
Irma.
Was ſagſt Du, Schreckliche?
Swanwitha.
Mein tägliches
Gebet! — Vernimm Du nun, daß jener Schatz,
Von ſichrer Hand bewahrt, in dieſer Stadt
Der Auferſtehung harrt aus langer Nacht.
In Sueno's Hand gelegt verſchafft er ihm
Gehorſam wieder, ſichert ihm den Sieg
Ob Dän'mark und des Prieſters Herrſchbegier.
Irma.
Wie kann, was meinem Vater angehört,
Was Räubers Hand ihm ſtahl, mit gutem Recht
In Sueno's Hand gelangen?
Swanwitha.
Thorbiorn's Recht, —
Es iſt kein beßres; Raub entſchuldigt Raub! —
Irma.
Nicht Thorbion's Recht vermag ich zu ergründen,
Nur weiß ich, daß es nicht erlöſchen kann,
So lang' er lebt.
Swanwitha.
So — mord' ihn!
Irma.
Ich? —

Swanwitha.

Ja, Du!

Irma.

Ha, Raſende, der Wahnwitz ſpricht aus Dir!

Swanwitha.

Du irrſt! Es iſt die Rache, die vom Wahn
Die Stimme borgt.

Irma.

Wer biſt Du?

Swanwitha.

Wer? — Ich bin
Swanwitha, Deine unglückſel'ge Mutter!

Irma.

Allmächt'ger Gott! —

Swanwitha.

Die unglückſel'ge Mutter,
Der von der Bruſt den zarten Säugling, — Dich —
Dein Vater riß und ſie erbarmungslos
Ins Elend ſtieß, um eine Buhlerin,
Um einer niedren Metze feilen Reiz, —
Die unglückſel'ge Mutter, der, — entehrt,
Geächtet, heimathlos, — die Hoffnung nur
Der Rache half die lange Schmach ertragen;
Die heut erſt wieder lebt, weil endlich heut
Der Hoffnung naht die Reife der Erfüllung.

Irma.

O nicht von Rache ſprich, wenn ſich mein Herz

Der innern, mächt'gen Weiſung ſoll vertraun!
Der Liebe ſüße Stimme laß mich hören,
Auf daß die Scheu entweiche, die mich fern
Aus Deinen mütterlichen Armen hält.

Swanwitha.

Erſt zeige, daß Du meiner Liebe werth;
Dann ſoll ihr Strom Dir reichlich fließen, — ſoll
Erſetzen Dir die Jahre der Entbehrung.
(Nachdem ſie dem Diener das Käſtchen abgenommen, und jener, auf ihren Wink, ſich entfernt hat.)
Hier ſind die Zauberpfänder, Thorbiorn's Stolz
Und Hoffnung einſt, — ſein reichſter, beſter Schatz,
Den, ſcheidend, ich ihm raubte — mit dem Sohn.

Irma.

Dein Sohn, — mein Bruder, deſſen traurigen
Verluſt ſo oft beweinten Thorbiorn's Augen?
Wo weilt er?

Swanwitha.

Bei den Todten!

Irma.

Gott! —

Swanwitha.

Seit heut!

Irma.

Was ſagſt Du? — Heute?

Swanwitha.

Senden wollt' ich ihn

Mit dieſer Rüſtung Schmuck ins Dänenlager,
Um dort, am Vater, ungekannt, das Werk
Der Rache zu vollziehn. Da weigerte
Der Schändliche den Dienſt und legte frech
Die gottverfluchte Hand an ſeine Mutter.
So traf ihn, dem Geſetze dieſer Stadt
Verfallen, ſchmähl'ger Tod, und ſolcher trifft
Auch Dich, erfüllſt Du nicht, was ich gebiete.
Mit dieſem Dolche trittſt Du dieſe Nacht
An Thorbiorn's Lager, weckſt ihn, wenn er ſchläft,
Denn ſeine Strafe fühlend muß er ſterben,
Und rufſt ihm zu: Swanwitha ſende Dich
Und bohrſt ihm dann den Stahl in ſeine Bruſt.

Irma.

Ein eiſ'ger Schauder faßt mich an! Laß ab,
Mein Herz zu ängſten mit der Rede Ernſt,
Denn fremd, wie mir, iſt Dir der Ernſt der That.

Swanwitha.

Kleinmüth'ge Thörin, ſieh mich an und ſprich:
Ob mein Geſicht des Scherzes Farbe trägt,
Ob meines Elends ſcharfgeprägte Wahrheit
Mit Mährchen ſpielt? — Gehorche, ſonſt erreicht,
Zugleich mit meinem Fluch, auch Dich die Rache.

Irma.

Sie treffe mich, — gehorchen kann ich nicht! —

Swanwitha.

Nun wohl! So führe denn im Schutz der Nacht

Zu ſeiner Kammer mich. Dort will ich ſelbſt
Vollbringen, was Dich ſchreckt; noch einmal ihn,
Wie in der Brautnacht, wiegen in den Schlummer, —
In jenen langen, — ew'gen!

Irma.

Tödte mich!
Ich kann mit ſolcher Schuld mich nicht belaſten.

Swanwitha.

Und ſeiner Schuld, — des tauſendfachen Frevels
An mir, an Deinem Bruder, an Dir ſelbſt,
An Harald, ſeinem König, denkſt Du nicht, —
Nicht des Verraths an Sueno, den Du liebſt,
Und welchem — Thorbiorn's Tod Dich nur vereint!? —

Irma.

Umſonſt! — Verſucherin, laß ab von mir,
Ich kann nicht — glücklich ſein, — um ſolchen Preis!

Swanwitha.

Verruchte Sklavenſeelen, gift'ge Brut!
Die ihr der Kinder Ton und Antlitz traget,
Um mich zu peinigen, des Schickſals Grimm
Noch ſelber waffnend gegen die Bedrängte.
So that Dein Bruder, — alſo thuſt auch Du! —
Doch was iſt hier ſo neu? — Auch Dich ja hat
Das Scheuſal mitgezeugt, ja Dich erzog
Sein Beiſpiel zur Verachtung Deiner Mutter.
Geh' hin, ich haſſe Dich, noch mehr, als ihn;
O, mehr, als alles Haſſenswürdige

Im weiten Schöpfungskreiſe. — Wie der Froſt
Den Rand des Belts, erſtarrt Dein Anblick mich,
Und Deiner Rede Ton zerreißt mein Ohr,
Wie das Gekrächz des Raben. — Fluch der Hand,
Die Dich erzog und nährte, — Fluch Dir ſelbſt,
Dem misgeſchaff'nen Auswurf meines Leibs! —
Doch zittre, — zittre vor der Mutter Zorn!
Du haſt der Menſchheit Stempel ihr geſtohlen,
Sie umgewandelt in ein reißend Thier!
Drum zittre! — Doch Bedenkzeit bis zum Abend
Noch geb' ich Dir, und dann, — gehorchſt Du nicht,
Dann — zittre!

(Sie geht.)

Irma (in die Knie ſinkend).

Mutter, — weh' mir! — Meine Mutter!

Vierter Act.

Derſelbe Schauplatz.

Erste Scene.

Rolv, Wibrand, von Sueno's Heer.

Rolv.
So trinke denn einmal!
Wibrand.
Schon ſagt' ich Dir,
Daß ich nicht mag.
Rolv.
Warum?
Wibrand.
Ich trinke nicht
Mit einem Ueberläufer, ja mir iſt's
Verhaßt, hier auf der Wacht mit ihm zu ſtehn.
Rolv.
Wie Du die Worte wählſt! — Ein Ueberläufer! —
Es klingt ſo ſchlimm, obwohl's im rechten Sinn
So ſchlimm nicht iſt. Denn ſtelle Deinen Torf

Mit Bohnen hin zum Feuer und dann ſchau',
Ob, wann er ſiedet, wann das Bohnenvolk
Sich bläht und quillt, — im Topf ſich drängt und gährt,
Ob dann nicht mancher brave Bohnenmann,
Gewaltſam ausgeſtoßen, — überläuft?
So ich, — den nicht ſein Wille, ſondern nur
Der Niederlage Stoß aus ſeinen Reihn
Hinaustrieb in die Euren.

Wibrand.

Und warum,
Wenn ſolches wahr iſt, zogſt Du nicht den Tod
Der Schande vor, den Feinden Deiner Stadt
Zu dienen.

Rolv.

Wenn es regnet, und man reicht
Dir einen Mantel, ſage: hängſt Du ihn
Nicht um?

Wibrand.

Ei wohl!

Rolv.

Und tadelſt mich, daß ich
Ein Gleiches that? — Ein kalter Regen, Freund,
Der kälteſte von allen iſt — der Tod.
Warum den Mantel weigern, welcher Dich
Vor ihm beſchützt, und den beim Sonnenſchein
Du wieder von Dir wirfſt.

Wibrand.

So denkſt Du denn
Uns zu entwiſchen, wie Du kamſt!

Rolv.

Nicht Euch, —
Dem Regen nur! Ich wende jederzeit,
Wie Thier und Pflanze, mich der Sonne zu,
Und eine Sonne, Freund, iſt auch — das Glück.

Wibrand.

Ein ſaubrer Burſch! Iſt das die Treue nun,
Die Sueno, Deinem neuen Herrn Du ſchwurſt?

Rolv.

Ach Treue, — Treue! Wie Ihr nur ſo ſeid!
Wer hält ſie denn, und darf wohl Sueno mich,
Wenn ich ſie breche, ſtrafen, — darf er das?
Er ſelber brach dem Wodan ſeine Treu'
Und ging zum Chriſt und brach die Treu' dem Chriſt
Und ging zum Wodan wieder. Dennoch ſind
Der Chriſt und Wodan größre Herrn, als er,
Und folglich er ein größrer Schelm, als ich! —
Doch wer, — ich frage, — ſchilt ihn? — Keine Maus!
Als wär' Betrug an Göttern kein Betrug.
Warum verſchonſt Du ihn und tadelſt mich?
Weil er der Herr? — Er iſt der Götter Knecht,
Wie ich der ſeine bin. Iſt ſeinem Herrn
Er untreu, fodr' er Treue nicht von mir;

Der eine Sünder hat kein Recht, den andern
Zu richten.

Wibrand.

Wahrlich, thät's ein gutes Maul, —
Es hätte Niemand Recht, — als Du. Wenn Loke's, —
Des Ränkevaters, Meiſter nicht, ſo doch
Sein würd'ger Schüler biſt Du!

Rolv.

Muß man denn
Die Götter immer und die Weiſen fragen,
Was wahr iſt? Ein geſunder Sinn, — der auch
Bei Niedern wohnen kann, erräth es ſelbſt; —
Wer wen'ger weiß, der denkt zuweilen mehr —
Und —

Wibrand.

Still, des Blinden Tochter, Irma kommt!

Rolv.

Des Blinden?

Wibrand.

Kennſt ihn nicht, und dienſt im Heer
Der Dänen? — Thorbiorn nennt er ſich und ſieht —
Er ſieht mit ſeinen zugeſchloſſnen Augen
Die Kron' herab von Sueno's Haupt, — auf ſeine!

Zweite Scene.

Die Vorigen, Irma (mit dem Käſtchen verſehen, worin Dolch und Trinkhorn aufbewahrt ſind).

Irma.

Ihr Männer, wohnt der König hier?

Rolv.

Hier wohnt

Ein Königsſchatten, — Harald nennt man ihn!

Irma.

Zu ihm, — ich bitte, — führt mich!

Wibrand.

Darf nicht ſein, —

Iſt wider den Befehl!

Irma.

Doch nicht für mich, —

Die ſchwache Magd. O gönne mir den Eingang!

Wibrand.

Laß ab davon, — ich darf nicht!

Rolv.

Nein, fürwahr!

Wir dürfen nicht — hinein Dich laſſen, doch —

Ihn rufen, das iſt uns erlaubt.

Wibrand.

Was ſchwatzt

Der Thor?

Rolv

Bewachen ſollſt Du ihn, nicht wahr?

Nun frag' ich, ob man beſſer nicht bewacht,
Was man mit Augen ſiehet, als was nicht?

Wibrand.

Das freilich, — aber —

Irma.

Sei der Bitte hold!

Wibrand.

Ich — ruf' ihn!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Harald.

Irma.

O mein König!

Harald.

Tochter, — Du?!
Dein liebes Antlitz ſeh' ich, — — will die Noth
Sich von mir wenden, da der Friede naht? —

Irma.

O nicht den Frieden bring' ich, — bin vielmehr
Gekommen, um mit meinem Leide noch
Das Deine zu vermehren.

Harald.

Wie Du kommſt,
So kommſt Du gut, denn gut iſt Deine Nähe.

Irma.

So wiſſe denn: Vor einer Stunde kaum

Verließ an dieſem Ort, in wildem Zorn, —
Mit Fluch im Mund und ſchwerer Drohung, — mich
Swanwitha, — meine Mutter!

Harald.

Hör' ich recht?

Irma.

Ja, meine Mutter, die, aus Thorbiorn's Haus
Und Bett vertrieben, hier, in Dunkelheit
Und ſelbſtgewählter Schmach, ihr Leben barg.

Harald.

Doch was belehrte Dich —

Irma.

Ihr Mund, — mein Herz
Und dieſes Rüſtzeug, Thorbiorn's höchſter Schatz,
Mit ſeinem Knäblein, — beider einz'gem Sohn,
Von der Verſtoßnen heimlich ihm entführt.

Harald.

Und dieſer — dieſer Sohn, — Dein Bruder?

Irma.

Todt, —
Gefallen heut durch Henkers Hand!

Harald.

O Gott!
So iſt denn ſie, die dem Verbrecher ſelbſt
Zum Richtplatz folgte, — mit verſteintem Blick
Sein Haupt ſah fallen —

Irma.

Meine Mutter, — ja!

Harald.

Doch ihr Begehr?

Irma.

O, daß ich ſchweigen, — nicht
Dem Licht des Tags und Deinem reinen Aug'
Es dürft' enthüllen!

Harald.

Rede!

Irma.

Tödten, — Ihn —
Den Vater, ſollt' ich mit dem eignen Dolch!

Harald.

O Wahn!

Irma.

Und auf mein Weigern hieß ſie mich
Zu ſeinem Lager führen ſie heut Nacht,
Um ſelbſt es zu vollbringen!

Harald.

Nun! —

Irma.

Du fragſt?
So wär' ein Zweifel, — eine Wahl noch? —

Harald.

Nein!

Denn ohne Kraft, durch *weſſen* Mund ſie ſpricht,
Iſt das Geheiß der Sünde!

Irma.

Habe Dank,
Und laß von einer Bürde ſich zugleich
Mein Herz befrein, die ſchwer es drückt, und Dir
Zu lange ſchon entzog der Jungfrau Scheu.

Harald.

Was iſt's?

Irma.

In Liebe zugethan iſt mir
Dein Sohn, — der edle Sueno, und empfing
Auch meiner Treue Schwur. Beſiegelt war
Durch Thorbiorn's Segen unſer Bund, als ihm, —
Zerriſſen von geſchäft'ger Zwietracht Hand, —
Mich plötzlich — heut — mein Vater hieß entſagen.

Harald.

Und Du gehorchſt?

Irma.

Ich *liebe*! Gibt es da,
O Herr, noch *andre* Pflicht zu üben?

Harald.

Ja!
Und die nicht gegen Deinen *Vater* blos, —
Die *höhre* Pflicht auch gegen Deinen *Gott*,
Den jener Bund beleidigt und erzürnt!
Von ihm umſtrickt, o wie vermöchteſt Du

Der Seele neues, ſchwachgeſtütztes Heil
Zu ſchirmen vor des Götzenwahnes Drang, —
Der Macht des Beiſpiels, heißer Sinnenluſt,
Betäubender Gewohnheit widerſtehn? —
Nicht eh' zu Chriſtus Sueno tritt zurück,
Ja, oder Du — ihn abſchwörſt, —

Irma.

Nur der Tod
Kann meinem Heiland mich, und Deinen Sohn
Ein Wunder nur dem Dienſte Thor's entziehn,
Der ihm als Staffel gilt zum Thron, — zu mir!
Befreit von dieſer Lockung, — Thorbiorn's Werk, —
Wohl ſähn wir ihn zur Kirche wiederkehren
Und Dir, — dem Volk den Frieden, Deinem Haupt
Die Krone, — mir die Liebe neu geſchenkt!!
Doch ſchaudernd denk' ich's, denk' ich an den Preis.
So elend bin ich, daß mein eignes Heil
Zum Unheil Andern dient, daß Kindespflicht
Mich meiden heißt, was Kindespflicht befiehlt,
Ja fromme Schonung an des Vaters Haupt
Das gleich verehrte Mutterhaupt verletzet.

Harald

Nicht alſo! Wohlthat, nicht Verletzung übt,
Wer dem Erhitzten den gefüllten Kelch, —
Gefüllt mit Tod, — vom Munde reißt. Und iſt,
O ſprich, nicht auch die Sünde ſolch ein Kelch, —
Nicht ſie der ſicherſte, — der ew'ge Tod?

Irma.

Doch Suene, Herr, — Dein Sohn, — was wartet *ſein*?
Zu heftig raſ't empörter Wünſche Sturm
In ihm, um nicht zu ſprengen ihr Gefäß.
O laß Dich rühren, — laß Dein *Vaterherz*
Entſcheiden, nicht die Strenge des Gebots, —
Erſpar' ihm, was er *lebend* nicht erträgt!

Harald.

Der Schuld, nach ew'gem Recht, die Buße folgt,
Und Gott nur kann, — nicht ich, — ihn ihr entheben!

Irma.

Wohlan! In Demuth beug' ich mich und will,
Bevor ich ſcheide, Deiner Huth nur noch
Vertrauen dies Geräth, das in der Haſt
Des Zorns Swanwitha ließ in meinen Händen.

Harald.

Nicht mir, — dem Eigner gib's!

Irma.

Dem Vater, — ihm,
Der zum Verderben Dir vielleicht es braucht?

Harald.

Ja, ihm, — was ſein iſt. Doch vertrauſt Du denn
Der Lügenkraft, womit der Aberglaube
Dies Horn beſeelt und dieſen roſt'gen Dolch?
O keine andre Kraft, als die des *Wahns*
Bewohnt ſie, welcher ſelbſt die Kraft *erzeugt*,
Womit er glaubt den Zauber ausgerüſtet.

Wibrand.

Mein König, — Thorbiorn nahet ſich; — entflieh',
Bevor er Dich in Freiheit hier und uns
Des Ungehorſams ſchuldig findet.

Harald.

Gern
Entzieh' ich Euch der Schuld, und mich dem Anblick!
(Ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Thorbiorn (mit Knud, ſeinem Führer).

Thorbiorn.

Wo ſind wir?

Knud.

Dem Gewahrſam Harald's nah'.

Thorbiorn.

Die Wächter dort befrag', ob Sueno nicht
Dahier ſich zeigte!

Wibrand (vortretend).

Niemand ſahn wir, Herr!
Als Deine Tochter, welche vor Dir ſteht.

Thorbiorn.

Du, Irma, hier? Und was entführt ſo ſpät
Dich noch der ſichern Wohnung?

Irma.

Ein Geſchäft,
Das ſpät vollbringen, früh Dir dienen heißt.

Thorbiorn.

Was iſt's?

Irma.

Ein Eigenthum erſtatt' ich Dir, —
Ein lang entbehrtes, das, wenn nicht dem Glück
Der Ruh' Dich zuführt, doch der Ruh' des Glücks!

Thorbiorn.

Du ſpielſt mit Worten, während Du ein Spiel
Mit Kronen unterbrichſt.

Irma.

Vielleicht, um Dir
Den Würfel, der die Andern ſchlägt, zu bieten.

Thorbiorn.

Sprich deutlicher!

Irma.

Nimm hin, und laß die Hand, —
Des todten Auges Erbin, — laß ſie ſchauen,
Ob dieſen Dolch ſie, — dieſes Trinkhorn kennt?

Thorbiorn (beides eifrig betaſtend).

Allmächt'ge Götter, iſt mein Geiſt erkrankt
Und malt den Fingerſpitzen, gleich den Augen
Des Seh'nden, Wunderbilder vor? — Doch nein,
Ihr Götter! Wahrheit, — Wahrheit iſt's und doch
Ein Wunder! Sprich, wer gab Dir dieſen Schatz?

Irma.
Das frage nicht! Dieſelbe mächt'ge Hand,
Die Dir ihn ſchickt, verſchließet mir den Mund.
Thorbiorn.
So ehr' ich denn der Unſichtbaren Wink
Und reize nicht durch Neugier ihren Zorn. —
O meiner Augen Fackeln, — o warum
Erloſchet ihr, eh' dieſer Tag erſchien!
Noch einmal flammet auf, um ſein Geſchenk, —
Den neugebornen Frühling meines Glückes,
Dem Dunkel, das mich einhüllt, zu entziehn! —
Doch nein! Ihr löſchtet aus mit eurem Licht
Der Lichter zehn, die euer Tod mir gab.
Denn mit Begier, ſtatt eurer, ſaugen nun
Des theuren Schatzes Bild die Finger ein,
Und zehnfach wiederſtrahlt's der Seele Spiegel, —
Ein zehnfach herrlich Gut und Eigenthum.
Fort, Mädchen, fort, und trag' es in mein Haus,
Und birg's in tiefſter Truhe nächt'gem Schutz,
Daß nicht des Tages Neid die Raubſucht wecke!
Irma.
Ich eile! (Mit dem Käſtchen ab.)
Thorbiorn.
Nun, ihr Freudenbäche, — frei, —
Entfeſſelt brecht hervor nun aus der Bruſt
Verborgnen Quellen und ergießet euch
Ins blaue Luftmeer durch das Thor des Mundes! —

O klopfe, wie im Jünglingsbuſen einſt,
Mein Herz, und ſiede Blut und werdet Stahl,
Ihr morſchen Glieder, bis mein Ziel erreicht!
Wer heißt nun, — wer und wo mich ſtille ſtehn,
Und Harald's Leben, Sueno's eitle Macht
Und Irma's Glück, — was ſind ſie gegen das,
Wozu das Rüſtzeug dieſe mir gebracht.
Denn nun die Zauberpfänder wieder mein,
Muß jenes bettelhafte Glück, das nur
Die Amme meiner Herrſcherpläne war, —
Ja, einem beſſern Glücke muß es weichen, —
Der Sendung: ſelbſt ein neues Reich zu baun
Und ein Geſchlecht von Königen zu gründen,
Das, ruhmvoll ſitzend auf der Dänen Thron,
Des Stifters Namen zu der Nachwelt trage; —
Der Tochter Glück zerbrech' ich, um dem Sohn
Daraus zu fertigen den Königsmantel.
Wo weilſt du, Sohn, wo birgt die Schändliche,
Die liſtig mir dich ſtahl, — wo birgt ſie dich,
Den Adel deiner Abkunft dir verhüllend?! —
Ha! Raſtlos will ich über Land und Meer,
So weit die Kunde reicht, die Späher jagen,
Durchforſchen laſſen jeder Küſte Rand,
Der Berge Rücken und der Inſeln Schooß,
Bis ich entdecke des Verlornen Spur!
O gebt, ihr Götter, — gebt ihn mir zurück,
Wenn Leben noch in ihm und nicht das Kleid

Des Knechts in Knechtſchaft auch den Sinn gehüllet.
Auf, ſtolzer Sueno, rüſte dich, — laß ſehn,
Ob du den Sturm, den ich erregt, beſchwören
Und wider Götterſpruch und Zaubermacht
Beſchützen kannſt des Vaters Haupt und deins!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Sueno.

Sueno.

Hier alſo, ſchnöder Prieſter, find' ich Dich,
Dem Geier gleich, der Beute Neſt umkreiſend!
Verwegner! Haſt Du Deines Friedensamts
So ganz vergeſſen, daß Du Zwietracht ſä'ſt,
Und höhnſt Du ſo die Pflicht des Unterthans,
Daß Andre ſelbſt Du reizeſt, ſie zu höhnen? —
Empörung hebt ihr trotzig Haupt empor;
Das Heer verſagt den Dienſt mir und Gehorſam,
Weil Schutz ich „dem Geächteten" verlieh'!
So nennen ſie, — mit Deiner gift'gen Zunge,
Den frühern Herrn, uneingedenk, daß er
Des jetz'gen Vater iſt. Doch Du allein
Haſt ihren Uebermuth ſo ſtark gemacht,
Und ihr Gedächtniß ſo geſchwächt. Du biſt
Des Aufruhrs Lehrer, biſt ſein Haupt; drum ſoll
Das trotz'ge Haupt, dem Leib zur Warnung, fallen.

Thorbiorn.

Verlaßner König, armer Prahler Du!
Verſuch', es anzutaſten, — ja verſuch's!
Ob ihrem Diener wacht der Götter Auge,
Das Volk ob ſeinem Hirten, der es lenkt
Und ſchützt vor angemaßter Herrſchaft Trotz.
Die Krone, — ſprich, — wer ſetzte Dir ſie auf, —
Wer that es? — Ich, und alſo reiß' ich auch,
Sobald ich will, ſie wieder Dir vom Haupt!

Sueno.

Erduld' ich ſolche Schmach?

Thorbiorn.

Doch will ich's nicht,
Wird Sühne, durch des ſchuld'gen Opfers Fall,
Dem Zorn der Aſen und dem Zorn des Volks.
Denn wiſſe, Blinder: Zwei der Opfer bringt
Dein Weigern ihm, drum rette, da Du nicht
Des Vaters Haupt kannſt retten, — rette Deins, —
Ja, rette Dir den Thron, die Braut, das Leben!

Sechste Scene.

Die Vorigen, Sämund, der erſte Bote.

Sämund.

Die Götter mit Dir, Herr! Ich komm' in Eil'
Dahergeſprengt auf Seeland's ſchnellſtem Roß,
Von Deinem Diener Fortigern geſendet.

Und nun ich hier bin, nach ſo großer Haſt,
Nun ſcheint mir's viel zu früh fur meine Botſchaft
Und ſie zu nennen weigert ſich die Zunge.

Sueno.

Dann bringſt Du Gutes nicht. Doch red' und laß
Die ſchlimme Wahrheit ſchlimmern Zweifel enden!

Sämund.

Die mächt'ge Flotte, Herr, die Dein Befehl
Hinaus geſandt ins Meer aus Seelands Häfen,
Zur Bändigung der Küſtenländer, ward
Der Stürme traurig Opfer, deren Zorn
Im Ottenſunde losbrach wider ſie.
Der helle Mittag ward zur Mitternacht; —
Wie wenn die Erde bräche, raſſelten
Die Donner; — in das untre Meer ergoß
Sich eine zweite Meeresfluth von oben,
Mit ſchweren Schloßenſtrömen dicht vermiſcht.
Des Sturmes Raſen ſchien von Niord's Zorn
Mit Fleiß gerichtet gegen Deine Schiffe.
Unwiderſtehlich trieb ſie ſeine Macht
Dem Strande zu, wo, von der Felſenklippen
Gezackten Fingern, ſprödem Glaſe gleich,
Zerbrochen, mit dem braunen Trümmerwerk
Sie braun den weißen Schaum des Meeres färbten.

Thorbiorn.

Schon naht es Dir — der Götter Zorngericht!

Sämund.

Und alles, was der Waſſerhäuſer Schooß
Bewohnte, — alles ward ein Raub der Wellen.
Denn wen'gen kühnen Schwimmern nur gelang's,
Der Brandung hin ſich gebend, zu entkommen,
Auf daß es nicht am Boten fehlte, Dir
Die jammervolle Kunde herzubringen.

Sueno.

O nur zu viele Zungen findet ſtets
Bereit zu ſeinem Dienſte das Verderben.
Zu bald nur hätt' es mir, auch ohne Dich,
Des Rufes Mund erzählt, noch kurze Friſt
Mir gönnend, welche nun des Deinen Haſt
Mir vorſchnell raubt.

Sämund.

Verzeih', Gebieter —

Sueno.

Schweig!
Wer ſeinen Botenſtab dem Unglück leiht,
Hat thöricht um den Lohn ſich ſelbſt betrogen.

Thorbiorn.

Erkennſt Du nun der großen Götter Wink,
Verſtehſt Du ihre grauenvolle Sprache?

Sueno.

Wohl ſeh' ich einer höhern Schickung Spur,
Und trage männlich ſchwacher Menſchheit Loos, —
Ja, wer ermißt, ob das Verlorne nicht
Mir doppelt wiederbringt die nächſte Stunde!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Skiold, der zweite Bote.

Skiold.

Mit Zittern nah' ich, o Gebieter, Dir,
Denn Unerfreuliches muß ich verkünden.

Sueno.

Ihr Götter, lohnet ſo ihr mein Vertraun?
Was iſt's? — In *eine* Sylbe zwäng' es ein,
Daß Deiner Jammertöne Mißklang nicht
Das Ohr mir langſam, martervoll zerſchneide!

Skiold.

Vom Heer der Deutſchen, das, zu Harald's Schutz,
Der kaiſerliche Otto, unter Bernhard's,
Des Sachſenherzogs Führung abgeſandt,
Ward an den Grenzen Jütland's Deine Macht
Auf's Haupt geſchlagen und vernichtet ganz.
Ein ſchrecklich Blutbad, Herr, bereitete
Der Deutſchen Schwert, das ohne Unterſchied
Den Flüchtling niedermähte, wie den Streiter.

Und nun ergießt der wilde Feindesſtrom
Sich reißend über das entblößte Land,
Verheert die Saaten, ſtürzt die Hütten um
Und würgt Dein hülflos Volk. O eile, Herr,
Der ſchrecklichen Bedrängniß abzuhelfen.

Sueno (vor ſich hin).

Ich, — helfen? — Helft erſt mir und laßt mich erſt
Den innern Streit beſiegen, wenn ich Kraft
Soll finden, jenem äußern mich zu ſtellen.

Skiold.

Du ſagſt mir nichts, o Herr, und blickſt zur Erde!
Soll ich den Rückweg zu den Deinen mit
So hoffnungsleerer Antwort ſuchen?

Sueno.

Schweig,
Verhaßter Eulenvogel, der Du ſelbſt
An Deiner Unglücksweiſe widrigem
Gekrächz Gefallen findeſt!

Thorbiorn.

Krächze fort,
Du Schickſalsvogel, — krächze fort und laß
Dein Wehgeſchrei verkünden, wer den Boten
Ihm ſendet und die Botſchaft.

Sueno.

Schweig auch Du!
Dein keckes Warnen nur entflammt in mir
Die Gluth des Widerſtands. Ich will, — ich ſelbſt

Die Seele meines Willens ſein und trotzen
Sogar den Göttern würd' ich, — Dir zum Trotz!
Du ſuchſt umſonſt, mit ihres Zornes Kleid
Des Prieſterhaſſes Blöße zu verhüllen,
Umſonſt zum Miethling Deiner feigen Wuth
Das Dräun zu machen ihres Strafgerichts.
Die Götter reden, — reden durch den Mund
Der Schickungen, doch ihre Deuter ſind
Des Irrthums Knechte, oder — des Betrugs.
Drum, Prieſter, laß mich ſelbſt der Götter Wink
Und meine Pflicht erkennen!

Achte Scene.

Die Vorigen. Siwart, der dritte Bote.

Siwart.

Rette Dich,
O mein Gebieter, — rette Thron und Reich!
Ich komm' in athemloſer Haſt daher
Aus Deiner Hauptſtadt, wo Empörung hauſt
Und wilden Aufruhrs Lärm erfüllt die Straßen.
Die treuſten Deiner Freunde ſchlachtete
Des Pöbels Wuth, — mit ihrer Häuſer Schutt
Den Grabeshügel thürmend den Erſchlagnen.
Dich, Herr, verwirft des Volkes Ungeſtüm;
Den alten König, ſeinen milden Herrn,
Verlangt's; drum eile! — Doch nicht hehl' ich Dir,

Daß, wenn Dein Recht nicht ſchwergewaffnet naht,
Und mitbringt ſolche Macht, daß von der Macht
Den Sieg es borgen kann, der Sieg Dir nicht
Gehorchen wird; denn Deiner Feinde Trotz
Iſt ſtärker als Dein Recht und mäſtet ſich
Am Wahn des Volks mit jeder neuen Stunde.

Thorbiorn.

Ich dank' euch, Götter, daß ihr ſo genau
Mein Wort erfullet, — eures Prieſters Mund
So weiſe, ſo wahrhaftig läßt erſcheinen.

Sueno (nach langer Pauſe).

Hier ſchlägt das Herz, — hier leben die Gedanken;
Ich bin's, — derſelbe noch, und bin's doch nicht.
Gehorchen, — herrſchen, — das nun iſt der Fall,
Worauf es ankommt! — Fall?! Ja wohl! Vielleicht
Der tiefſte, — ſonder Aufſtehn! — Laß ich das!! —
Gehorchen, — herrſchen? — Frag' ich, — frag' ich jetzt,
Wo meine Antwort, — ein entſeelter Schall, —
Den Göttern, wie den Menſchen, dient zum Hohn?!
Ich mußte fragen, als mein Wille noch
Entſchied, als feſt noch hielt die reine Hand
Des Frevels Knäu'l, das nun, entſchlüpft der Hand,
Sich bis zum Ende wirbelnd muß entrollen.
Aus feinen Fäden ſpinnt des Schickſals Rad
Die Netze, denen nie der Fuß entrinnet,
Den einmal ſie umflechten. Seine Bahn
Iſt ihm gezeichnet, wandeln muß er ſie, —

Er muß, — denn in der freien Bruſt nur wohnt
Der freie Wille' — Alſo muß auch ich
Die meine wandeln! Nicht zu tilgen mehr
Iſt, was geſchehn, und könnt' es Harald auch
Vergeſſen, — ich, — die Götter können's nicht!
Was, in der weiten Schöpfung, Anfang hat,
Das muß zu Ende gehn, — mein Werk denn auch!
Die Eiche kriecht in ihre Samenkapſel
Und in ſein Ei der Adler nicht zurück.
Wie ſoll denn ich, — den mit der Eiche Kraft
Natur begabt und mit dem Stolz des Adlers, —
Zurück ins Joch der Unterwürfigkeit
Mich ſchmiegen und des knechtiſchen Gehorſams? —
Entſchieden iſt der Kampf, — erleſen ſind
Die Opfer, — er und ich! So nehmet denn
In ihm, ihr Zürnenden, das erſte hin!
Ja, nehmt es hin, als Kaufgeld für die Friſt,
Die eure Langmuth mir, — dem zweiten gönnet.

(Zu Thorbiörn gewendet.)

Auf, Henker, rüſte Dich, Dein Amt zu thun!
Das Schickſal will's, und — führe dann mir ſchnell
Das Heer zurück zum ſchuldigen Gehorſam! —
Sobald der Morgen dämmert, eil' ich fort,
Mein Reich zu retten, — mit der Schuld'gen Blut
Neu zu beſiegeln mein verkanntes Recht! —
Nun bin ich's wieder ganz und fühle mir,
Mit des Entſchluſſes Kraft, die Kraft der That

Zurückgekehrt aus trüben Zweifels Tiefen.
Kein Uebel iſt ſo groß, entmannt ſo ſehr,
Als Ungewißheit bei gedrungner Wahl.
Nun dieſes mir die Bruſt nicht mehr beklemmt, —
Nun der Entſchluß zu herrſchen feſt in mir,
Soll, daß ich's könne, bald die That beweiſen! —

Fünfter Act.

Der heilige Hain bei Julin. — In der Mitte der heiligen Stätte — eines von Steinen umgebenen Kreiſes — ſteht der, von größern Steinen zuſammengetragene, mit einer unbehauenen Platte gedeckte Altar. An der Vorderſeite deſſelben befindet ſich eine Stufe und ein ſchräg gegen die Platte aufgerichteter Stein, — Stein der Macht oder des Entſetzens, — zur Schlachtbank der Opfer dienend. Auf dem Altare brennt das heilige Feuer und Blumenketten umwinden die heilige Stätte.

Erste Scene.

Thorbiorn und Prieſter (mit Opfern beſchäftigt), Skalden, däniſche Kriegshäupter und Volk.

Thorbiorn
(auf der Altarſtufe ſtehend, von den geſchäftigen Opferdienern umgeben).

Hinauf zu Wodan's Saal, ihr Opferdüfte, —
Hinauf und würzt der Aſen glänzend Mahl!

Erſter Skalde.

Himmelan wallender Düfte
Würzende Wellen, —

Ob flämmigen Weihrauchſtauden
Entſteigend,
Oder mittagerzeugten
Mandelblüthen und Myrrhen, —
Alle Räume durchdringet,
Alle Furchen, Fugen und Falten
Erfüllt ihr, —
Ein Bild der Allgegenwart
Der großen Götter! —
Denn auch ihnen iſt Thor und Thür
Offen; — jegliche Tiefe
Durchſchaun ſie
Und des ſchweigenden Buſens Schooß.
Drum, wie der Kranke
Kerniger Würzen Duft,
Alſo fürchtet der Böſe
Furchtbarer Götter
Alles füllende Nähe! —

Thorbiorn.

Der heil'gen Flamme Kniſtern geb' euch kund,
Ihr Götter, eurer Diener glüh'nden Eifer!

Zweiter Skalde.

Aus des Altares heiligem Heerd,
Mit hallendem Kieſel,
Ruft dich, flüſternde Flamme,
Frommer Prieſter Hand,
Wann des Opfers Dienſt ſich bereitet

Alſo auch ruft aus Walhalla's Wohnung
Erde-wandelnder Menſchen
Wankendes Thun
Nieder der Götter Gericht.
Und ſiehe! Der Flamme gleich,
Spendet es Wärme bald,
Bald wilde Verwüſtung,
Jedem nach Würd' und Werth!
Freuet euch denn, ihr Frommen,
Und zittert, ihr Frevler!
Denn die ewigen Richter
Richten gerecht! —

Thorbiorn.

Der Opferthiere Blut, ihr Götter, nehmt
Als Boten eines würd'gern Opfers an,
Das eurem Ruhm das Richterſchwert bereitet.

Dritter Skalde.

Blut iſt flüſſiger Purpur
Und Purpur iſt die Farbe der Macht.
Drum decket der Menſch, —
Seiner Ohnmacht gedenkend
Vor der Allmacht der Götter, —
Ihrer irdiſchen Throne Stufen
Mit dem Purpurteppich des Bluts,
Aus getödteter Thiere Bruſt.
Aber wehe dem Frevler,
Der frech die Huldigung weigert! —

Mit dem eigenen Blute
Färben muß er den braunen Altar.

Thorbiorn.

Es iſt vollbracht, und alſo hoff' ich bald
Auch jenes größre Werk vollbracht zu ſchauen!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Suene, von Wibrand und andern Kriegern begleitet.

Wibrand.

Hier iſt die heil'ge Stätte, Herr, wo Dein
Die Prieſter harren.

Thorbiorn.

König, ſei gegrüßt!
Dein Auftrag iſt erfüllt; mit Jubelruf
Empfing das Heer die langerharrte Kunde
Und pries als Wohlthat ſeines Gegners Fall, —
Des Zunders dieſes unglückſel'gen Krieges.
Bereit zu folgen iſt's, wohin es ſei, —
Und mächtig nun Dein Wille, da die Kraft
Nicht mehr getheilt iſt durch der Meinung Zwieſpalt, —
Die Götter Dir und Freunde ſind verſöhnt!

Suene.

Sag' an, wo weilet Irma?

Thorbiorn.

Bald erſcheint
Sie hier, um vor des Heeres Häuptern Dich

Als ihren Herrn und Gatten zu begrüßen,
Wo Eurer am Altar, aus Vaters Mund,
Des Prieſters Segen harrt.

Sueno.

Hier, — am Altar,
Der noch vom Blut der Opferthiere raucht,
Geſchlachtet zu des Greiſes Todtenfeier? —
Unſinn'ger! Soll des Sohnes Brautlied ſich
Vermiſchen mit des Vaters Leichenklage, —
Der Sohn die heil'gen Reſte zu der Gruft
Im Hochzeitskleide führen? — Soll er das? —
Und — dieſer Ort, — ja wohl! Was zweifl' ich noch?
Hier hat der Mord den ſchwarzen Sitz gewählt.
Aus jedem Baum, aus dieſen Blumenketten,
Aus Euren Augen grinſt er keck mich an!
Warum, Verwegner, riefſt Du mich hieher?

Thorbiorn.

Weil hier des Heeres Häupter ſind verſammelt
Und weil das Werk, das hier bereitet wird,
Den Blick des Königs heiſcht, den Mund des Richters.

Sueno.

Nur heute noch, — doch heut' zum letzten Mal, —
Entbind' ich mich von ſolches Amtes Pflichten.

Thorbiorn.

Wohlan! So werd' es ohne Dich vollbracht,
Und künden will ich Deinen Dienern nur
Des Herrn Beſchluß und Wahl, damit ſie ſich

In Demuth fügen lernen, auch zugleich
Mein Beiſpiel jedem Ungehorſam wehre,
Den erſt der Deine gegen mich erzeugt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Harald, feſtlich geſchmückt, von Irma begleitet, Mönche, Krieger, Volk.

Sueno.

Ihr Götter, — fort!

Harald

(vor Sueno hintretend, nach langer Pauſe).

Mein Anblick ſchrecket Dich. —
Er macht Dich bleich und wanken Deine Kniee.
Warum? Da heut Du Dank von mir verdienſt,
Daß meinem Leidenspfad Du zeigſt ſein Ende.
Ich danke Dir, — ja zwiefach, weil zugleich
Mich Dein Erſchrecken lehret, daß mein Sohn,
Wenn auch mein Sohn nicht, doch — ein Menſch
geblieben.
Nicht heute ſterb' ich, — als mein Lebensbaum
Der Blüthen Deiner Liebe ward beraubt,
Da welkt' er hin und blühete nicht wieder.
O lebe nun, ſtatt meiner, für mein Volk!
Beglück' es mit der mir entzognen Liebe;
Das ſei die Sühne für den Raub an mir!

(Zu Thorſtein.)

Und auch mit Dir, Du Unverſöhnlicher,

Will ich verſöhnet ſterben, ja Dir gern
Das ſchwere Leid, das Du mir ſchufſt, verzeihn.
(Gegen das Volk gewendet.)
Ihr, meine Freunde, weinet nicht um mich,
Denn gern entlaſtet ſeh' ich mich der Bürde,
Die allzuſchwer mein ſchwaches Haupt gedrückt.
Lebt glücklich, — glücklich, Sueno, leb' auch Du!
Und nun, o Thorbiorn, führe mich zum Tode!

Thorbiorn.

Das will ich, Harald, — will's, verwegner Greis!
Doch eh' Du ſtirbſt, noch wiſſe: was der Neid
Des Schickſals mir entzog und Deine Macht,
Das läßt der Götter Huld mich wiederfinden.
Ja, wiſſe: Sueno's Weib wird meine Tochter;
Sie wird des Dänenvolkes Königin
Und pflanzt, als Mutter eines blühenden
Geſchlechts von Herrſchern, ihres Vaters Geiſt
Und Namen fort durch langer Jahre Reihen.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Swanwitha.

Swanwitha.

Du lügſt! Dein Name ſtirbt, — er ſtirbt mit Dir!
Sein Mißklang ſchändet keinen Dänenkönig,
Und als der ſchmachbedeckte Aufruf nur

Zu Frevel und zu Schande wird er gelten,
Von Glied zu Glied, ſo lang' ein Däne lebt.

Thorbiorn.

Ha, — welche Stimme!

Swanwitha.

Sieh! Du kennſt ſie noch,
Und dennoch dringt ſie nicht mit Schmeicheltönen, —
Mit Liebeslaut, wie vormals, an Dein Ohr.
Am Stein des Haſſes ſchliff ſie ſich ſo ſcharf,
Erborgt vom Zorn der Rache heiſ'ren Klang,
Und dennoch kennſt Du ſie! — Warum nur iſt
Dein Ohr ſo treu, warum nicht auch — **Dein Herz?** —

(Zu Irma.)

Und Du! Erfülleſt ſo Du mein Gebot?
Der Frevler lebt, — durch Deine Schuld, — er lebt,
Um, — wie den König, — bald auch mich zu ſchlachten!

Thorbiorn.

Allmächt'ge Götter! Ja, — **Du biſt's!** — **Du biſt**
Swanwitha.

Swanwitha.

Dein verſtoßnes Weib, — ich bin's!

Thorbiorn.

Und wo, — o ſprich, — wo iſt mein Sohn!

Swanwitha.

Dein Sohn?
Er iſt, — wo mit den Würmern ſich um ihn
Die Raben ſtreiten. Denn ſein blut'ger Leib,

Vom Haupt geſchieden durch des Henkers Beil,
Der Hand noch harrt, die unterm Himmelstuch
Hinweg ihn ſchaffen ſoll ins Tuch der Erde!

Thorbiorn.

Ihr Würger, ſagt, was that er Euch?

Swanwitha.

Er ſchlug
Die Mutter und — da ſchlug der Henker ihn; —
Das iſt nicht mehr, als Streich mit Streich vergelten.

Sueno (vor ſich hin).

Ihr Richtenden, verſteh' ich euren Wink?!

Thorbiorn.

Mein Sohn dahin, — dahin mein Ruhm, — mein Stolz
Dahin! — Wofür noch leb' ich, und wofür,
Ihr harten Götter, hab' ich nun gelebt?

Swanwitha.

Für meine Rache!

Thorbiorn.

Unterm Henkerbeil
Mein Sohn gefallen, — grauſam hingewürgt
Vor wenig kurzen Stunden!! — Weh mir, weh!
Daß meine ſichre Ruh kein Ahnungsblitz,
Kein inn'rer Angſtruf mahnend unterbrach! —
Es gibt kein Vorgefühl und alles Schaun
Des Künftigen iſt Trug, da ſolche Noth
Sich meinem innern Blick nicht offenbarte.
Nun iſt's zu ſpät, — zur Rettung nun zu ſpät

Und auch zur Klage. Still denn, daß ihr Ruf
Nicht mehr des Unheils noch mir herbeiſchwöre! —
Mir bleibt die Tochter! — Häufen denn auf ſie
Des Sorgens Früchte will ich! — Irma, komm, —
Dich wählt zur Gattin Sueno, Dän'marks König.
Auf, glücklich Mädchen, reich' ihm Deine Hand,
Als Zeichen, daß Dein Herz der Wahl geneigt, —
Als Pfand des Bundes, dem zu Zeugen Ihr,
Die hier verſammelt ſtehet, ſeid berufen!

Harald.

Du rechneſt falſch! Ihr Herz verwirft den Bund,
Und höherm Willen folgt ſie, als dem Deinen! —
Nicht länger, Irma, laß der Wahrheit Licht
Das Licht des Tages ſcheun! Verkünde laut,
Was Dein Geſetz, Dein Gott Dich lehrt bekennen!

Thorbiorn.

Ihr Gott? Was werd' ich hören?

Irma.

Ja, vernehmt, —
Vernehmt es Alle, die Ihr mich umringet:
Der wahren Kirche bin ich zugeſellt, —
Bin Chriſtin!

Thorbiorn.

Chriſtin!

Sueno.

Weh mir!

Irma.

Ja! Ich bin's!
Und kann dem Feinde meines Glaubens nicht
Die Hand zum Bunde reichen, denn es iſt
Der Bund mit Gott ein beßrer, als mit Menſchen,
Und dieſen bräch' ich durch des andern Wahl.

Thorbiorn.

Unſinnig Mädchen, redeſt Du im Wahn?
Wer hat mit jener Lehre gift'gem Geiſt
So trunken Dich gemacht, wer Dich verführt
Zu ſolchen hirnlos ſchaalen Träumereien?

Harald.

Ihr Lehrer, ihrer Kenntniß Quell — bin ich!

Thorbiorn.

Ja, gleißender Verführer, grauer Thor,
Du biſt es! — Weh dem Heuchler, der durch Trug
Das Kind dem Vater ſuchte zu entfremden!

Harald.

O wie ſo bitter Du Dich ſelber ſchmähſt,
Wie ſtreng die eigne Schuld verdammſt! — Dein Kind
Zum Licht der Wahrheit führt' ich, — Du zur Nacht
Der Lüge führteſt mein's! — Nun ſprich: auf wen
Die Schmach zurückfällt?

Thorbiorn.

Prahle, — prahle nur.
Die Macht iſt mein und ſoll ſich wirkſam gleich
An Dir und dieſer ſchnöden Tochter zeigen!

(Zu Irma gewendet.)
Bei meinem Fluch gebiet' ich, Falſche, Dir —

Irma.

Halt ein, noch ſchwerer wiegt des Himmels Fluch,
Drum wähl' ich, — wenn ich wählen muß, — den Deinen.
(Zu Sueno.)
Doch Du, Geliebter, kannſt mich dem entziehn.
Verwirf Du ſelbſt die Hand, die nicht dem Glück,
Das Du begehrſt, vermag Dich zuzuführen.
Ein Herz voll Zwieſpalt fändeſt Du, — getheilt
Der Gattin Buſen zwiſchen Wonn' und Qual,
Der Liebe Blick von ew'ger Furcht verdunkelt,
Vergällt vom Trank der Reue jeden Kuß.
Drum laß, Geliebter, — laß mich und entreiß
Der Doppelhölle martervoller Luſt
Und luſterfüllter Marter Deine Seele!

Sueno.

Laß öffnen ſich die Hölle, — laß ſie drohn!
Wir tragen, was an Laſt uns auferlegt:
Was gilt denn da ein Minder oder Mehr?
O fürchte nichts; — nur Eines fürcht' ich ſelbſt:
Dich zu verlieren! — Sage, daß Du mein,
Dem Andern allen trotz' ich!

Irma.

Keinen Schmerz, —
Selbſt des Verſagens nicht, erſparſt Du mir.

Wohlan! Auch ihm mich weihend, ſchwör' ich: nie —
Nie werd' ich Dein!

Sueno.

Genug! Der Würfel liegt; —
Und alſo dies das Ende, dies die Frucht
Der ungeheuren Frevel, die geſchehn?! —
Mit der Natur und jedem heiligen
Geſetz der Menſchen hab' ich mich entzweit,
Zu ihrem Fluch und Abſcheu mich geſtempelt,
Um nun den längſt verheißnen, ſüßen Preis
Mir, einem Schüler gleich, entziehn zu ſehn.

Thorbiorn.

Mit Recht, da längſt Dein feiges Zögern ſein
Dich unwerth zeigte.

Sueno.

Ja, und nicht umſonſt,
Mein würd'ger Meiſter, der an Glück ſo arm,
An Schuld ſo reich mich hat gemacht, — ja mich
Verrath, Empörung, Vatermord gelehrt, —
Umſonſt nicht mahneſt Du zur Eil'! — Denn ſieh, —
Die Stunde der Vergeltung iſt gekommen.

Thorbiorn.

Ihr Dänen, ſchützet Eures Prieſters Haupt!
Ergreift den Frevler —

Sueno (ihn durchſtechend).

Hier — Dein Lohn!

Swanwitha.

Nicht Du, —
Die Rach' iſt mein!

Thorbiorn.

Verfluchter! — Wehe mir!

Sueno.

Beſtraft iſt der Verrath an Harald's Haupt,
Die Schuld an mir, an Euch und — an dem Himmel!

Swanwitha.

O räuberiſche Hand, o ſchnoder Eifer!
Der meines Daſeins letzte Luſt mir ſtiehlt.
Unzeit'ge Eil'! — Er ſtirbt — und nicht durch mich! —
(Ueber den Sterbenden hingeneigt.)
Nein! Stirb noch nicht, — nicht, ehe Du gehört,
Mit welcher Glut, — mit welcher Sehnſuchtpein
Ich Dich geliebt, — gehaßt, — geſucht Dein Leben,
Gefürchtet Deinen Tod, daß nicht zu früh
Dein Frevel und mein Groll ſein Ziel erreiche!
O ſtirb nicht, bis Du weißt, daß ich den Sohn, —
Die Tochter ſelbſt bewaffnet gegen Dich!
Daß Tod und — Undank, bittrer noch als Tod,
Dir werde von den Kindern, wie mir ſelbſt
Er ward von Dir!

Thorbiorn.

Verworfne! O mein Sohn!

Swanwitha.

Unwiſſend, daß der Zorn der Götter Dir

Geblendet Deine Augen, hieß ich ihn
Hinausziehn und zur Schau Dein Zauberſchwert
Und Trinkhorn tragen, daß Du den Beſitz
Ihm ſtritteſt und ſodann er — Dich ermorde!

Thorbiorn.

O bittre Stunde! Sei verflucht Dein Rath, —
Verflucht mein Mörder, —
(indem er ſterbend zuſammenſinkt)
Götter — rächet mich!

Irma.

Mein Vater, — Weh'!

Harald.

Entſetzensvolle That!

Swanwitha.

Entſetzensvoll? Warum? — Sein Tod war kurz,
O viel zu kurz für ſeinen langen Frevel.

Sueno.

Ja, laßt ihn, — laßt ihn ruhn! Was ſollt' er noch
Im Leben hier, der Andrer Leben nie
Erheitert und des ſeinen nicht genoß.
Wer ſo geartet, dem, — o glaubet mir, —
Dem iſt das Leben eine ſchwere Bürde,
Von der er wünſchen mag, befreit zu ſein. —
Ihr Diener, hört mich und gehorchet ſtumm:
Die Krone, die ich zum Verderben Euch,
Dem Reich zur Schmach getragen, liefr' ich hier
Auf ihres Eigners würdig Haupt zurück.

Ihm folgt, wie ſonſt, als Dän'marks rechtem König.
Entbunden ſeid Ihr Eurer Pflicht zu mir,
Wie ich mich ſelbſt entbinde jetzt der meinen.
Wer Schmach für Liebe, Knechtſchaft ſtatt des Throns
Geduldig eintauſcht, hat kein Recht an ſie!
Ich, — beider werth, verwerfe ſolchen Tauſch
Und — (ſich durchbohrend) ſterbe.

Harald.

Raſender, halt ein!

Sueno.

Zu ſpät!
Vergib dem Schuld'gen! — Leben konnt' er nicht, —
So ſchmachbedeckt, ſo machtentblößt! Doch iſt
Ein Purpur denn nicht auch — das Blut? — Da ſeht, —
So ſterb' ich doch — als König!

Ein Skalde.

O Geſchick!
Hier liegt entſeelt der Würger unſrer Brüder, —
Entſeelt der Frevler an des Vaters Haupt.
Doch nicht verdammen will ich ihn, — ich will,
Da er ſich ſelbſt gerichtet, — ihn beweinen;
Denn großes Irren ſtammt von großer Kraft!

Rhyno.

Wohlan! Ihr Dänenhäupter, huldigt neu
Dem alten König!
(Er läßt ſich auf ein Knie nieder; alle Dänen folgen ſeinem Beiſpiele.)

Harald.

Freunde, weint mit mir!
Er färbte purpurn ſich das Todtenkleid,
Und todtenfarbig mir den Herrſchermantel.

Bemerkungen.

1. Odin, Wodan, zuweilen auch Allvater genannt, iſt der erſte der Aſen (Götter) und zugleich Gott des Krieges.
2. Thor, der Donnergott, welcher mit einem Hammer bewaffnet dargeſtellt wird, den er unter die Feinde ſchleudert und, nach einigen Fabeln, für mächtiger gilt als ſelbſt Odin.
3. Loke, das feindliche Prinzip unter den Aſen, durch Liſt und Bosheit gefährlich und dieſen Schutz verleihend. Als Naturgott ſoll Loke, Loge, Lohe, (däniſch Lue, Flamme) das Feuer bedeuten, wodurch einſt die Welt vergehen werde.
4. Niord, Gott des Windes, der Meer und Feuer ſtillt, auch von den Seefahrern angerufen wurde.
5. Heimdal, der Wächter des Regenbogens, den man ſich als eine vom Himmel zur Erde reichende Brücke — die Brücke Bifroſt — vorſtellte.
6. Frigga, Odin's Gemahlin, Göttin der Fruchtbarkeit und Repräſentantin der Erde.
7. Freya, die Liebesgöttin.
8. Gefion, die Göttin der Keuſchheit.
9. Die Nornen, ſind die Zeitgöttinnen und zwar Urd die Vergangenheit, Varande die Gegenwart, und Skulde die Zukunft.
10. Die Walkyren, Schlachtgöttinnen, deren Namen von Wahl und küren (Kampf und wählen) abzuleiten ſein mag, die alſo das Ende des Kampfes beſtimmen.

11. Hildur, eine der Walkyren, deren Name mit Tapferkeit übereinſtimmt.

12. Die Eſche Ygdraſil, auch die Weltſeele bedeutend, breitete ihre Zweige über die ganze Schöpfung aus und unter ihr, als der heiligſten Stelle im altnordiſchen Himmel, hielten die Götter Gericht.

13. Die heilige Stätte, wie ſie zu Anfang des fünften Aktes beſchrieben iſt, war der Hauptſchauplatz des Dienſtes in den heiligen Hainen und beim Opfern mußte jedesmal das heilige Feuer aus der Altarplatte mit einem dazu bereit liegenden Kieſel hervorgeſchlagen werden.

14. Die altnordiſche Verskunſt beſtand in dem Anhäufen gleichtönender Conſonanten in den Wurzelwörtern der aufeinander folgenden Zeilen (Alliteration), wovon die vorſtehenden Skalden- und Prieſtergeſänge eine ſchwache Probe zu geben beſtimmt ſind.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

Nr. 1 bis 26.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.
1839.

Nr. 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 1.** 1839.

Widmung.

Wenn Ihr holden deutschen Frauen
In den Gärten wandelt gerne,
Oder auf den Wiesenfluren
Euch ergehet in die Ferne,

Wenn Ihr, Mairenluft geniessend,
Manchen Blumenstrauss Euch pflücket,
Weil des lieblichen Geruches
Balsam Euren Sinn entzücket;

Seht Ihr dann mit scharfem Blicke,
Die Euch Holden immer eigen,
Aus des Frühlings Blumenkelchen
Kleine Genien nicht steigen,

Welche, ähnlich den Dryaden,
Einsam wohnen in den Bäumen,
Ruhen in des Blumen-Schachtes
Stillen, heimlich engen Räumen?!

Auch des Morgenlandes Sträuche,
Reich an wundersamen Blüthen,
Bergen solche Duftbewohner,
Die Euch würz'ge Schätze hüthen.

Durch der Dichtung Zauberworte
Haben wir von diesen Geistern
Manche hier zu Eurem Dienste
Hergebannt, sie zu bemeistern;

Also wenn des Theeblatts Düfte
Euch erquicken und erwärmen,
Während Winterstürme draussen
Toben und unheimlich lärmen,

Wenn Ihr bei der Flamme Prasseln
Aller Künste Wundergaben
Gerne pflegt im engen Kreise,
Sey'n Euch nah' die Blumenknaben!

Nehmt denn auf mit Huld und Liebe
Diese kleinen Geister-Schaaren,
Die, als unsichtbare Diener,
Euch bisher gefolget waren!

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Göthe,

als Einführer der deutſchen Theeblätter.

An Euch, Ihr ſchönen Leſerinnen, die Ihr den deutſchen Theeblättern Euch zuwendet, bei ihnen, zugleich mit den chineſiſchen, würzige Nahrung ſucht, — an Euch, — die Schöpferinnen, Ordnerinnen und Königinnen der Theeſtunde, ergehet unſer nächſter Gruß, wie auf Euch unſre nächſte Hoffnung gerichtet iſt.

Denn je öfter die Männer, durch Studien, Beſchäftigungen, Liebhabereien, noch mehr aber durch den Ernſt und die Proſa des Lebens, in ſeiner jetzigen, rein praktiſch-politiſchen Richtung, dem Gebiete der Grazie, der Sitte und des Geſchmacks entfremdet werden, um ſo ausſchließlicher ſehen wir dieſes Gebiet von den Frauen angebaut und bewohnt, um ſo mehr die geſammte ſchöne Litteratur unſerer Tage von ihnen gekannt, gewürdigt, gelenkt und bemeiſtert.

Die Frauen alſo ſind es, denen jedes künſtleriſche Beſtreben vorzugsweiſe ſich zuwendet, deren Markt, deren Gunſt, deren Blick von den Schriftſtellern geſucht und den Dichtern zur Quelle des Glücks und des Ruhms wird. Ja, die Frauen ſind es, welche den Ruf *machen*, Lorbeerkranz und Lohn in ihrer Hand tragen, — der Regen, die Sonne, das Schickſal der Poeten! Nur *wollen* dürfen ſie und das Genie iſt fertig, nur mit Wärme ſich hingeben, um die Pforten des Olymps ihm zu öffnen.

Wir ſollten alſo die Erzeuger der deutſchen Theeblätter die Macht der Frauen, den Werth ihrer Gunſt nicht erkennen, — nicht *auch* der reizvolleren und reizbareren Hälfte des Menſchengeſchlechts, welche mit dem Herzen denkt und mit dem Verſtand empfindet, den ewigen Widerſpruch *zu* ändern ſtellen, wo in Sachen des Herzens geurtheilt wird und die Räthſel des Innern ihre Löſung finden?

Nicht aber einiger Huldigungen und Schmeicheleien bloß, einiger Weihrauchſpenden für die weibliche Eitelkeit bedarf es, um jene Gunſt zu erringen, — nein! dem Gefühl der Frauen durch Geiſt und ihrem Geiſt durch Gefühl zu genügen, *dieß* iſt die Loſung, wenn Ihr ſie bewegen, rühren, gewinnen wollt. Denn eben weil die Frauen weniger mit dem Verſtande, als mit dem Herzen urtheilen, das Herz aber ſchwerer als der Verſtand zu verführen und auf Abwege zu lenken iſt, — eben darum urtheilen ſie um ſo ſicherer, daher von der Frauenwelt im Allgemeinen das Verwerfliche eben ſo ſchwer gebilligt, als das zu Billigende ſelten verworfen wird.

So wollen wir denn, alles Unſchöne, Niedrige, Gemeine von uns abweiſend, ſtets die Beſtimmung im Auge behalten, der unſre Theeblätter zuſtreben und wovon ihr Name zum Theil ſchon Zeugniß giebt, — wir wollen die Kreiſe höherer Geſelligkeit ihnen zu öffnen und namentlich den Beifall der Frauen für ſie zu gewinnen ſuchen, zu ſolchem Zweck aber, ſoviel in unſerer Macht iſt, in dem Geiſt und Sinne verfahren, worauf der große Herzenskündiger Göthe, in einer dem Urheber dieſer Zeilen gelegentlich mitgetheilten Aeußerung über deutſche Zeitſchriften, ſo ſchön und bedeutungsvoll hinweiſt.

„Tagblätter, meinte Göthe, müßten gleichſam euphemiſtiſch, mit einem zarten Sinn für Anmuth und Schicklichkeit geſchrieben werden, wo dann Vieles geſagt werden könne, was auf andere Weiſe unwillkommen und verletzend hervortrete. Durch ſolches Anſchmiegen an die Geſetze der Grazie, durch Duldſamkeit und Milde in der Form ſey in Deutſchland noch gar mancherlei zu gewinnen, woran ein rauhes und trockenes Weſen entfernt halte, und die beſte Cenſur ſey eine wechſelſeitige unter tüchtigen Männern, welche ſich ſelbſt zu Richtern machen über das, was geſagt werden dürfe und was nicht. So habe er es mit den Zeitgenoſſen in ſeinem Kreiſe, mit Herder, Wieland, Schiller u. ſ. w. es zu halten gepflegt. Ferner müſſe eine Zeitſchrift die Art und Weiſe des Orts, woher ſie ſtamme, genugſam andeuten, wie der Ring auf der Fläche des Waſſers die unten verborgene Quelle verräth, indem er, ſie rund umſchließend, den Bereich ihrer Wirkſamkeit kenntlich mache. Er liebe daher gewiſſe Blätter, denen man das Oertliche, Provinzielle ſogleich anfühle, wogegen andere, die gar keine Verdeckung von der Phyſiognomie der Umgebung zuließen, wo ſie entſtehen, mißbilligend gedacht, die größte Anerkennung aber zugleich ſolchen Unternehmungen gewidmet wurde, wo zu erweiterter Ausbildung ein gemeinſames Band der Kräfte ſich wirkſam zeige.

So werden denn, jener Andeutung gemäß, auch die deutſchen Theeblätter von dem Klima und Boden ihrer Heimath, wie von der Natur und Sitte der Bewohner, hinreichende Kunde geben, zugleich aber den Verkehr nach Außen eifrig zu fördern bemüht und ſtets der Verpflichtung eingedenk ſeyn, welcher ſie, als Pfleglinge der Frauen und durch den, im Sinne derſelben erkorenen Wahlſpruch: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt,“ zu genügen unternommen haben.

München, im März 1839.

* * *

Münchner Geſelligkeit.

Ein Unternehmen, welchem der Ausdruck ſeiner Beſtimmung und der Weg, auf dem ſie erreicht werden ſoll, ſo deutlich aufgeprägt iſt, wie den deutſchen Theeblättern, — ſolches Unternehmen durfte mit einem Abriß des geſelligen Treibens ſeiner Geburtsſtadt nicht unpaſſend beginnen und ein freundlicher Empfang den folgenden Andeutungen daher wohl geahnt werden.

Die Segnungen eines langen Friedens haben auch dem Weſen der Geſelligkeit mehr Ausdehnung und eine höhere Bedeutung gegeben. Mit der Erleichterung des Verkehrs, wie des Reiſens, ſind die Städte einander näher gerückt; eine ſchnellere Mittheilung der Gedanken wie der Waaren, der Anſichten wie der Reden mußte ſtattfinden. In Folge dieſer Veränderungen haben ſich denn, wie allenthalben, ſo auch in München, Vereine, Geſellſchaften, Zuſammenkünfte gebildet, von denen man vor Jahrzehnten noch kaum geträumt hatte. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Richtung der Geſelligkeit im engern Sinne geſchadet, und daß der Strudel, in welchem die neue Zeit fortſchreitet, auch nachtheilig auf dieſe Verhältniſſe gewirkt. Doch überlaſſe ich es geübteren Federn, dieſe hier nur angedeuteten Ideen weiter auszuführen, und gehe, dem Zweck der deutſchen Theeblätter entſprechend, zu der Schilderung des geſelligen Lebens in den höheren Kreiſen über, denen die Wirkſamkeit derſelben vorzugsweiſe gewidmet iſt.

Die[illegible]ben iſt faſt in allen größern Städten [illegible]ch. Sitte, Herkommen, Mode, gleich[illegible]r der Bildung haben gewiſſe Regeln [illegible]ieben, von denen man nicht leicht ab[illegible]n. Aber ſo monoton ſich dem [illegible]ere Formenleben in der ſogenannten großen Welt geſtaltet, ſo unendlich abweichend von einander erſcheinen dem feinern Beobachter doch die einzelnen Züge an verſchiedenen Orten. In jeder Stadt, beſonders in Reſidenzen, prägt ſich das Geſellſchaftsleben auf eine eigenthümliche Weiſe aus. Hier iſt es der Hof, welcher vorzüglich einwirkt, dort herrſcht das ariſtokratiſche Princip vor, wieder an andern Orten giebt das Geld den Ausſchlag; ferner [illegible] oder literariſche Communitäten, eben weil dieſe nicht, ihrer Minderzahl wegen, auf den Ton im Allgemeinen einwirken können, ſondern an einen kleineren Kreis angewieſen ſind.

Allein auch in einer und derſelben Stadt wechſeln oft mit den Jahren Ton, wie Art der Unterhaltung. Es wäre daher intereſſant, wie mit Daguerre's Maſchine, die dieſe verändernden Erſcheinungen von Zeit zu Zeit getreu feſtzuhalten, um ſo mit Welt- und Menſchenkenntniß den geiſtigen Geiſt einer Epoche aufzufaſſen. Dadurch würden ſolche Schilderungen eine mehr als nur ephemere Bedeutung erhalten und werthvolle Steinchen zu der großen Moſaik abgeben, welche die Sittengeſchichte vielleicht einmal zum Gegenſtande haben könnte.

Allein das richtige Auswählen und Zuſammentragen dieſer Steinchen iſt eben nicht ſo leicht; die Farben erbleichen gar zu oft mit der Zeit, und was man heute für wichtig, bemerkenswerth gehalten, wird morgen vielleicht ſchon bedeutungslos.

Einzelne Scenen aus dem höhern geſelligen Leben zu beſchreiben, erſcheint daher immer etwas gewagt. Die Freuden deſſelben ſind zu vorübergehend, die Genüſſe zu ſehr auf den Augenblick berechnet, als daß an dem Wiederkäuen derſelben durch Schilderungen Wohlgefallen zu finden wäre. Der ſchon bezeichnete Anſtrich von Einförmigkeit erſchwert überdieß eine lebhafte Darſtellung; man kommt, ſpielt, ſpricht, tanzt, hört Muſik an, geht und kommt wieder, wie der vorgeſchriebene Kreisländlicher Vergnügungen oder hergebrachten Feſte durchgemacht iſt. In den Salons findet ſich nicht, wie in den Kammern, in jeder Ecke ein Geſchwindſchreiber bereit, die Converſation der verſchiedenen Gruppen wiederzugeben, und wo dieß auch möglich wäre, würde ein ſolches Notiren ſich nicht lohnen, ja der Verſuch, bekannte Perſonen ohne dramatiſches Intereſſe redend einzuführen, immer gezwungen und matt erſcheinen. Klagt man bei ſolchen größeren Zuſammenkünften nur zu häufig über Langeweile, ſo liegt dieß weniger in den Menſchen und den Umſtänden, als in der Natur der Sache ſelbſt. Gegenſtände allgemeiner Beſprechung gibt es nur wenige, und um der Geſelligkeit wahrhaft froh zu werden, ſollte die Coterie die Regel, der Beſuch größerer Cirkel nur die Ausnahme bilden. Faſſen wir aber nun den Geiſt und den Charakter der Münchner Geſelligkeit zuſammen, ſo müſſen wir beide als durchaus günſtig bezeichnen. Der Ton, gleich weit entfernt von ſteifer Prüderie, wie von dem, demſelben ſtörenden „laisser aller," bewegt ſich in einer anſtändigen, wohlwollenden Heiterkeit. Die Fremden, freundlich, ja zuvorkommend behandelt, müßten ſich durch ihr Benehmen nur ſelbſt ausſchließen, wenn ſie nicht bald geſellige Bürgerrechte erwerben ſollten, und bleibt vielleicht noch für einen Wunſch Raum, ſo iſt es dieſer, daß die ganz großen, mit jedem Jahr zunehmenden Geſellſchaften mehr in kleine, der vertraulicheren Beſprechung günſtige Cirkel getheilt werden könnten. Nur wenige Häuſer ſind dem täglichen Beſuche von Freunden und „Habitués" geöffnet, und das nähere Anſchließen Geiſtesverwandter wird mehr oder minder erſchwert durch die gehäuften „Routs." Es wird dadurch das geſellige Leben mehr Modeſache, Gewohnheit, denn Genuß, und Aeußerlichkeiten verdrängen den eigentlichen Zweck ſolchen Zuſammenſeins, bei dem doch zuletzt auch geiſtiger Verkehr Bedürfniß werden ſollte.

Man wird alſo nach dieſen Vorderſätzen nicht von mir verlangen, daß ich in eine genaue Analyſe der Münchner Geſellſchaft während des letzten Winters eingehe, daß ich, im Detail, des Geſprächs, der Toiletten, der ſchönen Frauen erwähne, welche unſere Cirkel zierten. Alles dieß denkt, beſpricht ſich beſſer, als es ſich drucken läßt. Dennoch ruhte das Auge mit Wohlgefallen auf jenem ſeltnen Blüthenkranze, dennoch ergötzte ſich das Ohr nicht nur an den Zauberklängen ausgezeichneter Muſik, ſondern auch an jenen heitern, anſpruchloſen Kleinigkeiten, die man ſich zuflüſtert und welche, in Verbindung mit der den Frauen eigenen Grazie, den eigentlichen Reiz der Geſelligkeit bilden.

So erſchien dieſe mir in München, ſo erfreute ich mich der Eindrücke, welche die hieſige Gaſtfreundſchaft, von den glänzenden Hoffeſten an, bis zu der beſcheidenen Lampe, in mir zurückließ. Einzelheiten ſind für die Oeffentlichkeit nicht geeignet, und man wird dieſe Rückſicht ehren. Dennoch werde ich aus der Maſſe freundlicher Feſte und ſich ſtets erneuernder Einladungen jene Erſcheinungen hervorheben, an welche ein mehr als alltägliches Intereſſe ſich knüpft, um ſie, wie in einer Zauberlaterne der Erinnerung, an dem freundlichen Leſer nächſtens vorüberziehen zu laſſen.

A. Z.

(Wird fortgeſetzt.)

6

Ueber Weſen und Bedeutung der Sprüchwörter.

Sprüchwörter könnte man vielleicht die Geſticulation der Rede nennen, denn, wie dieſe, ſind ſie mit unſrer Natur innig verwachſen, und beide bezeichnen das tiefſte Weſen des Menſchen, beſonders desjenigen, dem eine feinere Bildung den allzu häufigen Gebrauch beider unterſagt.

Leute, welche die Regeln des feinen Anſtandes nie gelernt und nie ausgeübt haben, denen eine ſorgfältige Erziehung nicht die Macht verliehen hat, ihre Gefühle und Gedanken in gewählten und beſtimmten Worten auszudrücken, bedienen ſich mit Erfolg der Sprüchwörter und der Geſticulation, und dieſe, ſo wie jene, laſſen das errathen, was dem Vortrage ſelbſt an Klarheit gebricht. So gebildet und gut erzogen aber der Menſch auch ſeyn mag, ſo wird er ſich doch faſt nie, — beſonders wenn er in Affect geräth, — von dem einen oder dem andern in dem Grade losmachen können, als es das geſellſchaftliche Benehmen verlangt, und gerade dieſer Umſtand beweiſt, wie tief dergleichen in der menſchlichen Natur liege und mit ihr verwachſen ſey.

Bei keinem Volk aber mögen Sprüchwörter, — abgeſehen von Geſticulation, deren unwillkührlichen Aeußerungen die Südländer noch mehr, als wir, unterworfen ſind, — ſo häufig ſeyn, als bei den Deutſchen, beſonders in den Klaſſen derſelben, die zu den untern gerechnet werden. Es ließe ſich eine reichhaltige Sammlung von Sprüchwörtern veranſtalten, wenn man allein ein landwirthſchaftliches Intereſſe dabei zur Richtſchnur wählen wollte. Am vollſtändigſten würde der Abſchnitt der, ſich auf Weinbau beziehenden, reichhaltig auch die, den Getreidebau und die Viehzucht betreffenden Abtheilungen ausfallen. Wollte man ferner das allgemeine Feld der Wetterkunde darin aufnehmen, ſo würde man den Reichthum ſolcher kurzen Wahrheiten anſtaunen. Das Feld ſolcher Sentenzen, die ſich auf das Recht und ſeine verſchiedenartigen Beſtandtheile beziehen, hat ſich einer ſchönen Arbeit zu erfreuen, und der Umfang derſelben zeigt, wie ſehr dieſer ſich hätte vermehren müſſen und können, wenn ein fremdes Recht nicht wäre den Deutſchen aufgedrungen worden.

Wollte man nach dem Grunde forſchen, warum gerade in Deutſchland und unter ſeinen Bewohnern eine ſolche Fülle von Sprüchwörtern ab und auf wogt, und ſich neu geſtaltet, ſo möchte man dieſen vielleicht eben in der Natur und dem Weſen des deutſchen Charakters finden.

Der deutſche Geiſt ſtrebt offenbar nach dem Univerſellen, und in ihm ſucht er das Einzelne zu begreifen. Jedes Sprüchwort aber begreift in ſich eine kleine Welt; tauſendfache und gleichartige Anwendung hat ihm das Leben gegeben, und daß es zum Sprüchworte geworden iſt, das macht es univerſell. Auf aber tauſend Fälle findet es fernere Anwendung, und in kurzen Zügen umfaßt es die Summe Alles deſſen, was aber ſeinen Inhalt nur mit vielen Worten wiedergegeben werden konnte. Das Sprüchwort begreift in ſich die Schickſale und Gedanken, die Leiden und Freuden eines Volkes und ſeiner Zeit; auf alle Lebensverhältniſſe verbreitet es ſich und drückt die Zuſtände glücklicher, oder unglücklicher Art aus, welche eine Nation durchlebt hat, ſo daß ſich eine Geſchichte denken ließe, deren Hauptperioden ein einzelnes Sprüchwort in allen ihren Beziehungen charakteriſirte. Würde das bekannte „Praeterea censeo Carthaginem esse delendam" des Cato *) nicht den puniſchen Kriegen, und das gleich gebräuchliche deutſche Sprüchwort: „man kann dem Landfrieden nicht trauen," nicht eben ſo den anarchiſchen Zeiten des ſpätern Mittelalters zum treffendſten Motto dienen?

* * *

Die beiden Tiſche.

Ich habe — zwei Tiſche geſehen.

Den *einen* in Fontainebleau.

Er iſt rund und ſteht auf ſchwachen Füßen, wenn nicht gar nur auf *einem*. Ich möchte zwei heftigen, tiefbewegten Schachſpielern nicht rathen, ſich darauf zu meſſen, denn *hier* iſt kein Ruhepunkt für einen Ellenbogen, den Schlüſſel der feſten Stellung, die man ſo gern beim Denken einnimmt. Dennoch hat der Genius des Jahrhunderts, *Napoleon*, auf *dieſem* Tiſche nicht nur gefrühſtückt, ſondern auch, was tauſendmal mehr heißen will, *entſagt*, — der Krone entſagt — der *franzöſiſchen* — der *italieniſchen* Krone!

Von Allem, was die fürſtlichen Gemächer Fontainebleau's füllt und ſchmückt, gleicht nichts dieſem demüthigen, gebrechlichen Tiſchchen. Es ſcheint ganz ſtill hereingeſchlichen, ganz ſtill zurück geblieben zu ſeyn, — aber kam es hieher, wie das arme Weib, das gerade am Wege ſitzen mußte, als Kaiſer Albrecht ermordet ward und in deren Schooß er verblutete? **) Freilich ereignen ſich die meiſten Begegnungen dieſer Welt *ſo*.

Woher nun dieſer Tiſch gekommen? — Man weiß es nicht. Eines iſt gewiß, — daß er *bleibt und bleiben wird*.

Napoleon verzichtete im Jahre 1814 auf eine Welt, — wir wiſſen, auf *wie lange*!

Der zweite Tiſch ſteht zu Montmorency; — auf ihm ſchrieb Rouſſeau ſeine neue Heloiſe, den Contrat Social, den Emil, vielleicht auch manches Geſtändniß.

Dieſer Tiſch hat eine häusliche Haltung. Er iſt eckig. Er ſteht auf vier feſten, bürgerlichen Füßen. Einige Wunden oder Kerben hat ihm das Federmeſſer beigebracht, wie das ein Armſtuhl Napoleons ebenfalls von ſich rühmen kann. Hier mag Thereſens Bügeleiſen die kümmerliche, philoſophiſche Wäche in den Freiſtunden der philoſophiſch-poetiſchen Feder geglättet haben, die alle Falten ſeines Schickſals und ſeiner Stirne zuſammen beſchworen hatte. An *dieſem* Tiſche hat er zwiſchen Unruhe und Entſagung *gedacht* und *gedichtet*, und wohl hundertmal jene Eitelkeit von ſich zu legen gemeint, die ſich bis in die Bekenntniſſe ſeiner Verachtungen hinein flüchtete. Von der Welt wollte er nichts mehr brauchen, nichts mehr erwarten, nichts mehr empfangen.

---

*) Uebrigens ſtimme ich für Carthago's Zerſtörung.

**) Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

(Schillers Wilhelm Tell.)

Nun zwiſchen dieſen beiden Tiſchen fragte ich mich:

Wer hat wohl am ehrlichſten entſagt, der Held oder der Dichter? —

O auf wie ſchwachen Füßen ſtehen alle Entſagungstiſche!

M.

Aphorismen.

Wir haben keine ärgeren Feinde, als die Briefe, die wir geſchrieben.

Die Freude dummer Menſchen, wenn ſie ein Witzwort geſagt zu haben *glauben*, gleicht dem Rundtanz eines Wilden um ein Feuer, das er unerwartet im Walde findet.

Biographiſche Sammlungen gleichen alle Tage mehr einem Kirchhofe, wo jeder begraben wird, der Grund und Boden bezahlen kann.

Jedermann ſchreibt heut zu Tage *gut*; der erſte *große* Schriftſteller, der auftreten wird, dürfte *recht ſchlecht* ſchreiben.

Ankündigung.

Bei Georg Franz in München erſcheint vom April d. J. an die Wochenſchrift:

„Deutſche Theeblätter"

hervorgerufen und gepflegt durch

Fr. von Elsholtz, A. von Maltitz und **Fr. Aug. von Zu Rhein,**

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit, — Eduard von Schenk, — Fr. von Schelling, — Franz Grafen Pocci, — Karl von Martius, — Franz von Baader, — E. Weichſelbaumer — Aloys Büttel, — Dr. Zeller, — Fr. Baron De la Motte Fouqué, — A. von Sternberg, — Ludwig Bechſtein, — Franz von Maltitz, — Dr. Karl Seidel, — Dr. H. Stieglitz, — Graf Fr. von Feuchtersleben, — G. von Heeringen, — E. von Brunnow u. A.

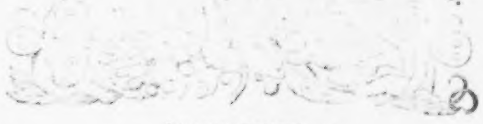
In einem, theils nationalen, theils geſelligen Sinne ſollen dieſe Blätter den Intereſſen der höheren Converſation gewidmet ſeyn, wie ſolche in gebildeten Kreiſen, an einem gemüthlichen Theetiſche ſich geſtaltet. Beweglich, ſprunghaft, ungezwungen, wie die Unterhaltung ſelbſt, wird alſo der Inhalt durch *ein* Geſetz nur — durch das Geſetz der Anmuth beſchränkt, und da derſelbe den Frauen, als den eigentlichen Seelen der Geſellſchaft, vorzugsweiſe ſich zuwendet, des Göthe'ſchen Ausſpruches: „Erlaubt iſt was ſich ziemt," ſtets eingedenk ſeyn.

Der Preis des Jahrganges (52 Nummern), deren jeden Mittwoch *eine*, zum Theil mit Randzeichnungen, Vignetten, Muſikgaben ꝛc. geziert, ausgegeben wird: iſt 7 fl. oder 4 Thlr., halbjährig 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Beſtellung übernehmen, in Erwartung der bereits eingeleiteten Poſt-Beförderung, auch alle in- und ausländiſche Buchhandlungen, woſelbſt die erſten vier Nummern als Probeblätter gratis verabfolgt werden.

Expedition und Verlag der Georg Franz'ſchen Buchhandlung, Peruſagaſſe No. 4.

Deutſche Theeblätter.



herausgegeben und verlegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 2.** 1839.

Gebet um Leſerinnen.

Immer ſeyd Ihr Herrſcherinnen,
Von den Herzen frei erleſen,
Aber wann Ihr Leſerinnen,
Seid Ihr wunderthät'ge Weſen.

Flücht'ge Jahre, wo wir minnen,
Wo der Lenz noch ein Entfalter!
Was verlangt das reife Alter? —
Es verlanget — Leſerinnen.

Göttinnen, verehrt gleich Götzen,
Euer Beifall nur iſt Schmuck;
Haßt nicht jeden Männerdruck, —
Euch nur ſchreiben wir und ſetzen!

Mächt'ge Feen, o zarte Weſen,
Eine Bitte ſey gewährt:
Laßt uns ſterben unerhört,
Nur nicht ſterben — ungeleſen!

A. v. Maltitz.

◆

Ueber die Sklaverei im Orient.

von P.

Die Sklaverei im Bereiche der Türkei und im Orient überhaupt iſt, ihrem Charakter nach, ganz verſchieden von jener des Alterthums. Der Sklave der alten Griechen und Römer wurde zum wahren Laſtthiere herabgewürdigt, und er befand ſich ausgeſchloſſen vom Verbande der bürgerlichen Geſellſchaft, ja man betrachtete ihn als ein, der öffentlichen Sicherheit gefährliches Weſen, das man nicht genug beaufſichtigen könne. Auch rechtfertigte die Erfahrung, in Rom zumal, dieſes Mißtrauen. Ein Beweis hiervon die häufigen Aufſtände und Sklavenkriege, die mehr als einmal der römiſchen Republik den Untergang drohten.

Ganz anders verhält es ſich im Orient. Nur für den Chriſten, der ſeinem Glauben nicht entſagen will, iſt die Sklaverei drückend. Jene Sklaven, die ſich der Lehre des Propheten unterwerfen, ſtehen unter dem unmittelbaren Schutze der religiöſen und bürgerlichen Geſetze. Ihr Stand flößt weder Abſcheu noch Verachtung ein.

Es iſt ſelten, daß nicht nach Verlauf von einigen Jahren der Sklave frei erklärt wird. Wie natürlich, hängt dieß von ſeiner Aufführung ab. Einmal frei aber, wird es Niemand einfallen, ihn auf beleidigende Weiſe an ſein früheres Verhältniß zu erinnern. Viele Sklaven, die beim Aufſtande der Griechen in Morea gefangen und ſpäter frei gelaſſen wurden, lehnten es ab, in ihr Vaterland heim zu kehren. Daſſelbe ereignete ſich nach dem Frieden von Karlowitz, wo ruſſiſche Kommiſſäre das türkiſche Reich nach allen Richtungen durchſtreiften, um die Sklaven ihrer Nation zurückzuführen; ſehr Wenige nur leiſteten Folge.

Der Despotismus des Orients trachtete von jeher, ſich mit Sklaven zu umgeben. Er will nur ſolche Leute, die erkauft, aus weiter Ferne zugeſchleppt werden, welche keine Bande des Bluts oder der Freundſchaft an den Staat feſſeln, welche daher nur ſein Intereſſe vertheidigen und gewöhnt ſind, ihm allein zu gehorchen. Die Geſchichte des Orients führt uns die größten Herrſcher vor Augen; faſt immer jedoch ſehen wir ſie von einer Schaar auserwählter Sklaven umgeben, denen ſelbſt die Leitung der Staatsgeſchäfte übertragen war. Oft ſchwangen ſich auf dieſe Weiſe die Sklaven zu Herren empor und veränderten die Geſetzgebung, wie man es in Egypten geſehen, wo ſelbſt die Sultane durch die Mameluken vertrieben wurden.

Noch heutigen Tags giebt es im türkiſchen Reiche Miniſter, die in ihrer Jugend im Bazar zum Kaufe feil geboten wurden. Wie viele Paſcha's, wie viele Offiziere der Armee wurden nicht als Sklaven von den Ufern des ſchwarzen Meeres oder aus den Steppen Afrika's herbeigeſchleppt? Welchen Einfluß übten und üben nicht noch immer die weißen und ſchwarzen Eunuken? Eben ſo verhält es ſich mit den Sklavinnen, zumal den Cirkaſſiſchen. Welchen erlauchten Familien gebaren ſie nicht Nachkommen, die Kaiſerliche nicht ausgenommen? Wo iſt ein Harem, den ſie nicht beherrſchten und noch beherrſchen? Welches mächtigen Einflußes erfreuen ſie ſich nicht, ſowohl auf das öffentliche, als auf das häusliche Leben der Orientalen?

Man kann aus dem Geſagten erſehen, welche Veränderungen die Abſchaffung dieſes Handels im Staate hervorbringen würde. Ohne Zweifel wäre ſie von größtem Vortheile für das Gedeihen der Civiliſation dieſer Länder. Dieſes Kaufen und Verkaufen von Weibern, die doch immer nur Sklavinnen, niemals wirkliche Frauen ſind, muß nothwendig das eigentliche Familienleben verdrängt halten. Dazu geſellt ſich die Vielweiberei, die Quelle unvermeidbaren häuslichen Zwiſtes und ebenfalls widrig auf das Wohl der Geſammtheit zurückwirkend; denn nur da, wo Ordnung und Friede in den Familien herrſcht, kann der Staat gedeihen.

Aus dieſen Gründen hat bei den Orientalen eine dumpfe, träge Gleichgültigkeit überhand genommen, welche großartige und edle Gefühle des Herzens ferne hält, ohne die es aber weder Ruhm und Geſelligkeit, noch ein Vaterland giebt.

Jene Sklaven, welche der Despotismus begünſtigt hat, welche in den Schooß einer Familie aufgenommen worden ſind, gleichen den Schmarotzer-Pflanzen, die der Frucht die Kraft der Erde und den Thau des Himmels entziehen.

Es iſt eine Eigenheit des ottomaniſchen Staates, dem doch fremde Länder ſeine Soldaten, Miniſter und Heerführer, ja ſelbſt die Frauen liefern, daß es ihm an Dienern, daß es den Familien an Gattinnen und Kindern gebricht. Die türkiſche Bevölkerung nimmt zuſehends ab, indeß die übrigen im Lande wohnenden Volksſtämme, die keine Sklavinnen beſitzen und ſich mit ihren eingebornen Weibern begnügen, ſich täglich vermehren. Die Frauen ſind für den Muſelmann ein fremdes Gewächs, das er aus fernen Landen kommen läßt, und welches der Krieg häufiger, ein langer Friede jedoch immer ſeltener macht. Auch ſind die Bazars ſeit letzterer Zeit leerer geworden, und man vernimmt die wiederholten Klagen der Händler, die mit Wehmuth von der beſſern Vergangenheit ſprechen.

Ich hatte auf meiner Reiſe im Orient öfters Gelegenheit, ſowohl größere wie kleinere Sklavenmärkte zu beſuchen. Man macht ſich in unſerm Europa ein weit ernſteres Bild von dem Zuſtande und Anblick dieſer Geſchöpfe. Bis auf Wenige fand ich ſie meiſtentheils körperlich geſund und namentlich die Abyſſinierinnen von der heiterſten Laune, ja ich möchte behaupten, von einer faſt verletzenden Heiterkeit, denn Mehrere lachten mir frech in's Geſicht. Ich überzeugte mich, daß Keine von ihnen das Erniedrigende ihres Looſes fühlte. Sie ſind im Gegentheil ſehr froh, ſobald als möglich gekauft zu werden. Alsdann lächelt ihnen doch eine beſſere Zukunft, obgleich ihnen die Sklavenhändler nichts abgeben laſſen, wenigſtens was die Koſt betrifft. Das Widerlichſte iſt das Verfahren beim Handel ſelbſt, wo ſich der Feilgebotene entkleiden und betaſten laſſen, wo er Zunge und Zähne zeigen und auf- und abgehen muß. Alles dieß, um erkennen zu können, ob er kräftig und geſund ſei. Merkwürdig iſt es bei den Negern, daß ſolche, die ſehr ſtark hervorſtehende Zähne beſitzen, meiſt von bösartigem Charakter ſeyn ſollen. Röthe der Zunge, Glätte der Haut ſind Beweiſe des Wohlſeins.

Während meines Aufenthaltes in Kairo hegte man die ſchöne Hoffnung, der Paſcha werde in der Folge, um ſich den europäiſchen Mächten angenehm zu erzeigen, dieſem entehrenden Handel ein Ende machen. Gott gebe, daß auch hierin ſein reger Eifer durch ein günſtiges Reſultat gekrönt werde!

* * *

Ein Gemälde von Peter Heſs.

Die letzten Seufzer eines ganzen Heeres, auf einem grimmigen Schnee, jeder Feindſeligkeit der Natur, jedem Angriff des Elends anheim gefallen!

Aus einer von Wolken erdrückten Ferne kommt der Zug des Jammers auf uns zu; das Leben, die Bewegung pochen hier noch, die Verzweiflung iſt noch nicht reglos, ein Schlitten überholt im Gallop einige Fußgänger, deren Tracht ein Bettler kaum nachahmen könnte; ihre Schritte ſind gezählt, ſchon fangen ſie im Schnee zu wurzeln an, ihr Sterbebette kann nicht weit ſeyn.

Wie zwei geſtürzte Meilenzeiger auf dem Wege des Unterganges liegen zwei Pferde zu Seiten, — das eine vielleicht auf ſeinem Bändiger, — das andre ſeinem Reiter zum Sitze dienend, bald zum Sterbekiſſen: — ſo betrauert der Araber nicht ſein Roß, aber wie **anders** iſt auch ſeine Wüſte! — der Rabe ſchwebt **über** ihnen, — ſie ſind ihm noch zu lebend.

Aber der äußerſte Zug des Jammers iſt an den Rahmen des Gemäldes gelangt, — ein mit Verwundeten und Sterbenden beladener Schlitten, von zwei ermatteten Pferden gezogen, — **erſtarrt**, möchte ich ſagen, vor unſern Augen; der Treiber der Thiere, deſſen Geſicht vor Elend und Kälte ſich faſt zu einem Lächeln verzieht, ſchwingt noch einmal ſeine nachdruckloſe Peitſche, — das eine Pferd ſtrengt ſeine letzten Kräfte an, das andre ſtürzt und ſeine zuſammenbrechenden Kniee ſtützen ſich auf das Polſter einer Menſchenbruſt; — bis hieher und nicht weiter; das Ziel, der Rahmen iſt da.

Halt, — eine Hand ſtreckt ſich über den Schnee nach dem einſinkenden Schlitten aus, — das oft gebrauchte Bild der letzten Hoffnung, die nach einem Strohhalm greift, verſchwindet vor **dieſem**.

Dies war der große Leichenzug **ohne** Sterbeglocken von Moskau zum Niemen! — Blickt hin, eh' ihn der Schnee verſchüttet.

Dichter, ehret den Maler! — M.

* * *

Theodolinde

An
Theodolinde
Prinzeſſin von Leuchtenberg
von
den Kindern der Bewahr-Anſtalt
für
das ihnen gewidmete Gnaden-Geſchenk
von tauſend Gulden.

Nimm hin den Dank der armen Kleinen,
Ob denen Deine Milde wacht;
Ihr Auge freilich ſiehſt Du weinen,
Das Herz im Buſen aber lacht.

Die Lippe ſtammelt Deinen Namen,
Die Händchen ſind emporgeſtreckt
Zu Ihm, der edlen Wohlthuns Samen
Durch Dich zur reichſten Erndte weckt.

Doch wie Du linderſt tauſend Schmerzen,
Und tauſend Thränen trockneſt ab,
Mit Wonn' erfülleſt tauſend Herzen
Und tauſend Wehruf ſenkſt in's Grab,

So müſſeſt auch, wenn unſer Flehen
Nicht der Erhörung wird beraubt,
Bekränzt von tauſend Engeln ſehen,
Du Engel ſelbſt, Dein theures Haupt!

[illegible] im Jänner [illegible].

L. v. E.

Münchner Geſelligkeit.

Ich nehme bei der Beſchreibung der früher gedachten Feſte aufs Gerathewohl mein Gedächtniß zu Hülfe, jene Erſcheinungen ſo beſprechend, wie ſie ſich in meine Feder drängen. Vorzüglich nahm die Geſellſchaft dankerfüllt die vielen Kunſt- und geſelligen Genüſſe auf, welchen während dieſes Winters das Palais S. H. des Herzogs Max in Bayern geöffnet war. In bunter Abwechslung folgte dort ein ſinnreich geordnetes Feſt dem andern, und ſelten findet ſich wohl wie hier, die Möglichkeit mit dem Willen ſo vereint, die Unterhaltungen auf eine höhere, feinere Weiſe zu beleben.

Nach einigen kleinen Bällen, welche ſich ebenſowohl durch zwangloſe Munterkeit als elegante Anordnung auszeichneten, überraſchte uns ein großer, coſtümirter Ball, in dem die bunteſten Maskenzüge mit den lieblichſten Erſcheinungen wetteiferten. Zuerſt ein Zug von ſechszehn jungen, blühenden Damen, angeführt von der Zeit: die Stunden, die Jahres- und Tageszeiten, die Elemente folgten mit reichen geſchmackvollen Emblemen. Mit den Roſen, welche den alten Saturn feſſelten, hätten wir auch wohl Alle gern die ſchnell entſchwundenen Minuten zurückgehalten, wo Luft und Erde, Feuer und Waſſer, Tag und Nacht zu einem der grazioſeſten Tänze ſich vereinigten.

Dieſem reizenden Zuge folgte eine komiſche Scene. Von lautem Gelächter der zahlreichen Zuſeher begleitet wälzten ſich Theemaſchinen, Zuckerbüchſen, Kaffeeſchaalen, Milchkannen in koloſſalen Verhältniſſen in den Saal. Die Hülle verbarg eine zweite Quadrille und es entſtieg ihr eine ganze Reihe der niedlichſten Rococofiguren, wie ſie die neueſte Zeit wieder in Mode und Aufnahme gebracht. Die Damen bedurften zwar dieſer ungewohnten Toilette nicht, um reizend und verjüngt zu erſcheinen. Aber das Auge ruhte doch mit Wohlgefallen auf dieſen fremdartigen Repräſentantinnen einer längſt verklungenen Zeit. Weniger waren die Herren durch dieſe Tracht begünſtigt, wenn gleich auch hier guter Geſchmack und Abwechslung zum Gelingen des Ganzen beitrugen.

Ein zweckmäßiger Tanz belebte auch dieſe, gleichſam der Etagère entſtiegenen Geſtalten, und erhöhte die allgemeine Heiterkeit. Nun verkündeten ſchon von Weitem die wohlbekannten Alpenklänge den Zug der Steyrer, welcher aus ſechszehn Paaren beſtand. Man kann ſich nichts Zierlicheres denken, als dieſe maleriſche Tracht, bei der, was an Natürlichkeit der Darſtellung verloren ging, durch Grazie erſetzt wurde, und vollends den Tanz, welcher in ſeiner ungezwungenen Einfachheit dennoch ſo reizende Gruppen bildet, begleitet von den acht nationellen Melodieen der Gebirgsbewohner!

Hiemit waren die Maskenzüge zu Ende; eine Maſſe von Dominos aller Farben und Formen, einzelne Charakter- oder National-Masken miſchten ſich unter die bunten Reihen, und bald ſah man die lieblichen Tyrolerinnen mit den Zöpfen der Friedrichszeit, bald die Reiſröcke mit den kräftigen Zillerthälern, bald die Jahrszeiten und Elemente mit den Voltigeurs und Marquis Ludwig XV. im raſchen Walzer ſich drehen. Denn darin beſteht ja eben das Eigenthümliche, der Reiz eines ſolchen Balles, daß man, dem Alltagsweſen der Fracks und Uniformen entrückt, die Monotonie des gewöhnlichen Formen- und Geſellſchaftslebens auf einige Stunden abſtreift, und in buntem Wechſel mit den veränderten Kleidern ſich auch in andre Verhältniſſe, in andre Zeiten träumt! Noch muß ich eines freundlichen Scherzes erwähnen. Eine Badwanne und eine ungeheure Kufe machten plötzlich durch die dichten Reihen ſich Platz: es waren zwey Hydropathen, die, in dankbarer Anerkennung der Heilkraft des Waſſers, Verſe zu deſſen Lobe vertheilten und Nachahmung predigten.

Ich ſpreche, meinem Vorſatze treu, hier nicht von den glänzenden Hoffeſten, nicht von den Bällen J. M. der Königinn Wittwe und jenen durch das herrlichſte Lokal begünſtigten Tanzfeſten bei der Frau Herzogin v. Leuchtenberg K. H. Ebenſo muß ich, um durch Beſchreibungen nicht zu ermüden, von der Reihe eleganter Bälle bei den fremden Geſandten, bei dem Herrn Miniſter von Giſe, dem Grafen Arco, Gräfin Caſimire Rechberg u. a. ſchweigen und überlaſſe die Tanz- und Vergnügensluſtigen dem Genuß der Rückerinnerung an dieſe, eben ſo geſchmackvoll arrangirten, als freundlich belebten Rendezvous der höheren geſelligen Welt. Die einladende Muſik, die verführeriſchen Töne von Strauß, Lanner, Fahrbach und Streck; die Walzer, Cotillons, Maſſurks, Françaiſen u. ſ. w. ſind allerliebſte, ſehr ſchätzenswerthe Dinge, aber auf dem Papiere nehmen ſie ſich ſehr matt aus, auch iſt das Wiederholen und Einerlei dabei faſt unvermeidlich. Denn hat man der Wagen unabſehbare File glücklich überſtanden und den letzten endlich gezahlt, der uns die Einfahrt in das längſt erſehnte Thor verwehrt, ſo drängt man ſich in die vollen Räume, gelangt, wenn das Glück günſtig iſt, in den Tanzſaal, findet zufällig in der harrenden Menge die Tänzerin, ſtößt, wird geſtoßen, hält flüchtige Geſpräche, tanzt, ſpielt, ſoupirt, ſitzt den Cotillon und treibt dies jeden Abend ſo fort, bis die letzte der, mit dem Schlaf kämpfenden Mama's den Saal verläßt, der letzte der frierenden Kutſcher vorfährt und die fluchende Dienerſchaft die letzte der, dem Tode nahen Kerzen auslöſcht. Es ziehen dann den frohen, oder müden und verdrüßlichen Gäſten nur noch die Eindrücke der Nacht in verworrenen Traumbildern vorüber, und mit dem nächſten Abend wird der Kreislauf der Engagements mit Damen oder Karten, der Kampf mit den Eisbechern oder den Champagnerflaſchen wieder begonnen bis zum Schluß des Karneval, mit dem ich auch meine Mittheilung nun ſchließen will, in der Hoffnung, dieſe bei Zeit und Gelegenheit wieder aufnehmen und demnächſt auch von den ſtilleren Faſtenfreuden dem Leſer einige Rechenſchaft geben zu können.

A. Z.

* * *

Witzfunken und Charakterzüge.

Nachdem der Cardinal v. Richelieu einſt ſich über die Rhone ſetzen laſſen und ſeinen Leuten befohlen, den Schiffern fünfzig Louisd'or zu reichen, rief einer der letztern: „Fünf und zwanzig, Monſeigneur, geruhen aber Ew. Eminenz ſie uns ſelbſt zu geben.“

* * *

James Boswell nahm einſt den Dr. Johnſon zum Beſuch bei ſeinem Vater, dem Lord Auchinleck, nach Schottland mit. Der alte Herr aber fand Johnſon's Betragen ſo wunderlich und verkehrt, daß er dem Sohn darüber ſein Mißfallen zu erkennen gab. Als dieſer hierauf die Vertheidigung des großen Mannes mit den Worten übernahm: „Er iſt nichts deſto weniger das Licht unſers Jahrhunderts, ein wahres Sternbild!“ erwiederte trocken der Alte: „Ah! vielleicht der große Bär!“

* * *

Als einſt der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer Auguſte Veſtris bei Dem. Contat, ſeiner Geliebten, antraf, ſagte er, ſtatt in Zorn zu gerathen, mit großer Herablaſſung zu ihm: „Ich werde ſtets Achtung gegen Ihre **Beine** haben, betreten Sie aber dieſe Schwelle wieder, ſo ſchlag' ich Ihnen die Arme entzwei.“

Ankündigung.

Bei Georg Franz in München erſcheint vom April d. J. an die Wochenſchrift:

„Deutſche Theeblätter“

hervorgerufen und gepflegt durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und **Fr. Aug. von Zu-Rhein,**

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit, — Eduard von Schenk, — Fr. von Schelling — Franz Grafen Pocci, — Karl von Martius, — Franz von Baader, — C. Weichſelbaumer, — Aloys Büſſel, — Dr. Soeltl, — Fr. Baron De la Motte Fouqué, — A. von Sternberg, — Ludwig Bechſtein, — Franz von Maltitz, — Dr. Karl Seidel, — Dr. H. Stieglitz, — Ernſt, Frhr. von Feuchtersleben, — G. von Heeringen, — E. von Brunnow u. A.

In einem, theils nationalen, theils geſelligen Sinne ſollen dieſe Blätter den Intereſſen der höheren Converſation gewidmet ſeyn, wie ſolche in gebildeten Kreiſen, an einem gemüthlichen Theetiſche ſich geſtaltet. Feſſellos, ſprunghaft, ungezwungen, wie die Unterhaltung ſelbſt, wird alſo der Inhalt durch ein Geſetz nur, — durch das Geſetz der Anmuth beſchränkt und, da derſelbe den Frauen, als den eigentlichen Polen der Geſelligkeit, vorzugsweiſe ſich zuwendet, des Göthe'ſchen Ausſpruches: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt,“ ſtets eingedenk ſeyn.

Der Preis des Jahrganges (52 Nummern), deren jeden Mittwoch eine, zum Theil mit Randzeichnungen, Vignetten, Muſikgaben ꝛc. geziert, ausgegeben wird: iſt 7 fl. oder 4 Thlr., halbjährlich 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Beſtellung übernehmen, in Erwartung der bereits eingeleiteten Poſt-Beförderung, auch alle in- und ausländiſche Buchhandlungen, woſelbſt die erſten vier Nummern als Probeblätter gratis verabfolgt werden.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 3.** 1839.

Die deutſche Kunſt.

Es lebte hoch im Norden ein edel Magedein,
Die sollte von ihres Gleichen die allerſchönſte sein;
Den Hammer ſchwang sie kräftig, wenn sie vor'm Marmor stand,
Mit Pinsel und Pallette man sie bei der Arbeit fand.

Sie forschte nach edlem Masse, arbeitet manches Jahr,
Hell war's in ihrem Herzen, in ihrem Auge klar;
Sie ſchaute alle Morgen hin nach dem Sonnenlicht,
Doch draussen blieb es dunkel, es kam die Sonne nicht.

Da ſchnürte sie das Bündel, ergriff den Wanderstab,
Und ging durch alle Länder und ging bergauf, bergab.
Sie ſchaute zu den Domen mit frommer Scheu hinauf,
Da ging in heiligen Nächten ihr manches Sternbild auf.

Sie kam in blühende Städte am grünen Arnofluss,
Dort über verfallne Mauern tönt ihr der Morgengruss;
Sie zog durch Romas Thore zum hohen Vatican,
Da brach mit tausend Strahlen der helle Morgen an.

Doch ob in Schönheit prangte das wunderſame Kind,
Sie fand der Freunde wenig, die Welt war bös gesinnt;
Da ſchloss sie sich gar ſchüchtern in's enge Kämmerlein,
Ein Blick in den lichten Morgen musst' all' ihre Tröſtung ſein.

So lebte sie verborgen, arbeitete mit Fleiss,
Es ward ihr oft von Sorgen die hohe Stirne heiss.
Mit frommer Lieb' arbeitet sie manches ſchöne Jahr:
Man frug nicht nach ihr, verlachte, verſpottete sie gar.

Da kam ein deutſcher Furst hinab ins welſche Land,
Dem war das Herz im Busen von heilger Glut entbrannt,
Er sog mit trunknen Blicken ein all die Herrlichkeit,
Von Romas Grösse ward ihm die Brust so hoch und weit.

Der sah in ihrer Werkstatt das edle Magedein:
„Du bist's, sprach er, du bist es, sollst mir willkommen ſein!
Ich kenne dich ſchon lange aus manchem Kindheitstraum,
Zu deinem heil'gen Haine pflanzt' ich schon manchen Baum.

Nun folge mir über die Alpen zurück ins Heimathland,
Dort sollst du alles finden, wonach dein Trachten ſtand,
Dann schwindet vor allen Blicken die trübe, kalte Nacht,
Dann hast du selbst den Morgen, den du ersehnt, gebracht!"

Das Kind aus hohem Norden merkt auf den neuen Klang,
Wie ihr die helle Freude durch alle Nerven drang!
Sie folgte dem hehren Fürsten zuruck ins deutſche Land,
Es wird seitdem ihr Name nicht ohne Ihn genannt.

Nun ſchmückt sie die Altäre, nun ſchmückt sie Stadt und Land,
Es regt ſich ohne Ende die kunstgeubte Hand.
Sie ſchloss mit sicherm Griffe den griechischen Himmel auf,
Sie mass in kuhnem Fluge der alten Heroen Lauf.

Sie ſchweift durch alle Zeiten, sie ſchlägt an jedes Thor,
Sie ruft der Helden Geſtalten aus ihrem Grab hervor;
Von alten Künstlern spricht sie, erzählt der Väter Ruhm,
Erfasst in tausend Bildern das ganze Christenthum.

Kennt ihr aus hohem Norden das auserwählte Kind?
Kennt Ihr den deutschen Fürsten, der also ist gesinnt?
Die hohe Jungfrau heisst man die neue deutsche Kunst,
Zu freien Thaten führte sie König Ludwigs Gunst.

Ernſt Förſter.

* * *

Erſte Eindrücke bei der Ankunft in Rio-Janeiro.

Von M. von Maltitz.

> Des Menſchen Schickſal ſcheint ein herrlich Loos,
> Der Tag ſo lieblich und die Nacht ſo groß,
> Doch wir, gepflanzt in Paradieſeswonne,
> Genießen kaum der hocherlauchten Sonne!
>
> Göthe, im Prolog zu Werthers Leiden

Landen.

Ich muß mit den obigen Zeilen beginnen, denn ſechs Jahre lang habe ich ſie gedacht und gefühlt! —

Wie wir Europäer uns Braſilien nahen, gehen unſere Augen von einer Fülle des Lichtes über, die wie in ſüßer Trunkenheit niederfluthet. Die Gegenſtände ſind ſchärfer, hervortretender, die Luft iſt ſo durchſichtig, daß Aug' und Ohr neue Berechnungen der Entfernung anſtellen müſſen. Alle Elemente ſind jugendlicher, reiner, und wir wünſchen uns vollkommnere Sinne. Dem Auge, dem Lieblingsſinne der Neugier, der Bewunderung und wohl auch der Seele ſelbſt, gehört die Seele beim Eintritt in *dieſen* Hafen ganz an. Hinter dieſen Bergen, ſo jung für den Geſchichtſchreiber, ſo alt für den Naturforſcher, liegt die neue Welt. Nach einer Seereiſe von mindeſtens vierzig über dem Abgrund verlebten Tagen und Nächten meint ſie jeder von uns *für ſein Theil* nochmals zu entdecken.

Gewöhnlich im Strahl der Morgenſonne fährt man mit vollen Segeln in die ungeheure Bucht ein, an deren Ufer Rio-Janeiro ſich angeſiedelt hat, in dieſe gaſtlichſte von allen Meeresherbergen; — alle Flotten der Welt würden in ihr Raum finden.

Ein regneriſcher Tag entzieht dem Ankömmlinge eine Menge von Zaubern. Nicht mit Unrecht nennt er es ein *böſes* Zeichen, wenn ihn die neue Welt mit unfreundlicher Miene aufnimmt; es bleibt ein ſolcher Empfang immer ein Lächeln, das ihm bei der *Geburt* verſagt wird und das die Folge nicht erſetzen kann.

Doch ein *günſtiges* Vorzeichen war es für uns, mit dem Schiffe zuſammen zu treffen, welches, den Verträgen gemäß, die *letzte* Sklavenladung nach Braſilien bringen durfte. (Sept. 1830.) Der Morgen war zu ſchön, um nicht mit ganzer Zuverſicht an den Untergang des hundertjährigen Verbrechens zu glauben.

Alle ſchwarzen Geſtalten auf dem Verdeck der Knechtſchaft glänzten wie im Lichte der Freiheit, — ſie noch, nur *ſie* ſollten Opfer ſeyn, und mußten wir nicht meinen, auch *ihre* Ketten würden beim Landen abfallen?

Mit heller Stirn bewillkommte uns an der Schwelle der Bai der *mächtige Felſenpförtner*, *Zuckerhut* genannt. Sein wolkenloſes Haupt ragte frei in die blauen Lüfte hinein. Er iſt für Rio-Janeiro das, was **Notre Dame** für Paris, was der Stephansthurm für Wien iſt. Ich möchte ſagen, er empfängt die erſten Gaben des Lichtes und der Wolken. Bei ſchönem Wetter ſchwebt über ſeinem Scheitel ein faſt zerflatterndes Wölkchen, — an Regentagen, — und nirgends öffnen ſich die Schleuſen des Himmels wie hier, — rollen die Nebel bis zu ſeinem Fuße herab, ſo daß man ihn dem heiligen Stuhle vergleichen könnte, der nach Abadonna's Abfall verhüllt wurde.

Seine Stirn neigt ſich, wie die eines Elephanten. Wieviele Donner und Jahrhunderte hat ſie getragen! Auch Narben fehlen nicht. Die Alten hatten den Felſen Prometheus genannt, das Mittelalter hat vergeſſen, ihn mit einem Altar zu krönen und die, noch weiter als wir vorgeſchrittene Nachwelt wird vielleicht ein Zollamt oder ein Zuchthaus auf ſeinem Gipfel errichten!

Ihm gegenüber liegt eine Feſtung, die vor dem Rieſen faſt in die Wellen untertaucht und das Recht der erſten Fragen an die Anlangenden hat; ihre alten Kanonen ſind uns mehr neugierig als drohend, oder gar furchtbar zugewendet, mehr wie verroſtete Guckröhren denn wie Todesläufe.

Purpurne Orangenſchaalen treiben auf den grünen Wellen langſam in's weite Meer hinaus. Die Berge bekleidet ein nicht üppiges Sinngrün, wirbelnder Sand umſäumt die Ufer, zahlreiche Wohnungen, die der Europäer für Landhäuſer zum Genuß der wenigen ſchönen Tage des Jahres hält, — er hat ja ſein eignes verkümmertes Jahr noch mit ſich an Bord, — für Freiſtätten ſeliger Einſiedler, die jedem Sturm entflohen, — ſolche Wohnungen liegen zerſtreut, bald am Meere ſelbſt, bald in den Vertiefungen der Berge oder am Hange der Hügel.

Tempelſtille waltet über dem Ganzen, und doch ſo viel Jugend und Erwachen!! Hier, gewiß, herrſchet der Menſch noch nicht lange!

Dieſe Ufer ſind ſchöner über den Wellen als andre in ihrem Wiederſchein. Alles ſo nah; und wie das Kind aus ſeiner Wiege die Hand nach einer entfernten Blume ausſtreckt, ſo möchte der Ankömmling ſeinen Fuß zu jenem Ufer erheben, das ihm noch Stundenlang mit dem Wiegen und Schwanken von tauſend Palmen und Bananenbäumen zuwinken wird.

Es werden Tempel ſichtbar, — das Kreuz hat gelandet. Der erſte hier errichtete Altar: die alterthümliche Kirche St. Sebaſtians blickt ſegnend von ihrem Hügel auf die prächtigen Töchter herab, die von ihr die Weihe empfingen. — Das Kloſter der Benedictiner, zu ſeiner Zeit mehr noch als ein Pallaſt, erſcheinet auf einem Felſen, an dem die Arbeiten des benachbarten Zeughauſes nagen, unerſchüttert wie auf Petri Felſen. Von den Bergen ſteigt der eingekerkerte Strom der Waſſerleitung herab, — auf allen Hügeln haben die Palmen Wächter aufgeſtellt, — der öffentliche Garten zeigt uns, faſt niedriger als das Meer, ſeine Pyramiden, und ein Wald von Maſten ruht unbeweglicher als träumende Schwäne auf den unterwürfigen Wellen. In die Ferne verlocken den Blick auftauchende Inſeln, bis eine blaue, unbewegliche Wolkenwand ihm Halt gebieten. Es ſind Gebirge, die Orgelgebirge.

Angelangt in dieſem Paradieſe der Größe und Milde: was fehlt noch zu unſerm Glücke? —

Landen!

Ein Nachen wird ausgeſetzt, — ſchnell läßt er das träge, wohl auch müde Schiff hinter ſich. Schwimmende Bäume, — Kanots, auch größere Fahrzeuge der Neger, wo Segel und Ruder ſich zugleich in die Wellen tauchen, kommen uns entgegen, oder nach, oder durchſchneiden unſ're Bahn; bald ſehen wir einem Neger ganz nah in das von Finſterniß aufgeſchwollene Geſicht, oder wir fliegen einem Mulatten vorüber, dem ſeine Farbe wie ein ſchmutziger Angſtſchweiß auf dem Antlitz ſteht, — mitunter begegnen wir auch einem todesbleichen Europäer, oder einem braungewordenen, eingebornen Weißen.

Auf ziemlich niedern Stufen vor dem ehemaligen Pallaſte der Vicekönige ſteigen wir aus; ein zu demüthiger Empfangsort in einer ſolchen Welt!

Sollte nicht hier eine Rieſentreppe, wie zu Venedig, an ihrer Stelle ſeyn, — ſollten nicht hier ungeheure Flügelthüren eröffnet werden, eine Halle ſich wölben, und der Gruß der Alten: Salve! (ſei gegrüßt) in gewaltigen Zügen über dem Eingange ſtehen? —

Aber es war ja im feuchten Uferſande, wo Kolumbus ausrief:

„Im Namen Ferdinands und Iſabellens
Nehm' ich Beſitz von dieſer neuen Welt.“

Und wer möchte prächtiger landen als Er? — Landen wir doch unter den Flaggen aller Nationen!

Gedenken wir, daß der erſte König, der Amerika, der Braſilien betrat, daß Johann der Sechste, hier als Flüchtling anlangend, wohl ein Reich, aber kein Haus fand und ſein nachheriger Pallaſt Gabe eines Unterthans war!

Der Boden hat nun aufgehört, elaſtiſch unter uns zu ſeyn, — es iſt nicht mehr Europen's Erde. Noch unſicher ſind unſre Schritte, das Meer iſt uns zu Kopfe geſtiegen, unſer Blut muß wieder, wie ſonſt, wallen lernen!

Der Menſch folgt gewiß einem natürlichen Triebe, wenn er beim Landen auf ſein Antlitz niederfällt und die Erde küßt. Doch mag dieſes auch einmal geſchehen ſeyn, um der Unbehülflichkeit der erſten Tritte nach langer Seefahrt einen rührenden Anſchein zu geben oder mit guter Art, ohne ein Lächeln zu erregen, vom unfreiwilligen Falle wieder aufzuſtehn, wie denn ähnliche Umarmungen oft das beſte Mittel ſind, um Verlegenheiten zu verbergen oder gewiſſe Geſpräche abzukürzen! So aber fühlten auch wir auf dem neuen Boden unſre Füße wanken, als ob wir eine Nacht bei vollen Gläſern durchwacht hätten.

(Wird fortgeſetzt.)

* * *

Gegebne und aufgegebne Liebe.

Man ſoll zwiſchen gegebner und aufgegebner Liebe wie zwiſchen gegebnem und aufgegebnem Wiſſen unterſcheiden. Letzteres iſt nämlich das durch eignes Thun erworbne (erfahrne oder erlebte) Wiſſen, zu welchem Thun das empfangne Wiſſen nur anweiſet; wie denn das Wiſſen einer mathematiſchen Conſtruktion oder eines zu machenden Experiments nicht ſchon das durch die Conſtruktion oder durch's Experiment erlangt werdende Wiſſen iſt. Eben ſo iſt die uns von der Natur oder einem günſtigen Schickſal gegebne, gleichſam creditirte Liebe nicht als ein Geſchenk zu betrachten, was uns zum ergötzlichen, aber müſſigen Gebrauch geboten wird, und das wir nur utiliter zu appliziren hätten, — ſondern als eine Aufgabe, (Problem) und alſo Schuldigkeit eines Minnedienſtes, durch welchen wir allein jene Gabe uns wahrhaft anzueignen vermögen. Wovon freilich ein großer Theil der Menſchen ſich nichts träumen läßt, ſich aber hierin nicht verſtändiger zeigt, als jene Ourang-Outangs, welche zwar die Indianer von ihrem Feuer wegjagen um ſich an dieſem zu wärmen, nicht aber ſelbes zu unterhalten verſtehen. Wie man alſo ſagen kann: Thue, erfahre, ſo wirſt du wiſſen, ſo kann man ſagen: Thue, ſo wirſt du lieben, und zwar letzteres um ſo mehr, da wir durch einen, Einem andern geleiſteten Liebesdienſt nicht blos deſſen Liebe zu uns, ſondern ſelbſt unſre Liebe zu ihm gewinnen, was z. B. bei der Mutterliebe am auffallendſten iſt.

Franz Baader.

* * *

Litterariſche Moſaik.

1.

Eine Nation, welche kein Nationalluſtſpiel hat, iſt noch nicht zur Selbſterkenntniß gelangt; nicht der tragiſche Ernſt, nur der heitere Humor verhelfen hiezu; jener verfolgt die Eine Richtung, führt daher zur Einſeitigkeit; der Humor dagegen beleuchtet, wie ein Strahlenbüſchel, nach allen Richtungen hin die Zuſtände; daher läßt es ſich erklären, warum es weit ſchwerer iſt, ein Luſtſpiel, als eine Tragödie zu ſchreiben, warum der letzteren ſich mehr die Jugend bemächtiget, während erſteres meiſt nur dem reiferen Alter gelingen will.

Wir Deutſche, die wir durch unſern Hanswurſt bereits zur Selbſtkenntniß gelangt waren, haben von dem Augenblick an, als wir den Mann mit der bunten Jacke von den Brettern gejagt und er in Leipzig feierlich zu Grabe getragen wurde, uns freiwillig die Augen verbunden und ſpielen mit uns ſelbſt Blindekuh. Schwerlich möchte unſere jetzige Comödie, wie wir ſie mit den Modejournalen täglich von den Ufern der Seine beziehen, uns die Binde von den Augen nehmen.

Eine *ſtehende komiſche Maske* iſt vom Begriffe der wahren Nationalcomödie unzertrennlich; ſie iſt wie das *Wortſpiel* in der Rede, oder wie ein in der Sonne ſpielender Diamant; ſie reflektirt alle verſchiedenen Seiten und Beziehungen eines Charakters oder einer Begebenheit, und dürfte für das moderne Luſtſpiel ebenſo unerläßlich ſeyn, als es der *Chor* für das antike Drama war.

Möchte *Raupach* es nicht bei der Ahnung bewenden laſſen, ſondern vielmehr ſein *Till* zur klar erfaßten und lebendig durchgeführten Idee werden!

2.

Wenn wir mit Recht der Comödie der Griechen und Romer den unverwelklichen Kranz zuerkennen, und in ihr eine Sittenſchule ihrer Zeit finden, was hält uns ab, daß wir die großen Geiſter der Vorzeit, deren Zauber bis auf unſre jüngſten Tage hinabreicht und wie Manna ſo manche Wüſte befeuchtet, nicht auch auf die Bretter unſerer komiſchen Bühne beſchwören?

Haben wir auch noch keinen deutſchen Ariſtophanes, Plautus oder Terenz, ſo konnte dieſes klaſſiſche Trifolium doch wenigſtens zu Gaſtrollen bei uns geladen werden; freilich würde es mit einer bloßen Ueberſetzung ihrer Werke nicht abgethan ſeyn; das Zeitalter dieſer Heroen mit ſeinen Sitten und ſeiner Denkweiſe liegt uns zu fern, als daß etwa mehr, als der klaſſiſch gebildete Theil des Publikums hiebei durch Verſtändniß Genuß finden könnte.

Wie aber ein Tonſtück darum nicht bei Seite gelegt werden muß, weil es einem Sänger etwa zu hoch oder zu tief geſetzt erſcheinet, ſondern vielmehr durch Transponirung in eine andere Tonart oder Stimmlage ihm kehl- und mundgerecht gemacht werden kann, ohne an ſeinem inneren Werthe zu verlieren, ſo könnte doch vielleicht wohl auch die komiſche Muſe Athens und Roms ſich in unſere Zeit und unſere Verhältniſſe überſetzen laſſen und die alte Vis comica der Hellenen und Quiriten, von deutſchem Geiſte durchdrungen, nach tauſend Jahren auf deutſchem Boden dieſelbe Wirkung wie damals hervorbringen.

Feyerlichſt möchten wir uns aber dagegen verwahren, daß nicht unſere Ueberſetzungsfabriken, welche zum Hohne der nationalen Bildung den Bühnenleitern Poſſen und Luſtſpiele *„nach dem Franzöſiſchen“* liefern, ſich hiemit befaſſen; nur Odyſſeus ſelbſt konnte den Bogen des Odyſſeus ſpannen; darum ſollten auch nur Meiſter ſelbſt an dieſe Meiſterwerke Hand anlegen!

Göthe's Jugendgenoſſe, der geniale, leider in ſpäterer Zeit von Wahnſinn umſtrickte *Lenz* hat bereits gezeigt, daß es möglich ſey, dieſen Verſuch zu wagen!

J. Rh.

* * *

Aphorismen.

Die Gegenwart gleicht einem Briefe, den man vor Unwillen zerreißt und deſſen Stücke man hernach mühſam zuſammen ſucht und legt.

Die ſchlaueſte Lüge tauſcht doch nur durch das hunderttauſend Theilchen Wahrheit, das ſie noch enthält. So kann man mit einem einzigen Ducaten einen Mann und ſein Pferd überziehen.

Man muß nicht allein zu ſchweigen, aber auch die Ohren ſich zuzuſtopfen wiſſen.

Haß und Liebe führen das Gebälk der Seele auf. Eitelkeit ſtopft die Zwiſchenräume aus.

Die Vorurtheile ſcheinen mir oft die Gebeine der Seele zu ſeyn, ohne die ſie in einen Klumpen zuſammen fällt.

Daß Menſchen gelitten haben, beweint nur der Dichter.

Die Hütte am Wege wird zu oft wie der Wurm auf dem Wege behandelt.

Was iſt die Zukunft? — Noch in der Luft ſchwebender Staub!

Ein Patriotismus, der nicht von Stolz platzt, iſt unbrauchbar.

Es iſt ein ſehr elender Troſt, ſich gegen das, was man liebt, mit Würde benommen zu haben, und doch kommt er in allen Romanen vor.

Alles Große iſt mehr oder minder ein Verfahren, wenn nicht ein Wüthen gegen uns ſelbſt.

Ankündigung.

Bei Georg Franz in München erſcheint vom April d. J. an die Wochenſchrift:

„Deutſche Theeblätter“

hervorgerufen und gepflegt durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und **Fr. Aug. von Zu-Rhein,**

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit, — Eduard von Schenk, — Fr. von Schelling — Franz Grafen Pocci, — Karl von Martius, — Franz von Baader, — C. Weichſelbaumer, — Aloys Büſſel, — Dr. Soeltl, — Fr. Baron De la Motte Fouqué, — A. von Sternberg, — Ludwig Bechſtein, — Franz von Maltitz, — Dr. Karl Seidel, — Dr. H. Stieglitz, — Ernſt. Frhr. von Feuchtersleben, — G. von Heeringen, — Eduard Gehe — E. von Brunnow u. A.

In einem, theils nationalen, theils geſelligen Sinne ſollen dieſe Blätter den Intereſſen der höheren Converſation gewidmet ſeyn, wie ſolche in gebildeten Kreiſen, an einem gemüthlichen Theetiſche ſich geſtaltet. Feſſellos, ſprunghaft, ungezwungen, wie die Unterhaltung ſelbſt, wird alſo der Inhalt durch ein Geſetz nur, — durch das Geſetz der Anmuth beſchränkt und, da derſelbe den Frauen, als den eigentlichen Polen der Geſelligkeit, vorzugsweiſe ſich zuwendet, des Göthe'ſchen Ausſpruchs: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt,“ ſtets eingedenk ſeyn.

Der Preis des Jahrganges (52 Nummern), deren jeden Mittwoch eine, zum Theil mit Randzeichnungen, Vignetten, Muſikgaben ꝛc. geziert, ausgegeben wird: iſt 7 fl. oder 4 Thlr., halbjährlich 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Beſtellung übernehmen, in Erwartung der bereits eingeleiteten Poſt-Beförderung, auch alle in- und ausländiſche Buchhandlungen, woſelbſt die erſten vier Nummern als Probeblätter gratis verabfolgt werden.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 1.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 4. 1839.

Der letzte Ritter von Malta.

(Aus dem Reiſetagebuch eines preußiſchen Johanniters.)

Von F. de la Motte Fouqué.

Es war ein warmer Juliusabend des Jahres 1825, wo ich mich am anmuthig belaubten Meergeſtade der Oſtſee bei Kiel erging, unweit der Stadt, und mannigfach war der ſchöne Hain von vielen Luſtwandelnden aus den ſogenannt höheren Ständen durchſtrichen und belebt; — beinahe: „ſtaffirt“, hätte man ſagen mögen.

Wenigſtens für mich war es ſo ziemlich das rechte Wort, der ich, auf der Durchreiſe von Hamburg nach Kopenhagen begriffen, nur eben auf günſtigen Wind und einige Nebenbedingungen für die Abfahrt des Schiffes, wo ich mich eingemiethet hatte, ſeit zwei Tagen wartete. Ich hatte juſt keine Eil, und ließ mir alſo die Weile ſchon recht gern gefallen, mancherlei Intereſſantes erfaſſend mit theilnehmendem Blick, dennoch aber, bei der Ungewißheit meiner Aufenthaltsdauer, kein bekanntſchaftliches Verhältniß anknüpfend.

So gingen denn auch jetzt die Männer und Frauen durch die Waldung vor mir hin und wieder, gleich fremdartig phantaſtiſchen Geſtalten, Räthſel aufgebend durch ihre Erſcheinung, und ehe man zum Errathen Zeit gewinnen mochte, jegliches Räthſel wiederum, durch ein neuhervortretendes, aus dem Geiſte wie fortgeblendet.

Mir war ganz behaglich dabei zu Sinn, und ich überließ mich abſichtlos dem wechſelnden Spiel um mich her, bis endlich mein Blick vorzüglich feſtgehalten ward durch eine ausgezeichnet ſchöne Frauengeſtaltung, am Arm eines jugendlich ernſten Mannes langſam vor mir hinwandelnd durch die Baum-Allee, zunächſt am hohen Geſtade des Meeres.

Bei den freieren Durchſichtspunkten nach der farbigleuchtenden See hinaus blieb das edle Paar zuweilen nachdenklich ſtehen, und wandte ſich im ſinnigen Geſpräche dorthin, meiner, des unbekannt ihnen Nachwandelnden, achtlos, und ſo blieb denn auch ich, um nicht zu ſtören, zurück, fern genug, daß ich kein Wort des leiſen Geſpräches vernehmen konnte, bald mich auf einen Steinſitz niederlaſſend, bald mir zu ſchaffen machend mit den Zweigen des Baumes und den Blumen des graſigen Beetes, oder auch meinerſeits hinausblickend in den, mir von jeher ſo unausſprechlich theuern Himmelsſpiegel: Meer geheißen.

Aber meine Blicke ſtreiften doch einmal unwillkürlich nach dem bedeutungsvollen Paar hinüber, und die eben ſo regelmäßige, als anmuthblühende Schönheit der jungen Dame ergriff mein Gemüth mit jedem Augenblick tiefer, während mich die Zutraulichkeit und edle Würde ihres Geleiters überzeugte, hier habe ein glückſeligſter Ehebund zwei vollkommen verwandte Geiſter auf das heiterſte zuſammengefügt.

Da klang mir, ungeachtet meiner beſcheidenen Entfernung, der Ruf des jungen Mannes in's Ohr, gewiß durch irgend eine ſchöne Aeußerung der Dame freudig hervorgerufen: „o Amalia!“

Sie ſah ihn wohlgefällig an, aber bald flog ein leiſes Zuſammenſchrecken über die holden Züge, indem ein bejahrter Mann von edler Bildung und vornehm einfacher Tracht raſch aus dem Geſträuch hervortrat, ihre Hand erfaſſend und heftig ausrufend:

„Amalia! Sie ſind es! O, es bedurfte des Namens nicht für mich! O mein Herz hat mir es geſagt: wahr und wahrhaftig, Sie ſind es, Amalia! Ach, wie unausſprechlich holde Freude nach ſo unausſprechlich langem, langem, Leib und Herz und Seele zerreißenden Leid!“

Abwehrend mit heiligem Ernſte trat der junge Mann hervor, und zwiſchen ihm und dem Fremdling erhob ſich ein, nach edler Sitte leiſes, aber doch ſtets unverkennbar lebhafter ſich geſtaltendes Geſpräch, wovon die junge Herrin ſchon zurückgetreten ſchien.

Jetzt hielt ich es für eine Ehrenpflicht, mich der ſeltſamen Gruppe zu nähern, um ein etwa heranziehendes Unheil vielleicht zu verhüten.

Im langſamen, mit möglichſt unabſichtlich ſchauenden Herumſchreiten bemerkte ich ein weißes Kreuz auf des alternden Fremdlings dunklem Kleide, ein Johanniter Kreuz, wie das auf meiner Bruſt, nur von auffallend ungewöhnlicher Größe, und der um den Hals geknüpfte Orden zeigte mir, vermöge der Kapitelkrone an, jener Fremde gehöre keineswegs zu uns preußiſchen Johanniter-Rittern, ſondern zu den Söhnen des ältern Ordens. Ja, das ſüdliche Braun auf ſeinen edlen, aber ſcharfgefurchten Geſichtszügen ließ mich in ihm einen Ritter der katholiſchen Zunge, ehedem auf Malta heimiſch und herrſchend, vermuthen.

Indem ich herankam, ſagte der junge Mann zu Jenem: „Im Uebrigen ſollt' ich denken, mein Herr, alles etwa Störende in unſerem Zuſammentreffen ſei abgemacht, indem ich Ihnen erkläre: es findet hier eine

Perſonenverwechſelung ſtatt. Dieſe Dame heißt zwar allerdings Amalia, aber ohne Sie jemals geſehn zu haben, wenigſtens gewiß nicht hätte ſie bis heut jemals die Ehre, Sie zu kennen.“

„Gewiß nicht!“ wiederholte die leiſe, in wohllautenden Schwingungen lieblich bebende Stimme der holden Frau.

Der Malteſer aber, mit dem rührenden Ausdruck eines tiefzerreißenden Seelenſchmerzes in allen Zügen ſeines edlen Angeſichtes, rief aus: „Amalia kennt mich nicht mehr! Amalia hat mich nie gekannt! Amalia verläugnet mich! O Himmel, all Ihr Himmel, zu denen ich einſt ſelig emporflog an dieſes Engels Augenſtrahl, wie Dante Alighieri, vom Beatrice's ſonnigem Leuchten gezogen, gehoben, verklärt, — ſo weiß denn die holde Botin wohl ſelbſt von Euch nichts mehr, da ſie von mir nichts weiß, an den ſie ja doch in himmliſcher Bevollmächtigung geſendet war! O Amalia, um aller Himmel willen, beſinne dich auf mich!“ —

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Erſte Eindrücke bei der Ankunft in Rio-Janeiro.

Von A. von Maltitz.

Stadt und Umgebung.

Die Stadt iſt ſo eng, als das Meer weit iſt, doch unermeßlich gegen ein Packboot! — Welche Wonne, wieder aufrecht zu gehn und mit dem Hut auf dem Kopfe zur Sonne empor zu blicken! — Menſchenwürde! —

Noch einige Schritte, — Sklavengeheul! —

Sklavengeheul in einem ungeheuern, menſchlichen Bienenkorbe! — Ballen wie Felſenſtücke, in Leinwand genäht, — Säcke, die kaum noch vor Kaffeebohnen die Achſeln zucken können, — Hausrath, — kurz Alles, was Hände faſſen und Fäuſte packen können. Kein Menſch ohne Laſt, wie es dem Sterblichen ziemt! — Alles ſtrömt, drängt, eilt, als habe die Stadt, wie einſt Carthago, die Weiſung erhalten, ihren Bündel zu ſchnüren und ſich in vier und zwanzig Stunden aus ſich ſelbſt herauszupacken. — Wer kommt an, — wer reiſet ab, — wo ſollen alle die Päſſe herkommen, — iſt es ein Volk von Abpackern, das hier wohnt? Wird man nicht uns ſelbſt wieder verſenden? Was wird man von dem denken, der kein Gepäck hat! — Wir, wir kamen, — aus Europa! wir langen an! —

Orangen waren unſre erſten Gedanken, unſre erſten Worte, das Uebrige wird ſich finden.

Die Orangen fanden ſich im Hauſe eines europäiſchen Kaufmanns. Uns ward volles Maaß, doch leider wohnten wir, während des Götterſchmauſes, der erſten, wahrhaften Sklavenſcene bei, deren Zeugen wir ſeyn ſollten. Schmerzlich belehrte ſie uns, daß die Welt oft gerade ſo wie in den Büchern iſt, die wir als Knaben laſen. Ich ſchildre die Anrede unſres Wirthes an ſeinen ſchwarzen Unglücklichen nur unvollkommen, wenn ich ſage, daß die Stimme des Ochſentreibers vor ſeinem Geſpann Schmeichellaut dagegen war, — daß wenn eine unzerſtörbare Dampfmaſchine ſich übel betragen und Verweiſe ſie beſſern oder unſere Galle erleichtern konnten, man ſie ihr in dieſem Ton ertheilen müßte. Die Rede des Taubſtummen, wie ſehr ſie auch aus dem Grabe zu ſteigen ſcheint, hat mehr Biegungen, als dieſe entſetzliche Sprache verſteinter und verſteinender Härte, die wie außerhalb der Menſchheit an irgend ein Geſpenſt gerichtet zu ſeyn ſchien, vor dem der Redner ſich nicht zu fürchten brauchte. Uebrigens war der Mann noch nicht recht im Zorn, — er betrieb nur den gewöhnlichen Gang ſeiner Haushaltung, — er befahl, er ordnete, — und rühmte ſich vermuthlich eines Talents zum Befehlen, einer Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie Alle thun, die dieſes arme menſchliche Herz quälen.

Wer in Rio anlangt, gewinne ſchnell das Freie! Wer nicht um Zollamt, Börſe und Waarenlager flattern muß, verlange ſogleich nach Catéte und Botafogo, den beiden Pera's der braſilianiſchen Hauptſtadt. Später zieht jeder Fremde allmählich mehr und mehr in dieſe hinein und lernt zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie mehr Kühle einſchließt, als er vermeinte.

Wiederum dem Meer entlang, auf einer Straße, die ſich an Hügel ſchmiegt, eilt man in der Richtung des Hafeneingangs zuerſt Catéte zu. — Staub und keinen Schatten! Ein braſilianiſches Cabriolet mit zwei Maulthieren und, faſt hätt' ich geſagt mit einem ſchwarzen Kutſcher beſpannt, — trägt uns, unter gewaltigen Schwingungen ſeiner alten vor Staub unkenntlichen Tragriemen, die immer mit Stößen enden, über den meiſt wellenförmigen Plan der breiten Straße dahin.

Dieſe Cabriolets gehören zu den wenigen Dingen, die in Braſilien eigentlich alt und geſpenſtiſch ausſehen. Wir werden ihnen ſpäter die Tragſeſſel beigeſellen.

An der Stelle dieſes Weges, die mit Mauerwerken gegen die eindringende Flut geſichert iſt, zeigen ſich die einziehenden Schiffe am ſchönſten, am rieſigſten und ſo zutraulich, könnt' ich ſagen, daß man ihnen die Hände unterbreiten möchte. Von hier beobachtete ich oft das allmählige Erſcheinen der Maſte am zarten Rande des Geſichtskreiſes, zuerſt wie blätterloſe Aeſte auftauchend, bis ſich nach und nach die Segel von den Wolken abſonderten und wie ſchwarzgeäderte Fittiche um die Maſte her ſchwellten.

Auf einem Hügel, der uns den Eingang des Hafens und der einflutenden Prachtſtraße des Ozeans verdeckt, erhebt ſich die kleine Kirche der Gottesmutter: Maria da Gloria. Alle Seiten dieſes Hügels (zu gleicher Zeit ein Vorgebirge) ſind mit Wohnungen und Gärten bekleidet. Die Behauſung des engliſchen Geiſtlichen nahm zu meiner Zeit ſeinen Gipfel ein. Hier muß man Paul und Virginie, dies kleine Buch, dies große Meiſterſtück, wiederum leſen, noch beſſer ſchon zu Schiffe. — Der alte Neger, wird er hier fehlen, und toſen nicht Brandung und Schiffbruch ganz in der Nähe?

Catéte ſelbſt iſt nicht ein reizender Ort; eine breite, ungepflaſterte Straße, mit meiſt niedrigen Häuſern beſetzt; — unregelmäßige Seitenſtraßen knüpfen ſich an die mittlere, theils von ihr zum Meer abfallend, theils zu den nahen Bergen aufſteigend. Die lärmende, rollende Nachbarſchaft eines Steinbruches, an dem die arbeitenden Neger wie gemalte Schatten hängen, — ein ſandiges, unreinliches Ufer, wo das Meer entrüſtet wieder auswirft, was man dem edlen Element aufzubürden wagte. — Staub — wochenlang verharrende Pfützen machen dieſen Ort zu der Lieblingsſtelle Weniger.

Doch gränzt an ihn das unvergleichliche Thal der Orangenbäume. Es iſt an vielen Stellen ſo eng, daß man es nur einen Pfad, — nur das ſeichte Bett eines großen Stromes nennen möchte, — wo es aber zu ſchließen ſcheint, erweitert es ſich plötzlich wieder; — man erwartet auf einmal an eines Kloſters Pforte inne halten zu müſſen, — es führt uns aber nur an den Fuß des Gebirges; — der Bach, der es durchrinnt, iſt ſo rein und klar, als ob er von einem Altar käme.

Ein Einſiedler hat allerdings hier gewohnt — welcher einſt in den Welthändeln ſich tummelte, der holländiſche General Hoggendorpp — Anhänger des großen Eroberers Napoleon. Seine nun mit einem Grabe auf der Gamboa, dem Begräbnißorte der Britten, vertauſchte Wohnung beſitzt gegenwärtig ein Engländer. Von einem hölzernen Altan, über tauſend Wipfel hinweg, ſieht man einen Abſchnitt der Bucht, der ſich hier alle Blicke zuwenden, vor ſich entfaltet.

Hier rinnen zahlreiche Waſſerfäden von dem großen Gebirgsſtrom in das Thal hinab. Mit welcher Eile ſtürzen ſie der erſtern Welle voraus, die des Menſchen Hand auf Umwegen zu demſelben Ziele führt! —

* * *

Theatraliſche Chronik.

München im April 1839.

1) Alidia, romantiſche Oper in 3 Akten, von Otto Prechtler. Muſik von Franz Lachner, k. bayer. Kapellmeiſter.

In doppelter Hinſicht erſcheint dieſes neue Tonwerk einer aufmerkſamen Betrachtung würdig, nicht bloß als eine deutſche Original-Schöpfung, die auf unſern Bühnen ſo ſelten ſind, ſondern auch wegen ſeiner Bedeutung an ſich, wozu der, im Fache der Inſtrumental-Compoſition rühmlichſt bekannte Name des Urhebers ſchon hinreichende Bürgſchaft giebt.

Zu einer ſolchen Betrachtung dürfte jedoch in dieſen Blättern weder der genügende Raum geboten, noch ein ähnliches, zu höheren Anforderungen berechtigtes und berechtigendes Kunſtwerk überhaupt nach einmaligem Hören, ohne Einſicht der Partitur, gehörig zu kennen und zu würdigen ſeyn.

Soviel darf inzwiſchen hier vorläufig wohl bemerkt werden, daß dieſe Muſik eine höchſt bedeutende, durchdachte, künſtleriſch tüchtige, ja die ſchaffende Gewalt des Urhebers hinreichend bekundende zu nennen iſt, wie denn auch das Uebergewicht des Inſtrumentaliſchen und der Charakter deſſelben, obwohl ohne eigentlichen Nachtheil für die Vokal-Parthie, daran auffallend hervortritt. Bliebe ein Wunſch etwa noch übrig, ſo wär' es der, daß auf Vereinfachung, Abrundung und Fluß noch mehr, als geſchehen, wäre hingearbeitet worden, — ein Wunſch, welcher jedoch, wie ſchon zuvor bemerkt, vielleicht mehr einen Mangel in unſrem Ohr, als in der Muſik andeutet und daher wohl bei der nächſten Vorſtellung ſchon ganz von ſelbſt ſich erfüllen könnte.

Was aber das principium agens dieſer Oper betrifft, — wie wir, nicht ohne gute, ſpäter einmal näher zu entwickelnde Gründe, jedes Textbuch nennen möchten, ſo mag, um ein gänzliches Stillſchweigen nicht als die allerbitterſte Kritik ausgelegt zu ſehn, von dem gegenwärtigen nur ſoviel geſagt werden, daß die Nichtigkeit des Verſuches, den Stoff einer weit ausgeſponnenen, novelliſtiſchen Darſtellung zum Gebrauche des Theaters verarbeiten zu wollen, an dieſem abermals auf das Augenſcheinlichſte hervortritt. Armer Bulwer, — aus deſſen Roman: die letzten Tage von Pompeji, die Fabel genommen, deren Schauplatz jedoch — nach Chili verliebt iſt, — armer Bulwer, wenn dein Werk nach dieſer Abſchattung beurtheilt werden, arme deutſche Componiſten, wenn die Nothwendigkeit ſich zeigen ſollte, von dergleichen, als dem Grundelement Eurer Arbeit, Gebrauch zu machen!! — Kaum, glauben wir, iſt je den Regeln der gewöhnlichſten Wahrſcheinlichkeit, — von der theatraliſchen gar nicht zu reden, die doch noch eine ganz andre iſt, — ſo viel Gewalt angethan, kaum je der bekannteſten Verhältniſſe und Bedingungen des menſchlichen Verkehrs ſo wenig geachtet, kaum je ſogar dem Zauberweſen eine mehr alberne und zugleich zweckloſere Rolle zugetheilt worden. Ein Hexenmeiſter, der trotz ſeiner magiſchen Künſte zu gerichtlichen Prozeduren ſeine Zuflucht nehmen muß, um eines Nebenbuhlers ſich zu entledigen, dieſer, der Sohn eines Vicekönigs, auf die bloße Verſicherung des Andern, welcher als Beweis der Anklage ein von ihm ſelbſt mit Blut gefärbtes Schwerdt vorzeigt, zum Tode verurtheilt, durch das entgegengeſetzte Zeugniß eines Blumenmädchens aber, das ebenfalls mit einem blutgetränkten Dolch erſcheint, wiederum freigeſprochen, der einfältige Richter, welcher Beiden ohne Weiteres glaubt und dazu als deus ex machina ein tüchtiges Erdbeben, um dem Hexenmeiſter und der ganzen Geſchichte, ein Ende zu machen, das ſind die Elemente dieſer ſeltſamen Miſchung, bei welcher natürlich ganz vergeſſen iſt, daß ein dramatiſches Werk, welcher Art es auch ſey, vor Allem eine gewiſſe innere, man möchte ſagen: pſychiſche Nothwendigkeit bedingt, nicht aber, wie dies im Roman vielleicht zuläſſig, durch äußerliche oder phyſiſche Hülfsmittel kann zu Ende gebracht werden.

Die Ausführung von Seiten des Opernperſonals war muſterhaft zu nennen, wie denn das Ganze, in Bezug auf Dekorationen und Coſtume, ſich einer eben ſo glänzenden als angemeſſenen Ausſtattung zu erfreuen hatte.

T.

2) Die Hofdame, Luſtſpiel in 5 Akten. *)

Zehn Jahre faſt, ſeit dem erſten Erſcheinen dieſes Werkes im Druck **) ſind vergangen, bis demſelben eine würdige Darſtellung auf dem hieſigen königlichen Hoftheater endlich zu Theil geworden iſt.

Nachdem aber ſo viele gewichtige Stimmen über den Werth deſſelben ſich ſchon ausgeſprochen und deſſen Ruf in der deutſchen Literatur hinreichend begründet haben, **) ſcheint es überflüſſig, in neuere Erörterungen darüber einzugehn, daher wir uns denn begnügen wollen, einige der wichtigſten Stellen aus den angedeuteten Beurtheilungen hier im Auszuge mitzutheilen:

„Wir lernen hier,“ heißt es in den: Blättern für literariſche Unterhaltung Nro. 117. April 1831 „einen ausgezeichneten Luſtſpieldichter kennen, welcher Beruf mit Fleiß, Geſchmack mit Uebung in ſeinem Fache verbindet. Die Hofdame iſt ein feines, überaus geſchmackvolles Stück, das uns die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit dem guten Ton der höheren Stände (jenes pium desiderium bei den meiſten deutſchen Luſtſpielen) bewährt, und das von ſo eleganter Haltung in Sprache und Verwicklung, von ſo wirkſamer vis comica durchzogen wird, daß wir dem Verfaſſer unſer Bravo zurufen müſſen. Mit Vergnügen folgen wir dieſen eleganten, ideenreichen, ſchöngeiſtigen Geſprächen zwiſchen Adamar und dem Fürſten, die, wie nebenher, die wichtigſten Fragen des Lebens zur Sprache bringen und auf gefällige Weiſe löſen. Alles iſt fein, geſchmackvoll und elegant an dieſer Arbeit, und wer zweifelt daran, daß es beſonders ſolche Luſtſpiele ſind, die uns fehlen und die uns Noth thun. . . . . .“ Die beſten, franzöſiſchen Muſter werden hier erreicht; — es wäre zu bedauern, wenn der Verfaſſer nicht in dieſem Fache fortarbeitete, um vielleicht eine Lücke auszufüllen, die unſerer Literatur zur Schmach gereicht. Hier iſt Ehre zu gewinnen, und der Verfaſſer hat alle Anlage, den Preis heimgetragen.... Wir erwarten von ihm die Erfüllung eines unſerer wärmſten Wünſche für die vaterländiſche Literatur: ein ächtes, deutſches Luſtſpiel, das die Sitte, aber zugleich auch die Bildung zurückſpiegele, die bei uns einheimiſch iſt.“

---

*) S. Schauſpiele von F. von Elsholtz. Band 1, zweite, mit den Briefen Göthe's an den Verfaſſer verſehene Auflage. Leipzig bei Brockhaus 1836.

*) Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1830.

**) S. Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik Nro. 70 October 1830. — Blätter für literariſche Unterhaltung Nro. 117 April 1831. — Heſperus Nro. 310 December 1831. — Blätter für Literatur und bildende Kunſt Nro. 2 Januar. 1836. — Berliner Converſationsblatt Nro. 14 1836. — Ferner: Sammler, Geſellſchafter, Morgenblatt, und endlich: Blätter für literariſche Unterhaltung Nro. 90 April 1836.

Ferner in den: Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Nro. 70 October 1830, wo der, als Kunſtkritiker berühmte Wilhelm Neumann ſich folgendergeſtalt äußert: „Die Hofdame verdient als ein ſehr wohlgelungenes Luſtſpiel, ſowohl an ſich, als auch wegen des Mangels an guten Komödien, eine aufmerkſame Betrachtung.“

„Der Kampf zwiſchen Sittlichkeit und Neigung, als der allgemeine Inhalt alles Lebens, iſt auch der Gegenſtand der dramatiſchen Kunſt .... Der Verfaſſer des gegenwärtigen Stücks will uns zeigen, wie Menſchen, die der höchſten Sphäre der Geſellſchaft angehören, und deren Lebensrichtung im Ganzen dem Edlern und Beſſern nachſtrebt, ſich über die Reinheit ihrer Gefühle ſelbſt täuſchend, auf Abwege gerathen, die ſie eigner Mißbilligung und der Gefahr der Beſchämung ausſetzen. — Auch er hat alſo das Leben in ſeinen Abweichungen von den Geſetzen der Sittlichkeit zum Gegenſtande ſeines Drama gemacht. Der ſchwierige Stoff iſt jedoch mit Anmuth behandelt, und ihm alles Abſtoßende durch die Kunſt des Dichters glücklich benommen.“

„Nachdem unſere dramatiſche Praxis mancherlei Phaſen durchlaufen, und die Empfänglichkeit des Publikums für das Wahre und Naturgemäße durch vielfache Verirrungen abgeſtumpft hat, iſt ſie nach und nach zu der Nothwendigkeit herabgekommen, durch Anwendung der allerſchärfſten Mittel eine theatraliſche Wirkung hervorzubringen. Es iſt daher wohl Zeit, einmal wieder einzulenken, und die Verirrungen des Lebens nicht mehr in fratzenhafter Uebertreibung, ſondern in dem gemilderten Lichte der Kunſt auf die Bühne zu bringen, ſo daß wir den Abweg nicht nur, ſondern auch den Rückweg erkennen mögen. Dieſer ſo wenig betretenen Richtung iſt der Verfaſſer mit entſchiedenem Glücke gefolgt. Die Fabel des Stückes iſt wohl erfunden und verſtändig geleitet. Die mit Weisheit angelegte Expoſition führt uns durch lebendige Handlung ſogleich in die Mitte aller Verhältniſſe, und giebt ſämtlichen Perſonen Gelegenheit, uns mit ihrer Geſinnung und Denkweiſe bekannt zu machen. .... Die auftretenden Hauptperſonen gerathen genugſam in Verwicklung, wodurch fortdauerndes Intereſſe erzeugt wird; die Handlung ſchreitet mit Sicherheit und Ruhe vor, und der Schluß, der die Verwirrung befriedigend löſet, iſt nicht nur geſchickt und natürlich herbeigeführt, ſondern entläßt auch die Perſonen des Drama's in einem Zuſtande ſittlichen Glücks, wodurch denn zugleich das ethiſche Gefühl des Zuſchauers vollkommen beruhigt wird. Die feine Sophiſtik des Gefühls iſt mit Kenntniß und Wahrheit dem Leben nachgebildet. Die Charaktere haben ſämtlich eine beſtimmte, geſonderte und konſequente Geſtaltung ... daher denn in dem Kreiſe ächter Bildung und Kennerſchaft dies Stück in ſeinem Werthe gewiß wohl erkannt und gewürdigt werden wird. u. ſ. w.“

Sodann das Berliner Converſationsblatt Nro. 14, Februar 1836: .... „Was das Luſtſpiel, das in Deutſchland nie recht gedeihen wollte, betrifft, muß man leider jenen Tadlern Recht geben, welche behaupten, daß Thalia jetzt bei uns faſt nur in franzöſiſchen, engliſchen oder italieniſchen Kleidern ſich zeige; um ſo freudiger wird man das Verdienſt eines Dichters anerkennen, der uns ein Luſtſpiel gegeben hat, wie wir nur wenige von gleicher Trefflichkeit beſitzen; es iſt die Hofdame, ein Stück, dem Göthe eine ſeltene Theilnahme geſchenkt hat.... Dies klaſſiſche Luſtſpiel, das man als allgemein bekannt annehmen kann, tritt hier in der 2ten Auflage vor uns; Göthe's Briefe ſind demſelben vorangeſtellt u. ſ. w.“

In ähnlicher Weiſe ſprechen auch die übrigen der vorgenannten kritiſchen Organe über dieſe Arbeit ſich aus, zu deren wörtlicher Anführung es hier jedoch an Raum gebricht, daher wir denn nur auf Göthe's Aeußerungen noch in der Kürze hindeuten, welcher unter andern ſich folgendergeſtalt ausſpricht:

„....Inzwiſchen halt' ich dieſes Stück für vorzüglich gut und jedermann wird es dafür anſprechen, wenn er ſich ihm ganz hingiebt und ſich in der eignen Welt, die es darſtellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechſel angiebt und die Menſchen nimmt, wie ſie ihm der Dichter vorführt. Deswegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in ſich conſequent und lebendig iſt.“ … Bei'm Leſen und Vorleſen müßte es durchaus gefallen, beſonders wenn in einer gebildeten Geſellſchaft ſechs Perſonen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verſtehen, ſich daran gäben, ihre Rollen wohl zu ſtudiren und es ſodann mit Geiſt und Leben vorzutragen. Eine ſolche Unterhaltung würde, ſobald mehrere Exemplare vorhanden ſind, ich ſelbſt veranſtalten. Vielleicht wäre dieß auch der ſicherſte Weg, dieſe glückliche Production dem Theater zu empfehlen.“

Wie alſo würde Göthe, der dieſem Luſtſpiel eine ſo andauernde, jahrelange, beiſpielloſe Theilnahme gewidmet, und durch eine Reihe der merkwürdigſten Briefe*) ſeine perſönliche Beihülfe daran bethätigt hat, ja für die Aufführung in Weimar damals ſich ſelbſt, wiewohl fruchtlos, verwendend, unſchätzbare Winke dazu ertheilte, — wie würde Göthe, hätt' er dies noch erlebt, bei ſeinem ſo lebendigen Intereſſe an allen künſtleriſchen Beſtrebungen der Zeit, auch hieran ſich erfreuet und zu ähnlichen, im Fache des verwaiſeten deutſchen Luſtſpiels, Dichter, Schauſpieler und Theaterlenker ermuntert haben!

Was die Darſtellung betrifft, ſo war ſolche, mit wenigen Einſchränkungen, als vollkommen zu betrachten und hat den Beweis geliefert, daß, trotz aller Schwierigkeiten des Raumes und der Verhältniſſe, das hieſige Kunſtperſonal den Leiſtungen höherer Gattung nicht entfremdet iſt; auch wurde, trotz der Oppoſitions-Verſuche, welche von einer gewiſſen, wohlbekannten Seite gegen das Werk ſich Raum machen wollten, durch den Erfolg die Uebereinſtimmung des hieſigen beſſeren Publikums mit den obigen kritiſchen Urtheilen hinreichend beſtätigt.

V.

---

*) S. deſſen nachgelaſſene Werke, erſte Lieferung 5ter Band S. 375 u. ſ. w. wie auch die vorgedachten Schauſpiele, 2. Auflage Bd. I. S. XI. — XXIV, wo ſolche nach den Originalhandſchriften mitgetheilt ſind.

Ankündigung.

Die unerwartet freundliche Theilnahme, welche dem gegenwärtigen Unternehmen, ſowohl von Seiten des Publikums, als der Herren Schriftſteller zu Theil wird und wodurch deſſen Beſtehen nun völlig geſichert erſcheint, — dieſe Theilnahme veranlaßt uns ſchon jetzt, nach Ausgabe der vier Probeblätter, an Erweiterung des Inhalts zu denken, welche, der äußern Zierlichkeit unbeſchadet, durch kleinere Schriften u. ſ. w. erzielt werden und den Beweis liefern ſoll, wie dankbar wir jener Theilnahme zu begegnen ſuchen.

In der dadurch gewonnenen, faſt zwei Spalten betragenden Inhalts-Ausdehnung erſcheint daher fortan in regelmäßiger Folge die Wochenſchrift

„Deutſche Theeblätter“

hervorgerufen und gepflegt durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und Fr. Aug. von Zu-Rhein,

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit. — Eduard von Schenk. — Fr. von Schelling. — Franz Grafen Pocci. — Karl von Martius. — Franz von Baader. — C. Weichſelbaumer. — Aloys Büſſel. — Dr. Soeltl. — Fr. Baron De la Motte Fouqué. — A. von Sternberg. — Ludwig Bechſtein. — Franz von Maltitz. — Dr. Karl Seidel. — Dr. H. Stieglitz. — Ernſt, Frhr. von Feuchtersleben. — G. von Heeringen. — Eduard Gehe. — E. von Brunnow u. A.

In einem, theils nationalen, theils geſelligen Sinne ſollen dieſe Blätter den Intereſſen der höheren Converſation gewidmet ſeyn, wie ſolche in gebildeten Kreiſen, an einem gemüthlichen Theetiſche ſich geſtaltet. Feſſellos, ſprunghaft, ungezwungen, wie die Unterhaltung ſelbſt, wird alſo der Inhalt durch ein Geſetz nur, — durch das Geſetz der Anmuth beſchränkt und, da derſelbe den Frauen, als den eigentlichen Polen der Geſelligkeit, vorzugsweiſe ſich zuwendet, des Göthe'ſchen Ausſpruches: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt.“ ſtets eingedenk ſeyn.

Der Preis des Jahrganges (52 Nummern), deren jeden Mittwoch eine, zum Theil mit Randzeichnungen, Vignetten, Muſikgaben ꝛc. geziert, ausgegeben wird, iſt 7 fl. oder 4 Thlr., halbjährlich 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Beſtellung übernehmen, in Erwartung der bereits eingeleiteten Poſt-Beförderung, auch alle in- und ausländiſche Buchhandlungen, woſelbſt die erſten vier Nummern als Probeblätter gratis verabfolgt werden.

Empfänger der Probenummern werden höflichſt erſucht, ſich über den Fortbezug geneigteſt zu erklären.

München. **Georg Franz.**

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutsche Theeblätter.

[illegible] und gepflückt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 5. 1839.

Lebensblätter.

Von
Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Wenn Dir die Welt ihr blüthenloſes, nacktes,
Umbrandetes Geklipp entgegenwendet, —
Wer hört, im öden Sturm des Cataraktes,
Den Ton der Liebe, den Dein Lied verſendet?

Todt erſcheint die Welt dem Todten;
Sie hat keine Seele! heiſst es;
Dem Lebend'gen ſcheint ſie Echo
Für das Leben ſeines Geiſtes.
Wie das Drama ſich verſchlinge,
Sich entwickle, ſchaut er zu:
In dem Wandelgang der Dinge
Findet der Betrachter Ruh'.

Glaub', es heilen alle Wunden,
Bleibt der Geiſt ſich treu und klar!
Der Moment, er ſei verſchwunden, —
Aber was das Herz empfunden,
Wahr empfunden,
Bleibet ewig, bleibet wahr.

Glücklicher, der Du den Wäldern,
Dunklen Felsen, grünen Feldern,
Friſch Dich in die Arme warfst,
Und, in blüthenvollen Räumen,
Dich der Freiheit gold'nen Träumen
Schrankenlos ergeben darfst!
Waldluft koſ't dem Traumgefühle;
In dem ſtädtiſchen Gewühle,
In dem Treiben dumpf und ſchaal —
Ach, wird selbst der Traum zur Qual!

Herb ist Weisheit, ſüſs iſt Thorheit;
Frohe, irrt nur immer zu!
Weg die Thräne,
Die das matte Aug' befeuchtet!
Sieh, wie froh die Sonne leuchtet;
Ihres Schein's genieſse Du!
Hoffe! — wähne! —
Deine Weisheit, Deine Thorheit,
Deckt derselbe Hügel zu.

* * *

Der letzte Ritter von Malta

(Aus dem Reiſetagebuch eines preußiſchen Johanniters.)

Von F. de la Motte Fouqué.

(Fortſetzung.)

Ernſtes Mitleid mit dem ſeltſamen Fremdling in den Blicken wandte der junge Mann ſich ab, um ſeine zagende Gattin von hinnen zu führen. Da vertrat ihnen Jener, voll mächtig zurückgekämpfter Bewegung den Weg, mit demuthvollem Verneigen ſprechend:

„Wohlan denn, Amalia. — Sie wollen's, und es ſei. Nur Eines noch. Und alles Uebrige will ich auskämpfen in mir, in dieſem von jetzt an zum Tode getroffenen, blutrinnenden Ich, — geſchieden von aller Welt fortan. Aber das Eine gieb mir zurück, auf daß ich es mit herein nehme in meine Einſamkeit. Selbſt, wenn du dein Bild mir wiederum abfordern möchteſt, — nimm es hin. Aber doch bitt' ich um das Eine, was ich dir in ſo feierlicher Stunde gab. Das kannſt du ja doch nicht vergeſſen haben. O bitte, gieb mir es wieder!“ —

Es legte ſich ein kindlich flehender Ausdruck weich über des greiſenden Mannes Augen und Wangen und Lippen, und ſichtlich davon bewegt, ſagte die Dame mit freundlichſter Stimme:

„Gern gäb' ich's Euch. Wüßt ich nur, was Ihr begehren könnt. Und mein Bildniß hättet Ihr? Unmöglich!“ —

„Ihr habt ein ausnehmend kurzes Gedächtniß!“ murrte der Fremdling, und ſeine Augen funkelten düſterwild.

Jetzt trat ich entſchloſſen raſch hinzu, den Malteſer anſprechend: „Unſre Ritterkreuze zeigen Verwandtſchaft, mein Herr, und hier ſcheint eine Irrung obzuwalten. Darf ich mich zum Vermittler anbieten?“

Unwillig, aber nicht auf beleidigende Weiſe wandte ſich der Alte gegen mich, hohe Zornesröthe auf den Wangen, funkelnden Blick im Auge, und der junge Mann, die freigewordne Bahn benutzend, führte ſeine Dame von hinnen, mir jedoch zugleich eine Karte gebend, indem er ſprach:

„Sie finden hier Namen und Wohnung des Mannes, welchem Sie ſich in dieſem Augenblicke lebhaft verpflichten. Das Kreuz auf Ihrer Bruſt bürgt mir dafür: Sie werden mich vernehmen laſſen, wie ſich dies wunderliche Abentheuer weiter geſtaltet und mir meinen ſchuldigen Theil an der Löſung des Räthſels nicht vorenthalten.“ —

Die zwei anmuthigen Geſtalten waren fort. In der ſeltſamlichſten Spannung ſtand ich dem alternden Wunderling gegenüber, er ſelbſt einige Augenblicke lang wie verſteint.

Dann fuhr er plötzlich mit der rechten Hand gegen die linke Hüfte, doch alsbald ließ er ſie bitter lächelnd wieder ſinken und murmelte:

„Ja ſo! Ich trage ja nun ſogenannte Civilkleider ſchon ſeit ſo langer Zeit, und kann mich doch immer noch nicht an das civile Treiben gewöhnen, — an das waffenloſe Getriebe, mein' ich. — Und doch, mein Herr, wir tragen ja Beide das Ritterkreuz. Wollen wir unſer Dilemma nicht lieber auf ritterliche Weiſe ausmachen?“ —

Ich neigte mich, heiter bejahend, und er ſprach, mir voranſchreitend, mit einem feierlichen Winken, das mich an den Geiſt des alten Heldenkönigs Hamlet mahnte:

„Mir nach! Ich will uns Beiden Waffen ſchaffen.“

Und mich hätte kein Horazio oder Bernardo oder Marcellus oder ſonſt Wer zurückhalten können von dem räthſelvollen Gang, ſo wenig als den jungen Dänenprinzen Hamlet ſelbſt. —

Schroff am waldigen Ufergange des Haines führte der enge Pfad hinab, welchen mein ſeltſamlicher Geleiter einſchlug, und ſtets vernehmlicher rauſchte uns der Wellenklang des Meeres entgegen, vom abendlich aufſteigenden Seewinde angeregt.

Stumm ging der Alte voran; ſtumm ſchritt ich hinter ihm drein. Nicht ein Einzigesmal blickte er nach mir um, ob ich ihm auch gewißlich folge. Er mußte wohl fühlen, ich ſeie durch den Magnetenzug der Ehre an ſeine Tritte gebannet, und das freute mich.

Endlich waren wir unten am Strande der See. Ein verfall'nes, alterthümliches Gemäuer, faſt mehr einem Runengrabe vergleichbar, als einer Menſchenwohnung, lehnte gegen den Hügelgang.

„Wenn er da drinnen wohnt," — flüſterte ich unhörbar vor mich hin, und wollte lachen. Aber ein wunderbarliches Grauen erfaßte mich, und der Nachſatz meiner Rede blieb mir aus.

Jener aber ſchritt grade auf das Gemäuer los, öffnete mit einem großen, aus dem Buſen hervorgezogenen Schlüſſel eine wie mühlich in ihren Angeln knarrende Thür, und ſchritt mir, abermal winkend, voran in einen dunkeln Gang.

Unwillkührlich blieb ich ſtehn, und wandte mich nach der, eben im vollen Lichtglanze zu den Wogen niedertauchenden Sonne.

Der Alte aber ſagte voll ſehr wehmüthigen Ernſtes:

„Ihr habt Recht, mein junger Genoß, Euch fehlt, was dorten die Sonne in Flammenpracht über das Meer heranſtrahlt: eine leuchtende Klinge. Das kommt aus der trüblichen Waffenloſigkeit unſrer Zeiten. Aber Geduld! Ein alſo goldiges Phöbusſchwerdt, wie es dorten auf den Fluthen funkelt, kann ich Euch freilich nicht darbieten. Aber eine recht wackre Klinge will ich Euch holen, und dann — ich weiß es gewiß — läßt Euer ritterlicher Sinn Euch keinen Augenblick Bedenken, mir zu folgen, wohin und wozu es auch ſei."

Damit verſchwand er in das Gemäuer, und ich ſchritt draußen voll wunderlicher, mag ſein ſchauriger, aber in der That anmuthiger Erwartung raſch auf und nieder.

Nicht lange, ſo kam er wiederum zurück. Zwei ſchöne leuchtende Stoßdegen hielt er in der rechten Hand, und bot ſie mir gekreuzt, die Gefäße nach oben gewandt, mit höflicher Verneigung zur Auswahl dar, wie man es auf den Fechtböden zu machen pflegt. Ich ergriff eine der Klingen, grüßte damit nach Kämpfergebrauch, und ſtellte mich bereit ihm gegenüber. Er ſagte mit wehmüthigem Lächeln: „wohl wär' es gar hübſch, unſre Aufgabe hier zu löſen, ſo angeleuchtet vom blutig funkelnden Abendroth, ſo hallend in unſer Klingengeklirr herein das im Gruß der nahenden Nacht aufrauſchende Meergefluth. Aber merkt, edler Ritter, hier wanken ohne Zweifel annoch manch ſehr unritterliche Leute umher, und könnten uns widrig verſtören in unſerm edlen Schaffen. Zudem hab' ich noch vor dem Kampf Euch etwas mitzutheilen, auf daß damit für jeglichen Ausgang mein Name rein bleiben möge, — rein, wie das weiße Kreuz auf Eurer und meiner Bruſt. Die Reinheit iſt ja die einzige Freude," — und ſeine bis dahin wohllautend kecke Stimme ſenkte ſich zum leiſeſten und weichſten Wehmuthgeflüſter, — „ach, die einzige Freude, von der ich noch auf Erden weiß. Wollt Ihr mir folgen, Herr Ritter, in meine allerdings etwas wunderliche Wohnung?“

Ich neigte mich bejahend, voll ehrerbietigen Vertrauens, und ging ihm nach in das Trümmerhaus. —

Ein enger, dunkler Gang führte uns in eine ziemlich geräumige Halle, die faſt einem Grabgewölb ähnlich ſah, dennoch aber durch allerhand einfach ſaubres Geräth, Bücherbretter an den Wänden und einige dazwiſchen befeſtigte Oelgemälde, ein ganz wohnliches Anſehen erhalten hatte. Ich ſahe mir's mit einigem Staunen an, und mein ſeltſamer Wirth ſagte zu mir, gelaſſen lächelnd:

„Ja ſeht, ſo wandeln und verwandeln ſich die Dinge in dieſer Welt. Wirklich war dies einmal ein altes Heldengrab, oder ſogenanntes Hünengrab geweſen in der Heidenzeit. Alsdann hat ein chriſtlicher Dänenritter ſeine Burg darüber hin gebaut und den Leichnam des alten Kämpfers zur Ruhe beſtatten laſſen auf geweiheten Boden, dieſe Stätte jedoch in Ehren gehalten. Die Burg brach ſeither zuſammen, vor einem Seeräuberangriff, und ward nicht wieder aufgebaut. Ein reicher Kaufmann errichtete endlich eine Sommervilla an der Stätte und wollte dieſes Grabgewölbe zum Weinkeller verwenden. Aber da haben ſich wunderliche Erſcheinungen ſehn laſſen hier unten, dem Küper die Luſt an all ſeinem Hantieren verleidend. Man war nur froh, daß man die Paar Fäſſer ohne allzugroßen Schaden wieder herausſchaffen konnte. Vor einigen Jahren warf gar ein allzukühner Seewind die allzuleicht erbaute Villa über den Haufen. Da war der Eigenthümer froh, daß mich mein Stern — oder Unſtern — juſt hierhergeführt hatte, und ich ihm den Trümmerhaufen abkaufte. Er konnte ſich beim Abſchließen des Kontraktes, und vornehmlich als ich mein vollwichtiges Geld hinzahlte, nur kaum des Lachens enthalten über meine Dummheit. Mir kam's viel anders vor; — wenn auch nicht eben weinerlich, doch ſehr feierlich ernſt. Und auch ſo ganz und gar ungewöhnlich nicht wollte mir's erſcheinen. Giebt es doch mehr denn Einen Mann, der ſich ſein Grabgewölbe ſchon bei Leibesleben erkauft und eingerichtet hat. Ich nur trieb in gewiſſer Hinſicht beſſere Oekonomie. Alsbald als Wohnhaus für die letzten Tage meines alternden Lebens hab' ich es mitbezogen. Ein alter treuer Dragoner-Invalid aus der Stadt kommt alle Morgen heraus, mir zu beſorgen, was ich für den Lauf des Tages bedarf. Ich bedarf nehmlich gar nicht viel. So weiß nun außer Niels Janſen, — ſo heißt der alte Kriegsknecht, — wol Niemand von mir. Trifft mich nun Eure ritterliche Hand zum Tode, ſo kümmert Euch weiter um nichts. Legt die Klinge, die ich Euch gab, auf den Leichnam Eures Beſiegten, und geht ruhig von hinnen. Mich wird dann zu Morgen ſchon Niels Janſen finden und beſtatten, hier in dem Heldengrabe ſelbſt, wie das im Voraus für ſolche Fälle unter uns beſprochen und abgemacht iſt. Sollte der Sieg mir zufallen, ſo bleibt Euer Leichnam gleichfalls über Nacht hier liegen, und Niels Janſen und ich beſtatten Euch zu Morgen gleichfalls hier im Hünengrab. Es ſeie denn, daß Ihr ausdrücklich zuvor noch anders verfügen möchtet. Dann ſoll Alles nach Eurem Willen ergehn, wie überhaupt, was Ihr ſonſt mir noch für dieſen Ausgang übertragen möchtet. Was mich betrifft: ich ſtelle, dafern Ihr Sieger bleibt, folgende Bitte an Euch. — Aber noch etwas Geduld. Es iſt ungaſtlich und unbequem, ſo ſtehend zu ſprechen und ſo trocknen Mundes. Ich habe Euch ohnehin Mancherlei mehr noch zu ſagen. Erlaubt Herr Ritter."

Er winkte mir freundlich zu, auf einem altväterlichen Lehnſeſſel am Steintiſche Platz zu nehmen, holte eine Flaſche Wein und zwei Silberbecher hervor, die er mit edlem Trank füllte, und ſetzte ſich dann, mir gegenüber, behaglich auf ſein Ruhebett.

„Unſre ſtählernen Zungen legen wir wohl derweil auf den Tiſch, bis an ſelbige die Reihe zu ſprechen kommt?" ſagte er ſehr freundlich.

Es geſchah. Die leuchtenden Klingen und die leuchtenden Becher funkelten zwiſchen uns, beim Licht einer von der Decke an Erzketten hernieder hangenden Ampel, die mein Wirth ſorgfältig angezündet hatte. Er nöthigte mich, ihm mit angeklungenem Becher Beſcheid zu thun, ſchenkte abermal ein, und hub dann alſo zu ſprechen an:

„In der Zeit, wo man mir das Malteſerkreuz beſtimmte, ſah man's mehrſt nur als einen hübſchen adelichen Schmuck an, — nächſtdem als einen vollgültig profitablen Anſpruch dereinſt auf reichliches Comthurei-Einkommen; — beſonders moraliſch Geſinnte mochten es noch außerdem als Warnungstafel preiſen, auf daß keine Jungfrau die Galanterieen des, zur Eheloſigkeit einmal geweiheten Jünglings für ſolide Ehebewerbungen nehme."

„Ich ſah es anders, von Frühauf. Aus einem alten Reichsrittergeſchlecht in Schwaben entſproſſen, und auf dem Geburgſchloß meiner Väter im friſchfröhlichenn Waidmannsleben erzogen, aber alles tieferen Ernſtes meiner Ahnherrn voll, erſchien mir mein Malteſerberuf als eine Heldenweihe, vor welcher dermaleinſt mein Leben rühmlich leuchten müſſe durch Siege wider die Ungläubigen, oder im Kampfe tapfer früh erlöſchen, wenn auch nach Auſſen minder glänzend, doch in ſich ſelbſt immerhin rühmlich noch."

„Voll jugendlicher Begeiſterungsfriſche, — o ich ſelbſt wohl ein junger Morgen, glühendfriſch! — brach ich auf zu den drei Seefeldzügen, welche man von Malta aus binnen drei Jahren wider die Ungläubigen zu beſtehen hatte, um dann, als völlig beſtätigter Ritter, das bisher nur um den Hals getragne Kreuz auch auf die linke Bruſt zu heften. Ich erfaßte meinen Auftrag ſo ernſt, als möglich. Nur ſolchen Kreuzerſchiffen geſellte ich mich zu, die den Sarazeniſchen Seeräubern mit Strenge und Ernſt zu begegnen geübt waren, und beſtand ſomit manch ehrenvoll ſieghaftes Meergefecht, recht oft auch Mann an Mann, indem der Malteſer kühnes Beſtreben zunächſt immer dahin gerichtet war, den Bord der höher über Waſſer emporragenden Türkenſchiffe zu erklimmen."

Er ſchwieg einige Momente, in leuchtende Erinnerungen verſunken, während ſeine Hand mit dem Gefäße der vor ihm liegenden Klinge ſpielte. Dann, heiter nach mir herüberſchauend, und mit dem Kopfe nickend, als bejahe er mir eine an ihn gerichtete Frage, ſprach er:

„Vollkommen richtig bemerkt, Herr Ritter. Es ficht ſich ausnehmend friſch im Handgemenge mit den Türken. Und Ihnen juſt möcht' ich auch gern die Gelegenheit dazu gönnen. Ei nun, — wenn Sie lebendig aus dieſer Grabesburg herauskommen: wer weiß, was noch geſchieht! Die Zeitenuhr iſt jetzt gar wunderlich geſtellt."

„Nun bei einer ſolchen Gelegenheit, wo ein ſchöner, wackrer Türkenjüngling vor meiner Klinge erlag, und von des Todten Haupt ſein Turban mir vor die Füße rollte, geſchah es, daß ich — der Kampf auf dem Verdeck war mit ſeinem, des allein noch rüſtig Widerſtehenden, Sturz erloſchen — mir einen in Gold leuchtenden, ſchön geformten Halbmond aus dem reichen Muſſelingeflecht löſete, und ihn ſeither allerwärts mit mir herumtrug, zum Angedenken an den ſchönen, früh erlegenen Moslem, und an jenen edelblutigen Siegeskampf.“

„Nachher, auf der Rückreiſe nach der Heimath, lernte ich in der Hofburg zu Wien die Gräfin Amalia kennen, — eine juſt aufblühend jungfräuliche Schönheit damals, dieſelbe Gräfin Amalia, die, wie Ihr's vorhin ſahet, mich jetzt nicht mehr kennen will, — ach! und dazumal reuete mich mein Gelübde! — Aber Gelübd' iſt Gelübd. — Und dazumal verſtand mich Amalia, — verſtand mich tief und fromm und mild.“ —

Er ſprach's in Abſätzen, mit feierlich bewegter, gewaltiger Stimme, und ſah mit den funkelnden Augen hoch empor, als ſchaue er durch das Grabgewölbe durch in alle Sternenchöre der Himmel. —

„Wir ſchieden für dieſe Welt, — auf Wiederſehn im Himmel. — Ich gab ihr zum Andenken jenen erſiegten Halbmond, — ſie mir ihr Bild. — Ich wollte ſie nicht abhalten von einem beglückteren Liebesbund. Da ſagte ſie, und reichte mir die ſchöngeformte Hand zum Abſchied: „Wenn Du je vernimmſt, ich ſei eines Mannes Frau, — fordre Deinen Halbmond von mir zurück. Er leuchte Dir dann, ſtatt meines Angedenkens, das Du verbannen magſt, und verbrennen magſt mein Bild. Aber ich ſage Dir, Amadeus, dahin kommt es nimmermehr.“ — Er ſeufzte tief, und hielt die Hände vor's Geſicht. Dann blickt' er mit feuchten Augen wehmüthig lächelnd umher, und ſagte: „Nun iſt es dennoch dahin gekommen, wie Ihr ſehet. Und den Halbmond will ſie mir auch nicht herausgeben. Kurios! — Verbrennen jedoch mag ich, ach! kann ich nimmermehr ihr Bild. Gott behüte unſre armen Seelen vor Frevel, — mindeſtens die meinige. — Da ſeht, wie anmuthig das liebe Geſichtchen immer noch lächelt. Alſo hat es auch gelächelt bisher in meiner Seele. Aber die wird ſich fortan wohl an andre Mienen der Erinnerung gewöhnen müſſen. — Jetzt, ach, ſo verläugnend ſchreckenbleich! So ſtarrend fremd!“ —

Er ſprach es ſchaudernd, während er mir eine reiche Goldkapſel, ſie mit einem Fingerdruck aufſpringen laſſend, hingereicht hatte, und mich daraus, durch einen Meiſterpinſel hingehaucht, die Züge jener ſchönen Frau, nur kaum erſt auf ſo ungewöhnliche Weiſe mir bekannt geworden, unverkennbar anleuchteten. — (Fortſetz. folgt.)

Erſte Eindrücke bei der Ankunft in Rio Janeiro.

Von A. von Maltis.

Stadt und Umgebung.

Für jetzt folgen wir jenen Waſſeradern nach Catête, um von dort Botafogo zu erreichen, — nicht ohne manchen Beſitzer am Wege zu beneiden. Vor Allem wird uns eine italieniſche Villa anziehen, die im Jahr 1830 der Baron Palenza, Rußlands Geſandter am braſilianiſchen Hof, bewohnte — und wo der edle Mann ſein Leben endete. In einiger Entfernung vom Wege verbindet ſie ſich mit ihm durch einen prächtigen Gang von Mangasbäumen, deren Laub zwiſchen Eichengrün und Cypreſſengrün ſchwankt. Wenig Blätter hat die Natur ſo zierlich edel zugeſchnitten. Die Villa ſelbſt lehnt ſich an den Berg, auf dem ſie zum Theile ruht. Sie ſieht aus allen ihren Fenſtern, wie mit hundert Augen, alle Wunder, alle Reize, alle Zauber der Gegend an. Wer von denen, die dieſen Weg zogen, hat nicht gewünſcht, dieſe Villa zu bewohnen? — ein Wunſch, der, wie ſo viele andere, Reichen gewährt wird. Das Andenken eines vortrefflichen Freundes, den ich leiden und ſcheiden ſah, machte ſie mir zu einer Stätte der Wehmuth. Einer meiner verweilendſten Scheideblicke iſt auf ſie und auf die beiden hohen Cypreſſen an ihrem Eingange gefallen, als mich die Welle an ihr zum letztem Male fern vorübertrug. Wir Europäer, zumal Diplomaten, leben hier in einer Brandung; die Woge, die uns gebracht hat, kommt zu einer beſtimmten Zeit, um uns wieder abzuholen. —

Wer hier Bande geſchloſſen, Wurzel gefaßt, wohl mag es ihm begegnen, der Welle zu ſagen:

„Kommſt du ſchon jetzt?"

Betafogo liegt an einer kleinen Bucht: die Wellen, ſchon in der großen Bai geſänftigt, befrieden ſich noch ein Mal hier. Der Zuckerhut, von Betafogo aus einer ruhenden Sphynx vergleichbar, gewährt dieſem Ufer ſeinen mächtigen Vortritt, ſein Räthſelantlitz gegen den Eingang des Hafens richtend; ſein Rücken iſt minder kahl, als ſeine Vorderſeite. Zahlloſe Schlangen ſollen auf ihm ihre Schlupfwinkel haben, Drachen würden ihre Höhlen finden. Er wirft ſeinen ungeheuren Schatten auf die Bucht, — und ſie iſt kühl, — was überwältigt aber nicht hier die Sonne, — was muß ſich ihr nicht hingeben?

Ein Halbkreis von Wohnungen, deſſen beide Enden an zwei Vorgebirge ſchließen, — das Meer unter jedem Fenſter, — ein Saum am Wege, — das iſt Betafogo. Zu ſparſame Bäume beſchatten die Sandwüſte des Ufers. Von hier aus geht ein Weg zu dem botaniſchen Garten, — doch zuviel für eine Wanderung.

Betafogo iſt der Ort Rio-Janeiro's, von dem der Reiſende ſchon am Bord ſeines Schiffes ſprechen hört, — mit dieſem Namen kühlt man ſeine Wange, wenn er für ſeinen Thermometer zittert und forſcht, ob das Queckſilber denn wirklich verdampfe? — Wenn er ſich nach der ſchwebenden ſchwarzen Schaar der Muſkito's erkundigt, — „in Betafogo beißen ſie nicht oder minder."

Ja, fliegen wir Betafogo zu, — hier iſt die Welt, wenn auch nicht ſehr kühl, doch ſehr ſtill, — man wohnt ſo nahe am europäiſchen Thor! Nur ein gewaltiger Sturm kann dieſes kleine Meer hier aufreizen, das ſo ganz das Gemüth eines See's zu haben ſcheint.

Wer nicht gleich beim Landen eine Wohnung in Betafogo findet — dem, dem iſt ſchon ein Wunſch fehlgeſchlagen.

Vorzüglich ſuchen die fremden Diplomaten ſich hier feſtzuſetzen. — Die, welchen eine ſolche Stätte verſagt iſt, müſſen ſie in Catète ſuchen; — der Wiederhall Europens erreicht ſie kaum eine Stunde ſpäter als in der Stadt, — die großen Schickſale des Landes dürfen ſie ſich weniger, als anderswo, ſchmeicheln, früher als der Handel, mit ſeinen tauſend Ohren, Augen und Armen, zu hören, zu ſehen und zu melden.

Nicht leicht wird an andern Orten ein Diplomat ſo ſehr aufgefodert ein Geſchichtſchreiber zu werden: — Augenblicke, Tage und Wochen hat er kaum, — ſeine Scheidemünze ſind Monde, — Jahre ſeine erſten Stoffe und Abſchnitte. — Wie groß mußte der Augenblick ſeyn, der über Millionen Wellen hinweg noch unerkaltet bliebe? — Jean Paul, der nie ein Meer, kaum einige Ströme überſchritten, ſagt: — „das Siegel wird glühend aufgedrückt und kalt erbrochen! Haben nicht Muſcheln und Pflanzen die Zeit, ſich an das Blatt anzuſetzen, das von Braſilien nach Europa kommt?“ —

Die natürlichſte Zeitrechnung für alle Fremden iſt: von einem Packboote des Herrn zum andern — vier bis ſechs Wochen liegen zwiſchen ihnen — die andern Segler ſind meiſt falſcher Weisheit und Nachrichten voll.

Wie vieles wäre auf jedem Schritt in und um Rio zu ſchildern, das hieße aber Millionen Athemzüge und zitternde Lichter ſchildern wollen; — giebt es ſchlechtere Farben als Worte? —

Worte ſchildern dennoch im Grunde, ſo arm volle Herzen ſie auch nennen, die zarten Unſichtbaren, die Gefühle, noch am beſten.

Welches Kind wird zu unſerer Zeit uns nicht mit lauter vernehmlicher Stimme den Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Liebe angeben können, während die meiſten erwachſenen Eingeborenen einer Stadt mit angeſtrengter Beredſamkeit und ergänzendem Stottern nur auf die räthſelhafteſte Weiſe den Weg in das Rosmarin- oder Veilchengäßchen, oder wie es ſonſt heißt, bezeichnen können. —

Wie ſchrecklich verknöpfen ſich nicht redliche Leſer, die, aus zu großer Gewiſſenhaftigkeit, Walter Scotts ſo meiſterhaft geſchilderte Anzüge durchaus ſich ſelbſt anlegen wollen, um dem großen Dichter ſelbſt und geiſtiger anzugehören!

Literariſche Moſaik.

3.

Wenn ſich uns die Weltgeſchichte in den bänderreichen Werken unſrer Hiſtoriker wie ein Zifferblatt darſtellt, auf welchem die ewig beweglichen Zeiger uns verkünden, wie weit es am Tage ſey, ſo erſchließen uns die Memoiren das innere Räderwerk der Zeituhr; hier können wir das Ineinandergreifen der kleinſten Theile der complicirten Maſchine wahrnehmen, und ſo die innere Urſache der äußern Erſcheinung entdecken; deßhalb iſt eine Geſchichtsliteratur nur höchſt unvollſtändig, wenn ihr nicht Memoiren zu Grunde liegen; eine Nation, die keine Memoiren beſitzt, wird nur ſelten dem Schickſale eines verſchleyerten Mädchens entgehen, das man bei der erſten Begegnung ebenſo gut für ſittſam, als für häßlich halten kann.

4.

Vielfach hat man gegen die, in der neueſten Zeit ſich öfter wiederholende Bekanntmachung literariſcher Briefwechſel geeifert; wir wollen die Frage nach der Berechtigung hierzu den Rechtsgelehrten überlaſſen, denen es überhaupt vorbehalten ſeyn mag, die Diſtelflur der literariſchen Eigenthumsrechte in Deutſchland in ein geordnetes, wohlgeſchütztes Gartenland umzuſchaffen, und begnügen uns, der neuen Früchte, die deutſcher Geiſt uns geboten, froh zu ſeyn. In den Briefſammlungen unſerer Gelehrten und Dichter ſpiegelt ſich der vaterländiſche Geiſt am treueſten ab; ſie ſind die wahren Commentare ihrer Schöpfungen. Wenn wir ſie in ihren claſſiſchen Werken zu verehren lernten, ſo lieben wir ſie in ihren Briefen; hier ſehen wir unſere großen Geiſter im zwangloſen Hauskleide; wir nahen uns ihnen ohne Scheu, und gleich freundlichen Hauswirthen führen ſie uns in ihrem Beſitzthum umher, zeigen uns ihre Vorrathskammern und die ſtille Werkſtätte, in welcher das ewige Lampenlicht ihres ſchaffenden Geiſtes brennt. Wir drücken ihnen befreundet die Hand, ſie löſen uns unſere Zweifel und Fragen, und manches, was uns früher als eine fremde Chiffern-Schrift geſchienen, liegt in wohlbekannten Lettern entziffert vor uns.

Drum ſind mir Briefſammlungen immer herzlich willkommene Gaben, und in meiner Bibliothek vertreten ſie die Stelle der Hausgötter, zu denen ich täglich mit frommer Andacht mich wende.

J. Rh.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 6.** 1839.

Garten und Roſe.

(Im neuen Königsbau zu München.)

Der Gothe ſtarb, auch Klopſtock, Schiller, Bürger;
Dem ſinn'gen Wolfram und dem Walther gleich,
Ging Vater Wieland in das Schattenreich;
Und blicket Tieck noch lächelnd auf den Würger,
Den wir bald Tod, bald langen Schlummer nennen,
So iſt es doch das Trauerloos der Welt,
Zu dem die Menſchen zögernd ſich bekennen,
Daſs jede Lebensblüthe welkt und fällt,
Und — wenn gebieteriſch die Parze winkt —
Selbſt eines Dichters heitre Fackel ſinkt.

Sie ſinkt, doch nicht in's Dunkle, Bodenloſe,
Nein! in den Kelch der reinſten Gottesroſe,
Die wir als Frauenſeele ſtill verehren,
Die, ſelbſt verklärt, liebt, Dichter zu verklären.
Das Lied des Sängers iſt ſein beſter Theil,
In ſeiner Werke Leben liegt ſein Heil;
So rief ein hoher, königlicher Wille
All' den Geſtalten, redend noch in Stille;
Sie ſingen froh als geiſt'ge Philomele
Ein hohes Lied zum Ruhm der Frauenſeele.

Und überwölbt vom ſanften Friedensbogen,
In jener Blumenwelt, die Sie erzogen,
Als Spenderin der heitren Lebensloose
Im Dichtergarten ſteht die Gottesroſe,
Bezaubert von der eignen Schöpfung Macht,
Bezaubernd durch des eignen Herzens Milde,
Als Königin auf friedlichem Gefilde,
Indeſs ein Ludwig über Allen wacht
Mit Dichterſinn und Wittelsbachermacht.

Eduard Gehe.

Der letzte Ritter von Malta

(Aus dem Reiſetagebuch eines preußiſchen Johanniters.)

Von F. de la Motte Fouque.

(Fortſetzung.)

„Nicht wahr?“ ſagte der Alte mit ſchmerzlich zuckendem Lächeln. — „Sie freilich, — ſie hat es vergeſſen. Doch Ihr könnet nun bemerken, daß ich weder ein Wahnwitziger bin, noch auch ein prahlender Lügner. Und das könnt Ihr mir nach meinem Tode dann bezeugen, — aber mit aller Schonung für meiner ſüßen Freundin Ehre, wie ſich das bei Männern unſres Gleichen ganz von ſelbſt verſteht.“

„Und auch etwa,“ — ſetzte er angeſtrengt ſinnend hinzu, — „ſollte ſie es mißverſtanden haben, daß ich nachher nicht um ſie warb, als Napoleon Buonaparte den Malteſer Orden zerſprengt hatte?“

„Ich ſah ihn ſtaunend an, denn die beinahe vierzig Jahre, verfloſſen ſeit jener That, wollten ſich mir durchaus nicht reimen mit der jugendlichen Erſcheinung jener Dame, wenn auch allerdings mit der Greiſengeſtalt des Mannes, mir gegenüber.

Er aber, mein Staunen anders deutend, erwiederte freundlich:

„Ihr erzeigt mir Ehre, und, wie ich hinzufügen darf, auch Recht, wenn Ihr annehmt, ich würde mich in jene träge Uebergabe unſrer Ordensinſel nicht gefügt haben. Entweder mein Todesblut, mein' ich, wär' auf die Ritterklippe geſprüht, oder General Buonaparte hätte ſie niemal erſtiegen. Aber ich kreuzte zu jener Zeit an der afrikaniſchen Küſte wider die Raubneſter dort und ihre Geierboten mit einem kleinen Seegeſchwader, meinem Befehl untergeben. Denn ſeit meinem ach! ſo wunderhold geahneten Liebesbunde für's Jenſeit, hatte ich mich friſch und freudiglich dem Meeresdienſte des Ordens ganz und gar geweihet, und galt für einen wackern Schiffskapitain. Auch diesmal kam ich ſieghaft zurück, — wehe! Da wehte mir von den Mauern Lavallette's, an der Kreuzesfahne Statt, die buntflatternde Revolutionsfahne Frankreichs entgegen. —

„Den ungeheuern Schmerz, der meine Bruſt, meinen Geiſt, meine Seele durchſchnitt, der mein ganzes Ich zu zerreißen drohte in buntſcheckig flatternden Wahnwitz, — ein Waffenbruder, auf mancher Seefahrt meinem innerlichſten Gefühl vertraut geworden, — ſo wenigſtens hatt' ich es vermeint, — wollte mir nun jenes Schreckliche ſänftigen mit der Ausſicht auf Liebesglück im Ehebunde. Seie der Orden doch jetzt einmal zerſprengt von ſeinem Mittelpunkt her, ſeie demnach ſchon überhaupt wie ganz aufgegeben zu betrachten, — binnen Kurzem werde und müſſe das Cölibat der Ritter, auch ſolcher ſelbſt, welche das Kreuz noch zum Andenken auf der Bruſt bewahren möchten, als gleichgültige Nebenſache gelten, — zudem hab' es ja ſeit längſther keine ſonderlichen Schwierigkeiten gekoſtet, einer Vermählung willen, frank und frei aus dem Orden zu treten.“ —

„Und was er des Geredes noch mehr hinzufügte, das mir ihn in einer Stunde auf achthundert Jahre entfremdete. Ich empfand, jener Wohlmeinende lebte mit Leib und Seele in der allermodernſten Tricolor-Zeit, ich in den Kreuz- und Harniſchtagen, wo unſer Johannesorden im gelobten Lande geſtiftet ward."

„So ſtiegen mir die Worte eines großen Schauſpieldichters auf:

„„Du fremd fortan in meines Herzens Rath!""

in Bezug auf jenen Rathgeber, und auf eine ganze Legion ähnlicher Leute mit." —

„Ich habe ſeither das Kreuz auf meiner Bruſt redlich gewahrt in That und Sinn, ringend wider den Feind meines Ordens, — er wohl noch unermeßlich höherer Herrlichkeiten Feind, — wo ſich mir irgend Kraft und Veranlaſſung dazu bot. Ehrenzeichen auf Eurer Bruſt erwecken mir die heitre Zuverſicht: Ihr, braver Ritter, und ich ſind auf manchem heißen Kampfesfelde nicht allzufern von einander geweſen, im Anringen wider den Bewältiger Malta's. Ich meinerſeits durfte nie einen andren Ordensſchmuck annehmen. Ich bin nun einmal ein getreuer Bräutigam dieſes überhaupt ſo einſam gewordenen Kreuzes von Malta. Das vertrug ſich mit keiner anderweitigen Herrlichkeit bei mir."

„Wie ich Amalia's erhabenes Bild auf meiner Bruſt verhüllt und in meiner Bruſt lebendig rein dabei bewahren konnte und durfte, — o du Allwiſſender im Himmel, du weißt es!"

Er wandte die wehmuthfunkelnden Augen mild und ernſt Himmel-an. —

Dann aber, während ein ſchmerzliches, beinahe weinerliches Zucken um ſeine ſonſt ſo ſcharfgeſchloſſenen Lippen zu ſpielen anhub, ſagte er mit gepreßter Stimme:

„Amalia weiß es nicht. Amalia weiß überhaupt von mir nichts mehr, will von mir nichts mehr wiſſen. Alles, alles hat ſie vergeſſen. Auch daß ſie den goldigen Halbmond noch hat, — ſie hat es vergeſſen. Wohl gern dieſen Sieg-leuchtenden Lichtpunkt meines ſo vielfach umdunkelten Lebens, — jeder Siegesmoment im Leben eines Ritters iſt ein Stern, iſt wohl gar eine Sonne, — wohl gern hätt' ich die hinunter mit genommen in meine Grabesnacht. Aber wenn ſie ihn doch behalten wollte, warum nicht mit ihrem ſonſt ſo anmuthvoll kindlichen Lächeln mir zunicken: Laß mir's, laß mir's, Amadeus! O wie gern! O wie freudiglich Alles, was ich bin und habe noch dazu! — Aber ſo: — da flüſterte ſie, vernehmlich kaum: „„gern gäb ich's Euch; — wüßt' ich nur"" — und dergleichen mehr! Es iſt zu arg, es iſt zu toll, es wird zu wild." —

Und, in furchtbarlicher Zornesſteigerung entlodernd, aber ſtets vollkommen die Würde des ritterlichen Anſtandes bewahrend, ſtand er vom Ruhebett auf, nahm ſeine Klinge, mich gebieteriſch nach der meinigen hinwinkend und ſagte: „Wir zögern zu lange, wir reden zu lange, Herr Ritter. Aus manch ſonſt nicht juſt übelgemeintem Worte fällt unverſehens Gift in das Blut. Und eben mit Euch möcht' ich meine Sache heiter ausfechten in Reinheit. An's Werk, wenn's Euch gefällig iſt." —

Er trat in den freieren Raum der Halle vor, und raſch ihm ſtand ich gegenüber. Unſre Klingen kreuzten ſich. Ein Paar Gänge wurden durchgefochten in ritterlicher Rüſtigkeit, Jeglichen überzeugend, ihm ſtehe ein den Waffen vertrauter Ehrenmann gegenüber. Noch blutete Niemand. „Halt!" rief plötzlich mein Gegner. Wir ſenkten die Klingen.

„Die Stöße werden minder ſicher," — ſagte er, — „die Abwehr wird minder gewandt. Laßt uns ein Paar Minuten raſten, damit unſren Armen die volle Kraft wieverkehre. Schade drum wär's, wenn dieſer ſchön angehobene Kampf in irgend einer Ungeſchicklichkeit der Erſchöpfung ſeinen unſchönen Ausgang fände.“ —

Ich neigte heiter einwilligend mein Haupt, und während der beſchloſſnen kurzen Waffenruhe ſtreifte mein Blick wieder, wie zufällig, das auf dem Steintiſch liegende Bildniß der Dame. Von der jugendlichen Huld dieſer Züge ergriffen, ſagte ich:

„Herr Ritter, ich muß Euch abmahnen von Euerm Schmerzenszorn wider dieſe Holde. Hier gilt's wahrhaftig eine Perſonen-Verwechſelung.“ —

„Du Menſch, du kenneſt ja mein Herz nicht!“ ſeufzte Amadeus, und ballete krampfhaft ſeine ſtarke Rechte auf ſeine linke Bruſt zuſammen: „Mein Herz, und ſie für eine Andre anſehen? O du kenneſt mich und mein Herz noch gar nicht!“ —

„Mindeſtens beginn' ich, es zu kennen, dies edle, ſo innerlich ſchwer blutende Ritterherz,“ erwiederte ich voll tiefer Rührung. Aber erwägt Alles einmal ruhig, mein würdiger Gegner. Erwägt, daß mehr denn dreißig Jahre über die Welt hingezogen ſind, ſeit Napoleon die Ritterherrlichkeit Malta's brach. Und die jugendliche Schönheit, welche dazumal Euer Herz erfüllte, ſolltet Ihr noch heut Abend als blühende Frau angetroffen haben?“ —

„O, ſolche Schönheiten werden nicht zum Raub der flüchtigen Jahre!“ verſetzte Amadeus mit einem verzückten Lächeln. „Denkt an die griechiſche Helena, — denkt an die Chriemhild des Nibelungenliedes, — oder wenn Euch das allzu mährchenhaft vorkommen ſollte: denkt an Diana von Poitiers, an Ninon de L'Enclos; — denkt an weit Erhabeneres, und alſo in ſeiner holden Reinheit auch Schöneres viel: an manch eine hohe Frauen-Erſcheinung der Jetztwelt, die ja durch Euer würdig bewegtes Leben muß hingeleuchtet haben.“ —

Er verſtummte. Seine, durch meine Worte ſichtlich erſchütterte Seele rang beinah fiebriſch, jeden Zweifel fern abzuhalten, als habe er dieſen Abend Amalien nicht mit leiblichen Augen ſelbſt wiedergeſehn.

Ich hub abermal an:

„Wenn es nicht Amalia war, die Euch an dieſem Schmerzensabend begegnete, ſo ſeid Ihr ja auch von Amalien unvergeſſen. Wer weiß: Amalia iſt Euch vielleicht längſt voraus gewallet in die Hallen des ewigen Heiles, und umſchwebt Euch von dort wohl ſchon in manch einer ſeligen Stunde.“

Er ſah mich voll rührender Freundlichkeit an, und ſeine Augen leuchteten wie durch klare Kryſtalle.

„Meinſt du?“ ſagte er nach einigem Schweigen. „Mir iſt auch ſchon oftmal ſo zu Sinne geweſen. Und binnen ſo vielen Jahren freilich kann gar manch eine liebliche Blume ihren Seelenduft verhauchet haben: Himmelan und Himmelein. — Aber ich bitte dich, wer war denn dieſe? Dieſe ihr ſo ſchmerzlich hold Aehnliche? — Kenneſt du ſie: — o Menſchenkind, warum weckteſt du mich da nicht ſchon längſt aus meinem ſüßſchmerzlichen Wahn!“ —

„Ich kenne ſie nicht. Ich ſahe ſie zum Erſtenmal in meinem Leben;“ erwiederte ich. „Aber hier Etwas, das uns auf nähere Spur helfen mag.“ —

Ich zog die mir vom Begleiter der Dame eingehändigte Karte hervor, und indem ich las: „Graf Anton Silverskield, Königl. Schwediſcher Major, flüſterte er: „ganz richtig; ſie war eine Deutſche, aber nach Schweden hin verwandt. Das lautet näher.“

Indem ward ich gewahr, daß mir noch

ein zweites zierliches Blättchen in der Hand lag. Es war die Karte der Dame, welche ohne Zweifel unverſehens aus der Hand des Grafen mit in die meinige geglitten war. Einen Augenblick ſann ich ernſt nach, dann, ſprechend: „der Name der edlen Frau kann ja doch auf keine Weiſe Geheimniß bleiben ſollen!“ hielt ich das Blättchen dem Greiſe hin und ſagte: „Leſ't! Ueberzeugt Euch ſelbſt. Ihr werdet ſehn, es iſt eine ganz andre Dame.“

Er aber las erbleichend, immer erbleichender vor ſich hin, — endlich ſeufzte er, ſich an ſeinen Degen mühſam geſtemmt aufrecht erhaltend:

„Sie iſt es dennoch: Gräfin Silverſkield, geborne von Waldheim.“ — „Und Amalia heißt ſie!“ — fluſterte er mit ſchmerzlich zuckenden Mienen fürder. — „Amalia! Das konnte, wollte mir ja Niemand abläugnen. Amalie von Waldheim! Ja! Ja! Und dieſen begluckten Silverſkield hat ſie geheirathet, und will mir dennoch meinen goldig bluterſiegten Halbmond nicht wiederum zuruckgeben, und will mich nicht kennen, durchaus nicht mehr kennen den Amadeus, den armen letzten Ritter von Malta! — Wehe!“ —

Zornig ſchwang er ſeine Waffe empor, und ich gab mich in meine ſelbſtvertheidigende Fechterſtellung, dem ernſtlichſten Ausgange meines wunderlichen Abentheuers entgegenſehend.

(Schluß folgt.)

Die Eitelkeit.

Von

A. von Maltitz.

Die Eitelkeit hat, ſo gut als das Veilchen, ihre Wiege im klaren, kühlen Bache gefunden. —

Wer kennt nicht die Marmorgeſtalt der Venus, die knieend in die Fluthen ſchauet?

Vor wem kniet ſie wohl? — ganz natürlich vor ſich ſelbſt; — wo weilt ihr Blick? — er iſt in die Wellen, — ihrem Abglanz, ihrer Schönheit zugewendet. — Soll ſie ihn anderswo hinrichten? — Verlangen wir nicht das Uebermenſchliche, ja das Uebergöttliche!

Verzeihet man es doch mit einem Lacheln dem kleinen Kanarienvogel, wenn er ſich ſingend vor einem Spiegel niederläßt und bald, in den Anblick ſeines Wiederſcheins verloren, den Geſang und den Zucker vergißt und mit zärtlichem Flugelſchlage ſich ſelbſt ſchnäbelt! —

Wenn nun Venus der Einſamkeit entſagt, ſich dem Bach entreißet, den ſie viel williger, als Narciſſus verläßt; — wie herrlich haben die Alten männliche und weibliche Eitelkeit charakteriſirt! (denn es giebt eine männliche Eitelkeit, wie es eine männliche Giraffe giebt,) da Venus ſich badet, wo Narciſſus vergeht; — wenn alſo Venus vom Bache ſcheidet, findet ſie nicht tauſend Spiegel um ſich her, — wirft ſie nicht ihren, nicht zu verkennenden Schimmer auf jedes Antlitz? — Und wie ſie dem Bach beim Scheiden eine Roſe zugeworfen haben mag, ſoll ſie nicht jedem dieſer Antlitze ein Lacheln zuwinken durfen? —

Die Roſe, die ſie dem Bache zuwirft, iſt nicht allein Eitelkeit, — das Lächeln, was ſie den fremden Blicken gönnt, iſt nicht bloß Gefallſucht!

Beide ſind vielmehr die zarteſte Dankbarkeit und thun dem Geber, wie dem Beſchenkten, wohl.

So lange der Menſch dem Menſchen ſichtbar nahet, wird immer die Geſtalt für uns der erſte Zug der Seele ſelbſt ſeyn, — wir mögen uns, wie wir wollen dagegen ſträuben. Die Natur iſt die erſte Erſcheinung Gottes, darum ſieht Gott immer für uns aus, gerade wie die Natur: — Er iſt freundlich.

Hier wird man auf uns philantropiſch und pſychologiſch mit einer Menge von Vorſichtsmaßregeln und Beiſpielen von entſetzlich häßlichen, klugen, edlen Menſchen und wohlgebildeten, eingebildeten, einfältigen Taugenichtſen losſtürmen; — auf Ausnahmen ſind wir gefaßt.

Keine Bemerkung aber iſt wohl noch jubelnder gemacht worden, als die, daß die Schönheit dumm ſey. —

Wir wenden uns zur Eitelkeit zurück. Von allen Naturtrieben iſt ſie der naivſte: — am Kinde wird ſie mit einem faſt gerührten Wohlgefallen wahrgenommen. Aber das Blatt wendet ſich — Geiſt, Herz ſollen nun ſich entfalten und ſie ſoll gleichſam der Hofzwerg der Seele bleiben!! Sie ſoll niedlich leben und ſterben. Aber auch in ihr liegt der Keim eines unendlichen Weiterſchreitens! Gedemüthigt und gemartert gräbt ſie ſich eine Höhle in der Mitte der Seele, — wird ſcheu, — ſie, die ſonſt ſo unbefangen auf Lobſprüche ausging, geht nun mißtrauiſch um jedes Lob, wie um einen erlegten, nicht redlich- oder mauſetodten Leoparden herum; — was habt Ihr gethan, — Ihr voreiligen Verdammer und Verfolger dieſer zarten Seelenmacht! —

Wie tief habt Ihr in den Menſchen Mißtrauen geſäet, wenn ſelbſt ſeine Eitelkeit Glauben weigert! — dieſe Eitelkeit, dies Kind, das ſonſt Jedem willig auf den Schooß ſprang, jede Liebe für wahr, unwiderſtehlich und ewig hielt!

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan!"

Ich kenn' es nicht mehr! — Was habt Ihr gethan?

Von allen Gliedmaßen der Seele, — denn ſie hat deren, wie der Leib, — wird keines, wenn es verrenkt iſt, ſo ſchwer wieder eingerichtet, als die Eitelkeit, — nämlich wenn Menſchenhand ſie beſchädigte. Der Menſch ſoll darum nie Hand an ſeines Bruders, oder ſeiner Schweſter, Schwägerin oder Baſe Eitelkeit legen! — Die höhere Hand hat ſich dergleichen Schläge vorbehalten; nur ſie weiß zu erziehen und nur ſie die Wunden zu heilen, die ſie ſchlägt.

Laſſen wir Menſchen daher die Eitelkeit walten, — ſo unbefangen als ſie beim Austritt aus der Wiege es iſt, — mit dem redlichen Geſtändniß deſſen, was ihr heilige Wahrheit ſcheint — (Wahrheit iſt, was man redlich glaubt, lehrt Salis) — kurzum kehren wir zur Venus am Bache zurück, — zum Kanarienvogel vor dem Spiegel!

Was ſind aber Bach und Spiegel gegen den menſchlichen Blick? Er nur iſt ein Magier; das Bewußtſeyn, beobachtet zu ſeyn, iſt ein Zauber, der uns auf der Stelle, Jung und Alt, Häßlich und Schön, zu Schauſpielern macht und in zwei Hälften theilt,

— Publikum und Darſteller — der älteſte Beamte im Leibhaus ſitzt anders am Schreibtiſch, wenn er vor Zeugen ſitzt, — und Venus ſollte nicht am Bache knieen, wo ſie ihren eignen Reiz zum Zeugen und zum Lauſcher hat? —

* * *

Münchner Faſtenwochen.

Um den gemüthlichen Theetiſch wiederum verſammelt, werden meine holden Zuhörerinnen auch dem verſprochenen, nachträglichen Bericht über die Ereigniſſe der Münchner Faſtenzeit einige Aufmerkſamkeit nicht verweigern, zumal von allerlei anmuthigen Zerſtreuungen, — freilich anmuthiger im Genuß als in der Erzählung, — die Rede ſein wird, womit, dem Zweck unſrer heitren Genoſſenſchaft angemeſſen, die ernſtere Unterhaltung, wie billig, ſich miſchen und abwechſeln ſoll.

Den früher gedachten glänzenden Freuden des Carneval alſo ſahen wir, während der ruhigern Faſtenzeit, dramatiſche und muſikaliſche Genüſſe, woran es in unſrer kunſtliebenden Stadt kein Winter fehlen läßt, auch diesmal in bunter Folge ſich anreihen.

Die Vorſtellung franzöſiſcher Vaudevilles war hier beinah immer herkömmlich; die deutſche dramatiſche Muſe aber ſchwieg ſeit längerer Zeit bei den Dilettanten der Geſellſchaft, weil man es ſich nicht verhehlte, daß ſolch Unternehmen mit gar vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die wohlwollende Freundlichkeit des Herzogs Max kam aber auch hier einem ſtillen Wunſche zuvor, und die Schnelligkeit mit welcher Bühne, Repertoir und Schauſpieler in den weiten Räumen Seines herrlichen Pallaſtes ſich bildeten und zuſammenfanden, war nur unter einem ſolchen Schutz unter ſo thätiger, umſichtsvoller Leitung möglich. Die Vorſtellungen ſelbſt ſchließen, auf dieſe Art geboten, jede Kritik aus, denn die Mitſpielenden, während ſie ſich ſelbſt unterhalten, haben auch deshalb nicht minder auf die Nachſicht und das Wohlwollen der Zuſchauer, zu deren Unterhaltung ſie beitragen, billig zu rechnen.

Ich trete demnach nur als Augenzeuge, nicht als Kritiker auf und erzähle: daß die erſte Vorſtellung Steigenteſch's: „Zeichen der Ehe," aus einem langen Schlummer erweckte, welcher Umſtand das alte Stück, mit den ſtets neuen Situationen, beinahe wieder neu erſcheinen ließ. Kotzebues Parodie: „Ariadne auf Naxos" erheiterte eine Viertelſtunde und ihr reiheten, nebſt den Productionen des talentvollen Citherſpielers Petzmayer, ſehr ſchön componirte Szenen aus Göthes Fauſt, als lebende Bilder, ſich an.

Die zweite, franzöſiſche Darſtellung brachte den immer gern geſehenen: „**Diplomate**" von Scribe, durch feines Spiel und friſche Laune gewürzt, und ein neues Vaudeville, „**La prova d'un' opera seria,**" deſſen allerliebſte Muſik, das Werk eines hieſigen jungen Componiſten, (Seiff) eben ſo gut vorgetragen wurde, als das Ganze durch raſches, komiſches Spiel unterhielt. Der eitle italieniſche Maeſtro, der bald durch Drohungen, bald durch Bitten und Schmeicheleien ſeine Oper zu heben ſucht, der unglückliche Dichter, welcher mit eilf Kindern ungeduldig und demüthig zugleich, dem Erfolge dieſer Neuigkeit entgegenſieht; die launige und eiferſüchtige **Primadonna**, nebſt dem, allen Theaterqualen hingegebenen **Impressario** waren recht friſche, obwohl häufig genug dageweſene Lebensbilder. Auch die Idee, ſechsmal dieſelbe Arie anfangen und bei einer gewiſſen Stelle ſtets wieder abbrechen zu laſſen, iſt zwar nicht neu, doch ſehr unterhaltend, und die dadurch entſtehende Einförmigkeit wird durch die Abwechſelung, womit jene Unterbrechung jedesmal geſchieht, gehoben.

Wahrhaft gelungen und höchſt reizend aber waren auch diesmal wieder die ſich anreihenden Schluß Tableaux.

Zuerſt: das Schiff der Seligen, nach Dante: (**purgat. Canto II.**) worüber ich den Dichter ſprechen laſſe, welcher durch den herrlichen Anblick dieſes Bildes zu den untenſtehenden Strophen begeiſtert ward *), indem ich mit meiner proſaiſchen Feder nur hinzufüge, daß ich dies Schiff ſicher glücklich pries, die ſchönſten Frauen der Stadt zu tragen.

Dann wurden uns Egmont's Traum und einige originelle Scenen nach Bildern von Teniers vorgeführt, welche, in ſchneidendem Contraſt zu den Vorhergehenden, ihre draſtiſche Wirkung nicht verfehlten.

So wechſelten Muſik, Theater und Leſeabende auf die angenehmſte Weiſe. Selbſt die Wohlthätigkeit war nicht ausgeſchloſſen, und durch eine großartige Lotterie von mehreren hundert freiwillig dargebrachten Gewinnſten, bei dem Hrn. Grafen Taſcher veranſtaltet, wurde mit dem Verdienſt einer allgemeinen Erheiterung auch der eigentliche Zweck über Erwarten erreicht.

Gleichſam zum glänzenden Schluſſe einer überaus genußreichen Saiſon gab endlich noch die Anweſenheit des Großfürſten Thronfolgers von Rußland zu einem der geſchmackvollſten Feſte, welche ich je ſah, die freudige Veranlaſſung. In dem herzoglich Leuchtenbergiſchen Pallaſte wurden uns acht Tableaux vorgeführt, bei denen es ſchwer ſein dürfte, zu beſtimmen, welchem der Vorzug gebührte. Wer ſo glücklich war, dieſen feenartigen Vorſtellungen beizuwohnen, wird mit mir das, ich möchte ſagen rührende, erſte Bild nie vergeſſen. Eine liebenswürdige Prinzeſſin ſtellte darin vor, was Sie wohl ſelbſt in der Wirklichkeit iſt, und wehmuthsvoll ruhte das Auge auf einem erlauchten Kinde, das, im zarten Alter, unbewußt, ſchon die Erfahrungen vieler Jahre durchlebte.

Eben ſo gelungen, doch leider auch zu ſchnell dem Blick entzogen, waren die ſinnig gedachten und glücklich ausgeführten Bilder ſpaniſcher und italieniſcher Lebens-Scenen. Gern hätten wir länger bei dem ſchön gruppirten Sclavenmarkte verweilt, dem eine ruhige Abendlandſchaft nach Ruben, einem jetzt lebenden Künſtler, als glücklich gewähltes Seitenſtück diente.

Fröhlich ſchloß dieſe reizende Bilderreihe mit allerliebſten Tyroler-Scenen, wahren der Natur abgelauſchten Gemälden, welche, die Täuſchung zu erhöhen, von den melodiereichen Alpenklängen begleitet wurden.

A. Z.

---

*) **Der Nachen der Seligen.**

Beglückter Nachen, o beglückte Wellen,
  Auf denen die verklärten Schatten gleiten,
  Wie rauſcht ihr ſo melodiſch in die Saiten,
Mit Eures ſüßen Murmelliedes Schwellen.

So flüchtig, wie zu ſeines Urſprungs Quellen
  Der Seraph heimkehrt aus den Dunkelheiten,
  Die ſich um unſre Sterblichkeit verbreiten,
So flüchtig ſcheint Ihr unſre Nacht zu hellen.

Dieß iſt der Schönheit höchſtes Offenbaren,
  Dieß ſind die ſeligen, die heil'gen Lieder, —
    Hier muß Virgil, hier muß ſich Dante beugen.

Ihr dürft nicht weilen, müßt vorüberfahren,
  Hier ſenkt Ihr nicht den ſel'gen Anker nieder,
    Doch ſelig ſind wir, von dem Ufer Zeugen. —

M.

Aphorismen.

Welch' eine ſeltſame, ſtille Uebereinkunft, daß der Bettler von wahrem Zartgefühl uns nicht vor dem nächſten Morgenrothe wieder anſprechen ſoll! Bey jeder Gabe iſt alſo nur das tägliche Brod gemeint. Iſt es aber nicht barbariſch, daß der Reiche gar nichts auch zur Erheiterung und Zerſtreuung des Armen beitragen ſoll?

Unglück iſt eine Inſchrift am Wege, die Wenige leſen.

Der deutſche Patriotiſmus verneigt ſich tief.

Es giebt mehr Familien, als man glaubt, in denen der Selbſtmord ein furchtbarer, ſehr naher Vetter iſt.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und geleitet
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 7. 1839.

Der letzte Ritter von Malta.

(Aus dem Reiſetagebuch eines preußiſchen Johanniters.)

Von F. de la Motte Fouqué.

(Schluß.)

Da jedoch, ſtatt gegen mich auszufallen, fiel Amadeus jammerbewältigt zurück in den Lehnſeſſel, den ich vorhin am Tiſch innegehabt hatte, und nahm das Bildniß in ſeine Hände, und ſah es mit überſtrömenden Augen an, und folgendes wunderliche Reden zu der unendlich Geliebten entquoll ſeiner blutenden, ach! ſeiner verblutenden Seele.

„Gieb mir's kund, Holdſelige! — Laß mich's leſen aus deinen himmliſchen Augen, ob du mir an dieſem Abend erſchienen biſt, ob es eine andre Amalia war. — Ja, ernſt und klar ſiehſt du mich an, mahnend in Engels-Vollmacht mich, den innern, den ewigen Frieden zu wahren, mitten unter dem Geſtürme dieſer argen Welt, wie als du hienieden noch bei mir warſt. — Weiß'ſt du noch? „Gott ſchenk' Ihnen Frieden!“ ſprachſt du einſtmal zu mir, als der nächtige Wolkenzug unmöglicher Wünſche, verfehlter Hoffnungen, zu ſpät geahneter Wonnen, — als das Alles einmal ſo recht furchtbar umdüſternd über und durch mein Inneres zog. Den Leuten draußen kam ich ſtill vor, apathiſch wohl gar; — dein klarer Engelsblick verſtand mich. „Gott geb' Ihnen Frieden,“ flüſterteſt du, jeglichem Andern unhörbar, als mir. Und Friede kam über mich. — Nun ſiehſt du mit demſelben Engelsblick nach mir herüber, wie damals, und Friede kommt über mich. — Laß es uns nun geruhig mitſammen erwägen, — abwägen, ob es noch Eine Deinesgleichen giebt. Schweſtern hatteſt du ja doch gewiß nimmer, Amalia. Du blühteſt ja immerdar ſo einſam herrlich, wie eine vereinzelte Lilie mitten im bunten, minder feierlich erhabenen Blumenchor. — Freilich, einen Bruder hatteſt du, — einen weit jüngeren Bruder, und der leuchtete kindlich neben dir auf, mich mahnend an jene ſchönen Zeiten der ächten Ritterlichkeit, wo zarte Edelknaben aufblüheten im Schutz, im leuchtenden Abglanz, in durchſtrahlender Herrlichkeit erhabener Frauen zu künftigen Helden.“

Er hielt inne und betrachtete das Bildniß der Herrin, — liebevoll, — fragend, — kopfſchüttelnd, — wiederum dann mit leiſem Neigen des Hauptes demüthig wie bejahend. —

Endlich äußerte er:

„Ja, ja, — du haſt Recht. Und auch im fernern Laufe des Weltgewirres davon hab' ich ſpäter vernommen. Erwachſen iſt dein Bruder, geheirathet hat er, — und wie natürlich, daß er ſein Töchterlein Amalia hieß nach dir, und wie noch weit natürlicher, daß ſie dir ähnlich ſieht, wie eine Engelin der andern, und daß dieſe junge Amalia von mir alterndem Amadeus nichts wiſſen konnte: wie gleichfalls natürlich auch! Und dennoch, es that gar wunderbarlich weh, bis in mein tiefſtes Leben herein! — Ach Himmel, ich hätte doch gern ein tröſtliches Wort vernommen über Alles das! Ich, der ich mich ſo wunderbarlich verrechnet habe in Betreff der Chronologie.“ Er lächelte ſeltſam vor ſich hin und ſagte nach einem Weilchen, mir die Hand hinhaltend, ſehr ernſt und freundlich, im Geſangesanklang eines geiſtlichen Liedes:

„All' Ding hat nun ein Ende.“

Ich fühlte die Wahrheit dieſer von der ſeligſten, erhabenſten Einfalt durchhauchten Worte in tiefſter Seele. Dem, ſchon mir vorhin ſo lieb und ehrwürdig gewordenen letzten Ritter von Malta drückte ich nun voll inniger, ich möchte ſprechen: ſöhnlicher Bewegung die Hand, und neigte mich vor ihm tief. —

Er auch ſchien's auf dieſe Weiſe vollſtändig zu erfaſſen, denn er ſagte ganz vertraulich:

„Nun, mein guter, junger Freund, mein verſtändiger Waffenbruder, ja, wohl möcht' ich ſprechen: mein Sohn, — ſo mache, daß du nach der Stadt zurückkommſt. Suche den Grafen Sührenfeld auf und ſeine holde Gräfin, — entſchuldige mich ehrerbietigſt bei ihnen über die ſeltſamliche Gedächtniß-Verwirrung, in die ich heute gerathen war, die Nichte für die Tante anſehend, und dazu allenfalls kannſt du ihnen dein Wort geben, daß ich eigentlich gar nicht toll bin, es bließe denn der Wind aus gar ſeltſamlichen Weltgegenden her, wie Hamlet ſagt. Aber freilich, wenn ſie ein Lufthauch athmet, ſtürmet, hauchet, aus jenen Tagen meines freudenreichen, thränenreichen, kampfesreichen Jugendlebens heraus, und wie ſich das Alles nun mächtevoll erhob vor dem Anblick jener neu erblüheten Amalia, — wahrhaftig, mein Freund, auch einem weit mehr, als Hamlet und ich, in das raiſonnable Alltagsgetrieb Eingeſchachtelten könnte davor allerhand Wunderliches begegnen, mit dem, was ſie heißen: „unſern Verſtand.“ —

„Könnteſt du mir Kunde zu Morgen bringen,“ hub er nach einigem Sinnen abermal an, — „ob Amalia, — ich meine jetzt nicht dieß niedliche, verflogne Schmetterlingsbild, dieſen Blüthenſchatten, dieſen kindlichen Traum, wie das geſtern vor mir ſtand, — ich meine die ächte, die herrliche, die hohe Amalia, die ich nimmermehr mein heißen durfte, und dennoch ſie mein heißen muß, im innerſten Athmen meiner unſterblichen Seele, — ob jene Amalia noch auf Erden lebt, oder ſchon im Himmel, — ob ſie meiner ach! mit keinem Worte je gedacht hat, — auch

— halte mich nicht für kindiſch deshalb! — was aus dem güldnen Halbmond geworden iſt, — kommſt du mir Kunde von Alle dem bringen, ach! wahrlich, wohl ſähe ich wieder einmal einen recht heitern Tag heraufſteigen am Himmel, — oder! herniederſteigen vom Himmel, wie es der Menſch wohl beſſer bezeichnen mag.“ —

Nun entließ er mich auf die anmuthigſte und liebreichſte Weiſe, und ich eilte nach der Stadt, wie beflügelt, als könne meine Anſtrengung ihm die erſehnten Kunden früher zuführen.

Freilich, als ich in die, bereits immer dunkler werdenden Gaſſen eintrat, ward mir deutlich, zu einem Beſuch bei der Gräfin Silverſtjeld ſei für heute die Zeit verronnen. Ich gedachte dem Grafen ſogleich zu ſchreiben, mit der Bitte, mir auf morgen eine möglichſt frühzeitige Stunde zu beſtimmen.

Aber ſchon fand ich in meinem Wirthshauſe einen Bedienten des Grafen, beauftragt, meine Rückkehr zu erwarten, ſei es bis in die ſpäteſte Stunde, dann aber mich dringend zu ſeinem Herrn einzuladen, der ſich keinen Moment Schlafes verſtatten könne, bis er mich über die bewußte Angelegenheit geſprochen habe.

Günſtigeres konnte mir in dieſem Augenblicke nicht leicht kommen. Ich eilte hin, meine überſchwellende Seele zu ergießen.

Ruhigen, gemeſſenen Schrittes fand ich den jungen Grafen auf und nieder gehn. Sein vollſtändiger Uniformanzug, ſeine auf dem Tiſche leuchtenden Piſtolen zeigten mir, er war für den ernſtlichſten Ausgang ſtündlich in Bereitſchaft. Als ich ihm berichtete, wie Alles friedlich beigelegt ſei, ſprach er nach innigen Worten freundlichen Dankes für den ihm geleiſteten, ritterlichen Beiſtand:

„Aber nun laſſen Sie uns vor allen Dingen auch ſinnen, wie wir jenem edlen, vor Kurzem ſo ſeltſam verwilderten Einſiedler Friede und Freude bringen. Im ernſten Berathen mit meiner Gattin haben ſich mir jene Räthſel aufgeklärt. Allerdings iſt ihr aus den Geſprächen ihrer verklärten Vaterſchweſter der Name des Ritters Amadeus nicht fremd, vielmehr als ein ernſtfeierliches Echo liebvertraut. Und als ſie nur, vor dem ſchauerlich verwirrenden Zuſammentreffen, erſt wiederum zur ſtilleren Klarheit gedieh, entfaltete ſich ihr das Alles ganz deutlich mild. Auch den goldnen Halbmond hat ihr die Verklärte hinterlaſſen.“ —

„Für Amadeus hinterlaſſen, und manch einen freundlichen Gruß für den edlen Ritter Amadeus mit.“ — ſo ergänzte eine holde Nachtigallenſtimme aus dem angrenzenden Gemach die Erklärung des Grafen, und im weißen Gewande ſchwebte die engelſchöne Gräfin Amalie freundlich herein. Hätt' ich doch ſelbſt in dieſem Augenblick faſt unſicher werden mögen, ob uns ein ſeliger Geiſt vom Jenſeit erſcheine, oder ein, durch leibliche Erſcheinung auch das Dieſſeit noch lieblich verſchönernder Geiſt. Der goldne Halbmond funkelte in ihrer zarten Hand.

Bald war Alles beſprochen, wie wir am nächſtfolgenden Morgen den letzten Ritter von Malta vollſtändig beruhigen und erfreuen wollten.

Als wir, verabredetermaßen, in den friſchen Sonnenlichtern der Frühe hinkamen, fanden wir ihn jedoch ſchon geſtorben.

Aber es lag ein ſo ſeliger Himmelsfriede auf ſeinem Antlitz, daß wir ihn wohl kaum ſelbſt mit den erleſenſten Freudenkunden dieſer Zeitlichkeit zu nahen gewagt haben würden, hätten wir ihn auch dadurch zu erwecken vermocht.

Sein Wärter, der alte Dragoner Niels Janſen, ſtand neben ihm, große, wohl ihm ſehr ungewohnte Thränen in den tapfern Augen, und wußte uns nichts weiter zu berichten, als:

„Wie der greiſe Kriegsheld zum Sterben kam, ſprach er mit immer freundlicher werdendem Lächeln: Alles vollkommen ſchön und richtig! Alles vollkommen richtig und ſchön! Sodann flüſterte er noch: „Amen!“ und mit dem letzten Hauche war das zeitliche Leiden vorbei, und die ewige Freude hub an.“ —

Wir haben dafür geſorgt, daß Amalia's Bildniß und der goldne Halbmond mit begraben wurden auf der Bruſt des letzten Ritters von Malta. —

Pſychologiſche Fragmente

von U. Weichſelbaumer.

Schwermuth iſt ſehr oft blos eine Art nobler Faulheit. Wenn dieſe Maulhänger wüßten, daß ſie ihrer eigenen Sache den größten Schaden thun, ohne Anderen bedeutend zu imponiren, ſie würden auf Mittel denken, den Gegenſtand ihres Verdruſſes zu entfernen und ſchon durch dieſe Thätigkeit ihren Gemüthszuſtand erleichtern.

Man kann es in einem ſolchen dumpfen Hinbrüten bald zu einer Art von Virtuoſität bringen. Dieſe Ausſchweifung der Seele iſt ſüß, ja ſcheinbar beruhigend und erhebend, obgleich wir vielleicht nie weniger werth ſind, als wenn wir uns in dieſen Verzückungen recht hoch ſtellen. Wer das Denken und Arbeiten ſcheut, ſpielt oft den Melancholiſchen, und erwartet in dieſer Schwärmerei Wunder, oder will Andere chikaniren. Wer ſich mit ſeiner Schwermuth breit macht, und durch ſeine Seufzer die halbe Welt zuſammenläuten will, der iſt mehr boshaft, als gemüthskrank, und wird ſich nimmermehr ein Leid anthun. Die wahre philoſophiſche, entſagende Melancholie vermeidet alle Zeugen; über ihren Tiefen lächelt ein Regenbogen.

* * *

Redensarten ſind die Paraphraſe der Dummheit, Grundſätze kaum mehr als ein Surrogat des Charakters.

* * *

Menſchen aus einem Stücke, ohne Bruch und Riſſe, ſind ſelten und gewöhnlich große Menſchen, die über die Umſtände zu herrſchen wiſſen. Viele ſind lediglich ein Produkt, eine Moſaik der Verhältniſſe, oft ſind Kopf und Fuß ergänzt, manchmal iſt alles gelöthet und geleimt, und bricht bei dem kleinſten Zuſammenſtoß mit dem Schickſal in Trümmer. Wer heute ſo, morgen anders ſpricht, der, mein guter Leſer, meine ſchöne Leſerin, iſt geleimt und Sie müſſen ſich nie darauf ſtützen.

* * *

Die meiſten Irrſale und Bedrängniſſe der Menſchen entſpringen aus der verkehrten Anwendung der Geiſtes- und Seelenkräfte. Da barbiert der Medicus und curirt der Bader, der Koch iſt ein Schöngeiſt und der Schöngeiſt ſitzt am Bratenwender; kurz es fehlt an einem wohlgeordneten, conſequenten Regimente, an einer klugen Placirung der

Kräfte, und wenn heute der Verſtand, morgen die Phantaſie, übermorgen die Sinnlichkeit den Vorſitz führt, ſo verderben ſie ſtets wieder, was die Vernunft mit Mühe gut macht. Der Geiſt iſt der Adel, die Seele der Mittelſtand, der Leib das Volk, die Vernunft die Königin. Hiernach wüßte man ſo ziemlich, wie ſich Kammern zu verhalten haben.

* * *

Ruinen machen einen wehmüthig erhabenen, unausgebaute Trümmer einen bitteren, künſtliche Ruinen einen faſt komiſchen Eindruck. Es giebt aber auch unausgebaute Menſchen, und wir finden uns in denſelben deſto ſchwerer, je größer die Maſſe der Mauern und Pfeiler und je unbekannter und verwirrender uns der Plan iſt.

* * *

Wer dich tagtäglich um Rath fragt, mit dem halte dich kurz, er befolgt keinen einzigen.

* * *

Münchner Faſtenwochen.

Haben wir bisher die geſelligen Freuden eines enger gezogenen Kreiſes beſprochen, ſo wollen wir nun auch einen Blick auf die Vergnügungen außerhalb dieſes Kreiſes werfen, und diejenigen berühren, welche zunächſt die Stoffe zum Geſpräch in jenen Cirkeln lieferten.

Auch hier dreht ſich wieder, je größer dieſe ſind, je mehr Alles um dieſelben, bekannten Gegenſtände. Die Salon-Converſation iſt zumeiſt eben ſo oberflächlich, als einförmig, und kann wohl auch kaum anders ſeyn. Wird ſie manchmal durch feine Witze oder geiſtreiche Bemerkungen gewürzt, ſo erſcheinen dieſe wie Oaſen in der Wüſte, und werden von den geſelligen Schmetterlingen, wie Staub der Blumen, von einer zur andern getragen. Das Feld der Politik iſt aber ſo ſehr bebaut, iſt durch die zahlloſe Maſſe von Journalen, welche man jeden Tag in immer wiederkehrendem Kreiſe zu verſchlingen hat, ſo widerwärtig geworden, daß, wer über Krieg oder Frieden, Miniſterium oder Kammern ſpricht, ſich dem, nicht ungegründeten Verdachte ausſetzt, den Morgen über ein Zeitungsblatt auswendig gelernt zu haben, als deſſen zweite, lebendige Auflage er Abends erſcheint. Die Coterie macht daher auch in der Wendung des Geſprächs ihre Vorrechte vor den größern Zuſammenkünften geltend, aber ihre Annalen gehören, wie ſchon bemerkt, nicht in den Bereich der Oeffentlichkeit. Es ſind dieß die ſtillen Freuden, die ſich gern jeder da ſucht, wo er ſie zu finden glaubt.

So bleiben uns denn nur die öffentlichen Unterhaltungen zu beſprechen übrig, und hier ſteht freilich das Theater oben an. Man hat ſich in den meiſten Städten ſo ſehr an dieß Vergnügen gewöhnt, daß es ſich gleichſam in alle geſellige und häusliche Verhältniſſe und Vorfallenheiten hinein verwebt und verwächſt, ja ein Unterbleiben, ein Aufhören dieſer Unterhaltung kaum mehr denkbar iſt. Aber eben durch die größere Theilnahme des gebildeten Publikums an dramatiſchen Vorſtellungen werden auch von Jahr zu Jahr die Anſprüche geſteigert, und man begnügt ſich nicht mehr mit wiſſenſchaftlichen Beurtheilungen, mit kritiſchen Analyſen der Leiſtungen, ſondern glaubt ſich befugt, für ſeine Paar Gulden mitzuſprechen, ſeinen Geſchmack der Geſammtheit aufzudringen und ſeinen Leidenſchaften, wie ſeinen Anſichten, auf dieſem Felde freien Spielraum zu laſſen.

Kein Gegenſtand wird daher ſo vielſeitig, aber auch keiner ſo wenig wahr und richtig behandelt, und was an Unſinn nur erdacht, an Abentheuerlichem, oder einſeitigem Urtheilen ausgeſprochen werden kann, dürfte wohl hier an den Tag gefördert werden.

Dabei fehlt es ſo wenig an langweiligen Lobhudeleien, als an leidenſchaftlichen Ausfällen und bittern ungerechten Kritiken. Ich will daher dieſem Treiben fremd bleiben, und nur im Vorübergehn erwähnen, daß auch hier wieder die Oper es iſt, welche ſich einer entſchiedenen Gunſt des Publikums erfreuet. Hierzu trägt wohl das, mehr auf dieſes Genre berechnete Haus, ſo wie die beſondere Sorgfalt bei, welche darauf verwendet wird. In der höhern Geſellſchaft wurde übrigens die Erſcheinung der franzöſiſchen Truppe von Doligny freudig begrüßt, welcher man, wieviele Wünſche auch Schauſpieler und Repertoire übrig ließen, einige frohe Abende dennoch verdankte, daher denn, ſchon der Abwechslung wegen, mit derſelben ſich äußerſt zufrieden erwies.

Aber nicht allein für dramatiſche, auch für Concertmuſik hat man in München entſchiedenen Sinn. Nicht nur zieht ſich beinahe jede Familie ihre eigenen Kammervirtuoſen heran, und faſt in jedem Hauſe wird geklimpert, gegeigt, geblaſen oder geſungen; auch an muſikaliſchen Vereinen fehlt es nicht und jede der zahlreichen Geſellſchaften hat wieder ihre Concerte. Der philharmoniſche Verein giebt ſeine regelmäßigen Produktionen, und außerdem beſtehen abonnirte Concerte, Quartettunterhaltungen u. d. m. welche ſtets überfüllt ſind. Kein fremder Künſtler von nur einigem Rufe wird ohne aufmunternden und zahlreichen Beſuch von hier entlaſſen; mit einem Wort, es giebt wenige Städte, welche München in dieſer Beziehung gleich kommen werden. Ueberdies hat der Geſang wie die Inſtrumentalmuſik unter Dilettanten und Künſtlern hier berühmte Repräſentanten. Auch durchreiſende Virtuoſen ſind nicht ſelten.

Unter dieſen zeichnete ſich im vorigen Winter der junge Klavierſpieler Lacombe beſonders aus. Er wurde mit Enthuſiasmus begrüßt und immer wieder gerne gehört. Wir können und mögen uns hier nicht in Vergleichungen einlaſſen, welche immer unpaſſend oder undankbar ſind. Aber es ſcheint, als ob Lacombe ſeine ſtaunenswerthe Kraft und Fertigkeit mehr einer raſtloſen Uebung, einem eiſernen Fleiße verdanke, als einem eigentlichen Genie; es ändert dies nichts an ſeinem Verdienſt, erhöht es vielmehr, aber das Hinreißende, das Eigenthümliche eines aus der Seele gegriffenen Spiels, das Begeiſternde der Inſpiration hat Lacombe nach meiner Meinung nicht. Dazu kommt die heutige Mode der meiſten Klavierſpieler, nur ungeheure Schwierigkeiten ausführen zu wollen, welche zur Bewunderung hinreißen, aber das Gefühl nicht anzuregen vermögen. Wer die größten, bisher noch unbeſiegten Hinderniſſe zu überwinden verſteht, mit der letzten Kraftanſtrengung dieſer, ich möchte ſagen: dämoniſchen Schule huldigt, gilt für den größten Künſtler. Da ſich, wie allenthalben, auch hier die Extreme berühren, ſo gränzt ſolches Wüthen an Charlatanerie, und ſchon ſehen wir Ankündigungen von Künſtlern, welche die Ellenbogen, vielleicht bald andre, welche die Füße zu Hülfe nehmen werden, um die Wirkung ihres Spiels möglichſt zu ſteigern. Man wird ſich bei ſolchen Kunſtgenüſſen mehr noch nach dem Befinden des Inſtrumentes, als dem des Spielenden erkundigen müſſen.

Die Palme des Beifalls theilte mit Lacombe ein italieniſcher Sänger Pantaleoni, von dem man früher nie etwas gehört hatte. Sey es blos das Ungewohnte, Unvorbereitete, Fremdartige ſeines Auftretens, ſey es wirkliches Talent, wahre Virtuoſität, genug dieſer Künſtler riß das Erſtemal unſer Publikum zu einem wahren Beifallsſturme hin.

Die Urtheile über ſeine Stimme, wie ſeine Methode waren aber zum Theile ſo widerſprechender Art, daß ich weder die übertriebenen Lobeserhebungen, noch auch die wegwerfenden Meinungen über dieſe, bisher in Deutſchland unbekannte Erſcheinung, unbedingt unterſchreiben möchte.

Noch muß ich dankbar des Hochgenuſſes erwähnen, welchen die zweimalige ſehr gelungene Aufführung der Haydn'ſchen Schöpfung im K. Odeon den Freunden ſolcher klaſſiſchen Muſik gewährte. Die Akten über den Werth dieſer erhebenden Tondichtung ſind geſchloſſen, es kann daher nur von dem Verdienſte die Rede ſeyn, ſie mit ſo viel Kunſtaufwand und Fleiß wieder ins Leben gerufen zu haben, — ein Verdienſt, dem hier die wärmſte Anerkennung nicht fehlen und dieſer nur der Wunſch noch hinzugefügt werden ſoll, von ähnlichen, genußreichen Vorfallenheiten recht oft uns erfreut zu ſehn, und dann auch unſerem Leſerkreiſe davon ſeinen Theil zuwenden zu können.

J. Z.

* * *

Die Schillerfeyer in München.

Während am 8. Mai dieſes Jahres die gaſtliche Königsſtadt des Lieder- und Sangreichen Schwabenlandes eines Feſtes ſeltener Art ſich erfreuen durfte, und faſt alle deutſche Gauen ihre Abgeſandten entboten hatten, der Einweihung und Enthüllung des Schillerdenkmales in Stuttgart beizuwohnen, vor dem In- und Auslande das offene Bekenntniß ablegend, daß in deutſchen Herzen nie die Anerkennung deutſcher Geiſtesgröße, wie die Begeiſterung für den Zauber des deutſchen Liedes erlöſchen werde, wurde auch in unſerem kunſtſinnigen München Schillers Gedächtnißfeyer ſowohl in kleineren Kreiſen, als auch auf eine, des großen Todten würdige Weiſe, öffentlich begangen. Die königl. Hoftheaterintendanz, den Gefühlen des Publikums entgegenkommend, wie von dem Bewußtſeyn ihres eigenen künſtleriſchen Standpunktes geleitet, hatte Schiller's Todestag dazu erwählt, durch prunkvolle Darſtellung der: Jungfrau von Orleans, mit vorangeſchickter Feſtrede, den Manen des deutſchen Sängers eine würdige Huldigung darzubringen. Vor dem Stücke alſo ſprach unſer trefflicher Mime Dahn jenen von Aloys Büſſel gedichteten Prolog, bei deſſen Schluße in treuer Abbildung die koloſſale Statue Schillers, wie ſie Tags vorher in Stuttgart den Blicken der jubelnden Menge enthüllt worden war, unter Roſenlauben ſichtbar wurde. Wir glauben unſern freundlichen Leſern gefällig zu ſeyn, wenn wir ihnen den, eben ſo würdevoll vorgetragenen, als mit warmer Begeiſterung gedichteten Prolog ſelbſt mittheilen.

Prolog

zur Feier des 9. Mai 1839

geſprochen auf dem Königlichen Hoftheater zu München.

Hinunter ſinkt des Tages ſtille Glut,
Bedeutungsvoll durch einen großen Namen,
Dem Millionen deutſche Herzen ſchlagen,
Von ſeines Liedes Zauber oft berührt,
Und himmelwärts mit heil'gem Drang geflügelt!

Der Jahre viele ſind dahin gefloſſen
Seit jener Stunde, die uns einſt verkündet:
„Er iſt nicht mehr, der uns ſo theuer war!
„Er ging dahin in voller Manneskraft,
„Der Ruhmumſtrahlte, mitten in der Fülle
„Des höchſten Wirkens: nieder brach der Tod
„Den edlen Stamm, in deſſen tiefſtem Mark
„Noch eine Schöpfung neuer Welten ſproßte!“

Noch dringt zu uns des Schmerzes lauter Ruf,
Der um den Herrlichen ſich rings erhob,
Denn ewig iſt die Trauer um das Große
Und immer friſch erneut die Wunde ſich,
Die ſein Verluſt in deutſche Herzen ſchlug.

Doch weg mit dieſen Schauerbildern, weg
Mit der Erinn'rung an die bange Stunde,
Die immer vor uns tritt mit bangem Laut,
Und finſter mahnt, daß nur das Herrliche
Vom tückiſchen Verhängniß ſchonungslos
In ſeiner Blüthe wird dahin gerafft! —

Des Dichters Tod iſt ſcheinbar nur, er lebt,
Er wirkt in ſeinem Volke raſtlos fort,
Es blüht ein ew'ger Mai in ſeinem Wort,
Der Knoſp' um Knoſpe drängt mit Schöpferkraft
Und immer wechſelnde Gebilde webt
In ſeines Dienſtes keuſcher Prieſterſchaft!

In dieſes Muſentempels heitren Räumen,
Wie oft entzückten uns des Dichters Werke!
Wie lauſchten wir dem Mimen jedes Wort
Von der beredten Lippe weg, das uns
Der hohe Dichter inhaltſchwer, gediegen,
Von ſeines Geiſtes Weihe tief durchdrungen.

Als heiliges Vermächtniß hinterließ,
Und in des Buſens treue Tiefe legte,
Damit es keimen möge, ſich entfalten
Zum Edlen, uns erſtarken und erheben
Von dem Gemeinen zu der Menſchheit Gipfel!

Wer zählt die Thaten, die ſein Genius
Geübt mit ſtiller, unbegränzter Macht? —
Wer mißt die Folgen, die im Strom der Zeit
Sein reicher Geiſt hervorgerufen, wer
Die ſiegreich ſchreitende Bewegung, die er
Dem deutſchen Volke mitgetheilt? — Er lebt
In uns, wie in den ſpäteſten Geſchlechten! —
Der Götterfunke, der ſich ihm entzündet,
Weht fort und fort als eine heil'ge Flamme,
Des Schönen Keime wärmend zu erwecken!

Im Weſten Deutſchlands, wo die Heimatſtätte
Des großen Dichters, reichbekränzt mit Blumen
Zu Liedern weckt und ſüßem Lautenklang, —
In jener Stadt, wo ſich ſein Genius
Der Feſſeln kühn entwand, die ſeine Kraft,
Titaniſch alle Schranken überſtürmend,
Weil ſie des Aares raſchen Aufflug hemmten,
Mit kaltem Ernſte ſorgſam niederhielten:
Dort drängt im Augenblick ſich eine Welt
Zuſammen, jubelnd, Kränze ſchwingend Ihm,
Den ſie mit Stolz den Ihren nennen!
Dort prangt er nun wie Helios, von Tauſenden
Begrüßt, bewundert! — Pilgerſchaaren wallen
Dahin, zu huldigen dem Muſenliebling!

Das Volk, das Dichter ehrt, das ehrt ſich ſelbſt!
Und Geiſteshelden ziemt Verehrung, Liebe!
Was Göttlichem entſtammt, und göttlich wirkt
Auf Mit- und Nachwelt, das verklärt die Kunſt
Mit ihrem angebornen, heil'gen Recht!

Des weiſen Bildners Meiſterhand entſprungen
Am Tiberſtrom, am alten Sitz der Kunſt,
Wandelt die herrliche Geſtalt des Sängers
Zum erſten Sitz der deutſchen Kunſt, gepflegt
In unſrer palaſtreichen Iſarſtadt
Von königlicher Gunſt, mit zarter Liebe,
Mit regem Sinn zu höchſtem Ruhm gefördert!

Wir ſah'n und ſtaunten an das hehre Bild
In rieſiger Geſtalt, gebietend wie ein Gott
In milder Würde. Seines Geiſts Gewalt
Erfaßte uns in dieſen ſeelenvollen Maſſen.

Der Dichter, dem die **Kunſt** das Höchſte war,
Entſtieg verjüngt in Rom aus **Künſtlers** Hand,
Und — Künſtlerhand, die bei uns ſchafft und
waltet,
Läßt ihn vom hellſten Sonnenglanz umleuchtet
Wie einen Gott aus Glut und Flammen ſteigen.

Zwei Künſtler warben um des Ruhmes Preis.
Beſcheiden ſenkt der Unſrige das anvertraute Werk
Zur dunklen Grube, eingedenk des Liedes,
Das einſt der Dichter, bilderreich, dem Guß
Der Glocke, ernſt-bedeutſam, innig ſang.

Und wie der Glocke reiner Guß gelang
Und wie ſie ſich erhob mit blankem Spiegel
Zu ihres Meiſters unnennbarer Luſt,
Auf ihrer Stirne der Vollendung Siegel:
So rang, im höchſten Glanze Haupt und Bruſt,
Des Sängers wunderherrliche Geſtalt,
Den Nacken von der Locken Pracht umwallt,
Die göttergleichen Glieder rings beſtrahlt,
Sich mit des Lichtes Banner feurig auf!

Wohl ruft ihn jedes Herz in unſre Mitte!
Noch einmal an des Dichters edlen Zügen
Verlangt das Aug' ſich heute zu vergnügen! —
Er naht, er wandelt her im Geiſterſchritte,
Als wenn ihm noch des Lebens Pulſe ſchlügen!

Hoch ragt das ſtolze Doppelwerk der Kunſt
Am Tag des großen, deutſchen Doppelfeſtes,
Das des Beweinten Hingang uns bedeutet
Und ſeines Ruhms Verklärung durch die Kunſt
In jener Stadt, die unſre Klage theilt,
Und ehrt des Künſtlers Werk, mit treuem Sinn,
Mit ſichrer Hand vollendet ausgeprägt.
Des Feſtes brauſendes Geläute mahnt
An Hellas ſchönſte Blütenzeit, wo einſt
Ein edles Volk voll Geiſt, voll Schwung und Phantaſie
In Marmor und in Erz die Dichter feyerte. —

So ſchmücken wir, von gleichem Drang beſeelt
Ein würdig Feſt! Die heldenkühne Jungfrau
Erhebt als Denkmal ſich, als prangendes,
Im Kranze ſeines Ruhms der ſchönſte Stern,
Dem Unvergleichlichen in dieſer Stunde!

Im Reich der Dichtung iſt ſein Bau erblüht!
Er ruht und lebt fortan auf ew'gem Grunde,
Vom Sonnenſtrahl des Göttlichen durchglüht,
Und immer wird es an die Herzen rühren,
So lang ein deutſcher Laut noch lebt in deutſchem
Munde!

[illegible]

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 8.** 1839.

Der öſterreichiſche Ring.

(1322.)

Von Franz Schmidt.

Von jenem Gold, das einſtens
Das Jeſuskind empfing,
Erhielt im Wiener Schatze
Sich lang ein kleiner Ring.

Er war der Zukunft Spiegel
Für Oeſtreichs Fürſtenhaus,
Bei nahem Glücke ſchimmernd,
Bei Unglück trüb und graus.

Ihn trug der ſchöne Friedrich
Vor jenem Heldenſtreit,
Der Ludwig gab die Krone
Und ihm des Kerkers Leid.

Hat da der Ring getragen
Dem hohen Fürſtenhaus,
Und nicht mit düſterm Flore
Gewarnt vor böſem Strauſs?

Nicht warnen und nicht rathen
Hat da der Ring geſollt,
Und um zu meiden beides,
Verbergen ſich gewollt.

Er war wie fern gezaubert,*)
Ihn ſah kein Auge mehr,
Doch lieſs zurück im Fliehen
Er Friedrich dieſe Lehr:

Das Glück iſt Unglück öfters,
Das Unglück öfters Glück;
Nur ſpielt mein Gold zuſammen
Nicht Luſt und Leid zurück.

Ein Reich iſt ſchnell erobert,
Nicht ſo ein Menſchenherz;
Das trägt mit uns in Liebe
Des Lebens Glück und Schmerz.

Durch den Verluſt der Krone
Gewinnſt du Herz und Reich:
Mit dir theilt Ludwig fürder
Reich, Tiſch und Bett zugleich.

---

*) S. Weſtenrieder's hiſt. Kalender für 1797 S. 343.

◆

Der Gaſthof in Bagdad.

Bagdad war, durch ſeinen ausgebreiteten Handel, durch ſeine vortheilhafte Lage am Euphrat und als Reſidenz der Califen, ein Sammelplatz aller Nationen des Orients.

In einer Caravanſerai dieſer Stadt, die vorzüglich von Fremden beſucht wurde, fand ſich ein überaus koſtbar geſchmückter und verzierter Pavillon, der aus vier Abtheilungen beſtand, deren jede nach einer verſchiedenen Himmelsgegend lag und die ſchönſte Ausſicht gewährte. Nicht jedem Fremden ſtand der Zugang zu dieſem Pavillon offen. Der Wirth hatte es ſich zum Geſetz gemacht, ihn nur den vornehmſten Reiſenden einzuräumen, welche Lernbegierde, Gewinnſucht oder bloße Neuigkeitsluſt nach Bagdad führen möchte.

Der Zufall aber führte einſtmals gleichzeitig einen Deutſchen, einen Chineſen, einen Türken und einen Italiener nach Bagdad, die insgeſammt ſich für berechtigt erachteten, jenen Pavillon zu beziehen. Der Deutſche, ein Edelmann, zählte ſeine zwei und dreißig Ahnen auf und behauptete, ihm könne der Wirth den Vorzug nicht weigern.

„Gründen ſich,“ hob drauf der Chineſe an, „deine Anſprüche blos auf deine Titel, deinen Adel, ſo mögen hier die zwei andern Fremden entſcheiden. Du haſt zwei und dreißig Ahnen, ich nicht weniger. In Europa adeln Verdienſte des Vaters, oft bloße Gunſt, oder Gold eine ganze Nachkommenſchaft, die noch öfter dieſen unverdienten Vorzug mißbraucht. Bei uns in China iſt das Gegentheil. Dort erhält ein Mann, der dem Staate große Dienſte geleiſtet hat, den Adel für ſeine Voreltern. Ich bin Kriegs-Mandarin und rettete dem Kaiſer in einer Schlacht das Leben; dafür belohnte er mich dadurch, daß er meine Vorfahren adelte, ohne daß meine Kinder dieſe Ehre theilen.“

„Verdiente ich nicht ſelbſt den Vorzug,“ fiel der Türke ein, „ſo würd' ich ſolchen dem Chineſen zugeſtehn. Ich verdanke meinen Adel weder meinen Eltern noch Kindern; dennoch bin ich der erſte Edle des Reichs nach dem Sultan, denn ich bin Vezier! Werd' ich morgen entſetzt, ſo bin ich geringer als der geringſte Boſtangi, (Thürſteher im Serail), ſo lang' ich aber Vezier bleibe, bin ich der erſte im Staat und keiner unter Euch kann mir den Vorzug ſtreitig machen.

„Ich doch,“ verſetzte der Italiener, ein Prinz. „Meine Vorfahren, die alten Römer, waren die Herren der Welt. Ihre Bürger waren über Könige erhaben und meine Voreltern zählten mehr Bruſtbilder (imagines) in ihrer Familie, als die Eurigen Ahnen. Jeder Römer, der durch die Stimmen ſeiner Mitbürger zu einer Ehrenſtelle gelangte, hatte das Recht, ſein Bruſtbild fertigen zu laſſen, und meine Voreltern hatten deren mehr als zwei und dreißig in ihrer Gallerie.“

„Meine Herren,“ unterbrach der Wirth, „dies ſind ja lauter glänzende Ehrentitel für Ihre Vorfahren, und ich gerathe in Verlegenheit, unter Ihnen die Wahl zu treffen. Folgen Sie meinem Rath und laſſen Sie dieſe drei Kaufleute aus Baſſora entſcheiden; ſie haben alle Ihre Geſpräche mit angehört!“ Es geſchah, der älteſte von ihnen ward zum Ausſpruch erkohren.

„Stellen Sie, meine Herren,“ ſprach dieſer, „den Streit über Ihren Adel ein. Er iſt ein bloßes Werk des Zufalls, und Ehre iſt kein Erbgut. Einigen Sie ſich in der Art, daß jeder einen Flügel des Pavillons beziebet. Die Menſchen ſind, der Geburt nach, alle gleich. Der Weiſe muß dem den Vorzug geben, der die meiſten Verdienſte hat, der Wirth giebt ſie dem, der am beſten bezahlt, und dieſer würd' ich ſelbſt ſein, wenn ich es wollte. Wie aber Reichthum nur durch mäßigen Gebrauch deſſelben erhalten wird, ſo bleibt auch Ehre, — noch viel koſtbarer als Reichthum, — dem am ſicherſten eigen, der ihres Beſitzes am beſcheidenſten genießt.“

Am folgenden Tage hatte von den vier Fremden jeder einen Flügel des Pavillons bezogen und die vier Eingänge öffnen laſſen, ſo daß jeder von ihnen ungehindert alle Gemächer dieſes Ehrenſitzes benutzen konnte.

Natur (Gunst) und Kunst.

Von Franz Baader.

Wenn ſchon die verſtändige Toilettenkunſt uns lehrt, daß ihr Zweck nicht etwa der iſt, die Gunſt oder Gabe der Natur zu ſurrogiren oder auch ſie blos zu copiren, ſondern ihr zur möglichſten Geltendmachung zu dienen, wie denn die höchſte Kunſt der Toilette in der gänzlichen Verbergung derſelben liegt, was man als Einfachheit derſelben bezeichnet, — ſo hätten, ſollte man meinen, bildende Künſtler ſich dieſe Maxime abmerken und ſich es angelegen ſeyn laſſen ſollen, das was ihnen von der Natur als Gnade,*) — Talent oder Genialität, — gegeben oder dargeboten iſt, in ihrer Superiorität (Divinität) als ſolche anzuerkennen, und von dem zu unterſcheiden, was ihnen zum Dienſt dieſer Gabe aufgegeben iſt; anſtatt daß ſie, wie nur zu häufig geſchieht, entweder durch Selbſtmacherei, Verläugnung oder Affectation derſelben, ſolche in ſich ſurrogiren oder als bloſſe Copiermaſchine ſich verhalten wollen; womit denn freilich die Kunſtwerke, die ſolche Gaben- und Gnadenloſen Künſtler uns liefern, nicht, wie ſie doch ſollten, zugleich als Naturwerke, ſondern als bloße Induſtriewerke ſich uns darſtellen. In der That verhält es ſich aber mit dem, was der Künſtler als Gabe, (Don gratuit) von der dichtenden und bildenden Natur empfängt, und was er zum Dienſt (zur Verherrlichung) derſelben zu thun und zu leiſten hat, — wie es ſich mit der Gabe des guten Willens an den Menſchen, (als ſeines ethiſchen Talents) und mit dem Empfangen und der in's Werkführung derſelben verhält; ſo ſehr auch Theologen und Moraliſten ſich noch immer hierüber zanken, indem jene über der Gabe das eigne Thun, dieſe über dieſem jene ignoriren, und hiermit beide beweiſen, daß ſie vom wahrhaften Gottesdienſt ſo wenig verſtehen, als jene Künſtler vom Naturdienſt.

* * *

---

*) Das Wort Grazie, (Charis) hat in der Kunſt dieſelbe Bedeutung, welche in der Moral das Wort Gnade, (Charitas) hat. Ja die Sprachableitung bringt ſelbſt die Worte: Schön und Schonen in Verbindung, weil der Zweck jedes Kunſtgebildes derſelbe der Toilette iſt: dem Auge die Wohlthat der ſchönen Form zu erweiſen, und ſelbes mit der nichtſchönen Form zu verſchonen.

Ueber die deutſche Theater-Kritik.*)

Dreierlei Urſachen ſind es, welche dem augenſcheinlichen und allgemeinen Verfalle der theatraliſchen Kunſt, — in Deaſchland ſtärker noch, als in andern europäiſchen Ländern ſich kund gebend, — unſres Erachtens zum Grunde liegen. Von dieſen iſt der vogelfreie Zuſtand der dramatiſchen Literatur als die erſte zu nennen, womit denn wiederum der Gegenſtand auf das Genaueſte ſich verbunden zeigt, den wir zunächſt hier im Auge haben und welchem, mit Umgebung der übrigen Punkte die nachfolgenden Betrachtungen gewidmet ſind u. ſ. w.

…. „Um aber den auf den Zuſtand der dramatiſchen Literatur angewendeten Ausdruck: Vogelfreiheit noch vollſtändiger, als bereits geſchehen, zu rechtfertigen, wird einer andern Art gegen ſie gerichteter, fauſtrechtlicher Gewalt auch hier zu gedenken ſein, wodurch wir dieſelbe, nicht minder faſt als durch den mangelhaften Schutz der Geſetze,**) bedroht und geſchädigt erblicken. Wir meinen die kritiſche Willkühr, oder beſſer: den Rezenſir-Unfug, welcher, das reale Theater und deſſen Produktionen zu eignem Vortheil ausbeutend, den geſunden Sinn des Volks, unwiſſend oder abſichtlich, in dumpfe Nebel hüllet, ja deſſen angebornen Takt and unabhängiges Urtheil unheilbar verwirrt.“

„Mögen, wohin immer, unſre Blicke ſich wenden, nach Norden, Süden oder Weſten, ſo finden wir in jeder größeren, ſelbſt mittleren Stadt gewiſſe Lokalblätter und eine nicht unbedeutende Schaar von Correſpondenzlern mit den Intereſſen des Theaters und der Sorge beſchäftigt, das Publikum zu unterrichten, wie Herr A. dieſe Rolle geſpielt, wie oft Mad. B. in jener herausgerufen worden und ob das Stück C. mit Beifall aufgenommen, oder durchgefallen ſei. Durchfallen aber heißt in dieſer kritiſchen Terminologie, wenn bei erſten Darſtellungen, nach den Akten oder am Schluß, nicht geklatſcht, noch hervorgerufen, noch ſonſt lärmender Beifall gezollt wird, wonach denn, ohne Rückſicht auf den inneren Gehalt oder die Zeichen eines tieferen Eindrucks bei den Zuſchauern, der Lärm allein als Maßſtab des Beifalles gilt und inſofern auch über das Schickſal der Stücke entſcheidet, als, außer der leichtgläubigen Menge, auch die Mehrzahl der Theater-Vorſtände aus den gedachten Tagesblättern ihre Weisheit zu ſchöpfen, ja deren Ausſpruch als Signalflagge zu betrachten gewohnt iſt, um daran die eigne Verwerfung oder Annahme zu knüpfen.“

„So ſehen wir denn, mit wenigen jener bannalen kritiſchen Phraſen und auf den Grund eines blos äußerlichen, durch ein Paar Dutzend Frei-Billets leicht vorzubereitenden Erfolges oder Mißlingens, über Alles, was auf dem Theater erſcheint, im Sinne jener monopoliſtiſchen Rezenſentenzunft um ſo ſicherer abgeurtheilt, als in der Regel ſie ſelbſt, mit Hülfe einiger tüchtigen Lungen und Fäuſte, ſolches Erfolges oder Mißlingens Urheber und Meiſter iſt.*) So ſehen wir alſo Dichter und Schauſpieler mit Lorbeer gekrönt, oder mit Koth beworfen, je nachdem ſie durch Anrufung und Opferſpenden jene Götzen ſich geneigt zu machen gewußt, oder durch Vorenthalt und Vernachläſſigung ſie zum Zorn entflammten, — ja wir ſehen bei ſolchem Stande der Dinge die Mittelmäßigkeit um ſo mehr Gunſt und Raum gewinnen, je bereitwilliger dieſe zu ähnlichen, von dem wahren Talent verſchmäheten Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt. Und ſo kann denn auch, da die ächte, wiſſenſchaftliche Kritik ſeit lange ſchon dem realen Theater ſich gänzlich entfremdete, dem Beſſeren im Allgemeinen weder Geltung verſchafft, noch den gewiſſen Lokalblättern die uſurpirte Gerichtsbarkeit entriſſen werden, zu deren Ausübung in der That nichts weiter gehört, als ein Platz im Theater, ein abgehärtetes Gewiſſen, etwas Marktſchreierei und viel Unverſchämtheit, vermöge welcher Eigenſchaften wir denn auch verunglückte Genies in Menge von den Schulbänken, Baderſtuben und Ladentiſchen hinweg ſich auf den kritiſchen Dreifuß ſchwingen ſehn, um, benebelt von Wahn, wie die Pythia von Weihrauch, der Welt ihre unberufenen Orakel zu ſpenden.“

---

*) Bruchſtück aus einem, im Manuſkript vollendet und zur öffentlichen Erſcheinung bereit liegenden größeren Werke unter dem Titel: Theatraliſche Denkwürdigkeiten, worin die Zuſtände des deutſchen Theaters, nach allen Richtungen hin und vermöge der dreifachen Eigenſchaft des Verfaſſers als dramatiſcher Dichter, Beobachter und vormaliger Hoftheater-Intendant, beleuchtet und beſprochen ſind.

**) In einem früheren Abſchnitte des Werkes ausführlich abgehandelt, welcher, nebſt andern, zu weiterer Mittheilung in dieſen Blättern nach Umſtänden vorbehalten bleibt.

„Wenn aber ein ähnlicher, rein handwerksmäßiger Einfluß an und für ſich ſchon höchſt verderblich erſcheint, ſo iſt doch die Unfähigkeit der Werkzeuge deſſelben nur als ein geringes Uebel, denen gegenüber, zu betrachten, welche die Käuflichkeit und ſchnöde Feilbietung dieſes Einfluſſes mit ſich bringen. Denn nicht bloß werden, wie im Thaterleben allgemein bekannt iſt, einheimiſche Dichter, Schauſpieler, Sänger u. ſ. w. durch Zuſendung jener Tages- und Lokalblätter zum Abonnement genöthigt und, jenachdem ſie zahlen, oder dieſer Steuer ſich entziehn, entweder mit Lob überhäuft oder unerbittlich angefeindet, ſondern es ſehen auch reiſende Künſtler mit Anträgen zu Unterſtützung ihres öffentlichen Erſcheinens, gegen ein gemiſſes, etwa als Darlehn zu entrichtendes Honorar, ſich vielfach heimgeſucht, ja, unter Hinweiſung auf die Nachtheile der Verweigerung, nicht ſelten ſogar wiederholten Erpreſſungen ſich Preis gegeben, wofern nicht gar von den Betheiligten ſelbſt, davon denn auch Fälle wohl vorkommen, ſolcher Beiſtand freiwillig nachgeſucht und nach Umſtänden theuer genug erkauft wird.“

„Und ſo erklärt ſich denn freilich manches, ſonſt unlösbar ſcheinende Problem im Reiche der Bretter, — ſo erklärt ſich die abentheuerliche Vergötterung mancher höchſt mittelmäßigen Sängerin, der leichte, wenn auch nicht wohlfeile Triumph manches eingebildeten Schauſpielers, der unverdiente Ruf manches unberufenen Dichters; nicht minder auch die ſchwindelnde Verblendung manches gutmüthigen Publikums, dem ſo oft und ſo lange jene Sängerin als „Gottheit“ jener Schauſpieler als „Heros der Kunſt“ und jener Dichter als „leuchtender Stern“ angeprieſen wird, bis es zuletzt daran glaubt; ja es ſehr übel nimmt, wenn man verſucht, ihm die Augen zu öffnen. Dagegen bleibt das beſcheidne Verdienſt in Dunkel gehüllt, welches, fern von jenem unredlichen Treiben, ſich ſelbſt nur den Platz verdanken will, wo ihm zu ſtehen gebührt; und wie ſelten wird ſolcher Platz ihm zu Theil, in dieſer athemlos hinrennenden, verwirrten und wirrſamen Zeit, wo, wie geſagt, faſt nur ſchnöde Parthei-Rückſichten, oder marktſchreieriſche Künſte, wenn nicht gar klingende Fürſprache die Bedingungen und Quellen eines theatraliſchen Erfolges ſind. Wie kann alſo, wer dem Spiel der Partheien fremd iſt, keine Ankündigungen ſchmiedet, keine Correſpondenzler beſucht, keine Journaliſten bezahlt, — wie kann der auf Beifall, ja nur auf Würdigung hoffen, wofern nicht etwa ſein Werk durch bequeme Mittelmäßigkeit den Geiſt- und Sinnverwandten, — alſo der unermeßlichen und vorzugsweiſe ſtimmgebenden Mehrzahl im Publikum, — ſich zu empfehlen das Glück hat!?“

---

*) Im Joſephſtädter-Theater zu Wien ſah der Verfaſſer mit eignen Augen zu, wie Bauernfelds dramatiſches Feenmährchen: Fortunat, gewiß eine der beſten Arbeiten des begabten Dichters, durch die Bemühungen eines gewiſſen Rezenſenten und deſſen zahlreichen Anhanges, förmlich ausgeziſcht und ausgelacht wurde, weil, wie man behauptete, der Rezenſent zu einer Geſellſchaft von Schriftſtellern nicht Zutritt erlangen können, wovon der Dichter eines der einflußreichſten Mitglieder war.

„Welche faſt unglaubliche Stufe von Unredlichkeit und feindſeliger Erbitterung aber jene feile und lichtſcheue Kritik zu erſteigen vermöge, davon werden einige Beiſpiele aus des Verfaſſers eigner Anſchauung und Erfahrung, mit Hülfe der darüber vorhandenen, urkundlichen Dokumente, am beſten Kunde geben, womit denn hier auch um ſo weniger zurückzuhalten iſt, als vor der Verpflichtung, das Geſagte zu beweiſen, ſogar die Bedenklichkeit ſchweigen muß, in ſolcher perſönlichen Sache die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. *)“

„Inzwiſchen iſt, wie uns nur zu wohl bekannt, ein ſo weit verbreitetes, tief gewurzeltes, mit ſo vielfachen, zu deſſen Erhaltung und Fortpflanzung thätigen Intereſſen verknüpftes Uebel ſo wenig wie irgend eine andre Krankheit leicht auszurotten, oder mit Erfolg zu bekämpfen, daher denn auch die gegenwärtigen Aufſchlüſſe nur zur Vorſicht aufzufodern und auf die etwanigen Gegenmittel hinzuweiſen beſtimmt ſind.“

Möchten demnach Alle, denen Recht und Wahrheit am Herzen liegt, — die ſolche mehr lieben, als die Befriedigung jenes gewiſſen, menſchlichen Kitzels, der in Skandal und Schadenfreude ſeine Nahrung ſucht, — möchten alſo die Beſſeren, im Publikum nicht blos, ſondern auch die beſſeren Zeitſchriften und Theater, nur mit Behutſamkeit jenen Lokal-Urtheilen ſich hingeben, nur ihrer eignen Prüfung vertrauen und jedes Uebermaß, das gewöhnlich ſich durch ſich ſelbſt verräth, ſei es in Lob oder Tadel, entſchieden ablehnen! Wie manche Täuſchung würde da ihnen erſpart, wie manche falſche Reputation auf das rechte Maaß zurückgeführt, wie manchem verkannten Talente Gerechtigkeit zu Theil werden, ja welch ein unermeßlicher Gewinn daraus ſogar für die dramatiſche Literatur ſelbſt erwachſen, an deren Mark und Blut der Wurm jener zunftmäßigen Alltags-Kritik nicht minder verzehrend nagt, als die oben bezeichneten geſetzlichen Unzulänglichkeiten, daher denn die eigne Unzulänglichkeit dieſer Literatur, worüber in Deutſchland ſo vielfach geklagt wird, dem aufmerkſamen Beobachter hinreichend wird erklärt erſcheinen.

Fr. v. Elsholtz.

---

*) Siehe Aktenſtücke . . . deren nähere Mittheilung jedoch den „theatraliſchen Denkwürdigkeiten“ ſelbſt, wie billig, vorbehalten bleibt, indem es, der Beſtimmung dieſer Blätter gemäß, hinreichend erſcheint, den Gegenſtand ernſtlich zur Sprache zu bringen, um demſelben auch in weiteren Kreiſen einige Aufmerkſamkeit verſchafft und das gefährliche Vertrauen beſchränkt zu ſehen, womit, vermöge des magiſchen Einfluſſes der Druckerſchwärze, die verdächtigen Ausſprüche jener Fabrik-Literatur, über theatraliſche und andre Dinge, nur zu oft hingenommen und weiter benutzt werden.

◆

Ein Brief aus Paris. *)

Unſere Zeit iſt mit ſo vielem Negativen und aus dieſem wieder entſtehenden Poſitiven ſchwanger, daß ich, mit Auslaſſung der politiſchen oder beſſer, nichtpolitiſchen Criſis, ſo manches Merkwürdige und Unerwartete von hier aus berichten kann. Frankreich iſt leider ein Land wo alles proviſoriſch iſt, von der Regierung herab bis auf das Familienband, ja ſogar bis zur Kunſt und Induſtrie, wie denn z. B. das Gebäude für die Induſtrieausſtellung, proviſoriſch 300,000 Fr. koſtet und — ſchon mit Papier beklebt iſt. Die ganze Juli-Revolution mit ihrer Charte iſt ſo. Doch ich lenke ein, denn ich will ja die Politik meiden und von der Kunſt ſprechen.

Eine Revolution bedrohet die ganze Inſtrumentalmuſik. Mögen die deutſchen Virtuoſen dies wohl beherzigen. Kein Inſtrument ernährt mehr den Meiſter als Künſtler, höchſtens nur als Lehrer; keines, ohne Ausnahme. Die Urſache mag nun liegen wo ſie wolle, die Thatſache iſt da und ſpringt in die Augen. Ich will mich deutlicher ausſprechen.

Es bringt hier faſt kein Conzert mehr ſeine Koſten ein. Man wird darauf ſagen, hier in Paris würden doch faſt jeden Tag zwei bis drei Conzerte gegeben, und alle ſeien beſucht. Ja, aber die Billete werden zum Theil verſchenkt und ich könnte Beweiſe liefern, die lauter reden als alle Critiken. Bei einem Conzert erſten Ranges wurden neulich fünf Billete verkauft. Clara Wieck brachte ihre Koſten nicht heraus, Roſenhain und andere Clavierſpieler ebenfalls nicht, obwohl erſten Ranges und als Deutſche ſogar vorgezogen. Ich wiederhole es, die Inſtrumentalmuſik iſt moraliſch und körperlich todt. Unterſuchen wir nun, woher dies Uebel kommt, denn es hat ſeine Urſachen, wie ſeine Heilmittel, und gehen wir ganz diagnoſtiſch zu Werke.

Iſt das Uebel ein lokales? Zum Theil allerdings, das heißt, lokale Verhältniſſe tragen dazu bei, aber ſie ſind keineswegs die erſte Urſache. Dieſe Verhältniſſe ſind folgende:

Zuerſt die von den Redaktionen verſchiedener muſikaliſchen Zeitungen veranſtalteten Conzerte, wobei die erſten Künſtler mitwirken, theils aus Dankbarkeit für geſpendetes Lob, theils aus Furcht vor zukünftigem Tadel.

Dann die unzählbaren Salon's, wo die Künſtler ſich, der Ehre halber, hören laſſen. Um alſo ihre Kunſt wieder zu Ehren zu bringen, müßten ſie vor Allem auf die ſogenannte Ehre verzichten und nie ohne Bezahlung ſpielen.

Dann die Charlatanerien der frühzeitigen Wundertalente, deren jedes ein Conzert geben will und müßt' es dafür ſeine Kleider verkaufen.

Endlich aber die Conzerte des Conſervatoriums. Dies Alles jedoch iſt acceſſoriſch und beſchleunigt nur die Kataſtrophe der Inſtrumentalmuſik. Die Haupturſachen, welche europäiſch zu nennen, dürften folgende ſeyn:

Die Zeit der Soli iſt vorüber. Das Orcheſter iſt Meiſter und Herr der Zeit.

Ein Virtuoſe, der nicht ein vortrefflicher Componiſt iſt, verdient eben ſo wenig den Namen Künſtler als etwa ein Büchergelehrter, der Lateiniſche und Griechiſche Metrik den Kindern eingeißelt, den Namen Dichter verdient. Als Mitglied eines Orcheſters iſt er an ſeiner Stelle, aber den Namen Künſtler hat er uſurpirt, und nun fodert die Zeit ihr Recht. Darum wird man bemerken, daß Conzerte, wo neue, eigenthümliche Compoſitionen von anerkannten Conzertgebern, — nicht blos Variationen über abgenutzte Thema's, — angezeigt werden, immer beſucht und bezahlt ſind.

Hier ſey es mir erlaubt, eine individuelle Bemerkung hinzuzufügen, die unſtreitig einerſeits Achſelzucken und andrerſeits Widerſtreit erregen wird.

Ich erkenne keinen Künſtler auf dem Piano an, wenn er nicht Componiſt und zwar ein origineller, gediegener iſt. Er

---

*) Den wir, der darin enthaltenen Notizen wegen, bereitwillig mittheilen, ohne mit den darin vorgetragenen Anſichten uns überall einverſtanden erklären zu können.

heiße Moſcheles, Thalberg, Liſzt, Kalkbrenner, oder wie er wolle. Das Piano iſt das vollkommenſte Inſtrument, was die Harmonie betrifft, aber für die Melodie iſt und bleibt es Maſchine.

Nicht in demſelben Grade die Blaſe- und Streichinſtrumente; denn hier iſt Blut und Leben. Die Saiten ſind ja aus Blut. Dennoch gilt der frühere Satz in einem gewiſſen Grade auch für dieſe, da, wie ſchon Göthe in ſeinen Maximen und Reflexionen ſagt, der Muſiker als Exekutor den niedrigſten Grad der Kunſt einnimmt. Dieſes ſchließt jedoch den Virtuoſen, beſonders auf der Violine, dem Violoncello und der Harfe, nicht aus. Aber zum Virtuoſen gehört mehr als ſogenannte Virtuoſität, gehört Phantaſie und Schöpfungsgeiſt. Wer nun als Pianiſt dieſe beſitzt, ſchreibt Opern und Symphonien, und gebraucht ſein Inſtrument als Inſtrument, im ſtrengſten Sinne des Wortes, als Mittel zum Zweck, als Körper zur Seele.

Was ich ſo eben über das Mißgeſchick der Inſtrumentalmuſik ſagte, iſt zum Theil aus dem Munde Meyerbeer's gefloſſen, und ſo iſt, mit Beihülfe deſſelben, auch eine ſogenannte „Akademie der heiligen Cäcilia" ſeit Kurzem dahier ins Leben getreten, welche zum Theil zu Abwendung jenes Mißgeſchickes beſtimmt iſt.

Längſt ſchon wollten die hieſigen zahlreichen Componiſten eine muſikaliſche Geſellſchaft der Art bilden, die ſich über ganz Europa verbreiten ſollte, doch zerſchlug ſich das Projekt immer wieder.

Da kam Charles Durand von Frankfurt hierher. Dieſer faßte die Idee würdiger auf, ſetzte ſie in Gegenwart einiger muſikaliſchen Coryphäen auseinander, erbot ſich, die Statuten abzufaſſen, und auf der Stelle wurde die Idee in Erfüllung gebracht.

Der Mann jedoch, der ſich am eifrigſten damit beſchäftigte, iſt Beriot. Ehre ihm! die Muſiker werden ihm noch in ſpäter Zeit dafür danken.

Vorerſt hat ſich die Geſellſchaft als konſtituirt erklärt. Die erſten Künſtler ſehen ſich regelmäßig, konferiren mit einander und geben alle Monate ein Conzert.

Die Geſellſchaft wird präſidirt von dem Marquis de Louvois, Pair von Frankreich.

Vizepräſidenten ſind: die Herrn Meyerbeer, Auber, Berthold und Cherubini. Muſikaliſche Sekretaire: Beriot und Romagneſi. Sécrétaire orateur: Charles Durand.

Das Comité beſteht aus folgenden Mitgliedern: Onslow, Beriot, Romagneſi, Bruguière, Bertini, Orsborne, Panſeron und dem Sekretair Charles Durand.

Die Liſte der hieſigen Künſtler iſt bereits geſchloſſen; auswärtige können als Ehrenmitglieder aufgenommen werden. Sobald ein ſolches hierher kommt, fällt es ganz der Sorge der Geſellſchaft anheim, daſſelbe findet ſtatt, wenn ein hieſiges Mitglied einen Ort beſucht, wo irgend ein Verein der Art ſich als Filialgeſellſchaft gebildet hat.

Man nimmt auch Dilettanten zu Mitgliedern auf, die jedoch das doppelte Eintrittgeld bezahlen. Man kann ſich denken, daß die Zahl derſelben, bei den gefeyerten Namen, welche die Geſellſchaft an ihrer Spitze trägt, bedeutend werden wird.

Ehrenmitglieder zahlen nichts. Auch die Frauen können monatlich ein Mal eingeführt werden; mit dem Ballotiren ging es ſtreng. Die Muſikverleger traten unter einer beſondern Cathegorie ein; auch Dichter und Schriftſteller werden aufgenommen, aber nur als Ehrenmitglieder. Ich werde die Statuten dieſer, in jeder Hinſicht merkwürdigen Geſellſchaft ſpäter ausführlicher mittheilen, da ich überzeugt bin, daß dieſe in ganz Deutſchland Anklang finden wird. Das Lokal iſt über alle Beſchreibung ſchön. Inſtrumente aller Art liefert die Geſellſchaft.

Noch manche andre Neuigkeit könnt' ich hinzufügen, will jedoch dieſen Bericht für heute ſchließen, zufrieden, wenn er nur einigen Einfluß auf deutſche Künſtler übt und den ſchönen Zwecken Ihres jugendlichen Blattes entſpricht.

A. W.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 9.** 1839.

Sänger-Schmerz.

Es rauſchen die Wogen, es heulet der Sturm,
Und drohnt an die klirrenden Fenſter;
Die Wolken umſtreifen den alternden Thurm
Wie luſtige Nachtgeſpenſter.

Es ſchütteln die rieſigen Eichen das Haupt,
Und beben im innerſten Stamme;
Die raſſelnden Aeſte, vom Wetter entlaubt,
Umzucket die blitzende Flamme!

Und hoch auf dem Söller in toſender Nacht,
Das Herz ſich im Sturme zu weiten,
Steht einſam der Sänger, und lauſchet und wacht,
Und greift in die hallenden Saiten.

Es rauſchen die Wogen tief unten im See,
Und oben die Töne des Alten,
Im Liede erneut ſich ſein ſchmerzliches Weh,
Erfaſst ihn mit Zaubergewalten:

„Wann wird dir, zerſchlagenes Sängerherz,
„Der letzte der Töne entquillen,
„Wann wirſt du, o Grab, den bangen Schmerz,
„Wann endlich dieſs Sehnen mir ſtillen?

„O könnt ich, getragen vom brauſenden Sturm
„Entfliehen den feſſelnden Banden,
„Wie ſchwäng' ich behend mich vom hohen Thurm,
„Und eilte zu ſeeligern Landen!

„Ich hab' einſt geliebet mit flammender Glut,
„Und träumte von goldener Treue,
„Vertraute der Liebe mit fröhlichem Muth,
„Und kannte nicht Täuſchung und Reue!

„O ſchmeichelndes Koſen der Mayen-Nacht,
„Was haſt du mein Lieb' mir bethöret,
„Was haſt du den Buhlen ihr zugebracht,
„Den Kelch meines Glücks mir geleeret?

„Die fröhlichen Lieder, ſie ſind nun dahin,
„Mich kann nicht der Lenz mehr erheben,
„Ich ſah mit den Gluten die Treue entflieh'n
„Und öd' iſt, und kalt nun das Leben!

„Dieſs Herz, einſt ſo glühend und liebewarm,
„Ich hab' es zu Grabe getragen,
„Es ruhet die Harfe mir ſchweigend im Arm,
„Der Nacht nur vertrau' ich mein Klagen!

„Da ſteh' ich nun da, ein verlaſſener Mann,
„Und Keiner verſtehet mich Alten,
„Sie ſchauen verwundert, und fragend mich an,
„Wie eine der Marmorgeſtalten.“

So ſeufzte der Sänger manch langes Jahr,
Es will ihm kein Morgen mehr tagen;
Verſtummt ſind die Lieder, ſo wunderbar,
Verklungen gleich irrenden Sagen.

Da brauſet der Sturm, und zum Soller hinan
Die ſteigenden Wogen branden,
Als wollten ſie ſagen, du armer Mann,
Wir haben dein Klagen verſtanden!

Und iſt es gebrochen des Sängers Herz,
Da ſingen das Sterblied die Stürme,
Und künden der Erde, daſs heiligem Schmerz
Ein rieſiges Grabmahl ſich thürme.

Aufzuckt der Blitz und mit Jugend Muth
Schlägt nochmal der Sänger die Saiten,
Dann stöſst er die Harfe hinab in die Flut,
Und Töne wir Wogen entgleiten!

Fr. August von Zu-Rhein.

* * *

Ein Tag aus Robert Guiskard's Leben

Skizze.

In ſtillem Dunkel ruhte die gewölbte Kirche; die letzten Töne des Hymnus waren verklungen, und die fromme Schaar der Mönche lag in lautloſem Gebet auf den Knieen; — bald drangen die erſten Strahlen der Morgenröthe durch die bunten ſchmalen Glasfenſter, und warfen ein zweifelhaftes Licht auf die Beter, und die Kerzen am Hochaltar, wie die vor dem Bilde des Schutzheiligen, flackerten in gelbem Schein und zeichneten blaue Schatten auf die weißen Altardecken. Da tönten plötzlich in die feierliche Stille ſchmetternde Drommetenklänge, ſo daß die Andächtigen erſchreckt emporfuhren und ſich ſcheu zuſammendrängten; — nur der greiſe Abt vernahm nicht den Tumult, theilte nicht die Furcht, und während die Mönche untereinander ihre Beſorgniſſe laut werden ließen, und ängſtlich den Bewegungen im Kloſterhof und auf den Ringmauern lauſchten, blieb Pietro regungslos, und nur im Hauch des leiſegeſprochenen Gebetes zitterte der weiße, langwallende Bart.

In Stahl gehüllt, das lange Schwert mit Geklirr auf dem Marmorboden nachſchleppend, raſſelte der Kloſtervogt herbei, den ſchlummernden Widerhall des hohen Gewölbes weckend; die zuſammengedrängten Mönche ſahen den Eiſenmann mit bangen, fragenden Blicken an; doch er, ohne ſie zu beachten, trat vor den Prälaten hin, welcher immer noch nicht aus ſeinem tiefen Sinnen erwachen wollte, bis ihn endlich der ungeduldige Vogt laut bei Namen rief, wie einer, der den Nachtwandler weckt. — Ernſt, aber gleichmüthig und freundlich, richtete Pietro ſich empor, fragte nach der Urſache des plötzlichen Lärms und des Kriegers Begehren; der Vogt winkte blos mit der Hand und wandte ſich wieder, voranſchreitend, zur Pforte, der Abt folgte ihm, und dem Abt die Brüder.

Sie gelangten auf die Zinne der Ringmauer und auf den Thorthurm, die im Morgenſchein bereits röthlich erglühten, während tief unten im Thal noch Dämmerung herrſchte. Ein düſtrer Zug ſchwarzverhüllter Männer, über deren Häuptern eine Bahre ſchwebte, bewegte ſich langſam bei den Tönen eines Trauermarſches den ſteilen Weg heran; die Fackeln in den Händen der Trauernden qualmten nur noch, ſtatt zu leuchten, denn höher und höher röthete ſich der öſtliche Himmel, und bald fielen die erſten Sonnenſtrahlen unten im Thal auf ſchimmernde Lanzenſpitzen und blinkende Harniſche. Ruhig betrachtete Pietro den Zug, und wandte ſich dann zum Vogt:

„Soviel ich ſehe, lieber Guaſto, wird eine Leiche zu uns gebracht, und die, welche ſie herauftragen, ſo wie die Reiter unten im Thal, ſind Normannen, mithin Chriſten. Wozu alſo die Anſtalten, welche ich dich treffen ſehe? Wozu die Knechte alle in Waffen auf der Ringmauer? Wozu die Steinſchleudern mit Geſchoſſen gefüllt, und bereit ſich zu entladen? Willſt du dem Todten ſeine letzte Herberge weigern?"

Rauh und mürriſch verſetzte Guaſto: „Wir leben in einer argen Zeit, hochwürdiger Herr, und haben mehr von den getauften Heiden, dieſen Normannen, zu fürchten, als von den ungetauften Sarazenen, die uns von Sicilien herüber bedrohn. Ihr wißt es beſſer als ich, daß die räuberiſche Brut der Altavilles längſt auf dieſes feſte Kloſter lüſterne Blicke wirft"…

Die Trompete des Herolds unterbrach des Vogts Rede. „Was begehrſt du?" rief Guaſto hinab, über die Zinne gebeugt. „Ich begehre, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau," verſetzte der Herold mit ſtarker Stimme: „von dem Vorſteher dieſes Gotteshauſes Einlaß für den, welcher mir auf der Todtenbahre nachgetragen wird." — „Wer iſt's, den Ihr bringt?" — „Der Gebieter dieſes Landes! Robert Guiskard."

„Gleich ſollſt du Antwort empfangen," ſprach Guaſto, zog den Kopf zurück und fragte: „Habt Ihr des Herolds Rede vernommen?"

„Lachend verſetzte Bruder Ertolf: „Freilich haben wir! — So kommt er denn endlich in dies Felſenneſt, das er ſo oft mit lüſternen Blicken betrachtete, der ſtolze Räuber. Wir allein in ganz Calabrien waren ihm nicht unterworfen, und nun will er unſer Gefangner ſein." — Der junge, hagere Bruder Raimond ſah verweiſend den lachenden Ertolf an, welcher ſich bemühte, die Hände um die ſtattliche Wölbung des eignen Bauchs zu ſchlingen, drehte mit dem Finger und krächzte heiſer: „Trau dem Tod nicht, auch der Tod iſt falſch! — Sie ſollen ihn draußen begraben, den Robert, wo ihn die Hunde ausſcharren können." Da rief der greiſe Pietro mit jugendlich gerötheten Wangen: „Still, du Frevler! — Iſt denn nicht die Gaſtfreundſchaft unſere heiligſte Pflicht, die wir um ſo bereitwilliger gegen die Todten erfüllen müſſen, je mehr uns die argen Zeiten nöthigen, gegen die Lebenden unfreundlich zu ſein. Laßt das Thor öffnen, Vogt!"

„Bekomm' ich keine Antwort?" ließ ſich unten der Herold ungeduldig vernehmen, worauf der Abt, ſich ſelbſt über die Zinne hinbeugend, verſetzte: „Gleich wird aufgeſchloſſen werden, ſage das den Deinen." — Brummend ſtieg Guaſto hinab, den Befehl des Gebieters zu erfüllen; bald raſſelten die gewichtigen Riegel, die eichenen Thorflügel drehten ſich knarrend in den Angeln, und die Zugbrücke klirrte nieder.

Während deſſen hatten die Mönche ſich in der Kirche verſammelt, und erwarteten ſtillſchweigend den Leichenzug, der endlich herbei kam. Langſam trugen behelmte Männer, in weite, ſchwarze Mäntel verhüllt, die Bahre, welche ſie erſchöpft niederſetzten; ein Mann in voller Rüſtung zog das Bahrtuch herab, und nun wurde die langausgeſtreckte Geſtalt eines Gewappneten ſichtbar, welcher mit geſchloſſenem Helmſturz dalag. „Wer ſpricht hier für den Prälaten Pietro?“ fragte der Krieger, und der Abt antwortete: „Ich ſelbſt. Wer aber biſt du, und wen bringſt du?“

„Ich bin Honald von Altaville, der Normanne;“ ſprach der Krieger: „jener aber, der dort liegt, iſt ein Mann, der die Welt ſchreckt, wenn ſein Helmbuſch nickt.“

„Jetzt ruht er von ſeinen gewaltigen Thaten,“ verſetzte Pietro, „und ſein Helmbuſch nickt nicht mehr. Ich frage dich, im Namen Gottes, wer war der Krieger dort, eh' er auf der Bahre lag?“

Honald lehnte ſich nachläßig auf die breite Schulter ſeines Nachbars, ſah den Abt eine Weile lang ſpöttiſch an, und entgegnete endlich: „Er war, was er immer noch iſt; nenn' einen Namen, der vom eiſigen Norden bis zu Siciliens Myrthenhainen jedes Ohr erſchreckt, ein bekannter Donnerſchlag, dann haſt du ihn gerufen.“

„Ich ſehe wohl,“ ſagte Pietro ruhig: „daß du nicht ſonderlich Luſt haſt, dich den Förmlichkeiten dieſes Gotteshauſes zu fügen, und ſo will ich mich denn in deine Laune ſchicken. Der Todte da iſt Robert Guiskard?“

„Mein edler Bruder, der Herr dieſes Landes,“ bekräftigte Honald. — Ertolf lachte. „Was lachſt du, Mönch?“ fragte rauh der Normann, und der Frater entgegnete: „Wie Honald? du nennſt einen Todten: Herrn des Landes? Soviel Erde, als er deckt, iſt kaum ſein; der ſtolze Unterdrücker liegt da, ein ſchlummernd Kindlein, und laſſt uns, ſeinen ehemaligen Feinden, mit ſtummer Zunge den Wunſch zu, bei uns eine Ruheſtätte zu finden.“

„Er ſoll hier in Frieden ruhn, wo des Lebenden unfriedliches Sehnen gewohnt,“ ſprach der Abt, und Honald fügte ſchnell hinzu: „Wie billig, denn als er einſt Einlaß begehrte: da ließet Ihr ihm zur Antwort ſagen: Ihr wolltet ihm das Thor nicht eher öffnen, als bis er von ſchwarzumhüllten Männern auf der Bahre hereingetragen würde. Er kam, wie Ihr begehrtet, und ſo mußtet Ihr denn Wort halten.“

„Und wie gerne thaten wir's!“ rief Ertolf: „denn nun erſt können wir wieder ruhig ſchlafen. Er war ein arger Raubgeſell!“

„Laßt ihn ruhen, liebe Brüder,“ unterbrach ihn Pietro ernſt und feierlich: „er mag ſeine Fehler vor einem Andern verantworten, als vor uns, die wir nur ſeiner Tugenden gedenken wollen, indem wir trauern, daß ſolch edler Mann in ſeiner Jahre Kraft vom unerbittlichen Geſchick dahin gerafft ward, eh' er ärndten konnte, was er geſäet. — Sei uns willkommen, Robert Guiskard, und mögeſt du ſanft bei uns ruhen!“ . . .

Auf der Bahre raſſelten die Schienen der Rüſtung, dann hob ſich der wallende Buſch, der Helm und die Bruſt langſam in die Höhe, bis der Todte halbaufgerichtet daſaß. Scheu wichen die Brüder zurück, und ſahen bleich und zitternd auf die grauenvolle Erſcheinung; Pietro aber trat einen Schritt näher und rief mit ſtarker Stimme: „Im Namen des Dreieinigen beſchwöre ich dich, verirrter Geiſt, uns zu verkünden, was dich in deine irdiſche Hülle zurückführt.

Wenn eine noch ungeſühnte Schuld auf dir laſtet, ſo bekenne ſie, und ich werde dich löſen und durch reichliche Meſſen dir die Ruhe des Grabes ſichern.“

„Aber wer ſagt dir denn, daß ich todt bin, Mönch?“ verſetzte Robert, indem er vollends ſich empor richtete, das Viſir aufſchlug, und nun in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Stolzes vor dem Abt und den Seinen ſtand, die vor dem Lebenden jetzt mehr Scheu empfanden, als kurz vorher vor dem vermeinten Spuk. — Der Normann muſterte mit ſeinen blitzenden Augen die Verſammlung, und fuhr dann fort: „Wir haben uns einander nichts vorzuwerfen, meine Freunde. Ich, Euer Herr und Gebieter durch Gott und mein Schwert, bin auf der Bahre gekommen, und Ihr habt meine Verzeihung für Euren frühern Trotz durch die Bereitwilligkeit verdient, mit der Ihr mir Euer Thor öffnetet.“

„Eine Leiche wähnten wir zu empfangen,“ ſprach Pietro mit einem Blick des Vorwurfs.

„Sieh da,“ ſpottete Robert: „ſtatt des düſtern Todes zieht das Leben ein. Und nun, Mönchlein, danke mir, daß ich zum Heil deiner Seele deinen weltlichen Stolz beuge; du ſollſt fortan in Ruhe zum Himmel beten, aber mir nicht mehr weigern, was des Fürſten iſt. Wir wollen gute Freunde ſein; ich beſetze mit tapfern Leuten dieſes feſte Haus, das durch ſeine Lage an der See mir wichtig iſt. Ihr bezahlt mir dafür ein mäßiges Schutzgeld, und ſeid vor den Sarazenen und ihren räuberiſchen Angriffen geſichert. Dabei mögt Ihr für mich beten, denn wenn die Heiden mich bezwangen, wärt Ihr alleſammt verloren.“

„Oho,“ fiel ihm Ertolf in die Rede: „ich denke, wir könnten uns ohne dich vor ihnen ſichern.“

„Meinſt du,“ verſetzte der Fürſt, und maß ihn mit einem verächtlichen Blick: „ich kann dir aber ſagen, daß Ihr Eure bisherige Sicherheit nur uns verdankt, — denn ohne uns wäret Ihr längſt eine Beute der Heiden, welche nicht ſo ſäuberlich mit Euch verfahren würden, wie ich. Und wenn ich, was Gott verhüthe, gegen Euch hätte Gewalt brauchen wollen, — ich hätte Morgens am Fuß Eures Berges die Schlachtdrommete ertönen laſſen, und der Abend, mit Scham gefärbt durch den Brand Eurer Zinnen, hätte erröthend eingeſtanden, daß Ihr keinen Hort beſitzt, als Geduld und chriſtliche Ergebung.“

„Frevler,“ rief Raimond wild, „wie wär' es, wenn wir Dich, ſammt dieſem Häuflein durch unſere reiſigen Knechte erdrücken ließen?“

In dieſem Augenblick drängte ſich Guaſto mit einem bewaffneten Trupp in die Kirche, — Robert aber gab ein Zeichen, die Normannen warfen ihre weiten Mäntel ab und ſtanden in blanker Rüſtung da, die breiten Schwerter kampfluſtig ſchwingend, während Honald den Abt beim Arm ergriff, und ausrief: „Der Kopf dieſes, Eures Gebieters bürgt für Eure Unterwerfung!“ — Robert trat dem Vogt entgegen, und fragte drohend, was er begehre? — „Ich will wiſſen, was ich zu thun habe,“ rief Guaſto, „die Reiſigen von unten reiten den Berg herauf, und da witterte ich den Verrath, der mir nun klar wird. Ich habe das Thor ſchließen laſſen.“ — „Laß es augenblicklich wieder öffnen,“ herrſchte Robert ihn an. „Laß öffnen, guter Guaſto,“ ſetzte Pietro hinzu: „denn Gewalt geht vor Recht.“

(Schluß folgt.)

◆

Das Spiel und die Spielhäuſer.

Von A. von Maltitz.

Ich habe zu Paris die Spielhäuſer beſucht, denn ich hatte die Krankenhäuſer ſchon geſehen, — und ich wollte Alles ſehen.

Wenn das Spiel nur ein Schwindel wäre, ſo könnte es von weiſer Freundeshand als ein galvaniſches Heilmittel für diejenigen angewandt werden, die eine eingealterte Seelenkrankheit in jene Abſpannung verſetzt hat, welche dem Tode ſo traurig vorantritt. Kein Kummer kann vielleicht dieſer mächtigen Zerſtreuung, dieſem gefährlichen Reize widerſtehen.

Welch ein wohlthätiges Vergeſſen würden die Kranken in dieſer in Eins geſammelten Aufmerkſamkeit, in dieſer Verzauberung finden, wo man das Geſetz der Launen des Zufalls zu errathen wähnt, und ſie, wie die Wellen eines Waſſerfalles, deſſen Rauſchen uns betäubt, übereinander ſtürzen und fluthen ſieht. Vielleicht könnte ſelbſt das nagende Gewiſſen unter dieſem Rauſchen für Stunden einſchlummern.

Aber das Spiel iſt nicht nur der Schwindel, es iſt auch der Abgrund, von allen Abgründen der, welcher am gebieteriſchſten ein Opfer fordert.

Das Spiel iſt auch der Wunſch nach dem Abgrund. —

Wenn andere Leidenſchaften durch eine wohlthätige Täuſchung treuer Freunde irre geführt werden, wenn z. B. der Rachſüchtige im Augenblick, wo er ſeines Gegners Blut vergoſſen zu haben meint, erfährt, ſein Opfer lebe noch, ſo wird er dem wohlthätigen Betruge Dank wiſſen. Ja könnt' es ſich nicht ereignen, daß der ſchon von Furien ergriffene Spieler, dem man ankündigte, ſein Spiel ſei nur ein Spiel geweſen, wenn auch zu ſeinem Verderben, wollte, daß es ein fürchterlicher Ernſt bleibe? —

An den grünen Spieltiſchen hat ſich noch nie eine Phyſiognomie verſchönt.

Der innere Hof des Zeughauſes zu Berlin iſt mit Larven geziert, wo der Bildhauer jeden Ausdruck des letzten Kampfes dargeſtellt hat, ſo wie in dem Innern des Gebäudes alle Werkzeuge des Todes aufgehäuft ſind. Die bewegungsloſeſten dieſer Larven ſchienen mir die ähnlichſten Bildniſſe eines wahren Spielergeſichtes zu ſein.

Von allen Leidenſchaften giebt das Spiel dem Menſchen die feierlichſte Haltung. Starr, wie in Erz gegoſſen, hat der Spieler keine Berührung mit dem was ihn umgiebt, — wer hat wohl beim Spielen einen Nachbar, ein Gegenüber? — nur mit dem Zufalle iſt man Aug' in Auge! — Die Menſchen ſind hier ſich fremder als auf einem Schlachtfelde. Dieſer Ernſt giebt jedem Alltagsgeſicht eine Bedeutung, der es ſonſt nicht fähig iſt. Nirgends hab' ich ſo wenig dumme Geſichter geſehen, als an der Roulette; — freilich ſieht auch im Tode Niemand dumm aus.

Es iſt ärgerlich, daß der Menſch ſo geſetzt erſcheint, wenn er ſich zu Grunde richtet. Eine Bemerkung, die manche Erzieher nicht zu ihren Zöglingen würden dringen laſſen! Darſteller ſollten am Spieltiſche die Haltung beobachten, die der Menſch ſeinem Schickſale gegenüber annimmt.

Der Spieler hat kein Gehör, — die Welt iſt ihm ſo ſtill, — er hat auch nur in den Fingerſpitzen ein Gefühl, — aus den Fußſpitzen iſt es gänzlich entſchwunden, und der reizbarſte, der empfindlichſte Mann läßt darauf treten, wie auf den grünen Raſen.

Je öfter man ſolche Orte beſucht, je mehr ſieht man nur die zwei Hauptgeſichter der Menſchheit: Verdruß und Vergnügen, — und die beiden Hülfsgeſichter: Habgier und Verzweiflung.

Mich erinnerte der ſtille, ſchweigſame Ausdruck, der durch alle dieſe Geſichter geht, an die Zellen der amerikaniſchen Strafhäuſer, woſelbſt wir zuletzt nur ein Schickſal hinter hundert Gitterthüren ſehen, das mit einem einzigen Blick und mit einer einzigen, gleichmäßigen Verbeugung uns im Vorübergehn grüßet.

Wie in dieſen Strafhäuſern, ſo glaubt man am Spieltiſche nur die Opfer und die Strafe eines einzigen Laſters zu ſehen, — aber dieſe Verzauberten an den grünen Tafeln haben an ihrem Herde und vor der Saalthür alle die Leidenſchaften gelaſſen, die am Spieltiſche müßig ſein würden, wo eine einzige ſtumme Wuth herrſchen will. Doch aus dieſem Betäubungskreiſe getreten, eilen ſie anderem Götzendienſte wieder zu, denn es iſt anerkannt, daß die Leidenſchaft des Spieles, die ſo mancher anderen Gegnerin zu ſein ſcheint, z. B. des Geizes, ſich mit der Zeit ihnen allen verſöhnt, ja, ſie alle hervorruft.

Es iſt übrigens eben ſo leicht, als unfruchtbar, ſchauderhafte Gemälde dieſer Scenen zu entwerfen, und mit Verwünſchungen gegen das Spiel, gegen ſeine Ermunterer und ſeine Opfer zu ſchließen. Beſſer iſt es, dieſe Klippe zu denjenigen zu rechnen, denen wir nie durch unſer eigenes Verdienſt entgehen, und woran noch mit grauen Haaren ſelbſt Harpagon einſt ſcheitern dürfte.

Am Schreibtiſche kann man ſogar den Hang, der zum grünen Tiſche zieht, unbegreiflich und das Kennzeichen eines unwürdigen Gemüthes nennen.

Als Widerlegung genüge, daß dieſer Abgrund, wie ſo viele andere, faſt nur edle Opfer verſchlingt. Niedrige Gewinnſucht wird heilſam vom Geize gewarnt! — Die redliche, uneigennützige Unerfahrenheit iſt auch hier das Lamm, das verbluten muß.

Für dieſe gab es keine gefährlichere Falle, als den ehemaligen Salon der Fremden (ſollte heißen der europäiſchen Beutel) in Paris. Er mußte, dem Ankömmlinge, halb im Ernſt, halb humoriſtiſch, wie ein immer offenſtehendes Vaterhaus vorkommen, wo er jeder Bewirthung und zuvorkommendem Empfang begegnete. Eine höchſt anſtändige Geſellſchaft, die man viel leichter für eine Geſellſchaft von Philanthropen, als Don Quixote ein Wirthshaus für ein Schloß, halten konnte, — ſchien ganz andern Zwecken zu huldigen, als den Karten und Würfeln. Doch am Ende üppiger Mahlzeiten öffneten ſich leiſe die Flügelthüren der Nebenſale, —

„Meine Herren, die Abgründe ſind offen.“ —

Man fragte einen der Unſrigen, — wer ſein beſter Freund ſey? —

„Der, welcher mir hier meinen Hut reicht, oder gar den ſeinen leiht.“ —

„Ein Weiſer,“ bemerkte ein Andrer, „ginge auch ohne Hut nach Hauſe.“ —

* * *

Ein türkiſcher Wachpoſten.

(Als Erklärung der beigefügten Lithographie.)

In dem anliegenden Blatte theilen wir unſern verehrten Leſerinnen und Leſern die eben ſo getreue als [illegible] ausgeführte Darſtellung einer Abtheilung der [illegible] Truppen des Sultans, in ihrem neuen Koſtüm (Nizam djerid) mit, von einem Reiſenden herrührend, welcher gegen vier Jahre lang in der Türkei, — der europäiſchen ſowohl als aſiatiſchen — ſich aufgehalten hat und, wie Wenige in die Eigenthümlichkeit des orientaliſchen Lebens eingedrungen iſt.

Wir ſehen demnach auf der Mitte des Blattes einige jener moderniſirten Helden, auf deren Thaten nunmehr die Blicke der Welt und die Hoffnungen ihres Gebieters zu Bändigung des alten, ägyptiſchen Satrapen gerichtet ſind, — wir ſehen alſo hinten den Offizier, an dem Ringkragen kenntlich, mit lebhafter Geſtikulation einen ſeiner Untergebnen ausſchelten, was dieſer demüthig hinnimmt; während vorn einige andre Soldaten um ein Feuerbecken beſchäftigt ſind, ihre Pfeifen anzuzünden. Rechts ſteht dagegen ein alter Türke, deſſen nationale, maleriſche Tracht gegen die neuen Uniformen ſehr vortheilhaft abſticht, und links bemerkt man einige Weiber, wie ſolche, der in Europa herrſchenden Meinung zuwider, nicht ſelten auf Straßen und öffentlichen Plätzen zu finden ſind, wie denn die türkiſche Strenge der Sitten der europäiſchen Civiliſation auch inſofern gewiſſe Conceſſionen gemacht hat, daß die Frauen nicht mehr ganz verſchleiert, ſondern nur mit bedecktem Munde erſcheinen, auf deſſen Verhüllung aber ſo ſtreng gehalten wird, daß diejenigen, welche ſich ohne ſolche zufällig überraſcht ſehen möchten, hierüber in der Regel großen Zorn oder große Betroffenheit zeigen. Mehrere Hunde, theils behaglich hingeſtreckt, theils mit den Reſten ihres Mahles beſchäftigt, vervollſtändigen das anſprechende Bild, dem bald einige andere, ähnliche folgen laſſen zu können uns Hoffnung gemacht iſt.

Ankündigung.

Da, nach eingegangener höchſter Genehmigung, die ſeit dem Monat April d. J. bei **Georg Franz** in München erſcheinende Wochenſchrift:

„Deutſche Theeblätter“

hervorgerufen und gepflegt durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und **Fr. Aug. von Zu-Rhein,**

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit, — Eduard von Schenk, — Fr. von Schelling, — Franz Grafen Pocci, — Karl von Martius, — Franz von Baader, — C. Weichſelbaumer, — Aloys Büſſel, — Dr. Soeltl, — Fr. Baron De la Motte Fouqué, — A. von Sternberg, — Ludwig Bechſtein, — Franz von Maltitz, — Dr. Karl Seidel, — Dr. H. Stieglitz, — Ernſt, Frhr. von Feuchtersleben, — G. von Heeringen, — Eduard Gehe, — E. von Brunnow u. A.

nunmehr, außer durch die löblichen Buchhandlungen, auch auf dem Poſtwege zu beziehen iſt, ſo wird von ſämmtlichen, löblichen Poſtämtern des In- und Auslandes vom heutigen Tage an Beſtellung darauf angenommen, und ſolche, zu dem Preiſe von:

7 fl. 4 kr. ganzjährig und 3 fl. 32 kr. halbjährig im erſten Rayon des Königreichs
7 fl. 18 kr. „ „ 3 fl. 39 kr. „ im zweiten Rayon,
7 fl. 26 kr. „ „ 3 fl. 43 kr. „ im dritten Rayon,

an die Abnehmer befördert, dieſer Preis auch, vermöge der getroffenen Anſtalten, im Auslande nur eine unbedeutende Vermehrung erleiden, während derſelbe für München und im Wege des Buchhandels auf 7 fl. ganzjährig und 3 fl. 30 kr. halbjährig beſtimmt bleibt.

Im Uebrigen werden die „deutſchen Theeblätter“, — durch den gefundenen, unerwartet freundlichen Antheil in ihrem Beſtehen völlig geſichert, — den vorgeſetzten Zweck: in einem theils nationalen, theils geſelligen Sinne der höheren Converſation, wie ſolche in gebildeten Kreiſen an einem gemüthlichen Theetiſche ſich geſtaltet, als anregendes Organ zu dienen, nicht bloß ferner eifrig verfolgen, ſondern auch durch Mannigfaltigkeit der Mittheilungen und künſtleriſche Zugaben, wie die anliegende, den Bereich ihrer Wirkſamkeit immer noch zu erweitern bemüht ſein.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 10.** 1839.

Ein Tag aus Robert Guiskard's Leben.

Skizze.

(Schluß.)

Guaſto ging kopfſchüttelnd hinaus, indem er vor ſich hin brummte: „das haben ſie nun von ihrem chriſtlichen Sinn und ihrer Demuth, daß der lange Normann ihnen Waffen und Geld nimmt.“ — Das Thor wurde geöffnet, und die reiſige Schaar hielt ihren Einzug. Der Fürſt aber, aus der Kirche tretend, befahl den Mannen des Kloſters, ihre Waffen auszuliefern, oder die Feſtung zu verlaſſen; der Vogt lehnte ſich auf ſein breites Schwert, ſah trotzig vor ſich hin und rief: „Nein; die Waffen geben wir nicht; wir haben ſie ſtets mit Ehren geführt, und es iſt wahrlich nicht meine Schuld, daß ſie Euch heut nicht entgegenblitzten, da es noch Zeit war. Ich gehe nach Melite, zu meinem Schwager Baſilio, und laſſe mein Gut fahren, das ich vom Kloſter zu Lehen trage; die Andern mögen thun, was ſie wollen.“

„Bringt dem Alten ſein Roß,“ ſagte Robert, und wer von ſeinen Leuten ihm zu folgen gedenkt, der gehe ungehindert, aber ſein Leben iſt verfallen; wer jedoch uns dienen will, der melde ſich zur Huldigung an dem Tage, welchen wir durch den Herold werden verkünden laſſen.“ — Guaſto enteilte, nur von Wenigen gefolgt; den übrigen Dienſtmannen ließ der Fürſt andeuten, ſie möchten das Kloſter verlaſſen, und die Knechte wurden entwaffnet. Dann rief Robert einen ſeiner jungen Krieger herbei und ſprach: „Dir, Alfred, übergeb' ich die Bewahrung dieſer Feſte, und belehne dich dafür mit den Beſitzungen des vorigen Kloſtervogts, wie derjenigen, die ihm folgten. Der Letzteren Güter wirſt du weiter verleihen, an wen dir's gutdünkt; das Stift ſelbſt hat kein Herrenrecht mehr zu üben, außer auf ſeinen eignen, unmittelbaren Beſitzungen, die es indeſſen ohne meine Einwilligung nicht veräußern darf.“ — Alfred betheuerte ſeine

Dankbarkeit und ſeinen Dankſtifter, Pietro aber ſprach: „Du handelſt nicht gerecht an uns, Fürſt; du raubſt uns unſere Rechte und Gefälle, ſtatt dich mit dem Zins und Zehnten zu begnügen."

„Ihr bettelt Ihr lieber, als Füchſe," lachte Guiskard entgegen. „Da du aber gerade vom Zins ſprichſt, ſo führ' uns in deine Halle, laß Geld und Silber aus deinem Schatz herbeibringen, und dann wollen wir in aller Einigkeit einen Schmaus und Zechgelage halten, in freundſchaftlichem Kreiſe und wohlvertraulich."

In ſein Geſchick ergeben traf Pietro Anſtalt, dieſem Befehl zu genügen. Unterdeß folgten die Brüder ihrem neuen Gebieter zum Refectorium, und würzten ſich den trefflichſten Wein mit bitterer Galle. Manch einer ſaß ſtill und in ſich gekehrt, während [illegible] ſeinen Nachbarn, Alfred und Humfried, wacker Beſcheid that und endlich im Becher ſeinen Groll erſäufte. Der Abt aber, neben Robert ſitzend, ſprach nun von Buße und Bekehrung, und gab gern ſein Geld und Silber hin, doch nicht ohne den Empfänger zu ermahnen, es zum Guten zu verwenden, ſtatt wie bisher zu verharren in wildem Frevelmuth und argem Leben. Der Fürſt hörte geduldig zu und würfelte indeſſen mit ſeinen Nachbarn, ohne jenen einer Antwort zu würdigen. Da rief endlich Pietro: „Willſt du mich nicht hören, du ſündiges Erdenkind, und dennoch bin ich der Bote des ſtarken, allmächtigen Gottes? Glaubſt du, weil du mir weltliche Macht und Herrlichkeit nimmſt, ich laſſe mir auch mein himmliſches Amt entreißen? Mit ſchallendem Poſaunenruf will ich dein Gewiſſen erſchrecken . . . ."

Eine beſchiente Fauſt, die auf Guiskard's Wink die Schulter des Abts packte, unterbrach hier unſanft die Rede, und des Fürſten Knappe, Tancred, raunte dem Greiſe zu: „Still, oder du biſt verloren. Siehſt du nicht die ſchwellende Zornader auf des Gebieters Stirn?" —

In dieſem Augenblicke traten zwei Fremde in den Saal, ein junger Ritter und ein Schildknappe, beide, der Tracht nach, Normannen. Aller Blicke richteten ſich auf die neue, unbekannte Erſcheinung, während der Jüngling feſten Schrittes auf Robert Guiskard zuging und ihn freundlich grüßte. „Willkommen, mein Gaſt," rief dieſer, „ſetz' dich zu uns her und ſei fröhlichen Muthes. Morgen wollen wir hören, was du uns bringſt, Gutes oder Uebles." Der Gaſt aber verneigte ſich und ſprach: „Das Geſchäft, welches mich herführt, iſt unaufſchiebbar. Ob ich dieſem Gelage beiwohnen kann, muß ich erſt demjenigen ſagen, welchem zu Ehren es gehalten wird."

„Wie nennſt du dich, Jüngling, und von wem ſprichſt du?"

„Ich bitte dich, der du ſicherlich dem edlen Stamme Tancred's von Altaville entſproſſen biſt, laß mich zur Leiche des Bruders führen, damit ich ihm noch, zum Abſchied und Wiederſehen zugleich, die Hand drücke."

Robert brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Was gibt's da zu lachen?" fragte der Fremde entrüſtet. Jener aber ſchüttelte ihm herzlich die Hand und rief: „Biſt du nicht Roger, das Neſthäkchen?" — „Freilich bin ich Roger, Vater Tancred's jüngſter Sohn." — „Und was macht der Vater?" — „Er hat die Kunde von dem Glanz eures Geſchlechts mit hinübergenommen; aber nun laß mich zu Robert's Leiche führen, daß ich des Vaters letzten Segenswunſch beſtelle."

Die Anweſenden hatten ſich um die Beiden gedrängt. Humfried umarmte den Bruder, und rief: „Willkommen in Apulien, Regier. Dieſen Becher für die Ruhe des alten, wackern Tancred und auf die Geſundheit des ſtarken Robert, der hier neben dir ſitzt und ſeinen eigenen Leichenſchmaus mitfeiert.“ — Regier ſah bei dieſen Worten den Sprecher verwundert an; doch dieſer erklärte ihm den Zuſammenhang der Abentheuer dieſes Tages, und Guiskard rief: „Nun, du letzter von dem Dutzend der Altaviller, ſetz' dich endlich her und zeche mit uns. Du haſt dem Vater die Augen zugedrückt?“

„Ja, lieber Bruder. Und als er beſtattet war, da überließ ich unſer Lehen den Schwägern, ſchwang mich, mit meinem Diener Bietrico, zu Roß und verließ die Normandie, um in Apulien mir einen Antheil am glänzenden Looſe meines Stammes zu ſuchen.“

„Da haſt du das Gewiſſe für das Ungewiſſe hingegeben.“

„Und Gott beſtätigt, daß Wagen gewinnt. Nach allen Mühſeligkeiten bin ich endlich im Hafen und denke nun, ein willkommener Theilnehmer, mich neben Euch auf den glänzenden Thron zu ſetzen, um Italiens Schätze zu verſchwelgen.“

„So jetzt auf der Stelle?“

„Wie anders?“

„Nun, beim heiligen Martin, du biſt ſehr zuverſichtlich, mein Knabe. Aber hier zu Lande iſt es hergebracht, daß Einer erſt Land und Leute verdient, eh' er ſie erwirbt, und du weißt doch, wie wir Alle, dieſer Sitte uns fügen mußten.“

„Du ſcherzeſt, Bruder. Wirſt du dem Sohn deines Vaters, welchen um Thatenwillen ſo weit durch die Welt zog, den Erfolg der aufgewandten Thaten verſagen, ihm nicht vergönnen, in der neuen Heimath zu ſein, was er in der alten war: Keines Gleichen?“

Robert ſtarrte finſter vor ſich hin; die Ader auf der breiten Stirne ſchwoll drohend an, und er verſetzte endlich mit entſchiedenem Ton: „Lieber Knabe, was ich hier bin, bin ich durch eigne Kraft geworden. Du aber biſt noch nichts, als ein irrender Ritter und ein Normann, als welchen ich dich willkommen heiße, wenn du es nicht verſchmäheſt, meinem Heerlager zu folgen und im Steigbügel mir treulich zu dienen, denn Tapferkeit gilt hier alles, Geburt nichts.“

„Ich verſtehe dich,“ grollte Regier; „du willſt keinen Gleichen neben dir.“

„Wenn ich ihn finde, — warum nicht?“ ſpottete der Fürſt. Doch zu dem erbitterten Regier ſprach Humald: „Komm mit mir, mein Bruder, unfern von hier beſitz' ich ein kleines Freigut, mit dem ich dich beſchenken will, und wo du ſo lange bleiben magſt, bis in einer guten Stunde des Fürſten Sinn ſich ändert.“

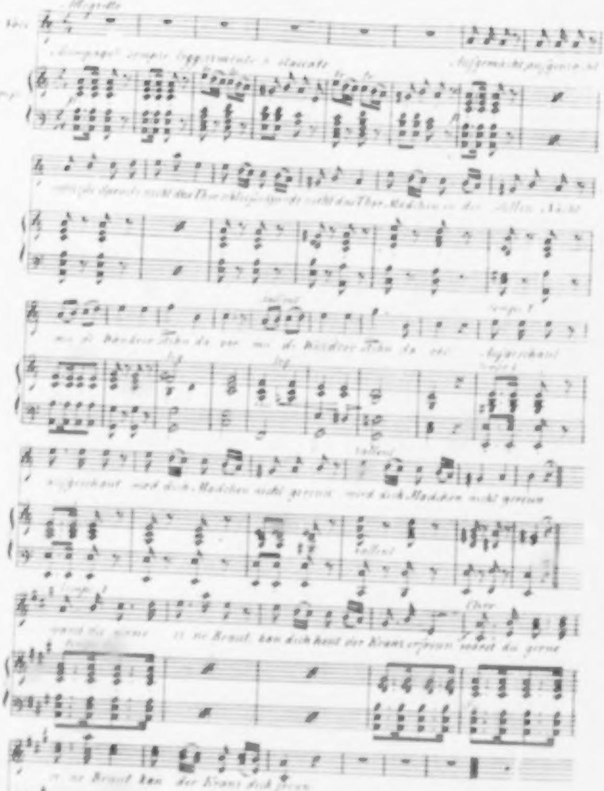
„Ich danke dir, Humald,“ entgegnete Regier, „und nehme deine Gabe an, bemüht, auch ohne den hochmüthigen Robert mir Macht und Anſehen zu erwerben. Ich bin Tancred's würdiger Sohn, wie er, trage wie er, ein normanniſches Herz und ein normanniſches Schwert, und habe den feſten Sinn der Ahnen nicht verloren, um hier der Dienſtmann eines übermüthigen Herrn zu werden.“

Robert aber, des brüderlichen Zornes ſo wenig achtend, wie der Vorwürfe der betrogenen Mönche, fuhr fort, ſeines Sieges ſich zu freuen und mit den Seinigen zu ſchwelgen bis tief in die Nacht.

* * *

Ständchen.

Muſik von Fr. Graf v. Pocci.


Allegretto
Voce
P.F.
Accompagn. sempre leggermente e staccato
Aufgemacht, aufgemacht
sperrt nicht das Thor, sperrt nicht das Thor, Mädchen in der stillen Nacht
wie die Räuber stehn da vor, wie die Räuber stehn da vor
Aufgeschaut
Aufgeschaut, wird dich, Mädchen, nicht gereun, wird dich Mädchen nicht gereuen
Tempo I
wärst du gerne ne Braut, kan dich heut der Kranz erfreun, wärst du gerne
Chor
ne Braut kan der Kranz dich freun
dim
pp

Klopft nur an, klopft nur an,
Hier iſt nicht für Euch Revier,
Hab' ſchon meinen Freiers-Mann,
Sucht Euch anderswo Quartier!
Sprödes Kind, ſprödes Kind,
Dichter ſind wir, junges Blut,
Schlag' die Sorge in den Wind,
Mit den Sängern wohnt ſich's gut!

Gute Nacht, gute Nacht!
Ich bin eins, und ihr ſeyd vier;
Eh' mein Mütterlein erwacht,
Räumet hurtig Schwell' und Thür!
Immerhin, immerhin!
Einer findet wohl noch Platz;
Laß die Andern weiter ziehn,
Einen wähle, holder Schatz!

Und im Kreis, rings im Kreis
Schaut das Mägdlein prüfend um,
Wird's um's Herz ihr doch ſo heiß,
Und ſie ſeufzt und bleibet ſtumm.
Seht die Thür, ach die Thür
Widerſteht nicht länger mehr;
Nun, ſo kommt denn alle vier,
Wählen fällt doch gar ſo ſchwer!

Fr. Aug. v. Au-Rhein.

* * *

Die Erſchaffung des Negers.

Eine braſilianiſche Volksſage.

Als Gott Vater den Menſchen im Paradieſe ſchuf, da ſaß der Teufel jenſeits des Fluſſes Euphrat und ſchaute dem Werke zu. Es ging anſcheinend leicht und ſchnell von Statten, und gefiel dem Böſen ſo wohl, daß ihm in den Sinn kam, Gleiches zu verſuchen. Gedacht, gethan; der Satan ſteht auf und ſucht ſich den reinen, weißen Thon, aus welchem Adam im Paradieſe nun ſchon fertig gemacht war. Aber auf dem Ufer, wo Satan ſtand, war dieſes Material nicht zu finden. — „Nun, ſagte er endlich zu ſich ſelbſt,“ mit dieſem grauen Flußletten hier wird es wohl auch gehen, den nahm er in Arbeit, knetete ihn weidlich durch und begann, den Leib, die Arme und Füße eines zweiten Menſchen, jenem erſten im Paradieſe zum Nachbilde, zu formen. Als er ſo weit fertig war, und nun an das Haupt gehn wollte, blickte er wieder hinüber in's Paradies, ſich Adam's Antlitz nochmals zum Muſter anzuſehen. Der Vater der Menſchen war aber inzwiſchen fertig geworden; er hatte göttlichen Odem empfangen, und wandelte im Schatten des Paradieſes ſo froh, ſo edel und frei, daß es Satan ſchier verdroß, als er das ſchöne, göttlich-kühne Antlitz ſchaute. Mißmuthig verglich er ſein noch todtes Bild mit jener herrlichen Ebenmäßigkeit Adam's, — voll Verdruß modelte er das Haupt ſeines Menſchen. Das Material ſchien ihm auf einmal ſo ungefügig, er konnte lange nicht zu Ende kommen. Da knetete er ärgerlich den Schädel nach hinten zuſammen, und als er die verſpringenden Backen nicht zu Adam's ſchönem Ovale runden konnte, gab er ſeinem Bilde einen zornigen Schlag auf die Naſe, daß ſie glatt wurde. Bei dieſer Arbeit war des Teufels Geſchöpf von ſeinem Hauche immer ſchwärzer geworden und mit hölliſchem Ruße beſchlagen, ſo daß nun das fertige Bild ſelbſt ſeinem Schöpfer zu dunkel gefärbt ſchien. Da nahm er es beim Schopf und tunkte es in die Wellen des Fluſſes, damit es wieder rein werde. Jedoch vergeblich, — das Bild blieb ſchwarz, und ſo zog es Satan verdrießlich heraus, und ſtellt' es ans Ufer, wo er denn auch bemerkte, daß ſeine glühenden Finger ihm die Haare kurz gekräuſelt hatten. Schon war er verſucht, ſein mißlungenes Werk in den Euphrat zu werfen; doch plötzlich beſann er ſich eines Andern. „Du ſollſt leben," rief er, und blies ihm voll Ingrimms ſeinen Odem ein. Und als die Geſtalt ſich zu regen anfing, da gab er ihr einen Tritt und rief: „ſo lebe, — lebe für das, wozu du gut biſt." Da lebte ſein Werk, es bewegte ſich und wandelte, und ward — der Neger, ein Geſchöpf des Teufels, und es diente dem weißen Menſchen, dem Geſchöpfe Gottes.

Das iſt eine Sage unter den braſilianiſchen Coloniſten, und wir hörten ſie auf dem Sklavenmarkt, wo der weiße Menſch den ſchwarzen verkauft, und in den Zuckermühlen und Goldminen, wo der ſchwarze dem weißen dient.

H.

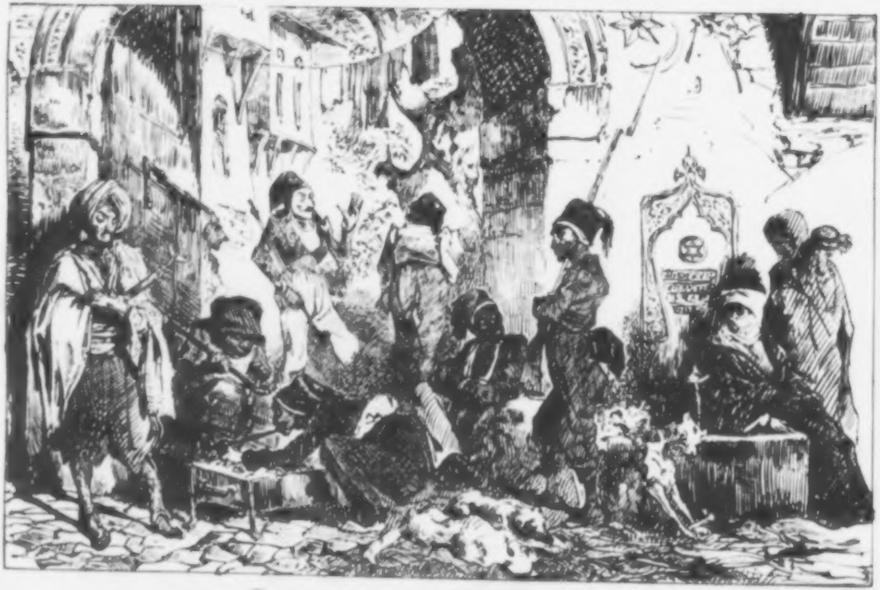
Journaliſtiſches Curioſum.

In den Blättern für Litteratur und bildende Kunſt, (Beilage zur Dresdener Abendzeitung) Nr. 2. Januar 1836, iſt wörtlich zu leſen wie folgt:

„Schauſpiele von F. von Elsholtz. 2 Bde. Leipz. bei Brockhaus. 2te Aufl. 8. 1835. Das höhere Drama und das feine Luſtſpiel verſchwinden leider immer mehr von unſern Bühnen . . . . . Daher iſt es erfreulich, wenigſtens in der Litteratur zuweilen einer gediegenen poetiſchen Erſcheinung zu begegnen; die beſſern Werke gehen doch nicht ganz verloren . . . und werden einſt wieder ſiegreich hervortreten an das Lampenlicht der Bretterwelt, wenn die Sündfluth der jetzt herrſchenden Nichtigkeiten verrauſcht iſt. So heißen wir denn dieſe zweite Auflage herzlich willkommen und erfreuen uns an dem Guten, welches ſie in reichem Maaße darbietet. Der erſte Band enthält das Luſtſpiel: die Hofdame, in 5 Akten, unſtreitig eines der feinſten und beſten, die unſere Litteratur aufzuweiſen hat, deſſen ſeltner Werth bereits von dem Altmeiſter Göthe erkannt und gewürdigt wurde; Göthe's Briefe über dieſes Luſtſpiel ſind dem Stücke vorgedruckt und bilden eine intereſſante Zugabe; ferner die beiden einaktigen, dramatiſchen Aufgaben: Komm her! und Geh hin! — Die erſtere iſt durch ihre Aufführung an den meiſten Theatern und durch die Triumphe, welche die beſten Künſtlerinnen darin feierten, allgemein bekannt, die letztere iſt eine geiſtreiche Parodie der erſtern, faſt noch ſchwieriger in der Ausführung und eben ſo dankbar für die Darſtellung.

Der zweite Band enthält: die Cordova, Trauerſpiel in 5 Akten, mit trefflicher Charakterzeichnung und ächt tragiſchen Momenten, in welchen ſich ſüdliche Gluth und deutſche Kraft wohlthätig vereinigt; dann: der ſprechende Hund, Luſtſpiel in drei Akten, ein unterhaltendes Lebensbild mit epigrammatiſcher Pointe . . . endlich: Les Anglais en France, Folie-Vaudeville en 1 acte, ein galantes Stückchen, in welchem der Verfaſſer beweiſt, daß er die Leichtigkeit und Gefälligkeit unſerer transrheniſchen Nachbarn trefflich nachzuahmen verſteht, ohne ſich ihre Leichtfertigkeit zu Schulden kommen

Zu N.° 8 des deutschen Theeblattes 1839



Türkische Soldaten nach der Reform
(genannt Nyzâm djedid)
auf der Wache

zu laſſen. Die Diction iſt durchgehends blühend und kräftig .. und das Aeußere des Werkes wahrhaft prächtig."

Robert Blum.

In derſelben Abendzeitung Nr. 116 und 117. Mai 1839 lieſt man dagegen, nach dem Bericht des untengenannten, klaſſiſchen Correſpondenten aus München:

…. „Geſpannt waren Viele auf die angekündigte „Hofdame," vom Verfaſſer von „Komm her!" da Göthe dieſes Stück gelobt haben ſoll *) .. (wie wir wenigſtens öfters in den Blättern laſen). Das Stück wurde neulich aufgeführt, jedoch trotz der braven Darſtellung mit entſchiedenem Mißfallen, ja, in den höheren Cirkeln mit Unwillen aufgenommen!**) Man begreift nicht, wie ein Mann, der, ſeiner Stellung nach, der höheren Geſellſchaft angehört, ... Charaktere und Situationen ſchaffen konnte, die, gelinde geſagt, in hohem Grade unzart ſind. (!!) Daß der Hofmarſchall ein Geck, der Kammerjunker ein Fant iſt, laſſen wir hingehen, denn wir ſind gewohnt, daß dieſe Perſonen, ſeit dem Hömich v. Kalb, nach dieſer beliebten Form gegoſſen werden (OO!) ſo wie die Dichter nach alter Tradition auf der Bühne noch immer als arme Teufel erſcheinen müſſen. Aber hier iſt auch der Fürſt ein ganz gewöhnlicher Roué, die Fürſtin erſcheint als zweideutige Perſon, und die Hofdame Kunigunde giebt Bekenntniſſe von ſich, die ſie für eine Sittenbewahr-Anſtalt dringend empfehlen. ***) Wie zart hat eine hohe Dichterin ungefähr denſelben Gegenſtand in der: „Fürſtenbraut" behandelt. Aber auch abgeſehen von der Schlüpfrigkeit der Handlung iſt an dieſem Stücke nichts zu loben, als etwa die Form, ich meine die Verſe, die aber wieder der Wirkung des Ganzen Abbruch thun, denn ſie hindern den Fortgang der Handlung. Wir wollen hoffen, daß dies Stück nicht wiederkehre, ich ſollte glauben, das Publikum habe ſich deutlich genug dagegen erklärt u. ſ. w." *)

Καλόφιλος.

Aus dieſer einfachen Gegenüberſtellung, wozu der Unterzeichnete, — im Punkte des Anſtandes und der Sittlichkeit einer ſchmählichen Verdächtigung Preis gegeben, — um ſo mehr ſich aufgefodert fühlt, als die große Verbreitung, das lange Beſtehen und die geſchickte Redaction der Dresdener Abendzeitung eine gewiſſe Bürgſchaft für die von ihr ausgehenden Urtheile darzubieten ſcheint, — aus dieſer einfachen Gegenüberſtellung alſo wird nur zu deutlich hervorgehn, mit welcher ſonderbaren Conſequenz, Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit auch dieſes Blatt, gleich ſo vielen andern, in ſeinen kritiſchen Mittheilungen zu Werke geht.

Kann aber wohl, fragen wir nun, mit Recht und Wahrheit, mit dem Vertrauen des Publikums ein loſeres Spiel getrieben, — kann ein ſchlagenderer Beweis geliefert werden für den Leichtſinn und die Nichtigkeit jener handwerksmäßigen Journaliſtik, welche, ſonder Richtung und Wahl, denſelben Gegenſtand bald ſchwarz malt, bald weiß, heut umwirft, was ſie geſtern gebaut, ja, um ihren Kram zu füllen, ſich herabläßt, den Verunglimpfungen unwiſſender oder böswilliger Correſpondenzler zum gefälligen Colporteur zu dienen?

Noch auffallender wird aber die Leichtgläubigkeit der Abendzeitung erſcheinen, wenn man erfährt, daß ſie ſchon früher einmal, in Nro. 137, Januar 1829, zu einem feierlichen Widerruf in dieſer Sache, mit folgenden Worten, ſich gezwungen ſah:

---

*) Herr Kalophilos durfte nur, wenn er dies gewollt hätte, Göthe's nachgelaſſene Werke, Band 5, zur Hand nehmen, um S. 345—352 ſeinen Zweifel vollſtändig zerſtreut zu ſehen.

**) Woher weiß denn dies Herr Kalophilos, der dieſe Zirkel doch gewiß nicht beſucht?

***) Was wäre nun Goethe's, Wilh. Neumann's, Varnhagen's, Carl Seidel's, Fr. von Müller's, Robert Blum's und ſo vieler andrer anerkannten Männer Urtheil, — was wäre das Urtheil der geſammten wiſſenſchaftlichen Kritik in Deutſchland, — das Urtheil des Leſe-Publikums, dem dieſes Luſtſpiel in zwei Auflagen vorliegt, — was wäre endlich das Urtheil des Königlichen Hoftheater-Intendanten in München, der ſolches zur Darſtellung ſelbſt wählte und vor dem Allerhöchſten Hof in Scene ſetzen ließ, — was wären dieſe Alle, wenn der edle Herr Kalophilos Recht hätte?

*) Ja deutlich genug, daß es die hämiſche Anfeindung einer gewiſſen, obſkuren Parthei nicht theilt, indem ein Ziſchen durch den lauteſten Beifall unterdrückt, dieſe zum Schweigen gebracht wurde, — ein Beifall, dem man zwei erhabene Fürſtinnen ſelbſt, vor dem ganzen Publikum, ſich thätig anſchließen ſah! —

„Die Redaction der Abendzeitung hält es für Pflicht, hierdurch öffentlich anzuzeigen, daß ihr, in Betreff der Aufführung des Luſtſpieles: „die Hofdame,“ zu Frankfurt am Main, nicht bloß von dort Nachrichten zugegangen ſind, wodurch der in Nro. 72 dieſes Blattes deßhalb mitgetheilten Anzeige förmlich widerſprochen wird, ſondern daß ſie auch, durch eigne Kenntnißnahme des Manuſcriptes belehrt, nichts in dem Stücke gefunden hat, wodurch die, in jener Anzeige gebrauchten, herben Ausdrücke gerechtfertigt erſcheinen konnten, daher denn dieſe von Seiten der Redaction hiermit zurückgenommen werden.“

Demnach dürften aber, auch ohne nochmaligen Widerruf, die obigen, gleich ungegründeten Münchener Nachrichten gleich unwiderleglich entkräftet erſcheinen, wie auch die unlautern, nie verſiegenden, ja im ſteten, unſichtbaren Zuſammenhange ſtehenden Quellen ſich leicht errathen laſſen, denen ſowohl ſie, als ihre Vor- und Mitläufer, entſprungen ſind.

Der Verfaſſer der Hofdame.

Ankündigung.

Da, nach eingegangener höchſter Genehmigung, die ſeit dem Monat April d. J. bei **Georg Franz** in München erſcheinende Wochenſchrift:

„Deutsche Theeblätter“

hervorgerufen und gepflegt durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und **Fr. Aug. von Zu-Rhein,**

unter Mitwirkung von

Maximilian Herzog in Bayern, Hoheit, — Eduard von Schenk, — Fr. von Schelling, — Franz Grafen Pocci, — Karl von Martius, — Franz von Baader, — C. Weichſelbaumer, — Aloys Büffel, — Dr. Zoeltl, — Fr. Baron De la Motte Fouqué, — Alex. Frhr. von Sternberg, — Ludwig Bechſtein, — Franz von Maltitz, — Dr. Karl Seidel, — Dr. H. Stieglitz, — Ernſt, Frhr. von Feuchtersleben, — G. von Heeringen, — Eduard Gehe, — E. von Brunnow u. A.

nunmehr, außer durch die löblichen Buchhandlungen, auch auf dem Poſtwege zu beziehen iſt, ſo wird von allen, löblichen Poſtämtern des In- und Auslandes, vom heutigen Tage an, Beſtellung darauf angenommen, und ſolche, zu dem Preiſe von:

7 fl. 4 kr. ganzjährig und 3 fl. 32 kr. halbjährig im erſten Rayon des Königreichs
7 fl. 18 kr. „ „ 3 fl. 39 kr. „ im zweiten Rayon,
7 fl. 26 kr. „ „ 3 fl. 43 kr. „ im dritten Rayon,

an die Abnehmer befördert, dieſer Preis auch, vermöge der getroffenen Anſtalten, im Auslande nur eine unbedeutende Vermehrung erleiden, während derſelbe für München und im Wege des Buchhandels auf 7 fl. ganzjährig und 3 fl. 30 kr. halbjährig beſtimmt bleibt.

Im Uebrigen werden die „Deutſchen Theeblätter“, — durch den gefundenen, unerwartet freundlichen Antheil in ihrem Beſtehen nun völlig geſichert, — den vorgeſetzten Zweck, in einem theils nationalen, theils geſelligen Sinne, der höheren Converſation, wie ſolche in gebildeten Kreiſen, an einem gemüthlichen Theetiſche, ſich geſtaltet, als anregendes Organ zu dienen, nicht bloß ferner eifrig verfolgen, ſondern auch durch Mannigfaltigkeit der Mittheilungen und künſtleriſche Zugaben, wie die vorſtehende und andre frühere, den Bereich ihrer Wirkſamkeit immer noch zu erweitern bemüht ſein.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutsche Theeblätter.

herausgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 11.** 1839.

Die Allerheiligen-Kapelle zu München.

Von Eduard Gehe.

Ich öffne ſchweigend eine Kirchenpforte
Und in die Halle Gottes tret' ich ein,
Wo herrlich, als verkörperte Akkorde,
Die Säulen sich in milder Schönheit reihn;
Der Ruhe Geist umſchwebt die ſtillen Orte,
Sie dämmern friedevoll im Sabbathſchein,
„Empor! empor!“ des Hochaltares Stufen,
„Empor! empor!“ des Baues Mächte rufen.

Ich sehe Gold, das rein wie Aether ſchwebet,
Sanft überhaucht von milder Farben Pracht,
Wie glorreich sie die Heilgenbilder webet,
Verkündet sie des höchſten Gottes Macht;
Der Menſchheit Urgeſchichte, neu belebet,
Ist an der Mutterkirche Brust erwacht,
Es ruht, gegrüſst vom himmliſchen Erbarmen,
Das Leben vor des Mittlers offnen Armen.

Und wie hier edle Künste sich vermählen,
Vor Gottes allerreinster Harmonie:
Ist diese Halle Tempel aller Seelen,
Umrauſchet rings von Lebensmelodie;
Die Sterne dort auf blauem Grund erzählen
Vom Himmel und des Sphärenſangs Magie,
Fest ſteht der Bau, bewacht von Engelſchaaren,
Dem Volke ſein Palladium zu wahren.

Einsamer Strahl der Lampe gleicht dem Sehnen
Des Herzens, das empor zur Heimath dringt,
Die Traub' am Betſtuhl mahnt an Christi Thränen,*)
Mit denen er den Fluch der Welt bezwingt,
Der Genius der sinnlichen Hellenen
Sich hier zum reinern Engel hold verjüngt,
Anbetend ruhn der Erde ſüsse Triebe
Am Königsthron der ewgen Himmelsliebe.

O Gotteslicht in dieser Gotteshalle,
Die ſtillverkläret nach dem Aufgang blickt,
Mit deinem Strahl erleuchte liebend Alle,
Die Leben hebt und Leben ſtürzt und drückt;
Die Glücklichen bewahre vor dem Falle,
Wer trauert, fühle sich durch dich erquickt
Und Allen Heilig sey für alle Zeiten
Was Weisheit ſchuf und alle Heilgen weihten.

◆

---

*) Lacrymae Christi.

Weltmännliche Liebe.*)

Zehn Jahre waren verfloſſen ſeit jener ſeltſamen Zuſammenkunft, und kaum hatte wohl, nach ſeinen handſchriftlichen Notizen zu ſchließen, der mitbetheiligte Weltmann, unter den Arbeiten, Wirren und Zerſtreuungen eines vielbewegten Lebens, derſelben je anders, als einmal im Fluge gedacht, wenn auch die Veranlaſſung und der holde Gegenſtand des kopfloſen Unternehmens jener Nacht ſeinem Gedächtniſſe nicht entſchwunden war. Mit größter Innigkeit finden wir vielmehr dieſen Gegenſtand in den Papieren oftmals berührt, mit Aeußerungen, die, wenn auch über die Natur des beſtandenen Verhältniſſes kein klares Licht verbreiten, doch eine tiefe und leidenſchaftliche Neigung von beiden Seiten vorausſetzen laſſen.

Kurz nach jenem nächtlichen Vorfalle war aber der Weltmann, ohne daß recht zu errathen iſt, warum, plötzlich von Dresden abgereiſet, und ſoviel nur ſcheint aus ſeinen eignen Mittheilungen hervorzugehen, daß die Unmöglichkeit, der Geliebten öffentlich zu begegnen, wozu die Strenge des Oheims ihm die Mittel abſchnitt, und die Gefahr, dies heimlich zu thun, nach dem letzteren, verunglückten Verſuche, den Entſchluß, durch Entfernung der Qual dieſes Zuſtandes zu entfliehn, noch um ſo ſchneller zur Reiſe gebracht hatte, je weniger von der Zukunft und ſeinen eignen Verhältniſſen eine Veränderung zu hoffen ſtand.

So blieb denn, bei der übereilten, jede nähere Verſtändigung hindernden Ausführung dieſes Entſchluſſes, ſelbſt der Troſt eines freundlichen Briefwechſels den Liebenden verſagt und jedem Theile das Schickſal des Andern um ſo mehr verborgen, als die, hin und wieder erfolgenden, mündlichen Nachrichten in demſelben Verhältniß abnahmen, wie die Trennung, nach Zeit und Raum, an Ausdehnung gewann.

Zehn Jahre waren alſo verfloſſen und mancherlei Kreuz- und Irrfahrten von unſrem Weltmann beſtanden, mancherlei neue Verbindungen geknüpft, mancherlei ſchöne und ſchlimme Stunden durchlebt worden, als derſelbe, eben ſo unbefriedigten Herzens wie zuvor, doch unendlich reicher an Bezügen und Erfahrungen, die zu abentheuerlichen Berichten für den geneigten Leſer künftig noch weiter auszubeuten ſind, hier aber, wo wir es bloß mit den Schickſalen unſres Helden, des Nachtwächters, zu thun haben, mit Recht unberückſichtigt bleiben, — zehn Jahre alſo, wiederholen wir, waren verfloſſen, als der reiſende Weltmann, auf der Rückkehr von England die ſächſiſche Königsſtadt neuerdings berührend, durch ſeinen Wunſch und die Umſtände zu einem zweiten Aufenthalte daſelbſt ſich ohne Mühe beſtimmen ließ.

Was aber jenen Wunſch mit den Umſtänden ſo angenehm zuſammentreffen, ja ſelbſt nach London, Paris und Neapel das kleine Dresden pikant und anziehend machte, war, unſres Erachtens und ohne dem geehrten Leſer vorgreifen zu wollen, der in ſeiner Meinung von Weltkindern mit unſrer concreten Kenntniß des gegenwärtigen vielleicht nicht ganz übereinſtimmen und jenes Verweilen daher leicht andren, abſonderlichen Zwecken gewidmet glauben dürfte, — war alſo, — was wir ſelbſt freilich für wenig weltmanngleich*) erklären müſſen, — war die Hingebung des unſren an den Traum ſeiner Jugend, an das ſchöne Gefühl, welches damals ihn ſo hoch beſeligt, ſo tief verwundet hatte. Ja, dieſer Weltmann beſaß ein leichtſinniges zwar, aber ein gutes, aller edlen Regungen fähiges Herz, — ein Herz, für Liebe empfänglich, für Freundſchaft und das Glück der Häuslichkeit; — und nur veränderter Umſtände hätt' es vielleicht bedurft, um durch den Genuß aller dieſer Güter, in einem engeren Kreiſe, ihn glücklich zu machen.

---

*) Bruchſtück aus einer, im zweiten Bande Politiſcher Novellen (Berlin, im Verlage der Vereins-Buchhandlung) nächſtens erſcheinenden Erzählung: „der Nachtwächter.“

So aber ſah er ſich, mit Anlagen und Fähigkeiten reich begabt, frühzeitig in die Welt hinaus geſtoßen, frühzeitig mit dem bekannt gemacht, was ſie Reizendes und Verführeriſches bietet, durch Erziehung und Sinnesart aber zu wenig mit Widerſtandsmitteln gegen die Lockungen verſehn, womit ſie die Jugend umſtrickt und feſthält. So hatten denn ſeine Empfindungen mehr oder weniger ſich abgeſtumpft und in's Allgemeine verloren, ja durch die Gewohnheit, bemeiſtert zu werden, diejenige Elaſtizität angenommen, vermöge welcher die Eindrücke von außen zwar lebhaft und gewaltſam darauf einwirken, die Wirkung ſelbſt aber nicht tief und von langer Dauer iſt.

Drum war unſer Weltmann, ſeit jenem Abentheuer auf der Schloßſtraße zu Dresden und ſeiner Trennung von dem unbekannten Gegenſtande deſſelben, wohl einige dreißig Male leidenſchaftlich verliebt geweſen, über den Verluſt der vorigen aber ſtets durch eine neue Liebe getröſtet worden, ohne doch jemals die wahre und herzliche Theilnahme beeinträchtigt zu fühlen, die jede Einzelne von ſeinen Freundinnen ihm einzuflößen verſtanden, daher es denn nur des Wiederfindens bedurfte, um das alte Gefühl, trotz der inzwiſchen hinzugekommenen neueren, zu hellen Flammen wieder anzufachen und, ſo zu ſagen, dem Grundbaß, welcher nie aufgehört im Innern fortzuklingen, eine begeiſternde Melodie neu unterzulegen.

Solche Verſatilität der Empfindung aber, wie räthſelhaft, ja wie unwahr an ſich ſie Manchem auch vorkommen möge, dem im eignen Herzen dafür der Maaßſtab fehlt, — ſolche Verſatilität alſo, die wir gleichwohl in der menſchlichen und namentlich männlichen Natur für vorherrſchend und tief begründet halten, — ſolche kann durch die unwiderſtehliche Macht der Gegenwart gewiſſermaſſen auch wohl erklärt werden, deren Eindrücken lebhafte Gemüther unbedingt und vorzugsweiſe ſich unterworfen zeigen. Und ſoll denn, was wir ſehn, hören, fühlen, — was aus feurigen Augen uns anlächelt, von beredten Lippen uns grüßt, mit ſüßen Armen uns umfängt, — ſoll das nicht ein beſſeres Recht, eine ſtärkere Herrſchaft üben, als was nur im Traum der Erinnerung, wie ein Schatten, uns umſchwebt, nur in weiter Ferne ahnen läßt, was wir in der That ſchon beſitzen, oder doch zu beſitzen wünſchen? — Zu welchem Zwecke ſind dem Menſchen Sinne gegeben, immer thätig, immer verlangend, als um ihnen Arbeit, — Befriedigung zu ſchaffen, und wer iſt deshalb anzuklagen, weil er den Geſetzen der Natur, ſtatt ihnen zu widerſtreben, genug thut? — Nur das Gegenwärtige hat ein irdiſches Daſein, iſt wahrhaft und wirklich vorhanden; das Zukünftige iſt noch nicht, das Vergangene nicht mehr, daher denn auch rein gegenwärtigen, das heißt: in der Gegenwart lebenden Menſchen eine größere Energie der Empfindung, ein tieferes Verlangen und ein ſtärkerer Ausdruck beider eigen zu ſein pflegt, als andren, fügſameren, vor- und rückwärts ſchauenden Naturen, deren Organismus dem Druck der Leidenſchaften eher nachgiebt, als unter ihm zuſammen bricht. Was aber gewinnet entſchiedner das weibliche Herz, als Sturm, Drang und Empörung, — was befriedigt die Liebe mehr, als ein Uebermaaß derſelben, ein Hinauslaufen über das Ziel, da ſie, ſelbſt ohne Maaß gebend, auch unerſättlich iſt im Begehren? Ja fragt nur, wem die Weiber am ſicherſten zufallen und anhangen, wer ſie am tiefſten bewegt und beglückt? — Nicht die duldende Treue, nein! die feurige Kraft bezwingt, erringt und durchdringt ſie, denn Feuer iſt Gegenwart, wir werden jetzt, augenblicklich, fühlbar davon ergriffen; — Treue hingegen iſt Zukunft, alſo zweifelhaft, — ein Ungewiſſes, das nur die Zeit zu erproben vermag. Nun iſt aber die Liebe ſelbſt nur der Traum von einer Gegenwart, wonach der Liebende ohne Unterlaß verlangt und ſich ſehnt; denn giebt es ſolchen, der ſein Glück in die Vergangenheit, oder in die Zukunft hinauszurücken wünſcht? — Nein! Liebe begehrt Gegenwart, daher denn, wer dieſer am ſtärkſten ſich hingiebt, auch den ſtärkſten Eindruck auf Andre hervorbringt. Ja nicht die ſtärkſte bloß, auch die beſtändigſte Liebe mag dieſen beſeelen, da ein vollſtändiges Ergriffenſein von der Gegenwart, alſo von der Liebe, jeden Wechſel unmöglich macht, bis die Gegenwart ſelbſt und mit ihr der geliebte Gegenſtand den Augen des Liebenden entrückt wird. Nur Trennung alſo, nur der Zwiſchenraum vieler Meilen, wodurch jene Gegenwart zur Vergangenheit wird, vermag den Zauber zu löſen, kraft deſſen ſie geherrſcht, und ſo erklärt es ſich auch, daß unſer Weltmann, von dieſem Zauber ausſchließlich bemeiſtert, ſeine Zärtlichkeit den Gegenſtänden derſelben, ſo lang' er mit ihnen vereint war, niemals entzog, ja in der Entfernung zwar von dem Zauber einer neuen Gegenwart ſich leicht umſtricken, alſo das, was die Welt: Unbeſtand heißt, ſich zu Schulden kommen ließ, jedoch mit friſch belebter Theilnahme jenen ſich wieder ergab, ſobald die frühere Gegenwart dazu ihm Gelegenheit ſchaffte.

---

*) Dem engliſchen: gentlemanlike nicht unglücklich nachgebildet.

So war denn auch die gemeldete Rückkehr nach Dresden nicht ohne dieſe Wirkung geblieben, und die ſchöne Vergangenheit zu einer ſo deutlichen Gegenwart wieder aufgeblüht, daß die, zu ſeiner Einrichtung im Hotell und zum Wechſel der Reiſe-Toilette nöthige, kurze Zeit ihm wie eine Ewigkeit vorkam, und er den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ihm geſtattet war, über das Schickſal der Jugendfreundin, ohne Aufſehn zu erregen, die nöthigen Erkundigungen einzuziehn. Dieſes wichtige Geſchäft aber wurde damit begonnen, daß der Weltmann ſich auf die Schloßſtraſſe begab und hier, nicht ohne Herzpochen, ja mit dem ſo eignen, keinem Liebenden vielleicht unbekannten Gefühl: daß der Zweck ſeiner Gegenwart, für jeden Vorübergehenden lesbar, ihm an der Stirn geſchrieben ſtehe, wohl einige Dutzend Mal an dem bewußten Hauſe vorüberging, indem er ſeine Augen erſt ſchüchtern und wie zufällig, dann aber dreiſter und immer dreiſter auf deſſen Fenſtern verweilen ließ, ja endlich ſogar, mit immer wachſender Zuverſicht, ſeine Augengläſer zu Hülfe nahm, um dem Gegenſtande der Unterſuchung um ſo gründlicher nahe zu kommen. Allein vergebens! — Nichts wollte ſich zeigen, was dieſem Gegenſtande nur irgend ähnlich ſah, und das Eckfenſter, wo Sie mit ihrer Näherei vormals zu ſitzen pflegte, war und blieb unbeſetzt!

Es mußte daher, da auf dem Wege der Fenſter-Promenade, — wenn es vergönnt iſt, hier des techniſchen Ausdrucks ſich zu bedienen, — nichts auszurichten war, zu andren, entſcheidendern Maßregeln vorgeſchritten und mündliche Nachfrage verſucht werden, zu welchem Ende der Weltmann, um jeder Vertraulichkeit mit naſeweiſen Lohndienern und andren ähnlichen Organen der ſtädtiſchen Neuigkeits-Statiſtik überhoben zu ſein, ſeinen Lieferungs-Bedarf durch öffentliche Beſteuerung unentgeldlich zu erheben und nach billigen Grundſätzen auf die Nachbarſchaft zu vertheilen beſchloß. Im nächſten Italienerladen wurde daher im trocknen Geſchäftston über die gegenwärtige Wohnung des Onkels kurzweg Auskunft begehrt, bei dem Parfümeriehändler nebenan mit möglichſter Unbefangenheit ein Geſpräch über die Umſtände der Familie angeſponnen, und bei der Schuhmacherin gegenüber endlich die beiläufige Frage hingeworfen, was die Nichte mache und ob ſie noch im Hauſe ſei, woraus denn, nach gehöriger Zuſammenſtellung, als Reſultat die Kunde ſich ergab, daß die Wohnung und Umſtände noch immer dieſelben, die Nichte hingegen ſchon ſeit einigen Jahren fort und an einen reichen Gutsbeſitzer verheirathet ſei, welcher in M. — wenige Meilen von der Stadt entfernt, ſeinen Sitz habe.

Wie wunderlich iſt doch das menſchliche Herz, und wie ſehr zeigte ſolches hier abermals ſich in den Wirkungen, welche durch jene Nachricht auf den Empfänger hervorgebracht wurden! Seit zehn Jahren war dieſer von der Geliebten getrennt, hatte mit ihr in keiner Art des Verkehrs geſtanden, ein Verſprechen bei ſeiner Entfernung weder gegeben, noch empfangen, ſich ſelbſt auch, wie ſchon geſagt, in mancherlei neue Liebes-Verbindungen eingelaſſen und kaum daran gezweifelt, daß die Geliebte im gleichen Falle ſei, — er hatte weder die Abſicht ſie zu heirathen, noch ließen ſeine Verhältniſſe dies zu, und dennoch, — dennoch war er außer ſich darüber, troſtlos, empört, daß ſie einen Andern geheirathet! Sein einziger Gedanke war, ſie aufzuſuchen, ſich ihr gegenüber zu ſtellen mit dem ganzen Ausdruck ſeiner Entrüſtung, ſie zu vernichten durch ſeinen Anblick, und das treuloſe Herz mit reuigem Bedauern zu füllen über ſeinen Verluſt. Alles das wollt' er, — er wollte ſie demüthigen, verzweifeln und dann, — ein Rächer des Wankelmuths und der beleidigten Liebe, — ſie niemals wiederſehn! Er alſo wollte den Wankelmuth züchtigen, — er, — er! — Aber ſo ſind wir Männer, und wohl uns, wenn der Paroxismus unſrer Eigenſucht, wie hier beim Weltmann, nur Stunden dauert, ſtatt Jahre, wo nicht die ganze Lebenszeit auszufüllen!

Denn nachdem die erſten Ausbrüche ſeines Unmuths einer ruhigern Ueberlegung Platz gemacht, ward jener nicht ohne Beſchämung gewahr, wie wenig die anzunehmende Richter- und Rächermine mit ſeinen eigenen Gefühlen und Erfahrungen verträglich ſei, daher er denn, zu milderer Stimmung übergehend, das beabſichtigte Werk zwar in Ausführung zu bringen, doch einen ganz andern, als den angedeuteten Charakter, — den Charakter treu bewahrter Anhänglichkeit und friedlichen Wiederſehens demſelben mitzutheilen beſchloß.

Fr. v. Elsholz

◆

Gedanken über die Naſe.

Von Carl Weichſelbaumer.

Wir wollen die verehrten Leſer und Leſerinnen nicht mit der Naturgeſchichte der Naſen, obgleich von den unbedeutendſten Thieren angefangen bis hinauf zum vernünftigen Naſenproprietair gar viel zu ſagen wäre, ermüden, ſondern raſch in's Herz der Sache ſpringen. Man fragt bekanntlich, um den Menſchen gehörig würdigen zu können, zuerſt nach ſeiner Stellung. Dieſes geſchehe auch bei der Naſe. Ihr Sitz iſt nun gleich unter dem geiſtvollen Auge, ſogar über dem Munde und in der Mitte des, die Seele repräſentirenden Geſichtes, und ſie ſcheint demnach nicht blos auf ſinnliche Functionen beſchränkt zu ſeyn, ſondern eine ehrenwerthere, höhere Beſtimmung zu haben. Merkwürdig genug theilt ſie mit dem Munde das göttliche Vorrecht der Stimme, und weil die ihrige nicht nur an und für ſich etwas Geheimnißvolles hat, ſondern auch gern erſchallt, wenn wir in die Sonne ſchauen, ſo muß ſie eine Vorliebe, einen Inſtinkt für das Myſtiſche und Sublime beſitzen. Die Volksſitte weiß das zu würdigen, denn ſpricht die Naſe, ſo macht man Verbeugungen, welchen Erfolg oft der trefflichſte Redner vergebens erwartet. Zudem bekräftigt die ausgewählte Wohnung im Geſichte offenbar ihren hohen Rang; ihrer irdiſchen Zwecke wegen, wäre es angemeſſener, ſie *unter* dem Munde zu tragen. Mit Bewegung iſt ſie, das freilich bedeutende Naſerümpfen abgerechnet, allerdings nicht begabt, das wäre aber auch zuviel, denn könnte ſich die Naſe willkührlich nach allen Seiten hin bewegen, dann wäre faſt gar keine Verſtellung mehr möglich, ſie deutete, gleich einer zitternden Wünſchelruthe, alle Veränderungen der Seele an und die Leidenſchaften hätten einen weit gräßlicheren Ausdruck. Eine bewegliche Naſe wäre zu verrätheriſch und zu maliziös; ſie mußte in plaſtiſcher Ruhe verbleiben. Dieſe Ruhe erhebt ſie denn auch auf einen transcendentalen Standpunkt, ſie ſteht als ein Sinnbild der Ueberlegung, Mäßigung und Weisheit da, ſie iſt eine, in Wellenlinien fortgeſetzte Stirn und inwiefern ihre Nerven mit dem Cerebralſyſtem in Verbindung ſtehen, mögen die Anatomen nachweiſen. Die Natur hat die menſchliche Geſtalt, vorzüglich aber das Geſicht, als Symbol des Geiſtes gebildet. Dabei geht denn der äſthetiſche Werth der Naſe dem aller anderen Theile vor. Das Auge lächelt, weint, ſpricht, blitzt, ſeufzt u. ſ. w. Das wiſſen die Damen als geborne Augenvirtuoſinnen: der Mund redet, das empfinden die Herren als gehorſame Hörmaſchinen, beide ſind Hauptacteurs im tragi-komiſchen Drama der Liebe. Die Naſe verhält ſich alſo ganz paſſiv, ſie ſpielt hier gar keine Rolle? — Mit nichten! Ihre Leiſtungen ſind zwar indirect, ſind aber dem Geſichte ſo nöthig wie das Pendul der Uhr. Eine häßliche Naſe verdirbt alle andere Grazie, eine ſchöne bringt in's Ganze Harmonie und Vollendung, ſie weht als Siegesfahne aus der Schaar der Reize, ſie bildet den Schlußſtein der Phyſiognomie und im Prozeſſe der Natur wird die Naſe zuletzt vollendet, ſie glänzt als Freudenzeichen auf dem köſtlichen Bauwerke. Einem fehlerhaften Auge kann die Kunſt, kann der Ausdruck nachhelfen, einen verunglückten Mund helfen ſchöne, natürliche oder künſtliche Zähne oder eine ſüße Zunge verbeſſern, für häßliche Ohren giebt es Locken, für bleiche Wangen Schminke, aber an der Naſe, an dieſer Präſidentin des Geſichtes, kann der Menſch nur verſchlimmern, ſie duldet keine menſchlichen Eingriffe und die Rhinoplaſtik iſt eine chirurgiſche Ketzerei. Die Schönheit aller übrigen Glieder kann erworben oder erkünſtelt werden, jene der Naſe aber iſt angeboren. Das wird durch deren Vernachläſſigung bei den Thieren unwiderſprechlich klar bewieſen. Nur gleichnißweiſe ſpricht man von Adlernaſen, der Schnabel des Adlers wurde zur Naſe erhoben, Schwanenhälſe, Ochſenaugen ſind ſchon weit faktiſcher. Wir beſitzen alſo die Naſe als ein Vorrecht, als eine Auszeichnung des einzigen Vernunftweſens auf Erden, die Menſchennaſe iſt Naſe par excellence, ein Privilegium, und muß daher mit der Vernunft in beſonderer Beziehung ſtehen. Wer hatte übrigens nicht bemerkt, daß mehrere ſehr löbliche Organe in duplo vorhanden ſind, wie zwei Augen, Ohren, Arme, Beine, Lungen, doch — nur ein Gehirn, ein Herz, eine Naſe! Die Natur hatte ſich erſchöpft und darum auch etwas Vollendetes geliefert. Dieſer Vorzüge ungeachtet blieb doch die höhere Beſtimmung der Naſe bisher noch im Dunkeln, man hat ein koſtbares Werkzeug unſerer Bildung unerzogen und unbenutzt gelaſſen, man hat für das unerſättliche, frivole Auge das wenig bedeutende Farbenklavier erfunden und nie daran gedacht, was ein Geruchsklavier aus der Naſe zu machen vermöchte! Treffliche Einfälle verdanken wir dem Taback, wie groß könnten Dichter und Philoſophen durch eine Geruchsorgel werden, wozu die Natur ſchon in der bunten Flora die herrlichſten Vorarbeiten geliefert hat, wie ſehr müßten ſich unſere Einſichten beflügeln, wenn wir auf dieſe Weiſe den Conductor, das Regiſter der Vernunft recht zu benutzen vermöchten. Es ſey in dieſen Präliminarien erlaubt, aus der Volksweisheit einige verlorne oder geahndete Wahrheiten über philoſophiſche Naſenkunde hervorzuſuchen, fähigere Köpfe mögen nach dieſen Bruchſtücken der Wiſſenſchaft nachſpüren, die vielleicht in den Geheimniſſen der Alten mit Eifer betrieben wurde.

Niemand wird, wenn es verwickelte Sachen auszuwittern giebt, ſagen: Der F. hat ein durchdringendes Auge, ſondern ganz einfach und ſchlagend: „hat eine feine Naſe.“ Es hilft alſo kein Auge, kein Mund, kein Ohr; eine verborgene Ahndungswelt, ein tief liegender Sinn kommt in Thätigkeit, das geiſtige Prinzip wird gleichſam als Naſe wirkſam und — wer wagt zu beſtimmen, inwiefern dabei die leibliche mitwirkt oder gar conditio sine qua non iſt? Wenn nun dieſer Mann gar keine Naſe hätte, wie würde es um ſeinen Scharfſinn ſtehen? — In der Türkei ſchneidet man gern die Naſen ab, in Rußland ſchlitzte man ſie ehemals auf; darin liegt die Bedeutung einer Verſtandesverſtümmelung. Und in der That, wenn die Leſer und Leſerinnen die Güte haben wollen, ſich recht im Ernſt ihre Naſen wegzudenken, dann werden ſie ſich von der Welt faſt abgeſchnitten fühlen, die Brücke, auf welcher die Gedanken zur Burg des Geiſtes aus- und einmarſchieren, iſt abgeriſſen, das feinſte Fühlhorn der Seele verloren. Ein anderes Sprichwort ſagt: „er trägt die Naſe hoch!“ Damit iſt eben das ſpirituelle Fühlhorn gemeint, welches in erhabnen Regionen regiert. Der Ausdruck: „ich will ihm's zu merken geben,“ hat keinen Stachel, allein „ich will ihm das unter die Naſe reiben“, darin liegen Feinheit und Bosheit. Der Fragliche ſoll zwar die Sache nur riechen, aber doch genug haben. Auch beleidigt keine Thätlichkeit mehr, als ein Angriff auf die edle Naſe. Napoleon nahm ſeine Vertrauten zwar beim Ohr, aber nie bei der Naſe und die Abfertigung: „nimm dich ſelbſt bei der Naſe“ iſt eine Beſchämung bis in's Herz hinein. Dieſes Kleinod des Sterblichen vertritt die Stelle eines Verſtandesmeſſers, in ungewöhnlicher Ausdehnung bezeichnet es einen an Narrheit gränzenden Verſtand. Der Witz der Maler ſpielt am liebſten mit der Naſe, ihre Verunſtaltung erregt Spott und Gelächter, weswegen man unholde Aeußerungen Höherer gegen Niedere tropiſch: „Naſen“ nennt. „Ich gebe dir eine Naſe,“ heißt eigentlich, „du ſollſt eine beſſere Naſe haben,“ und der Glückliche, dem die Natur eine gute phyſiſche verlieh, kann viele politiſche erſparen. „Mit langer Naſe abziehn“ bezeichnet ganz trefflich den Zuſtand eines mit Hohn Abgewieſenen, dem zur Beluſtigung ein tüchtiger Schnabel angeſetzt wurde und „eine Naſe drehen“ heißt einen ſo unglimpflich abfahren laſſen, als hätte man ihm das Organ erſten Ranges greulich zugerichtet. Wenn die Naſe auch kein unmittelbares Werkzeug des Geiſtes ſeyn ſollte, ſo iſt ſie doch ſeine Repräſentantin, ſie bedeutet Witz, Scharfſinn, Klugheit, Feinheit, gewiſſermaſſen ſogar Unſchuld und Poeſie; denn ihre Genüſſe ſind von keuſcher, idealiſcher Natur, ſie verlangt nach dem kindlichen Blumenreich, nach den begeiſternden Düften des Rauchwerks, ſie ergötzt ſich am Wein auf das edelſte, und man kann ſie den Verſtandes-Inſtinkt nennen, denn mit häßlichen Gerüchen flieht ſie meiſt häßliche oder giftige Dinge, Schwefeldunſt, Pulverdampf. Das Auge iſt viel profaner und unmoraliſcher, die Naſe dringt auf Reinlichkeit, mit dieſer auf Geſundheit und Ordnung, mit ihrer Cultur werden ſich die Sitten verbeſſern und wenn ein weiſer Geſetzgeber die Civiliſirung derſelben verſuchen ſollte, hofft der Verfaſſer dieſer Zeilen keine Naſe zu erhalten.

◆

Zur Nachricht
für den in- und ausländiſchen Verlags-Buchhandel.

Bei der ſtets wachſenden Theilnahme, welche den „Deutſchen Theeblättern“ in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft begegnet, und der Abſicht gemäß dieſelben auch zu einem Rathgeber und empfehlenden Organ der auf jene Kreiſe berechneten Lektüre zu machen, ſehen die Urheber und Pfleger des Unternehmens ſich zu der Anzeige veranlaßt, daß alle neu erſcheinenden Werke, nicht bloß der ſchönen Literatur, ſondern auch im Fach der Geſchichte, Memoiren, Reiſen u. ſ. w. kurz der Wiſſenſchaft überhaupt, inſofern ſie zum Bereich einer humanen Bildung gehört, — daß alſo ſämmtliche von den verehrten Verlagshandlungen des In- und Auslandes ihnen mitzutheilenden Werke der genannten Gattung binnen möglichſt kürzeſter Friſt in dieſen Blättern nicht bloß angezeigt, ſondern auch, nach Maaßgabe des Raumes und Zweckes derſelben, werden beurtheilt und empfohlen werden.

München im Junius 1839.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 12.** 1839.

Dir nach!

Immer Dir nach, holdes Leben,
Geht mein Streben!
Wo Du wandelſt, möcht' ich ſein.
Ruhelos zieht mich's zur Ferne,
Meinem Sterne
Folg' ich gerne — ewig Dein.
Und ſo wandr' ich heute wieder,
Meine Bruſt voll Schmerz und Lieder,
Auf und nieder
Durch die Fluren, durch den Hain.

Als ich Dich zum erſten Male
Sah im Thale,
Haſt Du ſchnell mein Herz umſtrickt.
Und ich gab mich Dir gefangen,
Hab' im bangen
Gluthverlangen Dich erblickt.
Reich an Freuden ſchied ich wieder,
Meine Bruſt voll Schmerz und Lieder.
Auf und nieder
Schritt ich, hoch von Dir beglückt.

Ob Du fern biſt, oder nahe,
Ich umfahe
Dich mit lieberfülltem Sinn.
Nimm die Lieder, dich ich ſende
Dir zur Spende
In die Hände, Königin!
Sternenauge, lächle nieder;
Aus der Bruſt voll Schmerz und Lieder
Immer wieder
Fliegen Seufzer nach Dir hin.

Immer werd' ich Dich umkreiſen,
Reich mich preiſen,
Wenn mein Wagen mir gelingt,
Wenn in ſüſsen Augenblicken,
Im Beglücken
Hochentzücken uns durchdringt.
Hoffnung trägt auf Goldgefieder
Meine Bruſt voll Schmerz und Lieder,
Bis Dich wieder
Götterfro' mein Arm umſchlingt.

Laſs uns bis zum Abendrothe,
Bis zum Tode
Immer treu verbunden ſein.
Was auch hemmen mag und ſcheiden,
Auch im Meiden
Wie im Leiden ſei Du mein.
Dir nach zieht mich's immer wieder;
Meine Bruſt voll Schmerz und Lieder
Auf und nieder
Athmend — athmet Dir allein.

Ludwig Bechſtein.

* * *

Die zerſchlagene Laute.

Novellette von Al. Jo. Büſſel.

Wir ſaßen in einer mondhellen Sommernacht traulich in einem Kreiſe beiſammen und erquickten uns an den erfriſchenden Lüften, die von der Donau her das hochgelegene Zimmer durchſtrichen. Das alte Schloß Vohburg, ewig denkwürdig durch die ſchöne Agnes Bernauer, die dort unter dem Schirm ihres Geliebten wohnte, leuchtete wie eine feierliche Ruine uns entgegen, und Jeder der Anweſenden theilte nach Rhapſoden-Weiſe einen Abſchnitt von der Unglücklichen mit, die mit dem ſeltenſten Liebreiz zugleich hohen Seelenadel verband. „Weil wir einmal ſo tief in der Romanze und in der Ballade ſtecken,“ bemerkte einer der Freunde, „ſo möchte es nicht zur Unzeit ſeyn, wenn wir von dem Jahrhundert der ſchönen Augsburgerin unſerer Zeit näher heranrückten.“

„Seht dort im Silberglanze Ingolſtadt! Seine Thürme ragen ſo ernſt in die klare Mondnacht hinein. Sie ſchweigen und ſprechen dennoch ſoviel Bedeutſames. Einſt war es ein von furchtbaren Wällen umgürteter Muſenſitz, und ein Dichter erblühte in ſeinen Mauern. Es war keine Zeit, günſtig der Poeſie und dem Liede. Die Künſte fanden keine Pflege in der Bruſt der Menſchen. Das Mittelalter neigte ſich mit ſeinem Reichthum an Kunſt und Poeſie, an frommer Begeiſterung und an lebensvoller Gemüthswärme dem Ende zu. Und doch erhob ſich ein Dichter inmitten jener rauhen Stürme, ein Dichter voll Geiſt, voll Kraft, der aber der verwilderten Mutterſprache entſagte und in den bezaubernden Rhythmen des Schwanes von Tibur unſterbliche Lieder ſeinen gebildeten, in Latium's Sprache eingeweihten Zeitgenoſſen feurig und prächtig ſang. Sie kennen den Dichter Balde, den deutſchen Horaz? Sein Geburtsort iſt Enſisheim am linken Rheinufer. Eine Nachtigall, die von dem fernen Rhein, von dem weichen, milden Klima, von den Roſenthälern jener heitern Provinz auf ihrem Striche ſich nach Ingolſtadt verirren mußte, um durch ihre Geſänge im poeſieloſen Lande ihre Flötenklänge vernehmen zu laſſen!“

„Der Dichter Balde entging der Macht der Liebe eben ſo wenig, als Taſſo, Dante, Goethe und Schiller. Ein edler Menſch liebt aber auch edel, und die Poeſie verleiht ſeiner Neigung nur einen noch höhern Glanz. Man denke ſich den jungen Bürger aus Enſisheim als einen aufgeſchoſſenen, ſchmächtigen Jüngling von ungefähr vier und zwanzig Jahren, feurig, raſch und raſtlos thätig. Das bachanaliſche Treiben und Drängen ſeiner Commilitonen auf der Ingolſtädter Univerſität, welche würdige Männer in ihrem Schooße zählte, vermochte inzwiſchen nicht, ihn dem wiſſenſchaftlichen Ernſte zu entfremden. Er theilte als Univerſitätsbürger, die von den Privilegien einer Hochſchule begünſtigte, immer in den Schranken der Mäßigung gehaltene, freie Lebensweiſe, ohne Nachtheil für ſeine geiſtige und moraliſche Ausbildung. Er wurde allgemein geliebt, aber Niemand erfuhr jemals den Stand ſeiner Eltern. Er dichtete und ſchrieb Lieder, und ſeine Jugendgenoſſen nannten ihn ſchlechtweg im Scherze den Troubadour von Enſisheim. Die Feinheit ſeiner Manieren, der weiche, angenehme Dialekt und ſein lebendiger Vortrag gaben ihm unter den Eingebornen des Landes einen großen Vorrang.

„Balde, als geborner Dichter empfänglich für alle Eindrücke, faßte Neigung für ein Bürgermädchen in Ingolſtadt, das wegen ihrer Schönheit und ihrer Sittigkeit ſehr verehrt wurde. Die ſchlanke Geſtalt mit ihren blonden Locken und blauen Augen, mit dem zierlich kleinen Munde und mit den blühenden Wangen war ſchon längere Zeit der Gegenſtand ſeiner ſtillen, platoniſchen Schwärmerei.“

„Sein fremdländiſcher Anzug, ſein Gang, ſeine Haltung erregten bei der ſchönen Blondine die Aufmerkſamkeit. Sie begegnete ihm oft auf dem Wege nach der Pfarrkirche an der Seite ihrer Mutter, oder wenn er in Geſellſchaft mit ſeinen Freunden in die Vorleſungen ging. Führte ſie ihm der Zufall nicht entgegen, ſo konnte er ſie am Fenſter ſehen, an welchem ſie, mit Handarbeiten beſchäftigt, in einem großen, vorſpringenden Erker manche Stunde des Tages ſaß.“

„Er forſchte insgeheim den Familienverhältniſſen der Angebeteten nach, und erfuhr ohne Mühe, daß ſie die einzige Tochter des Hauſes ſey und einige Tauſend Gulden Mitgift zu erwarten habe. Vor allem intereſſirte er ſich für den Namen des Mädchens, und freute ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſie Helena heiße, denn gerade das Studium der Iliade, die ihn ungemein anzog, machte ihm dieſen Namen ſo werth, um den ſo viele Helden Griechenlands zu den Waffen griffen. Die hohe Schönheit der gefeierten, griechiſchen Königstochter umſchwebte ihn überall, und als er die ſchmucke Bürgerstochter Ingolſtadts erblickte, trug ſeine entflammte Phantaſie alle Züge der reizenden Griechin auf jene über.“

„Die Studirenden der Hochſchule fanden bei allen Familien der Stadt die freundſchaftlichſte Aufnahme und die ſtrengen Väter verwehrten es ihren Töchtern nicht, bei außerordentlichen Veranlaſſungen oder Feſten mit den Söhnen achtbarer Häuſer, welche die Hochſchule beſuchten, in Gegenwart der Mütter einen Ehrentanz zu machen. Der Adel Bayerns, die Beamten und die vermöglichen Bürger des Landes ſchickten ihre Söhne an dieſe Univerſität, die Georg der Reiche von Landshut gegründet hatte. Die Ausländer ſelbſt verſchmähten es nicht, dieſen Muſenſitz zu beſuchen, auf welchem Kurfürſt Maximilian I., das berühmte Oberhaupt der Liga, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung empfangen hatte. Balde ſann Tag und Nacht auf Mittel, mit Helena zuſammenzutreffen. Gelang es anderen ſeiner Freunde, in den Häuſern der Adelichen oder der Beamten Eingang zu finden, ſo war er allein von dem Glücke ausgeſchloſſen, da man in dem Hauſe eines ſchlichten Bürgers ſolche Beſuche weder kannte, noch geſtattete. Jene Feſte, welche den Bürger und den Adelichen zu gemeinſchaftlichem Vergnügen in der Trinkſtube oder auf dem Rathhausſaale vereinten, waren theils vorüber, theils in eine für die glühende Ungeduld des Liebentflammten zu weite Ferne hinausgerückt, um Helenen zu einem Ehrentanze aufzufodern, und mit ihr zu ſprechen.“

„Je mehr Hinderniſſe ſich ihm entgegenſtellten, deſto heftiger erglühte ſeine Liebe zur Schönen, die nun täglich am Fenſter ſaß, als wollte ſie von dem alterthümlichen, mit buntgefärbten Schnörkeln geſchmückten Erker wie von einer Warte herab den Jüngling auf jedem Gange verfolgen. Balde bemerkte mit ſtiller Freude dieſe Aufmerkſamkeit, denn er durfte ſich ſchmeicheln, daß ſie nur ihm gelte. Ihre ſchönen, blauen Augen ſchienen mit Wohlgefallen auf dem ſchlanken Jünglinge zu ruhen, der im lebhafteſten Geſpräche mit ſeinen Freunden manchmal abſichtlich auf der Straße anhielt und verſtohlne Blicke nach ihr warf. Helene öffnete nicht ſelten das Fenſter, neigte ſich über die Brüſtung vor, als ſuchte ihr Auge Jemand, der ſich aus dem Hauſe entfernte oder erwartete ſie eine Magd, die man ausgeſchickt hatte. Doch, was half all ſein Gehen und Kommen zu den verſchiedenen Stunden des Tages? Er kam ſich wie ein irrender Ritter vor, der in der Tiefe des Thales vor einer hohen Burg ſteht und vergeblich auf Einlaß harret, während die Schöne der Stimme nicht achtet, die flehend zu ihrem Gemache emperdringt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Marſchall Turenne und der Abbé de Retz als Geiſterſeher.

Gleiches Intereſſe mag es dem Pſychologen, wie dem Anekdotenfreunde gewähren, zwei geniale und geiſtvolle Männer, beide von ausgezeichnetem, doch ſehr verſchiedenem Charakter und eben ſo ungleichen Standesverhältniſſen, bei einem Abenteuer kennen zu lernen, welches, wenn es auch keine Gefahr für ihren Ruf befürchten ließ, doch Beiden Veranlaſſung gab, das ſtolze Selbſtvertrauen, womit ſie ſich ſchmeichelten, näher zu prüfen und zu würdigen, wie wir am Schluſſe der Erzählung hören werden. — Der Name Turenne,*) auch in der deutſchen Kriegsgeſchichte wichtig, iſt zu berühmt, um nicht eine weitere Auskunft über die Perſon des Helden entbehrlich zu machen. — Johann Franz Paul de Gondi, jüngerer Bruder des Herzogs von Retz und, nach dem Willen ſeines Vaters dem geiſtlichen Stande gewidmet, in welchem er, von raſtloſem Ehrgeize geſpornt, bis zur Kardinalswürde emporſtieg**), war jetzt in dem Alter von 26 Jahren, und hatte als Subdiakon zwei Duelle gehabt.

Auf den Vorſchlag der Frau von Choiſo hatte man ſich in vertrauter Geſellſchaft, in welcher ſich auch die beiden Freunde befanden, verabredet, dem Biſchofe von Liſieux durch Komödie und Tanz ein Vergnügen zu bereiten, an dem der würdige Prälat, vermöge ſeiner ſtrengen Sitten, nur auf dem Lande und in geſchloſſenem Zirkel Antheil zu nehmen wagte. Man veranſtaltete zu dieſem Zweck eine Spazierfahrt nach St. Cloud; die Kutſchen damaliger Zeit hatten eine ſonderbare Bauart und Raum genug für die ganze, hier vereinigte Reiſegeſellſchaft, die, außer den ſchon genannten Perſonen, aus der Herzogin von Vendôme, Mlle. de Vendôme, ihrer Tochter, dem Grafen von Brion, und dem am Hofe beliebten Dichter und Akademiker Voiture beſtand. Die Parthie ging trefflich von Statten und endigte zur vollen Zufriedenheit des Gefeierten wie der ganzen Verſammlung; der Gottesmann fand Erheiterung in den muntern Tönen der Violinen, und die Fürſtin ward nicht müde, die Grazie ihrer Tochter zu bewundern, wenn gleich nur ſie allein tanzte. Das ländliche Feſt verſchlang den größten

---

*) Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, zweiter Sohn des Herzogs von Bouillon, Fürſten von Sedan, geb. 1611, wurde 1675, als er bei Saßbach rekognosziren ritt, durch eine Kanonenkugel getödtet.

**) Er war vor dieſer Ernennung Dechant des Univerſitätskollegiums der Sorbonne, Biſchof in partibus, dann Koadjutor des Erzbiſchofs von Paris, ſeines Oheims, dem er in dieſer Würde folgte, und galt während ſeiner Koadjutorie als einer der ſtärkſten Hebel in den bürgerlichen Unruhen, welche, durch die übergreifende Willkühr des gehaßten Kardinals Mazarini erregt, unter der Regentſchaft Anna's von Oeſterreich die franzöſiſche Monarchie heftig erſchütterten.

Theil der ſchwülen Sommernacht und man beeilte ſich zur Rückkehr nach Paris. Beim erſten leiſen Morgenſchimmer war man am Fuß der Steige „des bons hommes“ angelangt, als der Wagen plötzlich ſtille hielt. Der Abbé fragt unwillig den Kutſcher, warum er halte. „Wie iſt's möglich,“ rief der Geſcholtene in höchſter Beſtürzung, „daß ich über alle die Teufel wegfahre, die mir da in den Weg laufen!“ Jener beugt ſich aus dem Schlage und, da er von Natur ein blödes Geſicht hatte, ſieht er — nichts. Die Marquiſe von Choiſy, welche mit Herren von Turenne am andern Schlage ſaß, entdeckte zuerſt die Urſache des Schreckens, welcher den Kutſcher feſtgebannt hatte, und zwar vom Wagen aus, denn fünf oder ſechs Lakaien, welche hintenauf ſtanden, ſchrieen aus vollem Halſe: „Jeſus Maria,“ und zitterten vor Furcht. Auf das gellende Angſtgeſchrei, welches die Dame ausſtieß, verließ der Marſchall in ſtürmiſcher Eile den Wagen. Das Entſetzen malte ſich auf den Geſichtern der Schwachen. Der Abbé, in der Meinung, es hatten ſich Räuber gezeigt, war auch mit einem Sprunge aus dem Wagen, riß einem der Lakaien den Degen aus der Scheide und geſellte ſich, des ungewiſſen Kampfes gewärtig, zu dem Heros der franzöſiſchen Streitmacht. Turenne hatte den Blick ſtarr auf Etwas geheftet, das ſeinem Begleiter unſichtbar blieb. Auf deſſen Frage, was er bemerke, erwiederte er ganz leiſe, indem er den Abbé mit dem Arm anſtieß: „Ich werd' es Ihnen ſagen, wir müſſen aber auf Schonung der Damen bedacht ſein,“ welche wirklich mehr heulten als ſchrieen. Voiture ließ in dringender Herzensnoth ein tremulirendes Oremus vom Stapel; die jüngere Prinzeſſin von Vendôme betete ihren Roſenkranz, die Herzogin, ihre Mutter, ſchickte ſich an, dem Biſchof von Liſieux zu beichten, und dieſer ſprach mit prieſterlicher Salbung: „Meine Tochter, ſeien Sie ohne Furcht, Sie ſtehen in der Hand Gottes.“ Der Graf von Brien hatte auf die erbaulichſte Weiſe mit ſämmtlichen Bedienten knieend die Litanei der heiligen Jungfrau angeſtimmt. Dies Alles traf und ſchlug gar wunderlich zuſammen, und gab einen herzbrechenden Auftritt. Marſchall Turenne hatte ebenfalls den Degen gezogen; jetzt ſchien er ſein Ziel erſpäht zu haben und ſprach, zu dem Abbé gewendet, mit der Miene, die er, wie daheim an ſeiner Tafel, ebenſo auch im Donnerſturm der Schlacht gezeigt haben würde: „Kommen Sie! Machen wir uns an die Kerls da.“ — „Was für Kerls?“ fiel Jener ein, und dachte bei ſich ſelbſt: Sind ſie denn wohl Alle von Sinnen?! „Ich glaube nun wirklich,“ ſagte Turenne, „daß es wohl Teufel ſein könnten.“... (Das Weitere laſſen wir den Herrn Kardinal ſelbſt erzählen.) „Als wir einige Schritte von der Straße abgewichen und dem Spuck näher gekommen waren, begann das Geſuchte meinem Auge ſchon deutlicher zu werden, und, wie es mir vorkam, war es ein langer Zug ſchwarzer Fantome, bei deſſen Erſcheinen ich Anfangs weniger Faſſung verrieth, als Herr von Turenne. Jedoch hatte dieſe Aufregung, bei dem Gedanken, daß ich ja ſchon lange auf Geiſter begierig geweſen, und hier wahrſcheinlich ihre Bekanntſchaft machen ſollte, mich zu einer lebhaftern Bewegung hingeriſſen, als die Manieren Turenne's ihm geſtatteten. In Sprüngen ſtürzte ich der Prozeſſion entgegen; die Perſonen im Wagen, welche glaubten, wir ſeien ſchon mit allen Teufeln im Handgemenge, erhoben ein Zetergeſchrei... Noch größer aber war der Schrecken der armen Auguſtiner-Barfüßer,*) — dies waren unſre eingebildeten Teufel, — als ſie zwei Männer mit gezücktem Degen gegen ſich anrücken ſahen, worauf dann gleich Einer jener Unſchuldigen aus der Reihe lief und uns zuſchrie: „Meſſieur! Wir ſind arme Ordensleute, die keinem Menſchen Leid's thun, und wollen uns da ein wenig im Fluſſe erkühlen, der Geſundheit wegen." Mit lautem Gelächter, (wie ſich's denken läßt) kehrten der Marſchall und ich zum Wagen zurück, doch prüften wir von Stund' an unſer Verhalten bei dieſer phantaſtiſchen Expedition, in welcher Junker Don Quixote nicht weniger, als wir, geglänzt haben würde, und knüpften daran folgende kritiſche Betrachtungen, die wir am folgenden Tage einander mittheilten:

„Der Vicomte de Turenne betheuerte mir, daß die erſte Erſcheinung dieſer geſpenſtiſchen Geſtalten ihn freudig geſtimmt habe, obwohl er vorher immer geglaubt, er würde, wenn er je etwas Uebernatürliches ſähe, Furcht empfinden, und ich geſtand ihm mit gleicher Offenheit, daß ihr erſter Anblick mich ſonderlich aufgeregt habe, ſo ſehr es mir auch meine Lebtage darum zu thun geweſen ſei, Geiſter zu ſehen. Unſre zweite Gloſſe ſollte den Beweis liefern, daß Alles, was wir in den meiſten Biographien leſen, falſch oder unzuverläſſig ſei. Hatte auch Turenne mit einem Schwur verſichert, daß er nicht die mindeſte Beklemmung oder Aehnliches verſpürt habe, ſo räumte er mir doch ein, daß ich, durch ſeinen ſtieren Blick und ſeine langſame Bewegung getäuſcht, ganz das Gegentheil hätte denken müſſen, während mein obiges Bekenntniß ihn zu der Erklärung bewog, er hätte auf ſeine Seligkeit ſchwören wollen, ich ſei im Schwunge des heiterſten Muthes geweſen. Wer kann wohl demnach die Wahrheit ermeſſen, als Diejenigen, welche ſie in der eignen Bruſt getragen? Der Präſident de Thou behauptete mit Recht, daß eine Geſchichte oder Erzählung nur dann Glauben verdiene, wenn der Berichtſteller, fern von aller Eigenliebe, Aufrichtigkeit genug beſäß, um ohne Rückhalt und Schonung von ſich ſelber zu ſprechen." *)

„Die Prinzeſſin von Vendôme hegte ſeitdem eine ungemeine Verachtung gegen den armen Brion, der auch wirklich bei dieſem lächerlichen Abentheuer eine bedauernswürdige Schwachheit gezeigt hatte. Sie ſpottete mit mir darüber und ſagte: „„Ich fühle es an der Achtung, die eine muthige Handlung mir einflößt, daß ich eine Enkelin Heinrich's des Großen bin. Man ſollte glauben, Herr Abbé, Nichts könne Sie erſchrecken, da Sie bei dieſem bedenklichen Ereigniſſe durchaus keine Furcht blicken ließen."" — „„Sie irren, meine Gnädigſte,"" verſetzte ich, „„der Furcht entging ich nicht, aber da ich nicht ſo fromm bin, wie Brion,**) ſo konnte ſie ſich nicht, wie bei ihm, auf dem Wege der Litaneien Luft machen."" — „„Nein,"" ſprach ſie, „„Sie hatten keine Furcht, und ich bin gewiß, daß Sie an keine Teufel glauben; denn Herr v. Turenne, tapfer wie Roland,

---

*) Man nannte ſie auch die ſchwarzen Kapuziner.

*) Daß der Unſrige ein ſolches Vertrauen in Anſpruch nehmen dürfe, beweiſet jedes Blatt ſeiner Geſchichte. (**Memoires du Cardinal de Retz**, Amſterdam, 1718. 3 Vol. in 8vo.) Vielleicht iſt es uns geſtattet, noch einige andere Züge daraus mitzutheilen, indem das Buch ziemlich ſelten geworden iſt.

**) Franz Chriſtoph de Levis de Ventadour, Graf von Brion, ſpäter unter dem Namen Herzog war ſelbſt ſehr betroffen und nicht ſo hurtig, wie Sie.““ Ich muß geſtehen, daß dieſer Unterſchied, den ſie zwiſchen dem großen Mann und mir zu ſetzen wagte, mich etwas ſchwindlich machte und mir den Gedanken eingab, der Lobrednerin auf gut Glück einige Süßigkeiten zu ſagen.

Wir geben zum Schluße noch einige Bemerkungen des Kardinals über Mlle. de Vendôme, als einen Beweis von ſeinem Beobachtungsgeiſte und ſeiner ſtachlichten Zunge. „Sie war nicht, was man eine große Schönheit nennt, der ſie jedoch ſehr nahe kam. Man gab mir Beifall, als ich von ihr und ihrer Anverwandten, dem Fräulein von Guiſe, ſagte, ſie ſeyen vornehme Schönheiten, (des beautés de qualité) und fand dieſen Ausdruck völlig paſſend. Sobald man ſie ſah, wußte man, daß ſie Prinzeſſinnen ſeien. Die jüngere Vendôme war leer an Geiſt, doch muß ich bemerken, daß dieſer Mangel zu jener Zeit noch nicht an den Tag gekommen war; ſie zeigte einen Ernſt, aus welchem zwar nicht Verſtand, aber ein gewiſſer Zug von Schwermuth blickte, mit einem Gran Hochmuth verſetzt, und dieſe Art von Ernſthaftigkeit deckt gar manche Blöße.“

Ludwig Zenker.

---

von Familie bekannt, war damals ein entzückter Anbeter der genannten Prinzeſſin und auch ein großer Freund des Marſchalls v. Turenne. Er ſtarb im Jahre 1661 und hinterließ eine Verlobte von beſonderer Schönheit. — Fräulein von Meneville (Hofdame der Königin Mutter) die er aufgegeben hatte, nachdem er wahrgenommen, daß ſie mit dem Miniſter Fouquet, jenem goldverſchlingenden Rieſen, deſſen plötzlicher Sturz eben damals die ganze vornehme Welt in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, einigen Verkehr gehabt habe. Graf Brion war ſeiner Zeit ein ſchöner Mann, von einnehmender Geſtalt und edlem Wuchſe; im Genuß dieſer Vorzüge und von ſchmeichelnden Hoffnungsträumen umfangen, folgte er mit vollem Herzen den ſüßen Reizungen der Liebe, die ihn vielfach beſchäftigte und auch beglückte. Der Kardinal meldet von ihm, daß er ſchon in früheren Jahren Kapuziner geweſen, und ſcheint damit die Urſache andeuten zu wollen, weßhalb ſein Thun und Treiben, — wie er ſich ausdrückt, — „ein ſeltſames Gemiſch von Frömmelei und ſündhafter Weltluſt“ darbot. Seine glücklichſte Epoche fällt in die Jugendzeit der Königin Regentin.

Monatliche Theaterſchau.

Ein zu gewichtiger Gegenſtand der geſelligen Unterhaltung iſt, trotz der in den höheren Kreiſen und überhaupt immer zunehmenden Gleichgültigkeit dagegen, welche für den aufmerkſamen Beobachter eben ſo offen zu Tage liegt, als die Gründe davon leicht aufzufinden ſind, — ein zu gewichtiger Gegenſtand der Unterhaltung alſo iſt — das Theater, als daß wir deſſen nicht auch in dieſen Blättern auf angemeſſene Weiſe gedenken ſollten.

Denn wenn es auch keineswegs unſre Abſicht ſein kann, dieſen Gegenſtand von Tag zu Tag zu unſrem Vortheil auszubeuten und dadurch die Fluth der Theater-Berichte im gewöhnlichen Sinne noch zu vermehren, wovon Deutſchland ohnehin ſich überſchwemmt ſieht, ſo glauben wir, des, als Richtſchnur und Wegweiſer uns dienenden Goethe'ſchen Wortes eingedenk: „daß eine Zeitſchrift die Art und Weiſe des Ortes, woher ſie ſtamme, genugſam andeuten müſſe, wie der Ring auf der Fläche des Waſſers die unten verborgene Quelle verrath, indem er, den Bereich derſelben umſchließend, ihre Wirkſamkeit kenntlich mache,“ *) — wir glauben alſo, dieſes Wortes eingedenk, von einem ſo wichtigen Zweige des Münchener Lebens doch genugſame Kunde geben zu müſſen, um unſre verehrten Gäſte außerhalb auf denſelben Standpunkt der Beurtheilung zu verſetzen, den wir, als Augenzeugen, hier einnehmen.

---

*) Siehe: „Goethe als Einführer der deutſchen Theeblätter“ Nr. 1. Seite 2.

Wie aber demgemäß der Geiſt und das Wirken der hieſigen Theater-Anſtalten mehr im Ganzen, als in den einzelnen Erſcheinungen ſoll aufzufaſſen ſeyn, wonach all' das unfruchtbare Gerede über die täglichen Vorfallenheiten ein für allemal ausgeſchloſſen bleibt, ſo ſoll auch, wie damit in Nr. 4 d. B. bereits der Anfang gemacht iſt, mehr hiſtoriſch, als kritiſch zu Werk gegangen, von dem alſo, was die Aufmerkſamkeit eines gebildeten Kreiſes verdient, in gewiſſen Zwiſchenräumen Nachricht ertheilt und dasjenige Maaß von Beachtung den Gegenſtänden gewidmet werden, wozu ſie, ihrer Natur und Bedeutung nach, berechtigt ſind.

Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß weder den einzelnen, ausgezeichneten Leiſtungen im Fache der Darſtellung, noch auch den übrigen Theilen des theatraliſchen Gebietes die gebührende Aufmerkſamkeit entgehen ſoll, wenn wir in der Regel auch mehr den dichteriſchen Erſcheinungen, — als dem Bleibenden und Grund-Element alles theatraliſchen Wirkens, — uns zuzuwenden geneigt ſind, weil hieraus ja eben wieder der Geiſt des hieſigen Wirkens am deutlichſten wird zu erkennen ſein.

Von dieſer Seite aber haben wir für diesmal nur ſolcher Neuigkeiten zu erwähnen, womit wir uns, wenn nicht durch gänzliches Schweigen, doch durch bloße Nennung in der Regel für abgefunden halten. Es ſind dies einerſeits zwei Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, von L. Genée*): „Mademoiſelle Bernard“ und: „der Eskadrons-Chirurg,“ andrerſeits eine Bearbeitung, — wir wiſſen nicht wonach, oder ob vielleicht ſogar ſelbſt Original: „die Verlobung in Genf“ von Karl Blum. **)

Von allen dieſen Erſcheinungen läßt nur ſoviel ſich ſagen, daß, wenn das Bedürfniß gewiſſer Theater, oder das eigenthümliche Talent dieſes oder jenes ihrer Mitglieder dergleichen auch zuläſſig oder gar wünſchenswerth erſcheinen, ja die Zuſchauer ſelbſt, eben aus Rückſicht auf ſolches Talent, die Sache ſich gefallen laſſen, — daß deshalb die Zuſtimmung eines andren Publikums, wo jene Bedingungen fehlen, noch nicht dürfe vorausgeſetzt werden, daß alſo dergleichen, für ein lokales Bedürfniß oder eine lokale Komik zugerichtete Sächelchen das theatraliſche Weichbild billigerweiſe nicht überſchreiten ſollten, wo ſie als Einwanderer aufgenommen und geduldet ſind. Dergleichen, was in Paris ſelbſt nur ein augenblickliches Intereſſe darbietet und, kaum entſtanden, auch vergeſſen iſt, — dergleichen nur zu überſetzen, heißt an und für ſich ſchon den ganzen Standpunkt, die nationelle Individualität das Verdienſt und den Reichthum der deutſchen Theater-Litteratur gänzlich verkennen, — ja den Reichthum, behaupten wir, allem Widerſpruch und Unglauben zum Trotz, und denken für dieſe Behauptung mit Nächſtem hier den Beweis zu liefern. Bei weitem mißlicher aber iſt noch der Verſuch, ſolche Ueberſetzungen weiter fortzupflanzen und an Orten ſie einzubürgern, wo das Bedürfniß und die Natur des Talents der Schauſpieler mehrfach ganz andre Foderungen bedingen. So ſollte denn, wenn man einmal Ueberſetzungen will, oder nicht glaubt entbehren zu können, — und wir ſelbſt wollen ſie, wenn auch nicht eben ſolche, wie hier in Rede ſtehn, — ſo ſollte jedes größere Theater, wie in Wien und Berlin auch der Fall, und daher höchſt ſelten iſt, daß eines von des andern Ueberſetzungen Gebrauch macht, — ſeine eignen Ueberſetzer haben, um von der franzöſiſchen Fabrikation nach Gelegenheit und Bedürfniß nur das herüber zu nehmen, was dieſen entſprechend erſcheint.

Von Opern wurde ferner während des verfloſſenen Monates: „der Liebestrank“ von Donizetti neu in die Scene geſetzt, deſſen Muſik wir für ſo leicht und oberflächlich halten müſſen, daß es kaum der Mühe werth erſcheint, um ihretwillen die Auber'ſche Compoſition deſſelben, ächt franzöſiſchen Original-Sujets zu vernachläßigen, welches der Italieniſirung zum Grunde liegt.

v.

---

*) Schauſpieler und Regiſſeur des Königſtädter Theaters in Berlin.

**) Im letzteren Falle dürfte dem ſonſt ſo geſchickten Bearbeiter wohl zu rathen ſein, den bisherigen Weg nicht zu verlaſſen, um ſolchen Originalen nachzujagen.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 13.** 1839.

An Platen.

Gloſſe.

Bayeriſche Staats-Bibliothek München

Noch bei ſeinem mattern Pochen
Hat vielleicht das Herz des Kranken,
Eh der ſtarre Blick gebrochen,
Unausſprechliche Gedanken
Mit den Seinen ſtill geſprochen.
Platen am Grabe H. v. Kerner's.

Spendend der Verehrung Gabe,
Wandl' ich dieſen Pfad, den harten,
Pilgernd an dem frommen Stabe,
Hin zu Landolina's Garten,
Zu des deutſchen Dichters Grabe,
Dem, „der Dichtkunſt Winkelriede“,
Lanzen viel das Herz durchſtochen,
Das, ſo reich begabt am Liede,
Sonder Ruh gebebt und Friede
Noch bei ſeinem mattern Pochen.

Der, von deutſcher Heldenſprache
Angeſtammtem Werth begeiſtert,
Als des Lebens Ehrenſache
Ihren reinſten Klang bemeiſtert;
Der, ein Kämpe ſtolzer Rache,
Rüſtig ſtets zum Widerſtande,
Für ſie ſchwang den Speer, den blanken,
Schied auf fremdem Inſelſtrande;
Sich geſehnt nach deutſchem Lande
Hat vielleicht das Herz des Kranken.

Gram dem deutſchen Sängerorden,
Zog es dich, den Lebens-müden,
Aus der Heimat rauhem Norden
„Nach dem vielgeliebten Süden,“
Der dir war ſo lieb geworden.
Dort in reger Kraft erlegen
Deines Blutes heißerem Kochen,
Sprachſt du jenen noch den Segen,
So die Kunſt in Reinheit pflegen,
Eh' der ſtarre Blick gebrochen.

Weil das Schwerſte dir gelungen,
Haben Neider dich getadelt;
Weil du jede Form bezwungen,
Weil die Sprache du geadelt
Zu der Fürſtin aller Zungen,
Siegend klang dein Sang, der ſchöne,
Frei in echter Satzung Schranken;
Kühnſter aller Liederſöhne!
Giebt es wohl für deine Töne
Unausſprechliche Gedanken?

Syrakoſſa, dieſen Todten
Wird mein Volk in beſſrer Stunde
Einſt entwühlen deinem Boden;
Nicht ſoll ruh'n im wälſchen Grunde
Unſer Meiſter deutſcher Oden!
„Ja, ich hob die Kunſt zutage,
Kein des Liedes Laut zu jochen,"
Hat in ſtolzer Schwanenklage
Er beim letzten Herzensſchlage
Mit den Seinen ſtill geſprochen.

Beilhack.

Die zerſchlagene Laute.

Novellette von Al. Joh. Büſſel.

(Fortſetzung.)

Während viele Bürger von Ingolſtadt den Studierenden in ihren Häuſern bequeme Wohnungen einrichteten, machten gerade Helenens Eltern zu Balde's Verdruße eine Ausnahme und gewährten Keinem eine Unterkunft, als hätten ſie beſchloſſen, ſich von der Welt ganz abzuſperren.

Trug doch ſchon das ſtattliche Haus ganz den düſteren Charakter des Ernſtes und der Zurückgezogenheit an ſich und ſprach Keinen mit gaſtlichen Mienen an.

Ach, rief er oft aus, ein ſchwerfälliges, dumpfes Verlies, und eine ſo köſtliche Blume kann darin gedeihen und blühen! —

Luſtige Schwänke fuhren ihm ohngeachtet ſeines Kummers wieder durch den Sinn und ſtimmten ihn heiter. Wäre ich der Homeriſche Paris, ſagte er zu ſich ſelbſt, ich würde mir durch Liſt und Ueberredung leicht meine Helene entführen, allein ich habe ein Königreich aus lauter Träumen zuſammengefügt und eine Burg aus goldner Dämmerung, die nur meine Phantaſiegebilde aufnehmen kann. Kein Menelaus hält ſie noch, kein Treugelübde bindet ſie und ich ſollte die Hoffnung aufgeben, ihr meine Liebe zu erklären? Dieſe Augen ſagen mir, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin. Befinde ich mich mitten in einer dichten Schaar von Commilitonen, ſo iſt ihr Auge, ihr Herz, ihr Sinn bei mir. Mir gilt das Neigen zum gewölbten Fenſter heraus, mir das Irren und Schweifen der ſuchenden Blicke, mir die Geſchäftigkeit der Hände an den Blumentöpfen, die ſie um ſich herumſtellt auf dem Fenſtergerüſte! Balde, du biſt der Erkorne ihres Herzens! Mir ſagt es eine geheime, innere Stimme, der Wiederhall ihrer Liebe! Keiner darf ſich in Ingolſtadt rühmen, ſo ausgezeichnet zu werden, wie ich, der Fremdling, der vom Rheine heranpilgerte zur Donau und nur auf ſich allein angewieſen, wie ein vaterloſer Weltbürger ein Herz ſucht, das ſeine treuen Schläge erwiedert! — Balde wollte ſeine Liebe als ein heiliges Geheimniß in ſeine Bruſt verſchließen. Allein der Drang zur Mittheilung, dem Dichter eigenthümlicher als jedem Anderen, den Phantaſie und Gefühl nicht fortreiſſen, gewann bald das Uebergewicht über den Vorſatz der Verſchwiegenheit. Er entdeckte ſich ſeinem Zimmerkameraden, ſeinem vertrauten Freunde

Immenthaler aus Bregenz, mit dem er gemeinſchaftlich die Vorleſungen beſuchte, repetirte und die alten Klaſſiker in den Erholungsſtunden las.

Die ſüſſen Lieder Katulls wechſelten mit jenen des Horaz. Balde las ſich als Dichter bald in die ihm ſo verwandten Geiſter hinein, während der ſanfte Immenthaler die alten Minneſänger des Schwabenlandes täglich mehr lieb gewann und ſich zu deutſcher Liederweiſe hinneigte.

Schau, ſagte er, in dieſen zierlichen, weichen Liedern ſpricht ein treuliebes, warmes, deutſches Herz. Wie muſikaliſch ſind nicht dieſe klangvollen Reime! Welche Anmuth weht dich an aus dieſen Minneſängen! Welcher feſte Männerſinn ſtürmt durch dieſe Vierzeilen! Dein Herz hat dich uns allen verrathen und unſere Augen haben ſo gut wie die deinigen nach dem Fenſter der ſchönen Helena — der ſpröden Bäckerstochter in der Salvatorſtraße geſchaut! Ihr Vater haßt die Studenten, und Studentenliebe iſt ihm ein Greuel. Du dürfteſt der fürnehmſten Herkunft ſeyn, du dürfteſt morgen Marſchall oder Kanzler werden; er würde dir die Thüre vor der Naſe verſchließen. Helena muß eine Bräuersfrau in München werden. Dort wird um ihre Hand geworben. Ein reicher Bräuer mit goldnen Knöpfen auf dem feintüchnen Rocke, mit einer ſtarren Halskrauſe und mit einer Silberſchnalle auf dem Hut, der iſt der Auserleſene, der ſie als Braut heimführt.

Balde gerieth in Verwirrung. Scham und Schmerz arbeiteten in ſeinem Innern. Dieſe Enttäuſchung zermalmte ihn. Sage, was du willſt, fuhr er endlich auf, ſie liebt und liebt keinen andern als mich. Aus dir ſpricht die Mißgunſt und ihr Alle verleumdet den Vater, weil ihr zu eurem Aerger ſeht, daß ich bei ſeiner Tochter in Gunſt ſtehe.

Da haben wir wieder den brauſenden Dichterkopf, verſetzte Immenthaler. Gleich ſchlagen die Flammen zu Mund und Augen aus, wenn man ihm widerſpricht! Es mag ſeyn, daß dir das Mädel nicht abgeneigt iſt. Sie iſt ſchön, aber auch reich! Deine überrheiniſche Geſtalt, deine Tracht, deine Lebhaftigkeit und deiner Augen Gewalt machten Eindruck auf ſie. Sie liest gerne Reime, ſie ſingt zur Laute, wie du und vertieft ſich oft ſtundenlange, wenn ſie unbelauſcht iſt, in ſeltſame Abentheuer ritterlicher Zeiten. Sie weis, daß du ein Dichter biſt und ſuchte ſich vor zwei Tagen dein Lied zu verſchaffen, das du auf den Prinzen Paris und die ſchöne Helena gedichtet. Sie verſchlang es mit Begierde und äußerte den Wunſch, auch die Arie dazu zu beſitzen, um es zur Laute ſingen zu können.

Freund, rief Balde ganz entzückt aus, das Mädchen iſt eine Dichterin, eine Sappho! Seelenverwandtſchaft zwiſchen mir und ihr liegt offen zu Tage! Gott, ſchön wie jene Helena der Griechen, iſt ſie auch liederreich wie die lesbiſche Sängerin! Ich will ihr ein treuerer Alzäus ſeyn, treuer als Phaon! Keinen Sturz vom leukadiſchen Felſen in das Meer, aber wohl an dieſe Bruſt, die für ſie ſchlägt! — Ich muß ſie ſprechen! Freund, bahne mir den Weg zu ihr; rathe, hilf! Sage, wie kann ich ihr nahen, ohne ſie zu beleidigen? Ihre Augen ſprechen Liebe, die Laute in ihrer Hand ruft ſie wie ein Echo nach und ich darf von dieſen Roſenlippen nicht ſelbſt vernehmen, daß ich ihr Ritter bin? — Immenthaler ließ ſeinen Freund ausraſen. Herzensbrüderchen, ſagte er endlich, weißt du nicht, daß die Dichterinen in der Liebe unſtät zu ſeyn pflegen? — — Ich wüßte kein Beiſpiel, erwiederte Balde entrüſtet. Laß mich, du maleſt mir ein Paradies aus und zerſtöreſt es dann wieder mit boshafter Schadenfreude! Deine deutſchen Minneſänger haben einen giftigen Stachel in deiner Bruſt zurückgelaſſen.

Voll Unmuth ließ Balde den Freund ſtehen und rannte fort. Unten an der Treppe begegnete er zweien ſeiner Collegiengenoſſen, die zu ihm gehen wollten, um ihn in ihr Quartier einzuladen, wo ſie eine kleine Liedertafel arrangirt hatten. Er ſchloß ſich ohne Weigerung an. Doch, halt, rief er, erlaubt mir, daß ich meine Laute vorerſt hole, die ich vor einigen Tagen aus Straßburg bekam. Er war bald wieder zurück. Immenthaler ſprach, als Balde eintrat, kein Wort, und ſpielte den Verdrießlichen dem Scheine nach.

Auf dem Wege nach der Wohnung kamen ſie an dem Hauſe vorüber, welches ſeine Angebetete umſchloß. Sie war heute nicht am Fenſter zu ſehen. Balde barg nur mit Mühe ſeinen Kummer, denn er fühlte ſich auf den ganzen Tag unglücklich, wenn ſie ſich nicht am Fenſter zeigte. Wie überraſcht war er, als er, in dem Quartier ſeiner Kameraden kaum angekommen, Helene im Sonntagskleide im gegenüberſtehenden Hauſe im Kreiſe mehrer Bürgerstöchter erblickte. Er war ganz verlegen. Die Häuſer ſtanden ſich ſo nahe, daß man von einem Stockwerk zum andern ſich hätte die Hände reichen können. Er hörte nun das erſtemal ihre Stimme, denn die Mädchen öffneten die Fenſter, um den Geſang ihrer Nachbarn ohne Hinderniß zu vernehmen. Die niedliche Hemdkrauſe, das ſchwarzſammtne, knappe Mieder in Goldverbrämung, das blauſeidne Häubchen, das ſich über die reichen, zierlich aufgewundenen Haarflechten leicht und loſe herüberbog und der faltenreiche, bis zu den Knöcheln reichende braune Kattunrock hoben die reizende Geſtalt des Mädchens wunderbar hervor. Wir haben ſchöne Nachbarſchaft, ſagte einer der Anweſenden zu Balde, indem er ihn traulich auf die Schultern klopfte. Die ſchöne Bäckerstochter, die du wohl auch kennſt, iſt eine Freundin des Geſangs. Sie wurde von unſerem Nachbar geladen und ihre geſtrengen Eltern gewährten der Schönen den muſikaliſchen Genuß. Deine Gegenwart mag ſie beſonders veranlaßt haben, Theil zu nehmen. Du ſollſt hoch in Achtung bei ihr ſtehen. — Rühre tüchtig deine Laute. Wir produziren auch einige Lieder von dir, die der joviale Imhſter in Muſik geſetzt. Balde glaubte den Schelm zu hören, der ſich über ſeine Liebe luſtig macht. Das feine Hohnlächeln ſeines Rivalen, von deſſen Intriguen er nichts ahnen konnte, gab ihm deutlich zu verſtehen, daß man ihm eine Schlinge legen wollte. Balde unterdrückte aber ſchnell die auflodernde Flamme. Sie leuchtete auf den Wangen und ſtrahlte im geiſtreichen Auge. Nur die Nähe der Geliebten hielt den Erzürnten zurück, den Spötter auf Zweikampf zu fordern, denn Balde's reizbare Natur verläugnete den Weinländer nicht, der für jede Beleidigung Genugthuung verlangte. Gut, erwiederte er dem ſchnurgebarteten, breitſchulterigen Rivalen, einem pfiffigen Oberpfälzer, gut, ich werde die Laute mit Verſtand ſpielen, aber du wirſt deinen dröhnenden Bierbaß tüchtig den Chorus hervorheben laſſen! Der Zwiſt nahm eine ernſte Geſtalt an.

Balde's angeborne Liebe für den Anſtand und die kräftige Vermittelung der Anweſenden legten endlich die Sache wieder bei. Man verſöhnte ſich und der Abend ging unter Lied und Lautenklang zum Vergnugen der ſchönen Nachbarſchaft und beſonders Helena's in ungeſtörter Ruhe hinüber. **Was** dem Sänger Balde an Kraft der Stimme gebrach, erſetzte er durch ſeinen anmuthvollen Vortrag und durch ſein gewandtes Spiel auf der Laute.

Helena war auch heute ganz Auge und Ohr für den Elſaſſer, der im geſchmackvollen Coſtum in Bewegung und Haltung der hervorragendſte unter ſeinen Freunden war. Die Laute in der Linken, ſchweifte das Auge oft in die Nachbarſchaft hinüber und ſeine Blicke fanden Erwiederung von Jener, für die ſein Herz ſo lange hoffnungslos brannte. Heute dürfte er des Sieges Gewähr errungen haben. Muſik, und beſonders ſeelenvoller Geſang oder Meiſterſchaft auf dem Saiteninſtrumente gewannen ſchon vor tauſend Jahren die Herzen edler Mädchen. Dieſes Axiom erhöhte ſeinen Muth, es war ſeine Deviſe, ſein Orakel. —

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Bettler.

Von A. v. Maltitz.

Die Phyſiognomie einer jeden, ſelbſt der prächtigſten Stadt, verlangt zu ihrer pſychologiſchen Belebung eine gewiſſe Anzahl von Bettlern, wenn nicht jede Straße ein Saal werden ſoll, durch den Kutſchen rollen und Reiter traben.

Mit alten Obſtweibern an den Straßenecken iſt Etwas gethan, aber bei Weitem nicht Alles. Das Obſtweib erhält ſeine eigentliche Würde und Bedeutung nur durch den Bettler, der mit ihr Stundenlang handelt und der dem Vorwurf ſchwerlich entgeht, auch gar zu genau zu ſein. Wie Schade, wenn Murillo's Fruchtweiber ihre Melonen nicht an Betteljungen, ſondern an hoffnungsvolle Söhne angeſehener großer Familien verkauft hätten!

Die Poeſie verlangt vor allen Dingen Leben. Sie iſt eine Gottheit, (cui omnia vivunt), für die Alles Leben iſt. Erſt Leben, dann Schönheit — ungefähr die zwei erſten Dinge, die eine Mutter an der Wiege in ihrem Kinde ſucht. —

Wenn aber die Poeſie eine Freundin vom Leben iſt, ſo iſt ſie es doch nicht ſonderlich vom Wimmeln und weiß über den Ameiſenhaufen wenig zu ſagen — mögen bei den Bienen die Drohnen immerhin Müſſiggänger ſeyn — Bettler ſind ſie darum noch nicht.

Die Poeſie hat alle Altſtädte erbaut und macht ſich mit den Neuſtädten wenig zu ſchaffen — warum? zum Theil wohl, weil in breiten Straßen ein Bettler weniger vortheilhaft wirkt. Aber ſelbſt eine breite Straße beleben zwei Bettler mehr, als ein Garderegiment mit fliegenden Fahnen.

In den Kirchen vermiſſe ich lieber Säulen, als Bettler — die Tempel ſind ja faſt nur der Armen wegen da.

Der Bettler hat eine Geſchichte, die man dem Manne im glänzenden Wagen kaum zutraut — er iſt ein Reicher, was iſt mehr zu ſagen? —

Und dennoch fällt des Reichen Grabſchrift länger aus, als des Armen Lebensbeſchreibung, der in irgend einer Freiſtatt ſein Auge und ſeine Tage ſchließt.

Die natürlichſten Anreden des Menſchen an den Menſchen ſind der Gruß und die Bitte — im Bettler fallen ſie zuſammen und empören Viele, als eine zu ſchnell gemachte Bekanntſchaft. Der Gruß (nicht nur des Bettlers) wird nicht immer freundlich erwiedert und die Bitte (nicht nur des Armen) ſelten erhört. —

Sophokles läßt ſeinen Oedipus ſagen — er ſei der blinde Greis, der wenig begehre und noch weniger empfange; nie wird ein Armer etwas Rührenderes und Wahreres ſagen können!

Für heilſame Selbſtbeobachtung iſt Almoſengeben ein Studium, das nicht wohl durch ein anderes erſetzt werden kann, hier wird uns am ſchnellſten klar, wie und mit wie wenig Grazie, Schonung und Billigkeit wir das Gute thun. —

Die meiſten Menſchen verdrießt zum Beiſpiel, wenn die Klage des Armen, ſobald wir den Beutel zücken, nicht verſtummt. Ich erkläre mir dieſe Regung ſo — wir meinen, der Arme ſetze ſeinen Jammer nur fort, um unſer Herz nicht aus dem Schache zu laſſen, um unſer Mitleid gleichſam am Kragen feſtzuhalten? Iſt es nicht ſo?

Wie weiſe glauben ſich Andere im Verſagen, damit nicht der Sechſer oder der Groſchen, wie Alexanders Ring, in unwürdige Hände, wohl gar in die Schenke gerathe!

Wenn nach Chateaubriand und der Natur des menſchlichen Herzens, „ein Kind alle Mütter für ſich hat,“ ſo hat ein Bettler vielleicht alle Maler für ſich, wenn auch alle Arbeitshäuſer gegen ihn, eigentlich auch für ihn ſein müſſen. — Selbſt der ſchönſten Gegend fehlt ein Zug ohne einen Bettler. Als eingeborner Wegweiſer kennt er alle ihre Pfade und aus ſeinem Munde ſind wir gewiß, von einer ſchönern Zeit ſprechen zu hören.

Wie die Klöſter ſich die ſchönſten, bedeutendſten Stellen in der freien Natur erwählten, ſo der Bettler im Innern der Städte.

Die polniſchen Kirchen haben gewöhnlich zur Thorwache eine Schaar von faſt hundertjährigen Greiſen, unter denen man ſich einen Milton, einen Homer, einen Oſſian auswählen kann. Wie öde würden dieſe heiligen Schwellen werden, wenn man dieſe Greiſe verwieſe!

Die beſcheidenſten Armen hat Rio Janeiro. Sie vermeiden die Mitte der Straßen; wie an die Häuſer gelehnt, gleiten ſie längs den Gebäuden hin. Die meiſten ſind blind — der Weiße mit einem Neger, der Neger nur mit einem Stabe. Der Morgen nur iſt dieſen Gängen verſtattet, am Abend hört man ſelten den Stab des Elends auf den Steinen. Ihre Bitten ſcheinen ſich mehr an die Häuſer, als an die Menſchen zu wenden. Sie ſind meiſt Greiſe. Nie hat ein Kind in den Straßen Rio's ein Almoſen von mir begehrt.

Eines Tages ſah ich einen führerloſen Blinden vor einem zugemauerten Fenſter ſtehen, flehen und beten.

◆

Theater in Frankreich.

Erſter Artikel.

Zu Paris in den Monaten April und Mai 1839.

„Da mihi factum."

1.

Paris zählt 18 Theater für die perſonificirende Kunſt. Die meiſten derſelben ſtehen auf den Boulevards, manche dicht nebeneinander. Die Menge und die Mannigfaltigkeit der Bevölkerung erzeugen eigenthümliche Verhältniſſe und vor allem eine periodiſche Rotation von neuen Stücken. Man kann im Durchſchnitte ſagen, daß jedes bedeutendere Schauſpiel, das angeſprochen hat, wenigſtens die Mode Eines Monats werden wird. Es iſt aber ſchon ein dramatiſches Ereigniß, wenn ein Stück zwei — drei Monate nacheinander gegeben wird. Nicht ungewöhnlich iſt es dann, nach der ſechzigſten, ſiebenzigſten Vorſtellung relâche damit zu machen, ſelbſt in dem Falle, wenn noch Hoffnung auf Attraction vorhanden iſt, unterdeſſen ein neues Drama vorzuführen, und nach dieſer zerſtreuenden Pauſe wieder zu dem alten zu greifen. Dieſer theilweiſe Stillſtand des Repertoires wird oft für den Fremden, der nicht ganze Jahre in Frankreich zubringt, ſehr unangenehm; er iſt nur für den Bewohnenden und Angewohnten von Paris berechnet. Der Deutſche, der z. B. die in ſeinem Vaterlande berühmt gewordenen Opern: Robert, die Hugenotten, die Jüdin (von Halevy) hören möchte, ſieht ſich vergeblich jeden Tag an den zwei Säulen des Palais royal (die zur affiche namentlich beſtimmt ſind) darnach um: er kann den ganzen Monat in der Akademie nichts als le lac des fées, neue Oper von Auber, zu ſehen bekommen. Das Pariſer Geſammtrepertoire der letzten zwei Monate zeichnete ſich durch folgende Neuigkeiten aus: die große Oper gab faſt ausſchließlich das ebenerwähnte muſikaliſche deutſche Mährchen „der Feenſee", von Scribe und Meleville gedichtet; außerdem das rührende Ballet: Gipsy, die Zigeunerin, ein unſerer deutſchen Precioſa mit franzöſiſchem Geiſte nachgebildetes ergreifendes Sujet: das théâtre français gab die Comédie: Mademoiselle de Belleisle von Alexandre Dumas, von dem zu gleicher Zeit das théâtre de la renaissance das ſchwarzpaſſionirte Stück: L'Alchymiste darſtellte; in der Opéra comique war außer der etwas ältern Régine von Scribe und Adam neu: les Treize von Scribe, Duport und Halevy und wurde mit ſteigendem Beifalle gegeben. Die „Variétés" machten immenſes Glück mit zwei Stücken des Pariſer Lebens, nämlich Phoebus, écrivain public und la Canaille; das Theater an der porte Saint Martin hatte Léo Burkhard, ou une conspiration d'étudiants (ein Theil aus der Frankfurter Attentatsgeſchichte); der Cirque olympique, die féerie: Les pillules du Diable; das théatre de la gaité das nicht minder gern geſehene Zauberſtück: La sylphe d'or; das Schauſpielhaus im palais royal fand Beſuch durch Ninon, Nanon et Maintenon, Vaudeville von Théaulon; das „Ambigu" brachte jenes ſchaudererregende Melodram, welches ſeitdem auch als Oper für die „Renaissance" benützt worden iſt, zur Ausführung, nämlich le naufrage de la Méduse, ein herzzerreißendes Schauſpiel! Ich werde von dem Detail mehrerer dieſer intereſſanten Stücke ſpäter ſprechen. Unzuläſſig wäre es, die vielen einaktigen Novitäten, die Eintagsfliegen der kleinen faubourg- und Kindertheater hier zu berühren. Auch Paul de Kock, der berühmte Sittenmaler, hat ſich an's Dramatiſche gemacht, und es wird gegenwärtig ein kleines Stück von ihm „le Commis et la grisette" im „Palais Royal" gegeben. Die prachtvolle mise en scene überſteigt des Ausländers Erwartung. Dekorationen und Comparſerie ſind zu einem unüberſchreitbaren Luxus geſteigert. Die höher geſtellten Schauſpiele beginnen nicht vor 7, die Theater in der Nähe der Porte Saint Martin und auf dem Boulevard du Temple um 6 und ſelbſt oft um ½6 Uhr ſchon. Faſt an keinem Abende endet die Darſtellung vor Mitternacht; die académie royale de musique, das Odeon, die italieniſche Oper, (vom Nov. bis April), das théatre français und das der **Renaisance** häufig erſt gegen Nachts ein Uhr. An dieſer Verſpätung ſind außer der Maſſe des Gegebenen wohl auch die ermüdenden unnöthigen langen Pauſen ſchuld, die nicht nur zwiſchen den einzelnen Hauptſtücken, ſondern auch zwiſchen den einzelnen Akten ſtattfinden. Der Pariſer lieſt, bei der vortrefflichen Gasbeleuchtung, ſein Abendjournal „le moniteur parisien" oder die eigens zu dieſem Zwecke beſtimmten ausgerufenen Theaterzeitungen: Le programme des spectacles, l'Entreacte, le Vertvert, Tamtam etc.; oder er durchblättert das vollſtändige Libretto des ebengeſpielten Stücks, dergleichen ſtets wohlfeil von den crieurs publics zu kaufen iſt. Dieſe Stimmen ſind oft die einzigen, welche die auffallende, und dem Deutſchen unerwartete Ruhe (außergewöhnliche Vorfälle abgerechnet) unterbrechen; Störende während des Spiels werden augenblicklich durch ein ſcharfgeſprochenes „Silence", in den etwas mehr lärmenden Faubourg-Theatern wohl auch gleich durch ein à la porte zurechtgewieſen. So ſtill iſt es nicht in den Provinzen Frankreichs; dort werden Anſtand, Geſittung und Aufmerkſamkeit nicht ſelten verletzt. Eine Haupturſache hievon iſt wohl der häufig nur geringe oder ſogar karrikirte Kunſtgenuß. Beſonders tumultuirend ſind die Studenten von Montpellier, Dijon und Toulouſe, die Handelsjungen von Marſeille, die heitigen Lyoneſer. Pfeifen, das wir Deutſche ſo unanſtändig finden, kommt aber auch in Paris in allen Theatern bei der geringſten Veranlaſſung, auch ſelbſt als Zeichen von Ungeduld bei zu langen Zwiſchenakten vor. — Das Parterre beſucht in der Hauptſtadt keine Dame; es iſt in den kleineren Theatern auch nicht dem Mann von Bildung erlaubt; in den größeren, wo die Eintrittspreiſe dahin zwiſchen 3 und 4, bei außerordentlichen Vorſtellungen 5 Francs betragen, findet man anſtändige Geſellſchaft. Das Verkaufen der Billets vor beendigter Geſammtdarſtellung iſt, obwohl verboten und von Polizeiſergeanten überwacht, noch immer im Gebrauche (mehr in den Provinzen, als in der Hauptſtadt), und der Billetenhandel greift noch immer Platz.

Bequeme Sitze, wie in deutſchen Theatern, bietet das Parterre in Paris nirgends dar; ſie haben keine Rücklehne, man wird gedrängt und eingepfercht; und wenn du glaubſt, der Raum wäre nun voll, ſo kömmt der Thürſteher, rufend: „Meine Herren, es iſt noch Platz für mehr als zwanzig ꝛc." Das Publikum genirt ſich nicht im Mindeſten, nach den einzelnen Akten den Sitz zu verlaſſen, um ihn ſpäter wieder einzunehmen; der Pariſer bindet vertrauensvoll (eine allgemeine Sitte!) ſein Schnupftuch um die Bank zum wohlzubeachtenden Zeichen; ich habe nie gehört, daß ein ſolches geſtohlen, aber wohl oft, daß es von der Stelle verrückt worden ſey. Dann ſetzt es heitige Erklärungen ab. Eine ſehr üble Gewohnheit iſt es, über die Bänke zu ſteigen, und mit der ſchmutzigen Fußbekleidung alle Sitze zu verunreinigen und zu beſtauben. Wehe dem, der gerade da ſitzt, wo ſich eine Paſſage in dem feſtgeſchloſſenen Parterre-Raum gebildet hat. Einen angenehmen Geruch verbreiten die vielen Orangen, die überall im Theater verſpeiſt zu werden pflegen. Der Boden wird voll von Schaalen. — Die Muſik der Zwiſchenakte, die Inſtrumentalbegleitung der Vaudeville-Geſänge iſt hie und da auffallend ſchlecht; aber es begnügt ſich damit das Pariſer-Publikum. In dem théâtre français macht man überhaupt gar keine Muſik mehr. Freilich, wie hier geſprochen wird, liegt Muſik in den Worten. Das Orcheſter müßte, um nicht ſtörend einzuwirken, vortrefflich ſeyn. Außer den eigentlichen Opernhäuſern hat nur das théâtre de la renaissonce, auch wenn an dem Abende nur Schauſpiel iſt, ein gutbeſetztes und gutgeübtes Orcheſter. — Die größte Menge faſſen das Odéon, das Theater Français, die Académie, und der Cirque olympique; ihre Einnahmen belaufen ſich an manchem Spieltage zwiſchen 12 und 15,000 Francs. Noch mehr, wenn die Preiſe erhöht werden. Als im Monate Mai dieſes Jahres die berühmt gewordene Mademoiſelle Rachel ihr Bénéfice im Odéon gab, ärntete ſie außer den, von der Direktion und von Freunden ihr gemachten koſtbaren Geſchenken, eine reine Einnahme von 24,000 Francs.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von In-Rhein.

München, **Nr. 14.** 1839.

Windesſtimmen.

Der Wind mit kalten Schwingen
Hin durch die Gassen zieht:
Was kommt er doch zu singen
Das alte Haidelied?

Was kommt er doch zu ſtöhnen
Am Kammerfenſter mein,
Als wollt' er mich verhöhnen,
Daſs ich so bang allein?

Was will er mir denn sagen,
So spät um Mitternacht,
Aus seinen wilden Tagen,
Aus Nachten wild durchwacht,

Wie er in ferner Wüſte
Im heiſsen Sand gewühlt,
Um nackte Felsenbrüſte
So buhleriſch gespielt,

Mit lust'gen Wolkenrossen
Getrabt auf Moor und Wald,
Mit rothen Blitzgeſchossen,
So lustig drein geknallt;

Auf ewig öden Meeren
Gepfiffen und gelacht,
In hoch und tiefen Chören
Sich selbst Musik gemacht,

Und hinter'm Felsenriffe,
So tückiſch still gehockt;
Die weiſs beſchwingten Schiffe
Ins ſtiller Bucht gelockt,

Was will er mir beſchreiben,
Bei fahlem Mondenſchein,
Sein wunderliches Treiben
Am öden Rabenſtein,

Wie er bei Gräbern leiſe,
Mit Geiſtern ſich geküſst,
Auf seiner weiten Reise
Manch todtes Lieb begrüſst,

In feuchten Bergesſchluchten
Getost, geächzt, geschnalzt,
In öden Waldesbuchten
Mit dürrem Laub gewalzt,

Wie er auf hohen Zinnen
Den Wetterhahn gedreht,
Die Höf' und Fluren drinnen
So zugig kalt durchweht,

Und mit dem nassen Finger
Gepocht am Fensterglas,
Dass in dem alten Zwinger
Des Pförtners Kind ward blass? —

Ach Gott, ich will's nicht hören;
Sei, alter Schwätzer, ſtill!
Du sollst mich doch nicht ſtören;
Denn jetzt ich beten will.

Münſter.

Louiſe v. Bornſtedt.

◆

Die zerſchlagene Laute.

Novellette von Al. Joh. Büſſel.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft trennte ſich. Helena blieb ſo lange in dem Kreiſe ihrer Freundinnen, als ſie den geliebten Dichter und Sänger bemerken konnte. Wer war glücklicher als Balde? Er ſchwamm in einem Rauſche von überſchwenglicher Glückſeligkeit. Die neue Laute, ſo voll und rein tönend, ward ihm von dieſem Augenblicke an doppelt werth; er drückte ſie als ſein köſtlichſtes Kleinod an Mund und Herz und ſang noch manches ſinnige Liedchen aus dem Stegreiſe. Der Norgauer hatte ſich zurückgezogen. Nun wollen wir ſehen, rief er in ſeinem Entzücken aus, wer von uns Beiden den Dank der ſchönen Dame empfängt. — Man bemerkte ihm, daß ſein Nebenbuhler ein reicher Cavalier ſey und als ein tüchtiger Juriſt gelte.

Ei was Juriſterei, fiel er ihm haſtig in die Rede, Lied und Sang entſcheiden bei dem ſchönen Geſchlechte, der Fluß der Rede, leichte Tournure und geſchmeidige Manieren. Dem Immenthaler will ich heute auch eine Lektion leſen und ihn überzeugen, daß Helena mich vor Allen als ihren Ritter erkoren. —

Balde hatte ſchon früher den Entſchluß gefaßt, Paris und Helena auf ſeine Laute malen zu laſſen. Sein Liebesabentheuer wurde bald der Gegenſtand des Geſprächs aller Studierenden an der Hochſchule und die bemalte Laute trug noch mehr bei zur Verbreitung. Er kam damit in die Geſellſchaften ſeiner Commilitonen, von denen ihn die Einen neckten und aufzogen, die Anderen ſtille zur Seite nahmen und ihm ihr Mißfallen zu erkennen gaben, indem die griechiſch-heidniſche Welt doch gar zu ferne läge und wohl eher eine Agnes Bernauer mit dem ritterlichen Herzog Albrecht oder einer der berühmteſten Minneſänger mit ſeiner Dame als Gemälde paßten. Laßt mich mit all den deutſchen Mähren, entgegnete er, ich gefalle mir nur in den griechiſchen und römiſchen Geſchichten und ich kann meine Helena nicht würdiger ehren, als wenn ich ſie als die griechiſche Helena, die erſte Schönheit der Welt, malen laſſe. Sein Freund Immenthaler meinte, er hätte die Sache am beſten getroffen mit der Darſtellung von Petrarka und Laura, denn dieſe Beziehung wäre doch vor allen die natürlichſte geweſen, Du biſt wie jener eine Dichternatur, bemerkte er ihm, und auch du wirſt wie der ingenioſe Italiener ſchöne Verſe ſchreiben. Gemalt bleibt gemalt, verſetzte Balde, kritiſirt mir nicht lange an meinem Geſchmacke! Eine Königstochter kann meiner Helena mehr ſchmeicheln als die Tochter eines Syndikus von Avignon!

Der liebeſchwärmende Balde glaubte ſich nun vollends im Beſitze der ſchönen Maid, die an dieſer Auszeichnung ihr Wohlgefallen hatte und ſich gleichſam als Königin unter ihren Altersgenoſſinnen dünkte. Sie gab durch eine Mittelsperſon dem glücklichen Träumer zu verſtehen, daß ſie die Laute mit dem Gemälde zu ſehen wünſchte, daß ihr die Klänge dieſes Saiteninſtruments doppelt angenehm wären, und ließ ihm zugleich die wärmſten Grüße entbieten.

Er feierte ſie nun mit neuer Begeiſterung in Liedern, die er in lateiniſcher oder deutſcher Sprache in einſamer Mitternachtsſtunde ſchrieb und mit der Laute begleitete. Die Hoffnung ſie zu ſprechen, ihr ſein feuriges Liebesgeſtändniß abzulegen und ſie öffentlich für ſeine Auserwählte zu erklären, näherte ſich mit täuſchendem Scheine. Balde fühlte ſich als einen tüchtigen Jüngling, dem ſeiner Zeit ein anſehnliches Amt nicht ausbleiben konnte, um Helena als Braut an den Altar zu führen. Allein der Dichter überfliegt Hinderniſſe wie ein Adler die Berge, und ſieht nur die blauen wolkenloſen Räume über der Atmoſphäre. Immenthaler hatte recht. Helena war halb und halb verſprochen. Noch feſſelte ſie keine feyerliche Zuſage und ein ernſter Entſchluß hätte ſie vielleicht auf immer mit ihm vereint. Es ſcheiterten mehre junge Männer mit ihren Anträgen im Hauſe der Eltern Helenens, ſie lockte dieſen und jenen an mit ihren ſchönen blauen Augen und — als es galt, zog die liebenswürdige Circe die Hand zurück und verlachte den Getäuſchten. Die Huldigungen, ihr von ſo vielen Seiten dargebracht, machten ſie unbeſtändig und launenhaft, und in Balde ſchien ſie mehr die intereſſante Erſcheinung, ſein Talent und ſein Renommée als ſeine Perſönlichkeit anzuſprechen, denn ſie war ſehr verſtändig, aber auch eben ſo ſchalkhaft und liſtig.

Balde kümmerte ſich um alle dieſe Reflexionen nichts. Er nährte und hegte die Liebesflamme mitten unter ſeinen Studien, baute ſich einen Himmel der glücklichſten Tage gab ſich aber, um ſeinen vertrauten Freund Immenthaler und die Uebrigen zu täuſchen, öffentlich den Anſchein, als hätte er ſein Liebesprojekt ganz aufgegeben. Er wurde ernſter, ſtiller, und verſchloß in ſich das Glück, um das ihn ſo Viele beneideten.

Helene fuhr noch immer fort, die Fenſterbrüſtung mit Roſen und Blumenſtöcken zu ſchmücken. Sie wußte genau die Stunden, in welchen Balde an ihrem Hauſe vorüberging und dankte mit freundlichem Kopfnicken, wenn er in nobler Haltung die Gaſſe einherwandelnd, den Hut lüftete und zu ihr hinaufgrüßte. Mit der Blumenſprache von dem Fenſter aus trat nun endlich jene der Mimik in Verbindung, allein noch immer fehlte das lebendige und belebende Wort von Mund zu Mund, dieſer Flügelbote aller Empfindungen und Gefühle.

In einſamen Stunden, um ſich her auf dem Tiſche die Dichter Griechenlands und Latiums, griff er nach ſeiner Laute, ſchlug wehmüthige Akkorde an nnd vertraute ihr die Sehnſucht der Liebe. Seine Lieblinge Horaz und Katull nährten die Flamme der Poeſie in ſeiner Bruſt und ermuthigten ihn durch das Feuer ihres Liedes, die ſo viele verwandte Beziehungen und Situationen berührten. Tibulls Nachtfeier der Venus gewann zuletzt auch ſeine ganze Neigung für dieſen Dichter und das: „Morgen liebe, was nicht heute liebt" — ward nun der ſtete Refrain, der ihm die ganze Seele melodiſch durchdrang.

Helenens Mutter, eine ſtolze Bürgersfrau, in allen Dingen die Grundſätze ihres Gemahls theilend, liebte es, ſich klöſterlich von dem Geräuſche der Welt abzuſchließen, und bewachte ſorgfältig die Schritte ihrer Tochter. Man wußte in ganz Ingolſtadt, daß ihr Wahlſpruch laute: die Tochter eines reichen Bürgers kann nur wieder als Braut in ein reiches Haus treten. Sie prägte dieſe Deviſe tief in das Herz Helenens.

Lene, Lene, ſagte ſie an einem Morgen zu ihr, als ſie wieder mit den Blumen am Fenſter beſchäftigt war, du wählſt gerade immer die Zeit, wenn die Herren Akademiker die Straße ziehen. Das wird mir verdächtig. Du äugelſt mir zu oft durch die Roſenſtöcke und ich hoffe nicht, daß ſo ein leichtgewappneter Springinsfeld dein Herz bethörte. Dieſes luſtige Völklein iſt heute da, morgen dort. Du kannſt nur einem geſetzten, begüterten Mann die Hand geben. Der ſchlanke Lautenſpieler, der ſo ſchöne Verſe macht, ſoll ein blutarmer Schlucker ſeyn. Du verſtehſt mich! — —

Das „Blutarm" wirkte wie ein kalter, widriger Regenſchauer, der die zum Licht gekehrte, in duftiger Farbe glühende Blume niederdrückte und mit ſeiner froſtigen Hand knickte. Helena, hochmüthig und wie ihre Mutter, die vor den mit Silber und koſtbarer Leinwand gefüllten Schränken und vor den weitgeflügelten, hohen, eichenen Käſten, die ihre Kleider bargen, am liebſten verweilte, kannte die warme, innige Neigung ihres Geſchlechtes nicht. In dieſer ſchönen Geſtalt wohnte nur die ernſte Jungfrau, die ſich von der Flamme der Liebe nie oder nur auf Augenblicke berühren läßt. Sie trieb Geſang und Lautenſpiel nicht aus Bedürfniß, ſondern aus Eitelkeit. Sie wollte den Studirenden gefallen, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich lenken und angebetet ſeyn. Immenthaler machte ſpäter Balde auf dieſe Eigenſchaften Helenens aufmerkſam. Der junge Dichter verwarf gerade dieſe Urtheile. Ihr beneidet mich, ſagte er, weil mich die Schönſte von Ingolſtadt ehrt. Ihr nennt ſie ſpröde, kalt, hochmüthig und ſprecht ihr jede ſchönere Empfindung ab, weil ſie nicht jedem zulächelt. So will ich die deutſche Jungfrau! Sie muß verſchloſſen, ernſt, feierlich ſeyn! Tief in ihrem Herzen wohnen Liebe und Neigung. Trifft ſie der rechte Strahl, ſie wird wie eine Roſe ſich entknoſpen und die ganze Glut ihrer Liebe dem zuhauchen, den ſie ſich als ihrer würdig auserſehen. Dieſe Anthropologie, vielmehr dieſe Mädchen-Pſychologie, erwiederte Immenthaler, kennt man in Ingolſtadt nicht, nur ſage ich dir, lieber Balde, rund und frei, ſo ſehr ſie dich mit ihren ſchönen, blauen Augen angelt, es iſt ihr doch nicht Ernſt, weil dieſe Augen voll Liſt nicht die Seele wahrer Liebe abſpiegeln!

(Schluß folgt.)

◆

Vertraute Briefe.

Von A. v. Maltitz.

1) Ein Freund an den andern über Dampfwägen.

Eduard, erinnerſt du dich noch eines Abends — er war der letzte, den wir im Geſtüte zubrachten, wo unſer Oheim Carlos — nun in B..... als Kutſchenpferd verſtorben — uns ſagte — „Eine neue Zeit rückt heran, *ich* werde ſie nicht erleben — es iſt an euch, Jünglinge, — *ich* ſehe ein großes Fallen unſerer Preiſe voraus — von *wo* dieſes Weltereigniß kommen wird, ahne ich nicht einmal — Weiß der Himmel, ob meinen Kindern etwas zu ziehen, zu tragen und zu treten übrig bleiben wird!“ — Sein Auge traf, indem er ſo ſprach, einen mit Backſteinen beladenen Eſel — er ſeufzte und wandte ſich ab.

Wir ſchwiegen gerührt. —

Nun, Eduard, iſt das Ungeheure da!

Ich bin Reitpferd in M., bei wem? du kennſt mich und weißt, wie herzlich gleichgültig mir die Figuren ſind, die auf mir reiten, — wenn ſie mich nur meiner Wege gehen laſſen, und mein jetziger ſogenannter Eigenthümer iſt ein ſo grundſchlechter Reiter, daß ich mich niemals freier fühle, als wenn er ſich in den Sattel ſchwingt — ſo laſſe ich ſie wohl gelten. — Meine Zeit gehört mir faſt ganz — unſere Ritte verlaſſen nie die große Heerſtraße — ich entſinne mich nicht, ſeit unſerer Trennung über einen Graben geſetzt zu haben. Du weißt, Eduard, ich bin nicht ſcheu. Pferde, die ein flatterndes Papier erſchreckt, die ein hängendes Schnupftuch in Entſetzen jagt — ſind in meinen Augen lächerlich und verächtlich. —

Kaum ſcheinen mir die Roſſe des Hippolyt's einer Entſchuldigung würdig, als ſie vor einem Ungeheuer, das Neptun ſandte, ſo unbegreiflicher Weiſe den Kopf verloren. Wäre nicht Max Piccolomini's Roß von *einer Partiſan durchſtoßen* worden, ich würde es ſehr ſtreng richten.

Nein, Eduard, ich habe es mir zum unerſchütterlichen Grundſatze gemacht, wenn mein Reiter ſcheu wird und herunterfällt, ruhig ſtehen zu bleiben und die Wiederkehr ſeiner Seelenruhe abzuwarten. „Das iſt das beſte Roß, rief er bei einer ſolchen Gelegenheit aus, nie gab es eine zuverläſſigere Wiege.“ — Mein Herr, mußt du wiſſen, reitet in Todesängſten, ſeiner Geſundheit und Erheiterung wegen. —

Eduard, ſeit einigen Monaten wurde neben der großen Heerſtraße ein eiſernes Geleis ſichtbar — ich hörte oft Stimmen fragen, „wann es denn *einmal* fertig werden würde, — wie lange man denn noch die Menſchen hinhalten wolle, ob man ſich denn nicht vor den Nachbarſtaaten ſchäme — ob es denn auch wirklich dem National-Charakter angemeſſen ſei — wie es auf die *Jugend* und die *Litteratur* wirken werde? —

„Ich muß es mit meinen eigenen Augen anſehen,“ ſagte mein Herr, in unſern Stall tretend. — Sattle mir, Kilian, den Fuchs, — ich muß mir auch einige ſchwarze Gedanken aus dem Sinn traben.“

Das Wort *traben* fiel mir auf — wir hatten nie zuſammenge*trabt*.

„Soll ich ihm nicht die Kinnkette ſchärfer anziehen, ſagte der Diener, damit Euer Gnaden ihn mehr in Ihrer Gewalt haben, es wird heute ein großes Gedränge geben.“

„Ich habe Luſt, Sporen anzulegen,“

verſetzte der Herr; ich lächelte mit Verachtung.

Wir waren im Freien, ohne eine Vermehrung unſerer Eile und Schnelligkeit zu ſpüren. Ich folgte der großen Heerſtraße, die von Fußgängern, Reitern und Wägen wimmelte. — Man erwartete etwas. Die Sache betraf offenbar das ſchon erwähnte eiſerne Gleis, dem Niemand nahte, ohne gewarnt, ermahnt oder geſcholten zu werden.

Eduard, wie dumm ſieht der Menſch aus, wenn er erwartet!

Es regte ſich in der Menge, wie als ob Jemand Etwas geſehen oder gehört hätte, — es war nichts. „Es iſt bei ſolchen Gelegenheiten," ſagte mein Herr, „wie mit dem Manne, der ſelbſt nie Kalbsbraten gegeſſen, deſſen Bruder aber beinahe welchen erhalten hätte." —

„Sie kommen," rief ein Arbeiter! Rauch zeigte ſich unter den Pappeln — wie eine ſchwarze Trauerfahne ſchüttete er ſich plötzlich über die Felder aus. Alles ſtand reglos. — Nun ließ ſich ein wachſendes Stoßen und Rütteln vernehmen — ein Schornſtein ſchien Reißaus genommen zu haben, — ein Schnaufen und Blaſen, faſt wie das eines dicken alten Herrn, der ſich an einem Sommertage unaufhörlich die Fettſtirn trocknet, ſagte eine junge Dame. Es kam, — nein, es flog näher — die jüngern Pferde ſahen ſich an, die älteren geboten Ruhe — mein Herr zog meinen Zaum an, was mich zum Lächeln brachte, und nun — Eduard — es war ein furchtbarer Moment — ein niegefühltes Grauen kam über mich — was mußte ich ſehn — Alles was eine kranke Phantaſie im Geiſterreiche ſuchen mag, Eduard — deine Mähne wird ſich ſträuben, ich ſah einen rollenden Wagen ohne Pferde!

Das Ungeheure war da — unglücklicher Weiſe wollte mein zitternder Reiter mir zu Hilfe kommen, er gab mir die Sporen — Eduard, dein armer Ferdinand bäumte und überſchlug ſich — mein Herr lag mit ſeinen Sporen und ſeinen ſchwarzen Gedanken im Staube, — ich Raſender, ſchlug nach ihm aus und entfloh in meinen Stall — wo ich nun drei Schreckenstage verlebt habe. —

Sie liegt vor mir aufgeriſſen, dieſe ſchreckliche Geiſterwelt, was iſt noch unerſchüttert, wenn ein Wagen, den wir nicht ziehen, ſich vorwärts bewegen kann! wenn man uns entbehren könnte! — Hebe dich weg, entſetzliches Bild!

(Hier brechen wir ab und überlaſſen dem Leſer zu muthmaßen, wie in dieſes verſtörte Gemüth wieder einiger Friede einkehren konnte.)

2) Eine Freundin an die andere über Stahlfedern.

Der Menſch — nun muß ich ſchon wieder lachen, wie eine — Närrin. Wenn du ahnteſt, was er wieder angegeben oder, wie er es nennt, erfunden hat — dieſes Mal iſt es keines der Anecdötchen, die wir ihm boshafterweiſe aufbürden und woran unſere liebe Stella ſo unerſchöpflich iſt. Er hat erfunden:

Stahlfedern! —

Ich habe eines dieſer Meiſterſtücke geſehen, das ein ergrimmter Schreiber zum Fenſter hinausgeworfen hatte. Du kannſt dir nichts Plumperes und Linkiſcheres denken. Statt eines durchſichtigen Rohres rollt ein ſcharfes, eckiges Grabſcheit an einem dünnen Stiele zwiſchen krampfhaft zuckenden Fingern, die nicht jener wallende Buſch beſchattet, der unſre Federn krönt und kühlt.

Wehe dem Papier, das unter dieſen Henkerfedern liegt, es wird ohne Erbarmen geritzt, geſtrichen, zerriſſen — ſeine Fetzen hängen ſich an den Peiniger, wie eine Mutter, der Herodes Büttel ihr Kind getödtet haben, ſich an den Würger hängt, und entſtellen gar bald grimmig die hervorquellenden Buchſtaben. — Da rettet nicht das verſchmähte Federmeſſer — eine ſchnöde Zeit und Gelderſparniß endet in Mißmuth und Hülfloſigkeit.

Kann der Kalligraph ſich ſolcher Federn freuen, die ſein Blumenbeet, das Papier, aufwühlen?

Kann Begeiſterung mit ihnen ihre Flammenzüge wagen? —

Kann vollends das zartere Gefühl, das weibliche Empfinden, Stahlfedern lieben! Kann eine Mutter mit Stahlfedern ſegnen, ein Vater mit Stahlfedern verzeihen, eine Geliebte mit Stahlfedern erhören! Stahlfedern, gute Emilie, erfand ein Mann, der einen Schwur zurücknehmen wollte.

Welches Meiſterſtück iſt denn noch mit Stahlfedern geſchrieben worden? Hatten Shakeſpeare, Dante, Göthe ſelbſt Stahlfedern? —

Laßt ſie immerhin mit dieſen Kielen, die keiner Lebenswärme entſproßten, die kein mildes Fett geſchmeidigt hat, die herzloſen Tagesblätter vollkratzen. — Wenn es vom Herzen fließen, zum Herzen gehen ſoll — Emilie, wird die Gans immer ihr altes Recht fodern und behaupten, und der Egoismus mit ſeiner Stahlfeder hinterm Ohre ſich in einer Welt allein ſehen, die nur Liebe und Freundſchaft beleben können. Er aber ruhe auf Stahl, nicht auf Flaum.

Deine Klara.

* * *

Theater in Frankreich.

Erſter Artikel.

Zu Paris in den Monaten April und Mai 1839.

„Da mihi factum!"

2.

Der „Feenſee" iſt mit vieler Grazie in Scene geſetzt. Das Argument iſt das Mährchen vom geraubten Schleier. Albert, ein deutſcher Student, irrt im Harzgebirge umher, und naht dem monderhellten Gewäſſer in dem Augenblicke, als der Chor der Feen aus der Luft ſich herabſtürzt, um darin zu baden. An ihren Schleier iſt die Gabe des Himmliſchen geknüpft; der Raub desſelben durch eine ſterbliche Hand verſetzt ſie in die Lage irdiſcher Weſen. Albert belauſcht die ätheriſche Schaar, ein Gewitter und die Stimme ſeiner ihn aufſuchenden Freunde nahen. Aufgeſchreckt von dem Donner fliehen die Nymphen; jede ergreift den abgelegten Schleier wieder; auch Zeila ſucht den ihrigen auf den Felſen, aber ſie findet ihn nicht; denn Albert hat ihn geraubt und iſt mit demſelben entwichen. Schmerzvoll muß Zeila dem Studenten folgen. Der zweite Act ſtellt einen großen baumreichen Schenkhof auf der Straße nach Köln dar. Margarethe, die Wirthin, liebt Albert. Studenten haben gemeiniglich Schulden, und ſo auch der unſrige. Weniger die Liebe, die ſein Herz erſt jetzt für die junge Fee zu fühlen beginnt, als das Intereſſe feſſelt ihn an Margarethen. Er ſchuldet ihr 25 Thaler; doch das drückt ihn, und zu ſeinem Glück befindet ſich eben der Jude Iſſachar anweſend, der ihm die Summe darleiht gegen die Verſchreibung, daß Albert deſſen Leibeigener werden wolle, wenn binnen zwei Monaten das Ganze nicht zurückerſtattet ſei. Nun erſcheint Zeila. Armes Weſen, das, noch in ätheriſcher Bekleidung, nicht den rauhen Sturm der Erde kennt, und zitternd vor Froſt Einlaß bei Menſchen begehren muß. Sie kann ſich nicht mehr in die Lüfte erheben. Sie iſt ohne Geſpielinen; ſie weint und fühlt Hunger. Man gibt ihr Kleider, und, ihren wahren Stand nicht ahnend, nimmt Margaretha ſie als Dienerin auf. Während deſſen tritt mit ſeinen Leuten der regierende Graf Rudolf ein. Er ſieht Zeila; ſie trägt die Speiſen auf; er will ihr liebkoſen — als plötzlich Albert aus dem Hauſe zurückkehrt —

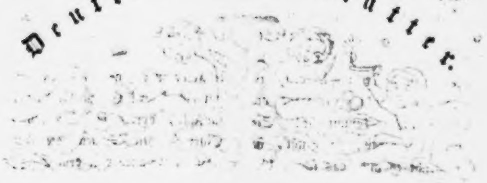
er war nämlich mit dem Juden dahin gegangen und hatte die Fee nicht kommen geſehen, — aber er glaubt ſie zu erkennen, befreit ſie von Rudolf und ſtürzt ihr zu Füßen. „Ich bin nur eine Magd,“ ſagte Zeila, „du irrſt dich.“ Dennoch iſt ihr Bund geſchloſſen; er enteilt mit ihr, während Graf Rudolf wüthet. Der Jude verkauft dieſem die Schuldforderung an Albert; Margaretha iſt in Verzweiflung. Zwei Monate ſind bis zum dritten Acte verfloſſen. Zeïla und Albert wohnen zu Köln; das Zimmer eines Studenten; überall Dürftigkeit, aber ein charmantes Duo liebender Seelen. Obwohl die Fee ſich nicht mehr vor dem Angebeteten verläugnet, läßt ſie ihm doch den geraubten Schleier, worin ihre einzige Macht liegt; ſie hat irdiſches Glück genoſſen. Mit ihrer Hände Arbeit hat ſie die noch ſchuldigen 25 Thaler erworben. Die Dekoration verwandelt ſich. Man erblickt den Hauptplatz der berühmten Rheinſtadt. Es wird Markt gehalten. Unter den honetten Leuten viele Spitzbuben, Zigeuner. Die gewählten Namen ſind alle deutſch. Auch die beiden Liebenden beſuchen den Markt. Da es Dreikönigstag des Jahres 1500 iſt, ſo findet ein beſonderes Feſt ſtatt, nämlich einen Bohnenkönig zu wählen. Zeïla erhält die Bohne; ihr Freund wird König. Das Feſt, Muſik und Tanz beginnen. In langem Zuge erſcheinen die heiligen drei Könige. Eine Unzahl mythiſcher Perſonen ſind im Gefolge. Dieſe Gelegenheit ſeltener Aufmerkſamkeit benützen Gauner, um Albert, dem unglücklichen Machthaber, die Börſe, die er am Gürtel offen trug, abzuſchneiden. Die zwei Monate ſind um; Graf Rudolph, der auch (mit Margarethen) erſchienen, weiſ't ihm den Zeiger der Uhr auf dem Kölner Dome; doch Albert lächelt ſarkaſtiſch; denn er trägt ja die verlangte Schuldſumme bei ſich; er darf nur nach ſeiner Börſe greifen — ſie iſt verſchwunden. Dieſer Verluſt wirft ihn zu Boden. Als er beſinnungslos daliegt, bemerkt Magaretha den Schleier, den ſie ihn ſchon ſo oft küßen ſah, und ſtiehlt den geheimnißvollen Talisman. Eine Scene des Kampfes folgt. Für Albert treten die Studenten, für den regierenden Grafen ſeine Mannsleute ein. Erſterer wird leicht überwältigt und fortgeführt. Er will noch ſeine Geliebte retten, indem er ihr den auf ſeiner Bruſt verborgenen Schleier reichen will. Seine Hand ſucht vergebens. Auch Zeïla wird ohnmächtig fortgeſchleppt.

Nun ſehen wir im vierten Akte, in des Grafen Rudolf impoſanter Burghalle am Feenſee ein großes Tiſchgelage. Albert ſoll als Leibeigener dienen. Halb zum Schein und halb in Wirklichkeit ein Verrückter, ergießt er ſich in Spottreden gegen Alle. Rudolf ergreift endlich die Hellebarde eines Waffenträgers und will ihn tödten. Zeïla fliegt heran und hält den blutigen Streich ab. Nichts aber rettet ihren Geliebten von dem beſchloſſenen Tode, wenn ſie nicht ſelbſt und ſogleich des Grafen Weib werden will. Sie zögert — und entſchließt ſich. Frauen geleiten ſie hinweg, um ſie bräutlich zu ſchmücken. Dieſe Scenen haben Margarethens, der eiferſüchtigen Gegenwärtigen, Herz gerührt; ſie will Albert befreien, ſie will Zeïla erhalten. Sie geſteht endlich den Feenſchleier zu haben, und als ſie hört, daß, einmal zurückgeflohen in das himmliſche Reich, die Schöne auch für Albert verloren ſey, will ſie ihn als Brautſchmuck auf dem Haupte der ſich Opfernden befeſtigen.

Zeïla erſcheint wieder; ſchmerzergriffen ruft ſie den Chor ihrer unſterblichen Schweſtern zur Hilfe an; Geſang erſchallt vom See her aus den Lüften; die Braut fühlt Flugeskraft wieder in ihrem göttlichen Leibe, und zum nicht geringen Erſtaunen der Anweſenden ſchwingt ſie ſich durch das hohe weite Burgfenſter in die wehende Luft hinaus. Albert wird frei. Der fünfte Akt ſpielt in den höhern Regionen. Die Fee hat nur mehr Sehnſucht nach Erden. Sie eilt vor den Thron der Königin, die endlich ihren Wunſch erhört, und ſie zurückkehren läßt — zu Albert, mit dem ſie ſo glücklich war. Unbeſchreiblich ſchön iſt die Schlußſcene, wo der Himmel ſich theilt, und die Erde hinaufſteigt. Ganz Köln und der Rhein werden allmählich ſichtbar; zuletzt erſcheint Albert's Haus, und dann, dieſes ſich verwandelnd, Alberts Wohnung, und die Fee ſinkt für immer an die Bruſt des Liebenden hernieder. Die Muſik iſt, nach einem allgemeinen Urtheil, bei vielen einzelnen Schönheiten den früheren Tonſchöpfungen Auber's nicht zu vergleichen. Duprez und die Nau, mit einer jungfräulichen Stimme, ſingen darin wundervoll.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.



hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 15. 1839.

Die zerſchlagene Laute.

Novellette von Al. Joh. Büſſel.

(Schluß.)

Balde kümmerte ſich wenig um die Mentoren ſeines Freundes. Du verſtehſt dich ganz gut, fuhr er fort, auf Pſychologie und Metaphyſik, aber für die Liebe giebt es ganz eigene Canones, die nur der begreift, der magnetiſch von ihr angezogen wird.

Seine Laute, die römiſchen Dichter und Helena bildeten nun die Welt, in welcher er ausſchließlich lebte. Die Serenade wurde beſchloſſen. Die heutige Nacht ſollte ihm den Kranz der Liebe, des höchſten Glückes bringen. Einige zarte Lieder waren eingeübt, er fühlte ſich bei ſehr guter Stimme und die feierliche Nacht, hoffte er, die Bezwingerin weicher Mädchenherzen, wird der Schönen gewiß die Zunge löſen. Die ſinnige Augen- und Blumenſprache, die Helena ſo lange übte, muß in der Nacht vom Fenſter herab in ihrer ſüßen Stimme ſich endlich vernehmen laſſen.

Die Nacht rückte endlich heran. Die neue Laute mit dem Gemälde ſchmückte ein buntfärbiges Band. Es herrſchte tiefe Stille. Der Mond war hinunter und nur die Sterne flimmerten. Es war um die eilfte Stunde. Balde machte ſich auf, ohne bemerkt zu werden und huſchte mit ſeinem Saiteninſtrumente fort. Sein Auge forſchte und forſchte ſcheu und unruhig vor dem Hauſe der Geliebten. Es kam ihm vor, als regte ſich's am großen Erkerfenſter, von wo ihm der freundlichſte Tag zwiſchen Blumen ſonſt zunickte. Der Duft der Roſen, der Reſeda's, der Veilchen und Nelken übergoß ihm die Stirne, die vor Freude und Hoffnung glühte. Mit einem Male ſchien es wie eine Lampe aufzuleuchten und erhellte die hohen, gothiſchen Fenſterräume. Es rauſchte und nahte. — Das Fenſter war geöffnet, und — nur das blondgelockte Haupt, ihr weißer, ſchöner Arm — und der Dichter iſt beglückt!

Raſch ſchlug er die Saiten an. Akkorde ſtürmten voran, und die Lieder folgten aus voller Bruſt. Er pauſirte, machte einige Schritte auf und ab. Das Lampengeflimmer ſchien heller zu werden, es kam ihm vor, als rückte eine Hand die Blumenſtöcke. „Nun kommt ſie! Sie naht, ſie neigt ſich herab, ſie grüßt, ſie flüſtert, ſie ſpricht es aus, das ſchöne Geſtändniß!“ Er beginnt eine neue Strophe. Die Töne ſchallen laut und voll durch die öde Gaſſe. Lautenſchlag und Geſang werden immer begeiſterter. Es öffnet ſich hie und da ein benachbartes Fenſter und eine melancholiſche Schlafmütze ſtreckte ihre Zipfel geſpenſtiſch hervor. **Balde** hielt an ſich. Er ſtellte ſich unter den Erkerpfeiler und lauſchte, bis die Geſpenſter wieder zurück krochen. „Sie ſollte mich nicht hören? — — Unmöglich! Ein Akkord reichte beim Tage hin, ein einfacher Saitenklang, ein Laut, ihre Theilnahme zu erwecken und jetzt können ſie hundert Akkorde, kann ſie eine ganze, aufſtürmende Harmonie nicht wecken? — Gewiß, ſie ſtand am Fenſter, die Unbeugſame, die kalte Heuchlerin.“ So ſprach er mit ſich ſelbſt, als es Mitternacht ſchlug. — —

Horch! Feierlicher Orgelklang erſchallt aus der Kloſterkirche mächtig in die ſtumme Nacht herein! Die frommen Väter verſammelten ſich im Chor, ſie huben an, Hymnen zu ſingen, die Orgeltöne begleiteten die heiligen Worte voll Kraft, voll Feuer, voll Andacht und Erhebung.

Balde lauſchte. Der majeſtätiſche Chorus bewältigte ſeine Dichterſeele und durchbebte mit tiefem Schauer ſein ganzes Weſen.

Die Liebesgluth erloſch in ſeinem Herzen. Er fing an, ſich ſeines Abentheuers zu ſchämen und rief: Dieſe Väter weihen die ſtille Nacht, des Schlafes entbehrend, dem Heiligen, der die Sterne über unſerm Haupte in Herrlichkeit lenkt, ihre Herzen ſind dem Himmel zugewendet und ſchlagen frei von irdiſcher Berührung nur dem Ewigen. Ich bin ein Thor! Einem Mädchen, das mich täuſchte, opfere ich Stunden der Ruhe! Einer falſchen Schönen, die mich mit ihrem irdiſchen Glanze von dem Ernſte des Lebens abzog, klage ich meine Liebe, meine Sehnſucht!

O Immenthaler, du hatteſt recht! — Hinweg mit dieſen flüchtigen, tändelnden Träumereien! Ich will ein Mann ſein und mit Verachtung dieſe Schmach verzollen. Höheres giebt es, Größeres, Schöneres, als die vorübergehenden Reize einer Jungfrau! Der Schleier fällt mir von den Augen, den ſie mir, dieſe Circe um die Sinne verrätheriſch ſchlang. Die Nacht iſt ſchauerlich dunkel; aber in meiner Seele ſtrahlt das hellſte Licht auf. —

Ich fluche meiner Verblendung! Verſtummt, ihr Saiten! Nicht mehr den Schönen der Erde gelte euer Klang! Eine ewige Jungfrau ſei fortan meine Huldin!“ **Balde** zerriß das ſchmucke Band, ſchwang die Laute und zerſchlug ſie an dem Eckſteine in tauſend Trümmern.

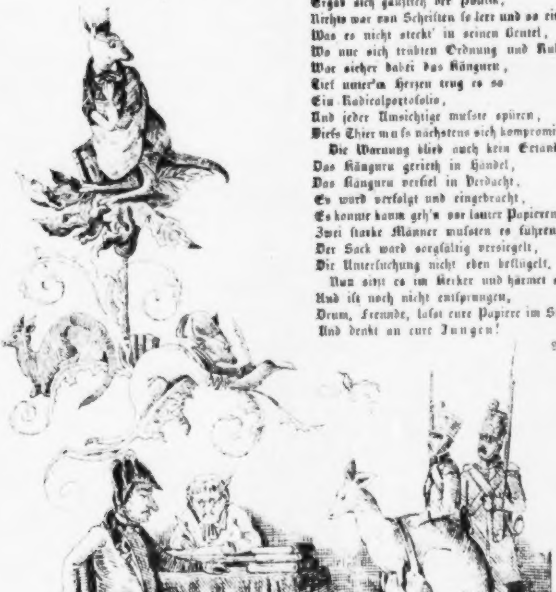
Paris und Helena lagen als entſtellte Reſte der Laute auf der Straße. Tags darauf laſen ſie die Vorübergehenden auf. **Balde** hatte Ingolſtadt verlaſſen. Er war in den Orden der Jeſuiten getreten. Seine vortrefflichen, lateiniſchen Oden und Lieder, mit Horaziſchem Geiſte gedacht und mit der Meiſterſchaft des tiburtiniſchen Sängers ausgeführt, kennt das gebildete Europa! Die heiterſte Laune weht in ſeinen Dichtungen, die in das Gebiet der Satyre hinüberſpielen, während lyriſches Feuer und kühner Gedankenflug jene des Barbiten auszeichnen!

* * *

Das Känguru.

Als Gott erſchaffen das Känguru,
Das noch kein Dichter besungen,
Gab er ihm 'nen Beutel und fügt' hinzu:
„Der Sack iſt für deine Jungen."
Kaum aber war das Beutelthier fern,
So zuckt' es die Achseln über den Herrn
Und ſprach: (die albernen Thiere!)
„Der Sack ist für meine Papiere." —
Alsbald entsagt' es dem häuslichen Glück,
Ergab sich gänzlich der Politik,
Nichts war von Schriften ſo leer und so eitel,
Was es nicht steckt' in seinen Beutel,
Wo nur sich trübten Ordnung und Ruh',
War sicher dabei das Känguru,
Tief unter'm Herzen trug es so
Ein Radicalportofolio,
Und jeder Umsichtige muſste spüren,
Dieſs Thier muſs nächstens sich kompromittiren.
Die Warnung blieb auch kein Scandel,
Das Känguru gerieth in Händel,
Das Känguru verfiel in Verdacht,
Es ward verfolgt und eingebracht,
Es konnte kaum geh'n vor lauter Papieren,
Zwei ſtarke Männer muſsten es führen,
Der Sack ward sorgfältig versiegelt,
Die Unterſuchung nicht eben beflügelt. —
Nun sitzt es im Kerker und härmet sich
Und iſt noch nicht entſprungen,
Drum, Freunde, laſst eure Papiere im Stich
Und denkt an eure Jungen!

M.



Das Wiederſehen.*)

So wurde, ohne weder für ſeinen ferneren Aufenthalt irgend eine Anſtalt getroffen noch Jemand in der Stadt zuvor beſucht zu haben, gleich am nächſten Morgen das beſtellte Pferd von unſrem Weltmann beſtiegen und der Weg nach M … bald zögernd bald beſchleunigt, um die paſſende Beſuchſtunde nicht zu verfehlen, unter mannichfach wechſelnden Gefühlen und Gedanken, innerhalb weniger Stunden zurückgelegt. Gegen Mittag aber dort angekommen, ſah der Reiter mit klopfendem Herzen ſich an den Thoren eines, von großen Wirthſchafts-Gebäuden umgebenen, höchſt anſehnlichen Wohnhauſes, das einem vormaligen Kloſter ähnlich und keineswegs ſo heiter erſchien, wie er ſolches, als den Sitz der Geliebten, zu finden gewünſcht und erwartet hatte. Nachdem er jedoch abgeſtiegen und einer, langſam herbeiſchlendernden, ziemlich unſaubern Magd, — der einzigen Perſon, deren er anſichtig ward, — ſeinen Klepper übergeben hatte, ließ er, ſich zuſammen nehmend, die Frage nach der Frau Gutsbeſitzerin laut werden, worauf jene das Thier an einen Eckpfoſten band und den, etwas befremdeten Gaſt in's Haus, einen niedren Treppen-Abſatz hinauf führte, hier aber, ohne weitere Meldung eine Thür öffnend, ihn ohne Umſtände eintreten hieß.

So befand ſich nun unſer Weltmann in einem geräumigen zwar, doch niedren und ohne irgend eine Spur behaglichen Wohlſtandes meublirten Gemach, deſſen Anblick ſeine Verlegenheit und das ihm ſich aufdringende Mißgefühl keineswegs zu beſeitigen vermochte. Ein in der Mitte befindlicher, eichener Tiſch von roher Arbeit war übrigens, ſo wie die Mehrzahl der, an den Wänden umherſtehenden, unförmlichen Stühle mit friſcher Wäſche bedeckt, die eine, der Thür den Rücken zukehrende, weibliche Geſtalt zu ordnen beſchäftigt ſchien.

In dieſer Geſtalt aber, wiewohl etwas ſtärker und weniger zierlich in den Umriſſen wie ſonſt, glaubte der Eintretende dennoch die liebe Jugendfreundin zu erkennen und blieb daher, von ihrem Anblick und ſeinen Erinnerungen gefeſſelt, einige Augenblicke bewegungslos ſtehn, wodurch zu näherer Muſterung ihres Aeußern und der ganzen Umgebung um ſo mehr ihm Gelegenheit ward, als jene, in dem Glauben wahrſcheinlich, daß irgend ein Hausgenoß eingetreten ſey, in ihrem Geſchäft ſich nicht unterbrechen ließ. Ein dunkles Kattunkleid von geringſter Qualität, wiewohl ſauber und zierlich gemacht, umhüllte die einſt ſo ſchlanken Glieder, und was von Arm und Nacken ſichtbar blieb, verrieth eben ſo wenig Pflege gegen die Einflüße der Witterung, als das Ganze auf eine gemüthliche, von Geſchmack und Bildung zeugende, den heutigen Anforderungen beider entſprechende Exiſtenz hinzuweiſen ſchien.

Von dieſer Betrachtung um ſo mehr erſchüttert, als, nach den eingezogenen Nachrichten, der Weltmann einem ganz andern Zuſtande hier zu begegnen geglaubt, that dieſer nunmehr, um dem Eindruck derſelben und ſeiner eignen peinlichen Lage ſich zu entziehn, einen Schritt vorwärts, indem er ein kleines Geräuſch zu verurſachen bemüht war, um die Hausfrau auf ſeine Gegenwart aufmerkſam zu machen. Auch kehrte dieſe jetzt mit einer halben Kopfwendung ſich ſchnell nach ihm um und ſtand, von dem Anblick des Unbekannten, wofür ſie ihn hielt, überraſcht, einige Sekunden betroffen da, ehe die Frage nach deſſen Begehren von ihren Lippen ſich ablöſte. Heftig bewegt aber und die Arme ihr entgegen ſtreckend rief jener laut: „Caroline! Sie kennen mich nicht?“ — worauf ſie, heftig zitternd und den forſchenden Blick von ihm ab auf ſich ſelbſt lenkend, als ob ſie vor dem wohlgekleideten Beſucher ihres eignen Aufzuges ſich ſchäme, mit dem, halb ſchmerzlichen, halb freudigen Ausruf: „mein Guſtav!“ in ſeine weit geöffneten Arme ſank.

---

*) Bruchſtück aus einer im zweiten Bande Politiſcher Novellen, (Berlin, im Verlage der Vereins-Buchhandlung) nächſtens erſcheinenden Erzählung: Der Nachtwächter.

Nachdem aber der erſte, ſüße Taumel des Wiederſehens in die frühere, glückliche Zeit ſie auf Augenblicke ſo lebhaft zurückverſetzt hatte, daß die Gegenwart, mit allen ihren Störungen und Aengſten, wie ausgelöſcht und ihren Blicken gänzlich entſchwunden war, ſchienen beide zu dem Gefühl derſelben plötzlich nur deſto gewaltſamer zu erwachen. Nicht ohne Heftigkeit entwand Caroline ſich der vertrauten Umſchlingung und fand zuerſt die Sprache wieder, um, — o unergründlicher, weder zu faſſender, noch zu löſender Widerſpruch im Herzen des Weibes, — um die Unordnung und den vernachläßigten Aufzug zu entſchuldigen, worin der Freund, ſelbſt ſo zierlich gekleidet und in Bezug auf Eleganz, wie ſie wiſſe, gar ſehr verwöhnt, ſie zufällig antreffe. Auch blieben alle ſeine Verſicherungen, daß er ihre Tracht den Verrichtungen des Hauſes ganz angemeſſen, ja dieſe Verrichtungen ſelbſt höchſt wohlanſtehend finde, kurz daß ſie, wie ſie auch erſcheine, ihm ſtets zu gefallen gewiß ſey, — alle dieſe Verſicherungen blieben fruchtlos, und nicht eher beruhigte ſie ſich, als nachdem ſie, ins Nebenzimmer ſchlüpfend, durch ein buntes Shawl und zierliches Häubchen ihre Toilette nach Kräften vervollſtändigt hatte.

Auf ſein angelegentliches Befragen aber erfuhr nunmehr der Weltmann nicht bloß, daß die Jugendfreundin ſeit drei Jahren ſchon verheirathet, ſondern auch, daß ihr Gatte ein guter, wiewohl etwas „eigner“ Mann und ſie im Ganzen zufrieden ſei, da es ihr an nichts mangle, worauf ſie, ihrer Stellung und Erziehung nach, Anſpruch machen könne, außer, — hier hielt die Erzählerin in ihrem Bericht ein Wenig inne, während die entſtandene Pauſe von dem Weltmann mit den Worten: „außer an Liebe,“ ganz im Stillen ausgefüllt wurde, jene aber, nach kurzem Sinnen, den beſchränkenden Ausdruck dahin zu erklären bemüht war, daß nur die heitre Sorgloſigkeit der Jugend und die Nähe der Verwandten ihr fehle, um ſich ganz glücklich zu fühlen.

Inzwiſchen ließ der leiſe Seufzer, welcher zugleich mit dieſer Erklärung dem Buſen der jungen Frau ſich entwand, und der Ausdruck ihres, an den Boden gehefteten Augenpaares über den Sinn derſelben weder der Menſchenkenntniß, noch der Eigenliebe des Weltmanns nur den mindeſten Zweifel übrig, und nicht ohne ein gewiſſes, ſchmeichleriſches Behagen gab er ſich der Ueberzeugung hin, daß nur ſein Andenken es ſei, nur der Eindruck, welchen er in dieſem Herzen zurückgelaſſen, was demſelben verbiete, ruhig und glücklich, kurz für die Behaglichkeit des gegenwärtigen Zuſtandes empfänglich zu ſchlagen. Dieß aber iſt eben das Weſen der männlichen Empfindung, und hierin zeigt ſich am deutlichſten der Unterſchied zwiſchen ihr und dem weiblichen Gefühl, welches mehr reſignirt, aufopfernd und frei von Egoismus, frei von dem Inſtinkt iſt, vermöge deſſen die Männer in der Liebe, ungleich den Frauen, nicht ſowohl das Glück des geliebten Gegenſtandes, als vielmehr ihre eigne Befriedigung ſuchen, — die Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer Sinne.

So mußt' es denn unſerem Weltmann auch von vornherein ſchon, ſo gut wie unmöglich erſcheinen, daß Sie, die einſt ihn geliebt, und deren Neigung er getheilt, nun ohne ihn, durch einen Andren glücklich ſein könne, daher er des Seufzers und der niedergeſchlagenen Augen kaum noch bedurfte, um von der Gewißheit des Gegentheils ſich durchdrungen zu fühlen. Denn ſo ganz vergeſſen und aller Wirkung auf das, einſt ihm ſo feſt verbundene Gemüth ſich entäußert zu glauben, wie es hätte der Fall ſein müſſen, um von den kalten Banden der Ehe Carolinen wahrhaft gefeſſelt zu ſehn, dies würde dem Egoismus des männlichen Gefühls um ſo mehr widerſtrebt haben, als durch den Anblick der jungen Frau, ja ſelbſt durch die Schwierigkeit, welche dieſe, ihre neue Eigenſchaft dagegen erhob, jenes Gefühl nicht unbedeutend geſteigert wurde.

Von dieſer Selbſt-Erkenntniß alſo geleitet, — einem Gemiſch, halb aus Eiferſucht und halb aus Eigenliebe und durch die Reſultate der gedachten, äußerlichen Beobachtung darin noch geſtärkt, wollte der Weltmann ſo eben zu einer näheren Vernehmung und Katechiſation der rückhaltenden Beichtigerin ſich anſchicken, als ein Geräuſch von ſchweren Tritten Treppauf ſich vernehmen ließ. und Caroline mit dem Ausruf: „Hier kommt mein Mann!“ nicht ohne ſichtbare Verlegenheit zur Thür eilte, welche, mehr aufgeſtoßen, denn geöffnet, alsbald einen unterſetzten, durch Jahre, wie es ſchien. weniger als durch Sorgen gebeugten Mann, von mürriſchem Anſehn, in roher Bekleidung, ſichtbar werden ließ. deſſen Anblick den Fremden in ſolches Erſtaunen ſetzte, ja ſeine weltmänniſche Faſſung ihm ſo ganz entzog, daß mehrere Sekunden vergingen, bevor er ſeiner Glieder und Sprachwerkzeuge wieder Herr wurde.

Dieſer Mann, Carolinens Gatte, der reiche Gutsbeſitzer war Niemand anders, als — der vormalige Dresdener Nachtwächter!

Auch ihm aber ſchien das Geſicht ſeines Gaſtes nicht fremd und die Erinnerung an ihr vormaliges Begegnen, einer Gewitterwolke gleich, über das ſeinige hinzuziehn, das eine Miſchung von Argwohn, Scham, und Verdruß zu erkennen gab, welche dem Auge des Beobachters unmöglich entgehn konnte. Mit einem halb fragenden, halb ſtrafenden Blick auf ſeine Frau, worin neben dem Tadel über des Fremden Empfang, zugleich die Beſorgniß eines näheren Verſtändniſſes zwiſchen beiden deutlich genug ausgedrückt lag, trat inzwiſchen der mürriſche Hausherr näher heran, während Caroline den Weltmann, als einen früheren Bekannten und Freund ihrer Familie, mit dem Beifügen ihm namentlich vorſtellte, daß jener bei der Durchreiſe ſie zu beſuchen und ſeiner Theilnahme an ihrem häuslichen Glücke zu verſichern gekommen ſei.

Fr. v. Elsholtz.

◆

Aphorismen.

Es würde weniger ſelbſtquäleriſche Menſchen geben, wenn Jeder den eigentlichen Grund ſeiner Klagen ſich herzhaft geſtehen wollte.

Wer die Frauen ganz zu kennen glaubt, kennt ſie gewiß nicht. Der iſt kein wahrer Weiſer, der davon überzeugt iſt, daß er die Wahrheit ergründet hat.

Die beſte Verſtellung beſteht in der Offenheit; weil ſie Vertrauen erweckt. Ein großer Diplomat ſoll geſagt haben, man täuſche am meiſten durch Wahrheit, weil Jedermann ihr Gegentheil vorausſetzt.

Wer mit vielen Worten verſichert, daß er nicht empfindlich iſt, geſteht nur, daß er es iſt.

Literariſche Ueberſicht.

1.

Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. Unternommen und ſkizzirt von dem Herzoge Maximilian in Bayern. München, Druck und Verlag von Georg Franz 1839.

Der erlauchte Reiſende übergibt unter dieſem Titel der Leſewelt die Blätter ſeines Tagebuches im gedrängten Auszuge, die er ſelbſt nur flüchtige Skizzen nennt, und ſie, „um Alles in der Welt" — wie das beſcheidene Vorwort ſagt — nicht als wiſſenſchaftliches Produkt betrachtet wiſſen möchte. Wir ſahen ihn mit Theilnahme ſcheiden, wir folgten beſorglich ſeinen Spuren an den fernen Küſten und freuten uns jeder Botſchaft von ihm — denn „er iſt unſer;" mit um ſo größerer Begierde nahmen wir nun dieſe Erinnerungen an die Wanderung zu Hand, die uns in ungeſchmückter, treuer Darſtellung die guten und ſchlimmen Stunden derſelben mitzugenießen gewährt. Der erſte Abſchnitt erzählt die Abreiſe des Herzogs und die Fahrt bis Trieſt und

„Wie ſich der Wandrer nach dem Oſten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt."

Im zweiten Abſchnitt betritt er den klaſſiſchen Boden Griechenlands und empfindet auf der Plattform der Akropolis, im Angeſicht des herrlichen Parthenons, ihm bisher unbekannte Befriedigung. — Die Schilderung Egyptens füllt das dritte inhaltreichſte Capitel aus. Der einfache Vortrag, die Subjectivität des fürſtlichen Wanderers, die überall ſo klar und achtungswerth hervortritt, gewinnen an Theilnahme, je mannichfaltiger und erhabener die Gegenſtände der Beſchauung ſelbſt zu werden beginnen. Wir begleiten ihn nun ferner auf der ſchmalen Nilbarke bis zu der, von keinem Prinzen vor ihm erreichten zweiten, Catarakte, nach Nubien, betreten mit demſelben, heiligen Schauders voll, die alten Tempel und Ruinen von Ibſambul, Derr, Amada, das Thal der Löwen, Meroë, und all die Wunderwerke von Karnak mit ſeinen Coloſſen und Pilonen. Der Anblick dieſer verfallenden Rieſenbauten, über welche die ſcheidende Sonne ihren letzten Schimmer breitete, ſtimmt den edlen Wanderer zu tiefer Wehmuth; und der vom Glück ſo freundlich Bedachte bejammert die Vergänglichkeit irdiſcher Größe.

Kein breites Ausmalen derſelben verwiſcht uns hier die Gegenſtände ſelbſt; wir ſehen die Tempel und ihre Verzierungen, die eingeſunkenen Mumiengräber u. ſ. w. Die tiefen Laute der Bewunderung laſſen erkennen, wie über jede Vorſtellung erhaben die Eindrücke ſind, die ſie auf die Seele machen.

Die Tage der Nilfahrt, wie beſchwerlich oft unter dem brennenden Himmel Afrika's und von mancher Entbehrung begleitet ſie auch waren, blieben dennoch genußreich zugleich durch den Anblick ſo vieler monumentaler Bauwerke; die Tage in Paläſtina und an der ſyriſchen Küſte (IV. und letzter Abſchnitt) dagegen, wo der Würger in dem Schreckbild der traurigen Peſt plötzlich erſchienen und den Arzt des Herzogs der deutſchen Caravane entriß, waren durch Sorge und Beläſtigungen mancher Art getrübt. — Nicht ohne Rührung lieſ't man die einfache Schilderung vom heiligen Grabe und die Aufnahme des erlauchten Reiſenden bei den frommen Vätern. Hier ſpricht ſich überall die ritterliche Geſinnung eines deutſchen — eines bayeriſchen Fürſten aus; die Worte Büffons: *son style, c'est l'homme* finden an dieſer Stelle ihre volle Anwendung. Auch was der hohe Reiſende von der Einſiedlerin des Libanon, Lady Eſther Stanhope, anführt, hat uns mehr für ſie eingenommen als Lamartine's prunkreiche Epiſode von Djoun. Und nicht dieſer Dame allein, ſondern allenthalben iſt empfangener Gaſtfreundſchaft, gefälligem Entgegenkommen ein Monument herzlichen Dankes geſetzt. So werden dieſe Skizzen auch in jenen fernen Ländern von Betheiligten mit Vergnügen aufgenommen werden; wie dieſelben überhaupt auch bei jenen, welche vorlängſt größere Werke über Egypten geleſen, manche verblaſſende Erinnerung aufzufriſchen geeignet erſcheinen. Wir ſchließen dieſen Bericht mit dem innigen Wunſche, daß der erlauchte Wanderer nach dem Orient lange Jahre ſich der Erinnerung an denſelben erfreuen möge.

H. F.

2.

Gedichte in hochdeutſcher, oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart von Franz v. Kobell, München bei Cotta 1839.

Die vorliegende Sammlung beſteht, wie der Titel ſchon anzeigt, aus drei verſchiedenen Abtheilungen. Jede derſelben erſcheint mir eben ſo eigenthümlich, als anziehend und ich erlaube mir daher, ihren Inhalt genauer zu bezeichnen.

Von den hochdeutſchen Liedern beziehen ſich die zehn erſten auf Griechenland. In wenigen kräftigen Zügen giebt der Dichter eine mit Bildern aus der Geſchichte durchwirkte Darſtellung der Ortſchaften, die er beſucht hat. Die Beſchreibung iſt friſch und ermangelt nicht der Lokalfarben. Die Empfindung darin iſt, ohne bis zur Trauer geſteigert zu ſeyn, innig und wahr. Andere Gedichte wie z. B. „die Braut, auf Allerheiligen," enthalten wehmüthige Anklänge, denen eine gewiſſe naive Lieblichkeit mit Gefühl und Ausdruck einen eigenen Reiz verleiht. Wiederum andere, wie „Carpe diem", „buntes Leben" lehren in ſinnigen Ausſprüchen eine heitere Lebensweisheit.

Die Lieder in den beiden erwähnten Mundarten gehören zu den beſten, die in deutſchen Dialekten geſchrieben worden ſind. Wenn man ſie mit Hebel's Allemanniſchen und mit Grübel's Nürnberger Gedichten vergleicht, ſo findet man, daß ſie vielleicht eben ſo poetiſch ſind, wie jene, ohne dieſen an Volksthümlichkeit nachzugeben. Ein Vorzug, der ſie auszeichnet, iſt der Humor, der, wie ſchon oft geſagt worden, aus der klarſten Durchbildung des Verſtandes und einem tiefen Gemüthe hervorgeht. Er allein iſt die Zauberkraft, die den gewöhnlichſten Gegenſtand, ohne denſelben zu verzärteln, dem verwöhnteſten Leſer anziehend und den erhabenſten Stoff, ohne denſelben zu entwürdigen, dem beſchränkteſten Sinne zugänglich macht.

Von den Gedichten in oberbayeriſcher Mundart ſind einige lyriſch, worunter beſonders „S'ſchlafadi Diendl" und „die oa', die ich moa'" durch Zartheit der Empfindung anſprechen; andere behandeln ſinnreiche Sagen wie „der bſunderni Geiſt" „die Almroſ'n" und „A rari Birſch." Andere ſind betrachtender Art wie z. B. das vortreffliche Lied „die Erfahrung." —

Die Gedichte in pfälziſcher Mundart ſind zum Theil ſchalkhaft erzählend, zum Theil ſcherzhaft reflektirend. Unter den erſten zeichnen ſich hauptſächlich drei aus „die Mädchen, die zwee Birnbeem" und „wie die kleene Bube' lerne'. Die letzteren (nämlich die reflektirenden) beſtehen aus ſpitzfündigen Aufgaben, die der geſunde Menſchenverſtand in ſeinem eigenſten Ausdruck, dem Volksdialekt auf eine, wenn man ſo ſagen darf, mutterwitzige Art löſt. Hier iſt die Phantaſie des Dichters ſo mannigfaltig, jede Wendung ſo überraſchend, die Wirkung ſo gut berechnet, daß es mir eben ſo verzeihlich ſcheint, die Hoffnung auf eine baldige neue Sammlung auszuſprechen, als es beim Durchleſen dieſer Erzeugniſſe des Talentes und der guten Laune unmöglich iſt, den Wunſch nach einem zweiten ähnlichen Bändchen zu unterdrücken.

St.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 5.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und geleitet
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 16. 1839.

Der Kohlenzirkel.

Ein chineſiſches Schauſpiel in vier Akten, mit einem Vorſpiele.

Aus dem Chineſiſchen überſetzt von Neumann.

Perſonen.

Pao tſching, Oberrichter des Kreiſes Henan.
Su ſchun, Richter der Stadt Tſching tſcheou.
Der Freiherr Ma.
Seine Gattin Ma, Frau erſten Ranges.
Tſchao, Regiſtrator und Liebhaber der Frau Ma.
Die Wittwe Tſchang.
Hai tang, Tochter der Wittwe Tſchang und des Freiherrn Ma Frau zweiten Ranges.
Tſchang lin, Sohn der Wittwe Tſchang.
Lieouſſeſchin und Tſang, Hebammen.
Tong tſchao und Sieua, Polizeyſoldaten.

Zwei Nachbaren der Frau Ma. Mehrere Polizei- und Gerichtsdiener. Ein Wirth.

Die Handlung geht vor in Tſching tſcheou, Stadt und Diſtrikt zweiten Ranges des Kreiſes Henan, theils unterwegs und theils auch in Kai fong fu, der Hauptſtadt des Kreiſes.

Das Vorſpiel.

1. Scene.

Ein offener Platz vor dem Hauſe der Wittwe Tſchang.

Die Wittwe Tſchang tritt auf und ſpricht:

Ich Alte ſtamme von Leuten ab aus Tſching tſcheou; meine eigene Familie heißt Lieou. Ich heirathete einen Mann aus der Familie Tſchang, der in jungen Jahren ſtarb, was ſchon lange her iſt, und mir einen Knaben und ein Mädchen hinterlaſſen hat. Mein Junge heißt Tſchang lin, und ich habe ihn im Leſen und Schreiben unterrichten laſſen. Meine Tochter heißt Hai tang und iſt, was ich gar nicht zu ſagen brauchte, anmuthig ſchön und unterrichtet, klaren, hellen und einſichtsvollen Geiſtes. Sie ſpielt die Guitarre und zieht Schach; ſie ſchreibt und zeichnet, ſie ſingt und tanzt zu verſchiedenen Blas- und Saiteninſtrumenten. Mit einem Worte, es gibt Nichts, das ſie nicht verſtände.

Meine Vorfahren waren während ſieben Generationen Staatsbeamten. Jetzt leider geht aber das unglückliche Rad des Schickſals über dieſen alten Körper; mein Erbtheil iſt dahin und ich habe keinen Mann, der mich ernähren könnte. Da ich alte Perſon nun keinen andern Ausweg hatte, ſo habe ich mein Mädchen dahin gebracht, daß ſie mit ihren Reizen Handel treibt, um uns zu unterhalten. An dieſem Orte wohnt ein reicher Mann, der Freiherr Ma, der ſchon geraume Zeit in meinem Hauſe aus- und eingeht; ſein Herz hängt gar ſehr an meinem Mädchen, — er freit beſtändig um ſie und will ſie auch gerne heirathen. Kann ich aber der Kleidung und Nahrung entbehren? Ich will deßhalb etwas auf mein Mädchen warten und mit ihr es genau überlegen, um zu ſehen, ob aus der Heirath etwas werden kann oder nicht?

II. Scene.

Tſchang lin und die Wittwe.

Tſchan lin.

Ich bin wahrhaftig der Tſchang lin. O Mutter, von der ſiebenten Generation an abwärts bis heutigen Tags waren unſere Vorfahren ſämmtlich Beamte; könnt ihr es nun ertragen, daß dieſes niederträchtige Weibsbild ein Geſchäft treibt, das unſere Familie entehrt und unſer Haus verdirbt, ſo belehrt mich doch, wie ich mich vor den Leuten zu betragen habe?

Die Wittwe.

Was bringſt du da für eitles Geſchwätz vor! Wäre es nicht beſſer, anſtatt zu fürchten, daß deine Schweſter dich entehrt, Geld herbey zu ſchaffen, um mich zu ernähren?

III. Scene.

Hai tang, Tſchang lin und die Wittwe.

Hai tang.

Bruder, willſt du einen tüchtigen Jungen machen, ſo ernähre unſere Mutter.

Tſchang lin.

Elende! was treibſt du für ein Geſchäft! Wenn du das Geſpötte der Menſchen nicht fürchteſt, ſo iſt es an mir ſich davor zu fürchten. Kann ich dich denn nicht züchtigen, du elende Kreatur?

(Er ſchlägt ſie.)

Die Wittwe.

Nicht ſie, ſondern mich ſelbſt du ſchlagen.

Tſchang lin.

O Mutter, ich will nicht, daß des Hauſes Unordnungen, ich will nicht, daß die Wirren der Familie mir bei den Menſchen Schmach und Geſpötte bereiten. Noch heute, Mutter, gehe ich weg, ich gehe nach Pien king, ſuche meinen Onkel auf, um mir einen Nahrungszweig zu verſchaffen. Das Sprichwort ſagt: Ein junger Menſch muß auf ſich ſelbſt ſtehen. Nun bin ich ein Jüngling, ein Chineſe, ſieben Schuh hoch und werde doch wahrlich nicht, wenn ich das väterliche Haus verlaſſe, Hungers ſterben! Du aber, du kleine Nichtswürdige, ſehe nach meiner Abreiſe auf die Mutter. Sollte ihr das geringſte Leid widerfahren, ſo werde ich gar nicht zimperlich mit dir umgehen.

(Er ſingt die Verſe:)

Zorn entbrannt verlaß ich Eilender das Vaterhaus;
Fern zu ſuchen Unterhalt, ertrag ich Hitz' und Kält'.
Ich bin ein ſtarker Jüngling, aufgewachſen ſieben Schuh,
Glaub' nicht, daß der Himmel mich in Armuth ſchmachten läßt.

(Geht ab.)

IV. Scene.

Hai tang und die Wittwe.

Haitang.

Wie lange ſollen dergleichen Auftritte noch dauern? Es wäre beſſer, mich alsbald Sr. Würden den Herrn Ma heirathen zu laſſen.

Die Wittwe.

Mein Kind, du ſprichſt ganz richtig. Wenn Seine Würden der Herr Ma kommt, ſo bin ich bereit, meine Zuſtimmung zu der Sache zu geben.

V. Scene.

Hai tang, die Wittwe und der Freiherr Ma.

Ma.

Meiner Wenigkeit Familien-Namen iſt Ma; mein eigener Name Kiun king und meine Verfahren wohnten ehemals zu Tſchingtſcheu. In meiner Jugend beſchäftigte ich mich mit den Wiſſenſchaften und habe es in dem Verſtändniß der klaſſiſchen Schriften und Hiſtoriker ziemlich weit gebracht. Da mein Haus mit Gütern aller Art reichlich verſehen iſt, ſo nennen mich die Leute Freiherr. Ich bin von jeher ein Wollüſtling geweſen und verweile gerne an Oertern der Freude. Hier lebt eine gewiſſe Hai tang, die ihre Schönheit zum Markte bringt; wir ſind ſeit langer Zeit Kameraden und vollkommen einverſtanden. Ich will ſie zur zweiten Frau nehmen und habe ihr ſchon häufig davon geſprochen; ſie hat immer geantwortet, daß ſie mich gerne heirathen möchte. Aber ihre Mutter iſt mir auf alle Weiſe entgegen und will mich gar nicht anhören; ich werde wohl nicht ferne vom Ziele geſchoſſen haben, wenn ich vermuthe, daß ſie darauf ausgeht, einiges Geld als Heirathsgeſchenk heraus zu preſſen. Ich höre, daß es ganz vor Kurzem zwiſchen Hai tang und ihrem Bruder Tſchang lin eine Scene gegeben hat. Dieſer Tſchang lin hat das älterliche Haus verlaſſen und ging nach Pien king, um ſeinen Onkel aufzuſuchen; es iſt vorauszuſehen, daß er in einiger Zeit nicht wieder kommen wird. Der Tag heute iſt wohl ganz paſſend; es iſt ein glücklicher Tag, und eine glückliche Stunde. Ich will keine Zeit verlieren, einige Heirathsgeſchenke zuzubereiten und bei der Mutter anhalten. Wenn das Geſchick nur wollte, daß ich dieſes angenehme Geſchäft glücklich zu Ende brächte! O hier ſteht ja das Fräulein an dem Eingange ihrer Thüre. Wie liebreich iſt ſie nicht! Das iſt einmal eine ſchöne Perſon. Ich will mich ihr zeigen

(Er zeigt ſich der Hai tang und grüßt ſie.)

Hai tang.

Da Ew. Würden gerade hier ſind, ſo laßt uns, da der Bruder weggegangen iſt, einige Worte mit der Mutter ſprechen. Wir brauchen nur ſehr wenig mit ihr darüber zu reden und ſie gibt es beſtimmt zu, daß wir uns heirathen. Die Mutter iſt heute ganz dazu gelaunt, ihre Zuſtimmung zu geben. Wir wollen jetzt zuſammen zu ihr gehen.

Der Freiherr Ma.

Da die gnädige Frau ſo geſinnt iſt, ſo iſt die Stunde des glücklichen Geſchickes gekommen.

(Er geht hinein und grüßt die Wittwe.)

Die Wittwe.

O Ew. Würden, mein Sohn hat ſich heute ganz den Vorſchriften der Pietät zuwider gegen mich betragen und Streit angefangen. Ich bitte euch, ſchickt mir doch ein Weniges Scha ſchin, ich will eine Taſſe voll davon nehmen.

Der Freiherr Ma.

Gnädige Frau, was auch immer der Sohn Ihnen heute für Unannehmlichkeiten bereitet hat, ſo ſtehen alsbald hundert Unzen Silber baares Geld zu Dienſten, wenn Sie mir dieſe Liebe zum Weibe geben. Sollte es, nachdem ſie das Haus verlaſſen hat, Ihnen an irgend etwas, an Holz oder Reis mangeln, ſo werde ich kommen und allem abhelfen. Seien Sie verſichert, daß ich es auch nicht an Geld für die andern Bedürfniſſe fehlen laſſen werde. Da nun heute ein ſo glücklicher Tag iſt, ſo nehmen Sie doch, gnädige Frau, die Heirathsgeſchenke an und geben Sie Ihre Zuſtimmung zu der Heirath.

Die Wittwe.

So lange ich mein Mädchen im Hauſe habe und meine Zuſtimmung zur Heirath verweigere, gibt es von allen Seiten vielfachen Verdruß; hat ſie aber einmal einen Mann, ſo geht Alles ruhig und in Ordnung. Aber Ew. Würden haben eine Frau erſten Ranges daheim, die mein Mädchen, ſobald ſie meine Schwelle übertritt und zu Ihnen kommt, mißhandeln könnte; es könnte ihr demnach nicht einmal ſo gut gehen, wie zu Hauſe. Wenn Ew. Würden, ich will ganz offen ſprechen, die Güte hätten, ſich hierüber deutlich und klar auszuſprechen, ſo würde ich alsbald mit Vergnügen meine Zuſtimmung zur Heirath geben.

Der Freiherr Ma.

Gnädige Frau, beruhigen Sie ſich! Ma kiun king iſt kein ſolcher Menſch, und auch meine Frau iſt keine ſolche Perſon. Hat Ihre Liebe einmal mein Haus betreten, ſo wird ſie von meiner Frau ganz als eine Schweſter behandelt werden; es wird kein großer Unterſchied ſein zwiſchen der erſten und zweiten Frau. Wenn mir aber dieſe Liebe einen Sohn zur Welt bringen ſollte, ſo werde ich das ganze Hausweſen und Alles, was das Haus betrifft, in ihre Hand legen. Gnädige Frau, ich wiederhole es nochmals, hegen Sie deßhalb keine Beſorgniſſe.

Die Wittwe.

Ew. Würden, die Sache iſt abgethan. Ich nehme die Heirathsgeſchenke an und meine Tochter wird Ihre Frau; ſie kann heutigen Tags ſchon meine Schwelle übertreten und von dannen gehen. Meine Tochter, bedenke, daß dich deine Mutter nicht verſtößt und biſt du einmal die Frau dieſes Mannes, ſo ergreife nicht zum zweiten Mal deinen vorigen Lebenswandel.

Hai tang.

Ehrwürden, da Ihre Frau erſten Ranges allen Geſchäften des Hauſes vorſteht, ſo müſſen Sie mein Herr und Beſchützer ſeyn.

(Sie ſingt.)

Ich ſollte für das graue Haupt der Mutter leben,
Nie wollte ſie das Mädchen einem Manne geben.

(Sie ſpricht.)

Ehrwürden, ich kann neben Ihnen nichts Anders mehr lieben.

Der Freiherr Ma.

Fräulein, Ihre Liebe zu mir iſt etwas ſtark.

Hai tang. (Sie ſingt.)

Ihre Herzensgüte lieb' ich; Ihr ſanftes Betragen.
Heute find' ich, was ich kaum zu hoffen durfte wagen.

(Sie ſpricht.)

Ich will allen meinen Gefährtinnen anzeigen, daß Hai tang Seine Würden Ma heirathet; jetzt kann man mich doch nicht mehr tadeln.

(Sie ſingt.)

Der Spott der Menſchen trifft mich nicht mehr,
Zur Schmach gereich' ich nicht dem Vaterhaus.

(Sie geht ab mit Ma.)

Die Wittwe Tſchang.

Ich habe heute mein Mädchen an Seine Würden Ma verheirathet und dieſe hundert Unzen Silber als Hochzeitsgeſchenk erhalten. Mit dieſem kann ich alte Perſon den Reſt meiner Tage heiter und vergnügt zubringen. Da ich jetzt doch nichts Anderes zu thun habe, ſo will ich meine alten Tanten und Schwägerinnen aufſuchen, mit ihnen in eine Theeſtube gehen und Thee trinken.

(Ende des Vorſpiels.)

* * *

Palmenlieder.

Justus est similis Palmae, quae
plurimis annis persistit.

I.

Ich kenne einen ſanften Weiſen:
Er lebt in ungetrübter Ruh,
Und ſieht der Menſchen irrem Kreiſen
Mit Lächeln zu.

Noch niemals ward er mit ſich fertig,
Doch quält kein langer Zweifel ihn;
Der beſten Luſt iſt er gewärtig,
Wenn Jubel fliehn.

Man ſagt, er könne nie frohlocken,
Doch traurig ward er nie geſehn;
Er bleibt, ein Greis, mit braunen Locken
Noch immer ſtehn.

Dabei ſein Herz ſo voll von Liebe,
Von Mitgefühl ſo hoch geſchwellt, —
Sein Hoffen, daſs das Gute bliebe,
So feſt geſtellt!

Der Blick ſo klar, ſo frei nach Oben,
Zum Helfen ſtets bereit die Hand,
Der Mund, das Rechte nur zu loben,
Wo er's auch fand.

Ich horcht' in ſtiller Gartenlaube
Entzückt dem theuren Alten zu;
Vertrau'n und Liebe wuchs und Glaube
Und Herzensruh.

„Wer hat die Weisheit Dich gelehret?
Kaum je verlieſseſt Du das Haus;
Du haſt, von Reiſen nie gekehret,
So viel voraus!"

Da wies er hin auf einen Scherben,
Worin ein Dattelpflänzchen ſtand:
„Dieſs lehrte Weisheit mich erwerben,
Im Vaterland."

Was ich gepflanzt vor fünfzig Jahren,
Noch heute ſteht es friſch und grün:
Sieh', wie ich lernt', es zu bewahren,
So lernt' ich blühn!"

Ich ſah ihn an. — „Was ſoll ich meinen?"
Gleichmüthig drückt' er mir die Hand. —
Nun endlich will es faſt mir ſcheinen,
Daſs ich's verſtand.
Ω.

◆

Ueber ungemiſchte und gemiſchte Liebe und Ehe.

Von Ritter Franz von Baader.

Der Menſch, welcher Gemüth und Geiſt zugleich iſt, lebt als Geiſt nur vom Affekt der Bewunderung, als Gemüth oder Herz nur von jenem der Verehrung (adoration); und da der Mann im Vermögen des Bewunderns das Weib, dieſes im Vermögen des Verehrens den Mann übertrifft, ſo bedürfen ſie ſich einander beide um ſich zu ergänzen. Trifft es ſich nun in der Geſchlechtsverbindung, daß Jeder der verbundenen nur zu dem Neigung hat, was er bewundert und hochachtet, und nur das hochachtet, zu dem er Neigung hat, ſo iſt der Liebesbund oder die Ehe ungemiſcht, wogegen ſelber als eine wilde Ehe erſcheint, ſowie von den verbundenen oder vielmehr zuſammengebundenen jeder nur Neigung zu dem hat, was er nicht bewundern und hochachten und was ihn alſo nicht erheben und ihm Freiheit geben kann, und bewundern oder hochachten muß, zu dem er keine Neigung haben kann. Wie nun die Trennung einer ſolchen wilden Ehe eine beiderſeitige Befreiung iſt, ſo iſt die Trennung des wahrhaften Liebesbunds ein beiderſeitiger Verluſt der Freiheit.

◆

Der Wäſcherſtaat.

Der Teufel mag die Dichterei
Beim Hemdewaſchen holen!
Schiller.

Joanna, dieſe kleine Kolonie oder vielmehr dieſer Winkel an der Küſte Afrika's, der Inſel Madagascar gegenüber, hat zu Einwohnern ein ſeltames Geſindel, das den Kern einer künftigen Nation von Wäſchern und Wäſcherinnen bilden mag und deſſen Farbe ich nicht recht angeben kann. Die Schiffe, die dort landen, ſind gewöhnlich nur vom Durſt und dem Bedürfniß reiner Wäſche herbeigezogen.

Jedes Völkchen iſt auf Etwas ſtolz — und da dieſes es nun nicht zu Schlachten, Heldengedichten, Erfindungen u. ſ. w. gebracht hat, ſo begnügen ſich fürs erſte die Einzelnen damit, ſich hohe Namen beizulegen, von denen ſie gleichſam eine Trödelbude eröffnet haben. Da findet man einen Herzog von York, einen Herzog von Wellington, ja, einen Georg den Vierten.

Ein nagender Brodneid iſt die Hauptleidenſchaft dieſes Völkchens, deſſen Nachkommen zweifelsohne auf ihre Ahnen ſtolz ſeyn werden.

Wie ein Schiff anlangt, iſt ſein Verdeck mit Zudringlichen bedeckt, die um ſeine ſchwarze Wäſche werben. Dann ſind Intriguen, ja Verläumdungen in voller Thätigkeit.

Ein Kapitän wurde z. B. vom Herzog von Wellington bei Seite gezogen und beſchworen „ſeine Wäſche nicht dem Prinzen von Wallis anzuvertrauen, weil dieſer ihn gewiß betrügen werde.“ —

M.

Etwas über natürliche Waffen.

Die natürlichen Waffen des Weibes ſind nun ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Thränen. Fiſchweiber, Lady Macbeth, Verkäuferinnen und andere Heroinen bilden billigerweiſe Ausnahmen.

Die natürlichen Waffen der meiſten Männer dürften nun Grobheiten, Fäuſte und Prozeſſe ſeyn. —

Die natürlichen Waffen des Kindes ſind: Geplärre, Quiecken und die Drohung: krank zu werden.

Sollte die Natur nur den Gelehrten hilflos erſchaffen haben?

Nein, gütig und weiſe gab ſie ihm — das Tintenfaß.

Luther ſchleuderte es mit Vortheil gegen den über- und unterirdiſchen Feind. —

Gewiſſe Polemiker würden zur Freude des Publikums durch gekreuzte Dintenfäſſer enden.

M.

Aphorismen.

Man nennt die Frauen plauderhaft; und dennoch ſprechen ſie ſelten bloß um des Sprechens willen; ſie haben faſt immer andere, wenn auch unbewußte, alſo unſchuldige Zwecke dabei.

Ich komme aus einer Geſellſchaft. Es war ſonderbar: Jeder dachte nur an ſich ſelbſt und glaubte, daß alle Andern nur an ihn dächten. So bemerkte Jeder nur ſich ſelbſt — und das nennen ſie „ſich unterhalten.“

Die Männer ſpielen mit der Liebe aus Eitelkeit, die Frauen aus Eigenliebe.

Ich bewundere George Sand beſonders in der Darſtellung eines Charakters. Ich meine den la Rimière in der Indiana. Er iſt ein vollkommener Repräſentant der heutigen Jugend und zwar leider der beſſeren und talentvolleren Jugend. —

Wer von der Wahrheit am meiſten ſpricht, der mag ſie am wenigſten; was man innig liebt, davon ſchweigt man; was wir hoffen, davon reden wir gerne. Niemand ſpricht von der Schönheit ſo viel, wie die Häßlichen.

Die Koketten ſind der Gefahr am meiſten, die ſogenannten guten Kinder ihr am wenigſten ausgeſetzt: denn jene ſind wehrlos vor dem klugen Mann; dieſe haben nur da keine Waffen, wo ſie ihrer nicht bedürfen, nämlich gegen die gutmüthigen und beſchränkten Männer.

Monatliche Theaterſchau.

Die königl. Hofbühne zu München bot im verwichenen Monat Juni dem Publikum zwei Neuigkeiten im Fache des Schauſpiels. Die erſte iſt „der Majoratserbe“ Luſtſpiel von der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit“; die zweite „das Abentheuer zu Venedig, oder der Deutſche in Moskau“ Schauſpiel von Carl (Madame Carl in Wien.) Das erwähnte Luſtſpiel hat unter allen Erzeugniſſen dieſer erlauchten Feder vielleicht die meiſten überraſchenden Züge. Der Charakter ihrer Stücke, der ſich vorzugsweiſe in ſcharfen Antitheſen, wie beſonders die Gegenſätze von Kunſt und Natur, Lüge und Wahrheit ſind, auf anziehende Weiſe offenbart, iſt auch in dem „Majoratserben“ ausgeprägt. — Wie in ihren frühern Werken waltet aber auch in dieſem eine unverkennbare Willkühr in Auffaſſung des Charakteriſtiſchen und ſo mancher Verhältniſſe des Lebens vor. Die Unarten, deren ſich der Majoratserbe mit einer verdrießlichen Reiſelaune in einem ſchlechten Wirthshauſe ſchuldig macht; ſeine Unhöflichkeiten, oder wenigſtens ſein Mangel an Galanterie gegen ein Wirthsmädchen, flößen der höchſtmännlich-geſinnten Amazone, der ihm beſtimmten Braut, einen nicht hinlänglich gerechtfertigten Abſcheu ein.

Wie viele junge Herren benehmen ſich auf Reiſen wohl anders? Es wird freilich noch ſpäter mit Entrüſtung erzählt, er habe Hunde in's Haus ſeines künftigen Schwiegervaters mitgebracht, und ein gewaltiges Gepolter erregt — wir ſind *Zeugen*, wie er dieſen Schwiegervater, auf eine recht drollig-gutmüthige Weiſe erſucht: die Stunde des Mittagmahls zu verlegen. — Kann aber alles dieſes eine ſo bizarre Dame, wie ſeine Braut, ganz aus den Schranken der Geduld herausbringen? —

Schwerlich können die Eigenheiten des *Majoratserben*, ſelbſt einem reichen ſatyriſchen Talente, hinreichenden Stoff darbieten, um das damit behaftete Individuum vor einem *ganzen* Badeorte für immer mit Lächerlichkeit zu ſtempeln.

Doch ſoll dies ſeinem hämiſchen witzigen Vetter, der dabei wenig *mehr*, als Schadenfreude darlegt, gelungen ſeyn. Das Auftreten des Bräutigams iſt allerdings ungeſchickt — doch das der vornehmen jungen Dame iſt nicht *großmüthig*, nicht *zart* und enthält zu viel vom Verdruß des vernachläßigten Wirthsmädchens. Ganz der weiblichen Würde und Liebenswürdigkeit entgegen muß es den Zuſchauerinnen erſcheinen, wenn ſie ihm, nicht zufrieden ihm einen Korb ertheilt zu haben, noch zuruft: „*ſo nimmt Sie keine!*“ Seine Verzweiflung, ſeine Selbſtverdammung, als er die ihn verunzierenden Eigenſchaften inne wird, wären einer großen Schuld entſprechend — was hat er aber eigentlich auf ſein Gewiſſen geladen? Konnten nicht einige Entſchuldigungen ſein Vergehen an Braut und Schwiegervater auslöſchen? Konnte nicht eine reuige

Wiederkehr zu ſeinem Hofmeiſter den Zögling einer im Ganzen ſo vollkommenen Erziehung noch zur Wonne der Welt machen? Die Reue des guten Junglings, das Gefühl ſeines Unwerths — ich mochte ſagen — ſeiner Verworfenheit, kommen nur einem tief Gefallenen zu, von dem ſich Heilige und Engel abwenden. Dies iſt um ſo unbegreiflicher als dieſes unerhort ſtrenge Urtheil von ſammtlichen Nebenperſonen unterſchrieben wird.

Die Abſicht der edlen Verfaſſerin war gewiß, wahrhaft moraliſchen Werth über bloßes äußerliches Verdienſt hervorzuheben und zugleich die Vernachläßigung äußerer Liebenswürdigkeit zu rügen — nur wird eine unverhältnißmäßige Verdammung der Verlezung von Formen zugetheilt, die man ohne ſich ſelbſt zu haſſen und zu verachten übertreten kann.

Wir halten uns hier nur an die Hauptſache, an die Grundidee, die wir vielleicht mit dem Ausdruck einer conventionellen Ueberſpannung bezeichnen könnten.

Die Darſtellung zeugte von Eifer und Nachdenken. Herr Heigel verſchmolz in ſeiner geplagten Kammerdienerrolle, die ihn, durch die ſeinem Herrn verkündeten, unangenehmen Wahrheiten zu einer Hauptperſon des Stückes macht, auf eine höchſt ergözliche Weiſe den befriedigten Unmuth eines gequälten Dieners mit dem edlern Unwillen, den ihm die freiwillige Selbſtentſtellung ſeines geliebten Gebieters einflößt. Die Darſtellungen dieſes Künſtlers ſind nie oberflächliche.

Was kann man von der zweiten Neuigkeit ſagen? daß ſich ein geſpanntes Intereſſe erhält! Hiemit iſt aber faſt alles beſchloſſen. Es iſt ein Zerrbild von Schauſpiel. Schon der erſte Akt, eine Nacht voll Entſetzen, mit Schlummertrank, Degenklang und vermeintem Mord, erſchöpft uns. Es iſt unmöglich, daß die nachfolgenden drei die Theilnahme des Zuſchauers erhöhen. Madame Carl hat einen ſeltſamen Begriff vom Romantiſchen (ſie nennt ihr Drama ein romantiſches Schauſpiel). Sie hatte dabei wohl nur den erſten Aufzug, der, ſtreng genommen Vorſpiel genannt werden hätte ſollen, im Auge; ſie dachte dabei wohl nur an die maleriſchen Tragödien und Schauſpiele der neuromantiſchen franzöſiſchen Schule. Wir läugnen nicht, daß ein paar Scenen darin von höherer Wirkung ſind; ſchon iſt z. B. der Auftritt, wo die Mutter, die Gräfin Zarembi, dem fälſchlich wiedergefundenen Sohn den vernichtenden Brief vorhält; auf achtdraſtiſche Wirkung iſt das Teſtament berechnet; aber die Kritik hält ſich an's Ganze, nicht an die ſinguläre Situation. Die Kritik tadelt das haltloſe Benehmen Walters von Nordſtern, des deutſchen Rechtsgelehrten, das plözliche Abſchwinden der laſterhaften racheſüchtigen Donna Olivia Caſſamonda, der jungen Wittwe aus Venedig, von der Bühne; ſie findet den Ausgang des Ganzen durchaus ungegründet und fehlerhaft. Nachdem es ſich erklärt, daß Aleſſandro ein Zwillingsbruder des Demetrius, nachdem wir mit unſern Augen geſehen, daß er kein ſchlechter Menſch war, daß er ſtatt zu morden, ehrenhaft auf Leben und Tod kämpfen wollte, daß er in Allem nicht aus eigenem Antriebe, ſondern auf Geheiß gehandelt, nachdem wir ſpäter ihn in Reue und Verzweiflung geſehen, und da die Engel des Friedens einen freundlichen Ausgang, eine liebende brüderliche Verſöhnung hätten herbeiführen, und uns gerührt aus dem Hauſe hätten entlaſſen können, müſſen wir hören, wie der Ruſſe ſich freiwillig die Verbannung nach Amerika decretirt. Dieſen unerwarteten Coup war der Ernſt des Publikums nicht vermögend zu ertragen; ſoviel Unwahrſcheinlichkeit auf der einen Seite mußte jede Sympathie auf der andern ertödten. Das Stück ſcheiterte. Eine geſchicktere Hand hätte dieſe *disjecta membra* allerdings zu einem beſſeren Bilde vereinigen können, aber von vorne herein war das eigentliche dramatiſche Grundübel des Abentheuers zu Venedig aufzuheben, nämlich die Bizarrerie, Alleſſandro und Demetrius von Einer Perſon darſtellen zu laſſen. Die Darſtellung war durchaus gut, und Herr und Madame Dahn verdienen die ausgezeichnetſte Erwähnung.

Verbeſſerung.

In Nummer 15. Seite 114 Zeile 14 zweite Spalte l. ſt. verzollen — vergelten.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 17.** 1839.

Palmenlieder.

2.

An meinen Sohn.

Coma omnis in cacumine.
Plin.

Hör' mich, mein Sohn! So wie die Palmen
Gerad' und edel aufrecht ſtehn,
Im Wald, wie unter Blumenhalmen:
So möcht' ich Dich im Leben ſehn!

Sie tragen überall die Krone
Recht grün und freudig in die Luft,
Und bergen d'runter, ſich zum Lohne,
Der tief empfund'nen Blüthe Duft.

Nur ſonnenwärts emporzuragen:
Das iſt die Liebe, die ſie treibt.
Sie wollen nichts nach oben tragen,
Was beſſer unten haften bleibt.

Von Auſsen ſchwerlich zu verwunden,
Umpanzert von der Rinde Stahl;
Doch drinnen ſchäumet, ungebunden,
Der Lebensſäfte ſüſser Strahl.

Sie ſtehen ſtill; — doch wenn im Sauſen
Des Sturms erbebt der mächt'ge Schaft,
Verkündigt ihres Fittichs Brauſen
Die männlich ungebeugte Kraft.

Und wann, verſöhnt, durch Friedens-Klänge
Die Schöpfung wieder ſie berührt:
Dann ſäuſeln heilige Geſänge
Vom Laub, das Gottes Regung ſpürt.

In Einem nur ſollſt du nicht gleichen:
Mehr Schatten gieb im Sonnenbrand; —
Gieb kühlen Schatten, wie die Eichen,
Darunter der Cherusker ſtand.

* * *

3.

Si potes, palmae instar, liberalis esto,
Sin minus, cupressi instar, liber esto.
Persisch

Im Lichtgefild, im Glanz der Tropenzonen,
Vom ſchöpferiſchen Sonnenſtrahl gehegt,
Nur da allein ſiehſt du die Palme thronen;
Da ſteht ſie hehr und reich, und golden trägt
Sie ihre Frucht dem Wanderer entgegen,
Streut Schatten aus auf ſeinen ſchwülen Wegen.
Sie baut das Dach, ſie zimmert Tiſch und Wände,
Und opfert ſich dem Menſchen ganz zur Spende.
Sie nimmt, weil ſie ſo reich der Schöpfer ſchuf,
Freigebigkeit zum edelſten Beruf.
Ihr Glücklichen, ſtreckt Euch in Palmenſchatten,
Und laſſet nie den frommen Dank ermatten.

Doch wer mit ſeinem warmen Herzen
Getäuſcht und liebelos durch's Leben geht,
Wer mit ſich trägt der Menſchheit bittre Schmerzen,
Wen überall des Zweifels Dunſt umweht,
Wer ſich umſonſt bemüht, aus ihren Ketten
Die treugeliebten Brüder zu erretten:
Der wandle hin zu jenen kühlen Höhen,
Wo dunkel, einſam die Cypreſsen ſtehen.
Von dorten blick' er auf zur Sternen-Nacht,
Freu' ſich des Lichts, das wieder Tag gebracht! —
Wem Schatten nicht, nicht Herd beſchieden ſei:
Ein Kleinod hat er doch: denn er iſt frei.

* * *

4.

Corypha, die Einmalblühende.

Cui placet curas agere saeculorum,
de palmis cogitet conserendis.
Varro.

In dieſem Trug und Wechſel der Geſtalten,
Was magſt du, Sterblicher, wohl feſtzuhalten?
Nur Eines: des Titanen ew'ge Kraft,
Des Menſchen Kraft, die ewig weiter ſchafft.
Und dieſe ſoll, jenſeits der Sterblichkeit,
In jenen Himmeln erſt die Früchte bringen,
Wo, durch den Staub des Raums, das Maas der Zeit,
Zu Gottes Nähe Menſchen-Geiſter dringen.

Ein langer Weg! — Doch, froh ihn einzuſchlagen,
Lehrt mich ein Bild. Sieh' hier die Palme ragen!
Sieh', wie vom Ird'ſchen weg ſie aufwärts rafft
Den freien, kühnen, ewigjungen Schaft!
Jahrhundert alt, hat ſie noch nicht geblüht,
Sie geht verjüngt hervor aus jedem Wetter,
Ein Opfer jenem Drang, wovon ſie glüht,
Wirft Jahr für Jahr ſie ab des Sieges Blätter.

Sich ſo verklärend, ſtrebt ſie immer weiter; —
Zum Gipfel nun gelangt der Lebensleiter,
Da gieſst ſie Blüthen aus, und reift die Frucht,
Die durch ein langes Leben ſie geſucht.
Wenn Liebe ſich im Palmenherzen regt,
Da ſchlingt ins holde Leben ſich das Sterben:
Die Palme wird von Todesluſt bewegt,
Und reifend darf ſie eine Zukunft erben!

Verſtehſt die Palme Du? — In ihrem Streben,
Wohlan, erkenne drin dein Menſchenleben.
O heilig Ringen, ſüſser Liebesſtreit;
Für ihn dein ewig Herz, wie groſs, wie weit! —
Giebſt du dem Boden je der Palme Kern,
So denke, daſs ein neuer Blüthenmorgen
Dem Menſchen tagt auf jedem neuen Stern;
Und ſegne hoffnungsfroh des Wallers Sorgen.
Ω.

* * *

Die unglückliche Stunde.

Erzählung von Carl Fernau.

Geſchichten, wie ich deren eine jetzt erzählen werde, ſind wegen der pſychologiſchen Theilnahme merkwürdig, die ſie nicht verfehlen können zu erregen. Ich werde ſuchen, dabei ſo wahr zu ſeyn, als ſich dieſelbe wirklich in Toulon, kurze Zeit vor meiner Ankunft daſelbſt ereignet hat. Ich hatte an einem ſchönen Frühlingsmorgen die öſtliche, eine halbe Stunde von dem Stadtthore entfernte Feſtung Lamalgue erſtiegen, und war geraume Zeit auf den breiten Steinwällen des Forts umhergewandelt, nicht ohne Mühe gegen einen heftigen Wind vom Meere her mich vertheidigend. Deſſen ungeachtet brannte die Sonne heiß und flimmerte auf dem Sandboden der Bucht, worin die Stadt liegt, und auf dem Meere, das weißen Schaum und weiße Segel raſch dahinführte. Das unermeßliche Arſenal, das ich Tags zuvor geſehen, wo die Ketten von nahe an 3000 Galeerenſträflingen klirren, lag in ſeiner ganzen Ausdehnung vor mir, und ich überſchaute gedankenvoll noch einmal das grünwognende Baſſin mit den hohen Umfangsmauern; ich ſah die Schiffe, die, von den Rudern der roth und gelb gekleideten Verbrecher geführt, von einer großen Werkſtätte und Fabrik zur andern gleiteten; das hundertfache Hämmern an den im Bau begriffenen Kriegscorvetten drang bis an mein Ohr, und hinter dem Arſenale zog ſich die kahle Bergreihe über den mit Oelbäumen reichbepflanzten niederen Abhängen hin, worauf wohl oft der Freiheitsblick der Gefangenen in den Schiffen und Werften ruhen mag. Links aber erglänzte in größerer Entfernung das Vorgebirge der bekannten orangenbelaubten hyeriſchen Inſeln, die der Träumende ſo gern mit dem Namen der ſeligen belegt.

Von dieſem Anblick und von dem Hügel, wo ich ihn genoß, ſtieg ich endlich durch gewöhnliches Geſträuche an das Meeresufer hinab, und wandelte gegen die Stadt zurück auf dem einſamen Pfade, den um dieſe Zeit der Sonne und des ſcharfen Windes kein Spaziergänger ſucht. Bald gerieth ich an ein ſorgfältig eingerichtetes Gärtchen; ein kleines Haus, das mich an die italiäniſchen Pachtungen erinnerte, eine freundliche Laube und ein freier Platz, der mir die Ausſicht auf das Meer und die weithinaus vorſpringende Landzunge bot. Ich trat ein; es war eine Weinſchenke und wurde zur belle vue genannt.

Während meines ſehr einfachen Frühſtückes war der Wirth zu mir getreten, ich, ſein einziger Gaſt, war bald mit ihm ins Geſpräch gekommen und er erzählte mir ſodann folgende ernſte und wahre Begebenheit.

Am jüngſtverwichenen Charſamſtage kamen zwei junge Leute zu mir, begehrten Wein, Brod und Eier und ſetzten ſich in betrachtender Stimmung ruhig eben dahin, wo wir jetzt ſitzen; denn nirgends hat man die Ausſichtspunkte ſchöner vor ſich.

Es war ein Franzoſe und ein Ausländer, der ſich jedoch hinreichend geläufig in unſerer Sprache auszudrücken vermochte. Ich hatte letztern für einen Engländer gehalten, aber bald erfuhr ich, daß es ein Deutſcher war. Sie konnten nicht lange dageſeſſen ſeyn, als ein Dritter dieſe Laube betrat, der, von ſeltſamem Ausſehen, einige Worte an mich richtete, die zu verſtehen — ſo ſchlecht geſprochen waren ſie — mir unmöglich wurde. Sogleich nahmen ſich die beiden jungen Fremden des neuen Gaſtes an, den ich Ihnen — ſagte der Wirth zu mir — vor Allem näher beſchreiben muß. Es war ein Mexikaner, beiläufig 30 Jahre alt und von unterſetzter Körpergeſtalt; ſein Geſicht war gelb und von dichtem Barte beſchattet; ſeine kleinen unſtäten Augen waren mit blauen Gläſern überdeckt; hätte er uns auch nicht alsbald mit überraſchender Offenheit und unveranlaßt ſeine Verhältniſſe dargelegt, ſo hätte doch ſein ganzes Benehmen mich gleich auf die Vermuthung geführt, daß er ein Mann ſey, der die Welt noch wenig kenne und verſtehe, der ſich aber mit dem feurigſten Muth in dieſelbe ſtürzen wolle. Er flößte indeſſen kein anderes Intereſſe ein, als welches aus der Situation hervorging; und man konnte ſich bald überzeugen, daß eben ſo wenig, als ſein Geſichtsausdruck ſchön oder angenehm, auch ſein Herz und Charakter eine liebenswerthe Seite hatten. Als er in meine Schenke eintrat, hielt er ein, von weiblicher Hand gezeichnetes Papier vor ſich hin, das er, ſobald er fühlte nicht recht verſtanden zu werden, den beiden Fremden zu leſen gab. Es waren nur die Worte darauf: Am Meer, hôtel de belle vue, um 9 Uhr Morgens. Es war nichts als die Adreſſe einer Liebenden. Der Mexikaner rechnete ſo ſicher darauf, ſeine ſchöne Unbekannte hier wiederzuſehen, daß er beſchloß, ſie den ganzen Tag abzuwarten; — er konnte ſich durchaus nicht dem Gefühl der Täuſchung hingeben, und verwahrte ſich mit aller Leidenſchaft eines Südländers gegen die von mir ausgeſprochene Meinung, daß er es mit einem jener vielen unglücklichen Weſen zu thun habe, welche mit feilem betrüglichem Herzen die Seeſtädte bewohnen. Kurz: das Mädchen kam nicht, und während der Stunde Wartzeit hatte der unbedachte leichtſinnige Mann die Erzählung ſeiner Herkunft und ſeiner Umſtände geliefert. Sie wiſſen, fuhr Pierre, der Schenkwirth fort, zu erzählen, daß vor wenigen Wochen unſere Truppen die Feſtung San Ulloa erſtürmten und Mexiko zur Unterhandlung zwangen. Dieſes Amerikaners Onkel, ein reicher Oberſt, wurde bei dem Angriff von einer franzöſiſchen Kugel getödtet; ſein Neffe, ſein einziger Erbe, und dieſer Senor Francesco Arraz, Sie werden ſpater hören, wie mir ſein Name bekannt geworden iſt — verließ mit dem hinterlaſſenen Golde auf einem unſerer Schiffe gleich nach des Friedens vorläufigem Abſchluß Mexico. Er kam in Toulon an, ein unwiſſender, des Lebens unfähiger Menſch, der ſich Jedem mit toller Oſtentation in die Arme warf, und uns in dieſer Laube die Geldrollen — mehr als zehntauſend Franken — zeigte, die er beſtändig in der Taſche trug. Er hatte bei ſeines Onkels Tod eine ungezählte Menge ſolcher geprägter pièces jaunes vorgefunden; denn nur mit dieſem Worte bezeichnete er die franzöſiſchen Goldmünzen, deren Werth er nicht kannte und deren unverhoffter plötzlicher Beſitz die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeines Charakters mit Einemmale entzündete. Ich kehre nun dem Bilde des Mexikaners zu meinen beiden unglücklichen Gäſten, dem Franzoſen und dem Deutſchen zurück. Ich habe ſie vor dem Eintritt des Andern ſattſam beobachten können. Ihr Herz ſchien gut und aufrichtig theilnehmend, und ich kann beiden das Zeugniß geben, daß die freien Enthüllungen des Amerikaners ſie wie mich in verlegenes Erſtaunen ſetzten. Sie warnten ihn mit Herzlichkeit, behutſam zu ſeyn und die Menſchen eher zu prüfen als ihnen zu vertrauen. Leicht, ſagte der Deutſche, wird ſelbſt in einem beſſeren Gemüthe die unſelige Begierde, die Luſt zum Verbrechen aufgeregt! O, er dachte damals wohl nicht, wie wahr er geredet haben ſollte. — Zwei Stunden ſaßen die drei Gäſte in vertraulichem Geſpräch beiſammen; es war eilf Uhr und ein heißer Mittag, wie heute, geworden; noch immer glaubte der Mexikaner mit lächerlichem Selbſtgefühl an die verheißene Heimſuchung auf dieſer Baſtide.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ausſätzige und die Klapperſchlange.

In heißen Ländern geht durch das gemeine Volk eine geheimnißvolle Scheu vor den Wunderkräften, welche die Natur in das Gift der Thiere, namentlich der Schlangen, gelegt habe. Es iſt bekannt, daß man in Italien die Viper als ein Heilmittel gegen manche Krankheiten gebraucht. In Braſilien verordnet man desgleichen eine Klapperſchlange, der lebend Kopf und Schwanz abgehauen, mit jungen Hühnern zu einer Gallerte eingekocht, wie man verſichert, mit glücklichem Erfolge. Dieſe Anſicht von der aufregenden und den plaſtiſchen Prozeß des Menſchenleibes umgeſtaltenden Kraft der Klapperſchlange hat wahrſcheinlich auch die andere gegründet, den Ausſatz durch das Schlangengift heilen zu können. Die Zeitung von Rio de Janeiro (vom 10. Sept. 1838) erzählt uns das tragiſche Ende eines weißen Mannes, der ſich, mit dem qualvollen Ausſatze behaftet, entſchloß den Verſuch einer ſolchen Curmethode auf Tod und Leben zu wagen. Der ruhige Heldenmuth, womit er ſich dem Biſſe des giftigen Reptils ausſetzte, die edle Geſinnung, in der er auch beim unglücklichen Ausgange des Verſuchs, ein für die Menſchheit wichtiges Reſultat mit ſeinem Tode zu beſiegeln, ſich freiwillig unterzog, machen ihn zum Gegenſtand unſerer bewundernden Theilnahme. Mariano Joſé Machado aus Rio Pardo in der Provinz Rio Grande do Sul, ein Mann von fünfzig Jahren, war ſeit ſechs Jahren mit dem Ausſatze behaftet. Das Leben hatte für ihn jeden Reiz verloren; geheilt werden von einem Uebel, das ihn gleichſam aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen, oder ſterben: dieſer Gedanke hatte ſich ſeiner ausſchließlich bemächtigt, und ſo unternahm er, unter der Aufſicht von einer Geſellſchaft von Aerzten, das Experiment mit größtem Gleichmuth, nachdem er ein gerichtliches Inſtrument unterzeichnet hatte, daß er es aus ſelbſteigener Bewegung thue, und alle Erfolge, welcher Art ſie ſeyn möchten, allein auf ſich nehme. Er ſtreckte die Hand in den Käfig; allein das Thier zog ſich vor ihm zurück, ja, als wenn es den muthigen Entſchluß des Mannes achte, begann es, anſtatt zu beißen, ihn zu lecken. Es bedurfte eines unſanften Druckes von Seite des Kranken, um die Schlange zum Biſſe zu reizen. Mittags am 4. September war es, daß er die tödtliche Wunde empfing, ohne ſie zu empfinden. Er ward in der Mittelhand zwiſchen dem Gold- und dem kleinen Finger gebiſſen. Bald nach dem Biſſe, als der Kranke ſie aus dem Käfig zog, zeigte ſie ſchon eine leichte Geſchwulſt, 30 Minuten ſpäter verſpürte er auch Schmerzen in der Hand und im Arme; eine Stunde darauf war der ganze Körper in Rückwirkung auf das Gift: er erzitterte; — Kälte, Schmerzen und der ganze Zug furchtbarer Erſcheinungen, welche das Schlangengift hervorbringt, ſtellten ſich ein. Der Verlauf dieſer gräßlichen Symptome ward von den Aerzten mit Genauigkeit verzeichnet, und die gewöhnlichen Gegenmittel wurden angewendet: aber, die Würfel waren gefallen, 23½ Stunde nach dem Biſſe war Machado eine Leiche. Sein Tod beſtätigt, daß die eigenthümliche, beim Ausſatze vorhandene Entmiſchung der Säfte die lethalen Wirkungen des Schlangengiftes nicht abſtumpft, daß alſo noch viel weniger das letztere eine Heilbewegung bei dem Kranken hervorzurufen im Stande iſt.

Ein dunkles Geheimniß ruht noch auf dem Weſen jener, dem Menſchen feindlichen Stoffe, der Gifte, womit er ſich im Thier- und Pflanzenreiche umgeben ſieht. Ihre Bedeutung in dem großen Ganzen der Natur, die Beſtimmung dieſes phyſiſchen Uebels, welches offenbar nicht blos als Schutzwaffe jenen Weſen dient, welche damit ausgerüſtet ſind, iſt ein Räthſel ſchwerſter Löſung. Vom ethiſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſind dieſe Gifte uns Menſchen, die wir in den Garten des Paradieſes zur ſinnlichen und geiſtigen Freude gepflanzt ſind, ſchwarze Denkzeichen der Sterblichkeit, zerſtreut zwiſchen duftenden Blüthen und ſüſſen Früchten. Sie ſind, wenn wir harmlos dahinwandeln, ein beredtes, ſchauerliches Memento mori. Die Natur hat ſie in träge, leidenſchaftsloſe Thiere verſenkt, hat ſie in Gewächſe verpflanzt, die ſtill und ohne glänzende Lockung, ja vielmehr faſt immer in eine trübe, ſchauerliche Erſcheinung gehüllt, den Menſchen an ſich herankommen laſſen. Wo wir mit frecher Hand das Ungeheure, das dunkle Schickſal erfaſſen, oder mit neugieriger Lüſternheit die Frucht brechen wollen, die uns nicht durch wahre Schönheit, ſondern vielmehr durch den Reiz des Verborgenen, des Unbekannten anlockt, — da erhebt ſich plötzlich vor uns die Natur in ihrer dämoniſchen Geſtalt, da giebt ſie uns ſtatt Genuß Tod und Vernichtung. Daran mag Ariſtoteles gedacht haben, als er ſagte: Nicht göttlich, aber dämoniſch iſt die Natur.

Anders aber iſt es mit den Giften, welche die Natur bereitet, wenn ſie erkrankt. Sie ſind das Produkt eines unſeligen Metaſchematiſmus, wo das Leben, für Reinheit und Geſundheit beſtimmt, ſich ſelbſt entfremdet, Träger einer niedrigeren Natur wird. Sie ſind das unheilvolle Produkt einer geſteigerten Leidenſchaft. So wird der Enterich wüthend, wenn er von der Befriedigung eines mächtigen Naturtriebes abgehalten wird: — Aehnliches begiebt ſich vielleicht, wenigſtens manchmal, mit dem Hunde, wenn er wüthet. Der Menſch aber, in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, wird der Menſchheit entfremdet, und, wenn die höhere Pſyche, ſein Agathodämon, entflieht, thut ſich in ihm ein böſer Dämon hervor, der ſich wie ein Thier gebehrdet. Leidenſchaften, die der Humanität fremd ſind, erfüllen ihn und verwandeln verhängnißvoll das ſchöne, früher engelreine Gefäß. So trübt ſich der Wein, wenn er in einen Becher aus giftigem Holze geſchüttet wird. Wo aber im geſunden Zuſtande reinen, edlen Gedanken die Hülle des Wortes verliehen werden ſoll, mit deſſen Flügeln ſie davon fliegen und ſich in andern Geiſtern wieder erzeugen ſollen, — im Munde, da quillt jetzt Gift hervor, und der Speichel, mit dem der Heilige das Licht der Augen, die Gabe der Rede wiedergiebt, wird zu Gift, zum Träger des Entſetzlichen, des Todes unter den Formen der Entmenſchung, der Thierheit. So hat der Biß der Leidenſchaft ſchon vergiftet, und der Geifer gequälter Menſchen ſoll ehemals bei der Bereitung der **Aqua tofana** benützt worden ſein. Doch, ich ziehe einen Schleier über dieſe ſchwarzen Myſterien unſerer Natur.

Wer biſt du Menſch, mit deinen Götterblüthen?
Wie magſt du doch das Schrecklichſte zu reifen!
In Liebe kannſt du zu den Sternen greifen,
Und Leidenſchaft verpfändet dich dem thierſchen Wüthen
So wob Natur aus Staub und Aetherflammen
Halb dunkel dich und halb verklärt zuſammen.

Ω.

Literariſche Ueberſicht.

3.

Kleeblätter, Lieder dreier Geſchwiſterte Freunden zum neuen Jahre 1839. München.

Ob dieſe poetiſchen Stimmen das Echo einer Seele oder dreier innigverwandten Seelen ſeien, ob ſie Einer Quelle entfließen oder aus mehreren, das fragt der Leſer nicht; wenigſtens iſt es ein poetiſcher Hauch, der dieſe Lieder durchwebt; es iſt ein Geiſt, eine innere Grundbeſtimmung, die alle mit einem ſo zarten als ſtarken Bande verbindet; es iſt unverkennbar, daß manches dieſer Lieder, das auf den ſtillen Grund einer innigen Gemüthswelt blicken läßt, aus einem zarten weiblichen Gemüthe herſtamme, ſo rein und keuſch tritt uns die Muſe hier entgegen, ſo ſinnig ernſt behandelt ſie Sprache und Empfindung; ſei es, daß ſie beſcheiden fragend dem Orakel der Natur ſich naht, oder in die eigne, ſchmerz- und luſtbewegte Bruſt hinab taucht, oder mit Mutterzärtlichkeit um das Friedensaſyl der Hauspenaten ſchwebt.

Vor allem wohlthuend offenbart ſich dieſer Friedengeiſt in den erſten Liedern der kleinen Sammlung, und zwar um ſo erquicklicher, als er in geradem Widerſpruche zu der wilden Richtung der gegenwärtigen Lyrik ſteht. Die Poeſie der Gegenwart geht geraden Wegs darauf los', jedes ſonſt ſtill gehegte Gefühl rückſichtlos an Tageslicht zu kehren, es zu zergliedern, zu analyſiren, zu zerſtören; jene ganze geheime Gemüthswelt, auf deren Heilighaltung aller Reiz, alle Magie beruht, aus dem Friedensſitz aufzuſtören, und damit ſo lange zu ſpielen, darin ſo lange zu wühlen, bis ſie eine Phraſe, ein verzerrtes Bild geworden iſt. Für die gegenwärtige Poeſie gibt es kein Geheimniß, keine Illuſion mehr, für ſie exiſtirt nichts Unausſprechliches. Daher ihr wilder Geiſt, ihr ſchreckenloſes Spiel.

Gegen eine ſolche Poeſie voll Skepſis und Zerſtörung contraſtiren nun dieſe Lieder im höchſten Grade; denn ihr Charakter iſt gerade jenes Anſichhalten, jene zarte Scheu, das Geheimniß des Gefühls, der Liebe, des Schmerzes und der ſtillen Bruſt zu profaniren und an dieſen Heiligthümern einen Verrath zu begehen. Das Lied ſchwebt ſtets zwiſchen dem Drang, das Innere zu offenbaren, und der ſtillen Luſt, ſich am Geheimniß zu erquicken; in dieſer Stimmung wünſcht es ſogar „daß es unbekannt verhalle,“ in dieſer Stimmung naht es nur fragend dem Naturgeiſt, lauſchend, was die Welle ſpricht, die Tanne rauſcht; was die Geiſterchöre über den Waſſern rufen. So auch in der Liebe, dem heiligen Centrum der inneren Welt! das Wort, das Geſtändniß ſoll nicht über die Lippe! nur errathen, nur in Zeichen, in ſchweigend beredten Winken ſoll das Geheimniß geoffenbart werden. Still wurde der Schatz gehoben. Selbſt im Moment, wo das holde Einverſtändniß durchbricht, tönt das Lied, wie leiſe warnend, nach:

„Doch ſagen darfſt du's nicht :“

Und ſo ſind viele dieſer zarten Lieder in dem ſchönen Sinne des alten, tiefſinnigen Mährchens von Amor und Pſyche geſchrieben, das vor nichts mehr warnt, als vor Verrath des Innerſten; das nichts heiliger hält, als die ſüße Verborgenheit, worin die keuſche Blume der Empfindung gedeiht.

Selbſt in jenen Stoffen, die den Balladendichtern zu grauſenhaften Gemälden des Entſetzens und zu Erregung mitternächtlicher

Schauer dienen, wirkt jener ſtille Geiſt des Liedes wie milderndes Mondlicht; das Spuk- und Geſpenſterhafte einer wilden Romantik verſchwindet oder wird verſöhnt durch einen Gedanken der Ruhe und des Friedens, wie in dem Lied „die Mitternachtsſtunde.“ Nichts übertrifft jedoch an ſeelenvoller Innigkeit das Lied „der Engel“. — Hier iſt der Geſang ein Hauch, mild wie die Mutterzärtlichkeit, ſanft wie das Lächeln eines an Mutterbruſt ſchlummernden Kindes; dieſem Liede wünſchten wir einen Compoſiteur.

Hiemit haben wir erſt eine Seite der Empfindung berührt, die durch dieſe Gedichte gleich im Anfang berührt wird. Aber gerade ein Gemüth, das den Schatz des innern Gefühls ſo heilig bewahrt, ſo ſtrenge ſchützt, das mit keiner Empfindung ein willkührliches Spiel treibt und ſie im wilden Uebermaaß vergeudet, — gerade ein ſolches Gemüth iſt, wenn die Stunde gebeut, wenn der opferfordernde Moment ruft, des kühnſten Wagens fähig, der freieſten That, des feurigſten Muthes, und das Auge, das ſo klar wacht über der ſtillen Tiefe des Innern, blickt in Abgründe, die den zerfloſſenen Gefühlsſtürmen verborgen bleiben. Letzteres zeigt der Dichter in „Paganinis Phantaſien“ und erſteres in „dem Wunſch“, wo der entfeſſelte Liedergeiſt nach Gefahr, nach Leben, nach That und freiem Schaffen dürſtet, und entbunden von jeder hemmenden Schranke, abhold der trägen Ruhe, nach Sturm und Gefahr ſich ſehnt. Und endlich iſt nur ein an der reinen Naturquelle genährtes und gekräftigtes geſundes Gefühl im Stande, einerſeits, (wie im Fragment: „die Pflanze“) in einem begeiſterten Hymnus das geheimnißvolle Wirken und Leben der Pflanze zu feiern und den Naturgeiſt ſo kräftig zu erfaſſen, anderſeits aber aus der geiſtigen Höhe idealer Anſchauung in den Kreis friedlicher einfacher Naturmenſchen herabzuſteigen, und die individuellſten Züge ihres treuherzigen Stilllebens bis auf das Idiom ihrer Sprache darzuſtellen. Es genügt hier, nur auf einige Züge dieſer kleinen Liederſammlung hinzudeuten; Lieder von ſo individuellem ſtarken Gefühlsgepräge können nicht leicht aus allgemeinem Urtheile erkannt und gewürdigt werden, ſondern wollen mit innigem Gefühl ins Innere aufgenommen werden. Die Diction iſt ſtets einfach und kunſtlos; deſto kräftiger wirkt oft ein kühnes Bild; und eine im höheren lyriſchen Styl gehaltene Metapher, worüber man leicht einige Härten des Versbaues vergißt. Man nennt den Univerſitätsprofeſſor Zuccarini als Herausgeber und als einen der Geber dieſer ſchönen Sammlung.

W. St.

4.

Deutſche Sagen, von Adolph Bube.

Gotha, im Verlag von J. G. Müller, 1839.

Es iſt dieß eine ganz neue, zweite Auflage der Thüringiſchen Sagen, die von demſelben (zu Gotha in amtlicher Stellung lebenden) Verfaſſer im Jahre 1837 erſchienen ſind, und in ſo vielen Blättern, bei einem zahlreichen Publikum die ehrendſte Aufnahme gefunden haben. Derſelbe hat nur einige Erzählungen und Legenden aus dem außerthüringiſchen deutſchen Vaterlande beigefügt. Schon 1836 war von Adolf Bube ein Band geſammelter Gedichte theils in antiker, theils in moderner Auffaſſung der Leſewelt übergeben worden, und auch dieſe behandeln zum mehrſten romantiſche Sagen. Wir können hier dem geſchickten Dichter nur eine einfache Anzeige widmen, und (im Voraus) ihm, wie Jedem danken, der ſich deutſchen poetiſchen Stoff zur Aufgabe gemacht.

Mit glücklicher leichter Hand hat der Verfaſſer 42 der ſchönſten Sagen ausgewählt und behandelt; es ſind nur wenige, wie etwa „der weiße Hirſch am Schneekopf,“ die eines höheren und ſpannenden Intereſſes ermangeln. Die Versbildung iſt durchgehends untadelhaft, und wir können, da der Raum uns nicht geſtattet, unſer Urtheil mit Proben zu belegen, dem deutſchen Publikum nur rathen, das Ganze zu leſen. Nicht ohne Gewandtheit hat der Dichter manchen Sagen eine moraliſche Beziehung auf die Gegenwart gegeben. Die Thüringiſchen ſind größtentheils auf das vortreffliche Werk von Ludwig Bechſtein „der Sagenſchatz des Thüringer Landes“ geſtützt.

D.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elſholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 18.** 1839.

Gedichte

von Str—.

I.

An die Günſtigen.

Euch, ihr lieben Günſtigen,
Weih' ich meine brünſtigen
Erſtlingspoeſien.
Prüft ſie nach umſichtigen,
Wägt ſie nach gewichtigen
Schönheitstheorien.

Denn wo will ein Dichter ſeyn,
Da muſs auch ein Richter ſeyn:
So will es das Rechte;
Und was der erregen muſs,
Das der andre wägen muſs,
Ob es ſey das Aechte.

Denn das Unermeſsliche
Und das Unerläſsliche
Haſſen ſich auf Erden;
Schnür' ich mich in Regeln ein,
Zieh' ich auch die Segel ein,
Kann nicht flügge werden.

Daſs ein holdes Ebenmaaſs
Sich erfinde, eben das
Wahre ſtreng der Richter;
Ob an ihm Empfängliches
Sey und auch Hinlängliches,
Sieht er ſchon am Dichter.

◆

Die unglückliche Stunde.

Erzählung von Carl Fernau.

(Fortſetzung und Schluß.)

Nach einigem Ueberlegen ſtieg die junge Geſellſchaft in ein Zimmer meines Hauſes hinauf, kühleren Schatten ſuchend. Ich konnte deutlich bemerken, daß der Franzoſe und der Deutſche hierüber nicht ganz einig waren, und ich war überzeugt, daß ihre Bekanntſchaft, ihre Freundſchaft nicht von langer Zeit herſtamme. Schon ſtieg in des Franzoſen Seele ein Kampf auf; aber ich ſage nicht mehr, als daß er vielleicht dachte, die Ruhmredigkeit des Neuſpaniers wegen ſeines Goldreichthumes verdiene eine Lehre. Hatte er nicht die Franzoſen, die doch kurze Zeit vorher ſein Vaterland ſchwer gedemüthigt, und in deren ſchönen reichem Land er nun lebte, armſelige Leute genannt, und — freilich fehlten ihm dazu die franzöſiſchen Worte — in ſeiner uns halbverſtändlichen Mutterſprache ſeine Geringſchätzung offen dargelegt? — Mein Landsmann verlangte ein Kartenſpiel: die Zeit zu tödten, ſagte er zu ſeinem Freunde; ich will dieſem neuen Candide ein Kunſtſtück vormachen; und er machte es in meiner Gegenwart, nachdem die Karte da war. Es war ein ſo einfaches, daß es ein Kind begreifen konnte. Der Mexikaner wollte es nachmachen, aber es gelang ihm nicht. Nun ſchrie er über Zauberei und rief — Sie dürfen mir es glauben — die heil. Jungfrau gegen den „Hexenmeiſter“ an. Im vollſten Ernſte ſagte er pantomimiſch: In Mexiko — gefangen — Teufel und anzeigen! Zum Glück ſind wir aber auf franzöſiſchem Boden, und Frankreich ſtraft nicht wegen einer Fertigkeit, weil ſie ein Weſtindier nicht gleich nachahmen oder begreifen kann. Wir mußten über des Fremdlings Unmuth lachen. Wenn Sie mich für einen Zauberer erklären, mein Herr, ſagte der Franzoſe, ſo ſind es auch dieſe; denn ich bin überzeugt, obwohl ich es noch nicht geſehen habe, daß ſie ebenſo gut, wie ich, beide jenes Kartenſpiel verſtehen. — Ich wette, nein, ſchrie Arraz ungewöhnlich heftig; wenn dein Freund (es muß im Mexikaniſchen gebräuchlich ſeyn, du zu ſagen) — wenn dieſer dein Freund es machen kann, ſo ſind hundert pièces jaunes dein, und mit dieſen Worten warf er die Geldrolle auf den Tiſch. — Wie viel Geld haben Sie bei ſich, fragte der Franzoſe gelaſſen den Deutſchen. Nicht ſo viel, um an eine ſo bedeutende Summe zu ſetzen, war die Antwort. Nun wollte ich mich entfernen; aber alle drei riefen mir zu: Bleiben Sie, es gilt eine Wette, werden Sie Zeuge; — man muß dem Unverſchämten, der Geiſtesgaben verdächtigt, eine Lektion geben, ſetzte mein Compatriot raſchgeſprochen hinzu. Es iſt aber ein Unglück, daß wir nicht im Stande ſind, einen ſo ſichern Fang zu thun. Der Franzoſe ſchien ohne Mittel, der Deutſche behauptete, ſein Geld in Marſeille zu haben, wohin er wieder zurückkehre; doch hatte er zwanzig und einige Louisdor's in ſeiner Börſe; mich hatte keiner darum angegangen; ſie wußten wohl auch, daß in meiner dürftigen Schenke kein Geld zu ſuchen ſey. Dieſe Lage der Dinge verſetzte Bernard, ich habe Grund — ſagte Pierre, an der Aechtheit dieſes angegebenen Familiennamens zu zweifeln — in nicht geringe Unruhe; nach langem Beſinnen und vielen Zwiſchenreden kam ihm endlich der Gedanke und Entſchluß, den Deutſchen eigentlich als Wache hier zu laſſen, er ſelbſt aber wolle in die Stadt zurück, um Geld zu holen. Er ging; die Ungeduld brannte ihn. Er hatte eine Tante in Toulon, die er wirklich zu bewegen wußte, ihm 40 Goldſtücke darzuleihen; ach, ſie war ſelbſt nicht vermöglich, ſie entlehnte ſelbſt in Eile den größeren Theil davon und wußte nicht, zu welchem Endzweck, zu welchem Unglück ſie die äußerſte Anſtrengung machte! Mehr als eine Stunde war verfloſſen, als mein Landsmann erhitzt zurück kam. Wir haben Gelt, rief er freudig. Nun gilt's, wenn Du nicht Furcht haſt, Mexikaner! und deutlich ſah ich, wie ſich auf ſeinem Geſichte ſchon der glänzende Gewinn malte, was er mit dem goldenen halben Antheil beginnen werde. Indeſſen war die Summe noch immer nicht vollſtändig, 40 und die zwanzig des deutſchen Jünglings waren noch keine hundert Stücke, und ernſtlich ermahnte Letzterer den Betrag zu verringern, aber dieß ging Francesco nicht ein, indem er prahlend ſich äußerte, als könnte ſein Gegner nicht wider ihn aufkommen, hoffend vielleicht, daß des Deutſchen ſichtbares Aengſtlichkeitsgefühl von der Unſicherheit, das Kunſtſtück zu machen, herrühre. Ich kann Ihnen betheuern, fuhr der Wirth fort, dieſer Kampf währte noch lange. Hier ſtand Spott und Dummheit, dort Verlegenheit und ſtrahlende Hoffnung. Es mußte auf Seite des Franzoſen gewonnen werden; und ſo ſicher ſchien mir ſelbſt die Parthie, daß, wenn ich das fehlende Geld beſeſſen hätte, ich ohne Zaudern es beigelegt haben würde. War es aber nicht der Satan ſelbſt, der in der Ferne die unerreichbare Lockſpeiſe hielt, oder war es ein Engel des Himmels, der in der Nähe ſtehend das gewagte Spiel zu hindern ſtrebte? Es war nicht möglich, unbekannt wie die Herren an dem Orte waren, den verlangten Einſatz aufzutreiben; aber der böſe Geiſt, der die Seele des Franzoſen ſchon ergriffen hatte und immer vorwärts ſtachelte, theilte ihm zuletzt das ſchlußfaſſende Geheimniß mit: — „Setzen Sie Ihre Uhr ein", ſagte endlich mein Landsmann zu ſeinem Freunde. Dieſer that's. Es war ein koſtbares Werk; ich hielt es in dieſen Händen ſammt allem Golde, das nahe an ſiebzehnhundert Franks betrug. Nie glühten dieſelben mir ſo ſehr wie damals; ich werde Ihnen nachher den kleinen mit dem grünen Teppich belegten Tiſch zeigen, wo geſpielt wurde, an dem ich faſt zitternd ſtand, während die drei Wettenden in gefühlter Spannung ſaßen; denn ich weiß, daß auch das Geringſte, was zu dieſer Begebenheit gehört, Sie intereſſiren wird, ſobald Sie den Schluß der Geſchichte vernommen. Mir, ſo großen Wagſtückes ungewohnt, war nicht wohl bei der Sache; ich fürchtete zwar nicht, daß der ärmere Theil verlieren würde; aber dennoch machte mir auch die ſichere Ausſicht auf den Verluſt des Mexikaners bei deſſen abergläubiſchen heftigem Sinn einige herzliche Bangigkeit. Die Karten werden ausgelegt. Es iſt alles in Ordnung. Der Franzoſe, der geübter ſpielte, als der Deutſche, hatte kein Auge von der Hand dieſes jungen Mannes verwandt. Er hatte keine Unregelmäßigkeit bemerkt; ſo leicht war ja auch das Spiel, und nichts anders, als die Karten trotz der Miſchung nicht aus einer gewiſſen Ordnung kommen zu laſſen. (Hier zeigte mir Pierre das, mir längſt in Deutſchland bekannt gewordene einfache Kunſtſtück.) Die Karten werden aufgedeckt. Eins, zwei in beſter Ordnung; drei — und vier — es war unglaublich, unbegreiflich, mein Herr! — Der Amerikaner faßte mit teufliſcher Haſt meine Hände, das Gold, die Uhr, Alles. Eine Scene, wie ich nie erlebt habe, entſtand. Die Spieler waren ſich am Vermögen ungleich, der Erfolg ſchien auf der einen Seite zu gewiß; er war nicht zweifelhaft und ſchwankend, wie in den großen jetzt nur noch geheimen Spielhäuſern Frankreichs. Wie es ſo gekommen, weiß ich nicht; bei drei hatte ſich eine Karte fremder Farbe eingemiſcht, der Mexikaner hatte gewonnen.

Das Wort „perdu, wir haben verloren,“ das der Franzoſe ausſtieß, will mir noch immer nicht aus den Ohren. „Verloren, alles verloren, o meine Tante, meine arme Tante, wie kann ich mir helfen“ und damit rannte er mehrmal im Zimmer herum. „Sie haben ſchlecht geſpielt,“ wandte er ſich dann zu ſeinem Bekannten, der ſeinerſeits ruhig und faſt ſtarr ſitzen blieb. Was haben Sie gemacht? Wie war es nur möglich? Sie haben die Karten vermiſcht!“ — Ich glaube, daß wir mit dem Teufel geſpielt haben, verſetzte endlich der Andere. Heiße Thränen liefen über die Wangen des Franzoſen. Wäre ich der braune Fremdling geweſen, ich hätte dieſen Schmerz nicht ſehen können; aber dieſer lachte kalt, und würde ihm noch das Kleid vom Leibe geriſſen haben, wenn die Summe nicht voll geweſen wäre. Ich ſah, es folgte ein Kampf innerer Verzweiflung. „Mir iſt nicht mehr zu helfen, ſprach Bernard ſtumpf vor ſich hin; gehen wir!“ — Und ſie gingen, die Zeche bezahlte widerwillig der zurückgebliebene Mexikaner. Nicht ein Goldſtück von den hundert gewonnenen erhielt ich, ſo daß ich ihm ſpäter beim Fortgehen ſagte: Mein Herr, dieſes Geld wird Ihnen keinen Segen bringen. Ich zeigte ihm noch den Weg durch einige Krümmungen; er wollte in die Stadt zurück, um dort ſein noch immer nicht vergeſſenes geliebtes Mädchen, von dem er aber weder Namen noch Wohnung kannte, aufzuſuchen. Bernard und der Deutſche waren längſt voran, und ich dachte, die unſelige Geſchichte ſey nun zu Ende, der Amerikaner wollte den Tag darauf nach Paris reiſen, und die Gäſte, die nach meiner Ueberzeugung ſich in meinem Hauſe durch unglücklichen Zufall begegneten, würden ſich nie wiederſehen. Der Himmel hatte es aber anders gefügt, und ich möchte bitterlich darüber weinen. Sie kennen die ziemlich verlaſſene Steinbrücke, über die dort unten am Ufer des Meeres entlang ein Fahrweg in öſtlicher Richtung führt, (der kleine Fluß, der hier vorbeizieht, mündet darunter hinweg ein); Sie wiſſen auch, mein Herr, daß hier der Scheideweg iſt um in weſtlicher Richtung in die Stadt zu kommen. Nichts iſt leichter als dieſen Pfad zu finden, da der äußerſte Punkt des großen Arſenals ganz in der Nähe iſt. An jener Brücke waren mein Landsmann und der Deutſche geſchieden, Letzterer ging nach Toulon in der ſchwülen Mittagshitze zurück; aber Erſterer verfolgte den Weg links am Geſtade des Meeres. — Hier hielt Pierre inne und verließ mich einen Augenblick. Ich ſah ihn jedoch ſehr bald wieder aus dem Hauſe treten; das Zeitungsblatt in der Hand: **le Toulonnais**, woraus er mir die Fortſetzung ſeiner Erzählung las. Es iſt hier beſſer dargeſtellt, als ich es Ihnen von nun an ſagen könnte, verſetzte er; doch den erſten Theil mußten Sie aus meinem Munde hören. Ich werde das Blatt treu bewahren. Vernehmen Sie! — Ich fuhr unwillkührlich zuſammen. — Um Gotteswillen nicht! rief ich aus, mir ahnte ſogleich; wie die Preſſe ſich der Geſchichte bemächtigte, und ſo war es auch. Pierre aber las folgendes: „Noch immer trieb ein ſtarker heißer Südwind die grünen Meereswogen an's „kahle Land; aber der Franzoſe achtete die „ſchwere Bemühung nicht, mit dem Sturme „zu kämpfen; ärger tobte es nicht außen, „als in ſeinem Innern. Er wollte Zerſtreuung, er ſuchte einen freien Platz zum Klagen, die Einſamkeit ſollte ihm Mittel zur „Selbſtrettung geben.“ Daß ihn ſein ausländiſcher Freund in ſolchem Zuſtand verließ, beweiſt mir eben, ſetzte der Wirth als eigenen Gedanken hier hinzu, daß ſich die beiden nicht innig und erſt ſeit kurzem kannten, wie ſich Reiſende oft begegnen und eine kurze Zeit gemeinſam wandern. Ich habe ſeitdem nichts mehr von dem Deutſchen gehört; er hat Toulon verlaſſen. „Bernard „aber eilte wie ein Geängſtigter, wie ein „Verfolgter am Meeresſtrand dahin, dann „wieder zurück, noch immer rathlos, wie „er ſich helfen könne. Er mochte wieder auf „eine halbe Viertelſtunde an der erwähnten „Brücke ſeyn, als er ſich auf dem ſandigen „Boden niederſetzte und bald nachher auf dem „um die Mittagszeit ganz verödeten Wege „einen Mann ſich entgegenkommen ſieht. Er „betrachtet, ſieht ſchärfer — es iſt Franceſko Arraz, kein anderer. — In ſeiner Unwiſſenheit hatte er die Richtung auf der Brücke „verfehlt, und war ſtatt rechts nach der Linken „gegangen. — Welch' ein Zufall! In dieſem „Augenblicke, da er ihn gewahrte, empörte ſich „das ganze Blut des Unglücklichen. Eine „neue Begehrungskraft ſcheint ſich in den „Beſtandtheilen ſeiner Seele feſtgeſetzt zu „haben, nicht, als ob ſie nie in ihm vorhanden geweſen wäre, ſondern ſie lag nur „bisher unter den ruhigern Affekten eines gewöhnlichen Lebens verſteckt. Es war ein „pſychiſcher Schlag, von dem gewaltigen „Eindruck des Vorgefallenen herbeigeführt.

„Alles Nachdenken war umſonſt geweſen, „Bernard konnte die verlorenen 40 Louisd'or „jetzt nicht erſetzen (und vielleicht nie wieder), „und jetzt braucht' er ſie; kein Entſchluß „kam in ihm zum Bewußtſein bis zu der „Minute, wo ihn mit einemmale das, was „er thun wolle, mit fürchterlicher Wahrheit „traf. Er hatte noch in der Minute vor „dieſer letzten, Thränen für ſeine Noth, für „den kommenden Jammer ſeiner Verwandten, „für den Kummer ſeiner entfernten Eltern; „aber dieſe Engelsbilder waren mit jenem „einem Schlage verſchwunden; ſie ſtanden „zwar noch an dem Himmel ſeines Jugendlebens, aber eine finſtere Wolke bedeckte „ſie. Er ſah nicht mehr ſich und die Seinigen; „er ſah nur noch den Fremdling, der vielleicht höhniſch das Gold in den Taſchen „trägt, den Mexikaner, deſſen Vaterland „damals Frankreichs Feind war, für den keine „Sympathie auf dieſem Boden ſchlüge, den „Unbekannten, der ſeit wenigen Tagen zum „erſtenmal in einem fremden Lande, ohne „Kenntniß der Sprache, des einſamen zeugenloſen Orts wäre, und ſchnell beſchloſſen „— war ein Verbrechen. Bernard wurde „in dieſer unbewachten Stunde zum Räuber. „Eine beſondere Schickung war es, daß in „demſelben Augenblick, wo der entſetzliche „Gedanke in der bisher ſchuldloſen Bruſt „des Jünglings einſchlug, Franceſco Arraz „auf der kleinen Anhöhe, wo er ſich eben „befand, bemerkte den Weg verfehlt zu haben „und, Toulon auf der entgegengeſetzten Seite „gewahrend, umzukehren ſchien. Er hatte „Bernard, obwohl ihm ganz nahe gekommen, „nicht geſehen. Dieſer ſpringt auf, eilt ihm „nach, (der Sand verhindert das Lautwerden „ſeiner Tritte) wirft den Amerikaner rücklings zu Boden, entwindet ihm zwei „Rollen Geldes — aber, indem er, nach „der That, ſich von dem Wüthenden loszu-

„machen und dem ſich Vertheidigenden zu „entfliehen ſucht, wird er von einem „verborgenen Dolche des Fremden in den „Arm verwundet. Dennoch flieht er, mit „dem verbrecheriſchen Gelde beladen. Er „eilt ſinnlos am Ufer des Meeres umher, „den ganzen Tag bis zum Abende des„ſelben, an welchem die Gerechtigkeit ſich „ſeiner ſchnell bemächtigte. Er hatte auf „Arraz's Unbehilflichkeit vertraut; aber dieſer, „als er ſeinen Räuber entwichen ſah, eilte „nach Toulon zurück in das Haus des nord„amerikaniſchen Conſuls und fand Ausdrücke „genug, den Vorfall zu beſchreiben. Ber„nard wurde vor Gericht geſtellt; er geſtand „alles; die dunkle Wolke war vorüber, und „nun traten die geſchändeten Engels„bilder, der Kummer ſeiner Eltern, und „ſeiner Tante Jammer erſt recht wieder, aber „mit brennenden Farben hervor. Nichts kann „die That des gemeinen Verbrechers rechtfer„tigen, ſeine Schuld geht noch über den be„greiflichen Drang ſeines Herzens, das er„borgte Geld wieder zu erlangen, hinaus; es „waren viertauſend, nicht blos vierhundert „Francs, die er raubte. Leidenſchaft und „Jugend können mildern, aber das Geſetz „nicht aufheben; unglücklich iſt die Stunde, „in der wir was immer unternehmen, das „gegen unſere Kräfte, gegen die Wahrheit und „gegen den natürlichen Verlauf der Dinge „iſt. Bernard hatte kein Geld; er ſpielte „mit der einzigen Habe ſeiner Tante; er „borgte unter irrigem Vorwande von ihren „Verwandten; es koſtete ihn eine Stunde „ungewöhnlicher Bemühung, um zu dem Mittel „zu gelangen, das ihm zum Verbrechen „wurde. Er hatte Unwiſſenheit und Leichtfer„tigkeit eines Ausländers benützen zu können ge„hofft, aber das falſche Glück des Spielers, wie „das ſo oft iſt, ward ſein Verderben." Und was iſt aus ihm geworden, fragte ich Pierre, den Gaſtwirth, der den Bericht des Generalprokurators vor der Jury, — denn die Verhandlungen der Aſſiſen las er, — bei Seite legte. — Einer von denen, antwortete er mir gerührt, die zehn Jahre lang an einen Zweiten gefeſſelt in unſerm Bagno arbeiten, — o Gott! er hatte es vier Wochen vorher als wißbegieriger Reiſender geſehen, ohne dieſe fürchterliche Ahnung, mit einem Herzen, das noch rein von jedem Gedanken an Verbrechen war....

Ein Umſtand hatte die Juſtizlage gegen ihn noch verſchlimmert; es war die falſche Vermuthung aufgekommen, daß er im Voraus um die erwähnte Adreſſe der Phryne gewußt, und daß es im Voraus auf die Beraubung des Fremden abgeſehen geweſen. Der Gegenbeweis war nicht unſchwer zu führen. — Bernard ward eines alten Dieners Sohn aus Epinal im Elſaß, der die Handlung dort erlernte, ſeiner geſchwächten Geſundheit halber aber nach Toulon gekommen war. Ich läugne nicht, daß ich auf dem Rückwege von der Schenke zur belle vue (weder Meer noch Himmel betrachtete ich jetzt), tief in mich verſenkt, jene erhöhte Sandſtelle aufſuchte, wo des Unglücklichen raſch erzeugte That geſchah. Toulon lag weſtwärts vor mir, aber ich konnte mein Auge nicht von der Rieſenwerkſtätte des Krieges verwenden, und als ich das im Bau begriffene mächtige Linienſchiff Medea wie das Skelett eines Wallfiſches aufgethürmt ſah, ſo glaubte ich, es müſſe jetzt eben auch, gerade von jenem Marterplatze der Franzoſe zu mir herüberblicken, deſſen Loos glücklicherweiſe zur rechten Zeit von dem meines deutſchen Landsmannes getrennt worden iſt.

* * *

Die Caktuspflanze.

Kennſt Du den Caktus wohl, der dornvoll traurig emporwächſt?
Häſslich wird er genannt, duldet Verachtung und Spott,
Aber nun ſchließet ſich auf der Blüthe lieblicher Prachtkelch,
Nicht aus irdiſchem Stoff ſcheinet das Göttergebild;
Purpurn erglühet die Krone, wie Helios' ſtrahlendes Antlitz,
Silbern ruhet die Schaar zarter Antheren darin! —
Aehnlich dem Caktus erſcheint die himmliſche Seele des Dichters,
Wenn ihr des Schickſals Hand dornig die Hülle gewebt.

Ernſt von Brunnow.

◆

Theater-Chronik.

Wir fahren in dieſen Blättern fort, die Erſcheinungen der Bühnenwelt theils überſichtlich zu berühren, theils einzeln Hervorragendes einer ſpezielleren Kritik zu unterwerfen.

Wenn man die Maſſe bedeutungsloſer Stücke, die mit dem Tag entſtehen und mit dem Tag vergehen, betrachtet, ſo muß man freilich immer wieder das alte Klagelied anſtimmen, daß auch die Bühne, wie ſo viele Größen der Zeit, ihre alte hohe Würde verloren daß ſie aufgehört hat, eine Stelle für göttlich erhabene Geſchicke und Thaten, eine Heroldin des Nationalruhms zu ſein. Doch darf Kritik nie verzweifeln, darf nie ablaſſen, an ihrer beſſeren Geſtalt zu arbeiten. Mag ſich auf ihr im bunten Wechſel alles drängen und verdrängen, Claſſiſches und Abgeſchmacktes, Fremdes und Heimiſches, Heiliges und Profanes. Die Kritik darf ſich dadurch nicht entmuthigen laſſen; ſorge ſie nur dafür, das Aechte vom Falſchen, das Bleibende vom Flüchtigen zu ſondern, und das Reinſchöne hervorzuheben; das Theaterrepertoir iſt eine unbeſchriebene öffentliche Tafel, worauf die Direktion, das Publikum und die Dichter ihre Geſetze und Wünſche ſchreiben, worauf der Zeitgeſchmack Namen prägt und auslöſcht. Wie viele Köpfe, Anſichten, Foderungen, hat das Repertoir zu befriedigen, beſonders in einer Zeit, die vor lauter Raiſonnement und esprit nicht mehr weiß wohin damit. Jeder, die tauſend Abſtufungen des Rangs, des Talents, des Geſchmacks, der Bildung hindurch, jeder will ſeinen Theil von der Theaterluſt. Der eine will gerührt ſein, und ſüße Thränen vergießen; ein anderer, derber geſinnt, will grelle Contraſte, und mit Volkswitz geſalzene Poſſen, vor denen das feiner gebildete Gefühl, nur gewohnt im Roſenäther der Empfindung zu athmen, zurückbebt; jener iſt Anhänger des Claſſizismus, — und der größte Theil endlich, o ihr Mächte der Nacht und der Unterwelt! iſt geſchworner Freund der Romantik, und iſt durch nichts zu befriedigen, als durch Scenen des Entſagens, durch Phantome des Geiſterreichs, Vehmgerichte, Grabgewölbe, und Mord in allen Geſtalten. Auch abgeſehen von der vielköpfigen Menge iſt der Zuſtand der Bühnenpoeſie ein höchſt ſchwankender, charakterloſer; beſonders erwartet das Luſtſpiel eine radikale Regeneration. Die alten Stücke, mit Ausnahme weniger, haben ihren Reiz längſt verloren, Ifflands Familiennoth und Jammerſcenen, ſeine grellen Contraſte von leidender Tugend und ſiegender Bosheit erregen grenzenloſe Langeweile; die neuern Stückchen dagegen, nur für den Moment, den Effekt berechnet, ſind ſo flüchtig gearbeitet, daß ſie kaum einen Abend durch ihr ephemeres Daſein ausfüllen. Wann erſcheint nun endlich der ächte Komos, das luſtige Götterkind, das uns auf das freie Feld poetiſchen Schaffens führt, wo Witz und Leidenſchaft, feiner Spott und köſtliche Thorheit im freieſten Spiel aller geiſtigen Kräfte, Situationen und Charaktere toll und doch beſonnen durch einanderwirken und uns herausreiſſen aus der Leere und Oberfläche der flüchtigen glatten Converſationsſtückchen, die um nichts poetiſcher ſind, als die Hausnothſcenen des alten Luſtſpiels, die alles und nichts beſprechen, und in völliger Farb- und Charakterloſigkeit ſich verflüchtigen.

Allerdings ſtrebt das teutſche Luſtſpiel nach einer freiern Geſtaltung; es hat ſchon manchen Schritt gethan, die Elemente des geſelligen Lebens in komiſchen Bildern zur Anſchauung zu bringen. Wir können uns rühmen, menſchliche Thorheiten und Irrthümer mit leichterem Sinn zu belächeln, mit beweglicherem Witz zu verſpotten; wir können die Zöpfe manches abgelegten Vorurtheils ſcherzend in die Höhe heben; — aber eines iſt verloren gegangen; über der gewandteren Behandlung theatraliſcher Elemente iſt uns die feſte, ſichere, prägnante Charakteriſtik verſchwunden. Und hier iſt nun der Punkt, von dem aus die Schauſpiele der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit“ hiſtoriſch gewürdigt werden können, zu welcher Würdigung uns das vor nicht langer Zeit zum erſtenmal vorgeführte Schauſpiel: „der Majoratserbe“ die nächſte Veranlaſſung iſt.

Die poetiſche Wirkſamkeit der Verfaſſerin läßt ſich bezeichnen als eine vermittelnde; all ihre Dramen, in denen ſich ſo viel naturgetreue Charakteriſtik, ſo ein freier, feiner Geiſt der Weltbeobachtung offenbart, ſchweben in der glücklichen Mitte zwiſchen dem Geiſt der alten Bahne, die auf ſtreng ſittlichen Grundſätzen, und feſter Charakteriſtik ruhte, und zwiſchen dem neuen, freiern beweglichen Converſationston; ſie vereinen die Vortheile beider; ſie behandeln immer aufs neue den alten, im teutſchen Charakter ſo tief begründeten Gegenſatz zwiſchen treuherziger Natureinfalt, und künſtlich konventionellen Verhältniſſen; ſtets ſpielt das Herz, das Gemüth eine Hauptrolle, und geht triumphirend aus dem Conflikt hervor; aber auch der Geiſt, der durchdringende Verſtand, rein, frei, gewandt macht ſich geltend, und bildet gleichſam das höhere Lebenselement aus, das im neuern Luſtſpiel ſprechen muß.

Und wodurch iſt es der Dichterin gelungen, dieſe ſchöne Vermittlung hervorzubringen? — Dadurch, daß ſie einen Hauptcharakter zu deſſen Zeichnung ſie die Züge aus der Tiefe ihres eignen poetiſchen Geiſtes nahm, feſthielt, und ihn zugleich mit ſolchen höheren Kräften, ſolcher geiſtigen Unbefangenheit und Freiheit ausſtattete, daß er als Träger des neuen freien Geiſteslebens erſcheint. Daß dieſer Charakter ein weiblicher iſt, iſt für die dramatiſche Geſtaltung einerlei; ja es iſt um ſo bedeutender für eine Zeit, die mit einer wahrhaft ernſtkomiſchen Sehnſucht nach dem Ideal der freien Frau ſtrebt. Der weibliche Hauptcharakter „im Oheim“ „im Landwirth“ in der Fürſtenbraut kann allerdings als eine freie Frau gelten, die mit der höchſten geiſtigen Verſtandesbildung die weibliche Herzenszartheit und Gemüthstiefe bewahrt und nie die feine Gränzlinie weiblicher Grazie überſchreitet. Dieſer Charakter nun iſt der Mittelpunkt der genannten dramatiſchen Erzeugniſſe, und nur durch ſein Handeln, ſein Vermitteln, ſein Denken und Fühlen wird es der Verfaſſerin möglich, die enge Schranke des früheren Familiendrama's zu überwinden und mit Laune, Witz und Freiheit das ſociale Leben zu behandeln, ohne die ſtillen Tugenden des Familienkreiſes aufzuopfern; nur ſo konnte ſie das charakteriſtiſche Moment des früheren Schauſpiels mit den Anforderungen des modernen Luſtſpiels ſo glücklich vereinen.

Et.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elſholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 19.** 1839.

Dilettantenpein.

Bewegten Herzens ſitz' ich ſtill,
Weiſs weder was ich ſoll noch will,
Es drängt und drängt und will gebären,
Doch kann ſich's nicht zum Lichte kehren.
O! bebend Herz in meiner Bruſt,
Du glühſt und zitterſt Weh' und Luſt;
Der Gott gab dir ein feurig Leben,
Wird er dir nicht die Sprache geben?
O ſelig, deren leichte Hand
Der Leier Klänge ſpielend fand
Und die, eh' ſie die Fülle quälte,
Die Muſe ſich zu Dienern wählte,
Beglückt auch die, die ohne Harm,
An Freundes oder Liebchens Arm,
Die leichte, bunte Welt durchziehn
Und nicht von ſolchem Feuer glühn. —
Und mitten drinnen geht mein Lauf,
Zu euch ſchwing' ich mich nicht hinauf,
Die ihr, in Klarheit wandelnd, ſpielet
Mit Luſt und Schmerz, und eh' ihr's fühlet,
Mit leichtem Griff die Töne löſ't,
Mir wächſt's im tiefſten Herzen feſt,
Wo euch in tauſend hellen Zweigen
Die friſchen Blüthen aufwärts ſteigen,
Da wühlen durch mein armes Herz
Die Wurzeln grauſam niederwärts.

Georg von Bothmer.

◆

Vorſtellung des Don Karlos

(Am 11. Julius.)

Wenn jedes Werk des großen Dichters, nach einem Ausſpruch ſeines größten Freundes, von jener Jugend glüht:

> die uns nie entfliegt.
> Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
> Den Widerſtand der trägen Welt beſiegt; —

ſo iſt doch ſein Karlos ſein jugendlichſtes Meiſterſtück, das offenſte Bekenntniß ſeiner hohen, ſchönen Seele.

Die Räuber, Kabale und Liebe und Fieſke gehören einer Kraft an, die mehr in den Zügel knirrſchte, als ihn führte — ſie ſind Stürme des Genius.

Schiller hat in dem litterariſchen Kampfe, für und gegen ſeinen Karlos, ſelbſt die Feder ergriffen: keines ſeiner Werke iſt ſeinem Herzen ſo nahe entſtanden und ihm ſo nahe geblieben.

Jetzt nach 32 Jahren hat dieſes Gedicht Lob und Tadel überlebt — es iſt ein Eigenthum der Nation geworden; als eine der Ehrenſäulen deutſcher Humanität neben Leſſing's Nathan ſtehen geblieben. — Es erſchien einſt am Eingang einer großen Zeit, die es mit ſo vieler Kühnheit verkündete — der Dichter hat ſich als einen Seher bewährt, oder ſollte man jetzt noch an der Möglichkeit eines Poſa's zweifeln, noch immer dieſe Schwärmergeſtalt für ein weſenloſes Gebilde des Dichters halten, dem man doch zu gleicher Zeit vorwirft, im Poſa ſich ſelbſt uns zu treu vorzumahlen!

Es hat mehr Poſa's, als den einzigen Schiller gegeben. Bezeichnet nicht dieſer männliche Jüngling eine der Bildungsſtufen, eine der Kriſen, durch welche jeder höhere Menſch, mehr oder minder, einmal wandern muß? Wie man einmal Werther, einmal Hamlet iſt, ſo iſt man auch einmal ein Poſa, und hat nicht Schiller nur zu ſehr dafür geſorgt, ihn unſerer Menſchlichkeit nahe zu bringen, ihn unſerer gränzenloſen Bewunderung zu entrücken?

Poſa iſt der voreilige Märtyrer, der ſeine Palme verfehlt, der ſein eigenes Werk zerſtört, weil er Andern keinen Theil daran gönnt. Er dringt ſich dem Könige, der ihn zum Sohne wollte, als Opfer auf — ſein Unternehmen, das im Vaterlande vollendet werden konnte, verweiſet er auf fremden Boden hinaus — ſein Vertrauen iſt plötzlich der edelſinnigen Königin und dem hingebendſten Freunde entzogen. — Er fällt und läßt ſeine Menſchheit dem ergrimmten, von ihm getäuſchten Tyrannen.

Dieſes ſcheint hinreichend, um den ſchweren, freilich nur dramatiſchen Makel idealiſcher Vollkommenheit vom Marquis zu entfernen — eine ſo große Verblendung ſchadet dem tragiſchen Eindruck ſeiner Aufopferung, es iſt nicht ein bloßes Verkennen günſtiger Umſtände, es iſt ein Selbſtzerſtören, deſſen Zeugen wir in quälenden Verwicklungen ſind, die eine faſt abſichtliche Vermeidung ganz nahe liegender Erklärungen zu unſerm Erſtaunen, ja, zu unſerm Unwillen herbeiführt und ſteigert.

Hierin liegt der große Vorwurf, der ſich dieſem erhabenen Werke aufheftet und uns mitten in ſeiner Herrlichkeit verſtimmt. Können wir es ertragen, daß, wo Philipp's Herz ſich erſchließt, wo wir an eine Verſöhnung des Vaters mit dem Sohne, des Herrſchers mit der Menſchheit glauben — Poſa ſich ſo kalt abwende und den König, den er ſo erſchüttert ſah, muthwillig aufgebe, um, wie er ſagt, ein Spiel zu ſpielen, das er verlor und deſſen eigentlicher Gewinn nur die Flucht ſeines Freundes war, der vom Anfange des Gedichts eigentlich nichts im Wege ſtand.

Poſa's Selbſtverläumdung, ſein dem Poſtmeiſter mit abſichtlicher Verlegenheit übergebner Brief, ſind zu wenig ſinnreich, um einen Philipp zu täuſchen und konnten nur einem in den Händeln dieſer Welt gänzlich Unerfahrenen in den Sinn kommen. Konnte man von einem Poſa vermuthen, er wiſſe nicht, wo die Siegel ſchmelzen, mußte ein Philipp nicht hier eine Falle ahnen und hier gerade zum erſten Mal nicht an das Böſe glauben? —

Nein, Philipp war, wenn auch nicht eines beſſern Dankes, einer beſſern Liſt werth.

Seine Rache, man muß es geſtehen, iſt großartiger, als Poſa's Untergang — ſie iſt gerecht, als Strafe des Schickſals:

„ſeine Jugend
Sey eines Träumer's Hirngeſpinnſt geweſen,
Er ſey geſtorben, wie ein Thor.“ —

Das Herz der ganzen Menſchheit — nicht Philipp; Poſa hat es gebrochen! War dieſes nun Schiller's Abſicht? oder verirrte er ſich, wie ſein Poſa, dahin?

Aber wie groß bleibet doch dieſes Werk mit ſeiner Sehnſucht, ſeinen Verheißungen, ſeinem großen Untergang und mit der Wehmuth, die den Vorhang darüber ſinken läßt? —

Wahrlich, wenn ein dramatiſches Werk wirklich für die Bühne zu groß iſt, ſo iſt es ohne Zweifel Schiller's Don Karlos. Er muß, wie Cäſar, aus drei und zwanzig Wunden bluten, ehe er der Bühne gerecht wird. Wenn wir nicht irren, kommt er in München gerade ſo zur Darſtellung, wie Schiller's eigne Vaterhand ihn zuſchnitt. Kaum bleiben ſeine Hauptpfeiler, der König, Karlos, Poſa, die Königin und die Prinzeſſin Eboli, ſtehen. Die Nebenperſonen werden faſt zu Schatten, der unvergleichlich gezeichnete Prior bleibt aus, der furchtbare Blinde, der nur noch mit dem Blitze zu erreichen weiß, der Großinquiſitor, erſcheint nur, um die Hand nach ſeiner Beute auszuſtrecken, die ihm ein Vater, als Henker, überliefert.

So zuſammengedrängt, bleibt die Aufgabe noch immer für die größte Bühne eine gewaltige. Die Unterdrückung einer Menge von Scenen ſchont mehr die phyſiſchen, als die moraliſchen Kräfte des Künſtlers, der gezwungen iſt, manchen jähen Uebergang, ergänzend, in ſeinem Spiele auszugleichen und auch der dem Zuſchauer nicht vorgeführten Scene ihr Recht zu erweiſen. Die Foderungen dieſes Gedichts an den Schauſpieler ſind unermeßlich; ſchwerlich hat ihnen irgendwo ganz genügt werden können.

Welch' eine Aufgabe dieſer Philipp — dieſer verſchmachtende Herr einer Welt — lechzend nach einem Tropfen Waſſer und nach einem Menſchen — furchtlos — nur nicht, als er Herzog Alba um Schutz gegen einen Verdacht anrufet;

Toledo.
Ihr ſeid ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter!

Er hört die Wahrheit aus dem Munde eines Unterthanen, ihrer Neuheit wegen,

„Neu zum wenigſtens
Iſt dieſer Ton.“

und nun will er ein neues Amt für den erſinden, der ſie ſagt — doch es reißt ihn fort — er wird Menſch, denn er hat:

„Solch' einen Menſchen nie geſeh'n.

Poſa iſt der Max Piccolomini Philipp's, er iſt ſeine Menſchheit, wie Max Wallenſtein's Jugend war —

„So ſtand er neben mir, wie meine Jugend.“
(Wallenſtein fünfter Aufzug.)

„Er war
Mir theuer, wie ein Sohn. In dieſem Jüngling
Ging mir ein neuer ſchönrer Morgen auf.“ —
(Karlos fünfter Aufzug.)

Iſt Piccolomini's Schickſal das Loos des Schönen, ſo iſt das des Poſa zu oft das Loos des Großen auf der Erde. —

Schöner und erhabner haben Freundſchaft und Liebe ſich wohl nie für einen Liebling verbunden, als in dieſem Gedicht. Poſa konnte zum Bundesgenoſſen nur ein Weib, wie Eliſabeth haben. Es iſt einer der Triumphe der Königin, mit hellem Blicke Poſa vor ſich ſelbſt zu entlarven, wenn ſie ihm zuruft:

„Sie ſtürzen ſich in eine That,
Die Sie erhaben nennen —
Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt“ —

wie Poſa's letzte Worte zu ihren Füßen ſeine ſchönſte Huldigung für das mehr verſcherzte, als verſpielte Leben ſind. — Man hat Schiller's Frauenbildern vorgeworfen, nur Schwärmerinnen zu ſein — iſt aber nicht Eliſabeth die klarſte, beſonnenſte, ſicherſte Geſtalt des Ganzen! Die meiſten Schiller'ſchen Dichtungen haben einen ſolchen verklärten Gipfel, auf deſſen Höhe nur ein weibliches Gebilde ſchweben kann,

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.
(Göthe im zweiten Theile ſeines Fauſt's.)

Hätte Poſa der Königin vertraut — hier liegt ſein ſchwerſtes Unrecht.

Eine Meiſterſcene tiefſter Menſchenkenntniß iſt das Scheiden der Königin von der Prinzeſſin Eboli — Eliſabeth verzeiht der Verläumderin:

„Sie liebten ihn, ich habe ſchon vergeben!“

aber ſie wendet ſich von der Gefallenen — Sie iſt zu ſehr die Reine — um hier die Erbarmende zu ſeyn — ſie iſt mehr, als ſtrenge — ſie verwirft — „Unerbittliche Unſchuld,“ läßt Victor Hugo ſeinen Cromwell ausrufen, als dieſer durch die unbefangenen Worte ſeines eigenen Kindes ſich unwiderruflich verurtheilt fühlt.

Das letzte Zuſammentreffen der Königin mit Karlos hat ſeines Gleichen an Erhabenheit nicht. Schiller hat ſich ſelbſt vorgeworfen, ſeine Helden verwechſelt und den urſprünglichen Heros Karlos nachgeſetzt zu haben, aber wie glorreich werden ihm ſeine Rechte wieder gegeben, als welch' ein Sieger läßt er Eliſabeth aus ſeinen Armen!

Herr La Roche vom Wiener-Burgtheater gab den Philipp, als ein verſtändiger, erfahrener Künſtler, doch minder poetiſch, als ihn der Dichter geſchaffen hat — Haltung und Sprache eignen dieſen ausgezeichneten Darſteller, der ſich uns leider nicht von allen Seiten ſeines Talents zeigte, mehr für das Drama, als für das Trauerſpiel, er ſchien uns mehr ein Alba, als ein Philipp.

Herr Dahn, als Karlos, und Herr Schenk, als Poſa, waren beide lobenswerth.

Die Rollen des Herzog's Alba und Domingo's, ſind bei der Aufführung wenig mehr als Skizzen. — Herr Mayer hätte uns in ſeinem Aeußern mehr einen ergrauten Krieger zeigen ſollen, der den König an Jahren übertrifft. Poſa nennt ihn im 4ten Akt 12ten Szene einen alten Mann, den es doch kränken müſſe, ſich ſo zurückgeſetzt zu ſehen.

Mad. Fries gab die vielverlangende Rolle der Königin mit dem ihr eigenen edlen Anſtand.

Der Preis des Abends gebührte Mad.

Dahn; ein reicher Kranz hätte ihr zufliegen ſollen. Man kann die Prinzeſſin Eboli nicht mit mehr Glut, wir wären verſucht zu ſagen, nicht ſüdlicher geben. Es ſchien uns, als habe ſie durch ein kalderoniſches Stück ſich zu dieſer Leiſtung vorbereitet, um ihrer Rolle ein Colorit zu geben, das Schiller, dem großen Spanier noch ſo wenig vertraut, ihm gewiß zehn Jahre ſpäter für den ganzen Karlos abgeborgt haben würde. So muß ſie gefaßt werden, dieſe Eboli, die in ihre Tugend wörtlich Liebe mit einbedungen hatte und die, ſobald dieſer Lohn ihr verweigert, ſelbſt:

des Weibes hohe Majeſtät,
der Gottheit großes Meiſterſtück verſtümmelt —

Der Monolog nach Karlos Verſchwinden, wo ſie von einem Verdacht zum andern fortgeriſſen, zuletzt die Gewißheit einer Nebenbuhlerin, die vermeinte Ueberzeugung von der Strafbarkeit der Königin erwirbt — ein Meiſterſtück leidenſchaftlicher Logik, wenn man ſo ſagen dürfte, — gelang Mad. Dahn bewunderungswürdig. Wenn die Prinzeſſin ſich ſo ſchnell der Schande überliefert, iſt es nicht allein Verzweiflung verſchmähter Liebe, es iſt Verzweiflung an jeder weiblichen Tugend, weil ihr Ideal, die Königin, fiel.

„Ich betete ſie an — ich zitterte
Vor dem erhabnen Schreckbild dieſer Tugend.“ —

Und ſo nur wird der Untergang dieſes wahrlich nicht gemeinen Weibes erklärbar, das eben noch vor Karlos in der Glorie der Tugend glänzte. — Um ihre Angabe dem Könige glaubbar zu machen, bedurfte es etwa ihrer Schande? —

Nicht minder tief und ergreifend war das Spiel der Mad. Dahn in ihrer letzten Scene; die Prinzeſſin tiefer als im Staube liegend, erkennt die Reine, die Heilige, den Engel wieder, den ſie geläſtert. Es iſt pſychologiſch ſchön, daß Karlos Gefahr mit einem Male den Verdacht in ihr getilgt hat, den Eiferſucht, nicht ohne manche Wahrſcheinlichkeit, entſtehen ließ — ihr Ideal ſteht in ungetrübtem Glanze wieder vor ihr, während ſie in den Abgrund der Verworfenen verſinkt. — Es iſt Alles verloren, weil Eliſabeth ſich von ihr wendet; es iſt etwas erſchütternderes als Reue in dem Schrei:

„Ich ſehe die Königin nicht wieder.“ —

Noch müſſen wir es Herrn und Madame Dahn danken, in der berühmten Erklärungsſcene des Pavillon's das faſt unabweisbar Komiſche des Irrthums, der Enttäuſchung und der Verlegenheit ſo fern als nur möglich gehalten zu haben und ſo einer Störung entgangen zu ſein, die wir dieſe Scene bis jetzt noch immer erleiden ſahen.

Die ganze Vorſtellung hinterließ einen tiefen Eindruck und gewiß kehrte jeder mit dem Ernſt des erhabnen Werkes heim. —

M.

* * *

L'âne mort et la femme guillotinée.

Ein Seitenſtück zu dieſem zerreißenden Buche von Jules Janin lieferte mir eine Scene, deren Zeuge ich im Hauſe der Wahnſinnigen zu Rio Janeiro war.

Auf dem Begräbnißplatze, der an dieſe Wohnung verzerrter Seelen gränzt, ſah man vor wenigen Jahren einen Eſel, der ſich faſt immer in der Mitte des Todtenangers aufhielt, wo die Leichname mehr in Gräben, als in Gräber, mehr geſtürzt, als gelegt wurden. Eine wahnſinnige Negerin, die mit allen Zeichen lebhafter, doch geheimnißvoller Freude, Fremden, wie Bekannten, zunickte, war in beſtändiger Bewegung zwiſchen Kirchhof und Narrenhaus. Bald hing ſie am Halſe ihres Eſels, bald rannte ſie durch die dunkelſten Gänge, woran die Zellen des Wahnſinns ſtießen.

Die Wirklichkeit bleibt ſelten hinter der menſchlichen Fantaſie zurück.

M.

Pſychologiſche Fragmente.

Beſchränkte Menſchen ſind zu ihrem Vortheile oft die trefflichſten Beobachter in der freilich beſchränkten und geiſtig ungeſunden Atmosphäre der Intereſſenwelt, für kleine Verhältniſſe, gemeine Intriguen mit wahrhaft mikroſkopiſchem Auge und unbegrenzter Keckheit begabt, für kleine Zwecke und Perfectibilitäten rieſenhaft thätig, reicht ihr Auge dagegen in keine Ferne und rückt ihre Hand keinen Felſen, ihr Verſtand iſt kurzſichtig, ihre Vernunft blind, ihr Herz taub.

* * *

Es gibt Vernunft- und Verſtandesmenſchen. Jene haben eine oft liebenswürdige, oft auch ärgerliche Negligenz in Begriffsſachen und kommen kaum mit dem Ein mal Eins zurecht, dieſe aber gerathen in die größte Unbehaglichkeit, wenn von metaphyſiſchen Dingen die Rede iſt, jene lieben in der Poeſie das Pathetiſche, Phantaſtiſche, dieſe das Komiſche, Beißende, auch manchmal das Ueberkünſtelte. Zwei ſolche Menſchen in einer Freundſchaftsallianz könnten Großes leiſten, ſie haben aber ſelten Reſpect und niemals Sympathie für einander.

* * *

Von jedem Menſchen haben wir einen Begriff und eine Idee. Jener bezieht ſich auf ſein Sein, dieſe auf ſein Werden. Ein Menſch, der von keiner Idee geleitet wird, bleibt unter aller Schminke doch ein gemeines, der Begriffloſe ein flaches Subject. Die Liebe faßt den Menſchen in ſeiner Idee, die Geſellſchaft im Begriffe, die wahre Freundſchaft in beiden zuſammengenommen auf. Die Liebe urtheilt nach dem geiſtig ſittlichen, die Societät nach dem verſtändig ſinnlichen Prinzip, jede geiſtige Hochſchätzung führt eine moraliſche mit ſich, daher es keine unſittliche Liebe und keine liebende Unſittlichkeit gibt, unter den Böſen herrſchen nur Buhlſchaft und Complott. Unſittlichkeit hat etwas zerſtörendes, Sittlichkeit etwas Schöpferiſches und wie die wahre Liebe mit tauſend Gedanken und Gefühlen in das Herz einzieht, ſo verheert die thieriſche die ganze ſchöne Vegetation in unſerer innern Welt.

* * *

Bei jeder geiſtigen Sache nähern wir uns einer Idee; die wenigſten Menſchen wiſſen aber die Weltlinien des vernünftigen Gedankens vor und rückwärts fortzuſetzen, ihr Gefühl weiß nichts zu ergänzen.

* * *

Polyhiſtoren werden oft bankerott an Urtheilskraft, weil ſie ſo viel mehr ein- als ausführen und ihr Lager gar nicht mehr überſehen.

* * *

Schwindel vor hohen Stellungen äußern gar Viele, aber darum ſchlägt ſie keiner aus. Wer ablehnt — darf nur die Hand umkehren.

* * *

Der untrüglichſte Schlüſſel zum Herzen der Ehrſüchtigen iſt ihre Lebensart. Mancher ſpielt ſchon im Hauſe den großen Herrn, ehe er noch den reichen Strauß übermüthiger Hoffnungen ſichtbar werden läßt. Einfache Leute ſind deswegen ſtets ſchwer zu errathen, während ein eitler Ehrſüchtiger mit jeder Rockfalte ſeine Gedanken ausplaudert.

W.

Theaterſchau für den Monat Julius.

Alles in der Welt hat ſeine Ebbe und Flut; und was da Theil nimmt am ſocialen Leben, Jung und Alt, Hoch und Niedrig hat im Wandel des Jahrs, und im Kalender des Lebens ſeinen Feſttag des Entzückens und ſeine Paſſionswoche; das Kind hat ſeinen Chriſtabend, und das Ehepaar ſeinen Honig- und Wonnemonat; dem Schulknaben ſchlägt die Ferienſtunde, und der Börſenmann jauchzt ob der gelungenen Spekulation; der Landmann feiert das Erntefeſt, und der Diplomat ſpinnt ſeine geiſtreichſten Combinationsfäden, wenn die Weltgeſchicke ſich recht bunt verwirren; auch der Theater Recenſent hat ſeine Roſentage, und ſeine Feſtabende, wenn im gedrängtvollen Haus, bald das allgemeine Entzücken und der Beifallsſturm, bald die lautloſe Stille der geſpanntlauſchenden Menge Zeugen ſind, daß der Mime den Weg zum Herzen gefunden, daß die Kunſt triumphire. Doch auch für den Recenſenten kommen jene Tage, die ihm nicht gefallen; auch für ihn ſchlägt das Stündlein, wo er eine Lucke fühlt, ſein Enthuſiasmus erkaltet, und die ſonſt ſtets gerüſtete unermüdliche kritiſche Feder ſtockt, wie ein Schwert in der Scheide verroſtet; wo ſeine beſten Ideen und Einfälle nicht, wie ſonſt, im vollen Fluße ſtrömen, wenn er die ſparſamen Gruppen im Schauſpielhauſe ſieht, wenn die Logen ihres holdeſten Schmuckes beraubt ſind, wenn der Kronleuchter in ſchwerer Atmosphäre trüber zu glänzen ſcheint, weil er ſeine Lichtſtröme nicht über einen vollen Kranz der Verſammlung ergießen kann. Dieſes Stündlein ſchlägt für den Recenſenten in der Sommerſaiſon. Da ſucht ein großer Theil der ſchönen Welt ſich einen anderen Schauplatz der Luſt; ſie will die Stadt vergeſſen, mit ihren Künſten, ihren Salons, ihren Opern und Conzerten; maleriſche Waldſcenen, romantiſche Thäler, ländliche Feſte, luſtige Seefahrt — ſind ihre Bilder im Traume und ihre Luſt beim Erwachen; die blaßen Wangen der Schönen ſollen in erquicklicher Landluft wieder friſch ſich röthen, die Lippe ſoll wieder erblühen; und das Herz ſoll, vom Balſam der Natur beträuft, von mancher Wunde geneſen, um für neue ſüße Wunden empfänglich zu werden; es ſoll ſanfter ſchlagen, um bei neuen unbekannten Regungen heftiger zu beben. Doch wir kehren zu unſerem Thema zurück. In einem Punkte iſt auch die Sommerſaiſon der Theaterluſt günſtig. Es kommen fremde Bühnenkünſtler, um uns mit ihren Talenten zu überraſchen; wir werden vertraut mit neuen Kunſtleiſtungen; der Gaſt gibt uns ſeine Trefflichkeit zum Gaſtgeſchenk; er feiert auch unter uns ſeine Triumphe. Und ſo hat uns Herr La Roche mit ſeinem Talente ein werthes Gaſtgeſchenk gebracht. Wer die verſchiedenen Rollen, in denen Herr La Roche auftrat, überblickt, wird ihm eine gewiſſe Vielſeitigkeit des theatraliſchen Darſtellungsvermögens nicht abſprechen. Wer Philipp's kalten Despoten-Ernſt, Shylok's Chriſtenhaß und Rachedurſt, Franz Moor's ſpitzbübiſche Laſterſophiſtik wiederzugeben weiß; und außerdem im gewöhnlichen Luſtſpiel die individuellen Züge der Charaktere zu zeichnen verſteht; darf mit Recht ein Künſtler genannt werden, wenn wir auch bekennen müſſen, daß in den geſammten Darſtellungen des werthen Gaſtes ſich keineswegs eine neue, prägnante, originelle Auffaſſung ſeiner Rollen kund gab. Manche ſeiner Darſtellungen ſchienen uns ſogar mißlungen, z. B. des Mephiſto. Vor ſolch gutmuthiger Perſonage, als der Mephiſto des Herrn La Roche war, werden wir uns nie fürchten, vor ihr werden wir nie jenes unheimliche Grauen empfinden, wie vor dem Mephiſto des Dichters, dem geſpenſtigen Unhold der Volksſage, der in Fauſt wohl als luſtiger Lebemann, als Junker Satan auftritt, aber hinter dieſer komiſchen Außenwelt jenen alles Leben verzehrenden Grimm verbirgt. Wo ließ Herr La Roche denn den ſparſüchtigen, unheimlichen, ſchleichenden, grimmig höhniſchen Geſellen, die Spottgeburt von Koth und Feuer d. h. das Ungeheuer, das mit der krudeſten Sinnlichkeit die ſchärfſte geiſtige Penetranz verbindet? — Eines müſſen wir bei dem Gaſtſpiele des Herrn La Roche vor allem bedauern, daß ihn nämlich ein eigner Unſtern bei der Wahl ſeiner Gaſtvorſtellungen geleitet hat. Was hat das Repertoir verſchuldet, daß ein Stück wie das „Majorat" darauf wieder erſcheinen ſollte? Böſe Geiſter bannt man der Sage gemäß in die Wüſte. Dieſes Stück nun, dieſen wahren Theaterſpuck, banne man in die äußerſte Sahara! Die Muſe hat an ihm keinen Theil. — Hätten wir doch ſelbſt Fiesko nicht ſo leicht wieder erwartet! Ich geſtehe meine Schwäche! Immer erſchreck' ich, wenn ſolche excentriſche Geburten einer überſchwenglichen, aber ungezügelten poetiſchen Kraft keineswegs zu Heil und Frommen der äſthetiſchen Cultur, wieder erweckt werden. Dieſe gewaltigen Erregungen, dieſe leidenſchaftliche, heftige Spannung des Gefühls, — ja, wirkten ſie, wie Gewitterſtürme, heilſam erſchütternd; — wir könnten ruhig uns ihnen hingeben. Aber ſie wirken fieberhaft und das übermächtige Pathos endet nicht, wie die Tragödie enden ſoll, mit jener ruhigen großartigen Geiſtesſtimmung, mit Reinigung der Leidenſchaft, ſondern mit Mißbehagen an Kopf und Herz. Wie ruhiger, wie rein, wie frei läßt Schiller die Flamme des Enthuſiasmus bereits in Don Carlos glühen! wie ſänftigt ſich in Poſa die wilde, ſchwärmeriſche Glut zur milderwärmenden Flamme der Humanität! welch' ein Fortſchritt des Genius vom übermäßigen Drang zur freien Selbſtbeherrſchung! —

Ueber den „Kaufmann von Venedig" worin Hr. La Roche als Shylok ſich trefflich zeigte, wüßten wir nichts zu ſagen, was nicht ſchon von den zahlreichen Commentatoren Shakespeares über dieſe herrliche dramatiſche Schöpfung geſagt worden wäre. Doch nein! Wir wiſſen etwas! Eine literariſche Novität ſonderlicher Art, womit wir dieſes Inſerat ſchließen wollen, zur Erbauung oder zum Schmerz aller, die ſich einſt an den Sprüngen des Heine'ſchen Witzes ergötzten. Ach, der Witzfaden iſt ihm endlich geriſſen, dem alten Witzreißer! Und wie wunderbar, der alte Shylok mußte es ſein, woran ſein Witzgenie ſcheitern und zum traurigen Falle kommen ſollte! Bis hieher! ſagte das Schickſal und nicht weiter! — Was iſt alſo Heinen begegnet? Hat ihm ein Dämon ein Bein geſtellt? — O nein! es iſt weit ärger! Es iſt kaum glaublich! Heine hat einmal Ernſt gemacht, traurigen Ernſt; er iſt einmal redlich offenherzig geweſen. — und das war ſein Fall! Da kommt er nämlich in ſeinen jüngſt erſchienenen „Mädchen und Frauen Shakspeares," nachdem er über Alles in der Welt, nur nicht über Shakspeare's Frauen, radotirt, da kommt er auf den Kaufmann von Venedig zu ſprechen; und da ſcheint plötzlich ſeinem Witze das letzte Stündlein zu ſchlagen, und er wird einfältig; und mit erboſtem Grimme fällt er über den armen Shakspeare her, der es gewagt, im Juden Shylok „einen gedrillten Wehrwolf" darzuſtellen, — und er geht mit einem Eifer der Vernichtung auf das unſterbliche Werk los, und ſchimpft alle Charaktere deſſelben ſchlecht und matt und nicht werth, dem Shylok die Schuhriemen aufzulöſen; und er ſpricht es offen aus, daß hier „der Weltgeiſt mit dem Dichter durchgegangen ſei." — Wie furchtbar ernſt iſt hier Heine! und wie unendlich komiſch iſt dieſer Ernſt! —

St.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 20.** 1839.

Gedichte

von Str—.

II.

Der Reiſende.

„Nein, nicht halt' ich's länger aus;
Wenn ich nicht enteile,
Tödtet mich im engen Haus
Noch die Langeweile;"

Sprach ich, und am Reiſeſtab
Fing ich an zu wandern,
Hügel auf und Hügel ab,
Einzeln und mit Andern.

Aber immer blieb der Sinn
Bei mir, wie zu Hauſe,
Flog ich pfeilſchnell auch dahin,
Oder machte Pauſe.

Wo ich hinkam, immer was
Hofft' ich zu erſpähen,
Fand ich's, war es nicht mehr das,
Muſste weiter gehen.

Alles wie von Windeszug
Sah ich ſich zerſtieben,
Nur was ich im Buſen trug
Iſt mir treu geblieben.

Orient und Occident
Haben es erfahren,
Selbſt das blaue Firmament
Sah es mich bewahren.

Weil ich's hatte, theilt' ich's mit
Brüderlich den Andern,
Mitzutheilen iſt ja Sitt',
Ewiglich beim Wandern,

Einz'gen Schatz und letzten Troſt
Für die Raſt und Eile,
Für die Hitze, für den Froſt —
Meine Langeweile.

◆

Die Liebe.

Novelle von Franz Schmidt.

Sophie war krank. Ein Bruſtleiden zehrte an ihrem Leben. Ich ſollte ſtatt der aufglühenden Knoſpe die bleichende Roſe wiederſehen. Meine Hand zitterte bei Oeffnung der Thüre, welche ihren Anblick verſchloß. Der Entſchluß, durch Heiterkeit der Begrüßung zweifache Wehmuth zu erſparen, war umſonſt gefaßt. Ihre Lilienwangen, fieberhaft vom Kuß des Todes geröthet, erſtickten meine Worte, Thränen zwangen ſich mühſam ins Auge zurück. Endlich ſprach ich vom Wiederſehen, und meinte das gegenwärtige; Sophie aber bezog Alles auf ein ſpäteres und erſchütterte mich. Ich ſprach von Bräuten meiner Heimath, und ſah in ihr die Himmelsbraut. Da eilte ich aus einem Orte, der mich zum Zeugen der Erhebung eines Erdenengels würde gemacht haben, und nahm mit mir den Schmerz eines tiefgebeugten Freundes. Anders ſchied Alpin von Sophien, die er mit der Liebe des Geliebten umfaßt hatte. Er trennte ſich leichter von ihr, weil er Rettung für möglicher hielt. Die Liebe glaubt was ſie wünſcht. Wie vernichtend mußte auf ihn die Kunde von Sophiens Auflöſung wirken, welche ihm nachfolgte. An alle ſeine Lebensadern legte ſich das Meſſer des Jammers. Den Verband, welchen die Tagsgeſchäfte um die blutenden Wunden wickelten, riß die düſtere Schwermuth der Nacht wieder ab. Der Schlaf floh ſeine Augen, die Freude ſeine Seele. Er würde im Sturm der Leidenſchaft untergegangen ſein, hätte nicht ein Vermächtniß Sophiens ihm wieder Theilnahme für Irdiſches eingeflößt, und ihn zum Leben zurückgezogen. Anna, Sophiens Schweſter, überſandte eine Locke der Verblichenen. Dem theuren Erbe mußte Aufmerkſamkeit geſchenkt, das heimlichſte, heiligſte Oertchen angewieſen werden, bis es zum Ring verflochten Alpins unzertrennlicher Gefährte wurde. Anna's Schreiben enthielt Andeutungen über die letzten Augenblicke Sophiens, welche tauſend Fragen in Alpins Herz warfen. Ihre Beantwortung ſchien keiner Feder anvertraubar zu ſein. Alpin wünſchte aus Anna's Mund die erſehnten Aufſchlüſſe, und kam nach Liebach. Die Worte Anna's über Sophie'n glichen Thautropfen, welche die Paſſionsblume der Alpiniſchen Liebe nährten, aber erquickten. Anna ſtand in einem Alter, in welchem man noch nicht leidet, weil man noch nichts verliert, in welchem man leichthin glaubt, weil man nicht denkt, in welchem man nicht ſucht, weil man ſchaut. In ihre junge Seele war noch nicht der Gifttropfe des Zweifels gefallen, der unſer Lebensmark verzehrt. Sie ſah in Sophien den Engel — und trauerte zwar über den Verluſt der Schweſter, aber nicht über Sophiens Tod, der ihr als Belohnung, als Triumph der tugendhaften Dulderin erſchien. So bewies das kindliche Mädchen dem mannhaften Alpin gegenüber eine Stärke, eine Zügelung des Gefühls, die ſein reiferes Alter beſchämen konnte. Um dieſe Zeit trat auch ich wieder in nähere Berührung mit dem Hauſe Anna's und dem Freunde Alpin. Während Anna's Benehmen in Alpin allmählige Beruhigung wirkte, ſchuf es mir ſchnelle Bewunderung. Ich nahm die feſte Haltung des Mädchens zum Gegenſtand ernſter Beſchauung, und die Betrachtung ihrer geregelten Empfindungen erzeugte in mir das Gefühl des Erhebenden, Erhabenen und Schönen. Alpin, den der Schmerz betäubt hatte, richtete ſich an Anna's Seelengröße ohne Selbſtbewußtſein auf, wie der Blinde aus einem Strome durch den hingehaltenen Stab halb willenlos ſich ziehen läßt. So wurde Alpin durch Anna's rettende Hand mehr und mehr vom Abgrunde der Verzweiflung entfernt und in den Tempel des Troſtes eingeführt. Jetzt ward er plötzlich inne, wem er Verſöhnung mit Welt und Gott verdanke, mit denen er leiſe gehadert hatte. Anna erſchien ihm als Bote des Friedens und der Seligkeit und der Selbſtgewinnung. Er zürnte der ſeitherigen Verblendung ſeines Auges, die ihm Anna's Aehnlichkeit mit Sophien verhüllt hatte. So war der Tod der Geliebten kein Tod der Liebe. So keimte aus dem verweſenden Korne der Neigung die Blüte junger Begeiſterung empor. So war die Geliebte in der Schweſter auferſtanden, und in lieblicher Täuſchung die Treue für die Einzige gebrochen. Schwöre nimmer vermeſſen Treue, wenn ein ſterbliches Herz im Buſen ſchlägt! Mit voller Kraft glaubt er die Geliebte zu umſchlingen; los ringt ſie aus ſeiner Umarmung die Zauberin Phantaſie und legt ihm ein Luftgebilde an die Bruſt. So entwand ſie dem armen Alpin Sophie und gab ihm Anna. Anna's Eroberung ward Anna's Untergang. Mädchen haben mehr und beſſere Augen als der Mann; Anna ſah ſich unentbehrlich, und machte ſich unentbehrlich; ſah, daß ſie gefiel, und ward gefallſüchtig. Durch edle Natur hatte ſie Alpin beſiegt und durch unedle Unnatur glaubte ſie, den Sieg verfolgen zu müſſen. Es ward das Band der Unſchuld, das ſie an Alpin knüpfte, bald zur Schlinge der Selbſtſucht, an die ſich zwei Angeln befeſtigten. Es kränkte den Stolz Anna's, daß Alpin ſie nur liebte, weil ſie der Schweſter gliche. Sie wollte auch Anna ſein, um als Anna zu triumphiren. Ich hatte oft mein Mißfallen an franzöſiſchen Gärten geäußert; Anna wußte, daß ich die Natur in der Natur und am Menſchen ehre. Darum erheuchelte ſie gegen mich Natur. Davon ahnete meine Seele nichts, und Anna feſſelte mich mehr und mehr; wenn man ſagen kann, daß man einen regungslos Gebundenen noch mehr binde. Ich bemerkte den Stolz und Eigenſinn, mit dem ſie Alpin und ihre Familie zu beherrſchen anfing, aber ich hielt ihn für Kraft. Das Böſe an Jüngeren beſticht leicht unſer Auge; haben wir es auch gethan, ſo entſchuldigt es unſere Eigenliebe, und der Schimmer, der die Vergangenheit überzieht, fehlt auch ihm nicht, haben wir es gemieden, ſo gefällt uns wenigſtens der feſte Entſchluß, zu wagen, was wir nicht gewagt hatten, und wir ſind leicht geneigt, das Böſe für Stärke zu halten. Wir ſehen große und kleine Kinder trotz elterlicher Mahnungen ſich auf ſchwaches Eis begeben. Sollen wir es Muth oder Keckheit nennen? Was führt ſie vom weniger glatten, ſicheren Pfad auf den gefährlichen? Der Ungehorſam, die Prunkſucht oder edler Stolz, der die Gefahr ſucht, weil er die Gefahr verachtet und gern beſiegt? Wir ſind ſchwach genug, das letztere zu meinen. Darum imponirte, gefiel Anna durch die Starrheit ihres Willens, die ſogar in Bezug auf Kommando des Geſindes und die ganze Leitung des Hausweſens ihre gute Seite hatte, ihr wenigſtens in meinen Augen allerliebſt anſtand. Es fleckte ihr, wo ſie flickte; man gehorchte, wo ſie wollte, man flog, wo ſie winkte. Anna hatte meine Neigung für ſie längſt entdeckt, ohne ſie zu hemmen. Sie wollte mich gewinnen, ohne Alpin aufzugeben, ſei es, daß ſich ihr Herz für Aufnahme zweier Geliebten erweiterte, ſei es, daß ſie ſich die Wahl zwiſchen mehreren Anbetern frei halten wollte. Auch Anna's Mutter ſchien meine Annäherung an die Tochter zu begünſtigen. Ich wurde zu allen Familienfeſten beigezogen, und mit mehreren Hausämtern belehnt. Die Pflege der Naturblumen im Gärtchen ging in meine Hand über, und die Verfertigung der Muſterblumen zu Stickereien vertraute man ihr an. Hier konnte ſich meine Reimſucht nicht verſagen, die labyrinthiſchen Irrgänge einer wohlgerankten Papiertraube mit ſchüchternen Verſen zu begleiten, oder die phantaſtiſchen Krümmungen eines Eichenblattes mit ſüßen Worten zu beſäen. All der Dank für ſolche unbeſtellte Zugaben beſtellter Arbeiten war die Erlaubniß, mehr zu liefern. Welch' dankenswerther Dank! Denn wie ſehr beglückt es den Liebenden, für die Geliebte ſich bemühen zu dürfen. Meine Gartenmühen bezogen ſich hauptſächlich auf die Zucht der Hyacinthen.

Keine andere Blume zeigt ſo ſehr ein geheimnißvolles, geiſtervolles Weſen. Die erſte Knoſpe iſt Prophetin der künftigen Farbe. Wird die Blume roth, ſo liegt auf der noch grünen Knoſpe ein Hauch jugendlicher Röthe, wie ſie dem Mädchen beim Gefühl der erſten Liebe auf die Wange fliegt. Sollten nicht die Blumen eine ehrenvollere Stelle in der Gliederung und Uebereinanderreihung der Weſen einnehmen, als die wir ihnen gewöhnlich zugeſtehen? Wie belebt und beſeelt erſcheint ihr Organismus, wie friſch der Umlauf ihres hellen Blutes durch ein Sonnenmikroſcop beſehen? Wie wendet die Hyacinthe ängſtlich ihre Blätter nach derſelben Sonne, zu der die Lerche ſehnſuchtsvoll aufſteigt und ahnend der Blick des Menſchen ſich erhebt? Meine Sonne war damals Anna's Auge: eine Quelle, aus der ich tauſend Worte ſchöpfte, ein Guckkaſten, in dem ich tauſend Bilder ſah, eine Tiefe, in die ich ſchwindelnd ſchaute, ein Irrgarten, in dem ſo gern ich mich verlor, ein Räthſel, das ſich immer löſte und verknotete, die Taube Noah's mit dem Oelzweige und das gezückte Schwert des Todes. Einige Jahre drehte ich mich als treue Sonnenblume um Anna als meine Sonne, ihr ſo fern wie die Erdenblume dem Himmelslicht. Da legte einmal ein Stegreif-Ball auf dem Lande die Sonne meines Lebens in meine Arme. Die Decke des Ballſaales war nichts als die blaue Wölbung des Himmels, ſeine Pfeiler waren blühende Kirſchbäume, der Boden elaſtiſches Gras mit Blüthenſchnee beſtreut. Das Orcheſter hatte ſich freiwillig und ohne Zahlung zuſammengefunden: die Flötiſtin Nachtigall ſpielte auf mit ihren Geſellen. Wer nur tanzt, um ſich zu ermüden oder zu gewinnen, kennt nicht die Wonneſchauer, die einen jugendlich reinen Tänzer durchzucken. Schwer genug iſt des Menſchen Haupt mit Gedanken, Hoffnungen und Reuen belaſtet; man darf ihm das tiefe Selbſtvergeſſen gönnen, in das ihn der wirbelnde Walzer wiegt. Engend genug iſt unſer conventionelles Leben, das ſich in ſteifen geraden Zügen bewegt, man gönne dem jungen Erdenpilger auch die erquicklichen Wellenlinien des Tanzes, vor allen des Walzers, denn man glaube ja nicht, daß die Tänze an Schädlichkeit verlieren, je complicirter und feiner ſie ſind. Der Cotillon läßt zu viel Zeit zur Wahl, zur Eitelkeit. Der kräftige Walzer verbindet zwar eng und auf lang, aber ſein Flug läßt keinen Raum für arge Gedanken. Ein Walzer mit Anna erfreute mich mehr, als alle folgenden ganzen Bälle meines Lebens mich vergnügten. So gern ich ſie in meinem Arm fühlte, ſo gern ſah ich ſie im Beſitz Alpins an mir vorüberfliegen. Eiferſucht blieb meiner Seele fremd, wie ſie mit ihrer Schweſter Mißgunſt dem Höhepunkt edler Liebe immer fern bleiben wird. Lieben heißt Freudegönnen, Liebe iſt nicht Wunſch des Beſitzes, ſondern des Gebens, nicht des Herrſchens, ſondern Dienens, nicht des Empfangens, ſondern Opferns. Nur unedle Liebe hat die Selbſtſucht zur Mutter und die Begierde zur Tochter. Solche Liebe reicht den Kuß, um zu genießen den Kuß, ſäet Lob, um zu ernten das Lob, liebt, um geliebt zu werden; ächte Liebe aber ehrt und nimmt den Hohn, hilft und nimmt den Fluch, trägt und duldet und ſchweigt und liebt. Heil meiner Liebe, daß ſie ſchwieg! Ich ſah Alpin einen Feuerkuß auf Annas Lippen drücken. Ein Blitz durchzuckte mich. Nicht der Donnerſtrahl der Verzweiflung oder Rache, ſondern der Lichtſtrahl der Beſinnung und Zurechtfindung; ein Blitz, nicht mich zu vernichten, ſondern mir den Abgrund zu beleuchten, vor dem ich ahnungslos bisher geſtanden. Ich klagte mich des Verrathes an Alpins Freundſchaft an, ich betrachtete mich als Räuber ſeiner zweiten Seligkeit, als Mörder ſeiner zweiten Geliebten, und pries mich glücklich, daß noch Rückkehr, Rettung möglich war, daß ich vor der bodenloſen Schlucht noch fliehen konnte, die ſich mir aufthat. Ich kettete mein Herz los von Anna, und nahm von ihr nichts mit in die Einſamkeit, als die Erinnerung; ein Recht, ein Gut, das keine Gewalt dem Herzen raubt. Einſamkeit iſt der Probierſtein der Seele, an den ſie Jeder im Leben einmal anlegen ſollte, ohne ſie daran haften zu laſſen, bis ſie ſchartig wird.

Auch ich führte mein Herz wieder in die Welt zurück, denn ein irdiſches Spielzeug muß dem kleinen Menſchen bleiben, ein Titel, den er als Aushängſchild am Halſe trägt, oder die Pfeife der Muſik, welche die Ohren der Leute ſpitzt, oder das Glöckchen der Poeſie, an dem er zieht, oder ein Weiberherz, das er als Ball wirft und fängt, oder ein Kind, dem er die für ſich abgelegte Narrenkappe aufſetzt. Ich wählte die Poeſie. Auch den Freund Alpin, ließ das Schickſal wenig von Anna. Wie es auf der Bühne nur eines fallenden Gewandes bedarf, um eine Göttin in eine Erdentochter zu verwandeln, ſo ſank vor Alpin's Augen der Nimbus, der ihm Anna zu Sophien und zum Engel verklärt hatte, beim Genuß des irdiſchen Kuſſes. Wie ihm früher die Geliebte vor der Liebe geſtorben war, ſo ſtarb ihm jetzt die Liebe vor der Geliebten. Alpin hatte geliebt mit getäuſchter Liebe, Anna mit tauſchender Liebe, ich mit namenloſer Liebe. Sie iſt jetzt die Frau eines Dritten. Möge ſie glücklich ſein! Biſt aber du, edle Leſerin, die du Annen nicht gleichſt, der Geſchichte einer dreifachen Liebe mit Theilnahme gefolgt, ſo höre den Namen des namenlos Liebenden: er iſt Ernſt Scherz.

* * *

Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller.

I.

Balzac.

Jede Epoche in der Geſchichte hat auch ihre Schriftſteller. Aeußern dieſe im Allgemeinen auf die Richtung der Gedanken Einfluß, ſo erhalten ſie aber auch wieder ſelbſt ihre Inſpirationen von dem Geiſte der Zeit. Es ſtehen beide demnach in beſtändiger Wechſelwirkung. Zuweilen findet es ſich, daß große politiſche Ereigniſſe auch den Geſchmack in der Modelitteratur beſtimmen, und wie mit einem Zauberſchlage neue Schulen hervorrufen. So in Frankreich nach der Julirevolution. Was vorher vielleicht nur in wenigen Köpfen geſchlummert, kam durch die allgemeine Aufregung, welche jene Cataſtrophe veranlaßte, plötzlich zum Ausbruche, und nahm an jener fieberhaften Reizbarkeit Theil, welche alle Claſſen der Geſellſchaft zu durchdringen ſchien. Unter den Schriftſtellern des Tags that ſich nun ſeit jener Zeit beſonders **Balzac** hervor. Während er vor dem Jahre 1830 alle ſeine Verleger zu Grunde richtete, und keines ſeiner unter einem andern Namen geſchriebenen Werke Leſer fand, wurde Balzac nach jener Periode bald der Held der Tageslitteratur.

Aber in dem Grade, als ſeine Berühmtheit ſtieg, wurden auch die verſchiedenartigſten Urtheile und Anſichten über ſeine Arbeiten laut. Die Einen wollen darin eine unverſiegbare Quelle von Lebensweisheit, tiefe Menſchenkenntniß und eine Maſſe neuer pſychologiſcher Ideen finden, während Andre ihm jede Wahrheit in der Darſtellung, jede natürliche Auffaſſung der Charaktere wie der Situationen abſprechen, die einen nennen Balzac daher einzig in ſeiner Art, unerreicht und unübertroffen, während andre ihn als verzerrt, manierirt, übertrieben in ſeinen Schilderungen bezeichnen. Viele finden in ſeinen Werken einen hohen Grad von Moralität, einen wahren Sittenſpiegel unſerer Zeit, andre klagen Balzac einer tiefen Verderbtheit an, die alles Heilige und Hohe in den Staub ziehe, und mit frevelndem Leichtſinn die ehrwürdigſten Verhältniſſe behandle u. ſ. w. Die Wahrheit liegt, wie überall, wohl auch hier in der Mitte. Balzac iſt unſtreitig kein claſſiſcher Schriftſteller, dazu fehlt ihm die nöthige Kraft; er iſt ſelbſt zu ſehr in den Gebrechen unſerer Zeit befangen; er iſt zu ſehr Mitſchuldiger unſerer Fehler, läßt ſich viel zu ſehr von dem augenblicklichen Eindrucke hinreißen, und opfert dem Effecte wohl gar ſeine beßre Ueberzeugung. All dieſen Wahrnehmungen begegnen wir in Balzac's Werken auf jeder Seite. Aber ſein Hauptverdienſt bleibt immer, ſich ſo viel als möglich von der ſ. g. romantiſchen Schule entfernt zu haben. Es lag hier die Verſuchung ſo nahe, ſich von dieſem anſteckenden Gifte hinreißen zu laſſen, welches die franzöſiſche Modelitteratur nach allen Seiten hin durchdrang. Balzac ſchlug einen eigenen Weg ein, und ſtellte ſich, wenn auch vielleicht eine für ſeine Kräfte zu große, doch neue und wahrhaft verdienſtvolle Aufgabe. Er wollte nämlich ſeinen Zeitgenoſſen ein gewaltiges Gemälde der Sitten unſeres Jahrhunderts aufrollen. Dieſes Gemälde ſollte aus einer Menge kleiner Genrebilder zuſammengeſetzt werden, die, unter ſich wieder in beinahe unbemerkbarem Zuſammenhange, geiſtreiche Beiträge zur Bildungsgeſchichte der Menſchheit liefern würden. So ſchwierig, ſo umfaſſend dieſer Plan auch erſcheinen mag, Balzac ſuchte unverdroſſen ſein Ziel zu erreichen. Die Löſung dieſer großartigen Aufgabe iſt ihm jedoch, zum Theile wenigſtens, nur höchſt unvollkommen gelungen. Was uns gleich zuerſt bei Beurtheilung ſeiner bisher bekannten Werke unangenehm berührt, iſt die auffallende Ungleichheit derſelben. Dieſer ſtörende Contraſt, wobei Balzac's Schriften beinahe in drei gänzlich unter einander verſchiedne Claſſen eingetheilt werden könnten, iſt es zunächſt, der ſeinem literariſchen Rufe ſchadet. Er iſt nicht Herr ſeiner Aufgabe, wie ſeines Styls und ſeiner Gefühle; er ſchwankt, verſucht, und dadurch entſteht jene Zerriſſenheit in ſeinen Anſichten, welche um ſo mehr zu beklagen iſt, als ein unverkennbares Talent alle ſeine Arbeiten durchdringt. Es dürfte von denſelben daher wohl auch nicht angenommen werden, daß ſie eine moraliſche Tendenz haben; ſie ſind gewiß von keinem wohlthätigen Einfluſſe auf die Sitten, weil es ihnen an der innern Wärme fehlt, welche nur die Ueberzeugung giebt. Werden darin allerdings die Verirrungen der menſchlichen Geſellſchaft mit all ihren unſeligen Folgen warnend hingeſtellt, ſo ſind die ſüßen Lockungen, welche ihnen vorangehen, ſo einſchmeichelnd, ſo verführeriſch geſchildert, daß ſie einer auch nur alltäglichen Einbildungskraft gefährlich werden können. Wäre man aber auch je verſucht geweſen, Balzac's Schriften als moraliſch anzupreiſen, ſo würde wohl Börne's Ausſpruch, welcher dieſer Anſicht iſt, ganz geeignet ſein, davon abzuhalten.

Denn man kann immerhin ungeſcheut das Gegentheil von dem Urtheile dieſes von cyniſchem Unſinn und giftgeſchwollenem Menſchenhaſſe überſprudelnden Schriftſtellers unterſchreiben. Die Eigenthümlichkeit Balzac's zeigt ſich aber beſonders dadurch, daß er eine Idee immer bis zu ihrer äußerſten Conſequenz verfolgt, und eine Eigenſchaft, ein Verhältniß nach allen Seiten, nach allen nur denkbaren Folgerungen beleuchtet. Es ſteigt Balzac bis in die innerſten Falten unſerer Herzen, bis in das Tiefſte unſers Gemüths, und plündert aus dieſer Mine, in der, gehörig gepflegt und bewacht, des Guten ſo viel, in der irregeleitet und einmal verderbt, des Teufliſchen noch viel mehr gefunden werden kann, Alles zu Tage wie es ſeine Einbildungskraft, ſein Scharfſinn ihm eingeben. Er gefällt ſich in dieſer Art von moraliſcher Anatomie, in dieſem Zergliedern unſrer Schwächen, wie der edlern Gefühle. Unerbittlich läßt er Liebe, Haß, Eiferſucht, Rache, alle Leidenſchaften, alle nur möglichen Vorfallenheiten des Lebens mit einer Klarheit und Conſequenz an uns vorüber gehen, welche zugleich erſchüttert und anzieht. Dieſe Eigenheit Bs. hat zu einem allerliebſten kleinen Romane der Mad. Girardin Anlaß gegeben, welche der großen Canne de Mr. Balzac die Gabe zuſchreibt, die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu ergründen. Mit feiner Ironie bezeichnet zugleich dies Werk die Gefahren und Verirrungen, zu welchen eine ſo gefährliche Eigenſchaft führen kann. Wenn demnach B's. Werke in ihrer Geſammtheit und in Bezug auf ſeinen eigentlichen Plan bis jetzt nur als mehr oder minder gelungene Bruchſtücke erſcheinen, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß ſie Einzelheiten enthalten, welche der Beachtung werth ſind, und durchaus die allgemeine Aufmerkſamkeit rechtfertigen, welche ſie erregen. Es iſt hier nicht möglich, in eine Analyſe aller ſeiner bändereichen Werke einzugehen, die jedenfalls zu weit führen würde. Aber viele ſeiner Schriften ſollten keinem Zeitgenoſſen, der Anſpruch auf Bildung macht, unbekannt bleiben, während wieder bei Andern wahre Freundſchaft nur den wohlgemeinten Rath geben kann, ſie lieber ganz ungeleſen zu laſſen. Unnachahmlich ſind wohl die „scènes de la vie privée“, welche zuerſt B's. literariſchen Ruhm gründeten. An ſie reihen ſich die „scènes de la vie de Paris“ mit der anziehenden Geſchichte der „treize“ und all den bald furchtbaren bald reizenden Epiſoden des häuslichen, wie des Lebens in der großen Welt! Nicht minder intereſſant ſind die „scènes de la vie de province“, unter denen „Eugénie Grandet“ wohl den erſten Platz einnimmt, es läßt ſich der Kampf der Kindes- mit der Geſchlechtsliebe, es läßt ſich der Geiz mit ſeinen Folgen wohl nicht mit ſchaudererregenderer Wahrheit ſchildern, als hier geſchieht. Während im „père Goriot“ ein Vater, welcher ſeinen Kindern Alles geopfert, von zwei Töchtern durch Luxus und Leichtſinn an den Bettelſtab gebracht wird, läßt in der „Recherche de l'absolu“ ein Vater das Vermögen ſeiner Kinder durch alchymiſtiſche Verſuche in Rauch aufgehen. Die „contes et romans philosophiques“ enthalten zum Theile ganz neue überraſchende Situationen, und verſchmelzen auf höchſt glückliche Weiſe die Gebilde einer ungeregelten Phantaſie mit der Wirklichkeit.

Die „peau de chagrin“ iſt ein bizarres, aber ungemein anziehendes Genrebild und die „phisiologie du mariage“, verwerflich in Tendenz wie im Inhalt, wohl nur für einen kleinen Kreis von Leſern berechnet, doch ungemein geiſtreich geſchrieben.

Während auf dieſe Weiſe Balzac bald mit lebhaften, bald mit kühnen Pinſelſtrichen Bilder entwirft, wie man ſie ſich nicht ergreifender denken kann, verliert er ſich bei andern wieder in ermüdende Details, in endloſe Beſchreibungen von Gegenſtänden und kleinlichen Verhältniſſen, an die ſich durchaus kein Intereſſe knüpft. In dieſe Klaſſe ſind vorzüglich zu rechnen: „La femme supérieure, la maison Nucingen, les célibataires, la vieille fille, César Birotteau,“ weniger die „illussions perdues, la fleur de pois, und die rivalités en province. Zu ſeinen verderblichen Werken gehören die „lys de la vallée,“ das „livre mystique“ aber zu den ganz unbegreiflichen. Eben ſo ſind der „Médecin de campagne und die Chouans“ gerade nicht als unterhaltende Lectüre anzuempfehlen.

Bei den glänzenden, früher nie geträumten Erfolgen ſeiner Werke konnte es Balzac natürlich an zahlreichen Neidern und Feinden nicht fehlen. Dieſe hatten auch um ſo leichteres Spiel, als ſein Charakter, ſeine Lebensweiſe, ſein geckenhaftes Auftreten, ſeine gränzenloſe Verſchwendung viele angreifbare Blößen gaben. Er wurde daher nicht geſchont; Prozeſſe, Gefängniß, Herausforderungen, Skandale jeder Art waren für Balzac alltägliche Sache geworden, und die politiſche Maske, welche er wenigſtens angenommen, zog ihm noch mehr Widerſacher zu. Auf dieſe Weiſe ſtieg aber wieder ſeine Berühmtheit, und in ſeinen Mißgeſchicken tröſtete ihn die Beruhigung, von ſich ſprechen zu machen; denn nichts kann ein eitler Schriftſteller weniger ertragen, als daß man von ihm ſchweige. In neueſter Zeit ſchrieb der bekannte Novelliſte Jacob le Bibliophile ein Werk: les avantures du Grand Balzac, offenbar in der Abſicht, ihn lächerlich zu machen, da er aus alten Chroniken die Schickſale eines Balzac unter Cardinal Richelieu auffriſcht, und dieſen nun längſt verſchollenen Dichter mit ſeinen Jämmerlichkeiten und allen perſönlichen Schwächen, nicht ohne Bezug auf ſeinen Namensvetter, wieder ausgräbt.

Es dürfte aber dieſes Bild mit Hinweiſung auf die beſten Werke B's. am richtigſten den Standpunkt bezeichnen, von dem man dieſen modernen Schriftſteller beurtheilen muß, um nicht von ſeinen wahrhaft glänzenden Eigenſchaften geblendet zu werden, noch ſich allzuſtrenge über ſeine gewiß nicht zu läugnenden Gebrechen auszuſprechen.

A. Z.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 21. 1839.

Gedichte

von Str—.

III.

Das angefochtene Ypſilon.

Die modernen Schreibemeiſter
Wollen i ſtatt Ypſilon,
Aber, ihr Despotengeiſter,
Euerm Machtſpruch ſprech' ich Hohn.

Ich behaupte dreiſt und dreiſter,
Daſs der Buchſtab' Ypſilon,
Ein helleniſch vielgereiſ'ter,
Sey auf deutſchen Grund gefloh'n.

Als ein deutſcher Sangesmeiſter
Stieg auf ſeiner Väter Thron,
Ueberzeugend uns beweiſst er
Daſs ſey deutſch das Ypſilon.

Ernſten Worts zurücke weiſst er,
Alle in geſtrengem Ton,
Die mit deutſchem Regelkleiſter
Uns zu überkleiſtern droh'n.

Denn es ſprach der Stolz der Geiſter,
Groſsen Vaters groſser Sohn:
Bayer und nicht Baier heiſst er,
Bayern hat ein Ypſilon.

Der Huſſit.

(Eine Reiſe-Bemerkung auf dem Wege nach Karlsbad zur Beherzigung für andere böhmiſche Wanderer.)

Ich fühle mich gedrungen, der Tugend und dem Verdienſt eines Mannes ein leider zu unbedeutendes Denkmal zu ſetzen, welcher ſowohl ſeinem Vaterlande, als der Welt ohne alles Gepränge und mit der edelſten Selbſtverläugnung zu nützen ſucht, wiewohl ſein redliches Bemühen ſtatt der verdienten Anerkennung zu oft den Unwillen und Tadel der unbedachten, ſchnell richtenden Menge zum Lohne davon tragen mag. Wenige unter Tauſenden haben Glück oder Takt genug, um jenen tugendhaften Mann recht kennen und würdigen zu lernen, deſſen Handelsweiſe mehr wie das Betragen anderer Menſchen dem Schickſale falſcher Beurtheilung ausgeſetzt iſt. Sind aber einige unter ihnen, welche, durch den Schein nicht geblendet, das Gute auch unter der Hülle zu erkennen wiſſen, ſo wollen ſie doch ſelten der Pflicht öffentlicher Belobung ſolches Verdienſtes einige Augenblicke ihrer Ruhe oder ihres Vergnügens aufopfern, und ſo wäre denn der ſeltene Menſch, der edle Vaterlandsfreund, deſſen Redlichkeit und Uneigennützigkeit alle ſeine Standesgenoſſen, — wie ſchwer dieß auch ſey, — unendlich weit übertrifft, der Welt noch lange verborgen geblieben, wenn ich nicht glücklich genug geweſen wäre ihn zu entdecken und zu gewiſſenhaft, um von ſolcher Entdeckung nicht Gebrauch zu machen.

Der Mann, von dem ich rede, iſt der Gaſtwirth zu den drei Linden in der kaiſerlichen freien Stadt Laun in Böhmen. Nicht bloß das ſtattliche Anſehen des Hauſes, ſondern auch die gaſtliche Miene des Beſitzers ladet den Fremden zum Eintritt und gewiß wird keiner, der Höflichkeit, Beſcheidenheit und Seelenadel, verbunden mit guten hiſtoriſchen und politiſchen Kenntniſſen zu ſchätzen weiß, dies Haus ohne Bewunderung verlaſſen. Solche wurde auch mir vom Augenblicke meines Eintritts an, erregt und in dem Maaße geſteigt, daß beim Abſchiede mir förmlich die Augen übergingingen. Der wohlwollende Gaſtwirth erzählte mir nehmlich mit Suada und Sachkenntniß, wie ſein Haus vor Zeiten der Sitz zweier huſſitiſchen Anführer geweſen, welche nach der Krone des Reiches geſtrebt, und große Macht und Reichthümer beſeſſen hätten. Er rühmte ferner die frühere Gewalt der Stadt, die vormals unzählige Unterthanen beſeſſen, jetzt aber deren nur noch wenige zähle und bejammerte den Verluſt des dadurch geſunkenen Anſehens der Bürger, wobei er freilich — da auch große Männer von Schwäche nicht frei ſind, — den Stolz, einer von jenen Machthabern zu ſein, nicht geſchickt genug verbarg. Seine Vielſeitigkeit bekundete er jedoch auf glänzende Weiſe auch dadurch, daß er ſeinen hiſtoriſchen Notizen die genaue Anzeige — des Küchenzettels folgen ließ und von „Suppen, Rindfleiſch, Mehlſpeis und gebackenen Händeln“ geläufig zu ſprechen wußte. Dies Alles wurde auch redlich aufgetiſcht, obwohl in kleinen Quantitäten, weil der verſtändige Wirth es mir ſogleich abmerkte, daß ich meiner Geſundheit wegen ins Karlsbad reiſe, folglich einer ſtrengen Diät unterworfen ſei. Ich ſah dieſes auch ein und fand nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden, wiewohl die Qualität der Speiſen für die fehlende Quantität keineswegs entſchädigte. Wer aber wollte ſo unbillig ſein, den Ehrenmann für die Sudeleien ſeiner Köchin verantwortlich zu machen? — Zeigte es ſich denn nicht bei der Rechnung, wie ſehr er ſeinem Amt gewachſen und wie gewiſſenhaft er es zu verwalten wiſſe? — Doch ging, als ich ſie foderte, das zarte Gemüth, dem es ſchmerzlich ſein mochte, die Rechte der Gaſtfreundſchaft nicht ganz auf patriarchaliſche Weiſe erfüllen zu können, ſondern ſeiner Wirths-Natur wegen Geld annehmen zu müſſen, — es ging hinaus, wohl um ſeinen Hausknecht über die ſchonendſte Art des Empfangens zu belehren, welcher dann auch die Sache höchſt umſichtig zu Stande brachte, und mit ſeiner Kreide eine ſo treffliche Rechnung auf das Hauptbuch der Tiſchplatte ſchrieb, daß ich, ſtumm vor Staunen, nur auf das drohende Facit blicken konnte. Anfangs wollt' ich noch einen error in calculo vermuthen; — als mir aber, zu Häupten der Rechnung der Preis der gebackenen Händeln gleich vortheilhaft entgegen trat, mußte ich darauf verzichten und war in großer Gefahr an meinem redlichen Wirth irre zu werden, welcher nicht einmal die Entſchuldigung jenes flandriſchen Wirthes für ſich anführen konnte, der Franz dem Erſten von Frankreich für einige geſottene Eier mehrere hundert Livres abgefordert und auf die Frage, ob die Eier im Lande ſo ſelten wären, erwiederte: „Nein, Sire, aber die Könige ſind's“, — indem hier Karlsbader Reiſende ſich nichts weniger als ſelten zeigen. Inzwiſchen entging ich jener Gefahr für dießmal glücklich, indem ich den tiefer liegenden Urſachen des Verfahrens jenes Mannes nachzuſpüren ſuchte, die mir denn auch, nach reiflicher Prüfung, klar wurden. Denn als Nachfolger edler Huſſitenhäupter, nicht minder als Mitregent und Lehensherr der Launſchen Vaſallenſchaft, iſt, wie Jeder Billigdenkende einſehen wird, der Ehrenmann an einiges Plündern und Schinden nicht allein gewöhnt, ſondern auch dazu berechtigt. Was wäre von einem Mann zu halten, der von ſo mächtigen Erinnerungen im eignen Hauſe, von ſo trefflichen Beiſpielen in ſeinem Lande umgeben, nicht gelernt hätte, großen Zwecken kleine Vorurtheile aufzuopfern? Liegt, als privilegirter Stand im Staate die Befolgung der Grundſätze ſeiner Standes-Genoſſen ihm nicht ob, kann er als Huſſiten-Sprößling der Ehre und dem Namen ſeiner Vorbilder etwas vergeben, gemeiner Rückſichten wegen? Nein! ſag' ich und daher verdient der Mann den Namen des Huſſiten, welchen ich zu ſeinem Ruhm ihm beigelegt und den ſein eigner Name, wie ausdrucksvoll er immer ſei, doch an Schärfe und Richtigkeit der Bezeichnung für das Weſen des Beſitzers gewiß nicht erreichen, noch weniger übertreffen kann.

Hiernach erſcheint alſo das Verfahren des Huſſiten ſchon an ſich vollkommen erklärt und gerechtfertigt, ſelbſt ohne die bewegenden Urſachen aber würde der Zweck hinreichen, um daſſelbe nicht allein über jeden Tadel zu erheben, ſondern es ſogar als edel und ruhmwürdig darzuſtellen. Denn bei einiger Unbefangenheit und nur gewöhnlichem Scharfſinn kann es Niemand entgehen, daß der Huſſit bei dem Entwerfen ſeiner Rechnungen bloß patriotiſche und keineswegs eigenſüchtige Abſichten heget. Der Brave kennt ſeine Collegen in Karlsbad und den übrigen Badeortern und weiß, wie alle Welt über deren Kreide ſeufzet. „Wie, ſagt er ſich nun in ſeinen philantropiſchen Selbſtgeſprächen, ſoll ich meine Mitmenſchen zu Grunde richten durch Schlauderpreiſe?“ muß ich nicht vielmehr darnach trachten, daß der Reiſende glaube, Böhmen ſei an Theurung ein zweites England, wie auch eine zweite Schweiz? Wenn nur alle Wirthe ſo gut und patriotiſch dächten, welch' ein Gewinn für Land und Staat! Ja! — Pflicht iſt's, heilige Pflicht, die Preiſe der Badörter noch zu überſchreiten, denn da nichts ſo ſehr verdrießt als geprellt zu werden und nichts der Geſundheit ſchädlicher iſt als Aerger, ſo riskirt ja ein vom Sprudel auf die Beine gebrachter Mann, beim Anblick der Rechnung ſeines Speiſewirths, alle möglichen Uebel, die er eben losgeworden, wieder auf den Hals zu bekommen, wenn er vor ſo unvermeidlichem Verdruß nicht durch heilſame Vorkehrungen geſchützt wird. Welche Vorkehrungen aber können das beſſer bewirken, als ihn außer dem Bade noch mehr bezahlen zu laſſen als im Bade, was ohnehin noch den Vortheil hat, daß der Geprellte die ſchädlichen Folgen des Aergers an der Geſundheitsquelle zugleich mitwegſpülen und abwaſchen kann, da nach Vollendung der Kur ſolches nur mit bedeutenden Schwierigkeiten geſchehen könnte. — So raiſonnirt ein Mann von Verſtand und billiger Denkungsart, und ich bin der Meinung, daß ſelbſt der Staat ihn für ſeine wohlwollende Fürſorge zu belohnen hätte, da er zu machen weiß, daß die Teplitzer, Karlsbader und andere Wirthe als die billigſten Leute von der Welt erſcheinen, welches für die Frequenz dieſer Orte, und alſo fürs Land von überwiegendem Nutzen ſein muß.

Ich aber, habe nun meine Pflicht gethan und die ſtillen Verdienſte und patriotiſchen Bemühungen des Wirths zu den drei Linden der Welt bekannt gemacht; welcher die nähere Würdigung derſelben überlaſſen bleibt und von welcher, hoffe ich, die Errichtung einer Ehrenpforte für den theuren Mann als nicht übermäßiger Lohn wird angeſehen werden! —

Elsholtz.

⁂

Erinnerung an Matthiſſon.

Der verehrten Dichterin Caroline von Pichler gewidmet.

Es war eine Zeit in meinen Jugendtagen, wo in der Frühe ſanft an meine Thüre gepocht wurde und Matthiſſon hereintrat, ehrwürdig und freundlich — eine Blume im Knopfloch — es war Blümchen Wunderhold:

> Oft auf dem Gipfel des Pindus gedieh das magiſche Blümchen
> Wunderhold, ſeltner am Hang, niemals am Fuße des Bergs.
>
> (Matthiſſons Gedichte.)

Er verweilte nicht lange — ſeine Freunde waren zahlreich und er bedachte jeden ſo gern täglich mit einigen Minuten.

Seine Freunde waren aber nicht bloß Greiſe, wie er ſelbſt; nicht bloß Ueberreſte ſeiner ſchönen Zeit — Gehülfen, wie es bei ſo vielen Ergrauten, der Fall zu ſeyn pflegt, des Mißmuths und der Klagen, die ſich, wie Vorwürfe, an die Gegenwart und die Jugend richten.

Wie ſehr er auch die Vergangenheit als das holdeſte Geiſterreich und die Erinnerung als das rührendſte Kleinod feierte — ſein Herz war Gegenwart geblieben, es liebte nicht bloß die Trümmer und die Gräber, es erwarb und gewährte noch immer.

Gewöhnlich las er mir während ſeines kurzen Bleibens ein ihm oder mir, meiſtens ein uns beiden, theures Lied vor. Seine Stimme war weihevoll und bewegt. Elyſium und die Elegie der Bergruinen hörte und höre ich noch aus ſeinem Munde.

Schiller, Wieland und Bürger haben für ihn gezeugt — es kam ſpäter eine Zeit, wo ſein zarter Lorbeerkranz roh mit Füßen getreten wurde — möge dieſe Zeit vorüber ſeyn, wie jene, wo man die großen Meiſter läſterte, die ihn als Sänger begrüßt hatten!

Ihre Worte wird man immer wiederholen dürfen, wenn einer Feier ſeines edlen Andenkens Stille geboten werden ſollte.

Iſt in andern Liedern jener Nachtigallenlaut wiederum erklungen, der aus Matthiſſons und ſeines Freundes Salis Geſängen hervortönt — hat man die Magie ſeiner Gemälde übertroffen, die wie ohne Mittelwirkung der Worte, gleichſam nach Daguerre's Verfahren, nur mit Bewahrung jeder zarten Naturfarbe, ſich vor unſere innere Anſchauung hinzaubern? —

Noch mehr — dieſe Geſänge haben einen unerkünſtelten Nachhall gefunden, nicht von einer gebieteriſchen Schule ſind ſie dem Volke auferlegt, nie von ihr im Vernichtungskriege gegen jedes andere Talent gepredigt worden. Liebend und freundlich haben ſie das deutſche Herz und Ohr gewonnen.

Das zarte — Geheimniß der Melancholie war wenigen, ſo ſehr, wie ihm, von der Liebe vertraut worden er war nicht umſonſt am Grabe Gray's und Virgil's geweſen — ſie war nicht in ſeinen Liedern jene auf's Schreibpult geſtützte üble Laune — noch die Trauer der auf immer zu Boden ſinkenden Thränenweide — es fiel immer ein ſo freundlicher Strahl durch Matthiſſon's Cypreſſen!

Seine Muſe war früh' erwacht und früh' verſtummt, ſeine letzte Sammlung enthält kaum eine Arbeit ſpäterer Jahre, ſeine Lieder lebten in ſeinem milden freundlichen Umgang fort. Einer Freundin, die ihn um einige Zeilen für ihr Stammbuch gebeten, gewährte er nur ein Wort: Erinnerung. Hätte er Ahnung hinzugefügt, ſo hätte dieſes Blatt ſeine ganze Muſe enthalten.

Als ich ihn kennen lernte, flocht er ſeine Blumen mit weiſer Wahl noch ein Mal zum Kranze. Er freute ſich fremder Lieder, er ließ der Jugend und mithin auch der Neuheit ihr volles Recht angedeihen und gewährte — wenn man ihn um den Vortrag ſeiner eigenen Geſänge bat. Doch lehnte er gerne diejenigen ab, in welchen eine tiefere, ſchmerzlichere Trauer vorwaltet. Ueberhaupt wich er jedem erſchütternden Geſpräch aus. Iſt doch, wie der ſanfte Matthiſſon vor der Wehmuth, Göthe, der mächtige Genius, bis nahe an ſein Lebensende, vor ſeinem Herzen auf der Flucht geweſen, was nur im Werther ganz offen lag, weil er nicht für einen Entfeßler der Leidenſchaften gelten wollte. So ſcheute ſich Matthiſſon wohl für einen Freudenſtörer ausgegeben zu werden. Und er war es ſo wenig; ich habe ihn nie ohne einen Scherz, ohne ein Lächeln geſehen. Selbſtſucht allein entbehret ſie.

Man konnte ihn nur kränken, nicht erzürnen. Nur was Wohllaut und Anmuth beleidigte, verbreitete einen Anflug von Strenge über ſeine Züge. Ich entſinne mich eines Abends, wo er unter den Zuhörern eines in Reimen höchſt ſündhaften Gedichtes war. Er litt wie Philomele, aber ſchwieg. Anſpruchloſer, als Matthiſſon, konnte kein Dichter ſeyn.

Strenge war er für ſich ſelbſt, zu ſeinem Selbſtgerichte war jede fremde Meinung eingeladen und jede willkommen.

Wie hätte er mit ſeiner hohen Beſcheidenheit über fremde Beſtrebungen unwiderrufliche Todesurtheile ausſprechen können, wie ſie zu Tauſenden täglich aus ungeweihtem Munde fallen? —

Das ganz Werthloſe habe ich ihn nie preiſen hören — *verfolgen*, *vertilgen* wollen, konnte er nicht! —

Wo man ihm einen höfiſchen Ehrgeiz Schuld gab, hat man ihn *verkannt*, wo man ihm eine niedrige Schmeichlergeſinnung zuſchob, hat man ihn *verläumdet*. —

Mögen auch ſeine Huldigungen vor einem Thron, den wahrhaft große Eigenſchaften zierten, im *Uebermaaße* der Dankbarkeit gefloſſen ſeyn — warum kann in einer Dichterbruſt dieſe nicht ſo gut, wie die Liebe, mehr ein *Ideal*, als die *Wirklichkeit* vergöttern? —

Er hat jene Lieder ausgelöſcht — auch wir müſſen ſie *Schwächen* nennen — *Flecken* ſind ſie nicht; Matthiſſon hat nie eine deutſche Schmach gefeiert.

Diejenigen, welche ihn, wie ich gekannt haben, und wie leicht war dieſes! — werden treu die Züge ſeines liebenswürdigen Bildes bewahren. Die Fehler, Eigenheiten und Unbequemlichkeiten, welche die Welt in ihrer gewohnten rohen Manier, in den Dichtercharakter hineinzeichnet, fehlten ganz in ſeinem Weſen und in ſeiner Erſcheinung.

Er ſchritt durch die Welt und durch die Menſchen freundlich und ſtill, wie ſein äußerer Wandel war — in der freien Natur ſandte er, als ein Kenner der Botanik, ſeinen Späherblick nach den Blumen aus, ſie ſind des Dichters natürliche Wegweiſer — auf ſeinen Gängen im Schooß der Städte liſpelte er ſich ſeinen geliebten Horaz vor, der ihm ſo vertraut geworden, daß er für jede Strecke eine beſondere Ode hatte, die von ſeiner Wohnung bis zu dem Ziele reichte, das er im Auge hatte.

Nicht ſtehen Blumen ſtets am Wege,
Doch gegenwärtig bleibt ein Lied,
Das unſer Herz bewahret rege
Und mit dem Wandrer treulich zieht.

Wenn eurem Pfade Blumen fehlen,
So ſpricht ein Lied euch ſüßen Klangs
Und lernet eure Schritte zählen
Mit ſüßem Maaße des Geſangs.

So hielt's ein Sänger, deſſen Laute
Mir ewig liſpeln in der Bruſt,
Der in der Wehmuth Auge ſchaute
So tief, wie keiner es gewußt.

Auf Höh'n, im Thal und auf der Haide
Blickt' er nach Blumen ſpähend aus
Und ſtets an dem beſcheidnen Kleide
Bracht' er ein Blümchen heim nach Haus.

Doch auf der Städte dürrem Boden
Und in der Straßen Häuſerzwang,
Da raunt' er, Flaccus, deine Oden
Sich vor in ſinnendem Geſang.

Sie waren ihm ein Maaß der Strecken,
So, ſprach er lächelnd, war's mir leicht,
In meinem Wandel zu entdecken,
Wie weit wohl eine Ode reicht.

Maltitz.

* * *

Ueber den Kaufmann von Venedig.

(Veranlaßt durch die letzte Vorſtellung auf dem königl. Hoftheater zu München.)

Die *poetiſche* Gerechtigkeit beſteht wohl nicht allein darin, daß es dem Laſter im letzten Aufzuge *grundſchlecht*, der Tugend hingegen *gut* gehe — ſie ſcheint noch mehr ſich darin zu äußern, daß nicht alles Unrecht auf *eine* Seite gewälzt, daß dieſer böſe Ballaſt menſchlicher Händel, menſchlichen Verkehrs, ſo geſchickt vertheilt werde, daß das große Schiff des Trauerſpiels nicht kläglich auf der Seite am Ufer liege, ſondern die See holte, und im Gleichgewicht zu der Klippe gelange, wo es majeſtätiſch ſcheitern ſoll. Der Zweikampf zwiſchen Himmel und Hölle bleibe dem Epos, das ihn den heiligen Sagen und Offenbarungen entlehnen muß.

Sonſt gibt es nur auf dem Schachbrette eine Schlacht der blendend Weißen mit den Rabendunkeln — auf jeder andern Wahlſtatt fällt auf die Kämpfenden ein Staub, ein Blutregen, der uns zweifelhaft macht, welche die reine Seite ſey.

Die Vergeltung iſt das Haupt-Element des Trauerſpiels — jemehr der Dichter jeder ſeiner Geſtalten einen Antheil daran zuweiſet, deſto mehr beſitzt ſein Werk Leben und Inhalt — das vom Wolf zerriſſene Lamm wäre ein untragiſcher Stoff, wenn nicht zum Glück dem Wolf einfiele, „daß der Vater des Lammes übel von ihm geſprochen", und ſo kommt die Fabel zu einer Nemeſis.

Shakespeare, der unpartheyiſchſte, der unbeſtechlichſte aller Dichter, vor deſſen Antlitz Alles gleiches Leben hat — er, dem man unter ſeinen zahlloſen Schöpfungen nicht ein Schooßkind nachweiſen kann, hat dieſe höhere praktiſche Gerechtigkeit auch im Kaufmann von Venedig, dem ſchaudererregendſten ſeiner Stücke geübt.

Die Rachſucht, die Gier, der Groll eines ganzen Volkes haben Shylock zum einzigen Vertreter — er wäre ein Ungeheuer, wenn er nur einen Menſchen enthielte — er enthält aber neben einem verlaſſenen beſtohlenen Vater ein ganzes gemißhandeltes Volk. —

Ihm gegenüber vertheilt ſich das Unrecht faſt auf alle Handelnde des Stücks, vom jungen Lancelot bis zum Antonio, bis zum Dogen, bis zur Porcia hinauf. Der edle Antonio ſtößt ihn mit dem Fuße hinweg und ſpeit auf ſeinen Bart, er mißhandelt ihn, freilich als Wucherer, aber doch auch als Juden — ſeine entlaufene Tochter mit ſeinen entwendeten Schätzen wird mit offenen Armen von edlen Männern und Frauen empfangen und aufgenommen — ſein väterlicher Schmerz findet hämiſche, ſchadenfrohe Zeugen, bis er zu der furchtbaren Stelle kommt: —

> „Nein, auch kein Unglück regt ſich, als was mir auf den Rücken fällt — kein Seufzer, als die ich ausathme — keine Thräne, als die ich vergieße."*)
>
> (Dritter Akt, erſte Scene.)

Shylock will ein Pfund Fleiſch vom Herzen des Chriſten ſchneiden — aber wie? — iſt Jeſſica nicht Shylocks Fleiſch und Blut und ihm vom Herzen geriſſen? —

Ein mindergroßer Dichter hätte den zerſchmetterten Shylock im Glauben ſeiner Väter davon wanken laſſen. — Jeder der dieſes Stück zum erſtenmale ſieht, wünſcht, es hätte Shakespeare ſo gefallen — er folgte aber, wie immer, der höheren tiefer liegenden Wahrheit; der voreilige Bekehrungseifer, der ſelbſt in edlen Herzen ſo oft grauſam wird, gönnt dem vernichteten Glaubensfeinde nicht die Zeit, auf ein Krankenlager zu ſinken, ſeine unnatürliche Tochter muß er zur Erbin erklären, ſo will es Antonio! —

Unſer Mitleid, oder eine Art von Mitleid, — folgt dem Juden.

Ernſt und Scherz haben ſich mit wunderbarem Reize in dieſem Meiſterwerke ver-

---

*) So klagt ungefähr der ſtrenge gekränkte Vater Demea in den Brüdern des Terenz:

> „Das Schickſal muß mich zum Unglück auserſehen haben — ich bin der Erſte, der Alles erfährt, der Erſte, der es verkündiget, ich allein kränke mich, wenn etwas Unglückliches vorfällt.
>
> (Vierter Aufzug, zweite Scene.)

Rechten. — Porcia rettet des Geliebten Freund, einen Augenblick ſpäter wird ſie auf dieſen nämlichen Freund eiferſüchtig. — Dieſe Neckerei nach einem Sturme iſt der unnachahmlichſten Grazie voll und nur dem Genius erlaubt, weil ſie nur ihm möglich war. — Nur Shakespeare konnte dem Kaufmann von Venedig einen fünften Aufzug geben!

Herr Laroche ermangelt in ſeinen Darſtellungen jüdiſcher Individualitäten der ihnen eigenthümlichen Rede, die ſeine glich an vielen Stellen der eines Franzoſen, dem die deutſche Sprache in ſpätern Jahren vertraut geworden iſt.

Shakespeare hat freilich in ſeinem Shylock das Nationale ganz geiſtig, mithin nicht ſprachlich erfaßt und dem Schauſpieler das bloße Nachmachen oder Nachſpotten erlaſſen — deſto weniger darf man aber im Spiele des Darſtellers jenen feinen Hauch vermiſſen, der gleichſam der Duft einer genialen Nachahmung iſt, wie der unerreichte Ludwig Devrient ſie in dieſer Rolle leiſtete.

Herr Joſt, dem ſie auf dem Münchner Theater angehört, iſt in Geberden und Sprache weit mehr der wahre Jude als Herr Laroche, deſſen Spiel übrigens, beſonders in den Momenten von hoher Wirkung war, wo der Gläubiger ganz zum Geyer wird und auf die entblößte Bruſt losfahren will. Es iſt der Augenblick, wo gewiß Niemand Schulden machen möchte und allen ſchlimmen Zahlern ſich das Haar ſträubet. — Sollte aber nicht etwas zu Studirtes in jener Regungsloſigkeit geweſen ſeyn, in die Porcia's „Wart' noch ein Wenig" Herrn Laroche verſetzt? — Dieſe Stellung mit dem hoch erhobenen Meſſer lief zu ſehr auf ein Gemälde hinaus.

Herr Joſt iſt hier weit natürlicher und hält ſich, unſerer Meinung nach mit Recht, nach geſchehenem Einſpruch, die Gruppe der Chriſten ſchnell verlaſſend, zur Linken des Richters, um ſeinen Schein zu vertheidigen.

Md. Dahn giebt die Porcia mit aller Laune, Wärme und Zartheit. — Sie bewährt vor dem Gericht des Dogen eine Kraft, eine Sicherheit, die vollkommen, ſo wie es ſeyn ſoll, dieſe furchtbare Scene beherrſchen, wo die meiſten Schauſpielerinnen durch die erſchütternde Handlung des Vordergrundes niedergedrückt werden.

— M.

Aphorismen.

In der Poeſie hat man mit einiger Gewandtheit am Reim einen trefflichen Souffleur — in der Proſa hat man keinen.

Nicht was die Menſchen bekennen, iſt poetiſch — nur was ſie verrathen, — darum bekennen die Leute im Shakeſpeare ſo wenig.

In Verſen ohne Reim heißt es „Dichter, hilf dir ſelbſt. —

Wenn Du einem edlen Irrthum entſagſt, ſo beſtatte ihn unter Blumen.

Für den Armen ſind alle Preiſe Geldſtrafen.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 6.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 22.** 1839.

Gloſſe.

> Ach, daß Heute iſt nicht Geſtern.
> Was entſteht, kann nicht beſtehn,
> Es ſind zwei getrennte Schweſtern,
> Welche ſich nicht ähnlich ſehn.
>
> König Ludwig von Bayern.

Blume, die uns Geſtern ſchenket
Bei der Scheideglocken Hall,
Magſt du pflanzen in Kriſtall,
Wo die friſche Welle tränket
Sie, die ſchon die Blätter ſenket;
Was kann ſie dir Heute ſeyn? —
Gräbeſt du ſie auch mit feſtern
Wurzeln in den Boden ein,
Bleich, wie Seufzer, iſt ihr Schein,
Ach, das Heute iſt nicht Geſtern.

Geſtern — Abgott der Betrübten,
Die's zu fernen Tagen treibt,
Name, der dem Glück nicht bleibt,
Doppelſeufzer der Geliebten,
Den die Zeitfluth übertäubt;
Wipfel, die von Eden's Gränze
Noch zu uns herüber weh'n,
Traurig rauſchen es die Kränze,
Still bekennen es die Lenze,
Was entſteht, kann nicht beſtehn.

Tage tragen ihre Zahlen,
Reih'n, wie Krieger, ſich im Streit,
Bringe Geſtern Frühlingsſtrahlen,
Bringe Heute Kerkerqualen,
Sklaven ſind ſie nur der Zeit;
Mache nicht dein Herz zu wund! —
So ſie nennen, hieſse läſtern
In des Sängers edlem Mund,
Und vom Throne wird uns kund:
Es ſind zwei getrennte Schweſtern.

Sänger der gekrönten Lieder,
Dem das Heute groſs und licht,
Iſt es auch das Geſtern nicht,
Bringt das Geſtern Keinem wieder;
Ein beſcheidner Sänger ſpricht:
„Die ſich auch an's Herz nicht drücken,
„Können doch ſich nahe ſteh'n,
„Schweſtern können auch entzücken,
„Schweſtern können auch beglücken,
„Welche ſich nicht ähnlich ſeh'n!"

◆

Leontine.

Eine Zeitgeſchichte.

Von

Carl Fernau.

Leontine ſaß am Flügel und ſchwärmte. Es war eine drückende Sommernacht, und ſie hatte die beiden Fenſter ihres matterleuchteten Zimmers geöffnet. Die Töne der Phantaſieſtücke klangen weithin über die Gaſſen und hielten manchen Vorübereilenden an; Leontine wohnte in der engen rue de la Harpe zu Paris, in der Nähe des ſüdlichen Seine-Quais von Saint-Michel, wo am Tage ſtets eine der lauteſten Wogen des Weltſtadt-Verkehrs anſchlägt. Sie wählte ſchon darum die ſtillere Nacht zur muſikaliſchen Feier, zu ihrem inneren bewegten Leben. Aber hatte die empfindſam geſtimmte Seele des ſiebenzehnjährigen ſchönen Mädchens nicht auch ein anderes Gefühl, als das, in Harmonieen zu dichten, und Muſik in künſtlich-verbundenen Figuren darzuſtellen? Sie ſpielte ein vollendetes Spiel, einſam in ihrem beſcheidenen Zimmer, oft bis über Mitternacht hinaus, während ihre Mutter, die einzig überlebende Verwandte, ſchon tief ſchlummerte; doch — Guſtav lauſchte den Melodieen. Guſtav ſaß an dem halb offenen Fenſter eines Hauſes gegenüber, und athmete, — nein, er ſog in vollem Zuge die heißen Lüfte, die heißen Töne ein. Leontine ahnete und war glücklich. Es war nicht immer ſo. Erſt ſeit geſtern hatte Guſtav ein Ohr für dieſe Muſik, und noch kannte er die bewegende Hand nicht. Oft ſieht das Auge des Mädchens ſchneller, und das weibliche Gefühl geht nicht ſelten dem des Geliebten voraus. Es war dies der Fall bei Leontine. Sie hatte ihren Nachbar längſt bemerkt, und vertraute ſo vielen nächtlichen Stunden das Verſtändniß ihrer Muſik ohne Worte. Und Guſtav — er hörte, er beachtete ſie lange Zeit nicht; ein junger weltgewandter Pariſer ſchwelgte er: konnte er da vor Mitternacht zu Hauſe Ruhe ſuchen? Doch dießmal ſtürmte das harmonievolle Spiel mit aller Macht auf ihn ein; im Dunkel ſeiner Wohnung rückte er behutſam den Stuhl an's Fenſter; ſeine Seele erhob ſich und — Guſtav lauſchte; lange, lange zwei Stunden ſchlugen während deſſen vom nahem Thurme des Domes Notre-dame durch die feierliche Nacht herab. Endlich nahm Leontine das Licht weg; aber wie von Geiſterhand gerührt erſchollen bald darauf von Neuem die glänzenden Akkorde; Guſtav fühlte ſich ſelig. War's Leontine nicht auch? Wer ſagt uns, ob ſie nicht mit Thränen des Glückes vom Flügel, zu dem ſie noch einmal zurückgekehrt war, für dieſe Nacht Abſchied nahm? O, die ihr das Ergreifende, das Verzehrende der Muſik kennt, Ihr werdet wiſſen, wie beim ächten Spiel die innerſten Nerven beben, und der Staub, der die Flügel der Phantaſie bedeckt, hinunterfällt! — Guſtav war am nächſten Morgen noch ergriffen von der zarten Erinnerung der Nacht; es tönte in ihm eine Stimme; ſie war lange ſchon um ihn geweſen; aber erſt jetzt begann er ſie zu hören. Er folgte ihr; ſie führte ihn in das Haus Leontinens. Es war kein guter Schritt, den er als Unbekannter über die reine Schwelle mit raſcher Entſchloſſenheit und mit der Gewandtheit eines Franzoſen that. Guſtav und Leontine lernten ſich kennen. Ich will hier nicht ihren Liebesroman ſchildern; ich ſchreite an der Quelle vorüber, die ſo klar und durchſichtig ſchien, wie Petrarka's heiliges Waſſer zu Vauclüſe; ich ſchreite hinweg über das Veilchenbeet der erſten Empfindung; in der hochblühenden Roſenlaube will ich ankommen; denn ich gewahre den Brand einer verdorrenden Sonne, und ein Wurm benagt die dem Grün abſterbenden Blätter. Leontine phantaſirte oft an ihres Guſtav Seite. Sie ſahen ſich täglich; er verläßt ſie ſelten. Die lockenden Theater, die Salons, die Zerſtreuungen des Pariſer-Abends opfert er ihr. Der Bund ihrer Herzen iſt geſchloſſen, und der Leſer wird leicht dieſen ſchnellen Fortgang begreifen, wenn er ſich erinnert, welch tieferes Gefühl die Saiten in der Hand des kaum zum Leben erwachten Mädchens beſeelte. Sie ſagen ſich oft, wie glücklich ſie ſeien; aber Eines ſtört die Freude, daß Leontinens Mutter die Verbindung nimmermehr gutheißen will. Sie, eines Offiziers Wittwe, hatte höhere Pläne, als ſie ihrer Tochter eine höhere Erziehung gab. Guſtav war nicht reich; er hatte kein Amt; er erſtrebte keine Würde: er liebte Unabhängigkeit — und lebte von dem täglichen Ertrag politiſcher Artikel für Journale. Das war alles; er hatte nichts, als — Geiſt und ein Herz, das wir bald näher kennen lernen werden, und deſſen geheime Adern dem Blicke der Mutter vielleicht ſchon im Anfange nicht entgangen waren. Bis hieher iſt unſere Geſchichte ſo ganz bürgerlich und einfach, daß ſie wohl ſchon häufig im Leben dageweſen iſt. Zwei Liebende, und eine, ſcheinbares Glück trennende Mutter! Rührend iſt aber der Verlauf dieſer begonnenen Seelenzuſtände, der Betrachtung des Forſchers werth. Leontine verlor allmählig die Luſt zum Clavierſpiele, das bisher ihre einzige Freude war; ihre Finger zitterten, wenn ſie die Taſten berührten. War Guſtav fern, ſo erſchöpfte ſie dieſer Gedanke; war er bei ihr, ſo fühlte ſie keine Begeiſterung zum Spiele; ſie ſchwankte ungewiß. Die Kunſt blühte ihr nur, ſo lang ſie blos ahnete. Leontine, du wollteſt einſt das ſparſame Auskommen deiner Mutter durch dein Talent erhöhen; du hoffteſt ſelbſt auf eine glänzendere Zukunft, um ihr Alter zu decken. Leontine, deine gefühlvolle Hand iſt durch unſichtbare Fäden gebunden, die dich an ein Weſen ketten, das in der Jugend wildem Ungeſtüm auf einer ſchwindelnden Brücke ſteht. Guſtav war kein Beſonnener; ſein Gemüth würde der Pſycholog nach dem Element des Feuers beſtimmt haben, deſſen Flamme ſchnell verlodert; früher, als natürlich war, wurde er ſeiner Geliebten ſüßen Schwärmereien abhold, und ſie mußte ihn kalt und unempfindlich finden. Sie griff wieder zum Flügel; der Schmerz verſagte ihr die Töne, die ihn zurück rufen ſollten, nicht, der Geliebte aber fehlte. Sie ſpielte wieder einſam, aber zerriſſener, wie zuvor; oft ſprang ſie jetzt plötzlich auf, eilte an's Fenſter, ſah, ob Guſtav lauſchte und — Guſtav lauſchte nicht. Die Gewohnheit iſt mächtiger als die Liebe; ſie, nicht die beſte, hielt den Verirrten im Kreiſe ſeiner Freunde zurück. So blieb es einige Wochen. Guſtav kam und Guſtav fehlte. Machte ihm Leontine Vorwürfe, ſo ſchob er ſie auf deren Mutter zurück, die das Glück, das er ungeſtört genießen wollte, hindere. Die Unglückliche traute ihm; kann ein liebend hingegebenes Herz die Wahrheit erfaſſen? Nein, Leontine kannte ihren Guſtav nicht. Sie theilte ſich immer mehr in ſein Gefühl, in ſeine Anſichten, und opferte die kindliche Liebe. Die Folgen hievon waren fürchterlicher, als ein Sterblicher nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge vorherbeſtimmen konnte. Dieſer Schritt eines glühenden Weſens grub ſich in ſein fühlendes Leben mit jeder Stunde um ſo tiefer ein, je weiter er ging. Wie der Stein, der von der Höhe ſich loswälzt, bei jedem Sprung furchtbarer in die Erde ſchlägt, ſo vermehrte ſich das Gewicht der fliehenden Seele Leontinens, bis ſie in den Abgrund geſchleudert war. Und ſie hatte ſich gegen Guſtav noch immer nichts vorzuwerfen. Stets hielt ſie die reine, wenn auch leidende Pſyche aufrecht, obgleich der Wurm des Staubes um ſie kroch. Eines Abends hatte er ſie bewogen, ihm zu folgen. Nach einem langen Spaziergang nöthigte ſie ein heftiger Regen, in ein Haus einzutreten, das Guſtav nicht unbekannt war. Er ergriff die Gelegenheit, als ſie beide allein in einem Zimmer ſich befanden. „Warum, Leontine,“ ſprach er, „müßen wir immer nur in deinem Hauſe uns ſehen? Deine Mutter kränkelt, und verfolgt mit Unwillen jede Zuckung unſers Beiſammenſeins. Ich kann dort nicht frei reden. Laß uns künftig immer allein, hier oder anderswo außer deiner Wohnung ſein. Täglich will ich dich dann wieder ſehen, und glaube mir, wir werden uns beide glücklicher fühlen, als jemals. Leontine ſchwieg, und gedachte wohl der vergangenen Stunden. Beiſtimmen konnte ſie nicht; ſie konnte ihre geliebte Mutter nicht verlaſſen. War nicht des Kummers ſchon genug geworden, in ihrem und im mütterlichen Herzen? Nein, ſie wollte das Band des Gehorſams nicht gänzlich löſen; hintergehen wollte ſie nicht. Aber von Guſtav ſcheiden? — Sie weinte. Sie war ſich noch nie ſo unglücklich vorgekommen. Der Jüngling ergriff ſie bei'm Arme; er umſchlang ſie; Küſſe drückte er mit brennenden Lippen auf ihren Hals. — „Guſtav!“ — Ein heiliger Schauer warf ſich in das denkende Daſein Leontinens. „Wo bin ich, rief ſie, wir ſind allein! Fort, fliehen — Mutter, du ſollſt dein Kind nicht verlieren, Guſtav, verlaß mich!“

Sie litt an einem noch unempfundenen gräßlichen Gefühle; ſie wand ſich los, eilte zur Thür und fand ſie verſchloſſen. „Wir können nicht gehen, verſetzte Guſtav, der Regen hindert uns.“ — „Oeffne die Thür,“ war die Antwort. Leontine ſteht mit Einemmale als gebietendes Weib da. Aber ſie erblaßt, ihre Hand wird kalt; ihre Kniee brechen; der zarte Körper hat nicht die Stärke der Seele. Doch ihre Ohnmacht wird ihre Rettung. Guſtav ſucht Hilfe. Er bringt ſie endlich, ſpät am Abende, in die Wohnung ihrer beſorgten Mutter zurück. Es gab nur noch Eine Scene ernſten Schweigens. Am folgenden Morgen erhielt Leontine ein Billet, des Inhalts: „Mein Fräulein! Ich werde Paris auf mehrere Tage verlaſſen; nach dem was geſtern unter uns vorgefallen, werden Sie mir es Dank wiſſen, wenn ich Ihnen meine Gegenwart auf längere Zeit entziehe. Leben Sie wohl. Guſtav.“ Das war der Lohn für eine ſchmerzlich durchwachte Nacht des tugendhaft widerſtehenden Mädchens. Der Stolz weiß von keiner Entſchuldigung; das neue Geſchlecht der franzöſiſchen Hauptſtadt rührt nicht das namenloſe Unglück ſittlicher Verführung. Leontine begann durch den Nebel der Empfindungen zu ſchauen; ach, es ſtand nicht die Sonne der Liebe hinter ihm. Alle Faſern ihres unglücklichen Lebens wurden gewaltſam angezogen; denn nun begriff ſie erſt ihre Mutter. Sie fiel ihr ſchluchzend in die Arme. „Er hat es ſchlecht mit mir gemeint; er iſt ein Verräther — Mutter, o meine Mutter, warum hab' ich Dir nicht manches Leid erſpart?“ Und dennoch, prüfe dein Herz, Leontine! Hätteſt du aufgehört, ihn zu lieben? — Wehe dem Leichtſinnigen; er kann ruhig ſeyn, wenn er auch die Ruhe eines Mädchens auf immer vergiftete. Guſtav ließ lange Zeit nichts von ſich hören. Seine Wohnung gegenüber blieb leer; entweder hatte er eine andere nebenbei gemiethet, oder er war nach Paris noch nicht zurückgekehrt. Leontine erfuhr nichts. Es war ein bitterer Monat für ſie. Sie hatte an nichts mehr Freude; ihre Finger glitten träg auf dem Inſtrumente hin. Er war mit ihrem Saitenſpiel unzertrennbar verbunden. Nicht Gewohnheit, wohl aber eine höhere Hand knüpft oft Seelen aneinander, die ſich nähern und fliehen, und ſich gegenſeitig faſſen, um zu verderben. Die Schöne hatte das nicht verdient. Sie fühlte ſich zu den Verlornen hingezogen; von ihm wollte ſie wieder hören. Da erhielt ſie eines Morgens durch eine Gerichtsperſon ein zweites Schreiben: „Leontine! Verlange nach deinem Freunde nicht mehr. Unſere Wege ſind gewaltſam getrennt worden. Ein Prozeß brandmarkt meinen Namen. Man wird mich verurtheilen. Vergieb mir. Ich ſchäme mich meines Unrechts an dir. O vergib deinem Guſtav.“ Leontine durchflog zitternd das Blatt. Sie erfuhr weiter: der Unglückliche hatte mit der politiſchen Macht geſpielt. Gefühl des Mangels und ausſchweifende Lebensweiſe brachten ihn zur Verzweiflung. Er wurde bei dem letzten Maiaufſtande zu Paris, die Waffen in der Hand, verhaftet. Leontine wird ihn noch vor dem Gerichte, befragt, verachtet, verurtheilt ſehen — war es zu verwundern, daß ihr beim letzten Worte das kleine Blatt entfiel, und Thränen den ſprachloſen Mund benetzten? Zweifach getäuſcht! Großer Gott, warum muß nur Unglück dieſes reine Herz treffen? Sendet ſie nicht ihr Gebet zu Dir empor, und wie oft brachte ſie Dir ihre Empfindungen zum Opfer! Eine neue wunderbare Phaſe trat in ihrem Gemüths-Zuſtande ein; gewöhnliche Denker mögen es unerklärlich finden; aber ihr Seelenleiden, wie es folgen wird, iſt Wahrheit. Guſtavs Verbrechen flößte Leontine keinen Abſcheu ein; ſie fühlte ſich davon ſelbſt wie von einem Geiſte mitergriffen. Aber das Unglück vermochte ſie nicht zu faſſen. Was ſollte ſie thun? Ihr Herz gab in dieſer Lage keine Auskunft. Sie wollte ſein Gefängniß aufſuchen, und ihm wenigſtens einen Scheideblick zuwerfen; aber plötzlich trat ihre jugendliche Phantaſie vor den Schlöſſern der „Force“ zurück. Sie wollte ihn ihre Verzeihung, ihr Mitleid wiſſen laſſen; — die Mutter verweigerte ſtreng dieſes Zeichen der Liebe. Leontine hatte alles bisher Vorgefallene vergeſſen; ſie fragte nicht mehr, wie Guſtav denke, ob Guſtav für ſie empfinde, genug, ſie erkannte, daß ſie ihn liebte und immer liebe mit jenem raſenden Gefühle, das ſich ſo gerne in die Nacht der Selbſtaufopferung verliert. Der Moment war zu ſchnell gekommen; ſie hatte die Prüfung nicht beſtanden. In dieſen Tagen hatte ſie öfteren Kampf mit ihrer wohlmeinenden Mutter, die ihr vorhielt, daß die Ehre der Familie durch jenen Schändlichen, der ſich unter gemeine Rotten begeben, befleckt ſey; es wäre das Thörichtſte, ſich von dem Verabſcheuten nicht abzuwenden; das Vernünftigſte ſey eine ſchnelle eheliche Verbindung mit einem anſtändigen Manne, wodurch das andere Geſpräch ein Ende nähme. Leontine bebte zurück; obgleich der Welt unerfahren, ſchreckte ſie ſolcher Vorſchlag wegen Guſtavs, und nun gehen wir zu dem letzten pſychologiſchen Zuſtande des uns theuer gewordenen Weſens in unſerer Erzählung über. Nachdem die empfindlichſte Spannung zwiſchen Mutter und Tochter mehrere Tage angedauert und ſich geſteigert hatte, erkrankte jene heftig. Eine ältliche Dame, welche, wie wir oben gehört haben, oft kränkelte, verlor ſie bald die nöthige Kraft, den Leiden zu widerſtehen. Die Kunſt der Aerzte ſcheiterte. Leontinens Mutter ſtarb nach wenigen Tagen. Nur in dieſem Augenblicke hätte die gütige Hand der Vorſehung ſie erhalten ſollen! In dieſem Augenblick war die Hilfloſe, Alleinſtehende unfähig, den Schmerz zu ertragen. Doch der Himmel entſchied über ein ſchwankendes, in allen Nerven erzitterndes Herz. Wer noch keine Mutter verloren, weiß nicht, wie die kalte Hand der Sterbenden, womit ſie Dich anfaßt, erſchüttert; weiß nicht, wie die letzte Bitte, insbeſondere, wenn ſie aus einem verletzten Gemüthe kömmt, das Innerſte aufregt. Leontine ſank an der Mutter Bette nieder. — „Nein, ſtirb nicht, ſtirb nicht, ich will Guſtav für ewig entſagen; aber du mußt leben, ich hätte dich ſonſt ja getödtet“ Leontine — leb — wohl, waren noch die leiſen Laute der Scheidenden. — Es war zu vermuthen, daß Klage und Trauer in der unglücklich Erregten einen anderen, und zwar gefährlicheren Prozeß, als bei gewöhnlichen Menſchen machen würden; die Heilkraft der Natur trat nicht ein. Das verlaſſene Mädchen wollte ſich des Gedankens an Guſtav entſchlagen; aber eben dieſer unabweisbare Gedanke marterte ihre Seele.

Wie Leontine früher, als ſie ihres Geliebten Schickſal erfuhr, in ihrer Geſinnung nachſuchte, was ſie mit ſeinem Vergehen und ſeiner Strafe verſchwiſtern könnte, ſo jetzt bei ihrer Mutter Tode. Sie überredete ſich ſelbſt, von Freundestroſt verlaſſen, an dem ſchmerzlichen Ereigniß Schuld zu ſeyn. Im eigenlichſten Sinne ſchrie ſie ſich zu: Leontine, du haſt deine Mutter getödtet. O Gott, ſie war eine arme Waiſe, deren ſich bald kein redlicher Menſch in der großen, hunderttauſende umfaſſenden Hauptſtadt annimmt, als der beobachtende Arzt, den ſeine Pflicht zu ihr rufen wird. Ihre Reizbarkeit wurde immer erhöhter. Die Beſänftigerin der Leidenſchaften, die Muſik, ſteigerte jetzt nur ihren traurigen Zuſtand. Denn nicht das göttliche Ebenmaaß wohnte mehr ihrem Spiele inne, nicht mehr der gelinde Hauch, der die zarte Harmonie der Aeolsharfe entlockt, ſondern der Sturm, der die Melodie, wie faſt die Saiten ſelbſt zerreißt. Es war Wahnſinn im Anzug. So endete eine Seele, die ſo ſchön begonnen hatte. Eines Morgens eilte Leontine vor das Unterſuchungsgericht des Departements der Seine, und gab ſich als Mörderin ihrer Mutter an. Ihre unſicheren Ausſagen erregten Verdacht und Mitleid. Der Richter erkannte nach einiger Erforſchung der Umſtände bald den uns bewußten Zuſammenhang. Im Gefängniß, wo ſich die Unſelige ein paar Tage befunden, erwachte mit neuer Gewalt Guſtav's Bild vor ihrem unſteten Auge. Sie wurde hierauf in eine Heilanſtalt gebracht, nicht in Raſerei aber in ſtille Manie verfallen. Dort ſah ich Leontinen. An einem leichtgefühlten Abende des eben entweichenden Sommers hatte ich mit einem Arzte die Stadtähnliche Salpetrière zu Paris beſucht, und war auch in jenen kleinen Kreis, ein Gärtchen mit mehreren ländlich-gebauten Einſiedeleien gekommen, welchen man die „Schweiz" zu benennen pflegt.

Man öffnete uns eine dieſer reinlichen Hütten; bei unſerm Eintritte lag ein junges blaſſes Mädchen mit aufgelöſtem ſchwarzem Haare, in dem dunkelgrauen Gewande einer Büſſenden, auf den Knieen und betete. Sie hatte die Meinung, man käme, um ſie vor Gericht zu führen; dann aber, als ſie von der Beſchließerin freundlich zurecht gewieſen worden war, ergriff ſie meine Hand — und feucht wurden ihre Augen — und ſie ſagte rührend: „Guſtav, nicht wahr, Sie ſind Guſtav." — Sollte ich es bejahen? Leontine entriß mich ſelbſt der ſeltenen Verlegenheit. Denn noch ehe ich ein Wort erwiedern konnte, zog ſie ihre glühende Hand zurück, und rief: „Fort, Guſtav! Meine Mutter! Ewig getrennt ſeyn." Und Leontine weinte fürchterlich. Der Arzt war der Anſicht, daß ſie wohl eher unterliegen, als geheilt werden dürfte. Der Keim zu dieſer Krankheit ſei mit ihr geboren, durch die Lebensumſtände nur an's Tageslicht gezogen worden. Die Begleiterin erzählte mir ſodann dieſe ergreifende Geſchichte.

* * *

Theater-Schau.

Unter den dramatiſchen Erzeugniſſen, die im Laufe des Monats Auguſt uns vorgeführt wurden, muß Ludwig XI. von De Lavigne, wegen ſeiner prägnanten, wenn auch grellen Charakterzeichnung mit Recht hervorgehoben werden. Wer freilich an dem Helden des Stücks nichts zu bemerken findet, als das Hüſteln und das Siechthum, der wird darin nichts, als einen Auswuchs franzöſiſcher Romantik ſehen. Solche oberflächliche Bemerkungen aber, die jeder leicht machen kann, vermögen das fortdauernde Intereſſe des Publikums nicht zu erklären, welches ein Zeugniß iſt, daß unter der grellen Außenſeite ein tieferes Moment, ein geſchichtlicher Reiz, ein ethiſches Prinzip verborgen iſt. Wäre ich ein Symboliker, ſo würde ich ſagen: Dieſer Ludwig iſt wohl ein verzerrtes, aber wahres Bild ſeiner Zeit; der Organismus des glaubensſinnigen Mittelalters löst ſich in ihm auf, und der neue Geiſt des europäiſchen Weltlebens, mit ſeiner Staatskunſt kündet ſich an; das Glaubensprinzip ſtreitet mit dem politiſchen Calcul. Mit einem Fuße ſteht dieſer Ludwig noch im Grunde des Mittelalters; er fühlt noch die Anwandlungen der Reue, es zuckt in ihm noch der Glaube an das Wunder, und an die Kraft des Gebets; aber vergebens! ſchon iſt er umſtrickt vom Dämon der Politik, der Herrſchſucht, der kalten, rückſichtloſen Berechnung. Und ſo ſchwankt er zwiſchen dem Glauben und dem Mißtrauen, zwiſchen der Demuth und dem Egoismus, zwiſchen dem Vertrauen und dem Argwohn. Daher der Kampf ſeines Innern, daher die Ohnmacht und die Verzweiflung ſeiner Seele, daher die Verzerrung und die Schwäche ſeines ganzen Weſens. Ein ſolcher Held, als hiſtoriſches Bild betrachtet, flößt trotz ſeiner unheilvollen Gebrechen tragiſches Mitleid ein, und dieſes um ſo mehr, als in ihm zugleich ein geiſtiges Prinzip waltet. Dieſes Prinzip iſt freie Kraft des Willens, die dieſen kranken Körper durchdringt und aufrecht erhält, — dieſe Energie des Handelns, die bis zum letzten Athemzuge nicht erliſcht, und an der Schwelle des Todes noch ſich aufrichtet — Mitten durch das Ganze, das in glücklich gewählten Situationen und einem gutgeführten Dialog ſich entwickelt, ziehen ſich Erinnerungen an Ritterthum, Minnedienſt und Feudalweſen, und vollenden die Zeichnung des hiſtoriſchen Bildes. Daß Herr Joſt in keiner Rolle eine ſolche Meiſterſchaft der Darſtellung bewährt, als in der Ludwig XI., iſt bekannt. Da iſt Zug für Zug charakteriſtiſch; die verborgenſte Seelenſtimmung, der leiſeſte Uebergang eines ſo bizarren Charakters in die verſchiedenſten Gemüthslagen, die Schwäche und die Kraft, alles iſt getroffen, individualiſirt, und zum lebendigſten Bilde ausgeprägt. Auf höchſt ſinnige und liebliche Weiſe weiß auch Mad. Dahn als Dauphin die Züge des ritterlichen Enthuſiasmus und des mittelaltrigen Minnedienſtes wiederzugeben.

Als Novität wurde uns auch eine Poſſe „die verhangnißvolle Faſchingsnacht“ zum Beſten gegeben. Sonderbares Geſchick! Wien ſchickt uns Poſſen, und Frankreich die glattzüngigen Converſationsſtückchen! Und wie ein Herkules am Scheideweg ſteht die komiſche Muſe Deutſchlands mitten inne, zweifelnd, wohin ſie ſich wenden ſoll. Soll ſie Damian folgen, und am plebeiſchen Spaße ſich erluſtigen, oder den Göttern und Göttinnen des Salons huldigen und flüſtern, und liſpeln, um ja den Naturlaut nicht durchbrechen zu laſſen? — Doch laſſen wir die Muſe auf ihrem Scheidewege! Eine Poſſe liegt vor.

Was iſt es doch für ein köſtliches Ding um eine Poſſe! wenn ſie das iſt, was ſie ſein ſoll, ein aus dem Volksleben gegriffenes Bild, ein Naturgewächs, wo kecker Muthwille, derber Spaß, luſtige Schelmerei, wie orkiſche Geiſter aus den Kelchen ſteigen, in den Wurzelfaſern krabeln, in den Blättern arabeskenartig züngeln. Wie würde das Theater bald von Luſt und Leben erfüllt ſein, wenn wahre Poſſen wieder darauf erſchienen, und das „unſterbliche Gelächter“ wieder erweckten, das durch das Converſationsſtück, durch das ſentimentale Drama, durch das bürgerliche Schauſpiel, das moraliſche Schauſpiel und wie dieſe Mitteldinge alle heißen mögen, recht gründlich verdrängt wurde. Die Poſſe greift noch ins bunte Volksleben, wo der Mutterwitz, die Ader des cordialen Spaßes noch pulſirt; die Poſſe, von guten Köpfen gepflegt, könnte wohl die Grundlage des wahren Luſtſpiels werden. Raimund hat dieß wohl gefühlt; er hat die Fundgrube wohl benützt, wenn er ſie auch zu ſehr mit ſeinen eignen melancholiſchen Träumen inficirt hat. Aber er wußte doch, wo das nächſte Luſtſpiel zu Hauſe iſt. Aber wo bleibt nun unſere Poſſe? — An ſie dachten wir bei dieſer Erörterung freilich nicht, da ſie wahrlich gar nichts poſſenhaftes enthält, und nur durch Hr. Lang's launiges Spiel einigermaßen erträglich war, der auch aus dem Nichts etwas zu machen wußte. — Der Opernfreund konnte dieſen Monat ſeine Luſt vollkommen befriedigen. Wir ſahen die neue Oper „der Brauer zu Preſton“ zum zweitenmal, dann Oberon, das Nachtlager zu Granada, Norma, und die herrliche „Iphigenia“. Der Brauer von Preſton“ wird nicht bloß ſeiner gefälligen Muſik, ſondern auch des zu Grunde liegenden Textes wegen ſtets mit Beifall aufgenommen werden. Dem Hartmann und Hr. Baier führen ihre Partien in Spiel und Geſang mit ſolcher Gewandtheit und Leichtigkeit durch, daß man zu der Luſt an den leichten Tonweiſen auch das Vergnügen eines artigen Luſtſpiels mitgenießt. An Dem. Hartmann gewinnt unſere Bühne ein Talent, das mit jeder neuen Rolle einen Fortſchritt offenbart; möge ſie dieſen Pfad des ſucceſſiven Fortſchreitens nie verlaſſen, und ſo ſicher der wahren Kunſt des Geſangs entgegenſtreben.

Im „Nachtlager von Granada“ deſſen idylliſcher Charakter für das deutſche Gemüth ſtets friſchen Reiz behalten wird, dirigirte der geprieſene Schöpfer dieſer Tondichtung ſelbſt; eine liebliche Erſcheinung war deſſen Tochter, Dem. Kreuzer, die die Rolle Gabrielens mit dem Ausdruck der innigſten Empfindung und des naivſten Gefühls ſang, und zugleich mit ihrem Vater unter ſtürmiſchem Beifall gerufen wurde. —

Mad. Pirſcher von Darmſtadt, dem Publikum bereits von früheren Gaſtvorſtellungen rühmlich bekannt, erntete als „Rezia“, als „Norma“ und „Iphigenia“ den vollen und verdienten Beifall des Publikums.

Beſondern Dank ſind wir der Intendanz ſchuldig für die Aufführung der „Iphigenia in Tauris“; der Enthuſiasmus war im ganzen Hauſe rege; es war ein Feſtabend der unſterblichen Tonkunſt; und der Genius des Ewigſchönen, Ewighohen ergriff Aller Gemüther mit der alten unwiderſtehlichen Gewalt; Sänger und Orcheſter wirkten trefflich zuſammen.

St.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 23.** 1839.

Beim Cyprier.

Auf San Marco saſs ich träumend
Vor gefüllten Cyperflaſchen,
Denn von dieſem Göttertranke
Ziemt, dem Wirth zu beſſerem Danke,
Voller Zug, nicht nippend Naſchen.

Schöne Göttin, dacht' ich ſchlürfend,
Die du Paphos Hain bewohnteſt,
Und Venedigs klugen Helden,
Wie der Vorzeit Kunden melden,
Mit der Liebeninsel lohnteſt —

Warum gönneſt du Barbaren,
Die den goldnen Trank verſchmähen,
Statt des kühnbeſchwingten Leuen
Ihrem falben Mond zu weihen
Deine glüh'nden Sonnenhöhen?

Scheuch', o ſcheuche, ſchöne Göttin,
Von dem roh entweihten Strande
Jene fort, und wende wieder
Deine morgenfriſchen Glieder
Zu dem kräft'gen Abendlande! —

Da erklangen rings die Flaſchen,
Und mit wundervollen Zügen
Stand die Göttin vor den Blicken,
Wie sie zu der Erd' Entzücken
Einſt dem Meeresſchaum entſtiegen.

Venedig im Juni 1839.

„Reiche kann ich nicht vergeben",
Sprach mit hold beredtem Munde
Lächelnd sie, „doch sollt ihr Treuen
Meiner Gaben euch erfreuen
Jeden Tag und jede Stunde.

„Und absonderlich Venedig,
Das so endlos viel verloren
In der Zeiten wirrem Raube,
Hab' ich für der Cypertraube
Reinſtes Oel zum Port erkoren." —

Da ertönt' es durch die Lüfte
In melodiſch ſüſsem Klange,
Und dem Nektarkelch entſtiegen,
Sah ich sich auf Blumen wiegen
Genien zum Wettgeſange. —

Freunde, die ihr niederſteiget
Aus der blauen Alpenferne,
Seht, mir fehlt die Theemaſchine,
Doch mit Cyprier bediene
Ich euch jede Stunde gerne.

Weht auch nicht vom Cedernmaſte
Cyprens Flagge mehr hernieder,
Dankbar Marcus Leu, dem Schenken,
Woll'n wir seines Flugs gedenken
Bei dem Klange deutſcher Lieder.

H. Stieglitz.

Ein Künſtlerleben nach genialem Zuſchnitt.

Von

C. Bleſsig.

Goethe in ſeinen Geſprächen mit Eckermann ſagt bei der Betrachtung einiger radirter Blätter von Philipp Roos, daß ihm immer bange werde, wenn er ſo meiſterhaft dargeſtellte Ziegen und Schafe anſehe, das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zöge ihn in das Mitgefühl deſſelben hinein; man fürchte zum Thier zu werden und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelber eins geweſen. Hierauf lobt er den Künſtler und fügt hinzu: „Das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge.“

Menſch und Künſtler ſind aber oft in derſelben Perſon einander ſehr unähnlich, und daß Philipp Roos die in der Kunſt ſo löbliche Schafsnatur im Leben völlig ablegte, wird folgende Skizze ſeines tadelhaften Lebenswandels beweiſen.

Im Jahre 1655 in Frankfurt am Main geboren, erlernte er dort die Anfänge ſeiner Kunſt, und erfreute ſeinen Lehrer beſonders durch die Leichtigkeit der Zeichnung. Durch mir unbekannte Umſtände gewann er die Gunſt des Landgrafen von Heſſen, der ihn unterſtützte und bald nach Rom reiſen ließ. Dort lebte er einige Zeit ziemlich ſtill, und ſtudirte fleißig nach der Natur.

Als der Maler Brandi eines Tages in der Campagna ſpazieren ging, ſah er den jungen Roos, der auf einem Steine ſaß und mit großer Aufmerkſamkeit eine Heerde Ziegen zeichnete. Die auffallende Schönheit des Künſtlers zog ihn an, ſein Eifer gefiel ihm. Er näherte ſich, blickte dem Roos über die Schultern, und fand das Bild vortrefflich. Nachdem er lange unvermerkt das Blatt angeſehen, machte er Bekanntſchaft mit ihm, und forderte ihn zu einem Beſuche auf. Roos folgte bald der Einladung. Als er nach kurzem Geſpräch wegging, ſah er im Vorzimmer Brandi's reizende Tochter und verliebte ſich eben ſo ſchnell in ſie, als das Mädchen an ihm vorübereilte. Am nächſten Tage kam er wieder. Der Meiſter war nicht zu Hauſe; da ging er gemächlich in den Garten, wo er ihn erwarten wollte. Von dort aus erblickte er die Schöne, die er im Herzen ſchon Geliebte nannte. Sie ſaß an einem hohen Fenſter; er durfte und konnte nicht ſprechen, aber eine pantomimiſche Liebeserklärung ſchien ihm nicht unmöglich. Er legte die Hand auf's Herz und hob ſie dann empor, indem er die drei Finger, wie zum Schwur, in die Höhe hielt. Hierauf berührte er die Lippen mit der Hand und fiel auf die Knie, als bäte er fußfällig um Verſchwiegenheit. Die gefühlvolle Römerin verſtand ihn und fand es unnütz, dem ſchönen Jüngling widerſtehen zu wollen. Sie gab ein günſtiges Zeichen, und machte ihm Hoffnung. Bald fand er Gelegenheit, ſeine Margaretha öfter zu ſprechen; es entſpann ſich zwiſchen den Liebenden ein ſchönes Verhältniß; das Mädchen geſtand ihm nicht allein ihre Liebe, ſondern verſprach auch ihre Hand. Da ging Roos eines Morgens getroſt zum Meiſter Brandi und hielt kurz und bündig um deſſen Tochter an. Der ſtolze Künſtler erſchrack über den verwegenen Antrag und ſagte lächelnd: „Ihr ſcherzt doch nur; denn Ihr ſeid ein vernünftiger Menſch, und könnt Euch denken, daß ein Mann, wie ich, ſeine Tochter nicht erzogen hat, um ſie einem Thiermaler zu geben.“ Als aber Roos ihm nicht ohne Erbitterung zu verſtehen gab, daß Margarethe ihn liebe, und mit ihm ſchon einverſtanden ſei, wurde der alte Mann ſehr zornig. Brandi wies dem unverſchämten Freier die Thüre, und ſchickte ſeine mißrathene Tochter als Novize in ein Kloſter. Roos ſann in ſeiner Verzweiflung hin und her und fand ein Rettungsmittel. Er begab ſich zu einem Cardinal, dem ſeine Bilder ſehr gefielen und der ſich gerne bei dem Papſt, dem damaligen Innocens XI. für ihn verwendete. Nach einiger Zeit ließ der Cardinal dem Brandi ſagen, er ſei ſehr im Irrthum, wenn er einen geſchickten Mann darum gering ſchätze, weil er blos Thiere male, Roos ſei vielmehr ein großer Meiſter in dieſem Fach und fände Bewunderung bei allen gebildeten Leuten; er fügte nachdrücklich hinzu, er habe mit dem Papſt über den Verfall geſprochen und es mißfalle Seiner Heiligkeit ſehr, daß er (Brandi) auf ſo unvernünftige Weiſe das Glück ſeiner Tochter ſtören wolle. Der ſtolze Meiſter gab, wenn auch ungern, nach. Die Trauung fand ſtatt. Als Margarethe in ihre neue Wohnung kam, fand ſie außer einem wohleingerichteten Haushalt, zu ihrem großen Erſtaunen auch eine bis in’s kleinſte Detail gehende Toilette vor. Was Roos mit der letzteren bezweckte, wies ſich am folgenden Morgen aus. Er packte alle Kleidungsſtücke zuſammen, welche die Frau aus dem väterlichen Hauſe mitgenommen, ſchickte das Bündel dem Schwiegervater zu und ſchrieb dabei: er habe einzig und allein die Tochter gewünſcht, ſomit ſende er ihm die ſämmtliche Habe, die ſie mitgebracht, zurück, und freue ſich, ihm, dem Wütherich, keinen Heller Mitgift ſchuldig zu ſein. Brandi, jähzornig von Natur, durch die frühere Demüthigung gereizt, gerieth über den naſeweiſen Streich des undankbaren Schwiegerſohnes ſo ſehr in Wuth, daß er ihn verfluchte und die Tochter enterbte.

Nach den Flitterwochen wurde dem jungen Ehemann die Gattin, die er ſo innig zu lieben glaubte, gleichgültig; die Ehe erſchien ihm langweilig. Er ſuchte Troſt in den Oſterien und vertrieb ſich den Verdruß durch erzwungene Heiterkeit. Dieſe üble Gewohnheit nahm, wie jede Schwäche, mit dem Alter zu. Nach einiger Zeit verließ er Rom und zog nach Tivoli. Dort führte er folgende Lebensweiſe. Am Morgen ging er aus mit einem Bedienten, der ſein Farbengeräth trug. Er kehrte in der erſten Schenke ein und munterte ſich durch unmäßigen Genuß geiſtiger Getränke zur Arbeit auf. Wenn er nachher bezahlen wollte, ſo fand er gewöhnlich nicht den gehörigen Vorrath von Geld in der Taſche. Dann pflegte er ſeine Leinwand aufzuſpannen und in aller Eile ein Bild zu malen. Dieſes gab er ſodann dem Bedienten mit dem Auftrage, es dem erſten Liebhaber um jeden Preis zu verkaufen. Unterdeſſen vertrieb er ſich die Zeit beim vollen Glaſe. Mit dem gelöſten Geld bezahlte er die Zeche; blieben ihm dann noch einige Stunden übrig, ſo ging er in die Campagna, ſuchte ſich eine weidende Heerde aus und malte ſie. Durch ſolchen forcirten Verkauf und durch die Menge der Bilder, die er zu dieſem Behuf fertigte, fielen ſeine Arbeiten ſo ſehr im Preiſe, daß ſein Diener, dem Herrn eben ſo ſehr an berechnender Klugheit überlegen, wie ein Lafleur des altfranzöſiſchen Luſtſpiels, es zweckmäßiger fand, die Gemälde beiſeite zu legen und Geld zu borgen. Er ſoll ſich dadurch ein Vermögen erworben haben. —

Durch ſeinen argen Lebenswandel ſtiftete

Roos nur Unglück; ſeine Frau, die ihn lieb hatte, ſtarb vor Verdruß. Er richtete ſeine Geſundheit zu Grunde und folgte ihr bald nach.

Sein Talent blieb groß zu jeder Zeit; doch die Kenner verſichern, daß einige ſeiner Bilder zu ſehr auf den Effekt gemalt ſind, weil ihn eben die Noth zuweilen zwang, um die augenblickliche Gunſt des Publikums zu buhlen. Auch mochte er in der Eile und in der Qual des Durſtes die Forderungen der Kunſt manchmal nicht genug beherzigen. Die geſchickte Hand behielt er aber immer.

„Und war er bei Geld,
So war er bei Sinnen.“

* * *

Das Irrenhaus zu Konſtantinopel.

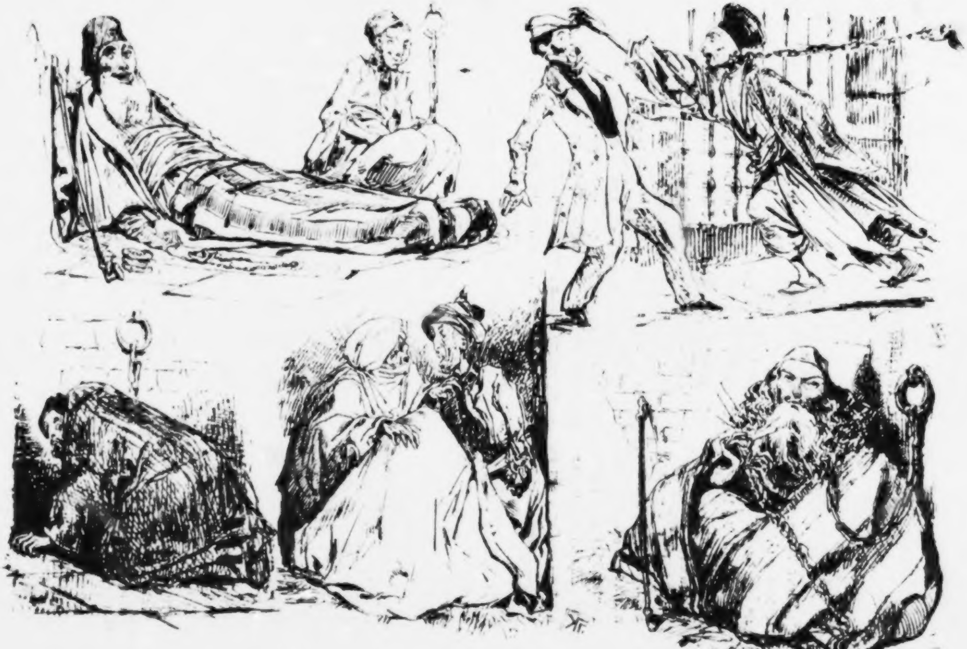
Zur Erklärung nebenſtehender Zeichnung.

Man verſichert, daß die Türken die Tollheit als eine Art von Heiligkeit betrachten. Von dieſem Geſichtspunkt aus konnten wir eine, nicht eben hohe, Idee von dem faſſen, was ſie heilig nennen. Bei ihnen genießt aber jeder, der nicht mit materiellen Intereſſen beſchäftigt, einer hohen Verehrung, man glaubt ihn im Bunde mit dem Himmel. Darum iſt, nach türkiſchen Anſichten, der Wahnſinn keine der Krankheiten, deren phyſiſche Urſachen Aerzte heilen können, ſondern Wirkung jener himmliſchen, den Erkorenen vorbehaltenen Einflüße.

Nach dieſer Einleitung wird es befremden, daß die Wahnſinnigen nirgends nachläßiger gepflegt werden, als in Konſtantinopel. Die Gunſt des Himmels genügt ihnen und muß ihnen alle Entbehrungen vergüten. Ein weiter viereckiger Hof, wo der Mauer entlang ein Gang hinläuft, deſſen Dach nach innen zu auf Säulen ruht, iſt der Wohnort dieſer Seligen. Sie liegen an großen in die Wand eingeſchmiedeten Ketten. Ihre Bande vergönnen ihnen, kaum einen Raum von drei Schritten zur Bewegung. Sie verdanken der Freigebigkeit der Anſtalt nur eine bunt geſtreifte grobe Decke von Wolle. Sie muß ſie gegen die nächtliche und winterliche Kälte ſchützen.

Die Raſenden ſind in Kammern verwieſen, deren flügelloſe Thüren und ſcheibenloſe Fenſter weder die Kälte der rauhen Jahreszeit abweiſen, noch die Wohlthat der Sonne einlaſſen, die ſo vieler Uebel Heilmittel iſt. Dieſer Ort ſteht dem Publikum offen. Es ſcheint mir ſogar, daß ſein Eingang nicht mit Thüren verſehen iſt, die ihn ſchließbar machen könnten. Auch fehlt es daſelbſt nicht an ſich Ergebenden; dieſe haben meiſt unter den Wahnſinnigen ihre Lieblinge, die ſie mit einigen Fingern voll Tabak zu Unterhaltung ihrer Pfeife erfreuen, zuweilen bringen ſie ihnen ſogar Kuchen und Zuckerwerk. Wir ſahen unter dieſen Unglücklichen einen, der beſonders abgezehrt und weinerlich war und den ſeine alte Mutter mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit pflegte. Ein anderer, der oft von ſcheinbar vollkommenſter Ruhe zur größten Wuth überging, machte auf einmal einen Sprung, um unſerem Lohnbedienten die Mütze zu entreiſſen, ja, um ihm vielleicht die Augen auszukratzen, wenn dieſer nicht ſchnell zurückweichend ſich dem Bereich entzogen, welches die Kette dem Wahnſinnigen gönnet.

* * *



[illegible]

Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller.

II.

Victor Hugo.

Dieſer Name hat in Frankreich einen guten Klang, und iſt hauptſächlich deshalb mehr, als jene der andern modernen Schriftſteller bekannt, weil **Victor Hugo** dramatiſche Werke geſchrieben, und daher ein größeres Publikum hat, als die Romanendichter. Aber gerade in ſeiner Eigenſchaft als dramatiſcher Dichter erſcheint mir **Victor Hugo** weit weniger ausgezeichnet, als in ſeinen andern Werken. Es wird Niemand einfallen, dieſem Schriftſteller poetiſches Talent abzuſprechen; es bleibt ihm unbeſtritten; aber eben deßhalb ſind die Verirrungen eines ſolchen Talents um deſto lebhafter zu beklagen. **Victor Hugo** hat nichts, gar nichts geſchrieben, was nicht die Spur ſolcher Verirrungen auf jeder Seite an ſich trüge. Verſtöſſe gegen die Sitte, Verſtöſſe gegen die Geſchichte, Verſtöſſe gegen die Religion, Verſtöſſe gegen Fürſt und Vaterland, Verſtöſſe gegen Alles, was edlen, fein gebildeten Menſchen heilig, unantaſtbar erſcheint. Ueber Alles hat **Victor Hugo** ein gefährlich wirkendes Gift ausgegoſſen, Alles opferte er einem augenblicklichen, oft nur erträumten Effekte, Alles behandelte er mit einem Frevel, der die ſchönſten, die erhabenſten Stellen ſeiner Werke verdunkelt. Wir ſehen dieſen kühnen Geiſt jeden feſten Grundes, jedes eigentlichen Zieles entbehrend, bald da, bald dorthin irren; einmal ſeine Eingebungen dem Sonnenlichte der Poeſie entlehnen, dann wieder ſklaviſch bei trübem Lampenſchimmer um vorübergehende Volksgunſt buhlen. Wir ſehen ihn bald ſeine Feder in die reine Silberquelle ächter Dichtkunſt tauchen, und ſie dann wieder mit der eckelhaften Ausgeburt einer wilden, ungeregelten Phantaſie beſudeln. So iſt **Victor Hugo** das Kind unſerer Zeit, ſchwankend, nur den Eindrücken des Augenblicks hingegeben, ein Talent vergeudend, das ſich, gehörig benützt und geleitet, dem Höchſten in der Litteratur hätte würdig anreihen können. Dieſe Anſichten dringen ſich Jedem auf, welcher die Werke dieſes Schriftſtellers lieſt; man ſieht bald mit wahrer Luſt, bald mit Abſcheu die Bilder an ſich vorübergehen, welche ſein Genie ins Leben rief. Sie tragen alle ein ganz eigenthümliches Gepräge. Vor allen aber glänzt, „**Notre Dame de Paris**", ein Werk, welches ſeinen Ruhm gründete, und zu deſſen Höhe er ſich nicht mehr emporgeſchwungen. Denn weder ſein **Bug Jargal**, noch ſein **Hau d'Islande** vermochten, ungeachtet vieler klaſſiſcher Stellen und ausgezeichneter Schilderungen, das Intereſſe der Leſer in dem Grade zu feſſeln, wie jenes phantaſtiſche Gemälde einer längſt verſchwundenen Zeit. Trotz aller Gebrechen dieſes ſeltſamen Werkes, wird ſich unſerem Gedächtniſſe jenes unheimliche Weſen, das ſich, einem lebenden Geſpenſte gleich, durch den ganzen Roman hinzieht, tief einprägen, und eben ſo wenig werden wir den Eindruck vergeſſen, welchen jene vaporöſe Erſcheinung, die **Victor Hugo** Esmeralda, und jenes gutmüthige Ungeheuer, das er **Quasi modo** nennt, in unſerem Gemüthe zurücklaſſen. Welche Uebergänge, welche Beſchreibungen, welche Scenen der wunderlichſten und ergreifendſten Art finden ſich in dieſem ſonderbaren Gemiſche von Wahrheit und Verzerrung.

von Erhabenheit und widerlicher Gemeinheit! Hier giebt ſich Victor Hugo ſo ganz, wie er ſelbſt iſt, anziehend und abſtoßend, zum Himmel erhebend und ſich im Kothe wälzend, erwärmend und Schauder erregend zugleich!

Seine einzelnen Gedichte „les chants du crépuscule“, „les feuilles d'automne“, „les voix intérieures“ enthalten ſo viele bewunderungswürdige Schönheiten, daß ſie allein ſchon Victor Hugo einen der erſten Plätze unter den lyriſchen Dichtern angewieſen hätten. Es weicht in dieſen meiſt ſchwermüthigen Anklängen die wilde Gluth einem ſtillen, wenn gleich auch oft nicht minder verzehrenden Feuer, und ein ächt poetiſches Gewand umhüllt dieſe trüben Ausbrüche einer meiſt kranken Phantaſie.

Sein „dernier jour d'un condamné“ iſt ein beredtes Plaidoyer für die Abſchaffung der Todesſtrafe, und mit einem Talent, einer Kraft geſchrieben, welche auf keinen Leſer den mächtigſten Eindruck verfehlen kann.

Victor Hugo gilt in Frankreich für den Gründer der ſogenannten romantiſchen Schule, welche ſich vorzüglich im Drama, der ſogenannten klaſſiſchen entgegenſtellt. Victor Hugo wollte, indem er dieſen neuen Weg einſchlug, die Feſſeln brechen, welche den franzöſiſchen Cothurn ſchon ſeit Corneille's und Racine's Zeiten umgaben. Er wollte heraustreten aus dieſer bisher ſtreng vorgezeichneten Bahn, wollte, dem deutſchen, dem engliſchen, dem ſpaniſchen Trauerſpiele nachſtrebend, der franzöſiſchen Bühne eine neue Aera eröffnen. Dieſer Verſuch iſt es nun zunächſt, welcher die heftigen Kritiken über die Werke Victor Hugo's herbeiführte, und ihm weit mehr Feinde zuzog, als alle ſeine ſonſtigen Verſündigungen gegen die Sitte und den Geſchmack. Allerdings löſte Victor Hugo die ſich ſo kühn geſtellte Aufgabe auf keine befriedigende Weiſe.

Höchſtens kann er Andern den Weg gebahnt und gezeigt haben, welcher in die neue dramatiſche Kunſtperiode führt. Seine Nachahmer werden aber nur dann dieſe Bahn mit Erfolg betreten können, wenn ſie ſich möglichſt ferne von den Verirrungen ihres Meiſters, und von all' den Klippen halten, die er nicht immer glücklich umſchiffte. Victor Hugo wollte nicht allein eine gänzliche Umwälzung in die äußere Form der Tragödie bringen, ſondern änderte ſogar ihren gewöhnlichen Stoff, die Sprache, die Versarten, kurz Alles, und ſtieß daher beinahe auch überall an. Aus der Umwandlung der Form iſt eine Unform geworden, und alle ſeine Stücke ſind mehr oder minder Fratzenbilder, die weder natürlich in der Anlage, noch wahr in der Auffaſſung und in der Zeichnung der Charaktere ſind. Indeſſen war Viktor Hugo der Wunſch nicht übel zu deuten, eine Reform in das höhere franzöſiſche Schauſpiel zu bringen, deren es ſo ſehr bedurfte. Er war dieſer Aufgabe nicht gewachſen, weil ſein ungeſtüm anſtrebendes Talent ihn das eigentliche Ziel aus den Augen verlieren ließ. Man kann ihm daher deshalb keinen andern Vorwurf machen, als daß er ſeine Kräfte überſchätzt, mit ſeinen großen Naturgaben nicht gehörig Haus gehalten hat. Aber anderer, weit gerechterer, daher viel härterer Tadel trifft Victor Hugo wegen der Tendenz ſeiner dramatiſchen Werke. Alle die großen, wahrhaft ſtaunenswerthen Schönheiten entſchuldigen nicht die häufigen Entſtellungen geſchichtlicher Thatſachen, die Verzerrung hiſtoriſcher Perſonen, welchen wir beinahe in jedem ſeiner Stücke begegnen. Eben ſo legt er die edelſten Gefühle, die erhabenſten Gedanken Perſonen in den Mund, bei denen ſie wie Hohn klingen. Wer kann ſich an der Mutterliebe einer Lukretia Borgia erfreuen? wen erhebt die leidenſchaftliche Liebe eines Tribolet zu ſeiner Tochter, wenn dieſe Ausbrüche von Vatergefühl nur dazu dienen, den „roi qui s'amuse" haſſenswerther erſcheinen zu machen; welches Intereſſe kann die Liebe und der Muth eines Ruys Blas erwecken, und welche Begriffe von Tugend und Ehre muß man haben, wenn man die heiligſten Empfindungen des Menſchen durch eine Tisbé oder Marion Delorme vertheidigen läßt? Victor Hugo führt alle Perſonen ſo handelnd und redend auf, wie ſie gerade für ſeinen Zweck paſſen, und wie er die beabſichtigte Wirkung damit zu erreichen hofft. Er verwirrt bei dem ſchauluſtigen Publikum alle Begriffe von hiſtoriſchen Verhältniſſen und Perſonen, und beugt ſelbſt die Majeſtät der Geſchichte unter das Joch ſeiner leidenſchaftlichen, höchſt frivolen Tendenz. Dabei umgiebt er das Ganze mit einem Schwall von Worten, bei denen die wahrhaft klaſſiſchen Stellen mit den größten Gemeinheiten, und oft ſelbſt lächerlichen Tiraden wechſeln. Dieſe Ungleichheit, dieſe Vernachläßigung des Styls iſt es demnach auch, welche Victor Hugo mit Recht zum Vorwurf gemacht werden kann, und mit welchen Erzeugniſſen ſeines reichen Talentes Victor Hugo auch künftig immerhin die litterariſche Welt beſchenken mag, die glänzendſten Sterne werden die Flecken nicht verwiſchen, welche leider nur zu oft ſeine bisher erſchienenen Werke bedecken. Dennoch ſind die Akten über ihn nicht geſchloſſen; geben wir uns daher der Hoffnung hin, daß Victor Hugo auch einmal leiſten wolle, was er zu leiſten vermag.

A. Z.

Aphorismen.

Es giebt unangenehme Lagen, wo man ſich freilich nützlich fühlt, aber ſo wie die Erbſe im Fontanell.

Einen Druckfehler muß man auf der Stelle hängen, wie einen Mordbrenner, damit er nicht noch mehr Unheil ſtifte.

Wenn dein Nachen ſcheitern will, greife nach dem Koſtbarſten, was du haſt — nach deinem Gewiſſen. —

In dieſer Welt, als Drama genommen, hat keiner ein beſtimmtes Rollenfach, ſondern jeder muß mit angreifen; ſo geſchieht es denn, daß die Engel oft verderbend und die Teufel als Engel auftreten müſſen und der Böſewicht gar wohl, mindeſtens im Chor, das Lob der Tugend mitſingen kann.

Zwei Reime erwecken in einem Dichterkopf einen Gedanken; wie zwei gegen einander geriebene Hölzer in der Hand eines Wilden Feuer.

Junge Leute halten den Todten meiſt für das Opfer einer Unvorſichtigkeit. —

Ein achtzigjähriger Greis ſah einen hohen Fünfziger an und ſeufzte: Glückliches Alter!

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 24.** 1839.

Der Felleiſenreiter.

Trala, Trala, das Hörnlein klingt,
Es klappert das Pflaſter vom Rappen,
Fein achtſam, ihr Städtler, wie drauſs in der Welt
Der wechſelnde Würfel des Schickſals fällt,
Was euch bekümmert und Freude bringt;
Da trag' ichs in ledernen Mappen.
Trala.

Herr Junker, was zieht ihr die Stirne kraus?
Hab' Wechſel für euch und Briefe.
Geſell, auch für dich mit dem blaſsen Geſicht,
Ei, ſchmachten ſchickt ſich für Männer nicht,
Mir iſt's, als ob dich dein Herz nach Haus,
Wie dieſs Schreiben vom Liebchen riefe.
Trala.

Was ſetzt der Kaufmann die Brille zurecht?
Für heut' iſt ſein Plänchen zerronnen.
Seht ihr den Bettler in Lumpen dort? —
Er ſchlendert, meiner nicht achtend, fort,
Den Sack von den Schultern, du armer Knecht,
Haſt's groſse Loos gewonnen.
Trala.

Hier hat ein gebeugtes Mütterlein
Ihr Fenſter gar hurtig entriegelt.
Sie ſieht mir lang und lange nach,
Ob ich vom Sohn nichts bringen mag.
Hab' wohl für ſie ein Brieflein drein,
S'iſt aber ſchwarz geſiegelt.
Trala.

Schön Blondchen hält ſich die Schürz' vor's Aug',
'Ne Thräne muſs es preſsen;
Das Herzlein klopft, ſie ſteht an der Thür,
Und lauſcht, ob ich wieder nichts mit mir führ';
Aus dem Aug', aus dem Sinn. So iſt's Männerbrauch.
Schön Blondchen, er hat dich vergeſſen.
Trala.

Ich bring' in Wetter und Schnee und Nacht
Oft das Glück in üppigem Maaſse,
Sie nehmen es an mit heiterm Geſicht,
Wer's ihnen brachte, kümmert ſie nicht,
Das hätt' mir faſt ſchon Kummer gemacht,
Stoſs aber in's Horn und blaſe.
Trala.

Richard Franke.

* * *

Von der Handſchrift.

Von Dr. Carl Weichſelbaumer.

Obgleich jeder Menſch ſo ziemlich ſeine eigene Hand oder Fauſt ſchreibt, ſo laſſen ſich doch die Schriften ſelbſt wieder in große Claſſen abtheilen, deren Kenntniß ſowohl Luſt, als Nutzen gewähren kann. Die große Hauptabtheilung bilden männliche und weibliche Schriften, jene in der Regel feſt, beſtimmt, ſicher, dieſe ſchwankend, wenig ſchattirt, mehr oder weniger zitternd, manchmal zierlich, reinlich, nett, niemals eigentlich ſchön. Die Männer ſchreiben gewöhnlich das Deutſche, Weiber das Lateiniſche ſchöner, jenen verunglücken bisweilen die kleinen Buchſtaben, dieſen ſtets die großen. Gerade Linien ſind bei Männern nicht ſelten, Weiber bringen es nie dazu; die erſten laſſen gern Saumräume, Frauenzimmer ſchreiben gern voll und benützen jede Blöße zu Randbemerkungen, auf der dritten Seite ſchließen, iſt ihnen ein Greuel, lieber pfuſchen ſie Alles auf der zweiten zuſammen. Bei Männern ſind die mißſtalteten Buchſtaben nur Verunglückte, bei Frauenzimmern wahre Mißgeburten. Unter dreißig großen Buchſtaben findet ſich immer eine. Punkte und Häubchen machen Weiber genau, bei Männern muß man ſie oft mühſam ſuchen, oder gar ſuppliren; dieſe haſſen oder verlachen eben ſo die Gedankenſtriche, als beſonders junge Frauenzimmer ſie gerne und ziemlich deutlich anwenden. Ein Mann, der viele Gedankenſtriche macht, gilt für einen Gimpel, von ihm fordert man überall Geſtalt und Farbe, das züchtige Weib darf vieles blos andeuten. Die Männer unterſtreichen nicht gerne, und thun es ſtark und rein, die Weiber ſchneiden dabei den Buchſtaben gewöhnlich die Füße ab, und bringen nur Sägelinien heraus. Aus der männlichen Handſchrift kann man ſo ziemlich auf die äuſſeren Sitten, auf Reinlichkeit und Ordnung des Urhebers ſchließen, nicht alſo bei Damen; bei ihnen haben faſt nur die Vielſchreiberinnen eine zierliche, rein gehaltene Schrift, und dieſe ſind oft einem gewiſſen Cynismus, einer frauenzimmerlichen Burſchikoſität ergeben, worüber wir ein ander Mal ausführlich ſprechen wollen.

Ehe wir auf die beſonderen Stände übergehen, erlaube der Leſer einige allgemeine Bemerkungen. Die Handſchriften theilen ſich unter andern auch in ſchöne und ſchlechte. Ehe man jedoch über letztere aburtheilt, unterſcheide man genau die verdorbenen von den urſprünglich ſchlechten. Die letzteren charakteriſiren ſich durch die Undeutlichkeit, Unförmlichkeit und Ungleichheit der Buchſtaben. Eine gleiche ſchlechte Hand weiſet noch immer auf Selbſtändigkeit und Conſequenz zurück, mißgeſtaltete und ungleiche Schriften, in welchen obendrein manchmal ein hübſcher Buchſtabe, ein ſchönes Fragezeichen auftauchen aus dem Wirrwarr und dem Schlachtgetümmel, gehören in der Regel einer variablen Natur an. Die ſchönen Schriften voll Gleichheit und Nachdruck, ohne Ziererei zeigen auf Ordnung, Präciſion, Solidität hin, der Beſitzer hat auch ohne Talent ſeine Gedanken in Reihe und Glied; die überaus zierlich gedrechſelten, und üppigen, ſchmuckreichen, pretenſiöſen, elegant thuenden aber deuten auf Geckerei und Coketterie, es wird den Buchſtaben gleichſam noch ein Kleidchen angezogen, eine Perücke aufgeſetzt, ein Degen angeſchnallt.

Schöne, grazile, ſcharfe, flüchtige Schriften verrathen ein lebhaftes, reizbares, witziges, oft verliebtes Temperament. Choleriker ſchreiben mit langgezogenen Buchſtaben, bisweilen in Schatten und Licht extrem, meiſt nachläſſig, niemals abſcheulich. Starke ſaftige Schattenſtriche, ſcharfe Ecken, genaue Punkte liebt der pedantiſche Phlegmatiker, er braucht gern Streuſand, ſchreibt er ſchlecht, ſo iſt ſeine Arbeit plump, rußig, ſchwerfällig, derb in einander fließend; Raketen, wie ſie oft bei der vernachläßigten Schrift in artigen Wellenlinien auf- oder abwärts ſteigen, kommen bei ihm nicht vor. Das melancholiſche Temperament, aus welchem die mehrſten Schreibluſtigen hervorgehen, hält ſich in der Mitte zwiſchen gut und ſchlecht, neigt mehr zum zarten als maſſiven und pflegt weder vorzüglich anzuziehen, noch abzuſtoſſen. Das fünfte oder gemiſchte Temperament, welches ſelbſt nicht einmal durch Gleichgültigkeit imponirt, iſt auch durch den Indifferentismus, die Hölzernheit, Trockenheit, das Harte und Matte ſeiner Schrift kenntlich, man könnte dieſe Schrift auch die gedanken- und gemüthloſe heißen, ſie herrſcht ſtark in dem weiten Gebiete der alltäglichen Lebensproſa, und lieſt ſich unangenehmer, als manche ſchlechte; da ſie in ihrem Schlendrian überall das Handwerksmäßige und ſogar den Schulmeiſter zeigt, ſo iſt ſie niemals dem originellen Kopfe eigen, welcher oft ſehr ſchlecht oder vielmehr verdorben, aber niemals fade und langweilig ſchreibt. Um mit dem Lehrſtande von unten anzufangen, wird jeder Leſer leicht bemerken, daß die eigentlichen Lehrer am wenigſten einen ängſtlichen, ſteifen, pedantiſchen Styl losbringen; Kanzelliſten ſchreiben manchmal ſtutzeriſch und libertiniſch, Schulmonarchen im guten alten Coſtüme mit Manſchetten und ſpaniſchem Rohr. Von da an nimmt, wo nicht die Eleganz und Schönheit, doch die Freiheit und Nonchalance zu, und ein Univerſitätsprofeſſor bedenkt ſich nicht mehr, die Buchſtaben nach Gefallen zu formiren, man findet hier oft ungemein gefällige Handſchriften, manchmal ruinirte und verkrüppelte, mitunter auch charakteriſtiſch ſchlechte, aber niemals fade. Iſt es erlaubt, auch Künſtler, Gelehrte, die auch nichts lehren, Schriftſteller zu den Lehrern im weiteren Sinne, deſſen zu ſchämen ſie ſich nicht einfallen laſſen werden, zu zählen, ſo melden wir, daß darſtellende Künſtler eher ſchlecht, als ſchön ſchreiben, beſonders Schauſpieler und Muſiker; der Buchſtabe hat ihnen zu wenig bildliches, auch arbeiten ſie ſich in der Regel aus einer gewiſſen kindiſchen Unbeſtimmtheit nicht hinaus. Bei den Philologen fließen die verſchiedenen Sprachſchriftzüge ſonderbar zuſammen, und ſie führen daher ſelten eine entwickelte, freie, klare, wohl aber eine deutliche und accurate Hand. Ihnen reihen ſich ſogleich die Geiſtlichen an, wir ſtoßen hier niemals auf Renomiſterei oder frivole Sprünge und kaligraphiſche Gaukeleien, ihre Züge haben vielmehr etwas Greiſiges, und oft noch junge Männer ſchreiben ſchon in einem alten Charakter, die Moden in der Kanzleiwelt dringen hier weit ſpäter durch, es lebt in der Schrift der Geiſtlichkeit eine Tradition. Den Abkürzungen, Exzerpten, der Haſtigkeit opfert der Gelehrte oft ſeine ſchöne Hand; aus Stolz ſchlecht zu ſchreiben iſt nicht mehr Mode, und die Concurrenz erſpart die Mühe, auf eines Mannes Manuſkripte erpicht zu ſeyn. Die Philoſophen ſollen von den Mathematikern übertroffen werden. Schriftſteller bemühen ſich ſchon aus Furcht vor den Druckfehlern, leidlich zu ſchreiben, manchmal reißt ſie freilich der Strom fort und das Wort wird abgetackelt, oder zur Verzweiflung des Setzers in einen chineſiſchen Zug verwandelt; die Dichter und Aeſthetiker halten ſchon des Geſchmackes wegen viel auf eine freundliche Handſchrift, die bei den Poeten mehr Schwung, Rundung, Lizenzen zeigt, während die Aeſthetiker wieder mehr Regelzwang bemerklich machen. — Kaufleute und Soldaten ſchreiben flüchtig, keck, ausgreifend, angenehm, jene affektiren engliſche Manier, dieſe liefern oft eine reſpektable Paradeſchrift, die in ihrer Eleganz mehr durch Propretät als Stutzerhaftigkeit glänzt. Bei Juriſten gewahrt man nicht ſelten ihre Eilfertigkeit und Hitze, die ſchlauen ſchreiben ſcharf, fein ohne Putz und Schminke, die Impetuoſen mit Rieſenzügen, Abkürzungsſchnörkeln und derben Punkten. Cameraliſten, Caſſiere u. d. gl. lieben eine accurate, keineswegs zierliche, aber ſichere Hand, ſie ſtellen ihre Linien gut wie einen Rechnungsanſatz. Die mediciniſche Fakultät wird erlauben, zu bemerken, daß ſie ſelten ihrem Schreibmeiſter Ehre macht, faſt alle Aerzte haben eine Rezeptenſchrift, man ſieht ihr die Eile an, es fehlt nicht an Abbreviaturen, und wo ſie leidlich bleibt, iſt dieſelbe entweder überaus groß oder ungewöhnlich klein. — Wir könnten auch noch von den Handſchriften der Jahrhunderte ſprechen, aber die Erfahrung kann hier in der Regel nicht weit reichen. Im 16ten Jahrhundert finden wir auffallende Aehnlichkeit mit der Druckſchrift, man glaubt oft alte gothiſche Grabſteine zu erblicken; im ſiebzehnten emancipirt ſie ſich, wird ſchon individueller und erhält kalligraphiſche Zuthaten, auch im achtzehnten bemerkt man noch, daß die Leute am Schreibtiſche einige Unbequemlichkeit empfinden, es geht nicht mit der Gewandtheit von Statten, wie im neunzehnten, wo die der Feder Angehörigen eine Virtuoſität bewähren, als wäre das Schreiben ein angebornes Talent, aber auch ihre Züge ſich weit weniger verrathen, als die ihrer Vorfahren. Da es bei anonymen Billeten angenehm ſeyn dürfte, oft auf das Alter der Verfaſſer oder Verfaſſerinnen ſchließen zu können, mögen hier einige Winke darüber Platz finden. Abgeſehen von Orthographie und Concept ſchreiben Jünglinge von 16—21 Jahren noch in einem Charakter zwiſchen Zwang und Freiheit, der Schullehrer und Libertin gucken wechſelweiſe heraus, ſie können ſich noch nicht beherrſchen, Leidenſchaft und Friede malen ſich im ſüßen oder herben Billet, Liebeserklärungen werden mit Fleiß zu Stande gebracht, im Zorn ſtehen die Buchſtaben wie wilde Landsknechte da, noch nichts wird unterſtrichen, der Halbjüngling hält Alles für trefflich geſagt. Inhalt und Sätze ſind kurz, ein langer Brief enthält gewiß eine Beſchreibung. Von 21 — 27 Jahren wird die Haltung ſicherer, alle Formen ſind pünktlicher eingehalten, die Aufrufungszeichen vermindert, die unterſtrichenen Stellen mehren ſich, dein Taufname, ſchöne Leſerin, kommt nicht mehr ſo häufig vor, die Sache hat auch äußerlich mehr Hand und Fuß, es iſt nicht der erſte Liebesbrief, und der Concipient glaubt auch nicht, daß es der letzte ſeyn müſſe; die Botſchaft geht an ein Frauenzimmer, nicht an den einzigen Engel Namens Amalia oder Laura. Das thut aber nichts, ſie iſt deßwegen doch weit glaubwürdiger. Von 27 bis 40 hat die Handſchrift keine verſchiedenen Meinungen mehr, das Syſtem ſteht feſt, alle Spuren der Anſtrengung ſind verſchwunden, man ſchreibt in einem Charakter, man kann nicht mehr abſcheulich ſchreiben, und hat den Verſuch, es recht hübſch zu machen, ziemlich aufgegeben. Titulaturen ſind ſchon vollſtändig da, die frivolen Ausdrücke „mein geliebtes Mädchen“, der Bombaſt von Anbetung und Cherubim ſind verſchwunden, von Glück iſt viel die Rede, Todesdrohungen kommen ſelten, oder gar nicht mehr vor, man ſchreibt weder zu viel, noch zu wenig, die Sentenzen fehlen, hübſche kleine Perioden machen die Sache elegant ab, die Frag- und Exclamationszeichen fehlen faſt ganz, das Papier hat einen Goldſchnitt, aber Parfüms duften kaum mehr heraus. Von 40 — 50 Jahren; ach, daß uns ſo viel verrathen kann! wird die Anſtrengung wieder ſichtbarer; man thut jung, und wird ängſtlich; dein Brieſchen, ſchöne Leſerin, wurde gewiß dreimal entworfen, der Verfaſſer übte ſich im Schönſchreiben und ging den Redensarten des Geſchäftes, wie wilden Roſſen aus dem Wege, er moraliſirt ein wenig, ſeine Vorzüge liegen ſchon mehr im Herzen und doch ſcheut er ſich, dieſes Wort zu gebrauchen. Es iſt ſchon eine herbe Zeit und der erſte Styliſt ſchreibt einen Herzensbrief nicht ohne Schweißtropfen. Im Berufe ſchwingt ſich die Feder deſto leichter, die Schrift fließt leicht und gleichartig fort, keiner macht mehr Careſſen mit ſeiner Hand, die Zierlichkeiten hören auf, man unterſtreicht nichts, der Ueberfluß an Nebengedanken hat ſein Ende erreicht, der Styl wird lapidariſch, mit ihm die Schrift ſelbſt. Mit 60 Jahren oder darüber legt der Schreiber allen Putz ab, die Impetuoſeſten ziehen ihre Fahnen und Standarten ein, die großen Buchſtaben werden kleiner, die kleinen größer, das Gedächtniß erhält Riſſe, es erſcheinen Poſtſcripte, es kommen wieder Sentenzen, aber philoſophiſche, nicht äſthetiſche, die hübſchen Gartenanlagen und Irrwege der Periode werden durch alte ehrwürdige Baumgruppen und Felſen von Gedanken erſetzt, das Wort ſucht nicht mehr nach Gedanken, ſondern letzterer erfahrungsſchwer, aus verſchiedenen Metallen zuſammengeſetzt, ſucht das Wort, die Sprache iſt dem Manne faſt zu jung. Liebesbriefe wird der ehrwürdige Herr kaum mehr ſchreiben. Wenn du aber dennoch einen empfängſt, ſchöne, junge Dame, ſo lache nicht, du biſt auf einer feinen Wage gewogen, dein innerer Werth, oft ein Geheimniß dir und deinen jugendlichen Anbetern, iſt geprüft; lache nicht, denn es iſt ja ſehr erhaben, daß wir nie aufhören können, euch zu lieben.

◆

Bad Brückenau im Auguſt 1839.

Kaum lag Italien hinter uns; noch hatten ſich die Bilder der Wirklichkeit einer weiten Reiſe nicht zu den Bildern der Erinnerung vergeiſtigen können, als wir uns ſchon wieder im rollenden Wagen fühlten. Am zweiten ſchönen Morgen nach unſerer Abreiſe von München (am 10. Juli) wandelten wir bereits auf dem Kurplatze von Kiſſingen, betraten mit neuem Vergnügen den glänzenden Kurſaal — Gärtners gelungenes Bauwerk — und genoßen endlich unſer Morgenbrod behaglich im Schatten eines Baumes vor demſelben. Aber nicht Ragozzi's geprieſene Heilquelle war unſere Beſtimmung, ſondern wir pilgerten noch hinüber nach den grünen Wäldern von Bad-Brückenau.

Der Beſuch dieſes beliebten Brunnenortes beginnt erſt ſpäter mit Anfang des Juli, da ſeine Stahlquellen — in drei unter ſich ſehr verſchiedenen Gradverhältniſſen, wovon jedoch die Wernarzer-Quelle ein köſtlicher Labetrank aus Hygiäens Schale iſt — vielfältig zur Nachkur verordnet werden; des Bades Blüthe aber tritt mit der Ankunft des Königs ein. Die herablaſſende Güte, die Theilnahme an der allgemeinen Erheiterung, die der König hier in höchſt freundlicher Weiſe gegen Jedermann übt, ſind allbekannt, und die Reunions, die ländlichen Ausflüge nach dem Dreiſtelzberge, nach dem Dammersfelde auf der hohen Rhön ꝛc. ſowohl, als die näheren Spaziergänge, die Er zu veranſtalten, oder zu leiten beliebt, gewähren den Theilnehmenden dauerndes Andenken. In der That iſt das Sinnthal ein lachender Winkel der Erde. Wo fände man auch ſchattenreichere Wälder mit bequemen Fußpfaden im Geſchmacke engliſcher Anlagen, um an ſchwülen Sommertagen ſtundenlang ſich in denſelben zur Stärkung und Erholung ergehen zu können? Wo einen friſcheren Teppich der Wieſen, und an welch' anderem Orte wohl noch jenes eigenthümliche, dem Auge ſo wohlthätige, ſchwellende Saftgrün der Bäume und beſonders der Fluren, welche die klare, forellenreiche Sinn wie ein Silberbach — im eigentlichſten Dichterbilde — bewäſſernd durchzieht? Bald nach unſerer Ankunft führten wir eine kleine Geſellſchaft auf reizenden Waldwegen um den nahen Sinnberg herum einen der ſchönſten Spaziergänge dieſes Bades. Nach langem Wandern in nächtlichen Laubgängen brachen wir endlich in's Lichte aus und vor uns lag in der glühenden Abendbeleuchtung eines heißen Hochſommertages das farbenreiche Thal in unnennbarer Ruhe.

Mit weichen Flügeln ſenkt der Sommerabend
Sich bald ermattet auf die ſtille Flur;

und um vollends dieſe Naturſcene recht idylliſch zu geſtalten, zogen eben weidende Heerden über den Bergabhang hinweg, auf dem wir in ſüßer Betrachtung ſtanden. An der nahen ſogenannten Sinnqelle, ſo rein, ſo lieblich fließend, als irgend eine von Petrarca's chiare, fresche e dolci acque ruhten nun die heiter Geſtimmten und genoſſen einige Erfriſchung, die man hatte dahin bringen laſſen. Alles war entzückt, und den Führern freundlich Dank geſpendet.

Die geſelligen Elemente von Brückenau ſind Einigkeit und Hilarität. Viele der Gäſte ſind jährlich Wiederkehrende, und ſo knüpft ſich leicht der frohe Anfang an's fröhliche Ende an; dazu führt aber jedes Kurjahr eine werthe Anzahl ſolcher Perſonen herbei, die mit jenen durch hohe Bildung, Anmuth, Talente und Liebenswürdigkeit den Kreis beſeligen, der ſich leicht um ſie bildet; da findet denn Wahlverwandtſchaft ihr ächtes Spiel; Gleichgeſinnte ziehen ſich nach, ohne ſich dem Ganzen zu entfremden.

In dem herrlichen Kurſaal, der mit ſeinen Bogengängen wie ein antiker Tempel zwiſchen dieſen Waldhügeln liegt, verſammelt ſich die Geſellſchaft, zwiſchen 80 und 100 Perſonen an gewöhnlichen Tagen, zur Kurtafel, die man, ſo wie die reingehaltenen Weine vorzüglich nennen darf, und nach Tiſche wird unter dem großen Zelte auf dem Kurplatze, oder unter ſeinen Bäumen der Kaffee genommen, und die Converſation in aller Behaglichkeit fortgeſponnen; an kühlen Tagen aber iſt hiezu ein Salon — ſcherzweiſe das Caſino genannt — beſtimmt, wo Munterkeit gern den Vorſitz führt.

Aber auch ernſtere Freuden bietet dieſer Aufenthalt dem Naturfreunde dar. Wie unendlich ſchön genießt ſich hier ein reiner

Sommermorgen in dem zu einer weiten Halle hoch ſich wölbenden Buchenhaine der untern Brunnſtube! In der Mitte derſelben befindet ſich ein niedres Brunnenhaus von Stein, das mit ſeinem moosbedeckten Spitzdache lebhaft an ein altes etruskiſches Grabmal erinnert. Hier behauptet holde Einſamkeit ihre beſänftigende Macht. Das magiſche Helldunkel dieſer ſtillen Waldſcene, in welche die Sonnenſtrahlen nur ſparſam einzubrechen vermögen, der Geſang der Vögel, oder die verklingenden Töne einer entfernten Muſik erweichen die Seele, und eine ſeltſame Stimmung, aus Gegenwart und Erinnerung, aus frohem Daſeinsgefühl und leiſer Schwermuth gewoben, verſetzte uns in jene Euthymie, in der wir das Leben nur in ſeinen beglückenden Erſcheinungen zu beachten geneigt ſind. Bald wird es im Bade wieder ſtill und immer ſtiller werden. Von dieſem Focus der Geſelligkeit aus, nach den verſchiedenſten Richtungen, zerſtreuen ſich Freunde und Bekannte, ihrem Berufe oder gewohnter Thätigkeit zurück ſich gebend; aber die Erinnerung an die angenehm verlebten Tage im Schoße dieſes freundlichen Thales werden wohl, nahe und ferne, oft noch Stoff des Geſpraches des heitern Theeſtündchens ſein.

H. L.

* * *

Theater-Schau.

Die Bajaderen.

Geſetzt, wir ſäßen guter Dinge im Schauſpielhauſe, voll geſpannter Erwartung auf das beliebte Ballet, voll dringender Neugier auf zierliche Gruppen, luftige Sprünge und auf die graziös frivolen Wendungen und Stellungen der gefeierten Tänzerin N.; mit Aug und Ohr ſchon verkoſtend die einſchmeichelnden Tanzmelodien und die Reize der lieblichſten Tanzformen; — und nun rollte der Vorhang empor, und ſo plötzlich unvorbereitet erblickten wir die Töchter Indiens, dieſe fremden, wunderbaren, ſeltenen Geſtalten mit dem dunkelglühenden Blicke, — dieſe Tänze, ernſt, feierlich, einförmig, begleitet von der grelltönenden Schalmei und dem dumpfen Gedröhn der Trommel, — dieſe Geberden voll ſeltſamen Ausdrucks, dieſe Sprache des funkelnden Auges und dieſe Glieder, die im wachſenden Maaße in die heilige Raſerei des Tanzes mit fortgeriſſen, plötzlich flüſſig zu werden ſcheinen; — wenn wir all das unvorbereitet ſähen, würden wir nicht anfangs zu träumen glauben, und an nichts denken, und nichts im Auge haben, als eben die Erſcheinung ſelbſt? Aber bald, welche Fragen würden laut werden! und welche ſonderbare wunderlichen Urtheile! — Nun waren wir aber durch ein ausführliches Programm ſchon über die Wundererſcheinung gründlich und klar unterrichtet, und Jahre zuvor hat uns die Zeitungsfama tauſendzüngig kund gethan, was wir zu erwarten haben; wir wiſſen das Wie und Wo und Warum an den Fingern herzuzählen. Bleibt deshalb aber die Erſcheinung weniger wunderbar?

Bajaderen auf Europa's Bühnen! Bajaderen, Vermählte ihres Gottes, verließen die indiſchen Urwälder, den heiligen Ganges, und geben uns Gaſtvorſtellungen! Die uralte Mythe, der uralte Götterdienſt, die Urform heiliger Tänze, ragt plötzlich wie ein Traumbild in unſere Tagsgeſchichte herein, ſteht verkörpert unter uns; das Chriſtenthum in ſeiner reifſten Entfaltung und das Heidenthum in einer ſeiner älteſten freieſten Formen blicken ſich verwundert an. Welche Gegenſätze! Welche Contraſte!

Wer kennt nicht Sakontala, die ſüße Blume des indiſchen Drama's, Sakontala, die in einem Walde blüht zart und friſch, wie eine aufgeblühete Mallika, die für Bäume und Pflanzen eine ſo ſchweſterliche Neigung fühlt? Die Madhawiſtaude, ſpricht ſie, iſt meine Schweſter, der Amrabaum winkt mit den

Fingerſpitzen ſeiner Blätter, und ein ſüßes Geheimniß ins Ohr zu ſagen. Wie friſche Blüthen die Stengel, ſo ſchmücken die Hände die ſorglos herunterhängenden Arme; ihr Buſen hebt vor ſüßem Athemholen. Als ſie Abſchied nimmt von der Waldwohnung ihres Pflegevaters, von ihrer Madhawiſtaude, von ihrer Antilope, ihrer zärtlichen Hirſchkuh, ſo ſpricht ſie: „Wie werd' ich wachſen im fremden Land?“ Vielleicht fühlten dieſe Töchter Indiens Aehnliches, als ſie ſchieden von der ſüßen Heimath, um zu wandern in fremde Lande. Doch, was es auch ſei, das ſie zur Wanderung trieb, ſie gehorchten dem Schickſal. Sollen auch ſie, wie ſo vieles Andere, uns vielleicht Boten ſein, daß dem Orient nach dem Occident gelüſtet, daß der tauſendjährige Zauberſchlaf des alten Aſia ende, da ſo die ganze Menſchheit endlich im allgemeinen Strom der lebendigen Geſchichte aufgenommen werden ſoll? — Bajaderen auf Europa's Bühnen! So ſeltſam es klingt und iſt, ſo iſt es doch nicht wunderbar zu einer Zeit, die Räume und Zeiten beſiegt, zu einer Zeit, wo Europa mit ſeiner Civiliſation zerſtörend und ſchaffend ſich in den Orient ergießt. Sollten nicht auch in dieſem Prozeß lebendige Bilder des Orients zu uns wandern, uns aufſuchen; uns Menſchen voll Cultur, voll Kunſt, voll Aeſthetik und Räſonnement? — Wie lange war Hellas unſerem Volke eine terra incognita, dem Gelehrten ein gepachteter Sprachſchatz, dem Poeten ein Ziel ewiger Sehnſucht, dem Hiſtoriker eine grüne Oaſe in der Wüſte der Weltgeſchichte! Der Name Hellas tönte nur von geweiheten Lippen, aus der Weisheit Munde. Jetzt ſtammeln ihn die Kinder, rufen ihn Greiſe; der Burſche hinterm Pflug weiß von der Akropolis, und das deutſche Kammermädchen träumt von Athen, wo ihr Liebſter Schildwache ſteht; wird es mit Indien nicht bald derſelbe Fall ſein? Die Gelehrten wußten ſeit der Indomanie viel zu ſagen von der Rieſenfabel jenes Wunderlandes, von den koloſſalen Felſentempeln und den rieſenhaften Götzenbildern, von der Weisheit der Brahmanen und dem Fanatismus religiöſer Sekten, von den Selbſttödtungsqualen heiliger Einſiedler und dem orgiaſtiſch ſinnlichen Taumel der Volksmaſſen. Aber ſiehe! da kommen Bajaderen, Prieſterinnen einer indiſchen Gottheit, ein lebendiges, farbenhelles Bild jener wunderbaren Nation — und auf einmal iſt Indien dem Volke Europa's näher, unſerer Erinnerung auf immer eingeprägt, unſeren Sinnen gegenwärtig. Wieder ein Welt- und Lebensbild mehr, wieder reicher an einer großen Erinnerung, an einer Erinnerung, die wie das Geheimniß der Reminiszenz bis in die Tiefen unſers Bewußtſeins und bis zur Urhede unſers Geſchlechts reicht. Welch ein Bild! Dunkel, aber ſchön, mehr ſchmerzlich wehmüthig, als heiterfröhlich, weniger ein Bild der Kunſt als der geheimnißvollen Natur! Wer konnte dieſe Geſtalten ſehen, ohne im Innerſten zu empfinden, ohne ſchmerzlich ſinnig zu denken: „Hier iſt auch ein Theil der Menſchheit! So waren wir ſelbſt im dunkeln Verlauf der Geſchichte! Es ſind Kinder unſerer Mutter, die zurückblieben, während wir leichteren Muthes die Welt durchliefen, die Meere durchſchwammen. Aber deß gedenken wir nicht mehr! Seitdem ſind Reiche über Reichen in Staub geſunken, Götter über Göttern geſtürzt; der Orient ſchlummerte, der Occident hat ſich aus dunkler Nacht ans Licht gekämpft, und wie er trunken vom Freiheitsbewußtſein, ſtolz auf ſeine Künſte, und ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Eiſenbahnen ſteht, da ſchickt der Orient ſeine dunkeln Wundergeſtalten, und mahnt uns an unſern Wiegenſchlaf, an die Naturträume unſerer Kindheit, an unſere Jugendtänze, die zwar nicht ſo kunſtreich, und ſo flüchtig eitel ſind, als die Tänze Europa's, die aber beſeelt ſind von wahrhaftem Ausdruck, inſpirirt vom glühendſten Gefühl, ja ſogar in ſich harmoniſch und natürlich reizvoll. Der Eindruck davon wird bleiben, und das Bild der Taube auf dem Palmbaum wird uns ſtets umſchweben, als ein liebliches Symbol des Menſchengeſchicks.

Auch dieſes dreht ſich, wie ein Rad, von unſichtbaren Mächten im Kreiſe taumelnd umhergetrieben, wie um ſich ſelbſt; mögen wir in dieſer Kreisbewegung, gleich der Tochter Indiens, nie ermatten, nie das Bewußtſein verlieren; mögen wir, als unſere eignen Parzen, aus dem uns gebotenen Stoffe Bilder des Friedens geſtalten und bilden, wie die kunſtreiche liebliche Rangoun aus dem Mouſſelinſtücke die Taube geſtaltete! —

St.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theerblätter.

[illegible]

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von In-Rhein.

München, **Nr. 25.** 1839.

Das Johanniswürmchen.

Was flatterſt du so ſelig
Johanniswürmchen du,
In lauer Nacht so ruhlos,
Hin durch die weite Ruh'?

Wie leuchteſt du so lieblich
In deinen luſt'gen Tanz,
Verſtrömſt in's ſtille Dunkel
Den süssen, milden Glanz!

„Was glänzt, iſt eine Wunde,
Sie leuchtet in der Nacht;
Es hat der Schmerz dieſs Flämmchen
In Liebe angefacht.

Wie könnt' ich fürder leben,
Wie könnt' ich leuchten dir?
Wär' nicht die Wunde Daſeyn,
Die Wunde Flämmchen mir?

Farblos iſt alle Freude,
Die die kein Schmerz gebar;
Es ſtrahlt auf dunklem Grunde
Nur Iris Bogen klar.

Denk' aller deiner Freuden,
Es wird der Seele klar:
„Es waren doch die reinſten,
Die die der Schmerz gebar!"

Wien.

Otto Prechtler.

◆

Anonym.

(Eine Fabel in Verſe zu ſetzen.)

Bekanntlich fehlte dem guten Jupiter, außer vielen großen achtungswerthen Eigenſchaften, auch die der Allwiſſenheit, was daher rührte, daß er die Welt, in der ſeine Sitten ſo ärgerliche noch fortwüthende Beiſpiele gaben, eigentlich nicht einmal erſchaffen hatte. — Da er nun über die wichtigſten Angelegenheiten, die hier unten vorfielen, ungefähr ſo ſehr im Dunkeln blieb, wie diejenigen Perſonen, die keine Zeitungen leſen, ſeine Streiche aber im Olymp auf eine ihm unerklärliche Weiſe verlauteten, ſah er ſich nach irgend einer treuen Seele um, die mit Wahrheit und Treue ihm genaue Kundſchaft zutrage.

Da vernahm er eine zarte Stimme — es war das Girren einer Turteltaube — ſo ſüß wie nur Unſichtbare ſprechen; faſt ſo ſüß, wie Träume liſpeln:

„Ich werde es mir zu einer beſondern Ehre rechnen, wenn ein ſo großer mythologiſcher Gott, der natürlich nicht ſo weit herum kommt, wie unſer Eins, meinen unpartheyiſchen Berichten ein Ohr gönnet — nur mit einer Bedingung.“ —

„Welche?“ fragte Jupiter; —

„Daß meine Handſchrift nie in andre Hände komme und —“

Warum ſtockeſt du, fragte der homeriſche Gott? —

„Daß mir niemals eine Belohnung zu Theil werde“ — entgegnete die Stimme — „es würde mich ſchmerzen mit Danaen verwechſelt zu werden.“ Hier rauſchte es im Walde — eine Thräne fiel nämlich von Blatt zu Blatt. —

Jupiter ſtaunte; von allen ſeinen Abentheuern war ihm das mit Danaen das unvergeßlichſte, weil es ihn am meiſten gekoſtet. — Sehr edel in der That,“ rief er aus —

Wie heißeſt du? —

„Noch kann ich mich nicht nennen. Es kommt dazu eine Zeit; Morgen erſtatte ich meinen erſten Bericht.“ —

Jupiter konnte dieſes Morgen kaum erwarten. — Es verſteht ſich, daß dieſes Morgen auch richtig eintraf; denn was hätte bei einem Unſterblichen dazwiſchen kommen können?

Nun ergoß durch den geheimnißvollen Wald in das Ohr des Gottes ſich ein Strom von Klatſchereien, dem er nicht ermüdete, zu lauſchen. Das Ohr hat ſeinen Nectar, wie die Lippen; in der horaziſchen Ode XII. zweites Buch, trinken die Schatten mit Recht mittelſt des Ohres die Geſänge des Alcäus; Jupiter hätte Tag und Nacht zuhören mögen, ſelbſt ſein Adler hätte faſt, wie bei Pindars Klängen die Flügel geſenkt und gewiegt, bis die Stimme ſprach:

„Hier wollen wir für heute ſtehen bleiben — morgen mehr.“

Herr und Adler kamen langſam von ihrer Betäubung zurück. Jupiter verlor den Sinn für andere Freuden gänzlich. Seine Gedanken waren den ganzen Tag im Wäldchen. Es ſoll nie weniger, als zu jener Zeit, gedonnert und geblitzt worden ſeyn. —

Zeus wurde ein geſchworener Feind alles Aufſehens, Alles ſollte beſchwichtigt, Alles ſollte vertuſcht und durch Gegengerüchte aufgehoben werden. Er ſchien an Händen und Füßen gelähmt zu ſeyn. Die

Verweiſe wurden durch Anſpielungen erſetzt, mancher redliche Diener, der ſonſt einen Ausputzer gefaßt ertrug, vergoß über eine halb höfliche Bitterkeit die erſten Thränen. — Jupiter war nicht mehr kenntlich; ſeine Spaziergänge in jenes Wäldchen, die wir leider nicht harmlos nennen können, wurden immer häufiger. — Das kranke Ohr iſt nicht, wie das kranke Auge, das ſich ſchließt, ſobald es verletzt iſt; jenes will immer mehr vernehmen.

„Wie heißeſt du, du redliche Stimme?“ fragte Jupiter, der ſich eines ſo über die Maaßen platoniſchen Verhältniſſes nachgerade zu ſchämen anfing.

„Anonym“ ſeufzte die Stimme — „ach, was hab' ich geſagt — was wirſt du nun von mir denken?“

Anonym, ſchrieb Jupiter in ſein Taſchenbuch. Geburtsland, Straße und Nummer, fragte er, ſchnell ausforſchend weiter — umſonſt. — Die ſüße Stimme ließ ſich nicht fangen. Jupiter mußte ſich mit dem Namen Anonym von den Ufern der — begnügen. Als er beim Scheiden noch um Angabe einer Himmelsgegend bat, ſtammelte die Stimme — öſtlich.

Anonym — von den Ufern der — öſtlich. —

Dieſe Regel de Tri multiplicirte und dividirte der gute Jupiter bis gegen Morgen. „Wäre doch nur die Minerva noch in meinem Kopfe, ich ließ mir gern eine Migraine gefallen.“ —

Deutſch war die Endung einmal nicht; freilich ſchreibt nur ein deutſches Volk an Ufern und Strömen, wo Andere baden, ſchwimmen und fiſchen; wohl auch Krebſe und Krabben fangen. — Die Stimme ſchrieb; ſie hatte den Mißbrauch ihrer Handſchrift vorausgeſehen und verbeten. Anonym! die Ethymologie war in jenen Zeiten noch in der Wiege — jetzt weiß man, auch ohne ein Gelehrter zu ſeyn, daß Anonym (namenlos) ungefähr dem Niemand des Polyphems gleich kommt. —

Jupiter ſah nachdenkend in das unermeßliche Meer und, o der Kleinheit! dachte an die Ufer der —

Hier äußerte der Adler, er begreife nicht, wie ſein Herr nicht auf den ganz natürlichen Gedanken gerathe — nach der Ausſprache der Stimme ihre Nationalität zu ermitteln! —

Naſeweiſes Geflügel, entgegnete der Gott, kann denn die Stimme nicht früh' von den Ufern der — verbannt werden ſein?

Sie hat viele Ziſchlaute, ſagte Jupiter für ſich, dem Gedanken, den er eben naſeweiſe genannt, doch nachſinnend. (Die naſeweiſen Gedanken bringen uns immer eine große Strecke weiter; alte Männer bleiben nur deßwegen ſtehen, weil ſie gar keine naſeweiſen Gedanken mehr haben.) Welches Volk hat doch gleich die meiſten Ziſchlaute? — Freilich, die Dialecte, die Patois! — Weißt du denn, Adler, nicht einen einzigen Patois?

Der Adler wurde roth. — Ich weiß nur Pindars Patois, ſagte er bitter.

Jupiter konnte ſich nicht verbergen, daß ein Adler ihm oft zu gar nichts nütze.

Bei der nächſten Zuſammenkunft mit ſeiner ſcandaloſen Egeria, war Jupiter ganz Ohr, er fuhr über jede Redensart der Stimme mit der Haſt her, womit ſein Adler auf Lämmer und junge Rehe niederſtößt. Umſonſt — nur einen europäiſchen Urſprung konnte man der Stimme anhören — doch war die Unterhaltung in ſo fern wichtig, als die Stimme über geringe Geldmittel zu Erſpähung wichtiger Aufſchlüſſe klagte.

Neugier iſt eine Klemme, die auch Göttern Geld entpreßt — Willſt du der Neugier entgehen, ſo wirf ihr von ferne reichlich Futter zu, ſonſt fällt ſie über dich ſelbſt her; unſere Stimme wußte dies. Täglich erfuhr Jupiter etwas Neues.

Auch etwas Gutes, etwas Nützliches? — Der Kuß ſeiner Gattin, der Handkuß ſeiner Kinder, die Verneigungen ſeiner Diener hatten keinen Zauber mehr für ihn, ſie waren ja nicht anonym, nicht von den Ufern der —

Eine anonyme Tendenz bemächtigte ſich jeder ſeiner Handlungen. — Werke genannter Verfaſſer ſchob er bei Seite — amtliche Berichte erhielten kaum einen Blick; ſeine Seele, ſein Herz, ſein Gewiſſen, ſein Trachten war anonym. —

Er merkte jedoch, daß ſeine Unternehmungen ſchief gingen, daß ſeine Geheimniſſe allkundig wurden, daß ſein ganzer Hausſtand theils verweint, theils verſtört ſich anſchaute, ja, daß große Ereigniſſe ohne eine Warnung Anonyms, wie Ziegel vom Dache, auf ſein olympiſches Haupt fielen. — Hingegen wurden die Dinge, welche er erfuhr, immer kleiner, immer giftiger, immer mehr im Geiſte einer boshaften Haushälterin. Jupiter! ſeufzte der Adler — und flog erzürnt zur Sonne empor. —

Die Welt war in Verwirrung, Jupiters Haus eine Hölle; ein Gott nach dem Andern machte ſich davon; die falſchen Maaßregeln trugen ihre Früchte. — Zeus wußte nicht aus, noch ein. Anonym gerieth ganz in das Fach der Verläumdung und fing an ſelbſt Juno verdächtig zu machen.

Da nun Jupiter an keine andere weibliche Tugend mehr glaubte, können wir uns vorſtellen, wie dieſe Zweifel auf ihn wirkten; er war troſtlos; ohne ſeinen Adler wäre er untergegangen. Der Göttervogel ſchwang ſich aus den Wolken auf die Erde hinab, warf zwei Blitze ſeines königlichen Blicks; ſie gnügten um die Wahrheit zu entdecken; leuchtend, ein ſchöner Raub, als Ganymed, trug er ſie in den Olymp und ſtellte ſie vor ſeinen herzlich guten, aber ſchwachen Herrn. — Er fand ihn im unglückſeligen Wäldchen; die Wahrheit blendete ihn ſo, daß er, ſeiner eignen Majeſtät vergeſſen, beinahe, wie ein Türke, auf's Angeſicht gefallen wäre — hätte er ſich dabei etwas vergeben?

Aber es rauſchte wieder in den Zweigen.

Wer da? ſprach der Adler barſch.

Anonym —

Anonym, rief Jupiter losplatzend, von heute an heißeſt du — Schlange.

Adler, ſprach Zeus gelaß'ner einen Augenblick ſpäter — fliege Ihr nach und ſieh' doch, zu welchen Ufern ſie ſich verfügt. Ich bin denn doch neugierig. —

Der Aar flog auch ihr nach — aber auf einmal verſchwand ſie weſtlich in einem giftigen Sumpfe, der keine Ufer hatte. — So war denn auch ihre Adreſſe eine Läſterung höchſt achtbarer deutſcher Ufer geweſen.

Maltitz.

◆

Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller.

III.

Jules Janin.

Kein Schriftſteller giebt in ſeinen Werken ein klareres Bild von der beklagenswerthen Richtung, welche die neueſte franzöſiſche Modelitteratur genommen, als gerade Jules Janin. Es iſt vielleicht keiner unter dem Heere von jungen Autoren, die ſich ſeit der Julirevolution in Paris hervorgethan, welcher mehr Talent beſäße, als dieſer geniale Schriftſteller. Keiner hat aber auch weniger ſeine eigentliche Beſtimmung erkannt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und die Irrwege einer ungeregelten Phantaſie zu vermeiden gewußt. Ein reicher Schatz von Ideen ging in dem ungemeſſnen Hange unter, Aufſehen zu erregen, ſich ſchnell Ruhm und Geld zu erwerben; die vortrefflichſten Anlagen verkehrten ſich bei ihm in konvulſiviſche Zuckungen; Styl, wie Gedanken, wetteiferten mit dem Unſinnigſten, das in einer an Paradoxen und Ausgeburten ſchlechter Leidenſchaften ſo überreichen Zeit nur immer zu Tage gefördert wurde.

Wie bei jedem Schriftſteller, müſſen wir auch bei J. Janin zwiſchen dem Style und dem Inhalt, oder der Tendenz ſeiner Werke unterſcheiden. Was J. Janin's Style betrifft, ſo iſt nur eine Stimme darüber, daß er zu den glänzendſten gehört, welche man in Frankreich kennt. Es liegt ein Schwung, eine Kraft, eine Lebendigkeit in ſeinen Schriften, welche ungemein anzieht, während man mit Bedauern bemerken muß, daß eben dieſer hinreißende Styl ungleich iſt. J. Janin iſt eben ſo wenig Herr ſeines Styls, wie ſeiner Gedanken; nur zu oft erſcheint er manierirt, unnatürlich, übertrieben, und die Wärme deſſelben verräth nicht ſelten die Fiebergluth, welche den Autor verzehrt. Es wirkt daher dieſer Styl nicht wohlthätig, nicht erfreulich auf den Leſer. Verblendet von dem Glanze, der ſeine Phraſen umgiebt, ſtößt man gleich wieder auf Stellen, die durch ihre Gemeinheit und Unnatur den günſtigen Eindruck der gelungenen Theile verwiſchen. Ueberdies ſchreibt J. Janin zu viel, zu ſehr für das Geld, um ſeinem Styl jene Rundung, Feile und Gleichartigkeit geben zu können, welche doch gewiß vor Allem den klaſſiſchen Schriftſteller bezeichnen ſollen.

Bei ſeinen Werken ſind bisher zwei Epochen zu unterſcheiden. In der erſteren trat J. Janin als Romandichter, in der zweiten als Kritiker auf. Die Reihe ſeiner Novellen eröffnete er mit „l'ane mort et la femme guillotinée“. Schon der auffallende Titel ſchien darauf berechnet, Leſer anzuziehen. Von dem Inhalt thut man wohl am beſten, ganz zu ſchweigen, und wenn Jules Janin jetzt ſelbſt nicht über dieſes erſte Erzeugniß ſeiner Muſe erröthet, ſo iſt es weit beſſer, das ganze Machwerk der Vergeſſenheit zu übergeben. Dieſem jedenfalls merkwürdigen Buche folgte die Confession, und dann der erſte größere hiſtoriſche Roman „Barnave“. Man kann dies Werk nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl leſen, welches uns beinahe auf jeder Seite beſchleicht. Welche Fülle von Ideen, welch' Geſchick in der Bearbeitung, welch' entſchiedener Beruf zur Darſtellung der Geſchichte, und zur richtigen Auffaſſung hiſtoriſcher Charaktere; und dennoch wie frevelnd ſind dieſe Gaben vergeudet, dieſe reichen Anlagen mißbraucht! Die anziehendſten Schilderungen, die gelungenſten Porträte ſtehen hier Epiſoden der auffallendſten Art gegenüber, und ſind entſtellt durch an Wahnſinn gränzende Uebergänge und Gemeinheiten. Daſſelbe läßt ſich ungefähr von dem ſpätern Romane „le chemin de traverse“ ſagen. Obwohl dieſer jeder geſchichtlichen Grundlage entbehrt, und man dem Verfaſſer daher nicht den Vorwurf von Entſtellung und Verzerrung hiſtoriſcher Thatſachen und Perſonen machen kann, enthält dieſes Gemälde des geſelligen Lebens doch wieder ſo viel Unnatürliches und Geſuchtes, daß man wiederholt bedauern muß, daß ſo viel Geiſt, ſo viel Talent zu nichts Beſſerm benützt wird. Außer dieſen Werken hat Jules Janin eine Unzahl von Erzählungen, Aufſätzen, Abhandlungen, Skizzen u. dgl. geſchrieben. Es findet ſich ſein Name beinahe in allen Zeitſchriften, Revuen u. ſ. w. Alle dieſe flüchtigen Eingebungen ſeiner nur zu fruchtbaren Feder ſind von den Verlegern eifrig geſammelt, und dem Publikum unter verſchiednen Formen und Titeln aufgetiſcht worden. So erſchienen nach und nach die „Contes phantastiques“, die „Contes nouveaux“ in acht Theilen, welche, heilſam geläutert, zwei vortreffliche Bände liefern könnten. Noch in neueſter Zeit erſchienen die „Catacombes“ in ſechs Theilen, welche ſeine eigenen litteräriſchen Erinnerungen enthalten, und zugleich jene Blumen der Poeſie und Beredſamkeit aufnahmen, welche Jules Janin auf das Grab ſeiner früh verſtorbenen Freunde ſtreute. Er gründete überdies das Journal des enfants, und zeigt nach allen Seiten und Richtungen hin eine ſo klaſſiſche Bildung, daß man der Hoffnung nicht entſagen darf, ihn ſpäter eine ſeinen Talenten, wie ſeinen Kenntniſſen würdigere Bahn betreten zu ſehen.

In der bezeichneten zweiten Epoche ſeines Wirkens erſcheint Jules Janin als Kritiker, und als ſolcher nimmt er vorzüglich einen bedeutenden Platz in dem feuilleton des Journal des Debats ein. Nur wird hier auch ſein Ton öfters anmaßend, ſein Styl oft geſucht, und ſoll man beredten Stimmen glauben, ſo trägt die Sphäre, in der Jules Janin ſich jetzt bewegt, ihm vielleicht mehr Geld, als Ehre ein.

J. Z.

◆

Aphorismen.

Wir haben oft in ſpätern Jahren noch hie und wieder ein ſolches Gefühl edler Jugendlichkeit, daß wir uns auf die Frage, warum ſind wir denn eigentlich nicht mehr jung, kaum Etwas anderes antworten können als: „weil ein Pflanzer jetzt weniger, als ſonſt, für uns geben würde.“

Die Sprache iſt das älteſte Kind.

Vaterländiſches Papier ſchlägt gerne durch.

Man kann mit den edelſten Waffen waffenlos ſeyn.

Die erſte Freude in einer beſſern Welt wird ſeyn, die Wahrheit ſagen zu dürfen.

◆

Theater-Schau.

Pflicht und Liebe, Schauſpiel in 2 Aufzügen vom Verfaſſer von „Lüge und Wahrheit“ (zum Erſtenmale aufgeführt den 20 Auguſt 1839.)

Wer den Weg der Kabale betritt, weiß er, wohin ſie ihn führen wird? Wer, ſei's aus ganzer, ſei's aus halber Verſchuldung, ſei's durch den Drang der Verhältniſſe, einmal krumme Wege eingeſchlagen, kann er je hoffen, aus ihnen ſich wieder zu retten? Von dem Augenblick an, wo er den erſten Faden der Intrigue anſpann, iſt er von einem Netz unſichtbarer Mächte umſponnen, iſt ſein Geſchick, ſein Leben, ſein Handeln umſchlungen von einem ſchwer, oder nie wieder zu zerreißenden fatalen Gewebe. Mag ſein Geſchick ſich in ſonniger Heiterkeit ausbreiten; hinter dieſer Heiterkeit lauert die Wetterwolke; mag er umgeben ſeyn von Glück, Ehre, Reichthum, Liebeshoffnung, mitten durch dieſe Freuden weht eine düſtere Ahnung. Ueber die Schwelle des Glücks ſchleppt er den unſichtbaren Faden des Verhängniſſes nach; und plötzlich, unvermuthet werden dieſe Fäden eherne Bleigewichte, und drücken den Schuldbeladenen nieder. Mag einer der Götter dieſes Gewebe zerreiſſen, mag ein gütiges Geſchick es löſen! —

Dieſer Grundgedanke ſcheint wohl für ein Schauſpiel eine zu tragiſche Farbe zu haben. Aber er iſt der Grundgedanke unſeres Schauſpiels, er iſt der ethiſche Schickſalsfaden, der ſich durchs Ganze zieht, der die Situationen verknüpft, und dem Charakter auf der Ferſe nachfolgt; er iſt's, der ſchon in der Eingangsſcene, wo wir bräutlichen Jubel, und ein Feſt froher Vermählung erwarten, jene Ahnung vorbereitet, daß im Hintergrund eine Schuld liege, die geſühnt werden muß, daß etwas Verborgnes ans Licht kommen, daß eine Heimlichkeit entdeckt werden muß. Wir hoffen Feſte, Tanz und Spiel, und wir erhalten dafür ſchmerzliche Kämpfe. Der Hymenäus verſtummt, und Scenen voll ſchmerzlichen Opfer tiefer Wehen, ſchwerer Vergeltung eröffnen ſich. Graf von Winterſtern, fürſtlicher Miniſter, Günſtling ſeines Herrn, Wohlthäter des Landes, ein Mann voll edlen Wirkens und Seelenadels, ſteht eben im Begriff, ſein Glück zu krönen durch die Vermählung mit einem zwar verwaiſten, aber wegen ihrer geiſtigen Vorzüge allgemein bewunderten Frauenzimmer. (Julie.) Mit dieſem Schritte ſcheint der Graf einen Friedensbund mit dem Schickſale abzuſchließen. Eine ſchöne, frohe Zukunft winkt, voll Hoffnung, voll Ruhe, voll Zufriedenheit. Sollte das Bild ſeines früheren Lebens auch von einem leiſen Schatten umdunkelt ſeyn; ſollte ein ſtiller Vorwurf auch ſeinen Blick in die Vergangenheit trüben; — das Vergangne iſt vergeſſen, ein kleiner Fehler jugendlichen Ehrgeizes iſt ausgelöſcht durch das ſegenreiche Wirken des Mannes. So denkt der Graf, ſo beruhigt er ſich, und unterdrückt die leisaufſteigende Sorge des Innern. Aber das Schickſal denkt anders! für das Schickſal iſt ein kleiner Fehltritt die Achillesferſe, auf die es ſeinen ſicheren Pfeil richtet. Der Menſch vergißt; aber das Schickſal vergißt nicht. Einmal in ſeinem Leben ließ ſich der Graf durch den eignen Ehrgeiz, durch den Drang der Umſtände, durch falſche Einflüſterungen und durch die Kabale falſcher Freunde, die ihn als Werkzeug ihres Haſſes brauchten, einmal ließ er ſich, ſchuldlos unſchuldig von jenen unſichtbaren Fäden umſtricken, ließ ſich bereden, Theil zu nehmen an einer Intrigue, um mitzuwirken zum Sturze ſeines Vorgängers, der, durch falſche Correſpondenz verdächtigt, ſeine Ehre, ſein Amt verlor, und jetzt landesflüchtig im Elend umherirrt. An der Stelle des Geächteten, Entehrten ſteht nun Er. Vierzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen.

Der Verbannte (Baron von Warburg) ſcheint den Todten anzugehören; das Vergangne iſt mit Vergeſſenheit bedeckt; der Vorwurf und die Schuld ſcheint zu ſchlafen, ja, aus der Seele getilgt. Aber der Verbannte lebt, und mit ihm die Vergeltung und die Nemeſis. Das Vatergefühl treibt ihn, ſeine Tochter, die er einer Erzieherin übergeben hatte, in der Reſidenz mit Lebensgefahr aufzuſuchen. Verkleidet kommt er an;

Gram und Elend haben ihn entſtellt, er findet die Tochter, einziger Troſt, das einzige Kleinod ſeines Lebens, und findet ſie in dem Moment, wo ſie ohne ihr Wiſſen im Begriffe ſteht, ſich mit dem Todfeinde ihres Vaters (denn Julie iſt die Tochter des Barons) zu vermählen. — Nun beginnt der Kampf der Seele, der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht; die Bande der Liebe ſtreiten mit den Banden des Bluts, Liebe mit Liebe, Liebe mit Pflicht. Hier der Vater entehrt, gekränkt, verbannt, von Kummer gebeugt; dort der Bräutigam, den ſie achtet und liebt, den ſie haſſen ſoll und nicht kann, weil eine Ahnung in ihrer Seele für ſeine Unſchuld ſpricht. Nach ſchmerzlichem Kampf folgt die Entſagung; ſie opfert ſich der Pflicht; ſie will dem Vater ins Elend folgen, will entfliehen. — Aber ſo ſoll nun die verleumdete Ehre, die gekränkte Tugend, ungerächt bleiben? ſoll die ſich opfernde Liebe einſam verbluten? ſoll das Werk der Cabale, das im Finſtern ſchlich, unenthüllt bleiben? Hier tritt nun die poetiſche Gerechtigkeit ein, die die über den Verwirrungen des Menſchengeſchicks ſchwebende Nemeſis repräſentirt, und das Werk der Cabale zerſtört ſich ſelbſt mit emſiger Geſchäftigkeit; dieſelbe Hand, die zuvor mit ſchlauem Eigennutz und durch trügeriſche Kunſtgriffe das Netz der Verläumdung mitſpann, muß jetzt thätig ſeyn, dies Netz zu entwirren. Wir haben hier wieder einen jener Gaunercharaktere, und feigen Böſewichter, die von je auf der deutſchen Bühne eine große Rolle ſpielten als deſignirte Schelme oder Gauner. Warner, des Grafen Secretär, als er von dieſem ſich zurückgeſetzt ſieht, wendet, um ſich zu rächen, die ihm zu Gebot ſtehenden brieflichen Mittheilungen dazu an, in Verbindung mit dem exilirten Baron den gemeinſamen Feind zu ſtürzen. Da die Handlung einmal auf dieſem Punkte angelangt iſt, läßt ſich ihr fernerer Verlauf und Schluß faſt actenmäßig errathen. Die Anklagen werden conſtatirt, Recht und Unrecht, Schuld und Unſchuld kommt an den Tag. Baron von Warburg iſt vor dem Fürſten gerechtfertigt, Graf von Winterſtern, die auch im Kleinſten ſtrafende Hand des Schickſals erkennend, bekennt ſelbſt ſeine Schuld, ja, er gibt ſich für ſchuldiger als er iſt, und will voll edler Reſignation der Welt entſagen. Aber das höchſte Recht iſt das höchſte Unrecht. Die Liebe iſt höher als das Recht, gerechter als das Recht, göttlicher, als das Recht. So hier. Sie rettet ſich ſelbſt; ihr eignes Opfer wird belohnt; ſie rettet aber auch die andern, ſie verſöhnt auch das ſtrenge Geſetz, und das Geſchick. Julie, des Grafen Braut, im Innern längſt überzeugt von der Unſchuld ihres Bräutigams, hat bereits aus deſſen Munde den Anlaß zu der unglücklichen Verkettung der Verhältniſſe vernommen, und ſtiftet das Werk allgemeiner Verſöhnung und wechſelſeitiger Rechtfertigung.

So hätten wir denn an dieſem Schauſpiel ein neues, gutausgeführtes Bild höherer ſocialer Verhältniſſe. Die Motive ſtreifen ans Tragiſche; die Charaktere, (der Graf, der Baron, Julie) ſind lebendig gezeichnet; der Dialog (bis gegen den Schluß des letzten Actes hin) iſt ſtets fließend; und die Handlung kunſtreich und doch naturgemäß fortgeleitet, und verliert nur gegen das Ende hin Spannung und Intereſſe. Denn die erzählende Erklärung des Grafen gegen ſeine Braut läßt bereits die Schlußentwicklung errathen, wie alles ſich löſen und aufklären werde. — Die Darſtellung war eine völlig gelungene. Mad. Dahn (Julie), hat den Kampf der Liebe und Pflicht in den lebendigſten Zügen wiedergegeben; das Gefühl der Aufopferung, der Entſagung drückte ſie in den edelſten Formen, voll innerer Bewegung und hoher Ruhe aus. Sie hat uns erſchüttert und verſöhnt, erregt und beruhigt. Und mehr vermag die Kunſt nicht. Herr Joſt (Baron Warburg) Herr Dahn (Fürſt) und Herr Schenk (Graf Winterſtern) ſpielten ganz gut.

Tl.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter

hervorgerufen und geleitet
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 26.** 1839.

Das Auge.

In den Augen liegt das Herz,
In die Augen muſst du ſehen,
Willſt die Mädchen du verſtehen,
Werben um der Liebe Scherz.

Merke, was das Auge ſpricht,
Ja, das Auge muſst du fragen;
Was mit Worten ſie dir ſagen,
Freund, das iſt das Rechte nicht.

O! es iſt ein lieblich' Spiel,
Wenn die Augen ſich belauſchen,
Forſchend ihre Blicke tauſchen,
Keine Rede ſagt ſo viel.

Sonnenlichtes Farbenſchein
Kündet ſich dir im Juwele,
Farben aus dem Sitz der Seele
Zeigt das Auge nur allein.

Wenn es ſchwärmt, und wenn es lacht,
Wenn es ſchüchtern freundlich bittet,
Liebreich und feingeſittet,
O wie ſchön's die Mädchen macht!

Drum verletze frevelnd nicht,
Schenkt das Auge dir Vertrauen,
Kannſt den Himmel ja nicht ſchauen,
Trüben Thränen dort das Licht.

Mag die Sternwelt untergehn,
Will darüber wenig rechten,
Darf ich nur in ſtillen Nächten
Liebchens Augenſterne ſeh'n.

v. Kobell.

* * *

Das treue Fiſchermädchen

Novelle von Antonio.

Dunkle Nacht hatte ihre Fittiche über die Erde gebreitet; ſchwarze Wetter zogen; kein tröſtend Sternlein funkelte am Himmelszelte, wilde Orkane heulten und peitſchten die Wogen des mittelländiſchen Meeres, die, mit gräßlichem Geſchnaube ſich thürmend, dahinbrauſten; Wimmern und Angſtgeſchrei erſcholl vom Schiffe her, in welchem die Mannſchaft mit äußerſter, letzter Anſtrengung gegen das wüthende Element fruchtlos ankämpfte. — Fern wohl blinkten Lichter in den friedlichen Hütten der Küſtenbewohner Tavolara's, wohl hörten ſie drinnen im ſichern Port die Nothſchüſſe der Bedrängten; doch mit ihren kleinen Fiſcherkähnen konnten ſie keine Rettung bringen. So wurden die Unglücklichen ein Raub der Wellen. In finſtrer Nacht ſchwammen ſie umher; umſonſt ſtreckten ſie ihre Arme nach Rettung empor, umſonſt rangen die Verzweifelnden, das ſchon dem Geſchick anheimgefallene Leben zu friſten; umſonſt ſtießen ſie herzzerreiſſende Wehlaute aus. — Immer dumpfer und leiſer tönte ihr Angſtruf. — Einer nach dem Andern ſank erſchöpft hinunter, in das kalte große Wogengrab, und ihre letzten Seufzer verhallten fern vom Vaterlande in des Meeres bodenloſer Tiefe.

Im Oſten flammte glühend das Morgenroth. Zephyre fächelten, die Lüfte waren hell und rein, das Meer ſtill und ruhig, und ſeine Wellen wiegten ſich ſo ſanft und friedlich, daß man kaum mehr zu denken vermocht hätte, wie ſchrecklich ſie noch vor wenig Stunden getobt, und wie manche Leiche ſie in ihren verrätheriſchen Schoos herabgezogen, hätten nicht noch einzelne herumſchwimmende Trümmer des Wraks an die traurige Wahrheit gemahnt. — Wehmüthig trat an dieſem Morgen der alte Fiſcher Paolo mit ſeiner Tochter Gitta aus der ärmlichen Hütte; ſchweigend wandelten ſie dem Strande entlang, und beſahen die traurigen Reſte ſo mancher ſchönen Hoffnung, die ohne Mitleid das kalte Element vernichtet hatte.

„Die armen Unglücklichen!“ ſeufzte Gitta, und Thränen des Mitleids befeuchteten das ſchöne Auge. — Da öffneten mehrere Nachbarn ihre Thüren, und wollten hinaus zu ihrem Gewerbe; als ſie Paolo gewahrten, der wegen ſeiner Klugheit, Erfahrung und Rechtlichkeit von Allen wie ein Vater verehrt wurde, ſammelten ſie ſich um den Greis, der ſie alsbald ermahnte, ſich der herumtreibenden herrenloſen Sachen zu bemächtigen, und zu retten, was noch zu retten ſey.

Sogleich banden ſie die Kähne los und ſtachen in die See; er aber, der 70jährige Alte, ſetzte ſich vor ſeine Thüre und ſtrickte Netze, während er ſeine Tochter ausſandte, im nächſten Orte Garn und Bindfaden zu kaufen. —

Gitta hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht. Nicht leicht konnte man ſich ein reizenderes Geſchöpf denken. — Dunkle Locken wogten in ungekünſtelten Ringeln um das holde Engelsköpfchen, das ſchwarze Auge wußte ſie ſo fromm und zuverſichtlich zu erheben und ſo ſchüchtern zu ſenken, daß jeder, der hineinblickte, von deſſen magiſchem Zauber beſtrickt ward. — Der Unſchuld Roſenfarbe prangte auf ihren Wangen. Ihre Züge waren fein und regelmäßig geformt. Auf den Purpurlippen ſchien ein Amorettenheer zu wohnen. Verbindet man hiemit einen hohen ſchlanken Wuchs, den ſchönſten Buſen, den niedlichſten Fuß, ſo hat man das getreue Bild unſrer jungen Inſulanerin, die leicht, wie ein flüchtiges Reh, die Befehle ihres Vaters zu erfüllen, am Meeresufer dahineilte. — Wohl Mancher hatte ſehnend und liebeheiſchend den Blick zu ihr erhoben, doch ihr Herz blieb kalt, ſie lebte nur der Pflege ihres alten Vaters, und keines Mannes Bild wohnte in ihrer ſtillen Bruſt.

Als ſie nun ſo daher ſchritt, in theilnehmender Seele das Unglück der Schiffbrüchigen bedenkend, wurde die Gegend, die ſie durchwanderte, einſamer und öder. Sie hatte den kürzern Weg durch die Felſenpfade gewählt, und vernahm plötzlich ein leiſes Wimmern, welches aus hohem Schilfe zu dringen ſchien. Schüchtern wollte ſie den flüchtigen Fuß rückwärts wenden, doch die Töne drangen ſo wunderſam in ihr Herz, und ergriffen daſſelbe ſo mächtig, daß ſie nicht zu fliehen vermochte. Sie nahte ſich langſam dem Schilfe, bog daſſelbe mit bebender Hand zurück, und ein bleicher Jüngling lag reglos vor ihr auf einem Brette hingeſtreckt, das er feſt umklammert hielt, und ſein halb geſchloſſenes Auge flehte um Mitleid. Gitta's einziger Gedanke war Rettung. Sie zog mit vieler Anſtrengung den Erſtarrten auf's Land, band die Schürze ab, rieb ihm Schläfe und Pulſe, hauchte ihm Athem in den blaſſen Mund, und ſetzte ihre Bemühungen ſo lange unermüdet fort, bis ſich fern einige Fiſcherkähne blicken ließen, die nach Beute haſchten. Sie winkte, und rief ihnen, näher zu kommen, und nun legten ſie den Geretteten in den Nachen und eilten mit friſchen Ruderſchlägen Paolo's Wohnung zu. —

Gitta ſaß bei dem Wiederauflebenden, ſchaute ihn mit bangen, beſorgten Blicken an, und war raſtlos um ihn bemüht. Angelangt wurde er gleich in ein warmes Bett gelegt; der alte Paolo der im langen Fiſcherleben wohl manchen dem Ertrinken Nahen geſehen hatte, pflegte ihn kundig und ſorglich, und ehe der Tag ſich neigte, konnte Rodrigo (ſo hieß der Fremde) ſchon wieder aufrecht ſitzen. Er blickte ſtaunend umher, ſchien ſich zu beſinnen, und ſein Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf Gitta, die am Fuße ſeines Lagers ſaß. Dir alſo, du ſchöner holder Engel, begann er, verdank' ich Leben und Rettung? Deine ſanfte Hand hat mich aus dem nahen Todesarm befreit; durch deine ſüßen Worte, durch deine milde Pflege haſt du mich in's Leben zurückgerufen? O, ich vermag dir nicht zu danken, ſetzte er hinzu, und reichte ihr die Hand hin, die ihm Gitta herzlich drückte und beſchämt das Auge ſenkte. — Ja Herr! begann der hinzutretende Paolo, es war freilich nah daran, daß ihr des Waſſers zu viel geſchluckt hättet, und wäre meine Tochter ein Paar Augenblicke ſpäter gekommen, ſo wart ihr verloren. Doch jetzt ſeyd ihr außer Gefahr, und könnt ruhig bei mir verweilen, bis ihr geneſen ſeid, und nach Sardinien überſchiffen könnt. — Habt Dank, ſagte Rodrigo, habt warmen Dank, ihr guten Leute, und freudig nehme ich euer Anerbieten an, das Gott euch lohnen mag.

In ein paar Tagen war Rodrigo, ein kräftiger Jüngling, ganz wieder hergeſtellt. Mit jedem kommenden Morgen wollte er abreiſen, und von Tag zu Tage verſchob er die Reiſe. Das ſtille Leben an Tavolara's Strand ward ihm bald unendlich theuer; in Gitta's Geſellſchaft, die mit der ganzen Argloſigkeit und Unbefangenheit der Unſchuld, mit ihrem ſchönen reichen Herzen täglich neue ſeltene Gaben entfaltete, ſchwanden ihm Stunden des reinſten und frohſten Genuſſes dahin, und er verehrte und liebte bald nicht mehr allein in ihr die Lebensretterin, ſie ward ihm unentbehrlich, ſich des geretteten Lebens freuen zu können. Sie ſchmiegte ſich traulich an ihn, durchwanderte mit ihm die reizende Gegend, war ſo emſig beſorgt, ihm, dem theuren Gaſte, jede Annehmlichkeit zu verſchaffen, und hatte tauſend kleine Sorgen und zarte Aufmerkſamkeiten für ihn. Er begleitete ſie überall, half ihr in ihren Geſchäften, ſuchte ihren Geiſt durch anziehende und lehrreiche Geſpräche zu bilden, und fand reichliche Belohnung in der Aufmerkſamkeit ſeiner Schülerin. Abends luſtwandelten ſie am Meeresufer, oder ſaßen beim alten Paolo vor der Hütte, oder wiegten ſich bei ſtiller Fluth im kleinen Nachen, und die ſchöne Fiſchertochter ſaß am Ruder und leitete mit geübter Hand das Schifflein. So ſchlang die Liebe ihre Fäden immer enger um ihre Herzen, und als einſt Rodrigo der Heimkehr erwähnte, da drängte ſich Gitta ängſtlich und haſtig an ihn, und Thränen perlten in ihren Augen. — Du wünſcheſt alſo wohl, gutes Mädchen, daß ich immer bei dir bliebe. — Und als ſie ſich ihm vertrauend an die Bruſt warf, und ihn bei allem, was ihm heilig wäre, beſchwor, ſie nie zu verlaſſen, da preßte er ſie heftig an ſein Herz, und der ſchöne Bund war geſchloſſen. — Ruhig ließ nun Rodrigo die Schiffe vorüberziehen, und dachte nicht der Heimath mehr, ihm blühte ein herrliches Loos an jenes Engels Seite, der zum erſtenmale ſein unentweihtes, volles Herz der Liebe erſchloß, und mit der ganzen Wärme ſeines Gefühles den Jüngling umfaßte, und alle jene ſeligen Wonnen, die reine Liebe gewährt, ſie wurden Rodrigo in höchſtem Maaße zu Theil. Kopfſchüttelnd ſah wohl oft der Alte ihren Liebkoſungen zu, indeß ſein Vertrauen auf Tugend war zu feſt, als daß er, Schlimmes ahnend, den Liebenden ihr Zuſammenſein gewehrt hätte. Doch, o wie wohl hätte Paolo gethan, das Verhältniß zu trennen, wie manche Thräne hätte er ſeiner Tochter erſpart! —

Rodrigo war der einzige Sohn einer reichen und vornehmen Familie in Madrid. Er war in der großen Welt geboren und erzogen, und ſtets von einem Strudel von Zerſtreuungen und Vergnügungen umgeben. Aus Hang hatte er den Militärſtand gewählt, und diente als Major bei der Garde. Einen entfernten Verwandten jenſeits des Meeres zu beſuchen, hatte er ſich eingeſchifft, und ein Schiffbruch hatte ihn an Tavolara's Küſte geworfen. Hier rettet ihn ein ſchönes Mädchen vom nahen Untergange, pflegt ihn ſanft und gütig, und ſchließt ihm ihr ganzes Herz auf. Da regen ſich auch in ſeiner Bruſt die ſüßen Gefühle. Dankbarkeit, das einſame Leben, alles trägt dazu bei, ſie bis zur hellen Glut anzufachen. — Er gibt ſich ihnen hin und fühlt ſich glücklich in Gittas Liebe. Doch bald wird ihm das Leben auf Tavolara zu ſtill, das arme Mädchen kann ihm nicht mehr genügen mit ihrem liebewarmen Herzen. — Das bunte, wechſelnde, mit lärmenden Freuden durchwebte Leben zieht ihn wieder mächtig an, er denkt ſeiner Freunde und des ſchönen Madrids. — Der Herbſt naht. — Zu redlich, des Mädchens argloſes Herz zu betrügen, wird ihm ihre reine Liebe zu wenig, und er ſehnt ſich, den Winter in der Hauptſtadt Spaniens, im Taumel ſtets ſich erneuender Genüſſe zu verſchwelgen. — Anfangs wohl kämpfte Dank und Rechtlichkeit mit dieſer Wünſche in ſeinem Buſen, doch je länger er verweilt, deſto mehr zieht ihn die Heimath an. Wohl ſah Gitta den Kummer des Geliebten und ſeine allmählig gegen ſie entſtehende Kälte; ſie indeß verdoppelte ihre Liebe und Sorge, und war jedes Argwohn's unfähig. Doch wenn unſer Herz einmal für einen Gegenſtand zu erkalten beginnt, ſo iſt nichts mehr geeignet, dieſe Kälte zu Eis gerinnen zu machen, als wenn der andre Theil ſeine Zärtlichkeit vermehrt. Dieß war auch der Fall zwiſchen Rodrigo und Gitta. Die zärtlich liebende, argloſe Inſulanerin wurde dem durch die Einförmigkeit ſeines gegenwärtigen Lebens gelangweilten jungen Manne täglich gleichgültiger, und er beſchloß zu reiſen.

Wohl ſah er ein, daß er heimlich fliehen müſſe, denn wie hätte er ſein Vorhaben Paolo und Gitta mittheilen können, ohne ſich ihren Vorwürfen und Bitten auszuſetzen. So ſtrich er denn, mit dieſem Plane beſchäftigt, jetzt oft einſam auf der Inſel herum, und als er eines Tages ein Schiff mit vollen Segeln vorbeieilen ſah, ſprang er entſchloſſen in einen Fiſcherkahn, verhüllte das Auge, als er an der Stelle vorbeifuhr, wo ihm einſt Gitta das Leben gerettet, ließ ſich hinanrudern, und als man ſich willig fand, ihn mitzunehmen, zog der Undankbare fort ohne ein Wort des Troſtes für ſein armes Mädchen.

Gitta wartete fruchtlos der Rückkehr des Geliebten: als der Abend nahte, ward ſie immer unruhiger und beklommener, und die Nacht ſtrich ihr in tauſend bangen Sorgen hin. — Als des anderen Tages ſich das Gerücht verbreitete, der fremde Spanier ſei abgereiſt, da wollte ſie es nicht glauben, und harrte ruhig drei Tage und Nächte lang Rodrigo's. Als ihr endlich ſein Scheiden zur Gewißheit ward, da erfaßte ſie ein namenloſer Schmerz und ſie war der Verzweiflung nahe. — Ihr Herz war gebrochen — ihr Friede zerſtört — ihr Frühling gewelkt. Das Leben ward ihr zur Laſt, ſie friſtete es nur ihres alten Vaters willen, der mit bekümmertem Herzen auf die in hoffnungsloſem Harme dahinwelkende Tochter ſah, und ſich die bitterſten Vorwürfe machte. Tief gebeugt ging die Leidende daher, verrichtete pünktlich und ſchweigend ihre Geſchäfte, und pflegte treu des Vaters, in deſſen Gegenwart ſie ihren Schmerz zu verbergen ſuchte, doch war ſie allein, ſo eilte ſie hinaus und ließ ihren Thränen freien Lauf.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller.

IV.

Eugène Süe.

Ein von dem Talente Balzac's und Jules Janin's ganz verſchiedenes Talent zeigt Eugène Süe, obwohl er ungefähr dieſelbe Bahn in der Litteratur betreten. Bei ihm allein iſt jedoch ein wirklicher Fortſchritt bemerkbar. Während Balzac ſeinen augenblicklichen Eingebungen folgend, ſich bald zu dem Höchſten und Vortrefflichſten emporſchwingt, bald wieder in Gemeinheit oder ermüdendes Gewäſche verfällt; während Jules Janin unſtät, manierirt, ſich bald zur Romanſchreiberei, bald zur Kritik wender, fährt Eugène Süe fort, ſich im Gebiete der Novelle mit großem Glücke zu verſuchen. Er iſt der Gründer eines bisher nur in England und Amerika bekannten Genres, des Roman maritime; doch gieng er ſpäter auch zu Werken andern Inhalts über. Wir beſitzen eine ganze Reihe von Bänden aus der Feder dieſes geiſtreichen Schriftſtellers, und es iſt nicht zu verkennen, daß er mit jeder neuen Arbeit auch ruhiger, korrekter, klaſſiſcher geworden. Seine erſten Erzeugniſſe wie „Atargull“, „Plick et Plok“, „la Salamandre“ tragen unverkennbar die Spuren einer jugendlich erhitzten Phantaſie; ſie ſind unter den glühenden Eindrücken geſchrieben, welche die Juli-Revolution hervorrief. So wie ſich Sües Gedanken mehr geordnet, wandte er ſich andern Ideen, andern Bildern zu. Mit der vigie de Koatven, die ſchon ſo viel des Trefflichen enthält, und deren Vorrede allein ſchon an Werth dem ganzen Buche gleich kommt, verließ er die bisher betretene Bahn, und ging mit Latréaumont zum hiſtoriſchen Roman über. Ein erſter Verſuch mag die vielfachen Mängel entſchuldigen, welche dies Werk neben einzelnen vielen Schönheiten enthält. Glücklicher war Süe mit der Novelle „Arthur“, welche ungemein anziehend geſchrieben, ein wahres Muſter dieſes Genre genannt werden kann. Viele flüchtige Arbeiten, Aufſätze, Erzählungen und Kritiken liegen in den einzelnen Zeitſchriften zerſtreut. In zwei kleinen Werken „La mouche causeuse“ und „Deleytar“ ſind mehrere kleine Erzählungen und dialogiſirte Novellen geſammelt, welche unterhaltend und angenehm zu leſen ſind. Allen ſeinen Werken liegt aber eine große moraliſche Idee oder Lehre zum Grunde; wie der göthiſche rothe Faden zieht ſich der Hauptgedanke durch ſeine Schriften, daß die Tugend, das Verdienſt auf Erden, verfolgt, verkannt, nur der Scheinverdienſt, die Heuchelei, die Liſt belohnt und geachtet wird. Es iſt daher ein ſteter Kampf mit den äußern Verhältniſſen in ſeinen Schilderungen ſichtbar, der aber eben wieder zu der überzeugenden Gewißheit führt, daß die vergeltende Gerechtigkeit nicht hier, ſondern jenſeits geübt werden muß, und unſer Daſeyn nur das Bruchſtück einer ewigen Exiſtenz bilde. Selbſt in den kleinſten Epiſoden finden ſich dieſe Anklänge wieder, und ſo ſtellt er z. B. in Deleytar den Geſetzgeber, den Richter, wie er ſeyn ſoll, dem Deputirten, dem Juſtizrathe, wie er iſt, entgegen. Aus zarter Rückſicht, und um nicht mißverſtanden zu werden, ſetzt er dieſe Parallele mit dem Prieſter nicht fort. Selbſt in der ſo geiſtreich aufgefaßten Geſchichte des Pferdes zeigt Süe, daß auch bei den Thieren das wahre Verdienſt nicht immer gehörig gewürdigt werde, und Ehre und Lohn nicht ſtets jene erhalten, denen ſie gebühren.

Worin aber Eugène Süe unnachahmlich iſt, das iſt in der Reinheit ſeines Styles, in der Einkleidung neuer, kühner Gedanken und überraſchender pſychologiſcher Bemerkungen in das Gewand der ſchönſten Sprache, die bald kräftig, bald einſchmeichelnd, immer aber harmoniſch wie Muſik erſcheint.

A. J.

* * *

Ueber Friedrich des Groſsen Gedichte.

Noch iſt kein Pantheon für gekrönte Sänger eröffnet, noch keine Anthologie aus ihren Liedern zuſammengeſtellt worden.

Der Gegenſtand iſt reichhaltig, und könnte durch alle Zeiten bis über die Harfen der Pſalmen hinausführen.

Poeſie, die nächſte Kunſt am menſchlichen Herzen, beſaß immer auch vorzugsweiſe die Liebe der Gewaltigen, die unter erfüllten Wünſchen lebend, ihr Daſein nicht, wie die andern dunkeln Sterblichen, mit Träumen zu bereichern brauchen.

Zahlreicher Gönner und Beförderer rühmen auch Malerei und Tonkunſt ſich in dieſer edlen Reihe, aber kaum eines Fürſten, der ſelbſt die Palette geführt, mit eigner Hand die Saiten gemeiſtert. Wie einſam tönet Friedrichs Flöte!

Poeſie iſt die genügſamſte Kunſt, obwohl oft als die begehrlichſte geſcholten; nach einem ſchönen Ausdruck Tiedge's rettet ſie ſterbende Minuten, ſie verſchmäht nicht die kleinſte Muße, welche das ernſte Tagwerk des Thrones beim Erwachen, oder vor dem Entſchlummern, ja, im Uebergange von einem wichtigen Geſchäfte zum andern vergönnen mag.

Und es iſt recht, wenn ſie auch auf dem Throne eine Stätte findet, ſie, nur zu oft die demüthigſte Kunſt, es iſt ſchön, wenn zu allen Gaben des Glückes und der Geburt ſich dieſe edelſte der Gewalten, dieſe höchſte der Grazien geſellt, wenn die Mühen, die Klagen, die alle Sänger gemein haben, verſtummen, wenn die Begeiſterung eines großen befriedigten Herzens nur das ſchönere, das ſchönſte Loos der Menſchheit zu verkünden und zu feiern verſpricht.

Mit geringer Ausnahme ſind die Geſänge gekrönter Dichter lyriſcher Gattung. Die Ruheſtunden eines Fürſten ſind zu ſparſam, um nicht vorzugsweiſe der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, dem Selbſtwiederfinden anzugehören; zumal wenn in einem glücklichen häuslichen Kreiſe die goldene Bürde ſich vergeſſen läßt.

Dramatiſche Werke geſtatten mindere Erholung, ſie verlangen Vorarbeiten, ſie entfremden uns unſerm Selbſt, und führen in das Getümmel, in die Brandung der Leidenſchaften zurück.

Vor einem Throne erſcheinen die Menſchen in Maſſen, ſie ziehen in geſchloſſenen Reihen vorüber. — der Gebieter kann den Einzelnen in ſeinen Haupteigenſchaften prüfen und erkennen, aber hat er die Zeit, der Menſchenſeele tauſend Falten auseinander zu breiten und ihre Armſeligkeiten mit der allenthalben nahe liegenden Größe zuſammen zu reimen? Hiezu muß man die Hütte nicht nur beſucht — auch bewohnt haben.

Sollte ein Ifflándiſches Schauſpiel auf dem Throne geſchrieben werden können? — Nein!

Man könnte dieſem Nein die Werke der Prinzeſſin von Sachſen entgegenſtellen, ſie entfalten aber keine eigentliche Schilderung jenes Gedränges, jener Ausweglosigkeit, worin die meiſten Menſchen einen großen Theil ihres Lebens zubringen; in einem Worte, ſie mahlen nicht das Leben in ſeinen Nöthen, in ſeiner Alltagsnoth, nicht das Drängen, Stoßen und Treten im großen, oft ſo niedrigen Lebenshandel.

Freilich erſcheinen Fürſten oft, wie Götter, in der Hütte der Armuth; ja, Fürſten haben, wie die erhabene Königin Louiſe in Stammbücher die Worte geſchrieben:

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß“

doch immer bleiben dieſes Scenen einer höheren Lebensordnung, immer iſt ein großes Geſchick noch gegenwärtig, immer hat die Kartoffel, die der Feldherr mit dem Soldaten theilt, den Reiz der Neuheit.

Die Verächter des großen Menſchenkenners und Lebenskundigen Ifflands werden uns das eben Geſagte verübeln, und Gemälde, wie er entwarf, nicht allein allen Fürſten, ſondern auch allen Dichtern unterſagen.

Wir verſtehen unter Noth auch jene Abhängigkeit, die, wenn ſelbſt das Almoſen wegfallen mag, unſere Seele in einer ſteten Bettlerſtimmung und in der gebückten Stellung erhält, die ein niedriger Schiffraum ſeinen Bewohnern auferlegt.

Noch iſt aber Niemand, ohne abhängig geweſen zu ſein (wohlgemerkt auf eine Weiſe, die ihn oft mit ſeiner eigenen Würde zu entzweien drohte), ein vollkommener Menſchenkenner geworden.

Friedrich, Cäſar, Napoleon mögen mit einem Blicke die Tüchtigkeit eines Menſchen errathen, ſie mögen den künftigen Feldherrn, den künftigen Staatsmann aus der tiefſten, zitterndſten Verbeugung heraus finden — wie wenig ſind im eigentlichſten Charakter des Menſchen Talente und Fähigkeiten, was fängt der dramatiſche Dichter mit ihnen an? Leicht, wie der Uhrmacher aus dem Werk der Spieluhr die Muſik löſet, ſondert ſich das Talent, ja der Genius, aus den Eingeweiden der Seele, vom Ueberreſte des Menſchen ab.

Es ſteht, wie geſagt, in der Gewalt des Fürſten, den heroiſchen Werth eines Menſchen in wenigen Sekunden zu erproben, ihn gleichſam von ſeinem eigenen Schickſal in hoher Gegenwart befragen und verhören zu laſſen, aber das eigentliche Menſchenſtudium hat ein ſtilles allmähliges Verfahren, es fühlt nicht dem Menſchen am Puls, es mißt ſeines Blutes Ebbe und Fluth an den zitternden Bewegungen ſeines Schattens an der Wand, es beobachtet nicht die That, ſondern ihre Entſtehung, es beobachtet mehr, warum der Menſch ſcheitert, als warum er emporkommt.

Fürſten ſind und bleiben die Prüfer der Menſchheit in zwei großen Eigenſchaften, Treue und Dankbarkeit; wohl ihnen, wenn ſie ſie hier achten können. Andere Tugenden ſtehen ihren Belohnungen und Beobachtungen ungleich ferner, meiſt zu fern. —

Ein dramatiſches Werk aus Fürſtenhand müßte ſich auf den höchſten Gipfeln der Weltgeſchichte bewegen, es müßte ein Völkerſchickſal zum Vorwurfe haben, und den untergeordneten Geſchicken fremd bleiben.

Anders iſt es mit der lyriſchen Poeſie. Sie iſt die heitere Kunſt in der Dichtkunſt; ihr Reich iſt nicht die Verwirrung, nicht der Kampf; ſie wohnt an hellen Gewäſſern, hier iſt kein Befaſſen mit rohen Mächten unerläßlich. Gern ſehen wir hier die Hoheit ſich

„Im reinen Feuer mit dem Salamander“

bewegen und vom Throne „die Millionen“ umſchlingen.

Friedrich, der letzte gekrönte Sänger vor König Ludwig — Friedrich, der jeder Seite des Lebens ein Talent zuwendete, und als ein Genius über Allem waltet, konnte da nicht unbegabt ſeyn, wo der höchſte Genuß, die höchſte Liebe ſeines Herzens war; nur ein geborner Dichter kann, wie er, zweifeln, daß es einen Menſchen gebe, der nie gedichtet.

Wenn Deutſche ihm hier nahen, müſſen ſie ihn mit tiefer Wehmuth gerade hier ſeinem Vaterlande am fremdeſten finden; der grauſame Druck ſeiner Kindheit, ſeine Jugendſchmerzen vertrieben ihn als Sänger gänzlich von ſeinem vaterländiſchen Boden, wo ſtrenge Königspflicht ihn in ſpäten Tagen feſthielt, als italieniſche Luft ihm, dem Greiſe, zum letzten Heilmittel empfohlen wurde. — Müſſen wir doch ſelbſt eine franzöſiſche Ode an ſein preußiſches Heer leſen! —

Stoicismus und Epikurismus hatten ſich in Friedrichs Seele getheilt, wie Größe und Herabſetzung in ſein Schickſal. Hatte er, der Schüler des Horaz, nicht unbeweglich der Hinrichtung ſeines Freundes zuſchauen müſſen? Er, der früher die Vergänglichkeit mit Roſen bekränzt, mußte, noch ein Jüngling, weit mehr als das Grab, das Blutgerüſte ſchauen; darum ſah er auf ſeiner ganzen Bahn mit ſo beſonnenem Blicke der Vollendung entgegen, nach ſeinem troſtloſen Glauben leider die Vernichtung.

So ward er vorzugsweiſe der Held ohne Taumel, ohne Rauſch, der Held ohne Selbſtlob, der auf keine ſeiner Schöpfungen den Namen irgend eines ſeiner Siege drückte, der nie, wie Napoleon, verſicherte, daß gerade ſeine ſiegreichen Gegner am meiſten ſeinen Wünſchen gemäß gehandelt und ſeine tiefſte Verachtung erworben hätten.

Seine Eitelkeit iſt in ſeinen Gedichten geſucht worden. — Mit Unrecht! — Man vergaß, daß er dem kriechend lobenden, ſpäter hämiſch geiſſelnden Voltaire, der ihn nicht nur von dieſer Seite, ſondern an jeder, einem Menſchenherzen empfindlichen Stelle verletzte, vergab, das vergab, was wohl ein and'rer Freund, ein and'rer Menſch, ein and'rer Fürſt, ein and'rer Dichter nie verzieh, daß er des diebiſchen Verläumders Lobrede hielt, aus deſſen verworfenen Schmähungen leider auch zu unſerer Zeit noch ſo manches Urtheil über den Einzigen geſchöpft wird.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 27.** 1839.

Trennung.

Wie weh' der Schmerz der Trennung immer thut,
Ein Troſt wird frommen Herzen nimmer fehlen;
Es giebt ein Vaterland der Seelen,
Das, wie ein Inſelland, in dieſem Leben ruht;
Das groſse Heimgehn ſelbſt, es löſt nicht dieſe Bande
Des Seelenbundes. — Nein! Die lieben Menſchen dort,
Sie leben in dem Vaterlande
Der Seelen mit uns fort!

Tiedge.

◆

In ein Stammbuch.

Selber gut ſeyn, und das Schlimme dulden,
Darin liegt ein hoher Selbſtgenuſs;
Was die Welt uns nehmen kann, ſind Schulden,
Die man doch einmal bezahlen muſs.
Laſsen wir das Andre fahren!
Nur was wir im Herzen aufbewahren,
Das iſt unſer, das ſind wir.

Tiedge.

◆

Das treue Fiſchermädchen.

Novelle von Antonie.

(Fortſetzung.)

So trauerte und klagte die Unglückliche lange Jahre, und düſtre Schwermuth nahm ihr ganzes Weſen ein. Da erkrankte Paolo, und nach kurzem Siechthum verſchied er in den Armen ſeiner Tochter. Der Gram über dieſelbe hatte ſeinen Tod beſchleunigt. Heiße Zähren weinte Gitta auf die Aſche des geliebten Vaters, und ſtand nun ganz allein und verwaiſt auf dieſer großen Welt. Da reifte denn der Entſchluß in ihr, von Tavolara zu fliehen, wo kein Band ſie mehr feſſelte, und wo jeder Ort nur dazu diente die Erinnerung entflohenen Glückes ſo ſchmerzlich anzuregen. Längſt hatte ſie zwar jede Hoffnung auf Rodrigo's Liebe begraben, doch vielleicht kannſt du, ſagte ſie zu ſich, dem Geliebten nützlich ſeyn, ohne daß er deine Nähe weiß, und dann muß es ja unendlich ſüß ſeyn, dieſelbe Luft mit ihm einzuathmen, und in dem Lande, wo er lebt, zu ſterben. Drum fort, rief es in ihr, fort nach Spanien, und eine unendliche Sehnſucht erglühte in ihrer Bruſt. Sie verkaufte ihr kleines Eigenthum, und mit dem nächſt abfahrenden Schiffe trat ſie muthig, im Vertrauen auf Gottes Schutz, und im Bewußtſeyn eigner Unſchuld die Reiſe an.

Ohne Widerwärtigkeit in Madrid angelangt, war das im Leben ſo unerfahrne Mädchen nicht wenig um ihr Unterkommen beſorgt; doch das Glück begünſtigte ſie, und ſie fand bald eine ſtille Kammer bei einer bejahrten Wittwe in einer weit entlegenen Straße der Hauptſtadt. Ihr einziges Streben war nur dahin gerichtet, Erkundigungen über den Geliebten einzuziehen, und ihn wiederzuſehen. Sie wußte nichts von ihm, als daß er Rodrigo heiße, und bei der Garde diene. Als daher ein paar Tage darauf eine Parade ſtatt finden ſollte, ging ſie mit ihrer Hausfrau, hochklopfenden Herzens, dieſelbe anzuſchauen. In herrlicher, nie von ihr geſehener Pracht ſtanden die Truppen auf dem Paradeplatze aufgeſtellt, ihr Auge flog von Einem zum Andren, ob es nicht die theuren Züge entdeckte; da ſprengte ein ſtattlicher, hoher Jüngling, in reichgeſtickter, goldbeſetzter Uniform auf ſtolzem Roſſe daher, und augenblicklich erkannte Gitta in ihm ihren Rodrigo. Das Wiederſehen des Geliebten, den ſie nur in einfachem Fiſcherkleide gekannt, mit dem ſie in ſo traulichem Vereine gelebt, wie er jetzt ſo prächtig und ſtolz, ohne ihrer zu achten, die unbemerkt im Gedränge ſtand, vorbeijagte, drängte alles Blut in ihre Wangen, ſie zitterte und mußte ſich auf den Arm ihrer Begleiterin ſtützen. „Was iſt Euch,“ frug dieſe? — „Kennt ihr jenen Offizier,“ ſprach bebend Gitta? — „Wohl kenne ich ihn, es iſt der Major, Marques Arantes, der reichſte Herr unſerer Stadt; er wird nächſtens Hochzeit feiern; doch was geht Euch das an?“ Hier mußte ſie ſchweigen, denn betäubt ſank Gitta zuſammen. Die Matrone wollte um Hülfe rufen, doch ſchnell ermannte ſich jene; „es iſt ſchon wieder vorüber,“ ſagte ſie, „führt mich nur nach Hauſe.“ — Sie war ja längſt der Leiden gewohnt und der Schmerz war ihr nicht fremd geblieben; ſo konnte ſie ſich Faſſung erkämpfen, wo andre unterlegen wären. Zu Hauſe verſchloß ſie ihren Kummer tief in die Bruſt, und wich allen Fragen der Alten aus. Unbemerkt aber wußte ſie des folgenden Tages das Geſpräch wieder auf den Major zu bringen, und die geſchwätzige Alte erzählte ihr Vieles von ihm, und daß er ein ſchönes Mädchen vornehmer Herkunft heirathen würde. — „Doch, Schade für den jungen Herrn,“ ſetzte ſie vertraulich hinzu, „daß er betrogen wird, denn ihr gelüſtet nur nach ſeinem Vermögen, ihre Liebe hat ſie längſt einem andern zugewandt. — Ich muß dies ja am beſten wiſſen, denn dort oben an der Ecke bei meiner Freundin hat ſie mit ihrem Geliebten ihre Zuſammenkünfte; doch hütet Euch ja, ein Wort davon fallen zu laſſen!“ — Mit anſcheinender Gleichgültigkeit hörte Gitta zu, doch kaum war ſie allein, da warf ſie ſich in heißem Gebet auf die Kniee, und dankte Gott, daß es ihr vielleicht beſchieden ſey, ihren Rodrigo von ſo großer Gefahr zu retten, ſchlau forſchte ſie ihre Hausfrau aus, wann wohl wieder die nächſte Zuſammenkunft ſtatt haben würde, und als ſie es erfahren, da beſchloß ſie, ohne Verzug das Gewebe von Trug zu zerreißen, welches ihren Geliebten verrätheriſch umzog. —

An ſchwer beſetzter Tafel ſaß eine ſtattliche Geſellſchaft vornehmer Herren und Damen verſammelt; das Deſſert war eben aufgetragen, in goldnen Pokalen ſchäumte der Wein; die Diener in prachtvoller Livrée liefen umher, raſtlos bemüht, die Gläſer voll zu ſchenken; ein lärmendes Geſpräch durchwogte den reichverzierten Saal. — Da erhob ſich ein alter wohlbeleibter Herr mit glühendem Kopfe, hielt hoch den Becher empor und brachte dem Marques Arantes und ſeiner ſchönen Verlobten ein lautes Vivat zu, und alle ſtimmten jubelnd ein. Verſchämt blickte die holde Elvira nieder, Rodrigo's Auge aber ſtrahlte vor Entzücken; er dankte herzlich, leerte ſeinen Becher bis auf den Grund, drückte verſtohlen der lieblichen Braut die Hand, und fühlte ſich überglücklich, — als plötzlich ein Diener zu ihm hintrat, und ihm ein Billet gab, welches ſo eben von einer jungen Dirne gebracht worden ſey, die ſehr auf baldige Abgebung deſſelben gedrungen, und ſich ſchleunig entfernt habe. Nachläſſig wollte es der Marques einſtecken, doch eine ihm unerklärbare Neugierde trieb ihn an, ſich einen Augenblick zu entfernen und das Billet zu erbrechen. Wer malt ſein Erſtaunen, als er mit ſeltſam verdrehten Schriftzügen las.

„Marques! Sie ſind betrogen, auf's ſchändlichſte betrogen. Ihre Braut liebt einen Andern. — Finden Sie ſich morgen Nachts elf Uhr in der A....ſtraße Nro. 70. ein, und Sie werden die Gewißheit davon erhalten. Bis dahin ſeyen Sie ruhig, und laſſen Sie Niemand den Inhalt dieſer Zeilen ahnen!“

„Was iſt das?“ rief Rodrigo, „und ohne Unterſchrift? Iſt's Wahrheit oder Lüge? Doch ich will hingehen,“ ſagte er gefaßt, „will erſt ſorgſam prüfen, und dann handeln.“ — Schweigend kehrte er zurück an die Seite Elvira's, die ihn mit ſüßen Blicken empfing und ängſtlich fragte: „Doch nichts Unangenehmes, Marques?“ — „Behüte, ſchöne Dame,“ ſprach er, „und wäre es etwas geweſen, in Eurer Nähe ſchwindet jeder Kummer.“ — Darauf ſcherzte er unbefangen fort, und in Freude und Luſt ward der Tag beſchloſſen.

Tief in ſeinen Mantel gehüllt, wohl bewaffnet, die Piſtole im Gürtel, ſtand der eiferſüchtige Spanier ſchon um 10 Uhr die folgende Nacht an der Ecke der bezeichneten Straſſe mit ungeſtüm pochendem Herzen. Um 11 Uhr nahte ſich, in dichten

Schleier gehüllt, ſchüchtern eine weibliche Geſtalt, und ſchlüpfte in das Haus; bald drauf folgte ein Mann. Kaum behielt der Major Faſſung; in höchſter Aufregung nahte er ſich der Thüre des Hauſes; ein altes Weib ſchien an derſelben Wache zu halten. Ohne daß ſie es ſich verſah, packte er ſie, und hielt ihr die geſpannte Piſtole vor, indem er ſie beim erſten Laut nieder zu ſchießen drohte. Die Bebende wagte nicht, ſich zu rühren. Mit ſtrengem Ernſte befahl er ihr, ihn zu dem Paare zu führen, das eben in das Haus geſchlüpft, und ſie wies mit zitternder Hand auf eine nahe Thüre. Rodrigo ſprengte ſie mit einem ſtarken Fußtritte, und vor ihm auf dem Sopha ſaß Elvira, umſchlungen vom Arme eines fremden Mannes. Sie ſchrie laut auf, und barg das ſchaamglühende Antlitz in die Kiſſen. Im höchſten Zorn feuerte der Major die Piſtole auf den Unbekannten ab, doch die vor Wuth zitternde Hand ſchoß fehl; ſchnell riß er den Degen aus der Scheide und drang auf den Fliehenden ein, der kaum Zeit fand, das Fenſter zu erreichen und durch einen Sprung auf die Straße ſich vor ſeinem wüthenden Gegner zu retten. Rodrigo wandte ſich nun zu Elvira, die einer Ohnmacht nahe ſchien. „Hier alſo, ſchöne Donna," begann er höhnend, „muß ich Euch finden? das nenne ich ja eine allerliebſte Begegnung, die faſt die Luſt in mir rege macht, Euch ſtatt mit mir, mit dieſem Dolche zu vermählen!" — Da warf ſie ſich in höchſter Angſt zu ſeinen Füßen und umklammerte, Verzeihung flehend, ſeine Kniee. Langſam zog der Marquis den Dolch zurück, blickte ſie verächtlich an, und ſagte kalt: „Gehen Sie, Sennora, Sie ſind zu niedrig für meine Rache, ich ſchenke Ihnen Ihr elendes Leben. Auch Ihren Buhlen mag ich nicht wiſſen; ja ich will großmüthig ſein, und die Sache verſchweigen; leben Sie wohl, und gedenken Sie dieſer Stunde!" Ohne Elvira's weiter zu achten, verließ er das Zimmer. „O, ich habe es um Gitta verdient!" ſagte er zu ſich, als er nach Hauſe gekehrt. — „Doch wer mag jener geheimnißvolle Freund ſeyn, der ſich ſo großes Verdienſt um mich erwarb? Wenn ich ihn nur kennte, ihm nur zu danken vermöchte! — Vergebens bot Rodrigo alles auf, den Unbekannten zu entdecken; der Retter, war und blieb verborgen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Einige Worte über das Bücherſchreiben.

Man ſollte den Ausdruck Bücherſchreiben gar nicht gebrauchen, dann würde man vielleicht mehr Bücher denken und manche ungeſchrieben laſſen. Kennt ihr eure Aufgabe, ihr Herrn Schriftſteller? Ja, ja, es iſt ſchon ein wenig zum Rothwerden! Wer unter der deutſchen ſchreibenden Legion hat nicht ſchon irgend ein Buch fertig gebracht, ohne zu bedenken, mit wem er es dabei eigentlich zu thun, auf welche Pflichten er ſich eingelaſſen hat? Liebe Mitbrüder! wir werden uns unter einander kaum ſteinigen. Man macht das Ding wie ein A B C Büchlein; aber ſelbſt das iſt keine Kleinigkeit; der unbemerkte Schulmeiſter, dem wir die erſten Eindrücke verdanken, kann durch Unſinn und Abgeſchmackheit viel verderben. Und ſind die Schriftſteller nicht alle Lehrer, Profeſſoren, geiſtige Hebammen des Volkes; haben ſie nicht die großen Kinder zu unterrichten, zu erziehen; ſollen ſie nicht gewappnet ausziehen gegen Unwiſſenheit, Unart, Frevel, Gleichgültigkeit, Gemeinheit; ſollen ſie nicht, als Herkules und Theſeus, ſtreiten gegen alles Nichtswürdige, Schlechte, Finſtere und Falſch-Helle? — Wie groß, wie delikat iſt die Verpflichtung, wenn der Rednerſtuhl des Publikums beſtiegen wird, wie unermeßlich weit reicht die Verantwortung! Eine Welt hört zu, für ihre Vor- oder Rückſchritte haftet ihr, Autoren; unter der Firma eures Buches ſpielt ihr die Hofmeiſter, ihr ſeid Rechenſchaft ſchuldig für eure Gaben, für zu viel und zu wenig. Eine Welt hört zu — und ſelten durchrieſelt euch ein Schauder! Sänger und Schauſpieler, auf die ihr manchmal etwas hochmüthig niederblickt, beſchämen euch, und wie klein iſt ihr Auditorium. Sie zittern, wenn der Vorhang aufrauſcht; eure Töne klingen durch Raum und Zeit bis in die Nachwelt, und ihr bebt nicht zuſammen! Wißt ihr, was ihr unternehmt! Jeder Schriftſteller ſchließt einen ſtillſchweigenden Contrakt mit dem Publikum, verſpricht einige Garben oder Blumen, Lichtſtrahlen oder Funken aus dem Geiſterreiche, und erwartet dafür Aufmerkſamkeit, Dank, Wohlwollen, Ehre, wenn möglich auch — Geld. Ihr ſucht etwas Bleibendes, den Ruhm, daher müßt ihr auch etwas Bleibendes bringen. Euer Auditorium iſt einzeln genommen allerdings nicht idealiſch, aber die Völker, wie die Welt, ſind immer eine Idee, und für dieſe habt ihr zu arbeiten, dieſe Zuhörer ſind immer vortrefflich. Krämerei, Handwerk und Commiſſionshandel ſtehen euch nicht an, von einem friſchen Landſtrich muß eure Flagge eure Herrlichkeiten bringen, es genügt kaum, daß ihr Afrika umſchifft, ihr ſollet Amerika entdecken, und eine neue Muſchel iſt beſſer, denn drei Tonnen alten Bernſteins. In eurem Ocean liegen noch heſperiſche Inſeln verborgen, hinaus über die Rhede, und unbekannte Wohlgerüche fächeln euch entgegen, es ſchwimmen grünende Sträuche mit fremden Blüthen und Beeren auf den Gewäſſern, für euch iſt die Welt noch unendlich, wie vor tauſend Jahren; ſtellt einen Columbus — und der neue Erdtheil wird ſich finden. Jeder Zweifel weiſet in das Grenzenloſe, Unerſchöpfliche; jeder urſprüngliche Gedanke iſt der Keim einer Bibliothek, jede Wahrheit die Quinte oder Octave einer andern, jede Ueberzeugung legt ihr als koſtbares Capital für Millionen an. Ein glänzender, fortwirkender Nachlaß reiht Euch unter die erſten Helden und Geſetzgeber, bei fruchtloſem Wirken beſchämt Euch die Biene und der Seidenwurm. Ihr ſeid die Bankiers der Geiſterwelt, hier entſcheiden aber nicht Millionen, ſondern nur das Korn der Münze das Vermögen; ein kleines Büchlein, ein großer Satz ſchnellt Folianten in die Höhe. Die Epoche der Folianten war nicht die glorreichſte, aber nach ihr kam eine gute Octavzeit, deren Autoren für etwas Vornehmes galten. Zwar wurden nicht gar viele Ritter und Freiherrn; allein eine ariſtokratiſche Höhe räumte ihnen Jedermann ein, ſie gingen durchweg für ganz beſondere Köpfe, Niemand dachte an unbefugte Eindringlinge: Dichter und Philoſophen ſchrieben von Talents wegen, und gleichſam von Gottes Gnaden; die Schriftſtellerei war eine *Dignität* und kein Geſchäft. Ohne Zweifel wurden auch dazumal viele Bücher blos *geſchrieben*, aber das Publikum hielt in ſeinem frommen

Glauben alle für gedacht; fähige Köpfe fanden ſtets ihr Körnlein Zucker, oder Salz darin, beſchränkte ſind heut zu Tage noch bei den beſten Büchern übel daran. Die Bücherſchreiber jener Zeit hatten eine Art gelehrter Turniere, und ihre Charlatanerie war gutmüthig, die Büchermacher der Gegenwart gehen auf dem Soccus rabuliſtiſcher Vielwiſſerei einher, ihre Keckheit im Urtheil maskirt deſſen Willkühr und Seichtigkeit, ihre Charlatanerie zielt auf das Weſen ab, und iſt bösartig. Dieſe leichtſinnigen Büchermacher glauben, hochmüthig genug, ſie ſteckten das Publikum in den Sack, und daſſelbe tanze nach ihrer Pfeife; allein es hat ſchon in die Karte geſchaut, und bemerkt, wie ſehr ſie ſich's um ſeine Gunſt ſauer werden laſſen. Sie ſchmeicheln ſich, ihren Leſern fortwährend zu imponiren und dieſelben zu verblüffen; aber eigentlich ſteht die Sache umgekehrt, und die Matadors des Tages ſeufzen unter den Qualen der ſie tyranniſirenden Unerſättlichkeit; nur ihre unermeßliche Eitelkeit kann ihnen verbergen, daß man ſie allerdings als Potenzen, aber nicht als Dignitäten anerkennt. Den meiſten fehlt der ſchaffende Geiſt, ſie werfen ſich in die Negation, weil ihnen das Poſitive widerſtrebt, ſie löſen auf, weil es ihnen unmöglich, etwas Neues zu weben, ſie ſchlagen in Desperation Alles in Trümmer, weil kein Ganzes unter ihrem Meiſel entſteht.

Die alten Büchermacher waren Herren, die modernen ſind Sclaven; jene thaten in ihren Vorreden überaus beſcheiden und liebreich, der Leſer ſtand da im Superlativ der Liebenswürdigkeit; aber im Text, im Text hieß es: „Friß Vogel oder ſtirb!“ dieſe ſind in ihren Vorreden hochmüthig, wie der Teufel; doch der Text macht alle erdenklichen Sprünge, damit die Leute klatſchen. Der Autor mag im Leben der größte Philanthrop ſeyn; im Buche darf er darum keinen Spaß verſtehen; hier ſitzt er in vollem Coſtüme zu Amte, hier reſpektirt er keine ſchwache Seite. Nichts Bruder im Buche! Für ihn giebt es einen adelichen Hunger; wer nicht an ſeiner Tafel Platz nehmen will, gehe; für einen Bediententiſch iſt der Schriftſteller nicht conceſſionirt. Der Bücherdenker vermag ohne ſogenanntes Publikum und ohne Recenſentenlob zu beſtehen; was Gold iſt, wird durch Geringſchätzung und Tadel nicht zu Blei; der Büchermacher verſinkt aber nebſt Publikum und Recenſenten in Vergeſſenheit, er wird, wie jede Mode, endlich zum Gelächter; das gerechte Sieb der Zeit läßt manche momentane Puiſſance ohne Gnade durchfallen, wenn ſie auch wahre Größen gelaſtert hat, und lebt ſie allenfalls, unrühmlich genug, fort, ſo verdankt ſie es nur der Ewigkeit des Gelaſterten. Jeder Achilles muß ſeinen Therſites haben.

⁂

Ueber Friedrich des Groſsen Gedichte.

(Fortſetzung und Schluß.)

Friedrichs Gedichte tragen nicht ſo ſehr, als man es erwarten ſollte, das Gepräge ſeines Schickſals, ſie enthalten keine der bitteren Klagen, die ſeine Jugend berechtigte, ſie ſchweigen hierüber, wie er ſelbſt; auch ihnen gilt das Gebot, welches ſein erſtes Königswort war, ſeines Vaters Aſche zu ehren. Sie ſollen nur ſeine Erholungen ſeyn.

Die wahre Naturgabe eines Dichters läßt ſich nicht in einer fremden Sprache beurtheilen, wo man kaum die Hälfte ſeines Talentes mitbringt. Man bleibt hier faſt immer dem erſten Vorbilde, der erſten bewundernden Liebe getreu; das Leben iſt zu kurz, um in dem nie beendeten Kampfe mit einer ausländiſchen Sprache der Jünger zweier Meiſter zu ſein. Friedrich hat ſich dem Zauber Voltaire's nie entzogen, doch was man auf einem fremden Pindus erreichen kann, hat er wohl erlangt: die franzöſiſche Muſe nennt ihn ihren erſten Gaſtfreund, Wörterbücher führen Beiſpiele aus ſeinen Schriften neben ſolchen an, die ſie den erſten Geſetzgebern der Sprache verdankten.

Der größte Theil ſeiner Geſänge beſteht aus Gedichten, in der an ſich immer etwas nüchternen Gattung der Epiſteln, in Oden, die, mit Ausnahme der über die Wiederherſtellung der Akademie, den in der franzöſiſchen Litteratur ſo übel angeſchriebenen voltaireſchen Hymnen faſt mehr, als ſchweſterlich gleichen, in einem Gedicht über den Krieg, welches durch Voltaires Mitwirkung wenig gewonnen, u. ſ. w.

Eine Menge poetiſcher oft glücklicher und tiefer Gedanken ſind ſeinen Briefen eingeſtreut; in dieſen fliegenden Fragmenten zeigt ſich meiſt eine Grazie und Leichtigkeit, die wenig von der den Deutſchen zugeſchriebenen und von ihnen ſo willig eingeräumten Schwerfälligkeit haben dürfte.

In ſeinen ernſten Arbeiten läßt ſich, trotz fortwährender Nachahmung, nie eine Ueberlegenheit jenes Geiſtes verkennen, der in ſeinen Briefen in ſolcher Hoheit und Klarheit über Voltaires verrätheriſchen Huldigungen und Einſchmeicheleien ſchwebt.

Wenn Friedrich einmal getäuſcht wurde, ſo heißt dieſe Täuſchung — Voltaire — wie Voltaires ſchönſte Eroberung Friedrich hieß. —

Es erfordert eine ſeltene Seelenkraft, denſelben Menſchen zu verachten und zu bewundern. Dieſe Kraft beſaß Friedrich, nachdem ſein ſchöner Jugendenthuſiasmus zerſtört worden war, nachdem er Voltaire kennen gelernt hatte, und ihn nur noch aus Wehmuth lieben konnte.

Ein Brief aus Freiburg vom 3. April 1760 ([illegible] Band der Ausgabe von 1788) ſchildert das [illegible], was Friedrichs Seele hierin empfunden haben mag. Es iſt eine edle Dichter- und Freundesentrüſtung, die ihn eingegeben.

Einen Gedanken hat er dem Voltaire ſchwerlich je verdankt und entlehnt; — die Sylbenjagd und Polizei in den Nachläſſigkeiten der königlichen Metrik mag er ihm leicht als Weide ſeiner gern meiſternden Eitelkeit vergönnt haben.

Des Königs Meiſterſtück iſt die Epître à mon esprit. — Mit Anmuth und Würde löſet ſie die Frage: „Soll ein König dichten?“

„Eh quoi, dans ma grandeur et dans ma royauté
Je ne jouirais point du peu de liberté,
Qu'un berger, conduisant son troupeau pacifique,
A de chanter le soir une chanson rustique,
Quand l'ombre ayant chassé les ardeurs du soleil,
Le plaisir lui prépare un tranquille sommeil,
Achille pourra donc dans son jaloux délire
Appaiser son courroux par les sons de sa lyre,
Et moi je ne pourrais, moi seul dans l'univers,
Adoucir mes travaux par le charme des vers!“ —

Stellen, wie dieſe, bleiben Poeſie, wenn auch eine ſtrenge ausländiſche Kritik ihren germaniſchen Geburtsort erkennt.

Am Schluſſe dieſer Epiſtel giebt Friedrich ſeinem eigenen Geiſte ungefähr denſelben Auftrag, welchen Horaz ſeinem Werke in der XX Epiſtel des erſten Buches ertheilt; nur mußte hier die königliche Muſe ungleich höher ſchweben. Eine unmittelbare Bekanntſchaft mit den Alten hätte Friedrich gewiß jenem Vorbilde ſeiner Jugend ungetreu gemacht, bei dem er leider verharrte, und deſſen Nachahmer und Schüler im bloßen Tändeln und Flattern er auch geblieben iſt.

Jene Selbſtſchilderung voll Grazie und Hoheit belehrt uns, daß eines großen Geiſtes größte Verirrung Nachahmung iſt.

Es mag ein Beweis ſein, wie wenig in unſerer Zeit eigentlich geleſen wird, daß die Werke Friedrichs ſo wenig von den Tagesblättern angeführt werden, denen ſie eine reiche Ausbeute gewähren müßten.

So findet ſich der Name Roi citoyen in einer der Schlußzeilen der épître à mon esprit alſo angedeutet, commentirt und umſchrieben:

„Que je fus Roi sévère et citoyen humain.“

Die Epiſtel an Darget iſt wohl die liebenswürdigſte, gelungenſte in ſcherzender Gattung — die an Keith, eine Nachahmung des dritten Buches des Lukrez, iſt eine Eingebung troſtloſer Seelenſtärke.

„Regardons d'un oeil ferme et l'être et le néant."

Man muß ſich den Helden wieder als Gärtner in Sans Souci denken, um den Stoiker zu vergeſſen, der rührend, dieſe Verſe königlich ſchließt:

Oui, finissons sans trouble et mourons sans regrets,
En laissant l'univers comblé de nos bienfaits;
Ainsi l'astre du jour au bout de sa carrière,
Répand sur l'horizon une douce lumière,
Et les derniers rayons qu'il darde dans les airs,
Sont les derniers soupirs qu'il donne à l'univers.

Die ſchönſten Eingebungen Friedrichs ſind die der Thatkraft, der Königspflichten, der Freundſchaft, der Helden- und Sängerwürde —

„C'est l'immortalité qui fait notre noblesse"

ruft Er den Dichtern zu; dieſe Eingebungen ſind von ſeiner großen ſtarken Seele ausgegangen, und in Worten ausgeprägt, die man nur wiederholen kann, Worte, die er im Drange ſeiner Schlachten, am Rande des Abgrundes, ſeinem Schickſale zurief:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois en affrontant sa rage
Penser, vivre et mourir en Roi. —

Schilderungen, bloße dichteriſche Umgebungen des Gedankens oder des Gefühls, kämpfen zu häufig mit dem Ausdrucke auf eine, ſelbſt dem nicht franzöſiſchen Leſer merkbare Weiſe, ſeine Worte ſind hier nicht ſicher, der Reim beengt ihn nach ſo langer Uebung nicht mehr, aber er leitet; Friedrich, als Dichter, traut nicht ſeinem Glücke, — er iſt in einem Nachen, wo ſelbſt Cäſar bange wird.

Es geht hier an ihm der deutſche Sängerfluch Klopſtocks in Erfüllung:

Wie der Geiſt dich auch hebt, er fliegt vergebens,
Wenn das Wort ihm nicht folgt — der Ungeweihte
In der Sprache Geheimniß
Tödtet das lebendſte Bild.

Eine gründliche Beurtheilung dieſer Geſänge, eine kritiſche Würdigung des Gelungenen und Mißlungenen in ihnen, gehört der franzöſiſchen Litteratur an, deren glorreiches Eigenthum ſie ſind.

Nur ein Franzoſe kann den Reiz ſchätzen, den an manchen Stellen ihre Fremdartigkeit ihnen geben kann, wie vielleicht das stabat mater, das dies irae, die wir für ein barbariſches Latein erklären, für Virgil und Horaz einen Zauber gehabt hätten, den wir nicht ahnen, weil wir unbarmherzig, wie die Grammatik, ſeyn müſſen. —

In manchen Beziehungen wird die franzöſiſche Kritik unſerer Tage Friedrichs Werke gelinder richten, als zu ſeiner Zeit. Viele ſeiner germaniſchen Wendungen und Verſetzungen, viele Willkührlichkeiten in Behandlung des Alexandriners, ſind durch das Beiſpiel der neueren Schule zu erlaubten Freiheiten geworden. —

Die Litteratur Frankreichs wird dieſe Gedichte nie zu ihren Zierden, aber doch zu ihren Schätzen legen, — eine Sprache erwartet und empfängt nur von ihren eigenen Sängern Schmuck — wie groß der fremde Nachahmer oder Nebenbuhler auch ſey, ſeine Leyer wird nur als eine unwiederbringliche Trophäe aufgeſtellt; mit mehr Recht, als dem jenes rohen Sieges, der Friedrichs hohes Grab des Degens beraubte, ein Frevel, den ein großer Krieger ſo wenig hätte verüben ſollen, als Taſſo die Leyer von Arioſt's Grabe entwenden hätte können.

Möchte eine Feder, wie die St. Beuves oder Jules Janins, eine ſolche Würdigung unternehmen, jetzt, wo die Franzoſen, ſelbſt fremde Sprachen ſtudierend, aus eigner Erfahrung einſehen mögen, welch' eine hohe Genialität die Eroberung eines fremden Idioms verlangt, die noch keinem ihrer Landsleute in neuen Sprachen bis zu dichteriſcher Gewalthabung gelang. — man müßte einige engliſche Zeilen Voltaires ausnehmen.

Viel hat ſich Friedrich ſelbſt verſagt: die Ermunterung heimathlichen Geſangs, viel ward ihm verſagt — die heiligſten der Menſchenfreuden — aber ſchön iſt dem deutſchen Volke vergütet worden, was ihm Friedrich verſagte. —

An Schillers edler Glut haben ſich königliche Geſänge entzündet, zu denen Voltaire keine Weihe gewähren konnte. — Welch' ein and'rer Stern dieſer Schiller!

M.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Perusagaſſe Nro. 6.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 28.** 1839.

Die drei Wünſche.

Es tönte Sang und Orgelſchall
Von hoher Burgkapelle;
Der Ritter hört's im Thurme tief,
Gefangen lag er, ach und rief:
„Wär' ich an heil'ger Schwelle!"

Und unten blüht ein Gärtlein ſchön,
Dort klang des Mägdleins Cither;
Da dacht' er ſeiner ſüßen Braut:
„O hört' ich ihrer Stimme Laut,
Von Kette frei und Gitter."

Wie plötzlich ſchmetternd nun im Thal
Trompetenſtöße klingen,
Da ruft er: „Bin ich los der Haft,
Dann brauch' ich meines Armes Kraft;
O Luſt, ein Schwert zu ſchwingen!"

Nicht lange drauf, er war befreit,
Er ruht an Buſch und Quelle,
Und neben ihm die ſüße Braut,
Da hört er ihrer Stimme Laut;
Sie ſang ein Lied ihm helle.

Und wie er ſaß bei Trunk und Schmauſe,
Im Thal Trommeten klingen;
Ihn ruft der Feind zum blut'gen Streit,
Zu Roſſe ſteigt er hocherfreut:
O Luſt, ein Schwert zu ſchwingen!

Er kämpft, und fällt von Wunden roth;
Wen trägt man zur Kapelle?
Wen ſenkt man in die Gruft ſo tief?
Der Ritter war's, der dorten ſchlief;
Er lag an heil'ger Schwelle.

Fr. Beck.

* * *

Das treue Fiſchermädchen.

Novelle von Antonio.

(Fortſetzung.)

Rodrigo hielt Wort, er wußte nach und nach das Verhältniß mit Elvira abzubrechen, ohne daß ihre Schande kund ward. Doch kaum von dieſem Bande befreit, ſtürzte er ſich ins wilde, zügelloſe Leben. Bald umſchwärmte ihn eine Menge jener Freunde, die mit der Sonne des Reichthums auftauchen, um eben ſo ſchnell mit den Schatten des Glückes zu verſchwinden; die Nächte wurden zum Tage umgewandelt, es rollten die Würfel, die Becher klangen, es wurde geſcherzt und geküßt; der hohe Morgen überraſchte die Zecher noch bei ihren Gelagen. Zwar fand einſt der Marques zu Hauſe einen Brief von derſelben Hand, die ihn ſchon einmal gewarnt hatte, worin man ihn beſchwor, ſich von ſeinen Freunden und ihrem Treiben loszuſagen; doch vergebens! Rodrigo, auf den der Brief zwar anfangs Eindruck zu machen ſchien, legte ihn, als er ihn ausgeleſen, verdrießlich bei Seite. „Du guter Freund“, ſagte er, „wenn ich wirklich einmal wieder in einer Gefahr bin, dann ermahne mich — doch um mein Leben bekümmere dich nicht; unberufene Sittenprediger ſind läſtig!“ Bald hatte er ſich die ganze Sache aus dem Sinne geſchlagen, und lebte fort und fort ſein tolles Leben. So geſchah es denn, daß eines Abends die luſtigen Genoſſen bei einem Trinkgelage zuſammenſaßen. Alle waren überaus fröhlich; der Wein floß in Strömen, die Köpfe glühten, man erzählte ſich von ſeinen Heldenthaten, die man im Felde und beim ſchönen Geſchlecht gethan, und nicht gethan hatte. — Da ſprang der Rittmeiſter F..... von ſeinem Sitze auf, ſtürzte ein volles Glas Kapwein hinunter, und ſchwur hoch und theuer, er habe dieſen Morgen den herrlichſten Fund der Welt gemacht; „ein Mädchen,“ fuhr er begeiſtert fort, „eine wahre Perle, ein Engel, die Krone ihres Geſchlechts, ein Feenkind, ein überirdiſches Weſen, ein Götterbild.“ — „Nu, nu,“ ſchrieen Alle, lachend ob dem Feuer des Redners, wer iſt ſie denn?“ — „Ich werde ſie Euch wohl nennen ſollen,“ ſagte Jener, „nein, wahrlich dazu bin ich zu klug, das edle Wild, deſſen Fährte ich abgelauſcht, iſt nicht für Euch!“ „Du allein, Rodrigo,“ fuhr er, ſich zu dieſem wendend fort, „du ſollſt mit mir gehen, du allein ſollſt ſie ſehen, Herzensbruder!“ „Laß mich,“ ſagte der Major ärgerlich, „ich will von deinen Abentheuern nichts wiſſen!“ „Poſſen,“ rief Jener, du mußt, wo wäre Oreſt ohne ſeinen Pylades! He da, Wein her für den Marques! Die Becher wurden ſo lange gefüllt und geleert, bis die Köpfe ganz warm geworden, und Rodrigo halb willenlos einſtimmte, dem Rittmeiſter zu folgen.

Beide machten ſich auf den Weg, und gelangten durch mehrere abgelegene Gaſſen an das vom Rittmeiſter bezeichnete Haus. „Hier wohnt ſie,“ ſagte letzterer, „und zwar zu ebener Erde, in dieſem Zimmer. Ei! ſie hat ja noch Licht, laß uns einmal verſuchen, ob wir ſie durch jene kleine Oeffnung im Fenſterladen nicht erblicken können!“ Sie ſchauten durch die Ritze hinein, und in ärmlicher, vom einſamen Lämpchen matt erleuchteter Kammer lag, mit dem Rücken gegen die Lauſcher gewandt, eine weibliche Geſtalt auf den Knieen, und ſchien innig zu beten. — „Laß uns umkehren,“ rief der Marques, von geheimem Schauder durchbebt, „die Arme betet!“ „Biſt du toll?“ rief der Rittmeiſter, und zog Rodrigo zur Thüre, der jetzt nur mehr in der Abſicht folgte, die Unglückliche aus den Klauen des Böſewichts zu retten. Einige Goldſtücke vermochten bald die Alte im Hauſe, ihnen die Kammer des Mädchens zu öffnen. Der Rittmeiſter trat hinein; einen Augenblick noch verweilte der Marques bei der Alten, als von drinnen ein lautes Rufen um Hülfe erſcholl. Kaum hörte es Rodrigo, als er wie ein Raſender auffuhr und mit den Worten: „das iſt Gitta's Stimme!“ in's Zimmer ſtürzte. Der Rittmeiſter rang mit der Hilfloſen. Im Nu hatte der Marques den Degen gezogen, und drang wie ein Wahnſinniger auf ſeinen Freund ein. Dieſer aber hatte eben ſo ſchnell nach dem Säbel gegriffen, und parirte als geübter Fechter die Hiebe und Stöſſe des Eindringenden, der, in höchſter Aufregung der Sinne ſeiner kaum mächtig war, bis er erſchöpft den Degen ſinken ließ. „Was zum Teufel fehlt dir, Kamerad?“ ſagte der Rittmeiſter kalt, und ſteckte den Säbel ein; „du fällſt mich ja, wie ein Verzweifelnder, ohne Urſache an!“ — „Gitta! Gitta!“ rief Rodrigo, „wo biſt du? wo biſt du?“ — Doch das Mädchen war während des Kampfes entflohen, und kehrte nie mehr in dieſes Haus zurück. Troſtlos, aufs heftigſte ergriffen und erſchüttert, kaum fähig, das Geſchehene zu überdenken, zahlte der Marques alles reichlich, was Gitta ſchuldete, verſprach die Alte in Gold aufzuwiegen, wenn ſie ihm das Mädchen wiederſchaffte, lief die ganze Nacht durch alle Straſſen umher, und ſuchte nach ihr, ſtellte des andern Tages die emſigſten Nachforſchungen an, ſparte nicht Geld noch Mühe, ließ alle Winkel der Stadt durchſpähen, doch umſonſt, Gitta war und blieb verſchwunden. „Du alſo, Lebensretterin,“ ſagte zu ſich der Major, „du biſt wohl auch der unbekannte Freund geweſen; du, gutes Mädchen, an der ich ſo treulos handelte, haſt deine Heimath verlaſſen, um mir nahe zu ſeyn; doch,“ fügte er hinzu, „ich will deiner würdig werden; ich will dich aufſuchen bis an's Ende der Welt, und wenn du mir vergeben kannſt, dir mit unendlicher Liebe lohnen.“ — So lebte er in ſteter, doch fruchtloſer Nachforſchung; ganz zog er ſich vom geſelligen Leben zurück; die ehemaligen Zirkel ſah er nie wieder. In finſtrem Hinbrüten, in Reue und Gram lebte er ſeine Tage dahin, und nichts war fähig, ihn zu erheitern. Seine Liebe zu Gitta wuchs mit jedem Tage; im einſamen Zimmer ſaß er ſtill und düſter, bange Seufzer ſtahlen ſich aus ſeiner Bruſt, und er blieb jedem Troſte unzugänglich.

Die Franzoſen waren indeſſen in Spanien eingedrungen; der Krieg hatte begonnen, und Rodrigo's Regiment bekam Befehl zum Aufbruch. Mit hoher Freude empfing der Major dieſe Nachricht; im Gewühle der Schlacht ſollte ihm die Bruſt wieder frei werden, Ruhe wollte er ſich im Kampfe erjagen, oder eine mitleidige Kugel ſollte ſeinem Schmerze ein Ende machen. —

Am Vorabend der Schlacht ſaß der Major gedankenvoll in ſeinem Zelte, als man ihm anzeigte, daß ſich mehrere ſpaniſche Jünglinge gemeldet, um morgen mitzukämpfen, worunter Einer, den man wegen jugendlichen und ſchwachen Ausſehen's Bedenken trage, anzunehmen. — „Mag er mitkämpfen, der Bube,“ entgegnete finſter der Marques, „wenn ihn ſo früh nach Blut gelüſtet; — vielleicht," ſeufzte er im Stillen vor ſich hin, „iſt auch ſein junges Herz gebrochen, und er ſucht den Tod; wie grauſam wäre es, dem Unglücklichen dieſe Wohlthat abzuſchlagen?"

Die Sonne hob ſich ſtolz aus den Bergen empor, und blitzte in den Waffen der ſich gegenüberſtehenden Heere. — Die Natur feierte einen ſchönen Morgen; ſchweigend ſtanden die Männer in Erwartung des heißen Tages. Wohl mancher ſah die Sonne ſteigen, deren letzte Strahlen nur ſeine Leiche mehr beſchienen. Wohl mancher dachte der Heimath, und der Theuren, die dort ihm lebten, und die er vielleicht nie mehr ſehen ſollte. — Der Major hielt vor der Fronte, und blickte ruhig dem Schickſale entgegen. — Die Signale wurden gegeben. Im Sturmſchritte rückten die Heere auf einander los; die Kavallerie ſprengte vor, die Kanonen öffneten donnernd ihren tödtenden Schlund. Das Gewehrfeuer ſpielte; Pulverdampf umhüllte die Streiter; Trommeln wirbelten, Trompeten ſchmetterten, und Commandoworte ſchallten dazwiſchen. Wo es am heißeſten zuging, da ſtand der Major mit ſeinem Bataillon; große Lücken riſſen die Kugeln in den Reihen ſeiner Braven, und ſtets vorwärts ging es auf den Feind über die Leichen der gefallenen Brüder. Da geſchah es denn, daß im Gewühle des Kampfes der Major ſich plötzlich mit einigen ſeiner Leute von der Maſſe getrennt, und umringt fand. Rodrigo wehrte ſich wie ein Löwe gegen die Uebermacht. Da ſank ſein Pferd von einer Kugel getroffen unter ihm zuſammen, und ehe er ſich aufraffen konnte, ſchwirrte ſchon ein feindlicher Säbel über ſeinem Haupte, und drohte, von kraftvollem Arme geführt, eben den tödtlichen Streich zu verſenden, als ſich ein Soldat über den Major hin ſtürzte und mit ſeinem Körper die Wunde auffing. Er klammerte ſich ſo feſt an Rodrigo, daß, obſchon er mehrere Stöße und Hiebe empfangen hatte, er dennoch krampfhaft denſelben umſchlungen hielt. Da drangen die Freunde vor, und bahnten ſich im blutigen Ringen den Weg zu ihrem Führer. In demſelben Augenblicke war auch die Schlacht entſchieden. „Vittoria!" erſcholl es von allen Seiten, und die Franzoſen flohen. — Unverſehrt zog man den Marques unter ſeinem Retter hervor. Sein erſtes Thun war, nachzuſehen, ob die Wunden des Soldaten, der ſich ſo heldenmüthig für ihn geopfert, gefährlich ſeien; doch kaum war er mit dem eilends herbeigerufenen Wundarzt hinzugetreten, als er ſtarr vor Entſetzen zurückbebte, und als man dem Verwundeten den Hut abnahm, und dunkle Locken hinabwallten, und als man die Uniform aufriß und der Wundarzt ſtaunend aufrief: „es iſt ein Mädchen!" da warf ſich der Major neben der Ohnmächtigen nieder, und rief mit lauter, bebender Stimme: „Es iſt Gitta — rettet, Freunde! rettet! Nehmt Hab und Gut! nehmt mein Leben, rettet dieſe!" — Man ſuchte ihn zu beruhigen — doch umſonſt — er lief umher, raufte ſich das Haar, wüthete gegen ſich ſelbſt und klagte ſich als Gitta's Mörder an. — Die eben vom blutigen Handwerk ruhenden Männer ſahen tief ergriffen auf den Verzweifelnden. Der Wundarzt erklärte, es ſei noch Leben vorhanden und vielleicht Rettung möglich. „Menſch," rief Rodrigo, und ſah ihn mit blitzenden Augen an, „Menſch, wenn du wahr redeſt, wenn du ſie retten kannſt, ſieh', ich will knieen vor dir, wie vor einem Gotte;" — und Gitta ſchlug die Augen auf, und ihr

Blick fiel auf den Marques, der, über ihr hingebeugt, das Wiederkehren des leiſeſten Athemzuges belauſchte. — Doch die Truppen drangen vor zum Verfolgen, die Trommel rief und der Major mußte fort. „Sie lebt,“ rief er, und ſtürzte davon, nachdem er den Wundarzt und Gehilfen bei Gitta zurückgelaſſen, die er beſchwor, jede Kraft aufzubieten, die Verwundete in die nächſte Stadt zu bringen und ihr alle Pflege und Sorge zukommen zu laſſen. — Vom erſten Nachtlager aus wiederholte er nachdrücklich ſeine Befehle, und ſetzte hinzu, ſo bald es anginge, ſollte die Kranke auf ſein Schloß gebracht werden, dort wolle er ſie als ſeine Gattin, als Herrin, als Beſitzerin ſeines Ranges und Vermögens behandelt wiſſen; „reichliche Belohnung“ ſchloß er, „und meine ganze Gunſt dem, der ihr am ehrfurchtvollſten und liebreichſten begegnet, Fluch und Tod aber jenem, der ihr nur ein Haar krümmt.“

(Schluß folgt.)

* * *

Lebensblätter.

Jugend iſt ein herrlich Ding!
Aber Sehnsucht wird mich nie gefährden
Nach den Pfaden, die ich ging:
Möchte denn der Schmetterling
Jemals wieder Raupe werden?

Der Zukunft nicht im Solde
Schmerzverwahrt,
Gedenke Dir die holde
Gegenwart,
Lebendiges Entzücken
Iſt kein Trug:
Und wär's! — dich zu beglücken
Iſt's genug.

Laſst, Freunde, uns einander ſchonen
Berufen wir nicht der Dämonen
Zu wohlbekannte, düſt're Schaar!
Wild schütteln ſie die Schlangenhäupter;
Ihr wirrer Blick macht nur betäubter;
Uns frommt es: hell zu ſein und klar.

Ja, klar und hell! vergeſst es nie —
In Leben, Lieb', und Poeſie!

Wien. Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben.

* * *

Aphorismen.

Es gibt ganze Strecken im Leben, wo man der Zeit wie einem Maulthiere in gebirgigen Gegenden den Zaum ruhig auf den Hals legen, und ſich phlegmatiſch muß forttragen laſſen. —

Es giebt gewiß Dinge auf Erden, von denen unſere Philoſophie, aber auch viele im alltäglichen Leben, von denen unſere Poeſie ſich nichts träumen läßt.

Die Sprachen haben keine Façaden, ſie ſind alle wie Verſailles gebaut; die glänzenden Seiten ſind von den Anlangenden abgewandt.

Otto der Groſſe und die Ungarn.

Ein epiſches Gedicht in vierundzwanzig Geſängen von Fr. **. Herausgegeben von Dr. Friedrich Beck.
München bei Georg Franz. 1839.

Es iſt in unſern Tagen mehr als einmal behauptet und beinahe zur allgemein herrſchenden Anſicht geworden, daß die Zeit der epiſchen Poeſie vorüber ſey, und auch niemals wiederkehren könne, da es nicht denkbar iſt, daß die Menſchheit irgend je aus dem geſchichtlichen Bewußtſeyn, in das ſie eingetreten iſt, zu den vorgeſchichtlichen Zuſtänden, zu dem Zeitalter der lebendigen Sage und des bewußtloſen Mythus, welchem eben das ältere Epos ſein Daſeyn verdankt, zurückſinken werde. Man erklärte dieſe Dichtungen für Urſchöpfungen der Vergangenheit, deren Produktion nur einmal möglich iſt, und die man wohl jenen gewaltigen uranfänglichen Gebirgsformationen vergleichen möchte, welche den Kern unſeres Erdkörpers bilden, und als ſeine Grundveſte zu betrachten ſind. Am klarſten tritt dieſes bei dem begabteſten Volke der vorchriſtlichen Welt, den Griechen, ans Licht, deren Litteratur, als Ausdruck der helleniſchen Geiſtesentwicklung gefaßt, nach allen Beziehungen hin im homeriſchen Epos wurzelt, und es lediglich dem feſten unerſchütterlichen Grunde deſſelben dankt, daß ſie zu einem ſo geſunden Gewächſe gedieh, zu einem ſo vollſtändigen Organismus und Blüthenreichthum gelangte. Ja es darf als unumſtößliche Wahrheit für die Litteraturgeſchichte eines jeden Volkes gelten, daß in dem Maaße, als die älteſte epiſche Poeſie einer Nation der entſchiedenen Durchbildung entbehrt, oder dieſe beſitzt, in eben dem Maße die Litteratur überhaupt bei derſelben eine geringere, oder größere organiſche Entfaltung offenbaren werde. Wenn dieß freilich zunächſt bei der Beurtheilung der vorchriſtlichen Litteratur ſeine Anwendung findet, in welcher die Völkerindividualitäten in ſtrengerer Geſchiedenheit jede ihr beſonderes Bewußtſeyn bewahrten, während durch das Chriſtenthum die Litteratur mehr und mehr zu einer allgemeinen wurde, als deren Urepos, allen Völkern gemeinſam, die Schriften des alten und neuen Bundes den ewigen Mittelpunkt, die unvergängliche Veſte bilden, ſo muß doch jeder Deutſche ſich freuen, daß auch ſein Volk in dem Liede der Nibelungen eine epiſche Dichtung beſitzt, die zwar zu keiner Zeit, wie ein großer Geſchichtſchreiber es für möglich hält, die deutſche Ilias werden kann und wird (da die chriſtlich-germaniſche Bildung mit der heidniſch-helleniſchen keine Vergleichung duldet), aber deſſen ungeachtet fort und fort als eine primitive Zeugung des deutſchen Geiſtes, die ihres Gleichen nimmer wiederfindet, uns theuer und ehrwürdig, unnachahmlich und unerſetzlich bleibt. Geſtehen wir nun allerdings zu, daß die epiſche Poeſie in dieſer erſten urſprünglichen Geſtalt nicht wiederkehren könne, und keine Nachahmung derſelben volksthümlich zu werden vermöge, wäre ſie auch mit allen Vorzügen ausgeſtattet, die ihr ein ächter Dichtergenius durch die reichen Mittel ſeiner Kunſt zu verleihen vermag, ſo verneinen wir doch geradezu die von manchen Seiten her aufgeſtellte Behauptung, als ſey die epiſche Poeſie durchaus keiner Wiedergeburt fähig, und als müſſe ſie ein für allemal ihrer jüngeren Schweſter, der lyriſchen, weichen, deren Uebergewicht in unſern Tagen auf keine Weiſe mehr zu verkennen, noch ungeſtraft zu verdrängen ſey. Es kömmt hier nur darauf an, daß man ſich verſtändige. Wohl iſt es wahr: wir ſind aus dem vorgeſchichtlichen Bewußtſeyn getreten; die Sage iſt für uns keine lebendige mehr, in der ſich uns die theuerſten Güter, Glaube und Nationalität überliefern. Die Geſchichte tritt in ihrer ernſten, unverſchleierten Geſtalt vor unſre Blicke, und nicht der Dichter iſt es, dem es ziemt, ſie dem Volk zu ſchreiben als ſolche. So hätte er alſo keinen Bund mehr mit ihr, und es wäre wahr, was Einige ſagen, daß das Leben der Vergangenheit ihm verſchloſſen ſey, daß an die Stelle des großen erzählenden Gedichtes, das die Thaten der Vorwelt aufrollt in wundervollen Bildern, eine Zwittergattung, der Roman, getreten ſey als Spiegel der Gegenwart, und allein noch den Genius zu großen Schöpfungen bewege, die im Stande ſeyen, der Völker Herzen in Haß und Liebe, in Glaube und Hoffnung zu ergreifen? Dieſem widerſprechen wir aufs beſtimmteſte. Es würde, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, die traurigſte Erſcheinung, die verderblichſte in ihren Wirkungen ſeyn. Der Roman kann, wie oft es auch verſucht worden iſt, die Geſchichte nicht poetiſch in ſich aufnehmen. Er iſt und bleibt Schilderung der neueſten Zuſtände, und wird daher ſtets ſogar die Vorzeit in ein modernes Gewand hüllen. Auch widerſtrebt ſeine Form durchaus der großen mythiſchen und ethiſchen Auffaſſung, welche die Geſchichte von dem Dichter begehrt, der es unternommen, nicht ſie zu ſchildern im objektiven Sinne (dieß ziemt dem eigentlichen Hiſtoriker) — nein, ſie zu deuten als Seher, der mit dem Gottbegeiſterten Auge in jene Regionen blickt, wo der Menſchen Geſchicke von unſichtbarer Hand geleitet werden; den Pulsſchlag des Lebens fühlbar zu machen, der auf und nieder wallt durch die Jahrhunderte; die Großthaten der Väter durch die Stimme des Liedes näher zu bringen den Enkeln, daß ſie die Beſtimmung der Nation erkennen, und ſich mit Muth und Kraft und inniger Liebe ihr weihen! Ein ſolcher Dichter wird, wie es jener gethan, deſſen Werk uns zu dieſen Betrachtungen zunächſt veranlaßte, am kräftigſten ſich von der Geſchichte des eigenen Vaterlandes angezogen fühlen, und die Wahrheit ſeiner Worte empfinden, da er, am Beginne ſeines Liedes die Muſe Deutſchlands um ihren Beiſtand anflehend, ſingt:

— — „Ihr Stimmen vergangener Tage,
Barden des Eichenhayns, ihr Väter deutſchen Geſanges,
Und ihr, welchen die Laute getönt vom Lobe der Minne,
Und der gläubigen Ritterwelt hochherzigen Thaten,
Sendet Klänge mir zu aus der Nacht hinſchwindender Vorzeit,
Daß durch Euere Gluth Begeiſtrung erfülle den Sänger,
Der ſo gerne zurück die großen Tage der Ahnen
Rieſe den Kindern der Stunde, ſo gern erweckte die Liebe
Zu dem heimiſchen Herd und Volk, die euch ſelber beſeelte!“

Mag man immerhin ein ſolches klares Erkennen des Grundes der Begeiſterung für die Geſchichte, als lyriſches Element im neuern Epos ausſprechen, ſo kann deshalb doch weder behauptet werden, daß der Begriff des Epos dadurch ganz aufgehoben werde, und mit dem der Lyrik ſich in Eins verſchmelze, noch daß die Wirkung des Gedichtes darunter leide, oder gar aufhöre, eine volksthümliche zu ſein, da gerade das Bewußtwerden der nationalen Eigenthümlichkeit, unbeſchadet des Fortſchrittes und der gegenſeitigen Annäherung der Nationen im Allgemeinen, die große Aufgabe der Zeit geworden iſt. Da wir durch dieſe Gründe das Daſein und die Fortbildung des Epos als ſelbſtſtändiger Dichtungsart, für die es keinen Erſatz giebt, hinreichend gerechtfertigt, ſo wie auch ſeinen Stoff mit Fug als einen der Geſchichte entnommenen, doch mit Freiheit behandelten bezeichnet haben, ſo bleibt uns über die Form nur wenig mehr zu ſagen übrig. Für dieſe müſſen wir dem Dichter die freieſte Bewegung geſtatten, da jeder Zwang, den eine Abſtraction von Regeln, aus dem homeriſchen Epos geſchöpft, ihm auferlegen würde, der veränderten Stellung, den dieſe Dichtungsart durch das Chriſtenthum erhalten, durchaus widerſtreben würde. Wir können aber eben darum, weil dem Dichter hierin nur ſein eigner Genius Maß und Geſetz auferlegen darf, auch die Anſicht derjenigen nicht billigen, welche jede Annäherung an das antike Epos verwerfen und ſelbſt den Gebrauch des Hexameters als unſtatthaft erklären. Seit Voß und Gothe dies helleniſche Maß dem deutſchen Ohre in deutſcher Zunge wohltönend und werth gemacht, warum ſollte es nicht auch ferner ohne Vordringlichkeit und ausſchließende Bevorzugung neben andern Maßen ſein gutes Recht behaupten? Gewiß müßte man es ſehr bedauern, wenn durch eine ſolche vorgefaßte Abneigung das reine und edle Vergnügen verkümmert würde, welches eine ſo werthvolle Dichtung, wie die vorliegende, dem empfänglichen und unbefangenen Sinne bereitet. Was wir oben über das Epos überhaupt geſagt, findet auf dieſelbe ſeine volle Anwendung, und bei der geringen Zahl der Werke dieſer Art von vorzüglichem Gehalte müſſen wir ihm eine bedeutende Stelle in der neueren Litteraturgeſchichte anweiſen. Der Verfaſſer hat durch die Wahl des Stoffes, wie durch ſeine Behandlung bewieſen, daß er berufen ſei, als epiſcher Dichter in dem Sinne aufzutreten, wie die Bedürfniſſe, wie die Anforderungen der Beſten unter den Mitlebenden es verlangen, und es wäre eine gänzliche Verkennung, wenn ein oder der andere flüchtige, raſch oder oberflächlich abſprechende Beurtheiler dieß Werk in die Claſſe der wirkungsloſen, ſaft- und markberaubten, doch regelrechten Nachahmungen des homeriſchen Epos werfen wollte, von dem es allerdings die äußere Form entnommen, während es dagegen innerlich in allen Theilen von germaniſch-chriſtlichem Geiſte durchdrungen iſt. Dieſer Geiſt ſpricht ſich unverkennbar in der Liebe aus, mit welcher der Verfaſſer ſeine reiche poetiſche Kraft der Verherrlichung eines Momentes der deutſchen Geſchichte zugewendet hat, welcher, wie kein anderer, der epiſchen Darſtellung günſtig war, wenn der Dichter es verſtand, ihn in ſeinem Mittelpunkte zu faſſen. Es iſt die Zeit, da Deutſchland die erſte ſchwere Probe der Eintracht ſeiner verſchiedenen Stammvölker beſtehen ſollte in der Bekämpfung heidniſcher, wilder Barbarenhorden von fremder Zunge, Sitte und Abkunft, und wo der Kaiſerwürde Glanz und hohe Beſtimmung in Otto des Großen Bild mit vorher unbekannter Erhabenheit aus dunklen Jahrhunderten trat. Wir glauben es nicht als das geringſte Verdienſt des Dichters bezeichnen zu dürfen, daß er, wie es auch in den Thatſachen vorgezeichnet lag, den Antheil aller deutſchen Stämme an dem Vertilgungskampfe gegen die Ungarn mit ſolcher Treue und objektiven Wahrheit ſchilderte, daß es ſchwer ſein möchte, das Geburtsland des Verfaſſers aus einer in einzelnen Zügen ſichtbaren Vorliebe für dieſen oder jenen deutſchen Volksſtamm zu erkennen. Darin aber zeigt ſich eben ſein ächt deutſches Gemüth, dem jede kleinliche Abneigung gegen Stammunterſchiede fremd iſt, und wir verweiſen in dieſer Beziehung auf ſeine meiſterhafte Schilderung des zur Schlacht gegen die Ungarn rückenden deutſchen Heeres im ein und zwanzigſten Geſange. Uns iſt kein epiſches Gedicht bekannt, welches von dieſer Seite mit dem unſeres Verfaſſers verglichen werden könnte, und ſo ſehr, wie daſſelbe, ein Gemeingut des deutſchen Geſammtvolkes zu werden verdiente. Seine Dichtung iſt aber nicht blos eine nationale, ſie iſt auch eine chriſtliche, und die ethiſchen und religiöſen Beziehungen, die er ihm zu geben wußte, verleihen ihm erſt die eigentliche höhere Weihe, und beurkunden die Freiheit, mit welcher der Verfaſſer, dem die unſcheinbarſten Einzelheiten der Geſchichte lebendig und plaſtiſch vor Augen ſchweben, auch den großen Zuſammenhang ihrer Erſcheinungen als göttliche Weltordnung begreift, und wiedergibt. Der Raum geſtattet uns nicht, Proben aus dem umfangreichen Werke mitzutheilen, welches gegen zwölftauſend Hexameter enthält, deren Bau faſt durchgängig kunſtgerecht und fließend iſt. Wir hoffen ohnehin aus wohlbegründeter Ueberzeugung, daß dieß Buch in Kurzem keinem gebildeten Deutſchen, keinem Freunde vaterländiſcher Poeſie mehr fremd bleiben werde, und wünſchen unſerer Litteratur Glück zu der Erſcheinung eines Dichterwerkes, welches bei der großen Maſſe täglich auftauchender mittelmäßiger Produkte einer beſondern Auszeichnung und Anerkennung aller Einſichtsvollen, die das Weſenhafte von dem Ephemeren zu unterſcheiden wiſſen, würdig iſt, und dieſelbe früher, oder ſpäter auch zuverſichtlich erlangen wird.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 2~~8~~9. 1839.

Der Karthäuſer.

(Memento mori.)

Geiſterhaftes Dämmerweben
Ringt noch mit dem Flor der Nacht,
In dem neuen Tagesleben
Iſt das Thal noch nicht erwacht;
Aber in dem frommen Hauſe
Auf dem Berg', in der Karthauſe,
Endet ſchon der Hora Sang,
Dumpf auslautend in den Klang:
Memento mori!

In des Frühroth's milder Helle
Nickt der Eichwald, ſanft bethaut,
Auf des Kloſters heil'ger Schwelle
Steht ein Mönch, gebeugt, ergraut;
Aechzt und hebt ſein Haupt, das hehre,
Hebt ſein Aug', das thränenſchwere,
Fromm empor zum ew'gen Licht,
Und ein Blick des Troſtes ſpricht:
Memento mori!

Von dem Haus der düſtren Trauer
Zum Gemach der ſtillen Ruh'
Schleicht er an der Kloſtermauer
Seinem ernſten Tagwerk zu;
Tritt in's Gärtchen; in der Ecke
Unter der Cypreſſenhecke
Steigt er in ein off'nes Grab
Mit dem frommen Spruch hinab:
Memento mori!

Weiland in der Vollkraft Marke
Grub er's, ſeinem Harme lieb,
Als den Spaten noch der Starke
Mächtig in die Erde trieb;
Und ſo gähnt es Jahre dreiſsig,
Und er pflegt es täglich fleiſsig,
Daſs bereitet ſei die Gruft,
Wann der Herr der Tage ruft:
Memento mori!

Kaum noch klimmt empor er wieder;
Auf den Spaten feſt geſtützt,
Denn die letzte Kraft der Glieder
Hat der gute Greis vernützt.
Wild von Fieberfroſt durchſchauert,
Sinkt er, liegt er, hingekauert
An des Blumenbeetes Rand,
Deckt die Stirn mit welker Hand:
Memento mori!

Und das Thal beginnt zu flimmern,
Die beſtrahlten Matten glüh'n,
Mähder jauchzen, Senſen ſchimmern,
Hämmer pochen, Funken ſprüh'n;
Schiffe zieh'n den Strom hinunter,
Wagen rollen, und ſchon munter
Giebt der laute Markt ſich kund;
Lispelnd tönt ein blaſſer Mund:
Memento mori!

„Es geſchehe, Herr, dein Wille,
Nimm den Kämpfer, mich, zu Dir!
Das bewegte Herz ſteht ſtille,
Und die Welt liegt hinter mir.
Keine Thräne wird mir rollen;
Wer ich war, das iſt verſchollen;
Aus iſt, was ich litt und trug,
Bis die Mahnungsglocke ſchlug:
Memento mori!“

„Aufwärts, Geiſt! auf Sternenwegen
Schweben Sel'ge, wohlbekannt,
Mir mit Liebesgruſs entgegen,
Weſen, die ich mein genannt.
Gattin, Tochter, Vielbeweinte!
Mit euch zieht nun der Vereinte
Zu des Friedens Palmenthal —“
Spricht's und haucht zum letzten Mal:
Memento mori!

Und die zarten Lilien welken,
Von dem herben Schmerz erfaſst;
Bitter weinen fromme Nelken,
Und der Tulpe Glut erblaſst.
Durch das Gärtchen ſeufzet düſter
Die Cypreſſe Grabgeflüſter,
Das verwaiſte Veilchen klagt,
Und die Todtenblume ſagt:
Memento mori!

Als die Nacht in ſchwarzer Trauer
Hüllte Thal und Hügel ein,
Strahlt des Kloſters graue Mauer,
Grell erhellt vom Fackelſchein.
Wie der Erde harte Schollen
Auf des Sarges Deckel rollen,
Schlägt erſchütternd an das Ohr —
Dazu ſingt ein Männer=Chor:
Memento mori!

J. G. Beilhack.

⁂

Das treue Fiſchermädchen.

Novelle von Antonio.

(Schluß.)

Der Kriegsſchauplatz zog ſich immer tiefer ins Land hinein, und der Major entfernte ſich täglich weiter von der Geliebten. Jedem Gedanken an eine Möglichkeit zu Gitta's beſſerer Pflege, oder zur Erleichterung ihrer traurigen Lage folgte ſogleich der ſchriftliche Befehl zum Vollzuge. Gitta war indeß auf Rodrigo's Schloß gebracht worden; zwei der geſchickteſten Wundärzte der Hauptſtadt mußten den ganzen Tag an ihrem Schmerzenlager verweilen, und täglich dem Major Nachricht von ihr ertheilen. Lag auch immer viel beunruhigendes in den Briefen, ſo ſprachen ſie doch nie ganz die Hoffnung des Geneſens ab. Mit dieſem ſüßen Troſte kämpfte der Marques noch in mancher heißen Schlacht, und ärntete Ruhm und Wunden. Er hatte ſein Teſtament aufgeſetzt und nach Hauſe geſchickt, worin, im Fall er auf dem Felde der Ehre bliebe, Gitta als ſeine Univerſalerbin genannt war. Doch das Schickſal wollte es anders. Er erhielt im Verlaufe des Krieges eine Wunde am Kopfe, die zwar anfangs unbedeutend ſchien, doch da er ihrer nicht achtete, gefährlicher ward, und ihn ganz am fernern Dienſte hinderte. Er wollte zwar ſeinen Poſten nicht verlaſſen, doch auf ausdrücklichen Befehl ſeiner Vorgeſetzten mußte er auf drei Monate Urlaub nehmen, damit die Wunde Zeit zum Vernarben habe, da ſie durchaus Ruhe erheiſchte, widrigenfalls die Aerzte erklärten, daß ſie ohnfehlbar einen baldigen Tod nach ſich ziehen würde. — Gerade damals nicht ſehr weit von ſeinem Schloſſe entfernt, beſchloß er alſogleich, dahin abzureiſen. Es war ein heitrer warmer Tag, als er zum Thore einfuhr, ihm klopfte das Herz in freudiger und banger Erwartung. Seine erſte Frage war nach Gitta. — Sie ſei im Garten, hieß es. — Da ſchlich er ſich durch die dunklen Gänge bis zur Laube hin, wo das treue Mädchen ſaß. — Ach es war die blühende Fiſcherstochter von Tavolara's Strand nicht mehr; die Roſen auf den Wangen waren verblichen, und geſpenſtige Bläſſe deckte dieſelben; das ſchöne feurige Auge ſtarrte trübe und erloſchen vor ſich hin. Tiefer Gram hatte ſich auf die ſonſt von heiterm Frohſinne belebten Züge gelagert; die ſchönen Formen der Glieder waren welk und abgefallen; wie ein Schatten ſaß die Leidende da, und ſtützte mit der Hand das müde Haupt. — „Das iſt dein Werk, Ungeheuer!" rief der Marques, von Schmerz überwältigt, und ſchlug ſich verzweifelnd die wild bewegte Bruſt. Gitta horchte auf, doch Rodrigo ſchlich ſich unbemerkt durch das Gebüſch fort, da er die Schwache nicht unvorbereitet überraſchen durfte. Als man ſie nach und nach von ſeiner Ankunft unterrichtet hatte, und ſie ruhig und gefaßt ſchien, da ſtürzte er hinein und lag vor ihr auf den Knieen. — „Kannſt du mir verzeihen, Gitta!" rief er; „willſt du den reuigen Sünder wieder aufnehmen, oder ihn zu deinen Füßen vergehen laſſen!" — „Ich dir verzeihen, mein Rodrigo;" ſagte ſie mit himmliſchem Lächeln und reichte ihm die Hand hin; — „preißt ſich doch das arme Mädchen ſo glücklich, daß ſie für dich ſterben kann!" — „Du ſollſt nicht ſterben," rief der Major, und bedeckte ihre Hand mit tauſend heißen Küſſen, „leben ſollſt du, an meiner Seite, an meinem Herzen leben, du ſanfter Engel, du ſtille Dulderin, du himmliſches Weſen, das ich Unwürdiger mein Lebelang knieend im Staube verehren will!" — „Ich wußte ja, daß mein Rodrigo gut iſt," ſagte ſie; „er war nur verblendet; o, laß mich ſterben Geliebter, jetzt ſterbe ich ruhig und gerne, da du mich wieder liebſt. Wer hätte vermuthet," ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu, „als wir uns in Tavolara liebten, daß wir uns einſt ſo wiederfinden würden; wir haben uns wohl beide ſehr verändert," ſagte ſie, indem ihr Blick auf dem Geliebten ruhte, der durch die Beſchwerden des Kriegerlebens, durch den Schmerz ſeiner Wunde und durch Gram und Reue auch die ſchönſten ſeiner Jugendblüthen eingebüßt. Da trat der Arzt hinzu, und mahnte zum Hereingehen, daß die Kranke Ruhe habe und nicht zu viel ſpreche, und ſo mußten ſie ſich trennen.

Was nur die Liebe zu erſinnen vermag, Alles bot Rodrigo zur Erhaltung der Geliebten auf; auch ſchien die Freude anfangs ſie neu zu beleben, ſie durfte öfter, auf des Majors Arm geſtützt, im Garten umhergehen. Da erzählte ſie ihm denn, wie ſie ihm aus gränzenloſer Liebe, und um ihm vielleicht nützlich ſeyn zu können, aus ferner Heimat nachgezogen, wie ſie von allen ſeinen Schritten unterrichtet, ihn habe retten, und warnen wollen, wie Kummer und Sorge ſie faſt verzehrt, als ſie von ſeinem wilden Treiben erfahren, und wie ſie troſtlos beinahe an ihm verzweifelt, doch die Liebe das wankende Vertrauen immer wieder neu belebt habe; ſie erzählte, wie ſie geflohen, durch niedre Dienſte bei Landleuten ihr elendes Leben gefriſtet, wie ſie endlich von einer Schlacht gehört, die er mitkämpfen ſollte, wie ſie der Gedanke wieder mächtig angezogen, ihm zur Seite zu ſtehen, und zu verſuchen, ob ſie ihn von einer Gefahr befreien, oder mit ihm ſterben könne. — Da weinte der Major heiße Thränen der Reue, flehte in den rührendſten Ausdrücken um Vergebung, umſchlang die Leidende, küßte den bleichen Mund, und ſchwur aufs heiligſte, von nun an nur der Geliebten und der Vergeltung leben zu wollen. — „Ich danke dir, mein Theurer,“ antwortete die Kranke; „du gibſt mir ſüßen Troſt auf der Neige des Lebens, du haſt mich wieder in dein Herz aufgenommen, haſt das arme Fiſchermädchen mit ſo viel Pracht und Reichthum beſchenkt, haſt meine Seele, der alle Freuden abgeſtorben waren, mit ſo ſchönen Bildern erfüllt, daß das Leben wieder unendlichen Reiz für mich gewonnen hat; ich möchte gern dir forthin zu deinem Glücke dienen; doch es iſt zu ſpät,“ ſeufzte ſie aus tief gepreßter Bruſt, „der feindliche Stahl traf zu gut.“ — Zwar ſuchte Rodrigo ſie zu beruhigen, und Hoffnung in ihr anzufachen, doch ſein Herz war ſelbſt von der tödtlichſten Furcht zerfleiſcht. — Er reichte ihr, ſo ſehr Gitta ſich anfangs ſträubte, vor dem Altare zum ewigen Bunde die Hand. Eine freundliche Sonne ſchien beiden aufgehen zu wollen, doch der goldne Strahl war nur das letzte Lächeln des ſinkenden Tages.

Gitta's Zuſtand ward täglich bedenklicher, zuſehends ſchwand ſie dem Grabe zu, und bald mußten die Aerzte bekennen, daß ihre Kunſt erſchöpft ſei. Die Kranke konnte das Bett nicht mehr verlaſſen; ein zehrendes Fieber brach die letzte Kraft der Jugend; Tag und Nacht wich Rodrigo nicht von ihrem Lager, ſo ſehr man ihn auch bat, der eigenen Geſundheit zu ſchonen; nur aus ſeinen Händen empfing ſie die Heiltränke; ſelbſt troſtlos ſprach er ihr Troſt zu, und bewachte ſie ſo ängſtlich, als wenn in ſeiner Gegenwart, in ſeinen Armen der Tod ſie nicht berühren könne. — Gitta litt wie eine ſchon Verklärte in ſtiller Demuth und Ergebung, und ein milder Schein von Freude leuchtete aus dem matten Auge, wenn ſie auf Rodrigo blickte.

Eines Abends, als dieſer ganz allein an ihrem Bette ſaß, wurde die Kranke ſehr unruhig; ſie fing an, leiſe zu wimmern, und zu beten. Plötzlich faßte ſie die Hand des Gatten, und preßte ſie krampfhaft. „Lebe wohl, Geliebter,“ ſprach ſie, „ich ſterbe!“ Und ein paarmal tief aufathmend, ſchied der Engel hinüber in das beßre Land. „Gitta, Gitta!“ ſchrie Rodrigo, daß es durch alle Gemächer des Schloſſes dröhnte, „wache auf, kehre wieder, kehre wieder!“ Eine Menge Leute ſtrömte auf ſein Rufen herbei, doch Gitta war nicht mehr. Der Marques warf ſich über die Leiche hin, und verzweifelnd ſtieß er unverſtändliche, herzzerreißende Wehlaute aus. Zwei Tage blieb er in dieſem Zuſtande, und wich nicht von der Todten; in dumpfem Schmerze ſaß er neben ihr; und blickte ſtarr und unverwandt auf die Leiche, als müſſe noch einmal das Leben in dieſe ſchöne Hülle zurückkehren. Am Ende des zweiten Tages ward er ruhiger, und verordnete ſelbſt in tiefem Ernſte alles zur Beſtattung der Geliebten. Gitta wurde mit allem Pompe, als die Gattin des Marques, in der Familiengruft beigeſetzt; Rodrigo ging ſchweigend hinter dem Sarge, Todtenbläſſe auf den Wangen, wankenden Schrittes, eine lebende Leiche!

Als Gitta eingeſenkt wurde und die dumpfen Grabgeſänge ertönten, da ſchluchzte er laut auf, und alle Umſtehenden weinten tief erſchüttert mit. —

Ehe der Tag im Oſten graute, ſah man Rodrigo ſchon an dem Grabe knieen, und wenn der Sterne bleiches Licht in die Kapelle niederſchimmerte, ſaß er noch unbeweglich da. Alle Verſuche, ihn zu tröſten, wies er hart und unwillig zurück. In der Gruft hörte man ihn oft laut ſprechen, als wenn noch Jemand zugegen wäre, und jeden Tag, wenn er zurückkehrte, ſchien er ruhiger geworden zu ſein.

Da ging ſein Urlaub zu Ende, und keine Vorſtellung fruchtete, ihn noch zurückzuhalten. Am Vorabende ſeiner Abreiſe blieb er ungewöhnlich lange in der Kapelle, und man hörte ihn mit dumpfer Stimme beten.

Des folgenden Tages reiſ'te er zu ſeinem Regimente ab. — Bald darauf fiel ein Gefecht vor; der Major war am Morgen äußerſt heiter und vergnügt, und die Andren glaubten, das Kriegsleben würde ihn ſchon wieder von ſeiner Schwermuth heilen. Doch kaum hatte das Gefecht begonnen, und kaum waren die Kämpfer ſich nahe, als Rodrigo mit dem Ausrufe: „Gitta, ich komme,“ dem Pferde die Sporen einhieb, und wie ein Raſender in den dichten Schwarm der Feinde ſprengte. Hier ſahen ihn die Freunde noch einige Augenblicke kämpfen, und dann vom Pferde ſinken.

Als der Kampf geendet, fand man unter den Gefallenen die Leiche Rodrigo's. Sie wurde, wie er befohlen, auf ſein Schloß gebracht, und ruht neben Gitta. Dort ſchlafen die Liebenden traulich neben einander gebettet, und die das Leben kalt getrennt, hat ſanft der Tod vereint.

Jugendträume des Ernſt Scherz.

Die Jugend iſt glücklich. Glücklich war auch die meinige. Wenn ich in die Schachte und Irrgänge meiner Erinnerung ſinnend hinabſteige, ſo gewahre ich in tiefſter Tiefe zwei liebliche Traumgeſtalten. Irrthum iſt der Name der einen, Liebe nennt ſich die zweite. Von zärtlichen Eltern geſchirmt, von munteren Geſchwiſtern begleitet, befand ich mich im vierten Lebensjahre auf einer großen Reiſe. Alle kindlichen Bedürfniſſe, die mir die Heimath gewährt hatte, ſah ich auch in der Fremde befriedigt. Ueber meinem Haupte an der Decke der Poſtkutſche ſchaukelte ſich mein kleines Waldhorn; von einem Holzſchwert bewaffnet war meine Hand, und ich durfte nur in die Seitentaſchen des Wagens greifen, um Eßluſt zu beſchwichtigen. Doch fehlte mir Etwas. Mein treuer Canarienvogel umflatterte mich nicht mehr. Mit jener Naturſchrift, welche nicht erſt vom läſtigen Schreibmeiſter gelernt wird, ſchrieb ich daher zwei Zeilen an die alte Dienerin unſeres Hauſes des Inhaltes, daß ſie das Thierchen mir nachfliegen laſſen ſolle. Trotz allen elterlichen Verſicherungen, daß der Brief nicht ankommen, daß der Vogel nicht nachkommen werde, hoffte ich auf ſein Erſcheinen. Eigenſinnig haftet das junge Herz an ſeinen Wünſchen, unbeſorgt um die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Wir entfernten uns mehr und mehr von der Heimath, wir rückten ihr bereits wieder näher, und näher; meine Sehnſucht nach dem geliebten Vogel ſteigerte ſich, aber die Heimath ſelbſt erſt ſtillte ſie. Belächle meinen kindlichen Irrthum, freundliche Leſerin, aber erinnere Dich, daß auch wir mit Glut unſerer Seele Dinge erſtreben, erſehnen und erhoffen, welche erſt unſere wahre Heimath, die Ewigkeit, uns gewährt. Als ich aus dem Reiſewagen ſprang, eilte mir Mathilde, unſre kleine Nachbarin, entgegen. Sie verſichert mir, oft wegen meiner Abweſenheit geweint zu haben, was mich wenig kümmerte. Von allen Süßigkeiten, die ſeither ihr zugekommen waren, hatte ſie ſich etwas abgeſpart und mir aufgehoben. Dies war ſchon mehr geeignet, meine Theilnahme zu erregen, welche ſich bei Ablieferung eines Päckchens Chokolade bis zur Liebe erhob. O Eigennutz, wie oft ſchon warſt du Quelle der Liebe! Mathilde, ſagte ich, nun will ich dir auch recht gut ſein. Die Folgezeit ſah mein Verſprechen ſich erfüllen. Mein Canarienvogel ging in den Beſitz Mathildens über, der Halbtheil meiner Schmetterlingsbeute floß ihr zu, und an jedem ihrer Geburtstage zeichnete ich ihr eine Pyramide mit flackernden Lämpchen beſetzt, deren Menge der Anzahl ihrer Lebensjahre entſprach. Wie die Flammen an der Pyramide wuchſen, wuchs das Liebesfeuer in meiner Bruſt. Wir lernten, wir ſpielten zuſammen. Ich prägte mir die Regierungsjahre der römiſchen Kaiſer ſo feſt ins Gedächtniß, weil Mathilde ſie für ihren Hofmeiſter lernen mußte. Ich merkte ſo eifrig auf die Pas des Tanzmeiſters, weil ich ſie einſt mit Mathilden nachzuahmen hoffte. Dieſe Zeit kam ſchnell heran. Vor einer Geſellſchaft hoher Herrſchaften ſollte ein Kinderball abgehalten werden. Mathilde reichte mir in der Schlangenwindung der Chaine das zarte Händchen — aber das falſche. Der Irrthum zog alle Nachbarinnen ins Verderben, und ſtatt daß der künſtliche Tanz das Bild einer lieblich ſich ſchlingenden Kette hätte darſtellen ſollen, bewahrte er den Anblick eines ängſtlich krampfhaft ſich ballenden Knäuels. Man forſchte nach der Urſache der allgemeinen Verwirrung. Mathilde war im Begriffe, vor den Richterſtuhl der ſtrengen Damenwelt gezogen zu werden; da trat ich mit großmüthiger Lüge vor das Tribunal, mich des Verſehens und Vergehens anklagend. Ich opferte die Eitelkeit der Liebe. Mathilde erröthete und ſchwieg, und liebte mich mehr, als zuvor. Belächle, hohe Freundin der Menſchheit, meine kindliche Großmuth, aber erinnere dich, daß Männer mit den Jahren zwar an Klugheit wachſen, aber nicht an Anmuth des Weſens, und daß wir weniger und weniger geneigt erſcheinen, uns zu verklagen, wo Damen fehlten.

Franz Schmidt.

Theater-Schau.

Die meiſten Helden der Buhne ſind reife Früchte auf dem Wipfel des Trauerſpieles. Der Dichter tritt zum Stamm und ſchüttelt: erſter Akt, zweiter Akt, dritter Akt, vierter Akt, fünfter Akt, und der Held fällt auf den Boden; ihm iſt nun wohl!*) Egmont aber wird vom Leben geſchnitten, wie ein geſundes Glied vom geſunden Leibe. Der Tod erfüllt nicht einen geheimen oder gar lauten Wunſch ſeines Herzens; ſein warmes Blut fühlt die Kälte des Eiſens, das ſich hineintaucht. —

Egmont iſt die lebendſte Geſtalt, die auf der Buhne erſcheint.

Als Schiller ſeine Beurtheilung dieſes Gedichts ſchrieb, war er mit ſeinem Abfall der Niederlande beſchäftigt. Als Hiſtoriker konnte der eiſerne Wilhelm von Oranien bei ihm nicht einen Helden, wie den Göthiſchen aufkommen laſſen, und dann war ſein eigner Poſa da — der nach der Palme lechzende Märtyrer, der Gegenfüßler des leichtſinnigen Lebenshelden.

Es will ſich nun freilich nicht recht auf dem Theater ſchicken, das Leben zu lieben. — Die raciniſche Iphigenie hütet ſich wohl, ihrem Vater, wie die griechiſche, zu ſagen:

Tödte mich nicht in meiner Blüthe,
Nichts ſüßres giebt es, als der Sonne Licht
Zu ſehen — oder gar
Beſſer
In Schande leben, als bewundert ſterben.

Ja, bei den meiſten Helden und Heldinnen ſollte man meinen, der Tod greife die Nerven gar nicht an.

Kühn war daher Göthe mit ſeinem lebensluſtigen und todesunluſtigen Helden. Kühner und nicht ganz ſo glücklich der geniale Heinrich v. Kleiſt mit ſeinem Prinzen von Homburg, der ſogar um ſein Leben bittet! Weniger glücklich, weil ſeine Ehrenrettung minder glänzend einfach gelang. — Göthe bedurfte dazu nur eines ruhigen Schlummers, dem ſein Held ſich hingiebt, nachdem keine Rettung denkbar iſt, und nur die vergebliche Klage noch übrig wäre. Eine ſchönere poetiſchere Rechtfertigung hat das Genie nie eingegeben.

Egmont, der Liebling der Flamänder, ſteht der eigentlichen Verſchwörung ſo fern, wie nach vielen Jahren, Schiller, auf Goethe's Rath, ſeinen Tell dem Unternehmen der Freiheit und der Rache ſtellte. Egmont iſt das Herz des Volkes, in dem noch alte Liebe für alte Herrſcher wohnt. Wilhelm von Oranien iſt der Kopf, er wird walten, nachdem das Herz gebrochen iſt, und ſo hat es die Geſchichte gezeigt.

---

*) Wir haben eines Tages ein verwachſenes Bettelweib auf der Landſtraße ſagen hören: „Wenn ich nur ſchon einmal todt wäre"! So kommen uns manche Trauerſpielhelden vor.

Klärchen iſt die einzige Allegorie, die Goethe ſich, außer ſeinem Euphorion (Lord Byron), im zweiten Theile des Fauſt's erlaubt, beide Geſtalten haben ſich von ſeinem Herzen geriſſen. Sie iſt eine Doppelgängerin — einmal ſteht ſie in Egmonts Seele, das andre Mal vor unſren ſinnlichen Augen. Darum iſt die Wirkung dieſer Erſcheinung eine wundervolle.

Dieſer Eindruck wäre in der Darſtellung größer, wenn Klärchen's Geiſt nicht ſich auf derſelben Höhe vor und rückwärts bewegte — dieſes iſt ein zu langes Erdenweilen. Langſam ſollte ſie mit den aufwärts ſtrömenden Tönen verſchwinden und verhallen. Die Muſik ſcheint hier den ſeligen Geiſt zu lange aufzuhalten.

Wie hat man aber je, wenn wir nicht irren auf Bottigers unſeligen Rath, Schillern, der dieſes Traumgeſicht tadelte, im fünften Akt ſeiner eigenen Jungfrau von Orleans ein Transparent nebſt Verklärung und Engelſchaaren aufhängen können? —

Noch eine Geſtalt, die man faſt allegoriſch nennen möchte, iſt Ferdinand, der natürliche Sohn des Herzogs von Alba. Einen Augenblick früher, als Klärchen, erſcheint er, in Friedensgeſtalt, von einem Todfeind geſendet, im Kerker Egmonts. Es iſt, als ob die ſanfteſte Regung des rauhen Alba's, nicht ſeine Härte, dieſen Jüngling dem ſcheidenden Helden zugeſandt. Iſt je eine Diſſonanz göttlicher gelöſt worden? Mozart und Beethoven verſtanden es nicht beſſer.

Alba's Sieg iſt nicht ein vollkommener; er iſt nur empörend. Er freut ſich, wie er ſagt, nur über das Gelungene, und auch über dieſes nur ſelten, weil es meiſt halb ſcheitert: in der That, mordet er nur Egmont, Oranien erſchien nicht. — Alba iſt freudlos im Siege.

Warum iſt dieſes Stück ſo ſelten auf deutſchen Bühnen, ſeltner als die Räuber? Sind dieſe Volksſcenen nicht Volkswarnungen — herrlich hat der Dichter zweimal den Vanſen gebraucht — iſt nicht Ludwig Philipps Wort hier anwendbar: „man muß den Königen die Wahrheit ſagen, aber den Völkern auch.“ Iſt Vanſen nicht erbaulicher, als Schufterle?

Höchſt dankwürdig iſt es, daß die Münchener Theaterdirektion uns dieſes Meiſterwerk wieder gab. Mehr Deutſche, als man glaubt, haben den Egmont nie aufführen ſehen.

Die herrliche Muſik Beethovens, die den Dichter, wie eine Schweſter, verſteht, begleitete ſeinen Triumph.

An zwei Stellen finden wir jedoch, daß die Poeſie nicht vorherrſchend genug bleibt. Klärchens Liebesſeufzer und ihr Kriegsliedchen ſind zu ſehr zu Arien geworden.

Dem herrlichen Kriegsliedchen ſchadet, unſerm Gefühl nach, die Wiederholung der letzten Zeilen, die ſeine reizende Lebhaftigkeit vermindert; hätte Bethoven doch hier Goethe faſt allein gelaſſen!

Herr Dahn wird die Rolle des Egmonts zu einer ſeiner ausgezeichnetſten machen, er wird ſich bequem in eine Rolle, für die er vielleicht noch zu jugendlich iſt, hineinleben.

Mad. Dahn war beſonders in dem 4ten u. 5ten Akt hinreiſſend; unſerer Meinung nach, gelingen ihr hochtragiſche Scenen von allem andern. Ihre Prinzeſſin Eboli hat unſer Urtheil hierüber längſt begründet. Möchte ſie uns einmal Elvira in der Schuld zeigen, die wir durchaus nicht unter die vergeſſenen Stücke rechnen mögen.

Herr Heigel, war unübertrefflich, als Vanſen; die Komik dieſes Künſtlers erinnert in Rollen dieſer Art an die ſcherzhaften Figuren der Romane Walter Scotts. —

Herr Lang ließ durch eine Schneidershaltung die von Goethe verliehene Schneiderſeele meiſterhaft durchleuchten. Er führt die Heiterkeit des Publikums an einem Faden, den er nur anzurühren braucht.

Der Eindruck der Vorſtellung war der eines ſchönen Ganzen, möge uns dieſes oft wiedergegeben werden.

Die nächſte Erſcheinung war Taſſo's Tod von Raupach. Dieſes Stück iſt eine Verlängerung von Linien, die aus Goethes Meiſterwerk hervorragen, von Fäden, die ſich aus ihm entſpinnen. Mit großem rhetoriſchen Glanz ausgeſtattet, erſcheint uns dieſes Stück, dem Goetheſchen Egmont durch Zufall ſo nahe geſtellt, im Ganzen mehr als ein Werk des Verſtandes, als der Begeiſterung.

Der Dichter hat ſich aus dem Taſſo Goethes nicht genugſam bereichert und keine neue Motive hinzu gefügt. Goethe hatte ſeinen Helden am Rande des Abgrunds ſtehen laſſen. Er fand, daß in den wenigen Schritten, die ihm noch blieben, nicht mehr der Raum eines Trauerſpieles lag. Er würde die Raupachſchen fünf Akte einen gedehnten fünften Akt ſeines Taſſo's nennen.

Wir wollen den Hergang des Stückes nicht erzählen; dieſe Bemerkungen ſind denen beſtimmt, die der Aufführung beigewohnt haben. Anlage und Entwickelung ſind einfach, verſtändig. Vom dritten Akte an, wird der Stoff ſo karg, daß gewiß wenige Dichter Taſſo's Selbſtquälerei ſo viel hätten abgewinnen können. Hätte Taſſo's Leidenſchaft für die Prinzeſſin wieder auflodern, hätte das Gefühl der Prinzeſſin eine andere Farbe gewinnen dürfen! Doch wie ſchwer iſt es zu ſagen, was erfunden hätte werden ſollen, wenn wir ſelbſt es nicht zu finden vermögen! Genug, der Dichter hat uns mit ſchönen, oft herrlichen Verſen, Gedanken, und Gefühlen durch die ſich immer erneuende Situation des Mißmuths und des vergeblichen Zuſpruches geführt.

Von den Perſonen des Goethe'ſchen Taſſo ſind Leonore, Antonio und Taſſo geblieben. Der Kardinal von Eſte iſt hinzugekommen, eine edle, verſtändige Geſtalt. Seine Kennerworte über Poeſie ſind unvergleichlich.

Leonore hat der Dichter treu ſo gehalten, wie ſie Goethe ihm überlieferte; leider verfällt ſie im erſten Aufzuge im zwei Tiraden über Selbſtvergeſſen zu Gunſten Anderer, die ſo kalt, als rhetoriſch ſind, und die Goethe mit einem Federſtriche vertilgt hätte. Ueberhaupt ſind dieſer Stellen im ganzen Stücke nicht wenige. Auch fehlen nicht hochtönende leere Eingänge, wie die Worte Taſſo's:

Es iſt der Gottheit herrlichſtes Vermögen,
Daß ſie uns ſchöne Stunden ſchenken kann.

Taſſo — der Schatten des Taſſo — iſt mit Wahrheit und Poeſie feſtgehalten. Das Scheiden des Hochbegabten von ſeinem Genius, dieſes doppelte Schwanenlied, dieſes ſchmerzliche Sich ſelbſt nachblicken, iſt herrlich und vortrefflich — Faſt ſo rührend hat einſt Frau v. Stael in ihrem unübertroffenen Romane Corinne dieſe ſchmerzliche Vereinzelung einer großen Seele von ihrem Genius geſchildert. Hätte der Genius Taſſo's nicht in ſeiner Sterbſtunde noch einmal laut werden können? —

Antonio ſcheint uns am meiſten dem Goetheſchen entfremdet. Gleich im erſten Akt erhebt er den nüchternen Vorwurf der Unnützlichkeit gegen die Poeſie, der ernſte Mann ergießt ſich mit jugendlicher Schwärmerei in die Beſchreibung eines Feſtes, zu dem wir leider nicht geladen ſcheinen. — Noch an mehreren Stellen ſpricht er mit einer überlodernden Dichterglut, die Taſſo eiferſüchtig machen könnte. In Goethe erwärmt er ſich nur beim Lobe ſeines Lieblingsdichters Arioſt. Im fünften Akte des Raupachiſchen Taſſo bekennt er dem ſterbenden Dichter, daß er ihn früher eigentlich gar nicht geleſen hat! —

Auffallend iſt es, daß ſowohl Goethe, als Raupach und Zedlitz, den großen Taſſo (Bernardo) Vater unſers Torquato, der eines ſeiner hinterlaſſenen Werke vollendete, ganz bei Seite ließen. — Welch' eine Geſtalt mehr! — Taſſo's Schweſter iſt ſo rührend in Goethes Meiſterwerk erwähnt.

Taſſo's freilich demüthige Vergleichung ſeines Werkes mit den Worten des Erlöſers, iſt eine litterariſche, rhetoriſche Gottloſigkeit, die gewiß nicht in des Heldenſängers Seele kam. Warum nicht die Nachahmung Chriſti in ſeine Hände legen, dann, ja dann, konnte er Menſchenwort an Menſchenwort meſſen.

Taſſo iſt eine reife Frucht auf dem Wipfel des Lebens, der Dichter hätte vielleicht nur drei oder viermal ſchütteln dürfen, um ihn fallen zu machen.

Das zufällige Nachfolgen Taſſo's auf Egmont konnte folgende Gegenſätze veranlaſſen:

Egmont — Lebenstrieb. Taſſo — Lebensüberdruß. Goethe — Genius. Raupach — hochbegabter Verſtandesdichter.

Die Aufführung befriedigte allgemein. Zum Lobe aller Darſtellenden kann man ſagen, daß jeder von ihnen den Goetheſchen Taſſo inne hatte. —

M.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 30. 1839.

Paolina.

Biſt du Sylphide,
Leichtbeflügelt Weſen?
Entſchwebſt du immer wieder mir?
Hältſt ſo du Friede?
Laſs mein Herz geneſen!
Geliebte, wann gehör ich dir?

Den Himmels-Aether
Hingehauchter Liebe,
Wann giebt ihn mir dein Herz?
Nur zum Verräther
Meiner heiſsen Triebe
Macht mich dein wechſelnd-bunter Scherz.

Ein Elf', ein Gnome
Kann, wie du, nicht gaukeln,
Du Blume; nein, der Blume Thau!
Im Mondlichtsſtrome
Willſt du heute ſchaukeln,
Und ſchweifſt ſehnſüchtig durch die Au!

Voll Phantaſieen,
Leidend hingegeben,
Du rufſt der ſeligen Natur! —
Die Sterne fliehen! —
Ach, nicht ſüſses Leben,
Des Lebens Schatten faſs' ich nur.

Und wieder morgen!
Biſt du nicht Philine?
Muthwillig neckend ſchwebſt du her!
Und hältſt verborgen,
Was dir ruht im Sinne,
Und was dein Herz macht jammerſchwer.

O komm, Sylphide!
Komm, mir zu gehören;
Die loſe Schwinge ſey geſenkt!
Nur da wohnt Friede,
Wo wir Ruhe ſchwören,
Der Geiſt geſtillte Sehnſucht lenkt!

Carl Fernau.

* * *

Er liebte und ſang ſein Leben lang.

Novelle

aus dem 16. Jahrhundert von

Alois Buſsel.

Amelie, ſagte Vauquelin de Deſyreteaux, der Erzieher Ludwig XIII., als er am Mariahimmelfahrtstage das achtzigſte Jahr ſeines Lebens erreicht hatte, bringe mir die Harfe her, die dort in der Ecke meines Schlafgemaches ſeit vielen Monden ruht, oder die Mandoline von Lambruccio, meine theure Jugendgefährtin, die Ludwig der XII. von Neapel als Erinnerung an Borgia und an Conſalvo von Cordova nach Paris zurückgebracht hatte. Ich will mir neun und ſiebzig Jahre wegſchwärmen, und mich in die ſchönen, glücklichen Tage zurückträumen, wo ich als ein loſer Schmetterling unter und über die ſchönen Damen ſcherzend weggaukelte, dieſe und jene Blume zum ſüßen Wahnſinn aus ihrer Unſchuld wachküßte und mich am Honig purpurrother Lippen bis zum Taumel ſättigte!

O Vauquelin, rief Amelie, Sie wollen doch immer ſchwärmen, als zählten Sie erſt zwanzig Jahre! Hören Sie das Feſtgeläute bei Notre Dame nicht? Es iſt großer Feiertag in ganz Paris; alle Welt ſtrömt dahin und begeht mit frommem Andachtsſinne die Himmelfahrt der Himmelskönigin, anſtatt zu Hauſe weltlichen Dingen und vergangenen Abentheuern nachzuhängen. Gehen Sie nach Notre Dame, und denken Sie dafür an die letzten Lebensſtunden! Der berühmte Organiſt Delomine, der heute die Orgel ſpielt, mag Sie andächtig und ernſt ſtimmen, und emporflügeln aus den Zerſtreuungen Ihres leichtfertigen und ſchwelgeriſchen Lebens, das Sie wenig dem Ernſte, aber zu viel dem Scherze faſt beinahe ein Jahrhundert gewidmet haben. Alte Lehrmeiſterin, rief Vauquelin nicht ohne Entrüſtung, indem er ſich von ſeinem hoch überwölbten, mit grünem Damaſt gefütterten Fauteuil langſam emporrichtete, meine Mandoline bringe. Ich war heute, denke, um 6 Uhr Morgens ſchon bei Notre Dame, ich beichtete, communizirte und that, was eines guten Chriſten Pflicht iſt. Wenn es ſo iſt, bitte ich ab, erwiederte ſie. Sie ſchielten aber doch nicht ſeitwärts nach den Damen, ſondern nur auf Ihr Gewiſſen, fix und gerade, das Ihnen eine hohe Rechnungstafel vorhielt und darauf ſchrieb: Vauquelin, heute wirſt du achtzig Jahre alt, gehe in dich, und bereue. Freundin, entgegnete er, wenn ich aber zufällig an dich mit reinſter Wärme, mit der unſchuldigen Seele eines Engels gedacht habe, wenn mir dein Bild in ſchönſter Verklärung vorgeſchwebt, das dich von vierzig Jahren auf fünfzehn zurückſetzte, und deinen ganzen Jugendzauber mich noch einmal bewundern ließ? Nun? wirſt du Vauquelin dann auch noch verdammen, und mit Karthauſerſtrenge richten? Wie galant, fuhr Amelie fort. Sie wiſſen, Chevalier, daß ich nie mit Ihnen ins Gericht ging, und wenn es darauf ankommt, die Gnade dem Richterſpruche vorausgehen laſſe. Aber, wiſſen Sie, wie lange ich nun in Ihrem Hauſe bin? Seit wie lange ich Ihre häuslichen Geſchäfte mit dem treuen Barrol beſorge? Ach, gutes Kind, nahm Vauquelin das Wort, das weiß ich. Ich zählte ſechzig, und du zwanzig Jahre, als du in mein Haus trateſt, Deine Verdienſte um mich ſind genau und gewiſſenhaft aufgezeichnet, und ein glänzender Lohn wartet deiner!

Schade, daß du mit mir um zwanzig Jahre verrückteſt? Ich wünſchte, du wäreſt heute die blonde, reizende Amélie mit viermal fünf römiſchen Luſtern. Bei Gott, ich könnte dir die Hand reichen und mit dir auf der Stelle nach Notre Dame zum Traualtare gehen.

Amélie erröthete vor Zorn, denn ſie überzeugte ſich nun, daß Vauquelin nie ſein Wort halten werde und immer [illegible] auszuweichen ſuche. Sie bemühte ſich, ſeit mehr, als zehn Jahren, ſeinen Flatterſinn auf ſich zu lenken. Er überhäufte ſie mit den ſüßeſten Schmeicheleien, verſprach ihr immer, ſie zu ehlichen, wenn einmal ſeine beiden Söhne ihre Selbſtſtändigkeit erlangt haben, und feſſelte ſie durch koſtbare Geſchenke an ſich. Warum erglühen deine Wangen, fragte er. Weil die Ihrigen keiner Schaamröthe mehr fähig ſind, verſetzte ſie mit bitterem Tone.

Vor Jahr und Tag war ich Ihre Einzige, Ihre Stütze, Ihr Troſt, Ihre Hoffnung und Ihr ſüßes Glück. O Sie feiner Schäfer! Sie ſprechen vom Traualtare und ſtellen ſo bedenkliche, ſo traurige Wenn und Aber vor ihn, daß Sie nun mit meinen vierzig Jahren ohne Halsbrechen nicht mehr hinüber können. O du treuloſer Coridon, ſchmälte ſie vor ſich hin, und eilte zur Thüre hinaus, wo ihr gerade Clairon entgegen kam, die von der Kirche zurückgekehrt war.

Laß ihn allein, ſagte ſie, und zog das Mädchen am Arme zurück; laß ihn, den alten Troubadour mit ſeiner kindiſchen Liebe, er mag einmal allein in ſeinem Zimmer ſitzen, und den Umgang mit uns entbehren lernen. Er verdient es nicht, daß wir ihm ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenken, und ſeine Launen tragen. O liebe Amélie, rief Clairon, ich muß zu ihm, ich komme aus der Meſſe zu Notre Dame, wo ich einer brillanten Copulation beiwohnte. Herr Vauquelin muß mich hören! Ich bin gewiß, es intereſſirt ihn, wenn er mich davon erzählen hört. Er liebt zu ſehr ähnliche Feſte! Er entſchließt ſich vielleicht — — Amélie, du verſtehſt mich! Der Bräutigam, ein ſehr bejahrter Marquis, deſſen Name mir im Augenblicke entfiel und die junge Braut, die Tochter eines der reichſten Banquiers aus Florenz, eine äußerſt liebenswürdige Brünette, mit quellenden, nußbraunen Ringellocken, erregten die allgemeine Aufmerkſamkeit. Amélie, ich dachte an dich, an Vauquelin und an ſein Verſprechen. Ich beſchwöre dich, Clairon, nahm Amélie das Wort, ſage ja nicht, daß die Braut des alten Marquis auch ſehr jung iſt! Setze ſie auf einige dreißig Jahre, und nimm deine ganze Erfindungsgabe zu Hülfe, Aehnlichkeiten zwiſchen mir und der Glücklichen ans Licht zu ſtellen und vertraue mir, welchen Eindruck deine Erzählung auf ihn gemacht hat. Ich will es an Nichts fehlen laſſen, erwiederte Clairon, die es ſelbſt nicht wußte, daß ſie mit der Braut eine auffallende Aehnlichkeit hatte.

Vauquelin ſaß noch immer auf derſelben Stelle. Die Vorwürfe, die ihm Amélie gemacht hatte, zogen einige leichte Wolken auf ſeine Stirne; er ſchien in ſich zu gehen, und es zu bereuen, ſie ſo lange mit leeren Verſprechungen hinzuhalten und tadelte ſich im Stillen ſelbſt, eine Blume nicht gepflückt zu haben, die nur für ihn aufgeblüht war.

Amélie gehörte zu den erſten Schönheiten von Paris, Grafen und Barone bewarben ſich um ihre Gunſt, und ſie ſchlug nicht einmal, ſondern öfter die Hand aus, die ihr mancher Edelmann geboten hatte, weil ſie Vauquelin immer wieder an ſich zu feſſeln wußte. Hinweg mit dieſen ſchwarzen Grillen, rief er endlich aus, ſie ſtehen einem Chevalier nicht gut. Er hat das Vorrecht, über Alles leicht hinweg zu hüpfen, was den Bürgerlichen wie ein thurmhoher Schlagbaum im Laufe hemmt! Amélie hat zu leben bei mir; ſie hat die ſchönſten Tage, und genießt bereits in meinem Hauſe Vorzüge, als wenn ſie mir ſchon längſt angetraut wäre. Ich kann mich zu keiner Heirath zwingen laſſen! Dieſes Mahnen und Erinnern und Zerren iſt mir unerträglich. Eine Mariage muß kommen, wie ein bon mot, wie ein witziger Gedanke, wie ein artiges, loſes, ſcherzendes Triolett, wie ein neuer Akkord auf dem Saitenſpiele. Dieſe Zu- und Vorbereitungen haßte ich immer und — Amélie, ich ſage dir, laß Vauquelin. — Im Augenblicke trat Clairen herein; Vauquelin ſtand mit ſeiner Mandoline vor dem großen Spiegel, als wollte er ſeine Toilette vom Kopfe bis zum Fuße muſtern.

Ei, du biſt es, meine ſüße Mignon, rief er aus, und drückte ſie voll Zärtlichkeit an ſeine Bruſt, indem er Arm und Mandoline um den Nacken des Mädchens ſchlang.

Chevalier, ich bitte Sie, zu bedenken — Amélie iſt in der Nähe! Sie ſind mit ihr brouillirt und dieſe Situation — Dieſe Situation, liebes Kind, hätte ſie heute ſelbſt erfahren können, mahnte ſie nicht immer wie ein Poltergeiſt, daß ich ſie lieben ſollte. Du ſiehſt heute ſo wunderbar lieblich, ſo reizend, ſo zierlich aus, daß ich dich küſſen möchte. Dein Anzug iſt ſo vortrefflich gewählt, das Geringel deiner Locken ſo formenmäſſig, als müßteſt du Männerherzen bezaubern.

Er führte ſie vor ſeinen großen Ankleide-Spiegel. Clairen ſtaunte über ſich ſelbſt; als aber ihre Blicke auf Herrn von Vauquelin fielen, übergoß eine Schaamröthe ihre Wangen. Sie ſchlug die Augen nieder, und wollte ſich ſeinem Arme entziehen, der noch immer auf ihrem weißen Nacken etwas ſchwer ruhte. Sonderbar, ſagte er, indem er die Wangenröthe des Mädchens bemerkte, du errötheſt in meiner Nähe, weil ich dich auf die Reize deines Wuchſes aufmerkſam mache. Amélie, weil ſie zürnt. Dieſe Roſen darf nur der Glücklichſte in Paris pflücken. Im Augenblicke bin ich's ſelbſt, denn ich bin ja ſchon im Beſitze. Zwei Herzen, Monſieur, verſetzte Clairen, würden Ihnen große Mühe verurſachen. Zudem fände das meine nicht mehr Raum neben jenem Ihrer treuen Amélie, die das ganze Haus ſchon als unſere Gebieterin verehrt. Du biſt ſehr klug, erwiederte Vauquelin, du biſt ein kleiner Schalk und möchteſt dich mit Eins von mir losſtricken. Doch das geht ſo leicht und ſo ſchnell nicht. Ich mache ſobald nicht Hochzeit, wie Amélie wähnt, und — wenn ich ſie mache, habe ich ſchon eine zarte, weiche Hand errungen. Bei dieſen Worten zog er Clairen's Hand an ſeine Lippen und küßte ſie. Clairen erſchrack. Der Kuß des Herrn Vauquelin brannte auf ihre Finger, wie glühendes Eiſen. Gott, flüſterte ſie vor ſich hin, er macht mir am Ende noch eine Liebeserklärung und will mich zur Frau nehmen.

Heute, nahm ſie das Wort, indem ſie ſich ſchnell gefaßt hatte, wohnte ich zufällig einer Kopulation bei. Sie war für mich von ganz beſonderem Intereſſe, denn ich glaubte in der That, Sie am Traualtare zu ſehen. Erzähle, rief er aus, und ließ ſich in ſeinem prachtvollen Fauteuil nieder, während Clairon neben ihm auf einem weich gepolſterten Seſſel Platz nehmen mußte; ich ſehe ſchöne Vorbedeutungen. Dein Roſenmund verkündet mir ein nahes Glück, er zaubert mich in die Frühlingstage meines Lebens zurück, und läßt mich vergeſſen, daß ich ſieben Zehner und darüber an meiner Stirne trage. Clairon begann.

Ein ſtattlicher Mann, Ihnen an Geſtalt und Größe bis zur höchſten Täuſchung ähnlich, reich in Gold und Sammt gekleidet, einen Degen an der Seite und ein ſpaniſches Baret, mit Schwungfedern geſchmückt, mit ſtolzem Anſtand in der Linken tragend, ſchritt in einem glänzenden Kreiſe aus der Sakriſtei zu Notre Dame. Dieſen folgten viele Damen in feſtlichen, koſtbaren Gewändern. In ihrer Mitte wandelte eine äußerſt junge Dame im blendenden Brautſchmucke. Braune Locken quollen über den blühenden Nacken. Ihr Auge leuchtete, ihre Stirne, welche ein Diadem von Gold ſchmückte, glänzte unter Myrthen und Roſen. —

Die Braut war alſo jung, ſehr jung? unterbrach ſie Vauquelin. Sie erſchien mir, erwiederte Clairon, indem ſie bemerkte, daß ſie gegen Amélie's Abſicht die Braut, zu jung dargeſtellt hatte, wie unſere Amélie. Ich möchte ſagen, ſie war ihr Kontrefait. Und der Bräutigam, fragte Vauquelin voll Ungeduld weiter, in welchem Alter möchte er ſtehen?

Seine gerade, noble Haltung, ſein feſter und kühner Gang laſſen ihn nicht ſechzig Jahre überſchreiten. Seine Stirn iſt offen, wie die Ihrige. Die Locken zeigen keine Spur von der Summe der Jahre. Er bewahrte, wie Sie, eine blühende Jugend im Herbſte des Lebens. —

Clairon, rief er ganz entzückt aus, dieſes glückliche Paar ſind wir Beide ja! Deine ambroſiſchen, braunen Locken, die Glut dieſer bezaubernden Augen, dieſe ſanftgerötheten Wangen und — Clairon, dieſe ſüßen Korallenlippen laſſen Amélies blonde Locken und ihre ſchönen Augen weit hinter ſich. Clairon, du wirſt — — —

Nicht doch, mein gnädiger Herr, ſo weit gehen meine Wünſche nicht. Sie ſind von altem, guten Adel und ich bin die Tochter eines Notars, der keine Ahnen aufzuweiſen vermag. Vauquelin, verſetzte er, wählt nicht nach Ahnen und Adel; er findet den Adel nur in der Schönheit der Frauen und Mädchen.

Die Verlegenheit des Mädchens ſtieg mit jeder Sekunde. Vauquelin ſah in ihrer einfachen Erzählung eine glückliche Vorbedeutung. Hatte er den größten Theil ſeines Lebens wie ein Schmetterling leichtſinnig verflattert, knüpfte er tauſend zärtliche Verhältniſſe in Paris an, um ſie alle wieder muthwillig zu löſen, tanzte und ſang er alle ſeine Liebeserklärungen, ſeinen und ſeiner Angebeteten Schmerz mit ſcherzender Laune ſich weg: der heutige Tag, vielleicht einer der letzten ſeines Lebensabends, reifte den feſten Entſchluß, ſich eine liebenswürdige, junge Gemahlin zu wählen, die ihm die Tage verſchönen ſollte.

Amélie lag ihm immer noch ſehr am Herzen. So leichtſinnig er alle Rückſichten früher überſprang, ſo ernſt ſtimmte ihn hinwiederum die Reflexion, ſo reuig kehrte er wieder zu ihr zurück, und ſtand immer wieder auf dem Punkte, ſich mit ihr zu verbinden. Er hatte ſie in Lyon kennen gelernt, als ihre Eltern ihr ganzes Vermögen verloren hatten.

Damals Erzieher des Königs Louis XII. reich, begütert und bei den angeſehenſten Familien gerne geſehen, weil er großen Einfluß hatte, und durch ſeine geſelligen Talente im hohen Grade beliebt, gewann er ſich ſchnell die Herzen. Er knüpfte viele Verhältniſſe an, und verrückte mancher ſchönen Lyoneſerin den Kopf. Doch ſchnell ſprang er immer wieder ab, ſobald er bemerkte, daß es eine dauerhafte, ernſte Verbindung gelten ſollte. Er entſagte allen Galanterien und nahm Amelie zu ſich unter dem Vorwande, ſie zu adoptiren. Allein bald ſchwankte er zwiſchen der adoptirten Tochter und der künftigen Braut; der angeborne Flatterſinn hielt ihn von dem ſo oft gefaßten Entſchluße ab, ſie zum Traualtar zu führen, und das Mädchen war wieder die Tochter des Hauſes, die er mit dem ganzen Anſehen einer unumſchränkten Gattin bekleidet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

◆

Skizzen aus dem Künſtlerleben.

Von Johanna von A.

I. Prosa und Poesie.

Wie ſelten kennt der Reiche die Poeſie des Lebens! Eine dunkle Ahnung erfüllt ihn davon; er glaubt ſie in der Proſa, im *materiellen Genuße* zu finden, und erjagt mit ſeinem Materialismus nie das reizende Himmelskind, das nur Dichter, Künſtler, Weiſe im reinen Lichte ſehen, und auf Augenblicke im Traume, oder in der Wirklichkeit beſitzen.

Der arme Dichter küßt ſein Weib, dem er, außer ſeiner innigen Liebe, nur Sorgen bieten kann. Er erſtickt mit dieſem Kuße einen Seufzer, denn er kann das herrliche Weib nur mit Liedern beſchenken, erfreuen, ſchmücken. — Lieder liest alle Welt gern; doch wer mag ſie bezahlen?

Seht jenen *Reichen*! Er bringt ſeinem Weibe die neueſten Taſchenbücher, mit ſchönen Stahlſtichen, mit den lebendigen glühenden Liedern unſeres armen Dichters, die er bei düſterem Kerzenlichte mit erſtarrten Fingern niederſchrieb. — „Recht hübſch!" ſpricht gähnend der niedliche Mund, und gibt dem Gatten damit den Dank zu erkennen, den ſeine Aufmerkſamkeit ſich erworben. „Vor dem Einſchlafen will ich das Buch leſen, und" — „Es iſt ſervirt!" unterbricht der Bediente die poetiſche Phraſe.

Der arme Maler ſteht vor den Fenſtern einer großen Kunſthandlung; vorzügliche Kupferſtiche feſſeln, und erfreuen ſein kunſtgeübtes Auge; ein herrliches Oelgemälde treibt die Röthe der Begeiſterung auf ſein ſonſt bleiches Antlitz; ſeine Blicke leuchten, und ein tiefer Seufzer ſagt: warum kann ich das ſchöne Bild nicht kaufen! — Dennoch iſt er glücklich! Sein Herz, ſein Geiſt, ſeine Seele vergeſſen in der Begeiſterung die Armuth, den Hunger, der ihm kaum mehr, als ein Stück trockenes Brod zur Mittagsmahlzeit erlaubt. Aber er hat jetzt nicht nur genoſſen, ſogar geſchwelgt! — Welches Bild erſchüttert den jungen Mann plötzlich zu Thränen? Der geblendete Beliſar fleht um eine Gabe: Date Obolum Belisario! — Er ſieht in dem blinden Greiſe das Bild ſeines Vaters, bei dem er als Kind Führerſtelle vertrat, bis des Grabes Nacht die Nacht der Augen löſte.

Der Bediente legt einige Mappen voll National- und Theatertrachten auf den Tiſch ſeiner ſchönen Gebieterin; ſie will ſich ja ein geſchmackvolles Koſtüm zum nächſten Maskenballe wählen. Zu dieſem Zwecke ſitzt auch ein jung gealtertes Modeherrchen bei ihr, das große Reiſen gemacht hat, zwei Jahre in Paris und London zugebracht, den Karneval in Rom, Venedig und Köln geſehen, und daher gerechte Anſprüche auf ein ſo wichtiges Amt hat, als das iſt — rathgebender Coſtumier einer ſchönen Frau zu ſeyn. — Die maleriſche Tracht der Miesbacher, aus den bayeriſchen Alpen hat endlich den Sieg davon getragen. Die junge blühende Frau wird in dieſer originell-ſchönen Volkstracht reizend ausſehen! Deſto weniger ihr Begleiter; denn ihm fehlt der männlich-ſchöne, natürliche Anſtand jener kräftigen Gebirgsſöhne, nicht minder die jugendliche, athletiſche Geſtalt.

Der arme Dichter kommt entzückt, begeiſtert aus dem Theater, wo er die meiſterhafte Darſtellung eines klaſſiſchen Stücks geſehen. Er findet nicht Worte genug, um ſeiner Frau einen richtigen Begriff von dem Genuße zu geben, der ihn wieder mit friſchem Lebensmuthe zu erneutem, kräftigem Streben beſeelte. Endlich ſtrömt er in einem ſchönen Gedichte an die Darſtellerin, jene große, einzige, unerreichte Meiſterin, ſeine Begeiſterung und ſeinen Dank in glühende Worte aus, mit dem ſtolzen freudigen Bewußtſeyn, das Poeſie zu geben vermag.

Jener Reiche kommt nach Hauſe; gelangweilt von dem veralteten Stück, iſt ihm die Künſtlerin nicht mehr jung genug. Er würde unbedingt jetzt das Lob des Ballets anſtimmen, aber die kleine niedliche Tänzerin, der er ſeine Begeiſterung durch ſo manch werthvolles Geſchenk zu erklären gewußt, kokettirte heute gar auffallend mit einem jungen bildhübſchen Offizier, deſſen leuchtende Augen ihr ſehr zu gefallen ſchienen. Der Reiche denkt: einige blitzende werthvolle Steine verdunkeln gewiß den Glanz jener Augen! — und legt ſich beruhigt durch dieſen köſtlichen Einfall, zu Bette.

Beethovens Meiſterwerk „Fidelio“ iſt vorüber. Deutſchlands größte Geſangskünſtlerin hat darin Layen und Kenner enthuſiasmirt! — Ein junger, feuriger, talentvoller Komponiſt bringt ſo eben mit einigen gleichgeſinnten Freunden der herrlichen Künſtlerin ein Ständchen. Er möchte ihr die ganze Welt als Dank ſeiner Begeiſterung zu Füßen legen, möchte ein zweiter Beethoven werden und dann für ſie allein komponiren! — Sie iſt für ihn keine Sterbliche, ſondern die vom Helikon ſelbſt herabgeſtiegene Muſe der Tonkunſt! — Sein Jubel, ſein Entzücken ſind ohne Grenzen.

Der Reiche fand die Muſik nicht mehr zeitgemäß. Wo er dieſe Verkehrtheit gehört, wiſſen die Götter; denn er verſteht weniger, als Nichts von der Muſik. Zudem hörte und ſah er auch nur die Hälfte von dem, was auf der Bühne vorging, denn eine allerliebſte Brünette in einer nahen Loge und ſeine kleine Tänzerin, nahmen ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Zu Beethovens Muſik gehört aber mehr, als ein halbes Ohr.

Bellini's „Romeo" iſt aus. Wer iſt der junge Mann, der, in Thränen aufgelöſt, am Eingange zur Bühne lehnt? Jener Komponiſt. Er will ſich überzeugen, ob es der Künſtlerin wirklich möglich iſt, noch zu leben, nach jenem ungeheuren vernichtenden Schmerze; er will ſich überzeugen, daß ihr Tod nur Schein, nicht Wirklichkeit geweſen. Sie kommt; er will ſprechen, aber Thränen erſticken ſeine Worte, ſeine Stimme; er möchte vergehen, ſterben.

Die ſchöne, reiche Frau kommt mit verweinten Augen nach Hauſe. Der Gemahl tritt mit einem „Gott Lob, daß die Oper zu Ende iſt! ich kann die traurigen Stücke nicht leiden!" freier athmend ins Zimmer. Die Frau iſt in nachdenkendes Schweigen verſunken; endlich unterbricht ſie die Stille: Ach! die ** iſt doch eine göttliche Erſcheinung! — das Männerkoſtum kleidet ſie aber auch reizend; — gut, daß ſie kein Mann iſt!" fügt ſie nach einer kleinen Pauſe zerſtreut und halblaut mit leiſem Seufzer hinzu. Der Gemahl hat unterdeſſen einen Strauß'ſchen Walzer in ohrzerreißenden Diſſonanzen getrallert und erwiedert nun: „Du haſt Recht, ſie iſt wirklich intereſſant! — Liebes Kind, wir wollen ihr zu Ehren ein großes Diner geben; ſie ſoll ſehen, daß wir die Kunſt zu ſchätzen wiſſen!"

(Wird fortgeſetzt.)

⁂

Aphorismen.

Wer ein Tagebuch ſchreiben will, muß ſich zu verhehlen wiſſen, wie ſehr ſich die Tage gleichen.

Warum werden im Deutſchen *Mord* und *Todtſchlag*, meiſt nur mit dem Namen *Reibungen* bezeichnet?

Nach den Regeln war gewiß jedes große Wort großer Männer falſch deklamirt. —

Daß uns Gute ſo ſehr, wie Böſe, quälen können, ſcheint mir, wie der Ueberreſt einer heidniſchen Ordnung der Dinge.

Der Deutſche ſieht ſehr gerne da nur eine *Spannung*, wo Andere ſchon einen *Bruch* ſehen. —

Deutſche Beſcheidenheit iſt faſt fanatiſch.

Der Stolz iſt meiſtens nur ein reitender Bettler.

Ein ſtrickender Soldat iſt wohl des Friedens treffendſtes Bild.

Daß auch die Mythologie ſich überleben konnte, iſt der ſchlagendſte Beweis der Vergänglichkeit.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 5.

Deutſche Theeblätter.

Herausgegeben und verlegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 31.** 1839.

Er liebte und ſang ſein Leben lang.

Novelle

aus dem 16. Jahrhundert von

Alois Göſel.

(Fortſetzung.)

Clairon hatte ſeit einiger Zeit eine Stelle in ſeinem Herzen eingenommen. Vauquelin ſah mit Vergnügen dieſe junge, üppige Geſtalt heranblühen. Ihre Munterkeit, die Klarheit ihres Verſtandes und die angeborne Anmuth erhöhten nur noch mehr die reizenden Vorzüge des Mädchens.

Vauquelin nimmt ſie zur Frau, wenn bis Mittag nicht eine intereſſantere Erſcheinung ſie wieder aus ſeinem Herzen verdrängt. — Clairon ſuchte einen Vorwand nach dem andern, Vauquelins Zudringlichkeiten zu entkommen. Ihre kindliche Liebe zu Amélie, die ſich mit all ihren Leiden und Beſorgniſſen vertraut gemacht hatte, verbot ihr, den Liebkoſungen des Chevalier länger nachzugeben, und forderte ſie auf, jeder Gelegenheit auszuweichen, die ſie bethören könnte, dem alten Schäfer ein Ja zuzuſichern.

Sie rang ſich von ſeinen zärtlichen Umarmungen los und entfloh dem Galant, der ihr mit leeren, ausgebreiteten Armen nachblickte, und ſie zurückzurufen ſuchte.

Ich muß dich dennoch haben, du junger Schelm, ſagte er zu ſich ſelbſt! Gold, Edelſteine, Seide und Schmuck, kommt hervor aus jenem Schranke dort, und blendet die ſchönen Augen dieſer widerſpenſtigen Mignon! Vauquelin, lange haſt du gewartet, bis dir ernſte Vermählungsgedanken kamen. Auf jedes Zehent deiner Lebensjahre kamen zwei hundert Mädchen, und keiner hielt'ſt du Wort! Seit Jahren iſt Amélie bei dir. Zwanzigmal im Jahre verſprachſt du ihr deine Hand und du täuſchenkt ſie dafür mehr hundert Male! Soll ich ſie heirathen? Nein, Amélie, nein! Fordre nur dies nicht, aber zweimal hundert tauſend Livres ſollen deine Entſchädigung ſein und jenes Schmuckkäſtchen, das dieſer Summe wenigſtens gleichkömmt. Ich muß einen jungen, vollſaftigen, blühenden Baum an meine Seite pflanzen, der mich mit ſüßem, lebendem Dufte erquickt! — Ich will den Reſt meiner Tage an der Hand einer jungen Gattin ſchweben und tanzen, und mich in meine Jugendjahre an ihrem Munde zurücktäuſchen. Die Welt mag mich den Neſtor des Adels nennen! — Ich fühle, daß ich noch ein Achilles bin, der eine Briſeis beglücken kann! — Clairen oder Keine! Er machte einige leichte Tänzer-Pas im Zimmer auf und ab, und beobachtete ſeine graziöſe Haltung, ſo oft er an einen der großen Wandſpiegel vorüber kam. Er gefiel ſich heute ganz außerordentlich in ſeinem Anzuge, betrachtete ſich vom Kopfe bis zum Fuße, und in die Saiten der Mandoline einige weiche Akkorde greifend, ließ er ſich mit behaglichem Wohlgefallen auf das nächſte Sopha nieder und ſang:

„Der Schmetterling flattert, ſo lang er kann,
Und küßt die zarten Blumen auf.
Er hängt ſich mit liebender Sehnſucht daran,
Denn Lieben iſt ſein Lebenslauf. —

Den Menſchen beglückt nur der Flatterſinn,
Die Freude blüht ihn lächelnd an.
Ewiger Wechſel iſt Lebensgewinn;
Wohl dem, der immer flattern kann!

Koſen und Lieben iſt Ritterpflicht;
Sein Glück beſingt der Troubadour.
Doch feſſelt den fahrenden Ritter nicht,
Was er dem holden Liebchen ſchwur!“

Er legte die Mandoline neben ſich hin, und das Haupt auf die Hand geſtützt, dachte er ſeinen tauſend Liebesabentheuern nach, die wie luſtige Geſtalten an ihm vorüber gaukelten.

Klairen hatte indeſſen ihrer Freundin Amélie Alles erzählt, was ſich zwiſchen ihr und Herrn von Vauquelin zugetragen hatte. Der alte Thor, rief Amélie aus und lachte; er verliebt ſich in jeder Minute in eine andere. Es kann mich nicht grämen, wenn er auch dir die Liebe erklärt, denn, eh' du aus ſeinem Zimmer trateſt, fuhr ihm ſchon wieder ein anderer Liebesgedanke durch den Kopf und ſchuf ſich ſeine unruhige Ritter-Phantaſie ein neues, ächt ritterliches Liebchen. Glück zu, wem es gelingen mag, das Herz des verliebten Chevalier zu erobern. Der Gewinn iſt doppelt groß: achtzig Lebens-Jahre und einige hundert tauſend Livres! Eine unvergängliche Liebesflamme in einem alten Herzen, das noch ſo lebhaft ſchlägt, als gehörte es einem jungen Manne! Du haſt ihm durch die Copulations-Geſchichte bei Notre Dame den Kopf noch wärmer gemacht. Erzähle ihm morgen eine neue, er fängt wieder von vorne an. So oft er von einer ſchönen Braut hört, möchte er heirathen. Iſt die Kirche geſchloſſen, hat ſich das reizende Bild in ſeiner Phantaſie verwiſcht, oder drängt ſich ein anderes ein, das ihm auf der Straße begegnet, er begehrt ſchnell einen friſchen Heirathstag, ſingt Lieder zur Mandoline, oder tanzt eine Sarabande und ſpielt den zärtlichen Hochzeiter, bis ihm der Schlaf in die Augen tritt. Es iſt Zeit, liebe Klairen, daß ich dieſes Haus verlaſſe. Der Chevalier bleibt ledig, oder er macht einen Genieſtreich und nimmt das jüngſte Mädchen in Paris zur Frau! Du errötheſt, Clairen? Nicht wahr, er machte dir Anträge! Er liebkoſ'te dich, verſprach dir ſein Herz und ſeinen Reichthum — ſeine ritterhafte Treue und ſeine ewig dauernde Glut? O Vauquelin beſitzt Vorzüge! — Du wirſt

Madame Vauquelin de Deſzneteaux und kannſt den ganzen Tag ſchmachten, ſingen und tanzen. Er wird ſeine Lieblings-Idee, als arkadiſcher Schäfer auf einem ſeiner Landgüter mit einer ſüßen Daphne zu ſchwärmen, ausführen, Schaafe hüten, und Lämmchen pflegen, er wird ſogar buttern und käſen, und eine köſtliche Idylle mit dir ſpielen. Wenn er dann müde iſt, der altjunge Schäfer, kannſt du ihm aus Eyderdünen ein niedliches Bettchen zurecht machen, und auf ſeine vertrockneten, achtzigjährigen Lippen den balſamiſchen Kuß zärtlicher Gattenliebe drücken!

Genug, Amélie, rief Clairon aus! mich durchſchauert es eiskalt, wenn ich von Küſſen höre! Nein, nein, nicht um alle Juwelen der Welt möchte ich die Hand des Chevaliers annehmen! Er iſt alt! Hu, mir läuft es eiskalt über den Nacken. Amélie, du magſt immer ſeine Frau werden, ich beneide dich nicht um dieſes Glück. Doch, ſo alt glaubte ich ihn auf keinen Fall! Seine Hand iſt noch ſo weich, ſein Auge ſo friſch — — freilich die Haare ſind auf dem Scheitel etwas dünn geſäet, die Wangen zwar geröthet, aber etwas gefurcht. Aber höre, liebes Kind, unterbrach Amélie ſchnell dieſe Maler-Contouren, höre, erſt heute *achtzig* Jahre alt!! Weißt du, was *achtzig* Jahre ſind? Für einen ſo reichen Chevalier, wie Herr von Vauquelin, erwiederte Clairon, nicht viel. Für mich wäre zwanzig Jahre zu viel, oder wenn du lieber willſt, zu wenig, um glücklich zu werden. Mädchen meines Standes ſind reich, wenn ſie jung ſind, ſie verarmen mit jedem Jahre, das ihnen vom fünfzehnten an zuwächſt! — Meine Jugend hält dem achtzigjährigen, reichen Vauquelin die Wagſchaale. Vauquelin verjüngt ſich durch ſeine Schätze — und ich, Clairon, mache mich ihm ebenbürtig durch meine Jugend. Er ſagte mir, junge, ſchöne Mädchen wären durch die Natur ſchon geadelt.

Amélie verbarg nur mit Mühe ihren Zorn. Die offenherzige Sprache des Mädchens ließ ſie befürchten, daß ihre Pläne auf immer vereitelt ſeyen, und erweckte in ihr den Verdacht, daß ſie ſchon ſeit längerer Zeit ein geheimes Verhältniß mit Vauquelin unterhalte. Du haſt deine Rolle, begann ſie, ſchlecht, ja, ganz abſcheulich eigennützig geſpielt! Du haſt mich verrathen, du ſetzteſt abſichtlich die Braut in Notre Dame auf dein kindiſches Alter zurück, anſtatt ſie mir zu nähern. Ich hätte dich als meine Erbin dereinſt eingeſetzt, du hätteſt dir einen jungen, hübſchen Mann wählen können; ſo aber magſt du deinem Schickſale überlaſſen ſein! —

Clairon, anfänglich überraſcht von dem ernſten Tone ihrer Gebieterin, brach in ein lautes Gelächter aus, und ſagte, nachdem ſie wieder zum Fluſſe der muthwilligen Scherzrede umgelenkt hatte: Je nun, wenn aber *ich* Sie als meine Univerſalerbin einſetze, was ſagen Sie denn dazu? Es liegt ganz bei mir, Ihre Rolle zu übernehmen, die Ihnen Vauquelin ſeit Jahren zugedacht hat; ich darf nur nicken, die Hand reichen, und Morgen ſtehe ich mit ihm *am* Traualtar.

Mädchen, erwiederte Amélie, du wirſt unerträglich! du gefällſt dir in deiner muthwilligen Laune, und vergiltſt mir tauſend Zärtlichkeiten mit einer peinlichen Folter. — Thue, was dir beliebt. Ich habe vorgebeugt, ich ſah ſchon längſt voraus, daß mich eine Intrigue aus Vauquelin's Hauſe verdrängt, daß du eine Verrätherin an mir machſt, und am Ende mit boshaftem Lächeln über meine Geduld den Sieg davon trägſt. Es iſt gut! — Nun aber wiſſe, daß auch ich doppelſinnig und ſchlau ſein kann; daß ich meine Hand dem Advokaten Lenoire verſprach. Vauquelin iſt durch einen Vertrag ſo gefeſſelt, daß er mir das zugeſicherte Kapital herausgeben muß, wenn er mich nicht heirathet.

Und ich, entgegnete Clairon, und ich, werde ..... Sie machte einen artigen Knicks und eilte davon.

Fortſetzung folgt.

Zur Erklärung der Zeichnung.

Der Kampf der Kameele iſt, als ein Bruchſtück der morgenländiſchen Sitten, merkwürdig. Man findet in ihm weder die Grauſamkeit der Hahnenkämpfe, noch eines Stiergefechts. Die Türken ſuchen nur *Schauſpiele*, nicht *Erſchütterungen*.

Der Paſcha, der ſeine Mahlzeit geendet hat, und auf einem Ruhebette, halb entſchlummert, am Fenſter ſeine Pfeife raucht, wünſcht das Gemälde einer ſchönen vor ihm ausgebreiteten Gegend zu beleben, er läßt kräftige Kameele herbeiführen, das wird ihn verhindern, zu denken, und für einen Türken iſt es ſo viel, *nicht* zu denken! — wer weiß, der nächſte Morgen kann ihm von ſeinem gnädigen Gebieter eine Schlinge zum Erdroſſeln bringen. Es iſt beſſer, einem Zweikampf der Kameele beizuwohnen, als ſelbſt mit ſolchen Ideen zu kämpfen.

Das ſanfte und gelehrige Thier erzürnt ſich nur gegen den Nebenbuhler, der ihm die Geliebte raubt. Menſchenliſt und Gefallſucht, die ſelbſt im Buſen des weiblichen Kameels kein Fremdling iſt, regen Triebe und Leidenſchaften auf, die das friedlichſte, nur zum Wandern beſtimmte Weſen ſich ſelbſt entfremden. Wir ſehen die beiden Gegner wie Helden im vollen Handgemenge, ſie rennen gegeneinander, ſie ſtoßen zuſammen, ſie verſchlingen ihre geſchmeidigen Hälſe, ſie erheben ein wüthendes Geſchrei, ihre Nüſtern ſpritzen weit umher Schaum und Geifer. Der Kampf dauert lange, wenn die Nebenbuhler geſchickt und von gleicher Stärke ſind. Die Treiber, immer in der Nähe, reizen durch ihr Geſchrei und ihre Stacheln die Thiere auf. Wenn endlich ein Kameel durch Müdigkeit, oder durch die Stärke ſeines Gegners unterliegt, trennt man ſie, damit nicht eine zu ſchwere Verwundung vorfalle, denn dieſe Thiere ſind von zu großem Nutzen. Der Sieger unterläßt nicht, den Kampfplan mit einem Jubelgeſchrei zu durchlaufen, das einem Tuſchblaſen ähnlich iſt.

Beiliegende Zeichnung zeigt im Vordergrunde ein kleines Pferd, das, als eine ſchwere Laſt, den Polizeimeiſter der Stadt Smyrna trägt. Er iſt von ſeinen Häſchern umgeben, ein wahrer Räubertroß, der im Namen ſeines Herrn Alles plündert und niedertritt.

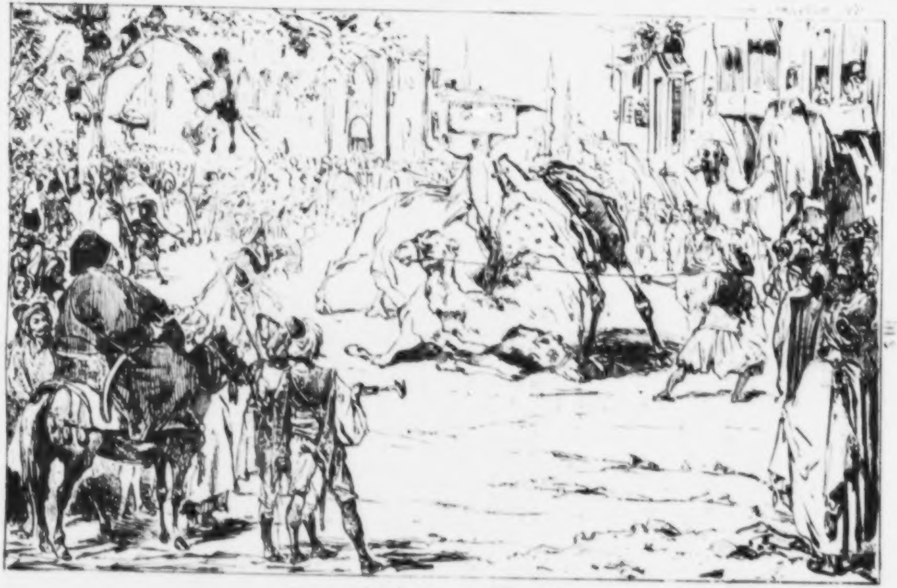
Ein Reiſender war Zeuge folgender Scene. Er ſah von Fiſchern einen ungeheuren Schwertfiſch an's Land bringen, einen der geſuchteſten und theuerſten Leckerbiſſen. Auf der Stelle ward beſchloſſen, ihn zum Gegenſtand eines Glückſpieles zu machen; der Preis des Looſes war ſo gering, daß keiner der anweſenden Bettler ſich dieſe *Frage an das* Schickſal verſagte, das nicht mehr als ungefähr dreizehn Kreuzer für eine Antwort foderte. Aber gebieteriſcher, als das Schickſal, iſt ein Polizeimeiſter — und *da* ſteht er. — Was geht hier vor? — Man zieht eine Fiſchlotterie — und *mir* ſagt man nichts? — Glaubt man, ich gewinne nicht auch gern? — Friſch auf, ihr da, (zu ſeinem Gefolge), nehmt Looſe; wenn ihr gewinnt, iſt er mein. Das Schickſal hat aber ſeinen eigenen Dickkopf; ein armer zerlumpter Grieche gewinnt, ſchon tragen er und ſeine Kameraden den Fiſch im Triumph, aber die Häſcher fallen über ſie her, Schläge regnen, und der Fiſch verſchwindet in die Küche der Polizei und wird nicht mehr geſehen.

Wahrlich

Der Wolfenſchießen, der zu Roßberg ſaß,

in Schillers *Wilhelm Tell* erlaubte ſich nicht ſolche Dinge!

* * *



[illegible]

Skizzen aus dem Künſtlerleben.

Von Johanna von T.

(Fortſetzung.)

II. Kunſt und Dilettantismus.

Mit einem unterdrückten Seufzer tritt der Maler von der Staffelei, woran die junge Gräfin ſitzt, und eine italieniſche Landſchaft kopirt, an der er jeden Pinſelſtrich zu verbeſſern hat. — Das Zimmer iſt mit ſchlechten Bildern in prächtigen Goldrahmen ausgeſchmückt, — lauter Arbeiten der Comteſſe, die, trotz des Meiſters verſchönerndem Pinſel, den Stempel der Stümperei unverkennbar an der Stirne tragen. Die junge Dame ſah die meiſterhaften Gemälde der Gräfin Julie Egloffſtein, hat von den ächtpoetiſchen, kräftigen, warmen, herrlichen Bildern der Baronin von Freiberg gehört, und glaubt ſich nun berufen — als dritte Meiſterin neben dieſen Namen zu prangen. — Der arme Maler möchte verzweifeln über ſolche Profanirung. Er wollte dem gnädigen Fräulein ſchon einigemal ſagen, ſie möge ſich nicht ſo ſchrecklich an der Kunſt verſündigen; aber — die Erinnerung, daß er den gräflichen Eltern jene Unterſtützung verdankte, durch die es ihm, als Eleve der Akademie, allein möglich geworden, ſeine Kunſtſtudien nicht dem Broderwerbe zu opfern, dieſe Erinnerung gebietet ihm ſtets, zu ſchweigen, und ſich geduldig zu fügen. Er hofft von dem nicht zu ausdauerndem Fleiße geſchaffenen Karakter der jungen Gräfin die baldige Erlöſung von dieſem läſtigen Lehramte. Außerdem wird wohl die in kurzem beginnende Kunſtausſtellung ihrem malenden Unfuge, mit den öffentlichen Kritiken, das ſicherſte Ende bereiten.

In dem Salon des Grafen wird die ſeit wenig Tagen begonnene Gemäldeausſtellung beſprochen. Die verſchiedenen Bilder finden bald Lob, bald Tadel; verdiente Kritik und unverdiente Krittelei, Ueber- und Geringſchätzung, ſeltner aber gerechte Würdigung, wenn ihr nicht das diktatoriſche Wort eines Kenners Bahn bricht. Deſto auffallender iſt das allgemeine Lob eines Oelgemäldes, das einen ganz unberühmten Namen trägt. Es ſtellt einen Julius Sabinus im Kerker vor, der das Antlitz mit dem Arme verbirgt, indem er die Stirn auf den Vorderarm legt, den das Knie des höher geſtellten rechten Fußes trägt. Den weinenden Knaben, dem die Mutter das letzte Stückchen Brod reicht, wie auch die Mutter mit dem Säugling an der Bruſt, findet man ausgezeichnet ſchön. Alle ſtimmen darin überein, daß es das beſte Bild der Ausſtellung ſey, ſowohl in Auffaſſung, als Anordnung und Ausführung. — „Wer iſt der Maler des Julius Sabinus?" fragt eine Dame den eben eintretenden Direktor der Malerſchule. „Ein junger Eleve der Akademie, den wir heute begraben," antwortete er ernſt. „Wie, er iſt geſtorben?!" — „Wie ich Ihnen ſage, meine Gnädige. — Sein früher Tod iſt Folge übermäßigen Fleißes." — „Wer erhält nun die ihm beſtimmte Prämie?" fragt nach kurzer Pauſe, mit der theilnahmloſeſten Neugier eine äußerſt ſorgfältig geſchminkte Dame. — „Seine arme kranke, alte Mutter, deren einzige Stütze dieſer brave Sohn war," ſpricht, ſichtlich erſchüttert, der edle Mann, der bereits für die arme alte Frau des Sohnes Pflichten, als Vermächtniß, übernommen.

Die junge Comteſſe vernachläſſigt, ſeit dieſer Gemäldeausſtellung, die Malerei auffallend. Der häßliche Oelgeruch, und die vielen ſchädlichen Farben ſind für ihre Geſundheit ſo nachtheilig, daß ſelbſt der Arzt ihr das Malen gänzlich unterſagt hat.

Die, durch alle Vorzüge des Herzens und Geiſtes geſchmückte, von aller Welt verehrte und vergötterte Herzogin von S., war bei einer alten bornirten Baronin zu allen Leiden und Freuden einer muſikaliſchen Soirée verdammt, die man richtiger ein ausgeartetes Konzert hätte nennen mögen. — Schon hat die, vor einem Decennium wirklich jung geweſene Tochter des Hauſes die Lieblingsarie der Herzogin, Zingarelli's „Ombra adorata aspetta" zur Qual der ſchönen, liebenswürdigen Frau geſungen, und mit Wehmuth erinnert ſich die Fürſtin des unübertrefflichen Vortrages derſelben von ihrem Lehrer Crescentini. Dennoch richtet ſie, mit der gewinnendſten Anmuth, einige verbindliche Worte an Mutter und Tochter. — Das Fräulein gibt (ſynonym mit: hat) hierauf ein Klavierkonzert zum Beſten, von dem ſo viele Noten unter den Fingern derſelben verloren gehen, daß die glücklichen Zuhörer beinahe um die Hälfte gekommen ſind. — — Jetzt ſetzt ſich ganz anſpruchlos ein Mann mit gepuderten Haaren an den Flügel und präludirt. Die Baronin verſpricht der Herzogin, geheimnißvoll lächelnd, etwas Komiſches. Der Sänger beginnt ein Falſet, mit einer Höhe, Stärke und Ausdauer des Tones, daß Allen der Athem vergeht. Ein grandioſes Recitav, ein herrliches Adagio, ein brillantes Allegro folgen. „Haben Hoheit ſo etwas ſchon gehört?" fragt die Baronin mit ſchlau ſeyn ſollender Miene. „Nein! außer Crescentini keinen ſo großen Meiſter!" erwiedert entzückt die Herzogin. Nach der Arie tritt ſie zum Klavier, und würdigt des Künſtlers Geſang mit jenem geiſtvollen Lobe, das nur die unnachahmliche Grazie einer fein und tief empfindenden Seele zu ſpenden vermag. — „Morgen um eilf Uhr erwarte ich Sie bei mir, um von Ihnen mein Ombra adorata aspetta zu hören," ſagt ſie dem Künſtler noch im Weggehen, mit gewinnendem Lächeln, durch welches Frauen von hohem Stande einen ſo unbeſchreiblichen Zauber auszuüben wiſſen.

Die alte Baronin wüthet innerlich, daß die Herzogin des Künſtlers eigenthümliche Stimme nicht höchſt lächerlich gefunden hat. Die Devotion verbietet ihr aber, den Geſchmack der Herzogin zu tadeln; daher fällt ſie über eine Paſtete mit ſo vernichtendem Eifer her, daß, wer ſie in dieſem Augenblicke edler Selbſtaufopferung zu belauſchen das Glück hat, auch zugleich das Geheimniß erfährt, auf welche Art ſie zu einem ſo ungeheuren embonpoint gelangen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Theater-Schau.

Eine geheime Leidenſchaft, von Scribe, bearbeitet von Lebrün.

Frauen werden wohl ein wenig zu ſehr als Nachtigallen erzogen, und faſt nur vor lauter Grazienklippen gewarnt. Es wird ihnen blos eine Gefahr geſchildert, ſie werden nur vor derjenigen gewarnt, die ohnſtreitig die edelſte von allen iſt, nämlich vor einer zu großen Hingebung in die Wahl ihres Herzens, einer zu großen Aufopferung für den Gegenſtand dieſer Wahl.

Dieſes rührt nun gewiß aus einer ſehr begründeten Meinung hinſichtlich des zarteren Seelen- und Herzensbau's der ſchöneren Menſchenhälfte her; man ſieht dieſe ſo gerne über den gröberen Verſuchungen ſchweben, die ſich ſelbſt auf des hochſinnigſten Jünglings Pfade einfinden, und ſo wenig man das achtzehnjährige Mädchen vor Tabakſchnupfen warnt, nimmt man ſie gegen Hazardſpiele und Spekulationen, oder gar Wucher ein.

Lieben ſoll das einzige Geſchäft der Frau ſein. — Dieſer unaufhörliche Vergötterungsproceß eines nicht immer anbetungswürdigen Weſens weiſt alle Anfechtungen, alle anderen Intereſſen ab; es wäre auch jeder Verſucher vor dem Altar gelobter Treue abgeſchlagen, und welche Gefahr wäre nun nicht beſeitigt?

Hier beginnt das Stück. Die Heldin iſt ihrer Pflicht, einem ungeliebten und unliebenswürdigen Manne treu geblieben, aber welch' ein Gegengift gegen Liebe zu einem andern Manne hat ſie gebraucht? — Nichts, als die Anwendung des gewöhnlichſten Rathes, den man von Andern empfängt, oder ſich wohl auch ſelbſt giebt, ſich zu zerſtreuen: ein Rath, der denen, die vor ihrem eigenen Herzen zittern, gerade darum ſo großes Vertrauen einflößt, weil er nicht vom Herzen kommt.

Albertine zerſtreut ſich alſo, ohne Mißtrauen in den Zauber, der ſie allmählich beſtrickt. Es giebt Sirenen, die nichts mit dem Herzen zu ſchaffen haben, Abgründe, die nicht eine poetiſche Phantaſie gewühlt hat. Die Unglückliche freut ſich der Löſung eines Bannes, um unter einen Fluch zu gerathen; ſie entrinnt dem Zauber, den ſie veredeln konnte, um einem Wahnſinne anheim zu fallen, dem ſie nur als Furie nachhängen kann.

Hier liegt ein tragiſches Element, hier liegt die Quelle des gerechten Mitleids, das wir der Irrenden nicht verſagen können.

Ob nun der Dichter dieſe Bedeutung im Auge hatte! — Schwerlich; ſollte ſie aber nicht vielen Zuſchauern ſich darbieten? Bei ſo geiſtreichen Erzeugniſſen, wie die Scribe's, findet ſich ſo viel Tieferes freiwillig ein.

Sein Stück iſt freilich eines von denen, wo die Todesſtrafe zwar erlaſſen, aber die Folter nicht geſchenkt wird, ſo wenig dem Helden, als dem Schauſpieler, und ſo wenig als ihnen beiden, dem Zuſchauer. Alle drei leiden redlich miteinander. Dem Letztern fiel es gewiß ſchwer, die liebenswürdige, zarte Erſcheinung der Mad. Dahn bald beargwohnen, bald bemitleiden, dann beinahe, wo möglich, zu haſſen.

Beſäßen wir noch Enthuſiaſten, ein ausgeſtorbenes Geſchlecht, ſo hätten in fünf Minuten ſich wenigſtens die 2000 Franken des Kammerdieners im Publikum vorfinden müſſen, ſo vortrefflich durchlief ſie die Stufenreihe, die ihr der Dichter bis zum Gipfel der Qual, der Schaam und der Verzweiflung vorgezeichnet.

Mad. Dahn hat in dieſer Rolle faſt nur mit Affecten zu thun, welchen die zarten weiblichen Nerven kaum gewachſen ſcheinen. Sie hat ſie alle mit bewunderungswürdiger Kraft dargeſtellt; überaus vortrefflich aber in der verletzenden Scene, wo Albertine, vom Dämon der Habſucht beſeſſen, in dem zu erwartenden Gewinne ſchwelgt, und man vor dieſer Verzerrung einer ſanften, edlen Seele ſchaudern muß. Schwerlich hat dieſe Rolle, ſelbſt auf einer franzöſiſchen Bühne, eine gewandtere, lebendigere Darſtellerin gefunden, und wenn uns des Stückes Inhalt tiefer berührte, als der Dichter vielleicht gewollt, ſo iſt ihr Spiel uns dazu Anleitung geweſen.

Wo die Klippe des Börſenſpieles nicht vorhanden iſt, muß die Wirkung dieſes Stückes geringer ſeyn, ſo leicht es auch einer durch Stücke, wie Ifflands Spieler, geübten Phantaſie werden dürfte, ſich in die Lage eines Unglücklichen zu verſetzen, der ſich nur an einer größern Tafel zu Grunde richtet, und das auf viel bequemere Weiſe.

Herr **Heigl** ſtellte die ihm vertraute Rolle in ächt franzöſiſcher Auffaſſung dar. Deutſche Schauſpieler machen zu oft aus Charakteren dieſes Schlages erklärte Böſewichter, für deren exemplariſche Züchtigung es, wo nicht eines Galgens, doch eines fünften Aktes bedürfte, während der Pariſer Hausfreund auch ferner öfters im Familienkreiſe geſehen werden wird.

M.

Berichtigung.

In der vorhergehenden Nummer 30. in dem Gedichte: Paolina, lies die dritte Zeile der zweiten Strophe:

Wann gibt ihn mir zurück dein Herz?

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

herausgegeben und credenzt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 32.** 1839.

Kind und Roſe.

Es liegt auf der Bahre entſeelet das Kind;
Verzweifelnd ringt Mutter die Hände,
„Mein Röslein, ſo hat denn ein eiſiger Wind
„Geraubt mir die blühende Spende!

„Und ſoll ich denn nimmer euch leuchten ſeh'n,
„Ihr Sterne der treueſten Augen,
„O, könnte mit Dir nur, mein Kind, ich vergeh'n,
„Den Tod von den Lippen dir ſaugen!“

Es höret den Jammer die Nachbarin
Abſeits in dem blühenden Garten,
Wohin ſie gekommen mit ſorglichem Sinn,
Am Morgen die Blumen zu warten.

Und wie ſie das Klagen der Mutter vernimmt,
Gedenkt ſie der eigenen Kleinen,
Und fühlet die Seele ſo weich ſich geſtimmt;
Voll Wehmuth beginnt ſie zu weinen.

Es blüht ihr im Garten ein Roſenſtrauch
Voll ſieben der lieblichſten Roſen,
Und ſieben der fröhlichen Kinder auch
Kann zärtlich, als Mutter, ſie koſen.

Drum ſind, wie die Kinder, die Roſen ihr lieb,
Sie pflegt ſie, gar ſorglich befliſſen;
Als ob ſie entſproſſen aus Einem Trieb',
Möcht' keines von allen ſie miſſen.

„Ihr Roſen in blühendem Jugendglanz,
„O, ſeid mir des Glückes Verbürger,
„Fehlt keine am Abend aus eurem Kranz,
„Bleibt fern meinen Lieben der Würger.“

So ſprach ſie, und eilte mit gläub'gem Gemüth
An's Lager der ſchlummernden Kleinen,
Und küſset ſie wache, und freut ſich, und zieht
An's Herz ſie in ſeligem Weinen.

Was läutet das Glöcklein im Abendwind?
Gott gebe dir, Mutter, den Frieden!
Sie tragen hinaus jetzt Dein bleiches Kind,
Von Dir iſt ein Engel geſchieden.

Und wieder erſchallet durch's öde Haus
Der Mutter unendliche Klage,
Und tröſtend tritt zu ihr der Nachbar hinaus,
Daſs nimmer die Arme verzage.

„Noch einmal ſchlieſst auf mir den finſteren Schrein,
„Laſst einmal mein Kind mich noch ſchauen,
„Dann mög' es der Erde gegeben ſein,
„Erblühen in lichteren Auen!“

Wer hörte wohl fühllos der Mutter Fleh'n,
Das letzte am offenen Grabe?
Noch einmal ſollſt, Arme, dein Kind du ſeh'n,
Dann nimm Dir Ergebung zum Stabe!

Und wie nun die Mutter der Schmerzen Erguſs
Ausſtrömt in des Kindlein's Schooſse,
Da leget der Nachbar beim letzten Kuſs
In des Mägdlein's Sarg eine Roſe.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand
Zum Garten die Nachbarin eilte;
Die ſiebte der Roſen, ach, nimmer ſie fand,
Ein Grab mit dem Mägdlein ſie theilte.

„O Himmel, was ſeh' ich, ein Röslein dahin?!
„Schirmt ihr mir nun, Heil'ge, die Kleinen;
„Ich ſah in den Roſen die Kinder erblüh'n,
„Nun muſs ich ſchon eines beweinen!

„Weil Beide ich frevelnd durch Liebe verband,
„Und Beider Geſchicke verſchlungen,
„Seh' ich ſchon gehoben die rächende Hand,
„Das Andre mir grauſam entrungen!“

Der Frühling ſchwang wieder den knoſpenden Stab,
Laut ſcholl ihm die Freude entgegen;
Da trat er hervor an ein offenes Grab,
Und ſchloſs es mit blühendem Regen.

Neu grünte im Garten der duftende Strauch,
Doch fehlte die ſiebente Roſe;
Für's ſiebte der Kinder, nach frommem Brauch,
Pflanzt Liebe ein Kreuzlein von Mooſe.

Fr. Aug. v. Zur-Rhein.

* * *

Er liebte und ſang ſein Leben lang.

Novelle

aus dem 16. Jahrhundert von

Alois Bulſel.

(Fortſetzung.)

Amélie wußte ſich das ſeltſame, neckiſche Benehmen der jungen Clairon im Grunde nicht zu erklären. Es hatte ſie bereits ſchon wieder gereut, an ſie ein Geheimniß verrathen zu haben, das nie über ihre Lippen hätte kommen ſollen; denn iſt es dem Mädchen Ernſt, Vauquelin's Hand anzunehmen, ſo fällt für ſie ein bedeutendes Hinderniß weg, und es kann nicht der geringſte Schatten irgend eines Undankes gegen Amélie auf ſie fallen; allein Clairon ſelbſt war nicht mehr ganz frei, da ihr der Sohn des Apothekers Coulaire, der ſchöne Coulaire genannt, der noch die Hochſchule beſuchte, keineswegs gleichgiltig war, und ihr ſeine Hand angetragen hatte.

Der Abbé **Marmier** hatte ſchon ſeit geraumer Zeit bei Herrn von Vauquelin nicht mehr zugeſprochen. Er war in alle ſeine Geheimniſſe und Liebesintriguen eingeweiht, und genoß ſein ganzes Vertrauen. Marmier erneute beinahe mit jedem Beſuche ſeinen Rath, und bot ſeine ganze elegante Beredſamkeit auf, den lebensfrohen Chevalier zu bereden, eine Frau zu nehmen. Allein, wenn Vauquelin heute Abends dem Abbé die theuerſten Verſicherungen in die Hand ſchwur, ſich zu verehelichen, ſo war am andern Tage ſchon wieder jede Zuſicherung wie ein Traum aus einer reizbaren, beweglichen Seele verflogen. Wenn Vauquelin vor dem Erkerfenſter ſeiner Wohnung hundert ſchöne Mädchen nacheinander am Morgen vorübergehen ſah, ſo hatte jede auf Augenblicke ſein Herz gefangen, und jede war auf Minuten ſeine Braut, und auf einige Sekunden ſeine Gemahlin. Mandoline oder Harfe kamen dann nicht mehr aus ſeinem Arm; er ſang eine Reihe ſüßer Troubadourlieder, ſchwärmte zur lieblichen Provence hinab, und ſchaukelte das Saiten-Inſtrument im Liebes-Rauſche auf den Knieen, als läge die Angebetete an ſeiner Bruſt!

„Tauſend holde Mädchen ziehen
Engelgleich an mir vorbei,
Aber ach, ſie alle fliehen
Wie ein ſüßer Traum vorbei.

Roſen glüh'n auf Mund und Wangen,
Anmuth ſtrahlt aus jedem Blick,
Und des Mieders weiche Spangen
Bergen erſt das höchſte Glück.

Zög' ich gerne zum Turniere,
Schwärmte gern als Troubadour,
Zu acht Liebchen näh'm ich viere;
Mich beglücken Viele nur! —

Loſer Liebe leichte Bande
Schweren dir nicht Herz noch Sinn,
Glück iſt nur im freien Stande
Und die Liebe ewig grün! —

Tauſend Blumen wegzupflücken
Auf dem weiten Lebensplan,
Darf dich Eine nicht berücken,
Drum ſey Keiner unterthan!“ —

Die Mandoline klang, den Refrain ſingend, nach, als es an der Thüre pochte, und Abbé Marmier, der Mann mit ſeiner breiten Stirne und langen Naſe im phantaſtiſchen Anzuge hereintrat. Vauquelin ganz entzückt, ſeinen alten Freund wieder einmal zu ſehen, eilte ihm mit ſeinem Saiten-Inſtrumente entgegen, denn er war nie von ihm zu trennen, und bewillkommte den Vertrauten. Aber, lieber Vauquelin, rief der Abbé aus, wann wirſt du dich ſatt geſungen und getanzt haben? Immer Geſang, Saitenſpiel, Tanz und Liebe, und nie eine ernſte Meditationsſtunde! Alter Amor, werden die Roſen deiner Phantaſie nie mehr welken?

„Alter Amor?“ fragte Vauquelin mit einer bitteren Betonung. Nicht die Jahre, mein Freund, machen das Alter. Wenn ich mit achtzig Jahren, wie mit zwanzig, meine volle Kraft zu bewahren wußte, wenn die Natur mir ſo hold iſt, mein Alter erſt nach hundert Jahren eintreten zu laſſen, ei nun, ſo hadre nicht über meine Lebensfülle, gönne mir Geſang und Tanz, und die immer roſige Liebe!

Meinetwegen, mein Chevalier, entgegnete Marmier, bleibe du dreihundert Jahre lang der Adonis der Pariſerinnen, aber klüger ſollteſt du einmal werden, und anſtatt zu flattern, dir eine Gattin wählen! — Alſo, heirathen, Herr Abbé? fragte ihn Vauquelin mit einer Miene, die hinter ihrem Lächeln einen halben feſten Entſchluß ahnen ließ. Ja, erwiederte Marmier, heirathen ſollſt und mußt du, weil es deine Pflicht iſt, weil das Uebermaas deiner Jugendfülle es verlangt.

Amélie und Clairon erwarten deine Entſcheidung. — Halte einmal dein Wort und — — Wie, fiel ihm ganz überraſcht Vauquelin in den begonnenen Satz, wie, beſter Abbé, kömmſt du zu meinen kleinen, häuslichen Liebesabentheuern? Wer entdeckte dir die Geheimniſſe meines Liebeshofes? — Paris, antwortete mit pathetiſchem Tone den Abbé. Du biſt das Mährchen aller jungen Mädchen und blühenden Wittwen. Clairon hofft auf dich, und Amélie wird dir untreu, weil du die Treue ſo oft verletzteſt. Deine ganze Dienerſchaft lacht über dich, und trägt dich in ganz Paris herum. Pardieu, fuhr Vauquelin, vom Zorne hingeriſſen, auf, nun biete ich Millionen Cytheren Trotz und wenn ſie alle auf den Knieen vor mir lägen, und wenn ſie alle die wollüſtig weichen Arme zu mir emporſtreckten! Marmier, ich liebe Keine, aber ich liebe Alle! Ich bin Philantrop und Ritter, bin Troubadour, bin Cosmopolit, und tanze mit Amor durch die Welt, um allen Schönen zu huldigen, aber mich an keine zu feſſeln! — Höre, Lieber, meine

Lieblings-Deviſe, nimm die Harfe dort und akkompagnire!

Kaum hatte Vauquelin ſich erhoben, um die Harfe herbeizubringen, als vor ſeinem Hauſe ſich das Volk lärmend zuſammenrottete, und wie wahnſinnig durcheinander rannte. Was gibt es, rief Abbé Marmier aus, ich glaube die Pariſerinnen machen vor deinem Hauſe Revolution, und ſtürmen es. Bei Gott, du könnteſt recht haben — ſie kommen, an mir Rache zu nehmen. Man komplottirt ſchon lange in meinem Hauſe, ich fürchte, die Meute wurde unter meinen Augen angezettelt. — — Dieſe beiden Pirots, Amélie und Clairon ſtehen an der Spitze, und dringen mir eine Copulation — eine extemporiſirte Copulation ab. Marmier, der zum Fenſter hinaus die Volksbewegung beobachtete, konnte ſich des Lachens kaum erwehren. Ja, ja, Vauquelin, lauter Damen, Poiſſarden, Mädchen, Griſetten und alte Weiber lagern ſich um das Rez de Chauſſee — ſie machen Miene, einzudringen — ſie ſind wuthentbrannt! Du haſt gewiß einigen darunter das Heirathen verſprochen? —

Allen, lieber Marmier, erwiederte Vauquelin, wofern ſie ſchön ſind und mir gefallen. Vielleicht aber findet ſich Eine unter dieſen Mänaden, die ich mir als Frau erkieſen, und vom Fleck weg, heute noch zum Altare führe. Aber Amélie, mein Vauquelin — — und Demoiſelle Clairon — — klagt dich das Gewiſſen nicht an? fragte ihn der Abbé mit ironiſchem Ernſte.

Ach, das weis ich, verſetzte er, ich bin in der Klemme, zeige mir einen Ausweg! Ich möchte alle Verbindlichkeiten auf einmal von mir abſchütteln und freie Hand haben, um aller bisherigen Liebes-Intriguen quitt zu werden! Mein Chevalierwort darauf, Herr Abbé, fuhr er fort, ich trete in den heiligen Eheſtand, wenn dieſer Sturm von meinem Hauſe gut abläuft, das heißt, wenn eine Schöne mein Herz entert! Vasdonc, entgegnete Marmier! Ein Chevalier, der einem Abbé ſein Ehrenwort giebt, hat ſich auf ewig verpflichtet! — — Vauquelin rannte mit brennendem Kopfe die Treppe hinunter, um ſich ſelbſt von der Tendenz des Auflaufes vor ſeinem Hauſe zu unterrichten. Welches Erſtaunen! Er ſah Amélie, Clairon und ſeinen Diener Varrol mit einem Mädchen beſchäftigt, das in den Armen einer Früchtenhändlerin ohnmächtig lag — es war das ſchöne Hafnermädchen Nannette Dupuis, in ganz Paris durch die Vortrefflichkeit ihres Spieles und Geſanges ebenſo berühmt, als durch ihre körperlichen Reize, die ſie ſchon lange zum Gegenſtande der Bewunderung machten. Alles war bemüht, das erkrankte Mädchen wieder zu beleben. Amélie und Clairon reichten ihr alle Gattungen erquickender Flakkons; andere Frauen drängten ſich mit Gläſern friſchen Waſſers herbei, wieder andere lüfteten den Buſen, über welchen die braunen Locken in zierlichen Ringen herabquollen. Die unausſtehlige Mittagsſchwüle, und die ſchwere Harfe hatten das Mädchen ſozuſagen erdrückt, ſie unterlag der Hitze und den Anſtrengungen ihres Berufes und ſank erſchöpft vor dem Hauſe Vauquelins nieder. Die vorübergehende Ohnmacht hatte das herrliche Kind nicht nur nicht entſtellt, ſondern ihre auserleſene Schönheit vielmehr noch erhöht. Sie lag, wie hingegoſſen, auf dem Schooße der mit ihr beſchäftigten Fruchthändlerin, und glich einer dahinſinkenden Blume, die mit dem zauberiſchen Glanze der Farben noch das Auge entzückt, und erfriſcht vom labenden Quell ein neues, reizendes Leben entfaltet.

Vauquelin, ſchon lange von dieſer Nannette Dupuis, die ganz Paris die ſchöne Harfnerin nannte, entzückt, ohne jemals Gelegenheit gehabt zu haben, ſie zu hören, oder zu ſehen, war ganz außer ſich, als er ſich durch die Gruppe bis zu ihr durchgearbeitet hatte.

Welcher Engel, rief er aus, ſtieg vom Himmel nieder, und nahm die holde Geſtalt dieſer Zauberin an? Das iſt höhere Fügung, daß ſie an mein Haus kam. Ich verſtehe — — ſie iſt mir beſchieden! Sie bringt ihre Schönheit, ihre Lieder, Geſang und Tanz in mein Haus, ſie ſchafft es in ein Paradies um, ſie iſt meine Schäferin, und ich ihr beglückter Schäfer. Laßt ſie mir, edle Freundinnen, ich will ſie pflegen, erquicken, beglücken, mit ihr ſingen, mich zur Sarabande, wie ein Endymion, ſchwingen. Ich bin Chevalier Vauquelin, der berühmte Erzieher des vortrefflichen Louis XIII., ihr kennt mich doch?

Er bemerkte in dieſer Extaſe weder Amélie, noch Clairon, noch ſeinen Diener Varrel, die doch zunächſt bei Nannette ſtanden, und ihr die Stirne trockneten. Wie ein lieberaſender, junger Ritter, der eine Schöne aus den Flammen rettet, nahm er das ohnmächtige Mädchen auf, und trug es, wie eine Siegesbeute in ein Gemach. Im Sieg und Liebestaumel fiel ihm doch noch die Harfe ein, die Varrel immer gehalten hatte. Die Harfe, meine Kinder, bitte ich, die Harfe! Ich nehme die ſchöne Harfnerin ſammt der Harfe in mein Haus. Adieu, Freunde, meinen tauſendfachen Dank für eure Güte! — Wir ſehen uns wieder!

So ſprach er, die ſüſſe Bürde auf den ritterlichen Armen. Varrel trabte mit der Harfe hinten drein. Der Haufe verlor ſich allmählig; die Mädchen kicherten und ſpotteten des liebeberauſchten Chevalier. — Die Frauen zogen ſchlimme Mäuler, und murrten, während andere wieder es höchſt chevaleresk fanden, daß er ſich der armen Harfnerin ſo edelmüthig und — uneigennützig annahm. Amélie und Clairon betrachteten ſich einander, ſie wußten nicht, ob ſie träumten oder wachten. Der Vorfall hatte ſie ſo ſehr überraſcht, daß ſie ſich im Augenblicke ihre Gedanken mitzutheilen nicht vermochten. Ihr Loos war entſchieden. Der Abbé Marmier ſtand noch immer am Fenſter, und ſchmunzelte, als hätte er die Hand im Spiele. Amélie, rief endlich Clairon lachend aus, mit uns ſind die Rollen ausgeſpielt. Ich bleibe meinem ſchönen Antoine Coulaire treu — auch ich, ſagte Amélie mit Erbitterung, drehe dem alten Ritter eine Naſe.

Amélie, Clairon, Varrel, rief Vauquelin aus vollem Halſe, kommt doch herbei! Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lächelt, die Sonne leuchtet wieder aus dem Himmelsblau dieſer ſchönen Augen! Meine Schäferin, meine Daphne, meine Amaryllis, meine Laurette, meine Angelika athmet wieder! Bringt Erfriſchungen! Fliegt durch alle Straſſen von Paris und verkündet mein Glück! Mein Traum iſt wahr geworden, mein ſchöner Traum iſt weit übertroffen durch die Schönheit dieſer hinreiſſenden Wirklichkeit!

Nanette Dupuis, die auf einem rothſeidenen Ruhebette lag, richtete ſich allmählig auf, ſie blickte voll Verwunderung um ſich, denn ſie konnte ſich nicht erklären, auf welche Weiſe ſie in dieſe ganz fremde Umgebungen gerieth. Wo bin ich, fragte ſie mit leiſer Stimme? Wo iſt meine Harfe? Ach, mein Herr, Sie erhielten mich durch Ihre

Großmuth, Ihnen verdanke ich meine Rettung, Ihnen, ja Ihnen. Meine Beſtimmung war zu Ihnen, aber ein ſchlimmes Ereigniß hätte mich bald die Schwelle Ihres Hauſes nicht mehr erreichen laſſen. Antoine Coulaire bat meine Eltern, mich hieher zu ſchicken; denn Sie hätten ein Feſt arrangirt und wünſchten mein Saitenſpiel, meine Stimme, und — dich ſelbſt, holder Engel, fiel Vauquelin ein.

Und dich ſelbſt, riefen Amélie und Clairon, die ſchon unter der Thüre ſtanden, während Vauquelin, die Kniee des Harfnermädchens umfaſſend, vor ihr kniete, und wie in eine glückliche, arkadiſche Welt verſunken, ein harmloſes Schäferleben ſich träumte, das ihn fortwährend in ſeinem ganzen Leben beſchäftigt hatte.

Amélie, ſagte er, indem er ſich erhob, erkläre mir, bin ich in der That Vauquelin de Deſpreteaux, wirklich Herr dieſes Hauſes und meiner ſelbſt? Sieh nur dieſen Engel hier, der mich beinahe mir ſelbſt entrückte!

O Chevalier, erwiederte Amélie, Sie ſind noch ganz Vauquelin vom Wirbel bis zur Zehe; Sie konnen nie etwas anders werden, ich ſchwere es Ihnen! Nur ſind Sie heute mit einem Hauſe zu vergleichen, das innen ganz in Flammen ſteht, und ſich zu verzehren droht. Ich rathe Ihnen, Anſtalt zu treffen, den Brand bald zu löſchen, eh' wir alle Gefahr laufen, mit Ihnen lichterloh zu verbrennen. Liebes Kind, entgegnete er, du biſt zum voraus ſchon gerettet und geſichert — nimm dein Vermächtniß und deinen Notaire, aber bleibe ſo lange noch bei mir, bis ich meinem Hauſe die neue Ordnung gegeben habe. Und ich, fragte Clairon, die ſich ſchelmiſch lächelnd neben Amélie vorſchob — und ich, Herr Graf, die Sie geſtern noch, wie dieſe Nannette Dupuis, wie eine liebenswürdige Schäferin bis zum Himmel heben? „Du, meine ſchöne Clairon ſollteſt eine brillante Morgengabe erhalten, wenn der ſchmucke Antoine Coulaire dir die Hand gibt, wie er dieß verſpricht!“ — — Ha, der Abbé, flüſterte Clairon der zürnenden Amélie heimlich ins Ohr, intrigiurte gegen uns Beide. In dieſen Augenblicken ſchlich der Abbé Marmier zur Thüre herein. Kaum hatte ihn Vauquelin bemerkt, als er auf ihn zueilte, voll Inbrunſt an ſein Herz drückte und ausrief: Freund Marmier, Liebe und Geſang, Glück und Zauber, Schönheit und Seelenfriede ſind in meinem Hauſe eingezogen. Gebt euren Segen dazu! Freund, erwiederte Marmier, den dieſe ſeltſame Gruppe, Nannette Dupuis auf dem ſeidenen Ruhebette wie ein verklärter Engel ſitzend, und das Haupt in die rechte Hand voll Anmuth geſtützt, ganz überraſcht hatte, der Segen ſoll nicht ausbleiben, wenn Alles nach den Geſetzen der Kirche vollzogen wird.

Es iſt mir, als träumte ich. Wenn dieſes Ereigniß ohne Zuthun menſchlicher Klugheit ſich ergab, ſo magſt du dem Himmel danken. Aber, werden die Eltern dieſer ſchönen Harfnerin zugeben, was du wünſcheſt? — — Wie, fragte Vauquelin, mir, einem der reichſten Kavaliere Frankreichs, mir, dem Erzieher eines geliebten Königs, wagte man es, eine Bitte zu verſagen? ? —

(Schluß folgt.)

* * *

Berchtesgaden und Hohenſchwangau.

(Eine Correſpondenz.)

I.

Berchtesgaden am 7. Sept. 1839.

Theurer Freund! Befinden wir uns, beide an den äußerſten Punkten unſerer vaterländiſchen Gebirgskette verweilend, jetzt nicht gerade in dem Falle zweier Schildwachen, die an den Enden eines langen Feſtungswalles ſtehen, und ſich dennoch nicht nähern dürfen? Auch wir können von unſerm Poſten nicht weichen. — Nach einer langen Abweſenheit von München, hatte ich, wie bekannt iſt, den Meinen ein Rendezvous in Berchtesgaden gegeben, wo ich ſie auch bei meiner Ankunft dahier wiederzuſehen, große Freude empfand. Kann uns liebende Nähe einen unwirthlichen Ort ſelbſt erträglich ſcheinen laſſen, um wieviel mehr denn muß ſie einen ſo genußreichen Aufenthalt verſchönern, als es der in Berchtesgadens prachtvollem Alpenthale, mit ſeinen unvergleichlichen Ausflügen iſt. Schon die einfache Betrachtung ſchwellt das Herz, daß die Natur hier in einem kleinen Umkreiſe für gefühlvolle Menſchen eine nie verſiegende Quelle des Entzückens, der reinſten Luſt, und einer auch in der Vergangenheit noch beſeligenden Freude geſchaffen hat. Wie hochbeglückt haben ſich nicht ſchon Tauſende zwiſchen dieſen Bergen, auf dieſen Höhen und See'n empfunden! Mit jedem Jahre vermehrt ſich der Waller Zahl zu dieſen gefeierten Naturſcenen, deren Ruf ſich mit Recht immer weiter verbreitet. Die Anweſenheit des königlichen Hofes äußert hierauf natürlich ihre Anziehungskraft. Bei ſeiner Ankunft jubelt das treugeſinnte Volk, und Alpenfeuer lodern von den Gipfeln der Berge. Da gibt es Aufzüge der Bergleute, eine Hirſchjagd auf dem See und die gern geſehenen Triftholzſtürze u. ſ. w. Kaum glänzt das Thal im warmen Sonnenſchein, ſo ſieht man ſchon am Morgen Neukommende durch den Schloßhof gehen, oder fahren, bald des Gentleman eleganten vierſpännigen Reiſewagen, bald eine offene Kaleſche mit Damen, und dann wieder den beſcheidenen, aber flüchtigen Einſpänner. Die Gaſthäuſer überfüllen ſich, und Privatwohnungen bieten nun willkommene Aushilfe dar. Der reizende Weg nach dem Bartholomäus-See, ſo wie dieſer ſelbſt, wird angenehm belebt durch ſo viele Gäſte. Aber der Landſchaftsmaler vor Allen athmet hier in ſeinem Elemente. Wo irgend ein ſchäumender Waſſerfall über eine Felswand ſtürzt, wo ſich ein ſchönes Bauernhaus maleriſch halb hinter Obſtbäumen oder zwiſchen großen Linden verbirgt; wo eine Mühle ſteht, zu der ein ſchwindelnder Steg über den rauſchenden Bach führt; öfter aber noch, wo auf erhöhtem Standpunkte ſich des Watzmanns oder des hohen Göhls ganze Pracht im Zauber unerreichbarer Lichteffekte überſchauen läßt — da magſt du überzeugt ſeyn, unter dem Schatten eines großen Sonnenſchirms und auf ſeinem Malerſeſſel ſitzend, einen jungen Künſtler emſig beſchäftigt zu finden. —

Der hier verweilende Fremde findet in dem gebildeten Umgange der königl. Beamten gaſtfreundliche Annäherung; auch pflegt es ſelten an bekannten, oder gar befreundeten Reiſenden zu fehlen.

Nur Erinnerungen verfloſſener Tage, mein Freund, wünſche ich in dir aufzufriſchen, denn zu mannichfaltig, zu erhaben iſt dieſe Alpenwelt, um ausgeführte Bilder in wenigen Blättern geben zu können. Nicht nur der Freund der ſchönen Natur, auch der Botaniker in einer reichen Alpenflora, der Mineralog im Eingeweide der Salzberge mit ihrem unſchätzbaren Reichthume, und ſelbſt der mechaniſche Künſtler, in Betrachtung der berühmten Waſſerſäulen-Maſchinen unſeres verſtorbenen großen Reichenbach, finden in Berchtesgadens glücklichem Thale ſeltne und volle Befriedigung. — Immer neue Ausflüge in's Innre der Gebirgslandſchaft, in des Wimpachthales ſchaudervolle Stille, an die milchweiſſen Caſcatellen, oder zu den heitern Wohnungen der biedern — durch Sitten und Gebräuche ſich unterſcheidenden Bewohner der romantiſchen Ramſau; endlich ein Spaziergang von da heraus längſt der Soolenleitung, auf halber Höhe der Bergwände — einer der anmuthigſt-wechſelnden, den ſich ein Wanderer erſinnen möchte — füllen bei günſtigem Wetter ſeine vergnügten Stunden aus. Kühnere erſteigen etwa den hohen Thron des Untersberges, oder gar die Felſenpyramide des Watzmanns; Damen begnügen ſich dagegen mit einer Fußwanderung nach der Roßfeldalpe, wo eine herrliche Ausſicht in das Salzachthal und auf das ſchneebedeckte Dennengebirge die mäßige Anſtrengung ſchön belohnt. Der geprieſene Waſſerfall von Golling, auf benachbartem fremden Gebiete, rauſcht dem Hörer wohl noch lange in freudiger Erinnerung nach. Die Felſenſcenerie deſſelben, zumal in ſeiner obern Geſtaltung, macht ihn überaus anziehend, obwohl ſich nicht zu Einem Bilde bequemend. Doch das Unvergeßlichſte, mein Freund, bleiben uns zwei, in ihrem Charakter ganz verſchiedene Naturgenüſſe — ein Abend auf dem Bartholomäus- oder Königs-See und ein Beſuch in Aign. Laß mich bei dieſen beſeligenden Bildern, wie ich ſie oft in ſtiller Einſamkeit oder in vertrauter Geſellſchaft in mich aufgenommen, zum Schluſſe dieſer brieflichen Mittheilung etwas länger verweilen. Dort, wo ſich die waldbedeckten Maſſen des Watzmanns, der Stuhlwand, der Teufeshörner, der Gözen und des Büchſenkopfes begränzen, liegt ausgangslos das Felſenbett des Bartholomäus-See's. Ich habe keinen ähnlichen geſehen. Geheimnißvoll iſt ſein Zugang; man ſteht am ſchmalen Landungsplatze, und ſieht nur erſt ein kleines Waſſerbecken vor ſich, weil der weſtlich vorſpringende Falkenſtein den See hier abzuſchließen ſcheint. Erſt, wenn man dieſen umfahren hat, öffnet ſich das Felſenthal mit ſeinem ſmaragdgrünen Waſſerſpiegel, und die Halbinſel St. Bartholomä mit dem kleinen Jagdſchloſſe — der einzigen menſchlichen Niederlaſſung an dieſen rauhen Geſtaden — erſcheint uns als nächſtes Ziel der angenehmen Fahrt im leichten Kahne. Eine ſchmale Landzunge, voll zerrißnen Geſteins, trennt dieſen größern von dem kleinen ſtillen Oberſee. Hier iſt die Welt geſchloſſen. Und dennoch wie groß! — Man verweilt gewöhnlich in St. Bartholomä, wo die bekannten köſtlichen Saiblinge von erſter Hand zu haben ſind. Von dort führt der Weg nach der friſchen Quelle von St. Johann und Paul, einem ſehr romantiſchen Punkte.

Die Brunnen, Quellen und Bäche im Gebirge gewähren mir immer beſondere Freude; vor jedem Hauſe quillt da ſo friedlich ein Rohrbrunnen: „heilige Symbole des ewigen Lebens in der Natur“ wie Heinſe im Ardinghello ſagt. Indeſſen man auf dieſer grünen Aue ein Paar Stunden in ungewöhnlich befriedigter Stimmung zubringt, verlängern ſich die Schatten, und immer ernſter ragen die grauen Steinwände herüber und ſcheinen uns noch näher zu rücken. Nacht bricht endlich ein; aber nicht lange — und wie verklärt erſcheinen bald wieder dieſe Maſſen im Lichte des Mondes, der ſeinen Glanz zwar über die Gebirge ſendet, ſich ſelbſt aber in ſeiner ſtillen Hoheit noch nicht ſchauen läßt. Einem Rieſengeſpenſt gleicht in dieſer gedämpften Beleuchtung der Watzmann.

Nun beſteigt man wieder den Kahn, und ehe man die Hälfte des Rückweges erreicht hat, erhebt ſich der Mond ſachte herauf, und vollendet das herrliche Nachtſtück. Um ſich den feierlichen Anblick eines ſolchen Mondaufganges noch einmal zu gewähren, läßt man den Nachen einen Augenblick im Schatten eines hohen Bergrückens ohne Ruder ſchwanken, und erwartet ſo Luna's magiſches Erſcheinen wieder, und das liebliche Spiel der verſilberten Wellen, die an das Ufer ſchlagen, und wie zahlloſe Lampen einer Feſtbeleuchtung glänzend flimmern. Da, mein Freund, ſchweigt das Geſpräch, und der Spiegel unſerer Seele glättet ſich, wie der, den wir befahren. Es iſt ein ſeliges Inſichverſinken, und durch alle Bilderſäle der Erinnerung ſchweifend, erhebt ſich unſer Geiſt unwiderſtehlich zu dem, der über dieſen Sternen waltet, und der uns Empfänglichkeit gegeben, das Schöne (ſeines Seyns leuchtenden Abglanz) zu erfaſſen und zu genieſſen. — —

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und geleitet
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 33.** 1839.

Er liebte und ſang ſein Leben lang.

Novelle

aus dem 16. Jahrhundert von

Alois Büſſel.

(Schluß.)

Vauquelin, der an der Einwilligung der Eltern ſeiner Angebeteten keinen Augenblick zweifelte, übergab nun bis zur Ankunft der Erſteren die Braut dem Schutze der beiden Damen im Hauſe. Amélie durfte dem Chevalier im Grunde nicht zürnen, da ſie ihr eigenes Gewiſſen anklagte, mit dem Advokat Lenoir aus Rache gegen Vauquelin ein Verhältniß angeknüpft zu haben; Clairon, der ſchönen Harfnerin durch Alter und verwandte Vorzüge und Eigenſchaften näher, war es nur ſehr zufrieden, daß ſie durch eine unſchuldige Intrigue, welche Vauquelin im erſten Rauſche ſeiner Leidenſchaft nicht durchſchaut hatte, den Fallſtricken einer verführeriſchen Ueppigkeit entrann, und einem trefflichen Jünglinge binnen kurzer Zeit die Hand reichen konnte.

Die Intereſſen waren im Hauſe Vauquelins nun ziemlich gut ausgeglichen. Es beſchäftigte ihn kein anderer Gedanke, als nur recht bald bei Notre Dame mit Nannette Dupuis die Ringe zu wechſeln, Paris zu verlaſſen, um mit ſeiner jungen Gattin in arkadiſcher Glückſeligkeit ein Schäferleben auf ſeinem maleriſchen Landſitze zu begeben. Er hielt ſchon ſeit geraumer Zeit einen vollkommenen Schäferanzug für ſich bereit, und Bänder und Schleifen durften nicht fehlen. Für ſeine „auserleſene Schäferin,“ worüber Amélie oft ihren witzigen Spott ausgoß, wenn er ihr früher von Arkadien vorgeſchwärmt, oder vorgeſungen hatte, lagen die artigſten Stoffe und niedlichſten Hüte in großen hohen Schränken aufbewahrt. Ritterliche Galanterie, Poeſie, Geſang und Tanz;

eine ſchöne Lebensgefährtin an der Seite, die Harfe, die Mandoline und Liebesſchwärmereien ließen ihn Alles Uebrige im Leben vergeſſen. Abbé Marmier, der viel über ihn vermochte, durfte nicht von ſeiner Seite, bis die Eltern kämen, an welche der treue Varrel einen Brief zu beſtellen beauftragt war. Wenn ihn Marmier neckte, und ſagte: Vauquelin, Du haſt eine Taube, die nur an dein Fenſter flog, um auszuruhen, in einen Käfig geſperrt, Du wirſt ſie dem Eigenthümer zurückſtellen müſſen, gerieth ſein Blut in eine unruhige Bewegung, aber ſogleich langte er nach der Mandoline und ſang voll heitern Muthes:

Tauben, die vorüber fliegen,
Blumen, die am Wege blühen,
Roſen, die für dich erglühen,
Laß nicht flattern und nicht liegen,

Eine Taube kam geflogen,
Und ſie girrte Liebeslieder
In des Ritters Fenſterbogen,
Und er läßt ſie los nicht wieder!

Nannette Dupuis, in deren ſorgſame Pflege ſich inzwiſchen Amélie und Clairon getheilt hatten, erwartete mit Sehnſucht ihre Aeltern, die Varrel in einem Staatswagen ſeines Herrn und Gebieters abzuholen beauftragt war. Vauquelin kam mit Harfe und mit Mandoline zugleich in das Zimmer, wo ſie zwiſchen ihren freundlichen Pflegerinnen ſaß, und mit den köſtlichſten Leckerbiſſen regalirt wurde. Endlich rollte der Wagen heran, als gerade Vauquelin mit der Mandoline ein Lied der ſchönen Harfnerin begleitete. Nannette hatte an der friſchen Lebhaftigkeit Vauquelins, wie an ſeinem vortrefflichen Spiele, ein ungemeines Wohlgefallen. Wir paſſen vortrefflich zuſammen, ſchöne Nannette, ſagte er, wir akkompagniren uns, wie zwei für einander geſchaffene Virtuoſen, und gleichen zwei harmoniſchen Akkorden. Willſt du meine Frau werden? Nannette erröthete, und nickte ein entzückendes Ja.

Madame Dupuis, rief Varrel zur Thüre herein, ſie ſpeit Flammen, gnädiger Herr, retten Sie ſich, eh' ſie ihren Jungen Vulkan losläßt!

Vauquelin wollte nach dem Abbé rufen, er befand ſich in einer fürchterlichen Verlegenheit, und konnte nicht mehr ausweichen. Zum Glücke war noch Freund Marmier im Hauſe, der in ganz Paris wegen Reinheit ſeiner Sitten ſich einer eben ſo großen Achtung würdig machte, als er ſich durch ſeine heitere Laune die allgemeine Liebe erwarb.

Wo iſt meine Tochter, kreiſchte Madame Dupuis herein! Wo iſt ſie?

Hier, Madame, rief ihr Vauquelin mit feſtem, ritterlichen Tone zu, und trat ihr mit freundlicher Verneigung entgegen. Sie iſt in guter Geſellſchaft, wie ihr ſeht; zwei züchtige Damen vom reinſten, beſten Rufe, Harfen und Mandolinen, Geſang und Lieder — und endlich meine Wenigkeit ſelbſt, bilden die Umgebung dieſes reizenden Engels, den meine Aufmerkſamkeit vom Tode rettete! —

Das weiß ich, mein Chevalier, erwiederte ſie, ſchon etwas beſänftigt, während Nannette vom Sopha aufſprang und ihrer Mutter in die Arme flog. Ich bin Ihnen unendlichen Dank ſchuldig für Ihren Edelmuth, allein, Sie wollen Nannette ehelichen, und das kann nicht ſein. Sie ſind Edelmann, Sie ſind reich und begütert, und — entſchuldigen Euer Gnaden, als ein flatterhafter Ritter in ganz Paris bekannt, der heute tauſend Mädchen die Hand verſpricht, und Morgen wieder tauſend Andern, wenn die erſten vergeſſen ſind, die Liebe verſichert.

Ihr ſeid ſehr offenherzig, Madame Dupuis, entgegnete Vauquelin, während Amélie und Clairon das Lachen mit Mühe unterdrückten, und vor geheimer Schadenfreude ſich durch ſchelmiſches Mienenſpiel über den Chevalier luſtig machten. Ihr ſprecht ganz freimüthig, fuhr er fort, wie ich es von einer Franzöſin, und beſonders von einer Pariſerin erwarte. Ihr habt recht, ich flatterte lange, ſeit dem frühen Tode meiner unvergeßlichen Juliette, und konnte mich zu keiner ernſten Wahl entſchließen. Der Menſch wankt und irrt lange, bis er auf einmal, wie von einer zauberiſchen Gewalt gefeſſelt, ſtill ſteht, und ſich auf einem Punkte feſtwurzelt, wie ein Baum, der allen Stürmen Trotz bietet. Ich ſah Eure bewunderungswürdige Tochter, die ich Euch gerettet habe. Ich betrachte ſie als eine Sendung vom Himmel, ſie vereinigt alle Vorzüge, die ich zur Vollendung meines Lebensglückes wünſchte. Sie hat meine Hand! Sie wird Beſitzerin meiner Güter, wir ſingen auf einem Lieblingslandſitze ein heiteres Leben weg; wir wollen ein Schäferleben führen und Ihr könnt uns beſuchen, ſo oft es Euch beliebt. — Nannette, erkläre dich nun vor deiner Mutter! Willſt du Vauquelins Hand annehmen?

Ja, mein Chevalier, antwortete die junge Dupuis, mit einem entſchloſſenen Tone, und barg ihr Antlitz in dem Buſen der ſtaunenden Mutter. Sie reichte Vauquelin die Hand; er drückte einen Kuß auf die weißen, ſammtenen Finger, die mit Meiſterſchaft die bezaubernden Akkorde den Saiten ſo oft entlockten.

Aber — aber, mein gnädiger Herr, nahm die Mutter wieder das Wort, Nannette zählt ſeit wenigen Tagen achtzehn Jahre, und Sie binnen einem Jahre dieſe Zahl umgekehrt. Dieſe Jugend — — bedenken Sie! Madame, entgegnete Vauquelin, wer hat Ihnen das Taufbuch aufgeſchlagen? Sie ließen ſich täuſchen! — — Betrachtet mich, und geſtehet offen, ob Ihr die Spur der vermeintlichen Jahre an mir findet. Ein Vauquelin altert nie! — Geſang und Frohſinn erhielten mir die Kraft und die Friſche der Jugend! Keine Runzel und kein bleiches Haar, gelenke Glieder und raſcher Gang! was verlanget Ihr noch für den Bräutigam Eurer Tochter? Eure Nannette ſchlug ein! Ihr gründet Euer eigenes Glück und bereitet Euch ſorgenloſe Tage. Madame Dupuis willigte endlich ein und ihr Gemahl beſtätigte endlich ihre Zuſtimmung. Nannette ward die feierlich erklärte Braut Vauquelins und nach fünf Tagen fand die Trauung in der Kirche von Notre Dame ſtatt. Der köſtlichſte Brautſchmuck, ſchon längſt in den Schränken aufbewahrt, lag vor den ſtaunenden Blicken der jungen Braut, die mit dem Bräutigam im Kreiſe vertrauter Freunde Geſang und Harfenſpiel wechſelte. Marmier drückte dem glücklichen Vauquelin ſeine Freude aus über die ungehoffte Wendung der Dinge, und nahm die Einladung zum Hochzeitfeſte an.

Habe ich mit Dir geſcherzt, ſagte er, ſo will ich auch in der ernſten Stunde Deiner Bekehrung, am Tage des Wendepunktes Deines Lebens Theil nehmen.

Amélie feierte am nämlichen Tage mit Vauquelin ihr Trauungsfeſt, und Clairon, die nach einem halben Jahre ſich mit Antoine Coulaire verband, kehrte in ihr väterliches Haus, von Vauquelin glänzend beſchenkt, zurück. Der alte, treue Barrol zog mit ſeinem Gebieter auf das nahe gelegene Landgut.

Zwei Jahre verfloſſen dem glücklichen

Vauquelin an der Seite der liebenswürdigen Gattin. Beide trugen fortwährend die Schäferkleidung, denn Vauquelin wollte nun einmal ſeine arkadiſche Idealwelt durch ein heiteres, ſorgenfreies Schäferleben realiſiren, und durchwanderte, den Hirtenſtab in der Hand, den leichten, mit Blumen und Bändern geſchmückten Hut auf dem Kopfe, Fluren und Haine, Wälder und Steige, Triſten und Auen ſeiner weitläufigen Beſitzung vom Morgen bis zum Abend mit ſeiner holden Schäferin, die ſich gerne dieſer angenehmen Lebensweiſe bequemte. Sie verſchönte ihm jeden Tag durch ihren hinreißenden Geſang und ihr meiſterhaftes Harfenſpiel, das der alte Varrol überall nachſchleppen mußte.

Vauquelin, der zur allgemeinen Bewunderung eine ſeltene Lebenskräftigkeit, eine erſtaunungswürdige Geiſtes-Regſamkeit und ein immer aufloderndes Jugendfeuer bewahrt hatte, fühlte auf einmal, wie ſeine Kraft ſchnell zuſammenbrach. Seine bekümmerte Gattin durfte nicht von ſeiner Seite, als er ſich legen mußte. Sie pflegte ihn mit der unermüdlichſten Zärtlichkeit, und verſcheuchte ihm mehrere Tage jede trübe Wolke durch eine Auswahl ſinniger Lieder. Er lag in einem der Zimmer, welchem ſich die ganze reizende Gegend ausbreitete. Endlich nahte der finſtere Tag der Trennung. Vauquelin fühlte das Herannahen des Todes, vor welchem er nie gebangt habe. Er war, ohngeachtet ſeines Flatterſinns und ſeines überſchäumenden Lebens-Uebermuthes ein frommer Chriſt und hatte täglich der Meſſe beigewohnt.

Am Feſttage der Trauung, den er feierlich und glänzend beging, ſchwebte der Todesengel über ſeinem Haupte. Es war gerade zwölf Uhr Mittags. Nannette, rief er, mit einer Stimme, deren Kraft auf das nahe Lebens-Ende keineswegs ſchließen ließ, ſpiele mir meine Lieblings-Sarabande, und drückte ihr voll Innigkeit die Hand. Sie griff ſchnell nach der Harfe, die nie mehr von ihrer Seite kam, präludirte und ſang:

Ueber Thäler, über Hügel
Seliges Schwingen und Schweben —
Ausgeſpannt der Freude Flügel
In der Frühe goldnem Weben!

Lacht herein die Morgenröthe,
Mahnt ſie den Schäfer zum Reigen,
Und es weckt der Klang der Flöte
Die Geliebte aus nächtlichem Schweigen.

Winkt die Nacht und Sterne ziehen
Jubelnd herauf am dunkelnden Bogen,
Magſt in's Reich der Träume fliehen
Vom duftenden Hauch der Hoffnung umflogen!

Liebchen, ſtille, ſtille,
Wecke mir den Schäfer nicht!
Schläft er in weicher Hülle,
Weil der Holde nimmer ſpricht? —

Die Sarabande, die ſie voll zärtlicher Rührung ſpielte, war aus — aber auch der heitere, der glückliche Vauquelin hatte ausgeathmet, als die letzte Zeile der Saiten erklang: „Weil der Holde nimmer ſpricht!“ Sonſt ſeines begeiſterten Beifalls ſich erfreuend, erwiederte kein „Bravo“ ihr meiſterhaftes Spiel mehr. Er war unter den melodiſchen Akkorden der geliebten Gattin eingeſchlummert. Sie legte die Harfe ſchweigend zur Seite, neigte ſich unter einem Strome glühender Thränen über den Gatten, den ſie nicht nur achtete, ſondern mit der aufrichtigſten Ergebenheit liebte, als wollte ſie den entflohenen Lebenshauch zurückbeſchwören! —

Varrol, den dieſe plötzliche Stille beunruhigte, trat herein. Er weinte, als er aus den ſtummen Zeichen, aus den Thränen der Frau von Vauquelin erkannte, daß ſein Gebieter nicht mehr ſei. Die Trauerglocke verkündete im Schloße ſeinen Tod, als gerade Amélie und Clairon mit ihren Gatten auf Beſuch kamen.

* * *

Skizzen aus dem Künſtlerleben.

Von Johanna von X.

(Fortſetzung.)

III. Kunſt und Zartgefühl.

„Aber, Väterchen, mit der morgenden Abreiſe kann es dein Ernſt nicht ſeyn," ſchmeichelt dem alten Freiherrn die ſanfte, junge Frau, „du haſt ja den ganzen Winter bei uns bleiben wollen." „Mordelement!" poltert der Alte, „war das geſtern eine Geſellſchaft! und das ſoll ich den ganzen Winter durch aushalten? Hat auch nur Einer ein vernünftiges Wort geſprochen? Nein! Muſizirt haben ſie, daß man toll hätte werden können!" — „Aber, Väterchen!" — „Was aber! ich liebe auch die Muſik, aber wo ſie hingehört. Nemlich in der Kirche und auf der Jagd, ſonſt nicht!" — „Lieber Vater, morgen gehen wir auf den Anſtand," bemerkt jetzt der Schwiegerſohn, — „da dürfen Sie nicht fehlen; und nächſte Woche iſt ein großes Treiben, nichts als Damm- und Hochwild. Das Vergnügen werden Sie doch noch mitmachen?" — „Ah!" erwiedert beſänftigt der Alte, „das läßt ſich hören, das klingt vernünftig!"" — „Nun bleibſt du doch?" lächelt die zarte blonde Frau. „Ja, ſo lang ihr mich mit eurem muſikaliſchen Treiben verſchont! Aber Kinder, ſagt mir ernſtlich, wie könnt ihr den langweilig albernen Spektakel aushalten und mitmachen? Die Frauen, — ja, denen muß man ſchon eine Thorheit nachſehen, aber ein ſo tüchtiger Jäger, wie Sie, lieber Sohn, ſollte außer einer hellen Fanfare und einem muntern Jagdlied, keinen Geſchmack an dem Weiberkram finden!" — „Lieber Bruder," lachte Sophie, die Schweſter des jungen Barons, „nun wirf deine Kompoſitionen ins Feuer, oder mache Patronhülſen und Pfropfe daraus!" — „Was? Sie ſchreiben ſogar ſolchen Plunder?" platzt ärgerlich der Alte heraus. „Pfui, ſchämen Sie ſich!" — „Väterchen, laß Dir doch ſeine Gewehre zeigen, die werden Dir ſehr gefallen; das ſchönſte davon hat er Dir zum Geſchenke beſtimmt," flüſtert die Tochter ihm zu, und augenblicklich iſt ſein Zorn verflüchtigt. Er geht mit dem etwas verſtimmten Schwiegerſohne zur Gewehrſchau, die ſo befriedigend ausfällt, daß er ſogar in eine verſöhnlichere Stimmung über Muſik zu bringen wäre, wollte man den Verſuch unternehmen. — Noch prüft der Alte mit Kenneraugen die ihm geſchenkte ſchöne Jagdflinte von Le Page, die einſt Napoleon gehörte, als ein Maler gemeldet wird, der das fertige Bild bringe. Der Papa ſieht etwas ſcheel darein, doch als er einen Blick auf das Gemälde wirft, klären ſich ſeine Züge auf, und mit einem „Donnerwetter! Das iſt ein Prachtthier! Herr, das will ich kaufen!" tritt er zum Maler, in deſſen Geſicht der Kummer ſo heimiſch geworden, wie die Heirathsgedanken in dem Kopfe eines ſiebzehnjährigen Mädchens. „Nennen Sie mir den Preis für den Hund!" fährt er fort; und als der Maler die äußerſt mäßige Summe nennt, ſieht er ihm einige Sekunden prüfend in das ſorgenvolle Geſicht, und ſagt dann kopfſchüttelnd: „Herr, das iſt Nichts."

Der Maler kämpft ſichtlich mit ſich ſelbſt, nach kurzer Pauſe fragt er gepreßt den alten Baron nach dem Preiſe, den er zu geben geſonnen. „Das Doppelte! Sehen Sie, ich verſtehe etwas von Hunden, als ein tüchtiger Waidmann, und ich würde das Vierfache bezahlen, könnten Sie mir den lebendigen Hund zugleich mit verkaufen!" — „Lieber Vater, das ſoll geſchehen!" fällt raſch der junge Baron ein. — „Mein Herr," wendet er ſich zum Maler, „erlauben Sie mir, Ihnen das Thier anzubieten, unter der Bedingung, daß Sie mir dafür eine verkleinerte Kopie dieſes Bildes malen." — Der überraſchte Künſtler will ſprechen, doch das Wort verſagt ihm; aber in ſeinen Augen glänzt ein Dank, heißer und wahrer, als er je von menſchlicher Lippe gefloſſen. — „Lieber Sohn, ich gebe den Handel ein;" ſagt freundlich der alte Freiherr — „und nehme auch noch einen ſolchen Abend, wie den geſtrigen, dafür in den Kauf."

◆

Berchtesgaden und Hohenſchwangau.

(Eine Correſpondenz.)

(Fortſetzung.)

Stelle nun gegenüber dieſer Nachtlandſchaft das heitre Sonnenthal von Salzburg mit ſeinen warmen Fluren; vergiß aber den freundlichſten Sitz in demſelben, mein liebes Aigen, die kleine Kirche; das Schloß, die ſanft anſteigende Höhe mit dem Springquell, die Dahlien-Büſche, kurz das Gemüthanſprechende des erſten Eintrittes nicht. Welche Ausſicht — beſonders in die Berge hinein — von der Kanzel aus, wenn die Sonne hinter dem hohen Stauffa niedergeht!

Gern gedenk' ich der kleinen frugalen Male im Freien, die wir hier, in dieſem Parke, auf der Terraſſe des Gaſthauſes, in zwangloſer Convivialität einnahmen. Zwei jener Theilnehmer ſind leider ſchon für immer ausgeſchieden. Doch, indem ich dieſes ſchreibe, drängt ſich meinem Gedächtniße eine mir theure, in das Gebiet des Seltſamen hinüberſpielende, Begebenheit auf, die ich dir noch erzählen will. Ich fuhr einſt an einem wunderſchönen Sonntage von Berchtesgaden gegen Salzburg; zwar allein, aber in der zufriedenſten Stimmung von der Welt. Nun hat ſchon Rouſſeau bemerkt, daß in ähnlichen Lagen die Seele in ihrer freiſten Thätigkeit zu wirken pflegt, und ſich die Gedanken, wie von ſelbſt, zu einem veredelten Gebilde aneinander ſchließen; er beklagt aber auch zugleich, daß ſich das Empfundene auf dem Wege durch die Hand nie mehr vollſtändig reproduciren laſſe. Vielleicht gelingt es dereinſt noch einem größeren Daguerre, einen derlei Gedanken-Fixirungs-Apparat — verſteht ſich jedoch, wirkſam nur auf uns ſelbſt — zu erfinden. . . . So malte ich mir nun die Wonne aus, wenn ich zufälligerweiſe in Salzburg meinen Bruder im Gaſthofe, oder auf der Straſſe begegnete, (den ich zwar auf Beſuch erwartete) und wie ich ihn dann ſcherzhaft anſprechen würde. Ganz gegen meine Gewohnheit trat ich an jenem Tage nach Tiſche zum erſtenmal in das große Kaffeehaus auf dem Marktplatze ein, um meine Taſſe zu trinken. Es war leer (der Tag zu ſchön) und nur an einem Tiſche ſaß ein Mann mit dem Journale in der Hand. Ich betrachtete ihn aufmerkſam — näherte mich demſelben — er bemerkte es nicht — und mit denſelben Worten, die ich früher gedacht, erwecke ich den freudig Ueberraſchten aus ſeiner Vertiefung — es war mein Bruder!....

Empfange ſtatt einer Alpenblume freundlich dieſe Blätter, die ich auf die Ara nachſichtsvoller Freundſchaft hier niederlege; lebewohl und liebe mich.

H. F.

Hohenſchwangau am 3. Sept. 1839.

Theurer Freund! Als ich deinen Brief empfing, war eben der letzte Strahl der Abenddämmerung hinter dem Felſengebirge verſchwunden. Einſam im ſelbſtgeführten Kahne, der ſeiner kleinen Dimenſion nach einem indianiſchen Boote gleichen konnte, war ich eine Stunde auf dem von rothem Licht erhellten Alpſee umhergeſchaukelt, und mit meiner Flöte, deren Ton du ſo lange ſchon nicht mehr vernommen, rief ich das vielſtimmige Ufergebirge wach, den Hall an den Wänden des hohen, kahlen Säulings und jenen an dem platten Vorſprunge des reichbewaldeten Schwarzenbergs. Feierlich ragten die übrigen Berge, die bereits auf Tyrolerboden ſtehen, in das Spiegelbild des Sees herein, der Heilerſchrofen, der Schlückenberg und Hundsrücken, gegen das Vaterland hin aber ſtand die Burg, in die ich ſo eben zurückgekehrt. Welche Freude gaben mir die Zeilen deiner lieben Hand, und ich blieb mit deinen auch mir wohlbekannten Bildern aus Berchtesgaden bis in die ſpäte Nacht hinein im Geiſte beſchäftigt. Sah ich nicht dort einſt Emilien und ſammelte die Blätter aus dem Leben eines Dichters? Sie iſt dahin; doch ich ſtehe, wie im verwichenen Jahre, an dem langen ſchönen Gebirgswalle meine Wacht, die für dießmal hieher verlegt iſt, und freundlich will ich, von deinem Zuruf getrieben, ihn erwiedern.

Hohenſchwangau iſt ein Loſungswort für gemüthvolle Reiſende geworden. Mit dem Reize der Natur hat ſich eine Burg kunſtvoller Alterthümlichkeit vermählt, und der Umkreis weniger Stunden macht den Rahmen vielfacher Bilder. Berchtesgaden mag eine mildere Sonne, ſchönere Triften haben, idylliſcher mag das Leben auf ſeinen hohen Sennhütten ſeyn. Die noriſchen Alpen übertreffen an Höhe die Juliſchen; kein Watzmann zeigt uns hier ſeinen kraterähnlichen ſchneebedeckten Gipfel. Du lobſt den St. Bartholomäusſee; aber er iſt der einzige in Berchtesgadens Umgebung. Hier, von der Terraſſe des Schloſſes aus, erblicke ich drei blinkende Spiegelgewäſſer, und der Lech, der bei der nahen Stadt Füſſen in eine Felſenklamm ſchäumend hinunterſtürzt, ſchlängelt ſich mäandriſch durch die Ebene. Zwei andere Seen liegen in bewaldeten Bergkeſſeln verborgen, und wenn auch alle dem Königsſee an Ausdehnung weit nachſtehen, ſo hat doch der Alpſee allein, der zu den Füſſen der Burg ruht, faſt zwei Stunden im Umkreis. Süßer Schatten umfängt uns hier; wir ſchreiten aus dem ritterlichen Hauſe ſogleich entweder in den Garten, oder in den Frieden des dichteſten Laubwerks, das ſelten einen Seitenblick zuläßt auf die zackigen Formen des Gebirges. Von den vier alten Burgen, welche die Gegend zwiſchen dem Schwan- und Alpſee zierten, liegen drei, Vorder- und Hinterſchwangau und Frauenſtein in Ruinen, ja, dieſes iſt bis auf die letzte Spur zerſtört. Die vierte, Hohenſchwangau zum Schwanſtein, iſt in alterthümlicher Pracht wiederhergeſtellt. Sie war das mittlere jener Schlöſſer, und auf einem pittoresken Marmorfelſen erbaut, beherrſchte es, mit manchen Feſtungswerken umgeben, die Ebene vor ſich, wie den ſchmalen Eingang in das hochgethürmte Gebirge. Aber nicht in dieſem ernſten verſchloſſenen Charakter; in heiterer Anmuth, als ein ſtilles Heiligthum mittelalterlicher Romantik, hat ſich Hohenſchwangau aus dem Schutte wieder erhoben. Die Felſen ſind zugänglicher gemacht; liebliche Pfade ſind und werden immer mehr durch die Bergwälder und den ſchönen See entlang geöffnet; in leichter Form erhebt ſich das unbewehrte Schloß mit hohen Zinnen zwiſchen den ſchönſten Blumen des Frühlings. Die Terraſſe des Gartens, wo ſonſt eine kahle Baſtion war, ziert eine Reihe von Silberpappeln, ein Schmuck von Geſträuchen und ein Kranz von Dahlien, Malven und Aglajen; Orangenbäume und Roſenhecken duften bei dem plätſchernden Hochfalle des der Alhambra in der Zeichnung entlehnten herrlichen Löwenbrunnens, der ein bedeutungsloſes verfallenes Verließ bedeckt. Eine Schaar von Schwänen hat den Alpſee bezogen, und erinnert an jene Vergangenheit, wo die wilde fabelhafte Heerde dieſer Vögel dem reizvollen Schwangau den Namen gab. Im Schwanenteiche rudern auch zwei ſchwarze Schwäne, ſtolz und ſtill unter dem Geſchrei lärmender aſtrachaniſcher Gänſe. In einem kleinen Park am Teiche wird gezähmtes Wild gehegt, und es lieben die Adler und Reiher über dieſen Räumen zu ſchweben. Nichts fehlt zur Weihe dieſer romantiſchen Stätte. Eine erhabene Natur, die gegen Norden eine durch Dörfer und grünende Hecken vielfach getheilte, vom Lechſtrom begrenzte Fläche gebildet, der Landſchaft nach den übrigen Weltgegenden hin aber den tiefgefühlten Stempel goldener Waldeinſamkeit aufgedrückt; — eine erhabene Geſchichte, welche bis über das zwölfte Jahrhundert hinaufreicht, und worin neben dem altritterlichen Geſchlechte der Schwangauer ſich drei Dynaſtieen, Wolſen, Hohenſtaufen und Schyren verknüpfen: — die ſeelenvollſte Poeſie des Herzens, die mit Minne und Geſang uns aus den in der Maneſſiſchen Sammlung bewahrten Liedern Hiltbolds von Schwangau anſpricht — wie ſollte hier ein edler Sinn aus unſrer Zeit nicht die Vergangenheit feiern? Alle Vorbedingungen waren gegeben, um ein Schloß in ſelbſtſtändiger Schöpfung hervorzurufen, wie es hier als Eigenthum und nach den urſprünglichen Ideen unſeres Kronprinzen entſtanden iſt. Schon trägt Hohenſchwangau's Ruf hinaus über den deutſchen Boden, und immer ſichtbarer wird die ſich verbreitende Macht des Deutſchland innigſt verwandten gothiſchen Bauſtyls ſein. Laß uns eintreten unter dem zierlich gemeißelten Portale, über die breite, mit Vaſen geſchmückte Steintreppe, neben welcher ſich zu des Hauſes Zinnen Epheu emporrankt. Ein holder Gruß in einer Inſchrift empfängt uns. Wir ſind in der Waffenhalle. Aeolsharfen tönen dem Wanderer entgegen, als riefen ſie, die Weheklage der Natur, nach vergangenen Zeiten. Der bunte Schmelz der Glasfenſter wirft ſonnenhellen Schatten, und wetteifert in den Farbentönen mit den Gemälden, womit alle innern Wände des erſten und zweiten Stockwerkes, herrlich und reich, voll kräftiger Compoſition, geſchmückt ſind. Sage und Geſchichte, Heldenbuch und Götterlehre haben hiezu den Stoff geliefert; Ritter- und Frauenliebe: auf den altdeutſchen Burgen ſpiegelt ſeinen, ſchnell, wie die Blumen, vergänglichen Lenz darin ab. Inſchriften erklären

„Dieſe Bilder einer ſchönern Zeit,
„Der minneſeligen Vergangenheit."

Gleichwie in den bewunderten Bauwerken der erlauchten italieniſchen Geſchlechter, findet ſich das Emblem des Hauſes, der Schwan, allenthalben neben Bayerns gekröntem Löwen friedlich angebracht, das Starke mit dem Zarten vermählend. Es thront im einfachen Wappen unter den goldenen Sternen der beſonders ſchöngeſchnitzten Decke; es ſpricht aus der maleriſch dargeſtellten ſinnvollen Sage vom Schwanritter; es leitet den Springquell im blumenreichen Gebüſche; ein mit der Königskrone bedecktes Neſt ſchließt den Zierrath an der Burg Eingang. Vor allem aber wird ein koloſſaler Schwan, die Flügel im Winde ausgebreitet, ſilbern herabglänzen von dem Firſte des Schloſſes, die blau und weiße wehende Fahne haltend. Man muß hier länger geweilt haben, um alle Schönheiten zu faſſen und zu fühlen. Im Gebirge feiert die Natur ſo ergötzlich jeden Uebergang vom Abend zur Dämmerung und von dieſer zur Nacht. Auch hier hat mich oft die heilige Mondnacht beſeligt. Wenn das volle Licht Selenens leuchtet, dann ſcheinen ſich hier alle Träume der Vorzeit zu beleben, und Mährchen, wie von Fee Swanhilda, vom geraubten Schleier, von der Nymphe des Brunnens, verkörpern ſich. Nur edle Begeiſterung konnte eine ſolche Schöpfung in ſich aufnehmen; ſie iſt in dieſer lyriſchen Natur auch architektoniſche Lyrik, ein Marmordenkmal deutſcher ritterlicher Poeſie. Hieher wird der deutſche Dichter gerne wandeln; Natur und Geſchichte begeiſtern ſein Auge. Kaiſer lebten und ſtarben hier und in der nächſten Umgegend des Ortes. Lothar von Sachſen, vom Römerzuge heimkehrend, übergab in armſeligſter Hütte zu Breitenwang ſeine irdiſche Krone an Heinrich den Stolzen; Kaiſer Ludwig, der Bayer, oblag der Jagd hier, und in Füſſen hielt „der letzte Ritter", Kaiſer Maximilian, mit dem Abte Gayler von Kaiſersberg Gewiſſensrath; Eliſabeth von Bayern beweinte auf dem Schwanſtein den ſchmerzenreichen Conradin, der hier von ihr Abſchied nahm; Herzog Albrecht genoß hier manche Woche ländlicher Ruhe. — O wärſt du hier, theurer Freund! daß ich mit dir dieſe Seenlandſchaft, dieſes ſcharfabgeriſſene Gebirge, dieſe dunklen Tannenwälder, jene lichteren Buchenhaine durchwandern könnte! Hinter dem Säuling ſtürzt in eine wilde Schlucht der toſende Pöllatbach in hundert Fuß hohem Waſſerfall herab; jene Burgruinen von Hohenfreiberg und Eiſenberg, von Falkenſtein und Vilseck, die Ehrenbergerklauſe, das herrliche Dorf Reutte, in deſſen Nähe der Plan- und der Heiterwangerſee, würd' ich dir zeigen. Dann ſage mir, ob deiner entzückten Seele „das Sonnenthal von Salzburg" mehr lächelt, oder ob ſie nicht lieber wohnte in dieſer holden, dichteriſchen Abgeſchiedenheit? — Amare perge, lebe wohl! dein treuer

K. F.

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Herausgegeben und verlegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 34.** 1839.

Des Kaiſers Bildniſs.*)

Ein Marmorbild will ich euch zeigen,
Geformet nicht durch Menſchenhand,
Ein Rieſenhaupt auf Bergesthrone,
Gebildet von der Felſen Wand.

Kommt her, ihr Bildner aller Orte,
Zu ſchauen des Kaiſers Monument,
Das ihm Natur in Fels gemeißelt,
Kommt her, auf daß ihr's kennt!

Ein ewig Denkmal ſollt ihr ſehen,
Von ſeltner Art ein Marmorgrab,
Das Bildniß eines edlen Kaiſers,
Wie's noch auf Erden keines gab!

Es blicket aus azurnem Weltring, —
Ein ſinnendes Antlitz ew'ger Zeit,
Der Wandrer ſieht's aus weiter Ferne,
Wo Berg an Berg ſich reiht.

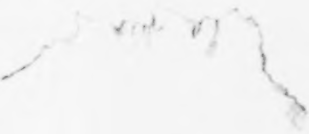
---

*) D. [illegible] vom Untersberg bei Salzburg.

Zur Erde will es nimmer ſcheiden. —
Der Erdentand iſt abgethan,
Ein Held im Bergesſchoße ruhend,
Der ſieht nur auf zur Sternenbahn!

Empor nur in des Himmels Räumen,
Zur ew'gen Sonne Licht empor,
Und harret unverwandten Blickes,
Daſs aufthu' ſich des Himmels Thor.

Dann erſt zerfällt das Bild in Stücke,
Wenn Alles wieder aufersteht;
Und aus dem alten Bergesſarge
Erhebet ſich die Majeſtät.



J. Pöck.

◆

Salon-Geſtalten.

Eine Amerikanerin in X.

Auch von jener Seite des Ozeans fangen jetzt die Touriſten an, das feſte Land von Europa heimzuſuchen und an der uralten Civiliſation deſſelben ihren transatlantiſchen Enthuſiasmus zu üben.

Eine neue Gallerie von fremden Originalen bietet daher unſerer Beobachtung ſich dar, durch deren Erſcheinung nicht nur die Einförmigkeit des europäiſchen Salonlebens, ſondern auch das Uebergewicht des britiſchen Elements in demſelben um ſo wohlthätiger modifizirt wird, als wir an letzterem unſre Fremdenmanie nunmehr zur Genüge geſättigt haben.

Die engliſchen Reiſenden ſind zu lange ſchon, zu mannichfach, und zu zahlreich in unſern Kreiſen erſchienen, als daß ihnen noch etwas Anderes, als die gewöhnliche

Aufmerkſamkeit der Urbanität zu Theil werden konnte. Der Nimbus, welcher ſonſt ſie umgab, iſt verſchwunden, ſie ſind veraltet und aus der Mode gekommen. Niemand reißt ſich mehr um ſie, Niemand denkt mehr daran, ſie als Schauſtücke und geſellige Novitäten zu produziren, ja ihr Credit an der Fremdenbörſe iſt um ſo tiefer herabgeſunken, je mehr durch die Einrichtung der Dampf- und Eiſenbahnfahrten das in Deutſchland ſo bedeutſame Wort: „Es iſt nicht weit her!“ auch auf ſie kann angewendet werden. Man denke nur an das erſtaunliche Aufſehen, welches vor zwanzig Jahren durch einen reiſenden Stock-Mäkler oder Baumwollfabrikanten aus der City von London mit ſeiner Frau und drei oder vier Töchtern noch hervorgebracht wurde! Man lief ihnen auf der Straße nach, bewunderte die Indifferenz in der Miene des Herrn und die kleinen Strohhüte, ſo wie die Sammetſpenzer der Damen, athmete mit Luſt die Steinkohlen-Atmoſphäre, wovon ſie und ihre Habſeligkeiten durchdrungen waren und konnte des Staunens, Bewunderns und Riechens der fremden Lordſchaften nicht ſatt werden.

Dies Alles iſt nun vorbei, ganz anders geworden. Mit gleichgültigen Augen betrachtet man dieſe engliſchen Zugvögel, deren Schwarm alljährlich hin und wieder wogt, und kein noch ſo neugieriges Stubenmädchen würde ſich's einen Schritt mehr koſten laſſen, um einen derſelben in der Nähe zu ſehen. Darum iſt es ein Glück für uns und namentlich für alle Feſtgeber und Salon-Menſchen, daß Amerika mit neuen Muſtern ſeiner Race Bevölkerung uns aus der Noth hilft, wobei nur zu bedauern, daß ſolche ſich an Sprache, Geſtalt, Geſichtsbildung und äußerer Manier von ihren Vorgängern nur wenig zu unterſcheiden pflegen, die romantiſche, oder pittoreske Ausbeute alſo erſt durch nähere Betrachtung gewonnen werden kann.

Solches war denn auch mit Miſtreß J. einer ſtattlichen Wittwe aus Boſton der Fall, welche vor Kurzem die hieſigen Salons mit ihrer Gegenwart beglückte. Geſtern erſchien ſie, nach neueſter Mode in Weiß gekleidet, mit Marabuts und einem weißen Schmuck von Lavaſtücken um Haupt und Bruſt, — den Einige für Gyps halten wollten, — ſo daß ſie von einer phantaſtiſchen Engländerin nur wenig zu unterſcheiden war. Erſt als ſie in einer Françaiſe mitzutanzen begann, konnte man zu zweifeln anfangen, daß ſie eine Anwohnerin des Kanals, eine Nachbarin Frankreichs ſei, weil ihre Tanzkunſt von der franzöſiſchen zu entfernt ſchien, um eine ſolche Nähe des Wohnplatzes vorauszuſetzen. Es war vielmehr etwas ſo Urſprüngliches, Selbſtzufriedenes, Kindliches in dieſem Tanz, daß man an die freien Bewohner der Wildniß, an Natchez und Irokeſen, unwillkührlich erinnert wurde, wie ſie, mit Federn und Glasperlen geſchmückt, in gewagten Sprüngen und Wendungen ihr Wohlgefallen an der eignen Kunſt und Erſcheinung kund geben. Das Weib, in ſeiner eigenſten Geſtalt und Weſenheit, mit dem Typus der einzigen und wahren Erbſünde des Geſchlechtes, — der Eitelkeit, bezeichnet, die unbefangen, unverhüllt, den Lehren der Gouvernante Hohn ſprechend hervortrat, zeigte ſich hier; der ganze Salon lächelte oder lachte, und die gute Amerikanerin hatte, in ihrem unbewußten Selbſtkultus, keine Ahnung davon, daß ſie der Gegenſtand der allgemeinen Heiterkeit ſei, die ſie vielleicht gar dem Cultus der Andern zuſchreiben mochte, welchen ſie hervorzurufen gewiß ſchien. Auch täuſchte ſie ſich hierin vielleicht nicht ſo ganz, da die Nachricht im Saal ſich verbreitete, daß ſie die Beſitzerin von — drei Millionen ſei, was denn den Mienen einiger Lieutenants und Aſſeſſoren nicht bloß mehr Ernſt, ſondern auch einen Zug von Nachdenken mittheilte, worin dem Beobachter eine Annäherung an die transatlantiſche Nationalität, eine gewiſſe irokeſiſche Beuteluſt, unmöglich entgehen konnte.

Was uns ſelbſt betrifft, die wir, aus gewiſſen Gründen, ſolchem Nachdenken nicht Raum geben durften, ſo gefiel die Amerikanerin uns, — nicht der Millionen, ſondern gerade deswegen, weshalb ſie von den Andern nur belächelt wurden, wegen ihres natürlichen Gefalltriebes; noch mehr aber gefiel ſie uns, als wir, in ein Geſpräch mit ihr eingehend, ſie den Eindruck ſchildern hörten, welchen der Anblick des europäiſchen Continents, ſeiner Städte, Kirchen, Burgen, Ruinen, ſeiner uralten, lebendurchdrungenen Kunſt und Civiliſation, kurz ſeiner Vorzeit bei ihr hervorgebracht habe. In dem erſten Gothiſchen Tempel, den ſie betreten, — zu Rouen glauben wir, — ſei ſie mit ihrer ganzen Begleitung in Weinen ausgebrochen und von dem Gefühl übermannt worden, daß dieſe Steine Athem hätten, — redeten, wie menſchliche Stimmen ihren Urſprung erzählten. Erſt in Italien, fügte ſie hinzu, ſei die Empfindung für bildende Kunſt ihr geweckt worden, da ſie an den Abgüſſen der antiken Meiſterwerke und dem Bilder-Copien-Schatz, welche in ihrer Heimath mit ungeheuern Koſten angehäuft werden, ſtets wie an Gyps und Leinwand theilnahmlos vorübergegangen ſey. Und ſo ergoß ſie ſich mit warmer Begeiſterung über Alles, was ihr bei uns ſo neu und überraſchend entgegenkomme, ja über die Aufnahme ſelbſt, die ihr in der Geſellſchaft begegne, daher ſie denn nur mit Schmerz an die Zeit denken könne, wo ſie, über das Meer, in ihr neugebackenes Vaterland zurück müſſe. Arme Seele! Du weißt ja nicht, wieviel Rauch, Schein und Täuſchung auch hier dich umgiebt, du weißt nicht, daß man unter den lebhafteſten Höflichkeits-Demonſtrationen dich auslachte, du weißt nicht, daß bei jedem wohlwollenden Empfange deine Millionen betheiligt ſind, du weißt nicht, daß die europäiſche große Welt zwar Gedankendürre, Selbſtſucht und Herzenskälte verzeiht, nicht aber, daß man abentheuerlich tanze, oder für irgend ein Ding wahrhaft begeiſtert ſey. Doch nimm du die Täuſchung nur mit hinüber, und wolle der Himmel, daß nicht durch einen rohen Griff in die Saiten deiner warmen Bruſt ſie noch vor dem Abſchiede von unſerm Welttheil dir zerſtört werde, damit dein Enthuſiasmus recht vielen anderen Yankees als Wegweiſer dienen und, — da der Vaterlandsliebe dies zu wünſchen erlaubt iſt, — auch unſerem armen Deutſchland von ihren Millionen ſein Theil zufallen möge!

Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller. *)

V. Alfred de Vigny.

Man kennt nicht viele Werke von dieſem Schriftſteller, jedoch tragen die wenigen Zeichen ſeiner Thätigkeit das Gepräge eines ſeltenen Talentes, welches ſich vielleicht in andern Zeiten beſſer entwickelt haben würde.

---

*) Siehe die früheren Artikel in Nr. 20, 21, 23 und 28. D. R.

V. ließ ſich ſeit 1830 zu ſehr von dem herrſchenden Geiſte der Litteratur hinreißen, er iſt ſichtbar von dem ungünſtigen Einfluße der Mode befangen. Haſchen nach Effekt, Skepticismus, affektirte Originalität verdunkeln die edleren Eigenſchaften, welche, wie glänzende Punkte, aus ſeinen Schriften hervorleuchten. Die bekannteſte von ihnen iſt ein hiſtoriſcher Roman „Cinq Mars.“ Hier hat er die traurige Epoche der Regierung Ludwigs XIII. mit Meiſterhand geſchildert, und verräth durch jenes Werk, welches wohl mehr als eine nur vorübergehende Anerkennung finden wird, einen entſchiedenen Beruf für dieſe Gattung. Mit „Stello“ betrat V. eine neue Bahn, es iſt dies Buch mehr philoſophiſch humoriſtiſchen Inhalts, und große einzelne Schönheiten ſind darin nicht zu verkennen. Außer vielen zerſtreut liegenden Aufſätzen, Gedichten und Erzählungen hat ſich V. auch im Drama verſucht, doch ſcheint mir ſein „Chatterton“ gerade keine glückliche Löſung dieſer Aufgabe.

VI. George Sand.

Ein räthſelhaftes Schriftſtellerweſen, welches mit weiblicher Hand eine männliche Feder, mit dem Frauenrock einen männlichen Namen führt, eine litterariſche Zwittererſcheinung, welche Kraft mit Milde, glühende Phantaſie mit Zartheit vereinigt. So trat G. S. auf, und ihre erſten Romane erregten ſoviel Aufſehen, daß ihr verborgenes, ſchriftſtelleriſches Inkognito wohl nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte. Demungeachtet fuhr Madame Dudevant fort, Bände auf Bände zu häufen und ſchnell erhob ſie ſich über das ganze Heer der männlichen Mitbewerber um den Ruhm in der Modelitteratur. Ich habe eine ganze lange Liſte von Werken G. Sands vor mir, und wenn ich geſtehe, daß ich ſie nicht alle geleſen, mir hiezu auch der Muth fehlen würde, ſo muß ich doch bekennen, daß jenes Dutzend, welches mir bekannt iſt, ein außerordentliches Talent verräth. Ausgezeichnet vor allem iſt der Styl. Meiſtens gelungen erſcheint die Anlage des Romans, ſo wie die Zeichnung der Perſonen, die Entwicklung und Durchführung der Fabel, nicht minder der Situationen, mit Geſchick behandelt iſt und vielfaches Intereße erregt. Aber gänzlich verfehlt kommt mir dagegen die Tendenz dieſer Schriftſtellerin vor. Völlig irrig ſind ihre Grundſätze, ihre Lebensanſichten, und man kann ſich von der Richtigkeit dieſes Urtheils am Beſten überzeugen, wenn man einige ihrer beßern Werke, wie z. B. „Indiana, Valentine, André u. a.“ mit ruhig prüfendem Auge lieſt, ohne ſich von ihrer ſchimmernden Außenſeite, oder von dem betäubenden Beifall irre leiten zu laßen, welchen dieſe beliebten Schriften bei ihrem Erſcheinen erhielten.

Ich könnte dieſe Gallerie noch weiter fortſetzen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Leſer zu ermüden. Es mag daher an dieſem halben Dutzend von Schilderungen genügen. Ich glaube, durch dieſelben in flüchtigen Umrißen den Geiſt und die Richtung der franzöſiſchen modernen Litteratur bezeichnet zu haben. Denn es thut in unſerer Zeit mehr als je Noth, dieſe vorübergehenden Erſcheinungen feſt zu halten, ehe ſie auf immer verſchwinden, oder durch andere Erzeugniße des Tages verdrängt werden. Haben wir doch ſelbſt in dem Laufe von zwanzig Jahren Dichter, Schriftſteller aller Art auftauchen, wie Meteore leuchten, und von der Mode eben ſo ſchnell wieder vergeßen werden, als dieſe tyranniſche Göttin ſie berühmt gemacht hatte. Ich erinnere hier nur an d'Arlincourt. Wie wurden ſeine Schriften geprieſen, geleſen, geſucht; und wer kennt ſie jetzt mehr, als dem Namen nach? Selbſt Chateaubriand iſt als Mode-Schriftſteller verſchollen; er kann ſich jedoch mit dem Nachruhme tröſten, der ſeinen Werken ſtets geſichert bleiben wird. Eben ſo iſt der Stern Salvandy's, iſt jener Lamartine's zum Theile erbleicht, und blühe dieſen Autoren kein anderer Lorbeer, als jener, welchen die Alltagsliteratur windet, ſie würden ihre Schläfe wohl nicht damit zieren können. Nur die Zeit entſcheidet über die Claſſicität, d. h. darüber, was ſich im Strome derſelben immer oben erhalten oder was, als Trümmer, von der Fluth verſchlungen werden wird. Zu einer Epoche, wie die unſere, wo ſoviel und ſo vielerlei geſchrieben wird, iſt es ſchwer zu beſtimmen, wer nach einer beſtimmten gegebenen Anzahl von Jahren noch geleſen werden wird. Nimmt ja doch die Lektüre der täglich erſcheinenden Neuigkeiten und Schriften, die ſogenannte laufende Literatur, beinah alle unſere Zeit weg, wie ſollten wir daher dazu kommen, das, was rückwärts liegt, wiederzukauen, wenn es nicht den Stempel der Vollkommenheit trägt! Es beſchleicht mich daher ſtets ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich eine Bibliothek betrete, wo ſoviele Werke, deren Verfaſſer für die Ewigkeit zu ſchreiben wähnten, ungeleſen, unbeachtet, im Staube vergraben liegen. Es bleibt bei dieſem litterariſchen Kirchhofe nicht einmal der tröſtende Gedanke der einſtigen Wiederauferſtehung!

Ich ſpreche deshalb auch nicht weiter von jenen Autoren, welche ſich, gleich Trabanten um die Sommitäten des litterariſchen Horizonts Frankreichs drängen, nicht von dem geiſtreichen Charles Nodier, nicht von dem talentvollen, aber in ſeiner Tendenz verwerflichen Jacob le bibliophile, nicht von dem fruchtbaren Alexander Dumas, nicht von Emil Souveſtre, Michael Maſſon, Frédéric Soulié, Alphonſe Karr, und allen jenen, mehr oder minder bekannten Namen, welche auf dem großartigſten Album unſerer Zeit, dem „livre des cent et un“ eingetragen ſind. X. J.

Pſychologiſche Fragmente*)

von E. Weichſelbaumer.

Ueber Seelenſchönheit.

Eine ſchöne Seele iſt ſo etwas Liebes, Wunderbares, mild Großes und über alle anderen Qualitäten Erhabenes, daß es nicht auffallen kann, wenn man von ſittlichen Genies ſprach und eine ſo herrliche Erſcheinung nur als Geſchenk aus erſter Hand begreiflich fand; aber dem iſt nicht ganz ſo; Schönheit des Talentes iſt angeboren, Grazie der Seele wird erworben, wird zur Natur, aber kommt nicht von der Natur. Bildung allein, wenn es auch keine ſchulgemäße ſein muß, giebt eine edle Stetigkeit der Geſinnung, Freiheit aus den Banden der Begierden und Leidenſchaften, und eine gewiſſe erhabene Allgemeinheit, wie wir blos verklärten Geiſtern in Eminenz beilegen. Schönheit der Seele iſt Gegenwart der Idee und dadurch Einheit des Geiſtes mit dem Herzen, ihr glücklicher Beſitzer lebt in einer geläuterten Welt und hängt weniger durch Wünſche und irdiſche Zwecke als Sympathie der Empfindungen mit dem Leben zuſammen, doch ſie wird darum nicht ohne Kampf, ſondern nur ohne Fall und Reue gewonnen. Güte bis zu einem gewiſſen Grade kann vom Temperamente ſtammen, ſittlicher Enthuſiasmus ſetzt aber Lebhaftigkeit des Geiſtes voraus. Der ſchönen Seele liegen die Schlangenwege der Verſuchung eben ſo nahe, allein ſie folgt dem geraden Strahle des Lichtes und gehört dazu vielleicht ein glücklicher Umſtand, ſo beſteht er in der Unverſehrtheit aller moraliſchen Blüthen, in der Reinheit des Gewiſſens, in der Unſchuld des Begehrens. Sie kann ſich verirren, aber ſie ſchifft mit vollen Segeln und geſunden Planken, und widerſteht dem Sturm. Geflickte Seelen brechen bei jedem Stoße zuſammen, böſe Neigungen ſind wie verdorbene Säfte, die Krankheiten der Seele faſt immer chroniſch, oft zu mildern, ſelten radical zu heilen. Welche Freuden genießet die ſchöne Seele, wovon der Unreine nichts weiß, jede Blume, jeder Baum iſt ein Zeiger nach der Ewigkeit, jeder Sternenſtrahl eine leuchtende Inſchrift an der Himmelspforte. Alles contribuirt zu ihren Feſten und ſie giebt keine Schatzung und fürchtet keinen Räuber, die Unendlichkeit des Geiſterreiches liegt ſtets offen vor ihr da, je mehr ſie Perlen und Edelſteine aus der Schatzkammer holt, deſto reicher werden die Schreine, je mehr ſie aus der Quelle ſchöpft, deſto üppiger ſchwellen die Fluten, überall ſteht ſie im Vorplatz des Paradieſes, leicht trägt ſie die Beſchwerden der Lebensreiſe, ſie erblickt mit Wonne das ewige Vaterhaus und wenn ſie der Tod abſendert, glaubt ſie blos müde einzuſchlummern.

---

*) S. die früheren in Nro. 7. und 19. d. B.

◆

Theater-Schau.

Don Juan, das Meiſterwerk, welches in immer blühender Jugend bereits ein halbes Jahrhundert durchwandert hat, ohne auch nur im Mindeſten an Lebensfriſche und Fülle der Kraft verloren zu haben, ward vor Kurzem, äußerlich neu ausgeſchmückt, auf hieſiger Bühne dargeſtellt. Das Ganze dieſer Aufführung war in der That gelungen zu nennen, und wenn auch im Einzelnen nicht gleich gut entſprechend, wirkten dennoch alle Perſonen zuſammen, um ein lebendiges Enſemble zu bilden. Beſonders werthvoll war uns die Vorſtellung dadurch, daß — Dank dem trefflichen Kapellmeiſter Lachner — das von Mozart urſprünglich componirte Finale des zweiten Actes aufgeführt wurde. Allein es zeigte ſich, daß nicht ohne Grund bisher auf den meiſten Bühnen bei Weglaſſung dieſes Finales die Oper mit dem Verſinken des Don Giovanni beendigt wurde; denn wie herrlich auch die letzten Töne ſind, wie beruhigend ſie auf den, durch das phantaſtiſche Gewebe vorheriger Scenen aufgeregten Hörer wirken — der effektvollſte Schluß bleibt immer für dieſe Oper der Moment, in welchem der Commandeur mit dem Frevler verſchwindet. Wozu nach dieſem acht tragiſchen Ende noch eine Nutzanwendung oder Contemplation der Uebriggebliebenen? die Rache iſt erfüllt, die Furien haben ihr Opfer, die [illegible] Gewalt der Töne iſt erſchöpft und der Schlußchor der Uebrigen, an und für ſich zwar herrlich — ermattet dennoch.

Don Juan aber kann und wird nie veralten. Mozarts Muſik iſt hier über alle Form, die irgend einem Zeitgeiſte huldigt oder von dieſem nothwendig bedingt wird, erhaben und ſchwebt, ein unſterblicher Geiſt, durch Jahrhunderte, und ſo lange Opern gegeben werden, — wird ſicher Don Juan die Bühnen nie verlaſſen. Welch' eine unerſchöpfliche Quelle der Melodie, welcher Reichthum an Harmonien! Ein Alles beſiegender Held ſteht dieſe Oper da und beſchämt durch die Kraft und Fülle, die ſie mit ſo geringen Mitteln darbietet, alle die andern, neueren Werke, die durch neue Inſtrumente und reichere Beſetzung des Orcheſters, wohl mit mehr Lärm, aber nicht mit jener intenſiven Kraft wirken. Und ſo kann denn das eigentlich Claſſiſche nie altern; denn innerer immerdauernder Wahrheit nicht entbehrend, wird auch jene Form bedingt und hervorgerufen, die durch alle Zeiten, als die Schöne, ſich bewährt und nicht, der Mode (dem eigentlich Modernen) gleich, ſtets wechſelt.

=.

Literariſcher Kund- und Rathgeber.

Wir halten uns verpflichtet, unſre geehrten Leſer auf ein Unternehmen gelegentlich aufmerkſam zu machen, deſſen nun ſchon mehrjähriges Beſtehen und immer weitere Ausbildung für die Zweckmäßigkeit und den Nutzen deſſelben Bürgſchaft zu leiſten ſcheinen.

Die A. M. Schleſinger'ſche Buchhandlung in Berlin veranſtaltet unter dem Titel: **Repertoire du Theatre francais a Berlin**, ſchon ſeit geraumer Zeit eine ſehr anſprechende und wegen der Wohlfeilheit des Preiſes zu empfehlende Ausgabe von ſämmtlichen, zunächſt von der franzöſiſchen Schauſpiel-Geſellſchaft zu Berlin dargeſtellten, ſodann aber auch von ſolchen Stücken, welche auf den Pariſer Theatern entweder mit Erfolg gegeben worden oder durch den, auch in Deutſchland ihnen zu Theil gewordenen Ruf von Intereſſe ſind.

Schon ſind, der Zahl nach, faſt an zweihundert dieſer Stücke ſolchergeſtalt dem Publikum dargeboten worden, unter denen, außer den beſſeren Luſtſpielen und Vaudevilles von Scribe u. A. auch die berühmteſten Arbeiten von Dalavigne, Victor Hugo, Alexandre Dumas u. ſ. w. zu finden ſind.

Im Ganzen aber iſt bei dieſem Unternehmen zugleich die Benutzung für den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache noch beſonders in's Auge gefaßt, wozu denn auch die getroffene Wahl nicht bloß, ſondern auch der geringe Preis von reſp. 5, 7½ und 10 Sgr. für das Bändchen, je nach der Stärke deſſelben, — ſo daß die bedeutendſten Werke, als: **L'école des Vieillards, Louis XI, Lucrece Borgia, Le Roi s'amuse, les Enfans d'Edouard, Angelo, Le gamin de Paris, Don Juan, La Camaraderie, Ruy Blas, Mademoiselle de Belle-isle** u. a. m. den letztern Preis nicht überſteigen, — dieſe Sammlung vorzugsweiſe empfehlen dürften.

v. G

Druck und Verlag von Georg Franz in München. Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gefeiert
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 35.** 1839.

Gedichte von Friedrich Rückert.

1. Klage.

Jeder hat an eignen Plagen
Gnug zu tragen;
Wem ſollt' ich die meinen klagen?

Und iſt reines Glück hienieden
Wem beſchieden;
Sollt' ich ſtören ſeinen Frieden?

Als ich jung und fröhlich wallte,
Leicht verhallte
Meinem Ohr, was traurig ſchallte.

Nun da meine Klag' erſchallet,
Auch verhallet
Jedem ſie, der fröhlich wallet.

Nicht ein Menſchenherz von Steine,
Du alleine,
Echo, höre, was ich weine!

Laſs mich denken, daſs dich's rühre,
Wenn ich führe
Klag' an deiner Felſenthüre.

Seufzte nur die Turteltaube
Unterm Laube!
Doch dem Winter ward's zum Raube.

Hingeſtorben iſt der Erde
Luſtgeberde,
Daſs ich nicht getröſtet werde.

Ueberall betrübte Mienen;
Gift aus ihnen
Sangen meines Kummers Bienen.

Und wo Scherz und Freude wachen,
Scheint ihr Lachen
Einen Vorwurf mir zu machen.

◆

Der Ring der Mutter.

Eine Criminalgeſchichte, erzählt von Carl Fernau.

Unglücklicher gebeugter Menſch, der du in Ketten die ſchwere Kugel am linken Fuße nachſchleppſt, wer biſt du? In welchem blühenden Alter beginſt du ein ſo raſendes Verbrechen? Hat kein Freund dich vom Irrweg abgelenkt, keine Geliebte, deine Seele beſchwörend, der Jugend ihren angebornen Reiz, der hohen männlichen Geſtalt ihren natürlichen Adel erhalten? Hat keines Prieſters Rede je dein Herz erſchüttert, daß es rechtlich empfinden, menſchlich handeln lernte? Antworte mir, dem Ergriffenen; mir iſt, da deine Erſcheinung wehmüthig, nicht zorngrollend mir entgegentritt, als ob ein unſichtbares Tribunal dich nicht unter die gewöhnlichen Verbrecher werfe, die um dich in entmenſchter Ausgelaſſenheit toben.

„Warum biſt du hier“? — dieſe ſchreckliche Frage, die den Sträfling zum Selbſtbekenntniß ſeiner ſchändlichen That zwingt, ſtellte für mich der Scherg des Zuchthauſes zu M., als ich im Jahre 182. in ſeiner Begleitung durch die unglückſeligen induſtriöſen Kammern ſchritt. „Sehen Sie, fügte er bei, er iſt zur Kettenſtrafe (die eine lebenslängliche Freiheitsberaubung iſt) verurtheilt. Sag', warum biſt du hier, Peter Wiegand? Soll ich ſtatt deiner antworten, verſtockter Mörder? — „Mörder“, ſtotterte Peter; die gefolterte Bruſt brach ſeine Rede. — „Es iſt die Wahrheit; aber ſie hat's verdient, und ich wäre nicht hier, wenn ich den Ring meiner Mutter ſelig noch an dem Finger hätte. Das kann ich Euch, Herr! nicht ſo alles erzählen, aber fragt nach, es iſt die Wahrheit. Ich bin nicht unſchuldig; allein ich hätte vielleicht eine beſſere Gnad', ich meyne ſo etwa den Tod, verdient.“ — „Allerdings iſt es ein beſonderes Schickſal mit ihm“, verſetzte der beaufſichtigende Stubenknecht, und einiges Weitere, das er mir hievon erzählte, war ganz geeignet, meine vollſte Neugierde zu erwecken. Theilnahmlos ſchritt ich, von nun an allen übrigen Gefangenen vorüber, von denen die meiſten roh und ſchamlos auf die bekannte, oft wiederholte Frage, weßwegen ſie hier ſeyen, erwiederten, ſie wären ſchuldlos, wären zufällig zu einem Brand gekommen, hätten unwiſſend ein geraubtes Gut gekauft, einen Ermordeten gefunden und nicht angezeigt u. ſ. w. Viele erzählen die lügenhafteſten Geſchichten. — Peter Wiegands Verbrechen erhielt mich indeſſen ſo ſehr beim Nachdenken und Erforſchen, daß ich in kurzer Zeit darauf mir die Akten des Gerichts ſelbſt zur Einſicht verſchaffen konnte, wornach ich dem Ernſtgewohnten Leſer das gewittervolle Bild eines von Mißgeſchick plötzlich verfolgten Mannes ſchildere.

Peter Wiegand, genannt beim Fenn am Bach, (ein kleines Anweſen, das er ſpäter erworben) war der Sohn eines Heuerners, eines jener armen Gebirgsbewohner in der Gegend von Miesbach in Südbayern, die mühſelig, in Kürben auf dem Rücken, das Gras von jenen ſteilen Bergſchroffen herunterholen, die ſelbſt dem Alpenvieh unerſteiglich, oder die doch zu gefahrvoll ſind. Er hatte in ſeiner Jugend keinen Unterricht genoſſen; an der Seite ſeines Vaters, zu deſſen Beihülfe war er aufgewachſen; manches halbe Jahr als Kinderhirt verdingt; manchen Winter ohne alle Beſchäftigung. In ſeinem zehnten Lebensjahre verlor er bereits den Vater; noch ein Decennium, und auch ſeine kümmerlich von der Gemeinde ernährte Mutter ging hinüber. Sie war ein frommes Weib, hielt den Sohn ſtets zu einer ordentlichen Aufführung, aber nicht ſo zur Arbeit an, und als ſie auf dem Sterbelager war, rief ſie ihn zu ſich, und ſprach verſcheidend: „Peter, du biſt jetzt allein; du weißt, ich kann dir nichts hinterlaſſen. Zwar haſt du dir ſchon bisher deinen Unterhalt ſelbſt ſuchen müſſen; aber nun fällt auch die letzte Stütze weg. Bleib redlich, und vergiß deinen Vater, deine Mutter nicht. Nimm zum Andenken meinen Ehering, und trag' ihn fort, wie ich; zwar iſt er nicht von Gold und Silber, ſondern nur von geringem Blei; aber er hat treu und in Frieden bei uns ausgeharrt; dir wird er Gutes bringen, wenn du ihn nie von deiner Hand läſſeſt. Nimm ihn mit meinem Segen.“ Mit großer Rührung hat Peter Wiegand in ſeinen nachmaligen Verhören dieſen, weniger für die juriſtiſche Beurtheilung, als für das allgemeine menſchliche Intereſſe wichtigen, Umſtand hervorgehoben. Er nahm und trug den Ring der Mutter lange Jahre. Als ſie ſtarb, zählte Peter deren zwanzig; bald darauf rief ihn die Militärkonſcription nach München; er wurde Soldat, und diente eine ſechsjährige Capitulation mit guter Aufführung. Das ſchlechte Blei verblich während dieſer Zeit ohn' Unterlaß an ſeinem Finger. Oft dachte Peter daran, und war ſtolz darauf; aber die Erinnerung an ſeine Mutter erweckte ihm ſtets die Sehnſucht nach dem Gebirge, das er jetzt nur aus beträchtlicher Ferne erblicken konnte. Am erſten Tage ſeiner Befreiung vom Militär kehrte er auch nach Miesbach zurück. Eine größere, reinere Freude hat er nie wieder in ſeinem Leben empfunden. Von allen Seiten ſchallte ihm ein „Grüß Gott, Peter“ entgegen, und der unglückliche Held unſrer kleinen Geſchichte ſtand in männlich ſchöner Körpergeſtalt und mit der vornehmen Haltung eines wackern Soldaten, bewundert und geehrt, wieder im Kreiſe ſeiner Jugendbekannten. Manche liebäugelnde Dirne drückte ihm, herzlicher als jemals, die Hand. Wer fühlte ſich in jenem Augenblicke glücklicher? Die langentbehrte Heimat mit allen ihren Reizen legte ſich mit ſanfter Umarmung an ſein Herz. Es giebt nichts Schöneres in der Natur, als ein feierlicher Abend im Gebirge. Tiefer, dunkelnder wird, nach dem Hinunterſinken der goldenen Sonne, das Blau an dem Firmament; aber der Horizont leuchtet noch roth zwiſchen den Hörnern der Berge, auf deren Gipfeln ſelbſt noch ein roſenrother Aether liegt. Perlender Thau fällt auf das wucheriſche Gras der Bergmatten und in den Thälern, die Schellen des Alpenviehes läuten reingeſtimmt, oder es tönt das Glöcklein der Waldkapelle, im leiſen Wiederhall der Felswände, den Abendgruß. Ganz anders aber iſt es, wenn eine trübe Wolkenmaſſe ihre bleifarbenen Schatten auf das Geſtein, auf die dichten Föhren-Waldungen der Berge wirft. Wie Rauch aus einem Vulkan ſteigt es in dem benachbarten Thale auf, und verdampft in weiße Nebel; ſauſender Wind jagt hin und her und kräuſelt das Gewäſſer des ſonſt ſpiegelglatten Sees, bis endlich der heftige Regen des brüllenden Gewitters fällt, vor dem kein Laubwerk mehr den Wanderer zu ſchützen vermag. Das ſchöne Gebirg iſt rings eingehüllt, und dem finſteren Abende gleicht deine in Mißmuth oder Melancholie ausgehende Seele. Wie dieſer Wechſel der Lufterſcheinungen, ſo iſt der Charakter der Gebirgsbewohner. Ein heiteres, gutherziges Weſen, aber hinter dieſem die gewaltige, erbrauſende Leidenſchaft. Die fröhlichſte Scene ſchnell in einen Schauplatz der wildeſten Art verkehrt! Je häufiger dieſe Vorfälle, deſto trüber wird allmählig die Färbung des einzelnen, ſich abſondernden Gemüthes. — Ich benütze dieſe vergleichenden Bemerkungen, um wieder zu Peter Wiegand zu kommen. Wie ein ſonniger Tag war ſein erſter Aufenthalt nach der Rückkunſt im Gebirge. Er hatte einiges Geld und lebte vergnügt, doch Mangel, der nicht ausbleiben konnte, trieb ihn bald, eine Beſchäftigung zu ſuchen, und er bot ſich einem Bauern zum Dienſt an.

Es war der Vater einer hübſchen Dirne, die ihn, Petern, gerne ſah, und Jener ſprach daher zu ihm: „Burſche, du kannſt das Madel heirathen, wenn du willſt; ich kaufe dir das Anweſen bei'm Fenn am Bach, und es iſt Hochzeit.“ Dieſes unvermuthete Glück überraſchte den blutarmen Heuerersſohn. „Bei dem Ring, den ich trage dir zu Ehren, ſelige Mutter!“ rief er, „das haſt du mir bei der allerheiligſten Jungfrau erfleht.“ Wer zweifelt, daß Peter, eben unwiſſend, wie er ſein Brod erwerben ſollte, nicht jenem Antrage von Herzen und alſogleich zuſagte? Peter Wiegand wurde „Fenn am Bach,“ hatte eine Hütte, Stall, Kühe, Wieſen, und — eine ſchmucke Braut. Aber, o Gott, es war ſein erſtes und letztes Glück. Er übernahm ſich. War er ſchon früher gern in luſtig toller, ſchlecht beleumdeter Geſellſchaft geweſen, ſo zog ſie ihn jetzt, wo er ſein eigner Herr war, und kein Knecht mehr zu werden brauchte, noch um ſo ſtärker an. Hier übelgeleitet, beging er die erſte Unredlichkeit. Vater Steffen hatte ihm das Gütchen gekauft, und Peter verſchob von Woche zu Woche, Hochzeit zu machen. Er ließ eine Stallmagd die Wirthſchaft beſorgen, und ſchweifte mit ſeinen Kameraden Tagelang in Thal, Wald und Gebirg umher. Manche Nacht verbrachte er außer'm Hauſe. Schon trafen auch ihn die ſchmählichſten Gerüchte. Es hieß namentlich, er ſei ein Wilderer geworden, und deßhalb behage ihm das ruhige arbeitſame Leben, wo er ſo glücklich hatte werden können, nicht. Jener Winkel des Gebirgs zwiſchen Inn und Iſar, an dem Schlier- und Tegernſee, iſt in Bavern bekannt durch die traurige, oft unwiderſtehliche Neigung der Gebirgsſchützen zum Wilddiebſtahl. Die ſtrenge Strafe ſchreckt hier nicht den Verbrecher; aber, wenn er in den Zuchthäuſern zu langer Gefangenſchaft verdammt, ergreift ſie nicht ſelten ſein Gemüth ſo ſchwer, als einſt der vorſchwebende grauſame Tod, den der Wilderer, auf den Rücken des gehetzten Hirſches feſtgebunden, zu erleiden hatte. Peter Wiegand hat zugeſtanden, mit den friſchen Geſellen des Waldes oft ausgezogen zu ſein; aber noch hatte er ſich keiner Verletzung der Geſetze auf eigene Fauſt ſchuldig gemacht. Auch war es weniger die Jagd, die ihn von dem kaum erworbenen friedlichen Heerde wegzog — es war die Liebe, wenn wir dieſen zarten Ausdruck hier gebrauchen dürfen. (Fortſ. folgt.)

* * *

Der Jahrestag von Borodino.

Aus einem Schreiben des Ruſſiſchen wirklichen Staatsraths Shukoffsky.*) an Ihre kaiſerliche Hoheit die Frau Herzogin Maria von Leuchtenberg, Großfürſtin von Rußland.

Ich war in Borodino am Tage des großen Feſtes, wo der Kaiſer ſein Heer bewirthete. Das Hoflager war die Ebene von Borodino, ſeine Zierde das Denkmahl der Schlacht von Borodino mit dem Grabe Bagrations zu ſeinen Füßen, und die Hügel, auf denen, unter der Erndte, die ſie bedeckt, ein ganzes Heer ſchlummert, das hier mit Ruhm beſtattet wurde. Ich werde Eurer kaiſerlichen Hoheit Alles einfach beſchreiben, wie es war, aber zuerſt ein Blick in die Vergangenheit! Vor 27 Jahren ſtanden auf dieſen Feldern zwei Heere einander gegenüber, auf der einen Seite Napoleon mit allen Völkern Europens, auf der andern Rußland allein. Am Vorabend der Schlacht, am 25. Auguſt tiefe Ruhe; nur hin und wieder Flintenſchüſſe, deren unaufhörliches Geräuſch ſich mit dem Fall von Aexten vergleichen ließ, die Bäume fällen. Die Sonne ging prächtig unter, der Abend kam, kalt und wolkenlos, die Nacht erfüllte den Himmel, die Sterne ſchimmerten hell, die Wachtfeuer wurden entzündet, und endlich entſchlummerte das Heer mit dem Gedanken: der Morgen gehört dem großen Kampfe. In dieſem allgemeinen Schweigen, unter dieſem dunkeln, weiten, mit Sternen beſäten Himmel, der ſich über beide Armeen ausbreitete, wo ſo viele dem nahen Tode verlobt waren, lag etwas Verhängnißvolles, Unausſprechliches. Mit dem erſten Tagesſchein donnerte das ruſſiſche Geſchütz, welches bald den allgemeinen Kampf aufregte. Die Schlacht ſelbſt zu ſchildern, iſt hier nicht der Ort, ich konnte es auch nicht unternehmen, weil ich alle Einzelnheiten der großen blutigen Begegnung nicht ſah. Wir ſtanden in Gebüſchen auf der linken Flanke, auf die der Feind drängte, die Kugeln flogen uns von allen Seiten zu, ringsum donnerte es, gewaltige Rauchwolken erhoben ſich aus dem ganzen Halbkreis des Horizonts, wie aus einem allgemeinen Brande, und ergriffen zuletzt den ganzen Himmel, der eben rein und wolkenlos über den Kämpfenden ſchien. Endlich mit hereinbrechendem Dunkel ſchwieg die bis dahin ununterbrochene Schlacht. Da ward uns befohlen, uns vorwärts zu bewegen und wir befanden uns auf einer Erhöhung in Mitte des Heeres; weit hin herrſchte das Dunkel. Alles war mit dem ſich hin und wieder erhellenden Rauche bedeckt, die feindlichen Wachtfeuer brannten düſter durch dieſen Rauch, wie große glühende Kugeln. Aber wir blieben nicht lang an dieſer Stätte, das Heer bewegte ſich und zog in tiefem Schweigen durch die dunkle Nacht nach Moskau. Das ſahen meine Augen vor 27 Jahren, jetzt bot die Ebne von Borodino ein anderes Schauſpiel. Die Batterien waren auf den Höhen erloſchen, wo jetzt die Ernte wogte, und wo nur das Denkmahl von Borodino ragte. Nur da, wo Woronzoff ſo tapfer ſtritt, und faſt all die Seinen verlor, wo Tutſchkoff fiel, blieben Spuren von Befeſtigungen, ſie dienen aber zur Grundlage der Kirche, welche die Wittwe Tutſchkoff's errichten ließ, und ſtatt der Geſchütze, die einſt hier donnerten, erblickten wir ſtille Kloſterzellen. Am Vorabend des Feſtes fand ich hier mehrere unſerer tapfern Generäle. Einer von ihnen zeigte ſeinen Gefährten die Stelle, wo er vor einem Vierteljahrhunderte ſtand, er ſelbſt erkannte ſie ſchon nicht mehr, und die Kloſterfrauen dienten ihm als Führerinen zu den wenigen Ueberbleibſeln der Verſchanzungen, wo damals ſeine Mitkämpfer fielen.

---

*) Als Erzieher des Thronfolgers und als einer der erſten Ruſſiſchen Dichter, auch durch ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen aus dem Deutſchen bekannt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Ueber Schillers Maria Stuart.

Göthe äußerte in ſeinen letzten Jahren, Schillers Stücke würden, wie der Wein, immer beſſer.

Nachdem er Schillers Freund, Ermunterer und Rathgeber geweſen, hatte er ſeine Nachwelt werden ſollen, — denn um mehr, als 27 Jahre, überlebte er ihn.

So wie ſich Goethe erſt ſpät eine politiſche Meinung abnöthigen ließ, hat Er, der ſeine eigenen Meiſterwerke nie kritiſch verfocht, auch ſpät ſich zur Vertheidigung eines Freundes erhoben, den er mit Recht für keinen Hülfsbedürftigen, für einen Starken hielt. Zuletzt wurde der edle Unmuth, die Ungeduld des Greiſen laut, und Er, der Sänger der Iphigenie und des Fauſts, erklärte, er ſei ſo frei, Schiller für einen Dichter, ja, für einen großen Dichter zu halten.

Mit der Ironie, die er mitunter in ſeinen feierlichen Ernſt miſchte, ſprach er einſt zu den Verächtern Wielands, „Er wolle ſie nicht gerade tadeln, aber es frage ſich nur, wer noch etwas gelten ſolle?"

Irren wir nicht, ſo äußert er irgend wo, „man ſolle nur ja nicht meinen, Er wiſſe nicht, wie man nach ſeinem Tode mit Ihm ſelbſt umſpringen werde."

Maria Stuart war ein Werk, das Goethe mit beſonderer Vorliebe beurtheilte.

Auch dürfte kein Trauerſpiel der deutſchen Bühne ſchönere Verhältniſſe, eine planmäßigere Entwicklung, eine erſchütterndere Criſis, eine befriedigendere Löſung haben, und einen beſonneneren Dichtergeiſt verkünden. Selbſt Auguſt Wilhelm von Schlegel hat nicht das Geſtändniß zu unterdrücken vermocht, „die Schlußſcenen ſeyen wahrhaft königlich."

Schlegels Lob war, wenn es Schiller betraf, dem Tadel ſo nah, daß wir ohne einen zu ſchnellen Uebergang zu einem Vorwurf gelangen können, den ein eben ſo anſehnlicher Kritiker bei Gelegenheit des Wallenſteins hinſichtlich Schillers Schwäche in Auffaſſung und Schilderung weiblicher Charaktere ausgeſprochen hat. Dieſer Vorwurf kann am beſten vor dieſem Stücke Schillers geprüft werden.

Seine Frauenbilder ſollen aller Wirklichkeit entbehren; ſie ſollen nur in dem Element der idealen Liebe ſich bewegen, ſollen jeder Anfechtung des Lebens enthoben ſeyn, und ſeinen eigentlichen Boden nie betreten." —

Wie zur Widerlegung dieſer Anklage hat Schiller ſeine Maria Stuart geſchaffen! — Welch' eine glühende Tochter des Lebens!

„Des Lebens wärmſte Bruſt"

wie voll von Reue, aber nicht von Entſagung, — das Kreuz in der Hand, aber den Brief an den Geliebten im Buſen, — zwiſchen Darnley's Schatten, und Leiceſters Verheißungen — durch neunzehn Kerkerjahre nicht entmuthiget — im Geſpräch einem Cecil, dem erfahrnen, gewandten Staatsmann, gewachſen und überlegen, — wer kann hier Wahrheit, Leben und Thatſinn vermiſſen? — Nur ein großer Dichter konnte in einen Charakter ſo viel Sinnlichkeit, Heroismus und Genius zuſammenſchmelzen. — Seine Maria gleicht keiner andern Geſtalt aus Schillers übrigen Werken.

Schwerlich wird man auch in der Eliſabeth Englands, wie ſie Schiller malte, die dem Dichter zugeſchriebene Schwäche entdecken, oder die böſe, ideale Neigung gewahr werden, die Schiller anderſeits nicht abhielt, der erſte Volksdichter Deutſchlands zu werden, und das wahre lebendige Leben, mit Ausſcheidung der von Anderen ſo gewiſſenhaft wieder gegebenen Rohheiten — ſo treu, ſo rege zu ſchildern, daß jeder Krieger in Wallenſteins Lager eine Heimath ſieht.

Nun iſt freilich dieſes aus dem ſentimentalen Grundgebrechen des deutſchen Volkes erklärt worden, welches in Schillers Fehlern ſich wiederſpiegele, man hätte es alſo nicht früher zum Richter über ihn aufrufen, nicht weiſſagen ſollen, daß dieſes Volk ihm in Kurzem den Stab auf immer brechen werde; dieſes Volk welches gerade die, nach Ausſpruch einer gebietenden und gebieteriſchen Kritik, unweſenhafteſten, abſtrakteſten Geburten Schillers täglich mehr zu ſeinen Lieblingen erſieht. — Man konnte auch ſeinen Einfluß auf die Jugend — und einen wahren Fürſten der Jugend konnte man ihn nennen, — nicht abläugnen; aber hier wurde der unreifen Jugend ein Urtheil verſagt.

Sollten jedoch Jugend und Leben ſich trennen laſſen, ſollte die Jugend an dem Lebloſen, — und das ſollen Schillers Schöpfungen ja ſein — Gefallen finden? — Hätte Mortimer einen Schatten geliebt? —

Heine, der oft an dem großen Dichter frevelte, hat in einem ſeiner glücklichſten Momente ihm auf das Schönſte gehuldigt, indem er eingeſtand, Schiller begeiſtere mehr, als Goethe zu Thaten Würde dieſes einem Dichter gelingen, deſſen ohnmächtige Hand nicht Geſtalten zu bilden verſtünde, der weſenloſe Träume mit hohlen Worten in die Luft blieſe!

Nein, auch das Ideale hat ſeine Wirklichkeit — Von Schillers edlen Geſtalten iſt, zur Ehre der Menſchheit, nicht eine ein leerer Wahn! Wo er die Nachtſeiten der Menſchheit beleuchtete, hat er mit jenem tiefen Seherblick, der ihn zum Geſchichtſchreiber berief, ſich in die finſtern Falten des Herzens niedergetaucht.

Eliſabeth iſt das haſſenswürdigſte, weibliche Weſen, das aus Schillers Händen kam. Sie iſt die Liebloſe, die Verderberin der Gefallenen, deren Vergehen Hingebung war, und die, Eliſabeth gegenüber, nichts büßet, als ein Uebermaaß von Vertrauen. Eliſabeth iſt von keinem blutigen Schatten verfolgt, kein Vorwurf erhebt ſich gegen ſie; — ſie ſcheint bei ihrem Auftreten die Reine, aber wie verhaßt iſt ihr erſtes Erſcheinen, wie gehäſſig ihre Thränen, vielleicht nur zur Hälfte falſch, denn Verſtellung, ihre Waffe gegen eine Welt, ward ihr ſchon mehr als Gewohnheit, und ſie hat der Heuchelei kaum noch Etwas abzuborgen

Die Begegnung beider Königinnen iſt nicht hiſtoriſch, — ohne ſie ließe ſich aber das Stück ſchwer denken. Eliſabeth mußte ihre Gegnerin ſehen, um die Mitleidsloſe, wie die Liebloſe zu ſein, ſie mußte ſie berühren, um ſie zu zerſchmettern.

Befremden konnte nur, daß wir nicht erfahren, wie Mariens Schönheit auf Eliſabeth gewirkt; wir ſollten ſogar aus einigen Aeußerungen ſchließen, ſie habe ſie unter ihrer Erwartung gefunden. Ihre Wuth wird erſt von Mariens Gegenvorwürfen entzündet, oder wollte der Dichter den Neid, ſeiner Natur nach, ſchweigend nagen laſſen?

Marien iſt noch ein friſcher Hauch des Lebens, ja noch ein Triumph vergönnt — ſie ſoll nicht allein „die grauen Nebelberge, wo Schottlands Gränze beginnt" wiederſehen, nicht allein „den Seglern der Lüfte" Wünſche für Frankreich auftragen, nein, ſie ſoll noch einmal Königin ſein.

Ohne den Namen eines ſogenannten Schickſalſtückes zu verdienen, verkündet dieſes Werk, wie Müllner in einer der Vertheidigungen ſeiner Schuld bemerkte, neben der chriſtlichen Verklärung, die es ſchließt, das Walten geheimer, unbeugſamer Mächte, was am hellſten in Mortimers Ausruf, nach dem mißglückten Mordverſuch auf Eliſabeth, ausgedrückt iſt:

„Dein Engel ſelbſt bereitet Deinen Fall" —

In dieſem wundervollen dritten Aufzug, wo das Menſchenherz in des Dichters Hand, wie in der Rechten eines Gottes, zittert, wird das Opfer geſchmückt — es iſt Mariens letzter irdiſcher Sieg, und auch ihre eigentliche Sühne — ſie, die ihre Gegnerin mit einer Ueberlegenheit niederſchmetterte, die faſt die der Tugend ſcheinen konnte, — wie anders, als durch Mortimers vermeſſene Liebeshuldigung, konnte ſie wieder zur Reue, zur Zerknirſchung gebracht werden?

Sie wird noch begehrt, aber nicht mehr geliebt, gedemüthigt flieht ſie, vom Kerkermeiſter ungeboten, in denſelben Kerker zurück, dem ſie mit Entzücken entſtieg, beſchämt kehrt auch ſie von dem Schlachtfelde heim, wo zwei Königinnen ihren Groll austauſchten. Hier im Sturme fragt ſie:

„Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu
ſchrecken? —

In ihrer Verklärungsſtunde, in der Scheideſcene, ruft ſie aus:

Ich bin viel
Gehaſſet worden, doch auch viel geliebt! —

Welch' eine Vergeltung, welch' eine Verſöhnung!

Warum mußte der große Dichter vergeſſen, warum rief ihm Niemand in's Gedächtniß, daß Maria im erſten Aufzug ihres Sohnes erwähnt, warum muß ſie, die ſo Viele ſegnet, ohne ein Lebewohl, ohne einen Segen für ihren Sohn zum Blutgerüſte wandeln?

Die Schönheiten dieſes Stückes ſind zahllos, — wir erinnern uns aber zur rechten Zeit, daß Bötticher und Frau von Staël ihm, tiefſinnig und ſcharfſinnig, ſein volles Recht erwieſen haben, und zu ſeiner höheren Anerkennung nichts zu ſagen bleibt.

Die franzöſiſche Schriftſtellerin hat das Wieder-Erſcheinen Eliſabeths getadelt; auf den meiſten deutſchen Theatern fällt der Vorhang zugleich mit dem Beil. Wo die Rolle der Eliſabeth nicht einer Schröder anvertraut werden kann, mag ſich dieſes Verfahren gegen Schillers Willen entſchuldigen laſſen, ja, ſogar rathſam ſein; man mag ſich die Nemeſis hinzudenken, die über Eliſabeths Haupte mitten in ihrem Siege ſchwebt. Von Mad. Schröder dargeſtellt, wird jedem die ſtille Vergeltungsſcene unerläßlich ſcheinen, aber welche Mittel ſind erfordert, um durch einen Seelenkampf, deſſen Ausdruck der Dichter ganz dem Schauſpieler überläßt, einem ſo gewaltigen Werke die Krone aufzuſetzen!

Nur einer Künſtlerin kann es gelingen, deren Spiel den bewunderungswürdigſten Zuſammenhang hat, einer Künſtlerin, die nicht allein ihre Rolle, ſondern alle Rollen des Stückes weiß, nicht allein in ſich ſelbſt des Dichters Worte entſtehen läßt, ſondern aus den Zügen aller Mitſpielenden die Reden herauszuleſen ſcheint, die ſie ſo gut, als ſelbſt jene auswendig weiß, — einer Künſtlerin, für die alles Stichwort iſt, und die nicht eine Stelle zu opfern braucht, um eine andere zu heben und zu bereichern, weil ſie weiß, daß nichts ſo ſehr die darſtellende Kraft ſchwächt, als das Zerſtückeln.

Der Erinnerung des Zuſchauers bleiben aber vor Allem Momente, wie ihr erſtes Erſcheinen, ihre Wuth vor Mariens Anklagen und endlich die Meiſterſcene des Dichters und der Künſtlerin, die Unterzeichnung des Todesurtheils; hier iſt Mad. Schröders Spiel eine herrliche Ergänzung deſſen, was, in Worte gefügt, eine Länge, eine Dehnung des erhabenen Monologs geweſen wäre; es iſt eine der Scenen, die der geniale Künſtler ſelbſt in des größten Dichters Werk einſchalten darf, ohne es zu entarten und zu überladen.

Gewiß war es in Schillers Geiſte, dieſes Zurückſinken nach geleiſteter Unterſchrift, dieſes Zurückſchaudern vor dem, was für das Gewiſſen ſchon eine That iſt, dieſes ſcheue Hinblicken nach dem ſchrecklichen Blatte, dieſes bange Spähen, „ob ſchon Blut gefloſſen ſey.“ —

Mad. Schröder ärntete einen Beifall, den ſie, gewiß nach vielen Ueberzeugungen, in weit höherem Maaße verdiente.

Mad. Fries ſpielte die Maria mit Würde und Anmuth; den langen ſchwarzen Schleier, den Schiller ſelbſt vorſchreibt, vermißten wir, noch mehr den Reim auf Erden vor der Zeile:

„Nun hab' ich nichts mehr auf der Erden“ —

wo Mad. Fries werden durch ſeyn erſetzte.

Eben ſo ungern würde ein teutſches Ohr in den letzten Worten Thekla's:

„Und wirft ihn unter'n Hufſchlag ſeiner Pferde.
Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“

„Roſſe“ für „Pferde“ hören.

Es giebt in Schiller, und in jedem Dichter, geweihte Reime, die man ſchmerzlich vermißt.

Hr. Dahn iſt ein feuriger Mortimer, der Schillers Verſe nicht, wie ſo oft in dieſer Rolle geſchieht, im Getöſe untergehen läßt.

Herr Schenk als Leiceſter, Hr. Joſt als Burleigh, Hr. Holken als Schrewsbury, Hr. Racke als Paulet, wirkten rühmlich mit.

Und nun ein Wunſch, mit dem uns dieſes große Meiſterſtück durchdrang:

Möge, wenn es gelingen ſollte, Schillers edles Bild in demſelben Jahre, wo es vor Tauſenden mit Jubel unter freiem Himmel enthüllt wurde, aus dem deutſchen Schauſpielhauſe zu Dresden zu verbannen, ſobald der Vorhang ſich erhebt, daſſelbe hohe Bild von der Bühne ſelbſt, bekränzt, die Gegner des Erhabenen überraſchen und beſchämen!!

M.....

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 36.** 1839.

Gedichte von Friedrich Rückert.

2. Die Schmerzen.

Seinen Schmerzen nachzuhängen,
Iſt vielleicht ein ſchlechter Rath;
Aber sie zurückzudrängen,
Zu gewaltſam iſt die That.
Ach, mit heimlichem Verrath
Wird das Weh die Bruſt zerſprengen,
Das verhüllt ins Inn're trat.

Darum sing' ich Schmerzenslieder,
Nahrung nicht zu leihn dem Schmerz,
Sondern von der gift'gen Hyder
Zu befrein das arme Herz.
Erdenkummer iſt ein Scherz,
Wo auf des Geſangs Gefieder
Er sich ſchwinget himmelwärts.

3. Ein Troſtſpruch.

Ein ſchlechtes Hausgeräthe
Zerſtöre nicht ſofort,
Das gute Dienſte thäte,
Geſtellt am rechten Ort.
Dies Lebensweisheitswort
Begriff ich nur zu ſpäte.

Gar viel des Ungefügen,
Was dich im Leben irrt,
Du muſst dich nur ihm fügen,
Daſs es gefüge wird.
Oft macht dem luſtigen Wirth
Ein mürriſcher Gaſt Vergnügen.

* * *

Der Ring der Mutter.

Eine Criminalgeſchichte, erzählt von Carl Fernau.

(Fortſetzung.)

Im weiten Umkreis lebte damals keine reizendere Dirne, als die ſchöne „Liſel vom Wendelſtein“. So übel es klingen mag, daß ſie Sennerin auf der ſogenannten Kothalm war, ſo ſcheuten ſich doch die beſten Burſche von Mießbach, Schliers, Zell und Fiſchbachau nicht, ihre Gunſt zu verdienen. Aber Liſel war ſtolz darauf und nur Wenigen gelang es. Wen ſie jedoch feſſelte, der entkam ihren verführeriſchen Schlingen ſo lange nicht, bis ſie ſelbſt ihn entließ, und er mußte ſich um ihretwillen zu manchen Beſchwerlichkeiten, manchen Opfern verſtehen. Es war nichts Kleines, des Nachts eine ſteinbeſäte Höhe von nahe an 5000 Fuß, wo die Alpe liegt, zu erſteigen, und manche Gebirgsbäche zu überſpringen, den rauhen Knotenſtock in der einen Hand, oft in der andern die mit Drathſaiten beſpannte, kunſtreich geſpielte Zither. Gefiel es ihr nicht, ſo war der weite Weg umſonſt gemacht; ſo ſchob ſie dem „Bua“ in der ſchwärzeſten Nacht den Riegel vor, und, möcht' er flüſtern, rufen, jodeln oder fluchen, ſie blieb unerbittlich. Von ihren Launen hing leider, zu ſeinem äußerſten Unglück, auch Peter Wiegand ab. Die ſchöne Liſel war die trennende Urſache ſeines mißlichen Hausſtands. Er liebte ſie wahrhaft, mit einem Feuer, das wir in einer veredelteren Seele Schwärmerſinn benennen würden, und wollte nicht von ihr laſſen. In der letztern Zeit begab ſichs, daß ſie in's Thal herabgekommen war, auf der Kirchweih zu Schliers mitzutanzen; ſie fand aber bald wenig Vergnügen am Tanze, denn Peter hatte mit ſeiner Verlobten ſich „extra aufſpielen“ laſſen, und Alles ſah dieß freudig als ein erwünſchtes, günſtiges Zeichen an. Nur die Sennerin weinte zornerglühend; ſie bewog ihren Liebling in's Freie hinaus, machte ihm Vorwürfe, beſpöttelte die Holde, die er ſich auserſehen habe, und bald fand der Wankelmüthige, wie Recht ſie hatte, und daß ſeine Braut nichts weniger, als mit der ſchönen Liſel ſich vergleichen laſſe.

Wie könnt' er ihr entſagen? Es prüfte nur ſein Auge, nicht ſein Herz. Indeß waren beide auf einen kleinen grünen Hügel dort am rechten Ufer des Schlierſees gekommen. Sie ſetzten ſich, dem Wendelſtein gegenüber. Nach einer Weile perſönlicher Geſpräche ſagte die Sennerin: „Peter, wie kannſt du immer den ſchlechten Blei-Ring tragen, wenn du mich lieb haſt? Glaubſt du, ich wiſſe nicht, daß er von deinem Schatz iſt? Was du mir von deiner Mutter ſagteſt, iſt eitel unwahr. Warum ſoll dir die ihren Ehering geſchenkt haben? Aber von der Grethel iſt er: wirf ihn ins Waſſer!“ —

Verſuch's nicht, Liſel! entgegnete er; an dem geringen Ding hängt mein Glück, und ich glaub' ſelbſt, daß ich nur mit ihm deine Lieb' erobert habe. — „So? Meinſt du, Peter? Glaubſt du alſo, der Ring könnte mich halten?“ Nun, ſo ſchwör' ich dir, daß es mit uns für jetzt und immer aus, wenn du ihn nicht gleich in den See wirfſt.“ — Das iſt Spaß, du ſeltſame Liſel! verſetzte Peter. Was liegt dir denn an einem Stück Blei? und ich ſag' dir's nochmal, daß er von meiner, in Gott getröſten Mutter iſt. „Und wenn er von Gott ſelber wäre, —

Peter, verlaß mich, oder wirf den Ring hinein!“ ſagte die Sennerin mit ernſtgemeinter Stimme. — Liſel, verlang' Alles, nur das nicht, flehte Wiegand; aber er kannte ſie: von Einem oder dem Andern mußt' er ſcheiden. Nun, hat mich denn der leidige Satan? rief er endlich; kann ich loskommen? — mir ſchwant, ich opfere dir mein ganzes Erdenglück. Da, — nimm das Ding, es iſt glühend heiß, — „deſto mehr braucht es abgekühlt zu werden,“ lachte Liſel ihm entgegen; faßte raſch den Ring, und ſchleuderte den theuren Unwerth in das ruhige Waſſer. Er ſank wohl in tiefen, tiefen Grund hinab; ziſchend, wie Peter'n vorkam. In derſelben Stunde ſtieg auch noch ein brauſendes Ungewitter aus der Thalſchlucht auf, und erfüllte des Armen ganze Seele. Ein Menſch, der Unrechtes gethan hat, ja, ſelbſt nur gethan zu haben glaubt, überredet ſich leicht, daß ſeinetwegen der Gott im Gewitterſturm zürne. Vergebens ſuchte ihn die Geliebte durch alle Schmeicheleien der Rede und Gebehrden zu erheitern. Vergebens brach das Blau des Himmels, wie ein großer Saphir, in dem dichten Gewölke durch, und eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren, zogen die Nebel, von der Sonne ergriffen, gleich Schwanenfittichen an der Alpenkette vorüber, und zeigten, indem ſie hie und da zerriſſen, ein Bild der begrünten Felſen, wie in einem Rahmen. Dem beraubten Jungling tönte aus dem, wie er ſagte, geöffneten Himmel nur die Stimme der Verklärten herab mit ewigem Vorwurf. Peter begleitete denſelben Abend die Sennerin auf den Berg. Er war am nächſten Morgen um vieles heiterer. Freundlich-ſonnig war der Tag, und nur aus Gewohnheit, weil er ihn vermißte, dachte er an den Ring der Mutter, und belächelte ſich ſelbſt in ſeinem Vorurtheil, daß er ihm ſo lange die Kraft des Glückes beigemeſſen. Doch bald ſollte ſein Sinn wieder ein anderer werden, und nichts als die Einſamkeit des Gefängniſſes, iſt geeigneter, die brennendſten Wunden troſtlos aufzureißen. Welche Thränenſtröme haben alle Kerkerwände befeuchtet! —

(Schluß folgt.)

◆

Der Jahrestag von Borodino.

Aus einem Schreiben des Ruſſiſchen wirklichen Staatsraths Shukoffsky, an Ihre kaiſerliche Hoheit die Frau Herzogin Maria von Leuchtenberg, Großfürſtin von Rußland.

(Fortſetzung und Schluß.)

In den Augen des verdienten Kriegers ſchimmerten Thränen. Thränen des tiefſten erhabenſten Gefühls; wie ſollte auch das Herz nicht dem entglühn, der nach ſo vielen Jahren, nach ſo vielen Veränderungen des eignen Geſchicks und der Schickſale der Völker, wiederum die Stätte betrat, wo eine der Hauptbegebenheiten der Zeit ſich vollendete, wo er plötzlich ohne Lebewohl von ſo viel tapfern Brüdern ſcheiden mußte. Auf derſelben Stätte erſchien noch ein anderer tapferer Kämpfer des Tages von Borodino, er trat in die Kirche, kniete mehrmals vor den Altarpforten, neigte ſich vor dem Grabe Tutſchkoffs und legte auf das Bethpult ein heiliges Bild, welches wahrſcheinlich ihn am Tage des Kampfes begleitet, als dankbare Huldigung für den Gott, der ihn bewacht hatte. Der Morgen des Feſtes war ſo hell, wie der Morgen des Kampfes. Damals machte ſich die herbſtliche Friſche fühlbar, jetzt war die Luft lau, eine lange Dürre verurſachte einen entſetzlichen Staub, den das ſchwächſte Lüftchen in Säulen erhob. Die Truppen „ungefähr 150,000 Mann,‟ waren in der Frühe an den beſtimmten Orten aufgeſtellt worden. Sie ſtanden in Kolonnen auf den Abhängen der Höhe, worauf ſich jetzt das Denkmal von Borodino erhebt, zu deſſen Fuß Bagration ruht. Auf jener Höhe wüthete damals der heißeſte Kampf, dort fochten Rajeffsky, Barklay, Paskiewitſch, dort ward Jermolff verwundet, dort fiel Kutaizeff, dort donnerten mehr, als 200 Geſchütze Napoleons, dort endlich verwirrte ſich Alles in mörderiſchem Handgemenge. Vom Gipfel dieſes Hügels boten die Truppen ein unvergleichliches Schauſpiel dar; ein Blick umfaßte 150,000 Krieger in gedrängten Kolonnen, deren ſich eine amphitheatraliſch über die Andre erhob. Das Fußvolk ſtand unbeweglich, an den Gewehren glänzte die Sonne, und die Bajonette glichen den ſchimmernden geſträubten Borſten eines gewaltigen kriegeriſchen Ungeheuers. Wo die Reiterei ſtand, Staub, er erhob ſich in Säulen, wie ſchwarzes Sturmgewölk; hinter dem Heere war das Geſchütz aufgeſtellt.

In der Mitte dieſes Amphitheaters erhob ſich das Denkmal, zu deſſen Fuße, innerhalb einer Umzäumung, man eine Schaar ausgedienter Krieger verſammelt ſah, die einſt Theil an dem rühmlichen Kampfe nahmen und von verſchiedenen Orten ſich zu dieſer Feier verfügt hatten. Am bemerkbarſten unter ihnen waren die Invaliden, einige die Hand in einer Binde, Andere einen Verband um den Kopf, noch Andere der Füße beraubt. Einige ſaßen in Erwartung der Feierlichkeit auf den Stufen des Denkmals, Andere ruhten mit abgelegten Krücken am Grabe Bagrations, dieſes einzige Grab war vor den Augen eines aus ganz neuen Geſchlechtern geworbenen Heeres, in ſtiller Größe der Vertreter der Vergangenheit, deren Krieger hier ihr Haupt geneigt hatten und deren Staub die ewig lebende Natur ſo liebend mit ihrem friſchen Grün, mit ihrer duftenden Erndte bedeckte. Noch andere Krieger von Borodino, noch die Waffen tragend, waren zu Pferde und außer der Umzäumung aufgeſtellt.

Der Kaiſer erſchien, er ſprengte durch die Kolonnen, von allen Seiten donnerte das Hurra; Alles ſchwieg wieder. Von Borodino nahte mit Kreuzen und Fahnen ein langer Zug; die Geiſtlichen aller Regimenter, die Prieſter der Hauptſtadt und unter ihnen der erhabene Metropolit von Moskau, bewegten ſich in langen Reihen, unter feierlichem Geſang, am Heere vorüber, zu dem Denkmale, vor dem der Altar erhöht war. Sobald die Prieſter zu ihren Stellen gelangt waren, und der Metropolit am Altare ſtand, herrſchte eine unverbrüchliche Stille, keine Bewegung, kein Geräuſch, es war, als umfingen die Lebenden ſich in einem ſtillen Brüderbunde mit den zahlloſen Todten, die aus dem Staube in die Reihen der Lebenden traten, und ihnen ihren überirdiſchen Frieden einflößten.

Plötzlich aus der Tiefe dieſes wunderſamen Schweigens erhob ſich leiſe eine harmoniſche Stimme, und weithin ertönte es: Wie ruhmvoll iſt unſer Herr in Zion!

Wie ein ſtiller Engel, ſchwebte dieſe Harmonie zwiſchen Himmel und Erde, ſie ſtörte nicht das Schweigen, und doch ſchwieg ſie nicht, ſie war Etwas Geheimnißvolles, Etwas Alles ausdrückendes, ſich bewußt und unbewußt Vollendendes. Das Gebeth ſchwieg, vom Fuße des Denkmals gegen das Heer hinverhallend. Wie ganz anders jener Donner des Kampfes, der vor einem Vierteljahrhundert hier die Erde erſchütterte! Auf einmal ertönte die volle Stimme des Kaiſers, ſein Kommando erſchallte. In tiefes allgemeines Schweigen miſcht ſich allgemeine Erwartung, in dem Augenblicke ruft der erſte Prieſter: Dem großen Kaiſer Alexander, dem Erſten, ewiges Gedächtniß! Da donnern alle Geſchütze, und das ganze Heer donnert einſtimmig nach: Hurra. Aus allen Kolonnen, von allen Höhen erheben ſich Rauchwolken, und unter ihnen, nicht betäubt vom Donner des Geſchützes, hallt die feierliche Stimme des Heeres. Und wie dieſes Hurra, zuerſt aus allen Kolonnen tönend, auf dem einen Ende ſchweigt, beginnt es auf dem andern, vereint ſich wieder in einem einzigen Schrei, unterbricht ſich aufs neue, donnert wieder, und ſchweigt endlich allmählich auf ein vom Kaiſer gegebnes Zeichen. Und doch war dies nur die Wiederholung deſſen, was am Tage von Borodino geſchah, in den Salven des Geſchützes und im Schrei des Heeres vernahmen wir den letzten Nachhall des damaligen Kampfes, dieſer Nachhall war: Ruhm.

Wiederum lauſchte Alles, das Dankgebeth begann abermals, das Heer fiel auf die Knie, mit dem Geſange: Herr Gott, dich loben wir! Der erſte Prieſter beſprengte das Denkmahl mit Weihwaſſer; dann zogen die Prieſter mit Fahnen und Kreuzen wiederum am Heere vorüber, bald verſchwand ihr glänzendes Geleit mit Kreuzen und Fahnen in der Entfernung.

Die Kolonnen bewegten ſich, der Kaiſer ritt vor ihnen her am Denkmal vorüber, neigte tief ſeinen Degen, und blieb vor ihm ſtehn, das ganze Heer zog in bewunderungswürdiger Ordnung vorüber, unter ihm erhob ſich eine ungeheure Staubwolke, wie eine Mahnung des Rauches aus der Schlacht von Borodino.

Endlich ward Alles öde, Alles ſchweigend, die wunderbare Erſcheinung war vorüber, nichts blieb, als das Denkmal von Borodino mit dem Grabe Bagrations unter einem hellen Himmel, und rings umher die friedlichen ſaatbedeckten Hügel.

Hier ſcheint mir der Ort, dasjenige zu wiederholen, was ich bei der Enthüllung der Alexanderſäule ſprach, die Ereigniſſe ſind dieſelben, und ſo auch die Gedanken, die ſie erregen; dies Kreuz, welches dieſes Denkmal des Kampfes krönt, (auf der Alexanderſäule ſteht ein kreuztragender Engel), bedeutet es nicht, daß die Tage des kriegeriſchen Schaffens vorüber ſind, daß für die Größe Alles geſchah, daß das Erobererſchwert der Scheide wieder gegeben und nur zur Bewahrung ihr wieder entfliegen wird, daß die Zeit des friedlichen Schaffens erſchien, daß Rußland, im Beſitze des Seinen, von Außen unbedroht, dem Feinde unzugänglich oder verderblich, kein Schrecken, ein Wächter des ihm verwandten Europa's, nunmehr in eine neue große Periode ſeines Daſeins eintrat; in die Periode der innern Entwicklung, der feſten Geſetzmäßigkeit, der ſturmloſen Erwerbung aller Schätze des Gemeinlebens; daß Rußland, mit ſeinem ganzen Weſten auf das aufgeklärte Europa, mit ſeinem ganzen Süden auf das reiche Aſien, im Norden und Oſten auf zwei Oceane geſtützt, reich durch ein tapferes Volk, durch unermeßlichen Raum für dreifache Völkeranſiedlung und durch alle Gaben der Natur für belebende Gewerbsthätigkeit: gleich einem üppigen Felde von Leben gährt und bereit iſt, eine reiche Erndte bürgerlicher Glückſeligkeit hervorzutreiben, deren Gedeihen derſelben Selbſtherrſchaft anvertraut bleibt, die einſt ſeine Starke gründete und befeſtigte. Ihr Sinnbild erhöhte heute Rußlands Zaar vor Rußlands Augen in jenem kreuzbekrönten Denkmal auf dem Felde der Schlacht: es heißt: Gerechtigkeit.

Liebe und Selbſtſucht.

Auch die Liebe führt doppelte Buchhaltung, jedoch ſo, daß Jeder der Liebenden nur ſeinen Empfang ſich in's Debet ſchreibt, nicht aber was er giebt, in ſein Credit notirt, weswegen er immer vergißt was er giebt und immer nur weiß was er empfängt, ſomit ſich immer nur als Schuldner ſeines oder ſeiner Geliebten, ja, als zahlungsunfähig gegen dieſe weiß, welche Zahlungsunfähigkeit die Verbindlichkeit oder Verpflichtung heißt in der Liebe und ihre Unauflöslichkeit bedingt. Nimmt man darum das Wort: rationell, im modernen Sinn, ſo kann man auch nicht von einer rationellen Liebe, wohl aber von einer rationellen Nichtliebe oder Selbſtſucht ſprechen, welche man ungeſchickter Weiſe Selbſtliebe heißt, da man doch ſo wenig ſich ſelber effektiv lieben, als ſich ſelber umarmen kann, und es immer nur bei der tantaliſchen Sucht ſich ſelber zu bewundern und ſich ſelber zu lieben bleibt, denn man liebt doch nur was man bewundert, und bewundert nur was man liebt.

Fr. v. Baader.

Parabeln und Sprüche aus dem Chineſiſchen.

I.

Einer hatte zwei Frauen, die eine war ſchön, die andere häßlich. Die Häßliche ſchätzte und die Schöne vernachläßigte er.

Als ihn einer um den Grund fragte, gab er zur Antwort:

„Die Schöne weiß, daß ſie ſchön iſt, da weiß ich nicht, daß ſie ſchön iſt; die Häßliche weiß, daß ſie häßlich iſt, da weiß ich nicht, daß ſie häßlich iſt.“

II.

Die Welt hat drei Pforten.

Wer ſeinen Leidenſchaften lebt, geht ein in die Pforte der Thiere; wer den äußern Sitten und Gebräuchen lebt, geht ein in die Pforte der Menſchen; wer aber ſich ſelbſt lebt in der Einſamkeit, geht ein in die Pforte der Heiligen.

Neumann.

* * *

Litterariſche Ueberſichten.

(Als Manuſcript gedruckt.)

Elfride. Trauerſpiel von Hermann Marggraf.

König Edgar von England ließ durch ſeinen Günſtling Ethelwold um die ſchöne Elfride anhalten. Die Reize des holden Mädchens erregten in dem Abgeordneten eine ſo heftige Leidenſchaft, daß er den König, durch einen der Schönen unvortheilhaften Bericht, ſeinen Wünſchen entſagen ließ, und ſie, die er um eine Krone brachte, ſelbſt ehlichte. Seine Treuloſigkeit ward entdeckt, er das Opfer der königlichen Rache, und Elfride beſtieg den Thron, deſſen Geißel und Furie ſie wurde.

Es giebt Stoffe, die durch viele Hände gingen, und noch nicht an den Mann gekommen ſind, der ihnen für immer ſein Siegel aufdrückt. — Unter dieſe rechnen wir z. B. Spartakus, Virginia, Guſtav Adolph, Anna Gray, Anna Boleyn und andere mehr.

Einem Phänomen ſieht es wohl gleich, daß, nachdem Goethe auf immer in den Beſitz des Rieſenſtoffes Fauſt getreten, derſelbe Gegenſtand noch ſo viele glückliche Bildner fand, ein Beweis des Reichthums dieſes Stoffes, und der befruchtenden Begeiſterung, die edle Talente aus einem großen Vorbilde, wie aus einer Ilias, ſchöpfen. Fauſt iſt in der That Goethe's Ilias.

Elfride iſt, unſerer Ueberzeugung nach, nun in die Hände des rechten Mannes gekommen. Dieſes iſt der Dichter des Täubchens von Amſterdam, der Verfaſſer der jetzigen Kultur- und Litteraturepoche Deutſchlands, eines der geiſtreichſten Werke, die unſere Gegenwart ſchildern; ein treffliches Buch das mit wenig Büchern geſchrieben worden iſt, wie es mit einem genialen Commentar zu geſchehen pflegt.

Der Stoff Elfride iſt im Engliſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen häufig zu Trauerſpielen und Romanzen verwendet worden.

Der bekannteſte Bearbeiter iſt Klinger. Seine Elfride wurde im Jahre 1782 geſchrieben und ſcheint ſelten auf die Bühne gekommen zu ſeyn.

Klingers Werke haben Vieles mit denen des Alfieri gemein. Hoheit, Ernſt, Einfachheit, große Züge, aber wenig Mannigfaltigkeit der Sprache, wenig Uebergänge, wenig Vorbereitung, und eine idealiſche Allgemeinheit des Bodens und des Himmelſtrichs, eigentlich, wenn wir ſo ſagen dürfen, wenig Vegetation.

Seine Elfride ſchildert in nichts England und die Zeit, worin ſie ſpielt. Die Perſonen gehören ſämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert, und nennen ſich untereinander Sie.

Es kann einem Werke an dramatiſchem Leben fehlen, und dennoch in ihm die Kraft des Dichters unverkennbar ſeyn. So geſchieht es mit Klingers Elfride. Alle Zugabe der Geſchichte hat der Dichter abgelehnt, er hat ſich, wie Alfieri, mit dem Skelett einer Erzählung begnügt, eine und dieſelbe Sprache tönt aus jedem Munde, doch ein raſches Fortſchreiten der Handlung, kräftige Seelenſchilderungen ſteigern unſere Aufmerkſamkeit oft bis zur Bewunderung. An wenig Stellen Farbe, aber allenthalben Muskelkraft. Die Scene, wo Elfride, mit der Abſicht ihr Aeußeres zu entſtellen, und dem Könige nicht zu gefallen, ſich auf's Reizendſte ſchmückt, iſt ſo herrlich, daß man es dem jungen Dichter nicht hätte verargen können, wenn er ſie dem alten Meiſter entlehnt hatte.

Marggraff hat ſeinen Stoff in voller hiſtoriſcher Poeſie aufgefaßt. Es iſt Englands Erde, Englands Luft, Englands Schickſal und Sagen. Es iſt eine nordiſche Nemeſis in dieſem Trauerſpiel.

Verhängnißvoll häuft ſich auf das Unrecht Ethelwolds, des untreuen Dieners, das Verbrechen des Königs Edgar und der leiſeſtachelnden Elfride. Schon hat der Dichter vermieden, aus Edgar einen niedrigen Mörder und aus Elfriden eine gemeine Buhlerin zu machen. **Edgar** ſieht ſeines Dieners Bogen aus dem Gebüſche gegen ſich geſpannt, er ſieht es vielleicht, weil er es zu ſehn wünſcht, und Elfride ſagt ihm nicht ganz mit Unrecht, nachdem der Mord geſchehn:

„Es war nur das Geſpenſt
Von einem Manne, das Ihr habt getödtet.“

Aber ſchon mag ſie keinen Theil an der That, die ſie mit ihm verübet. Um ihn zurückzuſtoßen, und ihr Gewiſſen zu täuſchen, ruft ſie aus:

Wie athm' ich frei! —

Sie hat ihn nicht geliebt — und ſchon liebt ſie ſeinen Sohn.

Von nun an läßt Elfride, von dem furchtbaren Baſtard Ingwar berathen, den König an einer That ſterben, die er für ihren Beſitz und für ihre Größe beging. Wahr und groß iſt dieſe ſchleichende Hinrichtung des Schuldigen, mit dem Beil ſeines eignen Bewußtſeyns.

Elfride,

ruft er aus:

„Ihr ſahet doch auch, wie er den Bogen ſpannte?“

Elfride erwiedert mitleidslos:

„Nein, wirklich nicht, mein König.

und Edgar ſeufzt:

„Oh, das iſt ſchlimm, — dann war es offner Mord,
Und keine Nothwehr!“

Lady Macbeth, ſo ſehr ſie eine Furie iſt, ſtreitet ihrem Gemahl ſeine Gewiſſensbiſſe ab. Elfride erſchwert dem ihren ſein ſchreckliches Krankenlager des Vorwurfs und der Selbſtverwerfung.

Aecht dichteriſche Seelenkenntniß und hohe Gewalt der Darſtellung gehen in dieſem ganzen Stücke Hand in Hand.

Ein ſchuldloſes, edles Paar, Eduard, Edgars Sohn, und Edburga, des Primas Nichte, ſind die guten Geiſter des Gedichts, ſie empfangen des Königs letzten Seufzer.

Elfride hat Edgar umſonſt gemordet, und vergeblich ſeinen Sohn geliebt. Sie muß noch einmal morden, und dießmal den Geliebten. Der Baſtard errath ihren blutigen Wunſch, wie ſie einſt den Edgar's, er vollführt ihn raſch, und füllt ihr den Todesbecher.

Elfride ſtirbt auf dem Throne an Gift und Reue, ihr Sohn, des gemordeten Ethelwolds Sohn, erbt, auf Edburgens Schooß, unter einem andern Segen, als dem der ſchuldigen Mutter, die blutige Krone, und es fällt ein Verſöhnungsſtrahl auf die erfüllte Sühne.

Die Nebenperſonen des Stückes ſind ſo meiſterhaft gezeichnet, daß ſie kaum Nebenperſonen heißen dürfen. Ingwar, Edgars natürlicher Sohn, iſt der ſchlimmſte Gedanke, der mehr oder weniger jeden im Stücke antritt, ſein eigentliches Opfer wird aber Elfride, die er geliebt.

Als dämiſche Ahnung murmelt Athelgiwe, die Greiſin, eine belaartige Kaſſandra. Die Weiſſagung des Nordens trägt einen Charakter der Schadenfreude und des Uebelwollens, den die der griechiſchen Welt nicht hat, ſie wittert mehr die Zukunft, als ſie ſie vorausſieht. Tireſias und Kaſſandra prophezeihen mit tiefer Trauer, Athelgiwe wirft ihre Sprüche, nie warnend, immer ſpottend, um ſich.

„Was kümmert's Athelgiwen“ —

Man ſieht, daß ſie, befragt, nicht antworten würde.

Die Diktion dieſes Stückes iſt nicht nur überraſchend und glänzend, ſondern auch treffend, und an kein Vorbild erinnernd.

Nur einen einzigen Ausdruck, deſſen ſich Ingwar im zweiten Akt, vierten Auftritt, bedient, nämlich

„Fort —

wünſchten wir verſchwunden zu ſeh'n, indem er uns ſtörend und zeitwidrig ſcheint.

Wir glauben nicht in dieſen Zeilen das hohe Verdienſt dieſes Stückes erſchöpft zu haben. Dichter lieben es mit Recht nicht, wenn man Stellen anführt, und doch lieſ't Jedermann ſo gern mit dem Bleiſtift; einem Leſer dieſes Gedichtes konnte gar wohl begegnen, was dem lieben Gellert bei einem Werke Hallers widerfuhr:

„Ich nahm mir vor, mit einem Strich
Die beſten Stellen zu bemerken,
Und als ich fertig war, ſah' ich [illegible] Strich.“

M....

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 5.

Probeblatt.

Deutſche Theeblätter.

Herausgegeben und verlegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 37.** 1839.

Gedichte von Friedrich Rückert.

4.

Gaſel.

Mein Herz, du haſt zu tragen; trage nicht
Zu ſchwer! du haſt zu klagen; klage nicht!

O murre nicht, daſs dir der Himmel ſchickt
Die Prüfung; wann ſie endet, frage nicht!

Sie kam, eh du es ahnteſt, und eh
Du's hoffteſt, kann ſie gehn; o zage nicht!

Wenn ſtreng den Uebermuth daniederſchlug
Das Schickſal, Herz, in Unmuth ſchlage nicht!

In Demuth unterwirf dich dem Gericht,
Und mit dem Herrn zu rechten wage nicht!

Beſchieden ward dir mehr als du verdient;
Daſs man verkürzt dich habe, ſage nicht!

Steck' in Entſagung niedriger das Ziel
Dem Wunſch', und nach Verſagtem jage nicht!

◆

Der Ring der Mutter.

Eine Criminalgeſchichte, erzählt von Carl Fernau.

(Schluß.)

Des Lebens glückliche Stunden hatten ausgeſchlagen. Es iſt etwas Eigenes, den Muth, das Vertrauen auf Glück und Heil zu verlieren. Peter verlor beides mit dem dahin gegebenen mütterlichen Ehering. Noch hätte er ſich ſelbſt dieſen Talisman vielleicht erſetzen, den alten Glauben wiederherſtellen können, wenn er raſch zur Verheirathung geſchritten wäre. Unſchuld, ſagt man, errettet oft vom Verderben. Aber ein böſer Geiſt gab ihm Anderes ein. Stärker als zuvor feſſelten ihn die Bande der Alpenliebſchaft. Eines Sonntags ſchlenderte er, nur des Abends gedenkend, wo er auf den Wendelſtein gehen wollte, in Flur und Wald umher, und mehr zum Zeitvertreib als aus [illegible]dürfniß ſuchte er ſich einen ſchönen Ge[illegible]ck aus, den er, wie das häufig dort ve[illegible] iſt, künſtlich ſchnitzen wollte. Bald [illegible] er leiſes Geſtöhne; er blickt um ſi[illegible] wahrt die Schweißſpur eines Wild[illegible]olgt ſie und findet einen verach[illegible]bock. Unbedacht, von eingelernter Luſt getrieben, wohl auch um ſich ſeinen Jagdgenoſſen gegenüber rühmen zu können, als hätte er das Wild ſelbſt erlegt, giebt er ihm den Fang und zieht es in's Gebüſche. Aber in demſelben Augenblick donnert ihm ein „Halt" zu; — der Jäger ſteht mit gezieltem Rohr vor ihm. Peter Wiegand hält nicht; er ſpringt hinter einen Baumſtamm, während ein vergeblicher Schuß fällt; er ſtürzt wieder hervor, während der Schütze durch ungeſchickte Bewegung ihm in die Seite zu kommen ſucht. — „Nun iſt's an mir, Elender!" ſchreit ihm der Unglückliche zu; denn mit dem einen Sprung hatte er auch dem Jager den Doppellauf entriſſen. — „Halt, ſag' ich;" aber indem er's ſagte, durchbohrte auch die Kugel des Dienſtmanns Herz. Er fiel todt zu Boden. Wiegand geſteht nur, und es iſt an ſeiner Ausſage nicht zu zweifeln, daß er ohne Vorbedacht, im Ungeſtüm des Augenblicks, in Sinnverlohrenheit abgedrückt habe. Es war alles nur ein Moment. Genug: — der Verbrecher flieht mit dem Gewehre des Getödteten — Wilddiebſtahl, Todtſchlag, Raub, in Einer unvorhergeſehenen, entſetzlichen Minute begangen; dreifache ſchreckliche Schuld in einem überraſchten Herzen. In der Nacht holen Peters Kameraden das Wild ab und bedecken die Leiche des Förſters. Der Thäter ſelbſt flüchtet auf die Rothalm, in die Arme — der Getreuen? Nein, nein! hier zerfleiſcht zum erſtenmal Eiferſucht ſeine zermalmte Bruſt; doch findet er, wo ſein Nebenbuhler, Aufnahm' in der unwirthlichen Nacht. Als er endlich mit der verdutzten Schönen allein, iſt ſein erſtes Wort der furchtbare Schrei: „Liſel, gieb mir den Ring heraus, oder ich muß mich hinunterſtürzen in den naſſen Abgrund. Mein Glück iſt hin! Alles iſt verloren!" — Die Sennerin beruhigte ihn ſo weit, daß er ihr das Vorgefallene erzählte, aber ſie ſchauderte ſelbſt über das, wie des Himmels unverhoffter Blitz, herabgeſchleuderte Verhängniß. „Liſel, du mußt mir jetzt für lang eine Freiſtatt auf deiner rauhen Alm geben!" — „Kann das ſeyn, Peter?" fragte die Dirne. „Der Benno hat dich vorhin bei mir geſehen; wenn du vermüßt wirſt unten, — ich mag' das nicht." „Du kannſt mich ja verſteckt halten", meinte Peter. „Der Benno wird mich doch nicht verrathen, — unten kann ich nicht ſeyn; ich bin zu unruhig da drin, ich müßte mich ſelbſt angeben; ich bin's ja nicht gewohnt, zu rauben und zu morden." Liſel zauderte überlegend. „Ich bitt' dich, Liſel," fuhr der Flüchtling erſchrocken fort, „haſt du ſo wenig Lieb' zu mir?" — — Endlich ward ihm die Freiſtatt eingeräumt. Aber nicht lange. Das begangene Verbrechen ward ſchnell ruchbar. Verdacht fiel, wie natürlich, gleich auf Wiegand; man ſuchte ihn auch auf der Kothalm, jedoch man fand ihn nicht. Die ſchöne Liſel ſchützte ihn; noch hatte ſie für den mit Einem Schlag vom Schickſal hartverfolgten Mann Liebe und Erbarmen. Aber das Mitleiden eines nicht ganz edlen Gemüthes dauert nicht. Des Verbrechers Aufenthalt fiel der Sennerin beſchwerlich. Ihre Neigung wechſelte, um Wiegand war es geſchehen. Sie hatte ihm kurz vorher, ehe ſie ihrer Sicherheit ihre Treue zum Opfer brachte, den Vorſchlag gemacht, nach dem nahen Tirol zu entfliehen; doch er bat ſie, ihn noch auf der Alm zu belaſſen, bis alles mehr „verraucht ſey", wie ſich Peter ausdrückte. Das konnte ewig dauern, dachte Liſel, und von Tag zu Tag handelte ſie mehr und mehr als das, was ſie doch eigentlich war, und wozu bloße körperliche Reize ohne innern Halt das Weib ſo leicht hinführen. Sie ſelbſt, Peters überdrüſſig geworden, machte nach wenigen Wochen Anzeige bei Gericht, und dießmal entging der Unglückliche nicht den Händen des Dieners der Gerechtigkeit. Gefeſſelt brachte man ihn nach Miesbach in's Criminalgefängniß, gefeſſelt mußte er dort lange Monate verſeufzen, weil der Detentionsort an ſich nicht die nöthige Sicherheit gegen Fluchtgefahr darbot. Endlich war ſein Proceß am Ausgehen. Das Urtheil lautete auf zwölfjährige Zuchthausſtrafe, in M. zu erſtehen, und der Tag zu Wiegands Abführung dahin ſtand nahe bevor. Der Gerichtsdiener der Frohnfeſte zu Miesbach war aber von Jugend auf Peters Freund und Genoß geweſen. In vertrauter Stunde ſprachen ſie daher in der letzten Woche zuſammen. „Franz," ſagte Peter," ich möchte doch wiſſen, was die Liſel vom Wendelſtein macht, ehe ich nach M. komme; denn dort werde ich wohl ſo bald nichts mehr von ihr erfahren. Franz, ich bitt' dich, erzähl' mir was von ihr, ich kann ſie halt immer nicht vergeſſen, — wenn ſie nur meinen Ring, um den ich ſchon vielmal geweint habe, nicht in den See geworfen hätte. Franz, ſag' mir, iſt ſie nie dageweſen, und hat mit mir ſprechen wollen?" „Niemals," erwiederte der Gerichtsdiener. „Vergiß ſie, ſie iſt ein wetterwendiſch Ding. Sie hat's jetzt mit dem Benno, und der wird auch bald abgethan ſeyn." — „Niemals dageweſen!" ſeufzte Peter, „und ſie iſt doch ſoviel an meinem Unglück ſchuld." — „Ja, Peter, da haſt du recht, ſo ganz viel ſchuld; denn wenn ſie dich nicht bei uns angegeben hätte," — „was", unterbrach ihn der Gefangene, „ſie mich angegeben? Unmöglich — die Liſel, meine Liſel, die mich drei Wochen auf der Alm verſteckt gehalten" — „Sie hat dich verrathen, Peter" — — „Nun, ſo gnad' ihr Gott," war Peters letztes Wort für den Abend. Er unterdrückte, was weiter in ihm vorging. Was er die Nacht darauf erlitt, ſchildert er ſelbſt als herzzerſchneidend. Am nächſten Abend, — es war bereits Herbſt, hatte er von ſeinem Gefängnißwärter bewirkt, auf ſein Ehrenwort hin, gegen Geſetz und Wiſſen des Richters, ſeine

Anomalie im Dienſt, die dennoch hie und da ſchon ſtattgefunden) auf eine Nacht freigelaſſen zu werden. Er gab vor, ſein Hausweſen noch ordnen zu wollen. Was indeſſen in jener Nacht, wo er außer dem Criminalgefängniß ſich befand, geſchehen, kam erſt einige Jahre ſpäter zur Erfahrung des Gerichtes. Peter war am Morgen nach ſeiner Entfernung wieder in Miesbach zurück, und wurde, wenige Tage darauf, nach M. zur Erſtehung ſeiner Strafe abgeliefert. Dort, nachdem er bereits einen Theil derſelben gebüßt, verlangte er plötzlich, vom Gewiſſen gepeinigt, ein Verhör, und gab folgende Erklärung ab:

„Weil ich vernommen habe, daß der Miesbacher Gerichtsdiener Franz geſtorben iſt, es ihm alſo nicht mehr ſchaden kann, was ich ſage, ſo geſtehe ich, daß ich in der Nacht vom 20. auf den 21. Sept. 182. mit ſeinem Willen außer'm Gefängniß geweſen bin. Er wußte, daß ich mein Wort, wiederzukommen, halten würde, dachte aber nicht von ferne, was ich vorhatte. In ebenderſelben Nacht iſt die Kothalm auf dem Wendelſtein abgebrannt; das Alpenvieh war ſchon faſt herunter, aber die Sennerin, die man die ſchöne Liſel geheißen, iſt in den Flammen umgekommen. Man hat ſich wohl nicht denken können, wer das gethan hat, und glaubte vielleicht, es ſei aus Unvorſichtigkeit angezündet worden. Aber nein; ſo wahr ich lebe, ich bin der Thäter, ich habe die Hütte und habe die Sennerin mit verbrannt. Ich machte ſie glauben, daß ich frei geworden wäre, und ſie ahnte nicht, daß ich gekommen, um ihren teufliſchen Verrath und Treubruch zu beſtrafen. Ich gab ihr mit einem Meſſer in's Herz den Todesſtoß. Rache iſt eine Freude, und der Mond, die Saalwand, der Hochmieſing, Brechenſpitz und wie die Berge ringsum alle heißen mögen, müſſen mich hellauf lachen gehört haben, als die Sennhütte in Flammen aufging. Der Waſſerfall an der Kaiſerklauſe hat mich nachher wild geſchreckt, und ich bin fürchterlich gelaufen. Die Dirn' hat's verdient; denn ſie hat mir das Theuerſte geraubt, all meine Ruh' und mein Glück, jenſeits und auf Erden. Sprechen Sie mir das Leben ab, Herr Commiſſär, aber leid thut mir's doch, daß ich grad' um ihretwillen ſterben muß." —

Wir fügen dieſem wörtlichen Geſtändniß Peter Wiegands nur die Schlußnachricht noch bei, daß er wegen des vorſätzlichen, abentheuerlichen Mordes allerdings vom höchſten Tribunal des Landes zum Tode verurtheilt, von dem Könige aber zur Kettenſtrafe begnadigt worden iſt, wie bereits aus dem Eingang unſerer Erzählung hervorgeht.

* * *

Pariſer Skizzen

von Stephan Schewireff, Profeſſor der Litteraturgeſchichte zu Moskau.

I. Sammelplätze.

Nichts iſt leichter in Paris, als mit den franzöſiſchen Litteratoren bekannt zu werden; ſo liebenswürdig, ſo zugänglich, ſo gaſtfreundlich ſind ſie. Nichts iſt aber ſchwerer, als ſie verſammelt zu ſehn. Hiezu wäre wenigſtens das jüngſte Gericht erforderlich. Auch dort, glaub' ich, würden ſie ſich ſo weit auseinander halten, daß man ſie im Ganzen nicht bemerkte.

In Frankreich hat Alles ſeine Verſammlungsorte. Staatsmänner aller Partheien haben den Salon der Tuillerien und die Kammern, Weltleute die Salons der Vorſtadt Saint-Germain und den Garten der Tuillerien am Freitage, Gelehrte das Inſtitut, Kaufleute die Börſe, Studenten die „chaumière", Poiſſarden den Markt der Unſchuldigen; (le marché des innocens) Ertrunkne und Selbſtmörder die Morgue; nur die Litteratoren in Paris haben keinen gemeinſchaftlichen Verſammlungspunkt!! und doch ſind die Franzoſen das geſelligſte Volk in Europa.

II. Franzöſiſche Akademie.

Gewiß kann man die Akademie der Vierzig nicht einen Vereinigungspunkt der franzöſiſchen Litteratur nennen. Dieſe Vierzig bilden bei weitem nicht den vierzigſten Theil der franzöſiſchen ſchreibenden Welt. Außerdem ſind nur die feierlichen, akademiſchen Sitzungen öffentlich, die übrigen geheim. Die Akademie feiert nur vor Aller Augen, aber wirkt im Geheim.

Außerdem ſind die Akademiker eine beſondere Gattung von Litteratoren, in Uniform, mit Degen und nach der Vorſchrift; die Akademie iſt eine Art von litterariſcher Gerichtsſtelle, wo Dramen, Oden, Epigramme numerirt in's Protokoll eingetragen werden, wo der Litterat zum Beamten wird und die Muſen, als Invaliden, einen Gnadengehalt vom Staate beziehen.

Die franzöſiſche Akademie gehört zu den Widerſprüchen, welche man nicht ſelten in Paris antrifft. So iſt zum Beiſpiel der Platz, wo die Kammer der Deputirten und das Schloß der Tuillerien am meiſten in die Augen ſpringen, der Platz der Eintracht benannt, (la place de la concorde.) Der König der Franzoſen, deſſen Hof eine Art von Sicherheitskäfig iſt, hat aus ſeinen Fenſtern die Ausſicht der eliſäiſchen Felder, — ein ſich ſelbſt bietendes, treffendes Sinngedicht! die Straße des Friedens führt zu der Säule Vendôme. So iſt auch in dieſem neuen Paris, das alles Frühere zerſtörte und dahin gekommen iſt, alles Geſtrige als veraltet zu ſchelten und über Alles Gebrauch und Ueberlieferung zu haſſen, jene halbchineſiſche Einrichtung ſtehn geblieben, ich meine die vierzig myſtiſchen Lehnſtühle, wo der Litterator, wie eine Schnecke, an ſeinen Sitz befeſtigt iſt.

Es giebt Länder, wo die Menſchen noch an der Scholle haften. Was iſt alſo daran außerordentlich, wenn in Paris es Schriftſteller giebt, die an dem Lehnſtuhl haften? Was iſt ſonſt nicht öffentlich, nicht offen in Frankreich? Die Politik, die Gerichtshöfe, die Wiſſenſchaften, die Verderbtheit, — Alles liegt am hellen Tage, Alles vor den Augen des Volks; Offenheit iſt der edle, hervorſpringende Zug des franzöſiſchen Lebens. Nur die Akademie der Wiſſenſchaften verſchweigt ihre Sitzungen, ſie allein ſchließt feſt ihre Thüren, wie zu einem unanſtändigen, die Sitten kränkenden Rechtshandel. Und doch ſtehn die akademiſchen Lehnſtühle in hohen Ehren — und wir laſen kürzlich in den Zeitungen, daß einer der Napoleone der heutigen franzöſiſchen Litteratur, Victor Hugo, um einen der leer gewordenen angehalten, und ſich an ihre verſchloſſenen Thüren dränge.

Wo Geheimniß waltet, iſt der Geſelligkeit der Stab gebrochen. Aus dieſem Grunde wird die franzöſiſche Akademie niemals eine Centralſtelle der franzöſiſchen Litteratur ſein. Sie iſt dem offenliegenden und tageshellen Leben entgegengeſetzt. Aus demſelben Grunde ſpielen die Akademiker unter den franzöſiſchen Schriftſtellern die Rolle von Nacht- unter Tagesvögeln. Wenn, durch einen ſeltſamen Widerſpruch, die Letztern nach jenen ruhigen Lehnſtühlen gelüſtet, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie müde geworden, daß es ihnen Zeit ſcheint, mit den Andern einzuſchlummern, daß ſie den freien Beruf eines Schriftſtellers in einen amtlichen Titel verwandeln wollen.

III. Schriftſtellerwelt.

Und nun abgethan mit den Akademikern! Ich will von der lebendigen Welt derjenigen Schriftſteller Frankreichs ſprechen, welche in allen Winkeln des weiten Paris, in allen ſeinen glänzenden Salons, in ſeinen dunkeln Bodenkammern zerſtreut ſind, — von denen, welche täglich über ganz Frankreich und über die ganze aufgeklärte Leſewelt einige Romane, Erzählungen, Novellen, Trauerſpiele, Melodramen, Dramen, Opern, Vaudevilles, Kritiken, Fragmente, Artikel ausſchütten, die alle Buchläden und Bühnen Europens erobert, die die Herzen aller Leſer an den Ufern der Seine, der Wolga und des Jeniſeis erregen oder verführen, deren bürgerliches Daſein aber, d. h. deren litterariſches Eigenthumsrecht erſt in dieſem Jahre von der franzöſiſchen Geſetzgebung anerkannt worden iſt. Dieſe Litteratoren auch haben in Paris keine geſellſchaftliche Verſammlungsſtätte.

IV. Litterariſche Sonnen und Nebenſonnen.

Die franzöſiſche litterariſche Welt läßt, wie die ganz Europens, mit einer mondloſen Winternacht ſich vergleichen, wo ſelbſt die hellen Planeten häufig mit Wolken bedeckt ſind und am meiſten die Milchſtraße erſcheint, die ſelbſt das ſchärfſte aſtronomiſche Auge ermüdet. — Blicket anhaltender hinauf, ſo werdet ihr doch zuletzt abgeſonderte, hellere Sterne erkennen und in dieſen Familien von Sternen kleine Sonnen gewahren, um welche ſich kaum bemerkbare Trabanten bewegen, die ſich mehr und mehr in den dunkeln Tintenäther des ſchreibenden Frankreichs verliehren. Dieſe Sonnen zählen ſich leicht, ihre Namen ſind dem ganzen leſenden Europa bekannt: Georg Sand, Viktor Hugo, Alfred von Vigny, Dumas, Eugène Sue u. ſ. w. Aber die Trabanten kann kein kritiſcher Frauenhofer zählen: jeder Tag erzeugt ihrer Neue.

Alle Hauptſonnen der franzöſiſchen Litteratur wohnen ſehr fern von einander und haben faſt keine Beziehung unter ſich, ſo daß der Strahl der Einen nicht zu den Andern dringt. Jeder von dieſen Herren hält ſich für einen Napoleon, für einen Eroberer des litterariſchen Scepters. Jeder von ihnen hat ſeinen kleinen Hof, ſeine Umgebungen, welche den Glanz ſeiner Sonne verbreiten, in der Hoffnung, verſteht ſich, mit der Zeit ein eignes Syſtem zu bilden.

Um mit allen Litteratoren von Paris bekannt zu werden, iſt durchaus nothwendig, vor allen dieſen Sonnen ſich nach der Reihe zu verneigen, dann werden auch alle Trabanten euch vertraut werden. Indeß muß man hierin ſehr behutſam verfahren, denn ein früher bei Dumas gemachter Beſuch kann ſehr beleidigend für Victor Hugo werden, und ſo umgekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Monatliche Theaterſchau.

Erſter Artikel.

Eugen Aram, Trauerſpiel in 5 Akten, von L. Rellſtab, nach Bulwer's Roman gleiches Namens.

Seit der Roman und die Novelle in der Litteratur ſo allmächtig geworden ſind, daß ſie Leben, Kunſt, Wiſſenſchaft, Societät, Politik mit ungeheurer Rapidität verſchlungen, ſeitdem ſind ſie oft Fundgruben für die dramatiſchen Dichter geworden, oder dieſe nehmen vielmehr, aus Mangel eigner Erfindungsgabe, zum Behufe leichterer und bequemerer Fabrikation, aus ihnen die präparirten Stoffe, die ſie beliebig zu Akten und Scenen zuſchneiden. Die franzöſiſchen Litteraten gehen noch weiter; ſie geben dem Pariſer Publikum zuerſt eine artige Erzählung, in Feuilleton-Artikel vertheilt, zum Beſten; und wie ergötzend, wie überraſchend, die Erzählung nach einiger Weile in anderer Geſtalt, in dramatiſcher Form, in Einem Ueberblick wieder zu genießen; das, was zuvor unbeſtimmt vor der Phantaſie ſchwebte, was ſich in epiſcher Breite auseinander zog, jetzt leibhaftig vor ſich figuriren und in ein ſichtbares Bildchen zuſammengezogen zu ſehen! Man klatſcht über das Kunſtſtückchen, man bewundert den Autor, der dieſelbe Sache von einer Form in die andere hinüber zu ſpielen vermag! — Ob aber die Bühne durch Stücke, die auf ſolche Weiſe entſtehen, gewinne, das iſt eine andere Frage; und wir brauchen nicht nach Beiſpielen zu ſuchen; denn ein ſolches Beiſpiel liegt uns eben vor.

Wenn man auch nicht wüßte, daß dieſer Eugen Aram nach dem bekannten Roman bearbeitet iſt, ſo müßte man es errathen; ſo äußerlich aneinander gekittet ſind die Scenen, ſo künſtlich und auf bloſſen Theatereffekt berechnet die Situationen, ſo unmotivirt die Handlung.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, wie der Roman und das Drama ſich gegeneinander verhalte; wir wollen den Roman vergeſſen, und bloß das Drama im Auge behalten. Freilich iſt urſprünglich der Roman ſchuld, daß ein ſo ſonderbarer, unbegreiflicher Charakter, wie der Eugen Aram's, auf der Bühne erſcheint. Das wäre denn ein Held von ächt romantiſchem Schnitt! eines jener ſocialen Ungeheuer, die, um eines Zweckes willen, vor keinem Mittel zurückbeben, eine jener Naturen, die vom Wiſſensdurſte gequält, ſelbſt Mord und Todtſchlag für erlaubt halten, um ſich die Mittel zu erwerben, jenen Durſt in ungeſtörter Muße ſtillen zu können. Nun wollen wir der Romantik einen ſolchen Charakter wohl zugeben: es giebt Abgründe im menſchlichen Gemüthe, woraus die ungeheuerſten Maximen, als ganz rechtmäßige, natürliche Geburten ſteigen; es giebt einen verzehrenden Durſt nach Wiſſenſchaft, der den von ihm Gequälten antreibt, Alles zu wagen und alle Geſetze, alle Pflichten für nichts zu achten. Solche Charaktere ſind pſychologiſche Probleme; ſolche außerordentliche, romantiſche Mörder ſind recht geſchaffen für den analyſirenden, breiten, ſocialen Roman! Das iſt ein Feld für den Romanſchreiber! Hier übe er ſeine Feder, um eine ſolche Menſchennatur in allen ihren Widerſprüchen darzuſtellen, wie ſie einerſeits in Einſamkeit brütet, andrerſeits doch wieder zum geſellig ſchönen Menſchenleben zurückblickt; wie ſie zwiſchen Nacht und Tag, Himmel und Hölle ſchwebt. Der Roman folgt einem andern Geſetz, als das Drama. Er kann ſeinen Helden in die wunderbarſte Situation verſetzen; kann den Zufall ſpielen laſſen, kann durch Reflexionen, durch ſophiſtiſche Redekünſte das Wunderlichſte plauſibel machen. Aber das Drama? — Vom dramatiſchen Dichter dulden wir nie ſolche phantaſtiſche Sprünge; wir verlangen einen feſten, charakteriſtiſchen Kern der Handlung; hier muß alles hübſch natürlich und conſequent auseinanderfolgen, und innerlich zuſammenhangen. Geſetzt auch, dem Dramatiker fällt es ein, einen ſolchen Romanhelden zum Theaterhelden zu erheben, ſo wird es ſeine erſte Sorge ſein müſſen, uns von der Wahrheit des Charakters zu überzeugen. Einen Mann, in deſſen Innern einmal ein ſolcher Glaube wohnen konnte, daß man, um der Wiſſenſchaft willen, Todtſchlag üben dürfe. — von einem ſolchen Menſchen fodern wir eine eherne Stirn, eine große Entſchiedenheit, ein eiſiges Herz im Buſen; oder vielmehr gar kein Herz; denn nur da, wo die Quelle ſanfterer Menſchlichkeit vertrocknet iſt, konnte einſt jene furchtbare Maxime ſich bilden und in That übergehen.

Wie ſieht nun aber der Eugen Aram des Hrn. Rellſtab aus? O das iſt ganz ein anderes Weſen, freilich ein ſehr unbegreifliches Weſen, aber doch ein Weſen, um fünf Akte hindurch Zeit zu haben, uns zu zeigen, wie zärtlicher Liebe er fähig ſei, wie ihn die Geſpenſter des Mordes verfolgen, wie weich ſein Herz, wie gequält ſeine Seele, wie reuig ſein Inneres ſei. Einer von den beiden Arams iſt nothwendig Lügner: entweder der, der den Mord beging, der wiſſenſchaftliche Heros, oder der zärtliche, weiche, ſenſible Aram. Will er aber nicht als Lügner gelten, nun ſo zeige er uns das Band, das Engel und Teufel in ſeiner Bruſt verknüpft; ſo enthülle er uns, wie er umgewandelt wurde, wenn wir ihn für eine Wirklichkeit, nicht für ein bloßes Theatergeſpenſt halten ſollen, das, aus dem romantiſchen Nebel geſtiegen, hier auf der Bühne ſein Scheindaſein fortſetzen möchte. Hätte Herr Rellſtab doch nur etwas gethan, um den Widerſpruch zu mildern! Wir wollen ja gern glauben, daß in der Bruſt auch des verſtockteſten, hartnäckigſten, wiſſenſchaftlichen Einſiedlers wieder ſanftere, zärtliche Regungen erwachen; wir wollen gern an die Allmacht der Liebe glauben, die durch ein Paar ſchöne Augen Wunder wirkt; wir wollen gern glauben, daß das Herz des zarten Mädchens von der düſtern, gelehrten Einſamkeit des Aram ſo gefeſſelt wurde, daß ſie für ihn eine Neigung auf Leben und Tod faßte; wir wollen alle Umwandlungen des Helden gelten laſſen und ſogar die Beinverrenkung überſehen, womit der Dichter ſeine zärtliche Dame heimſucht, damit er ſie doch in die Studierſtube Arams einſchwärzen könne; wir wollen ferner auch gerne geſtehen, daß es ein ſchönes, ein rührendes Schauſpiel iſt, zu ſehen, wie ein verirrter Geiſt wieder dem Leben, der Societät näher gebracht wird; wie ſein erſtarrtes Herz, ſein finſterer Sinn wieder empfänglich wird für ſanftere Regungen; wie die Liebe, in Geſtalt eines Mädchens, der rettende Engel wird, der die Dämonen ſeines Gewiſſens beſchwichtigt und Frieden und Ruhe in's verdüſterte Innere zurückführt. — all' das wäre gut und recht; aber der Dichter hätte dieſe Situation, dieſe Umwandlung, dieſes Charakteriſtiſche aus dem Innern entwickeln und, innerlich motivirt, nicht aber durch bloße Scenenveränderungen und Theatermaſchinen, herbeiführen ſollen. Man fühlt es, man ſieht es: all' dieſe Figuren und Scenen ſind da, um Effect zu machen. Das iſt Alles. Wir ſehen lauter Wirkungen ohne Urſache, lauter Scenen ohne poetiſches Band, lauter Knall ohne Blitz. Alles iſt ſchon vor dem Drama geſchehen; nichts geſchieht mehr; und was geſchieht, iſt unbegreiflich und widerſpricht ſich ſelber. Und ſo wäre denn das Reſultat dieſer langen Erörterung kurz dieſes, daß Herr Rellſtab ſich der Situationen, der Figuren, einiger Motive des Romans bemächtigt und ſie über das Brettergerüſt geſpannt habe, um zu ſehen, wie ſich das ausnehme; der Geiſt, die Seele des Romans aber ließ ſich von ihm unglücklicher Weiſe nicht bannen und — blieb hinter den Couliſſen.

Die Darſtellung war durchaus gelungen. Was ſich nur thun läßt, um den Widerſpruch im Charakter des Aram zu mildern, um das Verdüſterte und Sanftere, das Wilde und Edle in Ein Bild zu verſchmelzen, das hat Hr. Dahn geleiſtet; in ſeinem Spiele bricht aus dem düſteren Hintergrunde der Seele, aus der Nacht des Innern, von Zeit zu Zeit und in den gehörigen Pauſen, jenes ſanftere Licht des beſſeren Gefühls, der milden Menſchlichkeit und ruft unſere Sympathie mit einem Schuldbewußten auf, der aus ſeinem Irrthum, aus ſeiner innern Qual zur Freiheit und zum Frieden ſich emporringen möchte.

Auch Herr Heigel war trefflich in Darſtellung ſeines Charakters, (Richard Brandon) der noch am meiſten lebendige Wahrheit im Stücke hat. Die Uebrigen ſpielten gut.

Dr. Wolfgang Erich.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Peruſagaſſ. Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

hervorgerufen und gepflegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 38.** 1839.

Herz, Mund und Hand.

Epiſtel an * * * Grafen von * * *

bei Rückſendung eines geliehenen Handſchuh-Paares.

Beſtürzt, vernichtet, troſtlos ſtand ich da, —
Wer faſst mein Leid, — wer kann die Noth ermeſsen?
Die Stund', an Hof zu eilen dringend nah,
Und ach! der weiſsen Handſchuh Schmuck — vergeſsen!
Wo ſolche finden, hier, im Alpenthal,
Vom Stadtgewühl ſo fern, bei Hirt und Rinden?
Kein Ausweg bleibt und des Gedankens Qual, —
Ich fühl' es, — macht die Sinne faſt mir ſchwinden.
Zum Krämer lauf' ich, zur Tyrolerin,
Von einem letzten Hoffnungsſtrahl betrogen;
Der Krämer weilt auf ſchwarzes Bockfell hin,
Und die Tyrolerin iſt fortgezogen.
Zum Himmel ſtreck' ich nun die nackte Hand,
Ihn anzuflehn in meines Jammers Gröſse, —
Da reichteſt Du, wie von dorther geſandt,
Die Deine mir, und deckteſt meine Blöſse. —
Doch ſo wie jetzt die Hand, ſo liehest Du
Auch Mund und Herz zuvor ſchon dem Bedrängten,
Da, auf Dein Fürwort, ſeinen Wünſchen zu,
Gewährend ſich erhabne Blicke lenkten!
So haſt Du denn mit dreifach groſser Huld
Mund, Herz und Hand mir ſelbſt in Bann geſchlagen,
So tief verſtrickt mich in ein Netz von Schuld,
Die ungelöſt ich's muſs durch's Leben tragen.
Doch trag' ich's gern und thu' nur dies Dir kund:
Es bleibt in guten, wie in böſen Stunden,
Der, dem Du Herz geliehn und Hand und Mund,
Mit Herz und Hand und Mund Dir ſtets verbunden!

München im Oktober 1839. **Fr. von Elsholtz.**

◆

Pariſer Skizzen

von Stephan Schewireff, Profeſſor der Litteraturgeſchichte zu Moskau.

(Fortſetzung.)

V. Alfred von Vigny und Balzac.

Da ich zu allen dieſen Beſuchen nicht Zeit hätte finden können, ſo wünſchte ich während meines Aufenthaltes in Paris wenigſtens mit den zwei Schriftſtellern bekannt zu werden, für die ich beſondere Achtung hege, und welche, wie ſich verſteht, den jüngern Geſchlechtern angehören, nämlich Alfred von Vigny und Balzac. Der erſte gehört zu der Zahl der geringen Ausnahmen, die man jetzt in Frankreich trifft: *er liebt die Kunſt für die Kunſt ſelbſt,* — und widmet ſich ihr frei, nach innerem Antrieb. Er hat wenig geſchrieben, aber was er ſchrieb, iſt aus einer vollen und reinen Seele gefloſſen, gereift in tiefem Sinnen, und vollendet mit künſtleriſcher Liebe. Mitten unter der litterariſchen Verderbtheit Frankreichs hat die Muſe Alfred's von Vigny allein ihre jungfräuliche Reine, ihren ſittlichen Charakter bewahrt, und nicht dem verderbten, frechen Geſchmack der Mode gehuldigt.

Iſt auch Balzac nicht ganz von der allgemeinen Sünde frei, *für Geld zu ſchreiben,* ſo bleibt er dennoch eins der glänzendſten Talente Frankreichs. Hat doch *er* dieſen ganz neuen Typus in der Litteratur aufgefunden, der ganz und gar dem Zeitgeiſt entſpricht. Dieſe weltliche Erzählung, dieſe Blätter aus unſerem tagtäglichen Leben, dieſe Art von litterariſchem Daguerrotyp, worin jede Einzelnheit hell wiedergegeben iſt, und wobei die pſychologiſche Kenntniß der Sitten und des menſchlichen Herzens als camera obscura dienen. Nur iſt es ſonderbar, daß Balzac demungeachtet, in *Paris* ſelbſt, wenig geſchätzt iſt, ſei es nun, weil man ihn nicht verſteht, ſei es, weil er den Franzoſen zu bittre Wahrheiten ſagte. Gewiß hat keiner von den neuern Romandichtern ſo tief in die Sitten der Geſellſchaft geblickt, keiner ſo viele wichtige Geheimniſſe des franzöſiſchen Familienlebens enthüllt. Die Provinzen Frankreichs haben hierin mehr Geſchmack, als das ſelbſtruhmeriſche Paris; in den Provinzen wird Balzac vor allen andern Schriftſtellern geſchätzt und geleſen. In Paris ſind ſeine Romane die Weide der Griſetten und überhaupt aller der Leſer, in denen ein tieferes Naturgefühl ſich beſſer bewahrt hat, als in den kalten, künſtlichen Sälen der ſtutzerhaften Hauptſtadt. Neben meiner Hochachtung für Balzac's Talent war es mir anziehend, in das Antlitz des Schriftſtellers zu blicken, der einen mächtigen Einfluß auf mein Vaterland übt. In Rußland iſt Balzac durch die allgemeine Verbreitung der franzöſiſchen Sprache faſt ein Nationalſchriftſteller geworden und hierin vertraue ich mehr dem hellen, reinen Gefühl meines Volks, als einem künſtlichen, überreizten Geſchmacke. Aber warum iſt in Rußland, wo man Alles lieſt, eine ſo entſchiedne Hinneigung gerade zu *dieſem* Schriftſteller? Weil in ihm viel Wahrheit, viel angewandtes Leben iſt, und in Rußland nichts ſo ſehr anzieht.

Balzac entbehrt, meiner Meinung nach, nur *Eines,* um höher, als alle franzöſiſche Schriftſteller zu ſtehn; er iſt kein Satiriker, er beſchreibt zu kalt die Sitten der Zeitgenoſſen, man findet in ihm eine gewiſſe Apathie, die man bei ſo tiefer Wahrheit nicht verzeiht, und die ein unwillkührliches Mißbehagen hervorruft.

Entweder reißt ihn ſelbſt das Jahrhundert mit ſich fort, das er ſo wohl kennt, oder er iſt nicht ſubjektiv genug, und wird zu leicht von den Gegenſtänden zum Vergeſſen ſeiner Selbſtheit fortgezogen. Wenn Balzac bei ſeiner tiefen Sitten- und Lebenskenntniß die tönende Geißel der Satyre ſchwänge, würde dieſe Geißel in ſeiner Hand vielleicht die ganze europäiſche Litteratur beherrſchen. Europa erwartet einen Satyriker, der vielleicht der einzige, zu unſerer Zeit mögliche Dichter wäre, aber in ihrer kalten Apathie iſt ſie kraftlos, ihn zu gebären. Balzac wäre fähig, demſelben den Weg zu bahnen, weil er die Hälfte der Gabe beſitzt, der jener bedarf.

Was zu den geſelligen Verhältniſſen Balzac's mit den übrigen Pariſer Litteratoren gehört, ſo werde ich ihn, einer frühern Vergleichung gemäß, einen originellen Kometen nennen, der an jener Milchſtraße ohne Hof, ohne Trabanten ſchimmert. Balzac iſt den Partheien fremd; in ſeinen Aeußerungen über die Schriftſteller ſeines Vaterlandes iſt er leidenſchaftlos und voll der Achtung für begabte Geiſter. Was endlich ſein Geſpräch, ſeine Gewohnheiten und Eigenheiten betrifft, ſo erſtreckt ſich ſeine Originalität hierin bis zu einem gewiſſen Cynismus, der unter den franzöſiſchen Schriftſtellern ganz und gar ungewöhnlich iſt. Er iſt der Diogenes unter ihnen, ein Zug mehr, der ihn unter ſo vielen aufgeblaſenen Stutzern nicht beliebt machen kann. Die Anerkenner ſeines Talents werden vielleicht, der Neugier zu Liebe, den nachfolgenden Seiten verzeihen, auf denen ich verſuchen will, ſeine hervorſtechendſten Züge wiederzugeben, in ſo weit nämlich ich ſie in einer Zuſammenkunft ergreifen konnte. Zuerſt aber muß ich, zu beſſerer Anordnung der Erzählung, erläutern: wie ſchwer es in Paris iſt, ſich die Adreſſe des Herrn von Balzac zu verſchaffen.

VI. Der Unfindbare.

Mehrere meiner Bekannten hatten mich ſchon von dieſer Schwierigkeit benachrichtigt. Es lief ein dunkles Gerücht, Hr. v. Balzac verberge ſich vor ſeinen Gläubigern, und ſo wiſſe Niemand, wo er wohne. Anfangs nahm ich meine Zuflucht zu dem allgemeinen, jedem Reiſenden zugänglichen Mittel.

Man findet zu Paris ein dickes Buch, welches die Adreſſen aller Berühmtheiten und Unberühmtheiten der Hauptſtadt enthält und den tönenden Titel der hunderttauſend Adreſſen führt, alſo auf eine Million Einwohner 100,000 Adreſſen! Ich verfügte mich zu dem Buchhändler, der mich gewöhnlich mit den Pariſer Neuigkeiten verſah, um gedachtes Buch zu befragen, welches die Adreſſe des je zehnten Einwohners von Paris umfaßt. Mußte nicht Balzac unter einer dieſer Decaden ſeyn?

Ich öffnete alſo dieſes Buch. Es iſt zuerſt nach den Beſchäftigungen der Perſonen geordnet, und mit einem alphabetiſchen Verzeichniß der Namen verſehen. Im erſten Theile findet man unter den Banquiers, Kaufleuten, Schneidern, Schuſtern, Fabrikanten u. ſ. w. auch die Gemeinſchaft der Litteraten, unter der beſcheidnen Aufſchrift: hommes de lettres. Dies iſt die einzige Stelle, wo die Pariſer Litteraten, wenn nicht in Perſon, doch im Namen beiſammen ſtehn. Wie ſollte Balzac hier fehlen? Ich durchlaufe den Buchſtaben B. — umſonſt! Vielleicht hat das ariſtokratiſche Vorwort de den Verfaſſer bewogen, den Namen des Romandichters dem Buchſtaben D. zuzutheilen. Nein, umſonſt! Ich blicke nach andern Namen, ſie ſind da, Victor Hugo, Alfred von Vigny, Dumas, ſie ſind alle da! Ich greiſe zu dem alphabetiſchen Verzeichniß: Balzac, Wurſthändler, — Balzac, Schuhmacher, — Balzac, Kaufmann, aber von Balzac, homme de lettres, iſt im Buche der 100,000 Adreſſen nichts vorhanden.

Mit dieſer traurigen Ueberzeugung wandte ich mich verdrießlich zum Buchhändler. „Wird etwa Herr von Balzac nicht unter die Pariſer Litteraten gerechnet, ſeine Adreſſe iſt in dieſem Buche nicht zu finden?"

„In der That iſt dies ſonderbar, haben Sie aber auch recht geſucht?"

„Allenthalben, aber Ihnen, als einem Buchhändler, dürfte ſeine Wohnung bekannter ſeyn. Wiſſen Sie nicht ſeine Adreſſe?"

„Ich bin nicht ſein Herausgeber und kann alſo Ihrem Wunſche nicht entſprechen, indeß kann ich Ihnen einen Buchladen anzeigen, wo man Sie wahrſcheinlich belehren wird."

„Aber wo iſt dieſer Laden?"

„Nicht weit von hier, auf dem Platze der Börſe."

Ich bin da, ich finde den Laden, ich wende mich an den Buchhändler und empfange auf die nämliche Frage daſſelbe Nein. Indeſſen ſitzt, zu meinem Glück, in dieſem Laden noch ein Jemand, der ſich meiner Ungewißheit annimmt und ein Geſpräch mit mir anknüpft.

„Es wird Ihnen ſehr ſchwer werden, wo nicht unmöglich, in Paris die Adreſſe des Herrn v. Balzac zu finden, weil er nicht in Paris, ſondern in Paſſy wohnt, von wo er nur in Geſchäften ſelten und nicht auf lange hieher kommt; am beſten iſt es für Sie, ſich an den Herausgeber ſeiner Werke zu wenden, er allein weiß ſeine Adreſſe und wird ſie Ihnen ſagen."

„Aber wo wohnt ſein Herausgeber?"

„Rue des beaux arts Nr. 10 oder 11."

Nachdem ich dem höflichen Unbekannten gedankt, beſchloß ich „ſtehenden Fußes wie ein unabweisbarer Gläubiger, Balzac aufzuſuchen."

Die Hinderniſſe ſpornten mich noch mehr an, das Räthſel ſeiner Adreſſe zu löſen. Ich eilte in die Straße des beaux arts, zu dem Herausgeber der Werke Balzac's; zu dem Manne, welchem Balzac, wie bekannt, zum Voraus ſeine Schriftſtellergaben verkauft hat.

Ich fand ihn in einer kleinen, engen Stube bei einem beſcheidenen Mahle mit ſeiner Familie. Nachdem ich mich entſchuldigt hatte, ſeinen Tiſch geſtört zu haben, richtete ich meine Frage an ihn. Mit geheimnißvollem Ton erwiederte er: „Warum wollen Sie die Adreſſe des Herrn von Balzac wiſſen? verzeihn Sie meine unbeſcheidne Frage."

Ich gab mich ihm zu kennen und verſicherte, daß ich nichts Anderes begehre, als einen Schriftſteller kennen zu lernen, deſſen Talent ich ſchätzte und der auf mein Vaterland eine mächtige Wirkung ausübte.

Hierauf änderte er ſeinen Ton, und mir ward klar, daß er anfänglich in mir einen Gläubiger Balzac's vermuthete, der gefährliche Abſichten auf deſſen Adreſſe habe.

„Wenn dem ſo iſt, fuhr er fort, wäre Ihnen nicht gefällig, an Herrn von Balzac zu ſchreiben, und ihm Ihren Wunſch zu äußern? Ich bürge Ihnen für die richtige Ueberlieferung Ihres Schreibens, in wenigen Tagen werden Sie eine Antwort erhalten, ob er Sie empfangen kann, oder nicht."

„Wie verbunden bin ich Ihnen für Ihre

liebenswürdige Bereitwilligkeit! Morgen ſollen Sie mein Schreiben erhalten.“

„Warum wollen Sie ſich zweimal zu mir bemühen? Sie können Alles ſogleich hier bei mir abmachen, — hier iſt mein Kabinet, hier finden Sie alle Schreiberforderniſſe, — ſchon morgen iſt Ihr Brief an Ort und Stelle.“

Man kann gewiß nicht liebenswürdiger, als der Herausgeber von Balzacs Werken, ſeyn!

Ich benützte daher ſein Erbieten, ging in das Kabinet, ſchrieb meinen Brief und überließ ihn dem dienſtfertigen Buchhändler mit meiner Karte.

In meinem Briefe ſagte ich Hrn. v. Balzac, daß ich kein anderes Recht auf ſeine Gaſtfreundlichkeit hätte, als die Eigenſchaft eines Reiſenden, der für ſein Talent eine beſondere Hochachtung hege und einem Lande angehöre, auf welches dieſes Talent einen wichtigen Einfluß ausübe.

Wenige Tage ſpäter erhielt ich folgende, artige Antwort:

„Die litterariſche Republik hat Gebräuche, denen ſelbſt die beſchäftigſten ihrer Mitglieder ſich unterwerfen müſſen. Bis zum nächſten Mittwoch bleibe ich auf dem Lande, wo ich die Ehre haben werde, Sie zu empfangen! Sie gehören einem Lande, welches große Anſprüche an meine Achtung und Bewunderung hat. Ich glaube, daß Sie von daher kommen u. ſ. w.

Balzac.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Münchner Künſtler - Leben.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum!

Der Süden Deutſchlands hat unbeſtritten als Typus ſeines öffentlichen Lebens eine große Doſis Gemüthlichkeit vor dem Norden voraus; die Folge davon iſt ein vermehrtes Streben nach ungebundener Heiterkeit, die man ſo eigenthümlich charakteriſirt wie hier, — dort wo „des Myſtizismus Nebel brüten“, — gar nicht, oder doch nur ſelten anzutreffen vermag.

Die Künſtler haben wieder vor dem übrigen Publikum die Prärogative: ſich in ihren Mußeſtunden mehr den Feſſeln des Ernſtes entziehen und, sit venia verbo, mehr gehen laſſen zu dürfen. Sie ſchmiegen ſich ſchnell den Sitten jedes Landes an, beſonders wenn ſie ſo mit ihren Neigungen harmoniren, wie hier in München, wo deßhalb ein fröhlicheres Leben herrſcht, als in Düſſeldorf, Berlin, Dresden ꝛc. Die große Anzahl derſelben verhindert gewöhnlich ein allgemeines Zuſammenſein in den Abendſtunden; ſie ſind in kleinen Coterien zerſtreut; das Bedürfniß aber der näheren Berührung führt ſie von Zeit zu Zeit in größeren Maſſen zuſammen, und dann iſt den fröhlichen Göttern des Scherzes, Jokus und Momus, auch außer den Gränzen des Carnevals, Thor und Thür geöffnet. Welche heitere Feſte hat in den Sommermonaten die Menterſchwaige, dieſes freundliche Sansſouci Münchens ſchon feiern ſehn; wer dort war, kann es bezeugen; und für den Winter nimmt der Prater mit ſeinem ganz dazu geeigneten Lokal deſſen Stelle ein.

Ein ſolches Feſt aber fand in letzter Zeit hier wiederum Statt; über zweihundert Kunſtfreunde und Künſtler hatten ſich vereint, und auch der Damen holder Kranz verſchönte den Abend. Heiterkeit herrſchte von Anfang bis zu Ende! Ein reich ausgeſtatteter Chor wechſelte in vierſtimmigen Geſängen mit der Muſik ab und ſelbſt Thalia öffnete ihren Tempel. Es wurde eine „mimiſch-dramatiſche Carrikatur" den Zuſchauern vorgeführt, welche vier verſchiedene Lebensepochen zweier Künſtler, — von denen jeder das Extrem, der eine des Materialismus, der andere des Idealismus repräſentirte, — und eines Farbenreibers, in eben ſo vielen Abtheilungen, darſtellte.

In der erſten war die Scene die Werkſtatt des Farbenreibers, der, ein Seitenſtück des göttlichen Nante, mit dem ergötzlichſten Humor ausgeſtattet, ſeine Gloſſen über das Treiben der Künſtler macht, ſich aber für die Seele des Ganzen hält. Nach einander erſcheinen bei ihm zwei Maler, zuerſt Robert Macaire, dieſe Stereotype der Pariſer, der alle falſchen und nichtfalſchen Spekulationen aufgebürdet werden, als Materialiſt in höchſter Potenz; dann Seraph Dunſt, ein Deutſcher, mit lang wehendem Haar und Spitzbart „wie wir ſie oft ſahen," Idealiſt zum Verzweifeln. Nachdem Macaire, der Materialiſt, nebſt vielem Andern zuletzt ſelbſt die Dampfmaſchinen zur Erzeugung von Gemälden herbeigezogen, gerathen ſich dieſe beiden, für ihre Richtung begeiſtert, in die Haare; der Idealiſt ſchlägt den Materialiſten durch die hochtrabendſten Redensarten und donnert ihn, Zeus und Apollo zur Vernichtung dieſes Frevlers beſchwörend, und die Kunſt als die geiſtige Speiſe belobend, mit Worten zu Boden; — der Materialiſt ſchlägt aber jenen, „den Hungrigen" der ſeit geſtern nichts genoſſen, durch den verführeriſchen Duft der leiblichen Speiſe; der Idealiſt fällt in die verlockende Schlinge und ſchwört, wie Eſau einſt die Erſtgeburt für ein Linſengericht, hier für eine Leberwurſt mit Sauerkraut ſeine Meinung ab; und darum war die erſte Abtheilung betitelt: die verhängnißvolle Leberwurſt, und ſchloß mit der Moral:

Daß, ſei auch noch ſo ſtark der Geiſt,
Der uns der Götter Seligkeit verheißt,
Wenn bei der Pſyche feſſelloſem Walten
Wir in dem Eifer niemals woll'n erkalten:
Sich Phantaſieen-Gluthen dennoch nie vertragen
Mit — einem hungrigen und leeren Magen!

In der zweiten Abtheilung, zehn Jahre ſpäter, erſcheint Robert Macaire, einſtmals in ſo glänzenden Umſtänden, jetzt herabgekommen bis auf die Stelle des Inhabers eines Cabinets von Naturwundern; er hat eine Elite von Zwergen der verſchiedenſten Nationen, Türken, Beduinen, Schwaben, Sachſen u. a. m., die alle durch lebende Perſonen auf höchſt komiſche Weiſe dargeſtellt wurden, vereint, und erklärt dieſe mit ihren nationellen Eigenthümlichkeiten dem Publikum, immer noch mit der Arroganz des früheren, materiellen Strebens; in ſeinen Dienſten iſt: horribile dictu, der weiland Ideale, Seraph Dunſt, in rother Huſarenjacke, als Trompeter, der weiland Farbenreiber, als Paukenſchläger, und beide arbeiten mit Hand und Lunge ohrenzerreißend, auf die ſchwachen Organe des vorüber gehenden Publikums vor der Schaubühne ihres Prinzipals los. „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde." Dieſe Abtheilung führte den Titel: die in ihren Geheimniſſen belauſchte Natur!

In der dritten Abtheilung, wieder um

mehrere Jahre ſpäter, ſehn wir alle drei noch weiter herabgekommen und Robert Macaire als Dirigent eines Marionettentheaters das Publikum der Sanscülotten amüſiren, aber immer führt er noch aus alter Anhänglichkeit Malerhiſtorien, hier: „den neuen Pygmalion“ mit ſeinen duldſamen, keine Gage arrogirenden Schauſpielern auf, und beſchließt die in Verſen geſchriebene Vorſtellung, für ihn ſelbſt ein Prognoſtikon, damit: „wie der Teufel einen Maler holt, der „auch verließ der Mäßigung weiſe Schranken.“ — Der Idealiſt und der Farbenreiber ſind noch immer ſeine treuen Gefährten mit Trompete und Pauke, und eſſen mit ihm das, jetzt ſo dürftige Brod. Dieſe Abtheilung war benannt: Der neue Pygmalion, oder die Verirrungen des Genie's!

In der vierten Abtheilung, mehrere Jahre nachher, iſt dem einſt ſo ſtrahlenden Robert Macaire nichts geblieben, als der Nachlaß des inzwiſchen zu ſeinen Vätern verſammelten Seraph Dunſt, ſeine trauernde Wittwe; mit dieſer zieht er, jene unter italieniſchem Namen, herum, und ſie verdient mit ihrer Kehlenfertig- oder Nichtfertigkeit, „was des Hungers ſtarke Mahner heiſchen!“ Alt und grau, ſchlägt der Farbenreiber noch immer die Trommel. Die italieniſirte Wittwe aber ſang in dem Coſtüme des Tancred das: „O Vaterland“ dem Publikum durch die Fiſtel vor. Darum hieß dieſe Abtheilung: Der Triumph des Geſanges!

Den Schluß dieſer Carrikatur bildete der Tod Robert Macaire's, der, von dem Gipfel materieller Größe zu dem idealiſirteſten Nichts herabgeſunken, auf der Trommel ſeines alleingetreuen, ehemaligen Farbenreibers, nunmehr einzigen an ihm theilnehmenden Weſens, ſeinen ſpekulativen Geiſt aushaucht. Hinter ihm erſchien der ſeelige Seraph Dunſt im Sterbegewande, die Trompete im Arm, um die, nun alles Materialismus baare Seele mit ſich fort in die lichteren Räume zu tragen.

Ein über fünf Ellen hoher und verhältnißmäßig breiter Theaterzettel nahm faſt die ganze Höhe des Saales ein, und erklärte in koloſſaler Schrift das Nähere dieſer dramatiſchen Carrikatur, die keine andere Tendenz haben ſollte, als zur allgemeinen Fröhlichkeit beizutragen, und nebenbei ein, wenn auch in ſeinen Farben übertriebenes Bild davon aufzuſtellen: wohin am Ende alle Extreme in jeder Richtung führen können! —

Monatliche Theaterſchau.

Zweiter Artikel.

Nachdem in der vorgehenden Nummer (37) d. Bl. von der bedeutendſten neuen Erſcheinung der letzteren Zeit auf dem Münchner-Hoftheater, — von der Rellſtab'ſchen Bearbeitung des Bulwer'ſchen Romans: Eugen Aram, umfaſſende Rechenſchaft gegeben worden, ſo bleibt nur derjenigen Vorſtellungen hier noch in der Kürze zu gedenken, welche durch irgend ein anderes Intereſſe, als das der Neuheit, — da Neues im Laufe des Monats November nichts weiter erſchien, — uns der Erwähnung werth dünken.

Hier tritt denn vor Allem Goethe's Fauſt uns entgegen, deſſen Darſtellung, wie mangelhaft auch jede den großen Eindruck des großen Gedichtes wiedergebe und wiedergeben könne, von einem gewiſſen Theile des Publikums immer mit lebhafteſtem Antheile begrüßt wird. Auszug und Scenirung deſſelben ſcheinen übrigens im Ganzen zweckmäßig, da man ſich auf das

Darſtellbare zu beſchränken und dadurch manche Uebelſtände zu vermeiden gewußt, welche dadurch entſtehn, wenn, wie auf einigen Theatern geſchieht, noch weitere Beſtandtheile des Werkes herbeigezogen werden ſollen. Was endlich die hieſige Darſtellung betrifft, ſo iſt dieſelbe, wie Manches auch zu wünſchen bleibe, nach den Kräften der Anſtalt gewiß löblich zu nennen, denn wo ſind die Schauſpieler, welche das Weſen jener genialen Gebilde ganz zu erſchöpfen und wiederzugeben im Stande wären?

Nächſtdem erſchienen als neu einſtudirt: Der Maskenball, von Auber, das Portrait der Mutter, von Schröder, Ich bleibe ledig, von Carl Blum, Sekretär und Koch, nach dem Franzöſiſchen, alles zu bekannte Sachen, um hier weiter beſprochen zu werden, endlich das Ballet Alcibiades, wegen einer fremden jugendlichen Tanzkünſtlerin, Dem Polin vom königl. Theater zu Berlin, aus dem Staube gezogen, welche ſeit einiger Zeit unſer Publikum mit ihrem anmuthigen Talent und namentlich mit jenen ſpaniſchen National-Tänzen entzückt, wodurch zuerſt Marie Taglioni und Fanny Elsler die Modewelt aller europäiſchen Hauptſtädte zu fanatiſiren wußten.

Schließlich aber bleibt eines andren, liebenswerthen Gaſtes, der Sängerin Dem. Schrickel von Mannheim, uns noch zu gedenken, deren herrliche Stimme, treffliche Geſangsmethode, natürliches und von innerer Bildung zeugendes Spiel, verbunden mit einer ſehr angenehmen theatraliſchen Perſönlichkeit, allen den Beifall, alle die Anerkennung verdient, welche hier ihren Leiſtungen zu Theil wird. Dieſe junge Dame ſoll, wie man ſagt, als ein Schützling der Frau Großherzogin Wittwe von Baden, Stephanie Napoleon, welche zuerſt auf ihr jugendliches Talent aufmerkſam geworden, daſſelbe ausgebildet und namentlich während eines mehrjährigen Aufenthaltes zu Paris den Unterricht der beſten dortigen Meiſter genoſſen haben, wie ſie denn gegenwärtig auch Italien noch zu beſuchen beabſichtigt, um die letzte Hand an ihre muſikaliſche Erziehung zu legen. Unter dieſen Umſtänden aber und bei einer ſo huldvollen, großmüthigen Theilnahme erſcheint das Reſultat, deſſen wir ſchon jetzt uns erfreuen, um ſo erklärlicher, da jene erhabene Fürſtin nur genannt zu werden braucht, um für Alles von ihr Unternommene, Geförderte die ſicherſte Bürgſchaft zu bieten. Denn wie ſolchem geiſtvollen Blicke das, in ſeinem Bereich aufkeimende, wahre Talent nicht leicht verborgen bleibt, eben ſo wenig ermangelt daſſelbe, nachdem es erkannt worden, dann auch der gütigſten, der liebevollſten Pflege, ja einer ſo anregenden Ermunterung, wie wenigen durch Intelligenz und Rang gleich hochgeſtellten Perſonen zu ertheilen vergönnt iſt. Hier aber wirkt vor Allem jene unnachahmliche Liebenswürdigkeit mit, jene wahre und tiefe Herzensgüte, jene innige und feine Gemüthlichkeit, wovon jedes in dieſe Nähe tretende Weſen bezaubert, angeregt und erhoben wird, ſo daß, wie wir ſelbſt es ſo oft und ſo lebhaft empfunden, jede Kraft ſich ſteigert, jeder Wille ſich ſtählt, jedes Leben verdoppelt wird und alle Strahlen, welche von dort ausgehn, zu ihrer Urſprungsquelle verklärend ſich zurückwenden.

C.

Ankündigung.

Bei der herannahenden Abonnementszeit erlaubt der Unterzeichnete ſich die

„Deutschen Theeblätter,"

neuerdings zu empfehlen.

Beſtellungen nehmen die königl. Poſtämter an und berechnen halbjährig

im I. Rayon — 3 fl. 32 kr.
im II. Rayon — 3 fl. 39 kr.
im III. Rayon — 3 fl. 43 kr.

München den 1. Dez. 1839.

Georg Franz.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Deutſche Theeblätter.

Herausgegeben und geleitet
durch
F. von Elsholtz, J. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, **Nr. 39.** 1839.

Dem hohen Verlobten.

Wenn des Geſchicks geheimniſsvolles Walten
Im erſten Gruſs, der uns empfängt im Leben, –
Im Namen, der dem Kinde wird gegeben,
Des Lebensräthſels Löſung will entfalten,

Ja, wenn in jenen klingenden Geſtalten
Sich offenbaret dunkler Zukunft Weben,
So ſei's vergönnt, den Schleier wegzuheben,
Der Seines Namens Sinn umhüllt gehalten!

Albert heiſst: Alles werth; und was verkündet
Dies Wort, will jetzt im hellſten Licht ſich zeigen,
Da Ihm, der Alles Höchſten werth, zu eigen

Das Höchſte wird, – der Macht und Schönheit Krone, –
Dem Würdigſten, zu holdem Liebeslohne,
Die Macht und Schönheit würdig ſich verbündet.

Fr. von Elsholz.

◆

Pariſer Skizzen

von Stephan Schewireff, Profeſſor der Litteraturgeſchichte zu Moskau.

(Fortſetzung.)

VI. Balzac als Grundeigenthümer.

Den Morgen nach Empfang dieſes Briefchens nahm ich einen Miethwagen, und fuhr auf's Land zu Herrn von Balzac.

Ich komme nach Sevres, ich befrage die Vorübergehenden, die Einwohner, nach dem chemin vert aux Jardies, (dieſes war die Adreſſe, die er ſeinem Billete beigefügt hatte.) Niemand weiß es. Meinem Kutſcher fällt es ein, ſich an die Gaſtgeberin des Orts zu wenden, indem dergleichen Leute in den Oertlichkeiten am beſten bewandert zu ſein pflegen. Sie wird befragt, aber ſie beſinnt ſich, und weiß keine Auskunft zu geben. Endlich nenne ich auf gut Glück den Namen „Balzac“ und ſieh da, mit lächelndem Geſicht löſt meine Alte meinen Zweifel, und belehrt meinen Kutſcher, wie er durch den Flecken Auvray fahren, wo er umkehren, wo nachfragen müſſe, und ſchließt mit den Worten „und ſind Sie dort, ſo brauchen Sie nur nach Herrn v. Balzac zu fragen, jedermann wird es Ihnen ſagen, — Herr v. Balzac iſt ſehr bekannt, er iſt ein Grundbeſitzer.“ Dieſes letzte Wort entzauberte mich, den zuerſt die allgemeine Bekanntheit des, von mir geſuchten Schriftſtellers innig erfreut hatte; das Wort „Grundbeſitzer“ verjagte alle meine Träume.

Wir ſchlugen uns von Sevres aus rechts, und fuhren längs einer Reihe in üppigem Grün des Frühlings prangender Gärten hin. Dann und wann wandte mein Kutſcher ſich fragend an die Vorübergehenden, immer hieß es „weiter.“ Wir begegneten drei Arbeitern, — ſie werden befragt; drei Stimmen erwiedern, drei Arme weiſen zur Rechten des Weges auf die Beſitzung des Herrn von Balzac, die nach ſo vielem Suchen ſich endlich meinen Blicken enthüllet.

Auf einer ausgedehnten Weite am Abhang eines Berges ſehe ich ein hohes, ganz neues Häuschen mit kleinen Thürmen, gothiſcher Bauart. Die Landſchaft umher iſt mannichfach, — ein Gehölz beſchattet den Rand des Geſichtskreiſes, — auf der Ebene erheben ſich maleriſche Fichten zum Himmel; der etwas ſich hügelnde Boden theilt dem Gemälde Bewegung mit. Mein Wagen bleibt auf dem Wege ſtehen, der zum Hauſe führt. Der Kutſcher weigert ſich nämlich weiter zu fahren, weil der Weg ganz ausgehöhlt und ausgewühlt iſt. Es bleiben nur wenige Schritte bis zum Hauſe. Ich mache ſie zu Fuß. Dieſer grüne Weg war in der That eher ein kothiger zu nennen.

Ich komme zu dem großen Thor und leſe darüber: „aux Jardies.“. Das beſtätigt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe. Ich trete durch das Fußgängerpförtchen in einen offnen Hof, in deſſen Mitte das Hauptgebäude ſtehet, das zur Linken einen Flügel hat. Zwei Männer gehen auf dem Hofe herum. — Etwas ferner ein junger Menſch mit langen Haaren im Oberrocke, mit bloßem Kopf und Halſe; näher ein älterer mit einem Strohhut, im weißen, langen Oberrocke aus Canevas, der ſich um eine ziemliche Beleibtheit weit auseinanderſchlägt. Unter dem Hute blitzen die ſchwarzen, durchdringenden Augen, und glühen die vollen roſigen Wangen eines Antlitzes hervor, das die ländliche Thätigkeit ſonnenverſengt hat. Einige Arbeiter rühren ſich auf dem Hofe. Ich wende mich zu dem Oberrock aus Canevas mit der Frage: „wohnt hier Herr von Balzac?“ — die Antwort iſt: — „Ich bin es, mein Herr.“

Nun wandte ſich meine ganze Aufmerkſamkeit vom weißen Oberrocke aus Canevas auf die lebhafte, ausdrucksvolle Geſichtsbildung des Schriftſtellers, der vor mir in ſeinem ländlichen Morgenkleide ſtand, als Grundbeſitzer mit Anordnung ſeines Hauſes beſchäftigt. Nicht in ſeinem Beſuchzimmer, nicht in ſeinem Kabinet, nicht mit der Feder in der Hand, ſondern in dem Tummeln und Sorgen des thätigen Lebens hatte ich ihn angetroffen, das er ſelbſt ſo geſchickt beſchreibt.

Ich erinnerte ihn an ſeinen Brief und nannte mich ihm. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Bekanntſchaftseröffnungen, ſagte Balzac zu mir: „Ich bitte Sie, ohne Förmlichkeit mit mir umzugehen; — verzeihen Sie mir, Sie in dieſem Drunter und Drüber meiner Landwirthſchaft zu empfangen. Sie ſehen mich wie ich bin. Treten Sie doch in mein Haus, in meine Bibliothek!“

Nachdem er den Arbeitern auf dem Hofe einige Befehle ertheilt und einen unter ihnen geheißen hatte, ihm zu folgen, führte er mich in den Flügel ſeines Hauſes. Wir ſtiegen in ein kleines Zimmer hinauf, an deſſen Wände Schränke von rothem Holze ſich lehnten; der ganze Fußboden war mit, größtentheils reich eingebundenen Büchern überſchüttet. Da lag nun durch einander die Bibliothek Balzac's! —

Im Zimmer ſtanden zwei Stühle, doch auch ſie waren mit Büchern beſchwert. Der freundliche Wirth räumte ſelbſt für ſeinen Gaſt einen Sitz auf, und bat mich mit dem Hute auf dem Kopf niederzuſitzen. Er wiederholte mir auf's Artigſte ſeine Entſchuldigungen über die Weiſe ſeines Empfanges.

„Vor allen Dingen ſagte er, werden wir aufrichtig ſeyn. Offenheit iſt die beſte aller Eigenſchaften. Sehen Sie jenen Mann da, (auf den Arbeiter weiſend,) — das iſt mein Tiſchler Provençal. Er kann mir nur bis drei Uhr dienen, — ſpäter findet man ihn nicht mehr. Ich bin in der entſetzlichſten Eile, ich muß heute dieſe Schränke noch in Ordnung bringen. Die Gräfin N. hat verſprochen, bei mir in der nächſten Woche zu ſpeiſen, und noch iſt mein Häuschen nicht in Bereitſchaft; Sie werden aber ſehen, wie raſch alles von Statten gehen ſoll, wir werden arbeiten und plaudern.“

„Ich danke Ihnen ſchon dafür, daß Sie mich, mitten unter Ihren häuslichen Geſchäften, angenommen“, erwiederte ich Hrn. v. Balzac, „und bitte Sie ohne fernere Entſchuldigung fortzufahren. Was für ein Zimmer iſt dieſes? Soll es Ihr Kabinet werden?“

„Nein, es iſt meine Bibliothek, und zu gleicher Zeit mein Eßſaal. Iſt es nicht ein guter Gedanke, aus einer Bibliothek einen Eßſaal zu machen?“ —

„Warum nicht?“

„Provençal, richte die Bretter ein, und du, lieber Grammont, (der langgelockte Freund Balzac's war ſchon im Zimmer), hilf mir die Bücher zu tragen.“

Indeſſen hatte Balzac den Strohhut, ſeinen Canevasoberrock, ſeine Pantoffeln von ſich geworfen und angefangen, die Bücher zuſammenzuſuchen, herbeizutragen und aufzuſtellen. Dieſes hinderte ihn nicht, mit mir das Geſpräch fortzuſetzen, und von Zeit zu Zeit dem Tiſchler Befehle zu ertheilen.

**

Ich hatte nun volle Gelegenheit ſeine Züge in mein Gedächtniß zu prägen. Balzac iſt eine unterſetzte, rundliche, nicht große Geſtalt, Bruſt und Schultern breit, der Hals kurz, das Geſicht oval, röthlich, voll, durch das Landleben etwas verbrannt, die Haare ſchwarz, kurz geſchnitten, die Augen gleicher Farbe, beweglich, lebhaft, feurig bei einem anregenden Geſpräche, die Naſe gerade, und vorn abgerundet, die Phyſiognomie die eines Sanguinikers, der leicht die äußern Eindrücke ergreift, und mehr in der Natur, als in ſeinem Innern lebt. In allen ſeinen Bewegungen verräth ſich eine außerordentliche Schnelle und Lebendigkeit, ſeine Stimme iſt tönend und haſtig, ſein Lachen offen, herzlich und unverholen. Durch ſein äußeres Weſen, beſonders durch dieſes helle Lachen, durch ſeine geiſtreiche, raſche Unterhaltung und durch ſeine Ungezwungenheit erinnerte er mich lebhaft an unſern Puſchkin.

Von der äußern Vernachläßigung Balzac's hatte ich ſchon ſprechen hören. Er hatte mich auch ſelbſt offenherzig drauf vorbereitet, darum ſah ich ohne Erſtaunen, wie er in einem ziemlich ſchmutzigen Hemde, halb gekleidet, in Strümpfen, mit Hülfe der Hände ſich im Gleichgewicht erhaltend, auf den Rücken der Bücher herumſtieg, mit dem Blick die zerſtreuten Bände zuſammenſuchte, ſie in einen Haufen warf, dann, von der Arbeit ausruhend, ſein lebhaftes Geſpräch mit mir fortſetzte, aus deſſen erſten Fragen ſchon der ſcharfe Blick des Sittenbeobachters hervorleuchtete.

(Fortſetzung folgt.)

Prolog zum Winterleben.

November, thue deine Pflicht! — Er bläſt — er ſchüttelt — er tropft.

Da liegt nun das Jahr! — Mit Rechen — ja — mit Beſen wird es zuſammengekehrt, und dient bald zur Streue, — zum Ruhelager — wem? —

Sie müßte wehmüthig ſein, die Geſchichte eines Blattes, ſie würde aber faſt ſo weit führen, wie die Memoiren eines Atoms, die noch unſeren Litteraturen fehlen dürften. Uns genügt, das wandelnde Laub zu fragen: „Wie oft werden wir dich noch knoſpen, wie oft noch fallen ſehen?“

Und nun wollen wir ihm nicht weiter nachgeben, nicht weiter nachſehen, ſchon iſt es um die Ecke.

Der Winterſchlaf iſt nicht in der Natur des Menſchen. Unverkennbar ſind ſeine Hände nicht dazu eingerichtet.

Man weiß, daß der Bär in den langen Wintermonaten aus ſeinen Tatzen ein ernährendes Fett ſaugt, welches ihn vor dem ſchrecklichen Erwachen des Hungers bewahrt und ihm ſogar angenehme, reichliche Unterhaltung gewährt.

Er iſt mit Recht — ein Bär. Der Menſch wird erſt im Winter recht rege. Er kann recht gut auf dem fallenden Laube Frühlings- und Jugendfreuden entgegen wandeln und entgegen hüpfen. Darum keine Thräne für die entblätterten Bäume; wenden wir unſere Gedanken dem Wiederfinden und Wiederſehen zu, das uns in den Winterquartieren erwartet.

Meiſt ſcheint ſich bei einem Wiederſehen Alles gebeſſert zu haben; die Einen kehren vom Bade-, die Andern von Vergnügungsreiſen heim. Andere ſind kürzlich verheira thet, Andere waren in Gräſenberg, einige ſogar in Italien. Alle tragen einen Anſtrich von Neuheit an ſich, mitunter, weil man ſich gegenſeitig beinahe vergeſſen hat.

Es giebt Dinge, die der Menſch dem Menſchen immer ſchuldig bleibt. Wer ſollte nicht ſelbſt ſeinem Todfeinde beim Wiederſehen zurufen: „Sie ſind ſtärker geworden, aber beim Scheiden ſahen Sie erbärmlich aus, möchte ich Sie doch nie ſo wiederſehn, wie bei unſerer letzten Begegnung.“

Nie werden Aerzte ſo ſehr gerühmt, als zu dieſer Epoche, nie ſind ſo viele Lebensrettungen, ja, ſo viele Wunder geſchehen. Was will man nicht zuſammen treiben, zuſammen anfangen! Auf dem Lande kommt man zu nichts!

So rückt der Menſch mit Idealen ein, mit Idealen aus. Ach, es wendet ſich das Blättchen nach einigen Wochen, und iſt ein wenig welk. Man ſieht auf einmal wieder „ganz entſetzlich aus,“ es entdeckt ſich mit Schrecken, daß man nicht einen freien Augenblick hat, oder wie das techniſche Wort heißt: „von hundert Seiten in Anſpruch genommen wird.“ — Böſe Händel, die nicht mit uns auf Reiſen gehen konnten, ſo ſehnlich ſie es auch wünſchten, und ſo redlich ſie es auch verſuchten, ſtellen ſich, als alte Bekannte, wieder ein; die neuen Wohnungen rauchen, man fühlt, daß ein abermaliger Gebrauch der Mineralwaſſer für das nächſte Jahr eine heilige Pflicht gegen ſich ſelbſt iſt. „Sie ſollten immer auf Reiſen ſein,“ ſagen die ſchon minder hoch erfreuten Bekannten.

Indeſſen erſcheint eine Geſtalt nach der andern, Reiſende treffen ein, ihre ermüdeten Schwingen konnten ſie nicht bis in die Heimath tragen, ſie bleiben bei uns, um den Frühling zu erwarten, unſere Aerzte zu Rathe zu ziehen, um einen, in ſeinen Studien ſehr heruntergekommenen Sohn einem unſerer Profeſſoren zur Entwicklung vernachläßigter, aber unverkennbarer Talente zu übergeben, oder um ein, von einer tragiſchen Liebe, die ſie nicht erwiedern konnte, ſehr erſchüttertes Fräulein den Freuden ihres Alters wieder zuzuführen, oder um ein feuerſpeiendes Vaterland ausgähren zu laſſen, und zuzuſehen, wie ſich die Sachen doch endlich geſtalten werden.

Der Winter iſt die ernſtere Zeit des menſchlichen Lebens, trotz ſeiner Vergnügungen und trotz der Lenzgefühle, die er in jungen Herzen erweckt, ja auch in älteren nochmals und zu oft anfacht; er iſt ernſter, ſag' ich, denn er hat Pflichten, mehr Pflichten, als der Frühling, der eigentlich gar keine hat. Pflichten ſind nun für uns hauptſächlich: Viſiten. Nicht das fallende Laub, ſondern dieſe Verpflichtungen machen uns ernſt, wenn wir durch die entzauberten Gärten ſchreiten, wenn der Regenſchirm, der große Herrſcher der Straßen, oft dem Vordermanne, einem edlen Unbekannten, ſeinen ſpitzen Wallfiſchzahn in den Nacken ſetzt, oder dem argloſen Auge des Nebenmannes eine Thräne entlockt.

Du, des Gewiſſens beſter Freund, Gedächtniß, du unſichtbare Schreibtafel des Menſchen, deren Griffel der Zufall hält, ſei uns getreu, und wenn es ſein muß, ſo laß' uns lieber den einen oder andern unſerer Taufnamen, als unſere Schuldigkeit gegen die, ſo in Perſon bei uns waren, oder blos Karten ohne Ohren abgaben, vergeſſen und verſäumen.

Viſiten wird der denkende Menſch, wie alles Andere, in verſchiedene Kategorien theilen. Für uns zerfallen ſie in drei Klaſſen:

Erſtlich, die unbefangene Viſite. Sie

kann ungefähr zu jeder Tageszeit abgeſtattet werden, ſei es zur Tiſchſtunde, oder gleichzeitig mit dem erſten Aufzug des Trauerſpiels. Sie fühlt ſich durch einen Rout belohnt, — ſie murrt nicht — ſie vergißt — ſie kehrt wieder.

2) Die dringende Viſite, gewöhnlich eine ſehr kurze und eigentlich nur eine Ankündigung ferneren Daſeyns, fernerer Ergebenheit und Unterthänigkeit. Sie iſt das offizielle Vergißmeinnicht — „wenn du dein Haus eröffneſt, denke auch an mich.“

3) Endlich die himmelſchreiende Viſite, die in einen ſchon aufgehobenen Arm fällt, und Blitze löſcht, die nach Wochen, ja nach Monden, unter der Aſche fortglimmen. — Sie kann einer ſchon wankenden Dienſtſtellung wieder aufhelfen.

Drei furchtbare Dinge giebt es in der Welt, ſagte mit offenbarer Uebertreibung ein Weiſer: „Gewiſſensbiſſe, Schulden und Viſiten.“

Zu obiger Tabelle fügen wir eine andere, mehr für Anfänger beſtimmt und geeignet. Sie enthält die Aufzählung einer Menge geſelliger Nothwendigkeiten; wir haben ſie in die bequeme und natürliche Form von Bedürfniſſen gefügt, die alle tief in des Menſchen Seele wurzeln:

1) das Bedürfniß nicht ein Sonderling zu ſcheinen.
2) das Bedürfniß, ſich zu verneigen;
3) das Bedürfniß, bemerkt zu werden;
4) das Bedürfniß, vorzuſtellen;
5) das Bedürfniß, vorgeſtellt zu werden.

Für alle dieſe Triebe giebt es nur eine rechtmäßige Befriedigung, — die Geſellſchaft, die Geſelligkeit; wie man auch ihre Formen mitunter heuchleriſch und langweilig ſchelten mag, ſo iſt ſie dennoch nichts weiter, als die Vorausſetzung einer fürs Erſte nur äußerlich verwirklichten Idealwelt, eines mit den wohlwollendſten Außenſeiten verbundenen Gottesfriedens bei angezündeten Kronleuchtern und dampfenden Taſſen.

Wiederſehen! rührendſtes der Worte, dem Schmerz und der Freude, wie der Thräne gehörend, — was haſt du uns nicht beim Eintritt des Winters zu erſetzen? — Einen ganzen blauen Himmel, eine ganze grüne Welt. — Wäre nicht Wiederſehen, was würde unſer Auge über dieſe grellen Wachslichter, dieſe langſam ermüdenden Lampen, dieſe ſchwarzen Fracke, dieſes Gedränge, das zwiſchen Scheiden und Anlangen fluthet, — dieſe Hitze tröſten. Wiederſehen, Händedrücke, Begrüßungen, — aber ein Strom von Stimmen verwirrt ſich immer mehr. In welches Meer willſt du dich ſtürzen, brauſende Katarakte? Mein eignes Wort iſt ſchon meinem Ohre fremd, nur die Locke meiner Nachbarin, die mit einem Andern zu ſprechen verſucht, bebt vor meinem Hauch und ſagt mir, ja auch du redeſt.

Die Katarakte rauſcht majeſtätiſch; — horch!

„Seit vorgeſtern — ſchon übermorgen — Anfangs Januar — im zweiten Stock — wird mich freuen — es raucht — auf die Gaſſe — Sie bleiben den Winter hier — wir wollen viel zuſammen treiben — die Kammern — das Budjet — die Loge — er war früher Militär — Hat er Vermögen? — Kinder ſind leider da — Kreuzbrunn — Marienbad — ſie war nie ſchön — ſie iſt nicht mehr ganz jung — ich will dieſen Winter mehr mir ſelbſt leben — meine Frau iſt jung — es iſt nur wegen Clara's Stimme — welches Opfer bringen wir Eltern nicht — die Bälle — Ferdinands Ausſprache darf nicht bleiben, wie ſie iſt — ſie iſt eine geborne von“ — — —

(Fortſetzung folgt.)

M....

Phädra

nach Schillers Ueberſetzung im königl. Odeonſaale aufgeführt am 9. Dezember 1839.

Es iſt bekannt, daß wir dieſe Ueberſetzung dem Verſuche verdanken, den Goethe und Schiller zur Regelung der deutſchen Bühne unternahmen, als dieſe von dem Eindruck gänzlicher Geſchmackloſigkeit bedroht ſchien.

Dem Unfug einer vermeinten Genialität, die damals, wie jetzt noch, den Namen: Shakſpeare mißbrauchte, wollten ſie jene weiſen Geſetzgeber des franzöſiſchen Theaters entgegenſetzen, deren Verdienſt und Größe nach geiſtloſer, ſklaviſcher gottſchediſcher Nachahmung in ein ungerechtes Verkennen, ja, Verachten, verfallen war. Schiller und Goethe wollten beweiſen, daß ſie ihre Lorbeern nicht allein der Entthronung der Regeln, nicht allein dem Wegwerfen ihrer Feſſeln dankten.

Schiller mußte hierin mehr, als Goethe, ſeine Proben ablegen. Iphigenie und Taſſo gehörten ſchon der deutſchen Bühne. Das wahre griechiſche Maaß der alten Tragödie hatte der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ihr gebracht, ſein Nachgeſang Voltaire's war daher nicht eine reuige Heimkehr zur verletzten Regel, zumal da er in ſeinem Wilhelm Meiſter dem franzöſiſchen Sängerliebling Racine eine Huldigung gewährt, die nur ein ganz verwilderter Geſchmack dieſem edlen Geiſte hat verweigern können. Anders war es mit Schiller; der Pulverthurm ſeiner Räuber dampfte noch für das Volk der Nachahmer, ſeine Jugendwerke galten ihnen noch für ſein Glaubensbekenntniß. Selbſt Karlos und Wallenſtein waren ſo große Erweiterungen des alten Syſtems, daß ſie deſſen Anhängern für offenbare Feindſeligkeiten galten und der ehrwürdige Wieland kopfſchüttelnd berechnete, daß ein einziger Aufzug des Karlos den ganzen Oedipus in Kolonos verſchlingen würde.

Goethe hatte für das Theater in Weimar unter Voltaires Stücken zwei gewählt, welche nicht griechiſche oder römiſche Stoffe behandeln (Mahomed und Tankred), wahrſcheinlich, weil er ſich mit der franzöſiſchen Auffaſſung durchaus nicht befreunden konnte, wo er, der homeriſch Geſinnte, zu ſehr den virgilianiſchen Geiſt ſpüren mußte.

Schiller, vielleicht ſchon mit der Braut von Meſſina erfüllt, wählte die Phädra, das antikeſte Stück des franzöſiſchen Theaters. Er ſtellte ſich zwiſchen Euripides und Racine, und hat allerdings, durch Gedrängtheit und Entfernung mancher modernen Zierrath, den franzöſiſchen Dichter ſeinem Vorbilde genähert. Seine Ueberſetzung war zu einer Zeit unternommen, wo Kränklichkeit ihn von eigner Arbeit abhielt, und trägt, der Erholung beſtimmt, unverkennbare Spuren von Flüchtigkeit. Schiller bediente ſich des fünffüßigen Jambus, dem er, bis zu ſeiner Johanna, in ſeinen eignen Dichtungen treu blieb, erſt hier verfiel er in den eigentlichen ſechsfüßigen Vers der griechiſchen Tragiker, deſſen Vorzüge er in einem Briefe über die Johanna doch über den „lahmen Fünffüßler“ erhebt. In der Braut von Meſſina ergriff er wieder das echte antike Maaß. Hätte er ſich früher eine mühſame Aufgabe ſtellen dürfen, hätte er die Racineſche Phädra in den Vers des Sophokles einkleiden können, ſo würde ſie nicht im Deutſchen den Pomp des Originals entbehrt haben, denn, unſerer beſcheidenen Meinung nach, iſt der Fünffüßler keineswegs „lahm“ ſondern vielmehr ſo ſpornſtreichs eilend, daß es keine falſche Metapher ſein dürfte, ihn mit einem Poſtzuge zu vergleichen, während der Vers des Sophokles ein achtſpänniger Krönungswagen iſt.

Ludwig Robert hat vor vielen Jahren die Erzählung des Theramen in gereimte Alexandriner überſetzt, denen er mit Rückertſcher Kunſt die Eintönigkeit zu benehmen wußte, die ſie für das Ohr zu einem Strafgericht machen. Aber ſchon zu ſeiner Zeit bedurfte es der Entſagung zuviel, um einen ſolchen Fleiß auf ein Stück zu verwenden, das in fünf Akten einen griechiſchen Stoff behandelt und nur fünf Perſonen auf die Scene führt!

Nach langer Zeit ſahen wir Eßlair in dieſem Stücke wieder; — ſinnvoll wehmüthiger hätte er nicht wählen können. Wer, der ihn einmal als Theſeus ſah, erinnert ſich nicht für immer jener Heroen- und Rieſenerſcheinung, deren Größe ſelbſt den Dichter überraſcht hätte, der ihm Worte lieh, — dieſer erhabenen Geſtalt, des größten Meißels würdig, die mit den Schritten des Löwen über die Scene ging, jeder Blick, jeder Laut, jeder Hauch ein Herrſcher! — dieſer Stimme, die in Orgelfülle bis zum Donner emporrollte, und doch mit einer Weichheit begabt war, die wenig weiblichen Organen gewährt iſt, — dieſer Stimme, die noch jetzt ihres Gleichen ſucht, die noch kürzlich aus dem Geiſtermunde König Hamlets dem jugendlichen, herrlichen Organ Emil Devrient's überlegen war?

Man hat Eßlair manchen Nebenbuhler entgegengeſetzt, ihm manche ſogar vorgezogen: — ſchwerlich ſind aber dieſe außerhalb der Theorie ihm gegenüber ſiegreich geweſen, es müßte denn in Rollen ſeyn, die eine zu große Verläugnung ſeiner hohen Naturgaben verlangen. Man konnte wohl nie einen Franz Moor oder einen Falſtaff von ihm verlangen — das hieße von Sophokles ein Hoffmanniſches Phantaſiebild begehren.

Man hat ihn auch beſchuldigt, nicht mit der Zeit vorgeſchritten, noch immer derſelbe Wallenſtein, Tell, Theſeus zu ſeyn, der er vor [illegible] Jahren war? — hätte ihm die Zeit dem Leben verstattet!) Wir haben ausführlich gesagt, [illegible] wir deswegen können [illegible] Schillers Wallenstein seit 1799 aus des Schillers Hand zum letzten Mal berührte, ein Anderer wird, so wenig Schillers [illegible], seit es Thorwaldsens Werkstätte [illegible] ein Anderes geworden ist, so wenig kann der Darsteller, der einmal im wahren Augenblick der Begeisterung ein Dichterwerk erschuf, jemals ein Anderer werden [illegible] verändern und verwandeln. Wie nach Schillers Worten „das Schöne von [illegible] zu vollenden lebt," so steht er auch [illegible]

Herr Eßlair spielte den Thoring mit [illegible], die [illegible] im Saale des Odeons [illegible], nicht nur in jenen Schauplatz des Hoftheaters [illegible] Auf das [illegible] sprach der große Künstler viermal den [illegible] auch, daß er [illegible] mit dem Kranz [illegible] zum Himmel sieht. Es ist wehmüthig, den Mann, der das Höchste erreicht, [illegible] zu sehen, aber es ist so unvermeidlich, die Kraft, die wir in der [illegible] gekannt, im Kampfe mit den Leiden [illegible]. Mit allen Erinnerungen seiner [illegible] des Dankes für unvergeßliche Stunden der Bewunderung und der Begeisterung verbinden wir ein inniges Mitgefühl, daß zum ersten Mal uns Eßlair von seinem Genius [illegible] seiner Aufgabe trennen ließ, und so konnte auch er [illegible] mit dem [illegible] einer Schwanenliede. Mad. [illegible], Hr. Dahn [illegible], Hr. [illegible] wirkten würdig mit und stellen den großen Künstler, den sie [illegible] nicht durch ihre Geistigkeit allein, sondern auch durch Wettstreit nicht vereinzelt dastehn.

Der [illegible] in Eßlairs [illegible] kann [illegible] nicht betreten werden [illegible].

[illegible]

Ankündigung.

Durch die Fülle des zuströmenden Materials, den stets wachsenden Antheil eines wissenschaftlichen Leserkreises und die Schwierigkeit, diesem in abgerissenen, durch mehrere Nummern sich hinziehenden Mittheilungen wahre Befriedigung zu verschaffen, — durch diese Gründe und den Wunsch, einen höheren Zusammenhang ihrem Unternehmen mitzutheilen, sehen die unterzeichneten Begründer der „Deutschen Theeblätter" sich veranlaßt, dieselben vom 1. Januar k. J. an, statt wöchentlich, in monatlichen Lieferungen, jede zu vier Bogen, deren sechs einen Band ausmachen werden, in gleicher Form und ohne Preiserhöhung, unter dem veränderten, der erhöhten Tendenz mehr angemessenen Titel:

Deutsche Blätter
für Litteratur und Leben,

in Zukunft erscheinen zu lassen, wodurch, bei wesentlichem Raumgewinn und der Möglichkeit einer gediegeneren Auswahl, zu Gunsten der verehrten Abonnenten ein nicht geringer Vortheil erzielt wird.

Unterstützt durch die ersten Geister des In- und Auslandes, von denen nur die Namen: Schelling, Schenk, Rückert, Baader, Martius, Thiersch, Tiedge, [illegible], Bechstein, Feuchtersleben, Gehe, Sternberg u. s. w. genannt werden dürfen, um für ihr Versprechen die genügendste Bürgschaft zu leisten, werden die Herausgeber ferner in noch höherem Maaß ihre Aufgabe zu lösen, und der Erwartung zu entsprechen bemüht sein, wozu nicht jene Namen bloß, sondern auch die Stellung berechtigt, welche die „Deutschen Blätter" in der Litteratur einnehmen wollen.

München am 20. Dezember 1839.

Fr. v. Elsholtz. A. v. Maltitz. Fr. Aug. v. Zu-Rhein.

---

*) Der Abonnementspreis für München und auf dem Wege des Buchhandels beträgt: fl. 7 — ganzjährig; fl. 3. 30 kr. halbjährig und fl. 1. 45 kr. vierteljährig. Durch die k. b. Postämter bezogen aber — halbjährig im I. Rayon fl. 3. 22 kr. — im II. Rayon fl. 3. 28 kr. — im III. Rayon fl. 3. 43 kr.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagasse Nro. 4.

Deutsche Theeblätter.

herausgegeben und verlegt
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein.

München, Nr. 40. 1839.

Der Wunderſtern.

Einſt, vor vielen hundert Jahren,
War's geſchehn in einer Nacht,
Daſs die Sterne ſich beſprochen,
Die am Himmel hielten Wacht,
Wen von ihnen als den ſchönſten
Hätte Gott, der Herr, gemacht.
Jeder rühmte ſeines Glanzes,
Seiner Farben ſtille Pracht,
Als ein neuer Glanz im Oſten
Sie zum Schweigen hat gebracht;
Jeder hat ihn angeſtaunet,
Zweifelnd ſo bei ſich gedacht:
Iſt die Sonne aufgegangen
Schon in tiefer Mitternacht?
Iſt ein Diamant geſtiegen
In die Luft aus dunklem Schacht?
Wurden alle Blumengeiſter
Farbengluthen angefacht,
Und in einem einz'gen Lichte
Neues Wunderbild gebracht?
Doch der fremde Stern hat freundlich
Seine Brüder angelacht,
An dem dunkelblauen Bogen
Stieg er in die Höhen ſacht;
Ueber einer armen Hütte
Stand er ſtill die ganze Nacht; —
Dort in Bethlehem'ſcher Krippe
War das Licht der Welt erwacht.

Fr. Bra.

* * *

Prolog zum Winterleben.

(Schluß.)

Unter dem Rauſchen dieſer Katarakte ſchien uns ein ſeidener Lehnſeſſel näher gekommen zu ſein, der ſeine Arme in alle Welt breitete und, wie wir uns hernach überzeugten, in einem Nebenzimmer ſtand, wohin wir uns in der Betäubung verlaufen hatten. Wir fielen hinein und verſanken in Nachſinnen über die nun feierlich eröffneten Winterfreuden. Ihr Programm hielt uns der treue Spiegel der Erfahrung vor, bald aber beſchäftigte uns die Aufſtellung einiger Grundſätze zum weiſen Genuß dieſer Freuden, und folgende Regeln trugen wir in unſre Schreibtafel ein:

1. Es glaube Jeder, der ſich in einer Geſellſchaft nicht beluſtigt, daß Niemand, nicht einmal er ſelbſt, daran ſchuld iſt.

2. In einem Salon ſind die Menſchen noch weniger Brüder, als die Fürſten Vettern.

3. Es halte doch Niemand den Wirth des Hauſes für einen Mann, der unternommen habe, jedermann zu ergötzen, oder ergötzbar zu ſtimmen. —

Zu Nro. 1. Der Fatalismus, der großartigſte Aberglaube, gewährt, wenn wir nicht unſre höheren Ueberzeugungen davon ergreifen laſſen, in den geringern Angelegenheiten und Unannehmlichkeiten des Lebens des Troſtes gar viel. Wer ihn ſo recht auf ſeiner Laffete zu drehen weiß, kann ihn mit Vortheil gegen manchen gehäſſigen Vorwurf, gegen manche garſtige Empfindung richten. Warum nicht den Einflüßen der Atmosphäre jene Freudloſigkeit zuſchreiben, die auf einmal fünfzig Perſonen in einem Salon ſo gut ergreift, wie Feigheit ganze römiſche Legionen. Sie tröſteten ſich, weil die Hühner nicht fraßen, tröſten wir uns, weil die Lichter ſchief brennen.

Zu Nro. 2. Wo die gebildeten Menſchen ſich gar zu ſehr als Brüder fühlen und erkennen, werden ſie gern zu mähriſchen Brüdern, und eine ganz ſtreng erbauliche Unterhaltung iſt ihr Bedürfniß.

Iſt es aber bloßer Wunſch nach Erbauung und innerm Frieden, der uns in den Abendſtunden aus unſern Wohnungen treibt? Wir wollen ein Meer ſich umwälzen ſehen, wo die große Welle die kleinen überragt, ja verſchlingt, nicht einen großen unbeweglichen Waſſerſpiegel ſchlummern ſehen. Wir mögen gern, nachdem wir zwanzig Hände gedrückt und uns ſattſam der Gleichheit erfreut, uns auch ein Mal tief verneigen. Es giebt eine ſtille Adoration im Herzen des Menſchen, wie Salvandy ſagte, und Goethe, den eine tiefe Idee auch noch in ſeinen ſpäteren Tagen lang beſchäftigte, mehr als einmal wiederholt.

Endlich zu Nro. 3. Man halte ſich wegen erlittener Langeweile nie an den Hausherrn, nie an den Grundherrn des Saales. Er kommt uns, wie einer jener Maler vor, die nur die Landſchaft lieferten, die Figuren aber von fremder Hand hinein malen ließen. Der Saal iſt nun die Landſchaft, in die jeder von uns ſich mit eigener Hand hineinzumalen hat. Wie wir aber gerathen, ausfallen und ausſehen, iſt unſere Sache; — was kann der Landſchaftmaler dafür, deſſen Gemälde wir vielleicht ganz entſtellen, verunzieren und verderben?

Ein Saal iſt das Album des Hausherrn, worin er jedem Gaſte ein Blatt verſtattet, — jeder kann ſich nach Belieben einſchreiben, an Raum fehlt es nicht. Bleibt das Buch leer, — weſſen Schuld? der Einband iſt ſo ſchön, das Papier ſo glatt, der Rand ſo vergoldet!

Wir hatten uns fürs Erſte in einen ſeidenen Lehnſeſſel hineingemalt, oder hineingeſchrieben, in einer Stellung, die für die eines Tiefdenkers gilt, aber ſo wenig ichdem Rufe gewachſen iſt, als das Kauen an der Feder den Mann von Genie verräth. Sie hat zwei Nachtheile:

1. man wird leicht für melancholiſch und,

2. wenn die Geſichtsbildung nur einige Beſtätigung dieſes Verdachts gewährt, leicht für ſatyriſch gehalten.

Wir erhoben uns alſo und ſuchten uns heiter und theilnehmend zu malen.

Ein Lieblingsausdruck der neuen franzöſiſchen Schriftſteller iſt, ſich zeichnen. Es wird nun freilich meiſtens von Miniſterien, Regierungen, (dieſes deutſche Wort verſchwindet immer mehr hinter Gouvernement) und der öffentlichen Meinung gebraucht, warum ſollte es nicht auch von einer harmloſen Salonsfigur gelten? —

Unſere neue Stellung führte uns in eine Fenſterbrüſtung, wohin uns folgende Betrachtung aus dem verlaſſenen Lehnſtuhl nachgeeilt kam:

Man gehe nicht in der Geſellſchaft auf Raub aus, ſei es nun zur Satyre, ſei es zur Begeiſterung, oder gar zur Belehrung. Es iſt dem innerſten Weſen der Geſellſchaft entgegen geſetzt, daß in ihr das Mindeſte entſchieden werde, daß irgend jemand ſich dort ſein Schickſal, oder ſeine Weisheit abhole, oder gar mit großen Gedanken heimgeſandt werde. Darum ſind Szenen pathetiſcher und erklärender Art etwas ſo Mißliches, denn wenn die Geſellſchaft die Menſchen ſammelt, will ſie die Menſchen auf gewiſſe Weiſe auch wieder auseinander halten, deswegen erregen zwei Männer, trügen ſie ſelbſt Allonge-Perrücken und wären beide Profeſſoren der Algebra, ein Lächeln, wenn ſie länger als eine Viertelſtunde, heftig geſticulirend, in einer Fenſterretirirung zuſammenſtehen. — deswegen wird man, wenn zwei alte Damen eine Stunde lang zuſammen flüſtern, ſo unruhig, als ginge es über den Nächſten her, — die Geſellſchaft will den Sack durcheinander ſchütteln, jedes Steinchen ſoll ſeine tauſend Kollegen berühren, von ihnen berührt werden.

Die Satyre kann den Menſchen ſelten ſo brauchen, wie er in der großen Geſellſchaft ſich zeigt, er ſteht zu ſehr in Reihe und Glied. — ſie kommt ihm in kleineren Zirkeln bei, wo alle Thüren und Pförtchen zum Lächerlichen eröffnet, wo die Eitelkeit ihre Rieſenflügel weit ausbreiten kann. Wer daher forſchenden Blickes in großen Verſammlungen einhergeht, ſucht ſein Wild nicht im rechten Gehege. Das Lächerliche ſitzt dem Maler zwar gern, man muß es ihm aber doch bequem machen und aufmerkſamer Zuſchauer und Zuhörer gewiß ſein.

Manche Schriftſteller, z. B. Bulwer, ſtehen in dem Rufe, Geſellſchaften nur zu beſuchen, um Stoffe zu ſammeln. Wir ſahen einen verdienten Dichter eine Dame zum Walzer aufziehen und hörten den Ausruf: „die Arme weiß nicht, in welche Falle ſie ſo unbedacht hineintanzt; — ſie ſoll ihm eine witzige Seite liefern, er ſieht ſie als Stoff an! Wie vermeſſen eine Dame nur als Stoff und Material zu behandeln, ſie in den Buchhandel, wo nicht ins Gerede zu bringen!“ Andere wandten ſich ab, weil ſie es nicht ertragen konnten, „den Prieſter mit dem bekränzten Opfer tanzen zu ſehen.“ Weit öffnete ſich der Tanzenden Kreis, Viele unterbrachen ihre hüpfenden Schritte und verſtummten im Anblick. So ſchweigt der Hain und ſein Geflügel, wenn ein königlicher Adler einen Schwan in ſein Felſenneſt fortträgt. Doch waren die Abſichten des Dichters redlich geweſen, — zwar nicht was man in der rührenden Sprache der Eltern redlich nennt — nämlich heirathsgeſinnt, ſondern unlitterariſch. — er erſtaunte, als ihm der Verdacht zu Ohren kam und ſchwur, er ſei nicht ſchwarzen Gemüths genug, um einen Stoff ſo heuchleriſch einzutanzen.

* *

„Den Dichter,“ ſagte er, „müſſen ſeine Stoffe überraſchen, ſie müſſen ſich ihm an den Hals werfen. — Als ich Italien beſuchte, war mein redlicher Vorſatz, gar nichts zu dichten, denn alle, die noch mit dem Geſtändniß, dort Begeiſterungen zu ſuchen, dorthin reiſeten, kamen mit Werken zurück, die ich ihnen nicht beneidete.“

Mancher Maler nimmt in Geſellſchaften einen Bleiſtift mit.

Unſerem Bedünken nach iſt die Ausbeute ſelten groß. Die Eindrücke werden zu ſtatiſtiſch geſondert, als daß der Phantaſie verſtattet bliebe, ſie in ihren Hexenkeſſel zu werfen und daraus Gebilde hervorzurufen, bei deren Anblick der Künſtler ſich ſelbſt fragt: „wo habe ich das Geſicht doch her! — dieſe Türkennaſen, dieſe Wolfszähne, dieſe Klauen, dieſe Haifiſchkiefer, dieſe Tartarlippen, ja, man könnte mich todtſchlagen, ich wüßte nicht zu ſagen, wo ich ſie erblickt.“ (Es verſteht ſich, daß wir ihn hier im Geiſte der uns vorſchwebenden Scene Macbeths ſprechen ließen.)

So weit waren wir mit Grundſätzen gekommen, als ein Lehnſeſſel uns wiederum rief, — „halb zog er uns, halb ſanken wir hin.“ Unſer Nachdenken verflüchtigte ſich. Die Ferne erſchloß ſich, Pforten, vor denen nie Mäntel liegen, gingen auf, und die Freuden des Winters traten, wie Guido's Horen, herein.

Wir können es nicht leiden, wenn man dem Traume jede Verzückung zuſchreibt, — es giebt einen Mittelzuſtand zwiſchen Wachen und Träumen, gleich fern dem Gähnen und Schnarchen, wo die Seele ihre eigene Herrſcherzügel in der Hand behält und die lieblichſten ihrer Ideen ſelbſt mit Roſen bewirkt, — es iſt das Mittagsſchläfchen von zehn Minuten des Jean Paul, — das Auge ſieht hell nach innen und der Erwachende reibt es nicht mit Fäuſten, wie der aufgerüttelte Stadtſoldat. — Wir ſchliefen nicht, aber die Thüren gingen auf, wie vor einer Weihnachtsbeſcheerung, und in der That war es — Weihnachten.

Erſte, heilige Winterfreude, ſchöne Zeit, wo die grünen Bäume in die Städte, in die Straßen, in die Stuben kommen, wo Alles von Zucker iſt, wo Jeder was zu ſchenken, Jeder was zu hoffen hat und die Welt den Kindern gehört, wo die Ueberraſchungen, mindeſtens als vergoldete oder verſilberte Aepfel, unter dunklem Nadellaube glühen. Feſt der Empfindſamkeit, der deutſchen, vom Ausländer oft ſo roh und grauſam verſpotteten Empfindſamkeit, — gab es ein richtigeres Gefühl, als das, welches dich einſetzte? manche Feierlichkeit vertriebe man leichter aus unſern Tempeln, als dich aus unſern Häuſern! —

Eine Schaar von Concerten, Declamatorien trat mit klingendem Spiel einem Zuge von Bällen vor, — jeder dieſer Bälle hatte eine Lieblingsblume, eine Königin, — jeder führte eine Anzahl Frühlinge in das Leben ein, — ſorgſam gepflegter, ängſtlich bewachter Lenze, — und unter Jubel und Tanz und Neuheit ging eine Herrſchergeſtalt neben der Schönheit, ſie hieß die Wahl, und ſie ſprach: „ich bin noch freyer als die Freiheit,“ und ſie berührte mit dem Stabe das Herz, das ihr gefiel. — Die Decke des Saales ging auf, und die Sterne manchen holden Schickſals blickten durch die Kronleuchter herab, deren Flammen bläulich zauberhaft ſchimmerten. — Licht und Muſik flutheten durcheinander, — zuweilen wollte ein kühner Geigenſtrich das Gewebe der Töne zerreißen, immer aber ſpann wieder ein zarter Faden ſich an, die Töne brachen ſich an unſichtbaren Klippen, bekämpften ſich brauſend und verſöhnten ſich murmelnd.

Immer, immer liſpelte es durch die drängenden Accorde „nur noch ein Mal, nur noch ein Mal!“ Wir träumten gewiß nicht, denn welcher Träumer wäre nicht in den

Armen dieſer Muſik noch einmal im Schlummer entſchlummert? Wir ſahen andere Freuden heranziehen. Mit tauſend Schellen fuhr die Schlittenfahrt auf ihrer Eisbahn vorüber. Auch für den unglücklichen Schlittenlenker gab es einen Kuß. Das Thauwetter führte manchen Hoffenden heim.

Ich ſah endlich das Liebhabertheater, ſah wie es die verborgenen Darſtellertalente, nach dem Rieſenkampfe zwiſchen Beſcheidenheit und Gefälligkeit, gewaltſam der Bewunderung eines ganz ausgeſuchten Kreiſes, wo ohne Hohn und Unbilligkeit gerichtet wurde, unwiderſtehlich zuführte. In jeder Bruſt war der ſtille Wunſch, lieber im Kolliſäum aufzutreten, als vor lauter guten Bekannten; die Angſt auch, mit zu viel Gefühl zu ſpielen, zuletzt ſah ich Rollen begehren und andere annehmen müſſen, und das Lamm zum Tieger werden, — ja, nur das Liebhabertheater hält uns (in den Proben) einen treuen Spiegel menſchlicher Leidenſchaften vor. Thoren, warum befragen wir die Geſchichte, warum das Hoftheater! M . . . .

Künſtler-Skizzen *).

Von Johanna von X.

IV. Komödianten und Künſtler.

Die Schauſpielerin C. gaſtirt in der Provinz. Der Ruf ihrer Schönheit, Genialität, Koketterie, Habſucht, ihres Egoismus ꝛc. iſt in tauſendfachen Geſtalten ihr vorangeeilt, und hat ihr pränumerande ein Intereſſe verliehen, das, wie eine Trüffelſauce, etwas unbeſchreiblich Pikantes enthält. — Sie kommt, die Gefeierte! O armes Publikum, das nicht hinter die Kouliſſen ſehen, keiner Probe beiwohnen darf! Hier würdeſt du ſie in ihrer ganzen Glorie kennen lernen; hier entwickelt ſie Talente die kein profanes Auge ſieht! Wie unübertrefflich ungezogen macht ſie den Regiſſeur, und ſagt über Gruppirung, Charakterauffaſſung u. ſ. w. dem Perſonal Dinge, die gründlich beweiſen, daß der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit nur den Deckmantel ihrer Rohheit und Unwiſſenheit bildet.

Betrachten wir einmal das Geſicht. Vor zwölf Jahren konnte man es wahrhaft ſchön und jugendlich nennen. Nicht Zeit, nicht Studien, nicht Kummer oder Sorgen, haben ihm ſeine frühere Friſche und Fülle geraubt, nein, es liegt ein Etwas in und auf dieſem Geſicht, für welches die reiche, deutſche Sprache kein beſtimmtes Wort beſitzt, denn „abgelebt“ hat einen zu allgemeinen Begriff, aber — „abgeliebt“ könnte den bändereichen Roman dieſes Antlitzes richtiger bezeichnen.

Der Tag ihrer Benefizvorſtellung iſt gekommen. Griſeldis, dieſes demuthvolle, Alles opfernde Weib, dieſe perſonifizirte, uneigennützige Liebe, ſoll der ſchönen C. einen neuen Triumph, das heißt, eine volle Börſe bringen; deßhalb wird auf der Probe die Toilette beſprochen, und von dem Direktor trotzig die Anſchaffung des leinenen Schürzchens verlangt, das Griſeldis bei ihrer Verſtoßung zu tragen hat. Die Ausgabe beträgt freilich nur einige Groſchen, aber wer wird die von der reichbeſoldeten C. fodern, dieſe Gelderpreſſung könnte ihr ja leicht Thränen koſten, und die ſind doch faſt ſo koſtbar, als ein paar Groſchen. — Die Stunde der Vorſtellung naht; zwanzig Minuten noch, dann ertönt die Glocke zum Beginne des Stückes, und mit ihm das Glück aller der ſchmachtenden Armen, denen Mammon nur aus der Arithmetik und Romanen bekannt, der Mammon aber iſt

---

*) S. die früheren in Nro. 30 u. 33 d. B.

Thürſteher bei der ſchönen C., der nur bei Rezenſenten und Leuten von Diſtinktion ein Auge zudrückt. — Die zwanzig Minuten ſind verſtrichen, und durch das übervolle Haus verbreitet ſich eine murmelnde Unruhe, die von Augenblick zu Augenblick ſteigt. Hinter dem Vorhang aber geht es noch unruhiger zu, ſie führen „je toller je beſſer" auf, da wird mit einer Wahrheit geſpielt, von der nur die Betheiligten einen richtigen Begriff haben. Die ſchöne C. fodert mit Ungeſtüm von dem Direktor die ganze Einnahme des Abends, anſtatt der ſtipulirten halben, als gerechte Ausgleichung für die verhältnißmäßig ſehr guten Einnahmen, deren ſich der Direktor durch ihr Gaſtſpiel zu erfreuen gehabt; im Weigerungsfalle droht ſie, — nicht zu ſpielen. Der gequälte Impreſſario aber iſt, durch beſondere Verhältniſſe genöthigt, der habſüchtigen, frechen Foderung nachzugeben, will er nicht durch conſequentes Feſthalten an ſeinem Rechte ſeine ganze Exiſtenz gefährden.

Nach dem Stück wird der Gefeierten des Abends eine Nachtmuſik gebracht, ein großes Bachanal, souper genannt, folgt, denn die göttliche C. feiert heute ihr Wiegenfeſt zum fünften Mal in dieſem Jahr. Sie giebt dadurch ihren reichen Anbetern die beſte Gelegenheit zur Hand ihr, auf die feinſte oder unfeinſte Art, werthvolle Geſchenke zu machen. Im Vorgefühl dieſer goldenen Ueberraſchungen und Triumphe mußte ſie wohl mit den Worten: „ich nenne den heutigen Abend den ſchönſten, unvergeßlichſten meines Lebens!" vom Publikum Abſchied nehmen, um des Titels „Komödiantin" würdig zu bleiben.

„Wiſſen Sie ſchon, die liebenswürdige K. wird zum Gaſtſpiel erwartet!" — ſo hörte man ſich von Jedermann, mit einem von innerer Freude ſtrahlendem Geſicht, angeredet. Bärtige und unbärtige Lippen, ſpöttiſch, aber üppig ſchwellende Roſenmündlein und eingeſunkene, welke Lippen, alle öffneten ſich zum ungetheilten, enthuſiaſtiſchen Lobe dieſes Engels in der liebenswürdigſten Weibesgeſtalt. Es war ein ſo vollkommen übereinſtimmender Chor, wie der in der Braut von Meſſina in Stuttgardt, durch deſſen unübertreffliche Harmonie ſich Eßlair ein klaſſiſches Denkmal errichtet hat. — Betrachtet man aber auch dieſes Antlitz, auf dem Güte, Seelenadel, — kurz, alle edlen Eigenſchaften thronen, ſo iſt es kein Wunder, wenn man ſagen hört: ſie iſt ein Engel! — und lernt man erſt ihr treffliches Herz kennen, ſo geſteht ſich gewiß das ſchöne Geſchlecht mit freudigem Stolze: das Weib iſt das Meiſterwerk der Schöpfung! —

Es vergeht deßhalb wohl kaum ein Tag, an dem nicht die Künſtlerin von Männern und Frauen die überzeugendſten Beweiſe erhielte, wie hoch man ſie als Künſtlerin und Weib ſchätzt, achtet, liebt und ehrt. Man könnte aber auch getroſt die Wette eingehen, daß keiner Zweiten ſoviel Anmuth, Feinheit, Geiſt, Zartgefühl, Grazie, Feuer, Gemüthstiefe, Liebenswürdigkeit, — kurz alle jene Talente von der Natur gewährt ſeyen, die, mit den fleißigſten und umfaſſendſten Studien und Kenntniſſen, den höchſten, körperlichen Reizen und Gaben verbunden, zur Meiſterin machen müſſen.

Maria Stuart wird zum Vortheil des liebenswürdigen Gaſtes gegeben. Wie innig freuen ſich Alle, die ſo glücklich waren, ein Plätzchen zu erhalten, von ihr den Charakter darſtellen zu ſehen, den der unſterbliche Meiſter uns, trotz aller Schwächen, ſo unendlich lieb und werth zu machen wußte. Ja, für ein ſolches Weib, wie Maria durch die K. erſcheint, kann man freudig ſein Leben hingeben! — Nur für eine ſolche Meiſterin kann man mit ſo herzlichem, ungeheuchelten Enthuſiasmus Blumen und Kränze werfen; da nur iſt es keine erlogene Rührung, wenn Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit Thränen Abſchied von dem Liebling ihrer Seelen nehmen, denn Alles an ihr, der Vielgeliebten, iſt wahr und ſchön.

Zu Hauſe findet die Künſtlerin das Billet eines alten, abgedankten, kranken Offiziers, der, im Vertrauen auf ihren oft bewährten Edelmuth, ihr einfach ſeine ſchwerbedrängte Lage ſchildert, wohl ahnend, daß ſie, auch ohne eine Bitte von ſeiner Seite, einem Standesgenoſſen ihres Vaters niemals Hülfe verſagen würde. — Am andern Morgen, eine Stunde vor ihrer Abreiſe, erhält der Krieger die ganze Summe der Benefizeinnahme, begleitet von einigen zarten, herzlichen Worten, wie ſie nur eine ſo fein und tieffühlende Seele zu dictiren vermag.

Eine ſolche Künſtlerin aber noch höher zu ehren, als ſie ſich ſelbſt ehrt, wer vermag das?

„Sagt ſelbſt, liebſter Freund, ob es vom Direktor etwas anderes ſeyn kann, als Malice," — perorirt auf der Probe der erſte jugendliche Liebhaber Y. gegen den berühmten L., der eben gaſtirt: — „mir zu ſagen: „ich ſey mit dem Charakter der Rolle nicht genug bekannt, und müſſe ſie obendrein beſſer auswendig lernen, um mich nicht zu blamiren!" „„Aber, mein lieber Y., Sie ſagten mir ſelbſt, daß Sie die Rolle erſt geſtern Abend gelernt hatten, da konnen Sie unmöglich feſt ſein;"" erwidert ihm ruhig Meiſter L., der nur mit Mühe dem arroganten, zudringlichen Burſchen die Lection, die ihm gebührt, vorenthält. „Ich bin ſeit fünf Jahren auf den Brettern," — bramarbaſirt Y weiter, „weiß meine Pflichten zu erfüllen, und habe ein ſo ſchönes Talent, daß ich mich von keinem Director brauche hudeln zu laſſen! Eine Bühne, wie die hieſige, ſollte froh ſein, einen Liebhaber zu beſitzen, der leiſtet, was ich leiſte! Ich möchte den ſehen, der es in fünf Jahren ſo weit gebracht hat, wie ich; und werd' ich erſt noch fünf Jahre geſpielt haben, dann nehme ich's mit Jedem auf!" — „„Lieber Y., wenn Sie's auch mit Jedem aufnehmen können, ſo iſt doch möglich, daß Sie einmal in Auffaßung eines Karakters ſich irren,"" erwiedert ihm der beſcheidene L. „„vorzüglich, wenn man ſich erſt wenige Stunden damit beſchäftigen konnte. An meiner heutigen Rolle z. B. ſtudiere ich ſeit achtzehn Jahren, und habe ſie doch noch nicht zu der Klarheit bringen können, daß ich darin mit mir ſelbſt zufrieden wäre. — Wenn Sie alſo Ihre Rollen nur lernen, nicht ſtudieren wollen, ſo rathe ich Ihnen woolmeinend: verlaſſen Sie das Theater! — Ohne Studium wird man kein Künſtler!"" — „Was, halten Sie mich etwa für keinen Künſtler?" brauſt hochmüthig der erbitterte Y. — „„Nein!"" antwortet ruhig und ernſt L. — „„aber für einen Anfänger, der einiges Talent beſitzt, jedoch unendlich viel lernen muß, eh' er ein Recht hat, ſich für Etwas zu halten."" Nach dieſen Worten dreht ihm der Meiſter den Rücken, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen.

◆

Litterariſcher Kund- und Rathgeber.

1) Sammlung auserleſener Gebirgslieder, herausgegeben und mit Randzeichnungen und Vignetten verſehen, von Halbreiter.

Wir machen unſre verehrten Leſer auf dieſes in ſeiner Art ganz originelle Werk aufmerkſam, welches der Herausgeber dahier auf Subſcription erſcheinen läßt.

Gleich anmuthig und anziehend, wie die Lieder ſelbſt, ſind auch die Vignetten und Randzeichnungen, womit Hr. Halbreiter jene geziert hat, daher das Ganze denn von dem künſtleriſchen Talente wie von dem Geſchmack deſſelben ein gleich rühmliches Zeugniß ablegt. Das Werk beſteht aus drei Heften, deren jedes zwölf der ſchönſten Lieder aus dem bayeriſchen Oberlande, Tyrol und Steyermark enthält, und iſt Sr. Hoheit dem Herrn Herzoge Maximilian in Bayern, als hohem Liebhaber und Beförderer dieſer lieblichen Erzeugniſſe nationaler Poeſie, in angemeſſener Weiſe dedizirt.

2) **Raccolta degli Scrittori moderni d'Italia Vol. I — III. Monaco. Giorgio Franz, 1840.**

Nicht minder der höchſten Beachtung würdig erſcheint die hier angekündigte Sammlung auserleſener Werke der neueren italieniſchen Poeſie und Novelliſtik, deren Fortſetzung, wenn dieſelbe dem Anfang entſpricht, eine gar reiche Ausbeute für die Freunde dieſer Gattung von Litteratur zu verſprechen ſcheint.

Die Erzählung: **Margherita Pusterla**, von **Cesare Cantù**, welche die drei erſchienenen Bändchen einnimmt, hat, als eines der bedeutendſten Erzeugniſſe im Fach des Romans, nicht bloß in Italien, ſondern auch im Auslande ſich Anerkennung verſchafft, wofür der Umſtand ein nicht zweideutiges Zeugniß ablegen dürfte, daß eine zweite, in Brüſſel veranſtaltete Ausgabe zugleich mit der Münchener die Preſſe verlaſſen hat, welche Letztere jedoch die dadurch eröffnete Concurrenz um ſo weniger dürfte zu ſcheuen haben, als ſie mit großer Correktheit einen, um die Hälfte mäßigern Preis verbindet, dem leſenden Publikum daher vorzugsweiſe zu empfehlen iſt.

Schließlich aber bemerken wir noch, daß Kenner der „**Margherita Pusterla**“ neben Manzoni's „Nonne von Monza“ und „den Verlobten“ ſchon jetzt ihren Plan anweiſen, — ein Urtheil, das wir, nach der erſten flüchtigen Durchſicht, wohl glauben beſtätigen zu dürfen. †

Ankündigung.

Durch die Fülle des zufließenden Materials, den ſtets wachſenden Antheil eines wiſſenſchaftlichen Leſerkreiſes und die Schwierigkeit, dieſem in abgeriſſenen, durch mehrere Nummern ſich hinziehenden Mittheilungen wahre Befriedigung zu verſchaffen, — durch dieſe Gründe und den Wunſch, einen höheren Zuſammenhang ihrem Unternehmen mitzutheilen, ſehen die unterzeichneten Begründer der „deutſchen Theeblätter“ ſich veranlaßt, dieſelben vom 1. Januar k. J. an, ſtatt wöchentlich, in monatlichen Lieferungen, jede zu vier Bogen, deren ſechs einen Band ausmachen werden, in gleicher Form und ohne Preiserhöhung, unter dem veränderten, der erhöhten Tendenz mehr angemeſſenen Titel:

Deutſche Blätter

für Litteratur und Leben,

in Zukunft erſcheinen zu laſſen, wodurch, bei weſentlichem Raumgewinn und der Möglichkeit einer gediegneren Auswahl, zu Gunſten der verehrten Abonnenten ein nicht geringer Vortheil erzielt wird.

Unterſtützt durch die erſten Geiſter des In- und Auslandes, von denen nur die Namen: Schelling, Schenk, Rückert, Baader, Martius, Thierſch, Büſſel, Tiedge, Fouqué, Bechſtein, Feuchtersleben, Gehe, Sternberg u. ſ. w. genannt werden dürfen, um für ihr Verſprechen die genügendſte Bürgſchaft zu leiſten, werden die Herausgeber fortan in noch höherem Maaß ihre Aufgabe zu löſen, und der Erwartung zu entſprechen bemüht ſein, wozu nicht jene Namen bloß, ſondern auch die Stellung berechtigt, welche die „Deutſchen Blätter“ in der Litteratur einnehmen wollen.

München am 20. Dezember 1839.

Fr. v. Elsholtz. A. v. Maltitz. Fr. Aug. v. Zu-Rhein.

*) Der Abonnementspreis für München und auf dem Wege des Buchhandels beträgt: fl. 7 ganzjährig, — fl. 3. 30 kr. halbjährig und fl. 1. 45 kr. vierteljährig. Durch die k. b. Poſtämter bezogen aber halbjährig — im I. Rayon fl. 3. 32 kr. — im II. Rayon fl. 3. 39 kr. — im III. Rayon fl. 3. 43 kr.

Druck und Verlag von Georg Franz in München, Perusagaſſe Nro. 4.

Inhalt

der „Theeblätter“ von Nro. 1—26.

Gedichte.

Seite
Widmung 1
Gebet um Leſerinnen. Von A. v. Maltitz . 9
An Theodolinde, Prinzeſſin von Leuchtenberg. Von Fr. v. Elsholtz. (Mit einer Xylographie.) . 13
Die deutſche Kunſt. Von E. Förſter . . 17
Lebensblätter. Von Ernſt v. Feuchtersleben . 33
Garten und Roſe. Von Ed. Gebe . . 41
Der öſterreichiſche Ring. Von Fr. Schmidt . 57
Sänger-Schmerz. Von Fr. Aug. v. Zu-Rhein 65
Ständchen. Von Fr. A. v. Zu-Rhein. Mit Muſik von Fr. Gr. v. Pocci . . . 76
Die Allerheiligen-Kapelle zu München. Von Ed. Gebe 81
Dir nach. Von L. Bechſtein . . . 89

Seite
An Platen. Von Beilhack . . . 97
Windesſtimmen. Von Louiſe v. Bornſtedt . 105
Das Känguru. Von A. v. Maltitz . . 115
Palmenlieder . . 125. 129. 130
An die Günſtigen. Von Str. . . 137
Die Kaktuspflanze. Von E. v. Brunnow . 143
Dilettantenwein. Von G. v. Bothmer . 145
Der Reiſende. Von Str. . . . 153
Das angefochtene Ypſilon. Von Str. . 161
Gloſſe 169
Beim Cyprier. Von Heinr. Stieglitz . . 177
Der Felleiſenreiter. Von Rich. Franke . 185
Das Johanniswürmchen. Von Otto Prechtler 193
Das Auge. Von Fr. v. Kobell . . 201

Erzählungen.

Erſte Eindrücke bei der Ankunft in Rio-Janeiro. Von A. v. Maltitz . . 18. 27. 38
Der letzte Ritter von Malta. Von F. de la Motte Fouqué . . . 25. 34. 42. 49
Ein Tag aus Robert Guiskards Leben . 66. 73
Weltmänniſche Liebe. (Fragment) v. F. v. Elsholtz 82
Die zerſchlagene Laute. Von Al. Büſſel 90. 98. 106. 113.

Das Wiederſehen. (Fragment) von Fr. v. Elsholtz 116
Die unglückliche Stunde. Von Carl Fernau 131. 138
Die Liebe. Von Fr. Schmidt . . 154
Leontine. Von Carl Fernau . . 170
Ein Künſtlerleben nach genialem Zuſchnitt. Von C. Bleſſig . . . 178
Das treue Fiſchermädchen. Von Antonie. . 202

Vermiſchtes.

Goethe, als Einführer der „deutſchen Theeblätter“ 2
Münchner Geſelligkeit . . 3. 14
Ueber Weſen und Bedeutung der Sprüchwörter 6
Die beiden Tiſche 7
Ueber die Sklaverei im Oriente. Von P. . 10
Ein Gemälde von Peter Heß . . 12
Die Eitelkeit. Von A. v. Maltitz . . 45
Münchner Faſtenwochen . . 47. 51
Pſychologiſche Fragmente. Von C. Weichſelbaumer 53. 150
Die Schillerfeier in München . . 55
Der Gaſthof in Bagdad . . . 58
Natur (Gunſt) und Kunſt. Von Fr. Baader 59
Ueber die deutſche Theaterkritik. Von F. v. Elsholtz 60
Ein Brief aus Paris . . . 63
Das Spiel und die Spielhäuſer. Von A. v. Maltitz 70
Ein türkiſcher Wachpoſten. (Mit einer Lithographie) 72
Die Erſchaffung des Negers. Eine braſilianiſche Volksſage 77
Journaliſtiſches Curioſum . . . 78
Gedanken über die Naſe. Von C. Weichſelbaumer 86
Marſchall Türenne und der Abbé de Retz als Geiſterſeher 92
Ueber Bettler. Von A. v. Maltitz . . 101
Theater in Frankreich . . 103. 111
Vertraute Briefe. Von A. v. Maltitz . 109

Der Kohlenzirkel, ein chineſiſches Schauſpiel, überſetzt von Neumann . . . 121
Ueber ungemiſchte und gemiſchte Liebe und Ehe. Von Fr. Baader 125
Der Wäſcherſtaat 126
Etwas über natürliche Waffen . . 126
Der Ausſätzige und die Klapperſchlange . 133
Vorſtellung des Don Carlos am 11. Juli . 146
L'âne mort et la femme guillotinée . . 149
Gallerie franzöſiſcher Schriftſteller:
  Balzac 158
  Victor Hugo 182
  Jules Janin 197
  Eugen Sue 205
Der Huſit, eine Reiſebemerkung von Fr. v. Elsholtz 162
Erinnerung an Matthiſſon. Von A. v. Maltitz 164
Ueber den Kaufmann von Venedig . . 166
Das Irrenhaus zu Konſtantinopel (mit Abbildung) 180
Von der Handſchrift. Von C. Weichſelbaumer 186
Aus Bad Brückenau vom Auguſt 1839 . 189
Anonym. Eine Fabel, von A. v. Maltitz . 194
Ueber Friedrich des Großen Gedichte . . 206
Witzfunken und Charakterzüge . . 16
Aphorismen . 8. 24. 48. 119. 126. 167. 184. 198
Literariſche Moſaik . . . 22. 40
Literariſche Ueberſicht . . 119. 135
Theatraliſches 29. 95. 127. 143. 151. 175. 191. 199

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

von

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit. — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Aloys Büſſel. — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben, — Carl Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrmbacher, — Richard Franke, — Eduard Gehe, — Franz Frhr. v. Gaudy, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — Franz v. Kobell, — L. A. Kaltenbrunner, — Carl v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — G. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Friedrich Rückert, — Dr. Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewireff, — G. H. v. Schubert, — Dr. Carl Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — C. A. Tiedge, — Friedrich v. Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

München, Januar 1840.

221 218

Fortſetzung der **Deutſchen Theeblätter** (Nr. 41—44).

Siehe die umſtehende Ankündigung.

BIBLIOTHECA
REGIA

Ankündigung.

Durch die Fülle des zufließenden Materials, den ſtets wachſenden Antheil eines wiſſenſchaftlichen Leſerkreiſes und die Schwierigkeit, dieſem in abgeriſſenen, durch mehrere Nummern ſich hinziehenden Mittheilungen wahre Befriedigung zu verſchaffen, — durch dieſe Gründe und den Wunſch, einen höheren Zuſammenhang ihrem Unternehmen mitzutheilen, ſehen die Begründer der „deutſchen Theeblätter“ ſich veranlaßt, dieſelben vom 1. Januar d. J. an, ſtatt wöchentlich, in monatlichen Lieferungen, jede zu vier Bogen, deren ſechs einen Band ausmachen werden, in gleicher Form und ohne Preiserhöhung, unter dem veränderten, der erhöhten Tendenz mehr angemeſſenen Titel:

Deutſche Blätter für Litteratur und Leben

in Zukunft erſcheinen zu laſſen, wodurch, bei weſentlichem Raumgewinn und der Möglichkeit einer gediegneren Auswahl, zu Gunſten der verehrten Abonnenten ein nicht geringer Vortheil erzielt wird.

Unterſtützt durch die erſten Geiſter des In- und Auslandes, wofür die umſtehenden Namen hinreichende Bürgſchaft leiſten dürften, werden die Herausgeber fortan in noch höherem Maaß ihre Aufgabe zu löſen, und der Erwartung zu entſprechen bemüht ſein, wozu nicht jene Namen bloß, ſondern auch die Stellung berechtigt, welche die „Deutſchen Blätter“ in der Litteratur einnehmen wollen.

Der Abonnementspreis für München und auf dem Wege des Buchhandels beträgt: fl. 7 ganzjährig, — fl. 3. 30 kr. halbjährig und fl. 1. 45 kr. vierteljährig. Durch die k. b. Poſtämter bezogen aber halbjährig — im I. Rayon fl. 3. 32 kr. — im II. Rayon fl. 3. 39 kr. — im III. Rayon fl. 3. 43 kr.

◆

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Blicke in die Gegenwart und Zukunft der deutſchen Litteratur.

Von Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

. . . . Pauci laeta arva tenemus,
Donec longa dies, perfecto temporis orbe,
Concretam exemit labem. . . . Aen. VI. 744

Mitten im Rauſchen und Rollen der treibenden Gegenwart tritt wohl dann und wann ein Moment ein, in welchem Einer und der Andre der Mitfortgeriſſenen, von einer mahnenden Stimme im Innern bewegt, ſich verweilend umſieht, einem warnenden oder deutenden Tone entgegenlauſcht, einen tieferen Blick in die bewegende Seele des Getriebes, wohl auch einen an das zweifelhafte Ziel hinwerfen möchte. Für einen ſolchen Moment, für einen ſolchen Wanderer, ſind die folgenden Blätter beſtimmt.

Sie handeln von Litteratur, — einer Sache, mit deren Namen tauſend Menſchen tauſenderlei Intereſſen, aber ſchwerlich viele einen beſtimmten Begriff verbinden. Sei es darum! ich bemerke hier nur gleich am Eingange, daß ich mein Hauptaugenmerk auf Poeſie und deren Kritik richte. Sie iſt die eigentliche Lebensäußerung des Geiſtes einer Nation; in ihr repräſentiren ſich alle ihre Richtungen, — welche in allen übrigen Regionen in's Detail zu verfolgen, die uns hier geſteckten Gränzen weit überſchritte, und doch zu keinen andern Ergebniſſen führen würde, als die, welche ſich uns hier, in der umfaſſendſten Form des geiſtigen Lebens, bieten werden.

Auch kann ich nur rhapſodiſch verfahren, und das, was mir am Dringendſten ſcheint, aus dem Zuſammenhange eines Ganzen herausreiſſen, welches mir wohl als ſolches vorſchwebt, deſſen Entwicklung aber gleichfalls über den hier gegebenen Zweck und Raum hinausgriffe. Es ſind alſo nur Winke, was man hier findet. Daß ſie meiſt warnend ausfallen, daran bin nicht ich, — daran iſt die Sache ſchuld. Dem Tadeln, wie ich fürchte, bis zum Tadelnswürdigen abgeneigt, wäre es meinen Wünſchen gemäß, wenn ich rühmen und anerkennen dürfte. Man hat ſich nun freilich eine bequeme Manier erfunden, aller läſtigen Predigten und Cenſuren ledig zu werden. „Er tadelt uns? Je nun, er gehört zur alten Schule, zu den Malcontenten!" — Mögen ſie denn immerhin den treuherzigen, gutmüthigen Führer von ſich weiſen, der es nun einmal nicht ertragen kann, ſie auf Felſenkanten wandeln und in Sümpfen waten zu ſehn; — auf die Gefahr hin, von den Träumern Träumer geſcholten zu werden, wagt er's, ihnen zu helfen!

Wenn ich den Zuſtand unſerer modernen poetiſchen Litteratur großentheils als einen *pathologiſchen* bezeichne, ſo iſt ja damit Niemand getadelt. Ich fühle mich ſo gut leidend als die Andern; und es handelt ſich eben darum, über unſer Leiden klar zu werden, damit ſich ein Weg zur Heilung offenbare.

Zuvörderſt ein Paar Worte im Allgemeinen.

Man erkennt was Andre leiſten, und möchte ſich ſelbſt vergreifen. Das iſt Eines der Zeichen unſrer Zeit Haſt, ohne Reife. Faſt alle Schriftſtellerei iſt heutzutage, wenn man auf ihre Motive reflektirt, Schwäche oder Egoismus. Schwäche iſt es, wenn ſich der Ohnmächtige durch das Gewahrwerden des Großen, des Gewaltigen, zur kindiſchen, lallenden Reproduktion genöthigt, — Schwäche, wenn ſich der ſeufzende Lyriker nicht nur zum Singen, ſondern auch zum Druckenlaſſen, von einem Dämon unwiderſtehlich getrieben fühlt; Egoismus iſt es, wenn man vergißt, für wen, ja daß man für Jemanden ſchreibt und dichtet, — wenn man nur das eigne, innere Bedürfniß (vom äußeren ſchweigen wir ganz) im Auge hat. Faſt Niemand aber denkt jetzt mehr, wenn er ſchreibt, an den Zweck des Werkes, ſondern Jeder nur an ſeinen. Wirken möchte Jeder, aber Niemand will etwas bewirken; dagegen lieſt auch Niemand, um etwas zu lernen, — kaum um zu genießen; und ſelbſt in's Theater tritt man gewaffnet mit der Brille der Kritik. Mit Recht klagt unſer Dichter: „Die Leſewelt iſt jetzt ſo zerſtreut, abgeſtumpft und ſelbſtthätig, daß man mehr, als je, an die Nachwelt denken muß“ — Seit er ſtarb, iſt es nicht beſſer geworden; nun ſind die Irrlichter erſt zahlreich; nun wähnen ſie Planeten vorſtellen zu können.

Das gilt denn vorzugsweiſe von der Dichtkunſt, in welche Alles pfuſcht, weil an ihr, im Verhältniß zu allen übrigen Künſten, am wenigſten Technik, am wenigſten Handwerk iſt; weil ihr Werkzeug: Sprache und Schrift, nicht erſt, wie der Meißel, die Kelle, der Pinſel, der Fiedelbogen, in reifern Jahren geübt und tüchtig gehandhabt, nicht erſt mühſam handgerecht gemacht werden muß. Wer mit unſrer Zeit genauer bekannt iſt, geſtehe, ob es nicht Leute giebt, die im Grunde bloß, weil ſie leſen und ſchreiben können, ſofort die Dichtkunſt zu ihrem Fache wählen? Und unter ihren Formen iſt es wieder die Lyrik, welche am wenigſten Compoſitions-Vermögen, am wenigſten Bewußtſein bedarf. Um ihr Gnadenbrot flehen alle armen, bedrängten Seelen. Nun iſt aber jede der drei poetiſchen Grundformen eine Pflanze, ein organiſches Gewächs, — und verlangt einen eigenen Boden: die epiſche ein werdendes Volk, die dramatiſche ein gewordenes, — die lyriſche einen einſamen Menſchen, oder einen Zuſtand der Vereinzelung. Was uns nun angemeſſen ſei, mögen Kenner unſerer Zuſtände entſcheiden; mögen entſcheiden, ob vielleicht nicht umgekehrt das Sich-Auflöſen unſerer Poeſie in Lyrik auf die Art unſeres Zuſtandes zurückdeute?

Blicke ich aber auf die Beſchaffenheit dieſes, wie der übrigen Zweige unſrer Dichtkunſt, ſo glaube ich mancherlei Urſachen wahrzunehmen, die ihr Erblühen, ihr Früchtetragen für jetzt beeinträchtigen.

Für's Erſte, glaube ich, hat, wie unſerm Schiller die Kantiſche, ſo auch unſern ſpätern Dichtern, unſere berühmte Philoſophie überhaupt, geſchadet. Wie Er, am Ende ſeiner Laufbahn, werden auch wir, wenn wir zum Ueberblick der unſern jemals gelangen, alle unſere Weisheit gerne für Einen praktiſchen Griff hergeben wollen. Hierin iſt das ſüdliche Deutſchland, beſonders Oeſterreich, glücklicher als das nördliche, von welchem es häufig, um des empiriſchen Standpunktes willen, auf dem es noch ſtehe, bemitleidet wird. Von der Empirie geht die Kultur aus, und zur Empirie kehrt ſie wieder zurück. Aus der Unſchuld, wie ſie in's weltliche Leben tritt, entfaltet ſich allmählich der Zwieſpalt der Erkenntniß, — aber aus dieſem geht eine zweite geläuterte Unſchuld: die ächte Tugend, hervor. So iſt es auch in der Kunſt; und es iſt kaum zuviel gehofft, wenn wir, inſofern überhaupt eine Wiedergeburt der deutſchen Dichtkunſt bevorſteht, dieſe von Oeſterreich aus verheißen. Hier war es, wo Leſſing's und des unſchätzbaren, im übrigen Deutſchland faſt verkannten Wieland's geſunde, fröhliche Pflanzungen in der Joſephin'ſchen Epoche, für die Dauer Wurzel ſchlugen; hier gilt der klare Menſchenſinn, hier iſt Volksgefühl für poetiſches Leben und lebendige Poeſie. Als noch das ganze übrige Deutſchland vom Traume der Schlegel-Novalis'ſchen Hyper-Romantik gefeſſelt lag, und tief-zarten Unſinn phantaſirte, da war es eine einfach klare, ruhige Stimme aus unſerem Vaterlande, (die des verſtändigen J. Schreyvogel, genannt Weſt, in ſeinem trefflichen „Sonntagsblatte") welche allein das Kind, wenn auch etwas laut, beim rechten Namen nannte, den nun jeder Knabe nachſpricht, — welche allein beſonnen ertönte, und freilich, wie der Beſonnene immer, damals verachtend überhört wurde; die aber mit prophetiſchem Muthe Alles das ausſprach, was die Folge nur zu ſehr beſtätigt und beſiegelt hat. Sei ihr in dieſen Zeilen der Dank gezollt und die Pietat erwieſen, auf welche ſie ſchon ſeit Langem ſo gerechten Anſpruch hat!

Die Meinung, daß uns die Poeſie unmittelbar beſſer und weiſer machen ſoll, die Tendenzen-Jagd, eine Frucht jener Philoſophieſucht, können wir auch noch immer nicht los werden; trotz dem, daß unſer Kant uns ſchon weitläufig bewieſen, daß Kunſt Kunſt, und Moral Moral ſei. Moral iſt es nun freilich nicht immer, was unſere Dichter an Mann zu bringen gedenken, — aber Tendenzen ſind es doch! und von allen, außer der poetiſchen, gilt, wenn von Poeſie die Rede iſt, daſſelbe. Aber ſei es auch Moral, — die doch immer noch von edlerem Sinne zeugt, — gut! ſo bleibt unſer Grundſatz dennoch feſt. Der letzte Zweck liegt in den Handen der Vorſehung; den nächſten haben wir im Auge zu behalten. Gewiß iſt es das ſittliche Ideal, zu dem die ganze Menſchheit, mit all' ihren Beſtrebungen, wiſſend oder unbewußt, tendirt; gewiß iſt es, daß Dichter viel ſicherer ſittlich wirken, als Philoſophen. Wie wenige Menſchen ſind fähig, nach Maximen zu handeln! Dagegen erſchafft die Poeſie reine, große, bedeutende Stimmungen in uns, erweitert unſer Gefühl und ergreift nicht nur den intellektuellen, ſondern den ganzen Menſchen. Aber damit ſie das leiſte, ſei ſie eben auch ganz Poeſie, — nicht halb Wiſſenſchaft oder Religion. Sie komme vom ganzen Menſchen, und jedes ihrer Gebilde ſei mit Knochen, Fleiſch und Blut begabt, damit es lebe und wieder belebe!

Der Grundfehler unſrer beſſern Dichter iſt: daß ſie zuviel, daß ſie Alles, ja, wenn es anginge, mehr als Alles, wollen. Ein Drama, ein Roman, eine Novelle, ja ein Gedicht ſoll eine ganze Lebensanſicht ausſprechen, ſoll Himmel und Erde, Kunſt und Wiſſenſchaft, Staat und Kirche, und ich weiß nicht was ſonſt noch, in ſich faſſen, — und ſo entſtehen jene Monſtra, die Alles ſind, nur keine Gedichte; die nichts ſind, weil ſie mehr als Etwas vorſtellen wollen. Der Schuſter weiß, wieviel Leder er zu einem Paar Stiefeln braucht, — der Dichter weiß ſich von ſeinen Zwecken und Mitteln keine Rechenſchaft abzulegen. Er folgt einer unbeſtimmten, unfruchtbaren Begeiſterung, jagt dem unendlichen Leeren nach, und vergißt Grillparzers goldenes Wort:

„Was ungeheuer iſt, iſt drum nicht groß;
Ein Mögliches ragt über alle Weiten,
Das Wirkliche zeigt ſich im Raume bloß."

Nur derjenige Dichter wird die Palme erringen, der ſich liebend in ſeinen Stoff verſenkt, ſich auf ihn begränzt, und ihn in der, nur dieſem Stoffe zukommenden, beſtimmten Form ausgebiert. Aber das haben wir faſt verlernt.

Noch einmal: Weisheit und Poeſie iſt zweierlei. Man muß ſich, wie ſchon der alte Horaz begriff, jener manchmal begeben können, wenn man den Lorbeer dieſer pflücken will. Das Allgemeine erweitert unſere Begriffe, das Beſondere, Individuelle, trifft unſer Herz. Und mit dieſem hat es der Dichter zu thun. Mit ruhiger Klarheit werden wir wohl überzeugen, aber nicht bewegen; es iſt die Empfindung, ja die Leidenſchaft, alſo die Beſchränktheit unſeres Weſens, welche wieder Empfindung hervorruft. Findet Jemand an der Weisheit mehr Gefallen, gut! wer befiehlt ihm denn Dichter zu ſein? will er es aber ſein, ſo laſſe er die Philoſophie dort, wo ſie hingehört! — Wenn unſre Poeten ihren eigenen Vortheil beſſer verſtünden, ſo würden ſie auch einſehen: daß ihnen das Allgemeine Jeder nachmachen kann, das Beſondere aber keiner, — weil Jeder ſein eigenes erlebt. Und ſo iſt es denn auch, — ſie ſingen Alle Einen Schmerz und Eine Luſt; man wird ſie bald nicht mehr aus einander kennen. „Sobald man anfängt, Alles in Allem zu ſehen, — ſagt Lichtenberg, — wird man gemeiniglich dunkel im Ausdruck; man fängt an, mit Engelszungen zu reden.“

Zuviel Weisheit wird Thorheit, allzutief wird flach. Les extrèmes se touchent. Das tiefſinnig ausſehende Brüten der Einen iſt nur eine andere Larve von der Leichtfertigkeit der Andern. Beides iſt flach und nichtig. Beides entſpringt aus dem mangelnden Sinne für ächte, lebendige, geſunde Poeſie, welche Geiſt und Körper hat. Beides iſt Erſtorbenheit und blaſirtes Weſen: nur auf der einen Seite mit der Miene des Lächelns, auf der andern mit der des Weinens; aber dort eben ſo weit entfernt von einer gründlichen, das Ernſte umſpielenden Heiterkeit, als hier von einem heitern, für's Leben erfolgreichen Ernſt.

Eine andere Fertigkeit, in der wir vor andern Nationen glänzen, hat uns in ihrer Art nicht weniger geſchadet, als das Philoſophiren. Ich meine das Ueberſetzen. Wir haben, durch dies Chamäleontalent, von den größten Genien aller Völker nicht dasjenige, was ſie groß machte, das Menſchliche, ſondern das, was an ihnen Beſchränkung war, das Griechiſche, Römiſche, Engliſche, Spaniſche, Franzöſiſche u. ſ. f. gelernt, — und lallen in allen Zungen, als ob die Poeſie eine andere Art der Geographie wäre. Die Radebrecherei der Voß'iſchen, wie der Singſang und Klingklang der Schlegel'ſchen Verſe waren Früchte aus dieſen Gärten, — und kaum begannen ſie abzufallen, als an allen Enden weſtöſtliche Ghaſelen und Kaſſidet hervorſproßten.

Haben wir's doch mit unſern eigenen Autoren nicht anders gemacht! Es ſind eben ſo viele Sekten von —ianern entſtanden, als Jene Irrthümer oder doch Einſeitigkeiten darboten. Das Große an ihnen, ihr Eigenſtes, ließen wir ihnen, — ihre Eigenheiten haben wir zu den unſern zu machen geſucht: Kantiſche Terminologie, Wielandiſche Leichtfertigkeit, Goetheſche Vornehmheit, Schilleriſches Pathos, Jean Pauliſche Bizarrerie, Börneſche Grobheit, — nicht Kant's Tiefe, Wieland's Anmuth, Goethe's Objectivität, Schiller's Wärme, Jean Paul's Humor, Börne's Schärfe. Und ſo galt es denn immer wieder: Wenn tüchtige Menſchen irren, wie gern irrt da die Menge mit! wenn ſie im Rechten wandeln, da läßt man ſie allein.

Wir verſtehen ſie nicht, weil wir uns ſelbſt, weil wir das Leben nicht verſtehen. Wir verſtehen beides nicht, weil wir nie in uns ſelbſt einkehren, weil wir unſer Inneres nie am Leben meſſen. Aber wer hat auch Zeit zu ſolchen Beſchäftigungen? Der Ueberfluß an Lectüre macht, daß wir zu wenig leben, und zu wenig leſen (multa, non multum.) An einem Meiſterwerke wie z. B. „die Kritik der Urtheilskraft,“ kann man ſeine eigenen Fortſchritte meſſen, wenn man es, nach längern oder kürzern Zwiſchenräumen, wieder zur Hand nimmt. Aber nur das Erlebte macht fortſchreiten, das Erleſene allein nimmer. Und wer, der in litterariſchem Curſe bleiben will, der ſich mit dem Wogen und Branden der Journaliſtik im Niveau erhalten ſoll, lieſt jetzt das beſte Buch zweimal? wer kann es?

Und ſo hat denn auch heutzutage faſt Niemand mehr eigene Gedanken; wo kämen ſie auch auf, in dieſer üppigen Treibhausvegetation? man bedient ſich fertiger, mit dem Stempel des Herkommens ausgeprägter Gedanken und Worte, bei welchen man ſich gar nichts, oder, im beſten Falle, etwas Confuſes denkt. Tauchen einmal irgendwo, in einem Winkel Deutſchlands, ächte, friſche Gedanken auf, wie Sprößlinge unſerer alten Eichen, ſo ſieht man ihnen befremdet in's Geſicht, — man erkennt ſie nicht, denn die litterariſche Convenienz hat keinen Maaßſtab für ſie. Man haſcht allenfalls nach einer oberflächlichen Aehnlichkeit im Schnitte des Gewandes, und mit einem bald fertigen Epithethon: „Schilleriſch, Goethiſch, Tieckiſch, Heineiſch“ werden ſie in die Nacht der Vergeſſenheit zurückgeworfen.

Wenn ich alle die Mängel, an denen wir leiden, und von denen ich die auffallendſten zu bezeichnen verſuchte, in Einen Ausdruck zuſammenfaſſen müßte, ſo würde ich ſagen: das Grundübel iſt: der Dilettantismus. Wir Alle, mehr oder minder, dilettiren, ſtatt gehörig zu produciren, oder gehörig zu genießen.

Es darf nur wieder ein wahrhaft productives Talent ſich ausbilden und ſeine Schöpfungen vor uns hinſtellen; das iſt es, was wir brauchen, — mehr als mein und Anderer Geſchwätz! Das Lebendige wirkt immer und unfehlbar. Nur darum ſehen unſere Buch-Dichter vornehm auf's Theater herab, weil ſie fühlen, daß zum lebendigen Ergreifen einer verſammelten Menge mehr gehört, als ſie zu leiſten fähig ſind, und weil unſere Theaterdichter verlernt haben, anders als für's Druckpapier zu dichten. Doch, nachdem Grillparzer in einem, mit Kennerſchaft geſchriebenen Aufſatze, ſich über den Verfall unſerer dramatiſchen Litteratur geäußert, (Blätter für Kritik, zur öſterr. Zeitſchrift für Geſchichts- u. Staatskunde 1ter Jahrgang Nro. 1) bleibt für mich nichts übrig, als auf dieſen Aufſatz hinzudeuten.

Genug! wir harren auf ein ſchöpferiſches Talent. Iſt ein ſolches nur einmal da, ſo kann es auch der Wirkung, des Beifalles gewiß ſein. Welcher Menſch hätte die Empfindung abgethan? Dem raiſonnirenden Schriftſteller wird es ſchwerer; er hat es mit mannichfachen Bildungsſtufen, mit verſchiedenen Anſichten zu thun. Das Wiſſen trennt die Menſchen, die Kunſt vereinigt ſie. Das ſchaffende Genie erregt durch ſeine Werke ſelbſt jene productive Fähigkeit des Genießenden, kraft welcher er dieſelben auffaßt, die darin liegenden Intentionen erkennt und fortführt, und ſo das Werk, welches, als Produkt eines Individuum's, immer etwas Unvollendetes iſt, durch Hinzuthun aus ſeinem Innern eigentlich erſt completirt. So erhebt der wahre Dichter den Leſer und Zuſchauer zu ſich, und läßt ihn gleichſam mit an ſeinem Werke dichten.

Das wäre dann eigentlich das rechte Verhältniß zwiſchen den Werken und dem Publikum; allein die neuere Zeit hat ein anderes erfunden, welches ſie Kritik nennt. Und ſo laßt uns denn auch dieſes in den Kreis unſerer Betrachtungen ziehen. Hier drängt die neueſte Aera eine Bemerkung auf, die kaum dem flüchtigſten Beobachter entgehen kann.

Wir ſind in einem unfruchtbaren Schwanken zwiſchen Autoritäts-Despotismus und Anarchie. Jener iſt ſo übel, als dieſe. Der Schwache hält ſich an Autorität; er fühlt ſich durch ſie geſichert, beruhigt, ergänzt und nach Außen geſchützt, — denn er braucht nur immer die Löwenhaut vorzuhalten, um — den Eſel dahinter zu verbergen. Dagegen der Kräftigere, jede Schranke verachtend, legt die Elle ſeines Ich an die Welt, und mißt dieſe nach jener. Mag er immerhin mit Leben, Kunſt und Wiſſen gebahren nach dem Pfunde, das ihm verliehen ward; die bittere oder ſüße Frucht, die ſeiner Saat erwächſt, muß endlich doch Er ſelbſt verdauen! aber uns Andere laſſe er ſäen nach unſerer Weiſe, wie wir ihn nach der ſeinen. Es ſollen in der Litteratur, wie im ſocialen Leben, immer mehr und allgemeiner die Geſetze einer billigen und vernünftigen Konvenienz gelten, welche Alle beſtätigt und fördert, indem ſie den Einzelnen begränzt und zurückhält. In die Denkweiſe Anderer, deren Gehirn ja auch nach Menſchenart organiſirt iſt, beſcheiden und mit Antheil einzugehn, das Tüchtige jeder Art anzuerkennen, und dabei auf eigenem Wege raſtlos fort und immer fortzuſchreiten, — das iſt human; das ſei denn auch national, das ſei deutſch. Und, wenn nicht Alles trügt, ſo fängt man wirklich täglich mehr an, dieſe Wahrheit zu begreifen. Es hat ſich doch, der Mode gegenüber, bereits eine beſſere Meinung gebildet, die nicht immer Minorität bleiben wird!

Die Autorität darf nicht durch Verneinung, ſie muß durch Fortſchritt beſeitigt werden. Um irgend ein Höheres, ſei es eine Idee, ein Charakter, oder was immer, zu durchdringen, wird unabweislich Begeiſterung erfodert. Wer für Shakeſpeare nie begeiſtert war, hat ihn auch nie verſtanden. Hat man das Große einmal durchdrungen, ſo wird ſich, im Fortſchreiten, ſchon auch das Relative des erreichten Standpunktes zeigen. Denn, welches Menſchliche wäre unbedingt? So durchdringt ſich ein Menſch, ein Volk, ein Zeitalter, mit einer Idee, aſſimilirt ſie, ſtreift dann die Schlangenhaut ab, und reift, mit dem Blute der Vergangenheit genährt, neuen Verwandlungen entgegen. Das iſt die Metamorphoſe der Bildung, das iſt die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Aber dieſe Anſicht der Sache darf nicht mißverſtanden, nicht mißgedeutet werden, um alle Autorität, und in ihr alle Verehrung, wegzuklügeln. Alles iſt Fortſchritt; und kein Einzelner kann, als ſolcher, für alle Folgezeit gelten, weil keiner aus ſeiner Zeit, in die er organiſch verwachſen iſt, herauskann. Aber dieſe Bedingtheit trifft nur das Wie, die Form; das Was, der eigentliche Gehalt der Dinge und Menſchen, iſt außer aller Zeit. Denken wir im Weſentlichen etwas Anderes, oder gründlicher, als Ariſtoteles? wagen wir es, dichtend, mit Sophokles in die Schranken zu treten? und doch haben dieſe Herrn vor zweitauſend Jahren gelebt! — Diejenigen, welche gar ſo ſchnell mit der Phraſe: „außer der Zeit!“ fertig ſind, haben wenig Sinn für das, was über der Zeit iſt. Hoffen nicht alle Tüchtigen auf die Nachwelt? und wie ſoll die Nachwelt anerkennen, wenn die Mitwelt das Neue ſtets für das Neueſte wegwirft?

Ich höre auch die Beſſern, die nicht immer nach dem Neueſten haſchen, ſtets von der Zeit und ihrem Leben hegeln und phantaſiren, und muß den Kopf ſchütteln, wenn ich die Zeit betrachte. Was Leſſing und Herder gedacht haben, — ſo ſagen ſie, — das leben wir nun. Wollte Gott, es wäre ſo! Die Worte, welche jene großen Männer ausgeprägt und in Umlauf geſetzt, die hört man freilich überall herumklingeln; aber man ſieht nicht, daß es die Leute in der Hauptſache anders machten, als ehedem. Immer war die Menge verworren, immer waren Einzelne klar. Dieſe Einzelnen halten ſich dann untereinander für die Zeit, und ſchreiben dieſer Dinge zu, von welchen ſie nie geträumt hat.

Aber alles bisher Berührte betrifft Irrthümer; ich wollte, es wäre von nichts Schlimmerem zu reden. Leider! iſt es anders, — und ich will mit haſtigen Federzügen über dies fatale Kapitel hinwegeilen. Die Kritik hat, ſo viel ich bemerken konnte, dreierlei ſchlechte Wege, deren ſie ſich bedient, um das Gute und Bedeutende zu unterdrücken: 1) Gänzliches Stillſchweigen. Dieſe Art iſt die boshafteſte, denn ſie geht auf Vernichtung aus, und die Bosheit wird nicht bemerkt; aber ſie ſchadet wenig, denn das Aechte macht ſich doch über kurz oder lang ſelbſt Raum. 2) Das Verdrehen, Unterſchieben falſcher Abſichten u. dgl., kurz die falſche Darſtellung; dieſe muß, wie die erſte, die Läuterung durch die Zeit erwarten. 3) Das, ſcheinbar billige, Zuſammenſtellen mit dem Mittelmäßigen; vielleicht die ſchädlichſte von allen, weil ſie den Anſchein von Gerechtigkeit hat, und von der nähern Unterſuchung abhält.

Gegen ſolche Künſte hat der gute Schriftſteller, wie der redliche Beurtheiler, den beſten Troſt, indem er, gleich dem Prediger in der Wüſte, ſpricht: „Wenn ihr mich nicht hört und achtet, ſo habt nur ihr den Schaden davon!“

Das aber mag ſich die Kritik als Grundprincip geſagt ſein laſſen, und ich ſchwatze, indem ich es ſage, ihr wichtigſtes Geheimniß aus der Schule: daß nichts ſo ſcharfſichtig macht, nichts ſo tief und gründlich, als: die Liebe.

Unſere Kritik hat die Liebe, die ſich gern und innig in's Einzelne verſenkt, längſt abgethan; ſie thut, mehr oberflächlich als — wie ſie wähnt — großartig, dem Einzelnen Unrecht, indem ſie das Ganze im Auge zu haben ſcheint. In der deutſchen Litteratur aber gilt Heſiod's Wort: daß die Hälfte mehr ſei, als das Ganze. Wenn man früher auf's Ganze zu wenig reflektirte, die Litteraturgeſchichte zu einer Sammlung kritiſcher Biographieen machte, und den Wald vor lauter Bäumen nicht ſah, ſo begeht man jetzt den Fehler, alles in Maſſe recenſiren zu wollen, und die Bäume vor lauter Wald nicht zu ſehen. Man ſpricht von Romantikern; wie verſchieden ſind ſie! ſcheint es nicht, als ob nur allein Tieck's Werke verſchiedene Verfaſſer hätten? man ſpricht von Goethianern; wie noch verſchiedener ſind ſie! vereinen ſich nicht unter dieſem Zeichen die heterogenſten Naturen und Zwecke? Es iſt eine viel zu große Foderung, die nur Leichtſinn und Ueberdruß erzeugen konnten: man ſolle Maſſen beur theilen; es iſt ſchon eine ungeheure Aufgabe ſich mit der Totalität auch nur eines einzigen, tiefen und bedeutenden Menſchen abzufinden, — eine Aufgabe, welche Niemand löſt, — als die Liebe.

Die Anſicht von einer Weltlitteratur und Allem, was ſich daran knüpft, theilend, möchten wir doch nicht zu vornehm auf jene ſtillen, mit dem Höchſten begabten Geiſter herabblicken, die, in ihrem Lebens- und Bildungskreiſe das Symbol univerſeller Entwicklungen gewahrend, in ſich das Leben des Ganzen durchleben und gemeiniglich aus ihrer heiligen Einſamkeit Geburten zu Tage fördern, deren Geſundheit jene ungeſtörte Reife bekundet, welche das Getöſe einer bewegten Außenwelt nur ſelten geſtattet. Das war von jeher die Geneſis des Größten auf Erden; unſcheinbar trat es in die Welt, — rauhe Jahrhunderte ließen es ſtumpf an ſich vorübergehn; — laßt das unſre gerechter ſein!

Verneinen darf und kann man eigentlich gar Niemanden; man muß Jeden zu erklären ſuchen. Und das iſt die wahre Kritik. Gehn wir dieſen Weg, und unſre beſten Schriftſteller werden nicht mehr, wie es geſagt ward, fürder ſagen dürfen: „Die lieben Deutſchen glauben nur Geiſt zu haben, wenn ſie paradox, d. h. ungerecht, ſind.“

Wenn ich nicht irre, ſo ſchreibt ſich dieſe Paradoxieenwuth noch aus einer verſchollenen Epoche unſerer Litteratur her. Wir ſind jene Genieſucht, die wir an unſern Vätern ſo eitel belächeln, noch keineswegs los. Wir laſſen gar Manches an Solchen gelten, die wir für Koryphäen halten, — und nennen es Eigenheit, Genialität u. dgl., was nichts als Mangel an Bildung iſt. Sie ſind oft nicht „räthſelhaft,“ ſondern „albern.“ In einem Aufſatze ward unlängſt einem „Zerfallenen“ ſogar ſein Abſcheu vor der bildenden Kunſt als merkwürdiger Charakterzug gedeutet. Ich aber ſage: er hat ſie nicht „verabſcheut“, ſondern nicht verſtanden. Man muß was lernen, — davon diſpenſirt kein Genie.

Es gehört zu dem, bei der Betrachtung unſerer Poeſie erwähnten, Uebergreifen der Metaphyſik in die Dichtkunſt, (vielleicht eine Rache für das Uebergreifen der Dichtkunſt in die Metaphyſik, wovon wir kurz vorher ſo viel gelitten?) daß man bei der Kritik poetiſcher Produkte meiſt den Fehler begeht, ſich an das, was man die Tendenz nennt, zu halten. Was einem Dichter das Leben bringt, — das laſſen wir ihn überlegen und verarbeiten; wie er es uns bringe, das geht uns an; darüber, und nur darüber, haben wir ein Urtheil; und es iſt zu ſeinem Beſten, wenn wir ihm die Wirkung eröffnen, die ſein Werk auf uns macht.

Drei Worte ſind es beſonders — aber nicht inhaltſchwer — die jetzt in der Aeſthetik von Munde zu Munde gehn; womit ſich Jene, der Himmel weiß was, wiſſen, die nichts wiſſen: Idee, Humor, Ironie. Nun aber iſt, was ſie ſich bei „Idee“ denken, eine Vorſtellung, Humor eine heitere Eigenſchaft, Ironie eine Redefigur. Aus dieſen drei Dingen, die in den alten, dummen Zeiten eben nichts Beſonderes waren, wurde ſeit der Aurora der Romantik eine neue Welt gebaut, — und ſo lange dieſe Worte noch, wie hohle Nüſſe, in unſern Kritiken klappern, iſt an eßbare Kerne nicht zu denken. Ueber dem Jagen nach Idee und Tendenz kommt den Dichtern dasjenige abhanden, was eigentlich von ihnen gefodert werden ſollte, und was vielleicht manche Beurtheiler, ohne ſich ſelbſt klar zu ſein, unter jenen Phraſen verſtehn: der Gehalt. Dieſen aber gibt nur das Leben und die Bildung. Jenes aber verträumen, dieſes verachten ſolche Dichter, denen die Ausgeburten ihres Müßiggangs für Inſpirationen gelten.

Auch die Bilder- und Tropenſprache, in der ſich ſoviele dieſer Poeten gefallen, und die ſie gewiß bis zur Virtuoſität getrieben haben, — iſt ſie nicht eine Rückkehr zur Barbarei, über welche uns unſere Leſſinge und Wielande hinausgehoben zu haben wähnten? Iſt nicht die einfachſte Schilderung der Natur ſchöner als die Entweihung derſelben, indem man ſie mit der kleinlichen Technik des Menſchen, mit ſeinen oft eben ſo kleinlichen Gefühlen paralleliſirt? Wahrlich, man wird kaum übertreiben, wenn man ſagt, daß der Mehrzahl unſrer Dichter dasjenige fehlt, was man in einer von ihnen verachteten Zeit den Geſchmack genannt hat.

Soviel von der Poeſie und der Kritik der Poeſie. Werfen wir einen Blick auf jene große und merkwürdige Confuſion, welche man deutſche Philoſophie nennt, ſo bieten ſich einige tröſtliche Ausſichten. Hegel hat das Spiel der Begriffe ſo weit getrieben, daß man hoffen durfte, es werde nachgerade eine Ermüdung darin eintreten. Und in der That ſcheinen neuere Denker wieder mehr zur menſchlich-praktiſchen Richtung, zur Sprache der Natur und geſunden Vernunft zurückzukehren; es iſt ohnehin hier nur von den Wenigen die Rede, die überhaupt noch Luſt haben, ſich mit der alten Schlange: Spekulation, einzulaſſen, und ihren tauſendmal wiederholten, ſtets in ſich ſelbſt zurückgeſchlungenen Windungen noch einmal zu folgen. Werke, welche eine gothiſche Dialektik und Scholaſtik zu erneuern ſtreben, erſcheinen ſeltener, und werden nicht geleſen oder nicht beachtet.

Das Philoſophem gibt nur die Formel; den Gehalt dazu muß Jeglicher aus der Tiefe ſeines innern Lebens bringen. Alle Philoſophieen ſind nur Entfaltungen des, unſerm Geiſte eingebornen Denkgeſetzes, und offenbaren nur dieſes, auf mannichfache Weiſe, — führen auf den verſchiedenſten Wegen in das Eine Rom. Dieſes Reſultat ſcheinen wir aus ſovielen denkwürdigen Verſuchen endlich gewonnen zu haben.

Zwei Wege ſehe ich, welche alle denkbaren Formeln in ſich ſchließen: Einer vom Umkreiſe zum Mittelpunkte, von den Zweigen zur Wurzel, von den Denkphänomenen zum Denkgeſetze, vom Beſondern zum Allgemeinen, von Außen nach Innen, vom Concreten zur Abſtraction, von den Dingen zu Gott; der analytiſche. Der Andere, welcher dem Prinzipe des Daſein's die Reihen der Erſcheinungen unterordnet, und, in umgekehrter Richtung, gleichſam die Rechnungsprobe des erſten ausmacht; der ſynthetiſche, der, vom Mittelpunkte aus den Umkreis erfüllend, mit dem vorigen zuſammen erſt die ganze Philoſophie konſtituirt, aber dergeſtalt, daß der erſte dem zweiten geſchichtlich vorangeht, und von dieſem vorausgeſetzt, oder ſtillſchweigend mit eingeſchloſſen wird. Der erſte iſt Idealismus, inſofern er die Dinge auf Begriffe zu bringen ſtrebt; der zweite iſt Realismus im höchſten Sinne, welcher die Dinge in ihrem Weſen auffaßt; jener endigt mit einem Poſtulate, dieſer beginnt mit einem Ergebniß; dort unterſcheidet ſich der Geiſt von der Welt, (Dualismus), hier verſöhnt er ſie mit ſich, (Einheitslehre). Der Unterrichtete wird ohne Schwierigkeit die ihm bekannten Dogmen unter dieſes angedeutete Schema bringen. Es ſind nur zwei Richtungen, aber Eine Philoſophie. Nun brüſtete ſich zwar eine dritte soi-disante Philoſophie, über beide hinauszugehn, das Unmittelbare zu vermitteln, nichts unerklärt, nichts unbewieſen zu laſſen, und mit dem Denken über das Denken hinauszugreifen. Ihr gilt kein Satz des Widerſpruchs, — und ſo können wir auch nichts gegen ſie ſagen, als daß wir ſie für eine in Deutſchland endemiſche Geiſteskrankheit halten, die denn doch, wie wir früher bemerkten, ſich dem Stadium der Reconvalescenz zu nähern ſcheint. Als ein fröhliches Symptom der Beſſerung begrüßen wir die neue Ausgabe des herrlichen Kant, in zehn Bänden, (von Hartenſtein, — Leipzig, Modes und Baumann, 1838 — denn zu Kant zurückkehren, heißt den rechten Weg wiederfinden.

Die philoſophiſche Polemik ſcheint, wenn ſie ſich auch nicht ganz verliert, doch nicht mehr viel Antheil zu erregen. Und was iſt denn auch am Ende alles Hin- und Herreden dieſer Art, als ein ewiges Sichſelbſtwiederholen individueller Vorſtellungsarten, die, ohne ſich je zu durchdringen, in infinitum parallel nebeneinander hinlaufen?

So läßt man glücklicherweiſe auch in der Naturforſchung immer mehr vom Erklären, und hält ſich an die Phänomene. Was iſt auch alles Erklären anders, als ein Ueberſetzen aus der Sprache der Natur in die Sprache des menſchlichen Verſtandes? warum will man es auch überall erzwingen? kann man es? Die Natur ſpricht eben auf ihre Weiſe, — unendlich; der Verſtand auf ſeine, — endlich. Wenn man ein Phänomen, eine Action, im völligen Zuſammenhange auffaßt und ausſpricht, ſo hat man es ſattſam erklärt. Wer mehr will, will Verwirrung. So nähern wir uns hierin, zu unſerm Vortheile, andern Nationen, — zumal den Engländern, deren Behandlung der Naturwiſſenſchaften ſich von jeher durch Realismus, Unmittelbarkeit, reine Auffaſſung und Feſthaltung des jeweiligen Zwecks, Nüchternheit in den Folgerungen und praktiſche, zumal tabellariſche Durchführung empfahl.

„Unſere Zeit“ — ſagte Börne — „iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig. Man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.“ — Nur wenn wir uns an die Dinge, und nicht an die Formeln halten, — wenn wir die angedeuteten Pfade gehn, wird dieſer Ausdruck aufhören treffend zu ſein.

In der Geſchichte haben viele unſrer Schriftſteller die unpraktiſche Art, ſich Alles maſſenhaft, ohne Detail, von großen, einzelnen Kräften und Ideen bewegt, vorzuſtellen, was nur im Kleinen, durch Multiplikation und die wunderſamſte Proportionsrechnung, in einen Wahrſcheinlichkeits-Calcül zu bringen iſt; ſie glauben an plötzliche, durch ethiſch-intellektuelle Einwirkungen ins Leben tretende Evolutionen, — ſie benützen das Gegebene nicht zu praktiſchen, ſondern zu hypothetiſchen Reſultaten. Hypothetiſch bleibt alles Ideale, weil es nur in der Sehnſucht wurzelt, welche uns, Kinder des Tages, an die Zukunft hinweiſt.

Andre verlieren ſich in Minutien, in den hiſtoriſchen Mikrologismus, der Kreuzer um Gulden kauft. Darf ich hier, wo nicht der Ort, dieſe Dinge weitläufiger zu verhandeln, eine prägnante Stelle des prophetiſchen Hippel für mich ſprechen laſſen? „Voltaire iſt der ehrlichſte Geſchichtſchreiber; denn er dichtete ſo unverholen und dreiſt, daß Jeder wußte, woran er war.... Die aber, ſo ſich ängſtlich den Kopf zerbrechen, Facta zu deſtilliren und bis in's Kleinſte zu konſtatiren und zu beweiſen, mögen wiſſen: daß Niemand weiß was im Menſchen iſt, als der Geiſt in ihm.“ — Aber dieſes bedeutungsvolle Wort ſoll uns nicht hindern, hier dem würdigen Schloſſer unſre Verehrung zu bezeigen, der eben ſo unterrichtet im Einzelnen als klar über's Ganze, eben ſo umfaſſend als exact, eben ſo unpartheiiſch als pragmatiſch — und wahr in jedem Zuge iſt. Möchte die deutſche Geſchichtſchreibung auf ſolchen Pfaden fortſchreiten!

Nach allen dieſen Betrachtungen, nach manchem düſtern Seitenblicke, darf ich wohl zu dem eigentlichen Zwecke dieſer Zeilen zurückkehren: ermunternd und fördernd auf die Strebenden einzuwirken. Und ſo wende ich mich an Euch, denen es noch Ernſt iſt mit Kunſt und Wiſſen, in dieſem nichtigen Getriebe; Laßt Euch die Majorität nicht irren! Laokoon's Herrlichkeit iſt nur für einen Winkelmann; gut! aber iſt das Vortreffliche da, damit es bewundert, beſchrieen werde? kann das Große je vom Kleinen erfaßt, das Tiefe vom Flachen ergründet werden? wäre das Große dann noch groß? wäre das Tiefe ſonſt tief? muß nicht, wenn das Weltganze kein Unſinn iſt, auch ſelbſt das ſtille, einſam ſtrebende und erreichende, das verborgen ſchaffende Gemüth, wenn es auch von der Gegenwart verkannt wird, auf Ewigkeiten fortwirken? Was wirkt allmächtiger als die Gottheit ſelbſt? und was wird weniger erkannt? — Laßt Euch ſolche Betrachtungen kräftigen, und wiſſet, daß auch Eure Zeit kommen wird!

Auch trifft es ſich ja zuweilen, daß ſelbſt das wahrhaft Gute Beifall, ja rauſchenden Beifall erlebt; freilich nicht weil es gut iſt, ſondern weil es gerade mit der Stimmung des Augenblicks, mit waltenden Intereſſen des Tages und Ortes zuſammentrifft, — Fälle, wovon gewiß Jedem Beiſpiele vorſchweben. So bleibt es denn am gerathenſten, wie jener brave Goldſchmidt zu Epheſus, unbekümmert, welche Götter draußen auf dem Markte verkündet werden, fleißig am Saume des göttlichen Gewandes fortzuarbeiten.

Iſt es auch mit der vox populi nicht weit her, ſo ſeid gewiß, daß ſich leiſe und allmählich eine vox mundi bildet, die das Schlechte über kurz oder lang zum Schweigen verweiſt und das Gute aus ſeinem Verſtecke hervorruft! Und in der That, wer ſich nicht abſichtlich verſchließt vor den Zeichen der Zukunft in der Gegenwart, kann nur vertrauen und erwarten. Ich ſehe mit innerlicher Satisfaction, wie ſich in allen Fächern das Rechte allmählich und allgemeiner geltend macht. Zuerſt kommen die Formen, dann der Inhalt: welcher, wenn ſie einmal da und anerkannt ſind, unvermerkt in ſie ergoſſen wird und ſie mit Leben ausfüllt. Da hilft kein Sträuben, kein Ignoriren, kein Läugnen der Einzelnen, der Communitäten, der Moden; — es geht naturgeſetzlich zu, eiſern, mit gelinder Unwiderſtehlichkeit, wie es Winter und Frühling wird, — zum Troſte der Glaubenden, der Klaren. Schon ſpürt man jetzt faſt allenthalben, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebensverkehr, das Aechte, — auch wenn man es noch nicht überall erkennt. Der Aufmerkſame kann es täglich gewahr werden; und ſo laßt uns denn, im Angeſichte der erſten Sprößlinge, fröhlich fortpflanzen!

Ich habe abſichtlich in dieſen Blättern Niemanden genannt: der Kenner wird Belege zu Lob oder Tadel leicht ausfindig machen, — dem Nichtkenner ſoll keine Perſönlichkeit Anlaß geben, den Kitzel der Mediſance zu nähren. Freilich ſchrieb vorlängſt Einer meiner Herrn Recenſenten: „mit allgemeinen Grundſätzen ſei es nicht gethan,

— man müſſe die Schelme bezeichnen, — man müſſe perſönlichen Muth (!) zeigen!“ — und belehrte mich dadurch, was eigentlich dieſe Zeit wünſcht; aber laßt mich hoffen, daß es auch andere Leſer giebt, welche den perſönlichen Muth am Raufbold, und die Einſicht am Schriftſteller zu ſchätzen wiſſen. Und für ſolche Leſer wünſche ich geſchrieben zu haben.

Allein es giebt, im Gegenſatze, unter den Beſſeren, eine Art zu denken, welche dem Gedeihen des Guten eben ſo hinderlich iſt, als die Klatſchſucht der Sektirer, — ein edles Vorurtheil, welches zu beſeitigen hier völlig der Ort iſt. Die Meiſten nämlich beherrſcht ein falſcher Begriff von Unpartheilichkeit, — als wenn das Gute überall, ja auch nur häufig wäre! als wenn man das Wahre eklektiſch, wie der Dieb ſeinen Schatz, aus hundert Taſchen zuſammenklauben könnte! als wenn ſich das Schöne, wie eine Mixtur, aus allerlei Schönheiten zuſammenſetzen ließe! Nein, das Wahre iſt Eins und einfach, — nicht Alles und Jedes kann das Rechte ſein; zweien Herrn kann man nicht dienen, — und ein Wahres, welches nicht Dein Wahres iſt, iſt kein Wahres! Laß dich nicht durch das mißverſtandene Wort vom „Mittelweg“ verführen! Der Mittelweg führt nirgends hin, — am wenigſten zum Wahren, Guten, Schönen. Statt der falſchen Parole: „Neutralität“ ſchlage ich die beſſere: „Konſequenz“ vor. Jeder bleibe ſich treu, und ſchließe richtig fort, — ſo muß ſich zuletzt Allen, dort wo ſie ſich begegnen, das Eine, Rechte, ergeben! — Duldung iſt die Blüthe der Humanität, die auch in der Litteratur die ſchönſten Früchte bringen wird; aber kann auch die Unduldſamkeit auf ſie Anſpruch machen? Gewiß nicht! Wenn das Schlechte nicht beſtritten, das Falſche nicht widerlegt wird, ſo wird dem Lichte nie der Sieg über die Finſterniß werden, — ſo iſt das Leben der Menſchheit ein Schattenſpiel!

In dieſem Sinne haben denn auch wir das Recht, ja die Pflicht, unſer Credo auszuſprechen, zu verſuchen, ob wir nicht die Minorität zur Majorität machen könnten. Einen ſolchen Verſuch ſtellen dieſe Zeilen vor. Die Partei, zu der wir uns zählen, wird der Unterrichtete, auch ohne Benennung, leicht erkennen; die Billigung der Einen, der Widerſpruch der Andern, die ſich etwa, auch ohne Benennung, getroffen fühlen, wird hierüber keinen Zweifel laſſen. Und ſo ſoll es ſeyn! Wer es mit Allen hält, hält es mit Keinem; und ſind wir die kleinſte Zahl, ſo laßt uns thatkräftig zuſammen ſein, und Mehrere um uns zu ſammeln ſtreben! Alles macht Proſelyten; denn was irgend im All ein ſelbſtſtändig Leben lebt, das will in ſich verwandeln, — und die Guten allein ſollen es nicht wollen? nicht dürfen? Der iſt nicht gut, der nicht auch Andre gut haben will. Was er nicht vorfindet, er ſucht es zu bilden, zu erſchaffen. Es bedarf keines Kampfes. Das Wahre, wenn es ruhig fort wiederholt wird, gewinnt magiſche Kräfte. Unſre Waffe ſei die Erſcheinung unſres innern Seyn's! Dieſen Demantſchild wollen wir dem Pfeilgewitter der Lüge heiter entgegenhalten, — gewiß, daß ihre Burgen zuſammenfallen, wenn wir, wie Joſua's Krieger vor Jericho, ohne Schwertſchlag, das Heiligthum in unſrer Mitte, mit ernſtem Geſange ſie umwallen!

◆

Fragmente aus Vorleſungen über Naturwiſſenſchaft

von

Dr. G. H. v. Schubert*).

Der Weg unſerer Betrachtungen führet uns heute zwar nicht in die Tiefen jener allgebährenden Nacht, deren hehres Schweben wir am Sternenhimmel, deren leiſen Fußtritt wir in den Klüften der Gebirge, da die Gebeine der Rieſen ſchlummern, bemerkten, wohl aber in ein anderes Helldunkel: in jenes einer Küche. Laſſen Sie dieſes Wort Ihren Ohren nicht mißfallen; die Küche, in welche ich Sie mit mir führen möchte, iſt allerdings der Beſchreibung werth: ſie iſt größer als die des Großſultans, in welcher für viele Hunderte der Frauen, Tauſende der Dienerinnen, Zehntauſende der Wächter und der Wächter dieſer Wächter die tägliche Nahrung bereitet wird; ſie iſt prächtiger als die des Kaiſers von China; der Koch, der in ihr ſein Werk treibt, iſt ſchöner, reicher geſchmückt und geſchickter als der Koch Ibrahim der orientaliſchen Mährchenwelt, welcher, anmuthig geſtaltet wie Joſeph, an jedem Finger die Ringe mit Edelſteinen tragend, tauſend und eine Speiſe für den Herrſcher der Gläubigen zu bereiten wußte. Laſſen Sie mich das Vermögen meiner Küche noch etwas höher ſtellen; wie die Nacht, deren Flügelſchlage wir neulich folgten, allgebährend, ſo iſt jene allernährend; wie der Zug der Tiefe, den wir Schwere nannten, allbewegend, ſo iſt der Koch, von dem ich reden will, allzerlegend.

Fürwahr, ein Koch der Alles zerlegen, auflöſen und zur wohlſchmeckenden nährenden Speiſe bereiten kann, muß ein ſehr geſchickter ſeyn. In dem artigen Geſchichtlein von der Steinſuppe, welches Prälat Hebel uns erzählt, vermochte der witzige Koch zwar eine Suppe über, nicht aber aus den Steinen zu bereiten; die Kieſelſteine ſelber blieben unzerlegt unten am Boden des Topfes liegen. Eine ländliche Sage unſeres Volkes weiß von einem andern Koche zu berichten, der es in der Kunſt des Zerlegens ſeines Stoffes allerdings weiter gebracht hatte, als der reiſende Handwerker mit der Steinſuppe; es war der Koch bei einem vornehmen, geiſtlichen Herrn. Dieſer, der Herr, da einſtmals wieder ſein Koch ihn fragte, welche Speiſen auf morgen er bereiten ſolle? ſagte ihm: „Koche mir eine, die ich noch niemals aß." Die Speiſe kam, der Herr wie ſeine Gäſte fanden ſie trefflich; der Koch wird gerufen und befragt, was der pikante Hauptſtoff der Paſtete geweſen ſey? „Herr," erwiedert der geſchickte Mann, „der Hauptſtoff war das Leder von ein Paar Pantoffeln Euerer Durchlaucht; denn ich gedachte mir wohl, daß dergleichen noch niemals von mir oder einem andern Ihrer Köche ſeyen zugerichtet worden."

Geſchickt allerdings, im Zerlegen ſeines Stoffes, hatte dieſer Koch ſich gezeigt, doch ſtand ihm außer dieſem Material eine Fülle von Zuthaten und Gewürzen, wie ſie die Küche eines reichen, geiſtlichen Kurfürſten darbot, zu Gebote. Mein Koch, von welchem ich heute reden will, hat es noch unvergleichbar viel weiter gebracht als jener, er verlangt keine, gar keine fremden Zuthaten, wenn er aus Waſſer und Luft, aus dem Lettengrunde des Bodens, ja ſelbſt aus dem zermalmten Geſteine nicht bloß für einen geiſtlichen Kurfürſten und ſeine Gäſte, ſondern für die unzählbaren Schaaren aller Lebendigen, die auf Erden wohnen, den Tiſch verſorgt. Nicht durch die fremden Zuthaten, ſondern durch die eigenen Kräfte vermag er dies, welche ſeine Hausherrin in ihn legte; denn er ſtehet im Dienſte jener allbedenkenden Weisheit und Güte, welche Alles was da lebet ſättiget mit Wohlgefallen.

---

*) Die Vorleſungen, aus denen hier einige Bruchſtücke folgen ſollen, wurden vor mehreren Jahren im Winterhalbjahr vor einem gemiſchten Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen gehalten.

Sie haben es nun errathen, was dies für eine Küche und was für ein Koch es ſey, die wir beſuchen wollen. Die Küche iſt das Pflanzenreich, der Koch iſt die vegetative Lebenskraft, welche all' den buntfarbigen Blumen und Früchten der Gewächſe ihre anmuthige Geſtalt und die Lieblichkeit des Geſchmackes verleiht.

Wäre kein Gewächsreich, wo bliebe dann das höhere Thierreich und wo bliebe der Menſch? Zwar, die vegetative Lebenskraft, die auch im Thiere wohnt, vermag bei manchen niederen Arten der Gewürme, die im Meer und Schlamm des Bodens wohnen, auf minder abhängige Weiſe, ein nahrhaftes Gericht des eigenen Fleiſches und der Säfte zu bereiten, allein abgeſehen davon, daß auch hier der Stoff, den dieſe bearbeiteten, ſchon zum Theil aus dem Vorrathshauſe der Vegetation des Landes und Gewäſſers entnommen war, geben dennoch dieſe kleinen „Matroſenkuchen“ und „Oſterien“ nur einem geringen Volke der Lebendigen das ſpärliche tägliche Brod, und ich frage nochmals: was würde aus den unzählbaren Arten der Thiere des Landes, was würde aus uns, wenn es kein Gewächsreich gäbe? Vielen Thieren zwar dienen andre Thiere zur Nahrung, dieſe aber, die der Fleiſcheſſer genießt, leben von Pflanzen, und die Schaaren der Pflanzeneſſenden ſind ungleich größer; die Pflanze dagegen, damit ſie für alle dieſe Hungernden den Tiſch verſorge, bedarf keinen andern Vorarbeiter und keine ſchon für die Thiere eßbar gewordenen Stoffe, ſondern ſie nimmt das Waſſer und den Kohlenſtoff und kochet aus ihnen, in reinlichen Gefäßen den Zucker des Obſtes, den feurigen Wein, das milde Oel und das kräftig nährende Mehl. Jene chemiſchen Geſetze, nach denen im Gebiete der unorganiſchen Natur etwa die Säuren und Salze entſtehen oder die beiden polariſchen Formen des Waſſers ſich verbinden, ſind hier aufgelöſt; ein mächtigerer Herrſcher und Geſtalter tritt auf; er gebietet den Elementen des kohlenſauren Waſſers und ſie werden hier zu Weine, dort zu Oele.

Wer iſt dieſer Herrſcher? — Es iſt die Seele, die in der Pflanze lebt; ſie iſt es, ein ſelbſtſtändig innewohnender Funke des Schöpfers, welche den chaotiſchen Stoff zu neuen Schöpfungen treibt; ſie iſt es, die ſich, gleichwie die Einheit des Schöpfers, die ganze Mannichfaltigkeit der Dinge, ſo die Mannichfaltigkeit der Organe, als Radien vom Mittelpunkt ausgehend, zugeſellt; ſie iſt es, welche durch einen fortwährenden Schöpfungsprozeß jene fruchtbaren Samen erzeugt, aus denen Weſen der gleichen Art erwachſen. Wäre die Pflanze nicht beſeelt, dann wäre ſie auch nicht organiſch und könnte nicht ihres Gleichen erzeugen; wohnte in ihr nicht dieſes herrſchende Etwas, das über dem Geſetze der gemeinen Attractionen und chemiſchen Verwandtſchaften ſtehet, ſie könnte nicht das Waſſer in Wein verwandeln. — — —

◆

Münchener Hundert und Eins.

Von C. F.

Ich habe Minuten der Zerſtreuung. Erinnerungen und Betrachtungen drängen ſich um mich. Wenn ich mein Tagebuch durchgehe, fallen Blätter heraus, und viele deren ſind mit dem Münchener Leben beſchrieben. Lewald's Panorama von München iſt vorübergehend aufgefaßt; es ſind Skizzen, auf den Rand gezeichnet. — „Iſt es möglich," ſagte mein Freund Herbert, „daß eine zweite Auflage davon, wie angekündigt, erſcheinen ſoll?" — Armes Deutſchland, wenn du nur dieſes Conterfei altbäuriſchen Treibens von hier und „neuathenienſiſcher" Geiſtesſtrebe haben wirſt! — Weſtenrieder iſt todt, und auch ſein „München im Jahre 1850" iſt nur eine halbe Wahrheit geworden. Sterben ſah ich ſelbſt einen verkannten, geſchichtskundigen Mann, der jeden Winkel unſerer Hauptſtadt zu beſchreiben wußte, — der Name des Gelehrten iſt vergeſſen, — er war der erſte Menſch, den ich hinübergehen ſah. Und will noch immer kein lebendes Landeskind reden?

1.

Zweifelt nicht, daß ich ein ächter Münchener ſei. Ich ward in der Sendlingerſtraße geboren, und in Sanct Peters Pfarrhofe von dem ſeligen Herrn Wißmayr, der mir ſpäter manchen Heiligen im Bildchen ſchenkte, in der römiſchen Kirche Schooß aufgenommen. Mein Firmpathe war der Vorſteher der Bierbrauerzunft, und das Haus meiner wackern, gutbürgerlichen Eltern war noch viele Jahre lang nach meiner Geburt ziemlich dunkel von außen al fresco bemalt. In jedem Jahre am heiligen Drei Königstag wurde es inwendig durch einen Prieſter geräuchert, und jede Thür mit drei Kreuzen: Kaſpar, Melchior und Balthaſar, von weißer Kreide, bezeichnet. Im Schulhaus auf dem Kreuze war ich geraume Zeit Abecedarier, lernte ſingen nach Maſtiaux und beten nach dem Evangelium, das wir öffentlich in der Kirche Sonntags erklären mußten. Damals las es auch der Meiſter oder ſein Sohn vor Tiſche noch ſeinen Geſellen vor, mit denen er gemeinſam ſpeiſte. Wie viel wißt Ihr nicht, Tauſende von Münchens Bewohnern, was hier vorgeht? Eure Herzen würden ſich erweichen, wenn ihr in der ſtillen Adventzeit auf Sanct Peters oder unſer lieben Frauen Freithof wandeltet, am ganz frühen Morgen, da heiliger Stimmenklang aus den Kirchen ſchallt, und von allen Betſtühlen durch das hohe Fenſter heraus Hunderte von Wachslichterchen flimmern! Alles iſt außerdem noch dunkel, ernſt und feierlich. Kein Wagen rollt. — Mit welcher Andacht habe ich als Knabe in dieſen Engelämtern mitgeſungen, mitgebetet!

2.

München iſt in der That vornehm geworden. Vielleicht iſt es ſelbſt zu ſtolz, um manche Erinnerung zu hören, die ich in dieſen bunten, zerſtreuten Blättern niederlegen will. Wie im florentiniſchen Mittelalter, beneideten und bekämpften ſich ſonſt, obwohl mit weniger Recht, als es jetzt wäre, die Straßen. Als ich zehn Jahre alt war, hatte eine langandauernde Fehde ſtatt zwiſchen der männlichen Jugend meiner Geburtsſtraße und den böſen Buben der, rings auf dem Anger anſäßigen Fleiſcher. Spitzige Steine und Stangen wurden geſchleudert; Sandhaufen, eben zur Pflaſterung aufgeführt, flogen des Abends in die Luft. Jetzt ſieht das Jakobskirchlein auf dem Anger, mit dem wunderthätigen Chriſtus in der Geißlung, nichts dergleichen mehr, und jene Knabenblüthe reitet nur noch ganz friedlich am Faſchingsmontag in Tirolertracht auf wohlgenährtem, dickem Brauerpferde zum Metzgerſprung. Die Jahrtage der Zünfte, wo Geſellen, Meiſter und die kleinen Meiſterſöhne, auch ich, ſo fröhlich waren, und himmliſch ſchwelgten in Tyroler- oder dem, jetzt hier ganz unbekannt gewordenen Oedenburgerwein, verſchwinden allmählich. Wo ſind jene Schwärme von Masken, denen wir einſt nacheilten? — Meiner Kindheit Erinnerung hat faſt keinen Boden mehr. Auf dem grünen Zwinger an der ſüdöſtlichen Stadtmauer, wo wir als Knaben ſpielten, ſteht die Frohnveſte erbaut; die reichen Krippen *) des Tändlers Frauenhofer, des geiſtlichen Herrn Spöckmayr und viele andere, vor denen man ſich ſtundenlang ergötzte, ſind nicht mehr; ſtatt der braunmontirten Polizeiſoldaten mit ellenlangen Hüten iſt die Gendarmerie eingetreten, welcher ſich nicht mehr ſpotten läßt! der heilige Nikolaus im Biſchofsornat mit gepuderten Haaren (Nikla genannt) und der fürchterliche Klaubauf, für die Guten und die Böſen, erſcheinen nicht mehr; nur das „Chriſtkindl" fährt noch im goldenen Wagen von einem Hauſe zum anderen zur Beſcheerung. Aber gerade dieſer Gebrauch iſt erſt ſeit Erwerbung der proteſtantiſch-fränkiſchen Territorien in Münchens Bürgerfamilien gedrungen. Außer dem heiligen Nikolaus, der die goldenen Nüſſe brachte, beſtand ein ſeltſamer Gebrauch, die „Klöpfelsnacht," hier auch „Kröpfelsnacht" vom gemeinen Munde genannt. Es iſt die Donnerstagsnacht vor Weihnachten, und vertrat ſonſt bei der dienenden Klaſſe den Neujahrslohn. Es war Sitte, daß die Mägde an dem Abende des beſagten Donnerstags die kleinen Victualien von den Kundſchaftsherren umſonſt, gegen Anwünſchung guter Kröpfelsnacht, erhielten. Wir, die Kinder des Hauſes, pflegten uns immer vor die Thüre des Großvaters in leiſeſter Stille zu ſchleichen und plötzlich daran zu pochen, unter dem Ausruf:

Klopf an! Klopf an!
Der Ahnherr is a ſchöner Mann;
Gibt ma der Ahnherr a Kreuzl z'Lohn,
Daß i 'im Gottn glückt hon.
Kuchel raus, Kuchel raus,
Oder i ſchlag a Loch in's Haus

Dann, wenn er zögerte, fuhren wir ſingend fort:

Ich wünſch' dem Ahnherrn an ſilbern Tiſch,
Auf jedem Eck an bachern Fiſch,
Und in der Mitt' a Glasl Wein,
Da kann der Ahnherr luſtig ſein.

Auch die Weihnachtslieder haben aufgehört, die frommen Wettgeſänge der herumwandernden Joſeph und der Maria, die ſo ungleich poetiſcher waren, als die Berliner Currende.

3.

Laßt mich noch bei den Gegenſtänden der Vergangenheit weilen! — Aber hier treten wunderbarliche Geſtalten vor mein Angeſicht. Zwölf Männer in ſchwarzen Kutten, mit weißen Halskrauſen und mittelalterlichen Hüten wandeln paarweiſe von dem Heiliggeiſtſpital über den Schrannenplatz nach der Frauenkirche, um dort, einer uralten Stiftung gemäß, zu beten. Es iſt Quatembermittwoch; ich ſehe ſie viermal im Jahre. So ſehr iſt der Münchener daran gewöhnt, daß dieſe, in unſere moderne Welt hereinragende Erſcheinung dem Einheimiſchen gar nicht mehr auffällt, und für ſo unerläßlich hält er dieſen Betgang, daß, als gefühlloſe Hände zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Bayern alles Ehrwürdige abſchafften und heilig gehaltene Satzungen willkührlich verletzten, der Münchener Bürger die Legende erſchuf, daß jene Apoſtel-Schaar des Spitals um Mitternacht ihre Kirchenwanderung antrat, und die Thüre des Doms, zu deſſen Bau, nach einer Münchener Sage, der Mörtel mit Wein angerichtet worden ſeyn ſoll, von ſelbſt ſich öffnete und hinter ihnen wieder ſchloß. Viele Bewohner wollten ſie damals durchaus geſehen haben. — Eine zweite höhere und feierlichere Scene der Vergangenheit bietet ſich in den Georgi-Ritter-Feſten dar. Der König, als Großmeiſter, wandert mit ſeinen Rittern verſchiedener Grade nach der Schloß-Kapelle, in altburgundiſchem Coſtüme. Ich

---

*) Bühnenvorſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte.

ſah dieſe Ceremonie vor wenigen Tagen *). Das Ganze hat Poeſie, und iſt in den ſtrengen Formen des Mittelalters gehalten. In der Kirche ſind die Wappenſchilder der Ordensritter aufgehängt. Sie müſſen makellos ſeyn, und turniermäßiger Adel ſeit drei vollen Jahrhunderten, im Glanze von ſechszehn Ahnen, ſich darin ſpiegeln. Vor dem Könige als Großmeiſter liegt der geweihte Ordensſchild des Herzogs Chriſtoph von Bayern, welcher, nach deſſen zu Rhodus erfolgtem Tode, gen München gebracht worden war. Auf dieſen hat der Neuaufzunehmende die rechte Hand zu legen und das Gelübde zu thun: Immaculatae virgini. Die Feier hatte dießmal ein erhöhtes Intereſſe. Luitpolt, der drittgeborne Prinz des Königlichen Hauſes, ſollte die Würde eines Großpriors erhalten. Zwei andern Candidaten wurde der Ritterſchlag ertheilt. Eine große Menſchenmenge hatte ſich in dem „Kapellen-Hofe" der Reſidenz verſammelt, um den Zug mit anzuſehen. Dieſe Talare von hellblauem, ſilbergeſtickten Sammet auf dem weißen Atlas des Kollets ruhend, mit einem Pallium von Hermelin bedeckt, der Hut nach altburgundiſcher Sitte an der Stirn aufgebogen, mit einer Agraffe und ganzen Blattfedern beſetzt, die Schuhe ebenfalls von Atlas mit Silberroſetten. — dieſes reiche, zierende Ordenskleid und die Erſcheinung von mehr als dreißig ſo gekleideten Rittern, deren Beſtimmung es iſt, für den Glauben zu kämpfen, wirken ſeltſam und fremdartig auf die ſtaunende Menge. Die Novizen ſchreiten im Gange zur Kirche den Rittern voran; ſie tragen ein weißſilbernes kollerartiges Streitkleid, den Hut unter dem Arm, Stiefeln, Sporen und Degen. Beim Eintritt in die Kapelle ertönt Trompetenſchall, der Gottesdienſt, die Ritterweihe beginnen. Nach ſtehend angehörter Predigt treten die Candidaten ab, um ſich mit dem eiſernen Harniſch und einem, mit weißen Federn beſetzten Turnierhelm zu ſchmücken. So angethan, wohnen ſie der nun folgenden Meſſe bei. Nach der Epiſtel trat zuerſt der Prinz vor den König, kniete vor ihm nieder, bat um den Ritterſchlag zu Ehren des heiligen Märtyrers und Ritters Georg, und ward von dem Großprior mit dem entblößten Schwerte und mit dem Schilde ausgerüſtet. — Nach dem Evangelio wurden Harniſch und Helm abgelegt, und der neue Ritter empfing Degen und Koppel, Hut und Mantel. Bei allen dieſen Ceremonialien werden von beiden Seiten lateiniſche Denkſprüche geſprochen, und während des Evangeliums ſteht die geſammte Ritterſchaft mit bedecktem Haupt und das entblößte Schwert an der Seite. Vor dem Sanctus opferte Prinz Luitpolt in die Hände des, vor dem Altar ſitzenden Ordensbiſchofs Schwert und Schild mit einer brennenden Kerze, und ſein Wappenſchild prangt nun in der erlauchten Reihe. Nach dem Gottesdienſt iſt das übliche Ritterbankett. Die Mitglieder des Ordens von nicht königlichem Geblüte müſſen außerhalb Deutſchland gereiſet ſein, oder einen Feldzug mitgemacht haben. In einen andern Orden einzutreten, iſt Keinem erlaubt. Bayeriſche Geſchichtſchreiber ſetzen den Urſprung des Sanct-Georg-Ritterordens in die Zeiten der Kreuzzüge. Otto III. und Eckhard, Herzoge aus Bayern, ſtifteten ihn, rückkehrend aus dem gelobten Lande, ein rothes Kreuz auf ihrer Bruſt. Er wurde von Churfürſt Carl Albert, dem nachmaligen Kaiſer Carl VII., am 24. April 1729 erneuert, da er in unruhigen, fehdereichen Zeiten erloſchen zu ſein ſcheint. Gleich dem Johanniterorden blüht er, als eine Blume der Vergangenheit, kräftig und in mehr körperlichen Formen, als jener, fort, und giebt Zeugniß von einem hiſtoriſch-poetiſchen Gemüthe.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Die Proceſſion hat jedes Jahr am Sanct Georgi- und Maximilians-Namenstage Statt.

Das wiedergefundene Kleid.

Ein chineſiſches Melodrama.

Mitgetheilt von C. F. Neumann.

Perſonen.

Tſchang i, ein reicher Eigenthümer zu Nanking.
Tſchao ſchi, Gemahlin des Tſchang i.
Tſchang hiao jeou, Sohn des Tſchang i und der Tſchao ſchi.
Li ju ngo, Gattin des Tſchang hiao jeou.
Hing orl, Bedienter des Tſchang i.
Tſchin hu.
Tſchao hing ſun.
Ein Kellner.
Der Superior eines buddhiſtiſchen Kloſters.
Der Oekonom des Kloſters.
Mehrere Geiſtliche.
Tſchin pao, Sohn des Tſchang hiao und der Li ju ngo.
Tai orl.
Mehrere Genſd'armen, unter dem Befehle des Tſchao hing ſun.
Li tſchang, oberſter Richter und Befehlshaber von Su tſcheou.
Mehrere Gerichts- und Polizeidiener im Gefolge des Li tſchang.

Erster Aufzug.

Erſter Auftritt.

Tſchang i, Tſchao ſchi, Tſchang hiao jeou, Li ju ngo und Hing orl.

Tſchang i.

Mein Familienname iſt Tſchang, mein eigener Name J, mein Ehrentitel Blume der Wiſſenſchaft. Was meine Geburtsſtadt anbelangt, ſo ſtamme ich aus Nanking. Meine Familie beſteht aus vier Perſonen, aus mir, meiner Frau Tſchao ſchi, meinem Sohne Tſchang hiao jeou und aus meiner jungen Schwiegertochter Li ju ngo. Im Bambusſtengel-Gäßchen, wo ich wohne, nahe bei der Straße Mabing, halte ich einen offenen Laden, „Zum goldenen Löwen" genannt. Deßhalb heißen mich alle Leute: „Tſchang, Seine Würden zum goldenen Löwen." Da nun jetzt der Winter beginnt, und der Schnee in großen Flocken herabfällt, ſich anhäuft und den Boden bedeckt, ſo hat ſich mein Sohn in ein Zimmer des obern Stockes begeben, um zum Fenſter hinauszuſehen. Er hat ſo eben ein Mahl zubereitet; er will durchaus, daß ich und meine Frau ſich zu ihm begeben, um mit ihm das Schauſpiel des Schnee's zu genießen und einige Taſſen Wein zu trinken.

Tſchao ſchi.

Ew. Würden, die blendende Weiße dieſes Schnees iſt das Sinnbild der Reinheit; ich zweifle nicht, es iſt für den Staat ein Anzeichen von Glück.

Tſchang hiao jeou.

Lieber Vater, liebe Mutter, ſehen Sie doch, die bläuliche Farbe dieſes Schnee's verdient betrachtet zu werden. Während ich auf die Straße hinabſah, habe ich eine Taſſe Wein zubereitet. Lieber Vater, liebe Mutter, genießen Sie dieſes köſtliche Schauſpiel. Hing orl, bringe uns Wein!

Hing orl.

Hier iſt welcher.

Tſchang hiao jeou.

(indem er eine Taſſe Wein hinreicht.)

Lieber Vater, liebe Mutter, nehmen Sie eine Taſſe Wein zu ſich; ich bitte Sie darum.

Tſchang i.

Mein Sohn, es iſt wahr, dieſe dicken Schneeflocken ſind ſehr ſchön.

Sieh dort Wolken, wie röthlicher Duft,
Mit Schneeflocken die wirbelnde Luft;
Der Nord treibt mit Gewalt ſie zurück,
Am ſilbernen Schein verwirrt ſich der Blick.
Wem iſt's jetzt wohl, wie Hao jen, gegeben,
Auf dem Pferd' den Gedanken zu leben?

Tſchang hiao jeou.

Dieſer Schnee kommt zu ſeiner Zeit und iſt von glücklicher Vorbedeutung; er läßt uns einen herrlichen Winter hoffen.

Tſchang i.

Was ſagſt Du, Sohn, es kommt die kalte Zeit,
Es ſteht der Winter vor der Thür bereit.
Nein, nein, es iſt des Frühlings Luſtbarkeit.

Tſchong hiao jeou.

Aber lieber Vater, es iſt ja jetzt die Zeit des Herbſtes; wie kannſt Du ihn nur mit dem Frühling verwechſeln?

Tſchong i.

War's anders, konnten denn die Pfirſichblüthen
Hier Blatt für Blatt herunterfallen.
War's anders, konnten denn der Weiden Blüthen
In Maſſe dort vorüberwallen?
Die Pfirſichblüthen thürmen ſich im Silberland
Und Weidenblüthen ſchmücken uns den Erdenrand.
Vor meinen Augen, welch ein Wonneblick!
Geſticktes Seidenzeug iſt hier aufgehangen.
Denn Glück' im Leben iſt das höchſte Glück,
Mit Blumenteppichen die Füß' umfangen;
Man bringt auf Gold die beſten Speiſen herein.
Im Silberpokal blinkt der trefflichſte Wein!
Ich, der gemeine Mann der Phönixſtadt,
Ich, der einfache Bürger, dünkt ſich heut,
Daß er in Fülle alles Gut der Erden hat,
Vom Kaiſer ſelbſt das Drachenkleid.

Tſchong hiao jeou.

Bring Wein! Lieber Vater, liebe Mutter, trinken Sie noch eine Taſſe.

Tſchong i.

Von der Höhe dieſes Gartenhauſes überſehe ich die ganze Straße; auf dem Marktplatze bemerke ich eine große Menſchenmaſſe, welche gehen, kommen und ſtehen. Ich lauſche dem verworrenen Geſchrei. Laß uns noch eine Weile in dieſem kleinen Zimmer bleiben, und noch einige Taſſen Wein leeren!

Zweiter Auftritt

Ein Kellner und Tſchin hu.

Der Kellner.

Ich bin ein Kellner, und habe in dieſem Hauſe einen jungen Fremden aufgenommen, der ſeit langer Zeit die Zeche ſchuldig iſt. Da nun mein Herr mir ſo eben Vorwürfe deßhalb machte, ſo bin ich geſonnen, dieſen Reiſenden kommen zu laſſen, und ihn geradezu hinauszuwerfen. Wer könnte mich wohl daran hindern?

(Er ruft Tſchin hu.)

Hollah! mein Herr, kommen Sie aus Ihrem Zimmer heraus!

Tſchin hu.

Freund, was willſt Du von mir? Ich weiß wohl, daß ich Dir einiges ſchuldig bin für Koſt und Wohnung, und daß ich Dich noch nicht bezahlt habe.

Der Kellner.

Des Geldes wegen ruf' ich Sie nicht; es iſt einer Ihrer Verwandten da, der nach Ihnen fragt.

Tſchin hu.

Hältſt Du mich nicht zum Beſten?

Der Kellner.

Ich halte Sie nicht zum Beſten. Ich mache . . . ich mache bloß die Thüre auf.

Tſchin hu.

Welcher Menſch könnte denn heute dem Winde und Schnee trotzen?

Der Kellner.

(indem er den Tſchin hu hinausſtößt.)

Marſch hinaus! Packen Sie ſich! — Schnell den Riegel vor! — Es iſt wahr! Es geht ein ſtarker Wind und der Schnee fällt in Maſſen! — Meiner Treu, wenn er vor Hunger und Kälte ſtürbe . . . es wäre ſchlimm, . . . aber was geht's denn mich an?

Tſchin hu.

(auf der Straße.)

Kellner, öffne mir die Thüre. Ich weiß, daß ich Dir die Zeche ſchuldig bin; aber heute ſind alle Elemente im Aufruhr. Wenn Du mich gewaltſam aus dem Hauſe jagſt, ſo muß ich Hungers ſterben!

(er horcht.)

Kellner! Kellner! Ach, wie gefühllos iſt der Kerl! Wie mich die Kälte packt! Meine Glieder erſtarren! Es mangelt mir die Nahrung, um neue Kräfte zu ſammeln, und Dich, Dich kümmert das Unheil nicht, das deine Unmenſchlichkeit anrichtet. — Was nun thun? — Ich bemerke Jemand in dieſem Gartenhauſe; ach wenn ich nur Barmherzigkeit fände. Ich will „die Frucht der Seeroſe" *) ſingen und um etwas zu eſſen bitten.

---

*) Lien hoa, die Frucht der Nymphäa. Dieß muß ein bekanntes Bettlerlied ſeyn, indem auch II. S. 129 [illegible]

Iſt auch dieſer Frühling vorbei,
Kommt ein anderer Frühling herbei,
Und die Frucht der Seeroſe . . .

Schaut, die Erde bewegt ſich, der Himmel bewegt ſich im Wirbel um mich herum, und ich, ich falle, falle . . . .

(er fällt rücklings auf einen Schneehaufen.)

Dritter Auftritt.

Tſchin hu, Tſchang i, Tſchao ſchi, Tſchang hiao jeou, Li ju ngo und Hing erl.

Tſchang i.

Mein Sohn, ſchau doch zum Gartenhauſe hinunter auf den Unglücklichen, der vor Kälte erſtarrt rücklings niederfällt. Man muß Mitleid mit ihm haben! Mein Sohn, führe ihn doch in das Gartenhaus, halte ihn mit den Armen aufrecht. Wenn Du ihm das Leben retteſt, haſt Du eine verborgene Wohlthat ausgeübt.

Tſchang hiao jeou.

Ich gehorche. (er geht hinab) Ich will mich einmal nach dem Unglücklichen umſehen! Es iſt wahr, er iſt niedergefallen, von Kälte erſtarrt. (Zu Hing erl.) Wir wollen ihn auf unſern Armen hinauf tragen.

(Tſchang hiao jeou und Hing erl tragen Tſchin hu weg.)

Tſchang i.

Mein Sohn, bringe Aſche, um ihn zu erwärmen!

Tſchang hiao jeou.

Gleich.

Tſchang i.

Bring auch warmen Wein, und laß ihn trinken.

Tſchang hiao jeou.

Auf, mein Freund, trinke dieſe kleine Taſſe warmen Wein.

Tſchin hu.

(Er trinkt)

Ach, wie gut ſchmeckt mir dieſer Wein!

Tſchang i.

Laß ihn noch eine zweite Taſſe trinken.

Tſchang hiao jeou.

Trinke auch dieſe Taſſe.

Tſchin hu.

Der gute Wein! ich will auch noch dieſe Taſſe zu mir nehmen!

Tſchang i.

Wohlan, mein Freund, woher kommt es, daß wir Dich in dieſer ſtrengen Kälte, der Länge nach ausgeſtreckt, mit der Stirn im Schnee gefunden haben?

Tſchin hu.

Dieſes zufällige Finden hat mich vom Tode zum Leben zurückgebracht.

Tſchang i.

Aber aus welchem Lande ſtammſt Du? Wie iſt Dein Familien-, wie Dein eigener Name? Wie kommt es, daß Du, vor Kälte erſtarrt, auf einen Schneehaufen gefallen biſt? Erzähle mir die Geſchichte Deines Unglücks, ich höre zu.

Tſchin hu.

Ich ſtamme aus Ngan ſchan, im Bezirke Su tſcheou. Mein Familienname iſt Tſchin, mein eigener Hu. Ich kam in dieſes Land, um hier einige Geſchäfte zu machen; aber unter der außerordentlich ſtrengen Kälte, verbunden mit den Reiſebeſchwerden, erlagen meine Kräfte. Mein Geld und meine Mundvorräthe gingen nach und nach aus. Endlich blieb ich, ganz entblößt, meinem Wirthe Alles ſchuldig, was ich in der letzten Zeit für Koſt und Wohnung verzehrt hatte. Dieſer Grauſame gebrauchte nun Gewalt und ſtieß mich zur Thüre hinaus. Vor Kälte erſtarrt, fiel ich auf einen Schneehaufen und das Glück wollte, daß dieß gerade vor der Schwelle Eurer Behauſung geweſen iſt. Ohne Ihren Beiſtand, ohne Eure edelmüthige Gaſtfreundſchaft, hätte ich jetzt ſchon zu leben aufgehört.

(Fortſetzung folgt.)

◆

Lyriſche Halle.

Die Sonne an Daguerre,

von

Friedrich Thierſch.

Du ſahſt ſehnſüchtig oft nach meinem Lichte,
Wie nach den ſüßen Augen einer Braut,
Drum hab' ich mein Geheimniß dir vertraut
Und zeige dir mein Weſen durch Geſichte;

Wie ſich mein Strahl zum Farbenglanz verdichte,
Im Diorama haſt du es geſchaut,
Mit Lichtestropfen Bild um Bild bethaut,
Natur hinzaubernd und der Welt Geſchichte.

Jetzt ſey dir noch ein bleibend Gut gewähret:
Was deine Hand der Sonn' entgegenführet,
Von ihrem Munde werd' es angerühret

Und zu dem Bilde ſeiner ſelbſt verkläret;
Zu deſſen Weſen Nacht und Tag ſich gatten
In klarem Schein und ſanft gehauchtem Schatten.

Lied des Todes

von

Karl Weichſelbaumer.

Ich bin der beſte Schnitter,
Und immer grünt mein Feld,
Und meine Halmen reifen
In dieſer ganzen Welt.

Ich bin der beſte Ritter,
Der allergrößte Held,
Denn alle Burgen fallen,
Erricht' ich mein Gezelt.

Ich bin ein fleiß'ger Schnitter;
Bei Nacht und Sonnenſchein,
Bei Sturm und Ungewitter
Führ' ich die Garben ein.

Ich bin ein ſtolzer Ritter
Mit einem ſchnellen Roß,
Und überall macht Splitter
Mein treffliches Geſchoß.

Giebt keinen ſchlauern Fiſcher,
Am Ufer lauſch' ich ſtets,
Mein Angel ſind die Klippen
Und Wellen ſind mein Netz.

Ich bin ein guter Schütze,
Der nie ſein Ziel verfehlt,
Und nach gar vielen Schüſſen
Den Jäger ſelbſt erwählt.

Ich bin der ſtrengſte König,
In meinem kleinen Haus
Hat Keiner viel, noch wenig,
Und giebt es keinen Strauß.

Auch als Republikaner
Thu' ich's den Beſten gleich,
Bei mir iſt Keiner mächtig,
Bei mir iſt Keiner reich.

Und ſchloße man in Marmor
Den ſtolzen Todten ein,
Sammt ſeinem Mauſoleum
Muß er doch Aſche ſeyn.

Als munterer Geſelle
Treib' ich ſo manchen Scherz,
Weiß liſtig zu erſchrecken
Das feige Menſchenherz.

Ich trete bei den Memmen
Als Beingerippe ein,
Und raßle mit den Nägeln
Und mit dem Todtenſchrein.

Dem Armen klopf' ich ſelten,
Doch oft dem reichen Mann,
Hier ſag' ich düſt'res Ende,
Dort goldnen Anfang an.

Dem Schlimmen gönn' ich wachend
Und ſchlafend keine Ruh,
Und deck' ihm ſelbſt im Sterben
Den lichten Himmel zu.

Ich trete wie ein Räuber
In eines Mächt'gen Haus,
Und hole alle Freuden
Und jedes Gut heraus.

Doch zu dem Frommen komm' ich,
Schön, ſanft und engelmild,
Entriegle ſeinen Blicken
Das himmliſche Gefild.

Er fühlt ſich ſanft gehoben
Vom Moder dieſer Zeit,
Dort lebensvoll erbrauſen
Das Meer der Ewigkeit.

Und fürchtet er auch, zagend,
Verluſt und Leid bei mir,
So tröſt' ich zart: „ich nehme
Nur deine Schmerzen dir!"

Bittſchrift an den Frühling

von

Ludwig Bechſtein.

Königliche Majeſtät!
Heil auf jeden Deiner Schritte,
Höre, was ein Dichter fleht,
Und gewähre ſeine Bitte.
Lächle einen Sonnenblick
Deiner Huld auf ihn hernieder;
Gieb ihm ein erſehntes Glück,
Das er lang vermißte, wieder.

Laß in einem Jugendtraum
Mich verjüngt mich wiederſchauen!
Laß von einem grünen Baum
Frieden auf mich niederthauen!
Allzulang hat Sorgenlaſt
Wintergleich auf mir gelegen;
Nun vom blüthenvollen Aſt
Träufl' auf mich ein Blüthenregen.

Unter'm Baum laß wieder hell
Eine holde Stimme klingen;
Den verſiegten Liederquell
Laß lebendig wieder ſpringen!
Wenn Du dann vorüberziehſt,
Wird es Dir das Herz erfreuen,
Daß Du einen Frohen ſiehſt;
Und Dein Werk wird Dich nicht reuen.

Königliche Majeſtät!
Dichter lieben, Dir zu huld'gen,
Sei in Demuth angefleht,
Meine Kühnheit zu entſchuld'gen.
Neige Deinen Scepterſtab
Mir in Hulden, hoher König!
Treugehorſamſt bis an's Grab
Dir — erſterb' ich unterthänig.

Liebesglück

von

Franz v. Kobell.

Geh' ich von meinem Liebchen
Nach Haus in ſtiller Nacht,
Und denk', wie ich ſo ſelig
Den Abend zugebracht,
Wie ich bei ihr geſeſſen,
So traulich und ſo nah,
Und wie ihr ſchönes Auge
So freundlich zu mir ſah.

Dann wogt in meinem Herzen
Unendlich ſüße Luſt,
Die Welt möcht' ich umarmen
Und drücken an die Bruſt,
Und möchte laut es rufen
Hin in die ſtille Nacht,
Wie wonnig meine Liebe,
Wie reich ſie mich gemacht.

Doch manchmal in dem Jubel
Da fällt mir bange ein,
Der Fröhlichen auf Erden,
Nicht Viele ſollen's ſeyn;
Dann bete ich verſtohlen
Zum Sternenhimmel hin:
O werde mir nicht böſe,
Daß ich ſo glücklich bin!

Bächlein's Freiwerbung

von

Fr. Aug. v. Zu-Rhein.

I.

„Sag' an, wohin führt jener Weg,
„Durch's Wieſenthal der ſchmale Steg?“
Das Bächlein ruft geſchwätzig ſchnell:
„Folg' mir nur immer nach, Geſell!“

Ich ſteh' und ſchau' verwundert auf,
Das Bächlein ſtört ſich nicht im Lauf,
Und zieht in klaren Wellen fort,
Gönnt weiter mir kein freundlich Wort.

Biſt doch ein trotzig kleines Ding,
Denk' ich, zieh' meines Wegs, und ſing',
Die Zeit zu kürzen, mir ein Lied,
Wie's eben mir im Herzen blüht.

Da fällt das Bächlein murmelnd ein,
Hüpft tanzend über Blüth' und Stein,
Und jauchzt und rauſcht aus tiefſter Bruſt,
Ein neckiſch Kind voll ſeel'ger Luſt.

„Biſt du dem Sange alſo hold,
„So nimm,“ rief ich, „des Sängers Sold.“
Und warf mit leichtbewegtem Blut
Ein Röslein in die kühle Flut.

Das Bächlein aber, froh beglückt,
Hat ſchnell die Roſe mir entrückt,
Und trägt ſie von dem Blüthen-Bord
Auf Silber-Armen jubelnd fort.

2.

Fern an des Mühlbachs grünem Saum
Das Mägdlein ſaß; ein holder Traum
Von ſüßer Liebe erſter Luſt
Hob ſchwellend ihr die junge Bruſt.

Und im Kriſtall der reinen Flut
Kuhlt ſie das ungeſtüme Blut,
Und löſet mit geſchäft'ger Hand,
Vom Mieder ſich das enge Band.

Da ſpielt der Bach mit ſchlauem Sinn
Zu Füßen ihr die Roſe hin,
Und murmelt ihr geſchwätzig zu:
„Blüht ſie ſo ſchön nicht auch, wie du?

„O, nimm ſie an das warme Herz,
„Sie lindert dir ſo manchen Schmerz,
„Und flüſtert dir vom ſüßen Glück,
„Das freundlich beut der Liebe Blick.“

Das Bächlein rauſcht, das Bächlein ſchwoll,
Das Mägdlein drückte liebevoll
Das Röslein an die warme Bruſt,
Und fühlte nie empfund'ne Luſt.

Und wieder rief mir zu der Bach:
„Auf, Sänger, zieh' der Roſe nach,
„Die Schönheit ruft, die Liebe winkt,
„Sieh, wie Dein Stern, o Wand'rer, blinkt!“

3.

Und wie ich trat zum Mägdlein hin,
O, welch' ein ſüßes Doppelglüh'n!
War's Röslein, war's die holde Maid,
Die mir ſo ſeel'ge Wonne beut?

„Hilf, Bächlein, mir nur widerſtehn,
„Sonſt muß ich gar in Glut vergehn;
„Zwei Roſen dräu'n mit ſüßem Tod,
„Hilf, Bächlein, mir aus Liebesnoth!“

Das Bächlein ſpottet meiner Qual,
Eilt unbekümmert fort durch's Thal,
Denkt ſich, ein Sänger wär'ſt Du ſchlecht,
Hilf'ſt Du nicht ſelber Dir zurecht!

Da ſprach zur Maid ich, ſchnell gefaßt:
„Die Dir am Buſen bald erblaßt,
„Die Roſe, Kind, hab' ich geſandt,
„Zu Dir zog mich's mit mag'ſcher Hand!

„Biſt Du dem Röslein ſchon ſo gut,“
Sprach ſchnell ich mit erhöhtem Muth,
„Wie magſt Du's erſt dem Geber ſein,
„Darf Deiner Huld er ſich erfreu'n!“

Das Mägdlein ſchwieg, das Mägdlein ſann,
Schaut wechſelnd Roſ' und Wandrer an,
Und in der keuſch verſchämten Bruſt
Kämpft Zagen ihr und ſüße Luſt.

Das Röslein, ach, den Sieg verlor;
Vom Buſen ſank es, und empor
Zu ſich zog mich die holde Maid,
Die ſchlau das Bächlein mir gefreit.

Und an der Liebe ſeel'ger Bruſt
Fühlt' ich erſt rechte Wanderluſt;
Auf, Mägdlein, laß' uns weiter zieh'n,
Die Liebe grünt, die Lieder blüh'n!

* * *

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Saint Sylvan von A. v. Sternberg. 2 Theile. Frankfurt a. M. bei Joh. Dav. Sauerländer. 1839. 8.

Poeſie des Lebens.

Das Knabenalter iſt Idylle,
Der Jüngling brauſt des Herzens Fülle
In Oden aus und Dithyramben.
Der Mann ſchwankt hin und her in Jamben.
Der Greis beklagt in Elegieen
Der guten Zeiten ſchnelles Fliehen.
Und auf das Spiel des Lebens ſpricht
Der Tod ein bittres Sinngedicht. — ? —

In den vorliegenden Bekenntniſſen ſind mit Freimuth und Offenheit die Erfahrungen, Thaten und Leiden eines Mannes niedergelegt, der auf hohem Standpunkte das Leben und ſeine wechſelnden Erſcheinungen recht in der Nähe betrachten konnte, ohne ſo ſehr von deſſen Glanz geblendet, oder ſo weit in die Wirren hineingeriſſen worden zu ſeyn, daß ſein Blick ein klarer, ſein Urtheil ein unpartheyiſches zu ſein je aufgehört hätte. Der Verfaſſer behandelt ſeinen Stoff bald mit Laune und Satyre, bald mit Tiefſinn und ächt wiſſenſchaftlichem Forſchergeiſte, und dieſe Behandlungsweiſe giebt dem Buche die Manier vieler Memoiren, ohne deren geiſtreiche Schlüpfrigkeit und kleinliche Plauderei, aber doch mit der undeutſchen Sprachvermiſchung der Neuern. Durch die ſinnreiche Auffaſſung unſers Daſeyns als Gedicht, lagen dem Verfaſſer, zur Bezeichnung der Lebensabſchnitte, die vier Hauptdichtungsarten vor, und die Eröffnung ſeiner Geſchichte fällt in jene intereſſante Epoche des vorigen Jahrhunderts, wo die alte Zeit der ſittlichen und äſthetiſchen Verderbniß und die Anfänge der ſchimmernden Aufklärung, vernichtend, gährend und ſchaffend in einander ſpielen.

In dem lieblichen Gemälde der Idylle ſchildert uns der Dichter die Feſttage der Kindheit, mit ihren kleinen Schmerzen und ihrer großen Luſt; als Jüngling tritt er aus den finſtern Mauern des väterlichen Feudalſchloſſes an den Fürſtenſitz des prächtigen Friedrich Auguſt, wo die Romanze ſeiner Liebe beginnt; der Mann tritt auf die Bühne der Welt und ſpielt das Drama des Hoflebens, des Kabinets und der Schlachten mit. Das verborgene Walten geheimer Bünde, die Auflöſung der Geſellſchaft in Sekten und Orden der verſchiedenartigſten Richtung; das feine Gewebe der Intrigue in Politik und Familie; die Zwittergeſtalt der geiſtlichen Höfe, mit ihrem weitverbreiteten Einfluß, ihrer koketten Weltlichkeit in Heiligenſchein und Rothſtrumpf; die Weiberherrſchaft im Reiche der Litteratur und Mode; Kriminaltyrannei und Schulzwang, proteſtantiſche Verhärtung und römiſche Glätte; alle dieſe Elemente einer glänzend hohlen, in ſich zerfallenden Welt ſieht man hier zu einem tragikomiſchen Effektſtücke vereinigt. Es iſt das verbuhlte Todeslächeln eines ganz erſchöpften Geſchlechtes, das ſich noch einmal mit Schönpfläſterchen herausputzt und, nach dem Wirbeltanze der Genüſſe, die entnervten Glieder erſchöpft auf die barocken Rococo-Seſſel wirft. Schon feiert Friedrich ſeine erſten Siege und Zinzendorf vereint die mähriſchen Brüder zur Liebe des Lammes; und während unter geſtutzten Laubgängen gepuderte Schäfer und Muſen in Reifröcken nach Cimaroſa's verhallenden Klängen tanzen; während noch eine aufgeblaſene Poeſie mit vollen Backen Alexandriner über fürſtliche Wiegen und Sarkophage ſchüttet, zucken ſchon die Flammen der nahen Umwälzung auf, und die neue Philoſophie tritt gegen die alten Götter in die Schranken.

In der Elegie ruht der Müde endlich aus, und im Arme des Jugendfreundes kehrt die Idylle wieder; noch einmal vernimmt er die Romanzenklänge ſeiner Liebe, aber ſie jammern über ein theures Grab, und zu dem Greiſe ſteigen bald Hymnen aus ſeinem nahen Paradieſe nieder.

Es iſt in dem ganzen Gemälde klares Hellſehen der Zukunft; und, wie ſehr viele Erſcheinungen unſerer Tage Anfang, Bedingung und Vorbild aus der nächſten Vergangenheit nehmen, wie manche gehegte Erwartung, manch ſchwacher Keim früherer Tage jetzt ſchon erfüllt und lebenskräftig geworden, dieß zeigt uns ein Blick in die Geſchichte der Partheien, der Kämpfe und Meinungen, der Ideen und Syſteme, in deren geheime Triebfedern uns die Bekenntniſſe blicken laſſen. Der Dichter führt uns durch das Labyrinth des Lebens; wir gehen über Leichenfelder, über Auen vergifteter Blumen, wir hören das Ziſchen von Schlangen unter leiſen Akkorden des Troſtes; hie und da öffnet ſich ein Spalt zur Ausſicht in unermeßliche Regionen von Licht und Duft, und ſind wir endlich müde angekommen bei dem Denkſtein ſeiner Erinnerungen, bei dem Grabe ſeiner Hoffnungen, ſo haben wir den Eindruck eines ſtillen Sommerabends, nach einem gewittervollen Tage. Wir ſtehen auf einem lichten Hügel und ſehen zurück auf die weite Fläche unſerer Wanderungen; der Erdkreis verſchwimmt unſicher in den ſanftglimmenden Abendſchein, und mattleuchtende Blitze kühlen das Firmament, denn ein ſchwüler Gewitterhimmel iſt wie ein Fluch über der Erde gelegen. Aber die feierliche Stimmung dieſes ſeeligen Abends und die Poeſie heilt alle Wunden der Vergangenheit. In andrer Richtung liegt noch eine geſtaltloſe Welt vor unſern Blicken. Die Nebel und Dünſte, ſo ſich über die Länder ſtrecken, zeigen, daß der Sturm nicht ausbleiben wird. Schon beugen und heben ſich die Wipfel der Wälder, die Ströme rauſchen höher auf, und die Sonne ſchießt nur unſichere Strahlen durch den Kampf der Elemente. Ob ein nichtiges Phantom, gleich dem Brocken-Rieſen, oder ein lichter Friedensbote aus den Wolken tritt? Unſer Führer hebt leuchtend den Blick auf den kommenden Morgen, er ſpricht Worte der Wahrheit, des Troſtes und der Warnung, und wenn er Dir beim Abſchiede ein freundliches Geſchenk darreicht, ſo ſind es: „*die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.*“

---

2) Neueſte Dramatiſche Dichtungen von Franz Grillparzer.

I.

Weh' dem, der lügt!

Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Wien, bei Wallishauſer
1840. 8.

Es gewährte uns die angenehmſte Ueberraſchung, unter den neueſten, poetiſchen Gaben, die das junge Jahr brachte, ein Luſtſpiel von dem gefeierten Grillparzer zu erblicken. Der tiefſinnige, deutſche Sophokleide, ſeit der Ahnfrau und Sappho durch ſein „goldenes Vließ“ und durch ſeinen „Ottokar“ uns allen ſo theuer, neben den Trefflichſten als ein Ebenbürtiger ſtehend, durch angeborne Kraft und Tüchtigkeit, durch dieſelbe Fülle in Poeſie und Vollendung der Form, betrat auch die Bahn des Luſtſpiels.

Ein ſo reicher Genius wechſelt ohne Anſtrengung die Rollen ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit und wir waren insgeſammt bisher in einem Irrthum befangen, wenn wir glaubten, Grillparzer, der Tragöde, der uns ſo mächtig erſchütterte, könne ſich von der ernſten Seite des Lebens nicht trennen, er könne nie mit Erfolg den angewohnten Cothurn mit dem Sokkus vertauſchen. Nicht die Gegenwart mit dem Reichthum ihrer Thorheiten, ihrer Idioſynkraſien, ihrer falſchen Beſtrebungen und Träumereien, — nicht einmal die jüngſte Vergangenheit aus der Mitte des modernen, europäiſchen Lebens wählte er zum Stoffe für das vorliegende Luſtſpiel. Der reichbegabte Dichter griff in eine, mehrere Jahrhundert ferne, fränkiſch-germaniſche Vergangenheit zurück. Langres und die Gegend um Trier bilden die Grundlage der Handlung; der civiliſirte Franke, durch den milden Geiſt des aufblühenden Chriſtenthums ſchon als innerer und äußerer Menſch veredelt, kontraſtirt in dieſem *hiſtoriſchen* Luſtſpiele mit dem noch rohen, kräftigen germaniſchen Naturmenſchen, in welchem übrigens alle Bildungskeime ſchon in Bereitſchaft liegen und nur den Moment erwarten, der mit ſeiner Sonnenwärme, mit der heiligen Flamme des Chriſtenthums und der Humanität, ſie erweckt und zur Entfaltung reift. Der fromme, edle Biſchof Gregor iſt eigentlich der Mittelpunkt der Handlung; das moraliſche Motto: Weh' dem, der lügt — iſt ſo zu ſagen die Achſe des Luſtſpiels. Eine Aufgabe, die Befreiung eines theuren Neffen aus der Gefangenſchaft, aus dem Zuſtande eines Geißels, ſollte gelöſt werden, aber *ohne* Lüge, (Intrigue — Diplomatie —) denn die Frömmigkeit des Biſchofs kennt noch den Grundſatz nicht: der Zweck heiligt die Mittel.

Ein *Biſchof* in einem deutſchen Luſtſpiele! werden nicht Zeloten darüber erblaſſen? Grillparzer unternahm es, einen höchſt liebenswürdigen, einfachen und begeiſterten Oberhirten der Kirche im deutſchen Luſtſpiel einzuführen. **Honni soit qui mal y pense!** Der Dichter hat nur den reinen Menſchen, mit einem kaum erſichtbaren zarten Anfluge von menſchlicher Schwäche, fort und fort im dichteriſchen Auge und feſſelt uns durch meiſterhafte Darſtellung dieſes originellen, ſchönen Charakters, für dieſe Geſtalt, vom Anbeginn bis zum Ende.

Der Raum dieſer Blätter geſtattet leider nicht, von dieſem durch Wahl des Stoffes und durch Neuheit der künſtleriſchen Ausführung gleich intereſſanten, geiſtreichen Luſtſpiel, — mit welchem Grillparzer eben ſo gut eine neue Bahn, als Göthe mit ſeinem Götz von Berlichingen einſchlug und verfolgte, — mehr als eine flüchtige Skizze, mehr als nur oberflächliche Andeutungen zu geben.

Wie trefflich iſt nicht der Charakter des kecken, lebensfriſchen, moraliſch-geſunden Koches Leon gezeichnet, der ſich der Aufgabe unterzieht, den Neffen des Biſchofs, den ſanften Atalus zu befreyen? wie lieblich iſt dieſe ſchöne, deutſche Edrita, die Tochter des Grafen Kathwald? (wir dachten an die Katten, einen germaniſchen Stamm!) Sie erſcheint uns wie eine zarte Blume am Stamm der deutſchen Eiche, im linden Hauch der Unſchuld und der frommen Sitte erblüht, und dem Licht der Liebe ſich zuwendend. Die komiſche Kraft, aus allen Charaktern ſo wie aus der Verflechtung der Handlung und der Situationen hervordringend, entlockt uns frohes Lachen in Galomir, dem präſumptiven Bräutigam Edritens! Dieſe Gegeneinanderſtellung fränkiſcher und germaniſcher Lebenselemente giebt dem Luſtſpiel einen höchſt eigenthümlichen Reiz. Raſch bewegt ſich die Handlung und drängt voll Luſt und Laune, unter mannigfachem Kampf und Gegenkampf, zum Ziele.

Der Genius des Chriſtenthums ſchwebt über dem Ganzen, und doch iſt dieſe treffliche Dichtung ein Luſtſpiel! Wie kann dieß möglich ſeyn? Der Dichter hat dieſe Aufgabe eben ſo meiſterhaft gelöſt, wie der witzige Leon, der ritterliche Koch des Biſchofs Gregor!

II.

Der Traum ein Leben.

Dramatiſches Mährchen, in vier Aufzügen. Wien bei Wallishauſer 1840. 8.

Hinweg von dem Jahrhunderte der Chlodwige, von den Gefilden des alten Metz und von dem damaligen Rheingau wenden wir uns mit dem Dichter, in deſſen Gewalt wir nun einmal gegeben ſind, nach dem blumenreichen, üppigen Orient, mit ſeinen Sonnengluthen und mit ſeinem tiefblauen Sternenhimmel, — nach der Heimat eines Hafis und Ferduſi, nach dem Lande der Poeſie und des Mährchens!

Wir ſchauten in: „Weh' dem, der lügt" die Charakterbilder eines Jahrhunderts, in welchem eines der weſtlichen Völker ſchon mit der Weihe des Chriſtenthums ſeiner bewußt zu werden anfängt, das andere, noch in roher Kraft dem Teut und Wodan ergeben, die Annäherung des Lichtes fühlt und bereit iſt, es in ſich aufzunehmen. In der dichteriſchen Form — im Luſtſpiele läßt der tiefſinnige Dichter den ewig unwandelbaren Typus des Menſchen, im gegebenen Falle, des europäiſchen, durch chriſtliche Civiliſation ſich erhebenden Individuums, mit ſeinen eingebornen Schwächen und Vorzügen vor uns treten. Das Gemeine darf neben dem Höchſten ſtehen, ohne das Letztere zu entwürdigen. Die widerſtreitenden Neigungen offenbaren ſich ohne Rückhalt, weil damals das Leben noch vor der Lüge zurückſchauderte, aber ſchon ſich dem Punkt näherte, wo es, mit Hülfe der Civiliſation die innere Freiheit immer mehr und mehr entwickelnd, ſich der uranfänglichen Unſchuld begiebt und die Ironie ihre Rechte geltend macht.

Grillparzer kehrte das Thema des großen Calderon um. Wir erquickten uns oft an der Darſtellung des bekannten: „Das Leben ein Traum", — aber noch mehr an der Lectüre der herrlichen Dichtung, weil wir, ohne Theaterſcheere, das Kunſtwerk in ſeiner vollen Geſtalt genießen konnten. Der ſpaniſche Dichter führt ſeinen Gedanken auf heimatlichem Boden und mittelſt ſpaniſcher Charaktere meiſterhaft durch. Dieſer Roderich erſchüttert uns mit der ganzen Gewalt eines mit großen Anlagen ausgerüſteten, in jeder Hinſicht bevorzugten Menſchen, — eines Prinzen, dem der Thron zufällt, eines Prinzen, vor deſſen unbändiger Kraft der greiſe Vater zurückbebt und die Krone mit zitternder Hand auf dem altergrauen Haupte wahrt. —

Perſonen und Handlung wurzeln beim Spanier auf dem feſten Boden der Realität; der deutſche Dichter, das Thema umkehrend, wählt den Orient, den ſchwelgeriſchen, und baut ſein Kunſtwerk auf den Grund des Mährchens.

Die Darſtellung des Stückes auf der K. Hofbühne zu München vor drei Jahren hatte nicht den Erfolg, wie die Dichtung des Spaniers. Man iſt geneigter, das *Leben* als einen Traum in der Reflexion zu überſchauen, als den *Traum* als eine Realität auf uns einwirken zu laſſen. Eine Parallele zwiſchen dem Spanier und dem Deutſchen würde uns über die Gränzen dieſes Raums hinausführen. Wir anerkennen die dramatiſchen und poetiſchen Vorzüge der ſchönen Dichtung, die, wie alle übrigen Schöpfungen des gefeierten Grillparzer, das hohe, ſchöpferiſche Talent beurkundet, das ihm die höchſte Stelle in der Gegenwart ſichert.

Wenn je ein Dichter berufen war, mit Calderon um die Palme zu ringen, ſo iſt es Grillparzer. Sein ſcharfer, dramatiſcher Verſtand, der höchſt kunſtgemäß anordnet und den Bau fügt, der mit bewunderungswürdiger Klarheit alle Theile überſchaut, und mit geſchickter Hand zuſammenhält, wandelt ſich wie ein Proteus in die produktive Phantaſie um, daher der Gedanke bei ihm fort und fort zugleich als poetiſches Bild im üppigſten Farbenglanz in einer bezaubernden Sprache voll Wohllaut, voll Prägnanz und Schönheit im Frühlingsſchmucke ſich offenbart. Grillparzers Charaktere tragen auch in dieſem Drama durchweg das Gepräge innerer Nothwendigkeit an ſich; es ſind abgeſchloſſene, beſtimmte Individualitäten voll Wahrheit, und gerade das vorliegende, dramatiſche Mährchen, ausgeſtattet mit dem glänzenden Schmucke dichteriſcher Sprache, die Andere *ſuchen*, um ihre Werke zu ſchmücken, bewährt neuerdings den tiefen Dichter, der mit dem Geiſt eines Sophokles jenen eines Calderon verbindet.

Al...l.

---

3) Zacharias Werners poetiſche Werke, aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe herausgegeben von Joſ. Baron v. Zedlitz. Band 1. und 2. Grimma. Verlagscomptoir. 1840. 8.

Ein trefflicher Dichter, Baron v. *Zedlitz*, giebt uns in zwei Bänden die lyriſchen Gedichte *Zacharias Werners*.

Schon ſeit ſechzehn Jahren ruht der Sänger im Grabe und ſein goldener Griffel zu den Füßen der Gottesmutter zu Maria Zell: dieſe Gedichte erſcheinen aber jetzt faſt wie Erzeugniſſe des Tages, als ein kürzlich erhobener Schatz.

Aus einem nicht leicht hinwegzuräumenden Schutt ſind ſie geſichtet und gewonnen worden. Die meiſten Dichter ſchreiben auf ſibylliniſchen Blättern, über die der Sturm der Unordnung nebſt ſo vielen anderen Stürmen ergeht. Ein Blatt von Werners Hand beſchrieben, welches wir ſelbſt in der unſern gehalten haben, glich Allem, wozu ängſtliche Sparſamkeit und bittere Papiernoth greifen mögen und war mit allen Zügen bedeckt, die den Leſer können ſtutzen machen. Das erſte Manuſcript ſeiner „*Söhne des Thales*“ war, wie man uns verſicherte, auf blauem Zuckerpapier geſchrieben.

Was uns hier übergeben wird, verdanken wir einem Fleiße, der ſelbſtverläugnend eigenen Arbeiten entzogen und einer Aufgabe gewidmet wurde, die nur zärtliche Freundſchaft und hohe Achtung für einen Vollendeten ſich auferlegen können.

Dieſer Zacharias Werner, — wie Wenige blicken dieſer großen Erſcheinung nach! Mit einer reichen Phantaſie ausgeſtattet, war er mit einer Sprache begabt, die man zauberiſch nennen kann, mit einem Wohllaut, der ſelbſt das franzöſiſche Ohr der Frau von Staël rühren konnte, mit einer naiven Gewandtheit, der keine Form eine Feſſel war.

Seine Schöpfungen umgab ein lyriſcher Morgenduft, der ihren dramatiſchen Geſtalten oft Schärfe und Deutlichkeit benahm und ſie als Schooßkinder des Dichters erſcheinen ließ. Die Wolken des Myſtizismus verwirrten zu oft die Züge ſeiner Gemälde, von den „Söhnen des Thales“ an, bis zur unerklärlichen „Wanda.“ Seltſam, daß ihn der abſoluteſte

Fataliſmus, dem er im „vierundzwanzigſten Februar“ gehuldigt, zu einer Klarheit leitete, in der er, unter Eulenruf und Geyerfluge zeigte, welch' ein Herrſcher der Bühne er hätte werden können. Dieſer „vierundzwanzigſte Februar“ iſt die Löwenklaue unter ſeinen Werken.

Man muß dieſe leider als Trümmer eines großen Dichters anſehen, den die betäubenden, erſchlaffenden Dünſte des Myſtizismus nicht ganz ertödten konnten. Dieſe Trümmer ſind ſo groß, daß ſie noch den Namen Schöpfungen verdienen. Werner konnte nicht ganz zum Selbſtmörder an ſich werden — ſo große Gaben werden immer zum Theil Retter des Menſchen. Wie ſehr Werner ſich auch zum „Pfäfflein“ in „Wallenſteins Lager“ machen wollte, zu welchen wunderlichen Männchen und Bockſprüngen ſeine, zur Schau getragene Reue ihn auch fortriß, — er hat nie aufhören können, ein wahrer Dichter zu ſein.

Ganz kennen wir ihn erſt, ſeit die gegenwärtige Sammlung erſchienen iſt. Sie iſt durch eine lange Verſpätung ſein Schwanengeſang geworden. Mit lobenswerther Sorgfalt hat der Herausgeber dieſe reichen Gaben nach den Jahren ihrer Entſtehung geordnet, und ſie ſo für Werners Biographen zurechtgelegt.

In den Gedichten der erſten Periode, bis zu 1790 erſcheint Werner als ein Nachſtrebender Wielands. Wir wollen es ihm nicht verargen, wenn er manche dieſer Sünden bereut hat. Die Phantaſie ſpielt keine Hauptrolle in ihnen. Eifer für Aufklärung und Toleranz, ja mancher Ausfall auf Prieſterthum und Myſtizismus, mögen dem altergewordenen Dichter ſchwere Seufzer entlockt haben. Die Scherze ſind mitunter ſo cyniſch, wie manche ſpäteren Zerknirſchungen.

Die Gedichte eigentlichen Schwunges beginnen in der Periode von 1791 bis 1799. Ein zartes einfaches Morgenlied erhebt ſich hier mit wahrem Taubenfittich über die andren. Politiſche Ereigniſſe geben dem Dichter bald ermunternde, bald ſtrafende Zeilen ein, doch vermißt man den ächten Hymnenſchwung. Dann beginnt Werner von der Zerſtörung des Alten, Ehrwürdigen, Hergebrachten ſich zürnend abzuwenden. Seine „Phantaſie“ (1795 S. 93 1r Bd.) iſt für die untergegangene gläubige Welt, was Schiller's „Götter Griechenlands“ für die untergegangene Welt der Alten waren. — Aber dieſe Bekehrung iſt noch ſchwankend, — die Aufklärung wird ſchnell wieder ſeine Göttin, und ſie verirrt ihn aus Gefälligkeit für einen Freund und invita **Minerva**, wie er ſelbſt eingeſteht, zu folgender Strophe:

„Kehret wieder von den ſteilen Höhen
Zu dem ſtillen Pfade der Natur:
Baut im Thale euer Hüttchen nur.
Wollt ihr vor dem Sturm es ſicher ſehen,
Sucht die Gottheit nicht am Sternenplan.
In Euch grub ſie der Geſetze Züge,
Deutlicher, als jedes Werk der Lüge,
Edda, Bibel, Talmud, Alkoran.“

Dieſer Abſchnitt ſchließt mit einer Huldigung, dem achtzehnten Jahrhundert dargebracht, dem ſie ein Lob zollt, das Werner ſpäter mit ſeinem Fluch vertauſchte.

Erſt in der Periode von 1800 bis 1809 geht Werners Muſe ins Romantiſche über, und erwirbt ihr volles, glänzendes, magiſches Colorit. Nun beginnen die Sonnette, in denen er ein ſo großer Meiſter ward. — Ein tief gefühlter Nachruf zu Schillers Gedächtniß huldigt würdig dem großen Schatten.

Muſterhaft iſt das Sonnett an die Königin Louiſe:

Du, Zier Teutoniens, ſey ſeine Blüthe,
Du biſt zur Weihe deutſcher Kraft erkoren,
Im Schmerz ein Reich der Schönheit zu begründen.

Herrlich iſt der Schluß des Sonnetts zur „Weihe der Kraft“:

Zum Glauben flieht, — entſagt dem leeren Meinen,
Das Rechte thut und das Gerechte — duldet.

Des Schönen, Wohllautenden und Gefühlvollen wird immer mehr, und es iſt ſchwer, darüber hinwegzueilen, — nur der Kölner Dom läßt ſich, wie in der Wirklichkeit, ſo im Liede, nicht übergehen.

Hier ſitz ich, hier, im alten Cöln am Rheine!
Als mich der Vater Rhein hieher getragen,
Da war es mir, als könnt' ich alles wagen,
Und jetzo ſitz' ich hier im Dom und weine!

Es weht aus der gemalten Fenſter Scheine
Mich durch die Rieſenſäulen an ein Zagen,
Ich wag' es kaum die Augen aufzuſchlagen
In dieſem Weltenembryon von Steine! —

Werd' ich es noch, ich Schwacher, es vollbringen?! —
Als Antwort ſchlägt es Zwölf in dumpfen Tönen:
Die Mittagsglocke weckt die Mitternacht!

„Sind wir vollbracht, wir Herrlichen, wir Schönen?“
Hör' ich den Dom, den Rhein, das Weltall klingen;
Und von dem Kreuze bebt's: Es iſt vollbracht!

Der Eintritt in Italien (S. 171 Band 1.) enthält die weiſſagende Zeile:

„Ich kann nicht leben mehr — ich kann nur glauben.“

Der Pilgergruß vor Rom — (Seite 203 Band 1.) bietet uns die noch ſo wenig myſtiſchen Worte:

„Ja, zerſprengen will ich alle Ketten,
Nicht der Sünde bloß, nein, auch des frommen
Wahns, als ſei im Traume nur der Friede.“

Wir treten in die Periode von 1810—1823. Hier ſind die Klagen Werners um ſeine Königinn die Hauptperle der, ſich ſchon zum Roſenkranze windenden Lieder.

Es iſt ein unendlicher Zauber der Bilder, eine Weihe, eine ergreifende Wahrheit und Hoheit des Schmerzes, der Wehmuth und des Hoffens in dieſem Meiſterwerke der Wernerſchen Lyrik; — gewiß iſt dieſes Gedicht zu den ſchönſten Thränen verſammelt worden, die um die Unvergeßliche floßen.

Wie es dem Meiſter ziemt, kleidet der Dichter, gleichgewandt, Ernſt und Scherz in die Form des Sonnetts.

Man muß einen gewiſſen Zufall walten laſſen, wenn man aus ſo vielem Herrlichen das Beſte empfehlen ſoll. Weniges iſt nicht erfreuend, ſchmerzlich die Geißelhiebe, die der Dichter nur zu oft ſeinen früheren, edlen Leiſtungen verſetzt, wie z. B. (Seite 75. Band 2.):

„Ihr Schwachen, denen Gift ich hab' gedichtet“

und widerlich die Seufzer lüſterner Reue, die auch das ſchöne Scheidelied an die ewige Stadt entſtellen. (Seite 83 Band 2.)

Wohlthuend ſind aber die kindlichen dankbaren Huldigungen, die Werner an Goethe richtet, obgleich Beweiſe des Bewußtſeyns ſeiner eigenen Unklarheit und Verworrenheit.

Das Sonett an Malfatti iſt eines der ſchönſten der Sammlung. (S. 121 Band 2.)

Gern empfangen wir die Canzone, Raphaels Stanzen, welche die Sammlung ſchließt, als ein Schwanenlied des großen Dichters.

Die ſcherzhaften Gedichte ermangeln nicht des Humors und der Liebenswürdigkeit. Zu Erzählungen und zu Romanzen ſcheint uns Werner wenig berufen zu ſeyn. Das Sylbenmaaß dieſer Gedichte iſt ſelten glücklich gewählt. So begegnen wir zweimal der achtzeiligen italieniſchen Stanze daktyliſch behandelt.

Indeſſen iſt der Oſtermontag zu Seefeld (S. 123, Band 2.) ein mächtiges Gedicht mit der Kraft des vier und zwanzigſten Februars ausgeſtattet. Werner hat hier Mittel gefunden, ſich in der ſchwierigſten Form, die er ſich durch Unregelmäßigkeit noch erſchwerte, auf die kindlichſte, ſchlichteſte Weiſe zu bewegen und den Volkston zu bewahren.

Mancher Leſer der Werneriſchen Theaterwerke mag verſucht geweſen ſein, dem Dichter einen vorherrſchenden Beruf zum Lyriker zuzuerkennen, und wir ſind in dieſem Falle geweſen, ehe wir die vorliegende Sammlung durchgingen. — Sie hat uns bewieſen, daß ein Talent, ein Genius von Werners Größe in ſeiner Hauptäußerung nicht irre geht.

Er bedurfte eines großen Rahmens. Als Lyriker aber lag ihm offenbar die enge Form des Sonnets am nächſten, die er ſchon zu lieb gewonnen hatte und die den Dichter träge macht.

Was ihn abhielt, Charaktere zu ſchaffen (einige hat er gewiß geſchaffen) war jener unglückliche myſtiſche Nebel, den ſelbſt Helios-Goethe nicht zertheilen konnte. Aber es war in Werner die volle Kraft, ſich ein eigenes Drama zu ſchaffen, das er mit einem Blumenflor anpflanzte, dem wenige lyriſche Dichter nichts beneiden dürfen, und immer wird unſere Litteratur ihm Großes und Herrliches zu verdanken haben.

Die Vorrede des Herausgebers enthält eine Würdigung des Dichters, die wir mit voller Ueberzeugung unterſchreiben, — die meiſten der, nun der Welt übergebenen Gedichte hat Werner lange Jahre hindurch, bis zum Tode, an ſeinem Herzen bewahrt. Sie können nunmehr als Rechtfertigungen ſeiner Aufrichtigkeit gelten, wir können ſagen, daß wir ihn belauſcht haben, — und einem Dichter, wie Zedlitz, mangelt nie ein ſcharfer Blick in ein Menſchen- und Dichterherz.

Maltitz.

Ueberblick der Kunſt-Leiſtungen zu München im Jahre 1839,

von

Rudolf Marggraff.

Von Jahr zu Jahr ſehen wir die, unter der ſchirmenden Aegide des Königs an allen Zweigen der bildenden Kunſt zu München emporſproſſenden Blüthen in immer höherer Vollendung und Schönheit ſich entfalten, und zwar auf eine Weiſe, die der öffentlichen und monumentalen Beſtimmung der Kunſt, ſowie der Foderung ihrer hiſtoriſchen Weiterentwicklung im höchſten Grade angemeſſen und förderlich iſt. Wenn unſere Genre- und Landſchaftsmaler durch ihre vereinzelt und getrennt nebeneinander auftretenden Leiſtungen ſich in der Gunſt des großen Publikums zu behaupten wiſſen, ſo ſehen wir in dem, was durch den königlichen Einzelwillen Großes und Erhebendes auf dieſem Gebiet ins Leben gerufen wird, niemals die eine Kunſt abgeſondert und getrennt von der andern, ſondern immer alle zugleich, in gemeinſchaftlicher Thätigkeit verbunden, mit und durcheinander für dieſelben höchſten religiöſen und geſellig heiteren Zwecke wirkſam ſeyn. Hier geht die Architectur mit der Bildnerei und Malerei ſtets Hand in Hand, und dieß iſt beſonders inſofern für einen Gewinn zu erachten, als die beiden zuletzt genannten Künſte, ſo lange ſie nicht die Beſtimmung und den Zweck des Gebäudes und der einzelnen Räume, welche ſie auszuſchmücken haben, aus dem Auge verlieren, niemals in Willkührliches, Phantaſtiſches und bloß äußerlich Gefälliges, wie etwa die Genre- und Landſchaftsmalerei, verfallen können. Nur freilich muß ſich alsdann die Architektur ſtets ihrer national-monumentalen Würde und der Beſtimmung ihrer Zweckmäßigkeit bewußt bleiben. Wem leuchtet es aber da nicht ein, daß jeder weitere und wahrhafte Fortſchritt der Kunſt nicht ausſchließlich an die, mit ſo vielem Rechte beliebten und geprieſenen Werke der Genre- und Landſchaftsmalerei, ſondern faſt allein nur an die Entwicklung und Ausbildung jener höheren hiſtoriſchen Kunſtrichtung gebunden ſey, welche alle bildenden Künſte nöthigt, mit einander gemeinſchaftlich für die höchſten und edelſten Zwecke thätig zu ſein? Möge man darum nach wie vor ſeine Liebe den Darſtellungen unſerer Genre- und Landſchaftsmaler zuwenden, wenn man nur zugleich billig genug iſt, ſeine Aufmerkſamkeit auch jenen erhabneren Leiſtungen der hiſtoriſchen Kunſt nicht zu entziehen, welche allein einen Maaßſtab für den Höhenſtandpunkt unſerer gegenwärtigen Kunſt abgeben können. Die nachfolgende kurze Ueberſicht möge ſonach darthun, was namentlich auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Kunſt im Laufe des vergangenen Jahres bei uns Herrliches und Anerkennenswerthes begonnen, weitergeführt und vollendet worden iſt. Wir dürfen uns dabei zumal an die Werke der Architektur anſchließen, die, wie bemerkt, als die Grundlage und der Einigungspunkt für die Thätigkeit aller übrigen Künſte anzuſehen iſt.

Nach dem Plan und unter der oberſten Leitung des Herrn Geh. Raths v. Klenze wurde an den neuen, längs dem Hofgarten und gegenüber der Reitbahn liegenden Theilen der Reſidenz rüſtig fortgebaut. Der ſogenannte Apothekenbau wurde äußerlich vollendet und der neue Prachtſtiegenbau in den Grundmauern begonnen. In dem herrlichen Feſtſaalbau kam man mit der Vergoldung und plaſtiſchen Verzierung des überaus prächtigen Thronſaales beinahe, mit der enkauſtiſchen Ausmalung und weiteren Schmückung des Rudolphſaales völlig zu Ende. Die vier ſchönen Wandgemälde dieſes Saales von Prof. Schnorr: Kaiſer Rudolphs Demüthigung vor dem Prieſter, ſeine Wahl zum deutſchen Könige, ſeine Schlacht mit Ottokar und ſeine Verurtheilung der Raubritter, wie nicht minder der ſchöne, ebenfalls enkauſtiſch gemalte Fries mit dem lieblichen Knabenzuge bildeten im Laufe des Sommers den Gegenſtand der Bewunderung aller Einheimiſchen und Fremden. Unterdeß wurden in dem anſtoßenden Saale drei große Wandgemälde mit Darſtellungen aus dem Leben Kaiſer Friedrichs I.: ſein Einzug in Mailand, ſeine Demüthigung vor dem Pabſt in Venedig und das große Reichsfeſt in Mainz durch Schnorrs tüchtige Gehülfen: Palme, Jäger und Gießmann in der neuen Fernbach'ſchen Enkauſtik, welche ſich hier in der ganzen Pracht und Klarheit ihrer

Farben offenbarte, begonnen und am Schluß des Jahres glücklich zu Ende gebracht, während Schnorr ſelbſt, ihr raſtlos thätiger und eifrig befliſſener Meiſter, mit dem Entwerfen der Compoſitionen zu dem Saale Karls des Großen und mit der Ausführung des herrlichen Cartons: Friedrichs Tod im Kalykadnos, unabläßig beſchäftigt war; lauter Darſtellungen, gleich ausgezeichnet durch die geſchichtliche Wahrheit und Lebendigkeit der Auffaſſung, wie durch die Schönheit der Compoſition und Zeichnung.

Im Karlsſaal wurden die ſchön caſſetirte Decke, der Sockel und die Einfaſſung der Thüren beendigt, im Ballſaal mit der Ausführung des plaſtiſchen und goldenen Schmuckwerkes fortgefahren und mit dem inneren Ausbau des Banquetſaales und des Saales der Schönheiten begonnen. In den unteren Räumen des Neubaues, wo ſechs Zimmer mit Darſtellungen aus der Odyſſee, nach Schwanthalers Entwürfen, ausgeſchmückt werden ſollen, vollendete davon Hiltenſperger drei: die Botſchaft des Mercur an Kalypſo, den Odyſſeus zu entlaſſen; ferner des Letzteren Abreiſe von der Inſel Ogygia, und ſeine Trauer bei dem Geſange des Demodokos im Hauſe des Alkinoos.

Durch den genannten Maler kamen auch ſechs Gruppen antiker Roſſebändiger an der hochrothen Hinterwand der Kolonade des neuen Poſtgebäudes al fresco zur Ausführung, wodurch die einfärbige Betonung jener Wandfläche eine paſſende und wohlthuende Unterbrechung erlitt.

Das untere Giebelfeld des k. Hof- und Nationaltheaters wurde mit einer Darſtellung nach Schwanthalers Entwurf: Appollo unter den Muſen, al fresco bemalt. Auch fuhr man in der farbigen Ausſchmückung der architektoniſchen Glieder des Gebäudes weiter fort, ſo daß wir hier das antike Syſtem polychromer Architectur zum erſten Mal in unſerer Zeit vollſtändig in Anwendung gebracht ſehen. Daß das obere Giebelbild ſeit ſeiner Vollendung im Herbſt 1838 durch die Einflüſſe der Witterung ſchadhaft geworden iſt und wahrſcheinlich durch ein anderes wird erſetzt werden müſſen, iſt offenbar einzig und allein dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, während des Wechſels naßkalter Frühlingswitterung und auf einem noch zu friſchen Kalkbewurf zur Ausführung kam, was die enkauſtiſche Malerei gewiß niemals hat vertragen können.

Unterdeß war man auf der Sendlinger Anhöhe fortwährend beſchäftigt, die Grundſteinlegung der bayeriſchen Ruhmeshalle vorzubereiten, die durch Herrn v. Klenze im doriſchen Styl erbaut werden ſoll. Am Untersberge bei Salzburg liegen bereits die zu dieſem Zwecke beſtimmten Säulen-, Gebälk- und Wandſtücke von Marmor größtentheils fertig vorhanden.

Die nördlichen Arkaden des Hofgartens wurden mit Asphalt gepflaſtert und ihre Wände hergerichtet, um die von Rottmann's poeſiereichem Pinſel herrührenden griechiſchen Landſchaftsgemälde in ſich aufzunehmen. Vollendet wurden davon, theils in der Fernbachſchen Enkauſtik, theils in der Knirim'ſchen Balſammalerei, bis jetzt im Ganzen fünf: Zwei Anſichten von Sikyon, das Thal von Olympia, das Löwenthor von Mykenae, und der See Kopais. Nach den jüngſten Beſchlüſſen werden jedoch dieſe Landſchaften wahrſcheinlich eine andere Beſtimmung erhalten, die ſie vor jedem öffentlichen Frevel ſicher ſtellen wird.

Von den, nach Herrn v. Gärtners Entwürfen und unter ſeiner Leitung ausgeführten Bauwerken in der neuen Ludwigsſtraße wurde das ſogenannte Damenſtiftsgebäude auch im Innern vollſtändig ausgebaut und geſchmückt, ſo daß es bereits bezogen werden konnte. Der vierte hintere Flügel und das merkwürdige Stiegenhaus des Bibliothekgebäudes wurden unter Dach gebracht. Die Ueberſiedlung aus dem alten Lokale hierher kann erſt 1842 vor ſich gehen. Die Treppenpfeiler vor der Eingangsthüre des neuen Gebäudes, nach der Straße zu, haben einen entſprechenden Schmuck erhalten: die ſitzenden Koloſſalſtatuen von Homer und Thukydides, welche durch E. Mayer, und von Hippokrates und Ariſtoteles, welche durch Sanguinetti in Kalkſtein ausgeführt wurden.

(Schluß folgt.)

Bei demſelben Verleger erſchien ſo eben in zweiter Auflage:

Wanderung
nach dem Orient
im Jahre 1838.
Unternommen und ſkizzirt
von dem
Herzog Maximilian in Bayern.

Mit dem Portrait des erlauchten Verfaſſers und einer Muſikbeilage.
18 Bogen Velinp. 8. broſch. 2 fl. 24 kr.

In kaum ſechs Monaten nach Erſcheinen war die erſte Auflage vergriffen und konnten die zahlreichen Beſtellungen nicht mehr effektuirt werden. Es liegt nun dieſes Werk, über deſſen Werth ſich ſo viele Stimmen ſo günſtig äußerten, in einer neuen, vom erlauchten Verfaſſer, unverändert gebliebenen Ausgabe vor.

Maltiz, A. v. Gedichte 2 Bände. 1838. 8. br. 4 fl.

— Dramatiſche Einfälle. Inhalt: 1) Der Korb und die Portraite, Luſtſpiel in 1 Akt. 2) Der Dichter und das Mädchen. Lſtſp. in 1 Akt. 3) Die beiden Philoktete, ein antikes Converſationsſtück mit Chören. 4) Des häuslichen Zwiſtes Jahrestag, Lſtſp. in 1 Akt. 5) Silentium, Lſtſp. mit Geſang. 6) Mignon, Lſtſp. in 2 Akt. 7) Der Botſchafter und der Courier, ein diplomatiſches Gemälde in 1 Akt. 8) Dampfmaſchine und Ehrenwort, eine tolle Poſſe in 2 Akten. 8. br. 2 fl. 24 kr.

—. Bothwell an Maria und Maria an Bothwell. 2 Heroiden. 8. br. 36 kr.

Meyer, Dr. W. Wilhelm u. Roſina, ländliches Gedicht in 5 Geſängen. 8. br. 1 fl. 36 kr.

Stieglitz, H. Mozarts Gedächtnißfeier. Dramatiſches Gedicht (zum Beſten des Mozart-Denkmals). 8. br. 30 kr.

Weichſelbaumer, C., [illegible] Früchte eines Süddeutſchen. Erſter Band. 8. br. 2 fl. 42 kr.

Lewald, A. Unterhaltungen für das Theater-Publikum. 1 Bd. in gr. 8. ſauber cart. 6 fl.

Schottky, J., Prof. Ueber Wallenſteins Privatleben. Mit Kupfern u. Facſimile. 8. ſaub. cart. 2 fl.

Frankreich — Algier vom Eremiten von Gauting. Zum Beſten der Colonie Hallberg-Moos. 8. broſch. 1 fl. 30 kr.

Fernau, Karl. Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters. 8. br. 30 kr.

Heuſenſtamm, Th. H. Graf von, Schattenriſſe aus Giulio's Leben. 8. 2 fl. 42 kr.

Otto der Große und die Ungarn. Ein epiſches Gedicht in 24 Geſängen. gr. 8. br. Thlr. 2. 8 gr. od. fl. 4.

Erheiternde Bilder für Jäger und Jagdfreunde. Von K. Reger. 12. br. 6 gr. oder 24 kr.

Rumohr, L. Fr. v., Novellen. Erſter Band. Inhalt: 1) Sieg der Geſinnung. 2) Erfahrungen eines Bedachtloſen. 1833. 8. broſch. fl. 2. 42 kr.

— Deſſelben Werkes 2r Bd. Inhalt: Beiſpiel einer ächten Novelle. 2) Aecht franzöſiſche Novelle. 3) Ritterſinn. 4) Eine Hand wäſcht die andere. 8. br. 1835. fl. 2. 42 kr.

Plötz, J. v., Luſtſpiele. 1) Die Choleramanen. 2) Stolz des Glücks und Stolz der Geburt. 3) Abenteuer einer Neujahrsnacht. 1r Bd. br. fl. 2. 24 kr.

— Der Haustyrann. Charaktergemälde in 5 Aufzügen. 8. br. 1838. 1 fl. 12 kr.

— Der Ruf. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 8. br.

Fricke, W., Luſtſpiele. 1) Die Kranken. Luſtſpiel in 1 Akt. 2) Peter und Paul. Poſſe in 2 Akten. 8. cart. fl. 1. 30 kr.

Bei demſelben Verleger iſt erſchienen:

Margherita Pusterlà
Racconto
di
Cesare Cantù.
3 Vol. 12. cartonnirt fl. 3.

Dieſer äusserst interessante und ganz moraliſche Roman hat in Italien ungemeine Theilnahme gefunden; er wird auch bei den Freunden der ital. Sprache und Literatur in Deutſchland einer freundlichen Aufnahme gewiss ſeyn dürfen.

Inhalt:

Seite
Blicke in die Gegenwart und Zukunft der deutſchen Litteratur. Von Ernſt Freiherrn v. Feuchtersleben. 1
Fragmente aus Vorleſungen über Naturwiſſenſchaft. Von Dr. G. H. v. Schubert. . . . 13
Münchener Hundert und Eins. Von C. F. 15
Das wiedergefundene Kleid. Ein chineſiſches Drama, mitgetheilt von C. F. Neumann. . 18
Lyriſche Halle:
- Die Sonne an Daguerre. Von Friedrich Thierſch. 21
- Lied des Todes. Von Carl Weichſelbaumer. 21
- Bittſchrift an den Frühling. Von Ludwig Bechſtein. 22
- Liebesglück. Von Franz v. Kobell. 23
- Bächleins Freiwerbung. Von Fr. August v. Zu-Rhein. 23

Chroniſtiſches:
- Litteratur- und Bücher-Schau:
  - 1) Saint Sylvan, von A. v. Sternberg. 2 Thle. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer 1839. 25
  - 2) Neue dramatiſche Dichtungen von Franz Grillparzer. (Wehe dem, der lügt! Luſtſpiel in 5 Aufzügen, und Der Traum ein Leben, dramatiſches Mährchen in 4 Aufzügen). . . . 26
  - 3) Zacharias Werners poetiſche Werke, aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe herausgegeben von Joſ. Baron v. Zedlitz. Band 1. und 2. Grimma. Verlagscomptoir 1840. . . . 28
- Ueberblick der Kunſtleiſtungen zu München im Jahre 1839. Von Rudolf Marggraff. 31

* * *

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit, — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Aloys Büſſel — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben, — Carl Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrmbacher, — Richard Franke, — Eduard Gehe, — Franz Frhr. v. Gaudy, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — Franz v. Kobell, — L. A. Kaltenbrunner, — Carl v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewyreff, — K. v. Schweitzer, — G. H. v. Schubert — Dr. Carl Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — C. A. Tiedge, — Friedrich v. Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

München, **Februar** 1840.

Fortſetzung der **Deutſchen Theeblätter** (Nr. 45—48).
Siehe die umſtehende Ankündigung.

Ankündigung.

Durch die Fülle des zufließenden Materials, den ſtets wachſenden Antheil eines wiſſenſchaftlichen Leſerkreiſes und die Schwierigkeit, dieſem in abgeriſſenen, durch mehrere Nummern ſich hinziehenden Mittheilungen wahre Befriedigung zu verſchaffen, — durch dieſe Gründe und den Wunſch, einen höheren Zuſammenhang ihrem Unternehmen mitzutheilen, ſehen die Begründer der „deutſchen Theeblätter“ ſich veranlaßt, dieſelben vom 1. Januar d. J. an, ſtatt wöchentlich, in monatlichen Lieferungen, jede zu vier Bogen, deren ſechs einen Band ausmachen werden, in gleicher Form und ohne Preiserhöhung, unter dem veränderten, der erhöhten Tendenz mehr angemeſſenen Titel:

Deutſche Blätter für Litteratur und Leben

in Zukunft erſcheinen zu laſſen, wodurch, bei weſentlichem Raumgewinn und der Möglichkeit einer gediegneren Auswahl, zu Gunſten der verehrten Abonnenten ein nicht geringer Vortheil erzielt wird.

Unterſtützt durch die erſten Geiſter des In- und Auslandes, wofür die umſtehenden Namen hinreichende Bürgſchaft leiſten dürften, werden die Herausgeber ferner in noch höherem Maaß ihre Aufgabe zu löſen, und der Erwartung zu entſprechen bemüht ſein, wozu nicht jene Namen bloß, ſondern auch die Stellung berechtigt, welche die „Deutſchen Blätter“ in der Litteratur einnehmen wollen.

Der Abonnementspreis für München und auf dem Wege des Buchhandels beträgt: fl. 7 ganzjährig, — fl. 3. 30 kr. halbjährig und fl. 1. 45 kr. vierteljährig. Durch die k. b. Poſtämter bezogen aber halbjährig — im I. Rayon fl. 3. 32 kr. — im II. Rayon fl. 3. 39 kr. — im III. Rayon fl. 3. 43 kr.

◆

Bettina.

(Aus Briefen an eine Dame.)

von

Dr. Wolfgang Stich.

Wie, verehrte Freundin! Sie leſen Bettina's Briefwechſel mit Göthe zum erſten Mal, und Ihr letztes Schreiben iſt ſo beſonnen, ſo ruhig gefaßt, und enthält ſo wenig von jenem Enthuſiasmus, der die Seele ergreifen muß, die ſich dem unendlichen Liebeszauber jener Briefe hingibt? Wie, Ihre Seele, die ſonſt ſo empfänglich iſt für jede neue Erſcheinung des Geiſtes, die ſo zart, ſo ſinnig, ſo ſicher, ſo frei die Schöpfungen des poetiſchen Lebens beurtheilt, jauchzt nicht über dieſe neue Offenbarung des Geiſtes, ſie verliert ſich nicht in ſtaunende Bewunderung, da ihr das Schönſte entgegentritt? — Woher dieſe Zurückhaltung, dieſe Scheu, die hier den Lauf Ihrer freien Empfindung, Ihres richtigen Gefühls zu hemmen ſcheint? — Fürchten Sie vielleicht, in manchen jener Briefe ſei die Grenzlinie der Weiblichkeit überſchritten? — Oder ſollte das Vorurtheil der Welt, die Kälte der ſogenannten Leute von Bildung Sie hindern, Ihr Gefühl frei zu bekennen? — Doch in all' dem irre ich mich gewiß! Es iſt gewiß nur die Ueberraſchung, das Ungewöhnliche einer ſolchen Erſcheinung, was Sie im erſten Momente bewegt, den Drang Ihres Innern zu verſchließen. Und wenn dieß erſte Staunen vorüber iſt, — wenn Sie ſich in das herrliche Wunder gefunden haben, wenn Sie mit ruhiger Wonne an dieſen neuen Schätzen des Gefühls, an dieſen friſchen Quellen des Lebens ſich laben, dann rufen Sie gewiß aus: „Hier triumphirt der weibliche Genius!“ Hier iſt ein verjüngender Born, an dem ſich Herz und Sinn, wie in einem Naturbade, ſtärken und heilen kann; hier iſt Freiheit, hier iſt Kraft; hier tönen Stimmen aus den heiligen Tiefen des Lebens, hier ſchwebt die Liebesſeele erlöſet aus Nacht und Dunkel und tauſendjähriger Gefangenſchaft auf buntglänzenden Freiheitsſchwingen, wonnebebend über die ſchöne Welt hin. Vergeſſen iſt das tiefe Weh, vergeſſen die düſtere Klage, vergeſſen der brennende Schmerz! Die Liebe betritt hier wieder ihre Urheimath, ihren mütterlichen Boden, die Natur, und in dem Momente fühlt ſie ſich als Heldin, als eine freie Geſtalt und jauchzt über den Strömen des Lebens.“

Alles tiefere Leben, Denken und Fühlen der Gegenwart beruht auf einer tieferen Naturanſchauung, und was ſich erneuen und ſtärken will, muß ſchöpfen an den Quellen des Naturlebens. Wie die allgemeine Naturbewunderung ſich im weiblichen Gemüthe feiert, davon geben uns Bettina's Briefe das leuchtende Zeugniß. Und iſt einmal dieſes Verhältniß Bettina's zur

Natur anerkannt, ſo erſcheint es nicht mehr wunderbar, daß ſie zu jenem Manne, in dem der Naturgenius ſo rein wirkte, zu jenem Dichter, in deſſen Poeſie die Liebe und die Natur der geheimnißvolle Quell des Schaffens ſind, — in einem tieferen Lebensverbande ſtand. Es iſt bedeutungsvoll, daß der Mann, der der altergrauen Weisheit des Jahrhunderts zum Theil noch ein Räthſel, ja Vielen ein Aergerniß iſt, von einem Kinde, einem Naturkinde, einem Naturmädchen, einem weiblichen Herzen, als eine Erſcheinung himmliſcher Art begrüßt und verehrt, daß er von der Liebe erkannt wurde. Bettina's Verehrung für Göthe ward nicht durch einzelne Gedichte geweckt, ſie gründete ſich nicht auf äußere, veranlaſſende Verhältniſſe, ſondern entſprang, wie alles Außerordentliche, aus einer natürlichen Anziehungskraft. Jene Liebe und Verehrung ferner bezog ſich nicht auf einzelne Schöpfungen des Göthe'ſchen Genius, mit denen ſie oft im großen Widerſpruche ſich befand, ſondern auf die ganze Erſcheinung, auf die Exiſtenz Göthe's, auf den in ihm waltenden himmliſchen Geiſt, auf die in ihm menſchgewordene Natur. Göthe iſt ihr, wie ſie ſagt: „der Freigeborne der Natur, — der, ihr Bild in der Bruſt, uns arme Sclavenkinder es anbeten lehrt.“ Wenn ſie, ihrer Sinnesweiſe gemäß, über die düſtere Tragik der „Wahlverwandtſchaften“ mit faſt zürnenden Worten ſich äußern muß, — wenn es ihr ſcheint, Göthe werde hierin dem eigenen Genius untreu; ſo appellirt ſie „an das göttliche Geheimniß ſeines Daſeyns;“ dieſes hält ſie feſt, an dieſem kräftigt ſie ihren Glauben an ihn. In dieſem Glauben beſchämt Bettina die grämliche Weisheit des Jahrhunderts, die nicht einzuſehen vermag, daß das Wunderbare jeder großen, außerordentlichen Erſcheinung eben die Erſcheinung ſelbſt ſei. Um ihn zu würdigen, muß man ihn in ſeiner Totalität faſſen; um ihn in ſeiner innern Herrlichkeit zu erkennen, muß man ihn vom Herzen lieben; und daher kommt es, daß der Mann, in deſſen Liedern die Liebe Erkenntniß iſt, dem kritiſchen Haſſe noch ein Ziel, der ſpeculirenden Weisheit ein Prüfſtein, für die Liebe und Unſchuld aber ein nieverſiegender Quell der Naturoffenbarung und der Erkenntniß iſt.

In Bettina's Briefwechſel offenbart ſich ihr Verhältniß zu Göthe als eine geiſtige Vermählung mit dem Dichter, in deſſen Liede der Genius der Natur ſich ihr offenbart. Und hinwiederum iſt ſie, wie ſie ſelbſt geſteht, durch die Sprache der Natur, der Blumen, der Quellen, auf den Geliebten vorbereitet worden. Alle höhere Liebe iſt geheimnißvollen Urſprungs, ja ſie ſelbſt iſt das Geheimniß. Daß in Bettina ein Lichtblick jener ewigen, höheren Liebe lebendig ſich offenbare, wird wohl Niemand läugnen, der die reine Sprache der Natur von künſtlicher Darſtellung zu unterſcheiden vermag, und reinen Sinnes genug iſt, um ein höheres Element der Liebe anzuerkennen. Die Frage, was an jenem Briefwechſel der gewöhnlichen Wirklichkeit und was der Dichtung angehöre, lautet gerade, wie die Frage, was am hohen Liede Salomonis Wahrheit und was Dichtung ſey? Man könnte ſagen: die Naturbegeiſterung Bettina's iſt nur der von Göthe's Genius in ſie überſtrömende Hauch der Naturpoeſie; in dem Naturmädchen tritt nun die Wirkung, die jeder empfängliche Geiſt in verſchiedenem Maaße durch Göthe's Poeſie erfährt, mit aller lebendigen Friſche, concentrirt auf Eine Neigung, rein und lauter hervor. Bettina iſt die beflügelte Liebesſprache der Göthe'ſchen Lieder, die von der Dichtung ſich ablöſ't und in einer concreten Geſtalt ſelbſtſtändig vor uns ſteht.

Der Genius der Liebe, der Natur, der Weiblichkeit ringt in Göthe's Poeſie in ſucceſſiven Geſtalten ſich zur vollen Erſcheinung, von den ſchmerzlichen Qualen der dunkelblickenden Mignon an, bis zu Eugeniens geiſtiger Heldengeſtalt. In Bettina iſt die Seele der Weiblichkeit befreit, badet entfeſſelt und froh die Fittige ihrer Sehnſucht im Strome des Naturlebens, und bekennt vor aller Welt ihr inneres, liebeglühendes Weſen. — Eine neue, kräftige, mit friſchen Organen begabte Generation, die dem grämlichen Zweifel, der krankhaften Verſtimmung der Gegenwart entgangen ſein wird, wird aus Göthe's Poeſie, wie Bettina, den Hauch eines neuen Weltfrühlings einathmen. Jene kräftige, unſchuldvollere Generation iſt in dem Naturkinde Bettina gleichſam vorbedeutet. Dieſe ſelbſt aber iſt in ihrer Zeit eine mehr fremde Erſcheinung. Und wie ſollte ſie es denn nicht ſein? Wie ſollte denn die altkluge Befangenheit dieſe Entzückungen der Seele, wie ſollte der kalte Zweifel dieſe ſelige Trunkenheit des Geiſtes und dieſe unbedingte Hingabe des liebenden Herzens faſſen und gelten laſſen? — wie ſollte die kraftloſe Dyskraſie des gegenwärtigen Geſchlechts zu dem feurigen Glühen der liebesfreudigen Roſe Bettina paſſen? — Die Zeit in ihrem Zweifel und in ihrer Befangenheit kann kein günſtiges Urtheil über Bettina fällen. Sie hat ſogar gewiſſermaßen Recht, auf jede außerordentliche Erſcheinung mit einer Art Mißtrauen, ja Eiferſucht zu blicken, und fleißig die Grenzen des Gewöhnlichen zu hüten. Scheint doch ſelbſt Göthe, gemäß der ihm eigenen Mäßigung, nur ſelten die geiſtigen Erregungen des wunderbaren Kindes zu theilen, nur ruhig das Walten des kindlichen Genius und ſeine feſſelloſe Bewegung anzuſehen; ja wir glauben in ſeinen kurzen Erwiderungen auf Bettina's Briefe jedesmal gleichſam die ſtill mahnenden Worte durchklingen zu hören: „Aber Maaß iſt Noth!“ — Die Welt hat aber bei jeder, die gewöhnliche Ordnung der Dinge unterbrechenden Erſcheinung jenes Recht, kleingläubig zu ſein, aufzuhalten, und der Begeiſterung, wie dort am Pfingſtfeſte, zuzurufen: „Ihr ſeid ſüßen Weines voll!“ Doch hat die Welt hierzu das Recht, ſo hat auch die Begeiſterung die höhere Befugniß, den Himmel in der Bruſt, die Welt und ihr Urtheil nicht zu achten.

Ein Geſpräch mit Balzac.

Erinnerung an Paris.

von

Stephan Schewireff.

Bei unſerer ſchon erwähnten Zuſammenkunft richtete Balzac's Neugier ſich zuerſt auf die amtliche Stelle hin, die ich in meinem Vaterlande bekleide und er befragte mich wiederholt hierüber.

„Entſpricht Ihre Stellung als Profeſſor einem Grade?“

„Sie iſt mit einem Ehrengrade verknüpft.“

„Mit einem militairiſchen?“

„Keineswegs, — mit einem Civilgrade.“

„In Ihrem Lande entſprechen aber, wie bei den Chineſen, alle Aemter einer Rangabſtufung, mit dem Unterſchiede, daß Sie militairiſche, jene aber gelehrte Grade haben.“

„Warum wie bei den Chineſen? — wir haben Grade, wie man deren in Deutſchland hat, von wo wir ſie entlehnten; ein Profeſſor kann bei uns Hofrath ſein und durch Verdienſt es bis zur Excellenz bringen.“

„Alſo haben Sie keinen militairiſchen Rang?“

„Der gelehrte Dienſt gehört zum Miniſterium des Unterrichts. Ich könnte jetzt nicht in das Militair treten, ausgenommen in die Miliz. In Frankreich erſcheinen die Profeſſoren viel häufiger auf dem Gebiete des Krieges. Ich wollte bei Herrn Guigniaut, dem gelehrten Ueberſetzer der „Symbolik“ von Kreuzer, ein Collegium hören. — plötzlich benachrichtigt mich ein Anſchlagzettel, der Profeſſor werde keine Vorleſung halten, weil er unter dem Gewehr ſein und Schildwache ſtehen müſſe. Ein Profeſſor unter Gewehr, ein Profeſſor Schildwache ſtehen! Dies iſt bei uns unerhört und wird nur in Paris geſehen.“

„Was erhält ein Profeſſor bei Ihnen an Gehalt?“

„Von 4500 bis 6000 Franken.“

„Wirklich! Das iſt viel mehr, als bei uns! Ich kenne in Paris mehrere Profeſſoren, ſehr gelehrte Leute, die nicht mehr als 1200 Franken jährlich empfangen und ſich und ihre Wiſſenſchaft damit unterhalten müſſen. Reiſen Sie ſchon ſeit lange?“

„Es iſt faſt ein Jahr, ſeit ich Rußland verließ.“

„Ertheilt man Ihnen oft ſo langen Urlaub?“

„Ich habe noch keine Anſtellung als ordentlicher Profeſſor, und reiſe zu meiner vollkommenen Ausbildung. Bei uns leſen die ordentlichen Profeſſoren, — die Adjunkte reiſen und bereiten ſich auf ihre Laufbahn vor; in Paris iſt es anders, die Adjunkte leſen und die Profeſſoren thun nichts, ſie ſitzen in den Kammern oder im Miniſterium.“

„Das iſt wahr, und beziehen ihren Gehalt, während die Adjunkte um geringen Lohn an ihrer Stelle arbeiten!“

„Ich habe von Ihrem Entſchluſſe gehört, Rußland zu beſuchen. — Iſt es wahr, daß Sie dieſe Abſicht hegen? Wir erwarten Sie ſchon lange! — Es hieß einmal, Sie wären in Odeſſa, ſogar in Moskau. Die ruſſiſchen Damen ſind beſonders ungeduldig, Sie zu ſehen.“

„Ich hatte dieſe Abſicht, und habe ſie noch. Mein Plan kann erfüllt werden, wenn das Geſetz über das litterariſche Eigenthum durch beide Kammern geht, denen es jetzt vorliegt. In dieſem Falle ſind mehrere unſerer Litteratoren entſchloſſen, mich nach Rußland zu ſenden, um bei der höchſten Gewalt gegenſeitige Anerkennung dieſes Geſetzes zwiſchen Frankreich und Rußland zu erwirken.“

„Wiſſen Sie auch, daß dieſes Geſetz über das litterariſche Eigenthum, von dem man bei Ihnen erſt zu ſprechen anfängt, ſchon ſeit einigen Jahren in Rußland beſteht; daß unſere Schriftſteller und ihre Erben ſchon deſſen Früchte genießen?“

„Ja, ich habe es gehört. — Aber zwiſchen den Staaten iſt es noch nicht der Fall, und dahin gehen unſere Wünſche.“

„Wozu ſoll Ihnen aber dieſe Gegenſeitigkeit in Rußland dienen? Sie ſollten ſie mit Belgien durchſetzen; dort thut man Ihnen großen Abbruch, daher rühren alle Ihre Einbußen.“

„Wahr! — Wenn aber Rußland uns die Gegenſeitigkeit ſichert, ſo werden wir mit Belgien ſchneller fertig.“

„Dann kann freilich Ihre Reiſe nach Rußland ſehr fruchtbare Folgen haben. Ihnen ſteht ein beſonderes Recht auf dieſe Gegenſeitigkeit zu, weil wir Sie für einen vaterländiſchen Schriftſteller anſehen. Ihre Werke ſind ſo ſehr in Rußland verbreitet, ſo allgemein bekannt!“

„Leben Sie! — So lange dieſes Geſetz über das litterariſche Eigenthum in Frankreich nicht auf feſten Grundlagen ruht und durch Gegenſeitigkeit ſich auf die übrigen

Staaten Europens erſtreckt, ſo lange wird der franzöſiſche Schriftſteller der beklagenswertheſte Menſch bleiben, wie er es jetzt iſt."

„Wie, was ſagen Sie mir! — Ich höre zum erſten Mal in meinem Leben von der traurigen Lage der franzöſiſchen Schriftſteller ſprechen!" —

„Was ich Ihnen ſage, iſt die vollkommenſte Wahrheit. Vor noch nicht lange war ich in einer ſolchen Bedrängniß, daß ich gerne nach Rußland gereiſet wäre, um mir von Ihrem Kaiſer irgend eine Kanzelliſtenſtelle auszubitten, ſo ſchlecht erging es mir."

„Sie, Herr von Balzac, Kanzelliſt in Rußland, gewiß ſcherzen Sie!"

„Alle unſere Litteratoren ſind in keiner beneidenswerthen Lage; die beſten belletriſtiſchen Talente Frankreichs leiden Noth. Victor Hugo wird von ſeiner Juliette aufgezehrt. Eugen Sue lebt von dem, was er erſchreibt. Er iſt weder unabhängig, noch ſorgenlos. Guſtav Planche, — ich wette was Sie wollen, — daß er jetzt nicht dreißig Sous in der Taſche führt, wetten wir was Ihnen beliebt!"

„Sie eröffnen mir eine Neuigkeit, die uns bis jetzt ein Geheimniß war. Ich ſehe daraus, daß es mit der Litteratur bei uns beſſer ſteht, als in Frankreich. Unſere Schriftſteller ſind bei Weitem unabhängiger und erwerben mehr."

In jener Andeutung meinte jedoch Balzac gewiß nicht die politiſchen Litteratoren, ſondern nur die, welche ſich den ſchönen Wiſſenſchaften ergeben. — Was die politiſche Litteratur betrifft, ſo iſt ſie gewiß einer der ergiebigſten Zweige der franzöſiſchen Induſtrie. Welche ungeheure Summen erhalten nicht Chateaubriand und Thiers für ihre Werke? Wieviele Pariſer Litteratoren leben von den Feuilletons der politiſchen Zeitungen. Jeder von ihnen hält für nöthig, ſich an irgend eine derſelben anzuſchließen und deren Lieferant zu werden. Nur die Politik in Frankreich trägt auf ihren ſtarken Schultern die ſogenannte ſchöne Litteratur. Sie ernährt alle Schreibende, ſie iſt das tägliche Brod, um das die Schriftſteller beten müſſen. Auf den Lehrſtuhl der Profeſſoren beruft ſie, zum Schaden der Wiſſenſchaft, die Schaar der Studenten; auf dem Theater brummt ſie durch ihre, von der ſtrengen Cenſur zuſammengepreßten Zähne, ja in den Mode-Journalen ſchärft ſie die Stecknadeln; ſie iſt — allenthalben! In den politiſchen Zeitungen dienen die Litteraturaufſätze der Janins, Philaret, Chasles, Saint-Beuves nur zur üppigen, überflüſſigen Würze ihrer nahrhaften Speiſe. Sie ſind, was ein hors d'oeuvre bei einem prächtigen Mahle, was ein Divertiſſement in einem Trauerſpiele von fünf Akten. Die politiſchen Zeitungen Frankreichs halten ſich litterariſche Lieferanten, wie die Paſcha's ſchwarze Tänzer, die in ihren Erholungsſtunden ihnen helfen, vom Nichtsthun auszuruhen.

Ich bin überzeugt, daß Balzac mir die Wahrheit, wenn auch mit einiger Uebertreibung, wiederſagte. Er iſt einer von den wenigen Schriftſtellern, die ſich von der politiſchen Welt fern halten und in der freien, reinen Atmoſphäre der ſchönen Wiſſenſchaften leben. Er drängt ſich nicht auf das Theater, welches in Frankreich eine Art von Tribune iſt und deswegen mehr Vortheil gewährt. Victor Hugo, beſcheiden und gefühlvoll in ſeinen lyriſchen Gedichten, wüthet auf der Scene, um die Menge anzuziehen, die ihn mit Beifall und Geld überſchüttet.

Was Balzac's Wunſch betrifft, zwiſchen Frankreich und Rußland eine Gegenſeitigkeit des litterariſchen Eigenthumsrechtes einzuführen, ſo glaube ich, daß er dabei entweder den Herausgeber der Revue étrangère zu St. Petersburg im Auge hat, welcher ſeine Erzählungen abdruckt, oder daß er noch weiter zielt. Ihm iſt bekannt, daß die franzöſiſche Sprache durch ganz Rußland verbreitet iſt, und welch' einen reichen Abſatz dieſes Reich dem Buchhandel darböte, wenn nicht Belgien die Franzoſen des litterariſchen Eigenthums beraubte.

Meiner patriotiſchen Eitelkeit ſchmeichelten Balzac's Aeußerungen.

Wenn ein Land geeignet iſt, einſt den großen Gedanken einer „Weltlitteratur" bei ſich zu verwirklichen, den Göthe verkündete, ſo wird es gewiß Rußland ſein. In ihm vereinigen ſich die Wirkungen aller Nationen, und haben nicht eingewurzelte, hergebrachte Vorurtheile zu bekämpfen. In ſeiner Unermeßlichkeit wiederhallen die Sprachen Europens und Aſiens in lebenden Tönen; in ſeiner eigenen Sprache vereinigt ſich der ganze muſikaliſche Reichthum, der in den andern europäiſchen Mundarten zerſtreut iſt. Mit jedem Jahre vermehrt ſich die Einfuhr von Büchern in allen gebildeten Sprachen. Alles das muß Folgen haben. Bei ſolcher Aufforderung muß in Rußland der Gedanke eines feſt begründeten litterariſchen Eigenthumsrechtes unter den Nationen aufkeimen.

Balzac's Freund unterbrach unſer intereſſantes Geſpräch durch eine Klage über den Stich der Mücken. Der Dichter wandte ſich ſchnell nach ihm um, mit der Bemerkung: „Weißt Du, daß unter den Mücken nur die Weibchen ſtechen, nicht die Männchen? Die Weibchen bedürfen des Blutes, um ihre Eier zu nähren."

„Wird das Werk, welches Sie kürzlich angekündigt, bald erſcheinen?" fragte ich demnächſt, mich wieder zu Balzac wendend.

„In einer Woche ſpäteſtens. Heute bin ich damit fertig geworden."

Es war ſein vorletzter Roman: „Un grand homme de province."

„Stören dieſe häuslichen Unruhen Sie nicht in Ihren litterariſchen Arbeiten, oder ſind ſie zur Erholung von jenen Ihnen vielleicht nothwendig?"

„Sie ſtören mich nicht im Mindeſten. Dieſen ganzen Winter arbeitete ich unausgeſetzt an dieſem Hauſe und ſchrieb zu gleicher Zeit. Ich bin dieſen Winter ſehr müde geworden und habe viel geleiſtet. Mein Plan iſt ſehr ausgedehnt. Ich will die ganze Geſchichte der Sitten unſerer Zeit in allen Einzelnheiten des Lebens, durch alle Stufen der Geſellſchaft, ſchildern. Das wird vierzig Bände ausmachen und eine Art von „Sitten-Büſten" für ganz Frankreich ſein. — Macht die ruſſiſche Litteratur Fortſchritte?"

„Allerdings. Wie überall herrſchen bei uns der Roman und die Erzählung den übrigen Gattungen der Poeſie vor."

„So muß es ſein, nur dieſe beiden Gattungen ſind zu unſerer Zeit noch möglich!"

„Und man muß eingeſtehen, daß, ſo wie Sie die Erzählung neu geſchaffen haben, bei uns dieſelbe beſondern Erfolg hat."

„Ich habe nichts geſchaffen."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie entweder zu beſcheiden ſind, oder nicht ſagen, was Sie denken; dieſes iſt nicht Ihrem Verſprechen gemäß, aufrichtig mit mir zu reden."

Solche, wie es ſchien unverſtellte, Beſcheidenheit Balzac's veranlaßte mich, weniger von ſeinen eigenen Werken zu ſprechen. Gewöhnlich hören ſeine Landsleute Schmeicheleien nicht ungern und erwarten ſie ſogar von einem Fremden, — in ihm nahm ich nun das Gegentheil wahr, und ſuchte ſeine Beſcheidenheit um ſo mehr zu ſchonen, als ich anders ſeiner Redſeligkeit Einhalt zu thun fürchtete. Auch wurde er immer offener und verläugnete ſich nicht länger.

„Ich habe vorhin," bemerkte er beiläufig, „etwas Unwahres geſagt. Das iſt nicht recht. Für den Hiſtoriker mag dies verzeihlich ſein, für den Romandichter taugt es nichts. Im Roman iſt mehr Wahrheit, als in der Geſchichte!"

„Etwa weil der Hiſtoriker das Vergangene nicht zu errathen wagt, und dem

Romandichter dieſes erlaubt iſt,“ — ſagte ich.

„Allerdings, aber der Romandichter, der mit der Wirklichkeit zu thun hat, muß nur beobachten und copiren. Dies thue ich, dennoch bin ich *auch* ein Hiſtoriker, aber ein Hiſtoriker der Zeitgenoſſen. Was Walter Scott für das Mittelalter that, möchte ich, nach Maßgabe meiner Kräfte, für das gegenwärtige Leben leiſten.“

„In Manchem verfährſt Du aber nicht, wie Walter Scott,“ ſagte hier Grammont, Balzac's Freund, „er ſchilderte die Frauen immer *wie ſie ſein ſollten*.“

„Ja, und ich mache keine Umſtände mit ihnen und ſchildere ſie, *wie ſie ſind*.“

„Zürnen Ihnen die Pariſer Damen nicht wegen der Treue Ihrer Bildniſſe?“ fragte ich.

„Nicht im Mindeſten, — ich ſtehe vielmehr bei ihnen in Gnaden.“

„Was die ruſſiſchen Damen betrifft, ſo kann ich deren Gunſt Ihnen ebenfalls verbürgen.“

„Wohl,“ ſagte Balzac, „möcht' ich Ihr Vaterland kennen lernen. Es muß etwas Außerordentliches ſein. Warum ſprechen Sie Alle ſo gut franzöſiſch?“

„Vielleicht iſt dies ein Geheimniß unſerer eigenen Sprache, welche alle Laute der übrigen europäiſchen Mundarten umfaßt. Ferner erlernen wir die Sprachen von frühſter Kindheit an. Ich habe Ihnen Exemplare von zwei Werken gebracht, die eine ruſſiſche Dame in Ihrer Sprache herausgegeben hat.“

„Ich habe ſchon viel Gutes davon gehört. Es iſt dabei eine Ueberſetzung von Schiller's Jungfrau von Orleans. Ich bin Ihnen ſehr verbunden. Sie flößt mir lebhaften Antheil ein.“ —

„Grammont, ſtelle die Bücher enger zuſammen, indeſſen will ich ausruhen,“ fügte Balzac hinzu, indem er ſich auf einen Stuhl neben mir niederließ. „Ja, es gehört viel zu einem Romandichter! — Wiſſen Sie, was mich dieſe Bibliothek koſtet? Wenigſtens 60,000 Franken. Dort auf dem Kamine ſehen Sie die vollſtändige Sammlung aller Memoiren, die ſich auf die Revolution beziehen. Das ſind jetzt koſtbare Werke. Dort unten, die vier dicken Bände enthalten die Carricaturen von 1830.“

„Und ſind darin auch die Verwandlungen der *Birne*?“ fragt' ich lächelnd.

„Freilich, — wiſſen Sie nicht, daß dieſes Alles bei uns ſchon Seltenheiten ſind! — Mir fehlt aber noch der *Moniteur*. Ich muß ihn unverzüglich kaufen. Vollſtändig koſtet er 1500 Franken.“

„Wozu nützt er Ihnen?“

„Er iſt mir zum Studium der Sitten, des Kriegslebens und unſerer Tribune unentbehrlich. Er muß zu meinem Sitten-Büſſen Materialien liefern.“

Balzac öffnete einen Folianten voll Carricaturen und indem er ihn durchblätterte, zeigte er mir viele Figuren als ihm wohlbekannt; — die Ereigniſſe aus dem Leben ſeiner Zeit entfalteten ſich wieder vor ihm, und er lachte aus vollem Herzen darüber.

Nachdem ich ihm für ſeinen biedern Empfang gedankt, nahm ich Abſchied und fragte, ob er mir nicht erlauben wolle, ihn in Moskau anzukündigen.

„Es iſt möglich, daß ich komme, wenn die litterariſche Geſellſchaft mich in unſern Angelegenheiten dorthin ſendet.“ —

Trotz aller Ablehnungen wollt' er mich durchaus in den Hof begleiten und mir, als ein erfahrner Landbewohner, zeigen, wie ich unbeſpritzt zu meinem Wagen gelangen könnte. Wir traten an's Thor. Balzac, in ſeinem ländlichen Negligee und in Pantoffeln, ſetzte ſich ſehr maleriſch auf eine ſteinerne Bank am Eingang ſeiner Wohnung und fuhr in ſeinem Abſchiedsgeſpräch mit mir fort: „In Moskau oder in Paris wieder, — in jedem Fall auf Wiederſehen. Man muß ſich nie anders trennen!“ Dies waren ſeine letzten Worte.

Wir ſchieden.

Verſtünd' ich den Bleiſtift zu führen, ſo hätt' ich ihn gezeichnet, wie er ſich noch jetzt in meinem Gedächtniſſe zeichnet; als ein voller, friſcher Landbewohner, mit blitzenden Augen, gekreuzten Armen, ein Bein über das andre ſchlagend, halbangekleidet, unreinlich, mit offener Bruſt auf einer Steinbank am Thor, am Rande eines kothigen Weges, genannt: „chemin vert.“ — Dort ließ ich den erſten Romandichter Frankreichs.

Die faſt cyniſche Naivetät ſeiner Perſon in unſerem aufgeblaſenen Zeitalter, iſt der hervorſtechendſte Zug ſeiner Aeußerlichkeit. Mitten im ſtutzerhaften Paris, in dieſer pomadirten, parfümirten, langgelockten Hauptſtadt, deren Attribute, wenn man ſie als eine Bildſäule darſtellen wollte, weiße glaſſirte Handſchuhe, ein glänzender Hut und ſonnen-wiederſtrahlende Stiefel ſeyn müßten, iſt ein ſolcher litterariſcher Diogenes, der, den erſten Pariſer Schneidern Hohn ſprechend, im passage de l'Opéra herumſchweift, noch auffallender. Jeder Franzoſe liebt ſich zu zeigen, ſich der Bewunderung bequem zu ſtellen, ſich fremder Meinungen zu bemächtigen, zu verblenden, mehr zu geben, als er hat; — ſo iſt Balzac nicht, er ſteht im Gegenſatz mit dem Pariſer Leben, ihm liegt nichts an fremder Meinung, er zeigt ſich gerne ſo, wie ihn die Natur ſchuf. Nach ſeinen eigenen Worten ſieht man ihn wie er iſt.

Aber dieſe, zu unſerer Zeit verdächtige Naivetät iſt vielleicht auch eine Art von ſinnreicher, künſtlicher und mit der Macht eines anerkannten Talentes behaupteter Stellung? In einem Geſpräch kann man den Menſchen nicht ergründen; — wie dem aber auch ſey, Balzac iſt entweder wirklich das Kind der Natur, oder der allergeiſtreichſte der geiſtreichen Franzoſen, der die Maske der nationalen Künſtlichkeit mit der Maske der Natur vertauſchte.

So iſt Balzac im Aeußern, und wie flüchtig dieſe Züge auch hingeworfen ſind, können ſie doch dienen, ſeinen Charakter als Schriftſteller zu erläutern.

Münchener Hundert und Eins.

von C. F.

1.

Alain René le Sage und ſein, nach ſpaniſchem Vorbilde feſtgehaltener **diable boiteux**, der kleine hinkende Asmodi, brauchen in unſerer Zeit kein Madrid, um Liebende und Narren, Ehrliche und Diebe zu ſchildern; auch in den Mauern Münchens läge der Stoff zu jenem Kapitel, „das unerſchöpflich iſt.“ Ich habe leider das weißſeidene, mit zahlloſen Figuren von Tuſch bemalte Zaubermäntelchen noch nicht habhaft werden können, um unter dieſer — Hülle die Dächer der Häuſer auch hier aufgedeckt zu ſehen. Ach, ich kann nicht: „unter dieſer teufliſchen Hülle“ ſagen. Welches fürchterliche Wort! der ganze deutſche Ernſt in Schreckgeſtalten wird darin offenbar. Mephiſto ſteckt in einem wilden ſchwarzen Pudel, aber er könnte nicht, gleich dem caſtilianiſchen Brüderchen des **Luis Velez de Guevara** in einer zierlichen Phiole verſchloſſen ſein. Doch der befreite **diable boiteux** würde ſich hier, wenn es ſein müßte, hier vergeblich nach einem beſſern Standpunkt umſehen, als jener halbvollendete, mitten in München ſtehende Thurm des ehemaligen Jeſuiten-Collegiums an der „weiten Gaſſe“ iſt. Wie oft ging ich an dieſem, ſeitdem ich Primaner der lateiniſchen Schule wurde, vorüber! Noch immer umkreiſen ſeine grauen Reſte die Dohlen, welche zwiſchen dort und den Mauerklüften der beiden unvergleichlichen Frauenthürme ihren Luſtcorſo halten! Hier, in dieſer Gegend, hatte einſt München ein ſtrenges Anſehen. Die Orden der Auguſtiner, Jeſuiten und Carmeliter waren ſich mit ihren bedeutenden Kloſter-Reſidenzen und mit drei prachtvollen Kirchen benachbart. Nur durch den Stadtgraben getrennt, hinter einer hohen Baſtion, ſtand das beſuchte Kapuzinerkloſter, deſſen blühender Garten, ſo oft ich meinen Großvater davon reden hörte, die Phantaſie meiner Jugend erregte. — Reizende Donna Fabula, die Aſmodi (bei Leſage) dem Ritter Cleophas in mondhellſter Nacht zeigte, hätteſt du mich damals ſo entzücken können, als die Erzählung von jenem freundlichen, klöſterlichen Leben? —

5.

Ich will nicht die geheime Geſchichte der Münchener Lebenden ſchreiben. Der Menſchen Leidenſchaften ſind ſich überall gleich. — Ich ſehe hinaus in die freie Natur, athme reine Gebirgsluſt. Schon oft haben gelehrte Leute hier die Bemerkung gemacht, daß München, bei aller Wetterwendigkeit, einen ſchönen, oft italieniſchen Himmel hat. Claude Lorrain malte Münchener Morgen und Sonnenuntergang. — Verſchreit nicht ſelbſt, ihr Bewohner der Hauptſtadt, eure Lage! Ein friſcher Strom aus den Bergen, ein friſches Grün auf Hügeln und im Buchenwald! eine lange Reihe vom Schnee erglänzender, naher Gebirge! Aber ihr müßt nicht nach Nord und Weſt wandern wollen, wenn ihr einen milderen, annehmlichen Süden habt. — Wie lebendig rauſchen die Arme der grünen Iſar an den Schatten des Engliſchen Gartens vorüber; ein beträchtlicher See belebt die Landſchaft, und die herrlichſten Bäume, ausländiſche Geſträuche zieren ſie. Aber dieſe verſchlungenen Pfade langweilen euch; ihr wollt, was verſagt iſt. Wenn ich mit Emilien an dem ſchönſten anbrechenden Frühlingsmorgen in dieſer gemüthvollen Anlage des geiſtreichen Fürſten Carl Theodor und des Engländers Thompſon luſtwandle, — ich ſchwöre Dir, daß ich an unſern Fingern die Zahl der Freunde der Natur zu dieſer frühen Stunde abzählen will. — Der Sonntag aber im Engliſchen Garten gehört den Liebhabern und Mägden.

6.

Ramlo, Fineſſenſepperl und Prangerl dauern im Andenken der Hauptſtadt fort. Ramlo war ein gottesfürchtiger Muſikus, der die Viola in dem königlichen Hoforcheſter ſpielte, und auf der Straße, ſtets ſeine Geige im Arm, mit weißgepuderten Haaren und dreieckigem Hütchen, noch im zweiten Zehnt dieſes Jahrhunderts zu ſehen war. Dabei grüßte er alle Leute und beſonders alle Kinder auf die zuvorkommendſte Weiſe. Seine ſanfte Sinnesart führte ihn gern in die Peterskirche oder gar auf den Gaſteigberg, zu jenem Chriſtus am Kreuze, an deſſen Füße die nahen Wellen der Iſar ſein murmelndes Gebet durchrauſchten. Leider iſt es dem frommen Ramlo nicht ſo gut geworden, wie jenem heiligen Muſikanten, der unter einem Crucifixe ſpielte, deſſen Herrgott an den Füßen goldene Schuhe trug und dem armen Manne zu Lieb den Einen fallen ließ. — Dieſe zierlichen Exemplare von Menſchen, wie Ramlo einer der Letzten war, ſind in München ausgeſtorben; ebenſo die Hofnarren wie Prangerl. Mit dem Churfürſtenthum in Bayern wurde auch ihre Herrſchaft begraben. Prangerl war der Luſtigmacher des Hofes. Sein Witz war zottig, ſchonungslos. Die „gute Stadt München“ hatte ein ganz anderes Gepräge, als die „Königliche Haupt- und Reſidenzſtadt.“ Zu jener Zeit, da Prangerl lebte, konnte man noch ſatyriſch ſein. Prangerl war kein Zwerg, aber auch weit von einem Rieſen; er ging immer mit einem

Stock in der Hand, den mancher Gaſſenjunge zu fühlen bekam. Die derben Anekdoten, die von ihm noch in der Ueberlieferung des Münchener Volkes leben, haben den Geiſt Till Eulenſpiegels, und Prangerl, ſo wie ſeines Gebieters Churfürſtliche „Durchleucht“ konnte herzlich lachen, wenn er Jemanden geprellt hatte. Raimund hat ein bekanntes Stück geſchrieben: „die Inſel der Wahrheit“; Hofnarren können wahrlich: Oaſen der Wahrheit genannt werden. Auch Prangerl hatte dieſen Vorzug; doch die Freiheit, die in dieſem gnädigen Vorrechte lag, gedieh bei ihm einigemal bis zur Unverſchämtheit, der Ungnade folgte. — Wer aber, der eine Generation hier gelebt, kannte nicht jenes dürre Männlein, das zu jeder Stunde des Tags ein Häfelchen unterm Arme trug, das jedem Vorübergehenden mit verſchmitzt-freundlich lächelnder Miene ein „Grüß di Gott“ leiſe zurief? Der König und der Bettler haben Fineſſenſepperl wohl gekannt. Er war bis in die zwanziger Jahre unſerer Zeit hinein der populärſte Mann in München. Nun ruht auch er unter der Erde. — Ruht er? Nein, ich weiß es, ſein Skelett iſt in der Akademie aufgeſtellt; denn der kleine Mann hatte eine Rippe mehr als andere Menſchen. Fineſſenſepperl war der postillon d'amour Münchens. Er hatte in allen Häuſern Zutritt, er war ſchlau, und ſchien das Gegentheil zu ſein; er konnte nicht leſen und ſchreiben, und verſtand ſich doch darin. Er hatte ſelbſt geliebt; ſeine beſtändige Liebe war eine Thörin, welche „die rothe Nanni“ hieß und der die Buben oft ſchreiend nachliefen. Nannerl und Sepperl ſind nun einmal die Grundheiligen der Iſarſtadt. Freilich fangen auch ſie an mehr zu verſchwinden. War einer dieſer Namenstage, ſo waren Beide mit Blumenſträußen geſchmückt, gingen ſtolz in allen Straßen umher und ließen ſich gratuliren. Fineſſenſepperl bettelte nicht; allein ſeine Miene drückte hinlänglich aus, was er nicht ſagte, und reichlich floſſen ihm die Gaben zu. Es giebt keinen öffentlichen Charakter dieſer Art in München mehr. Unſere Zeit verwiſcht das Eigenthümliche. — Einen vierten konnte ich jenem Dreiblatt wohl beifügen, den bekannten „Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften.“ Er hieß Wilhelmi, der unermüdlichſte Theaterbeſucher, immer an demſelben Platz; er wurde viel mißhandelt und war unausſtehlich. Doch —

„Er war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher er kam.“

Auch er iſt nicht mehr. —

7.

Welches feintönende Glöcklein! Von den Nachbargaſſen eilen Andächtige dem Dome zu. Es wird „ausgeſetzt;“ das Zügenglöcklein wurde für einen Sterbenden geläutet. Adelheid, Prinzeſſin von Savoyen, die, ſechszehn Jahre alt, mit dem ſiebenzehnjährigen Churfürſten Ferdinand Maria ſich vermählte, hat es, zuerſt in der Theatinerkirche, deren Orden ſie vorzugsweiſe zugethan war, geſtiftet. Es liegt etwas Rührendes darin, wenn fürſtliche Gemüther der letzten, leidenvollen Augenblicke ihrer Unterthanen gedenken. Es iſt ſo menſchlich! — Dieſe kurze Andacht für einen Sterbenden hat mich jederzeit ergriffen, beſonders wenn im tiefen Abenddunkel die Hallen Unſerer lieben Frau leer und weit ſich ausdehnen, und bei weniger Kerzen Schein an dem Altare hinter dem Presbyterium der betende Prieſter kniet. Ganz eigenthümlich ſtarrten mich dann, beim Ausgang, der „Wohledlen Herren“ Leichenſteine an, welche an des Doms Außenſeite eingemauert und die meiſten aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſind. Wohl ſind ſchon Tauſende vorübergeeilt ohne ſie zu bemerken. Aber am Allerheiligentage liegen noch zu manchen Denkſteins Füßen Kränze und ſtehen brennende Leuchter, wodurch der Wandelnde an Unſrer lieben Frauen ehemaligen Freithof gemahnt wird. Es iſt kaum über dreißig Jahre, daß um die Kirche noch Gras wuchs und Kühe weideten!

8.

Fürwahr ein beſonderes Ding iſt es um ein großartiges Pflaſter. Die kleinſten Städte erhebt es, während es die größten oft klein macht. Man rühmt den graziöſen Fuß der Pariſerinnen, während man nur wenig von der Zierlichkeit der Münchener Damenſchuhe zu ſagen weiß. Selbſt unſer wackerer moderner [illegible] Schab-

„Wacker und doch laut“ —

(ihr wißt doch, daß die getreueſte Lebensbeſchreibung Hans Sachſen unter Münchens Meiſterſängern ſeine Ausbildung erhalten läßt) hat meines Wiſſens wohl Götter, Fürſten und Menſchen im „Bürgervereine,“ aber noch nicht die Füße der Münchnerinnen beſungen, und dieſer Stoff läge ihm doch am nächſten. Ich gebe das Alles dem hieſigen Pflaſter Schuld. Der Unglücklichen ſelbſt wollt' ich Keine beleidigen. In zehn Jahren iſt das Anders. München war von jeher die Stadt prachtliebender Fürſten, was Guſtav Adolph von Schweden ſchon dem großen Maximilian bezeugt hat.

9.

Noch einmal hab' ich im Geiſte dein altes Bild mir betrachtet, getreues München! die vielen kleinen gemauerten Wachthäuschen, die verſchwunden ſind; die herrlich bemalten Rathsthürme, deren Abtragung die Straßen frei machte, den Ruffinithurm am Eingang in die Sendlingergaſſe vom Rindermarkt her; den „ſchönen“ Thurm am Ende der Kaufingergaſſe; den Wildprechtsthurm an dem Polizeigebäude; manches Conterfei hievon ſah ich in meiner Kindheit Tagen noch; abgebrochen iſt der Theatinergang, von der Königlichen Reſidenz in die Theatinerkirche hinüberreichend, und das damit verbundene Pagenhaus; abgebrochen das Ballhaus, welches den Promenadeplatz gegen die Marburg ſchloß! Welche Gärten und Aenger grünten da, wo jetzt ſich die neue Karlsſtraße hinzieht, noch vor kaum zwanzig Jahren, und an der Ludwigsſtraße Anfang thronte auf hohem Hügel links die „Hexenbaſtei“, rechts aber dehnte ſich, an der Stelle des heutigen Bazars, die alte Reitſchule aus. Ich erinnere mich noch, wie ich als Knabe in der Blumenſtraße vor dem Einlaß, wo jetzt ſchöne Häuſer ſtehen, mit innerm Erzittern ſtets an jener Garten-Anhöhe vorübereilte, wo in meiſtens verſchloſſener Salette eine bekannte Sibylle und berühmte Kartenſchlägerin, das alte „Burbergfräulein“ wohnte! Gegenüber ſtand an der Ringmauer der Taſchenthurm, renommirt ſo lange, als bei uns die Tortur beſtand und das peinliche Hochgericht auf dem „Galgenberge,“ zunächſt an der Thereſienwieſe, wo dermalen die Bierlagerfeſtung des erſten Brauers befindlich iſt. Jenes Geſelle, der Falkenthurm, neben der Münzſtätte, erfreut ſich leider noch ſeiner ganzen Häßlichkeit. Dort und an den Stadtmauern entlang, in deren oberen Holzgängen noch heutzutage die Seiler Taue winden, dann unter den älteſten noch ſtehenden Thoren, wo, wie ſchon in früher Zeit, jetzt noch die Wagner ihre Werkſtätten haben, iſt München ganz in ſeinem mittelalterlichen, aber dem unſchöneren Charakter geblieben. Willſt du den Typus ſolcher Gebäude, die bis in Kaiſer Ludwigs des Bayers Zeit hinaufreichen, näher kennen, ſo betrachte das alte Hofbräuhaus mit ſeinen niedern, finſtern Gewölben, die ſogenannte „Stadthauſe“ mit buntfarbigen Ziegelplatten bedeckt, auf dem Anger, die Pfiſter unter dem Rathhaus (pistrina), oder blicke auf die düſtere vergitterte Halle zunächſt dem alten Hof zurück, an deren Stelle jetzt das hohe Theatermagazin ſich erhoben hat. Ehren-Verſe, wie einſt an dem Bäckerzunfthauſe im Thal, und andere Sinnſprüche an den Häuſern, Gemälde von Heiligen, oder profane Bilder, wie die Geſchichte der ſieben Schwaben an einem Häuschen auf dem oberen Anger, ſind ſehr ſelten geworden. Nur die alte Fleiſchbank, deren Grundpfeiler bereits gelegt wurden, als es an dieſem

Platze „vor dem Thore“ hieß, hat ſein hübſches Gemälde ſich erhalten und in der Neuhauſergaſſe an der Auſſenwand einer Bierbrauerei ſtellt ſich uns bildlich noch die Geſchichte eines Wagnergeſellen dar, welcher in Einem Tage das Holz zu einem Rade fällte, dieſes fertigte und überdieß von Augsburg nach München ſelbſt herübertrieb. Merkwürdig erſcheint an einem alten Hauſe zunächſt dem Raththurm der heilige Chriſtophorus, hier „Chriſtoph am Ei’rmarkt“ genannt; endlich an dem Eckhauſe in der Weinſtraße ſieht man ein viertes geſchichtliches Bild. Es iſt der Lindwurm, woher der ausgelebte Name: „Wurm-Eck“ ſtammte. Dieſes greifenähnliche Ungethüm war einſt über München hingeſchwebt, und hatte es mit ſeinem Peſthauche vergiftet. Die Zeit der Begebenheit wird nicht näher angegeben; aber faſt wahrſcheinlich iſt es in jenem Jahre des fünfzehnten Hunderts geſchehen, als der „ſchwarze Tod“ die Bayern-Reſidenz entvölkerte. Man hatte mich einmal glauben gemacht, — und dieß war der Geiſt bürgerlicher Erziehung hier, der mit dem geſpenſtiſch-Abentheuerlichen wirkte, — daß jener Lindwurm auf dem Schrannenplatze ſich niedergelaſſen und von einer, an der Hauptwache ſtehenden Kanone getödtet worden ſei. Guter Gott, welch’ ein mährchenhafter Anachronismus! — In jener Zeit warf gewiß Berthold Schwarz ſeinen Schatten noch nicht!

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Scene aus dem Trauerſpiel: „Adolph von Naſſau“

von

Eduard von Schenk.

Dritter Aufzug. Letzter Auftritt.

(Saal in der Kaiſerburg zu Nürnberg.) König Adolph und Königin Imagina, ſeine Gemahlin, nebſt Gefolge. — Landgraf Albert der Entartete von Thüringen tritt ein, ihm folgt Margaretha in tiefer Trauer, geführt von ihrem Sohne Friedrich mit der gebiſſenen Wange, zuletzt Editha verſchleiert. Wachen ſtehen im Hintergrunde.

Landgraf Albert.

(vor dem König tretend.)

Der Landgraf Thüringens erſcheint vor euch,
Herr König, gegen ſeine eignen Söhne
Den Schutz des höchſten Lehnherrn anzurufen.

Adolph.

Herr Landgraf, ihr ſeyd mir bekannt und auch
Gehört hab’ ich von euerm Zwiſt. — Doch wer
Sind dieſe Frauen? Wer iſt dieſer Jüngling?
Hab’ ich ſie je geſehen? Hoheit leuchtet
Aus der Geſtalt, den Zügen der Matrone.

Albert.

Sie ſind —

Adolph.

Laßt ſie ſich ſelbſt mir nennen, Landgraf.

Margaretha.

Wohl bin ich unbekannt der Gegenwart
Und nur Ruine der Vergangenheit.
Zum letzten Male, wie aus tiefem Grab,
Steig’ ich an’s Licht empor, gerufen von
Dem allgewalt’gen Zug der Mutterliebe.
Ich bin des großen Kaiſers Friedrich Tochter,
Die Schweſter dreier Könige, der letzte,
Verwelkte Zweig vom Stamm der Hohenſtaufen,
Alberts von Thüringen verſtoßnes Weib,
Bin Margaretha, die unglücklichſte
Von allen Töchtern, Schweſtern, Müttern, Frauen.

Und ich auch komme hier zu flehn um Schutz
Für meine Söhne gegen ihren Vater.

Adolph.

Eu'r Name ſchon genügt, erhabne Frau,
Zu wecken Mitgefühl in jeder Bruſt. —
Und wer iſt dieſer junge Rittersmann,
Deß ſchönes Antlitz eine Narb' entſtellt?

Friedrich.

Der älteſte bin ich von Alberts Söhnen,
Mein Bruder Diezmann weilt in Meiſſen noch.
Man nennt mich Friedrich, den Gebiſſenen;
Die Narb' im Antlitz iſt ein Doppelzeichen
Von meines Vaters Haß und meiner Mutter Liebe.

Adolph.

Und dieſe weiß verſchleierte Geſtalt,
Die ſchüchtern in der Ferne bleibt, wer iſt ſie?

Margaretha.

Die Jungfrau, Herr, ward mir ſeit Jahres-Friſt
Zu meines Alters Pflegerin und treuen
Gefährtin meiner Einſamkeit. — Vergönnt,
Daß ſie verhüllt noch bleibe.

Adolph.

Wie Ihr's wünſcht. —
So tretet ihr denn Alle wechſelſeitig
Als Kläger vor mir auf. Welch' grauenvolles,
Welch' unnatürliches Ereigniß ſchnitt
Des Bluts, der Liebe heil'ges Band entzwei,
Das unauflöslich euch verknüpfen ſollte?
Was iſt geſchehn? Verworr'ne Sagen nur
Hat das Gerücht bis jetzt mir zugetragen
Und auch ihr ſelbſt ſpracht nur in Räthſeln. Redet!

Margaretha.

Laßt mich die Wahrheit künden, Herr. Wie furchtbar
Sie mir auch iſt, ich bin geſtählt durch Leiden.

Albert.

Ich bin das Haupt des Hauſes. Mir gebührt
Das erſte Wort. Vernehmt, Herr, meine Klage!

Adolph.

Das erſte Wort gönn' ich der edeln Tochter
Des Kaiſers, meines Vorfahrs. — Sprecht, Marg'retha!

Margaretha.

Vermählt war ich an dreizehn Jahre ſchon
Mit dieſem Fürſten, und zwei Knaben waren
Aus unſ'rer Eh' erblüht, als ſich ſein Herz
Plötzlich von mir und von den Söhnen wandte.
Ein Fräulein meines Hofes, Kunegund
Von Eiſenberg, umſtrickt ihn mit den Netzen
Des Jugendreizes und der Sinnenluſt.
Um ihretwillen ward die Kaiſertochter
Hintangeſetzt, mißachtet und mißhandelt.
Die Buhlerin gebahr ihm einen Sohn;
Um ſeinetwillen wurden meine Söhne,
Die Enkel Friedrichs, nur geduldet noch,
Wie Findelkinder, in des Vaters Haus.
Ich klagte drob, doch meine Klagen mehrten
Den Haß des Gatten und mich zu ermorden
Beſchloß das ehebrecheriſche Paar. Ein Knecht,
Vermummt als Dämon, ſollte ſich bei Nacht
In meine Kammer ſchleichen und erdroſſeln
Die Schlafende. Allein der Teufel ward
Mein Engel, kam und weckte mich, fiel mir
Zu Füßen und geſtand den Mordanſchlag
Und drängte mich zur Flucht. Doch eh' ich ſchied,
Wollt' ich noch einmal meine Knaben ſeh'n
Und ſtürzte vor ihr Bett und küßte ſie
Und in des Herzens namenloſer Angſt,
In der Verzweiflung trunknem Wahnſinn ward
Der Liebe Kuß zum Biß. Mein Friedrich trägt,
So lang er lebt, des Biſſes Spuren noch —
Als ächtes Muttermahl, — auf ſeiner Wange.
Dann riß ich los mich, und von höchſter Zinne
Der Wartburg ließ der treue Knecht an Seilen
Und Tüchern niedergleiten mich in's Thal,
Von wannen ich nach Frankfurt floh und dort
In Kloſtermauern lebend mich begrub.

Adolph.

O traurig Loos der letzten Hohenſtaufen!

Friedrich.

Wir Brüder wurden nach der Mutter Flucht
Geworfen aus des Rabenvaters Haus
Und wären ganz verwaiſt, hätt' unſer Ohm,
Markgraf von Meiſſen, ſich der Knaben nicht
Erbarmt. An ſeinem Hofe wuchſen wir
Zu ſtreitbar kräft'gen Jünglingen heran,
Erglühend, unſrer Mutter Schmach zu rächen,
Gerüſtet, unſer Erbe zu erfechten.
Der Mann dort wollt' uns Thüringen entziehn,
Ja ſelbſt nach Oſterlands und Meiſſens Gauen,
Die unſer Oheim ſterbend uns vermacht.

Streckt er die Räuberhand aus; alles Gut
Der Seinigen will er zuſammenraffen,
Um unſre Länder, unſres Reichthums Fülle
Zu häufen auf des Baſtards Haupt und ſo
Das Brandmal der Geburt ihm zu vergolden.
Das duldeten — das konnten wir nicht dulden,
Und blut'ge Fehde flammte zwiſchen uns
Und dieſem Manne. Schon beim erſten Kampf
Fiel ich in ſeine Hand. Da ließ er mich
Hinunterſtoßen in den tiefſten Kerker
Der Wartburg, um für ewig dort in Nacht
Und grauſen Hungertod mich zu begraben.
Doch Diener, — väterlicher mir geſinnt,
Als ach' mein Vater, — löſten meine Bande
Und gaben mich dem Licht der Freiheit wieder.

Albert.

Und dann, — laßt endlich auch den Vater ſprechen,
Nachdem ihr vor ihm Weib und Sohn gehört, —
Und dann erhoben jene Buben ſich
Zu neuer unnatürlicher Befehdung,
Verheerten Thüringen durch Mord und Brand,
Erregten alle Grafen, alle Städte
Des Landes wider mich, belagerten,
Erſtürmten meine Wartburg, nahmen mich
Gefangen und verdammten ihren Vater
Zu ewigem Verließ. Ich läge noch
In Feſſeln, wären die Vaſallen mir
Nicht kindlicher geſinnt als meine Kinder.
Durch Drohung wirkten ſie mir Freiheit aus
Und wieſen uns an euern Thron, o Herr,
Auf daß ihr ſchlichtet unſern langen Zwiſt.

Adolph.

O ſchweres Richteramt in ſolchem Irrſal,
In Mitte ſolcher Gräuel wider die
Natur, in ſolchem Pfuhl von Haß und Schande,
Wo Keiner Recht und Jeder Unrecht hat! —
Man nennt euch Albert den Entarteten,
Weil ihr aus eures Stammes Art geſchlagen,
Doch gleichgeartet euch ſind eure Söhne,
Und Drachen hat der Drache nur gezeugt.

Margaretha.

Nicht Alberts Blut allein, auch mein Blut rollt
In ihren Adern. Scheltet meine Söhne
Nicht Drachenblut! Sie rächten ihre Mutter. —

Albert.

Die mich durch Stolz zum Aeußerſten getrieben.

Margaretha.

Sie foderten ihr Pflichttheil nur vom Vater.

Albert.

Mich zu beerben bei lebend'gem Leib.

Margaretha.

Weil ihr die ächten Söhne wollt enterben,
Den Sohn zu krönen einer Buhlerin.

Albert.

Vom Sohn der Liebe hab' ich Liebe ſtets,
Nur Haß erfahren von der Ehe Söhnen.

Margaretha.

Ihr raubtet ihnen ſelbſt des Oheims Lande.

Albert.

Weil ich, nicht ſie, der Erbe Meiſſens war
Nach meines Bruders Tod, kraft der Verträge. —
Doch nein, mein König! Mir auch ſelber nicht
Gehört dieß Land ſchon zu, es iſt ein Lehn;
Nach des Vaſallen kinderloſem Tod
War es dem Reich, dem Kaiſer heimgefallen,
Der hatt' es zu verleihn. Da meine Söhne
Es an ſich riſſen, raſch und eigenmächtig,
Verletzten ſie die heiligſten der Pflichten,
Nicht gegen mich allein als nächſten Anwart,
Auch gegen ihren königlichen Lehnsherrn,
Und hatten ſie ein Recht, ſo war's verwirkt.

Adolph.

Und noch ſteht Meiſſen zur Belehnung frei?

Albert.

Meiſſen, die Lauſitz auch und Oſterland,
Des Bruders Erbe ganz. Doch feierlich
Entſag' ich dieſen Ländern und mein Recht
Darauf geb' ich zurück in eure Hand.
Ihr mögt damit belehnen, wen ihr wollt,
Selbſt eure eignen, — nur nicht meine Söhne.

Imagina,

(tritt ſchnell zu ihrem Gemahl und flüſtert ihm zu:)
Hörſt du, mein Adolph?

Adolph.

(ebenfalls leiſe.)
Ja, ich höre, Weib.

Albert.

Noch mehr! Ich biete ſelbſt mein Thüringen
Euch an, zu freier, weiterer Belehnung,
Wenn ihr dafür zu freier Schaltung mir
Nur einen Gau belaßt des ſchönen Landes
Und eine Summe Goldes gebt in Kauf.
Die Kinder, die in Ketten mich geworfen, —

Sind unwerth meines Erbes; jedes Band
Des Bluts zerriſſen ſie durch dieſe Bande.
Ich habe nur noch einen Sohn, ihm bleibe,
Was mir bleibt; alles Andere ſei euer.

Margaretha.

O Ungeheuer! und du wagſt's, den König
Mit ſo nichtswürd'gem Antrag zu beſchimpfen?

Imagina.

(leiſe zu Adolph.)

Haſt du gehört, mein Adolph? Thüringen
Und Meiſſen dein mit einem einz'gen Wort!

Adolph.

Ich hörte, — doch mit Schaudern mehr, als
Freude.

Imagina.

(wie oben.)

Wie? kannſt du zögern? Iſt der Stachel ſchon
Verſchmerzt, den Oeſtreichs ſtolzer Herzog dir
In's Herz gebohrt? Wach' auf, du halber Graf!
Zu ganzen Grafen mache deine Söhne!

(ſie tritt von ihm hinweg.)

Margaretha.

Der König ſchweigt, — er überlegt — iſt's
möglich?
Eine Sekunde nur des Schweigens hier
Entehrt ſchon einen König — Oeffnet, Herr,
Endlich den Mund, mit einem Donnerwort
Ihn dieſem Unhold ewig zu verſchließen.
Zurück in's Antlitz ſpeit ihm ſein Erbieten,
Damit es länger nicht euch ſelbſt beſudle!

Adolph.

(aus ſeinem Nachſinnen auffahrend.)

Die Hohenſtaufin hat fürwahr kein Recht,
So hoch zu fahren. Eure Väter griffen
Nach allen Kronen, Unrecht oder Recht
War ihnen gleich; der edle Stamm der Welfen
Erlag den Streichen ihrer Rachgier, ſelbſt
Die heilige Tiara auf dem Haupt
Des Papſts war ſicher nicht vor ihren Händen. —
Hier aber ſteht das Recht auf Kaiſers Seite.
Nach des Geſetzes klarem Wortlaut ſind
Die Lehn von Meiſſen, Oſterland und Lauſitz
Dem Reich verfallen; Thüringen empfang' ich
Zurück aus des Vaſallen Hand; ich geb' ihm
Dafür, was er gefodert und belehne
Mit dieſen Ländern meine beiden Söhne.

Albert.

(zu Margaretha und Friedrich.)

Hört ihr es, Schlangen?

Margaretha.

Schlange du allein!

Friedrich.

Raubgier'ger König!

Margaretha.

Kaiſerſtuhl, verſinke
Geſchändet von ſo ſchnödem Richterſpruch!

Editha.

(tritt plötzlich hervor und ruft.)

Adolph von Naſſau!

Adolph.

Welcher Stimme Klang? —
Das iſt Editha!

Editha.

(den Schleier zurückſchlagend.)

Ja, es iſt die Stimme,
Die einſt zuerſt dich froh begrüßt als König
Und die als Warnungsruf dir heut ertönt.
Laß ab von deinem frevelnden Beginnen!
Der Schutz zu ſein Bedrängter und Verfolgter,
Beſtellte Gottes Fügung dich zum Kaiſer.
Du aber unterdrückeſt die Gedrückten,
Verſchlingſt der Waiſen Gut, der Wittwen
Häuſer.
Und wie ich damals deine Wahl, die noch
Verborgen aller Welt war, dir verkündet,
So künd' ich jetzt den nahen Fall dir an,
Wenn du am heil'gen Rechte dich verſündet.

Imagina.

(auf der andern Seite zu Adolph tretend.)

Sei ſtandhaft, Adolph! Trau' nicht dieſem
Weſen,
Das lichthell dir und nächtlich mir erſcheint,
Zu ſchrecken dich mit lügenden Orakeln.

Editha.

Nicht mir vertraue! Glaube nur der Stimme
Des eignen Herzens, das gepreßt und bebend
Dem Ausſpruch deines Mundes widerſpricht.
Von dem Orakel, das dich nimmer trügt,
Von des Gewiſſens Schauer laß dich warnen
Und nicht vom Stolz der Königin umgarnen.
Nimm ihn zurück den unheilvollen Spruch,
Belaſte dich nicht und dein ganz Geſchlecht
Mit jener Mutter, jener Söhne Fluch.

Adolph.

Wohl kenn' ich dich, Editha! Himmelslicht
Durchleuchtet nur dein reines Engelherz.
Doch ach! ein König iſt kein Engelbild.

Das, angethan mit göttlicher Gewalt,
Nicht eh'rne Schwerter, goldne Schätze braucht,
Um Ordnung herzuſtellen auf der Erde.
Du kennſt die Welt nicht; ſie gehorcht nur Dem,
Der nebſt dem Recht auch Macht zu herrſchen hat.
Entzückt ſahſt du den armen Adolph auf
Dem Thron, weil er der Würdigſte dir ſchien.
Nicht ſo die Welt. Um meiner Armuth willen
Werd' ich verhöhnt von Hohen und Geringen,
Nichts wirk' ich ohne Reichthum. — Nein! der Fluch,
Den du mir kündeſt, wird in Segen ſich
Verwandeln für das Reich. Die Fürſtenſöhne
Für die du flehſt, verwirkten ihre Leben.
Ich bin im Recht und frei iſt mein Gewiſſen.

Editha.

Iſt das dein leztes Wort?

Adolph.

Es iſt mein leztes.

Editha.

So ſchweigt denn auch mein Mund und ich verhülle
Mein Antliz dir; erſt in der Todesſtunde
Wirſt du es wieder ſchauen.
(Sie verſchleiert ſich wieder und tritt zu Margaretha.)

Friedrich.

Mich auch höre!
Glaub' nicht, o König, daß ich fügſam mir
Mein Erbe laſſ' entreiſſen durch ein Wort.
Wenn es nach unſern Landen dich gelüſtet,
So mußt du ſie erobern mit dem Schwert.
Ganz Thüringen und Meiſſen, das in Zwieſpalt
Nur zwiſchen uns und unſerm Vater war,
Wird gegen dich für uns ſich wie Ein Mann
Erheben. Greif' es an und ſiehe zu,
Wie du den Heimweg wiederfinden magſt.

Adolph.

Dein Troz ſtählt meinen Vorſaz nur. Noch eh'
Das Licht des Mondes wieder voll geworden,
Wird Naſſau's Banner auf der Wartburg wehen. —
Jezt, Landgraf Albert, kommt! Beſiegeln laßt
Uns den Vertrag. Dann auf nach Thüringen!
(er will fort.)

Margaretha.

Halt, König! Noch ein Wort! Verworfen haſt
Du alle Stimmen jezt der Lebenden,
Der Jungfrau Weiſſagung, der Mutter Klage,
Des Sohnes Flehn, dein eigenes Gewiſſen.
So höre denn die Stimmen auch der Todten,
Die vor dir herrſchten in dem deutſchen Reich.
Du heil'ger, großer Karl, erhebe dich
Von deinem alten Grabesſtuhl zu Aachen
Und ſage dieſem Mann, wie groß du warſt
Und wie in Schmach verkamen deine Enkel!
Werft eure Sargesdeckel ab und ſchreitet
Heran, ihr Heinriche und ihr Ottonen,
Und zeigt ihm, wie von euren ſtolzen Stämmen
Wird keine Spur gefunden mehr in Deutſchland!
Und du, mein Ahnherr Friedrich, ſchwebe her,
Und weiſ' ihm erſt die Welt, die dir gehorchte,
Und dann das Blutgerüſt, auf dem das Haupt
Schmachvoll hinrollte deines lezten Enkels!
Mich ſelbſt auch ſeh' er und mein tiefſtes Elend! —
All' dieſe rieſigen Geſchlechter fielen,
Sagſt du, als Opfer ihrer Ländergier?
Du ſprichſt damit dein eignes Urtheil aus.
Wenn jene Eichen ihrer Schuld erlagen,
Wie ſollteſt du, kaum aufgeſchoßnes Rohr,
Nicht ſchnell zerknicken unter dem Gewicht
Des Unrechts, das du heut auf dich gehäuft? —
So geh' denn hin, es zu vollenden! pflanze
Dein Banner auf den Burgen meiner Söhne.
Doch leuchten wird es nicht als Siegeszeichen;
Als Aufruhrsfahne lodert es empor,
Um alle Völker Deutſchlands zu erwecken,
Daß ſie, dich ſtürzend vom entweihten Thron,
Gottes Gerechtigkeit an dir vollſtrecken!

Adolph.

Nicht ſtören ſoll mich dieſes Unglückslied.
Geworfen iſt das Loos, willkommen Krieg!
Hat er mir die erſehnte Macht beſchieden,
Dann gründ' auf ihm ich Deutſchlands goldnen Frieden.

Margaretha.

Ich rufe Wehe!

Imagina.

Und ich rufe Sieg!

(Adolph, Imagina, Albert und Gefolge gehen ab; Margaretha bleibt ſtehen, von Friedrich und Editha umſchlungen. Der Vorhang fällt.)

* * *

Lyriſche Halle.

Meine Zither,

von

Maximilian, Herzog in Bayern.

Das Liebſte auf der weiten Welt
Iſt mir der trauten Zither Spiel,
Ich ſchätz' es mehr, als alles Geld
Und koſtet's auch der Mühe viel.

Bin froh und guten Muthes ich,
So freut ſie ſich mit ihrem Herrn,
Und fühl' ich trüb' und traurig mich,
So theilt ſie meinen Kummer gern.

Drum iſt mir wohl bei ihr allein,
Weil *ſie*, die Einz'ge, mich verſteht,
Ich laſſ' die Menſchen Menſchen ſein
Und ſpiel' auf ihr von früh bis ſpät.

Die Menſchen treiben auch ein Spiel,
Doch iſt's ein andres Inſtrument,
Sie ſpielen auf dem Menſchen viel,
Der ihre Falſchheit noch nicht kennt.

Gloſſe.

von

E. A. Kaltenbrunner.

„Ach, das Heute iſt kein Geſtern,
Was entſteht, darf nicht beſtehn;
Es ſind zwei getrennte Schweſtern,
Welche ſich nicht ähnlich ſehn.“
König Ludwig von Bayern.

Freundlich hell im Sonnenglanze
Lag noch jüngſt das weite Land,
Feld und Wieſe, Baum und Pflanze
Trugen noch ihr Feſtgewand,
Und entzückend war das Ganze! —
Seht, wie nun die Tage fliehn!
Und ihr wollt das Glück mit feſtern,
Engern Banden an euch ziehn?
Laſſet ab, — es iſt dahin!
„Ach, das Heute iſt kein Geſtern!“

Was der ſchöne Lenz uns gab,
Endet ſchon mit dieſer Roſe!
Lieb' und Jugend ſterben ab,
Und der Menſchen dunkle Looſe
Fallen auf ein frühes Grab!
Selbſt des Tempels prächt'ge Mauer
Wird ein Tag einſt ſtürzen ſehn; —
So erkennen wir mit Trauer:
Dieſſeits, ach, iſt keine Dauer,
„Was entſteht, darf nicht beſtehn.“

Einem Schooße zwar entſprungen,
Töchter von der Mutter Zeit,
Die ſie ſtrenge hält bezwungen,
Hat ſie doch nicht Zärtlichkeit
Gleicher Liebe je umſchlungen.
Nie vereint ſich dieſes Paar,
Ewig fliehn ſich Heut und Geſtern,
Und in dem, was iſt und war,
Wird dem Geiſte ſchmerzlich klar:
„Es ſind zwei getrennte Schweſtern."
Welche Scheidung zwiſchen ihnen!
Roſenwangig, lieberfüllt
Iſt die Eine uns erſchienen;
Hier die Andre, ſchwarzgehüllt,
Trägt den Gram in ihren Mienen.
Frohſinn mit der Einen, — Leiden
Seht ihr mit der Andern gehn,
Und ſo ſeht ihr dieſe Beiden
Stets ſich als Geſchwiſter ſcheiden,
„Welche ſich nicht ähnlich ſehn."

Hababah

von

Aloys Büſſel.

„Süßes Kind, du Himmelsblume,
Morgen mir voll Ambraduft,
Wann die Nacht mit feuchter Hand
Löſcht des Tages heiße Gluthen,
Lagre dich an Yezid's Seite,
Gieße hin des Leibes Zauber,
Wie ein Roſenquell, auf weiche Kiſſen,
Laß den Strahl der Augen trinken mich,
Denn des Pararadieſes Reize
Leuchten mir daraus entgegen."
Yezid ſpricht es, und der Sclave
Tritt herein, auf goldner Schüſſel
Reicht er ihm die Traube hin,
Von Damaskus Sonnengluth gereift,
Schwellend von dem ſüßen Rauſche,
Feuer ſprüh'nd aus jeder Beere,
Und Begeiſtrung athmend, hohe,
Und der Freude Luſt und Taumel.
Sieh! Hababah lächelt, und des Divans
Fülle ſchwillt und ſinkt und hebt ſich wieder
Schmeichelnd, denn Hababah gießt ſich
Hin, als quoll' der Himmel nieder
Mit des Frühlings Blüthenpracht.
Horch, zur Liebesrede ſpaltet ſich
Nun Hababah's Purpurmund;
Gleich der Roſe, küßt der Morgen
Ihr die zarte Knoſpe koſend auf,
Und die Lippen, ſanft geöffnet,
Weich wie Sammt, geröthet wie die
Kirſche, die in Sarmarkand
Einſaugt ſeines Himmels Düfte,
Nimmt Hababah hin die Küſſe
Des Kalifen, liebentflammt.
Yezid drückt ihr Beer' um Beere
Durch der Zähne ſchimmernd Elfenbein
Haſtig; jetzo ſchlingt er, trunken
Von der himmliſchen Geſtalt,
Ihr die Traubenkorall' in die Kehle,
Koſend, ſchwelgend, und verſiegelt
Ihr den Mund mit Kuß auf Kuß
In der Liebe ſeligem Taumel,
Daß des Odems Hauch der Bruſt entflieht.
— Und ſie ſchweigt, erblaßt, entſinkt
Yezid's Arm, die Stimme ſtockt ihr
Unter ſeiner Küſſe Flammen
Und — Hababah athmet nimmer!
„Wehe," ruft er „weh' Hababah,"
In Verzweiflung ſeine Hände ringend!
Zorn ſpricht aus der Augen Himmel,
Aus ſind dieſe Lebensgluthen,
Ausgelöſcht durch Yezid's Küſſe!
Und er jammert durch die Hallen,
Nimmer trennen will er ſich von ihr;
Ganz Damaskus klagt und trauert!
Es zerſchlägt im tiefen Schmerz ſich
Seine Bruſt der Ommiade.
Der Kalif erträgt das Leben nimmer,
Denn Hababah war ſein Leben,
Und das Leben iſt zur Nacht geworden.
Gram verzehret des Kalifen Herz
Und hinab zur Porphorgruft,
Wo Hababah ruht, — Hababah,
Seiner Krone ſchönſte Perle,
Läßt er tragen ſich. „Dort will ich,"
Rief der trauernde Kalife ſterbend,
„Wenn ich ausgeathmet, leben;
An Hababah's, der Geliebten, Seite
Iſt der Tod ja ſelbſt noch Leben!"

Ein Liebeslied

von

L. v. Bornstedt.

Meine Liebe ſoll Dir ſcheinen
In das Herz ſo warm und heiß.
Wie die Sonne zieht am reinen
Himmel hin den höchſten Kreis.

Scheinen, wie in Maiennächten
Scheint der Mond ſo wunderklar,
Alle Zungen ſchweigen mochten,
Und Dein Herz ſo ſtille war.

Wie ein Stern, wann ſchwarze Dunkel
Drücken auf das bange Meer,
Führt mit treuem Glanzgefunkel
Deinen Nachen ſicher her.

Wie auf grünen Alpenhöhen
Flammt der Hirten Feuerlicht,
Daß die Thäler weit es ſehen,
Und Dir's hell durch Nebel bricht.

Wie des Glühwurms kleine Leuchte
In des Blättleins grünem Zelt;
Wie das Morgenroth in feuchte
Thauestropfen roſig fällt.

Scheinen, wie am lieben Heerde
Scheint die rothe Kohlengluth;
Wenn durchwandert Du die Erde,
Dort Dir endlich wird ſo gut.

Wie das reine, weiße Feuer,
Das den Diamant verzehrt;
Das, gehüllt in heil'ge Schleier,
Die Veſtalin ewig nährt.

Scheinen endlich treu und ſtille,
Wie des Lämpchens blanker Schein,
Das mit ſeiner Friedensfülle
Hellt Dein Sterbekämmerlein.

Vates

von

Fr. Baron de la Motte Fouqué.

Wer lehren will, der woll' erſt gründlich lernen;
Das iſt ein Satz, den ziemlich Alle wiſſen,
Und mehrſt zuvor ſind Lernens auch befliſſen,
Die lehren woll'n von Ländern, Sprachen, Sternen.

Nicht ſo ſtets, wo es gilt, aus Sehnſuchtsfernen
Ein Lied zu wecken, das die Herzen miſſen,
Annoch, zu rufen Licht aus Finſterniſſen
Im Klang, zu ziehen Lebensbäum' aus Kernen.

Da heißt es allzuoft: friſch zugegriffen
In ungeſtimmte Saiten, ausgepfiffen
Im Voraus Andre, bis von ſelbſt Akkord kommt!

Doch wißt, daß daraus nichts als Wohllauts Mord kommt.
Zuvörderſt lernt! Mehr noch, lauſcht höchſter Weihung;
Die Dichtkunſt iſt verwandt der Prophezeihung!

* * *

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Tuttolaſſo's Wanderungen durch Deutſchland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahr 1836. Stuttgart, im Verlage der Claſſiker. 1839. 8.

Die Reiſelitteratur hat ſeit der beſondern Gattung der Satyriker, welche die Mängel und Auswüchſe unſerer Welt auf erdichtete Welten übergetragen, um die wirkliche dadurch zu beſſern, bei ſteigender Theilnahme, oft in Form und Gehalt gewechſelt. Nach dem Vorbilde des alten Niklas Klimm haben in obiger Beziehung Swift und ſeine Nachfolger gearbeitet. Darauf wurde, durch die Nachahmer der Sterne'ſchen Empfindſamkeit, der Boden mehr überſchwemmt als befruchtet, bis Männer von entſchiedener Wiſſenſchaftlichkeit, unter den Deutſchen vorzüglich Humboldt, das Große, Ernſte und Weſentliche der Welt und des Lebens zeigten.

Neben der fortbeſtehenden Wirkſamkeit dieſer würdigen Prieſter der Natur, beſchäftigt ſich das üppige Geſchlecht der Neueren mehr damit, uns in ſchimmernden Reiſebildern ihre flüchtigen Anſchauungen und Genüſſe zu ſchildern, ohne reelle Kenntniſſe weder ſelbſt zu beſitzen, noch ſie bei ihren Leſern vorauszuſetzen, bloß das Angenehme in's Auge faſſend.

Sie nennen ſich Touriſten, Cartoniſten, Weltdurchganger, Müde, Halbmüde und Ganzmüde. Tuttolaſſo aber ſteht unter ihnen als eigene Abart da; er iſt nicht ſo zierlich und blumenreich wie ſeine redſelige Sippſchaft überhaupt, aber auch nicht ſo harmlos, wie Manche dieſer Zahl.

Paris iſt der Hafen, wo er zuerſt ſeine Anker lichtet. Er kündigt ſich ohne Zeitverluſt als Satyriker an, deſſen Zweck Kränkung, deſſen Lieblingswaffe Ironie, deſſen Zielſcheibe der Adel und immer wieder der Adel iſt, dem er ſich als ein treuloſer, abſichtlich ungeſchickter Lobredner und Verfechter zugeſellt.

Schon nach den erſten zwanzig Seiten, nachdem wir Mainz und Frankfurt berührt und in Leipzig eingetroffen ſind, ermüdet dieſes immer gleichförmige, ſpöttiſche Lächeln des Vortrages, dieſes ganz nackte Verhöhnen, das dem Gegner die unſinnigſten Meinungen aufbürdet. Dieſe Manier bringt das traurigſte Colorit zuwege, welches ein Buch tragen kann, das des Ingrimms und der Galle, wo Laune, Geſchmack und Witz ausgeſchloſſen bleiben.

Anders färbt ſich das Kapitel über die Mucker. Bei Schilderung der von ihnen verübten Gräuel, wo der Verfaſſer nur die Kraft hat, Aemter und Anfangsbuchſtaben der Strafbaren zu bezeichnen, fällt ihm vor Schamhaftigkeit die Feder aus der Hand, aber ſo ſpät, daß er gewiß die Stärke gehabt hätte, Alles zu ſagen, wenn er es etwa nicht geſagt hat.

Das einzige ſchöne Dorf in Polen und die polniſche Schweiz erſcheinen hier als zwei recht wohlthuende Epiſoden. In Ungarn aber erwacht gleich wieder der alte Geiſt der Erbitterung und des Spottes, wie denn die bisherigen Reiſen überhaupt nur der Anlauf zu einer Schilderung Athens und Griechenlands ſind, die das Haupt-Thema des Buches bilden.

Wie wir alſo den Verfaſſer aus den vorhergehenden Kapiteln kennen gelernt, erſcheint er auch auf claſſiſchem Boden, nur ſich ſelbſt überbietend. Eine Darſtellung wie die ſeine, muß eine leidenſchaftliche ſein; offenbar iſt es in ihr auf Verletzung des Einzelnen abgeſehen, und die Wahrheit ſelbſt müßte bei einer ſolchen Einkleidung verlieren.

Die ſchweren Anklagen, die hier vorgetragen werden, hätten, um Glauben zu finden, einen würdevollen Ausdruck verlangt, den jedoch die unausgeſetzte einförmige Ironie des Verfaſſers nicht zuläßt.

Dieſe athmet mehr Schadenfreude, als Wehmuth über das Geſchehene, und die Manier anſcheinender Billigung, welche ſie annimmt, mag wohl mit höherer Meiſterſchaft angewandt, in einem Roman wie Fieldings: Jonathan Wild der Große, an ihrem Plane ſein, aber ſie iſt es nicht da, wo man unter den Augen der Zeitgeſchichte ſchreibt.

Vom ironiſch beſtiegenen Steckenpferde des ariſtokratiſchen Eigendünkels zählt der Verfaſſer, unter dem Scheine des Beifalls, die Fehler auf, welche, ſeiner Verſicherung nach, von der griechiſchen Regentſchaft, namentlich durch ein bloßes Wahrnehmen adeliger Intereſſen und Bevorzugung der Phanarioten, begangen werden.

Hier wo nur die Thatſachen ſprechen ſollten, ſind der Ton überreizter Empfindlichkeit, wie nur perſönliche Zurückſetzung ihn anzunehmen pflegt, die Seitenhiebe auf ungleichen Empfang und ausſchließliche Auszeichnung im Hauſe des Staatskanzlers dem Wahrheitsforſcher höchſt verdächtig, und der anſcheinende Don-Quixote, der einmal den Namen des edlen Helden-Sängers de la Motte Fouqué im Munde führt, verſcherzt bei den Mißhandlungen, womit er das zehnte Kapitel „Auch ich war in Arkadien" ſchließt, für immer den Namen eines Ritters, wie er im Kap. 15 „der Philolog Philhellene" eben ſo unwiederbringlich den Namen eines Attikers verliert.

Nicht unleſenswerth ſind die Seiten, wo der Verfaſſer mit mehr Unbefangenheit die frühere und jetzige Lage Griechenlands ſchildert und für kurze Zeit den Gegenſtand ſeines Haſſes aus den Augen verliert.

Hingegen giebt wiederum das vorerwähnte Kap. 15 das Bild eines Sympoſion, wo der gute Geiſt des Weines nicht gewaltet hat. Hier iſt ein Charivari, eine Katzenmuſik auf 92 Seiten, und nichts, als nur die gewöhnliche Folge der Trunkenheit, uns vorenthalten. Nicht weniger als zwölf verſchiedene Sorten des feurigſten Weines waren in Bewegung, ja es wurden, (was Freunden der Beſonnenheit und der Unpartheilichkeit nicht genug widerrathen werden kann) zwei Gläſer ſchnell hintereinander geleert, wobei der „Baron" nicht unterließ, fleißig zum Trinken zu ermahnen. Was Wunder, wenn nun die Lachwuth ſo entfeſſelt wurde, daß die witzloſeſten Einfälle, die gemeinſten Schimpfreden Ströme des Lachens, „dem entfeſſelten Winterwaſſer gleich", hervorlockten. Die Trinker konnten lange nicht zu ſich kommen, da, wie erzählt wird, von den Griechen noch überdieß allerlei witzige Bemerkungen hinzugefügt wurden, welche der Verfaſſer jedoch nicht mittheilt, um das Capitel nicht zu weit auszudehnen. Hätten aber, angenommen, daß ſie geiſtreich waren, ſtatt ihrer nicht die wirklich aufbewahrten Witzfunken unterdrückt werden ſollen, die er uns mit dem Gelächter wiedergiebt, das ſie in jener edlen Nacht erweckt haben ſollen? — Die Gäſte waren bald in einem Zuſtande, der das Schlimmſte befürchten ließ. Der „Baron" beſchwor ſeine jungen Freunde, ſich zu mäßigen, ſich zu beruhigen. Lyſander mußte ſich auf Dimitrakis ſtützen und trank in dieſer Stellung das letzte Glas, das ihm Tuttolaſſo noch aufnöthigte. In welchem Zuſtande mögen die Uebrigen geweſen ſeyn?

Wer aber, fragen wir, war nun wohl bei dieſem Gelage Herr ſeiner Worte und ſeiner Erinnerungen? Die Herren gingen um drei Uhr nach Mitternacht, der „Baron" dankte auf's Freundlichſte, ſagte ihnen manches Verbindliche und hörte ſie noch einige Zeit auf der Straße toben und lärmen, wo viele ihrer Ausdrücke ſich beſſer als im Zimmer mögen ausgenommen haben.

Die Batterien zwölfpfündigen Gelächters, die der „Baron" an vielen Stellen dieſes Kapitels angebracht, erinnern an die apocryphen Memoiren des Herzogs von Vicenza, den die herausgebende Zuhörerin Charlotte Sor im beſten Erzählen durch überlaute Fröhlichkeit und unmäßiges Lachen unterbrach, wenn er der Feinde Frankreichs gedachte. Auch in den Memoiren der Herzogin von Abrantes wird dieſer Kunſtgriff des Styls fleißig angewandt.

Welch' ein Zutrauen aber, ja welch' eine Widerlegung können wohl die vom Verfaſſer aus trunkener Quelle geſchöpften Nachrichten verdienen? Kann da in vino veritas ſein, wo ſchon mit nüchternem Munde ſo gehäſſig und leidenſchaftlich geurtheilt wurde? Es heißt mit Nachſicht richten, wenn man dieſes Kapitel einen gänzlich mißlungenen ſatyriſchen Verſuch nennt, und wir wenden uns von Tuttolaſſo's unwürdiger, berauſchter Jugend zu einer edleren, die mit ihrem Dank und ihrem Enthuſiasmus den Mann umgiebt, in welchem die Kenntniß des Alterthums, wie in keinem andern, zu einem lebenden Wiſſen ward, der die Einſicht in das Leben der Staaten und Völker mit aufopfernder Liebe für ihr Wohl und, wie Göthe von Byron ſagt, mit Mitſinn für jeden Menſchendrang verbindet.

Dieſe edlere Jugend Deutſchlands aber hat von dieſem Philhellenen, den Tuttolaſſo ſo hart befeindet, geſagt:

Der in der Vorzeit Tiefen,
Des heil'gen Ernſtes voll, einhergegangen;
Was er geſchaut in ſeinen Athenäen,
War mehr, als daß es Worte ſagen ſollten,
Er half der Freiheit wieder auferſtehn,
Die taube Zeiten knechtiſch feſſeln wollten.

Die letzten Kapitel des Buches verfolgen auf dem Wege der Ironie, zu immer wachſender Ermüdung des Leſers, das Thema völliger Unterdrückung und Ausrottung Alles deſſen, was nicht Adel iſt. Nicht ſelten kommt man zwiſchen Ernſt und Spott in die Klemme, mit einem Unbehagen, wie wir in der phyſiſchen Welt beim Anblick eines hämiſch Schielenden es wohl zu empfinden pflegen.

Es kann übrigens nicht fehlen, daß die in dieſem Buche aufgehäuften Anſchuldigungen eine ernſte Beleuchtung und ſtrenge Erörterung hervorrufen, die jedoch nur denen zuſteht, die ganz nahe Zeugen der angeführten Thatſachen waren. Eine Vertheidigung freilich macht ſolcher Angriff für keine Ehre unerläßlich, und vom litterariſchen Standpunkt können wir dieſes Werk nur als ein Erzeugniß der Leidenſchaftlichkeit, des Ingrimms und einer ungeſchickt gehandhabten Satyre bezeichnen.

B.

---

2) Schillers erſte, bis jetzt unbekannte Jugendſchrift:
„Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.“
Amberg, Verlag der Klöber'ſchen Buchdruckerei 1839. 8.

Noch eine Reliquie des Unvergeßlichen! — Die Errichtung ſeines Standbildes in Stuttgart hat der Erforſchung deſſen, was uns noch von Ihm bleibt, einen neuen Antrieb gegeben und manches an's Licht gelockt, das als Eigenthum Einzelner eine liebevolle Eiferſucht vielleicht lange zurückhielt. Es kommt eine Zeit, wo die Nation, der ein Mann wie Schiller angehörte, einzige Erbin Alles deſſen wird, was von ihm ausging. So iſt es mit vorliegender Jugendſchrift und dieſes hat der Herausgeber eingeſehen, der uns in ſeinem Vorworte benachrichtigt, daß Schiller dieſe Rede im Jahre 1775 zur Feier des Geburtsfeſtes der Reichsgräfin von Hohenheim, in Gegenwart des Herzogs von Würtemberg, hielt.

Es wäre für den Kritiker ſo kühn, als es für den Enthuſiaſten leicht iſt, in dieſen wenigen Blättern Schiller's Genius zu erkennen, — aber unverkennbar iſt hier ſeine Feder, — ſeine Seele, — jene vielleicht nur ihm eigene Vereinung der Forſchung mit der Liebe, des Gedankens mit der Empfindung, — dieſes Tauchen und Untergehen in Begeiſterung jenes Flammengeiſtes, der ſich, in der „Melancholie an Laura“ weiſſagte, „er werde im eigenen Strahl auslöſchen.“

Wohl mag, wie der Herausgeber vermuthet, jene weibliche Geſtalt, die Schiller hier in eine ſo hohe Glorie ſtellt, in reiferen Jünglingsjahren das Vorbild der Reuigen geliefert haben, die er in ſeinem bürgerlichen Trauerſpiel „Kabale und Liebe“ in freiwilliger Sühne verklärt. Schiller's Natur nach gingen ſeine meiſten Schöpfungen vom Ideal aus, das war Franziska dem fünfzehnjährigen Redner, dem vier und zwanzigjährigen dramatiſchen Dichter war ſie es nicht mehr, — aber er erklärte, er rechtfertigte ſie.

Wir brauchen dieſe Blätter nicht der Liebe der deutſchen Leſer, — den Herausgeber nicht ihrem Danke zu empfehlen.

M.

---

3) Tutti-Frutti eines Süddeutſchen, von Carl Weichſelbaumer. Band 1. München, bei Georg Franz 1837 — 38. 8.

In einer Zeit, wo der vaterländiſche Boden mehr als je von krankhaften Erzeugniſſen einer haltloſen Litteratur überwuchert, und die einheimiſche Saat von einer Menge fremden Unkrautes, das, wegen giftiger Stoffe, nie auf unſerm Erdreich hätte Wurzel faſſen ſollen, unterdrückt wird, — in einer ſolchen Zeit der belletriſtiſchen Ausartung kann ein Buch von geſundem Gehalte und gewiſſer Tendenz nur die willkommenſte Erſcheinung ſein. Wenn es wahrhaft Noth thut, die deutſchen Geiſter vor weitern Verirrungen und kläglichem Irrereden zu bewahren, ſo hat ein Wort der Mahnung und des männlichen Zornes immer das höchſte Verdienſt um das geiſtige Leben im Allgemeinen und die Ehre der vaterländiſchen Litteratur insbeſondere. Als man noch die Dichter bekrönte, zeigten ſich weniger hervorragende Häupter, dieſe aber deſto würdiger des Lorbeerkranzes. Seit es jedoch von ſogenannten ſchönen Geiſtern wimmelt, welche in umgekehrter Weiſe das Publikum wie einen Fetiſch bekränzen, — ſei es nun mit Weinlaub oder Mohnblättern, — ſeit dieſer überſchwenglichen Abgötterei hat ſich der gute Geiſt verloren. Dieſen wieder herauf zu beſchwören durch feſtes Anſchließen redlicher Theilnehmer, durch Begründung litterariſcher Vereine und gehaltvoller Journale, ſcheint die Abſicht unſres würdigen Verfaſſers zu ſein. Er giebt zu dieſem Behuf Andeutungen, wie Leſewelt und Schriftſteller nur in achtungswerther, redlicher Anerkennung zuſammenhängen, wie das verlorne Gleichgewicht zwiſchen Kopf und Herz wieder herzuſtellen, die erloſchene Pietät gegen die Denkmale deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wieder anzuregen ſei, und welche Vorarbeiten jetzt ſchon gemacht werden müßten, um unſre Zukunft zu einer erfreulichen und fruchtbaren zu geſtalten. Durch ſein Werk ſelbſt hat er das Beiſpiel der Reinheit in Gedanken, Gefühl und Wort, das Muſter eines einfachen, prunkloſen Styles und einer auf Umſicht, Kenntniſſen und tiefer Seelenkunde beruhenden Behandlung gegeben.

Die Form von Tagebüchern, kräftig gezeichneten Skizzen, eingeſchobenen Fragmenten und humoriſtiſchen Mittelgliedern läßt der Beſprechung jeweiliger Anſichten freien Spielraum, und beſonders die pſychologiſche Novelle, wobei die Ideen und Meinungen aus gut gehaltenen Charakteren und natürlich begründeten Zuſtänden ſich geſprächsweiſe gegenübertreten, giebt ihrem Schöpfer einen unpartheiiſchen Standpunkt.

Wenn in dieſem ſchönen Fruchtgehänge ſich unter lieblichen Blumen und heilſamen Kräutern auch manch beiſſender Kern und ſcharfer Dorn verſteckt, ſo mögen die Leſer leichtfertiger Art, zu Verbeſſerung ihres verdorbenen Geſchmacks, deren Bitterkeit um ſo tiefer empfinden, als ſie mit oberflächlicher Auswahl zur Friſtung ihres halben Daſeins von den Quackſalbertiſchen vieler Neuern nur fade Leckerbiſſen zu haſchen gewohnt ſind.

Ueberblick der Kunſtleiſtungen zu München im Jahre 1839.

von

Dr. Rudolf Marggraff.

(Fortſetzung und Schluß.)

An dem Ausbau und der Schmückung des Innern der neuen Ludwigskirche wurde rüſtig fortgearbeitet. Cornelius vollendete an der Hauptaltarwand al fresco ſeine gewaltige Darſtellung des Weltgerichts, gleich ausgezeichnet durch die Größe ihres äußeren Umfanges wie durch die Erhabenheit des Gegenſtandes und ſeiner Auffaſſung, endlich nicht minder durch die Klarheit der geſammten Anordnung wie durch den heitern Ernſt und die Harmonie der maleriſchen Ausführung. Deſſelben Meiſters überaus herrliche, durch die erſchöpfende Tiefe der Auffaſſung und durch die reine Schönheit der Geſtalten anſprechende Compoſition der Weltſchöpfung brachte ſein treueſter Gehülfe, Hermann, mit dem Maler Stürmer aus Berlin an dem Bandgewölbe über dem Hochaltar zu Ende. Ebenſo wurden auch die Anbetung der Könige und Hirten und die Figuren der Verkündigung: Maria und der Engel, in der einen Seitenaltarniſche, ſo wie die Figuren des **Noli me tangere**: Chriſtus und Magdalena, in der andern, vollendet; und es bleibt daher für künftiges Jahr nur noch die Ausführung der Kreuzigung in der zuletzt bezeichneten Seitenaltarniſche, ſowie zweier, die Darſtellung der Weltſchöpfung ergänzender Deckengemälde übrig, von welchen das eine im Carton bereits vollendet iſt. Es ſtellt den ſtreitenden Erzengel Michael mit ſeinen drachentödtenden Genoſſen vor, während uns der andere, in der Ausführung begriffene Carton die vermittelnden und ſchützenden Erzengel: Rafael, Gabriel, Uriel, mit den drei abrahamitiſchen Engeln, in meiſterhafter Compoſition und Zeichnung zur Anſchauung bringt. In den Abendſtunden war Cornelius mit den letzten Entwürfen zu den Freskobildern in den Loggien der Pinakothek beſchäftigt.

Die Gärtner'ſchen Gebäude des geiſtlichen Seminars und des weiblichen Erziehungsinſtituts erhielten im Aeußern einen wohlgefälligeren Farbenanſtrich und ſchritten zugleich im Ausbau und in der Verzierung des Innern raſch vorwärts. Der innere Ausbau des gegenüberliegenden, neuen Univerſitätsgebäudes gedieh unterdeſſen ſo weit, daß es im Herbſt 1840 bezogen werden kann. Von außen wurden über den Fenſtern des zweiten Stockwerkes die von C. Mayer gearbeiteten, an Zahl mehr als ſechszig betragenden Reliefporträts berühmter Gelehrter aller Zeiten in Medaillonform angebracht und die umfangreiche, hochgewölbte Aula, ſo wie eine lange Reihe von Zimmern mit farbigen Ornamenten nach Gärtners Zeichnungen an Decken und Wandfrieſen heiter und geſchmackvoll verziert. Auch das benachbarte Salinen- und Bergamtsgebäude iſt ſeit ſeiner Grundlegung am 25. Aug. 1838 im Ausbau weit vorwärts geſchritten.

Die nach Zieblands trefflichem Entwurf im weiteren Ausbau begriffene neue Baſilika des H. Bonifacius, eines der edelſten und vollendetſten Bauwerke des neueren Münchens, mit ihren fünf, aus 64 weißen Marmorſäulen gebildeten Schiffen, hat das in der Höhe des Mittelſchiffs ſichtbar hervortretende künſtliche Gebälk des Dachſtuhles erhalten und iſt überhaupt im Bau ſo weit gefördert, daß Prof. H. Heß in den erſten Tagen des kommenden Frühjahrs die Ausführung des koloſſalen Hauptaltargemäldes al fresco beginnen kann. Dieſes Gemälde ſtellt in alttypiſcher Strenge die triumphirende Kirche ſymboliſch dar, während von den übrigen, zur Ausſchmückung der Wände über den Bogen des Mittelſchiffes beſtimmten Freskogemälden die 12 größeren mit den dazwiſchen liegenden 10 kleineren die merkwürdigſten Geſchichten und Scenen aus dem Leben des H. Bonifacius, und die darüber zwiſchen den Fenſtern befindlichen 36 kleineren Bilder die Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland darſtellen werden. Dieſe Letzteren ſind bereits ſämmtlich unter des Meiſters Leitung von J. C. Koch, Janſon, Claudius Schraudolph u. A. in der kleinen Zeichnung vollendet, ebenſo, mit Hülfe des ſehr talentreichen Joh. Schraudolph, fünf von den größern, während Heß ſelbſt das koloſſale Hauptaltarbild mit ſeinen 23 Figuren im großen Carton ausgeführt hat.

Dieſe Darſtellungen zeichnen ſich insgeſammt durch eine frommſinnige, keuſche Milde des Ausdrucks und eine demſelben entſprechende anmuthige Compoſition und Zeichnung ganz vorzüglich aus.

Unter Zieblands Leitung wurden auch die Umfaſſungsmauern des St. Bonifaciusſtiftes und des damit unmittelbar zuſammenhängenden Kunſt- und Induſtrieausſtellungsgebäudes, welches mit ſeinem aus acht vordern und vier hinteren korinthiſchen Säulen beſtehenden Portikus der in ähnlicher Weiſe erbauten Glyptothek gegenüber zu ſtehen kommen wird, dem größten Theile nach vollendet.

Am 25. Auguſt, dem königlichen Geburts- und Namenstage, der ſchon ſeit vielen Jahren auf eine eben ſo ſchöne als bezeichnende Weiſe ſei es durch bedeutende Ereigniſſe im Gebiete der Kunſt, ſei es durch die Begründung oder Einweihung neuer Gebäude und Denkmäler, gefeiert wird, fand die Einweihung der neuen Mariahülfkirche in der Vorſtadt Au ſtatt, nachdem nur wenige Monate vorher der Architekt des Baues, Oberbaurath Ohlmüller, durch den Tod aus ſeinem irdiſchen Wirkungskreiſe abgerufen worden war. Die herrlichſte Witterung begünſtigte das überaus ſchöne Feſt, welches mit einer ſo heiteren und herzlichen, durch alle Stände und Alter verbreiteten Theilnahme begangen wurde, daß die Erinnerung daran noch lange in dem Gedächtniß der Theilnehmer fortleben wird. Einem reichen prächtigen Feſtſaal gleich, war die ganze Vorſtadt bis zu der dürftigſten Hütte in der abgelegenſten, engſten Straße herab ſo bunt und luſtig ausgeſchmückt, daß man vor blauweißen Fähnlein, Kränzen und Bildern oft die natürliche Farbe der Hauswände nicht zu erkennen vermochte. Prozeſſionen, muſikaliſche Aufführungen, Illuminationen und Feuerwerke wechſelten mehrere Tage hindurch miteinander ab, und Alles war bemüht, ſeine Freude an der Vollendung eines Gebäudes an den Tag zu legen, welches in dem beim Volke ſo beliebten altdeutſchen Styl erbaut und im Innern durch die Munificenz des Königs mit den reichſten und herrlichſten Glasgemälden prächtig ausgeſchmückt, jedem unbefangenen Beobachter beweiſen mag, daß es auch unſerer Zeit noch vergönnt iſt, kirchliche Bauwerwerke im reinen altdeutſchen Styl herzuſtellen. Mehr als anderswo fühlt ſich hier, inmitten dieſer ernſtheiteren, von leicht aufſtrebenden Bogen überwölbten Räumen das religiös geſtimmte Gemüth über die Vergänglichkeit des Lebens zu der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes emporgehoben.

Im Laufe des Oktobers kam auch die geſchmackvoll eingerichtete Kapelle zur Einweihung, welche zu der neuen durch Gärtner erbauten und mit dem allgemeinen Krankenhauſe in Verbindung ſtehenden Wohnung der barmherzigen Schweſtern gehört.

Die innere Ausſchmückung mehrerer noch unvollendeter Räume im Erdgeſchoß der Pinakothek ging ihrer Vollendung mit immer raſcheren Schritten entgegen. Bereits konnte das Kupferſtichkabinet in das für daſſelbe eingerichtete und paſſend decorirte neue Lokal überſiedelt werden, während man fortfuhr, die drei zur Aufſtellung der koſtbaren Vaſenſchätze des Königs beſtimmten Säle, nach Herrn v. Klenze's Anordnung, in ſinnreicher Weiſe mit Arabeskenverzierungen und den getreuen Abbildungen merkwürdiger, in den Hypogäen von Corneto gefundener altgriechiſcher Wandmalereien auszuſchmücken. Der Fußboden dieſer Säle wurde mit mehreren antiken und auch modernen Moſaiken ausgelegt.

Mit der weiteren Ausmalung der 25 Loggien deſſelben Gebäudes war Prof. Cl. Zimmermann mit ſeinen Gehülfen beſchäftigt. Die Reihe der bis zum Herbſt 1838 vollendeten Loggien iſt folgende: die erſte, deren Kuppel- und Lunettenbilder den Bund der Kirche mit den Künſten darſtellen; die zweite, den Kreuzzügen gewidmet; ferner die Loggien des Cimabue, des Giotto, des Fieſole, des Maſaccio, des Perugino, des Luca Signorelli, und der übrigen Vorgänger Rafaels, des L. da Vinci, des Correggio, Titian, Michel Angelo und inmitten Aller die des Rafael, in welchem die chriſtliche Kunſt die höchſte Stufe ihrer Vollendung erreicht hatte; ſodann weiterhin die Loggia des Rubens, als entſprechend der des Michel Angelo, und ſo fort, in correſpondirender Beziehung mit der Entwicklungsgeſchichte der italieniſchen Malerei, die dem Pouſſin und Leſueur, ſowie die dem Claude Lorrain und Rembrandt gemeinſchaftlich gewidmeten Loggien. Im Laufe des J. 1839 wurde nun die bereits begonnene Ausmalung der Loggien Albrecht Dürers und van Eycks, denen des L. da Vinci und Fieſole entſprechend, vollſtändig zu Ende gebracht; ebenſo kam die Loggia Hemlings vollſtändig, die des Wohlgemuth und Wilhelm v. Cölln theilweiſe zur Ausführung; ſie entſprechen denen des Maſaccio, Perugino und Cimabue. Zimmermann, der treffliche Freskomaler, vollendete mit eigner Hand die Lunette der letzten Loggia, in welcher wir die Apotheoſe der Malerei würdig und ſchön dargeſtellt ſehen. Ihm gebührt zugleich das Verdienſt, die meiſterhaften Entwürfe des Cornelius zu dieſen Freskomalereien, dem Geiſte und der Beſtimmung derſelben gemäß, mit großer Sorgfalt und Richtigkeit eigenhändig im Carton ausgeführt zu haben. Jetzt bleiben nur noch die beiden, dem Giotto und den Kreuzzügen correſpondirenden Loggien auszumalen übrig.

Die Schätze der Glyptothek wurden um ein koſtbares Werk alter Sculptur, durch die vielbeſprochene weibliche Bronzeſtatue vermehrt, die im Bezirke der innern Stadt Vulci gefunden wurde und, allem Anſchein nach, die Porträtſtatue einer römiſchen Kaiſerin, im Charakter der Juno oder Minerva, darſtellt, wie man deren häufig, wenn auch nicht immer in ſolcher Vollendung, aus jener Zeit findet.

Mit der Ausführung der ſechs Marmorſtatuen für die Niſchen in der Hauptfaçade der Glyptothek waren mehrere Bildhauer beſchäftigt, welche, zum Theil mit Zugrundelegung der von dem verſtorbenen Bildhauer Haller herrührenden Entwürfe, die Modelle dazu anfertigten. Vulkan wird von Peter Schöpf, deſſen herrliche Venusſtatue eine Zeitlang das Ausſtellungslokal des Kunſtvereins ſchmückte, ſodann Prometheus und Phidias von L. Schaller aus Wien, Hadrian und Perikles von Leeb, Dädalus von Lazzarini in Marmor ausgeführt. Außerdem waren mehrere Bildhauer mit

Anfertigung von Büſten für die Walhalla und die Ruhmeshalle beſchäftigt.

Die größte Regſamkeit herrſchte indeß auch in dieſem Jahre in den Ateliers Schwanthalers, obgleich derſelbe länger als ein halbes Jahr zur Wiederherſtellung ſeiner wankenden Geſundheit in Gräfenberg abweſend war. Von den fünfzehn zum Schmucke des Vordergiebels der Walhalla bei Regensburg beſtimmten Figuren der trefflich componirten Hermannsſchlacht wurden alle, bis auf die Hermanns, in Marmor ausgeführt.*) An die elf für das Giebelfeld des Kunſt- und Induſtrieausſtellungsgebäudes beſtimmten und in Marmor ausgeführten Figuren, Perſonificationen der verſchiedenen bildenden Künſte, welche der Bavaria huldigend ſich nahen, wurde die letzte Hand gelegt. Auch ſind die noch fehlenden Theile zu dem 235 Fuß langen plaſtiſchen Frieſe des Friedrichſaales in dem Neubau der Reſidenz in Gyps vollendet worden. Er gewährt einen reichen, mannichfaltig abwechſelnden Cyclus von Reliefbildern, die, voll anſchaulichen Lebens und mit antikem Geiſt entworfen, den Kreuzzug des Kaiſers Barbaroſſa darſtellen. Acht lebensgroße Sandſteinfiguren griechiſcher Götterbilder für das herzogliche Schloß zu Wiesbaden wurden im Laufe des Jahres ſo weit vollendet, daß ſie an den Ort ihrer Beſtimmung abgeſendet und von Schwanthaler ſelbſt, welcher inzwiſchen, befreit von ſeinen Leiden, aus Gräfenberg zurückgekehrt war, an Ort und Stelle aufgerichtet werden konnten. Die für daſſelbe Palais beſtimmten Figuren zweier Tänzerinnen wurden im Modell begonnen.

Eine nicht minder große und mannichfaltige Thätigkeit entwickelte der Vorſtand der kön. Erzgießerei, J. Stiglmaier. Die auch im Guß wohlgelungene und vortrefflich ciſelirte Schillerſtatue wurde im April nach Stuttgart abgeſandt, um durch Stiglmaier daſelbſt aufgeſtellt und am Schillerfeſte, den 9. Mai, feierlich enthüllt zu werden. Die Reihe der in vergoldeter Bronze vollendeten Koloſſalſtatuen Maximilians I., Friedrichs des Siegreichen und Ludwigs des Reichen, die zwiſchen den Balkonſäulen des neuen Thronſaales zu ſtehen kommen werden, wurde wieder um eine, nämlich um die des Herzogs Otto des Erlauchten vermehrt. Die zu demſelben Statuenvereine gehörenden Standbilder Kaiſer Ruprechts, Friedrichs des Weiſen und Albrechts des Weiſen ſind bereits ganz oder zum Theil gegoſſen und in der Ciſelirung begriffen. Die neue Vorrichtung beim Vergolden, wodurch die den Arbeitern ſchädlichen Queckſilberdämpfe raſch abgeleitet werden, hat ſich fortwährend als überaus zweckmäßig bewährt. Im Kleinen ſind ſowohl die 12 Statuen der Wittelsbacher Fürſten, wie die 21 Statuen der Maler, ſämmtlich nach den bekannten trefflichen Modellen Schwanthalers, auf Beſtellung in wiederholten Exemplaren und zum Theil in vergoldeter Bronze gegoſſen worden. Wodurch aber Stiglmaier allen ſeinen bisherigen Leiſtungen die Krone aufſetzte, dies war der aus Einem Stücke bewerkſtelligte und wohlgelungene Guß des Rieſenpferdes zu der Reiterſtatue des Churfürſten Maximilian I., welcher am 13. April mit einem Einſatz von 250 Centnern Metall ſtattfand. Am 12. October, dem Maximilianstage, wurde dieſes Meiſterſtück der Bildnerei und Gießkunſt in Gegenwart des Königs unter einfachen militairiſchen Ehrenbezeugungen enthüllt. Seitdem ſchmückt es als eine der ſchönſten öffentlichen Kunſtzierden Münchens den Wittelsbacher Platz. Durch einen Modellirer der Erzgießerei iſt ein äußerſt treues Abbild dieſer Statue im Kleinen ausgeführt worden, und ſo wird man bald auch auswärts Gelegenheit haben, ſich durch die eigene plaſtiſche Anſchauung von der Vortrefflichkeit jenes Kunſtwerks zu überzeugen. Auch können wir die Nachricht mittheilen, daß nächſtens eine wohlgelungene, in Stein gravirte Abbildung dieſer Statue von der Kunſthandlung Mey u. Widmayer in München wird ausgegeben werden.

In den letzten Tagen des Jahres war man auf dem Hofe der Erzgießerei damit beſchäftigt, das Fundament zu legen, über welchem das zur Abformung und demnächſt zum Guß beſtimmte 54 Fuß hohe Rieſenmodell der Bavaria aufgebaut werden ſoll. Zu dieſem Fundament allein ſind mehr als 20,000 Ziegeln erforderlich. Dieſes koloſſale Erzbild der Bavaria wird ſeinen Platz auf der Sendlinger Anhöhe vor der bayeriſchen Ruhmeshalle erhalten.

---

*) Die Einſetzung der fünfzehn Figuren des Vordergiebels an Ort und Stelle ging am 18 Oktober 1838 vor ſich. Hier ſehen wir in der Mitte die thronende Germania, zu welcher von beiden Seiten Oeſtreich, Bayern, Hannover und Preußen, mit den Bundesfeſtungen Mainz, Landau, Luxemburg und Cöln, ſowie weiterhin Heſſen und Würtemberg, Sachſen und Baden herantreten, gleichſam um das Feſt der Wiederherſtellung des gemeinſamen Vaterlandes zu feiern. Die beiden Gränzflüſſe, Rhein und Moſel, ſind Zeugen dieſer feierlichen Handlung.

Auch im Gebiete der Münzkunſt herrſchte bei uns reges Leben. Namentlich gingen aus der Hand unſeres geſchickten Hofmedailleurs C. Voigt die trefflichen, durch geſchmackvolle Zeichnung und Anordnung wie durch ſcharfen und reinen Schnitt ausgezeichneten Stempel hervor, wornach die neuen großen Vereinsthaler ausgeprägt wurden. Damit hat dieſer Künſtler wiederum Muße gewonnen, um an die Fertigung neuer bayeriſcher Geſchichtsthaler zu denken.

Von den hieſigen Kupferſtechern war Profeſſor Amsler damit beſchäftigt, ſeinem meiſterhaften Stich der Rafaeliſchen Madonna del Tempi die letzte Vollendung zu geben. Bekanntlich rühren von ihm die trefflich geſtochenen Abbildungen der Schwanthaleriſchen Malerſtatuen her. Jetzt läßt er nun auch unter ſeiner Aufſicht den plaſtiſchen Fries aus dem Saale Friedrich Barbaroſſas nach Schwanthaler in Kupfer ſtechen. Thaeter, der erſt vor Kurzem einige für den nun erſchienenen zweiten Band des Raczynskiſchen Werkes beſtimmte Blätter nach Cornelius, Schnorr und Kaulbach, bis auf die letzten Retouchen, zu welchen ihm nicht mehr die nöthige Zeit gewährt wurde, mit anerkannter Trefflichkeit vollendete, hat im Laufe des Jahres auch bereits für den dritten Band deſſelben Werkes zwei Blätter nach Schinkel und Carſtens beendigt und eins nach Wach begonnen. Heinr. Merz, ein früherer Schüler von Amsler, deſſen trefflicher Stich nach Kaulbachs Narrenhaus allgemeiner bekannt iſt, fuhr fort, in ſeiner kräftigen, durch entſchiedene und richtige Modellirung der Formen ausgezeichneten Weiſe das Weltgericht von Cornelius, zu des Letztern voller Zufriedenheit, in Kupfer zu ſtechen. Gonzenbach, wie der vorhergenannte und Amsler ein Schweizer, war mit dem Stich des Arnold von Winkelried nach L. Vogel in Zürich, und der Lithograph Schreiner auch ferner damit beſchäftigt, die Bilder der Allerheiligenkapelle getreu, ſorgfältig und geſchmackvoll auf Stein überzutragen.

Unerwähnt dürfen wir in unſerer möglichſt vollſtändigen Ueberſicht nicht laſſen, daß von den Profeſſoren v. Kobell und Steinheil in München die Kunſt erfunden wurde, die auf Marienglas in einen Aetzgrund von Asphalt radirten Bilder mittelſt des Sonnenlichtes auf ein mit Chlorſilberauflöſung betünchtes Papier, welches durch Ammoniak gezogen wird, nach allen ihren Theilen in einem braunen Ton zu fixiren. Späterhin gelang es Steinheil, das Daguerreotype Verfahren bedeutend zu vereinfachen. Unterdeß ſtellte Dr. Vogel jun. mit dem Daguerreotyp des chemiſchen Laboratoriums der Akademie der Wiſſenſchaften ziemlich gelungene Verſuche an, wovon wir einige Proben im Lokal des Kunſtvereins zu ſehen Gelegenheit hatten.

Während Dr. Behrendt in Berlin ein Privilegium auf die Anfertigung lithographiſcher Steine erhielt, gelang es Herrn Liebich in München, einen künſtlichen Stein zu bereiten, der auch zur Lithographie angewendet werden kann und im Hochdruck wie in der Federzeichnung, in minderem Maaße jedoch für Gravierdruck und Kreidemanier, den erforderlichen Druck der Preſſe aushält.

Was die Beſtrebungen des hieſigen Kunſtvereins und die im verfloſſenen Jahre von ihm zur Verlooſung angekauften Bilder betrifft, ſo berichten wir darüber wo möglich in einem der folgenden Hefte. Hier genügt es zu erwähnen, daß unter den im Vereinslokal im Verlauf des Jahres zur Ausſtellung gekommenen Bildern ſich viel Mittelmäßiges und nur wenig Ausgezeichnetes befand. Die beſſeren Künſtler ſcheinen ſich von dieſer Art von Concurrenz zurückzuziehen und ihre Bilder aus erſter Hand von der Staffelei zu verkaufen. Wir hoffen, daß die Ankäufe des Vereins ſeinen nicht unbedeutenden Mitteln entſprechen werden.

Von den nicht mit öffentlichen Werken beſchäftigten Malern nennen wir beſonders Peter Heß, der durch den Kaiſer von Rußland mit dem Auftrage beehrt wurde, elf große Schlachtenbilder aus den neueſten Kriegen in Oel auszuführen, und W. Kaulbach, der nach ſeiner Rückkehr aus Rom, von wo er die intereſſanteſten Malerſtudien mitbrachte.

den großen Carton ſeiner vielgeprieſenen Zerſtörung Jeruſalems und ein vorzügliches Oelgemälde anakreontiſchen Inhalts auszuführen begann.

Werfen wir einen Blick auf die geſelligen Verhältniſſe der Künſtler unter einander, ſo bemerken wir, daß in der letztern Zeit manches geſchehen iſt, um eine Vereinigung der unter ihnen herrſchenden verſchiedenartigen Elemente zu Stande zu bringen. Eine Hauptveranlaſſung dazu gab das, dem aus Gräfenberg zurückgekehrten Schwanthaler zu Ehren veranſtaltete, mit theatraliſchen Vorſtellungen, lebenden Bildern, maskirten Aufzügen und Tänzen aus dem Stegreif begangene und überdieß durch das Erſcheinen Ole Bulls und ſein wunderſames Spiel verherrlichte Feſt im Prater, woran über 200 Perſonen, Künſtler und Kunſtfreunde, gleich herzlichen Antheil nahmen. Eine noch willkommenere Gelegenheit, den bezeichneten Zweck zu erreichen, gewährt der von den Künſtlern ausgegangene originelle Gedanke, den nächſten Carneval durch einen großen charakteriſtiſchen Maskenzug im Koſtüm des Dürerſchen Zeitalters zu verſchönern, der an ſinnreich-poetiſcher und phantaſtiſcher Pracht kaum je ſeines Gleichen gehabt haben wird. Bereits ſind die lebendigſten Voranſtalten zur Ausführung deſſelben getroffen worden. Dergleichen humoriſtiſche Beluſtigungen gehen meiſtentheils von der Klaſſe der munteren Genremaler aus, während die anſpruchsloſeren und ſtilleren Hiſtorienmaler, Bildhauer und Kupferſtecher zum Behuf heiterer oder ernſterer Geſangsübungen und wiſſenſchaftlicher Vorleſungen mit einander in Vereinigung getreten ſind.

Schließlich noch einen flüchtigen Blick auf die Kunſtlitteratur, ſo weit ſie München betrifft! Hier begegnen wir ſogleich im Beginn des Jahres den herrlichen Randzeichnungen Albrecht Dürers zu dem Gebetbuche Kaiſer Maximilians, welches auf der hieſigen K. Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Es ſind, außer dem Portrait des Künſtlers, 43 Blätter, größtentheils ausgeführt nach den von Strixner meiſterhaft lithographirten Originalplatten, deren wiederholte Herausgabe wir dem einſichtsvollen Bemühen des bekannten Druck- und Bücherkenners Fr. Xav. Stöger verdanken.

Derſelben Zeit etwa gehört die im Verlag von Georg Franz erſchienene ausführliche, mit mehreren artiſtiſchen Beilagen, wie überhaupt auch in typographiſcher Hinſicht trefflich ausgeſtattete und ſchon mehrſeitig beſprochene Beſchreibung der Metropolitankirche zu unſerer Lieben Frau in München an. Späterhin erſchienen in derſelben, um die würdige und geſchmackvolle Veröffentlichung einheimiſcher Bauwerke und Kunſtdenkmäler vielfach verdienten Verlagshandlung auch noch zwei Schriften über das ehemalige Kloſter Fürſtenfeld von K. Ad. Röckl und über das neue k. Hof- und Nationaltheater-Gebäude zu München von Fr. Meiſer.

Vorzüglich beachtenswerth ſind die von Heinrich von Mayr in lithographiſchen Abbildungen herausgegebenen maleriſchen Anſichten aus dem Orient, die derſelbe, in ſeiner Eigenſchaft als Kabinetsmaler Sr. Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern, auf deſſen Reiſe nach Nubien, Egypten, Paläſtina, Syrien und Malta im Jahre 1838 in eben ſo geiſtreichen, als unterrichtenden Skizzen ſammelte, und gewiſſermaßen als begleitenden bildlichen Commentar zu der von dem Herzoge ſelbſt entworfenen, ſehr intereſſanten Schilderung ſeiner orientaliſchen Wanderſchaft erſcheinen ließ.

Als eine in künſtleriſcher Hinſicht bedeutende Erſcheinung ſind die von der Kunſthandlung Mey und Widmayer herausgegebenen eilf Blätter von Joſeph Führig in Wien zu betrachten, die in einer zuſammenhängenden Reihe ſymboliſch-hiſtoriſcher Geſtalten und Gruppen den Triumphzug Chriſti darſtellen, in derſelben ernſt-erhabenen, würdevollen Weiſe, wie dieſer Gegenſtand bereits von mehreren älteren, italieniſchen und deutſchen Meiſtern, beſonders aber von Tizian ausgeführt worden iſt.

Von den leider mit langen Unterbrechungen erſcheinenden Münchner Jahrbüchern für bildende Kunſt wurde im Jahre 1839 das zweite Heft ausgegeben, welches außer andern artiſtiſchen Beilagen einen getreuen und wohlgelungenen Umriß der Weltſchöpfung nach Cornelius und eine Gruppe aus der Zerſtörung Jeruſalems nach Kaulbach enthält. Das dritte Heft erſcheint im Laufe des Februar.

In den letzten Tagen des Jahres wurden unſere Künſtler durch den zweiten Band des Raczynskiſchen Werkes überraſcht, welches ſich faſt ausſchließlich mit dem Münchener

Kunſtleben und deſſen verſchiedenen Repräſentanten beſchäftigt und eine Menge mehr oder weniger guter Abbildungen ihrer beſſeren Kunſtleiſtungen in Lithographien, Holzſchnitten und Kupferſtichen mittheilt. Dieſe letzteren, zumal die von Thaeter gefertigten, ſind es vorzugsweiſe, die für den Mangel an ſtreng ſichtender und ordnender Kritik entſchädigen müſſen, welcher in dieſem, mit eben ſo großen und anerkennenswerthen Opfern als wohlgemeinter Liebe zu deutſcher Kunſt unternommenen Werke herrſcht.

* * *

Paulus, Oratorium von Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Am erſten Weihnachtstage 1839 war München im Kön. Odeonſaale verſammelt, um das Oratorium „Paulus" von Felix Mendelsſohn-Bartholdy zu vernehmen, welches von dreihundert Künſtlern, mit Beiwirkung der erſten Talente der Hauptſtadt, hier zum erſten Mal aufgeführt wurde. Beſſer konnte wohl der erſte Feiertag nicht geſchloſſen werden.

Iſt es Euch begegnet, in der Stunde des Kummers, wann die Seele allein bleibt und des Gebetes harrt, eine Seite der Offenbarung aufzuſchlagen — und zufällig eine Stelle zu finden, die Euch himmliſche Geneſung darbietet, oder auf dem Schmerzenslager plötzlich neben Euch eine Mutter- oder Freundes-Stimme zu vernehmen? — So wirken die Recitative dieſes Oratoriums! Sie ſind anmuthig, wie die Huld des Himmels, erweichend wie das Oel Magdalenens, ſanft wie die Worte Chriſti. In dieſen Tönen iſt die Einfachheit des neuen Teſtaments ausgedrückt. Wo hat M. Bartholdy dieſe Klänge vernommen? — Vielleicht entſtanden ſie in ſeiner Seele, als er zu Rom während der Leidenswoche in der Kapelle des Sixtus das Evangelium leſen hörte. Gewiß, da konnten ſie in ſeine Seele fallen, aber das Wort des Evangeliums durchdrang ſie und die Phantaſie des Künſtlers gab ſie uns wieder.

Befremden könnt' es, daß wir gleich von den Recitativen dieſes Oratoriums ſprechen. Doch getreu dem erſten Eindrucke geben wir vor Allem wieder, was wir zuerſt empfingen. Noch wiederhallen dieſe Klänge am ſtärkſten in unſerer Seele, ja ſie übertönen jene feierlichen Chorale, und dringen durch die betäubenden Stimmen des empörten Volkes. Wie erzitterte unſere Seele bei dem Chor der Wüthriche, die den erſten Märtyrer ſteinigen! Die ganze Maſſe der Töne ſchien gegen den Himmel aufzuſchlagen und, wie ein leuchtender Engel durch das Dunkel ſchwebt, erklangen durch ſie die Seufzer des Verzeihens und des Gebets von den Lippen des ſterbenden Stephanus. In unſerer Seele entglühte das Gemälde des Raphael und des Giulio Romano (der Tod des Stephanus aus einer Kirche zu Genua). Das Gedächtniß für Malerei, ſonſt das ſchwächſte von allen, entlehnt Stärke von ſolcher Muſik. Weſſen Seele verliert ſolche Eindrücke je wieder?

Wir haben uns hier nicht die ſchwere Aufgabe geſtellt, das große Werk Mendelsſohns zu zergliedern. Wer könnte dieſes, nach dem erſten Anhören? Wir wollen nur einen Haupteindruck wieder geben.

Das Oratorium Paulus zeichnet ſich durch einen höheren dramatiſchen Charakter aus. Der Gedanke des Textes, der urſprüngliche Kampf des Chriſtenthums mit dem Heidenthum, in der Geſtalt des Stephanus und des Paulus, „der in ſich ſelbſt einen Heiden getödtet," iſt dramatiſch in der Muſik ausgedrückt. Von der einen Seite drängen und preſſen unſere Seele die wilden Chöre der Juden und Heiden; von der andern die Stimmen der chriſtlichen Märtyrer, welche für den Glauben kämpfen. Die flehenden, herzerſchütternden Laute des Stephanus ſchreiten der Anfangs wilden, ſpäter weichen und gefühlvollen, — zuletzt feſten Stimme des Paulus voran. Zwiſchen dieſen beiden kämpfenden Elementen iſt in Recitativen das Wort des Herrn vernehmbar, gleichſam wie zur Beſänftigung des Sturms in unſerer

Seele. Sie ſelbſt antwortet im Choral, der wie der Chor des alten Trauerſpiels unſere eignen Empfindungen bei innerem Anſchauen eines großen Kampfes, bald durch Gebet, bald durch Ehrfurcht, bald durch Ergebung, bald durch Siegesjubel ausdrückt.

Aus dieſen Elementen ward dieſer große chriſtliche Tempel von Tönen erbaut, wenn es erlaubt iſt, Muſik als etwas Sichtbares zu denken. Wer dieſem Oratorium Mendelsſohns lauſcht, wer im Gebet und Betrachten vor den Freskogemälden der byzantiniſchen Kirche Allerheiligen, oder im Hoffen und Wünſchen vor dem wundervollen Entwurf der Zerſtörung Jeruſalems in Kaulbachs Werkſtatt weilet: muß er nicht an ein neues, großes Wirken des Chriſtenthums in Deutſchland gemahnt werden, wo die erſten Talente jeder Kunſt ſich nunmehr an deſſen heiligen Eingebungen beſeelen? Nur wer an die Zukunft des Chriſtenthums glaubt, kann Mendelsſohns Oratorium wahrhaft vernehmen und fühlen. Wer, den dieſes Gefühl durchdringt, verſenkt ſich nicht tief in die Arie des Paulus (Nr. 36) und läßt ſeine Gedanken auf ihren bedeutungsvollen Worten ruhen? „Wiſſet Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel ſeyd und daß der Geiſt Gottes in Euch wohnet? So Jemand den Tempel Gottes verderben wird, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes iſt heilig, der ſeyd Ihr.“

Dank ſei den Künſtlern für die gewiſſenhafte Ausführung, bei der ſie volle Liebe zur Kunſt begeiſterte. Auch die Fülle der Chöre bot ein herrliches Ebenmaaß, — ſichere Bewegung und ruhige Kraft!

* * *

Denk- und Meldetafel.

Auf dem Stadttheater zu Bamberg hat die Sängerin Francilla Valeſi, eine geborne Münchnerin, — durch frühere Leiſtungen auf den Theatern von Peſth, Braunſchweig, Bremen, Oldenburg u. ſ. w. ſchon vortheilhaft bekannt, — neuerdings beifällige Anerkennung gefunden.

Man ſchreibt darüber aus Bamberg: „Das Perſonal des hieſigen Theater-Orcheſters gab am erſten Weihnachtstag ein Konzert, welches, durch Auswahl der Tonſtücke ſowohl, als deren Ausführung eines der brillanteſten ſeit Jahren zu nennen war. Mit Vergnügen erinnert man ſich der ausgezeichneten Variationen über das bekannte Thema: „nel cor piu non mi sento,“ welche Fräulein Valeſi mit einer eben ſo ſichern und reinen Intonation, als ſeltenen Geläufigkeit vortrug, daher dieſe wahrhaft ausgezeichnete Sängerin den rauſchendſten Beifall wohlverdientermaaßen davontrug. Obwohl dieſe Variationen höchſt ſchwierig ſind, ſo wiederholte Fräulein Valeſi dieſelben auf allgemeines Verlangen dennoch mit der anmuthigſten Bereitwilligkeit. In dem Wohllaut ihrer Stimme liegt eine faſt auffallende Aehnlichkeit mit jener der unvergeßlichen Clara Veſpermann, und dieß iſt beſonders in den höheren Tönen bemerkbar. Bamberg wünſcht ſich Glück zu dieſer Erſcheinung. Fräulein Valeſi iſt als Schauſpielerin eben ſo achtungewerth, und hat den Beweis hiervon in dem Barbier als Roſine, und als Recha in der Jüdin, zur Genüge geliefert.“

Das, durch die Munifizenz Sr. Hoh. des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, mit Beihülfe eines ſtädtiſchen Beitrages, zu Gotha neu erbaute Theater iſt am 2. Januar, am Geburtstage des hohen Begründers mit einem, von Profeſſor Millenet gedichteten Prolog und Meyerbeers: Robert der Teufel, feierlich eröffnet worden.

Mit dem ſchönen, der Einwohnerzahl und Lokalität ganz angemeſſenen, durch die edelſten Verhältniſſe und zierlichſte Ausſchmückung im Innern ausgezeichneten Gebäude ſtand die Aufführung der gedachten Oper im glücklichſten Einklange. Dekorationen, Szenerie, Coſtüme, Ballet, — Alles war, wie Augenzeugen verſichern, und zwar ſolche, die aus den größten, durch theatraliſche Leiſtungen bedeutendſten Städten des In- und Auslandes als Beſucher und Glückwunſchbringende zu dem doppelten Feſte ſich eingefunden, — Alles war alſo nicht bloß in hohem Grade würdig, ſondern ſogar prachtvoll zu nennen und ganz geeignet, von dem Geſchmack und der Einſicht des fürſtlichen Kunſtkenners ſowohl, als der Ausführer ſeines Willens, nicht minder von den darauf verwendeten Mitteln die allerbedeutendſte Vorſtellung zu geben.

Als eine höchſt ſinnige Aufmerkſamkeit für den Gefeierten von Seiten des großen Künſtlers, deſſen treffliches Werk zu dieſer Eröffnung war gewählt worden, verdient erwähnt zu werden, daß Meyerbeer, da er durch Entfernung u. ſ. w. abgehalten war, die Vorſtellung, wie es ſein Wunſch geweſen wäre, in Perſon zu dirigiren, ſein Bedauern hierüber Sr. Hoheit nicht bloß ſchriftlich zu erkennen gab, ſondern auch ein von ihm ſelbſt verfaßtes Gedicht zur Feier des Tages componirte, welches, um als erſter Morgengruß zu dienen, in den Vorzimmern des Herzogs bei deſſen Erwachen aufgeführt wurde.

Eine Mittagstafel von 200 Gedecken auf dem Herzoglichen Schloſſe zu Gotha am Neujahrstage ging der ſchönen Feier voran, welche der allſeitigen und begeiſterten Theilnahme des Publikums, ſo wie der anweſenden Fremden, ohne die mindeſte Störung zu erleiden ſich erfreute.

Von Wien wird uns gemeldet:

Grillparzer fährt fort, ſich zu ediren und iſt bald mit „des Meeres und der Liebe Wellen" zu Stande.

Bauernfeld hat ſein Stück, nach Beaumont und Fletcher, von der Theaterdirektion zurückbegehrt, und dagegen ein älteres „die Geſchwiſter von Nürnberg", überarbeitet und eingereicht, ein Werk voll Innigkeit und Friſche.

Lenau arbeitet an den „Albigenſern."

Von Otto Prechtler wird im Laufe dieſes Jahres im kaiſerl. königl. Hofburgtheater ein modernes Drama, „die Waffen der Liebe" gegeben; der Stoff ſoll glücklich gewählt ſein, und das Ganze durch ernſten, ſittlich-verſtändigen Gehalt, Einſicht in die dramatiſche Form und eine fließende, warme Behandlung ſich empfehlen.

Unter der Leitung des, als Schriftſteller, Menſch und Beamter gleich verehrungswerthen Königl. Preuß. Criminal-Direktors **Dr.** J. E. Hitzig, bekannt durch die vielſeitigſten Beſtrebungen auf dem Felde der vaterländiſchen Litteratur und den ermunternden Einfluß, den er, in engern und weitern Kreiſen, auf ſie und ihre Jünger ſtets ausübte, wobei nur an ſeine Thätigkeit und unermüdliche Theilnahme für die zu Berlin ſeit einer langen Reihe von Jahren beſtehende ſogenannte Mittwochs-Geſellſchaft erinnert werden darf, deren dankbares Andenken gewiß jeder bei ſich bewahrt, dem es vergönnt war, dieſem ausgezeichneten Verein jemals für längere oder kürzere Zeit ſich anzuſchließen, — unter der Leitung eines ſolches Mannes alſo erſcheint vom Jahr 1840 an, im Verlage von J. J. Weber in Leipzig, eine „Allgemeine Preßzeitung, für Preß-Geſetzgebung und Rechtspflege, litterariſchen Verkehr und Bücherkunde," die als ein eben ſo verdienſtliches als zeitgemäßes Unternehmen darf angeſehen werden.

Mit dieſer zweimal wöchentlich auszugebenden allgemeinen Preß-Zeitung, deren Zweck und Bereich durch die, hier nur kurz anzudeutenden Rubriken: 1) Nachdruck; 2) Verhältniß des Autors zum Verleger; 3) Verhältniß der Autoren untereinander und zum Publikum; 4) Verhältniß der Litteratur als Maſſe zum Publikum; 5) der buchhändleriſche Verkehr und das Publikum; 6) die innere Organiſation des Buchhandels; 7) die Litteratur und der Staat; 8) die Geſetzgebung des Auslandes; 9) Beurtheilung von Schriften und Abhandlungen, welche die eben beſprochenen Themata behandeln; 10) Bekanntmachungen, hinreichend ſich kund giebt, — ſind die zwei Beiblätter: Bibliographie der in- und ausländiſchen Litteratur und: Rezenſionen-Verzeichniß verbunden, wovon je eine Nummer, mithin im Ganzen wöchentlich vier erſcheinen werden. Die zweite der uns vorliegenden enthält den Anfang einer Abhandlung über das Eigenthum, ſeine Vorbedingungen, ſein Weſen und ſeine Wirkſamkeit, worauf wir, wie auf das ganze Unternehmen, nicht verfehlen aufmerkſam zu machen.

Die letzte Redoute im Hoftheater zu München erhielt durch den mit ihr verbundnen ſogenannten „Foyerball", wo die Königliche Loge zu einem Altan des Feſtes wird, der in das dunklere Thal des eigentlichen Maskenballes hinabſchaut, einen beſondern Glanz. Der Königliche Ball ſelbſt war durch drei Quadrillen belebt, an denen die höchſten Perſonen des Hofes und die Blüthe der erſten Geſellſchaft Theil nahmen. Hoheit, Schönheit und Pracht hatten ſich zum vollkommenſten, zum ſinnreichſten Einklange vereinigt.

Auf die Gebilde Kenilworths folgten die Zeitgenoſſen Taſſos, den Dichter in ihrer Mitte;— zuletzt erſchien eine holde Schaar bewaffneter jugendlichen Heldinnen, mit Silberhelm und Panzer, — mit Säbel und Lanze bewehrt. — Wunderſam entfalteten und ſchloſſen ſich die Reihen dieſer neuen Clorinden und Bradamanten in allen Wandlungen der Schlacht. Taſſo, Göthe und Walter Scott waren zu nah, um nicht noch einen Dichter zu rufen; denn indem unſer Auge ſich an dieſem holden Gewimmel ergötzte, fiel uns die Schilderung ein, die Virgil im fünften Buch ſeines Heldengedichts von den Waffenübungen der Aeneaden macht.

Sie gehen vor, und fallen ab zu dreien. —
Nun tönt das: „Halt", — nun ſchwingen ſie den Speer,
Nun ſchließen ſich zum Angriff ihre Reihen,
Doch wiederum entſchaaret ſich das Heer:
Es iſt ein ewig Sammeln und Zerſtreuen,
Ein ſtet' Entrinnen, ſtete Wiederkehr,
Wo Kreiſe ſich in Kreiſe dicht verſchlingen,
Des Kampfes Gleichniß vor den Blick zu bringen.

Jetzt drohen ſie, jetzt ſeht ihr ſie entweichen,
Jetzt wandeln ſie vereint, dem Labyrinth
Auf Kretas hoher Inſel zu vergleichen,
Wo ſich der Weg durch tiefe Dunkel ſpinnt,
Wo tauſendfacher Irrgang, wo kein Zeichen
Den Wandrer leitet, deſſen Schritte blind;
So tummelt ſich die Schaar der Aeneaden
Auf ihres Spieles ſchönverflochtnen Pfaden.

So ſchildern ſie das wechſelnde Entſcheiden
Des Krieges in der Schlachten Doppelloos,
Delphinen ähnlich, die das Meer durchſchneiden
Und gaukeln in der Wellen kühlem Schooß. —

Nach Auflöſung der Quadrillen bildete in den Logen der größte Theil der, nun zerſtreuten Darſtellenden aus den Feſtaufzügen eine anmuthige Gemeinſchaft mit den minderbeweglichen Zuſchauern zweier Feſteswelten, und ſtattete wandernden Beſuch ab. Am phantaſiereichſten war der Anblick der behelmten kriegeriſchen Grazien, die den Saal ſiegreich eingenommen zu haben ſchienen.

Die Hauptbedeutung und die Krone des Feſtes war die Geburtsfeier Ihrer Majeſtat der verwittweten Konigin, der ein lautes Lebehoch erſcholl, als, in einer paſſenden ſceniſchen Darſtellung, Ihr Name aus der Mitte des Maskenballes, von tauſend Wünſchen getragen, ſich leuchtend zum Himmel erhob.

Auf dieſer „Denk- und Melde-Tafel" wird beabſichtigt, allmonatlich eine Ueberſicht der Erſcheinungen, Ereigniſſe, Hervorbringungen und Wiſſenswürdigkeiten im Bereich und nach dem Zwecke der „Deutſchen Blätter für Litteratur und Leben" deren Leſern mitzutheilen.

Zugleich ſoll aber dieſe Rubrik zur Aufnahme von Anzeigen beſtimmt ſein, die ſolcher Bereich und Zweck einſchließt, mithin jede Mittheilung, welche das litterariſche, artiſtiſche, intellektuelle und ſociale Leben des Vaterlandes betrifft, gegen Vergütung von 1 gr. für die Spaltzeile hier Aufnahme finden.

München im Februar 1840.

Georg Franz.

Bei demſelben Verleger iſt erſchienen:

Oberbayeriſches Archiv
für
# vaterländiſche Geſchichte,
herausgegeben
von dem
hiſtoriſchen Vereine
von und für
Oberbayern.
Erſter Band in drei Heften.
Mit ſechs lithographirten Tafeln und drei Holzſchnitten.
Preis eines jeden Heftes 16 gr. oder 1 fl.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

Vorwort. — Der Burgſtall bei Buchheim am Parsberg, im königlichen Landgerichte Starnberg, als römiſche Fortification nachgewieſen von H. Föringer, erſtem Sekretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek. — Leiſtungen des Benediktinerſtiftes Tegernſee für Kunſt und Wiſſenſchaft. Von **Dr.** Joſeph von Hefner. — Beiträge zur ſpätern Lebensgeſchichte des Grafen Konrad von Waſſerburg. Von **Dr.** Friedr. Kunſtmann, Religionslehrer an der Gewerbsſchule in München. — Urkundliche Beiträge zur Geſchichte Kaiſer Ludwigs IV. und anderer bayeriſcher Fürſten. Aus italieniſchen Archiven und Bibliotheken mitgetheilt von **Dr.** C. Höfler, Doc. der Geſchichte an der k. Univerſität in München. — Verzeichniß der bisher bekannt gewordenen Grabhügel in Oberbayern. Von Staatsrath v. Stichaner. — Verzeichniß der bisher bekannt gewordenen Fundorte römiſcher Münzen in Oberbayern. Von Franz M. Ferchl, Profeſſor ꝛc. — Ueber einige alterthümliche Denkmäler der Stadt Freiſingen und ihrer nächſten Umgebung. Von Hofrath Hoheneicher. (Mit 3 Holzſchnitten.)

Zweites Heft.

Die Glocke zu Gilching. Von dem k. Bibliothek-Sekretär Föringer. — Bemerkungen über eine ungedruckte Stelle aus der Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifacius von ſeinem Schüler Willibald. Von **Dr.** Friedr. Kunſtmann. — Urgeſchichte der innern oder bayeriſchen Zelle im Landgerichte Miesbach. Von dem k. Kreisdirektor von Obernberg. — Ueber die Eröffnung germaniſcher Grabhügel bei St. Andrä, im Landgerichte Weilheim. Von **Dr.** Joſeph v. Hefner. (Hiezu Taf. I.) — Verzeichniß antiquariſcher Funde aus den k. Landgerichtsbezirken Burghauſen, Laufen und Titmanning. Von dem kgl. Grenz-Obercontroleur Chriſtoph Sedlmaier in Titmanning. (Hiezu Taf. II.) — Geſchichte der Pfarrei Troſtberg. Von Erneſt Geiß, Kaplan im allgemeinen Krankenhauſe in München. — Kleine Nachleſe zur Geſchichte Albrecht Sigismunds, Herzogs von Bayern, Fürſtbiſchofs zu Freiſingen und Regensburg. Von Hofrath v. Hoheneicher. — Der römiſche Denkſtein zu Freitsmoos Landger. Titmanning. (Hiezu Taf. III.) — Erſter Nachtrag zu dem Verzeichniſſe der bisher bekannt gewordenen Grabhügel in Oberbayern. Von dem k. Staatsrath von Stichaner. — Miscellen: 1. Die Ruinen des St. Jais Schloſſes am Peiſſenberge. Von Bernhard Zöpf, Schullehrer zu Forſt bei Weilheim. 2. Die Ruine des Eggſchloſſes zu Forſt bei Weilheim. Von demſelben. 3. Münchner Tuchſiegel. Von dem k. Reichsarchivskanzelliſten J. G. Brand. 4. Roſenheim. Vermuthung über den Urſprung dieſes Orts-Namens. Von dem gräfl. Preyſing'ſchen Schulbeneſic. Dachauer in Brannenburg. 5. **Poapincella.** Von demſelben. 6. Altenburg. Von demſelben. 7 Holnſtein. Von demſelben.

Drittes Heft.

Ueber zwei ſich widerſprechende Grabſchriften zu Wilparting. Nebſt einem Anhange über das alte angebliche **Aurisium.** Vom kgl. Kreisdirektor v. Obernberg. — Zwei ungedruckte Urkunden, eine von Matthäus von Kamer mit Bartholomäus von Bern und dem Biſchofe Nikodem von Freiſing im Jahre 1425 geführte Fehde betreffend. Mitgetheilt vom Vereinsmitgliede Rath Her. — Ueberſicht über die alten Schanzen und Burgen von Oberbayern. Von dem k. Staatsrath von Stichaner. — Ueber die Nonne Diemud von Weſſobrunn und ihr literariſches Wirken, mit einem Facſimile ihrer Handſchrift. Von **Dr.** Joſ. v. Hefner. (Hiezu Taf. IV.) — Hiſtoriſche Notizen über die Freiſprechung leibeigner Prieſter in Bayern. Von **Dr.** Friedr. Kunſtmann. — Johann Kaſpar Freiherr von Schmid auf Haslach und Pirnbach ꝛc. Von Hofrath Hoheneicher. — Ueber den Grabſtein Kaiſer Ludwigs des Bayern in der Metropolitankirche zu München. Von demſelben. — Karlsberg und Oberzeismering. Von dem kgl. Hof- und Staatsbibliotheksſekretär Heinrich Föringer. — Urkundliche Mittheilungen aus dem gräflich Preyſing'ſchen Archiv zu Hohenaſchau. Von dem gräfl. Preyſ. Gutsadminiſtrator Buchl. — Ueber die Eröffnung einiger Grabhügel bei Oberſchleißheim. (Hiezu Taf. V. und VI.)

Inhalt.

Seite
Bettina. (Aus Briefen an eine Dame) von Dr. Wolfg. Stich 33
Ein Geſpräch mit Balzac. Erinnerung an Paris, von Stephan Schewireff . . 35
Münchener Hundert und Eins, von C. F. (Fortſetzung) 40
Scene aus dem Trauerſpiel „Adolph von Naſſau“, von Eduard v. Schenk . 44
Lyriſche Halle:
  Meine Zither, von Maximilian Herzog in Bayern 49
  Gloſſe, von F. X. Kaltenbrunner 49
  Hababah, von Aloys Büſſel 50
  Ein Liebeslied von L. v. Bornſtedt 51
  Vates, von Friedrich de la Motte Fouqué 51
Chroniſtiſches:
  Litteratur- und Bücher-Schau:
    1) Tuttolaſſos Wanderungen durch Deutſchland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836. Stuttgart, im Verlage der Claſſiker. 1839. 8. 52
    2) Schillers erſte, bis jetzt noch unbekannte Schrift: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“. Amberg, Verlag der Klöber'ſchen Buchdruckerei. 1839. 8. . . . 54
    3) Tutti-Frutti eines Süddeutſchen, von Carl Weichſelbaumer. Band I. München bei Georg Franz. 1838—39. 54
  Ueberblick der Kunſtleiſtungen zu München im Jahre 1839, von Dr. Rudolph Marggraff. (Fortſetzung und Schluß). 55
  Paulus. Oratorium von Mendelsſohn-Bartholdy 61
  Denk- und Meldetafel 62

* * *

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit. — Franz v. Baader. — Ludwig Bechſtein. — Aloys Büſſel. — L. v. Bornſtedt. — Ernſt v. Brunnow. — Fried. Beck. — J. G. Beilhack. — C. Bleſſig. — Wilhelm v. Chezy. — Fr. Baron de la Motte Fouqué. — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben. — Carl Fernau. — Dr. Ernſt Förſter. — H. Fahrmbacher. — Richard Franke. — Eduard Gehe. — v. Hammer-Purgſtall. — G. v. Heeringen. — Fr. v. P. Hocheder. — Franz v. Kobell. — L. A. Kaltenbrunner. — Carl v. Martius. — Dr. Rudolf Marggraff. — Dr. Hermann Marggraff. — C. F. Neumann. — Franz Graf v. Pocci. — Otto Prechtler. — Dr. Quitzmann. — Dr. Georg v. Reinbeck. — Friedrich Rückert. — Fr. v. Schelling. — Eduard v. Schenk. — Steph. v. Schewireff. — Karl v. Schweizer. — G. H. v. Schubert — Dr. Carl Seidel. — Dr. Söltl. — A. v. Sternberg. — Dr. Heinrich Stieglitz. — Dr. Wolfg. Stich. — C. A. Tiedge. — Friedrich v. Thierſch. — Carl Weichſelbaumer. — J. G. Zuccarini, u. A.

München, **März** 1840.

Fortſetzung der **Deutſchen Theeblätter** (Nr. 49—52).

◆

Der Abonnementspreis für München und auf dem Wege des Buchhandels beträgt: fl. 7. ganzjährig. fl. 3. 30 kr. halbjährig und fl. 1. 45 kr. vierteljährig. — Durch die k. b. Poſtämter bezogen, halbjährig — im I. Rayon fl. 3. 32 kr. — im II. Rayon fl. 3. 39 kr. — im III. Rayon fl. 3. 43 kr.

Bei J. Max und Comp. in Breslau iſt erſchienen und bei Georg Franz in München zu haben oder zu beziehen:

Edward in Rom, eine Novelle in 9 Büchern. 8. 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr.

St. Roche. Von der Verfaſſerin von „Godwin Caſtle.“ 3 Bde. 8. 8 fl. 33 kr. od. Thlr. 4. 18 gr.

Tieck, Ludw., geſammelte Novellen, vermehrt und verbeſſert. 9r und 10r Bd., enthält: 1) Die Klauſenburg, 2) Wunderlichkeiten, und neu: 3) der Schutzgeiſt, 4) Abendgeſpräche. 8.

Bei J. J. Weber in Leipzig iſt erſchienen und durch Georg Franz in München zu beziehen:

Wangenheim, F. Th., die Perle von Zion. Feſtgabe zum Beginne des neuen Jahrhunderts. Prachtausgabe, 2 Bde. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. Daſſelbe, Prachtausgabe in 1 Bd. 4 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 16 gr.

Kugler, Fr., Geſchichte Friedrichs des Großen, mit 500 in den Text eingedruckten Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von A. Menzel. circa 36 Lieferungen. 8. 1te Lfg. 4 gr. oder 18 kr.

Bei Georg Franz ſind folgende Werke vorräthig oder zu beziehen:

Knigge, A. v., die Reiſe nach Braunſchweig, komiſcher Roman, 7te Auflage. herausgegeben vom Enkel des Verfaſſers, mit 36 Skizzen von G. Oſterwald. gr. 8. Hannover, Hahn'ſche Buchhandlung. geheftet Thlr. 2. 16 gr. oder 4 fl. 48.

Pardoe, Miß, der Roman des Harems. Ein Cyclus orientaliſcher Erzählungen. A. d. Engl. v. J. Alexis und B. Neumark. 3 Bde. 8. Berlin, Liebmann und Comp. geh. 4 fl. 57 kr. oder Thlr. 2. 18 gr.

Satori, J. (Neumann), Johann Caſimir von Polen, hiſtor. Roman. 3 Bde. 8. Danzig, Gerhard.

Grillparzer, Fr., der Traum ein Leben. Dramat. Märchen in 4 Aufzügen. gr. 8. Wien, Wallishauſer. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. — feine Ausgabe 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

Holtei, C. v., Lorbeerbaum und Bettelſtab. Schauſpiel in 3 Akten, mit einem Nachſpiel: Bettelſtab und Lorbeerbaum. 8. Schleuſingen, Glaſer. geh. 1 fl. 8 kr. oder 15 gr.

— — **Shakspeare** in der Heimath, Schauſpiel in 4 Akten, 8. Ebdſ. geheft. 1 fl. 8 kr. od. 15 gr.

Das Rheinland

wie es ernſt und heiter iſt.

Redigirt von Dr. F. Wiest.

IV. Jahrgang.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint ſeit dem Januar d. J. unter der Leitung des als Journaliſt rühmlichſt bekannten Dr. Wieſt, früher Redacteur der Zeitſchrift „Eiſenbahn.“ Seitdem dieſer geiſtreiche junge Literat an der Spitze der Zeitſchrift **„das Rheinland“** ſteht, hat ſich die Theilnahme für dieſes Journalunternehmen um ein Bedeutendes vermehrt.

Der Preis des Jahrganges dieſer Zeitſchrift, der monatlich noch ein ſchöner Stahlſtich beigelegt wird, iſt Rthlr. 5 ſächſ. oder fl. 9 rhein., in Betracht der Gediegenheit und hübſchen Ausſtattung gewiß ſehr billig!

Wir empfehlen dieſes Unterhaltungsblatt dem geſammten deutſchen Leſepublikum, insbeſondere allen Leſevereinen, Muſeen, Leſecabinetten ꝛc. Probeblätter ſind durch alle Buchhandlungen zu haben, woſelbſt auch Beſtellungen angenommen werden.

Johann Wirth in Mainz.

Die Gährung, ein Leben.

von

Carl Fr. Ph. v. Martius.

> Omnia mutantur; nil interit —
> Nec manet ut fuerat, nec formas servat easdem;
> Sed tamen ipsa eadem est.
>
> Ovid. Metamorph. lib. XV. 165—171.

Unter die zahlreichen Naturerſcheinungen, welche ſich täglich vor unſern Blicken erneuern, gehört auch das, was man die *Gährung* zu nennen pflegt. Die Entſtehung des Weines, des Biers und Methes, des Eſſigs, die Zunahme des Zuckergehaltes in Pflanzenſamen beim Malzen und Maiſchen, die Bildung des Alkohols in allen zuckerigen Säften, die Fäulniß thieriſcher Stoffe, die Vermoderung des Holzes, die Zunahme der Dammerde auf cultivirtem Lande ſind lauter Phänomene, welche unter jenem großen Proceſſe begriffen werden. Sie ſind aber ſo häufig, ja alltäglich, daß wir ſie weniger aufmerkſam als andere Erſcheinungen in's Auge faſſen, die uns ſeltener aufſtoßen; wir denken im gemeinen Leben nicht daran. uns Rechenſchaft zu geben über ihre Bedingungen, über ihre innere Natur. So iſt ja der Menſch überhaupt, was ihn zunächſt umgiebt, was ohne Unterlaß um ihn her geſchieht, das läßt er an ſich vorübergehen, unbeachtet und unverehrt, wenn ſchon das größte Wunder.

Gar ſeltſam ſind die Menſchen, dieſe Götter
Der Gegenwart, die ſtündlich ſelber ſich erzeugen,
Und doch nicht wiſſen, wer ſie ſelber ſind;
Die von dem All, dem Wunder um ſie her,
Nichts als die Unbegreiflichkeit begreifen,
Wenn ſchon im Spiegelbild ſie's ſelber bilden,
Und, wie ein eingeſetztes, fremdes Auge,
Das nur von Auſſen her ſein Licht empfängt,
In ſich verdunkelt, immer mit ſich tragen. —

Die Gährung iſt rückſichtlich ihrer Erſcheinungen, ihrer Bedingungen und Geſetze vorzugsweiſe Gegenſtand der chemiſchen Wiſſenſchaft. Da es aber dieſe faſt ausſchließlich mit dem todten Stoffe und ſeinem Wandel zu thun hat, ſo giebt man häufig den viel allgemeineren Standpunkt auf, vom welchem aus die Gährung als ein Act des Lebens, ein großer, bedeutſamer Zug in der Phyſiognomie des Erdganzen aufzufaſſen iſt. In den chemiſchen Operationen, welche die Thätigkeit des Chemikers vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen, läßt dieſer die Stoffe gleichſam nichts von ſich ſelbſt thun. Er hat bei ſeinen Scheidungen und Zuſammenſetzungen ſtets die Hand im Spiele, und leitet nach Willkühr, indem er die Materien für ſeine Zwecke trennt oder zuſammenbringt, auf daß ſie nach dem eingebornen Triebe; — nach Haß und Feindſchaft, nach Neigung und Liebe, denn dieſe Bewegungen ſind vom Schöpfer auch der Materie, gleichſam als ihre einzigen Affekte, eingeimpft worden, — gegen einander wirken, und dasjenige darſtellen ſollen, was Er will.

Dagegen iſt die Gährung ein großer allgemeiner Proceß, der ſich *ſpontan aus ſich ſelbſt* heraus, immer und überall entwickelt. Die Gährung im einzelnen Falle betrachtet, erſcheint uns als eine Selbſtentmiſchung, als eine freiwillige Zerſetzung organiſcher Verbindungen, welche da ſich einſtellt, wo die Stoffe nicht mehr durch die Lebenskraft zuſammengehalten werden und den allgemeineren Geſetzen des Erdganzen verfallen. Aber dieſe letzteren ſind in ſich auch wieder ein geſchloſſenes Ganze, ein großer Organismus; und jede einzelne Gährung, die, für ſich angeſehen, mit dem Aufhören eines concreten Lebens in Verbindung ſteht, iſt für das Ganze nur ein Durchgangspunkt zu einem größern Lebensproceſſe. Von dieſem Geſichtspunkte aus gewinnt ſie eine ganz andere Bedeutung, beſonders wenn wir die Bedingungen betrachten, unter denen ſie eintritt, die mächtigen Erfolge, die ſie nach ſich zieht.

Damit alſo ein Körper in Gährung gerathen könne, iſt nothwendig, daß er die Elemente in organiſchen Verbindungen an ſich trage, daß er organiſchen Urſprungs ſei. Dieß heißt faſt eben ſoviel, als daß er in ſeiner Miſchung auch von jenem Element haben müſſe, welches man den Stickſtoff (nitrogène) nennt. In den Thieren kommt der Stickſtoff in großen Verhältniſſen vor, in viel geringeren in den Vegetabilien. Doch dürfte er wohl keinem Körper pflanzlichen Urſprungs gänzlich fehlen, und namentlich erſcheint er in denjenigen vegetabiliſchen Theilen, welche dem Thierreiche als Nahrung dienen können, wie er denn vorzugsweiſe auch in den thieriſchen Theilen vorherrſcht, welche wir als Nahrungsmittel benützen können. Demgemäß könnte man wohl ſagen, daß faſt Alles, was dem Menſchen zur Nahrung dienen kann, der Gährung fähig ſei, während ſolche organiſche Stoffe, welche, wie z. B. Wachs, Harze, Säuren, ätheriſche Oele, nicht zur Ernährung beitragen, auch keiner Gährung fähig ſind. So gähren z. B. die Blätter der Pflanzen, in welchen ſich überall, wenn gleich zu ſehr verſchiedenen Verhältniſſen, Nahrungsſtoff befindet; ſo gähren die Früchte jeder Art, ſo die thieriſchen Subſtanzen, und letztere um ſo ſchneller und um ſo augenfälliger, je mehr ſie Nahrungsſtoffe enthalten: Fleiſch mehr als Knorpel und Sehnen.

Neben dieſen Eigenſchaften des Stoffes, die ihn gährungsfähig machen, müſſen noch gewiſſe äußere Bedingungen vorhanden ſeyn, damit er in Gährung übergehe: Wärme, Waſſer und Luft.

Die Wärme, dieſe wohlthätige, überall auf Erden bemerkbare kosmiſche Action, welche bei den meiſten Wirkungen der Körper, namentlich der lebenden auf einander und auf die todten Elemente, eine ſo große Rolle ſpielt, iſt alſo auch bei der Gährung in hohem Grade wirkſam. Die Stoffe, welche insgeſammt Wärme gebunden an ſich tragen, entwickeln und vermehren ſie, wenn ſie in Gährung gerathen. Ein jeder gährungsfähige Stoff geräth bei irgend einem gewiſſen Wärmegrad am leichteſten und vollkommenſten in Gährung. Wird die fortdauernde Einwirkung der Wärme verhindert, ſo bleibt der Proceß ſtehen, oder ſeine Erſcheinungen folgen ſich mit geringerer Energie und Lebhaftigkeit. Im Allgemeinen begünſtigt eine milde Wärme, nicht zu hoch und nicht zu tief (zwiſchen 10° u. 30° R.), die Gährung am reichlichſten und vollkommenſten. Es iſt dieß gerade auch dasjenige Wärmeverhältniß, bei welchem das thieriſche und pflanzliche Leben am leichteſten, am ſchönſten und harmoniſchſten gedeiht. In ſehr hohen Breiten ſtockt der Gährungsproceß gänzlich. Unter dem eiſigen Hauch des Polarwinters geht, ebenſo wie in der Siedhitze, keine Gährung, keine Fäulniß vor ſich.

Das Waſſer iſt die zweite allgemeinſte Bedingung für jenen Proceß. Alle Stoffe, die der Gährung fähig ſind, haben Waſſer, entweder in ihrer Miſchung latent, (gebunden), oder in ſo großer Menge, daß ſie feucht oder flüßig erſcheinen. Manche bedürfen, um zu gähren, einer Umgebung von liquidem Waſſer. Das gefrorne Waſſer ſchließt die Gährung aus. Waſſer iſt ja überhaupt die Mutter des Lebendigen; doch nicht ſo, daß es etwa in ſeinem reinen Zuſtande den Stoff aus ſich herausgebähre:

dieß vermag das Waſſer nicht. Ihm iſt nur übertragen, das, was Geſtaltung erhalten ſoll, aus ſich hervorgehen zu laſſen. Das Waſſer iſt der Träger der mütterlichen Thätigkeit im Erdganzen. Es erzeugt nicht, ja es geſtaltet nicht; es hilft aber zur Erzeugung, zur Belebung und Geſtaltung. Dieſe heiligen myſteriöſen Vorgänge ſelbſt ſind durch die ganze irdiſche Schöpfung dem männlichen, dem begeiſtigenden Principe, dem Geiſte zugewieſen. Wir nennen es die geſtaltende und belebende Seele. Sie wirkt durch die Schöpfung in tauſendfachen Gradationen. In den todten Materien iſt ſie nur eine geſtaltende, und ſie iſt hier beſchränkt auf eine gewiſſe Reihe von Geſtaltungstypen, über die ſie nicht hinaus kann. Das ſpezifike Weſen der verſchiedenen Stoffe hat ſie gleichſam in Feſſeln geſchlagen. So kann ſie auch den edelſten der todten Stoffe immer nur eine gewiſſe Art regelmäßiger Geſtaltungen einbilden: das Gold, der Diamant, kryſtalliſiren nie anders, als in Rautendodeëkadern, in Oktaëdern und Würfeln; der Quarz hält ſtets das Schema rhomboidiſcher Formen ein, u. ſ. w. Reicher und freier waltet jenes männliche, bildende, geſtaltende Moment in der Pflanze, reicher noch im Thiere; — im Menſchen iſt es verklärt zur Freiheit des Willens, zur reinſten Liebe und zur Schöpfungskraft im Reiche der Ideen.

Doch ich kehre von dieſer Abſchweifung zu meinem Gegenſtande zurück!

Eine dritte Bedingung der Gährung iſt der Zutritt der Luft. Die Atmoſphäre giebt wahrſcheinlich ihre beiden Elemente, den Stickſtoff und den Sauerſtoff, an den in Gährung begriffenen Körper ab; namentlich hilft ſie durch eine Verbindung ihres Sauerſtoffes mit dem, in der gährenden Subſtanz enthaltenen Kohlenſtoff die Kohlenſäure bilden, welche als Gas entweicht. Wenn wir die organiſche Aufnahme gewiſſer Theile der Atmoſphäre in die Säfte, und die Zurückgabe anderer gasförmiger Stoffe an dieſelbe Athmungsproceß nennen, ſo zeigt ſich der Wechſel gasförmiger Stoffe in der gährenden Subſtenz als ein Analogon jenes merkwürdigen Proceſſes des lebenden Körpers. Werden gährungsfähige Stoffe der in ihnen enthaltenen Luft beraubt, und hermetiſch vor dem Zutritte der Luft abgeſchloſſen, ſo gehen ſie nicht in Gährung über. Hierauf gründet ſich theilweiſe die Erhaltung mancher Leichen und anderer Körper, die auſſerdem einem ſchleunigen Gährungsproceſſe verfallen würden. Schon die Alten erkannten in der Luft den größten und wohlthätigſten Reiz, die allgemeinſte Bedingung des Lebens; darum nannten ſie ſie: Pabulum vitae.

Zeus, o Vater, Du biſt der Spender des fröhlichen Lebens.
Segnend decket Dein Odem des Frühlings grünes Gefilde,
Reifet die goldene Saat des Sommers, die Würze des Herbſtes.
Nähret und ſtärket die Flur im froſtigen Hauche des Winters,
Daß nach Ruhe die That kräftiger ſpringe hervor.

Dieß ſind alſo die weſentlichſten Bedingungen der Gährung. Ihre Allgemeinheit, ihre kosmiſche Wichtigkeit weiſen uns ſchon darauf hin, daß die Gährung nicht etwa ein iſolirter Act an den einzelnen Stoffen ſei. So wie jene äußern Bedingungen, Wärme, Waſſer, Luft überall zugegen ſind, zwingen ſie auch den lebenden Stoff, immer und überall in ihre Handlungen einzugehen, auf ſie zurückzuwirken. Eine von dieſen allgemeinen Rückwirkungen iſt auch die Gährung; ſie iſt ein gewiſſer Ausdruck des allgemeinen Lebens, das alles Irdiſche durchdringet. Wo Lebendiges, wo ein organiſch Zuſammengeſetztes, da iſt auch Gährung. Das einfache todte Element iſt ihrer nicht fähig. Dieſes beharrt in ſeiner trägen Ruhe; weil es nicht gezeugt worden, kann es auch nicht vergehen, iſt es für ſich keiner Bewegung, keiner Veredlung fähig. Anders mit dem zuſammengeſetzten lebendigen Stoffe.

Er iſt gezeugt, darum in die Geſetze des Typus und Rhytmus geworfen, darum zur Auflöſung, zum Tode beſtimmt. Dahin aber führt ihn die gewaltige Handlung des Gährungsproceſſes. Die Gährung iſt der Prieſter des Todes.

Man unterſcheidet gewöhnlich dreierlei oder viererlei Arten von Gährung: die geiſtige, die ſauere, die faulige und die, zwiſchen beiden letztern in der Mitte ſtehende ſchleimige Gährung. Dieſe vier Arten ſind jedoch keineswegs von einander abgeſchloſſene Handlungen des zuſammengeſetzten Stoffes. Sie gehen eine in die andere über, ſie gehören alle zuſammen, und ſind, einer nach dem andern, bedeutſame Acte und Durchgangsmomente eines großen Verwandlungsproceſſes. Sie ſind Phaſen einer Bewegung, welcher alles Irdiſche unterworfen iſt. Jeder zuſammengeſetzte, lebendige Stoff hat alſo von jenen Perioden mehrere oder alle zu durchlaufen. Der Schlußact dieſes ganzen, gewaltigen Drama iſt die letzte Art der Gährung, die faulige, alſo Fäulniß, Verweſung. Hat der Stoff dieſe Evolutionen alle durchgemacht, ſo wird er Moder. So führt uns die Gährung jenes ungeheure Bild der Sterblichkeit, der Entartung und Auflöſung des Stoffes vor Augen, das der Geiſt des Menſchen, wenn beſtrickt in die Anſchauungsweiſe einer bloß irdiſchen Welt, mit Eckel, Grauen und Schauder, — wenn aber erhoben von der Gewißheit ſeines unvergänglichen Weſens, mit bewundernder Ruhe betrachtet.

Die geiſtige oder ſogenannte Weingährung bemächtigt ſich vorzugsweiſe ſolcher Stoffe, in welchen eine organiſche, an Stickſtoff reiche Subſtanz mit Zucker oder mit Stärkmehl (und mit einem gewiſſen Antheile von Waſſer) verbunden iſt. Jene ſtickſtoffige Materie, die ſich z. B. im Fleiſche der Thiere, im Eiweiß der Pflanzenſamen und anderer vegetabiliſchen Theile befindet, iſt gleichſam der Heerd des ganzen Proceſſes. Hier beginnt er, hier bringt er die erſten Veränderungen hervor. Jener Stoff erleidet eine Verwandlung und Ausſcheidung. Er ſtellt dann den weſentlichſten Antheil der Heſe, des Fermentes oder Gährungsſtoffes dar. So wird dieß erſte Produkt der Gährung genannt, weil es, mit andern, in einem geringeren Grade der Zerſetzung begriffenen Materien in Verbindung gebracht, dieſe zu ſchnellerer Einleitung des Gährungsproceſſes anreget. Hierauf gründet ſich unſere Gewohnheit, dem Brodteige Sauerteig, dem Eſſig die Eſſigmutter beizuſetzen. Aber wie überall in der Natur ein geſetzmäßiges Verhältniß der Stoffe, ſo auch hier: eine zu große Quantität des Fermentes ſchadet der Entwickelung des Proceſſes.

Der Zucker, aus drei Elementen, Waſſer-, Sauer- und Kohlenſtoff zuſammengeſetzt, erleidet auf eine Weiſe, welche die chemiſche Wiſſenſchaft ſehr einfach zu erklären vermag, eine Veränderung, wodurch er ſich in Weingeiſt und Kohlenſäure umbildet. Das Stärkmehl nimmt hieran in der Art Theil, daß es ſelbſt zuvörderſt in Zucker verwandelt wird, denn dieſe beiden Stoffe ſind in ihrer Elementarzuſammenſetzung nur wenig verſchieden, und bilden ſich leicht in einander über. Die Weingährung iſt alſo ihrem Weſen nach eine Verwandlung in Weingeiſt und Kohlenſäure. Dieſe Verwandlung iſt mit eigenthümlichen Erſcheinungen verbunden. Die anfänglich klare Flüßigkeit wird trübe, der ſtickſtoffige Inhalt gerinnt theilweiſe in kleine Kügelchen, welche organiſche Struktur zeigen, wenigſtens in drei verſchiedene Beſtandtheile zerlegt werden können, und eine gewiſſe Zeit lang eine eigenthümliche, walzende, rollende oder hüpfende Bewegung darſtellen, dann, nachdem ſie in der Flüßigkeit verſchiedenartig auf- und abgeſtiegen ſind, ſich oben oder unten ablagern. So entſtehen im Fortſchreiten der Gährung Flocken, hautartige oder krümelige Gebilde (die ſchon erwähnte

Hefe), welche ſich bei genauerer Unterſuchung nicht bloß als eine Anſammlung der durch den Proceß ausgeſtoßenen ſogenannten Unreinigkeiten erweiſet, ſondern ſich als ein ſelbſtſtändiger Organismus, wenn ſchon von niedriger Bildung, darſtellt. Es iſt ein kleiner, gegliederter Schimmelpilz (Saccharomyces), der aber nach kurzem Beſtande ſelbſt wieder zerſetzt wird. Während dieſer Vorgänge läßt die Flüßigkeit ein kniſterndes oder ziſchendes Geräuſch vernehmen: es rührt von den entweichenden Gasbläschen der Kohlenſäure her, welche ſich aus der an Wärme mehr und mehr zunehmenden Flüßigkeit entwickelt. Die ſo erzeugte Kohlenſäure oder ſogenannte fixe Luft, ſteigt nicht hoch in die Atmoſphäre auf, weil ſie ſchwerer iſt, als dieſe. Sie bildet vielmehr die unterſte Luftſchicht in dem Raume, wo die Gährung vor ſich geht, und da ſie nicht, wie die gemeine Luft, zur Veränderung des Blutes in den Lungen dient, ſondern vielmehr der thieriſchen Organiſation noch mehr feind iſt, als das Stickſtoffgas, ſo wird deßhalb der Aufenthalt in Kellern, wo der Wein gährt, gefährlich, ja manchmal ſogar tödtlich. Der Proceß dauert, nach der Natur der gährenden Stoffe, längere oder kürzere Zeit, und endigt mit vollſtändiger Verwandlung der ſüßen Beſtandtheile in Weingeiſt. Süße Weine nennen wir diejenigen, bei welchen dieſe Verwandlung noch nicht vollendet, noch viel Zucker aufgelöſt enthalten iſt. Eine mehr oder minder deutliche Periodizität beherrſcht jedesmal dieſen Gährungsproceß, und er ſteht immer in eigenthümlichen, geheimnißvollen Beziehungen zu dem Leben des Organismus, welcher die Gährungsſtoffe geliefert hat.

Wenn die Rebe blüht, rührt ſich der Wein im Faſſe.

Einen zweiten Theil des großen chemiſchen Drama ſtellt die ſaure, oder Eſſiggährung dar. Auch ſie bedingt den Zutritt der Luft, und daneben eine höhere Temperatur, als die Weingährung. Auch ſie iſt eine Verwandlung: die weingeiſtigen Beſtandtheile gehen nach und nach in Eſſig über. Auch hier waltet ein eigenthümlicher Lebenshauch in den gährenden Stoffen, und regt ſie an, nicht bloß einen Schein von thieriſcher Bewegung — ein Drehen und Schwanken der freiſchwimmenden Zymom- und Schleimkügelchen — anzunehmen, ſondern ſogar unter der Form des thieriſchen Lebens aus den bewegten Elementen hervorzutauchen. Es entſteht ein Infuſionsthierchen, das Eſſigälchen, (Vibrio aceti), welches ſich mit ſelbſtſtändiger Bewegung durch die Flüßigkeit Bahn macht nach allen Richtungen, ja ſogar die geſteigerte Lebenskraft des gährenden Stoffes, die hier, der Annahme vieler Naturforſcher gemäß, in die ſogenannte urſprüngliche Zeugung (Generatio aequivoca) übergeſchlagen iſt, gleichſam fixirt und weiter fortpflanzt; denn dieſe Thiere haben ein Geſchlecht, ſie ſetzen durch zahlreiche Bruten ihre ephemeren Generationen weiter fort. In dem Verhältniſſe aber, als der Gährungsproceß weiter geht, erſchöpft ſich das Leben wieder in dieſen flüchtigen Gäſten, ſie ſterben dahin, und Millionen der kleinen Leichen, auf die Oberfläche der Flüßigkeit hervorſteigend, mengen ſich hier mit den übrigen ausgeworfenen Theilen, und bilden die Eſſighefe. Gleichzeitig mit der Entwicklung der erwähnten kleinen Thierchen, ſieht man in den Kellern auch eine vollkommenere thieriſche Organiſation plötzlich in Menge erſcheinen. Die Eſſigfliege, (Musca, Micropeza, cellaris) umſchwärmt ſchaarenweiſe das Spundloch der Gährungsfäßer, und genießt mit großer Lebendigkeit die wohlthätige Erhöhung der Temperatur.

Eine dritte Art des großen Gährungsproceſſes, die *ſchleimige* Gährung, iſt erſt in neuerer Zeit unterſchieden worden. Manches in ihrem Vorgange iſt noch dunkel, und harrt weiterer Aufklärungen. In vegetabiliſchen, wie in thieriſchen Stoffen entwickelt ſich ein minder energiſcher, ſchwächere Periodizität zeigender Gährungsproceß, deſſen Reſultat weder Weingeiſt, noch Eſſigſäure, ſondern Milchſäure, Mannaſtoff und eine ſchleimige Subſtanz iſt. Er tritt mit verhaltnißmäßig geringerer Temperaturerhöhung ein. Wir finden etwas dieſer Art in jenem Falle, wo der Moſt weder in vollſtändige Wein- noch in Eſſiggährung übergeht, ſondern vielmehr eine trübe, ſchleimige Natur ohne kräftige Bewegungen zur Veränderung und weitern Verwandlung annimmt. Auch bei dieſer Art von Gährung ſcheint ſich der, den Stoffen inwohnende Bildungstrieb, zur Darſtellung von Organismen zu erheben, die eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, bei größter Hinfälligkeit und Zartheit ihres Gewebes, beſitzen. In dem Waſſer, welches über pflanzliche Stoffe oder über thieriſche Subſtanzen abdeſtillirt worden, z. B. im Lindenblüthen-, im Münzenwaſſer u. ſ. f., zeigen ſich leichte, weißlichte Flocken, die, unter dem Mikroſkope betrachtet, alle Merkmale der Pilzorganiſation an ſich tragen. Es ſind untergetauchte im Waſſer lebende Schimmelgattungen (Microaloa, Hygrocrocis, Leptomytus.)

Nicht alle gährungsfähigen Materien weiſen uns die hier geſchilderten Phaſen ihres Stoffwandels auf. Manche treten, wenn der Gährung unterworfen, unmittelbar in die ſogenannte faulige Gährung über, ein Entwicklungsgang, dem übrigens die Stoffe der geiſtigen und ſauren Gährung nicht entfliehen können, dem ſie vielmehr unter gewiſſen begünſtigenden Momenten ebenfalls verfallen. Auch der edelſte Rheinwein zahlt dem Alter ſeinen Tribut, und geht endlich in Fäulniß über. Man hat in der Rheinpfalz eine ſiebenhundertjährige Kapelle abgetragen, in deren Grundgemäuer ſich einige Flaſchen vorfanden: ihr Inhalt war keineswegs zu Gold geläutertes Traubenblut, ſondern eine unangenehm riechende geſchmackloſe Flüßigkeit. In der faulen Gährung ſind jene Elemente, welche in den erſten Acten des Gährungsdrama die Hauptrolle ſpielen, namentlich ein Theil des Waſſerſtoffes und des Sauerſtoffes in ſeiner Verbindung mit Kohlenſtoff (als Kohlenſäure) ſchon ausgeſchieden. Es iſt insbeſondere der Stickſtoff, welcher mit Waſſerſtoff zu mancherlei ammoniakaliſchen Verbindungen zuſammengetreten, jetzt als Salze auswittert oder als mephitiſche Dünſte entweicht. Vom Kohlenſtoffe, dem trägſten, beharrlichſten aller Elemente, bleibt am Meiſten, verbunden mit mehreren andern Stoffen, zurück. Das Reſultat der vollendeten faulen Gährung iſt — der Moder, eine geſtaltloſe, dunkelbraune, krümelige, pulverige Subſtanz. Dem chemiſchen Gehalte nach iſt er vorzüglich Kohlenſtoff, in Verbindung mit Waſſer und mehreren Salzen.

So hat denn die organiſche Materie ihren Kreislauf vollendet. Mannigfaltige Formen hatte der erzeugte, organiſche Stoff angenommen, — jetzt ruht er vor uns, ein unſcheinbares, geſtaltloſes Weſen. Mannichfaltige Kräfte und Thätigkeiten hatte er, als noch entzündet am Blitze des Lebens, geltend gemacht; — jetzt liegt er in ſtiller Paſſivität. In tauſend Stufen der leiblichen Schönheit war dieſer, vom Leben geſtaltete Stoff vor uns erſchienen; — jetzt iſt er zum einförmigen, geſtaltloſen Zuſtand zurückgekehrt. Nur der träge, todte Stoff iſt geblieben, den allgemeinen Geſetzen des Erdganzen unterworfen, demüthig gewärtig, bis ihn der männliche Geiſt der Geſtaltung, deſſen Odem überall und immer durch die Schöpfung wehet, vom Aufgang bis zum Niedergang, daß dieſer Formen ſuchende Geiſt des Lebens ihn von Neuem aufgreife, ihn wieder einführe in den Kreis des Organismus, ihn geſtalte, veredle und verkläre, wenn er ihn zum Träger einer Seele würdiget.

Jene goldene Saat des Feldes, jene erquicklichen Früchte des Herbſtes, jenes frohe Grün des Laubes auf Wieſe und Wald; — wo ſind ſie jetzt, wenn der große Ring des Stoffwandels geſchloſſen iſt? Mit todten Elementen und Waſſer verbunden, liegen ſie als Dammerde auf der Oberfläche der Erde. So ſammelt der Planet von Jahr zu Jahr oder in noch größeren Cyklen, wie ein ungeheurer Aſchenkrug, die Reſte deſſen, was einſt lebendig war! Aber in weiſer Berechnung bereitet er auch aus dieſer Aſche neues Leben, neue Formen vor. In der Dammerde hat er ſein größtes Nahrungsdepot niedergelegt. Die Dammerde iſt der wunderbare Vogel Phönix, der ſtets wiedererſteht aus ſeiner Aſche. Sie iſt mit der ſtändigen Neigung durchdrungen, Waſſer einzuſaugen und zu binden, luftförmige Stoffe aus der Atmoſphäre anzuziehen. Dadurch wird ſie nach und nach immer mehr geſchickt, von Neuem einzugehen durch die Pforten des Lebens. Sie wird Nahrungsſtoff für das Pflanzenreich; von dieſem wird der ſchon veredelte Stoff dem Thierreiche übergeben, und ſo iſt er nach kurzer Friſt wiederum in den Organismus aufgenommen, und feiert, verklärt zu Formen, Farben und Gerüchen, ein höheres Daſeyn.

Der Staub, noch heute ausgeſtreut auf Winterflur,
Erfreut ſich morgen höherer Natur,
Schon duftet er aus zarten Blüthenkelchen,
Und wird als Schmetterling auf Blüthen ſchwelgen.

Man verſtehe mich recht! Nur der todte Stoff erfährt dieſe ewige Verwandlung, und iſt in dieſem Sinne auch unſterblich. Was ihn aber Jahr aus Jahr ein in dieſen wunderbaren Kreislauf zurückführt: es iſt das, was wir die bildende Seele, das männliche Princip genannt haben, es iſt der Geiſt, der nie geſtorben, der immerfort in unendlichen Strömen aus den Händen des Schöpfers hervorquillt, um ſich den Leib zu ſeinem Träger zu bilden.

Wir wollen noch einen Blick zurückthun auf die Natur des Gährungsproceſſes, um eines ſeiner weſentlichſten Merkmale weiter geltend zu machen. Es gibt alſo keine Gährung, in welcher nicht ein neues, wenn auch untergeordnetes, Leben hervorſpränge. Da aber Leben immer mehr iſt, als Tod, ſo müſſen wir, von dieſem Geſichtspunkte aus, die chemiſchen ſogenannten todten Stoffe, welche Product der Gährung ſind, als ein ſecundäres, das Lebendige aber, welches hier hervorſprießt, als das Erſte und Weſentlichſte betrachten. Die Gährung erſcheint uns ſohin, gemäß ihrer Allgemeinheit, wie vermöge ihres höchſten Reſultates, nicht ſowohl als ein chemiſcher Act, als vielmehr wie ein Act des Lebens. Sie iſt allerdings, von der einen Seite aus geſehen, ſofern der Untergang des individuellen Lebens ihr vorausgieng, Ausdruck eines allgemeinen Sterbens und Vergehens, von der andern dagegen iſt ſie das Bild einer ſich immer wiederholenden Geburt, denn immer und überall, wo die Materie gährt, facht der Odem des Lebens ſie zu neuen Organiſationen an. Die Gährung iſt nicht eine zum Tode führende Handlung, ſie iſt nur der Tauſch eines Lebens um das andere. Nicht Tod um Leben, — Leben für Leben iſt ihr Wahlſpruch. Wie aber die Myſterien der Erzeugung, der Entſtehung des Organiſchen überhaupt bedeckt ſind vom Dunkel der Nacht, ſo auch die Entſtehung der Gährungsorganismen. Das Licht iſt der Gährung feindlich. Es ſtört ihren regelmäßigen Verlauf. Da nun das Licht nicht auf unſern Planeten beſchränkt, da es vielmehr eine ewige, durch den ganzen Weltenraum gehende, ſich aus den Wechſelbeziehungen der Weltkörper gleichſam reflektirende Handlung iſt, ſo ſcheint ſeine negative Bedeutung, gegenüber vom Gährungsproceſſe, dieſem noch ein anderes Merkmal aufzudrücken. Er iſt ein planetariſcher, ein telluriſcher Act, er iſt einer der Ausdrücke des irdiſchen Lebens. Jenſeits der Erde vielleicht keine Gährung mehr! Aber hier in dieſer Sphäre, unter dem Monde, iſt ſie von der größten Allgemeinheit, und in der verwickelten Kette der irdiſchen Lebenserſcheinungen bildet ſie gleichſam das Glied des Anfangs, das Glied des Endes. Auf Erden durchdringen ſich Tod und Leben in jedem Momente, jede Minute läutet hienieden die Sterbeglocke, jede Minute verkündigt eine neue Geburt: darum iſt alles Organiſche in ewiger Gährung begriffen.

Dieſe Anſicht gewinnt noch mehr Bedeutung bei der Betrachtung des Krankheitsproceſſes. Bekanntlich hat der höhere thieriſche Organismus, namentlich der des Menſchen, viel mehr des Flüßigen, Gährungsfähigen an ſich, als des Erſtarrten. Dieſes erſtere iſt daher in den vielfachen Conflicten, welche das Leben zu beſtehen hat, vielfachen Gährungen unterworfen, welche, in geringerem oder in höherem Grade entwickelt, die verſchiedenſten Produkte zur Folge haben. So erhält die Anſicht eines geiſtreichen Arztes, daß der Krankheitsproceß nichts anderes ſei, als das Zurückſinken auf eine tiefere Stufe des Lebens, eine Bedeutung mehr. Desgleichen jene Anſicht von der Erzeugung eines Afterorganismus von beſchränkter Selbſtſtändigkeit innerhalb des erkrankenden Leibes. So können wir im Pflanzenreiche eine Menge Bildungen, welche z. B. als Blattpilze und Schimmel in das Syſtem eingeführt worden ſind, als Ausdruck jenes allgemeinen Gährungs- und Zerſetzungsproceſſes betrachten. So finden wir es im Einklange mit dem allgemeinen Geſetze der Gährung, wenn im thieriſchen Körper eine Menge Krankheiten, wie z. B. die Ausſchläge, die Schwämme und Balggeſchwülſte, u. ſ. w. aus der Säftemaſſe mit dem Anſcheine der ſpontanen Natur, d. h. als ſogenannte Afterorganismen, hervortreten. Das allgemeinſte Beiſpiel liefert uns die Entſtehung der Entozoen, und auf der andern Seite kündigt ſich auch die myſteriöſe Entſtehung der Spermatozoen als eine Erſcheinung aus dieſer Sphäre an. Das Lebendigſte im Organismus ſteigert ſich wiederum ſelbſt zur Bildung kleiner ſelbſtſtändiger Thiere. Die Wirkſamkeit des Arztes auf den kranken Organismus kann, gleicher Anſicht folgend, gar oft ſo betrachtet werden, als hemme er durch ſeine Mittel den Gährungsproceß, welcher in dem erkrankenden Leibe begonnen hat. Ein Stäubchen Salz, in eine weingährende Flüſſigkeit geworfen, hält den Uebergang derſelben in die Eſſiggährung eine Zeitlang auf; ebenſo führt das glücklich gewählte Heilmittel den Körper von der Bahn der Entmiſchung zum regelmäßigen Stoffgehalt, zur Geſundheit zurück.

Aber auch in dem großen, bereits vermoderten Leichname alles Organiſchen auf Erden, in der Dammerde, rührt ſich jener allgemeine plaſtiſche Geiſt, der die Gährung beherrſcht; — er raffet die durch den Tod von einander gelöſten Elemente zuſammen, durchdringt ſie mit ſeinem Lebensodem und bildet unter der Form der Pilze und Schwämme ein Reich ſeltſamer Geſtalten hervor. Linné, welcher in einem phantaſiereichen Gemälde das jährliche Eintreten und Verſchwinden der Vegetation mit einem Heereszug vergleicht, giebt jenen untergeordneten vegetabiliſchen Geſtalten die Bedeutung der Nachzügler, welche von dem Unrathe und der Zerſtörung leben, die das vorausgegangene Heer zurückgelaſſen. Nees von Eſenbeck nennt die Pilze Träume des Humus, und allerdings brechen ſie wie Träume, wie geſpenſtiſche Nachbilder höherer Naturen überall aus der Dammerde hervor, und bekränzen die Urne des Todes mit den Emblemen eines, zwar hinfälligen, aber raſtlos immer und überall wieder aufkeimenden Lebens.

Der Menſch aber, ſelbſt wandelbar und vergänglich, hier nur der flüchtige Schatten von einem Traume, — er vertraut, ſeiner doppelten Natur bewußt, dem verklärenden Brande ſeines Phönix; — die höhere Seele in ihm entfaltet aus der Gluth der Verweſung ihre Flügel, und trägt ihn durch die Schatten des Todes in das lichte Land der Verheißung.

* * *

Das Manuſcript.

Bagatelle von

Hofrath Dr. Georg von Reinbeck.

Herr Zwickli, Buchhändler zu B. in der Schweiz, hatte ſich als ein freiſinniger Patriot und ſpeculativer Kopf der Partei des Fortſchrittes in ſeinem Vaterlande angeſchloſſen und ſann Tag und Nacht darauf, den neuen Ideen Eingang zu verſchaffen und dadurch der Schweiz einen Umſchwung zu geben, der, wie er hoffte, ſeinem Buchhandel zu gut kommen ſollte. Die ältern ſoliden Schriften blieben ihm auf dem Lager und ihm wurde klar, daß ſich eine andere Welt gebildet habe, in welcher nur Glück machen könne, was Effekt macht und Esprit ſchillert; das heißt: eine Eſſenz von Geiſt, Witz und Frivolität, von letzterem wohlfeilen Ingredienz eine Unze, gerechnet auf eine Viertelunze Witz und eine Halbviertelunze Geiſt. Seine eigenen freiſinnigen Geſinnungen zu manifeſtiren, hatte er, nicht ohne Seufzen, die Manneszierde des langen Zopfes und die großen Buckeln über den etwas fetten Ohren und die großen Schnallen von den Schuhen und ſelbſt die kurzen Beinkleider abgelegt, und kam ſich im Innern und Aeußern wie umgewandelt vor. Um aber auch unmittelbar freiſinnig einzuwirken, wollte er ſich durch eine große Idee verdient machen, ſo daß man nicht werde umhin können, ihn in den großen Rath zu berufen, zum Mitregieren, wozu er einen beſondern Trieb in ſich verſpürte.

Zu dieſem großen patriotiſchen Zwecke hatte er beſchloſſen, ein weltbeglückendes Tagblatt zu begründen, das beſonders das theure Vaterland fördern ſollte durch liberale Weltanſichten und Weltpläne, vorzüglich aber durch Löſung von Allem, was der menſchlichen Natur in ihrer freien Entwicklung Feſſeln anlegen könne. Zur Ausführung dieſes großen Planes fehlte es ihm nur, nachdem die freie Schweiz auf Anſuchen der unfreien fremden Regierungen von edlen jungen fremden Kosmopoliten etwas geſäubert war, an einem tüchtigen Redacteur. Er hatte geglaubt, den rechten Mann in einem jungen, geiſtigkräftigen Heſſen gefunden zu haben, der in ſeine Ideen einzugehen ſchien und ſeiner Tochter Suſi, einem graziöſen Kinde von neunzehn Frühlingen, die einige Jahre bis zum Tode ihrer Mutter in einer Erziehungsanſtalt der franzöſiſchen Schweiz geweſen war, in jeder Art gefällig zu ſein ſtrebte. Unerwartet aber verſchwand dieſer eines Tages und ließ ihn im Stiche. Was war zu thun? Er hatte zum Glück gehört, daß in Stuttgart ſich mehrere Jünglinge aller deutſcher und undeutſcher Stämme mit erleuchteten Volksanſichten, großartigen Weltplänen und feſſelloſen Geiſtern einfänden, und da er zuweilen an Unterleibsbeſchwerden litt, ſo machte er ſich mit ſeiner Suſi auf, in's Bad nach Cannſtadt, von wo aus er in der nahen Reſidenz den Vogel, den er einzufangen wünſchte, zu erſpähen hoffte.

Es gewann aber den Anſchein, als könnte er es noch bequemer haben, denn Cannſtadt's Badegärten wimmelten jeden Nachmittag von jüngern und ältern freiſinnigen Schöngeiſtern und Politikern, worunter viele altteſtamentliche Phyſiognomien. Er hielt ſie anfänglich alle für Militaire, wegen des Schnauz- und Zwickelbartes, den er an jedem bemerkte, bis ein Badegaſt ihn belehrte, daß, nachdem von den jungen Naſen die Brillen ziemlich verſchwunden wären, indem ſie gefunden, daß es ihrer Jugend an Scharfblick nicht fehle, ſie jetzt, zum Zeichen, daß ſie Haare auf den Zähnen haben, den Schnauz- und Zwickelbart angenommen hätten, welchem Berufe ſie auch angehören möchten, bis zum Handwerksburſchen herab. Er brauchte ſich alſo gar nicht einmal nach der Reſidenz zu bemühen, denn kaum war ſein Name und Gewerbe bekannt geworden, ſo erhielt er von den jungen Schnauz- und Zwickelbärten die ehrfurchtsvollſten Bücklinge, denen dann bald allerhand Manuſcripte und Verlagsanträge folgten.

Herr Zwickli war in ſeinem Elemente und gebot ſeiner Suſi, ſich auch unter den jungen Litteraten umzuſehen, welches Jungfer Suſi denn auch mit aller Beſcheidenheit befolgte. Er hielt auf Suſi große Stücke und traute ihr ein richtiges Urtheil zu, bis auf das über einen Herrn Bünſchli, an welchem er, trotz deſſen Abneigung gegen jeden Fortſchritt im Vaterlande und folglich auch beſonders gegen die Straußen, Einiges gefunden hatte, das ihn wünſchen ließ, Suſi möchte ihn mit günſtigern Augen betrachten. Herr Bünſchli war reich, folglich angeſehen und konnte ſeinen großen Plänen einen bedeutenden Nachdruck geben, wobei er im Geheim die Hoffnung hegen mochte, durch Suſi ihn für die Partei des Fortſchrittes zu gewinnen, wozu noch die Rückſicht kam, daß bei der unverhofften neuen Wendung im Vaterlande er durch eine Verbindung mit ihm einen Rückhalt finden könnte. Auch dazu konnte der Aufenthalt im Cannſtadter Bade dienlich ſein, denn Herr Bünſchli hatte ſich dort gleichfalls eingefunden.

Ohne beſondere Beobachtung bemerkte Suſi bald am Brunnen, den ſie mit ihrem Vater am Morgen um ſo lieber beſuchte, weil Herr Bünſchli dann im Badzuber ſteckte, daß ein junger Schnauz- und Zwickelbart von einem feinen Anſehen ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete, täglich im Frösnerſchen Badegarten ſich einfand, und hier gewöhnlich ſeinen Platz dem Tiſche, an welchem ſie und ihr Vater ſaßen, ſo nahe als möglich nahm. Daß dieſe Aufmerkſamkeit nicht etwa dem Vater galt, hatte ſie bald weg; ob aber der Jüngling zu der Sorte gehörte, unter welcher ſie ſich nach des Vaters Gebot umſehen ſollte, das war ihr zweifelhaft, um ſo mehr, da aus ſeinem Auge noch weit mehr Geiſt als Esprit leuchtete und er ſich auch von den übrigen Schnauz- und Zwickelbärten fern hielt. Sie hätte eine oder die andere unter den jüngern weiblichen Badgäſten, die ſich ihr genähert hatten, gar gern um ihn befragt, allein eine geheime Scheu hielt die Frage ſtets auf ihren Lippen zurück.

Dieß war auch der Fall, als ſie mit einem um einige Jahre alteren Fräulein aus der Reſidenz im Frösnerſchen Garten zuſammentraf, welche eben mit ihren Eltern in's Bad gekommen war, und mit der ſie im vorigen Sommer auf dem Rigi war bekannt und bald Freund geworden. Die Freude der beiden artigen Kinder, ſo unvermuthet ſich zu treffen und einige Wochen miteinander verleben zu können, war groß. Roſalie, ſo hieß die Neuangekommene, machte Suſi mit ihren Freundinnen, von denen ſie begleitet war, bekannt und lud ſie ein, in ihrer Mitte Platz zu nehmen. Suſi blickte, als ſie der Einladung gefolgt war, zu dem Nebentiſche hin und wurde feuerroth, als ihr Blick wieder auf den jungen räthſelhaften eleganten Schnauz- und Zwickelbart traf, der dort eben Poſto faßte. — Roſalie ſah ſie gerade an und ſie gerieth in Verlegenheit und auf den Ausweg, ſich über die Zudringlichkeit der jetzigen jungen Herren zu beklagen, vor deren dreiſten Blicken man gar nicht wiſſe, wo man die Augen laſſen ſolle. Natürlich ſchauten die Mädchen nach ſo unbeſcheidenen Blicken umher, als zu Suſi's größter Beſtürzung der junge Schnauz- und Zwickelbart mit einem Ausruf froher Ueberraſchung aufſprang, auf ihre Freundin zutrat und ſie vertraulich mit ihrem Vornamen: Roſalie begrüßte, welches dieſe eben ſo vertraulich mit dem Vornamen: Adolf erwiederte. — Um alles hätte Suſi gern ihre Klage zurückgenommen, aber ihre Verlegenheit ſollte noch ſteigen, als die loſe Freundin den Jüngling unter Lachen ihr als ihren Vetter und erklärten Anbeter vorſtellte, und ſie um Verzeihung bat wegen der zudringlichen Blicke, an welchen ſie die Schuld trage. Adolf ergriff gewandt, — er hatte in Berlin ſtudirt, — die günſtige Gelegenheit ſich Suſi zu nähern, indem er ſie verſicherte, ſein liebes Bäschen ſei etwas eitel und dabei etwas boshaft, und finde ein Vergnügen darin, troſtloſe Blicke auf ſich zu ziehen, indem ſie, — welches freilich noch ein öffentliches Geheimniß ſei, das er auch nur dem liebenswürdigen Kreiſe im höchſten Vertrauen mittheile, ſeiner Verſchwiegenheit gewiß, — Herz und Hand einem Glücklichen bereits verſagt habe. Roſalie ſchlug ihn mit dem Handſchuh auf den Mund und nannte ihn boshaft; allein ſie konnte die Glückwünſche ihrer Freundinnen, in welche auch Suſi mit ſehr erleichtertem Herzen einſtimmte, nicht zurückweiſen, indem ein hübſcher junger Mann eben mit dem Kellner, der eine große Platte mit Kaffee und Gebackenem trug, zu dem Kreiſe trat und von Adolf als der glückliche Bräutigam ſeines loſen Bäschens vorgeſtellt wurde.

„So muß ich Ihnen, liebe Suſi, denn wohl die Blicke des jungen Herrn wieder abtreten,“ ſagte Roſalie lachend. „Sie müſſen ſie aber ja nicht wie Ernſt nehmen. Wir ſind ja hier im Bade, und da gilt Badefreiheit.“

„Wir wollen davon Gebrauch machen,“ ſagte in gutem Schweizerdialect ein ältlicher wohlgekleideter behaglicher, aber nicht eben von Anſehen feiner Mann, der hinzutrat und bot Suſi ſeinen Arm und erſuchte ſie, mit ihm zu gehen. — Suſi war ſichtlich unangenehm betroffen. Sie warf unwillkürlich einen flüchtigen, troſtloſen Blick auf Adolf; wagte es aber in ihrer Befangenheit nicht, den ihr dargebotenen Arm auszuſchlagen, ſondern nahm mit einer leichten Verbeugung von Allen, mit einem herzlichen Kuße von Roſalien beſonders Abſchied.

Alle ſchauten dem übelgepaarten Paare nach und Roſaliens Bräutigam ſagte ſo laut, daß es von den beiden wohl gehört werden konnte: „Nun, das nenn' ich gut ſchweizeriſch!“ —

Adolf hielt ihm lachend den Mund zu: „Nimm Dich in Acht, ſagte er, daß der Herr Hauptmann dich nicht fordert.“

„Hauptmann?“ fragten Alle.

„Und Zuckerbäcker,“ fügte Adolf hinzu.

Alle ſchlugen ein lautes Gelächter auf, mit den Schweizer-Formen unbekannt.

„Woher kennſt Du ihn denn“, fragte Roſaliens Verlobter.

„Ich habe geſtern die Ehre gehabt, mit ihm zu ſpeiſen im Könige von Württemberg“, erwiederte Adolf, „und ich weiß auch zu welcher Partei er gehört. Die viereckige Geſtalt mit den ledernen Bausbacken und den bebuſchten kleinen grauen Augen ſaß mir gegenüber, und unterhielt ſich mit ſeinen Nachbarn ſehr eifrig über die neueſten Vorgänge in Zürich, bei denen er nur bedauerte, daß es den geſtürzten irreligiöſen Gewalthabern, den Straußen, nicht Allen ſo ergangen ſei, wie dem Hegetſchwyler, der übrigens noch der Beſte von ihnen geweſen; er habe ſeine zweite Frau ſelig in ihrer letzten Krankheit als Arzt behandelt.“

„Und wer iſt das ſchöne Kind, das der Herr Hauptmann uns ſo brüsk entführt hat, — doch nicht ſeine Tochter?“ fragte Roſaliens Verlobter.

„So? iſt es ſchön das Kind?“ äußerte Roſalie, — „und das haben der Herr Bräutigam ſogleich bemerkt?“

Er küßte ihr die ſcherzend ſträubende Hand und behauptete, ſie allein trage die Schuld, weil ſie ſein Auge für das Schöne ſo geſchärft habe, was ſie eine ſehr zweideutige Artigkeit nannte.

„Das ſchöne Kind übrigens,“ ſagte ſie,

„iſt die Tochter des Buchhändlers Zwickli aus A… Wir haben uns auf dem Rigi im vorigen Sommer kennen gelernt, und ſind Freunde geworden; bis zu Herzensmittheilungen iſt es aber noch unter uns nicht gekommen!“

„Du hätteſt ihr auf dem Rigi wahrſcheinlich mehr zu beichten gehabt, als ſie Dir,“ ſagte Adolf, „denn ſie ſcheint mir noch wenig auf dem Herzen zu haben.“

„Hm! das läßt ſich bei einem Mädchenherzen nicht immer ſo beſtimmen,“ meinte Roſalie.

Adolf aber ließ nicht merken, daß er von Suſi's Herzen ſchon etwas näher unterrichtet war, und dies durch einen Univerſitätsfreund, den er nach achtjähriger Trennung unverhofft im Gaſthofe getroffen hatte, und der wenige Stunden darauf mit dem Eilwagen nach Havre abgegangen war, um ſich nach Amerika einzuſchiffen. Er hieß Stürmer, war von Geburt ein Heſſe und, von der Schweiz kommend, in dem Gaſthofe abgetreten. Die Beſorgniß, in die Unterſuchungen wegen demagogiſcher Umtriebe verwickelt zu werden, hatte ihn nach der Schweiz geführt, in der es ihm aber nicht mehr behagte, beſonders nach den letzten Vorgängen in Zürich. Stürmer nahm ſeinen Freund mit auf ſein Zimmer, und hier theilten die beiden jungen Männer einander ihre Erlebniſſe mit.

Stürmer war ein Feuerkopf, ehemaliger Vorſtand der Burſchenſchaft in G.. und dafür bekannt, daß er wie ein echter Heſſe von einmal gefaßten Ideen nicht leicht abzubringen war. Deutſchland war noch ſein Idol, nämlich das ganze ungetheilte Deutſchland, und daß es ſich von ſeinem Ideale immer weiter zu entfernen ſchien, war ſein großer Schmerz; allein von der jugendlichen Idee, es nach ſeinem Sinne zu modeln, war er längſt zurückgekommen, und hatte auch ſich niemals verſucht gefühlt, thätlich einzugreifen. Die Werkzeuge, die ſich ihm in verſchiedenen Epochen dazu allenfalls darboten, waren ihm zu unbedeutend und zum Theil zu verächtlich geweſen. Auch hatte er mehr auf die Macht der Oeffentlichkeit und der Wahrheit, als des Schießprügels und der Schwindeleien gebaut, und daher nie an den ſogenannten patriotiſchen Extravaganzen ſeiner ehemaligen Burſchenſchaftsgenoſſen Theil genommen. Dennoch ſtand er bei ihnen als ein feſter und rechtlicher Charakter in großem Anſehen. In der Schweiz hatte ihn das Scharfeckige des Republikanismus angeſprochen und der Kampf gegen den Ariſtokratismus, der ihm aber in Zürich und den ſieben verbündeten Cantonen eine falſche Richtung zu nehmen geſchienen, ſo daß er es dem Volke gar nicht verdachte, daß es gegen die neuere Ariſtokratie, die ſich zu bilden drohte, aufgeſtanden war.

„Jetzt aber,“ ſagte er zu Adolf, „gewinnt das Philiſterium wieder die Oberhand und das macht mir keinen Spaß. Jetzt will ich einmal am Ohio nachſehen, wie's da ausſieht.“

„Wahrſcheinlich, Bruder Herz,“ entgegnete Adolf, „iſt's da für Dich auch nichts. Ideen wachſen am Ohio nicht wie Mahagony. Du ſollteſt Dich doch endlich einmal irgendwo fixiren, bei Deinen Talenten,“ —

„Warum nicht gar heirathen!“ fiel ihm Stürmer in's Wort.

„Und warum nicht?“ meinte Adolf.

„Den dummen Streich hätte ich nur einmal in meinem Leben gern gemacht“, erwiederte jener; „aber — es ging nicht, das Mädchen hatte kein Herz zu mir, — vielleicht zu ihrem und meinem Glück, denn ich glaube nicht, daß ich zu einem Ehemann tauge; bin das freie Herumſchwärmen zu gewohnt. Und wie iſt's denn mit Dir, Adolf? Haſt Du Dich ſchon fixirt, biſt Du vielleicht verheirathet?

„Noch nicht,“ verſetzte Adolf.

„Aber ich merk's ſchon, — haſt es doch im Sinne“, ſagte Stürmer. — „Nun Glück zu! Du biſt ein ganz anderer Schlag von Menſchen als ich. Und wer iſt denn die Erwählte? Eine Landsmännin? Es giebt recht ſchöne Kinder darunter, wie ich auf der Gaſſe bemerkt habe.“

„Ich bin in einer ganz eigenen Situation,“ ſagte Adolf. „Es ſind acht Tage, daß ich am Brunnen in Cannſtadt ein Mädchen ſah, das alle Liebesgötter umflattern, und dabei Unſchuld in jeder Bewegung, in jeder Miene. Der Eindruck, den ſie auf mich machte, war ſtark, ohne daß ich jedoch weiter etwas dabei dachte. Am andern Morgen ſah ich meine Schöne wieder und konnte nicht widerſtehen, mich zu erkundigen, wer ſie ſei und wo ſie im Bade wohne, denn, daß ſie keine Einheimiſche war, ſah ich wohl. — Ich erfuhr, ſie wohne mit ihrem Vater im Frösnerſchen Bade, und ſeitdem kann ich keinen Morgen vom Brunnen und keinen Nachmittag aus dem Frösnerſchen Garten wegbleiben, und weide mich an ihrem Anblicke.“

„Stumme Liebe?“ ſagte Stürmer, „das taugt nichts, frißt am Herzen. Zwar ſiehſt Du mir noch nicht angefreſſen aus; Du mußt ſchon Hoffnung haben. Wenn der Mund auch ſchwieg, haben die Augen doch geſprochen.“

„Von Antworten war wenigſtens noch kaum die Rede,“ entgegnete Adolf.

„Nun, ſo thue den Mund auf. Mit ſo etwas muß man ſich nicht lange herumtragen,“ ſagte Stürmer.

„Ich habe gar keine Gelegenheit, ihr näher zu kommen“, erwiederte Adolf, „und ich kann doch nicht im Frösnerſchen Garten mir nichts dir nichts vor ſie hintreten und ſagen: „Sie gefallen mir, ich will Sie heirathen!“

„Und warum nicht?“ entgegnete Stürmer, „wenn Du ihr gefällſt, und — Du biſt wohl der Burſche dazu, — wird ſie Dir's nicht übel nehmen. Aber vielleicht der Herr Vater; die Väter ſind manchmal curios. Wer iſt denn der?“

„Ein Buchhändler aus A..“, antwortete Adolf.

„Aus A..?“ fragte Stürmer, ſichtlich überraſcht, „und heißt?“

„Zwickli“, erwiederte Adolf. „Kennſt Du ihn vielleicht? Das wäre ja herrlich.“

„Und Suſi,“ ſagte Stürmer in einem weicheren, ihm nicht gewöhnlichen Tone, „Suſi iſt in Cannſtadt?“

„Auch ſie kennſt Du?“ rief Adolf erfreut. „Was kann erwünſchter ſein! Herzensbruder, da kannſt Du mich ja bei Vater und Tochter einführen.“

„Ich fahre in einer Stunde nach Amerika!“ ſagte Stürmer ziemlich ſchroff.

Verwundert über dieſen Ton fragte Adolf: „Stehſt Du vielleicht mit Herrn Zwickli nicht gut?“

„Ich ſtehe gar nicht mit ihm“, erwiederte Stürmer in milderm Tone. „Er iſt ein gutmüthiger bornirter Eſel, der gern im liberalen Felde weiden möchte, weil's da viele Diſteln geben ſoll, wie er meint.“

„Und Suſi?“ fragte Adolf.

„Und Suſi,“ — wiederholte Stürmer gezogen und dumpf, und ging einigemal im Zimmer raſch auf und nieder; dann trat er mit leuchtendem Blick vor Adolf hin und ſagte: „Die heirathe, Adolf, und mache ſie glücklich. Dazu gebrauchſt Du mich nicht. Iſt Dir's Ernſt, ſo wirſt du den Weg zu ihr ſchon finden. In zwölf Jahren etwa will ich einmal nach Euch ſehen. Und jetzt, lieber Adolf, er ſah auf die Uhr, jetzt gehab' Dich wohl. Ich habe noch allerlei zu beſorgen, muß auch nach Hauſe ſchreiben, damit ſie doch wiſſen, wo ich geblieben bin.“

„Ich laß Dich jetzt allein, Stürmer, komme in zwei Stunden wieder und begleite Dich zum Eilwagen“, ſagte Adolf.

„Ich bitte Dich, thu das nicht, Adolf“, erwiederte Stürmer weich. „Zweimal mag ich von Dir nicht ſcheiden. Du mußt ja auch nach Cannſtadt“, fügte er lächelnd hinzu. — „Aber das muß ich Dir noch ſagen, daß Du einen Nebenbuhler haſt.“

„Einen Nebenbuhler in Suſi's Herzen?" fragte Adolf beſtürzt.

„Das wohl nicht, wie ich glaube," erwiederte Stürmer, „aber in des Vaters Beutel. Er iſt reich und Herr Zwickli ſteckt mit ihm."

„Und der iſt?" fragte Adolf beruhigter.

„Der Herr Hauptmann Zuckerbäcker, den Du an der Tafel haſt peroriren hören", antwortete Stürmer. — „Aber ſag' mir, machſt Du noch zuweilen Satiren, die Dir auf der Univerſität ſo gut gelangen?"

„Wie können Dir die Kindereien jetzt einfallen", ſagte Adolf faſt empfindlich.

„Wunderbar, daß Du das Talent nicht geübt haſt," erwiederte Stürmer, „da unſre Zeit ſo reich an Stoff dazu iſt. — Laß die Narren nicht ſo ungegeißelt herumlaufen, ſie werden ſonſt zu übermüthig und man weiß ſich gar nicht mehr vor ihnen zu laſſen. — Der Herr Hauptmann wäre zum Beiſpiel ein guter Stoff."

„Doch wohl mehr zu einer Carricatur-Zeichnung", entgegnete Adolf, „in der Du excellirteſt. Haſt Du dein Talent geübt?"

„Ganz habe ich's nicht liegen laſſen," erwiederte Stürmer. „Alſo der Herr Hauptmann iſt Dein Nebenbuhler. Er wirbt um Suſi und iſt reich. Du haſt ja aber auch Batzen. — Bei'm Mädchen kann Dir ſolch ein Nebenbuhler ſelbſt das Spiel erleichtern. — Gehabe Dich wohl, Adolf! — Abſchied nehmen wir nicht, nach alter Gewohnheit. — Auf Wiederſehen! — Laß mich Dich durch Suſi dann glücklich finden und ſie durch Dich, hörſt Du?"

Die Freunde lagen einander in den Armen. Adolf kannte Stürmer's Weiſe. Sie traten ſchweigend aus dem Zimmer an die Treppe, blickten einander mit Thränen, aber feſt in's Auge, drückten ſich die Hand, und Adolf eilte bewegt die Treppe hinunter, Stürmer aber in's Zimmer zurück.

(Fortſetzung und Schluß folgt.)

* * *

Die Macht des Goldes,

ein morgenländiſcher Apolog,

überſetzt von

Hammer-Purgſtall.

Dieſe Erzählung iſt aus einem, zwar dem Titel nach bekannten, aber dem Inhalte nach bisher ganz unbekannten, arabiſchen, gereimten Apologenwerke genommen, welches im bibliographiſchen Wörterbuche Hadſchi Chalfa's als ein Seitenſtück der berühmten Fabeln Bidpai's aufgeführt iſt, und wovon im Laufe dieſes Jahres bei Gelegenheit der Anzeige des, über die indiſchen Apologen erſchienenen Werkes: Loiſeleur Deslongchamps, in den „Jahrbüchern der Litteratur" umſtändlicher Bericht erſtattet werden wird. Eine Handſchrift dieſes ſeltenen und merkwürdigen Werkes befindet ſich in der Bibliothek des Eskurials*) und eine auf der kaiſerl. Hofbibliothek**). Nach dem von Caſiri angegebenen Titel: „plena facetiarum et jocorum Comoedia" hat man darunter ein Werk dramatiſcher, komiſcher Litteratur vermuthet, aber ſchon Flögel hat in ſeiner Geſchichte derſelben*) ganz richtig das Ungegründete dieſer Vermuthung behauptet, welche durch die nähere Kenntniß des Inhaltes vollkommen beſtätigt wird. Der Titel dieſes merkwürdigen gereimten arabiſchen Apologenwerkes iſt: „das Buch des Lautſchreienden und Leiſeſprechenden, des Vorſichtigen und Verhäbigen, des Andächtigen und Anhäbigen, von Ebi Jaali Ahmed Ben el Hebarijet, geſt. i. J. d. H. 509. (1115.)

---

*) Caſiri I. p. 162.

**) No. 484. S. 98.

*) IV. Bd. S. 122.

Erzählung vom Könige und vom Bader.

Es herrſchte ein König im Lande Ahwaſ,
Regierend in Syrien und auch in Hidſchaſ,
Beſitzend an Schlöſſern, Palläſten und Städten
Viel mehr als die mächtigſten Könige hätten;
Doch war ihm bei allen den Schätzen ſo werth,
Kein Söhnlein als Erbe des Reiches beſcheert;
Schon hatt' er im Alter die Hoffnung verloren,
Da ward ihm ein niedliches Mädchen geboren;
Er liebte ſie zärtlich, er liebte ſie innig,
Erziehet dieſelbe ſo ſittſam als minnig.
Er pflegte mit Sorgfalt der Kindheit, der Jugend,
Und wahrte mit Liebe die weibliche Tugend.
Er ſagte: „ich gebe ſie weg nicht auf Ehre!
Denn Keinen noch ſah ich, der würdig ihr wäre;"
Und jeden der Könige, Freyer und Werber
Empfing er mit Heftigkeit, bitterer, herber.
Einſt ging er in's Bad um ſich ſchröpfen zu laſſen,
Umringet von Wachen und Dienern in Maſſen,
Da ſagte zur Stelle der Bader: „o König!
Ich habe zu bitten Euch gar unterthänig" —
Der König ſich zürnt, daß gar ſo vermeſſen
Der Bader ſogleich ſich zu reden vermeſſen;
Er ſprach zu der Diener begleitenden Schaaren:
„Bin ich bei den Türken und bei den Barbaren?
Doch weil er ein Greis, der am Hofe erzogen,
So bin ich ihm wieder in Gnaden gewogen,
Und mag's wohl verzeihen, daß er ſich erdreiſtet
Zu ſprechen von Dienſten, die er uns geleiſtet.
Es ſetzt ſich der Zorn, die Sanftmuth kehrt wieder;
Er herrſchte: „ſo bringt ihn!" und ſetzte ſich nieder.
Der Bader, ſobald er zum Schröpfen gekommen,
Spricht wieder, und denkt nicht ob ihm es wird frommen:
„Ich hab' eine Bitte: o mächtiger König!"
— „So ſag' ſie heraus" — „ich bitt' unterthänig:
Du wollſt die Prinzeſſin (Gott ſegne dein Leben!)
Dem Sohne, dem meinen, zur Ehefrau geben!
Den König, den wundert's, daß der Bader ſo ſpricht,
Er ſtaunet der Dummheit, doch zürnt er ſich nicht,
Denn bei ſich ereignendem ſeltſamen Falle,
Verwehrt die Vernunft uns den Ausbruch der Galle;
Er ſagte: „laß' hören! magſt wieder beginnen;"
Er dachte, der Bader er ſei wohl von Sinnen.
Da ſprach von den Dienern ein alter und treuer:
„Er ſpricht bloß ein wenig, als ziemen will, freyer.
Er iſt nicht beſeſſen, er iſt nicht betrunken,
Er iſt bloß in Wirkung des Geldes verſunken,
Es ſpricht aus demſelben gewiß nur ein Schatz,
Eingebend die Worte, die nicht an dem Platz;
Ein Schatz liegt begraben gewiß an dem Orte,
Der ihm eingegeben die närriſchen Worte."
Sie graben ſogleich in dem Bad' an dem Ort,
Und finden darunter den herrlichſten Hort,
Das Erbe von einem der Söhne des Ads,
Den größten, den ſchönſten, den herrlichſten Schatz.
Sie fragten ihn nochmal, was ſei ſein Beginnen?
Er wußte ſich deſſen nicht mehr zu entſinnen;
Sie ſagten: „Du ſprachſt von dem Schatze begeiſtert;"
Er ſagte: „wahrhaftig! er hat mich bemeiſtert,
Ich kann mich erinnern nicht einzigen Wortes,
Die Schuld iſt nicht meine, ſie iſt die des Hortes."
So iſt es ihr Männer! das Geld und das Gut
Giebt Schluckern, den nied'ren, hochfliegenden Muth,
Verleihet den Schwachen das Vollmaß von Kräften,
Und giebt den Unfäh'gen Talent zu Geſchäften,
Und flößet den Badern die Zuverſicht ein,
Um Töchter der Könige glücklich zu frey'n.

* * *

Lyriſche Halle.

Sonntagmorgen.

Spaziergang

von J. G. Zuccarini.

Stimmen:

Durch Feld und Auen
Im Sonnenſchein,
Im nebelgrauen Schattenhain,
Auf Duft und Sternen
Im Morgenglanz,
Zum ſchwindelnd fernen
Ringeltanz
Gereiht, gemiſcht in luſt'gem Weh'n,
Zerſtreut, vereint in Thal und Höh'n,
Da ziehen wir leiſe
Die Zauberkreiſe.
Sagt dir's der Blick
Im Morgenſchein?
Strahlt dir's zurück
In's Herz hinein?
O armer Gefangener,
Wir koſten dich gerne,
Es zieht uns zu dir hin;
Wir weben, wir ſchweben
Herum um die Feſſel,
Umziehen in ſtillen
Bedeutſamen Kreiſen
Die düſteren Mauern,
Die ehernen Riegel!
Du kennſt uns, du kennſt uns,
Du kämſt ja ſo gerne,
Drum ziehen wir um dich
In traulicher Ferne,
In ſcheidender Nähe,
Und liſpeln und flüſtern
Durch Freuden und Wehe.
Uns freuet dein Grüßen,
Dein Sehnen, dein Ahnen;
Es zieht uns zu ſchnelleren
Drehenden Kreiſen,
Es lockt uns zu helleren
Tönenden Weiſen!
Dir ſchwebt es, dir klingt es,
Dir hellt es das Auge,
Dir ſammelt's die Strahlen
Und trägt ſie dir alle
Im Herzen zuſammen!
Da ſchwanken die Mauern,
Die Bande, ſie fallen,
Da biſt du, du weißt es,
So nahe uns Allen!

Glockenklang:

Tönt es, klingt es
Lockend nicht?
Weckt es, ruft es
Tröſtend nicht?
Harre, dulde,
Stehe, flehe!
Zweifelnd Fragen
Streut kein Licht,
Banges Klagen
Mildert nicht;
Kühnes Wollen
Fördert nicht,
Wildes Grollen
Aendert nicht;
Endlos Sehnen
Endet nicht,
Heiſſe Thränen
Kühlen nicht;
Harre, dulde,
Wanke nicht,
Nur verſchulde,
Nur verſchulde
Nicht!

Kirche.

Chor.

Herr erhöre, Herr erhöre,
Schöpfer walte, Gott gewähre!
Sind zu Luſt und Schmerz geboren
Herr von Dir, von Dir erkoren;
Du biſt unſer feſt Vertrauen,
Du der Fels, auf den wir bauen.
Richter, richte mild die Sünden,
Rächer, laß uns Gnade finden!
Darf in ſchwachen Menſchenweiſen
Dich das Herz in Demuth preiſen;
Ehr' und Preis von uns, den Sündern,
Dir in deinem heil'gen Frieden!
Gnad' und Segen Deinen Kindern
Dorten einſt und hier hienieden.

Orgel:
Horſt du, horſt du unſer tiefes Mahnen?
Nieder, nieder denn in Staub und bete!
Mußt mit nieder, mußt mitknieend beten!
Horſt uns rollen, horſt uns mächtig ſchwellen,
Sträubſt dich nicht, wirſt ſchauernd fortgeriſſen.
Beteſt nicht um's Haus, nicht um die Heerde,
Beteſt nicht um Glauben und Gewiſſen,
Beteſt nicht vernichtet vor der Allmacht,
Liegſt doch knieend da, und beteſt, beteſt!

An Rückert,

unſren Landsmann, unſren Stolz,

von

Franz Schmidt.

Wenn zum mächtigen Magnete
Zittert hin das Nädellein,
Wird zuvor es ängſtlich fragen,
Ob erlaubt es werde ſein?
Und wenn ſpricht mein Herz im Buſen:
Rückert, Dich, Dich liebe ich!
Soll zuvor ich bänglich fragen:
Aber, Herzchen, ſchickt es ſich?
Stürm' ich zu Dir ungebeten,
Mißbehagen faßt Dich an:
Kannſt Du mich deßhalb verklagen,
Dem's Dein Lied hat angethan?
Nicht ein Lied voll tauber Blüthen,
Nicht voll überſüßer Frucht;
Nein, das Menſchliches vom Menſchen
Menſchlich zu berichten ſucht.
Amaryllis, die Beſungne,
Welk, verwelkt iſt ſie vielleicht;
Amaryllis, die geſungne,
Nimmer wird ſie todesbleich.
Deine Araber und Inder,
Die vielleicht gelebt noch nie,
Durch Dein zauberiſches Tönen
Unvergänglich wurden ſie!
Sind die Helden andrer Dichter
Larven nur, ſchon überweißt:
Sind die Deinen Menſchen-Geiſter,
Deutſche Seelen ſind's zumeiſt.
Freimund, leg der freien Zunge
Selber nicht die Feſſel vor!
Was Du ſtille ſingſt, erſchalle
Offen auch vor jedem Ohr.
Was Du birgſt auf kleinen Zetteln,
Nicht entzieh's fortan dem Druck, —
Veilchen, klein verſteckte Blüthen,
Sind der großen Auen Schmuck!

Todtenopfer,

von

Carl, Baron von Schweitzer.

Auf Gedankenſäulen hab' ich einen Tempel Dir erbaut,
Der, in blauen Aether ragend, all' mein Daſein überſchaut,
Und von deſſen Rieſendome Sterne ſtrahlen in die Nacht,
Und an deſſen heil'ger Schwelle zärtlich treue Liebe wacht.

Gleich der Arche ſchwebt der Tempel auf des Lebens Ozean,
Blüthen ranken ſich um Blüthen an den Säulen himmelan,
Und verklärt entſteigt den Wellen irdiſcher Vergänglichkeit
Dein geliebtes Bild, im ew'gen Glanz der Unvergeßlichkeit.

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Karl Beck's Dichtungen: Nächte, gepanzerte Lieder 1838. Der fahrende Poet 1838. Stille Lieder. 1s Bdchn. 1840. Leipzig, bei Wilh. Engelmann. 8.

Der Eindruck, den Karl Beck's Dichtungen auf uns machten, war, um den mildeſten Ausdruck zu wählen, peinlich, ja ſchmerzlich. Ueberall, — wer möchte dieß verkennen, — leuchtet eine reiche Ader poetiſchen Talentes hervor, die, wie nicht zu bezweifeln iſt, unter veränderten Einflüſſen als reinſtes Gold hätte zu Tage gefördert werden können. Die Ungunſt der Verhältniſſe hat es anders gewollt. Dem jungen Dichter iſt das Schlimmſte begegnet, was überhaupt einem geiſtig Strebenden widerfahren kann. Ungeachtet ſeines unverkennbar rühmlichen Gegenkampfes (davon zeugt der troſtloſe, zerriſſene Zuſtand ſeines Gemüthes) hat ihn die gemeine Wirklichkeit des Lebens in ihre Wirbel gezogen, ſeinen Sinn für die Anſchauung des Höchſten verdunkelt und zu Boden gedrückt, während ſein Wille noch nicht erſtarkt, ſein Charakter nicht gebildet, ſeinem Geiſte die eigentliche Idealität noch nicht aufgeſchloſſen war, die ſelbſt im Begrenzten, Unvollkommnen und Unharmoniſchen nur Entwicklungsſtufen des Unendlichen, Vollendeten und alle Diſſonanzen in ewiger Harmonie Löſenden findet, und ohne welche keine wahre, über alle Zeiten und Zuſtände des Augenblicks reichende, unſterbliche Poeſie zu denken iſt. Peinlich nannten wir den Eindruck dieſer Gedichte beſonders auch deßhalb, weil es dem Dichter, trotz allen Aufwandes leicht beweglicher Fantaſie und feuriger Empfindung, unmöglich fallen mußte, die widrigen Elemente dieſer gemein proſaiſchen Anſicht des Lebens poetiſch zu gewältigen, eben weil ſie in ihm ſelbſt nicht überwunden war und ihm der höhere Standpunkt fehlte, von dem aus ſie wohl, wie es bei großen Dichtern geſchehen iſt, Gegenſtand der Poeſie zu werden vermag. Er ſelbſt fühlte dieß, wenn er in den gepanzerten Liedern S. 5 und 7 ſagt:

„Der Träume Feind, das Leben rückt herbei
Mit ſeinen rohen, nie beſiegten Mächten", —

„D'rum gleicht mein Lied des Springquells kargem Fluß,
Der ſprudelnd in die Höhen aufgeſprungen,
Ohnmächtig ſtets herab zur Erde muß,
Und wenn er noch ſo kühn ſich aufgeſchwungen."

Aber mehr als dieſe Ohnmacht, den Anforderungen der irdiſchen Realität gegenüber, an der ſchon mehr als ein Dichterherz gebrochen, beklagen wir den unſeligen Irrwahn, in dem Karl Beck's jugendliche Muſe ſich verſtrickte, da ſie ihr Heil in der unbedingten Hingebung an einige verkehrte Tendenzen des Tages zu finden hoffte, die ſich übrigens (auch darin dem Dichter ſchädlich, weil ſie ihn hinderten, produktiv und original zu ſein) ſchon in mehreren Schriften, die aus den Geſinnungen des ſogenannten „jungen Deutſchlands" hervorgegangen, ausgeprägt vorfanden. Vergeblich tönten ihm, wie er es ſelbſt bekennt, warnende Stimmen:

„Das Angſtgeſchrei der bangen Freunde ſcholl:
O folge nicht, o folge nicht der Dirne!
Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Geſetzes Brüſten;
Doch jene Freigewordne ſaugt Dich aus,
Ach, und vergiftet Dich mit ihren Lüſten."

Er hörte ſie nicht —

„Allnächtlich hielt ſie brünſtig mich umſchloſſen,
Im Glühweinrauſch(!) der Küſſe ſang ſie mir
Die Mährchen, ihrem Feuergeiſt entſproſſen;
Sie nennt ſich Zeit (!), und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Beſtreben,
Und ihre Mährchen, mitternächtig bang,
Ich ſchrieb ſie hin mit meinem rothen(!) Leben."

Wir würden an jedem Fortſchritte der Menſchheit verzweifeln, wenn die Richtung, die in Karl Beck's Gedichten ſich offenbart, wirklich der allgemeine und beſſere Geiſt der Zeit wäre. Zum Glücke iſt dem nicht alſo. Aber betrüblich iſt es, wenn ein ſchönes Talent ſeine Kraft in eben ſo irrthümlichen, als ſchädlichen Tendenzen vergeudet, die durch ihr innerſtes Weſen der Tod aller wahrhaften Poeſie ſind. Ohnehin iſt es jederzeit ein Unglück zu nennen, wenn ein Dichter ſich von ephemeren Schwingungen der Zeit fortreißen läßt, da die Ausbildung einer ſelbſtſtändigen Individualität mehr oder minder darunter leidet. Rettungslos aber iſt derjenige verloren, der die modernen Doktrinen des religiöſen und politiſchen Nationalismus in das Gebiet der Poeſie zu ziehen verſucht, da es demſelben gerade am Allerbeſten, der Poeſie Unentbehrlichſten mangelt, an dem tiefklaren Blicke des Glaubens, an der Wärme aufopfernder Liebe, an der freudigen Begeiſterung gottergebener Hoffnung und Zuverſicht. „Der Haß iſt improduktiv," ſagt irgendwo ein großer Denker; — wir fügen hinzu: „auch die Verzweiflung." Und Verzweiflung an ſich und der Menſchheit iſt ja doch das ganze tolle Treiben unſerer Poſa's, die nicht müde werden, nach Gedankenfreiheit zu rufen, da ſie wahrlich alle Urſache hätten, den Himmel oder die Tyrannen, von denen ſie die Welt wimmeln ſehen, vorerſt um Gedanken anzuflehen, an denen es ihnen weit mehr mangelt, als an der Freiheit, ſie auszuſprechen. Am wenigſten wohl hat unſer Leipziger Student (ſo nennt ſich der Dichter ſelbſt in den „Nächten") irgendwie Grund über Beſchränkung der Gedankenfreiheit zu klagen, da, wenn dieſe wirklich exiſtirte, ſeine Lieder gewiß niemals (was zum Beſten einer leicht in die Irre geführten Jugend faſt zu wünſchen wäre) in deutſchen Landen zur Publicität gelangt wären. Außer der Gedankenarmuth, welche dieſer Richtung als einer bloßen Negation des Beſtehenden, als bittrer Feindſchaft gegen Alles, was als innere oder äußere Schranke und Leitung der dem Menſchen angebornen ſelbſtiſchen und ſinnlichen Triebe gelten konnte, eigen iſt, leidet ſie noch an einem andern Gebrechen, das, wenn ſie die Regionen der Poeſie betritt, ſie des ſchönſten Zaubers derſelben beraubt, — an der ermüdendſten Monotonie nämlich, die eine natürliche Folge eben jener Ideenarmuth iſt, und auch einen großen Theil der vorliegenden Dichtungen ungenießbar macht. Uns wenigſtens koſtete es wirkliche Ueberwindung, dem Dichter in ſeinem, ſtets wiederholten Klagerefrain über den Untergang der politiſchen Freiheit, über deren Weſen doch nirgends ein feſter Begriff gegeben wird, in ſeiner Sympathie für das Judenthum, ſo wie in ſeiner beinahe an Monomanie gränzenden Vergötterung Börne's in der ſogenannten „neuen Bibel", die theilweiſe zu dem Frivolſten gehört, was der Unglaube je in dieſer Art geſchrieben, — mit einigem Intereſſe zu folgen. Einen etwas feſtern Boden gewinnt er in den, gleich den gepanzerten Liedern, ebenfalls der reflektirenden, didaktiſchen Gattung ſich nähernden Gedichten, welche die Ueberſchrift „der fahrende Poet" tragen, worin von ſeinem Heimathlande Ungarn, und nicht minder von Wien manche friſche, anziehende Schilderung ſich findet, während andrerſeits für Göthe und Schiller, wenn auch kein tieferes Verſtändniß, doch eine edle Pietät ſich kundgiebt. Obwohl nun der Dichter in den „ſtillen Liedern" von dem übergroßen Zorne gegen das Tyrannen- und Mönchthum abgelaſſen, und ſich — was wir an ſich nur höchlich billigen können — auf den ſanfteren Auen der Liebe ergeht, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir ihn mit größerem Antheil den Unterdrückern der Denkfreiheit grollen, als in zuweilen erkünſtelter Naivetät im Liebesſpiele tändeln hörten. Daher freuten wir uns auch wahrhaft, in dem „Zigeunerkönig" und dem „ungariſchen Wachthaus" ihn jenen Boden wieder betreten zu ſehen, auf dem er ſich am glücklichſten bewegt, wir meinen den der Schilderung leidenſchaftlich bewegter Volkszuſtände und wir können es uns aus eben dieſem Grunde nicht verſagen, an dieſer Stelle den Wunſch auszuſprechen, daß Karl Beck der reflektirenden Muſe (die ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniß doch nur zur Meduſe wird) entſagen und, einen großen, heroiſch geſchichtlichen Stoff ergreifend, dieſen nach gründlichen Vorſtudien epiſch behandeln möge, was ihm ohne Zweifel auf's Vorzüglichſte gelingen würde. Fragen wir nun nach der Stellung, die Karl Beck zur neueſten Litteratur einnehme, ſo läßt ſich nicht verkennen daß Heine mächtig auf ihn eingewirkt, und er die meiſten Gebrechen ſeines Vorbildes nur mit der rühmlichen Ausnahme theile, daß, während jener eine dämoniſche Luſt darin findet, die heiligſten Empfindungen des menſchlichen Herzens aufs frechſte und gemeinſte zu verhöhnen, Karl Beck wenigſtens noch ein tiefes Schmerzgefühl ſeines unſeligen Zuſtandes ſich bewahrte, ohne doch Stärke genug zu beſitzen, ſich aus demſelben zu beſſerer Erkenntniß und ſittlicher Klarheit emporzuarbeiten. Was die Sprache betrifft, ſo iſt ſie zwar nicht mit jener — wir möchten ſagen, burſchikoſen Verächtlichkeit behandelt, mit der Heine ſie ſo oft mißbrauchte; und der junge Dichter zeigt ſich in der Handhabung des Verſes, ſo wie der Form überhaupt gewandter, als es für die Ausſicht weiteren Fortſchrittes ſeiner innern Entwicklung eigentlich wünſchenswerth iſt. Dennoch iſt ſie keineswegs frei von dem Gepräge zunehmender Corruption, die, eine traurige Folge des durch Heine und verwandte Geiſter entfeſſelten ſentimal-romantiſchen Cynismus, nur mit der Ausartung verglichen werden kann, in welche einſt die römiſche Sprache in den dunkelſten Jahrhunderten der Barbarei und des Ungeſchmacks gerathen war. Schon am Anfange unſerer Beurtheilung haben wir, obwohl dort zu anderm Zwecke eine Probe dieſer vulkaniſchen Sprache und Glühweinbegeiſterung gegeben. Sie geht mit wenigen Ausnahmen in derſelben Art durch ſämmtliche Gedichte Karl Beck's. Armer Göthe, hätteſt du je gedacht, daß kaum acht Jahre nach deinem Tode Verſe, wie folgende in Deutſchland als Poeſie geboten werden durften:

„Und ſtumm und ſtill, wie um ein Todtenlager,
Die Mitternacht iſt auf den Thürmen wach,
Jetzt ſchlägt's. — jetzt ſtürmt voran der eine
Nager (?!)
Der andre folgt verzagt und leiſe nach."

oder:

„Wohin, wohin, ſie jagen mich allmächtig,
Die *Welt*, die ich im Schöpfertrieb gedichtet,
Sie *glotzt* mich an, geſpenſtig, übernächtig,"

und

„Es wirft in ſeines *Hirnes Speicher*
Das *Blut* den *ſchaudervollen Brand*" —
„Mein Auge gießt den *Waſſereimer*
Vergebens in die *tolle Gluth*" u. ſ. f.

Doch wir wollen auch eines der in ſolchem Wuſte vielfältig zerſtreuten Goldkörner aufſuchen, um unſer Bedauern zu rechtfertigen, daß ſo edle Kräfte in einer falſchen Richtung ſich verzehrten. So lieſt man unter anderm im „fahrenden Poeten" S. 102 folgende treffliche Zeilen:

„O Harfe, ſagenreiches Inſtrument!
Vom Land der Sagen biſt du nun getrennt:
Du hingſt beſtaubt an Babels Trauerweide,
Homer und Oſſian — du kannteſt beide!
Das iſt vorbei! du biſt ein Bettelweib,
Dem Meßgewühl ein kurzer Zeitvertreib,
Dem blinden Pilger, dem gelähmten Kinde,
Das dich geſchleift durch Schmutz und Staub daher,
Gewährſt du Dank und eines Brodes Rinde. —
Von Pſalmen tönt die Saite nimmermehr,
Vom Pöbel ausgehöhnt, der dumm und ſcheu
Nicht deine ſchmerzliche Geſchichte kennt,
Iſt dir das Herz des Dichters nur getreu,
Der ahnungsvoll noch deinen Namen nennt.

Wir wollen hiemit unſer Urtheil über den jungen vielverſprechenden Dichter nicht geſchloſſen haben. Noch hat er nicht des Lebens, nicht ſeiner Leiſtungen Höhenpunkt erreicht. Möge er bald gereifter, männlicher, zu höherem Schwunge begeiſtert uns wiederbegegnen; wir werden ihn mit Freude in der deutſchen Dichterhalle begrüßen.

J. B.

---

2) *Kallenfels*, von *A. v. Sternberg*, *Berlin bei Duncker und Humblot*, 2 *Theile* 1839. 8.

Nachdem wir im Januarheft S. 25. dieſer Blätter das neueſte und daher das nächſte Intereſſe in Anſpruch nehmende Werk des geehrten Verfaſſers angezeigt und beurtheilt haben, ſäumen wir nicht, auf die vorliegende frühere Schöpfung deſſelben zurückzukommen, welche die Aufmerkſamkeit nicht weniger wie jenes in Anſpruch nimmt.

Julian von Kallenfels, in früher Jugend nach einer gefährlichen Bergparthie von einem einfachen Schweizermädchen, *Leontine*, gepflegt, erglüht in Liebe für dieſen „rettenden Engel", entführt ſie ſpäter dem elterlichen Hauſe, und ſtellt ſie nun, nach zurückgelegten Univerſitätsjahren, unter den Schutz eines frommen Landpfarrers, um auf die Bühne der großen Welt zu treten. Sein Vater, ein kalter engherziger Staatsmann, mißtrauiſch gegen die politiſchen Anſichten der deutſchen Jugend überhaupt, und nicht ſo hoch bemittelt, um ſeinem Sohne eine glänzende Folie für den künftigen Wirkungskreis zu geben, überläßt ihn zur Leitung, Unterſtützung und Protection ganz ſeinem Bruder dem Präſidenten *Clemens* v. K. Dieſer, ein gewandter Lebemann, Dichter ohne Energie, und Tugendprediger ohne Grundſätze, empfängt den Neffen mit Enthuſiasmus, und verſpricht dem angehenden Weltmanne, theils aus wirklicher Liebe, theils zur Realiſirung eines Lieblings-Planes, — Sühne einer galanten Jugendſünde, — jedwede ſachdienliche Förderung. Das beträchtliche Vermögen einer Tante, *Frau von Rottenſtein*, die ſeit dem Untergange des franzöſiſch-weſtphäliſchen Hofes nicht mehr kulminiren zu können glaubt, ſoll ihm unter der Bedingung als Erbſchaft zufallen, wenn er jede geheime Mesalliance vermieden hätte.

Er ſichert ſich durch einen verbindlichen Beſuch die Gunſt dieſer Dame und reiſet nach Wien. Unterwegs macht er Gebrauch von Addreſſen, die ihn in das Haus des baroniſirten Bananier Melas führen. Dieſer ſucht ihm durch längeres Zurückhalten auf ſeiner Villa Intereſſe für ſeine Tochter Sara einzuflößen, welche auch durch andere Motive, als der Vater vorausſetzt, Eindruck auf Julian macht. Gerade zu rechter Zeit kommen Briefe um die ſchönen Jugenderinnerungen in ihm aufzufriſchen, und ihn noch einmal aus dem wirren Treiben der Welt zu Leontinens ſtillem Aſyl zurückzuführen. Er fühlt bei dem Wiederſehen der „erblaßten Alpenroſe" Kraft in ſich, allen höchſten Anſprüchen zu entſagen und fortan als ihr Gatte in ſeliger Zurückgezogenheit zu leben. Vor dem Antritte einer kleinen Geſchäftsreiſe ſchreibt er dem Onkel von dieſem Vorſatz im herzlichſten Erguß. Graf Klemens, der wohl ſelbſt früher ſolche Verbindungen unterhalten und beſungen, aber ſie für ſeine und des Neffen Zukunft ſtörend findet, läßt in der Abweſenheit, unter dem Vorwande einer Vereinigung mit ihrem Gatten, die Ueberglückliche durch ſeinen Kammerdiener entführen. Sie macht wiederholte Fluchtverſuche, und erhält, nach einem heftigem Krankheitsanfalle in einer ihr unbekannten Stadt, ein Schreiben des Präſidenten, worin er an ihren Stolz appellirt, und die Verrathene zur Entſagung auffodert. Sie entſagt allen Anſprüchen aus Edelſinn. Auf ſeine Anordnung begiebt ſie ſich in ein entferntes Dorf, wo ſie unter einer harmloſen Brüdergemeinde und der Pflege einer frommen Beguine ihre Ruhe wieder finden ſoll. Hier trifft ſie der Herr von Rottenſtein, Hauptmann auf halbem Solde und Induſtrieller. Er gedenkt ihren Namen zu gebrauchen, um als Vetter der Tante Rottenſtein dem präſumirten Erben Julian den Nachlaß zu entziehen, und da Leontine ihrem Kinde Stand und Vermögen retten zu müſſen glaubt, ſo nimmt ſie keinen Anſtand, in ſeiner Geſellſchaft den Geliebten aufzuſuchen.

Graf Julian iſt unterdeſſen in ſo hohem Grade Mann der Salons und Liebling der Diplomaten geworden, daß für Erbinnen und Portefeuilles gleich ſtark um ihn gebuhlt wird. Gut befeſtigt im ſtabilen Regierungsprinzip und mit vollem Vertrauen des diplomatiſchen Gremiums reiſt er in beſondern Aufträgen nach Paris. Dort findet er den Onkel Clemens und deſſen natürliche Tochter Sara, die ihm die Gemahlin des Bananier Melas geboren. Daher theilweiſe der Reichthum des letztern und der Heirathsplan des erſtern. Sara, ſchon lange in voller Ahnung ihrer Beziehung zum Präſidenten, dem Metallherz des Banquier fremd geblieben, wird als Julians Verlobte unter den Schutz der Madame Lambert geſtellt, einer zur Vervollſtändigung des Familienkreiſes aus dem Kloſter gerufenen Jugendliebe des Präſidenten. Unterdeſſen iſt Tante Rottenſtein geſtorben und der Hauptmann erſcheint mit Leontinen, um dieſe zu Forderung ſeiner eignen Erbſchaftsanſprüche als verheirathete Gräfin von Kallenfels bei günſtigem Moment in Vordergrund zu ſtellen. Der Präſident kauft ihm dieſe Anſprüche um eine bedeutende Summe ab. Leontine wird ihm ausgeliefert und ſammt ihrem Kinde in das Irrenhaus gebracht. Julian hält ſie für todt, aber ſie hat Gelegenheit zu entfliehen, und erſt dann bricht das treue Herz, da ſie Julian und Sara zum bräutlichen Kuſſe feſt umſchlungen ſieht. Während hier unter dem künſtlichen Maſchinenwerk der gebildeten Welt ein gutes Herz zermalmt wird, ſtirbt der geadelte Wucher unter den Händen einer wahnſinnigen Bettlerin.

Da der moderne Roman einer Unzahl von Erſcheinungen, Anſichten und Ideen, ſo vielfach ſich berührenden und durchkreuzenden Lebenskreiſen Raum, Ausdruck und Geltung geben ſoll, ſo hat dieſe Dichtungsform einen großen Apparat von Scenerie und gemeſſne Rollenvertheilung nothwendig, um die Mannichfaltigkeit dem Beſchauer in ruhiger Einheit darzuſtellen.

Der Verfaſſer hat nicht ermangelt, zu dieſem Behufe ſeinem Zeitgemälde eine brillante Decoration zu geben. Leichte und gefällige Converſation, vorherrſchend verſöhnendes und vermittelndes Regime, geiſtreich eingekleidete Raiſonnements über die großen Fragen der Zeit, künſtliche Verwebung des Salonlebens mit dem diplomatiſchen; eine aus dem Leben geſchöpfte Kenntniß der Springfedern und Formen der Sozietät, tief empfundne Stellen über Liebe, Poeſie, Natur ꝛc., nebſt einer feinen Satyre verfehlen nicht, dieſen Roman zu einem „modernen" zu ſtempeln. Inwieweit es ihm gelungen iſt, durch organiſches Wechſelſpiel der Charaktere und Situationen dieſes Gewebe von „Kabale und Liebe" zu einem wirklichen Lebensgemälde zu erheben, iſt nur in der Beleuchtung der einzelnen Figuren nachweisbar, die hier als Perſonifikazionen von Seelenzuſtänden, als Repräſentanten von bekannten Anſichten und Nationalitäten, erklärend, vermittelnd und ausfüllend, ſich begegnen oder zuſammengruppiren.

Wenn überhaupt hier nicht die Rede ſein darf von einem hervorragenden Romanhelden — wie ihn viele Dichter faſt typiſch hinſtellen — der eine große Idee als Beſtimmendes und Veredelndes in ſein Leben aufgenommen hat, und der dieſes ſelbſt in hoher Vollendung ſchaffend und wirkend auf andere überzutragen verſteht, ſo will uns doch bedünken, als wären die meiſten Charaktere zu wenig von innen herausgeſchaffen und ſelbſtthätig handelnd, als daß ſie die Gränzen einer geiſtreichen Kopie der Wirklichkeit überſchreiten konnten. Abgeſehen von der Selbſtſtändigkeit poetiſcher Produktion haben viele Geſtalten ſchon zur bloßen Darſtellung eines Zeitgemäldes zu wenig Relief, oder ſind nur, gleich Karyatiden, ſchon vorhandnen Syſtemen und Tendenzen als Träger untergeſtellt. Daher der Mangel einer recht lebendigen Durchdringung und das bemerkbare Nebeneinanderſtehen der Elemente. Der Engländer Morton, mit jener ſelbſtverläugnenden bemeſſenen Verſchloſſenheit, die Zeit und Zweck zu Wort und That wohl in Acht nimmt, um Selbſtgefühl und Wißbegierde zu befriedigen, dieſer blaße Sohn Albions veranlaßt natürlich Anklänge von Shakspeare, Byron und Göthe. Gegen die Erhebung dieſes leztern hat der Deutſche leider unſern Schiller zu wenig in Glorie gehalten. Marquis de Prailly, romantiſcher Franzos, Elegant, Liberaler, ſpäter Renegat, repräſentirt die politiſchen Chamäleons und Patrioten, die es ſind aus Mode und Vortheil. Hr. v. Alringer, Berliner Schöngeiſt, Senſualiſt und Galloman entfaltet das ſchimmernde Banner des jungen Deutſchlands. Ihm gegenüber ſteht feſt die hiſtoriſch baſirte Stabilität, Hr. v. Armin, mit der lächelnden Behaglichkeit des materiellen Genußes; im ungetrübten Beſitze jener erſchlaffenden Ruhe, die nicht eine durch Kampf errungene Harmonie der Kräfte, ſondern deren Paralyſe iſt, ohne Möglichkeit der Störung und Veredlung. Auch Italien ſchickt ſeine Vertreter in der Perſon der prachtliebenden Salongewandten Fürſtin d'Orfila und des Grafen Cenci, der ſeine trockne Perſönlichkeit auf Koſten des feuchten Klima geltend macht. Die perſiffirte Kaufmannſchaft in der Puppe des Herrn Braun und der verarmte Landadel als „Feudalgeſpenſt" dem merkantiliſchen Parvenu Melas entgegengeſezt, ſind nur unbedeutende Erſcheinungen.

Wahrhaft poetiſch geſchaffen und durchgeführt iſt dagegen die wahnſinnige Bettlerin Martha. Dieſe iſt die unverſchuldete Armuth, die Empörung und der Nothſchrei des entblößten Elends gegen den prunkenden Mammonsdienſt. Die herzloſe Intelligenz, die ſchleichende Intrigue und der unbarmherzige Wucher bilden die Trias, der ſolche Verwünſchungen und Flüche gelten. Sie iſt die Nemeſis, die drohend über die ſeidnen Polſter hervorragt, die Goldbarren zu Flammenkeulen macht und mit Kettengeraſſel das Gelag der Freude ſtört. Man will behaupten, die Alten hätten deswegen niedere Leidenſchaften und Begierden in ein Heer von Halbgöttern, Faunen und Satyrn gebannt, um ihre Ideale, frei von niederziehendem Anthropomorphismus, deſto erhabner zu geſtalten. Wie dieſe tritt uns Sara entgegen. Ihr Haß gegen ungerechten Beſitz durfte bei ihr keinen andern Ausdruck finden als ſtilles Dulden; ihren Schmerz und ihre Liebe hat ſie in die Sprache der Götter gekleidet, in Muſik; in der niedern Lebensſphäre der Bettlerin aber durften die böſen Geiſter Haß und Zorn als Wahnſinn zum Ausbruch kommen, und ein gräßlicher Humor legt das Kind der verlaſſenen Bürgerlichkeit im Irrenhauſe zur Bewachung dem Wahnſinn, und bei der Schlußſcene wie zur Verſöhnung als lächelnden Engel der legitimen Braut in die Arme. Hier feiert die Convenienz ihren glänzenden Sieg über die harmloſe Natur, welche gleich weit entfernt von den Illuſionen der verfeinerten Geſellſchaft und dem Mangel niederziehender Armuth ſich gerne in ſtiller Gemüthlichkeit mit dem Nothwendigen und Reellen begnügt. Julian unterliegt zu ſehr den Umſtänden, iſt zu wenig Er ſelbſt, als daß man an ihm die Grundidee ſeines Weſens, das weniger aus dem Leben als aus der Geſellſchaft genommen iſt, nachweiſen könnte. Indeſſen dürfte in ihm jene von innen ausgehende Emanzipation und Regeneration des Adels unverkennbar ſein, der ſich von der Incruſtation des feudalen Außenwerkes befreien und nur das geiſtige Element geltend machen will. Wenn die Humaniſirung Seiner ſelbſt und der Uebrigen von jeher der Beruf des Edlen geweſen iſt, ſo dürfte die Diplomatie zu dieſem Behufe wohl eine etwas einſeitige Erzieherin ſein. Mögen dieſe zw vorliegenden Bände nun ein für ſich geſchloſſenes Werk ausmachen, oder bloß als Propyläen gelten, wodurch der Verfaſſer ſeinen „Mann der Politik' in's Leben führt: das charakteriſtiſche Element des künftigen Helden muß Thatendrang, Thatkraft, und ſein Handeln Forderung allgemeiner Intereſſen ſein. Ob ein Terpander den Aufruhr der Geiſter und Gemüther ſtillt, ob ein zürnender Achill den Speer ſchüttelt zur Eroberung des Palladiums, oder ein geiſtiger Perſeus die gequälte Menſchheit von „dem dunkeln Geſpenſte" befreien wird, iſt die Frage, aber die Zeit iſt gekommen, da man ihm zurufen muß: „Wirf das Weiberkleid von Skyros ab, und greife nach Schwert und Helm!"

H.

Der moderne Liebeshof. Skizzen und Novelletten von S. Hänle. Bamberg, Litterariſch-artiſtiſches Inſtitut 1839. 8.

Ein glücklich gewählter Titel an der Stirn eines Buches ſichert dem Verleger nicht ſelten viele Käufer. Oft liegt im vielverſprechenden Titel der ganze Werth einer Schrift. — Wir wollen das Letztere nicht in ſeinem ganzen Umfange auf S. Hänle's: „modernen Liebeshof" anwenden. Der Verfaſſer hat Talent der Darſtellung, er iſt ein geſchickter Generiſt, der in leichten, flüchtigen Umriſſen äuſſere und innere Zuſtände zeichnet, und ſeinen Figuren, wie ihren Umgebungen, ſtarke Färbung giebt. Wer den anmuthigen Reiz der Minne, wer die heitere Seite des Lebens und Liebens in dieſen „Skizzen und Novelletten" erwartet, täuſcht ſich. Mit der erſten: Die Rache verſchmähter Liebe, — eröffnet uns der gewandte Erzähler ein „Nachtſtück." Wir ſind froh, dieſer Nachtparthie quitt zu werden und hoffen in den nächſtfolgenden ein ſonniges, friſches Leben und Weben zu treffen. Allein der Verfaſſer malt fort und fort in düſteren, melancholiſchen, oft grellen Farben und erweckt in uns nur unangenehme Empfindungen. Iſt aus Deutſchland und aus deutſchen Herzen alle Ruhe geflohen? Ergreift auch uns jenes finſtere Mißbehagen, jene zerſtörende Entzweiung, jener giftige Mißmuth, wie er ſich bei einer großen, geiſtreichen Nation, die uns von jeher als Vorbild diente, durch eine Elite genialer Schriftſteller offenbart? — Alle Zuſtände, welche uns S. Hänle in dieſen Esquiſſes, wie im Daguerrotyp vorführt, ſind nichts als eine fortlaufende Kette zerriſſener Herzen. An der Toilette, in der Brautkammer, im traulichen Cabinette, im Salon, im Comptoir intriguirt der Dämon des innern Zwieſpaltes. Der Verfaſſer iſt Menſchenkenner, er thut tiefe Blicke in's menſchliche Herz, allein er klammert ſich mit beſonderer Vorliebe an jene Seiten an, wo der moraliſche Krankheitsſtoff am meiſten wuchert. Er zerſtört ſich immer ſelbſt den Himmel einer ſchönen Braut, eines glücklichen Jünglings, und reiht eine abſtoßende Situation an die andere, wenn das Glück des Seelenfriedens in wenigen Stunden ausgekoſtet iſt. Alle Wendungen führen zur tragiſchen Kataſtrophe. Wenn dieſe Genrebilder Bilder unſerer Zeit ſind, ſo möchten wir über unſere Gegenwart weinen! Der Verfaſſer hat jedoch leider ſo ziemlich recht; es iſt nicht bloß Huldigung, die er einer gewiſſen Schule bringt, er zeichnet die Zuſtände, wie er ſie findet. Der poetiſche Ton der Darſtellung iſt oft feurig und breitet ſich über alle Bilder wie ein infernaliſches Hochroth.

Al. B. . . l.

* * *

Der große Maskenzug in München während des Carneval 1840.

von Dr. Rudolf Marggraff.

Ein ſeltnes Schauſpiel, characteriſtiſch, neu, glänzend, durch ſeine Wahrheit täuſchend, iſt jüngſt, während des letzten Carneval hier in München an unſeren Augen vorübergegangen: ein großer Maskenzug von beinah 600 Künſtlern und Kunſtfreunden mit dichteriſcher Laune und künſtleriſchem Sinn ausgeführt, der uns das Bild eines bedeutenden Zeitabſchnitts aus der Geſchichte des deutſchen Volks in lebendiger Verkörperung zur Anſchauung brachte. — jenes Zeitabſchnitts im Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts, wo das deutſche Ritterthum vor ſeinem gänzlichen Erlöſchen noch einmal heller aufleuchtete, und wo, ihm gegenüber das ſtädtiſche Bürgerthum die volle Mittagshöhe ſeiner politiſchen Macht, ſeiner gewerblichen und künſtleriſchen Thätigkeit erſtiegen hatte. Dieſe merkwürdige, eben ſo glanzvolle, als bedeutſame Entwicklungsperiode deutſcher Kraft, Kunſt und Wiſſenſchaft im lebendigen Bilde anſchaulich vor unſere Augen zu ſtellen, dies war der Gedanke, der der Ausführung dieſes merkwürdigen Maskenzuges urſprünglich zum Grunde lag.

Auf dieſe Weiſe ergaben ſich die verſchiedenen Theile von ſelbſt: auf der einen Seite der Zug der Ritterſchaft, in welchem der ritterliche Kaiſer, auf der andern Seite der Zug der Bürger, in welchem der kunſtreiche Albrecht Dürer den glänzenden Mittelpunkt bildete. Zur örtlichen Grundlage aber wurde Nürnberg gewählt, die Repräſentantin des deutſchen Lebens und Wirkens in damaliger Zeit. Hier hielten die Kaiſer ihre glänzendſten Hoflager und Reichstäge, und nirgends gab es ſo viele namhafte Handwerker und Künſtler, als gerade in dieſer Stadt. Alle dieſe Männer, Ritter, Handwerker, Künſtler und Gelehrte, die den Ruhm des damaligen Lebens bildeten, ſahen wir mit einmal vor uns wie aus ihrem Grabe hervorgegangen: ſie wandelten mitten unter uns, ein Jeglicher in der Pracht und Haltung, die ihm im Leben eigenthümlich geweſen. Das Koſtüm eines Jeden war mit künſtleriſcher Liebe bis in's Einzelnſte genau und characteriſtiſch durchgeführt, und ſo ſtellte ſich in übereinſtimmender Verbindung mit allen übrigen Nebenſächelchen jenes vollendete Bild des Ganzen dar, bei deſſen Anblick der Beſchauer nothwendig die lebendigſte Befriedigung in ſich empfinden mußte.

Länger als zwei Monate hatten, unter der Anordnung und Leitung der geſchätzten Künſtler Bernhard, Braun, Foltz, Monten, Seibertz, Tröndlin und Wottenbach, die ſchwierigen Vorbereitungen gedauert, da erſchien endlich der 17. Febr. als der Tag, an welchem der vielbeſprochene Zug ſtattfinden ſollte.

Alle Logen des Theaters ſtrahlten von dem leuchtenden Schmucke ſtattlich geputzter Herren und Damen; in den unteren Räumen des erweiterten Parterres wogte die neugierige Menge; durch ein Seil wurde ſie in den angewieſenen Schranken gehalten. Da rauſchten die Pauken und Trompeten, und nach dem Tacte eines alterthümlichen Marſches nahet langſam ſchreitend der ſchlichtere Bürgerzug, eröffnet von zweien, in Roth und Weiß gekleideten Zugführern, denen ein Zunftführer ſich anſchließt, zunächſt gefolgt von der Zunft der Meiſterſänger, von welchen die jüngeren in kurzem Wamms mit übergehängter Zither, die älteren in kurzen Pelzmänteln erſcheinen. Der zuletzt hinter ihnen allein mit dem großen Buche einhergeht, iſt der ſchwankreiche Schuſter Hans Sachs, der ſeine neueſten Gedichte unter das Volk auswirft.

Jeder der nachfolgenden ſiebzehn Zünfte gehen zwei Lehrbuben mit den Werkzeugen der Zunft, und ein Standartenträger mit den bekränzten herkömmlichen Inſignien voraus, worauf jedesmal zwei mit Kränzen geſchmückte und die Erzeugniſſe der Zunft tragende Geſellen, ſo wie zuletzt zwei Meiſter nachfolgen.

So ſehen wir zuerſt die Zunft der Bader und Doctoren bei uns vorübergehen, die einen namhaften Mann unter ſich aufzuweiſen hat, den Bader Hans Volz, der mehrere launige Faſtnachtſpiele dichtete und mit Hans Roſenplüt, einem Wappenmaler, der ſich hier unter die Baderzunft verirrt hat, die erſten bedeutenden Keime zur deutſchen dramatiſchen Litteratur legte. Alsdann folgen die Zünfte der Schäffler und der Bräuer, der Metzger und Bäcker, der Wachszieher und Lebküchner, der Schuſter und Schneider, der Damaſt- und Tapetenwirker, welche damals in großem Anſehen ſtanden, ferner die Zunft der Schreiner und Dreher, der Wagner und Hufſchmiede, der Schwertfeger und Waffenſchmiede, die zu den älteſten und reichſten Gewerken der Stadt gehörten; ſodann die Zunft der Armbruſt- und Büchſenmacher, ſo wie die der Uhrmacher und Schloſſer, deren beide Meiſter Peter Hele, der Erfinder unſerer Taſchenuhren, und Hans Bullmann, den Kaiſer Ferdinand in einer Sänfte zu ſich nach Wien kommen ließ, um ſich ſeines Rathes in Sachen ſeiner Kunſt zu bedienen, noch jetzt des ausgebreitetſten Rufes ſich zu erfreuen haben. An ſie ſchließt ſich die Zunft der Buchdrucker und Formſchneider, wo wir unter den Geſellen den berühmten Buchdrucker Johann Petrejus und den Maler und Formſchneider Hans Schäufelein, unter den Meiſtern den weltbekannten Drucker Anton Koburger und den Formſchneider Hieronymus Röſch, der die meiſten Holzſchnitte zur Ehrenpforte Maximilians fertigte, einhergehen ſehen. Hierauf folgt die kunſtreiche Zunft der Silber- und Goldſchmiede, die zwei durch ihre Kunſt ausgezeichnete Geſellen, Melchior Bayr und Ludwig Krug, und zwei nicht minder geſchickte Meiſter Hans Krug und Hans Glim aufzuweiſen hat. Unter den Meiſtern der nachfolgenden Zunft der Kupfertreiber und Ornamentſchneider begegnen wir zwei bekannteren Männern, dem Kupfertreiber Hans Frey, deſſen Tochter Agnes Albrecht Dürers unzufriedne Ehegattin war, die durch ihr zänkiſches, mürriſches Weſen den Lebensfaden des trefflichen Künſtlers zeitig kürzte, und dem Ornamentſchneider Veit Stoß, von welchem der in Holz geſchnitzte engliſche Gruß in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg herrührt. Derſelbe trägt einen polniſchen Ueberrock von Seide mit Schnüren, zum Zeichen, daß er ein Pole und aus Cracau gebürtig war. Aber unſer Blick erheitert ſich unwillkührlich, wenn wir jetzt die zur Zunft der Gelb- und Kupfergießer gehörenden Lehrbuben, Inſignienträger und Geſellen daherſchreiten ſehen, und mitten unter denſelben ihren Vater und Meiſter Peter Viſcher den älteren, im groben Arbeitskittel mit Schurzfell und runder Filzkappe, wie er ſich ſelbſt an ſeinem und ſeiner Söhne berühmteſten Werke, an dem Sebaldusgrabe in Nürnberg, abgebildet hat. Auch die nachfolgende Zunft der Maurer und Zimmerleute war durch namhafte Meiſter ausgezeichnet, die, wie Hans und Paul Behaim und G. Stadelmann zugleich die geſchickteſten und einſichtsvollſten Architecten waren.

Endlich begegnen wir der Zunft der Maler und Bildhauer, laſſen die minder bekannten Geſellen H. Springinklee und Peter Flötner bei uns vorübergehen und verweilen einen Augenblick länger bei dem Meiſter Albrecht Dürer, dem ein Edelknabe das ihm, der Sage nach, vom Kaiſer Maximilian verliehene Malerwappen — drei ſilberne Schilde auf azurblauem Felde — voranträgt. Er erſcheint auch hier mit dem „heitern Tand ſeiner Lockenfülle,“ wie er ſich zu wiederholten Malen ſelbſt abgebildet hat, und iſt einerſeits von ſeinem greiſen Lehrer M. Wohlgemuth, andererſeits von dem berühmten Steinhauer Adam Kraft umgeben, deſſen beachtungswürdige Werke Kirchen und andere öffentliche Gebäude Nürnbergs ſchmücken.

Der Träger des Stadtwappens von Nürnberg, begleitet von zwei Hellebardierern, der Stadthauptmann, die beiden Bürgermeiſter, der Syndikus, die Rathsherren nebſt den Stadtſchreibern, endlich auch mehrere venetianiſche Maler, als Gäſte, und ein langer Zug Patrizier und Bürger mit Frauen und Jungfrauen ſchließen ſich zuletzt an.

Einen majeſtätiſchen, kriegeriſch-klangvollen Marſch aufſpielend, nähert ſich jetzt ein neuer Trupp Pauker und Trompeter, die Ankunft des Kaiſerzuges verkündend, der durch drei Zugführer, geſchmückt mit dem kaiſerlichen Adler, und eine Rotte Lanzknechte mit ihrem Hauptmann, angeführt wird. Vier Edelknaben tragen die Wappenſchilde von Burgund, Holland, Flandern und Oeſterreich, vier Ritter die Paniere von Steyer, Tirol und Habsburg, ſo wie das des Kaiſers. Ein Schwertträger folgt; ihm ſchließen ſich mehrere Herolde und die kaiſerliche Leibwache mit den Flammbergen, alsdann Edelknaben mit Pokalen nebſt dem Mundſchenk des Kaiſers und zuletzt die edle Jägerei mit lebendigen Falken, der Oberſtjägermeiſter und eine Schaar Edelknaben an, worauf, umgeben von Fackelträgern mit vergittertem Antlitz, der Kaiſer Maximilian im golddurchwirkten Hermelinmantel und goldenem Bruſtharniſch mit Barett und Krone folgt, durch Geſichtsbildung und Anſtand an das Bild des Kaiſers erinnernd, wie es Geſchichtſchreiber und Maler uns überliefert haben. Kunz von der Roſen, der kluge, luſtige Rath und unzertrennliche, treue Gefährte des Kaiſers iſt in ſeiner Nähe, durch launige Einfälle Sr. Majeſtät die Langeweile des Umgangs verkürzend. Der nächſte Platz nach dem Kaiſer gebührte ſeinem Vertrauten, dem trefflichen Sigmund von Dietrichſtein, den ſein kaiſerlicher Freund nach ſeinem Tode in der Begräbnißkapelle zu Neuſtadt neben ſich beizuſetzen befahl. Hinter ihm ſehen wir den Herzog Erich von Braunſchweig, der in der blutigen Schlacht bei Regensburg dem Kaiſer das Leben rettete, und die übrigen kampfgeübten und ſiegreichen Kriegsobriſten und Feldhauptleute, die ſich von ihren Knappen Schild, Lanze und Schwert nachtragen laſſen: Ulrich von Schellenberg, eben ſo geübt, die Feder wie das Schwert zu führen, der biedere und tapfere Georg von Freundsberg, deſſen Wahlſpruch: „Gottes Freund, Aller Welt Feind" am Rande ſeines Schildes ſteht, Andreas von Sonnenberg, der dem Kaiſer die weſentlichſten Dienſte gegen die verrätheriſchen Städte Niederlands geleiſtet, Georg von Roggendorf, der, nach ſeinen Siegen gegen die Mauern in Spanien, Vizekönig von Catalonien und Rouſſillon wurde, endlich Georg von Emershofen, Hans Ilſing, Albrecht von Landenberg und Marx Sittich von Hohenems, die ſich ſämtlich in den Kriegen des Kaiſers gegen die Venetianer rühmlichſt auszeichneten, zuletzt der kühnmuthige Franz von Sickingen, der ritterliche Beſchützer aller ungerecht Verfolgten, der ſeine Liebe für das Gute und Rechte auf der Spitze ſeines Schwertes trug.

Ihnen folgt ein Verein von Männern, deren friedliche, durch ernſte Farben bezeichnete Kleidung zu erkennen giebt, daß wir hier Staatsmänner und Gelehrte vor uns haben. Wir bemerken unter ihnen einen Mann von vielumfaſſender Gelehrſamkeit, den kaiſerlichen Rath und vertrauten Freund Dürers, Wilibald Pirkheimer, ferner den Joh Manlius aus Freiburg, der aus Urkunden eine zum Theil fabelhafte Geſchichte des kaiſerlichen Geſchlechts in zehn Büchern verfaßte, ſodann Melchior Pfinzing, der des Kaiſers wunderbare Erlebniſſe im „Teuerdank" ſchilderte, und Marx Treitzſauerwein, der die ihm von dem Kaiſer in die Feder dictirten Geſchichten des „Weißkunigs" in Ordnung bringen und mit Holzſchnitten verzieren ließ.

Ihnen ſchließen ſich Ritter im Hofkleide, Edelfrauen und Jungfrauen, und dieſen ein fahrender Ritter an, der, ein ſeltner Ueberreſt aus der ſchönen Zeit der Minneſänger, bei dieſem glänzenden Feſte nicht fehlen mochte. Er hat die Zither über die mit dem Eiſenpanzer bedeckten Schultern gehängt.

Ein Troß Lanzknechte, trotzig, wild, phantaſtiſch-maleriſch gekleidet, ihre achtzehnfüßigen Spieße in den Händen, beſchließen den prächtigen Kaiſerzug.

Aber ſchon verkünden die barocken, humoriſtiſch-munteren Töne der Pfeifen und Hörner die heitere Nähe des Mummenſchanzes, angeordnet zur Beluſtigung des Kaiſers, der ſolche Ergötzlichkeiten vor allem liebte, und eröffnet von einem Zuge Narren, die tolles Poſſenſpiel treiben, worauf die gehörnte Muſikbande folgt; ihr zunächſt der Zug der Venus, die, von Amoren umgeben, auf einem Wagen ruht, von Gefangenen jedes Alters, Standes und Geſchlechts gezogen und umringt. Leichtgeſchürzte Winzer, in Fäſſern und Krügen die ſüßen Früchte des Herbſtes herbeibringend, oder zu Zweien und Vieren rieſenhafte Trauben ſchleppend, gehen jezt dem Wagen des Bacchus voran; Schenken und Faune, Thyrſusſtäbe, Becher und Krüge ſchwingend, folgen ihm nach. Phantaſtiſcher, mit Kränzen und Zweigen geſchmückt, nahet ſich hierauf der Zug der Jäger und wilden Männer, große Jagdhunde mit ſich führend und auf Waldbäumen ſich ſtammend, die ihnen als Wanderſtäbe dienen. Sie bilden den Vortrab der Diana, welche, in langem, züchtigen Gewande mit Pfeil und Bogen, in ſitzender Stellung auf ihrem Wagen ruht.

Zauberhaft lieblich iſt das Bild, welches ſich zuletzt vor unſern Augen entfaltet. Es iſt der Zug des Bergkönigs, der, von ſtufengrabenden Gnomen und einem koboldartigen niedlichen Bergknappen umgeben, das greiſe Haar mit hoher Krone geſchmückt, auf dem felſigen Wagen ſitzt, während hinter ihm ein Kobold Münzen prägt, die von den beiden Pagen „Gold und Silber“ in Empfang genommen und dem Säckelmeiſter überreicht werden, welcher ſie unter das Volk wirft.

Dreimal machten dieſe Züge die Runde durch den Saal und ſtellten ſich zuletzt in deſſen Mitte auf, um das von Lachner componirte Feſtlied zu ſingen und dem Könige, als dem großmüthigen Pfleger und Beſchützer der bildenden Kunſt, ein Lebehoch zu bringen. Durch den Logenſaal, wo die geſammte Königliche Familie verſammelt war, und die Corridore und Säle der Reſidenz begab ſich jetzt der Zug in den großen Saal des Odeons, wo alles zum Bankett hergerichtet war.

Das Bild, welches ſich hier jetzt vor den Augen der Menge entfaltete, bot einen durchaus neuen, eigenthümlichen und impoſanten Anblick dar. Der Kaiſer ſpeiſte mit Albrecht Dürer und ſeinen Vertrauten an einer beſondern Tafel im Halbrund des Saales. Mundſchenken kredenzten aus goldenen Pokalen; das Tafelgeräth war von gediegenem Silber. Die Ritter und Patrizier mit den Frauen und Jungfrauen füllten die Mitte des Saals; die Zünfte nahmen weiterhin an der einen, die Lanzknechte an der andern Seite Platz. Hans Sachs hielt eine Anrede an den Kaiſer; ein Lebehoch und der hundertſtimmige Geſang des von Stunz componirten Bankettliedes folgten. In ungebundener Fröhlichkeit opferte Jeder, wie er mochte und konnte, dem Gotte der Freude. Die Narren trieben an allen Orten und Enden ihr Poſſenſpiel. Mit ihrer Hülfe führte Kunz von der Roſen vor ſeinem Kaiſer eine närriſche Kurzweil auf: das Narrenſpiel, wobei es nur dem Kaiſer gelang, als einziger tadelloſer Held mit einer Kugel die ſieben, als Kegel aufgeſtellte Narren des Leichtſinnes, Hochmuths, Neides, der Vielwiſſerei, Grobheit, Eitelkeit und des Wuchers zu Boden zu werfen. Nachdem hierauf der Kaiſer mit dem Fackeltanze den Ball eröffnet, zog ſich das trinkluſtige Volk in die Ecken des Saales und die Nebengemächer zurück. Die Täuſchung des Koſtums wurde aber ſo weit getrieben, daß die Edeldamen und Patrizierfrauen nur mit ihres Gleichen zu tanzen geneigt waren. Doch blieb jede Mißſtimmung fern; die Abgewieſenen zogen ſich mit deſto größerem Wohlbehagen hinter ihre Champagnerflaſchen zurück, wo der helle Schein der Morgenſonne ſie aus ihren mittelalterlichen Träumen erweckte.

Am letzten Montage vor Faſtnacht wurde der oben beſchriebene Zug mit wenigen Veränderungen in der früheren Weiſe wiederholt. Im Odeon fand an dieſem Tage kein gemeinſames Bankett ſtatt. Diesmal war es beſonders auf den Tanz abgeſehen. Zwiſchendurch kamen einige mimiſch plaſtiſche und theatraliſche Scenen zur Aufführung. Fünf Narren und ein wilder Mann bildeten das Theaterperſonal, welches vor Kaiſer und Volk nach einander die Gruppe des Laokoon, den ſterbenden Fechter, den Tod der Niobiden und die drei Grazien zur Darſtellung brachten. Daran ſchloß ſich etwas ſpäter der Kampf der Jäger des Dianenzuges mit den Winzern des Bachuszuges, der ſich friedlich mit einem gemeinſamen Geſange zum Preiſe des Weines endigte. Kunz von der Roſen war heut bei beſonders guter Laun und trieb allerlei Poſſenſpiel mit ſeinem Vetter, dem zwergigen Schalksnarren, der mit dem langen Zipfel ſeiner Narrenkappe poſſierliche Diener zu machen wußte, während die übermüthigen Lanzknechte den kleinen Bergknappen des Bergkönigs zu ihrem Anführer und Vorſänger erhoben und, unter ſeinem Voraustritt, begleitet von den ſonderbaren Tönen ihrer Trommel und Pfeife, kriegeriſche Märſche und Trinkübungen ausführten.

Die Sonne ſtand hoch, als der noch achtunggebietende Reſt des Zuges vom Odeon über den Maximiliansplatz nach dem engliſchen Kaffeehauſe zog. Zu Wagen begab man ſich von da, noch im Koſtüm, auf die Menterſchwaig.

Auch die zweite Morgenſonne traf noch nicht Alle als Schlummernde.

So war das Carneval der Künſtler zu München im Jahre 1840.

* * *

Die Journaliſtik in Schweden.

von

U. von Stieglitz.

In der Ueberſicht, welche wir hier geben, wollen wir uns auf diejenigen Journale beſchränken, die in Schweden, ſowohl in politiſcher als litterariſcher Hinſicht, einigen Einfluß üben.

1. Die ſchwediſche Staatszeitung (Sveriges Stats-Tidning). Sie nahm ihren Anfang ſchon im Jahre 1723 unter dem Namen: Stockholmer Poſtzeitung (Stokholms Post-Tidning) und wurde 1821 mit einer andern, unter dem Titel: „Zeitung des Innern" vereinigt. Seit 1836 trägt ſie ihren gegenwärtigen Namen.

Alles Offizielle kommt in dieſe Zeitung, welche in drei Abtheilungen zerfällt. Die erſte enthält die offiziellen Berichte, allerlei Ankündigungen und Anzeigen; die zweite handelt von ausländiſchen Ereigniſſen und die dritte giebt Verſchiedenes, z. B. die Berichtigungen politiſcher und anderer Nachrichten der inländiſchen und auswärtigen Blätter, wie ſie denn auch Litterariſches liefert. Dieſe Zeitung zählt bei 3000 Abonnenten, worunter nur wenige im Auslande. Die Redakteurs ſind: Baron Albedyhl, Wallmark und Wetterſtädt, Bruder des bekannten ehemaligen Miniſters, wovon indeſſen keiner ein ausgezeichnetes Talent beſitzt. Da dieſes Journal ein Organ der Regierung iſt, ſchreibt es im Geiſte dieſer und aller gutdenkenden Menſchen, indem es dazu beſtimmt iſt, die Politik Schwedens in einem richtigen Lichte darzuſtellen und falſche Anſichten zu berichtigen; aber eben darum kann man nicht genug bedauern, daß keine gewandte Feder das Ganze leitet.

2. Tägliches Allerlei, (Dagligt Allehanda). Dieſe Zeitung entſtand im Jahre 1768. Seit 1830 und 1831 leiten die Redaktion die HH. Dahlman und Arwidſſon. Der erſte das Politiſche, der zweite das Litterariſche. Sie zählt an 2000 Abonnenten. Herr Dahlman, von redlichen Geſinnungen beſeelt, genießt die Achtung aller derjenigen, die ihn kennen. Schade aber, daß er zu ſehr der ultraliberalen Tendenz folgt, wodurch er ſeinem Journale Nachtheil verurſacht, denn deswegen entgeht ihm der Beifall derjenigen Männer, welche, aus dem Quell der Erfahrung ſchöpfend, in vorkommenden Fällen ein ruhiges und beſonnenes Urtheil haben.

Eine dritte Zeitung, welche in der Reſidenzſtadt und in ganz Schweden am Meiſten geleſen wird, aber auch den verderblichſten Einfluß auf die Gemüther und den Geiſt des Volkes ausübt, und darum eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient, iſt: „die Abendzeitung" (Aftonbladet). Sie hat mehr als 4000 Abonnenten; ihr Herausgeber heißt Hjerta. Sie entſtand 1830 und zog gleich bei ihrem Erſcheinen, durch einige witzige Artikel, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Alles lieſt dieſe Zeitung, da ſie höchſt mannichfaltig iſt, allerlei Geſchwätz, was Privatperſonen und Familien berührt, giebt, auch Politiſches und Nichtpolitiſches auf pikante Weiſe mittheilt. Man ſieht dieſes Blatt in den Caffeehäuſern und Schenken aller Art, und vom gemeinſten Manne begierig geleſen. Die Regierung verbietet daſſelbe jeden Augenblick, doch erſcheint es gewöhnlich ſchon am andern Tage wieder, was nach den ſchwediſchen Geſetzen geſchehen kann, wenn der Eigenthümer nur einen andern verantwortlichen Redacteur anzugeben vermag und eine leichte Veränderung in dem Titel des unterdrückten Blattes macht. Die deßfalſigen Unkoſten ſind unbedeutend und werden durch den großen Abſatz leicht gedeckt. Wird dieſemnach das, unter dem Titel: „Zehnte Abendzeitung" herauskommende Journal verboten, ſo erſcheint am folgenden Tage eine neue Abendzeitung, die den Titel: „Eilfte Abendzeitung" angenommen hat, u. ſ. w. Im Fall der größten Vergehen wird das Journal vor eine aus neun Mitgliedern zuſammengeſetzte Jury gezogen, wo wenigſtens zwei Drittel der Stimmen zur Verurtheilung nöthig ſind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die letzten Unruhen in Schweden ihre Entſtehung dem in dieſem Blatte waltenden böſen Geiſt theilweiſe zu verdanken haben. Die Unverſchämtheit und Frechheit deſſelben geht in's Unglaubliche; nichts Heiliges wird geſchont. Es ſteht nicht an der Spitze einer Oppoſition aus Vaterlandsliebe und Ueberzeugung, ſondern nur habſüchtiges Intereſſe und Mißgunſt leitet die Redaction, und nach dem Einfluß, den ſie ausübt, einen Schluß faſſend, ſollte man die ſchwediſche Nation noch nicht reif für die Freiheit der Preſſe halten. Jammerſchade alſo, daß ſolchergeſtalt durch das Fiſchen im Trüben ſchlecht geſinnter Menſchen das Volk irre geleitet und der Regierung entfremdet wird. Allein man hofft, daß die verſammelten Stände dem ſchändlichen Mißbrauch, den die Abendzeitung ſich erlaubt, einen Damm ſetzen werden.

Die erwähnten drei Hauptzeitungen kommen in Stockholm heraus. Dagegen beſitzt Schweden eine einzige litterariſche Zeitſchrift, (Scandia genannt), welche in der Univerſitätsſtadt Upſala erſcheint. Sie enthält ſehr oft gediegene, mitunter aber auch mittelmäßige Aufſätze, ſo daß ſie mit andern europäiſchen Journalen große Aehnlichkeit behauptet.

Die in Stockholm erſcheinende „ſchwediſche Minerva" iſt das Oppoſitionsblatt gegen die Oppoſition; ſie wird von Askeloeff, einem der talentvollſten und geiſtreichſten, ſchwediſchen Schriftſteller redigirt; ſie vertheidigt die Maaßregeln der Regierung und huldigt der reinen Wahrheit; ſie thut oft das, was die eigentliche Staatszeitung thun ſollte. Allein zu bedauern iſt, daß der Redacteur der Minerva aus Gemächlichkeit zu wenig ſchreibt, das Blatt nicht mit mehr Mannichfaltigkeit ausſtattet und ſeinen Leſern nur ein kleines Format liefert. Er könnte als tiefer Denker und vortrefflicher Styliſt den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben und den der Abendzeitung paralyſiren, wenn er ſich die Mühe geben wollte.

Uebrigens exiſtirt in Stockholm noch ein Blatt unter dem Titel: „Freya", redigirt von Mellin, welches von liberaler Tendenz, aber ſehr mittelmäßig iſt.

Die Augsburger allgemeine Zeitung hat kürzlich von der Vereinigung aller liberalen Stockholmer Redactoren geſprochen; was für ein Reſultat erfolgen wird, wäre ſehr intereſſant zu erfahren, ſo wie auch die Wirkung davon auf das Publikum.

Nicht zu verkennen iſt ſchließlich das große Uebel welches eine zügelloſe Preſſe in Schweden angerichtet hat, und jeder Schwede, der ſein Vaterland liebt, wird wünſchen, es möchten dagegen von den Ständen Maaßregeln getroffen und der Krebsſchaden durch verbeſſerte Geſetze geheilt werden.

Ueber die Romantik der modernen Muſik,

von

Franz Grafen v. Pocci.

Als der deutſche Volksgeiſt nach langem Schlummer wieder erwacht war und es zur gemeinſamen Sache geworden, fremdes Joch abzuſchütteln, -- als, in Folge großer Ereigniſſe, von deutſcher Nationalität im eigentlichen Sinne wieder die Rede ſein konnte, gewann auch — wie bekannt — die Richtung der Geſammtwiſſenſchaften und Künſte neue Fülle, neue Regung. Die ſchöne Begeiſterung, welche ſich der Jugend für den Kampf um die Nationalfreiheit bemächtigt hatte, erfüllte nach gewonnenen Schlachten und errungenem Frieden alle Gemüther mit vehementer Vaterlandsliebe, ſo daß mit der fremden Herrſchaft ausländiſcher Einfluß in jeder Beziehung verbannt wurde und die Jugend, gleich den von langer Winterkrankheit im Frühling geneſenen Kindern, in die Wälder lief, um dem Geſang der Vögel und dem Rieſeln der Quellen zu lauſchen, die in ſich aufgenommenen Klänge deutſcher Natur in urſprünglich deutſcher Weiſe dann wiedergebend.

Es iſt hier nicht der Platz, näher zu erörtern, wie dieſer Einfluß ſich verzweigte. Bekannt iſt, wie Tieck, die Schlegel, Novalis, Körner und ihre Genoſſen die Litteratur von der ausſchließlich ſogenannt claſſiſchen Richtung abwandten und ganz und gar auf die Romantik des Mittelalters zurückführten, und wie auch Cornelius, Overbeck und Andere, eigenthümlichen Weg einſchlagend, auf das Studium der bildenden Kunſt deutſchen Mittelalters hinwieſen. So geſchah es denn, daß ein Mann, der Deutſchlands Erinnerung nie entſchwinden wird, mit der ihm verliehenen eigenthümlichen Genialität den Geiſt der Zeit in ſich erfaſſend und durch ſich entwickelnd, auch auf die Richtung der deutſchen Muſik, den größten Einfluß ausübte, ja als Träger des neuen Princips in vollſter Bedeutung auftrat.

Carl Maria von Weber, welcher bereits die kriegeriſche Jugend durch ſeine wunderſchönen Weiſen zu Körners „Leyer und Schwert" begeiſtert hatte, gab nun mit aller Kraft und Fülle durch die mannichfaltigſten Schöpfungen den erſten Impuls zu eigentlich deutſch-romantiſcher Muſik. Weit entfernt des unerreichbaren Mozart und des durch die Gewalt originellſter Phantaſie hinreißenden Beethoven nicht gedenken zu wollen, wird doch unläugbar C. M. v. Weber als derjenige Tonſetzer zu begrüßen ſein, welcher die Bahn muſikaliſcher Romantik nicht bloß eröffnet, ſondern ihr reiches Feld beinah erſchöpft hat. Das Vorherrſchen lyriſcher Subjectivität, die Charakteriſtik der ſich damals entwickelnden Kunſtrichtung, individualiſirt ſeine Muſik; aus der Tiefe des Herzens, — des Poſitiven oder durch claſſiſches Vorbild Gegebenen beinah vergeſſend, — ſtrömten ſeine Lieder mit all' ihren ergreifenden Klängen, wunderbar ſich zu entfalten in ſeiner genialen, reichbegabten Natur.

In welcher Art Webers Muſik wirkte, bedarf hier wohl keiner nähern Bezeichnung. Mit welcher Begeiſterung ſein Freiſchütz, ſeine Precioſa allgemein, — ſeine Euryanthe von den Kennern insbeſondere, — ferner Oberon, ſein Schwanengeſang, aufgenommen wurden, iſt allbekannt. Weber ward zu einem der ſelbſtſtändigen Elemente. Aus Weberianern, Roſſinianern und den ſogenannten Claſſiſchen (Mozarts, Beethovens ꝛc. Anhängern) beſtand die damalige muſikaliſche Genoſſenſchaft. Webers Muſik ward Prototyp für alle Nachfolger und Schüler, hellauflodernd zur Flamme, die aber bald ſtiller brannte und mit dem Erbleichen des Meiſters beinah erloſch. Mit Webers Tod war der leuchtende Stern des romantiſchen Horizonts, der mährchenhaften Zaubernacht untergegangen. — Weber hatte eine Schule nicht begründet, konnte ſie nicht begründen, da die Richtung, auf die er hingewieſen, allzuſubjektiv, für ihn ſelbſt daher wohl hinreichend, für ſeine Nachahmer jedoch nicht haltbar genug war. Marſchner, ſo zu ſagen ſein einziger Schüler, iſt nicht frei von Manier, da er urſprünglich ſchaffender Genialität entbehrt, wenn ihm gleich großes Talent nicht abzuſprechen iſt. Mendelsſohn, der jetzt Gefeierte, auf Webers Vorbild zwar fußend, hat mehr das Beethovenſche Element aufgenommen und in ſich reproducirt, kann daher als Repräſentant deutſcher Romantik nicht gelten. Wen aber konnte man ſonſt noch nennen?! —

Nachdem Frankreich mit den Waffen bekämpft und in ſeine Grenzen zurückgedrängt war, ſchwebte die Romantik, — die Fliehenden verfolgend, — wohl auch über den Rhein, und nachdem Deutſchland dieſe einſeitige Richtung beinahe ſchon abgethan hatte, entwickelte ſich im Nachbarlande allmählig ein ähnlicher Geiſt. Wir kennen die Producte der von ihm ausgehenden Litteratur und Kunſt. Durch Meyerbeer, Weber's Genoſſen, der ſich früher Deutſchland entfremdet und italieniſchem Style hingegeben hatte, ward das muſikaliſch romantiſche Element nach Frankreich verpflanzt und entwickelte ſich durch ihn und in ihm nach eigenthümlich franzöſiſcher Art und Weiſe. Dort, bei der feurigen Nation, — faßte die Romantik auch im Felde der Muſik ſchnell Wurzel. Roſſini ſelbſt empfand dieſen Einfluß, wie er uns in ſeinem „Tell" darthut.

Die ſogenannten „phantaſtiſchen" oder „romantiſchen" Compoſitionen aller Art ergriffen und begeiſterten die Pariſer und klingen nun herüber zu uns, wo ſie ſich zum Geſange der dieſſeitigen jungen muſikaliſchen Welt, die auch am Weltſchmerz laborirt, geſellen, und ſo einen wahrhaft diaboliſch-romantiſchen, herz- und ohrenzerreiſſenden Chorus bilden. In der That: Romantik und Diabolik, — ſie ſind ſich jetzt auch in der Muſik nicht fern und das moderne Judenthum, das der reichbegabte Heine, Börne und Conſorten in der Litteratur ſo gewaltig repräſentiren wollten, war auch auf die Muſik nicht ohne Einfluß. C. M. von Weber hat dieſe Periode nicht erlebt. — Wohl ihm! — Er ließ ſich begraben in Shakſpear's Vaterland; uns aber ließ er ſeine reinen, unnachahmlichen Zauberklänge! Die Romantik deutſcher Muſik lebte mit ihm auf, ſtarb aber auch mit ihm! —

◆

Denk- und Meldetafel.

Unter den Kunſtnachrichten des Bayeriſchen Landboten vom Februar leſen wir eine für das Verhältniß unſrer Theaterdirektionen zu den deutſchen Dichtern ſehr bezeichnende Stelle, worin es heißt, „daß bei dem Mangel guter Opernſujets in Deutſchland, worüber die deutſchen Componiſten und die Kritik nicht ohne Grund klagen, Herr v. *Küſtner*, der umſichtige Vorſtand des Münchner Hof- und Nationaltheaters, während ſeines letzten Aufenthaltes in Paris bemüht geweſen ſei, einen guten Text zu einer neuen romantiſchen Oper von St. Georges für *Lachner* zu gewinnen. Dies ſei denn auch geſchehen, wenn gleich freilich *nicht ohne bedeutende und beſondere Opfer*, da die franzöſiſchen Bühnendichter bekanntlich *einen äuſſerſt anſehnlichen, fortlaufenden Gewinn durch die Tantieme von jeder Vorſtellung genießen*." Der Stoff der neuen Oper iſt aus der venetianiſchen Geſchichte entlehnt und bietet, wie es weiter heißt, die ſchönſten, intereſſanteſten und effektreichſten Momente dar, ohne ſie gewaltſam herbeizuführen.

Ohne uns hier auf eine Kritik der franzöſiſchen Textmacher einzulaſſen, die, um es kurz zu ſagen, nur mehr den *Schein* der Naturwahrheit und Ungezwungenheit haben, als dieſe letzteren ſelbſt, ſo fühlen wir uns doch auf das tiefſte und innerlichſte gedrungen, hier auf die große und unverdiente Mißachtung hinzuweiſen, die unſre vaterländiſchen Dichter von den deutſchen Theatervorſtänden zu erdulden haben. Wie früher um Vaudevilles und Melodramen, ſo wird man von jetzt an auch um Operntexte nach der franzöſiſchen Hauptſtadt ſich wenden! Gewährt unſern deutſchen Dichtern jene „*bedeutenden* und *beſondren*" Vortheile, die ihr den franzöſiſchen gewährt, und es ſtünde in der That ſchlecht um die dichteriſche Kraft des deutſchen Volks, wenn ſie nicht Aehnliches, wo nicht Beſſeres, als jene, zu leiſten vermöchte. Aber wie dürftig ſpeiſt man ganz im Allgemeinen allüberall in Deutſchland von Seiten der Theaterdirektoren unſere deutſchen Dichter ab! Und ich gedenke hierbei mehr der dramatiſch-rezitirenden Dichtungen, als der Operntexte, welche ja von jeher völlig als eine Nebenſache betrachtet wurden, die nicht werth ſei, honorirt zu werden. Aber jeder Dichter iſt, wie jeder Künſtler und jeder Arbeiter, ſeines Lohnes werth. Dies *fühlen* die deutſchen Dichter und darum liefern ſie lieber nichts, als etwas Gutes, was ſchlecht bezahlt wird. Hier, in dieſem ganz verkehrten und verwerflichen Verhältniß unſrer Bühnen-Direktoren zu den vaterländiſchen Dichtern, iſt unſtreitig die hauptſächlichſte Quelle des Verfalls unſerer geſammten Bühnenlitteratur zu ſuchen. Dem Theater-Leimlieferanten werden zehnmal größere Vortheile geboten, als dem Theater-Dichter.

Ohne daher, bei dem, in der That gegenwärtig nicht ganz wegzuläugnenden Mangel an brauchbaren Operntexten, *) der wohlbegründeten Einſicht derjenigen unſrer Theater-Intendanten, die ſich darum nach Paris wenden, in den Weg treten zu wollen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß dieſes Verhältniß eine Schmach iſt, die jeden Vaterlandsfreund auf das tiefſte und ſchmerzlichſte betrüben muß. Jenem berührten Mangel aber kann in der That gründlich abgeholfen werden, wenn man fortan unſere vaterländiſchen Dichter höher als bisher achtet, oder wie man ſich ausdrückt, honorirt, und wenn man ſich endlich entſchließt, zu Ehren deutſchen Ruhmes ſelbſt einmal einige „*bedeutende* und *beſondere*" Opfer zu bringen, um den vaterländiſchen Dichtern diejenige unabhängige Stellung zu ſichern, welche nöthig iſt, um mit Freudigkeit Großes und Schönes zu ſchaffen. Ja es würde dieſe Forderung deutſcher Dichtkunſt ſogar mit *weniger* Opfern für unſere Theaterkaſſen geſchehen können, da die deutſchen Dichter ſich ſchon hinlänglich befriedigt fühlen, wo die franzöſiſchen ſich weigern, nur die Feder anzurühren. Wahrlich es iſt nicht nöthig, daß wir uns auch in dieſen Stücken dem Auslande zuwenden und unſere, *größtentheils aus dem Volk hervorgegangenen Theater-Kaſſengelder für*

---

*) Siehe die untenſtehende Ankündigung für dramatiſche Componiſten ꝛc., wonach ſelbſt *dieſer* noch zu bezweifeln, wenigſtens nicht ſo gar groß ſein dürfte!

deutſche Operntexte in's **Ausland** tragen, da wir dichteriſche Kräfte genug unter uns haben, *) die mit geringerem Aufwande Gediegeneres und Volksthümlicheres zu leiſten im Stande wären!!! —

Das vortreffliche Trauerſpiel „Beliſar" von Eduard v. Schenk, hat in St. Petersburg bei der Darſtellung großen Beifall gefunden. Dieſes Werk, von einem ſehr bekannten ruſſiſchen Schriftſteller, Obodoffski, überſetzt, iſt bereits ſechs Mal gegeben worden und wird ohne Zweifel im Beſitz der Scene bleiben.

Von Stuttgart wird uns gemeldet, daß, in Folge gewiſſer Verſtimmungen und Mißverhältniſſe, der dortigen oberſten Leitung des Königl. Hoftheaters eine Veränderung bevorſtehe, welche von einem großen Theile des Publikums nicht ohne Beifall erwartet und begrüßt werde.

Es dürfte ſolches aber neuerdings als Beweis dienen, wie ſchwer, ja wie unmöglich es ſei, als Hoftheater-Intendant, — von allen theatraliſchen Stellungen unzweifelhaft die ſchwierigſte, — den Foderungen der Menge zu genügen, wodurch freilich auf die Gebrechen dieſer, eben ſo begrenzten als zeitwidrigen Art der Bühnen-Verwaltung wiederum ſo deutlich hingewieſen wird, daß nur zu bewundern iſt, wie ſolche, dem Beiſpiele der Nachbar-Länder und der größten europäiſchen Hauptſtädte zum Trotz, in Deutſchland größtentheils noch fortbeſtehend erhalten wird.

Wir werden auf dieſen Gegenſtand bei nächſter Gelegenheit ausführlicher zurückkommen.

Alexander von **Sternberg** iſt mit einem neuen größeren Romane beſchäftigt, welcher das heutige Treiben in der Litteratur ſchildern ſoll, und wovon wir ein Bruchſtück zur Probe unſern Leſern nächſtens mitzutheilen im Stande ſein werden.

In dem, Anfangs Februar d. J. zu Berlin am Schlagfluß verſtorbenen Freiherrn Franz v. Gaudy iſt auch uns ein theurer Freund und Mitarbeiter hingeſchieden, deſſen Verluſt wir mit ganz Deutſchland um ſo tiefer beklagen, als uns in dies treue Herz und reiche Innere mancher vertrautere Blick zu thun, und von den liebenswerthen Eigenſchaften des Schriftſtellers und Menſchen nähere Kenntniß zu gewinnen vergönnt war. Möge der litterariſche Nachlaß Gaudy's recht bald einen umſichtigen Ordner und Herausgeber, er ſelbſt aber einen würdigen Biographen finden!

In der nächſtens im Druck erſcheinenden Schrift: Kaiſer Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Theilnehmer an dem großen Maskenzuge der Künſtler zu München am 17. Febr. 1840 von Dr. Rudolf Marggraff, giebt der geſchätzte Verfaſſer, (Herausgeber der Münchner Jahrbücher für bildende Kunſt) nicht blos eine möglichſt vollſtändige Schilderung des gedachten Zuges und der damit verbundenen Feſtlichkeiten, ſondern auch eine nach gleichzeitigen Quellen zuſammengeſtellte hiſtoriſche Ueberſicht der Verdienſte und Schickſale aller derjenigen Perſonen, — über 70 an der Zahl, — welche durch jenen Zug uns treu nach dem Leben vor Augen geſtellt wurden, worauf wir die geehrten Leſer d. Bl. mit Vergnügen aufmerkſam machen.

Für dramatiſche Compoſition.

Es ſind der unterzeichneten Verlagshandlung drei verſchiedene, von bewährten Kennern als vortrefflich nicht bloß, ſondern auch als den heutigen muſikaliſchen Anfoderungen vollkommen entſprechend anerkannte Opern-Texte der romantiſch-komiſchen Gattung, anvertraut worden, worauf dieſelbe die deutſchen Tonſetzer und Theater-Verwaltungen mit dem Bemerken aufmerkſam macht, daß auf geſchehene portofreie Anfragen das Nähere deßhalb ſogleich wird mitgetheilt werden.

München im März 1840.

Georg Franz.

---

*) Sehr wahr! und man darf, außer Göthe, nur De la Motte Fouque, Grillparzer und Fr. Kind nennen, die auch Operntexte geſchrieben haben und, wenn's darauf ankäme, noch ſchreiben würden, um dieſe Wahrheit ſogleich beſtätigt zu finden!

Auf dieſer „Denk- und Melde-Tafel" wird beabſichtigt, allmonatlich eine Ueberſicht der Erſcheinungen, Ereigniſſe, Hervorbringungen und Wiſſenswürdigkeiten im Bereich und nach dem Zwecke der „Deutſchen Blätter für Litteratur und Leben" deren Leſern mitzutheilen.

Zugleich ſoll aber dieſe Rubrik zur Aufnahme von Anzeigen beſtimmt ſein, die ſolcher Bereich und Zweck einſchließt, mithin jede Mittheilung, welche das litterariſche, artiſtiſche, intellektuelle und ſociale Leben des Vaterlandes betrifft, gegen Vergütung von 1 gr. für die Spaltzeile hier Aufnahme finden.

München im Februar 1840.

Georg Franz.

Zur Beachtung für Geſchichtsfreunde!

Bei **G. Franz** in München iſt erſchienen:

Oberbayriſches Archiv für die vaterländiſche Geſchichte, herausgegeben von dem hiſtoriſchen Vereine für Oberbayern. 1r Bd. 1. 2. 3s Heft, das Heft à 16 gr. oder 1 fl.

Erſter Jahresbericht des hiſtor. Vereins von und für Oberbayern für das Jahr 1838, erſtattet vom zweiten Vorſtand Dr. v. Zu-Rhein. (Enthält die Statuten, Geſchäftsordnung, Ueberſicht der Vorträge, Verzeichniß der Sammlungen ꝛc. ꝛc.) gr. 8. broch. 8 gr. oder 30 kr.

Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu U. L. Frau in München. Eine ausführliche Beſchreibung derſelben (und des darin befindlichen ſchönen ehernen Monuments mit dem Grabſtein Kaiſer Ludwig des Bayern). Mit der äußern u. innern Anſicht der Kirche, einem Grundriß derſelben, einer Abbildung obigen Monuments und des Grabſteins. gr. 8. cartonn. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Baumgartner, F. S. E., Geſchichte der Ritterburg Hochwinzer an der Donau. Nach Original-Urkunden und andern authentiſchen Quellen und Volksſagen bearbeitet 8. 1833. 16 gr. oder 1 fl.

Hausprivilegium, das große öſterreichiſche, von 1156, und das Archivweſen in Bayern. gr. 4. broch. 1832. 14 gr. oder 1 fl.

Hormayr, J. v., Herzog Luitpold. Gedächtnißrede zum 72ſten Stiftungstag der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften in München. gr. 4. 1831. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 36 kr.

— — Die Bayern im Morgenland. Gedächtnißrede zum 73ſten Stiftungstage ꝛc. gr. 4. 1832. broch. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Neue Folge 1—5ter Jahrgang 1830—34. Mit Bildniſſen. Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. Bei Abnahme aller fünf Jahrgänge findet ein bedeutender Rabatt ſtatt.

— — kleine hiſtoriſche Schriften und Gedächtnißreden. 4 broch. 1832. 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl.

Koch-Sternfeld, Ritter v., das Reich der Longobarden in Italien nach Warnefried, zunächſt in der Bluts- und Wahlverwandtſchaft zu Bojarien, hier nach einheimiſchen Quellen und Wahrnehmungen. 4. 1839. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Obernberg, Dir. J. v., Denkwürdigkeiten der Burgen Miesbach und Waldenburg, ſo wie des alten Pfarrdorfes Paſtberg in Oberbayern. Aus den Quellen bearbeitet. gr. 8. 1831 broch. 8 gr. oder 36 kr.

Schlett, J., über die römiſchen Hochäcker in Altbayern. gr. 8. 1832. broch. 2 gr. oder 6 kr.

— — über Römerſtraßen im Allgemeinen, mit beſonderer Rückſicht auf den Iſarkreis des Königreichs Bayern. Mit 1 Kupf. gr. 8. broch. 1833. 12 gr. oder 45 kr.

Schmeller, J. A., München unter der Vierherzogregierung 1397 — 1403 nach einer gleichzeitigen Denkſchrift des Bürgermeiſters G. Kazmeyer. gr. 8. broch. 1834. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Zeuß, Dr. K., die Herkunft der Bayern von den Markomannen, gegen die bisherigen Muthmaſſungen bewieſen. gr. 8. 1839 br. 12. gr. oder 54 kr.

Inhalt.

Die Gährung, ein Leben, von Carl Fr. Ph. v. Martius. Seite
Das Manuſcript. Bagatelle von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. 65
Die Macht des Goldes, ein morgenländiſcher Apolog, überſetzt von Hammer-Purgſtall . 73
Lyriſche Halle: 78
Sonntagmorgen. Spaziergang von J. G. Zuccarini 80
An Rückert, unſren Landsmann, unſren Stolz, von Franz Schmidt 81
Todtenopfer, von Carl Baron von Schweizer 81
Chroniſtiſches:
Litteratur- und Bücherſchau.
1) Karl Beck's Dichtungen: Nächte, gepanzerte Lieder 1838. Der fahrende Poet 1838. Stille Lieder. 1s Bändchen 1840. Leipzig, bei Wilh. Engelmann. 8. 82
2) Kallenfels, von A. v. Sternberg, Berlin bei Duncker und Humblot. 2 Theile 1839. 8. 84
3) Der moderne Liebeshof. Skizzen und Novelletten von E. Hänle. Bamberg, Litterariſch-artiſtiſches Inſtitut. 1839. 8. 87
Der große Maskenzug in München während des Carneval 1840, von Dr. Rudolf Marggraff 88
Die Journaliſtik in Schweden. Von R. von Stieglitz 92
Ueber die Romantik der modernen Muſik. Von Fr. Grafen v. Pocci. 93
Denk- und Meldetafel 95

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit. — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein. — Aloys Büſſel. — L. v. Bornſtedt. — Ernſt v. Brunnow. — Fried. Beck. — J. E. Beilback. — C. Bleſſig. — Wilhelm v. Chezy. — Fr. Baron de la Motte Fouqué. — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben. — Carl Fernau. — Dr. Ernſt Förſter. — H. Fahrmbacher. — Richard Franke. — Eduard Gehe. — v. Hammer-Purgſtall. — G. v. Heeringen. — Fr. v. P. Hocheder. — Franz v. Kobell. — L. A. Kaltenbrunner. — Carl v. Martius. — Dr. Rudolf Marggraff. — Dr. Hermann Marggraff. — C. F. Neumann. — Franz Graf v. Pocci. — Otto Prechtler. — Dr. Quitzmann. — Dr. Georg v. Reinbeck. — Friedrich Rückert. — Fr. v. Schelling. — Eduard v. Schenk. — Steph. v. Schewireff. — Karl v. Schweizer. — G. H. v. Schubert. — Dr. Carl Seidel. — Dr. Söltl. — A. v. Sternberg. — Dr. Heinrich Stieglitz. — Dr. Wolfg. Stich. — C. A. Tiedge. — Friedrich v. Thierſch. — Carl Weichſelbaumer. — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat April.

1840.

◆

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Litterarische- und Kunst-Anzeigen.

Bayerische Städte,

Kirchen, Klöster, Burgen, Bäder u. s. w.

in Stahlstichen

(gross Oktav.)

Preis: schwarz à **15** kr., sauber colorirt à **24** kr.

Durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen, in München durch

Georg Franz.

- **Altötting.**
- **Aufsees,** Schloss in Franken.
- **Augsburg.** Totalansicht.
  - Domkirche.
  - Rathhaus und Börse.
  - Das v. Imhof'sche Haus am Obstmarkt.
  - Das Wertach-Brückenthor und das Jacobsthor.
  - Die Carolinenstrasse.
- **Baireuth,** Totalansicht.
  - Die Linde in der Phantasie.
- **Bamberg.** Totalansicht.
  - Marktplatz und St. Martinskirche.
  - Die Kettenbrücke.
  - Die obere Pfarrkirche.
  - Die Domkirche, von der Seite.
  - Dieselbe von vorn, Doppelblatt.
- **Banz,** Kloster bei Bamberg.
- **Benediktbeuern,** ehem. Kloster in Oberbayern.
- **Berchtesgaden,** Totalansicht.
  - Der Klostergang daselbst.
- **Berneck,** Ruine, bei Baireuth.
- **Bettenburg,** Schloss bei Hassfurt in Franken.
- **Burghausen.**
- **Chiemsee,** Frauen-Insel.
- **Culmbach** mit der Veste Plassenburg.
- **Donaustauf** mit der Walhalla bei Regensburg.
- **Ebrach,** Kloster, bei Bamberg.
- **Fürstenfeld,** Kloster in Oberbayern.
- **Ingolstadt.**
- **Kellheim** an der Donau.
- **Kitzingen,** Stadt.
- **Kloster** der Franziskaner auf dem Kreuzberg in der hohen Rhön bei Bischofsheim.
- Der **Königssee,** bei Berchtesgaden.
- **Kreut,** Wildbad im bayr. Hochland.
- **Landshut,** Totalansicht von Süden.
  - Das Schloss Trausnitz und die Jodockirche
  - Die St. Martinskirche, Doppelblatt
- **Mainberg,** Schloss am Main.
- **München.**
  - Total-Ansicht von Nord-Ost.
  - Ansicht von Südosten.
  - Die Allerheiligen-Hof-Kirche.
  - Innen-Ansicht der Allerheiligen-Hofkirche gegen den Chor. (Mit k. allerh. Privilegum. In 4. chin. Pp. 48 kr.
  - Die Basilika St. Bonifazius,
  - Das Innere derselben. 48 kr.
  - Das Karlsthor.
  - Die Glyptothek und Pinakothek.
  - Die Glyptothek allein.
  - Das k. Hof- und National-Theater.
  - Das Isarthor.
  - Die Ludwigskirche, Bibliothek und Ludwigsstrasse.
  - Die Metropolitan- und Pfarrkirche zu U. L. Frau.
  - Innen-Ansicht derselben vom Hauptaltar aus. (Mit k. allerh. Privilegium.)
  - Die neue Pfarrkirche der Vorstadt Au.
  - Das Innere derselben. 48 kr.
  - Die Pinakothek.
  - Das Rathhaus und ein Theil des Schrannenplatzes.
  - Die k. Residenz. Königsbau gegen den Max-Josephs-Platz, nebst dem k. Hoftheater.
  - Die k. Residenz. Festsaalbau gegen den k. Hofgarten.
  - Der Schrannenplatz.
  - Das neue Universitätsgebäude.
- **Nymphenburg.**
- **Neideck,** Ruine bei Muggendorf.
- **Nürnberg,** Totalansicht von Nordost.
  - Die St. Sebald-Kirche.
  - Die St. Lorenzkirche, Doppelblatt.
  - Der Marktplatz mit der Frauenkirche.
  - Die Veste, (Burg).

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Das Manuſcript.

Bagatelle von

Hofrath Dr. Georg von Reinbeck.

(Fortſetzung und Schluß.)

Seltſam verwirrte ſich des Freundes und Suſi's Bild vor Adolf; nun wußte er ſich auch zu erklären, warum er ſogleich einen ſolchen Widerwillen gegen den Herrn Hauptmann gefaßt hatte. Was er aber nicht wußte, war, daß dieſer Widerwille gegenſeitig, wenn auch zunächſt anders motivirt ſei. — Herr Bünſchli hatte wohl das ſpöttiſche Lächeln bemerkt, das um Adolfs Lippen ſchwebte bei ſeinen Lobpreiſungen der guten alten Zeit, als noch Zürich am Sonntage verſchloſſen war, und der jüngſte Rathsherr im ſchwarzen Staatskleide mit Haarbeutel, den Klak unter'm Arm und den feinen Stahldegen an der Hüfte, von dem halbirten Waibel gefolgt, in der Stadt patrollirte, um die ſonntägige Ruhe zu bewahren, damit die Langeweile die frommen Zürcher fein zur Kirche triebe, wo ſich allerdings gut ſchlafen ließ, weil ſelbſt kein Orgelton erklang, der etwa die Sinne hätte wach erhalten können. Während des Eſſens trat dann ein ſchlanker, blaßlicher Mann mit einem hervortretenden, — (nach Gall eine Folge des prononcirten Sprachorgans) — geiſtſtrahlendem Auge und etwas ſchüchterner Haltung ein, der von dem jungen Spötter gar freundſchaftlich begrüßt wurde, und als Herr Bünſchli, auf Nachfrage, hörte, wer dieß ſei, verzog ſich ſeine Miene, denn jetzt wußte er, wie es um den jungen Schnauz- und Zwickelbart ſtehe. — Als er nun am folgenden Tage ſein auserwähltes Lämmchen in der Nähe des Luchſes ſah, wie hätte er einen Augenblick ſäumen ſollen, es aus ſolcher Nähe zu retten.

Herr Bünſchli glaubte aber dieß auf eine beſonders geiſtreiche Weiſe ausgeführt zu haben. „Es lebe die Badefreiheit,“ wiederholte er lachend. „Nicht wahr, Jungfer Suſi, das war fein angeſtellt, Sie von den Schwaben loszumachen?“

„Hat der Vater nach mir verlangt?“ fragte Suſi, welcher die Feinheit nicht recht einleuchtete, die aber doch wenigſtens glaubte, daß er ſie zu ihrem Vater bringen wolle.

„Der Pappa ſitzt oben bei einem Manuſcript für ſein Weltblatt,“ antwortete Herr Bünſchli, „und da bin ich vorausgegangen, um Ihnen ein trauliches Plätzchen zu zeigen, Jungfer Suſi, wo wir ungeſtört mit einander plaudern können. Ich habe Kuchen für Sie und eine Flaſche guten Wein für den Herrn Pappa aufſtellen laſſen.“

Suſi entzog ihm mit einiger Heftigkeit ihren Arm. „Darum hätten Sie mich von meinen Freundinnen nicht wegzureißen gebraucht,“ ſagte ſie erzürnt. „Es wäre Zeit geweſen, wenn mein Vater gekommen wäre.“

„Wegreißen, Jungfer Suſi?“ ſagte Herr Bünſchli empfindlich.

„Und mich dem Gelächter der Leute preiszugeben,“ fuhr ſie eifernd fort, „die gar nicht wiſſen werden, was ſie davon denken ſollen.“

„Nun, was werden ſie davon denken,“ ſagte er ſüß lächelnd, „als daß dieſe liebe Hand,“ — er wollte ſie ergreifen, „und dieſes liebe Herz mich beglücken wollen.“

„Davon weiß meine Hand,“ — ſie entzog ſie ihm, — „und mein Herz nichts“, erwiederte ſie, „und ich will, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Hauptmann, zu meinem Vater gehen,“ worauf ſie ihn ſtehn ließ und dem Hauſe zueilte.

Herr Bünſchli ſchaute ihr etwas verdutzt nach, denn dem flüchtig ſchwebenden Tritte zu folgen, das erlaubte ihm ſeine Wohlbeleibtheit und Bequemlichkeit nicht. „Hm!“ brummte er halblaut vor ſich hin „wird ſich finden. Bin ja ſchon mit Zweien glücklich fertig geworden. Hübſch iſt ſie und den Vater hab' ich im Sacke. Aber fort muß ſie aus dieſer verketzerten Atmoſphäre,“ und er wackelte zu ſeinem traulichen Plätzchen, wo ſeine Pfeife geſtopft lag.

Suſi trat mit zornglühendem Antlitz in's Zimmer, wo ſie den Vater in einem Manuſcripte vertieft antraf.

„Es iſt nicht zu ertragen mit dem Herrn Hauptmann,“ ſagte ſie in einem weinerlichen Ton, „wie er mich verfolgt und mißhandelt.“

„Mißhandelt?“ ſagte Herr Zwickli, ohne von dem Manuſcript aufzublicken. „Du wirſt ihn wieder mißverſtehen. Was ſich liebt, das neckt ſich.“

„Ach was, Pappa,“ erwiederte Suſi aufgeregt, „von Liebe kann ja bei dem gar die Rede nicht ſein.“

„Laß ihn nur erſt Dein Mann ſein, Suſi,“ entgegnete Herr Zwickli, ruhig weiter leſend, „dann wird ſich's ſchon finden.“

„Mein Mann der?“ rief ſie verächtlich, „nimmermehr!“

„Wie?“ ſagte Herr Zwickli und blickte auf, — „Du wirſt Dich doch nicht weigern, eine reiche Frau zu werden?“

„Eine glückliche Frau möcht' ich werden!“ erwiederte ſie lebhaft und mit Thränen.

Herr Zwickli machte, als ob er das nicht hörte. „Da iſt mir etwas Schnackiſches begegnet, Suſi,“ ſagte er. „Ich bekomme von der Poſt dieſes Manuſcript, mit dem Antrage, es in Verlag zu nehmen. Nun, das iſt nichts Ungewöhnliches, aber daß es etwas taugt, das iſt ſchon ſeltner, das Pikanteſte jedoch iſt, was für ein Honorar der Verfaſſer dafür fordert. Rathe einmal Suſi.“

„Wie kann ich das errathen,“ erwiederte Suſi verdrießlich.

„Nun, Du brauchſt eben nicht weithin zu rathen, Suſi,“ verſetzte Herr Zwickli. — „Dich, Suſi, Dich verlangt er als Honorar und weiter nichts, und verſpricht dann mir reiche Materalien für mein Weltblatt.“

„Mich?“ rief Suſi und ihre Thränen vertrockneten. „Ei, das iſt ja unverſchämt!“

„Humor iſt's!“ erwiederte Herr Zwickli, „Humor, die Seele der jetzigen Litteratur.“

„Und wer iſt denn der unverſchämte Verfaſſer?“ fragte Suſi.

„Das iſt nun erſt der rechte Humor,“ erwiederte Herr Zwickli, „er hat ſich gar nicht genannt, ſondern meint, ich würde ihn ſchon herausfinden.“

„Wie abgeſchmackt! Wie einfältig!“ platzte Suſi heraus.

„Er ſchreibt bloß, daß er vermöglich und von guter Herkunft, etwas Tüchtiges gelernt habe und ſich ſolid zu fixiren entſchloſſen ſei, ſonſt nichts.“

„So? — Und iſt er denn jung oder alt?“

„Blutjung muß er ſein, Suſi,“ erwiederte Herr Zwickli, „denn ſo etwas kann nur der lieben Jugend einfallen; aber geſcheidt iſt er, und wenn auch nichts aus dem Verlage werden kann, wenn er nicht vom Honorar abgeht, ſo wäre ich doch begierig, ihn kennen zu lernen. Mit dem wäre etwas anzufangen!“

„Und was enthält denn das Manuſcript ſo Außerordentliches?“ fragte Suſi.

„Humor, Suſi, den köſtlichſten Humor!“ antwortete Herr Zwickli. Es behandelt das große Thema, wer eigentlich die Welt regiert, und der Verfaſſer beweiſet ſonnenklar, daß dieß — die Buchhändler ſind. Die haben die Zügel der Regierung in ihren Händen, denn ſie haben die Geiſter in ihrem Solde, und in ihrer Macht ſteht es, den einen oder den anderen loszulaſſen oder zu feſſeln, je nachdem der Zeitwind weht. Was der zu tragen vermag, das wird zum Verlage angenommen; was dem zu ſchwer iſt, wird abgewieſen.

Nun iſt unſer einer noch immer an den alten Nordwind der Religioſität, Sittlichkeit und Gründlichkeit gewöhnt, der ehemals Folianten und Quartanten trug, bis er immer ſchwächer wurde und kaum einen guten Oktav in der Höhe hielt; der Wind hat ſich aber umgedreht in einen dünnen Weſtwind, und der kann dergleichen ſchweres Pack nicht tragen, nur luftiges Zeug, Duodez; das Alte läßt er liegen. Solch' ein Patron hat aber den Zeitwind im Leibe und ſo einen könnte ich brauchen.“

„Aber Pappa,“ verſetzte Suſi, „das klingt ja wie Satyre. Auf die Art führte ja der Zeitwind das Regiment und nicht der Buchhändler.“

„Aber der Buchhändler bezahlt ihn und wer bezahlt, der regiert. Wenn ich nur den Geiſt, der in dieſem Manuſcript weht, ausfinden könnte.“

„Ja, wie wollen Sie das anfangen, da er ſich nicht genannt hat?“ fragte Suſi.

„Ich will das Schriftchen drucken laſſen, dann wird er ſich ſchon einfinden; das Honorar läßt keiner der Herren im Stich“, erwiederte Herr Zwickli eifrig.

„Ei, Pappa, wo denken Sie hin? Dann müßten Sie ihm ja auch das Honorar geben, welches er fordert,“ wandte Suſi ein und erröthete unbewußt.

„Du haſt Recht, Suſi,“ ſagte Herr Zwickli nachdenklicher. „Das geht nicht, das Honorar iſt ja ſchon verſagt.“

„Doch nicht an Herrn Bünſchli, mit ſeinem altbackenen Zuckerbrod und ſchiefen Beinen und fünfzigjährigen Runzeln?“ rief Suſi lebhaft. „Nein Pappa, den nehm' ich nicht!“

„Sprich vernünftig, Suſi,“ ſagte Herr Zwickli. „Herr Bünſchli iſt ein frommer Patriot, gehört zum Glaubens-Comité, ſein Zuckerbrod iſt Geld, und auf den ſchiefen Beinen ſchreitet er noch rüſtig einher.“

„Ja, den Krebsgang zum Alten,“ ſagte Suſi.

„Nun, er ſtand ſich bei'm Alten beſſer“, entgegnete Herr Zwickli. „Ich bin unpartheiiſch. Jeder muß am beſten wiſſen, was ihm zuſchlägt.“

„Aber, Pappa, wo bleibt denn der Fortſchritt, für den Sie immer ſo waren?“ fragte Suſi.

„Ja, Suſi, fortſchreiten muß der Menſch,“ erwiederte Herr Zwickli emphatiſch, „fortſchreiten mit der Zeit, die immer was Neues bringt; und Suſi, wenn das Alte wieder neu wird, nun ſo ſchreitet er fort zu dem, und ſo iſt's ein wahrer Fortſchritt, wenn Du den Herrn Bünſchli heiratheſt, der reich iſt und gewiß nächſtens in den großen Rath gewählt wird.“

„Nein, nein, Pappa,“ ſagte Suſi, „das macht ihn mir nicht neu, die Runzeln und die ſchiefen Beine bleiben. Den nehm' ich nicht. Da bleib' ich lieber ſteh'n, wo ich ſtehe.“

Sie hatte unterdeſſen in dem ſauber gebundenen und ſauber geſchriebenen Manuſcripte, das Herr Zwickli hingelegt hatte, geblättert und bemerkte, daß die Rückſeite des Titelblattes mit einem oberhalb angeklebten Seidenpapier verdeckt war. Eine ſehr natürliche Neugier trieb ſie, nachzuſehen, was wohl dahinter ſein möchte; als ſie aber das Seidenpapier aufgehoben hatte, ſchrie ſie überraſcht laut auf. Erſchrocken folgte Herr Zwickli ihrem Blick und wurde eine feine Bleiſtiftzeichnung gewahr, das Bild eines hübſchen jungen Schnauz- und Zwickelbartes vorſtellend.

„Ei ſchau, ſchau,“ rief er, „ein Bildniß! das habe ich ja gar nicht bemerkt. — Gewiß das Portrait des Verfaſſers, das vor das Titelblatt kommen ſoll ſtatt des Namens. — Das iſt Humor! — Den muß ich aber ſchon wo geſehen haben,“ ſagte er, es genauer betrachtend. „Suſi, erinnerſt Du dich nicht, wo?“

Suſi erinnerte es ſich recht gut, denn der Eindruck des Originals zu dieſem Bilde war noch ganz friſch; ſie konnte aber vor heftigem Herzklopfen ſich nicht entſchließen es zu geſtehen. — In dieſem Augenblicke trat der Herr Hauptmann herein, dem das

Warten denn doch zu lange geworden war, und Suſi ſchlug ſchnell den Deckel des Manuſcriptes zu

„Jungfer Suſi läuft davon, und Herr Zwickli läßt mich da unten allein ſitzen, iſt das Manier?“ ſagte er empfindlich. „Ich bin nicht im Bade, um mich bei dem herrlichen Wetter in's Zimmer zu ſperren.“

„Wir waren eben im Begriff zu kommen,“ ſagte Herr Zwickli etwas ſcheu. „Ich hatte mich nur im Leſen vertieft.“

„Und Jungfer Suſi, worin hatte dieſe ſich vertieft, wenn man fragen darf?“ ſagte Herr Bünſchli, indem er ihr galant ſeinen Arm darbot.

Suſi antwortete ihm nicht und hätte ſeinen Arm gern zurückgewieſen, wenn nicht ein Blick ihres Vaters und auch die Neugier, ob das Original der Zeichnung denn wirklich ſo ähnlich ſehe, ſie bewogen hätte, ſich von dem Herrn Hauptmann herunterführen zu laſſen. Als ſie aber dem Tiſche nahten, an welchem das Original ſaß, entzog ſie Herrn Bünſchli ihren Arm und wurde wie mit Blut übergoſſen, ja das Herz klopfte ihr ſo gewaltig, daß ſie ſolches unmöglich anzublicken vermochte. Herr Zwickli aber ſtieß ſie an und flüſterte ihr zu:

„Suſi, da ſitzt das Portrait,“ und zog den Hut ab, worauf die ganze Geſellſchaft am Tiſche ſich artig verbeugte, Roſalie aber ihrer Freundin Küſſe zuwarf.

„Was grüßen Sie denn den?“ ſagte Herr Bünſchli ärgerlich zu Herrn Zwickli, indem er ſeine Antipathie aus dem Gaſthofe her erblickte. „Vor dem bleibt mein Hut ſitzen!“ — Und ſo hielt er's auch.

Wie gern wäre Suſi zur Geſellſchaft getreten, allein ſie war zu befangen, und ſo ſetzte ſie mit ihrem Vater und Herrn Bünſchli den Weg ſchweigend fort zu dem traulichen Plätzchen, das Herr Bünſchli ſich gewählt hatte. Sie fanden aber das Plätzchen nicht mehr ganz leer. Es hatten an dem einen Ecke beſcheiden ein Paar Männer Poſto gefaßt, welche einige Worte der Entſchuldigung vorbrachten, daß ſie alle Tiſche beſetzt gefunden und daher zu dieſem ihre Zuflucht genommen, ob ſie gleich geſehen, daß er bereits in Beſchlag genommen ſei. Ihre Sprache wies ſie als Norddeutſche aus, und ihrem Anſtande nach waren es geiſtliche Herren.

Dieſe unerwartete Geſellſchaft ſtimmte Herrn Bünſchli gerade nicht heiterer, und er wußte ſeinem Aerger nicht beſſer Luft zu machen, als daß er über die Schwaben loszog und über die immer mehr einreißende Irreligioſität, indem er erwartete, daß die beiden Fremden ihm beiſtimmen würden. Der ältere der beiden aber äußerte: „Irreligioſität, die offen hervortritt, ſei nicht gefährlich, denn ſie tödte ſich ſelbſt als eine Unnatur des Menſchenweſens. Forſchung in Sachen des Glaubens ſei aber noch nicht Irreligioſität, wenn ſie redlich nach Wahrheit ſtrebe, wo dann die ewigen Wahrheiten nur um ſo glänzender hervorträten, Wahrheiten, die allerdings von dem bloßen Verſtande nicht konnten begriffen werden.“

„So ſollten ſolche Forſchungen wenigſtens nicht deutſch, ſondern lateiniſch geſchrieben werden,“ äußerte Herr Bünſchli.

„Das würde wohl nicht fruchten,“ erwiederte der Fremde, „die Buchhändler-Speculation in unſrer Zeit der Ueberſetzungen würde ein ſolches Werk nicht lange lateiniſch laſſen, und lateiniſch wird auch vielfältig verſtanden.

Herr Zwickli lächelte bei der Bemerkung der Buchhändler-Speculation. Das ärgerte Herrn Bünſchli.

„So ſollten ſie hebräiſch geſchrieben werden,“ ſagte er.

„Da haben Sie Recht,“ erwiederte der Fremde lachend, indem er ſich erhob, „dann würden ſie ſich gewiß nicht weit verbreiten; jetzt aber ſchwatzt mancher darüber, der kaum hineingeſehen, am wenigſten ſie verſtanden hat.“

Herr Bünſchli erröthete unwillkürlich, während ein ſpöttiſches Lächeln Suſi's Roſenmund umſpielte; die beiden Fremden aber entfernten ſich mit wiederholten Entſchuldigungen ihrer Zudringlichkeit.

„Gottlob, daß ſie fortgehen!“ ſagte Herr Bünſchli, „mir iſt in ihrer Nähe ganz unheimlich geworden.“

Herr Zwickli ſchwieg, Suſi aber meinte, der fremde Herr ſcheine ihr doch ganz vernünftig über die Sache geſprochen zu haben.

„Laſſen Sie ſich nicht vom Teufel verblenden, Jungfer Suſi!“ ſagte Herr Bünſchli entrüſtet; „je vernünftiger die ſprechen um ſo gefährlicher. Haben Sie nicht aus ihrem Catechismus gelernt, daß der Glaube die Vernunft gefangen nehmen muß?“

Darüber entſpann ſich nun zwiſchen den beiden alten Herren ein gar langweiliges Geſpräch, während deſſen Suſi Zeit hatte, über die ſonderbare Art, wie der junge Schnauz- und Zwickelbart, der ihr gar nicht mehr ſo unverſchämt vorkam, ſich bei ihrem Vater einzuführen ſuchte, nachzudenken. Sie war noch lange nicht damit im Reinen, als Roſalie am Arm ihres Bräutigams herzutrat, Herrn Zwickli als einen Bekannten vom Rigi her begrüßte und Suſi einlud, mit ihr zu gehen, um dem Tanze zuzuſehn. Das war Suſi ſehr willkommen, nicht aber ſo dem Herrn Bünſchli, der Herrn Zwickli, als ſie der Einladung gefolgt war, ernſtliche Vorſtellungen darüber machte, daß er ſie ſolcher frivolen Geſellſchaft überlaſſe, bis Herr Zwickli ihn aufforderte, mit ihm zu kommen um nachzuſehn, wo Suſi geblieben ſei.

Es wurde ihnen nicht leicht, durch die Menge in den Tanzſaal zu dringen und hier fanden ſie Suſi, wie ſie dem jungen Schnauz- und Zwickelbart ein williges Ohr zu leihen ſchien. Der Herr Hauptmann gerieth außer ſich und wollte wieder von der Badefreiheit Gebrauch machen, allein Herr Zwickli hielt ihn zurück, indem er ihn verſicherte, ſeine geſcheidte Suſi ſpreche mit dem jungen Manne, in welchem er glaube, den geeigneten Redacteur für ſein weltbeglückendes Blatt gefunden zu haben, von Geſchäften und er ſolle ſie nicht ſtören.

Ganz erſtaunt fragte Herr Bünſchli: „Kennen Sie denn den jungen Laffen? Das iſt ja ein Strauße mit Leib und Seele.“

„Thut nichts,“ erwiederte Herr Zwickli, „mein Blatt ſoll ja kein dogmatiſches werden, und Suſi wird wohl herauskriegen, was an ihm iſt.“

„Sie muß es ſchon wiſſen,“ ſagte Herr Bünſchli ſpöttiſch, „denn ſie hat Sie erblickt und kommt zu Ihnen. Die Unterhaltung ſcheint ſie gewaltig echauffirt zu haben.“

Dem war wirklich ſo. Suſi kam mit glühenden Wangen ſchüchtern zu ihrem Vater und hing ſich ſchweigend an ſeinen Arm.

„Was iſt Dir, Suſi?“ fragte dieſer beſorgt; „Du zitterſt ja wie Eſpenlaub.“

„Es wird kühl und ich habe kein Tuch mitgenommen,“ erwiederte Suſi; „ich will hinaufgehen.“

„Ich gehe mit Dir,“ ſagte Herr Zwickli, und verſicherte Herrn Bünſchli, der eben von ſeinem Tiſchnachbar im Gaſthofe angeredet wurde, daß ſie ſogleich wieder kommen würden.

Es war dem Herrn Bünſchli ſehr unangenehm, daß er ſie mußte allein gehen laſſen, denn er war eben ſo neugierig als Herr Zwickli, zu erfahren, was Suſi mit dem jungen Straußen verhandelt habe; allein er mußte dem Tiſchnachbar ſtandhalten.

Suſi war ganz verſtört als Herr Zwickli in ſie drang zu ſagen, was ſie mit dem jungen Schnauz- und Zwickelbart geſprochen habe.

„Er iſt ein naher Verwandter von Roſalien,“ berichtete ſie ziemlich verwirrt. „Er redete mich an und ich war ſo unbeſonnen, ihm zu ſagen, daß ich ihn vor einer Stunde im Portrait geſehen und ſogleich erkannt hätte.“

„Nun darin finde ich nichts Unbeſonnenes,“ ſagte Herr Zwickli.

„Sie vergeſſen,“ entgegnete Suſi, „welch ein Honorar er für das Manuſcript fordert, und — ich hatte es auch vergeſſen, und da er mir ganz ernſthaft erklärte, daß ſoviel er wiſſe gar kein Portrait von ihm exiſtire, ſo gerieth ich in die peinlichſte Verlegenheit."

„Das hätte Dir ja im Gegentheil aus der Verlegenheit helfen ſollen," erwiederte Herr Zwickli. „Iſt er nicht das Portrait, ſo iſt er ja auch nicht der Verfaſſer des Manuſcripts und weiß folglich auch nichts vom Honorar. Wie werden wir nun den Verfaſſer auffinden, wenn der's nicht iſt, dem das Portrait gleicht?"

„Es iſt gewiß ſein Portrait," verſetzte Suſi, indem ſie es von Neuem betrachtete, und ich kann nur nicht begreifen, warum er es gegen mich abläugnet. Dahinter ſteckt etwas, denn ſonſt — —?," ſie ſtockte.

„Nun, ſonſt?" fragte Herr Zwickli geſpannt.

„Er fragte mich, wo ich ſein Portrait geſehen hätte," erwiederte Suſi, „und als ich ihm ſagte, daß es in Ihren Händen ſei, ſo äußerte er den Wunſch, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und wenn's ihm erlaubt wäre, Sie zu beſuchen und zu bitten, ihn das Portrait, das ihm ſo ähnlich ſei, ſehen zu laſſen."

„Das laß' ihn thun," ſagte Herr Zwickli freudig, „das laß ihn thun. Haſt du auch vom Manuſcripte geſprochen?"

„An das habe ich gar nicht gedacht," antwortete Suſi.

„Woran haſt du denn gedacht?" fuhr Herr Zwickli unwillig auf. „Das iſt ja die Hauptſache. Was iſt uns ſonſt an ſeinem Portrait gelegen!"

„Da es aber auf der Rückſeite des Titelblattes ſteht, ſo muß es doch mit dem Manuſcripte in irgend einer Verbindung ſtehen," meinte Suſi.

Herr Zwickli fand das gegründet und Suſi verſprach, durch Roſalien das Nähere wohl herauszubringen. Jetzt aber bat ſie ihren Vater, hinunterzugehen, damit Herr Wünſchli nicht etwa heraufkomme, und als Herr Zwickli fragte, warum ſie denn nicht hinunterkommen wolle, da es noch nicht ſpät ſei, ſagte ſie, daß ſie ſich angegriffen fühle und gern ein Weilchen allein bleiben möchte.

Sie wäre gern mit hinunter gegangen, allein — das Herz war ihr zu voll von dem, was Adolf ihr zugeflüſtert und was ſie dem Vater nicht geſagt hatte, ſo voll, daß, als ſie das Portrait wieder zur Hand nahm, ein Thränenſtrom aus den großen, ſchwarzen Augen ſtürzte und ſie heftig zu ſchluchzen anfing, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchah und warum ſie weine. Die Thränen aber erleichterten ſie, daß ſie Faſſung gewinnen konnte, beim Abendeſſen ziemlich unbefangen und gegen Herrn Wünſchli ſelbſt artig und zuvorkommend zu erſcheinen, ſo daß dieſer nicht zweifelte, bald mit ihr am Ziele zu ſein. Was die Nacht über in ihr vorging, das weiß nur ihr feuchtes Kopfkiſſen; der Spiegel aber wies ihr am Morgen ein roſigeres Antlitz als je: eine Blume vom Thau erfriſcht.

Sie fand Roſalien, die mit ihren Eltern im Wilhelmsbade Quartier genommen hatte, am Brunnen, und vermißte dagegen Adolf. Roſalie erkundigte ſich, warum ſie geſtern den Garten ſo ſchnell verlaſſen, und ſchmälte lachend auf ihren Vetter, der ſie wohl mit ſeinen zudringlichen Blicken verjagt habe. Es kam nun zwiſchen beiden Freundinnen zu einer Erklärung, aus welcher für Roſalien hervorging, daß ſich zwei Herzen gefunden hatten, die ſich für einander geſchaffen wähnten. Suſi erzählte der Freundin von dem Portrait und dieſe war ſehr begierig, es zu ſehen und verſprach, gleich nach dem Frühſtück zu Suſi zu kommen. Als ſie es nun ſah, erkannte ſie ſogleich darin Adolf, wußte ſich aber ſo wenig als ihre Freundin darein zu finden, daß er es ableugne. Die Handſchrift des Manuſcripts erkannte ſie freilich nicht für die ſeinige; doch war es ihr gar nicht unwahrſcheinlich, daß der humoriſtiſche Aufſatz von ihm ſein möchte, nur hatte ſie Adolf nicht zugetraut, daß er einen ſo phantaſtiſchen Weg einſchlagen würde, ſich Herrn Zwickli zu nähern, ja als ſie vollends den Brief las mit der Honorarforderung, wurde ſie ganz ungewiß. Das ſahe dem feinen Adolf gar nicht gleich, ſo mit der Thür in's Haus zu fallen. Darüber wollte ſie gleich in's Klare kommen, denn ſie erwartete Adolf am Nachmittage mit ihrem Bräutigam. Daß er ſich nicht am Brunnen eingefunden hatte, war Verabredung.

Adolf, den Suſi's ſchleunige, fluchtähnliche Entfernung ſehr beunruhigt hatte, war höchſt überraſcht, als Roſalie von dem Portrait, und beſonders von dem Manuſcripte ſprach. Er geſtand, daß dieſes ein früherer Scherz von ihm ſei, von dem er ſelbſt keine Abſchrift mehr habe, leugnete jedoch, daß es von ihm Herrn Zwickli zugeſandt ſei und konnte nicht errathen, wer ſich den eben nicht ſeinen Spaß gemacht habe. Er wünſchte Portrait und Handſchrift zu ſehen, ob er an dieſen vielleicht den Thäter erkenne.

Roſalie, die wußte, daß ſie ihrer Freundin keinen unwillkommenen Gaſt zuführe, nahm ihn gleich mit zu ihr hin. Ohne auf Herrn Wünſchli, der im Zimmer anweſend war, zu achten, machte ſie ihren Vetter mit Herrn Zwickli bekannt und ſtellte ihn demſelben als einen geiſtreichen Schriftſteller vor, der gehört habe, daß ein Manuſcript von ihm in ſeinen Händen ſei, welches er zu ſehen wünſche. Herr Wünſchli verließ das Zimmer ſogleich, als er den verdächtigen jungen Schnauz- und Zwickelbart eintreten ſah, und warf die Thüre hinter ſich ſo heftig zu, daß das ganze Haus erzitterte und Alle zuſammenſchracken. Roſalie ſchlug ein lautes Gelächter auf; Suſi aber war überraſcht und verlegen. Herr Zwickli, der gar nichts argwöhnte und in dieſem Augenblicke nur mit ſeinem weltbeglückenden Tagblatte beſchäftigt war, übergab dem jungen Manne das Manuſcript, mit einer ſehr verbindlichen Aeußerung, wie es ihm nur erwünſcht ſein könne, die Bekanntſchaft eines ſo geiſtreichen Schriftſtellers zu machen. Adolf betrachtete die Handſchrift, — ſie war ihm gänzlich unbekannt. Roſalie ſchlug das Titelblatt um und zeigte ihm unter dem Seidenpapier die Zeichnung. Er ſtutzte und traute ſeinen Augen kaum, denn — er erkannte ſogleich ſein Portrait.

„Man hat ſich eine Myſtification erlaubt, die ich nicht zu durchſchauen vermag, der ich aber nicht zürnen kann, da ſie mir eine ſo angenehme Bekanntſchaft erwirbt,“ ſagte er und ſein Auge blitzte auf Suſi. „Das Manuſcript wird aber doch wohl von einem Schreiben begleitet geweſen ſein: iſt es mir erlaubt, um dieſes zu bitten?“

Herr Zwickli fand nicht das mindeſte Bedenken; Suſi aber griff ſchnell erröthend darnach und ſagte zu ihm:

„Aber, Vater, woran denken Sie?“

„Woran ich denke?“ fragte er erſtaunt. — „Ja ſo, wegen des Honorars, meinſt Du.“

Roſalie fand es aber auch nicht paſſend, daß Adolf den Brief, den er ableugnete, in Gegenwart ihrer Freundin leſen ſollte, ob Adolf gleich meinte, da er ſich zum Manuſcripte und zum Portrait bekenne, ſo gebühre ſich's, daß er auch erfahre, wie ſie in Herrn Zwickli's Hände gekommen, und beſonders da ein Honorar gefordert ſei.

„Du willſt Dich zu dem Briefe nicht bekennen, ſagte Roſalie ſcherzend, „alſo gebührt er Dir auch nicht und — es ſteht Dir frei, ein Honorar zu beſtimmen, wie Du es wünſcheſt.

Herr Zwickli, der nicht glauben konnte, daß die Forderung die nämliche ſein würde, die in dem Schreiben ſtand, drang in Adolf ſich zu erklären, wofür er ihm das Manuſcript überlaſſen wolle; er ſei zu Allem erbötig. Er wünſche damit ein neues Unternehmen zu eröffnen, über welches er mit Adolf ſprechen möchte, ob es vielleicht möglich ſei, daß ſie ſich mit einander dafür vereinigen könnten, da er höre, daß er ſich zu fixiren gedenke.

„Allerdings iſt das meine Abſicht,“ erwiederte Adolf, „und ich geſteh' Ihnen“ — ſein liebebeſeelter Blick fiel auf Suſi, die mit niedergeſchlagenen Augen, Thränen an den langen ſchwarzen Wimpern, zitternd da ſaß, — „Ihr ſchönes Vaterland könnte mich anziehen, ja unter gewiſſen Bedingungen mir eine nähere Verbindung mit Ihnen, geehrter Herr, ſehr wünſchenswürdig ſein. Aber woher wiſſen Sie denn, daß ich mich zu fixiren gedenke?“

„Es ſteht ja im Briefe,“ antwortete Herr Zwickli, ohne daran zu denken, daß Adolf den Brief nicht anerkenne.

„In dem Briefe?“ fragte Adolf erſtaunt. „Das iſt ja ein wahrer Zauberbrief. Steht nicht auch etwa darin, unter welchen Bedingungen ich mich einlaſſen möchte?“

„Könnte wohl ſein,“ ſagte Roſalie lachend, und küßte die zitternde Suſi.

Adolf ſahe ſein Inneres verrathen, ein Blick auf Suſi ſagte ihm, daß er eine Erklärung wagen dürfe und daß ſie nothwendig ſei. Er trat zu Suſi, nahm ihre zitternde Hand, die ſich ihm willig überließ, und führte ſie zu dem Vater.

„Geben Sie mir Ihre liebenswürdige Suſi,“ ſagte er, „nehmen Sie mich zu Ihrem Sohne an und ich bin der Ihrige.“

„Aber,“ ſtammelte Herr Zwickli ganz verdutzt, „meine Tochter iſt — Ich kenne Sie ja nicht.“

„Sie werden mich kennen lernen, und ich hoffe dabei in keiner Hinſicht für Ihr Vaterherz zu verlieren,“ ſagte Adolf, indem er Herrn Zwickli's Hand ergriff.

Suſi fiel ihrem Vater ſchluchzend um den Hals. Der alte Mann ſtand beſtürzt da.

„Aber Herr Bünſchli“ — ſtammelte er.

In dieſem Augenblicke brachte ein Kellner ein Billet, in welchem Herr Bünſchli anzeigte, daß er, da er wohl merke, wie man ihn zum Narren gehalten, ſogleich nach Stuttgart fahre und Herrn Zwickli in der Heimath erwarte, um mit ihm abzurechnen.“

„Da haben wir's,“ ſagte dieſer, indem er mit kläglicher Miene Suſi das Billet hinreichte, „er wird mich zu Grunde richten und mit dem Tagblatt iſt's vorbei.“

„Sein Sie unbeſorgt,“ lieber Vater, ſagte Adolf, „das übernehme ich und an Mitteln ſoll's nicht fehlen. Auch ſoll's noch wohl ganz andere Materialien dazu geben, als Sie in Händen haben. Laſſen Sie den Herrn Hauptmann thun was er will.“

„Ich bürge für meinen Vetter,“ rief Roſalie, „was er verſpricht, darauf können Sie bauen.“

Jetzt war die Sache richtig und die jungen Leute lagen einander in den Armen und Roſalie tanzte mit Thränen in den Augen — die dürfen bei keiner Verlobung fehlen — lachend im Zimmer umher. Jetzt überreichte ſie dem entzückten Adolf das Schreiben.

„Das iſt Stürmer's Hand!“ rief dieſer; „dem Eulenſpiegel ſieht das gleich. Ich erinnere mich, daß ich ihm das Manuſcript einmal gegeben habe, weil es ihm gefiel. Er hat's in Ehren gehalten. Von ihm iſt auch die Zeichnung, flüchtig, aber meiſterhaft. Das Zeichnen und Treffen hat er nicht verlernt.“

„Stürmer?“ fragte der Alte. Ein Stürmer war vor einigen Monaten bei mir, von ihm iſt der Plan zu meinem Tagblatte. Ich hatte ihn gern zum Redacteur gehabt, denn er iſt ſehr geſcheidt; aber ehe wir's uns verſahen, war er auf und davon!“

Suſi war bei dem Namen Stürmer wie mit Blut übergoſſen.

„Suſi, Du kennſt meinen wackern Stürmer?“ fragte Adolf mit unſicherer Stimme.

„Und er hat ihr die Cour gemacht, wie ganz natürlich,“ fiel Roſalie lachend ein, und iſt aus Desperation, daß er kein Gehör fand, davon gegangen. Iſt's nicht ſo, Suſi?“

Suſi umſchlang die Freundin und ſagte nichts als: „Wie boshaft!“, allein der Ton, mit dem ſie's ſagte, der ſagte genug und Adolf athmete leichter.

„Mein armer Stürmer,“ ſprach er, indem ſein Blick auf den Zügen ſeiner Hand ruhte, „ſo legteſt Du Deine Liebe in des Freundes Arm! Ihm erſchloß ich bei'm Scheiden mein Herz, und er wandte die letzten Augenblicke in Stuttgart an, da er nicht glücklich werden konnte, mir den Weg zu meinem Glücke zu bahnen. Mein edler phantaſtiſcher Stürmer!“ — und es füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, indem er Suſi umſchlang.

Ob das weltbeglückende Tagblatt nun bald erſcheinen wird, ſteht zu erwarten.

Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur,

von 1778 bis 1810.

Nach einem Manuſcript des ſchwediſchen Litteraten Barr,

bearbeitet von

N. v. Stieglitz.

In dieſer Epoche, welche mit Kellgren und Leopold beginnt und bis zu der neuen romantiſchen Schule des ſogenannten Phoſphorismus reicht, gewann die ſchöne Litteratur Schwedens einen neuen Aufſchwung; anfänglich ohne merklichen Erfolg, doch nicht ohne ſpäteren großen Einfluß auf den litterariſchen Geiſt im Allgemeinen, wovon wir jetzt die Früchte ſehen. Wie ein zweiter Prometheus, warf Sternhjelm zuerſt einen belebenden Funken in die ſchwediſche Poeſie. Ihm folgte Dalin. Dieſer iſt kalt in ſeinen Dichtungen, ein ſchwacher Hiſtoriker. Er ſchrieb Geſchichte, wie ein anderer eine Fabel ſchreibt, ohne kritiſche Forſchung, ohne Philoſophie. Von ſeinen poetiſchen Werken ſagte Franzen treffend: „ſie ſind ein Feuerwerk, am Throne der Königin Louiſe Ulrika abgebrannt.“

Kellgren, der eine neue Bahn einſchlug, hatte als Poet das Unglück, von ſeinen Zeitgenoſſen vergöttert, von ſeinen Nachfolgern zu gering geſchätzt zu werden.

Gewöhnlich theilt man die Zeit Kellgrens und Leopolds in zwei Abſchnitte; jedoch mit Unrecht, weil man ſie eher zuſammenfaſſen und die Periode Guſtav III. nennen ſollte. Dieſem Könige verdankt die ſchwediſche Litteratur einen guten Theil deſſen, was ſie jetzt iſt. Er ſelbſt wurde von einer Seite im Uebermaß gefeiert, von der andren ſchmählich verläumdet.

Sein Einfluß auf die Litteratur war unermeßlich, ſowohl durch ſeine eigenen ſchriftſtelleriſchen Werke, als durch die von ihm gegründeten Anſtalten, den väterlichen Schutz, den er den ſchönen Wiſſenſchaften gewährte und die Aufmunterungen, welche er ihren Pflegern zuwendete.

Im Jahr 1786 ſtiftete er die ſchwediſche Akademie, welche einſt ſo bedeutend, ſo wohlthätig auf die Litteratur wirkte, was jetzt nicht mehr der Fall iſt. Die Schuld davon liegt nicht an der Akademie ſelbſt, ſondern an ihrem hohen Gründer, welcher, irrigerweiſe, nach dem Muſter der franzöſiſchen, ſie zu einem politiſchen und litterariſchen Inſtitute zugleich beſtimmte. Dennoch verdankt man ihr eine große Zahl guter Schriftſteller, wie ſie denn ohne Zweifel viel zur Vervollkommnung der ſchwediſchen Sprache beigetragen hat.

Zum Hauptvorwurf kann dieſer Epoche gereichen, den Werth und das Weſen der Poeſie zu wenig begriffen zu haben.

Poeſie iſt der Ausdruck der Civiliſation eines Volkes, -- ſeine Blüthe, ſeine Seele, -- zu jener Zeit aber war die „Kunſt zu reimen“ Alles.

Die Franzoſen nahmen zum Vorbilde die Alten; in Schweden ahmte man nur die Franzoſen nach. Daher finden ſich in den Werken der Schriftſteller jener Zeit ſoviele Gallicismen vor. Guſtav III ſelbſt ſchrieb ſeine Mutterſprache, die ſchwediſche, nicht richtig. Seine franzöſiſch niedergeſchriebenen Entwürfe mußte ein Anderer überſetzen; was er dann und wann in ſchwediſcher Sprache ſchrieb, mußte durchgeſehen und corrigirt werden.

Des Franzoſen Thomas ſchleppender und ſchwülſtiger Styl war das Muſter, wonach ſich damals die ſchwediſche Beredſamkeit geſtaltete. Man ſah wenig auf Tiefe und Ernſt der Gedanken, wenig auf Klarheit und Deutlichkeit, ſondern begnügte ſich mit ſchönen Phraſen, wohlgeordneten Antitheſen und gerundeten Perioden, was ein erhabener Styl genannt wurde.

Kellgren, geb. 1731, macht hiervon eine Ausnahme. Er war zum Poeten geſchaffen, obgleich ein falſcher Geſchmack, die Frucht damaliger Zeit, ihn zuweilen auf Abwege führte. Eine feurige Einbildungskraft und eine ſeltene Gewalt über die Sprache charakteriſiren die Gedichte, wo er ſich ſeiner Begeiſterung überläßt. Er verſuchte ſich in mehreren Gattungen. Das lyriſche Trauerſpiel: „Guſtav Waſa,“ wozu der König den Plan entwarf, iſt ein Meiſterſtück in der Ausführung. Es iſt in ſchönen Verſen geſchrieben; Vaterlandsliebe und tiefe Verehrung für alle große Erinnerungen des Volkes leuchten überall hervor. Nie hat die Nation ein dramatiſches Werk ſo wohlwollend aufgenommen. Die „Königin Chriſtine,“ ein Drama in 4 Akten, zu welchem ebenfalls der König den Plan machte, iſt von keiner Bedeutung. Das nämliche gilt von „Aeneas in Carthago,“ ein lyriſches Trauerſpiel, welches Kellgren allein dichtete. „Guſtav Adolph und Ebba Brahe“ iſt ein anderes lyriſches Drama, welches hinſichtlich der Intrigue große Verdienſte hat. Im Grunde aber verdankt man es Guſtav III., indem Kellgren das Stück bloß in Verſe brachte. Zu ſeinen beſten lyriſchen Dichtungen gehören: „Die neue Schöpfung,“ oder „Die Welt der Einbildung;“ an „Frederike,“ an „Sophie,“ an „Roſalie,“ ſo wie auch das ſo wahre als ſchöne Gedicht: „Klage.“ Die Satiren Kellgrens ſprudeln von Witz; unter ihnen zeichnen ſich aus: „Die Feinde des Lichts;“ mehr noch: „Der neue Verſuch reimloſer Gedichte;“ und „Das Genie ſoll nicht närriſch machen.“ Die beiden letztern enthalten zugleich ein poetiſches Glaubensbekenntniß.

Kellgren kannte von den modernen Litteraturen nur die franzöſiſche. Die zu jener Zeit in Deutſchland ſich entfaltende, verachtete er im höchſten Grade als ſinnlos. Shakeſpeare war, nach ſeiner Meinung, ein Wilder, den man binden müſſe, und Miltons „verlornes Paradies“ erinnerte ihn an die Rohheiten eines Betrunkenen.

Am Ende ſeiner Laufbahn lernte er die däniſche Litteratur kennen, von welcher er Verſchiedenes zu ſeinen Satiren entlehnte; auch überſetzte er einige kleine Sachen von Baggeſen. Als Proſaiker iſt Kellgren mittelmäßig. Er ſtarb im Jahr 1795.

Wir haben ſchon hier oben Guſtav III. erwähnt, und müſſen noch beifügen, daß er ſich durch ſeine dramatiſchen Werke nicht am meiſten ausgezeichnet hat, obgleich die Intrigue immer glücklich ausgedacht iſt. Er war vorzüglich als Redner. Als die ſchwediſche Akademie eröffnet wurde, miſchte er ſich ungekannt unter die Bewerber und trug den erſten Preis durch ſein „Lob Torſtenſon's“ davon. Es war keine Schmeichelei, dem Könige dargebracht, indem keines der Mitglieder der Akademie den Autor vermuthen konnte. Der König gab ſich erſt nach langer Zeit als ſolchen zu erkennen. Was den Adel der Gedanken, den Schwung und die Kraft des Styls, wie die männliche und energiſche Schreibart betrifft, können wenige Produkte der ſchwediſchen Litteratur mit den Reden verglichen werden, welche er auf den Landtagen von 1771, 1772 und 1783 hielt.

Carl Michael Bellman, geb. zu Stockholm 1741, ein origineller und nationaler Dichter, iſt in gewiſſer Hinſicht der litterariſche Gegenſatz von Kellgren. Dieſer letztere opferte dem Zeitgeſchmack. Bellman kümmerte ſich wenig darum und überließ ſich ganz ſeiner Begeiſterung. Guſtav III. nannte ihn den ſchwediſchen Anacreon. Dieſer Vergleich iſt inſofern gerecht, als jeder von beiden der Natur treu blieb und in ſeinen Geſängen das Weſen und die Seele ſeiner Nation ausdrückte. Als Kellgren von ſeiner irrigen Meinung über Bellman zurückgekommen war, ſagte er: „Das größte Lob, welches man beiden ertheilen kann, iſt: der eine war Anacreon, der andere Bellman.“

Bellman's Poeſie gleicht beim erſten Anblick einem lärmenden Bachusfeſt; aber über dieſem Wirrwar ſchwebt das Göttlichſte der Begeiſterung. Hierin machte er von dem größten Theil der Dichter ſeiner Zeit eine Ausnahme, die nur des Weines, nicht des Gottes voll waren, wenn ſie getrunken hatten. Um ihn ganz zu verſtehen, iſt beinahe unumgänglich, in Schweden geboren und erzogen zu ſein, ja die Umgebungen Stockholms zu kennen, denn in ſeinen Werken lebt und bewegt ſich der Geiſt der Bewohner dieſer Hauptſtadt, zur Zeit Guſtav III. Bellman wird außerhalb Schweden nie bekannt werden; denn es wäre eine eben ſo ſchwere Aufgabe, ihn zu überſetzen, als die Bruchſtücke von Vadé zu übertragen, wenn gleich beide ſonſt nicht mit einander zu vergleichen ſind. **Bellmans** Lieder, über die ſeine erſten Gedichte und Pſalmen beinahe vergeſſen worden ſind, zeichnen ſich durch Schönheit und Originalität aus. Sie befinden ſich in verſchiedenen Sammlungen, wie in: **Fredmans** (Bellmans Sänger, **Fredmans Epiſtlar, Bellmans Skaldeſtycken** ꝛc. Seine ſämmtlichen Gedichte ſind noch nicht erſchienen. Er ſtarb im Jahre 1795. Es war eine Zeit, wo man **Bellman** nicht zu würdigen ſchien. Man iſt von dieſem Vorurtheil zurückgekommen. Im königl. Park (Djurgarden), wo er ſeine Lieder dichtete, iſt nun ſeine von **Byſtröm** modellirte Büſte aufgeſtellt worden, und ſein Gedächtniß wird dort jährlich am 26. Julius durch Tanz, Geſang und Gelage gefeiert.

Als ein ſehr origineller Dichter iſt **Carl Iſrael Hallman**, geſtorben 1800, anzuführen. Seine dramatiſchen Parodien ſind voll komiſcher Kraft. Er ſteht zwiſchen **Hollberg** und **Bellman**. Seine bemerkenswertheſten Erzeugniſſe ſind: „Det underjordeska bränneriet“ (die unterirdiſche Branntwein-Brennerei); „Caſpar und Dorothea“; „das Kaffeehaus in der Straße Stor Kyrkobrinken“ und das ſchöne kleine Schauſpiel: „Tillfället gör tjufven,“ Gelegenheit macht Diebe.

Der Graf **Oxenſtjerna**, (Johann Gabriel) geb. 1750 geſt. 1818, nimmt unter den Dichtern Schwedens einen ausgezeichneten Rang ein. Begabt mit ſchönen natürlichen Anlagen, einer gefühlvollen Seele und reicher Phantaſie, weiß er die Herzen zu rühren, aber nicht zu entflammen. Ihm gelingen die Naturſchilderungen, er gefällt ſich auf Wieſen und in Hainen, unter ſchäkernden Schäfern und Schäferinnen. Seine Poeſien gleichen ſchönen Landſchaften, wo die letzten Sonnenſtrahlen die hellen Gewäſſer röthen und Alles Stille und Ruhe athmet: allein die Sonne glänzt hier nicht in ihrer vollen Pracht; ſein Genie gleicht nicht einem Wirbelwinde, der Alles mit fortreißt, ſondern dem Hauche des Zephyrs, welcher Blumen und Gräſer wiegt.

Einige Verſe **Kellgrens**, zum Lobe **Oxenſtjerna's**, zogen zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ein kleines Gedicht des Letztern, betitelt: „Dagens Stunden,“ (die Stunden des Tages.) Dieſes Gedicht macht dem Autor Ehre. Hierauf gab er: „Skördarne,“ (die Erndte), ein didaktiſches Gedicht, heraus. Auſſerdem hat er bei verſchiedenen Gelegenheiten eine große Menge kleiner Gedichte gemacht. Eingenommen für die franzöſiſche Litteratur, ſpielt und tändelt ſeine Muſe in Ketten, deren ſie ſich nicht bewußt iſt. Sein Lob Guſtav III. ehret die Gefühle dankbarer Bewunderung, welche ſein Herz erfüllten. Guſtav war nicht bloß ſein König, ſondern auch ſein Freund, und der Sohn des Monarchen beauftragte ihn in der Folge mit der Ausgabe von deſſen Schriften. Der Graf **Oxenſtjerna** hat die Litteratur ſeines Vaterlandes mit einer guten Ueberſetzung des „verlornen Paradieſes“ von Milton, beſchenkt. Er überſetzte in ſeinen letzten Jahren das „befreite Jeruſalem“ von Taſſo. Dieſe Arbeit konnte nicht gelingen, weil ſich **Oxenſtjerna** zu ſehr von ſeinem Original entfernte, er veränderte ſogar das Versmaß auf eine Weiſe, die von dem bezaubernden Rhythmus deſſelben nicht eine Spur übrig läßt.

Ein anderer ſchwediſcher Dichter, deſſen Original-Gedichte gegenwärtig wegen ſeiner vortrefflichen Ueberſetzungen römiſcher Autoren beinahe vergeſſen ſind, iſt der Baron **Adlerbeth**, (Gudmund George), geb. im Jahre 1731 und geſt. 1818. Man hat von ihm einige Trauerſpiele: „Phädra und Hyppolit“; „Iphigenia in Aulis“ und „Oedip“ (wohl nicht mehr als Ueberſetzungen oder Nachahmungen von Racine und Voltaire.) „Ingiald Illrada“ und „Chelonide“, beide nach franzöſiſchen Muſtern geformt, gehören ihm ganz an. Sie ſind, wie wir ſagten, in Vergeſſenheit gerathen. Der Name **Adlerbeth** würde ohne andere Verdienſte niemals auf die Nachwelt gekommen ſein. Die ſchwediſche Litteratur iſt ihm wegen ſeiner Ueberſetzungen von Virgil, Horaz und Ovid beſondern Dank ſchuldig. Es ſind dies Meiſterwerke, die denen unſeres Voß nichts nachgeben. Ihm verdankt man beſtimmte Regeln der ſchwediſchen Proſodie; er hat auch Beiſpiele ihrer Anwendung geliefert. Man könnte ſogar ſagen, er habe die außerordentliche Biegſamkeit der ſchwediſchen Sprache entdeckt, ſo wie ihre Fähigkeit, die Harmonie und den Rhythmus der klaſſiſchen Idiome nachzuahmen.

Man hat behauptet, mit Lehnberg ſei die ſchwediſche Beredſamkeit geboren worden, ungefähr wie Minerva ganz bewaffnet aus dem Haupte Jupiters hervortrat. Die Nachwelt wird dieſes eine Hyperbel nennen; es bleibt dennoch wahr, daß Niemand beſſer ſeine Gedanken hinreißend einzukleiden verſtand.

Im Jahre 1787 ſetzte die ſchwediſche Akademie einen Preis für eine Lobſchrift auf Birger Jarl aus. Bei Leſung der hierauf eingegangenen Schriften, fand ſich eine, welche vor allen andern durch ihren begeiſterten Schwung und glänzende Schreibart die Bewunderung auf ſich zog. Es war nur eine Stimme über ihre Vortrefflichkeit. Der König, gegenwärtig, öffnete eigenhändig das angeheftete verſiegelte Billet, welches den Namen des Autors enthalten ſollte. Man fand nur folgende Worte: „**Superstes erit**,“ die man auf Birger Jarl deutete. Einige Zeit nachher gab ſich der Autor zu erkennen. Es war ein armer Prieſter in Stockholm, deſſen Name: Lehnberg, zum erſten Male vernommen wurde. So begründete er ſein Glück. Bald nachher wurde er zum „**Pastor primarius**“ von Stockholm ernannt, und ſtarb als Biſchof von Linköping.

Eine andere Lobſchrift, die er der Akademie zuſchickte, nemlich über Karl Gyllenhjelm, wurde zu ihrer Zeit mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen. Erſt vor zwei oder drei Jahren hat ein berufener Richter, Hammerskjöld, folgendes ſtrenge Urtheil über Lehnberg's Schriften gefällt:

„Man wird bald einer Rede müde, deren ganze Schönheit in dem Ausdrucke beſteht, und wo ſehr gewöhnliche Gedanken in hochtrabende Worte gehüllt ſind. Gerne ſehen wir eine ſchöne Frau mit einer Roſenkrone geſchmückt, wenn wir aber ſtatt aller Kleidung nur Roſen erblicken, wenden wir uns weg.“ Ziemlich allgemein beurtheilt man jetzt ſo die erwähnten Lobreden Lehnbergs und ſeine Predigten, welche ſonſt eine unzählbare Menge Zuhörer in die Kirche zogen. Dieſe Predigten ſind allerdings ſehr ſchöne Muſter von Beredſamkeit, aber es fehlt ihnen die evangeliſche Salbung, die lichtvolle Klarheit in der Darlegung der göttlichen Wahrheiten, welche man von einem chriſtlichen Prediger verlangt.

Lidner (Benedikt) war zum Dichter geboren. Er war ein Inſtrument, aus welchem die Natur kräftige, hinreiſſende und zerreiſſende Akkorde hervorrief. Seine Kraft war aber zu oft die eines fieberhaften Wahnſinnes. Sein regelloſes Leben zerſtörte ſeine moraliſchen und geiſtigen Vorzüge, ſeinen Geſängen und Dichtungen mangelt oft die Harmonie. Mitunter ſind ſie ſanft und melodiſch; oft glänzend und majeſtätiſch, wie die Stürme des Meeres. So iſt ſeine „Medea“, eine Oper, ſo „Das letzte Gericht,“ „Das Jahr Elfhundert drei und achtzig“ und „Der Tod Spaſtara's.“ Sein Gedicht: „**De Galne**“ (die Narren) iſt ein närriſches Werk, zerreiſſend und erhaben, zuweilen ſchön zum Verblenden, dann wieder ausgelaſſen und die Gränze der poetiſchen Schicklichkeit überſchreitend. Von Lidner ſind drei Stanzen vorhanden: „Ueber den Tod für das Vaterland“, vielleicht die ſchönſten, welche jemals ein Dichter ſchrieb.

Er verſuchte ſich auch im Scherzhaften und Humoriſtiſchen, allein mit keinem beſonderen Erfolg. Sein Schauſpiel: „Endlich iſt ein Poet glücklich geworden“, hat wenig Werth.

Frau Lenngren (Anna Maria) iſt durch ihre Satiren und Epigramme bekannt. Ihre Pfeile treffen aus der Nähe, doch ſind ſie mit Blumen umwunden und niemals vergiftet. Unter ihre beſten Erzeugniſſe gehören: „Mein verſtorbener Mann,“ „Andere Zeiten, andere

Sitten," „Morgen-Geſpräche zwiſchen dem Herrn und der Frau," „Die Portraite," „Die Gräfin auf Beſuch bei dem Pfarrer" u. ſ. w. Ihre Idyllen ſind trefflich. Noch hat man von ihr ein artiges Gedicht: „Rath an meine Tochter, wenn ich eine hätte." Unter den lieblichſten poetiſchen Blumen hinterläßt ſie hier ihrer vorgeblichen Tochter ihre Erfahrungen.

Die Zahl der Schriftſteller jener Epoche iſt „Legion," es wäre aber eine zu unfruchtbare Mühe, ſie Alle aufzuzählen. Von denjenigen hingegen, die wir anführten, haben alle, ausgenommen Bellman, mehr oder weniger dem franzöſiſchen Geſchmack gehuldigt. Es giebt unter ihnen große Talente; aber es ſcheint, daß ſie den Muth nicht hatten, um ſich zu blicken, oder das Hohle, Falſche und Erniedrigende, immer Nachahmer von Nachahmern zu ſein, einzuſehen.

Der Graf Carl Auguſt Ehrensvärd iſt ein Mann von ganz anderm Gepräge. Obgleich in dieſer Schule erzogen, wo er ſeine erſten Begriffe einſog, gewahrte er bald, daß man niemals zum Schönen ſich erhebt, wenn man ſich von der Natur entfernt, und daß die Dichtung nicht im Wortſchwall beſteht, ſondern dem Marmor Pygmalions gleicht, welchen nur Liebe und Begeiſterung beleben kann. Im Jahre 1786 fällte er ein Urtheil, welches für jene Zeit eine große Wahrheit war, und viele Anwendung fand: „daß der franzöſiſche Geſchmack in der Litteratur und den Künſten nichts Anderes, als eine leichte geiſtreiche Auffaſſung ſei, die, trotz eines aufgeweckten und aufſprudelnden Witzes, doch eine gewiße Magerkeit und Trockenheit nicht verläugnen könne. Man ſolle die Alten zum Muſter nehmen, welche nur die Natur nachahmten. Die Kunſt mache nicht die Schönheit aus, aber ſie führe dahin; ſie ſei das Mittel, aber nicht der Zweck. Ein Erzeugniß der Kunſt, welches nicht der Ausdruck einer Idee ſei, wäre verfehlt. Die Poeſie müſſe in ernſten und ſchönen Gedanken beſtehen, nicht bloß in Worten. Horaz ſage mit Recht: „non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem." Das Schöne wäre nur die Gottheit." In dieſen wenigen Worten lag ſeine Theorie.

Der Graf Ehrensvärd, obgleich er ein ausgezeichneter poetiſcher Charakter iſt, hat doch nichts gedichtet. Er hat nur drei kleine Abhandlungen geſchrieben: „Reiſe in Italien," „Denkſchrift an König Guſtav III. bei Gelegenheit dieſer Reiſe," ferner „die Philoſophie der ſchönen Künſte." Sein Styl iſt voll Feuer, Geiſt und Leben, abgebrochen, gedrängt und von auſſerordentlicher Kürze. Ehrensvärd iſt, wie zu erwarten war, von ſeiner Zeit nicht begriffen worden; man ſah ihn als ein Original an, das war Alles!

Einen ähnlichen Charakter hatte Thorild. Sein umfaſſender Geiſt fand in den engen Gränzen des herrſchenden Geſchmacks nicht Raum genug. Ihm zufolge iſt die Welt nur der Ausfluß der Gottheit. Gott lebt und bewegt ſich darin; er zeigt ſich in jedem Strahl der Sonne, in jedem Zuge des Schönen. Nicht durch Vernunftſchlüſſe muß man ihn zu begreifen ſuchen, ſondern ihn vermittelſt der heiligen Liebe zum Schönen und Wahren erſchauen. Die Einbildungskraft iſt der Sinn, in welchem alle Ideen ſich wiederſpiegeln und abmalen; ſie iſt dem Philoſophen wie dem Dichter unentbehrlich; Ideen ſollen aber den gedrängteſten Ausdruck erhalten. Daher ſind alle redneriſche und poetiſche Figuren überflüßig; ſelbſt der Dichter ſollte ſich nur der Proſa bedienen. Thorild dürfte aber mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſein, wenn er anderswo behauptet, „die Poeſie ſei nichts anderes, als die höchſte Erhabenheit der Einbildungskraft, der Höhepunkt der Empfindungen, verbunden mit der Muſik der Sprache." Er hat auch einige ſeiner Gedichte in Proſa geſchrieben.

Oſſian ſtellte er über alle andere Dichter, und hatte vor, ihn in das Schwediſche zu überſetzen. Seine Gedichte: „die Leidenſchaften" und „die Freuden der Einbildungskraft" erfuhren ſtarken Tadel in der Zeitſchrift „Stockholmspoſten", von Kellgren redigirt. Thorild antwortete in einer anderen Zeitung: „Granskaren," die er zur Vertheidigung ſeiner litterariſchen und philoſophiſchen Grundſätze herausgab. Der Streit wurde hitzig. Leopold, welchen er anfänglich gegen Kellgren vertheidigte, ſchrieb gegen ihn, und es entſtand ein litterariſcher Streit, welcher bis an das Ende ſeines Lebens fortdauerte. Im Jahre 1792 gab er einige Gedichte heraus: „Ueber die Freiheit der Vernunft", und „Ärligheten" (die Ehrlichkeit) gewidmet dem damaligen Regenten. Einiges darin mißfiel, Thorild wurde ſpäter zu vierjähriger Verbannung verurtheilt. Er ſtarb 1808 als Profeſſor und Bibliothekar in Greifswald. Auf ſeinem Grabe lieſt man folgende Inſchrift, die in ſeinen Papieren gefunden wurde, und ihn charakteriſirt:

„O viva, viva Divinitas. meae animae anima, tibi fui, tibi sum, Thorild."

Auſſer den angezogenen zwei Gedichten, hat er noch einige andere geſchrieben: „Die zwei Alter," „Der Champagner Wein," „Göthamannasänger" (Geſänge der Geſellſchaft; „Götha förbundet") u. a. Der größte Theil ſeiner übrigen Schriften beſteht in Abhandlungen über Philoſophie, Politik und Jurisprudenz, namentlich: „Kritik der Kritiken, nebſt einem Entwurf zu einer Geſetzgebung für die litterariſche Welt." „Ueber den Erbadel." „Das gemeine Recht der bürgerlichen Geſellſchaft" ꝛc. Sein Styl iſt lebhaft, flieſſend, gedrängt; aber da ſeine Ideen zu ſchnell einander folgen, ſo wird er zuweilen dunkel oder übertrieben.

Lange vor dem Tode Kellgrens hatte ſich von Leopold (Carl Guſtav) einen Ruf erworben. Wenn jener der König der ſchönen Litteratur war, ſo iſt dieſer der Erbprinz davon. Dennoch herrſcht ein großer Unterſchied zwiſchen beiden. Kellgren war mit einem wahrhaft poetiſchen Genie begabt; Leopold beſaß vielleicht nur Geiſt, aber dieſen in einem hohen Grade. Hammarſköld, ſein hartnäckigſter litterariſcher Feind, ſagte, er verdanke ſeine Berühmtheit verſchiedenen Urſachen: zuerſt dem Wohlwollen Guſtav III., dann ſeinem Einfluße als Mitglied verſchiedener litterariſcher Geſellſchaften und vorzüglich dem Umſtande, nicht geleſen zu werden. Seine Verdienſte wären demnach freilich etwas mangelhaft; aber zum Glück für Leopold iſt dieſes Urtheil übertrieben und ungerecht, obſchon demſelben einige Wahrheit zum Grunde liegt. Leopold war einer der witzigſten Geiſter, davon zeugen ſeine Epiſteln, Epigramme und Erzählungen. Aber wenn ſein Pegaſus einen rein lyriſchen Flug nimmt, oder ſich zur Tragödie erhebt, iſt es nicht mehr das ſtolze Muſenroß, ſondern ein armer Gaul, welchen ſein Reiter vergebens ſpornt und ſchlägt, doch nicht in Flug, ſondern höchſtens in Trab bringt. Die Poeſie war für Leopold nur eine Kunſt, wie jede andere, die man erlernen kann. Auch gleicht ſie bei ihm einem ſchönen Regiment auf dem Paradeplatz, das mit äuſſerem Glanz eine bewunderungswürdige Genauigkeit in ſeinen Bewegungen vereinigt.

Leopold's Trauerſpiele: „Oden," und „Virginie," hatten großen Erfolg, mehr wegen der ſchönen Verſe und glänzenden Stellen, als wegen der Folgerichtigkeit ihrer tragiſchen Erfindung. Seine Oden und moraliſchen Gedichte langweilen den Leſer öfters. Aber wenn er ſeine ſatiriſchen Pfeile ſchleudert, wehe dem, auf welchen er zielt; wenn er erzählt, iſt man ganz Ohr. Seine Proſa hat den Charakter gelungener Gedichte. Seine Polemik hat er hinlänglich gegen Thorild und den ſogenannten, mit Romantismus gleichlautenden „Phosphorismus" ausgeübt. Leopold hatte das Unglück, ſeine Berühmtheit zu überleben. Die ſchwediſche Akademie gab ſich unerhörte Mühe, ihn aufrecht zu erhalten, allein vergebens; das Uebel war unheilbar. Eine litterariſche Schwindſucht zehrte ihn auf.

N. von Roſenſtein war Leopolds Freund, und iſt als Kritiker durch eine Rede bekannt, die er in der ſchwediſchen Akademie, deren Sekretär er war, hielt: „Bemerkungen über die ſchöne Litteratur und den Geſchmack." Eine andere Schrift von ihm handelt „von den Mitteln das Volk aufzuklären." Beide ſind jetzt vergeſſen. Er hat auch die Vorreden zu den Werken Kellgrens, Lidners, Lehnbergs und der Frau Lenngren geſchrieben.

Graf Skjoldebrand hat ſich durch einige Trauerſpiele und ein Drama einen Namen gemacht. Letzteres: „Herrmann von Unna,“ wird noch zuweilen aufgeführt und gerne geſehen. Seine zwei Heldengedichte „Odin“ und „Gustaf Ericson“ (Waſa) ſind bedeutende Werke, für die man noch große Achtung hat.

Traner iſt mehr als lateiniſcher Dichter bekannt. Die ſchwediſche Akademie hat ihm mehrmals den Preis für ſeine metriſchen Ueberſetzungen des Ovid zuerkannt. Er übertrug auch in Hexametern einen Theil der Ilias, die Bactrachomyomachia, Bion, Moſchus, Sappho, Anacreon ꝛc. Er zeichnet ſich durch angenehmen Styl, korrekte und ſichere Verſifikation aus. Seine lateiniſchen Poeſien haben großes Verdienſt.

Michael Choräus hat verſchiedene Preiſe bei der Akademie davon getragen. Das beſte von ſeinen größern Gedichten iſt: „Geſang über Ehrensvärd.“ Franzen, ſein Freund, hat die Sammlung ſeiner Gedichte herausgegeben. In dieſen herrſchen liebenswürdige Schwermuth und Milde.

Die Namen Franzen, Wallin, Tegner gehören dieſer Periode an, weil ſich ihr Genius damals zu entwickeln anfing; da ſie aber von dem, zu jener Zeit herrſchenden Geſchmack abwichen und noch leben, kann man ſie mit mehr Recht zu dem nachfolgenden Zeitraum zählen. Zuvor müſſen wir einen noch lebenden Dichter von Ruf, der ſich der frühern Tendenz anſchloß, noch jener Periode beirechnen. Es iſt: „Johann David Valerius, ſcherzweiſe „natürlicher Sohn Apollo's und der Madame Antitheſe“ genannt. Er verſuchte ſich in paradoxen moraliſchen Maximen, in affectirten Vergleichungen und ſich wiederholenden Gegenſätzen. Seine größeren Gedichte ſind: „Die Wahrheit,“ „die Geduld,“ „die Univerſal-Liebe,“ „die Stärke.“ Alle wurden von der ſchwediſchen Akademie gekrönt. Seine Lieder ſind bekannter und ziemlich hübſch. Einige davon ſingen die guten Alten noch, wenn ſie bei einem Glaſe Wein ſich der unſchuldigen Freuden ihrer Jugendzeit erinnern.

Nachdem wir nun hier eine charakteriſirende Ueberſicht der ſchwediſchen Litterar-Epoche von Kellgren und Leopold bis zu der bereits gedachten neuern romantiſchen Schule des Phoſphorismus gegeben haben, bleibt uns nur noch beizufügen, wie am Ende dieſer Periode man mehr als jemals das Bedürfniß höherer Wirklichkeit und bleibenden Gehaltes ſpürte und einſah, daß man den Dichter Bellman nicht mehr für einen Trunkenbold und für ſolchen Schriftſteller anſehen müſſe, welcher nur für den gemeinen Pöbel ſchrieb. Auch Kellgren und Oxenſtjerna hatten zuviel Genie, um nicht in ihren beſten Augenblicken das Leere und die Unhaltbarkeit der Litteratur dieſer Zeit einzuſehen. Ehrensvärd und Thorild gaben den erſten Antrieb, und ſo erhob die ſchwediſche Poeſie ſich nach und nach aus den verworrenen Anfängen des Phoſphorismus zu der Höhe ausländiſcher Litteraturen und zum Wetteifer mit dieſen.

Nicht aber nur in der Belletriſtik ſondern auch in den bildenden Künſten und Wiſſenſchaften zeigte ſich in dieſer Epoche ein regeres Streben. Die Univerſität Upſala, dieſe Pflanzſchule der ſchwediſchen Talente, dieſer Mittelpunkt der ſchwediſchen Bildung, zählte unter ihren Mitgliedern viele ausgezeichnete Männer. Hier beſchränken wir uns auf einzelne berühmte Namen: Scheele, deſſen Verdienſte um die Fortſchritte der Chemie ſo groß ſind, Tinſtadius und Norberg, ausgezeichnet als Orientaliſten, Afzelius in der Heilkunde, Thunberg, als würdiger Schüler Linée's, Boëthius, der Verbreiter der Philoſophie von Kant.

Auch die Malerei und Bildhauerei entwickelten ſich in dieſer Zeit auf eine merkwürdige Art. Es lebte damals der berühmte Bildhauer Sergell, deſſen Meiſterwerke noch jetzt mit Recht bewundert werden. Nicht minder vollkommnete ſich das Theater, wie denn auch die Muſik Guſtav III. Alles verdankt, was ſie in dieſer Epoche geleiſtet. Kurz: jedes Schöne in Schweden gehört dieſem Könige!

* * *

Die Bälle

von A. v. Maltitz.

„Vierzig," Einige ſagen „fünfzig" Bälle ſind, wie Batterien der Freude, gegen uns aufgeführt. — alſo vierzig oder fünfzig Knoten im Faden unſerer Tage, Knoten, ſo die Jugend raſch zerſchneidet, das reife Alter bedächtig, wo nicht ſeufzend, löſet; — die Jugend ſagt: „es iſt vorbei," das Alter: „es iſt vollbracht;" — welch' ein Synonym: „vorbei" und „vollbracht!" —

Der Ball hat eine Menge von Vorſchulen; die lezte iſt die Wagenreihe, die mit feierlichem Fackelglanze, mit wandelndem Dienergefolge, wie ein Trauerzug, durch die Straßen fortzögert. Wer um neun Uhr des Abends, in litterariſchen oder ſonſt tiefen Gedanken, aus einem finſtern Seitengäßchen plötzlich in die große Hauptſtraße tritt, ſollte der nicht wähnen, man beſtatte einen allgemein geachteten Wohlthäter der Menſchen und der Herzen, den frommen Gellert, den milden Geßner oder den großen Klopſtock? — Mit welchem Erſtaunen konnte er an den Fenſtern der Kutſchen mit Roſen und Diamanten geſchmückte Häupter gewahren und keine Thräne, nicht eine, im deutſchen Auge leuchten ſehen!

Rauhe Kutſcherklänge unterbrechen die andächtige Stille; der unbefolgte Rath eines höflichen Polizeibeamten, die Ermahnungen zur Stille und Verträglichkeit, welche hin und wieder durch den Wagenſchlag oder das Vorderfenſter zum Roſſelenker emporgeſendet werden, ſtehen gar nicht im Verhältniß zu der Maſſe des vorhandenen Stilllebens. — Mitunter ſchießt eine gezuckte Deichſel, wie eine Turnierlanze, auf ein blinkendes Spiegelfenſter los, eine verſilberte Nabe ſtreift ein prächtiges Roß, nirgends ein freundlicher Blick von einem Kutſchbock zum andern, und es ſitzen ſich vielleicht Brüder gegenüber; hier ſteht ſeitwärts eine Kutſche wie eine Bettlerin am Wege und bittet mit ſtummem Blick, ſie in die Reihe aufzunehmen; „Gehöre ich denn nicht zu euch?" Nicht doch, ſie muß das Ende abwarten, hinter dem Wagen des „hinkenden Boten," wenn er einen hätte, herrollen. — Geduld, auch deine Stunde ſchlägt, arme unterdrückte Kutſche! — Die Nacht iſt kühl, der Schnee kniſtert unter den Rädern; anlangende oder abgehende Reiſewagen fahren mit ſchmetterndem Poſthorn ein oder aus. — „die Glücklichen, und wir ſitzen hier traulich zuſammen und haben uns nicht immer lieb."

Manche Schlafmütze ſieht zum Eilwagen heraus auf die verſtimmten geputzten Tanzgäſte und fliegt vorüber; Schlafmütze, du erreichſt die Station, ehe wir die Treppe! Was helfen Jugend, Putz und mecklenburgiſche Kutſchpferde! Des bezauberten Zuſtandes, wo das muthigſte Roß zur Schnecke wird, der tanzgeborenſte Fuß einſchlafen, das feurigſte Auge ſich trüben muß!!

Die Roſen im Haar der Schönen träumen, die Diamanten blitzen Ungeduld, die Geſpräche ſchmachten, oder nehmen gar unangenehme Wendungen. „Ich werde dich heute ſcharf beobachten," ſagt eine Mutter zu ihrer Tochter, „ich bin nicht blind. Man kömmt im Getümmel der ſogenannten Winterfreuden ſo wenig zu ſich ſelbſt, daß eigentlich nur die Momente unſer ſind, wo man in der Wagenreihe ſteckt, und kein Fremder ſich zwiſchen Kind und Mutter drängt. Heute, Gottlob, haben wir die B—d nicht abholen müſſen! Benütze dieſe Momente, laß ſie dem Vertrauen angehören. — Wenn wir nur nicht auf einen Eckſtein gerathen! — Sollte ich in der That nicht deine einzige und beſte Freundin mehr ſein? — die H—z bringen dich freilich nach Hauſe!"

„Gern, beſte Mutter, führe ich mit Ihnen zurück, — immer mit Ihnen!"

„Weil es bei der Heimfahrt keine Embarras giebt, und man in zehn Minuten zu Hauſe iſt!"

Indeſſen rückt der Wagen zehn Schritte Rheiniſch weiter.

Von B. hat ſeines Nebenbuhlers Kutſche beim Schein einer bleichen Straßenlaterne erkannt. Wie lange wird es noch dauern, ehe auch er zu der melancholiſchen Leuchte gelangt, ach, — und hinter jenem verhaßten Wagen ziehen taubenweiße, durch die Nacht leuchtende Roſſe die Geliebte! Er geht mit dem großen Entſchluß um, ſeinem Nebenbuhler vorauszueilen, zu Fuße das Haus des Jubels zu gewinnen; wird er aber des edelſten Mädchens noch würdig ſein, wenn er mit glanzloſen Schuhen eintritt? Warum gab mir der Himmel Equipage, warum bin ich nicht, wie meine Jugendfreunde, ein armer Teufel, der ohne Befremden der Dienſtboten, wie aus den Wolken in's Vorzimmer fallen darf! O Geld macht fürwahr den Menſchen nicht glücklich!" Er rückt vier Ellen weiter.

Von L. fährt auf den Ball, um fünf Minuten langweiligen Geſpräches mit einem Manne zu pflegen, der vielleicht dort ſein wird. Während des langſamen Zuges wird ihm wahrſcheinlich, daß der Fremde den Ball ſchon wieder verlaſſen, um ſich in den Reiſewagen zu ſetzen. L. ſeufzt und ſieht durch das Wagenfenſter, einen alten Thurm entlang, in die Sterne hinauf; ſeine aſtronomiſchen Studien fallen ihm wieder ein.

Karl und Leopold ſitzen in dem Wagen des Oheims, deſſen fauler Kutſcher, trotz des Widerſpruches der Jünglinge, einſpannen mußte, um den alten Gäulen eine geſunde Bewegung zu machen.

Die Jünglinge verſuchen ein Spielchen. Oft treten in ihrem Ecarté, wegen Unkenntlichkeit der Karten, zweifelhafte Fälle ein. Eben hat die erwähnte alte Straßenlaterne ſie belehrt, daß Carls Trumpfkönig die Pique Dame war. Nun ſchon wieder eine Bedenklichkeit! —

„Warten wir die nächſte Straßenlaterne ab. Sie kann nicht fern ſein!"

Es giebt Einſamkeiten, die ſich des Menſchen mitten im größten Gewühl bemächtigen. Wer allein in einem dunkeln Wagen von einem glänzenden Mahle zu einem rauſchenden Ball im Paradeſchritte, wie ein König zur Krönung, fährt, ſitzt zwiſchen zwei Welten einſam da. Er würde ſich im ſtillen Gemach meinen, wenn er nicht ſeine neueſten Kleider und ſeine neueſten, ungewohnteſten, ſeinen Hühneraugen unvertrauteſten Schuhe an ſich trüge.

Unſre zartere Jugend fällt noch in jene Zeiten, wo man auf ſandigen Stationen, in von Raupen abgenagten Fichtenhainen, in langen Herbſtesnächten, vier bis fünf deutſche Meilen bequem zurücklegte. Oft noch, wenn wir zu Bällen fahren, führt uns die Phantaſie in jene Zeit zurück, — wir verſinken in Träume, fahren plötzlich in die Höhe, unſre in der Buſentaſche ruhende Hand greift wild zum Trinkgeld und ritzt ſich an den wenigen Orden unſrer Bruſt. „Wie kommt ihr hieher. Was wollt ihr?"

Wie nun in London und Paris, wo man in Verwicklungen einer dreifachen, zu drei verſchiedenen Bällen ſchleichenden Wagenreihe hinein geräth, wie ein junger Zögling der Weisheit in die Syſteme Kant, Fichte und Hegel, und wo man, an ſeinem eigenen Wagen verzweifelnd, zu Fuß nach Hauſe geht

Von ferne winkt das lodernde Ziel, eine Flammenpforte: eben rollt ein Wagen ein. Alles rückt freudig vor; es ſtockt wiederum, junge Roſſe ſtampfen, alte Gäule ſtellen ſich langſam wieder auf ihre drei Ruhebeine, kein Fortſchritt! was wird noch Alles aus dieſem Wagen ausgepackt werden, wie unerſchöpflich iſt er, wieviele Familien enthält er? Es war eine einzige Dame, aber welch' eine! Sie hat ſchon Land gewonnen, ſpricht aber noch mit ihrem Kutſcher, tadelt ihren Bedienten, ordnet ihr ganzes Hausweſen, ja ſie iſt fähig, ihr Teſtament im Thorwege zu machen. „Nur zu," ruft die Polizei; — „Zu, um Gotteswillen," ruft ein fremder Bedienter. „Vorwärts, in Teufels-Namen," brummt ein Kutſcher.

Du prächtiger Wagen, haſt du uns nichts zu bringen, als einen dürren, ſchnell an's Licht gegebenen, alten Herrn?

Aber du ſchwerfälliges, vierräderiges, hereinſchwankendes Vaterhaus, — öffne dich! — Es fällt die Zugbrücke des Trittes, mehrere niedliche Füße, Kleinode des Tanzes, ſtrecken ſich in's Leben; eine Hebe nach der andern ſteigt auf den herabgeſunkenen Stufen nieder, — zu beiden Seiten bilden beneidete Hände ein Geländer, — noch eine Grazie, noch eine, — zum Schlußſtein eine Mutter oder Tante. — Der Pferde losbrechende Ungeduld entreißt ihr auf dem wankenden Fußtritt einen Angſtruf, ſie klimmt erſchüttert an das Land, und ſammelt ſich, während ſie die ihr vertraute herrliche Schaar muſtert.

Und ſo langen die Wagen, einer nach dem andern, wie Nachen an, die Blumenlaſten zu einem ſeligen Ufer bringen. Mancher dieſer

Nachen trägt freilich auch, wie Charons Fahrzeug, Schatten und Larven heran, — aber Gaſtfreundlichkeit und Höflichkeit kommen auch ihm lächelnd entgegen! Nicht jedes Käſtchen kann Diamanten, nicht jede Muſchel Perlen enthalten. „Willkommen, Heil, Heil jedem Wagen!“ — Im muntern Wetteifer treibt Jung und Alt die Treppe hinauf, wo Frühlinge des Treibhauſes, duftende Gewächſe, wie Magiſtratsperſonen an den Thoren einer Hauptſtadt Spalier bildend, den Gäſten entgegen treten.

Muſik ſollte der erſte Laut eines Balles ſein! — Sie iſt dort ein allgemeines Gut, wie die ewige Sonne im Freien! — Ununterbrochen ſollte ſie ſtrömen, wie der Springbrunnen des Weines bei der Kaiſerkrönung. Will man doch ſelbſt in Opern nicht mehr der Geſpräche proſaiſche Unterbrechung dulden und hängt die Arien durch Recitative zuſammen. Reiſſe der Ball uns wie ein Dichter mitten in ſeinen Zauber hinein! — du berührſt ſeine Schwelle, du biſt ſein, auf ewig, — (bis etwas über 3 Uhr, wo die Wagen beſtellt ſind!)

Wie leicht, Muſik, würdeſt du uns mit Götterarmen die Treppe hinauftragen, wie maleriſch unter deinen Klängen die Mäntel und andere Hüllen in den Arm der Bedienten hinſinken, um wieviel früher der Zauber beginnen, wenn nur die Geigen und Baßgeigen von unermüdlichen Götterarmen geſtrichen werden könnten!

Es giebt auf einem jeden Balle einen Augenblick, wo dem Ballgeber nicht wohl wird, einen Augenblick, wo er ſein Fahrzeug überladen zu haben fürchtet und einen Schiffbruch erwartet. Aber er beruhige ſich; noch nie iſt ein Raum da, wo man tanzte, zu beſchränkt geweſen. — Sobald die Muſik tönt, ſo ſpricht ſie ein großes Werde, „es werde Platz!“ höchſtens bleibt in der Mitte des Walzers eine mehr oder minder große Menſcheninſel, die nach und nach unter den Wellen verſchwindet. — Es iſt ein großer Fehler der Polizei bei ſtarkem Gedränge, wo Erſtickung droht, nicht ſogleich, und wäre es auf einem Dudelſack, einen Walzer aufſpielen zu laſſen. Alsbald würde ſich die Maſſe in Tanzende und in Zuſchauer abtheilen, die Mauern elaſtiſch werden, was Washington Irwing mit Unrecht nur vom Hauſe eines Hageſtolzen behauptet. Der zuſchauende oder maulaffende Menſch braucht faſt keinen Raum, er hängt ſich im Nothfall, wie eine Meiſe an einen Tannenzapfen, am nächſten Baum auf; der zuhörende Menſch braucht eine Länge, eine Breite, eine Höhe, er will einen Lehnſeſſel, er will eine Stütze für ſeinen Ellbogen, er will ſeine Beine weit von ſich und in die Unendlichkeit ſtrecken; daher hat man in Declamatorien, in Concerten und Vorleſungen vor einem „ganz ausgeſuchten Publikum“ nie Sorgenſtühle genug. Kurzum, wenn es je irgendwo enge iſt, laßt aufſpielen!

Ein Ball iſt die Scene, wo Reifheit des Urtheils und Erfahrung die beſcheidenſte Rolle ſpielen, zumal, wenn ſie ſich noch in die Reihen der Tanzenden miſchen wollen. Hier gehört die Welt doch einmal im Ernſt der Jugend, — der Jugend, die ſonſt allenthalben noch tauſend Majoritäten abzuwarten hat. Ja, Jugend, nur zu, lächle uns übermüthig an, wirf uns mit Blumen, Jugend, du wahre Königin Victoria der Welt und des Lebens, über deren flatternder Locke auch der Weiſeſte unwillkührlich Friedrich des Einzigen Zopf vergißt. —

Iſt nicht der Tanz, als die ungeſtörteſte Erholung des Menſchen, faſt heilig? Unabweisbare Beſuche entreißen uns dem kaum begonnenen Saitenſpiel, das unſer Zuhauſeſein verräth. Sie entwinden uns im vollſten Schwunge den Pinſel und die Feder; — im Theater hängen ſich Fragen, wie Bulldoggen, in dein, dem Dichter lauſchendes Ohr. — Bulldoggen? Nein, viel ſchlimmer! Arme Jo, welch ein Inſekt jagte dich bis zur Grenze der Welt? Fragen waren es, Fragen!

Aus dem Tanze werden meiſtens nur Aerzte abgeholt; es iſt in der Menſchennatur eine Fiber, die Aufſehen vermeiden will; man ſtört lieber den ſchlafenden als den tanzenden Menſchen, man käme ſich ja wie Mephiſtopheles vor, der Fauſt bis an Gretchens Seite verfolgt. Laſſet Euren ahnungsloſen Nächſten tanzen; er ſei Euch heilig, bis er ſich gegen ſeine Dame verneigt hat.

Welch' eine kleine Taſchenbibliothek, beſſer Gürtelbibliothek, regt ſich in ſchönen

Händen? Will jede dieſer Damen Memoiren ſchreiben? — Kaum angelangt und ſchon einen ſolchen Schatz von Bemerkungen und Aphorismen geſammelt, der ungeduldig auf's Papier ſtrömen will? Niedliche kleine Schreibtafeln, welche Novellen, welche Sonette müßt ihr enthalten! — Ein ehrlicher Finder las einſt Folgendes:

1ter Walzer — Graf O.
2te Françaiſe — Herr v. Q.
3ter Walzer — N. N.

Mehr konnte er nicht entziffern. — Er ergriff den zarten Silberſtift und ſchrieb auf ein Blatt der Gedächtnißtafel:

Jeder ſchreibet jetzt Memoiren
Für der Zeitgeſchichte Lauf,
Doch der Tanz hängt holde Tafeln
An der Anmuth Gürtel auf.
Wem in dieſer Feſte Mitte
Sie gelobt hat einen Reihn,
Wagt bedeutungsvoll die Bitte,
Nicht vergeſſen ganz zu ſein.
Neues „Ja“ wird ihm gegeben,
Doch beruhigt es nicht ganz,
Denn der Forſcher meint das Leben,
Und die Schöne nur — den Tanz.

Ehe er das Büchlein zurückgab, konnte er ſich nicht enthalten, nachzuſehen, ob nicht ein Name unterſtrichen ſei. — Keinesweges! — Er prägte ſich indeſſen denjenigen ein, deſſen Wiederholung die häufigſte war, und lächelte pfiffig, als die Dame nach einiger Zeit Braut wurde. — „Mit Graf O?“ rief er aus, — „nein, mit dem hinkenden Edlen von“ — war die Antwort.

„Es iſt nicht Alles ſchlimm am Alter,“ ſagt Euripides. „Es iſt nicht Alles ſchlimm an der Vergangenheit,“ ſagen wir. Sie hatte manche Grazie:

Zu verheimlichen ein Lächeln,
Ein Erröthen anmuthreich,
Ein Verſprechen wegzufächeln,
O was war dem Fächer gleich!
Denn in ihn ward eingetragen
Zierlich der verheiß'ne Reihn,
Und bei Zweifeln und bei Klagen
That den Ausſpruch er allein.
Ging es zu nach ſtrengem Rechte
Oder galt die Gunſt auch dort?
Wann gekommen war der Rechte,
Sandte man den Andern fort,
Und von ſeinem frühern Rechte
Sprach der Fächer nicht ein Wort.

„Dieſe Bücher, dieſe Memoiren des Tanzes,“ rief ein junger Fremdling in unſerer Gegenwart, „ſollte man verbrennen; nichts iſt durch ſie auf Bällen mehr dem Augenblick verſtattet; die Damen ſind alle bis zum Rande des Grabes, einige über's Grab hinaus, engagirt. Bald wird man ſich in der Wiege für den erſten Cotillon engagiren, bald den Notar zu Hülfe nehmen müſſen. Soll es etwa eine Gedächtnißübung der Treue ſein? — O dieſe Bücher, möchte eine Commiſſion von Eltern ſie doch mit allen den Romanen verbrennen, die ſie für gefährlich halten, die aber jetzt nur noch dem Lebensglück der Kammerfrauen ſchaden und auf den Styl mancher Bittſchriften einwirken; warum nicht ſolche Tafeln für zu entrichtende oder zu erſtattende Viſiten halten. Möchte doch mancher arme Teufel ſich mit dieſen tatouiren, um ſie nicht zu vergeſſen!“

„Sonſt,“ ſagte ein etwas reifer Tänzer, „ſuchte man eine Dame, man fand ſie und fühlte ſich glücklich; jetzt bedarf es mehr, man muß zum Glücke auch ein vis à vis haben, man muß nun noch einmal in die Welt hineinziehen, um den vis à vis zu erſpähen, den ein Behenderer dir im Augenblicke des Enterns wegſchnappt; — bekümmert kehrſt du zu deiner harrenden Dame zurück, kein vis à vis, wir müſſen ſcheiden, es ſollte nicht ſein, was kann ein vereinzeltes Paar, ſeitdem es kein menuet, dieſes edle Piquet unter den Tänzen, mehr giebt?

Walzer und Contretänze theilen ſich jetzt die Welt; der Gallop iſt faſt ausgeſtorben, die Ecoſſaiſe ſchlummert ſchon längſt den ewigen Schlaf, die Tempête rollet nicht mehr, die Maſurka tritt hin und wieder als eine Kunſtleiſtung auf, und die Neugier drängt ſich zu ihrem Anblicke; Ruhm denen, die in einer Zeit, wie die unſrige, ſich noch die Mühe geben, pas zu machen.

„O die Jugend,“ rief ein ergrauter Tänzer Wiens einſt aus, „ſie tanzt mit einer Nachläßigkeit, gerade, als ob es nur zu ihrem Vergnügen wäre!“

Der leichteſte, bequemſte Tanz iſt mit vollem Rechte die Grundlage jedes Balles, mithin der Walzer dieſe Grundlage. Rennen, Fliegen, Schwingen, Taumeln, Strömen und Wirbeln, Sinken, Steigen und Wiegen, eine vollſtändige Welt der Bewegung iſt in ihm, er iſt ein holder Wahnſinn, wie die Poeſie, und darf ſein vollſtes „Evoë“ rufen. Wie kann man doch das Volk phlegmatiſch ſchelten, das dieſen Tanz erfand, dieſen unermüdlichen, unerſchöpflichen Tanz, den fremde Nationen mühſam nachfliegen? Wenn der franzöſiſche Contretanz Deutſchland angehörte, wie hätten Lord Byron und Frau von Staël, Alexander Dumas, Eduard Quinet, und wie ſie alle heißen, in ihm Germaniens treueſtes Bild gefunden?

Und wie der Walzer des Menſchen Gepräge trägt! Wie jeder ihm ſeine Eigenheit verleiht!

Der Eine fliegt, kraft ſeiner, weit in die Welt hinaus. Die Säle ſind zu klein, die Mauern weichen zurück. Die Sopha und Stühle möchten in eine Ecke ſich verkriechen, der ſchwere, in der Taſche lauernde Hausſchlüſſel fliegt gegen den zitternden Wandſpiegel. Der Tänzer trägt die Dame, wie der Lämmergeier ein Lamm, hinweg, — die zarte Dame, die ihm zu mäßiger Bewegung anvertraut war. Zu ihrem Heil verſtummt nun die Muſik, die Wellen treten zurück, und der Gewaltige trägt ſeine Dame noch hundert Schritte auf dem Trocknen weiter.

Hier tanzt ein kleiner Mann reifer Jahre mit einer beleibten Dame. Sein Geſicht iſt ſtark nach ſeiner linken Achſel abgewendet; ſeine Schritte ſind ſo klein, daß die Peripherie der Dame an Ausdehnung den Kreis, welchen die Füße der beiden Tanzenden beſchreiben, übertrifft. Ein Teller würde ihnen zum Spielraum genügen. Ungeduldig ſchlägt die Muſik über ſie zuſammen, das Summen einer Bremſe dürfte das Tempo ihrer Bewegungen angeben.

Hier kömmt ein Paar, deſſen Verein mehr einem Verlöbniß gleicht, als einem Tanze. — Von beiden Seiten Blumenſträuße, feierliche Haltung, feſt in einander ruhende Hände. Hier rudert ein Paar mit ſteigenden und ſinkenden Ellenbogen, wie Fiſcherkähne auf hochgehenden Wellen; wir ſehen vom Lande zu; ſo arbeiten ſich die Canots der Wilden durch die ſtürmiſche Bucht von Rio-Janeiro.

Hier hüpft ein Tänzer, in deſſen rechter Schulter eine, ihm vielleicht von Sympathie, aber nicht von Ebenmaaß beſtimmte Dame mit fünf Fingern tief geankert hat, auf ſeinem linken Fuße dem Hafen zu; ſein rechter Fuß iſt tadellos, aber er hat ſich dieſen unglücklichen Paßgang angewöhnt.

Dort zerrt ſich das Bild einer unglücklichen Ehe heran. Der Gemahl, — nein, Tänzer, bringt durch ein ſeltſames Verſäumen des erſten Tempo's und durch ein Uebereilen der zwei folgenden, ein ruckweiſes Fortſchreiten hervor, das dem mühſamen Würgen und Gurgeln einer, in Wellenüberfluß erſtickenden Quelle ähnelt. Er beobachtet den Takt nur in ſeinen Umriſſen, mordet ihn aber in ſeinem Innerſten. Jetzt hat er eben durch einen Stoß den letzten Sprung mit dem Ende des Taktes zuſammengebracht.

Von manchen männlichen Schultern flattern Damenſchnupftücher als Polſter der zarten Hände; hier ruhen, vom Schnupftuch, das halb zur Flagge wird, umflattert, Hand in Hand auf des Tänzers Hüfte, oder beide Hände vereinigen ſich, einen Blumenſtrauß elfenbeinenen Stiels zu halten; — hier ſieht eine Tänzerin ihrem Gefährten ſtarr ins Auge, — ſo tanzte Niobe; dort ſchlägt eine zitternd die Augen nieder, — ſo tanzte Veſta. Lächelnd fliegt hier ein Geſicht, als ſeliger ungepeitſchter Kreiſel umher, — während dort ein ernſtes Beamtenantlitz im Tanze ſchwere Pflichten erfüllen muß.

Der Ernſt trügt im Tanze, zumal im Walzer; hier unterhalten ſich die Ernſtſcheinenden am Beſten, am Ernſtlichſten. Im Contretanze findet man häufiger lächelnde Geſichter, weil bei ihm mehr Wiederfinden, mehr Entgegenkommen iſt. Das getrennte Paar kehret vereint in ſeine Heimath zurück, ſollte nicht wenigſtens der Tänzer einen gewiſſen Ausdruck freudiger Rührung annehmen? Das unvermeidliche Spiel der Arme nöthigt auch dem Geſichte einen Wiederſchein der Bewegung auf. In unſerer Zeit könnte es im Allgemeinen Regel ſcheinen, ſich von der Muſik, wie ein Scheit Holz vom Strome, tragen zu laſſen. Wir lächeln, wenn ein chassé en avant mit einer andern Gebehrde begleitet wird, als ein balancé, gedenken wohl gar des ſächſiſchen Porzellans, und mancher Schäferſtellung, die dort abgebildet iſt.

Sind ſie nicht eines Nachrufes werth, dieſe

Ecoſſaiſen, deren Reihen ſo anmuthig auf und nieder wogten?

Gleich dem Webſchiff flog jedes Paar durch die, auf lange Rahmen geſpannten Fäden des Reigens. Dieſes Auf- und Niederſchweben entfaltete die tauſend Grazien einer ſchönen Geſtalt. — Man erzählt, ein Liebender habe beim Hinunterchaſſiren ſeiner Göttin geſagt: „ich liebe Sie, wollen Sie mein ſein?“ Sie wollte antworten, — „nein,“ rief er, „übereilen Sie ſich nicht, prüfen Sie Ihr Herz, und wenn wir wieder hinaufchaſſiren, ja, dann ſprechen Sie, aber um Gotteswillen nicht eher.“ Und er empfing, als ſie hinaufchaſſirten ein reifes Ja; ihre Ehe war glücklich.

Welch' ein kriegeriſcher, ja welch' ein ſiegreicher Tanz iſt die Maſurka! Wie ein Eroberer ſchwebt der Tänzer einher, wie eine edle Beute neigt ſich die Schöne in raſchem Umſchwung gegen ihn.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb erobert ſich der Held. —
A. W. v. Schlegel.

Das iſt der Sinn dieſes Tanzes; alle andern Tänze mag man gehen, dieſer will immer getanzt ſein, er duldet keinen Geſchäftsſchritt mit Acten unterm Arm, er will den Boden immer ſchlagen, immer zurückſtoßen; drum, wenn einſt der Boden anfängt, den Tritt der Freude und der Helden nicht mehr zu kennen, ſo gieb ihm du, kriegeriſche, fröhliche Maſurka, deinen ſeligen Uebermuth zu fühlen, der zum Himmel aufhüpft!

Immer hört man die Klage, es ſei kein richtiges Zahlverhältniß zwiſchen Tänzern und Tänzerinnen vorhanden; ein Ungenannter ſchlug vor, durch Kunſt dieſem Mangel abzuhelfen. Er habe nämlich in einem Wachsfigurenkabinet eine Puppe der angenehmſten Geſichtsbildung geſehen, die eine zwar etwas lebloſe, förmliche, aber ſehr gewiſſenhafte Walzerin war, und mit der er ſelbſt einige Touren getanzt. Nun meinte er, eine ſolche Aushülfe würde die Fröhlichkeit eines Balles zwar nicht lauter, aber doch weit allgemeiner machen, — wenn Tänzer, die wegen zu großer Jugend, oder zu großer Reife ſtehen bleiben, (ſitzen ſagt ſich nicht vom rauheren Geſchlecht) ihren zagenden Arm um ein ſolches Meiſterſtück ſchlingen könnten. Die im Tanze ſich ergebenden Zwiſchenräume müßte dann, ſtatt eines nicht immer lebhaften Geſpräches, eigenes Nachdenken ausfüllen. Um dem ritterlichen Prinzipe zu Hülfe zu kommen, müßte der Tänzer jede rauhe Behandlung ſeiner Dame, — nicht doch: Puppe, rügen. Es könnte gar wohl der Vorwurf „Sie haben meine Puppe beleidigt“ zu Zweikämpfen führen, denn wie, wenn ein Hitzkopf riefe: „Herr, Ihre Puppe iſt ſchon mit mir engagirt!“ — Warum ſollte nicht für manche Puppe Blut fließen können? Hingegen würde es nie auffallen, wenn Jemand mit einer Puppe zweimal tanzte. —

Wie beklommen ſchlägt ein Pagen- und Jünglingsherz, das zum erſten Mal unter Vaters oder Oheims Augen ſeiner Familie und ſeinem Tanzmeiſter Ehre machen ſoll! Seine flimmernden Augen ſuchen im ganzen Saale nicht die Schönſte, nicht die Glänzendſte, nein, die Häßlichſte, die der jugendlichen Unerfahrenheit für die beſcheidenſte gilt! — Wenn er ſcheiterte! Beiläufig ſei es hier geſagt, der Zufall beſtimmt nicht nur die Stellung, die wir ſelbſt nach Verluſt des Gleichgewichtes einnehmen, nein auch die, in der wir den gefallenen Gefährten anblicken. So erging es dem Tänzer, der ſeine Dame im Gallop fallen ließ, in der Betäubung ſein Augenglas hervorholte und ihren Verſuchen, ſich aufzurichten, in müßiger Theilnahme zuſah. Der Jüngling walzt, er irrt unwiederbringlich im Takt, er tritt ſeine Tänzerin auf den Fuß, er glitſcht, er hält ſich an ſeine Gefährtin, wie an einen Fels im Meere, — ſie fallen beide, ſie, die Lebende, erhebt ſich als eine Tiegerin aus dem Schiffbruch, und ſchüttet die ſieben oder vierzehn Schaalen des Zornes auf ihn aus. Er ſchleicht vernichtet davon. Wie anders mit einer Wachsfigur, — ſie bliebe klaglos am Boden, — im ſtummen Vorwurf würde ſie hinweg getragen werden.

Auf einem glänzenden Balle fehlte es an Tänzern. „O,“ rief die Dame des Hauſes aus, „o daß ich Franconi's Tieger herzaubern könnte, der ſo meiſterhaft walzt!“ — Würden nicht ſoviele Reize jedes Erwachen ſeiner Wildheit zähmen? — Würde er nicht ſo ſanft ſein, wie Ariadnes Panther? Wie weich würde die vertrauensvolle, kleine Damenhand auf ſeinem prächtigen ſammtenen

Schulterblatt ruhen und ſeine kräftige Klaue den ſchlanken Wuchs in raſchem Umſchwung umfaſſen! Und wenn auch manche Schöne gegen die Freundin äußern müßte, „der Menſch faßt Einen an, als ob man Knochen von Eiſen hätte, und Augen hat er, daß man in den Erdboden hinein ſehen möchte, das iſt ja ein wahrer Klauenmann, kein Herr!“ Und mußte auch der Tieger, ſo gut wie der fünfzigjährige Appellationsrath, dem Lieutenant oder Kammerjunker nachſtehen, (z. B. würde der Tieger nie den Cotillon aufführen,) er wäre immer für noch tanzende Mutter erwachſener Töchter, oder für Alte, wo Schönheit nie war, oder Jugend nicht mehr iſt, ein ſichrer, angenehmer Tänzer. Das Sprichwort, „eiferſüchtig wie ein Tieger,“ iſt, wie „des Löwen Großmuth“ und des „Engländers Reichthum,“ unter Ausnahmen, zu Grunde gegangen.

Längs der blendenden Wand des Tanzſaales läuft eine zierliche Sitzbank, wo die Schönen des Balles ruhen und koſen, bis die Trompeten des Tanzes wiederum rufen. Sie erſchmettern. Ein Ritter nach dem andern holt die Gebieterin ſeiner Gedanken und ſeiner Schritte ab. Immer leerer wird die Bank,

„Immer öder wird die Oede.“

(Schiller.)

nur ein einziger Platz iſt noch beſetzt, ſeine Inhaberin iſt allein; ohne ein Auge, in das ſie blicken, ohne ein Ohr, zu dem ſie ſich neigen kann; — die Bank geſtaltet ſich zum Felſen auf Naxos, ſie hört das Meer branden, da geht der Tieger vorüber, er ſieht eine unengagirte Göttin, ſeine frankoniſche Bildung erwacht in voller Stärke, er geht auf Ariadnen zu: Verneigung der Frage, Kopfneigung des Bejahens, ſie fliegen durch die Reihen.

Es wäre keiner Tänzerin, zumal wenn ſie jung und ſchön iſt, benommen, den Tieger mit der Entſchuldigung abzuweiſen: „Meine Mutter erlaubt mir nicht, zu walzen, ich muß mich ſehr ſchonen,“ oder „ich habe keinen Tanz mehr frei,“ und „Sie ſind mir noch nicht vorgeſtellt worden.“ —

Neckereien wären unvermeidlich, die beſte Freundin würde die andere ungefähr ſo aufziehen: „Tanzeſt du wirklich den Cotillon mit dem Tieger? — Ei, das iſt gefährlich! Hat ſich nicht ein ſolches Unthier in eine junge Malerin verliebt, die ſein Abbild machen wollte, was zu einer rührenden Geſchichte führte.“ — „Wie es dir gefällt,“ würde zuletzt die gereizte Freundin ſagen, „mein Vater kann dem Tieger, ſo lange er ſich anſtändig benimmt, nicht ſein Haus verbieten.“

Die Zeiten ſind vorbei, wo ein gekränkter, zurückgeſetzter Tänzer einem angeſchoſſenen Tieger glich. — Mehrere Urſachen mögen dabei thätig geweſen ſein; wir finden mit Bekümmerniß den Grund dieſer ſonſt höchſt erfreulichen Erſcheinung in der Vervollkommnung und Verfeinerung der Kunſtgriffe, womit Damen die unbeliebten Tänzer auszuſchließen, die vorgezogenen vorzuſchieben wiſſen.

Ueber dieſen Machiavellismus haben wir noch nichts ſo Zuſammenhangendes erfahren, daß wir es mittheilen könnten. Das Verzeichniß der weiblichen Schlauheiten wird immer ſo unvollſtändig wie das Wörterbuch der Akademie bleiben. Lieber einige allgemeine Beobachtungen über Tänzer nach den Ständen und Kategorien, denen ſie angehören:

Krieger ſind noch immer die glänzendſten Tänzer, die Tracht des Muthes und der Gefahr, der raſche muntere Schritt, der ihnen eigen wird, die Gewandtheit des Reitens, die ſie gewöhnlich erwerben, ihr der Muſik vertrauteres Gehör, der Degen, den ſie zu den Füßen ihrer Damen niederzulegen ſcheinen, ſind Vortheile, die ihnen für immer geſichert ſind. Welcher Billige wird dagegen murren?

Man ſieht ſelten einen Offizier aus dem Takt tanzen, ſelten einen Sohn des Mars auf dem Balle hinfallen, es müßte denn aus einem Uebermaaße von Lebhaftigkeit herrühren.

Wie ſchlecht paßt der ſchwarze Frack doch zur rauſchenden, fröhlichen Muſik, — wie natürlich macht er ſich zum ſchwerfälligen Schatten der glänzenden Uniform, zur Fledermaus, die aus einem Licht in das andere hineinfliegt und eines nach dem andern auslöſcht.

Und ringsum ſtehen
Die Söhne, die Gatten,
Ein Haufen von Krähen,
In weiſſen Kravatten.

Ludwig Robert.

Aber warum hat der Frack auch zu unſerer Zeit jeder Farbe des Lebens entſagt, — wo ſind die blauen, grünen und braunen Fracke unſerer Vorzeit? Sind ſie mit den weißen Halsbinden untergegangen? Wohl uns, — ſie kommen leiſe mit ihnen wieder herauf!

Diplomaten müſſen für gewandte, eifrige Tänzer zu gelten ſuchen. Dieſe Vollkommenheit iſt eine Pflicht ihrer Jugend, wie Whiſt ihres Alters. Sie führen indeſſen ſelten einen Cotillon. In der epiſodiſchen Unterhaltung der Rubeſtationen erwartet man viel von ihnen, als da ſind: intereſſante, ganz neue Anſichten über Verſchiedenheit der Länder und Sitten, Aufſchlüße über Trachten, die den entfernteſten Provinzen der durch ſie vorgeſtellten Staaten eigen ſind, Beſchreibungen der Hauben, die in irgend einem, vielleicht fabelhaften Thale getragen werden, deſſen urſprüngliche Einwohner mitunter Kretinen waren. — „Sie müſſen das wiſſen! — Wie, Sie wiſſen es nicht?“ — oder es wird nach einer Familie gefragt, deren Mitglieder ſo zahlreich, wie der Sand am Meere ſind, und die der redeſtehende Diplomat höchſtens einmal vorüberziehen ſah. — Der Geiſt der alten Diplomatie, der einen großen König bewog, ſeinen Staatsſekretären die Ehe zu unterſagen, hätte auch jungen Diplomaten den Tanz in fremden Ländern verbieten müſſen, denn kann man dem Lande in reiferen Jahren den Krieg erklären, wo man mit zwanzig tanzte?

Die Herren von der Feder im Allgemeinen bewahren im Tanz immer einige Funken des alten Studentenfeuers, welches allerdings ein himmliſches iſt. Gern ſehen wir es im Cotillon wieder auflodern, wenn eine Huldin des Tages einen Veteranen des achtzehnten Jahrhunderts in den Zauberkreis des Reigens hineinſchmeichelt und hineinzieht.

Schriftſteller tanzen meiſt ſchlecht, zerſtreut, empfindlich und unverſöhnlich; — die Schönen fürchten ſie, weil zu geſpannte Aufmerkſamkeit den Tanz ermüdend macht; ſie fürchten auch den Vorwurf ohne Nutzen mit einem Manne von Ruf und Geiſt zu tanzen.

Ueber das Tanzen der Schriftſteller im Allgemeinen künftig mehr.

Aber zu welch einer eitlen Kunſt haben wir uns verſtiegen — in welche Theorien ſind wir, wie Luftſchiffer in Wolken, hineingerathen? — Muß geklügelt, muß ein Paradoxon aufgeſtellt werden, — nun, ſo laßt uns ſagen: „der Menſch tanzt, wie er ſchreibt, wer mit dem Fuß weit ausfährt, greift weit mit der Feder aus, wer ſeine Schritte abwickelt, ſpinnt ſeine Buchſtaben, wie eine Arachne los, wer aus dem Takt fällt, ſchreibt ſchief, wer ſeiner Tänzerin auf den Fuß tritt, wird ſeine Leſerin vor den Kopf ſtoßen.“

Allein wo ſind nun noch die Enthuſiaſten des Tanzes? Mitunter ein holdes, ſchönes Kind, deſſen Geſundheitsroſen ein Carnaval für immer entfärbt haben ſoll. Aber Enthuſiaſten? — Wo hört man noch? — „ja ich tanze mit Leidenſchaft!“ Wo ſind die Nachfolger jenes Bürgermeiſters von Lübeck, der einer ſchönen Königin von Dänemark für einen Tanz, (wir finden nicht, der wievielſte Walzer es war,) die Inſel Bornholm abtrat, und für dieſes „Engagement“ enthauptet wurde! — Hauchet ſanft, Cotillone, auf ſeine Gruft, er tanzte im Takt, — oder Keiner!

Wir haben nie, ſelbſt in unſern Jugendtagen und ſogar ohne Oberſchuhe, einen ſchönen Fuß gehabt. Ohne dieſen iſt man wohl ſelten ein leidenſchaftlicher Tänzer. Wir konnten daher ſelbſt in unſerer Jugend, ohne unruhiges Stampfen oder Aufhüpfen zu verſpüren, als ob Oberons Horn erſchalle, einem Walzer oder einem franzöſiſchen Tanze zuſehen, und dafür der Bewegung einer holden Geſtalt folgen, deren Begleiter wir nicht waren. Ein ächtes Schwärmervergnügen! Man hat uns oft für eine Salzſäule oder für das Opfer einer unglücklichen Leidenſchaft gehalten. Mit Unrecht! — So ſitzt der Wanderer in einer Grotte und ſieht dem Spiel einer Silberquelle zu, die in ihrem Becken ſteigt und fällt. Sind nicht die Bewegungen der Schönheit dieſem Spiele gleich? Wie ſüße Muſik, ſchließt und öffnet ihr Anblick das Auge, dem ſie mit unſichtbaren Händen, — nein, mit dem weicheſten Fittich liebkoſet. Aber wenn ein ſolcher Zauber fehlte, ruhte unſer Blick auf dem immer zu früh endenden Spiele der Eltern, auf dieſer Pelikansaufopferung ohne blutende Bruſt, mitunter mit blutendem Geldbeutel, wenn zur Entbehrung des Schlummers noch Entbehrung der Aſſe und der Könige tritt. Wer erfand die Karten? Nicht der Leichtſinn, nicht der Betrug. Nicht die Gewinnſucht. — nein, ein ſorgender Vater, — eine ſorgliche Mutter erfand ſie, um ihr Auge offen und wachſam zu erhalten; erſt verderbte Zeiten erfanden Gewinn und Verluſt und Kartengeld. Früher ſpielte man ganze Abende und Nächte um Erbſen und Bohnen.

Wird nun die Leidenſchaft für den Tanz nie wiederkehren? Wird man wiederum wie Plutarch (Leben Lykurgs) von den Saliern, ſagen können, „daß die Füße die Hauptſache des Tanzes ſind?“ — Sicherlich, aber wann? — wann man wiederum, mit Gewiſſenhaftigkeit, — mit „pas“ — mit Eitelkeit tanzen wird. — Denn ohne Eitelkeit keine Leidenſchaft. Freude, Fröhlichkeit ohne Eitelkeit ſind noch immer ein Phlegma, ſind noch immer Anhänger der Bequemlichkeit.

So lange nicht kopfbrechende Tänze an der Tagesordnung ſind, ſo lange dem Menſchen das Vergnügen nicht ſauer gemacht wird, ſo lange der Menſch nicht im Schweiße ſeines Angeſichts tanzt, wird er ſeine Freude mit Gelaſſenheit über ſich ergehen laſſen, aber nicht ſein Leben daran ſetzen. —

Um wiewenige Stunden wird jetzt die Mitternacht überſchritten? — Sieht Aurora wohl viele glühende Wangen? Wie Wenige legt ſie jetzt in die Arme des Schlummergottes! —

Die Natur hat in keiner Hinſicht ſo ſehr ihre alten Rechte wieder errungen, als in dieſer des Schlafengehens. Sonſt ſchob man den Morgen tief in den Tag hinein, verlangte wohl gar um zwölf Uhr Mittags eine Wiederholung des Morgenrothes, eine nachträgliche Morgenröthe. Es iſt mit den Bällen zu unſerer Zeit, wie mit den Romanen, ſie haben ihre Bedeutung verloren. Was ſich ſonſt dort entſchied, ſcheint ſich nun anderswo zu entſcheiden. Wo? — Kann man in Wien ſo eigentlich ſagen, wo ſich jetzt die Leute unterhalten, die ſonſt ſich im unvergleichlichen Prater ergötzten? Man kann nur ſagen: —

„Es lebt ein anders denkendes Geſchlecht.“

Es gährt eine große Kriſis in den menſchlichen Grundſätzen, wie in den menſchlichen Vergnügungen. Einige davon haben ausgelebt und wiſſen noch nicht recht, wie ſie ſich verjüngen oder mit Anſtand ſterben ſollen. Manche werden ſich verjüngen; der Tanz und das Theater gewiß, — ob aber die Maskenbälle?

Sie nehmen ab, — ſie verſtummen, — ſollen die Grazien darüber weinen? —

Gingen die Masken nicht ſchon ſeit mehreren Jahren, unangeſprochen und unanſprechend, unneckend und nicht geneckt, lange Abende hindurch auf und ab, ohne daß auch nur ein Hanswurſt ihnen ſchläfrig ſagte: „ich kenne euch.“

Voriges Jahr fehlte uns ein Tempelritter, der nicht einmal: „memento mori“ ſprach. Sein Mantel war noch übler zugerichtet, als der, deſſen verbrannten Zipfel Nathan der Weiſe küßt.

Dieſes Jahr vermißten wir eine ſchmutzige Jungfrau von Orleans, die mit unterſchlagenen Armen der Gefahr kühn in die Augen ſah. — Die Jahre kamen und ſchwanden:

„Johanna ging, und immer kam ſie wieder“.

Wie lange wird uns dieſer Mann mit Haarbeutel, geſticktem Kleide, Degen und bemaltem Geſicht noch bleiben!

Die Masken verloren ihren Reiz, ſobald man zu träge ward, Charaden und Räthſel zu errathen. Wir haben einen Mann gekannt, der in der Zeit als jener Geſchmack waltete, liebenswürdig war, — der Geſchmack war in eine beſſere Welt hinüber gegangen, aber dem Manne war ſein ſchönes Talent für Räthſel geblieben.

Er übte es fort, und war zum Schrecken junger Damen geworden, die er allenthalben mit einem Logogryph antrat oder verfolgte.

Viele, die aus jungfräulichem Ehrgeiz es für eine große Schande hielten, nicht Räthſel zu errathen, verſteckten ſich bei'm Nahen des achtungswürdigen Mannes, dem Manche noch in ſeinen ſpäten Jahren eine zarte Empfindung einflößte, welche dann in Form eines Räthſels ſich kund gab.

Wenn wir nicht irren, war jener Geſchmack in ſeiner vollen Blüthe auf dem Reichstage zu Regensburg, wo die Weltmänner ſich ſo ſehr ergötzten, als deutſche Patrioten trauerten.

Man ſtelle ſich die Verlegenheit eines Räthſels vor, ſei es nun Logogryph, Palindrom oder Charade, das Niemand verſtehen, umdrehen oder zerſtücken will; es ſieht ſich immer ängſtlicher und wüthender um, ſeine Wangen brennen wie Kohlen, — Niemand will ſich den Kopf an ihm zerbrechen.

Demungeachtet leidet es nur das Hunderttheilchen deſſen, was über eine unglückliche Maske verhängt wird, die Niemand verfolgt, der ſogar geſagt wird: „ach, laß mich doch gehen!“ Sie ſetzt ſich von einer Bank auf die andere, ſie eilt aus einem Saal in den benachbarten.

Nun ſcheint nichts einem Räthſel ähnlicher, als eine Maske, — ſie ſteht unſerer Meinung nach zwiſchen einem Geſpenſt und einem Räthſel; — Worte ohne ein Geſicht — wie geiſterhaft, — wie wirkt ſchon ein anonymer Brief auf die Phantaſie, — nun gar ein anonymes Weſen, — welch' ein Fremdling wird für uns das geliebteſte Auge, wenn ein ſchwarzer Brillenrand es einfaßt? —

Was ſind die Masken unſerer Zeit? — Räthſel, die man nicht errathen mag, die ſich der Verlegenheit wegen nicht entlarven. — Wie oft ſieht man Maske und Nichtmaske in düſteren ſtaubigen Sälen ſtundenlang neben einander ſitzen, und ſich nach der Uhr und dem Wetter befragen? — Das trauliche „Du“ geht unter, — ſonſt war man ſo entfernt, eine Maske „Sie“ zu nennen, als einen Geiſt „Hochwohlgeboren“ zu tituliren. Die Masken ihrerſeits verlaſſen auch das ſelige Gebiet des „Du's“ — „Herr Baron!“ hörte man neulich eine Fledermaus laut aufſchreien, als ein Maskenloſer gegen ſie einen unehrerbietigen Ausdruck brauchte.

Wahrlich, wer dieſe Trümmer der alten Maskenzeit umherſchweifen ſieht, muß ſich fragen: „welche Freude ſuchen und finden ſie? kann eine übermenſchliche Erhitzung des Angeſichts ſoviel Langeweile, ſovielen Staub vergelten? Würde manche keineswegs blendend reine Erſcheinung nicht zu demſelben Angſtſchweiß gelangen, wenn ſie ein ſchmutziges Schnupftuch ſechs Stunden lang auf ihr Antlitz drückte?

Laſſen wir denn Alles, zumal die ausgelebten Vergnügungen, in Frieden dahinſcheiden; — das Schickſal der Redouten muß unaufhaltſam in Erfüllung gehen, man kann ihnen ſo wenig aufhelfen, wie einem Reiche, deſſen Stunde geſchlagen hat. —

„Es wär' ein eitles und vermeßnes Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit“

(Schiller.)

Kann der Chriſt ſelig werden, der den groſsen Künſtler-Maskenzug nicht geſehen hat?

eine Betrachtung von

Fr. v. P. Hocheder.

Es iſt eine unſtreitbare Wahrheit, daß die Alten gegen uns Neueren nur Stümper waren, und daß München ſich unter den Neueren eben ſo ſehr durch die Zahl der Künſtler, als Berlin durch die der Schriftſteller auszeichnet. Wir ſahen dieſes bei dem letzten prächtigen Maskenzuge. Die ganze Bevölkerung theilte ſich in Schauende, Schauenwollende und Geſchaute, wie die katholiſche Kirche in Streitende, Leidende und Triumphirende. Wie glücklich waren die erſten, die zwiſchen dem Bazar und Odeon das Vergnügen genoſſen! Sie waren in dieſem Augenblicke von ganz Europa beneidet. Ja es läßt ſich zweifeln, ob nicht ſelbſt der frömmſte ſterbende Bramine ſein Antlitz vom heiligen Kuhguſſe weggewendet haben würde, um unſern Zug zu ſehen, wenn er in München in den Zügen gelegen hätte. Wie beſchränkt war der Sinn jenes Kirchenvaters, der nur drei Dinge zu ſehen wünſchte: **Christum ambulantem, Paulum praedicantem, Romam triumphantem.** In München wenigſtens hätte es am 17 Februar 1840 kaum zehn Seelen gegeben, die nicht lieber den Kaiſerzug ſahen. Um ſich einen Begriff von der Herrlichkeit dieſes Schauſpieles zu machen, brauche ich nur ein Paar Beiſpiele von den Wirkungen deſſelben anzuführen. Ein fünfzigjähriger Sekretär ſah vom ganzen Zuge nur eine Lanzenſpitze, und wurde von dieſem Anblicke ſo ſehr ergriffen, daß er drei Nächte davon träumte und jedem keck in's Geſicht behauptete, wer das nicht geſehen habe, habe nichts geſehen. Daß nun alle ſchönen Münchener Jungfrauen, — und wie groß iſt ihre Zahl! — Landsknechte wollen, nur von Landsknechten träumen, iſt eine Kleinigkeit und nicht zu verwundern; aber daß drei recht fein gebildete Fräulein aus Liebe zum graubärtigen Hans Sachs närriſch geworden ſind, grenzt an die Wunder der königlichen Victoria. Ja mir behauptete ein vom Zuge Begeiſterter geradezu in's Geſicht: wer dieſes Schauſpiel nicht geſehen habe, ſei kein Menſch, kein Chriſt, könne nicht ſelig werden. Das machte mich nachdenklich, zumal da die öſterliche Beicht vor der Thür iſt. Es iſt wahr, ſagte ich mir, man ſoll keine Gelegenheit zum Guten verſäumen; denn der Menſch kann des Guten nie zu viel haben. Iſt denn nicht der Genuß der irdiſchen Freude die Vorübung zum Genuſſe der himmliſchen, die Anſchauung des Kaiſers Max nicht eine detto zur Anſchauung Gottes? Wir müſſen ja durch Millionen Mittelſtufen zur höchſten zu gelangen ſuchen! Iſt nicht etwa die hohe Moralität unſerer Dichter, das Beſtreben, die Zuſchauer im Schauen zu üben, Urſache, warum ſie kein heroiſches Trauerſpiel verfertigen, ſondern mehr und mehr in die Genre der Schauſpiele und Spektakelſtücke übergehen? Fraget die Theater-Intendanzen mit ihrem Publikum, ob ſie nicht den Rheimſer Krönungszug bei weitem der ganzen Jungfrau von Orleans vorziehen. Es iſt nämlich das Auge der edelſte Sinn, und mit Recht benannten die Griechen, das gebildetſte Volk der Welt, **blind** und **dumm** mit demſelben Worte. Im Vorbeigehen geſagt, iſt ſchon damit dem Proteſtantismus, der uns in ſeinen Kirchen nichts, außer etwa ſchöne Proteſtantinnen, zu ſehen giebt, der Stab gebrochen. Der Menſch iſt ein ſchauendes Geſchöpf; Schauen iſt ſeine Beſtimmung und Seligkeit. Oder leuchtet und glänzt uns nicht aus dem Auge der Geliebten ein Himmel entgegen? Alſo vom Auge in das Auge ſtrömt Seligkeit, ähnlich wie bei den zwei Fröſchen in Hellbrunn bei Salzburg, bei denen ſich nicht unterſcheiden läßt, aus welchem Munde das Waſſer ſtrömt und welcher es empfängt. Warum beſteigen wir denn die Rigi- und Peißen-, Geiß- und Schafberge dieſer Erde, als um zu ſchauen? Und müßte unſere ſtudierende Jugend nicht verzweifeln, wenn ſie nicht ſolche Ausſichten hätte? Woher haben denn unſere vornehmen Herren ihre hohe Bildung, als weil ſie Paris und London geſehen haben? — Deßhalb zweifeln wir mit Grund, ob jener Stilite, der ſein ganzes Leben nichts ſah, als ſeine Naſenſpitze, — alſo nicht den Ganges, nicht die Lotusblumen und Palmen, nicht einmal ſeine Hände, geſchweige denn unſern Maskenzug, kurz nichts, als ſeine Naſe, — ob dieſer zur Anſchauung ſeines Brama gelangt ſei. Und iſt die Selbſtanſchauung, das in ſich Schauen unſrer Fichtianer, um gar ſoviel lehrreicher und beſeligender als das ſtilitiſche Beſchauen ſeiner Naſenſpitze? Denn nach meiner Anſicht giebt es auf Erden nur eine beſeligende Selbſtbeſchauung, nämlich die eines zum Balle geſchmückten Mädchens in ihrem Spiegel. In Hinſicht unſrer Künſtler zweifle ich jedoch, ob ſie die Selbſtanſchauung nach ihrer Ankunft im Odeon ſo ſehr beſeligte, als das Publikum. Dieſes aber war wirklich ſelig, und es wird wenig Weſentliches dagegen einzuwenden haben, wenn die Großmuth jener noch einmal den 2000 Pfund Sterling oder 20 Centner Schlüſſel in das Himmelsthor der Carnavals-Freuden ſteckt, und ihm etwa eine Hermannsſchlacht oder einen römiſchen Triumphzug oder eine olympiſche Siegesfeier zum Beſten geben will. Denn, meint das Publikum, da wir jetzt ohnedieß mehr Stylarten in unſerm Athen vereinigen, als irgend ein Abdera der Welt, da wir antik, modern, griechiſch, byzantiniſch, gothiſch bauen und malen, ſo dürfte es nicht unpaſſend ſein, wenn uns unſre Meiſter aus jeder Stylart einen Maskenzug gratis vorbildeten, damit vor allem das chriſtliche Münchner Publikum, mit der kleinen Zahl Eiſenbahn-Beifahrer, ſelig werde. Denn wir ſind der Ueberzeugung, je mehr Maskenzüge, je mehr Seligkeit!

◆

Lyriſche Halle.

Beruf der Poeſie

von

Maximilian Grafen von Bothmer.

Ein Herz zu wiegen, das von Gram zerriſſen,
Den Geiſt, den müden, heiter anzuregen,
Den edlen Menſchen freundlich zu bewegen,
Der Menſchenglück zu fördern klug befliſſen, –

Befruchtend aufzuſchüttern das Gewiſſen,
Dem mehr am Glanze, denn am Recht gelegen;
Des Willens Feſtigkeit, der Güte Segen
Mit Ruhm zu krönen, zürnend zu vermiſſen:

Geziemt der Poeſie. – Und ihre Normen? –
Den ſchweren Ernſt zu meiden, wenn ſie ſcherzet,
Der Träume Spiel für Ernſt nicht auszugeben,

Den Muth nicht abzuſpannen, wenn ſie ſchmerzet;
Nicht lüſtern auszumalen üpp'ge Formen
Und nicht im Zwielicht weſenlos zu ſchweben!

Träumen

von

Franz von Kobell.

Wenn ich Herr der Träume wär',
Liebchen, glaube mir,
Jede Nacht, ſo wahr ich bin,
Träumte ich von dir.

O im Traume lebt ſich ſchön,
Keine Schranke wehrt,
Wie da außen auf der Welt,
Was das Herz begehrt.

Führte auch der Vater dich
Fort in fernes Land,
Ueber Meere reichte ich
Dir die treue Hand;

Schlöße dich ein Felſenthurm,
Eine Zelle ein,
Flög' ich, wie die leichte Luft,
Käm' zu dir hinein.

Aus des Königs Garten ſelbſt
Bracht' ich Blumen dir,
Küße gab' dein lieber Mund
Ungeſtraft dafür.

Kein Verbot erkennt der Traum;
Jenen kurzen Wahn,
Der uns blüht in ſeinem Reich,
Feindet er nicht an;

Keine Reue trübt die That,
Die man träumend thut,
Denn der nächſte Morgen macht
Alles wieder gut.

Der treue Ritter. *)

von

Franz v. Elsholtz.

Es war ein junger Ritter aus der Hiſpanier Land
Von ſeinem Herrn und König als Bote mitgeſandt
Zum fernen Herrſcherſitze, um dort, von Mund zu Mund,
Der Völker Heil zu wahren und ihrer Kön'ge Band.

Und allzumal der Ritter, gefolgt dem Ehrenruf,
Durch edel Thun und Weſen ſich vielfach Freunde ſchuf;
Er fühlt im fremden Lande beglückt ſich und geehrt,
Daß kaum der Heimath Sonne zu ſchaun er noch begehrt.

Doch plötzlich trübt die Sonne und trübt des Ritters Blick,
Wie Regenguß die Quelle, ein feindliches Geſchick;
Dem er gedient, — er ſteiget vom Thron in's kalte Grab
Und reißt erhabner Ahnen Geſetz mit ſich hinab.

Da bricht ein neuer Morgen auf Spaniens Flur heran;
Doch in dem Morgen Viele das Bild der Nacht nur ſahn,
Und, ſo wie Nacht und Morgen ſich ewig flieht und trennt,
So Bruder gegen Bruder in Haß und Kampf entbrennt.

Und als dem jungen Ritter die blutge Kunde naht
Und mahnt ihn, zu betreten der neuen Ordnung Pfad,
Wo vielfach Lohn und Ehren ihm winken als Gewinn, —
Da wirft er Lohn und Ehren um ſeine Meinung hin!

Entſagt dem Glanz des Lebens, der Hoheit Sonnenlicht,
Und achtet banger Sorgen und drohnder Zukunft nicht,
Und ſchließt den Unterdrückten mit offnem Helm ſich an,
Getreu der alten Satzung, ein treuer Rittersmann!

Doch ſieh! was ihm verloren an äußerm Glanz und Glück,
Das giebt der Freunde Freundſchaft und Achtung ihm zurück;
Als himmliſche Geſandte ſie klopfen an ſein Thor
Und halten auf der Strömung des Lebens ihn empor.

Ja, ſchließt ſich Dir auf immer der Heimath Pforte zu,
Hier findeſt eine neue, getreuer Ritter, Du,
Denn wie Du treu gefochten mit feſter Treue Schwerdt,
So biſt Du, treuer Ritter, des Lohns der Treue werth!

---

*) Dem edlen Spanier D. G. . . M. . . o. als Pfand der Hochachtung gewidmet, womit deſſen Verzichtsleiſtung auf ſein diplomatiſches Amt im Jahre 1834 zu Wien von allen Hochgeſinnten, welcher Meinung ſie auch angehörten, aufgenommen und vergolten wurde.

Chroniſtiſches.

Litteratur und Bücherſchau.

1) Hans Sachs in München. 1840.

Vorliegendes Büchlein iſt zum bunten Treiben unſres heurigen Carnavals, der, löblicherweiſe mehr charakteriſtiſche Darſtellungen alter Sitte und Pracht, als die gewöhnlich ſinnloſen Vermummungen der Maskengarderoben zur Schau giebt, eine recht paſſende Zugabe. Der Dichter läßt den Meiſterſänger aus dem Grab erſtehen, verſetzt ihn nach München, wo er vor 300 Jahren

— „ſein allererſtes Lied gemacht.“

und denſelben in ſeiner gemüthlichen Weiſe erzählen, was er dort Gedeihliches und Erfreuliches in Kunſt und Leben geſehen. Und

„Daß das ſtets neu aufach' und wachs
In dieſer Stadt, das wünſcht Hans Sachs.“

Er knüpft an das kräftige und prächtige Leben ſeiner Zeit die ſtrebevolle Werdeluſt unſrer Tage, und findet überall friſches Regen und Erblühen deutſcher Form und Sitte.

Möge die Poeſie nie fehlen, wo ſich plaſtiſche Kunſt und Muſik verbinden, um wahre Volksthümlichkeit mit ihrem Zauberſcheine zu verklären; möge aber auch der Dichter, unabhängig von äuſſerm Partheidrang und innerer Leidenſchaftlichkeit, ſo freiwaltend über ſeinem Stoffe ſchweben, wie es in folgenden ſchönen Zeilen von dem geradſinnigen Meiſterſänger geſagt iſt:

„Und ob er auch die Welt verlacht,
Hat er's doch ohne Zorn vollbracht,
Und unter Schimpf und bitterm Scherz
War es ihm immer warm um's Herz;
Deshalb auch, was von ihm gekommen,
Ward nirgend übel aufgenommen.“

Wir können den Dichter verſichern, daß bei keinem ſeiner Produkte, deren hoffentlich noch viele ſein werden, das Gegentheil vom letzten Verſe ſtattfinden ſoll.

G . . .

---

2) Viktor Käfer's Gedichte. Grätz, 1839, in Commiſſion bei Damian und Sorge.

— — — — „Von des Breuberges eichenumkränzter
„Höhe ſchimmert der Königsbau Walhalla's im Mondlicht,
„Weit in's geſegnete, herrliche Land des biederen Bayern.
„Plötzlich leuchtet's im Saal, es ertönen die ſchweigenden Hallen,
„Donnernd vom Jubelchor der erwachten Geiſter der Helden!“

Mit dieſem Gruße beginnt, bedeutungs- und beziehungsvoll, ein neuer öſterreichiſcher Dichter aus dem Schooße der Karinthiſchen und Steyermärkiſchen Alpen ſein Epos, die „Hermannsſchlacht.“ Wir nennen ihn willkommen! Er bringt uns eine Arminiade, auf welche das geſammte große deutſche Vaterland ſchon jetzt, in dieſer noch nicht vollendeten Form, eben ſo ſehr ſeine Aufmerkſamkeit richten mag, als wir auf Herrmann (Arminius), welchem wir ein grandioſes Denkmal an jener Stelle errichten, wo deutſche Kraft und deutſcher Muth das Joch der drückenden Fremdherrſchaft zertrümmerte.

Viktor Käfer legt den Deutſchen in Fragmenten, deren jedes ein abgeſchloſſenes Ganze voll Kraft und voll Schwung bildet, ein epiſches Gedicht vor, das noch im Fortbau begriffen iſt. Die Grundlagen, die emporſtrebenden Säulen, die mächtigen Vorhallen, Zu- und Ausgänge mit ihren rieſenhaften Portalen ſind größtentheils ſchon vom Gerüſte frei. Die epiſchen Parthien, die wir bereits vom Dichter haben, umfaſſen nicht nur das äuſſere, politiſche und kriegeriſche Leben und Wirken der Germanen, den Römern gegenüber, ſondern führen uns auch in das Innerſte des damaligen Haushaltes und Familienlebens, in die Myſterien ihrer Religion, ihres Cultus und in die Herzen der Liebenden.

Viktor Käfer iſt von der Größe ſeines großen Nationalſtoffes ganz durchdrungen; er drang aber auch mit Erfolg in die Tiefe jenes germaniſchen Lebens ein, und hält uns ſentimental-philoſophiſchen Deutſchen mit der Begeiſterung „Mimers“, mit dem Donnerklange der „asgardiſchen Harfen“ das herrliche Bild germaniſcher Größe, ſelbſtvertrauenden Stolzes, im antiken, hochwogenden Hexameter vor! Dieß Wenige über Viktor Käfer's „Hermannsſchlacht“, welche der energiſche Dichter, den tüchtige Geſinnung uns werth macht, in dieſen Rhapſodien ankündigt. Die Form, welche er für ſein Epos wählt, wird den Maßſtab derjenigen nicht vertragen, die, bornirt in ihrer Kunſttheorie, das Neue, wenn gleich durch den Stoff und durch die Zeit des Dichters bedingt, nicht würdigen. — Käfers Hexameter iſt durchweg von melodiſchem Rhythmus getragen, und wir müſſen das edle Stredem eines begabten Mannes anerkennen, der, ein Autodidakt, unter dem Waffengeklirre wenig Zeit fand, ſich mit der klaſſiſchen Metrik vertraut zu machen. An die Vorgeſänge ſeiner Hermannsſchlacht reiht ſich manches andere Gedicht epiſcher Form. „Die Konigswahl," im Nibelungen-Sylbenmaße, den Kampf der beiden deutſchen Kron-Prätendenten, des Franken-Herzogs Konrad und des Salier-Konrads ſchildernd, iſt eine treffliche Dichtung. „Jakob Müller von Baſel, „die Verklärung St. Bonifaz" u. ſ. w. bekunden auch in der romantiſchen Form das dichteriſche Talent, das ſich kühn und frei aus ſich ſelbſt herausbildete.

Dieſe Gedichtſammlung umfaßt drei Abtheilungen: Epiſches, Lyriſches und Charaden und Räthſel. Unter den lyriſchen, die uns den Dichter auch in dieſer Geſtalt von vortheilhafter Seite zeigen, ſprach uns ganz vorzüglich „Deutſche Größe" an:

„Wie beglückt, daß ich darf ſagen,
Daß ich früh den Stolz empfand,
Hier im Schatten ſeiner Eichen:
Deutſchland iſt mein Vaterland.

Wo im Schooße milder Zonen
Unbezwungne Macht gedeiht,
Und der Menſchheit ſchönſte Blumen:
Wahrheit, Treu' und Redlichkeit.

Wo das Wort voll Kraft und Klarheit
Stolz ſich wie ein Strom ergeußt,
Und die ächte Männerwürde
Streng in Thaten ſich erweiſ't.

Nicht mit Griechen ſtets und Römern
Nennt mir die Vergangenheit,
Denn in eigner Pracht und Größe
Thront der Enkel eines Teut.

Hundert Ströme der Erfindung
Schlug des Deutſchen Wunderſtab,
Wie ein Moſes in der Wüſte,
Aus des Denkens Felſengrab.

Hundert Ströme ſeiner Dichter,
Hohe Woge klar und rein,
Hundert Ströme ſeiner Siege
Tränken ſeines Ruhmes Hain.

Hehr in ſeines ew'gen Ruhmes
Purpur ſtrahlet Siegmars Sohn
Und im Schatten ſeiner Eichen
Spricht er allen Palmen Hohn."

Wir glauben dies ohne Bedenken zu dem Beſſeren zählen zu dürfen, was je einem deutſchen, edlen Dichtergemüthe entſtrömte! Wer den Werth, germaniſchem Volk anzugehören, ſo tief empfindet, wer ſo innig ſich freut, ein Germane zu ſeyn und ſeine Empfindung im Liede, ſo warm, ſo melodiſch ausſpricht, der hat auf unſere aufrichtige Achtung den vollſten Anſpruch! Der Verfaſſer ſchöpfte, ſo deuten ſeine Lieder es, nicht ſelten aus dem bitteren Lebensborne. Er ſchaute in ſeine kummervollen Tiefen und ſchwärmte manchmal über ſeine Roſenhügel; allein er fühlte auch die Dornen, und ſeltner kam der Nektar an ſeine Lippen als der Wermuth, — der allen ächten Dichtern beſchiedene Lebenstrank! Wir wurden in der lyriſchen Abtheilung nicht ſelten an unſeren Bürger erinnert.

Dies iſt gewiß kein Tadel, aber wohl ein Diplom, das man auch dem gerne reicht, der nicht ohne einzelne Mängel iſt. —

Die Ausſtattung des Werkes iſt vortrefflich.

Al... B — l.

3) Kurfürſt Maximilian I. der Glaubensheld, epiſche Skizze des dreißigjährigen Krieges, in drei Geſängen von Dr. J. B. Goßman. Würzburg. 1838, im Selbſtverlage des Verfaſſers.

Der Dichter führt uns im erſten Geſange, herkömmlicher Weiſe, in die Mitte der Ereigniſſe, zu Tilly's Leiche. Ein greiſer Jeſuit erzählt in der dunklen Gruft während der Nachtwache die Geſchichte des Anfanges und Fortganges von der Gründung der Union und Liga, bis zur Prager-Schlacht. Der zweite Geſang beginnt mit der Schilderung der Wallenſtein'ſchen Soldatenherrſchaft, bis zur Berennung des Lagers vor Nürnberg. Daß jene vor einem Novizen erzählt und dieſe vor Rekruten durch einen alten Krieger gemacht wird, liegt in der Natur des Bücherkrieges in Kirche und Hörſaal, und in der Luſt des eiſernen Waffenſpieles.

Im dritten Geſange wendet ſich der Dichter zunächſt an ſeinen verſtorbenen Bruder, mit einer Apoſtrophe, die wir uns hier mitzutheilen nicht verſagen können:

„Glückſelig, wem mit ſeinem Lilienſtengel,
Da noch der Unſchuld friſcher Kranz ihn ziert,
Im Morgenroth der Jugend, Gottes Engel
Das glüh'nde Herz im Buſen ſanft berührt,
Und aus dem Land der Leiden und der Mängel
In's beſſ're, das wir gläubig ahnen, führt!

Denn raſtlos kämpfen muß der Menſch hienieden,
Dort drüben aber wohnt der ew'ge Frieden.

Auch du biſt ſo, mein Bruder, heimgegangen,
Als jüngſt dich von der Welt der Vater rief!
Du folgteſt ihm mit freudigem Verlangen,
Indeß dein Leib auf immerdar entſchlief!
Mir aber lieſen Thränen von den Wangen,
Und viele ruh'n mir noch im Herzen tief,
Die aber jetzt, ſo wie in künft'gen Jahren,
Ich d'rin als ächte Perlen will bewahren!

Wohl ahnt' ich nicht, als ich dieß Lied begonnen,
Und du in kräft'ger Jugend noch geglüht,
Daß, eh ſo kurze Tage kaum zerronnen,
Mich ſolcher Schmerz bedrohet' im Gemüth!
Es ſei! Haſt du doch jenen Port gewonnen,
Zu dem mich heimlich oft die Sehnſucht zieht,
So will ich gern die Wege Gottes preiſen,
Und mich verarmt, dich aber glücklich heißen!"

An dieſen Anruf knüpft er ſodann Betrachtungen über Vergänglichkeit des Irdiſchen überhaupt, und erhebt ſich in der Mitte zu einem lebendigen Gemälde der Lützner Schlacht bis zum Münſter'ſchen Frieden. Max und Guſtav Adolph ſind durch die ganze Erzählung einander gegenüber recht edel gehalten. Den Schluß macht, nicht ohne gute Wirkung, eine gelungene freie Ueberſetzung der **monita paterna**, dieſes ächt Wittelsbachiſchen Fürſtenſpiegels.

Man hat einmal geſagt, die Zeit der Epopöen ſei vorüber. Eben ſo gut hätte man ſagen können, der Quell des Lebens und der Poeſie ſei verſiegt. Jedes Jahrhundert hat ſeine Heldengrößen, aber nicht jeder Achill findet ſeinen Homer. Seit dieſem urkräftigen Sohne der Natur ſind die meiſten Werke epiſcher Form, Dante's Weltgedicht und das Nibelungenlied ausgenommen, in Form und Schmuck mehr oder weniger Nachahmungen, und ſomit die Dichter bloße Enkel der Natur geworden. Dogmatiſche oder politiſche Grundlagen und fremdartiger Apparat von Mythologie haben das Walten ſelbſtſchaffender Poeſie unter den Neuern häufig unterdrückt. Ob Max und der dreißigjährige Krieg Held und Stoff zu einem Epos ſind, will der Verfaſſer in der Nachrede ſelbſt dahingeſtellt ſein laſſen, die Ausführung entſpricht aber allerdings dem beſcheidenen Titel einer „epiſchen Skizze des dreißigjährigen Krieges." — Inſofern darin hervorragende Geſtalten, großartige Schickſalswechſel und wunderbare Fügungen zuſammenfallen, iſt Stoff zur epiſchen Behandlung gegeben; da aber dem Dichter zunächſt die untergeordneten Zwecke der Jugendbelehrung und Apotheoſe ſeines Helden vorſchweben, ſo kann das Gedicht, nach des Verfaſſers eigenem Geſtändniße, kein auf ſich beruhendes Kunſtwerk ſein, obwohl die Geläufigkeit in achtzeiligen Stanzen, — des Verfaſſers Lieblingsversmaß, wie er es nennt, — dann die Ausſchmückung mit Erſcheinungen, Wundern, Viſionen, Anrufen und einer Epiſode, der Jugend, welche gern aus Vergleichen urtheilt, Anklänge aus ihrem Homer, Virgil und Taſſo wohl rege machen dürften. Es iſt Vieles und oft mit Kunſt auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt. In dieſen ſtrebevollen Tagen der Reſtauration, wo Kunſt und Wiſſenſchaft im Dienſte des Staates ſtehen, wo man den geſchichtlichen Boden wieder ſäubert, befeſtigt und mit Denkmalen der Vorzeit ſchmückt, damit ſich das wankelmüthige Geſchlecht daran emporrichte, mag es dem Dichter allerdings ein patriotiſches und zeitgemäßes Unternehmen geſchienen haben, ſeine Maxiade als Weihgeſchenk an den Granitblock zu hängen, von dem Thorwaldſens Meiſterwerk den beflügelten Jahrhunderten ein donnerndes Halt! zuzuherrſchen ſcheint.

Schließlich bemerken wir, daß vorgedachtes Werk als zweites Glied einer epiſchen Trilogie zu betrachten iſt, worin Churfürſt Max Emanuel und König Max Joſeph dem erſten großen Maximilian angereiht werden, weßwegen der Verfaſſer am Schluße bemerkt:

„Die drei zuſammen nimmt er als ein Ganzes,
Denn alle drei entſprangen Einem Quell,
Indeß doch mit dem Strahl des eignen Glanzes
Jedweder leuchtet eigenthümlich hell:
Der König, werth des Friedenspalmenkranzes,
Der Glaubensheld und Max Emanuel.
Der Dichter that es, daß er ſo beſchriebe
Der Bayernfürſten Glauben, Stärk' und Liebe."

H. . . .

Theatraliſche Muſterungen.

Wenn wir auf die, für das erſte Viertheil des laufenden Jahres uns vorliegenden Repertoires der ſechs vornehmeren Hoftheater Deutſchlands: Wien, Berlin, München, Dresden, Stuttgart und Carlsruh, eine Charakteriſtik derſelben zu begründen und aus deren Leiſtungen auf den Grad von Kunſtgefühl zu ſchließen veranlaßt wären, welches bei den einzelnen Anſtalten obwaltet und ſich geltend macht, ſo würden wir im Allgemeinen zwar einem genügenden Reſultate nicht begegnen, im Einzelnen aber und mit Rückſicht auf die wenig zuſagende Stimmung des Publikums, mancher höheren Beſtrebung unſre bereitwillige Anerkennung nicht verſagen dürfen.

Nicht zu läugnen iſt, daß, im Ganzen genommen, die höher Gebildeten und Begabten in unſrem Vaterlande von dem Theater mehr oder weniger ſich zurückgezogen haben, oder doch gleichgültiger dagegen geworden ſind, wovon allerdings wohl die Theater ſelbſt zunächſt die Schuld tragen. Sie haben angefangen, den Geiſt und die Achtung zu unterdrücken, womit, zur Zeit der erſten Entwicklung unſrer Bühne und zugleich ihres höchſten Glanzes, deren Beſuch zu einer Art von Cultus, den Göttern des Ortes dargebracht, erhoben wurde. Dieſer Cultus iſt nun zu einer Orgie herabgeſunken, wo nur Rauſch und momentane Befriedigung geſucht wird, wo man tieferen Eindrücken und Mahnungen ſich verſchließt, um einem reinſinnlichen Kizel ſich hinzugeben. So iſt denn der heilige Raum vor den Brettern an eine bloß ſchauluſtige, Zerſtreuung ſuchende Menge, die Herrſchaft auf den Brettern an den Decorateur und Schneider, und das Urtheil über die Bretter, aus den Händen der Engel und Leſſinge, an eine, ſeitdem ganz neugebildete Handwerkszunft, — die Zunft der ſogenannten Correſpondenzler, übergegangen, welcher dieſe Art des Urtheils als alleinige Quelle des Erwerbes und Einfluſſes dient.

Was aber die Theater, mit ſo geringer Vorausſicht der Folgen, begonnen, das haben die Zuſchauer, vom Genuß der Gegenwart hingeriſſen, rüſtig fortgeſetzt und dem ihnen mitgetheilten Impulſe ſo rückſichtslos ſich überlaſſen, daß nun an ein Zurückhalten und Hemmen kaum noch mit Ernſt zu denken, vielweniger nachhaltig dafür zu wirken iſt. So ſehen wir denn auch in den Wüſten unſrer Theater-Repertoires nur wenige Werke edlerer Art als freundliche Oaſen hervorſchimmern, nur wenige der obengedachten Anſtalten ihrem Beruf, ihrer Stellung zum Publikum und den Zuſchüſſen genug thun, welche dafür von den Höfen beigeſteuert werden. Aus dieſen Zuſchüſſen aber ſcheint uns eben die Verpflichtung hervorzuwachſen, den Anſprüchen der Kunſt in höherem Grade zu entſprechen, als der augenblickliche, mißleitete Geſchmack der Menge, wo man von dieſer abhängig und auf ſie allein angewieſen iſt, ſolches vielleicht zuläßt, daher denn auch mit Privat-Direktionen über die Wahl ihrer Leiſtungen in der Regel nicht viel zu rechten, bei den Hoftheatern hingegen eine bloß und entſchieden gewerbliche Richtung ohne Zweifel zu mißbilligen iſt.

Nach dieſen Voranſtellungen aber nehmen wir keinen Anſtand, das Königliche Theater in Berlin als dasjenige zu nennen, wo die ebengedachte Richtung am wenigſten vorherrſchend erſcheint, ſei es nun, daß die Wünſche des dortigen Publikums einem höhern Kunſtgebiete ſich geneigter zeigen, oder daß durch die auſſerordentlich bedeutenden Königlichen Zuſchüſſe der Verwaltung eine gewiſſe Unabhängigkeit von ſolchen Wünſchen geſichert iſt. Denn mancherlei Alltäglichem gegenüber, dem denn doch auch, wie billig, Raum zu gönnen, ſehen wir, durch Produktionen wie Phädra, Nathan der Weiſe, Iphigenia, Fauſt, Don Carlos, Emilia Galotti, Wallenſtein, ſodann Fidelio, Fernand Cortez, die Veſtalin u. ſ. w., das Gleichgewicht wieder hergeſtellt, im Ganzen auch die Athleten, Taſchenſpieler, Lumpaci-Vagabunden, Eva-Kathels und Schnudi's, womit andre Hoftheater ihr Publikum nicht ſelten bewirthen, auf der Berliner Königlichen Bühne nicht einheimiſch, ja auch, durch das rechte Maß von Neuigkeiten und deren vollendete Darſtellung, wofür die Namen Seidelmann. Rott, Devrient, Weiß, Grua, Stawinski, Wolf, Crelinger, Stich v. Hagen u. ſ. w. hinreichende Bürgſchaft leiſten, die Zuſchauer, wenn auch nicht zufrieden, doch in die Unmöglichkeit geſtellt, über die Anſtalt, im Vergleich zu Andern, mit Recht Klage zu führen.

Soviel für heute, mit dem Bemerken, daß wir die weitere Mittheilung unſrer vergleichenden Ueberſichten einer der nächſten Nummern um ſo mehr vorbehalten müſſen, als diesmal kein Raum dazu übrig, im Allgemeinen auch nur ein ſehr kleines Maß desſelben den Intereſſen des Theaters in dieſen Blättern gewidmet iſt.

B. . .

Denk- und Meldetafel.

Ueber die Litteratur in Moskau werden uns folgende Notizen mitgetheilt:

Die meiſten Moskauer Litteraten halten ſich in dieſem Augenblick zu Petersburg auf, mit Ausnahme von Zagoskin, Weltman, Raitſch, Pawloff und Fürſt Schakovskoj. — Schevireff *) iſt auf Reiſen.

Der thätigſte und talentvollſte Moskowiſche Litterat iſt Weltman. Seine Poeſie beurkundet ein ausgezeichnetes Talent. — Im vergangenen Jahr hat er das Publikum mit zwei Romanen beſchenkt, die nicht dickleibig ſind, aber eine ſehr angenehme Erſcheinung in der ruſſiſchen Litteratur bilden. — In dieſem Augenblick läßt er einen neuen intereſſanten Roman: „der General Kalimeros“ erſcheinen. Der Held deſſelben iſt aus der berühmten Epoche von 1812, die Handlung in Moskau.

Raitſch ſetzt ſeine Galatée fort, das einzige in Moskau erſcheinende litterariſche Journal.

Fürſt Schakovskoj, dieſer Neſtor der ruſſiſchen Dramaturgie, iſt jetzt beſchäftigt mit einer „Hiſtoriſchen Ueberſicht des alten und neuen ruſſiſchen Theaters, ſo wie auch der ausländiſchen Bühnen.“

Laſchetſchnikoff, einer der ausgezeichnetſten ruſſiſchen Romandichter, hat kürzlich ein Drama geſchrieben, ſein erſter Verſuch in einem neuen Genre, über deſſen Erfolg man noch nichts Sicheres weiß.

Ein uns zugekommener Brief aus Peſth enthält folgende litterariſche Nachrichten:

„Unter uns iſt ein neuer deutſcher Paul de Kock aufgeſtanden, oder, wie andre Journale (z. B. der „Spiegel“) hier behaupten, ein neuer Balzac. Indeß darf die Sache keineswegs als ein bloßer Scherz gelten. — Wer aber iſt dieſer de Kock und Balzac? — Niemand Anderer, als Herr Julian Chownitz, welcher als Peſther Berichterſtatter in einer Unzahl deutſcher Journale ſchon hinreichend bekannt iſt. Geiſt und in gewiſſer Hinſicht Genie, läßt ſich dem jungen Manne nicht abſprechen, allein der Leichtſinn und die Oberflächlichkeit, mit der er Alles, was ſeiner Feder entfließt, behandelt, überwiegt jene ſchätzbaren Eigenſchaften. Herr Chownitz gab einen Roman heraus: „Moderne Liebe,“ in deſſen Vorrede er erklärt, er habe denſelben in 8 (ſage acht) Tagen gemacht, und werde alle folgenden in nicht weniger Zeit zu Stande bringen! O erſtaunliches Reſultat der modernen Aufklärung, der großartigen Jungdeutſchen-Litteratur! Einen Roman in 8 Tagen! — Was braucht man nun zu einer Meſſiade? — Allenfalls 14 — 15 Tage. — Im Uebrigen müſſen, wie geſagt, die Vorzüge ſowohl des Autors, als ſeines Werkes, anerkannt werden, und es iſt, bei großer Flüchtigkeit, ein friſches, keckes, oft geniales Produkt, worin unſer modernes Leben ſcharf und frappant abgeſpiegelt erſcheint, und eine reiche Fülle von Geiſt, Witz und Humor, eine große Gewandtheit und Leichtigkeit in Führung der Handlung und der Charaktere ſichtbar iſt, welche letzteren ſtets bloß mit ein Paar Federſtrichen angedeutet und

---

*) Unſer verehrter Mitarbeiter.

doch von ſeltener Plaſtizität ſind. Ueberaus große Glätte und Reinheit herrſcht im Style, und hierin dürfte Chownitz ſich wohl mit unſern Beſten meſſen können, — nur billigen wir ſeine punktirte, franzöſirende Methode nicht ganz. Das Buch wird zur Oſtermeſſe in Leipzig ſein, und, ſo wie es bei uns in gewiſſer Hinſicht Epoche machte, überall ſich Theilnahme erringen.

Von andern litterariſchen Verhältniſſen bemerke ich, unter dem Wenigen, wovon zu ſprechen wäre, daß das neue deutſche Journal: „Peſther Tageblatt,“ unter S. Saphirs verſtändiger und verdienſtvoller Leitung, ſich immer mehr und mehr Anerkennung erwirbt. Als S. Saphir ſein Blatt gründete, wollte er dem fühlbaren Mangel an einem Organe zur Beſprechung ſittlicher, litterariſcher und Kunſtintereſſen in Ungarn abhelfen. Ein derartiges Unternehmen war keine Kleinigkeit; denn bei uns ſcheint man noch nicht allgemein zum klaren Bewußtſein einer ſolchen Nothwendigkeit gekommen zu ſein, und wenn auch Manche etwas Aehnliches wünſchten, ſo ſcheint das Verlangen der Mehrzahl ſich doch nicht über Kaffee- und Gaſthäuſer, Jagd- und andre Parthien hinaus erſtreckt zu haben; ſodann hatte der Redakteur ſelbſt keinen akkreditirten Namen; er war einige Zeit Correſpondent des „Humoriſten;“ hierin beſtand ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Nicht minder gebrach es dem neuen Journale Anfangs auch ſehr an litterariſchen Kräften, und wenn in andern Ländern einer neu entſtandenen Zeitſchrift 300 Mitarbeiter zu Gebot ſtehen, ſo mußte hier das Tageblatt mit 3 — 4 vorlieb nehmen. Die Gründung deſſelben war alſo keine Kleinigkeit, und ging mühevoll von Statten. Um ſo mehr Verdienſt daher, daß es jetzt in ſo trefflicher, würdiger, ja ſeltner Bedeutſamkeit daſteht, um ſo mehr Ehre dem Herausgeber und Redakteur, der es zu einem gewichtigen Organe aller magyariſchen Lebensverhältniſſe, aller phyſiſchen und ſittlichen Richtungen zu machen wußte, in welcher Eigenſchaft es, beſonders für's Ausland, von nicht geringem Werthe ſein dürfte

Vom Theater iſt vorläufig nicht viel Neues zu berichten, außer daß der, neulich mit enormen Koſtenaufwande hier gegebene Oberon nicht vom glücklichſten Erfolge gekrönt war. Aber wer wird auch eine klaſſiſche Oper beſuchen, um ſich darin zu langweilen? Da lob' ich mir z. B. die Wiener Lokalpoſſe, das iſt viel intereſſanter und brauchbarer für gebildete Leute. Warum wird z. B. rufen dieſe, die unſterbliche Peſther-Poſſe: Tſchuli-Buli uns nicht mehr dargeboten, dieſer äſthetiſche Hochgenuß, dieſes non plus ultra der Poeſie, dieſe Krone der Humoriſtik, dieſes Diadem der Satyre, dieſes Königreich an Wiz, dieſes Kaiſerreich an Geiſt, dieſes Himmelreich an Allem, was trefflich und ſchön iſt? So rufen die Peſther Gebildeten, und ich ſage: Nach Belieben!“

Zwei Profeſſoren der Univerſität zu Dorpat, die Herren Bluhm und Rosberg, haben, in Verbindung mit Herrn Syndicus von der Borg, die Ausgabe eines Journals unternommen, welches jede Woche, einen großen Druckbogen ſtark, unter dem Titel: „Dorpater Jahrbücher für Litteratur, Geſchichte, Statiſtik, Völker- und Länder-Kunde Rußlands“ erſcheinen, und ohne allen Zweifel eben ſo intereſſant als nützlich werden wird.

Herr von der Borg beſitzt ein ausgezeichnetes poetiſches Talent, kennt gründlich die ruſſiſche Sprache und wird mit Recht für den beſten Ueberſetzer aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche gehalten. Seine Uebertragungen der Gedichte von Derſchawin, Demitrieff, Schukofſki ꝛc. ſind vortrefflich. Ebenſo ſind auch die Profeſſoren Bluhm und Rosberg, jener durch viele ausgezeichnete Aufſätze über Statiſt und Geſchichte, dieſer als Lehrer der ruſſiſchen Litteratur durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe rühmlichſt bekannt, wie Letzterer denn ein muſterhaftes Ruſſiſch ſchreibt und in der Journaliſtik große Gewandtheit beſitzt, da er ſchon Mitarbeiter und Herausgeber mehrerer Journale geweſen.

Trotz der großen Menge deutſcher Bewohner Rußlands konnte ſich bis jetzt, aus Mangel an Abonnenten, kein deutſches Blatt daſelbſt halten. Möge dieſem, ſo vielverſprechenden ein beſſeres Schickſal zu Theil werden!

* * *

Ansicht nach der Veste, vom Lorenz-Thurm über die Stadt hin.
Der Weg zur Burg.
Eingang in die Burg.
Ansicht der Veste, vom St. Johanniskirchhofe aus.
Das Frauenthor.
Das sogenannte Haus Nassau und das Albrecht-Dürer-Haus.
Der schöne Erker der St. Sebalds-Pfarre und der sog. Heidenthurm der Burg.
Der Henkersteg.

Partenkirchen, im bayr. Hochland.

Passau, Totalansicht.
— von der Innseite.
— „ „ Donauseite.
— Die Veste (Ober- u. Unterhaus.)

Pommersfelden, Schloss bei Bamberg.

Pottenstein, Städtchen und Schloss bei Forchheim.

Regensburg, Totalansicht mit der Donaubrücke.
Der Dom von vorn, Doppelblatt.
Derselbe von der Seite.
Das Rathhaus.
Das schottische Benedictinerstift-Kloster St. Jacob, sog. Schottenkloster.
Die Goliathstrasse.

Die **Salisburg** bei Neustadt a. d. Saale.

Schwarzach, Kloster, oder Münsterschwarzach am Main.

Streitberg, Ruine bei Muggendorf.

Tegernsee, k. Lustschloss.

Theres, Schloss, Kloster a. Main.

Vierzehnheiligen bei Bamberg.

Weltenburg, Kloster, an der Donau.

Werthheim, am Main.

Würzburg,
Totalansicht vom Steinberge aus.
Die k. Residenz.
Die Domstrasse.
Die Liebfrauenkapelle.

Diese Sammlung von Stahlstichen bayr. Städte etc. in gr. 8. wird fortgesetzt.

Salzburger &c. Ansichten.

Salzburg, Totalansicht.
— das Schloss.

Der **Schwarzbachfall** bei Golling.

Hallstadt.

Gastein, Bad.

Grundriſſe, Pläne und andere Abbildungen.

Plan der k. Haupt- und Reſidenzſtadt München, nebſt 15 Anſichten. Geſtochen von G. Mayr u. Schleich. (Kupfer.) 1 fl. 36 kr.

Neuer Grundriß der k. Haupt- u. Reſidenzſtadt München, mit den Hausnummern in 50 Blättern, nach den 50 Diſtrikten eingetheilt. 8. in Futteral. 1 fl. 12 kr.

München in den Jahren 1300, 1613, 1667 u. 1837. Vergleichende Grundriſſe. (Kupfer). 8. 15 kr.

Plan des engl. Gartens bei München. Querqu. colorirt. In Futteral. (Stein). 20 kr.

Plan des kgl. Luſtſchloſſes Nymphenburg bei München. Querquart, colorirt. In Futteral. (Stein). 20 kr.

Plan des k. Landgerichtes Au bei München, u. des Burgfriedens der k. Haupt- u. Reſidenzſtadt München. Folio. (Stein). 20 kr.

Fronte und Grundriß der Allerheiligenhofkirche in München. 2 Blätter. (Stein). 48 kr.

Grundriß der Frauenkirche. (Stahl.) 12 kr.

Grundriß der Glyptothek. (Stein) 12 kr.

Grundriß des k. Hoftheaters. Souterrain u. Parterre. (Stein). gr. 8. 2 Blatt à 12 kr.

Grundriß der Pinakothek. (Stein). 12 kr.

Abbildung der türkiſchen Fahne, erobert von Max Emanuel, aufgehängt in der Frauenkirche. Royal-Folio in Buntdruck. 36 kr.

Grabmonument des Dichters M. Beer auf dem iſraelitiſchen Gottesacker bei München. (Holzſchnitt.) 12 kr.

Grabmonument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in der St. Michaels-Hofkirche, von Thorwaldſen. (Holzſchnitt). 12 kr.

Grabſtein Kaiſer Ludwig IV. in der Frauenkirche zu München. 4. (Stein). 15 kr.

Die k. Allerheiligen-Hofkirche in München, Grundriß des Souterrains und Parterre, Durchſchnitte nach der Länge und Breite. Fol. (Stahl.)

Grundriß der Allerheiligen-Hofkirche. (Stahl). Souterrain und Parterre. gr. 8.

Inhalt.

Seite
Das Manuſcript. Bagatelle von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. (Fortſetzung und Schluſs.) 97
Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur, von 1778 bis 1810. Nach einem Manuſcript des ſchwediſchen Litteraten Barr, bearbeitet von A. v. Stieglitz 105
Die Hölle, von A. v. Maltitz 112
Kann der Chriſt ſelig werden, welcher den groſsen Künſtler-Maskenzug nicht geſehen hat? — eine Betrachtung von Fr. v. P. Hochſteder 121
Lyriſche Halle.
Beruf der Poeſie, von Maximilian Grafen v. Bothmer 123
Träumen, von Franz v. Kobell 123
Der treue Ritter, von Franz v. Elsholtz 124
Chroniſtiſches.
Litteratur- und Bücherſchau
1) Hans Sachs in München. 1840. 125
2) Viktor Käfer's Gedichte. Grätz, 1839, in Commiſſion bei Damian und Sorge . 125
3) Kurfürſt Maximilian I. der Glaubensheld, epiſche Skizze des dreiſsigjährigen Krieges, in drei Geſängen, von Dr. J. B. Goßmann. Würzburg, 1839, im Selbſtverlage des Verfaſſers 126
Theatraliſche Muſterungen 128
Denk- und Meldetafel 129

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut des Tarifs der k. k. öſterreich. Polizei und Cenſur-Hofſtelle: halbjährig zu fl. 4. 24 kr.	Bei den **k. bayr.** Poſtämtern halbjährig im I. Rayon fl. 3. 32 kr. im II. „ fl. 3. 39 kr. im III. „ fl. 3. 43 kr.	Auf dem Wege des **Buchhandels** bezogen Ganzjährig fl. 7. — halbjährig fl. 3. 30 kr. vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein
unter Mitwirkung
von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit, — L. v. Auerbacher, — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Aloys Büſſel, — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben, — Carl Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrmbacher, — Richard Franke, — Eduard Gehe, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — Franz v. Kobell, — K. A. Kaltenbrunner, — Carl v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr. Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewireff, — Karl v. Schweizer, — G. H. v. Schubert — Dr. Carl Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — C. A. Tiedge, — Friedrich v. Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Mai.

1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Subſcriptions-Anzeige

von **Georg Franz** in **München**, Peruſagaſſe Nr. 4.

München
Augsburg
Landshut

Steingaden
Berchtesgaden
Reichenhall
Dießen

Kl. Ramſau
Dachau
Traunſtein
Aichach

Weaſcheid
Neuſtadt a. S.
Dingolfing
Landau

Ebersberg
Erding
Miesbach
Mühldorf

Starenberg
Lauten
Wertheim
Nymphenburg

Ansbach
Bayreuth
Bamberg

Das

Königreich Bayern

in ſeinen

alterthümlichen, geſchichtlichen, artiſtiſchen und maleriſchen Schönheiten,

enthaltend

in einer Reihe von Stahlſtichen

die intereſſanteſten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöſter, Burgen, Bäder

und ſonſtige Baudenkmale

mit

begleitendem Texte

von

M. v. Ch...rg.

> Wie's Phantaſie nur wünſcht, ſo fügen Gebäude und Bäume
> Hier ſich zum reizenden Bild, zaubern zur Wahrheit den Traum.
>
> König Ludwig.

Das erſte und zweite Heft dieſes Werkes iſt bereits erſchienen, und enthalten dieſelben

I. Die Baſilika, Kirche des hl. Bonifazius in München.
II. Oberhaus und Niederhaus (Paſſau).
III. Das Ciſterzienſerkloſter Fürſtenfeld bei Bruk.
IV. Würzburg.
V. Das k. Hof- und Nationaltheater zu München.
VI. Die Kur- und Molken-Anſtalt zu Kreuth.

mit den Abbildungen in Stahlſtich. Den Beſchreibungen der Städte iſt die Abbildung des Stadtwappens vorgedruckt.

Der Subſcriptionspreis eines Heftes von 2 Stahlſtichen und 1½ Bogen Text iſt 27 kr. rhein., eines Doppelheftes 54 kr.

Ueber Bayern in ſeinem jetzigen Umfange iſt kein Werk wie das hier begonnene vorhanden, keines, das alle Provinzen enthält und ihre Merkwürdigkeiten uns kennen lehrt. Wir haben zwar einzelne Werke, die mit großem Aufwand und außerordentlicher Mühe be-

Kempten
Benediktbeuern
Sulzbach
Lohr
Hof
Kronach
Memmingen
Kipfenberg
Nördlingen
Kelheim
Fürth
Forchheim
Ingolſtadt
Eichſtädt
Weißenburg
Ellingen
Partenkirchen
Scheyern
Erlangen
Kreuth
Höchſtädt
Kiſſingen
Alexandersbad
Pappenheim
Roſenheim
Donauwörth
Neumarkt
Sulz
Brückenau
Ettal
Fürſtenfeld
Attel
Tegernſee
Vierzehnheiligen
Waſſerburg
Seon
Burghauſen

Banz
Rothenburg
Streitberg
Tölz
Culmbach
Weſſobrunn
Dietramszell
Sulzbach
Amberg
Rabeneck
Gößweinſtein
Heilsbronn
Salzburg
Herrenchiemſee
Günzburg
Frauenchiemſee
Seefeld
Biſchofsheim
Miesbach
Trausnitz i. Th.
Leuchtenburg
Kitzingen
Marquardſtein
Oettingen
Heilsbronn
Hohenſchwangau
Babenhauſen
Farrnbach
Aufſeß
Pommersfelden
Mittenwald
Culmbach
Thurnau
Wolfratshauſen
Peißenberg
Lindau
Sanspareil

Nürnberg
Paſſau
Regensburg

Deggendorf
Neuburg a. Inn.
Straubing
Rothalmünſter

Wunſiedel
Freiſing
Abensberg
Walley

Wirfeld
Neuſtadt a. A.
Ebrach
Trausnitz b. Ldsh.

Oſterhofen
Füſſen
Garmiſch
Prien

Karlſtein, Ruine
Schloß Stein
Windsheim
Dinkelsbühl

Würzburg
Aſchaffenburg
Schweinfurt

Litterariſche Soirée *)

von

Alexander v. Sternberg.

In einem ſehr guten Theile der Stadt, in einer Straße, wo die reichen Banquiers ſich angeſiedelt hatten, und wo man demzufolge in den Mittagsſtunden ein fortwährendes Geraſſel der Wagen hörte, welche die Beſitzer vornehmer Namen zu den Beſitzern der Geldſäcke führten, ſah man um die achte Abendſtunde die ſechs Fenſter mit den rothen Vorhängen erleuchtet, die zu dem Geſellſchaftszimmer oder dem ſogenannten Salon des Herrn Tipp, Edlen von Tippenheim gehörten. Dieſer ſehr achtungswerthe Herr gab nämlich heute ſeinen „Abend.“

Die kleine ſilberne Schnörkel-Pendüle, mit einer Gruppe von einer in Roſenroth gekleideten Schäferin, um die ſich in einer fürchterlichen Verdrehung ein hellblauer Schäfer zärtlich bemühte, hatte ſchon mit hektiſcher Stimme ihre acht leiſen Schläge geſummt; die Wachskerzen waren angezündet und gehörig vertheilt, und die kleine Familie ſaß, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, an einer Ecke des Kamins verſammelt.

Herr von Tipp, in einem ſchwarzen Anzuge und in eine ſehr hohe Halsbinde eingeſchnürt, ſaß in einem Armſtuhl, ohne zu wagen, ſich an deſſen Rückenpolſter anzulehnen, weil für den heutigen Abend der Ueberzug abgenommen war. Frau von Tipp in einem bauſchigten weißen Mouſſelinkleide hielt ihre Blicke mit der Aufmerkſamkeit, mit der man die Bewegungen eines Telegraphen beobachtet, auf die Tochter geheftet, die vor ihr ſtand, weil es ihr verboten war, ſich zu ſetzen, um die Falten ihres Kleides nicht aus der gehörigen Lage zu bringen.

Herr von Tipp fand es für nöthig, das Stillſchweigen zu unterbrechen, und er that es mit der Bemerkung, daß es ſchon acht Uhr geſchlagen habe. Um dieſer Thatſache mehr Gewicht zu geben, ſtreckte er ſich wie im Unmuth aus, und nahm die Miene eines Mannes an, der ſich langweilt.

Nimm Deine Füße von der Kamineinfaſſung weg, ſagte Frau von Tipp.

Ich weiß nicht, wie Du mir heute vorkommſt, Amenaide? rief Herr von Tipp verwundert.

Dieſe Bemerkung war jedoch nur eine Redensart. Frau von Tipp erſchien Herrn von Tipp heute nicht um ein Haar anders, als ſie ihm ſeit dreißig Jahren, die er mit ihr verheirathet, immer erſchienen war. Es konnte auch in dieſer Hinſicht durchaus keine Ueberraſchung ſtatt finden.

Sieh mich an, rief Frau von Tipp nach einer Pauſe.

Herr von Tipp machte ſofort Anſtalten, die eingeſchnürten Halsmuskeln in eine Bewegung zu bringen, die zur Folge hatte, daß nach und nach ſein breites Geſicht dem erhitzten Antlitz ſeiner Gemahlin gerade gegenüber ſtand. Sie zupfte ihm den Halskragen zurecht und brachte die geſtickte Weſte zum Vorſchein, die ſich unter dem Frack verſteckt hatte.

Ich glaube, mein Schatz, bemerkte Herr

---

*) Bruchſtück aus der, von dem Verfaſſer vorbereiteten größeren Schilderung des heutigen Treibens in der Litteratur.

von Tipp, daß der Graf meinem Putze keine ſonderliche Aufmerkſamkeit ſchenken wird.

Das glaube ich ſelbſt, entgegnete Frau von Tipp. Er wird ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf unſere Caroline wenden. Sieh mal, wie das Mädchen ſich heute Abend wieder einmal „macht.“

Herr von Tipp betrachtete den Sprößling ſeiner keuſchen Ehe und ließ dann die Aeußerung entſchlüpfen, daß die Roſe vom Kopfe heruntergefallen ſei, weil ſie am Ohr hinge. Dieſe Bemerkung machte, daß Frau von Tipp über Herrn von Tipp's Unkenntniß der modernen Toilette in ein ſo convulſiviſches Lachen verfiel, daß der Bediente, der den Auftrag hatte, den Thee hereinzubringen, den Kopf zwiſchen die Thür ſteckte, in der Meinung, es ſeien ſchon Gäſte gekommen.

Wenn Du doch nicht urtheilen wollteſt über Dinge, die Du gar nicht verſtehſt, rief Frau von Tipp, indem ſie ſich mit einem geſtickten Taſchentuche die Thränen von den Wangen trocknete.

Mittlerweile hatte Fräulein Caroline ein Papier aus dem Arbeitsbeutel gezogen, und vertiefte ſich in die Lektüre deſſelben.

Kannſt Du's noch nicht, Linchen? fragte Frau von Tipp beſorgt.

Ich kann's ſchon, Mama, entgegnete die Dame; aber ich bleibe dabei, es iſt Unſinn.

Was iſt Unſinn? fragte Herr von Tipp.

Hier dieſe Stelle, rief Caroline, indem ſie das Blatt ihrem Vater hinreichte. Die Mama hat mir's gegeben, daß ich's auswendig lernen ſoll, es iſt aus dem neueſten Roman des Herrn Dübern.

Des Grafen Dübern, verbeſſerte Frau von Tipp. Wenn es ein gewöhnlicher Herr Dübern wäre, hätten wir uns gewiß nie um ihn bekümmert. Bedenke, daß er zehn tauſend Thaler jährlich hat, und daß er einmal bemerkt haben ſoll, daß Du ſehr ſchöne Augen haſt.

Die haſt Du von mir, rief Herr von Tipp.

Von Dir? fragte Frau von Tipp, indem ſie ihren Mann mit einem Blicke unbeſchreiblicher Geringſchätzung anſah. Nimm Deinen Kopf von der Lehne weg.

Herr von Tipp fuhr eiligſt mit dem Kopfe weg, den er in gerechtem Stolze auf ſeine einſtige Schönheit der verbotenen Lehne nahe gebracht hatte. Er vertiefte ſich in den Papierſchnitzel, und brachte höchſt verworrene Betrachtungen über die Liebe zu Tage. Ich werde daraus nicht klug, ſagte er endlich, und gab das Blatt ſeiner Tochter zurück.

Das ſag' ich ja auch! rief Caroline, und zerknüllte mit eigenſinnigem Weinen das Papier.

Greine nicht, rief Frau von Tipp. Haſt Du die Arie von Donizetti mit dem Muſikmeiſter heute durchgeſungen?

Ich hab's! rief Caroline und ſtampfte mit dem Fuße.

Herr von Tipp ſah ſeine Gemahlin verwundert an. Wo haſt Du nur die fremden Namen her, Amenaide? An der Wiege hat man's Dir doch nicht geſungen!

An der Wiege hat man mir auch nicht geſungen, entgegnete Frau von Tipp boshaft, daß ich gewiſſen Leuten mit dem Paſtor über den Hals kommen mußte, um ſie zur Vernunft zu bringen.

Dieſe wenigen Worte enthielten die Quinteſſenz alles Bittern, das Herr von Tipp im Laufe ſeines langen Lebens hatte koſten müſſen. Sie ſpielten auf eine heroiſche That ſeiner Gemahlin an, die er ihr nie verzeihen konnte, obgleich er die Miene annahm, es ganz vergeſſen zu haben. Frau von Tipp war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Nätherin, und früher Herrn von Tipp's Geliebte geweſen. Das war eine Thatſache. Sie hatte jedoch bei dem Verkauf ihrer Reize ſogleich auf das Wappen des Edlen von Tippenheim ſpeculirt. Lange Zeit war ihr dies nicht gelungen, endlich ſiegte ſie durch einen Gewaltſtreich. An einem ſchönen Morgen kam ſie mit dem Pfarrer angefahren, und Herr von Tipp wurde von den Verbündeten gleichſam über den Haufen gerannt. Seit dieſer Zeit hatte er in ſeiner Miene eine gewiſſe Verblüfftheit, die ſich nicht wieder verlor, und die Frau von Tipp als das deutlichſte Zeichen ihrer für immer geſicherten Herrſchaft anſah.

Ich habe es nicht ſo gemeint, rief Herr von Tipp, und ſuchte zu gähnen, zum Zeichen, daß dieſer Act von Unterhaltung ihn ennuyrte; aber die Dame war nicht Willens, dieſen Gegenſtand ihrer unſchuldigen Neckereien ſogleich wieder fallen zu laſſen. Zum Glück für Herrn von Tipp wurde jetzt die Thüre mit Geräuſch aufgeriſſen, es erſchienen ein Herr und eine Dame. Die Frauen fuhren auf die letztere zu, während der Herr von Tipp ſich mit dem erſtern bewillkommte. Gleich darauf öffnete ſich die Thüre nochmals, und ein langer, ſchwarzer Herr mit einer Brille trat ein, ihm folgte eine Dame, die ihren Hut nicht abnahm, weil ſie verſicherte, ſie könne nur eine halbe Stunde bleiben, die aber nichtsdeſtoweniger bis zum Souper blieb. Noch einige andere Bekannte erſchienen, die ſich ſonſt nicht ſehr häufig in dieſem Hauſe blicken ließen, diesmal aber kamen, weil ſie gehört hatten, ein ausgezeichneter Mann, der viel von ſich ſprechen mache, werde heute ſich einfinden.

Tipp! rief die Dame des Hauſes in einem ſehr graziöſen Tone.

Was willſt Du, mein Engel? entgegnete Herr von Tipp, aus der andern Ecke des Zimmers hereinkommend.

Hier iſt die Frau Commerzien-Räthin Grünling, fuhr Frau von Tipp fort. Sie will wiſſen, welche Verdienſte eigentlich unſer Freund, der Herr Graf Dübern hat. Erkläre ihr dies, Du weißt es am beſten.

Er iſt ein Schriftſteller, oder wenn Sie ſo wollen ein Dichter, meine Gnädige.

Nicht mehr als das! rief die Commerzien-Räthin enttäuſcht. Ich glaubte, er wäre der Erfinder des Daguerrotype!

Leider iſt er das nicht, entgegnete Herr von Tipp

Ach mein Himmel! rief die Dame. Das muß ich doch meiner Tochter ſagen, ſonſt ſpricht die mit ihm vom Daguerrotype. Das iſt nun einmal wieder ein Spaß, den mein Mann mir aufgeheftet hat. Er iſt ſo ſpaßhaft.

Herr von Tipp zuckte die Achſeln, und die Dame verlor ſich im Gedränge, um ihre Tochter aufzuſuchen und ihr zuzuflüſtern, daß der Graf Dübern nicht der Erfinder des Daguerrotype ſei.

Während deſſen machte die Dame im Hut die Bemerkung, daß es ſehr heiß im Zimmer zu werden drohe, und das Herumreichen der Erfriſchungen ſehr unregelmäßig vor ſich gehe.

Eine bleiche Dame, die auf dem Sopha ſaß, und mit einer hochgelben Tocque geſchmückt war, äußerte, daß ſie eine unbeſchreibliche Leidenſchaft für die Litteratur habe. Ein Herr, ihr zur Seite, verſicherte, daß er um keinen Preis in der Welt an der Wahrheit dieſes Bekenntniſſes zweifeln werde.

Und dieſer Genuß wird Einem ſo ſelten geboten, bemerkte die Dame mit der gelben Tocque.

Der Herr verſicherte, daß nichts ſeltner auf der Welt ſei, als dieſer himmliſche Genuß.

Lalla Rookh! ſeufzte die Dame.

Lalla Rookh! ſeufzte der Herr, und blickte mit einem unbeſchreiblich gefühlvollen Ausdrucke auf den Boden ſeines Hutes.

Während dieſes litterariſchen Geſprächs ſtand der Herr mit der Brille am Kamin und wärmte ſich, indem er bei dieſer Gelegenheit zwei Beine zeigte, die von einer fabelhaften Dünnheit waren. Er zog von Zeit zu Zeit ſeine Taſchenuhr hervor, hielt ſie an's Ohr, und dann wieder dicht vor's Auge, und gab alle nur erſinnlichen Merkmale, um zu zeigen, daß er die Soirée unbeſchreiblich langweilig fände.

Jetzt öffnete man die Thüre, und der Graf Dübern trat herein, gefolgt von einem ſchwarz gekleideten jungen Menſchen. Das endliche Erſcheinen des berühmten Mannes brachte im Geſellſchaftszimmer einen allgemeinen Aufſtand zuwege. Dieſen Umſtand benutzte die Dame im Hute, um unbemerkt ein großes Glas Punſch auszuleeren.

Tipp! rief die Dame des Hauſes.

Hier, Liebe! entgegnete der Hausherr.

Ich bitte Dich, ſei doch nicht ſo zerſtreut. Stelle den Grafen der Gräfin Plunders vor.

Thue es ſelbſt, flüſterte Herr von Tipp. Ich muß den Lord Fitz-Grembert dort am Kamin feſthalten. Er hat mir ſchon gedroht, vor dem Souper wegzulaufen.

Gräfin Plunders! rief Frau von Tipp, mit einer ſehr viel ſagenden Miene, hier iſt der Graf Dübern, unſer ſehr theurer Hausfreund. Herr Graf, dies iſt die Gräfin Plunders! — Wie Frau von Tipp dieſe letzten Worte ausgeſprochen hatte, trat ſie einen Schritt zurück, und rief mit einer ungemein ſchalkhaften Miene: Ich bin eine wahre Närrin, allein ich kann es nicht laſſen, zuzuſehen, wie zwei ſo ausgezeichnet geſcheute Perſonen ſich begrüßen.

Die Dame mit der gelben Tocque fand dieſe Aeußerung von Frau von Tipp's Seite äußerſt unzart.

Herr von Tipp, der ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Lord Fitz-Grembort und einer Lampe, die zu verlöſchen drohte, theilte, flüſterte dem Lord zu, daß der große Dichter ohne Zweifel etwas vorleſen werde.

Sehr ſonderbar! entgegnete der Lord. Man weiß doch, daß ich nicht das Vorleſen liebe.

Unter uns geſagt, bemerkte Herr von Tipp; ich liebe es auch nicht. Wir wollen in das Nebenzimmer gehen. Sie gingen ſogleich dahin, und der Lord brummte ein engliſches Volkslied, ließ dabei ſeine Uhr repetiren und trommelte an die Fenſterſcheiben, lediglich um nichts vom Vorleſen zu hören.

Graf Dübern trug ein Lied auf den Frühling vor, das dieſen oft beſungenen Gegenſtand auf eine neue Manier beſang, indem es gar keine Manier hatte. Es kamen keine Blüthen darin vor, die ſich ſehnten, „am Licht der Sonne zu verglühen.“ Die Frühlingsgräſer „zitterten“ nicht „dem Fußtritte der Geliebten“ entgegen. Die Roſen gebehrdeten ſich nicht wie nervenſchwache Mädchen, die erbleichen, wenn ſie Wangen ſehen, die noch zärter gefärbt ſind, wie die ihrigen; kurz die ganze Natur war natürlich, was ſie ſelten am lyriſchen Putztiſch unſerer modernen Dichter iſt. Als die Verſe zu Ende waren, überboten ſich die Zuhörer in Lobſprüchen, die Dübern von ſich ablehnte, indem er erklärte, ſein neben ihm ſitzender Freund ſei der Verfaſſer des Gedichts. Jetzt nahmen die Exklamationen dorthin ihre Richtung, aber der junge ſtille Mann ſchien durchaus nicht vorbereitet, eine Rolle in dieſer Farce zu übernehmen. Er erwiederte auf alle Entzückung nichts, und man ſah es ſeinem immer bleicher werdenden Geſichte an, wie ſehr dergleichen ihn ärgerte und langweilte.

Die Dame in der gelben Tocque begriff nicht, wie ein Mann, der ihr nicht vorgeſtellt worden war, die Dreiſtigkeit haben konnte, ein Gedicht von ſich vortragen zu laſſen. Es trat eine lange Pauſe ein, da hörte man ein Paar helle Töne anſchlagen. Fräulein Tipp war an dem Piano vorbeigeſtrichen, und hatte zufällig es berührt. Es war natürlich, daß man ſie bat, zu ſingen. Die Verſtimmung, die der ärgerliche Auftritt mit dem ſchweigſamen Dichter hervorgebracht, mußte wieder verſcheucht werden, und die Dame in der gelben Tocque verſicherte, daß ſie nichts lieber thue, als in den Tönen ſchwelgen.

Während die Arie im Gange war, öffnete ſich die Thüre, und eine große blonde Dame trat herein, die den zunächſt Sitzenden Zeichen machte, daß ſie ſich nicht ihretwegen aufſcheuchen laſſen möchten. Sie ſelbſt nahm geräuſchlos an der Thüre Platz. Nichts in der Welt konnte Frau von Tipp ſo ungelegen kommen, als die Erſcheinung der blonden Dame gerade in dem Moment, wo die Arie vorgetragen wurde. Die gewünſchte Wirkung wurde offenbar zerſtreut. Der Graf, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte, verlor, ſo wie die blonde Dame die Schwelle betrat, allen Sinn für die Arie, ſo wie für die Sängerin. Er ſah mit einem ſo zerſtreuten Blicke in den weit geöffneten Mund der Fräulein Tipp, als begriffe er gar nicht den Grund dieſer Verzerrung. Dazu wurde das Getrommel und ſchottiſche Lied des Lord Fitz-Grombert aus dem Nebenzimmer immer hörbarer, indem es in die ſanften Partheen der Arie ſich eindrängte, und vollends allen Effekt vernichtete. Müde dieſes Accompagnements, erhob ſich endlich Mademoiſelle Tipp, und das Piano wurde geſchloſſen.

Mein Kind, hub Frau von Tipp an: Ich glaube, Du haſt heute ſehr zerſtreut geſungen, und die Lobſprüche, die man Dir gezollt hat, ſehr wenig verdient. Was iſt es nur, das Dich den ganzen Tag über beſchäftigt hat? Du theilſt mir nie dergleichen mit, und wahrlich, ich hätte doch Anſprüche auf Dein Vertrauen.

Was iſt's, liebe Kleine? fragte die Dame mit der gelben Tocque.

Ich darf es nicht ſagen, entgegnete Fräulein Tipp, indem ſie auf graziöſe Weiſe die Augen niederſchlug. Mama wird mir zürnen, wenn ſie erfährt, daß es ein Roman geweſen iſt, den ich den ganzen Tag über nicht aus der Hand gelegt habe.

Ein Roman! riefen Frau von Tipp und die gelbe Dame.

Wir wollen nicht ſo laut reden, ſprach Frau von Tipp. Ich errathe, von wem dieſer Roman war. Hm, hm.

Von wem? fragte die gelbe Dame, und blinzelte mit den Augen.

Es ſind Stellen darin, fuhr Frau von Tipp mit einer Stimme fort, die laut genug war, um am andern Ende des Salons gehört zu werden; Stellen, ſage ich Ihnen! Wenn ich nur ein beſſeres Gedächtniß hätte.

Zum Beiſpiel dieſe Stelle, Mama! Hier brachte Fräulein Tipp den Galimathias vor, aus dem Dühorn, zu ſeinem Schrecken, wie in einem Hohlſpiegel ſeine eignen Gedanken, in ein confuſes Gemenge zuſammengeworfen, wieder erkannte.

Die gelbe Dame ſank in die Sophaecke, und verſicherte, daß nichts in der Welt im Stande ſei, ihr einen ſo himmliſchen Genuß wieder zu gewähren.

Böſes Kind, rief Frau von Tipp, laß mich dergleichen nicht wieder erleben! Die Dichter, heut zu Tage, ſind eine zu gefährliche Bekanntſchaft für ein junges Mädchen. Hm, hm! Hab' ich nicht recht, Gräfin?

Vollkommen! Ach ſie morden uns, ſie löſen uns auf, bis auf die letzte Faſer; aber wir lieben ſie dennoch, dieſe Unmenſchen, dieſe Ungeheuer!

Frau von Tipp fand, daß die gelbe Dame ſich lächerlich machte, und dieſe entdeckte, daß Frau von Tipp darauf ausginge, ihre Tochter an den Mann zu bringen, und daß ſie dazu ſehr unzarte Mittel ergriff.

Während deſſen ſah man den Lord durch das Zimmer eilen. Herr von Tipp hatte es aufgegeben, ihn noch länger zurückzuhalten. Die Geſellſchaft ging allmählig auseinander. Die Commerzien-Räthin brannte vor Verlangen, zu Hauſe ihren allzuſpaßhaften Mann auszuſchelten. Graf Dübern verſchwand mit der blonden Dame zu gleicher Zeit. Den ſchweigſamen Dichter ließ man ſich wegſchleichen, ohne daß weder der Herr noch die Frau des Hauſes es der Mühe werth fanden, ihm auch nur ein freundliches Wort zum Abſchiede zu ſagen.

Um ein Viertel auf zwölf Uhr befand ſich wieder die Familie allein. Frau von Tipp und ihre Tochter gähnten, Herr von Tipp war aber glücklich in dem Bewußtſein, wieder einmal die intereſſanteſten und einflußreichſten Leute der Stadt in ſeinem Zimmer vereinigt geſehen zu haben.

Münchner Hundert und Eins

von

C. F.

10.

Auf dem ſchmutzigen Färbergraben iſt ein ziemlich breiter cul de sac, welcher die Hofſtatt genannt wird. Von der urälteſten Stadt wird derſelbe durch einen häßlichen, übelbenannten Bach getrennt, der größtentheils überwölbt iſt, und unter dem Pflaſter, hier und da auch unter einem Hauſe, mit raſchem Gewäſſer hinfließt, der den früheſten Umfang Münchens zur Zeit Herzogs Ludwig des Strengen umkreiſt. Bis auf dieſen Bayerfürſten war in jener Gegend die Hofſtatt. Jetzt ſind alle Spuren einer Reſidenz verwiſcht; aber wohl nicht umſonſt beließ die Zeit dem Orte ſeinen wichtigen Namen. Der kleine Zugang vom Färbergraben in die Fürſtenfelder-Gaſſe hat ſoviel, was einem Burgausgange gleicht, und es läßt ſich kaum bezweifeln, daß die erſte herzogliche Wohnſtätte gegenüber der heutigen „Hofſtatt" noch dießſeits des, damals mit friſcher Iſarflut gefüllten Baches erbaut geweſen. Der unglückliche Gemahl der enthaupteten Maria von Brabant gründete alsdann in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts den „alten Hof" an der Burggaſſe, deſſen zierliche Formen nur noch in ſehr wenigen Reſten zu bewundern ſind. Die Sankt-Lorenzkapelle am Eingang iſt gänzlich, ſelbſt aus dem Gedächtniſſe der Einwohner, verſchwunden.

11.

Wenn ich den geräuſchvollen ehemaligen unteren Kloſtergang des Stadtgerichts-Gebäudes, vom Auguſtinergäßchen herkommend, durchgehe, blicke ich im Sommer ſtets links in das trauliche Gärtchen, das die majeſtätiſche Ordens-Mauthalle gegen die Neuhauſergaſſe abſchließt. Ein Paar ſchöne Bäume, Fliedergeſträuche und Gebüſche ſind in dieſes Oblong gepflanzt, und in der Mitte ſprudelt ein Springquell. Die Arbeitszimmer des Juſtizminiſteriums gehen hier hinaus, und das mitleidsvolle Stoßliedchen eines in den abgeſchloſſenen Raum verlornen Vögelchens paßt nicht ſelten zu der Stimme der Gnade, die dort aufgeruſen wird. Aber iſt es dieſer kleine, noch erhaltene klöſterliche Reiz, der mein Auge bei jenem Durchgang im Frühling dahinzieht? — Warum ſchreit' ich nicht lieber durch den großen Hofraum mit den vier ſchönſten Kaſtanienbäumen, zwiſchen welchen das allergeſündeſte Waſſer von München geſchöpft wird? Nein! — Ich will Erinnerung haben, und an jenem offenen Fenſter ſchrieb, wann des Tages Dienſtgeſchäft vorüber war, Schenk ſeinen Beliſar. Dort ſtörte ihn nichts. Die Fußtritte der unten Durcheilenden drangen nicht hinauf zu ihm. Irene, dein Name iſt Friede! Mir wird dieſes Plätzchen, das Bayerns erſtem dramatiſchen Dichter lieb geweſen, immer werthvoll ſein. Schenk war damals Sekretair des Juſtizminiſteriums, und ſeine Laufbahn, wie ſein Ruhm, laſſen ſich denen eines Chateaubriand und Martinez de la Roſa vergleichen.

12.

Coterieen! — Dieſes Wort iſt in München ſeit fünf bis ſechs Jahren nicht unbekannt. Es ſind die, durch Gleichheit der Lebensgewohnheiten und Anſichten verbundenen einzelnen Theile, vorzugsweiſe der repräſentirenden Geſellſchaft. — Bis in die erſten Zeiten des Churfürſten Max Joſeph IV. herein bildete der wackere altbayeriſche Adel allein die Geſellſchaft am Hofe. Die Umgeſtaltung der ſocialen und der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe führte die Diplomaten ein; Bayern erhielt und München ſah ſchwäbiſchen und franzöſiſchen Adel um den König. Hauptſächlich die Niederlaſſung des Napoleoniſchen Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien, fügte das franzöſiſche Element der hieſigen Geſellſchaft bei, das ſich derſelben bald gänzlich und in faſt unbeſtrittenem, wiewohl beneideten Beſitz am Hofe, bis zu dem Ereigniſſe von **1825**, bemächtigt hielt. Die Eleganz, die Galanterie und der heitre Luxus der Pariſer Geſellſchaft zeichneten dieſe ächte franzöſiſche Coterie en chef aus. Sie hatte keine eigentliche Wurzel in Bayerns altem Adelſtande, aber ſie genoß die mächtigſte Protektion. Nach dem 13. October 1825 konnte ſie ſich ebendeßhalb nicht mehr erhalten, und zerfiel, bis ein Kreis von ſchönen Frauen und reichen Cavalieren nach einigen Jahren neue, und zwar die gegenwärtigen Coterieen ſchuf. Man kann deren für die crème der (am Hofe präſentirten) Geſellſchaft ungefähr ſechs oder ſieben zählen, worunter eine engliſche. Die Namen der Rechberge, Arco's, Zweibrücken und Cetto's ſtehen oben an. Faſt nirgends fehlen die Diplomaten. Spiel, Politik und Galanterie ſind die Hauptgegenſtände der Unterhaltung. Durchgängig hält ſich die haute volée von aller burgerlichen Berührung in den Salons entfernt; nur der Herzog Max in Bayern und die Geſandten der auswärtigen Mächte ziehen die erſten Künſtler und Gelehrten bei außerordentlichen Feſten bei. Seit mehreren Jahren häufen ſich die Soirées des hoffähigen Adels, die routs des high life; doch der Anblick der Geſellſchaft wechſelt ſelten. Darin liegt etwas Ermüdendes, wovon die Unterhaltungen der mittlern Stände frei ſind. Die maskirten Akademien im königlichen Odeon und die Maskenbälle in dem prachtvollen Theater allein ſind es, welche im Carneval die hohe und niedere Geſellſchaft einander nahe bringen. Der König giebt Kammerball in dem ſtattlichen, oberen Veſtibule des Gebäudes, und es zeigen ſich alsdann die daſelbſt erſcheinenden maskirten Quadrillen in den Logen, öfters auch in dem weit ausgedehnten Saale. Dieſe Vereinigung illuſtrirt den allgemeinen Maskenball auf eine ſeltene Weiſe.

13.

Auch der Banquierſtand hat ſeine Coterieen. Er hält ſich vorzüglich an die höhere Klaſſe der Gebildeten und möchte ſich gern dem großen Adel nähern. Die Geſellſchaft, die in ſeinen Cercles erſcheint, begegnet ſich auch bei einem hohen Staatsbeamten, bei berühmten Gelehrten, bei Geheim- oder Hofräthen, bei einigen ausgezeichneten Künſtlern. Getanzt wird zuweilen dort nach dem unergiebigen Klang eines Claviers; ich habe auch ſchon ein kleines Dilettanten-Concert oder gar franzöſiſches Jugend-Schauſpiel mitgemacht. Dieſen réunions fehlt es oft an freier Bewegung; der Reiz, den „die vornehme Welt" durch Geburt, Stand und Beſitz darbietet, mangelt. Es gab vor einigen Jahren allerdings eine Coterie dieſer Klaſſe voll männlichen Lebens und weiblicher Anmuth; aber in der Zeit hat vieles gealtert, manches iſt zerſtreut worden. Ihre ſchönen Frauen ſind zu anderen Beſchäftigungen im Hauſe hingezogen worden, als in dem Salon zu glänzen. Alles vereinigende Bälle der Studenten oder Künſtler kommen nur noch ſelten zu Stande. Letzteren iſt dieſe Unterhaltung zu modern; ſie ſuchen nach einer, der Wirklichkeit maleriſch entrückten Schöpfung. Ich werde Gelegenheit haben, dieß weiter unten näher darzulegen.

14.

Ein viel luſtigeres Thema ſind die zahlreichen Privatgeſellſchaften, Vereine und Kränzchen zum Vergnügen der bürgerlichen Stände. Ich rede hier zunächſt von den unzähligen kleinen. Gegen achtzig haben polizeiliche Bewilligung. Da giebt es eine „Abendgeſellſchaft," wie es einen Abendſtern oder eine Abendzeitung giebt; in der „Bürgertreue" und „Bürgerblüthe" kommen die Bürger zuſammen; Kaufleute vereinigen ſich im „Handelscaſino;" Handlungs-Commis in der „Union," Buchdrucker in der „Typographia." Es giebt eine „Einigkeit," eine „Eintracht," eine „Erheiterung" und „fröhliche Harmonie," eine „Zufriedenheit," eine „Reſſource," eine „Flora" und „Aurora" hier. Nie kann ich den Namen der Geſellſchaft „Lätitia" gedruckt leſen oder hören, ohne an Roms Lätitia zu denken. Mit alten Erinnerungen aus der bayeriſchen Herzoge Zeit glänzend, ſtehen „Stahl- und Armbruſt-, Balleſter- und Bolzſchützen-Geſellſchaften" hier. In allen dieſen Privatvereinen wird geſungen und concertirt, getanzt und Bier getrunken. Außerdem ſind eine Menge zum Theil namenloſer Clubbs in München. In jedem Bräu- und Wirthshauſe, in jedem der bedeutendern Cafés ſind abonnirte Tiſche, ſeparirte Zimmer. — „Wer nennt, wer kennt die Namen alle?" Das Engliſche Caffeehaus, wo „England" hoch und ritterlich thront, eine Zuſammenkunft von etwa zwanzig Freunden, deren Geſpräche und Weſen einer Tiek'ſchen Novelle zur Unterlage dienen könnten, von engliſchem Ernſt und deutſcher Gemüthlichkeit erfüllt. Ebendaſelbſt und in Fink's Café hauſen die Maler. Wirth Achaz, der „Löwenbräu," das Kapplerbräuhaus, Havard, die Caffetiers-ci-devant Krees (wo „die reiche Kapelle") und Schimon haben ihre Biergeſellſchaften, beſucht von Mitgliedern der beſten Stände. Bei „Zabler" waren einſt die Polenfreunde, und dieß der einzige wahrhaft politiſche Clubb ſeit den Illuminaten in München. Eine Geſellſchaft führt den Titel: Franziskaner, aber nicht wegen einer mönchiſchen Tendenz, ſondern einfach deßhalb, weil ſie einſt bei dem Franziskanerbräu ihr Quartier hatte. Eine andere heißt die „Schnurrbartgeſellſchaft," weil alle Mitglieder derſelben bebartet ſeyn müſſen. Ueber allen dieſen aber ſtehen, mit potenzirten Kräften ausgerüſtet, die drei großen Faktoren der Münchner Geſelligkeit: Frohſinn, Bürgerverein und Muſeum. Sie geben Unterhaltungen im großen Maaßſtab; Bälle und Concerte, die erſtern beiden auch

Theater. Der „Frohſinn“ zählt über 500, das „Muſeum“ mehr als 300, der „Bürgerverein“ 200 Mitglieder. Einſt gab es eine Thalia, die auch Theater ſpielte. Sie iſt aufgelöſt. Aber ein großer Muſikverein, die „Privatmuſikgeſellſchaft“ hat ſich unlängſt gebildet, beſtehend aus den jüngern Mitgliedern und Eleven des Hoforcheſters. Man könnte ſie eigentlich die „junge Geſellſchaft“ nennen. Choriſtinnen, Geſangs-Dilettantinnen und Tänzerinnen finden ſich dort ohne mütterliche Aufſicht ein. Ihre Productionen ſind gute Concerte, worauf Tanz folgt. Nicht leicht wird eine Stadt mehr muſikaliſch ſeyn, als München. Clavierſpiel und Geſang aller Orten. Doch ich kehre zum „Frohſinn“ und zum „Muſeum“ zurück. Dieſes iſt dermalen die Geſellſchaft des höheren Beamtenſtandes und zum größeren Theil jenes Adels, der ſich nicht zu dem hoffähigen halten kann. Glänzende Bälle und reichhaltige Zeitungslectüre ſind ihre Lebensmomente. Oft werden Vorleſungen im Schönwiſſenſchaftlichen verſucht; hier hat Saphir im Jahre 1830 durch ſeine humoriſtiſchen Vorträge Senſation unter der Damenwelt gemacht. Des Abends zwiſchen 6 und 8 Uhr finden ſich täglich ein Paar Dutzend ältliche Herren ein, die ſich am Billard Bewegung machen wollen, oder Whiſt ſpielen, oder politiſiren. Die Vergnügungen des „Frohſinns“ ſind zahlreicher: Bälle der niederen Beamtenſtände, großartige Concerte, mannichfaltiges Liebhaber-Theater. Die Pantomimen, welche hier gegeben werden, ſind vorzüglich. Das Schauſpiel hat zuſehends abgenommen und iſt zu öffentlich für eine Liebhaberbühne geworden. Als der Frohſinn noch in ſeinem alten, beſcheidenen Lokale vor dem Joſephsthore war, blühte Thaliens Privatkunſt am meiſten. Damals gab man noch große, fünfaktige Stücke von Schiller, Iffland und Kotzebue; Körner's „Hedwig und Toni“ electriſirten. „Kabale und Liebe,“ „Julius von Saſſen,“ „Menſchenhaß und Reue,“ „der Wirrwarr,“ „Partheiwuth,“ „die Corſen“ wurden gut geſpielt. Jetzt iſt man häufig auf kleine Luſtſpiele von Töpfer, Blum und aus dem Franzöſiſchen reducirt. Der Münchner „Frohſinn“ hat indeſſen manches theatraliſche Talent für bedeutende deutſche Nationalbühnen gezogen, und nicht nur das hieſige Hoftheater, nicht nur die kleinern Bühnen bayeriſcher Städte, auch die Theater zu Stuttgart, Breslau, Peſth, in der Schweiz und andere empfingen namentlich Schauſpielerinnen von ihm. Der Frohſinn hat faſt zu jeder Zeit ſeine beſonderen Geiſter, nicht im Sold, nein, im unentgeldlichen Dienſte gehabt. Er hat ſeinen Poeten, ſeinen Compoſiteur, ſeinen Pantomimenſchreiber, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Advocaten. Er weiß ſich der produzirenden Kräfte zu bemächtigen. Es verdient ein eigenes Capitel, die Entſtehungsgeſchichte dieſer jubilariſchen Geſellſchaft kennen zu lernen. Bruderſchaft iſt für ſie ein großes Loſungswort. —

15.

Haltet mich nicht auf, — ich muß euch auf die Stätte des Todes bringen! Jenes weite Leichenfeld, das wir hier, und wohl anderswo auch, mit ſchönem Ausdrucke: Gottesacker nennen. Viel ſind der Furchen gezogen, und viel Erde ſchon aufgeworfen. Man wird deßhalb einen zweiten Kirchhof gegen Norden erbauen, aber ich liebe es mehr, wenn die warme Sonne des Südens, wie auf dem bisherigen, den kalten Gedanken der Leiche durchdringt. Die Sonne giebt Leben, und meine Seele freut ſich der Illuſion, wenn das Licht auf den Gräbern flammt. Dahinter ſchaut das blaue Gebirge herein, der Freiheit Hauch weht, und Himmelsſehnſucht erglüht. Auf dem hieſigen Gottesacker iſt ſeit Wiederbelebung der Kunſt in München eine wahre Umwälzung vor ſich gegangen. Ein edler, Römiſcher und Gothiſcher Styl iſt in koſtbaren Monumenten hervorgetreten. Sonſt hatte der Bürger nur ein eiſernes Kreuz auf dem Grabe ſeiner Lieben aufgepflanzt: daſſelbe war fromm bemalt; zwei Flügel, die auf- und zugeſchlagen werden konnten, bedeckten meiſtentheils ein Heiligenbild; jetzt iſt alles in Stein und Marmor ausgeprägt. Nur der geringe Mann, der Taglöhner, die arme Wittwe, eine verlaſſene Waiſe liegen unter einem Erdwurf, den ein Kreuz von Holz heiliget, woran bald ein Chriſtus aus bemaltem Blech geſchnitten, bald auch nur eine ſchlecht geſchriebene Zeile mit der Verlebten Namen. Es kommt mir immer vor, als wenn ſich dadurch das Ländliche von dem Städtiſchen auf dem Kirchhof ſchiede. Ich habe den berühmten Cimetière des Père la Chaise zu Paris geſehen. Dort iſt ein eigener Platz für die Gräber armer Leute. Kreuzchen an Kreuzchen, zwiſchen Gängen des Sevenbaums. Auf dem Münchner Gottesacker ſind große Vierecke gebildet, deren Einfaſſung die ſteinernen Denkmäler bezeichnen, in deren Mitte aber die Vermögensloſeren im Grabe liegen. Nur wenige Geſträuche, faſt keine Bäume, geben hier Schatten, unter deren Schutz die verborgene Thräne geweint werden, das gepreßte Herz ſich unbeachtet entlaſten könnte. Ich fodere keine Cypreſſen, verſtattet mir nur die Trauerweide; oder iſt denn die wirthſchaftliche Mühe um ſo viel größer, daß ſie meinen geheimgehaltenen Schmerz entweihen darf? Die Todtenſtätte der Türken zu Konſtantinopel iſt ein Cypreſſenwald, in welchem zu den Füßen der, zur Wehmuth ſtimmenden Bäume nur Marmorplatten mit Inſchriften liegen. Uebrigens iſt Sanct Stephans geweihter Acker zu München, ſein Boden und ſeine Monumente mit vielen Kränzen und Blumen bedeckt, die von einem Allerſeelenfeſte zum andern erneuert zu werden pflegen. Wie rührend iſt hier der erſte Novembertag! Auf jedem Grabe brennen Lampen oder Lichter; aus Korallen bildet man die Namen der Begrabenen; ein armes Weib wird zur Hüterin des Grabes für den Einen Tag und die Hälfte des anderen beſtellt; bei der Erinnerung an den Todten ſpendet der Vorüberwandelnde Weihwaſſer („Weichbrunn'' genannt) und Almoſen, und betet ein ſtilles Paternoſter. Tauſende von Menſchen drängen ſich am Abende des Allerheiligentages auf dem Kirchhofe. Die Königliche Familie ſelbſt unterläßt nie dieſen frommen Gang.

16.

Erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts werden die Verſtorbenen nicht mehr in- und außerhalb der Stadtkirchen beerdiget. Obwohl nun jener Begräbnißgrund ſchon unter Herzog Albert V. vor dritthalb hundert Jahren hergeſtellt worden, ſo diente er doch mehr, gleich den fosses communes zu Paris, als Ruheort gemeiner Leute. Ein paar Denkmäler ſtehen noch aus jener früheſten Epoche, wenn auch ſchadhaft und an den Inſchriften vom Zahn der Zeit abgenagt, erhalten; aber ich bin ungewiß, ob ſie nicht von den Friedhöfen der inneren Stadt dahin ſpäter verſetzt worden ſind. Doch — Siste, viator! Wenn auch Deine Schritte vielleicht ſchon die weltberühmten Straßen des „Père la Chaise" durchwandelt, Deine Blicke verwundert die labyrinthiſch ineinander geſchobenen, gedrängten Rieſen-Monumente dort betrachtet haben, oder wenn Du etwa das Campo Santo von Piſa, zu Bologna und Ferrara geſehen hätteſt, folge mir dennoch. Nimm mich an die Hand, Du vorzüglich, der mit mir Ein Vaterland, Eine Heimath, Einen Geburtsort hat. Dem Gelehrten, dem Künſtler, dem Krieger und dem Menſchenfreund will ich ein Wegweiſer ſein. Der Römiſche Bauſtyl iſt in den vorhandenen Denkmälern bei weitem vorherrſchend; ſeit einem Decennium beginnt erſt der reine Gothiſche vielfach hier angewendet zu werden, und wir ſehen darin ausgezeichnete Arbeiten von Entres, Hautmann und Krautter. Auch Schwanthaler hat zu einem altdeutſchgeformten Monumente den Entwurf gemacht. Gleich beim Eingange des Gottesackers ſteht links an der Seite der Kirche ein ſchöner Stein, gothiſchen Styls, der Kaufmanns-Familie Ruedorfer gehörig; in der weſtlichen Kirchenwand iſt Büſte und Inſchrift des hier als Künſtler wohlbekannten Hofſtatuars Roman Boos, geſtorben im Jahre 1810, eingefügt. Die gerade Straße führt uns an des General-Lieutenants Elbracht Grabſtein „Ehre und Treue" (r.) vorüber; links ruht Ritter v. Baader, Oberbergrath und Bruder des Philoſophen Franz v. Baader, er, der es nicht mehr erlebte, Eiſenbahnen, wofür er alle Vorurtheile niederkämpfte, in Bayern, in Deutſchland, geſchaffen zu ſehen. Nicht weit von ihm liegt der treffliche Staatsrath v. Sutner, der über das ältere ſtädtiſche Regiment zu München ſchrieb, einſt ſelbſt Stadtrath, der Verfaſſer von „München, während des dreißigjährigen Krieges;" faſt gegenüber (r.) errichtete der pharmazeutiſche Verein ſeinem Stifter Gehlen (1815) ein einfaches Denkmal, und ſtellte deſſen Bruſtbild auf; der erſte Präſident der proteſtantiſchen Kirchengeſellſchaft in Bayern, Freiherr v. Seckendorf, ruht in der Nähe. Alsdann kommen wir (l.) an dem Grabe des bekannten Landſchafts- und Thiermalers Wagenbauer, in einem Alter von 34 Jahren geſtorben, vorbei; eine Pyramide bezeichnet uns das Grab des im Jahre 1806 verlebten Generals Grafen v. Taufkirchen; längs der alten Umfangsmauer, an die es ſich noch ſichtbar anlehnt, iſt das Monument des ehemaligen Grafen Topor-Morawitzky. Noch ehe wir in die gegen 1820 bewerkſtelligte Erweiterung treten, bemerke ich rechts ein Ehrendenkmal, welches Churfürſt Max Joſeph IV. dem Generalmajor und Preußiſchen Geſandten in München, v. Heymann, im Jahre 1801 ſetzen ließ: „ſeinem Freunde." An derſelben Mauer iſt der Stein des Generalmajors und Kriegsminiſters, Freiherrn v. Beſſerer-Thalfingen, geſtorben 1839, eingemacht, und gleich zur Seite die folgende rührende Inſchrift:

Seinem Cabinetsſecretair,
Joſeph von Martin,
dem
Treuen und Menſchenfreundlichen,
geb. zu Braunsbach in Franken,
1775, 23. Februar,
geſtorben 1823, 26. September,
ſetzte auf ſein Grab dieſen Stein König
Ludwig von Bayern.

Auch Dich beklag' ich hier, edler Chriſtoph von Aretin, der Du im Jahre 1824 Dein Staatsmannleben ſchloſſeſt. Faſt ihm gegenüber (l.) iſt des unvergeßlichen Arztes und Wohlthäters Dr. de Groſſi Grab.

Non mihi nunc soli rapuit mors dira maritum,
Mille homines lugent tristia [illegible].

Nun folgen einige intereſſante Gräber links, und faſt könnte man dieſen Raum den Künſtlerwinkel nennen; denn hier ruhen Clara u. Wilhelm Veſpermann, Stentzſch, Spitzeder, der 24jährige hoffnungsvolle Tenoriſt Wepper, und ſeitwärts Wilhelm Urban, deſſen ſchöne Denkſäule aufgerichtet worden aus dem Ertrag einer Vorſtellung im Schweigeriſchen Sommertheater am 3. Juli 1828. Wir beſuchen nun an dem Ende des Kirchhofs die bedeckte Gallerie rechts, und ſehen die Begräbnißſtätten und Büſten Reichenbach's und Frauenhofer's, bei denen nunmehr ſeit Kurzem auch ihr treuer redlicher Freund, Joſeph v. Utzſchneider, ruht. „Sein Name genügt; ſein Denkmal ſind ſeine Werke." — Dieſes Epitaph Reichenbach's gilt auch von dieſem; einfach und erhebend iſt Frauenhofer's Inſchrift: „Approximavit sidera." Eine imponirende Maſſe Erz iſt das Grabmal des Generals der Cavallerie, Grafen Beckers-Weſterſtetten; neben ihm ruht ein zwanzigjähriger Lieutenant, einziger Sohn ſeiner Eltern, erſchoſſen in einem unglückſeligen Duell. Ja wohl, „Gottes Friede ſei mit dem Entſchlafenen." Eine ſchöne Arbeit im Gothiſchen iſt das Monument des Freiherrn v. Zentner, Staatsminiſters und Hauptverfaſſers der Bayeriſchen Conſtitution. Unſer Lieben Frauen Domkapitel hat, gleich den Vorgängen älterer Zeiten, nebenbei ein gemeinſames Kenotaphium, das bis jetzt nur Ein Domherr (Senestrey) füllte. Weſtenrieder ruht in der Halle gegenüber und ihm iſt eine eigene Gruft gebaut. Zunächſt an dem, in der Mitte des Bogenganges befindlichen Todtenausſtellungs- („Beiſetzungs") Hauſe zu beiden Seiten ſind die ſinnigen Monumente der Bürgermeiſter hieſiger Stadt, v. Teng und v. Mittermayer, neben welchem letzteren ſeit einem Jahre der tüchtige Staatsmann und Cabinetsſecretair König Ludwigs, Bernhard von Grandaur, begraben liegt. Das Herz der Gräfin Saporta, der erſten Gemahlin des vormals griechiſchen, jetzt bayeriſchen Hofmarſchalls, iſt in einer Urne gegenüber aufgeſtellt.

* * *

Das wiedergefundene Kleid.

Ein chineſiſches Melodram.

Mitgetheilt von C. F. Neumann.

Fortſetzung.*)

Tſchong i.

Der Unglückliche! Wer nähme nicht Antheil an ſeinem Schickſale!

(er ſingt)

Ach! wie haben wir den Armen aufgefunden,
So mit Lumpen, den geflickten, rings umwunden.
Unglücklicher! Ich beſorg' den beſten Wein;
Nochmals ſchenk' ich Dir drei volle Taſſen ein.

(er ſpricht)

Mein Freund, du biſt nicht der einzige, der ſeit den älteſten Zeiten bis jetzt von Armuth gedrückt wurde.

Tſchang hiao ſeu.

Lieber Vater, wer ſind denn die Männer des Alterthums, die Elend empfingen zu ihrem Erbtheile?

Tſchong i.

(er ſingt)

Der Schmach und Armuth preisgegeben,
Zu thun, das war ein elend Leben;

---

*) Siehe: Januarheft S. 10.

Doch jetzt vor Freude das Herz ihm ſchlägt,
Das Siegel er im Gürtel trägt.
Wie wandelbar iſt nicht das Glück!
Es ſteigt und ſinkt der Welt Geſchick.
Sieh! heiter iſt der Himmelsbogen;
Dort kommt ſchon das Gewölk gezogen.
Nicht ſelten iſt Unheil hienieden
Dem liebſten, beſten Freund beſchieden!

(er ſpricht)

Betrachtet doch dieſen Mann; das Rad des Glückes hat ſich noch nicht für ihn gedreht.

(er ſingt)

Fällt Mißgeſchick auf ihn hernieder,
Den Menſchen kennſt du nimmer wieder.

(er ſpricht)

Mein Sohn, hole einige Kleidungsſtücke und einen ſeidenen wattirten Rock.

Tſchang hiao ſeou.

Hier iſt ein ſeidener wattirter Rock.

Tſchang i.

Mein Freund!

(er ſingt)

Fort mit den Lumpen, nimm das Kleid,
O Freund, es iſt für dich bereit.

(ſich zu ſeinem Sohne wendend)

Hole auch fünf Unzen Silbers.

Tſchang hiao ſeou.

Hier ſind ſie!

Tſchang i.

Dieſe Unzen Silbers.

(er ſingt)

Hier nimm! für Zehrung gieb ſie aus,
Und nun verlaſſe dieſes Haus.

Tſchin hu.

Was, mein Herr, Sie haben mir das Leben gerettet und geben mir noch überdieß eine beträchtliche Summe Geldes... Wie könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeugen!

Tſchang i.

Dieſes Kleid und dieſes Geld.

(er ſingt)

Sieh, dieſes Geld, es wird dich nähren,
Bis dir die Kräfte wiederkehren.

Tſchin hu.

Ich danke Ihnen tauſendmal für Ihren Edelmuth.

Tſchang i.

Mein Freund, ſei nur muthig und getroſt.

(er ſingt)

Einſt wird ein Knopf auf deiner Kappe ſchweben,
Wie Flammen deine Kriegerſtirn umgeben;
Ein Sonnenſchirm das Haupt weg' überreichen,
Er ſoll von ferne Silberwolken gleichen.
Bei den Gelehrten wirſt hervor du ragen,
Und dein Verdienſt, es ſoll zur Höh' dich tragen.

Tſchin hu.

Ehrwürdiger Greis; Ich habe Ihnen viele Störung verurſacht, aber Sie haben mir das Leben gerettet. Es iſt dieß eine unermeßliche Wohlthat, der ich noch dann dankbar gedenken werde, wenn der Lauf meiner Tage vollendet ſein wird; dann will ich in den Körper eines Pferdes oder Eſels fahren, um Ihnen zu dienen.

(er geht aus dem Gartenhaus)

Tſchang hiao ſeou.

(Tſchin hu wegführend)

Der gute junge Mann!

(zur Seite)

Ich denke über etwas nach. Die Geſchäfte des Hauſes, ſowohl nach Innen, als nach Auſſen, nehmen meine ganze Zeit in Anſpruch. Zu jeder Stunde des Tages muß ich Gelder einkaſſiren; da ich nun in der That einen Gehülfen brauche, ſo habe ich gute Luſt, dieſen jungen Mann als meinen Bruder anzunehmen. Ich weiß noch nicht, was er denkt im Grunde ſeines Herzens; meiner Treu, ich will ihn über dieſen Punkt ausfragen.

(zu Tſchin hu)

Sage mir doch, mein Freund, wie alt biſt du jetzt?

Tſchin hu.

Ich zähle fünfundzwanzig Jahre.

Tſchang hiao jeou.

So bin ich fünf Jahre älter, ich habe dreißig Jahre. Meine Abſicht iſt, dich als meinen Bruder anzunehmen. Was denkſt du von dieſem Plane?

Tſchin hu.

Ach, mein Herr, bedenken Sie doch! Wie können Sie über einen Unglücklichen ſolche herbe Scherzreden und Spöttereien ergehen laſſen! Mein Herr, Ihre Sprache zerreißt mir das Herz!

Tſchang hiao jeou.

Aber, ich ſpotte ja durchaus nicht.

Tſchin hu.

Ach, mein Herr, Sie würden ſehr Unrecht thun, mich als ihren Bruder anzuerkennen; denn wenn ich Ihr Bruder wäre, ſo würde ich Ihren Befehlen mit dem blinden Gehorſam eines Pferdes gehorchen, das die Peitſche und den Steigbügel fürchtet.

(er macht eine Verbeugung)

Tſchang hiao jeou.

Verbeuge dich ja nicht mehr vor Tſchang hiao jeou. Mein Freund, du haſt ein gefühlvolles, offenes und uneigennütziges Herz.

(zur Seite)

Ich habe noch nicht um die Einwilligung meines Vaters und meiner Mutter nachgeſucht; wie könnte ich nun, ohne die Sitten zu verletzen, dieſen Jüngling als meinen Bruder annehmen?

(zu Tſchin hu)

Mein Freund, ich muß vor Allem mich mit meinen Aeltern über meinen Adoptionsplan beſprechen; wenn ſie beiſtimmen, ſo hat dein Glück den höchſten Gipfel erreicht; wenn ſie ihn mißbilligen, ſo werde ich für dich doch wenigſtens einen Zuwachs an Vorräthen zu erlangen wiſſen. Bleibe hier unten bei dem Gartenhauſe und warte ein wenig auf mich.

(Er geht wieder in das Gartenhaus hinein und ſpricht zu Tſchang i.)

Lieber Vater, liebe Mutter, Euer Sohn hat ſo eben einen Plan gefaßt; aber da er weder Vater noch Mutter ehrfurchtvollſt um Rath gefragt hat, ſo wagt er nicht zu behaupten, daß ſein Verhaben ihre Billigung verdient.

Tſchang i.

So ſprich, mein Sohn; was iſt denn dieß für ein Verhaben?

Tſchang hiao jeou.

So eben, wie ich den Jüngling zum Hauſe hinabführte, fiel es mir bei, daß die Bureaugeſchäfte meine ganze Zeit in Anſpruch nehmen. Von Morgen bis Abend muß ich Gelder eincaſſiren. Ich bin alſo eines Gehülfen bedürftig und habe deßhalb den Entſchuß gefaßt, dieſen Unglücklichen für meinen jüngern Bruder anzunehmen. Aber, mein Vater, ich weiß nicht, was Sie von dieſem Plane halten.

Tſchang i.

Höre! Der Familienname dieſes jungen Menſchen iſt, wenn ich mich genau erinnere, Tſchin, ſein Zuname Hu. Dieſe beiden Worte haben, zuſammen verbunden, eine ſchlimme Bedeutung.*) Deßhalb iſt es beſſer, ihm Mundvorräthe im Ueberfluſſe zu geben, daß er in ſein Land zurückkehre.

Tſchang hiao jeou.

Dieß iſt wohl kein ernſtliches Hinderniß für mein Verhaben. Ich geſtehe, daß ich eine große Neigung für dieſen Jüngling fühle. Er iſt ſo gut!

Tſchang i.

Wohlan! Du willſt ihn aus einer edelmüthigen Eingebung Deines Herzens annehmen; meinetwegen! Sage ihm, er ſoll herauſkommen.

---

*) Tſchin hu heißt nämlich der Tiger von Tſchin.

Tſchang hiao jeou.

Lieber Vater und Mutter, empfanget die Dankſagungen Eures Sohnes.

(er geht eilig zum Hauſe hinab und ſpricht zu Tſchin hu)

Lieber Bruder, meine Eltern willigten ein. Suche ſie auf, ſie erwarten dich im erſten Stockwerke.

(ſie gehen zuſammen hinauf)

Tſchang i.

Mein Freund, mein Sohn hier wünſcht Dich als ſeinen jüngern Bruder anzunehmen. Willigſt du in ſeinen Vorſchlag?

Tſchin hu.

Ich habe es ſchon geſagt. Ich werde wie das Pferd ſein, welches man beim Zügel nimmt und das, aus Furcht vor der Peitſche oder dem Steigbügel, gehorcht.

Tſchang i.

(zu Tſchang hiao jeou)

Du hörſt es, er nimmt deinen Vorſchlag an.

Tſchang hiao jeou.

Lieber Bruder, verbeuge dich vor Deinem Vater und Deiner Mutter.

(Tſchin hu verbeugt ſich vor Tſchang i und Tſchao ſchi)

Ehrwürdige Eltern, wenn Ihr Eurer Schwiegertochter befehlen wolltet, zu kommen, um ihren Bruder zu ſehen? Was ſagt Ihr dazu?

Tſchang i.

Ich fürchte, dieſer Schritt möchte nicht ſchicklich ſeyn.

Tſchang hiao jeou.

Lieber Vater, ich finde nichts Unſchickliches darin, ich fühle eine gar ſo lebhafte Neigung für dieſen Jüngling.

Tſchang i.

Wohlan, ich gebe meine Zuſtimmung dazu.

(Li ju ngo wird in das Gartenhaus eingeführt).

Tſchang hiao jeou.

(indem er Li ju ngo bemerkt)

Liebe Frau, komm', zeige dich deinem Bruder. (zu Tſchin hu) Lieber Bruder, hier iſt deine Schwägerin.

Tſchin hu.

(ſich zur Erde niederwerfend)

Liebe Schwägerin, empfanget meinen Gruß!

Li ju ngo.

(zur Seite)

Dieſer verſtohlene, niedergeſchlagene Blick kündigt mir einen Banditen an.

Tſchin hu.

(zur Seite)

Wie ſchön iſt doch dieſe Frau!

Tſchang i.

Mein Sohn, ſage dem Tſchin hu, er ſolle ſich umkleiden.

Tſchang hiao jeou.

Lieber Bruder, gehe doch und ziehe neue Kleidungsſtücke an!

(Tſchin hu zieht ſich zurück.)

Vierte Scene.

Tſchao hing ſun

(von einem Gensd'armen begleitet)

Tſchao hing ſun

Mein Name iſt Tſchao hing ſun; ich bin aus Ngan ſchan gebürtig, im Bezirke Su tſcheou. Dem Stande nach ein Handelsmann zog ich jüngſt meiner Straße, und bemerkte nahe am Marktplatze einen jungen Menſchen, der einen Greis ſchlug. Vom Mitleid bewegt näherte ich mich dem Jüngling, um ihm hierüber Vorſtellungen zu machen. Aber ſiehe, ohne meinen uneigennützigen Rath zu beachten, verharrte er im Uebel. Entſchloſſen der Sache des Unglücklichen mich anzunehmen, ergriff ich den jungen Menſchen und verſetzte ihm ſolche heftige Schläge, daß er todt auf dem

Platze niederfiel. Augenblicklich ward ich nun, wie ich dieß wohl erwarten mußte, von einem Polizeibeamten arretirt und vor den Richter gebracht, der wohl das Vergeltungsrecht auf mich hätte anwenden können. Zum Glücke für mich war dieſer Richter, Präſident der ſechs Gerichtshöfe, ein trefflicher Mann. Ihm verdanke ich das Leben; er verurtheilte mich bloß wegen eines unfreiwilligen Todſchlags zu ſechzig Bambusſchlägen und ſandte mich dann in Verbannung nach der Schamanen-Inſel. Da ſtehe ich nun, in dieſer ſtrengen Jahreszeit, wo der Schnee in Maſſe vom Himmel herabfällt, mit einem ſchweren Halsbrett umhangen! Keine Kleider auf meinem Körper, keine Nahrung in meinem Magen. (zum Gensd'armen) Polizeibeamte, der Herr dieſes Hauſes iſt ohne Zweifel ein reicher Mann. Ich will ihn um ein wenig übrig gebliebene Fleiſchbrühe bitten. Laß uns etwas langſamer gehen.

Fünfte Scene.

Dieſelben. Tſchang i, Tſchao ſchi, Tſchang hiao jeou, Li ju ngo, Tſchin hu und Hing erl.

Tſchao hing ſun.

(zum Polizeibeamten)

Da wären wir nun unten am Gartenhauſe angelangt!

(er erhebt ſeine Stimme, um zu betteln)

Mein Herr, ich bitte Sie demüthig, geben Sie mir aus Barmherzigkeit einige Nahrungsmittel!

Tſchang i.

(indem er Tſchao hing ſun bemerkt)

Mein Sohn, ſieh doch einmal den Unglücklichen, der unten an dieſem Gartenhauſe ſich befindet, ein Halsbrett tragend. Der Arme! er erregt mein Mitleid. Du ſollteſt ihm ein wenig Reis geben!

Tſchang hiao jeou.

Recht gerne. Ich will gleich hinabgehen, um ihn zu ſehen.

(Er geht hinab; zu Tſchao hing ſun)

Wohlan! Sagen Sie mir, aus welchem Lande ſind Sie? Welches iſt Ihr Familien-, welches Ihr Zuname? Woher kommt es, daß Sie dieſes Halsbrett tragen?

Tſchao hing ſun.

Mein Kind, ich bin aus Ngan ſchan gebürtig, im Bezirke Su tſcheou. Mein Familienname iſt Tſchao, mein Zuname Hing ſun. Ich bin ein Handelsmann und befand mich nun vor einiger Zeit auf dem Marktplatze, wo ein Jüngling einen Greis ſchlug. Von Unwillen übermannt ergriff ich den Jüngling und er ſtarb unter meinen Streichen. Da ward ich alsbald vom Richter als Mörder verurtheilt. Ich erhielt ſechzig Bambusſtreiche und ward auf die Schamanen-Inſel verbannt. Heute fällt nun der Schnee vom Himmel in Maſſen und ich bin von Allem entblößt, ohne Kleidungsſtücke, ohne Mundvorräthe! Ich komme, Ihren Vater, Sie ſelbſt zu bitten, daß Sie mir aus Mitleid eine kleine Taſſe Fleiſchbrühe und einige Speiſenüberreſte geben möchten.

Tſchang hiao jeou.

Ich kenne jetzt Eure Lage. Wartet auf mich! (er geht eilig wieder ins Gartenhaus.)

(zu Tſchang i)

Mein Vater, ich habe ihn befragt. Es iſt ein Mann, der in die Verbannung geſendet wird, weil er einen Mord begangen hat.

Tſchang i.

Einen Mord! Ach, es könnte wohl gar der Beamte mich ſelbſt in's Unglück bringen, weil ich dieſen Verbrecher aufgenommen habe! Mein Haus iſt kein Zufluchtsort, um den Schutz des Buddha anzuflehen! Aber gleichviel, mein Sohn, laß ihn doch in dieſes Gartenhaus kommen. Ich will ihn ausfragen.

Tſchang hiao yeou.

(indem er den Tſchao hing ſun mit ſtarker Stimme ruft.)

He da, Verurtheilter! ſteig' herauf in dieſes Gartenhaus!

Tſchang i.

(zu Tſchao hing ſun.)

Ich will dich fragen, welches dein Geburtsland ſei, wie dein Familienname, wie dein Zuname, dann, aus welcher Urſache du dieß Halsbrett trägſt.

Tſchao hing ſun.

Mein Familienname iſt Tſchao.

(er erzählt nochmals die bereits bekannte Geſchichte ſeines Unglücks.)

Tſchang i.

Ah! Ah! Meine Frau heißt auch Tſchao. Wer weiß, ob Ihr nicht vor fünfhundert Jahren alle beide dieſelben Ahnen hattet? Mein Sohn, bring' mir zehn Unzen Silbers und ein mit Seide wattirtes Kleid.

Tſchang hiao yeou.

Mein Vater, hier ſind zehn Unzen Silbers und ein mit Seide wattirtes Kleid.

Tſchao ſchi.

Tſchao hing ſun, mein Gemahl bittet Euch, dieſe zehn Unzen Silbers und ein wattirtes Seidenkleid anzunehmen. Was mich betrifft, was könnte ich Euch anbieten! Ich beſitze nichts, als dieſe zwei goldenen Kopfnadeln; nehmet und verkaufet ſie, um Mundvorräthe zu erhalten.

Tſchao hing ſun.

Beſter Herr und beſte Frau, empfangen Sie meinen innigſten Dank. Ich werde dieſes Haus nicht verlaſſen, ohne noch um eine andere Gunſt zu flehen. Dürfte ich ſo kühn ſein, Sie zu fragen, welches Ihre Familien- und Ihre Zunamen ſind? Ich will nach dem Beiſpiele des Greiſes, welcher das Gras auf den Straßen zuſammenknüpfte, oder des Jünglings, der in ſeinem Munde koſtbare Steine zurückbrachte, bis zum Ende meiner Tage Alles thun, was von mir abhangen wird, um Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen.

Tſchang i.

Mein Freund, ich bin Tſchang, Seine Ehrwürden *zum goldenen Löwen* genannt; meine Frau heißt Tſchao ſchi, mein Sohn Tſchang hiao yeou. Ich habe noch eine Schwiegertochter; man nennt ſie Li ju ngo. Tſchao hing ſun, gedenke aller dieſer Namen.

Tſchao hing ſun.

Sie ſind Tſchang, Seine Ehrwürden zum goldenen Löwen; Ihre Frau heißt Tſchao ſchi, Ihr Sohn Tſchang hiao yeou, Ihre Schwiegertochter Li ju ngo. Dieſe Namen, mein Herr, werden meinem Gedächtniſſe eingeprägt bleiben, wie einer Marmortafel. Sollte ich ſterben, bevor ich wiederum vor Ihnen erſcheine, ſo möge das Schickſal es ſo fügen, daß ich im künftigen Leben ein Pferd oder ein Eſel werde, um Ihnen treu dienen zu können; ſollte ich aber im Gegentheile am Leben bleiben; ſo lange noch ein Lebenshauch in mir bleibt, ſo lange werde ich dankbar gedenken Ihrer unermeßlichen Wohlthaten.

(er macht eine Verbeugung und geht ab.)

Ende des erſten Aufzuges.

◆

Warum haben wir Deutſche kein National-Luſtſpiel?

von

Fr. v. P. Hocheder.

Wir Deutſche ſind notoriſch die ernſthafteſte Nation, die ſich ſogar anſtändig zu nießen befleißigt und dafür mit Sicherheit auf ein deutſches: „Zur Geneſung!“ rechnen darf.

Da nun den ernſthafteſten und trockenſten Geſichtern, wie alle Welt weiß, das Komiſche und der Scherz am Beſten anſteht, ſo ſind wir, ſcheint es, zur Komödie wie geſchaffen, und ſchon an und für ſich die edel-, wohl- und hochgeborne Spaßvögel-Nation. Wer ſollte nun nicht folgern, daß bei uns die Fruchtbarkeit an Luſtſpielen die geſegnetſte Kartoffel-Ernte überträfe. Und dennoch iſt kein Volk armer an Luſtſpielen, als das deutſche. Woher nun dieſer Widerſpruch zwiſchen Urſache und Wirkung? Da wir wirklich im Uebermaaße komiſch ſind, warum keine Komödie?

Mir ſcheint, die Antwort auf dieſe Frage liegt auf flacher Hand. Wir ſind natürliche Komiker, und da wir es ſind, iſt uns das Komödienmachen eben ſo wenig zuzumuthen, als einem wirklichen Schäfer mit ſeinen Schafen, daß er Idyllen dichte. Oder ſoll etwa ein Achilles ein Epos dichten, oder der Fuchs Aeſops Fabeln?

Dichten, ſagt Göthe, iſt ſüß Erinnern! Wer erinnert ſich aber an das, was er iſt? Daß wir jedoch wirklich im hinlänglichen Maaße komiſch ſind, läßt ſich ſchon aus der Kantiſchen Definition des Lächerlichen beweiſen. „Lächerlich iſt, was große Erwartung erregt, ohne eine zu befriedigen.“ Nun gehe einmal ein ehrlicher Chriſt in eine deutſche Doctors-Promotion. Der weite Saal iſt geöffnet und mit ſogenannten Muſenſöhnen gefüllt, die erwartungsvoll den kommenden Dingen entgegenharren. Die Theſen ſind bereits in den Händen des gelehrten Publikums. Die Skeptuchen, die Pedelle, öffnen das Promotions-Sacrarium; die Tribüne des Promovenden und die blaubelegten Subſellien der Opponenten füllen ſich. Der Löwe Promovendus wirft den Handſchuh, und zwei Leoparden, gräuliche Katzen, erheben ſich, um ihn aufzuheben. Einer der Löwentheſen lautet: „Hermann, der Cherusker, hat wegen der Teutoburger Schlacht den Schnupfen bekommen.“ Das wollen die Leoparden durchaus nicht zugeben. Das grobe Geſchütz der Syllogismen wird aufgeführt, das Bajonett des Witzes gefällt, das ſchneidende Schwert der Zunge theilt nach allen Seiten Hiebe aus. Kampfzorn und Schlachtenglut entzündet die Geſichter der Helden der heißen Wortſchlacht. Die Parole: „nego maiorem, nego minorem etc.“ tönt von links und rechts. Zur Beweisführung citirt man Hippokrates und Celſus, und ſchließt friedlich damit, daß die gegenwärtigen Bayern theils mit den Markomannen, theils mit den Boiski, Baierk u. ſ. w. ſtammesverwandt ſind. Nun folgen die Beglückwünſchungen, und in der Backofenhitze des Definirens, Demonſtrirens und Refutirens iſt der Doctorandus allmählig entteigigt, gebräunt und gar geworden, ſo daß er in Zukunft für jede Suppe ſchmackhaft und verwendbar iſt. Heißt das nicht

Rieſenhebel in Bewegung ſetzen, um einen Strohhalm vom Boden aufzuheben? Iſt alſo nicht nach Kant's Theorie jeder Zoll der Promotion rein komiſch?

Wie können wir nun, frag' ich hiernach, Komödien dichten, wenn wir ſelbſt eine ſind? Gut, wirft man mir ein, gut; wir geben zu, daß wir komiſch ſind; um ſo näher hat ja der Dichter ſeinen Stoff: er male z. B. uns Zwangloſe*) treu ab, beſtreue unſer Zuſammenſein mit dem Salze ſeines Witzes, und verbräme es mit den Farben der Phantaſie, und die Komödie iſt fertig. Fehlgeſchoſſen, meine Freunde, fehlgetroffen! Zum Luſtſpiele muß man auch eine Handlung und Intriguen haben, und wir ſind, und das iſt eben unſer Komiſches, das unthätigſte und unſchuldigſte Volk. Iſt denn ein Teniers, — ich meine ſeine Gemälde, eine Komödie, weil es komiſch iſt? Man kann uns malen, aber nicht dramatiſiren. Vergleichen wir nur einen Thiers mit einem deutſchen Staatsmann. Wie rennt und hüpft und ſpringt es jenſeits des Rheines, wie partheiet, alliirt, conſpirirt und intriguirt dort Alles, wie blühen die Emeuten, wie rührig ſteigen die März-, April- und Mai-Miniſterien auf und ab, daß ſie, wie unſere Studenten, auf Monat-Miethen beſchränkt und nie ſicher ſind, ob ihnen nicht heute oder morgen die Kammer das Quartier und Palais aufſagt. Dagegen feſt und ruhig treten deutſche Miniſter in ihre Kammer, wie in ein Wachskabinet, worin ſelbſt ein Napoleon mit ſeinem Nachbar Pabſt Pius VII. verträglich wohnt, und wo, wenn Jemand ſchwer auftritt, alle Figuren zittern. Nein, wir Deutſche ſind nicht draſtiſch, noch weniger intriguant, und wir bringen es weder zu einer Tragödie, noch Komödie, höchſtens zu einer Tollhäuslerei, wie ſie die freiheitstollgewordenen Burſchenſchäftler in Frankfurt aufgeführt haben.

Unter allen Beweiſen ſind dem Deutſchen die triftigen und ſchlagenden die liebſten; deßwegen kann er ſich, ſo leicht er ſich in die veralteten Pritſchhändel und Prügelſcenen fand, in die modernen, feinlächelnden, civiliſirten Luſtſpiel-Converſationen nicht finden. Alles Schlagen aber, ſei es ernſtlich oder im Scherze, iſt epiſch, nicht dramatiſch, und wir bleiben wegen unſerer biderben Ernſthaftigkeit, mit der wir uns einen: „Guten Abend!“ bieten, immerhin, auch ohne National-Luſtſpiel das komiſcheſte Volk, ungeachtet der ungeheuern Ironie unſerer Mutterſprache, in welcher Luſtſpiel verkehrt: Leibſtul lautet. Laſſen wir alſo immerhin die Franzoſen uns Komödien machen; jeder iſt genug, wenn er iſt, was er ſeiner Natur nach iſt, und wer weiß, ob nicht unſer ganzer Erdball im Luſtſpiele, das unſer Sonnenſyſtem den Sphären des Weltalls aufführt, nur die Hanswurſten-Jacke trägt, und wir nur deſſen Knopf oder Pritſche ſind!

---

*) Die Mitglieder eines ſeit etwa zwei Jahren in München beſtehenden geſellig-literariſchen Vereines, in deſſen Mitte obige Betrachtung zuerſt vorgetragen wurde.

◆

Lyriſche Halle.

Die letzten Worte

von

C. A. Tiedge.

Die Hoheit ſah ich mit der Milde
Im ſeligſten Verein, ich ſah
Die in Idolas holdem Bilde
Erſcheinende Urania.

Die, wenn ich duldend oder ſtrebend,
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeiſternd, kräftigend, erhebend
Und tröſtend mir zur Seite ſtand.

Da ſchritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leyer
War meine trauliche Begleiterin.

Ein Tag iſt über mich gekommen,
Er ſtürzte wie ein Fluch herab,
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

Wohin ſich nun mein Auge richtet,
Stumm Alles! öde, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Iſt ſchrecklicher noch, als der Tod.

Mein armes Herz, ſo iſt uns nichts geblieben,
Als eben dieß zerriſſne kalte Herz!
Nicht fähig mehr, die Menſchenwelt zu lieben,
Vergieb, du Heilige, den frevelhaften Schmerz!

Wo ſoll ich hin — mein Sonnenſtern ging unter,
Verſchattet, unſtät, ungewiß
Irrt mein Gedanke dort hinunter
In die mir nahe Finſterniß!

Wie? tönt es nicht von jener dunkeln Pforte
Daher wie Geiſterruf zum Wiederſehn?
Ach nein! es ſind die Seufzer meiner Worte,
Die mir zurück die finſtern Winde wehn!

Doch kann ich's immer noch nicht glauben,
kann's nicht faſſen,
Daß, wie verbannt in eine Wüſtenei,
Mein Geiſt, ſo ſchrecklich einſam, ſo verlaſſen,
Und aus der Luft, die ſie umgab, verloren ſei.

Wie einen Gottesdienſt beſuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der ſeelenvollſte Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

Da regt es ſich in mir wie Schwingen,
Fort aus der grauſen Wildniß, fort!
Ich habe nichts mehr zu vollbringen,
Bis oben iſt der alte Stamm verdorrt. —

Wo jugendlich mich die Natur begrüßte,
Verſtummt der rege Liederſinn —
Die Stunden ziehn durch meine Wüſte,
Wie Nachtgeſtalten dunkler Träume hin.

Nur zögernd tritt, wenn mich die Schatten
decken,
Der karge Schlaf in meinen öden Raum;
Und wenn mich früh die erſten Schimmer wecken,
Dann weinet noch mein wachgewordner Traum.

Kein Morgen frohlockt mir, der Abend fragt
vergebens
Nach Werken, die mein Tag vollbracht!
Du großer Frühling eines neuen Lebens,
Wann rufſt du mich empor aus meiner Winter-
nacht?

Ich blick' umher in meinem Lebenshandel:
Das Würdigſte, das er mir trug, hat ſie geweiht,
Was da noch leuchtet, ſind die Funken, die
ihr Wandel,
Ihr Sonnenwandel ausgeſtreut.

Den Lichttag hat die Nacht, die nicht mehr tagt, verſchlungen.
Mir ſchimmert nur das wehmuthsvolle Licht,
Das Mondlicht der Erinnerungen,
Das ſtill von ſeiner Sonne ſpricht.
Der Durſt nach Wiederſehen, Wiederkennen,
Der iſt die letzte Glut, die hier im Herzen brennt.
Wer wird mir dort den hohen Namen nennen,
Womit der Himmel ſie, die Himmliſche, benennt?

Tief ſinnend irrt mein Geiſt um die Zypreſſenpforte;
Durchſchimmert ſie kein Strahl von jenem Götterglanz? –
O helft mir! traget mich, ihr letzten Worte,
Die ihre Lippe ſprach: „Dem Dulder wird der Kranz!“

Der echte Sänger des Maies,

von

[illegible] E. Beilhack.

Frühling kam, die lauen Winde
Hoben weiche Flaumenſchwingen;
Muß ein Lied, ſo dacht' ich, ſingen,
Dir, o Mai, zum Angebinde.
Und Begeiſt'rung ließ mich hoffen,
Daß mir Liederblumen ſprießen;
Zarte Verſe ließ ich fließen
Und entwebte dieſe Strophen: –

„Blümlein dehnt die Knospe brechend,
Runde Aermchen lebensinnig,
Und ſein Auge blickt ſo minnig,
Schon von erſter Liebe ſprechend.
Gräschen wiegt ſich luſtdurchſchauert,
Sonnefunkelnd, perlenblitzend;
Hat bei Mutter Wurzel ſitzend,
Langen Winter durchgetrauert.“

„Unter friſchem Blüthendache
Tanzet über blanken Kieſel
Raſch mit ſüßem Flutgerieſel
Bächlein hin, das wieder wache.
Welle will dem Fiſchlein nahen;
Lauernd blicket die Forelle,
Huſch! entwiſcht's der muntren Welle:
Welle kann den Fiſch nicht fahen.“

„Schwalbe grüßt die Altbekannten,
Siedelt ein zur Sommerraſte;
Gläubig horcht das Kind dem Gaſte,
Was er lügt von fremden Landen.
In dem Garten ſaugt die Imme
Aus dem Tulpenkelch das Düftchen;
Kommt daher ein freches Lüftchen,
Jagt ſie heim mit barſcher Stimme.“ –

Unter grünem Baldachine,
Weiß betroddelt, ſaß die Meiſe,
Sang in wunderſüßer Weiſe
Frühlingslieder, ſtolzer Miene;
Eine zarte Blüthengabe
Warf ſie gnädig mir hernieder,
Fragend: „Singſt Du ſolche Lieder,
Wie in Unzahl ich ſie habe?“

„Mich erkor der Mai zum Sänger,
Ich muß aus den Blumendolden
Seine bunte Pracht herolden;
Dichter, mühe Dich nicht länger!“
Sprach's, und fortſang ſie ſo kindlich,
So zufrieden ihrer Ehre;
Mich verdroß die ſchnöde Lehre,
Denn ein Dichter iſt empfindlich.

Das Wiener Chocolademädchen,

(nach Liotard's Gemälde)

von

Ernſt von Brunnow.

Zur Kaiſerſtadt am Donauſtrand,
Wo raſch des Lebens Pulſe wogen,
Kam fröhlich aus dem welſchen Land
Ein junger Künſtler hergezogen.

Vor ſeiner Seele ſchwebten hell
Die hohen göttlichen Geſtalten,
Entſprungen aus dem Schöpfungsquell
Der Meiſter, welche nie veralten.

Mit Titian und Coreggio
Hat er geſchwelgt in ſüßen Wonnen,
Durch Rafael und Angelo
Ward er verklärt in reinern Sonnen!

Noch ſah er vor den Augen klar
Die ſtolzgebauten Römerinnen
Mit Feuerblick und Rabenhaar,
Die ſich im Sturm das Herz gewinnen.

Noch träumt er ſich nach Iſchia,
Von Felſen maleriſch umſchloſſen,
Wo Charitinnen waren nah,
Von edler Griechentracht umfloſſen.

Was kann, ſo meint er, dieſe Stadt,
Dieß Wien, dem Künſtlerpinſel bringen,
Das nur des Lebens Proſa hat,
Die Luſt, – doch nicht des Genius Schwingen?

So ſchmollend kehrt er wandernd ein
Bei Pianti an der Promenade,
Dem Heros der Conditorein,
Und fodert trotzig: Chocolade!

Der Burſche fliegt, die Zeit vergeht,
Man kommt, doch nicht der Kellner wieder,
Ein holdes Mädchen vor ihm ſteht
Und ſchlägt die Augen züchtig nieder.

Sie bringt die Taſſe ſchäumend voll
Und fragt: „Wer ſie verlangt?“ beſcheiden;
Doch er giebt nicht der Antwort Zoll
Und läßt die Blicke ſatt ſich weiden.

Sie war ſo lieblich anzuſchaun
Vom Kopf bis zu den gelben Schuhen —
Vergeſſen ſind Italien's Fraun,
Auf ihr nur läßt den Blick er ruhen!

„O bleib ſo ſtehen,“ ſprach er, „Kind,
Wie iſt dein Name?“ – „Herr, Nanette!“
Drauf holt die Mapp' er ſich geſchwind
Und greift zu Pinſel und Palette.

Und zaubert ſchnell mit leichtem Strich
Die Kleine, wie ſie lebt und webet,
Bis treu ſein Werk dem Urbild glich
Und Freud' ihm durch die Nerven bebet!

Nanette bleibt geduldig ſtehn
Mit ihrer Taſſe, die erkaltet,
Denn ihrem Schelmenaug' entgehn
Die Blicke nicht, wo Amor waltet.

Und ob das Bild vollendet war,
Das Urbild zog ihn wie am Fädchen,
Bis er die Myrthe wand in's Haar
Dem ſchönen Chocolademädchen!

◆

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) „Sendungen der Kurländiſchen Geſellſchaft für Litteratur und Kunſt. Mitau 1840“ *)

Bei der eigenthümlichen politiſchen Lage der Deutſchen, die in ihren Beziehungen zu den andern großen Völkern der europäiſchen Familie ſich nur ſelten als ein ſolidariſch Ganzes darzuſtellen vermögen, iſt es ſehr erklärlich, wie wir eine beſondere Vorliebe für diejenigen tragen, welche, wie die Kurländer, uns gewiſſermaſſen nur in der Sprache verwandt geblieben ſind, während Geſchichte und der Einfluß anderer Geſittung ſie mehr und mehr einem andern Reiche zuführen. Schon öfter hat Schreiber dieſes die Bemerkung machen können, wie dieſes Verhältniß dem Kurländer, der nun überdieß gewöhnlich die Vorzüge einer veredelnden Erziehung und Weltbildung mitbringt, überall in Deutſchland Freunde wirbt. Deßhalb darf er auch eine gleich freundliche Aufnahme der oben angeführten litterariſchen Erſcheinung zuſagen. Sie geht gewiſſermaſſen aus dem Centrum der kurländiſchen Bildung, aus einem Vereine von Männern hervor, welche unter ihren Mitbürgern durch Rang, bürgerliche Stellung, litterariſche Bildung und Wirkſamkeit hervorragen. Die kurländiſche Geſellſchaft für Litteratur und Kunſt iſt eine von jenen litterariſchen Geſellſchaften, wie man ſie ſonſt in Deutſchland häufiger geſehen, als gegenwärtig, wo im Drange der Unerſättlichkeit und einer vorſchnellen Productionsfülle das äſthetiſche und behagliche Element wiſſenſchaftlicher Verbindungen immer mehr in den Hintergrund tritt. Ueber dieſes Verhältniß, über das mehr und mehr fühlbare Abſterben ſolcher harmloſer, zur Veredlung des Geiſtes und Herzens beſtimmter Geſellſchaften, über den Grund dieſer Erſcheinung und ihre Folgen wäre an ſich viel zu ſagen. Wir wollen aber dieß Kapitel für heute nicht weiter verfolgen; denn dazu wäre faſt nöthig, gewappnet auf den Kampfplatz zu treten, um den Feinden ſolcher Verbindungen die Stirne zu bieten. Veredlung des Herzens iſt ein Artikel außer der Mode, welchen gar Viele der neueſten Zeit in den Kauf geben möchten gegen die unausſprechlichen Förderungen und Erhebungen des Gemüthes, die überſchwängliche Beflügelung der Phantaſie u ſ. w. Darum alſo mit wenig Worten zur Anzeige der Aufſätze, welche in den vorliegenden Nummern (6 — 12) der „Sendungen“ enthalten ſind. Herr Conſiſtorial-Rath v Brockhuſen „über die Jegoſer“ zeigt, daß dieſe, auch Sloven genannt, Livländer waren, welche nach Novgorod und in das übrige centrale Rußland eingewandert ſind, und ſich als Coloniſten in Städten und auf dem Lande niedergelaſſen haben. — Herr v. Brackel beſchreibt die Rieſenberge und Hühnengräber in Lithauen. Die ſ. g. Rieſenberge ſind nach den Volksſagen Grabhügel, von Rieſen über den Leichen erſchlagener Feinde aufgethürmt. Des Herrn v Br. Nachgrabungen zeigen, daß es keine Werke von Menſchenhand ſind. Die Hühnengräber dagegen ſind hohe Grabhügel (kurgan), in denen man Knochen, Waffen, allerlei Geräthe, Trauerurnen und bisweilen kleine Götzenbilder findet. — Ein Aufſatz von Gr. v. Königsfeld „Geiſt der Geſchichte der Philoſophie“ iſt keines kurzen Auszugs fähig. — Dr. v Girgenſohn giebt eine Zuſammenſtellung von den ſchwimmenden Inſeln, welche in den Schriften der Alten vorkommen, oder neuerlich von den Reiſebeſchreibern als beſonders merkwürdig hervorgehoben worden ſind, und beſchreibt dann die in Livland. — Collegienrath v. Kruſe handelt über die im

---

*) Dieſe „Sendungen“ erſcheinen zu unbeſtimmter Zeit in einzelnen Bogen, deren 20 einen Band bilden. Der Preis für einen ſolchen beträgt 2 Rubel S. Man ſubſcribirt in Mitau bei dem Schatzmeiſter der Geſellſchaft Prof. Dr. Paucker, oder in der Steffenhagen'ſchen Officin. Die Redacteure der „Sendungen“ ſind: Dr. Lichtenſtein, Kollegienrath v. Trautvetter und Profeſſor Dr. E. Paucker zu Mitau.

Livland gefundenen römiſchen Münzen. — Dr. **Paucker** „über die Grenzen der Sicherheit in den Thatſachen der neuern Aſtronomie.“ — Herr **Maczewsky** „von dem Einfluſſe der Poeſie und Muſik auf Rechtsgelehrſamkeit und Staatskunde.“ — **Napiersky** „über einen alten Begräbnißplatz in Livland.“ — **Heſſelberg** „über äuſſere Darſtellung.“ — Auſſer dieſen ſelbſtſtändigen Aufſätzen enthalten die „Sendungen“ noch die Anzeige mehrerer in Rußland erſchienener oder cenſirter Schriften und kleinere Notizen, welche ſich vorzugsweiſe auf die Verhandlungen, Statiſtik und die innere Geſchichte der Kurländiſchen Geſellſchaft beziehen. — Wir werden nicht ermangeln, unſeren Leſern von den Ergebniſſen der ſpäteren Lieferungen dieſer Zeitſchrift Kenntniß zu geben.

C. F. P. v. Martius.

2) „**Die Weltreiche zu Anfange des Jahres 1839.** Eine Bilderreihe von **F. de la Motte Fouqué.** Halle bei **Eduard Anton.** 1839.“

Es iſt ſchon vielfach verſucht worden, politiſche Zuſtände in poetiſcher Form zu ſchildern. Wie ſchwer es ſei, Thatſachen, Betrachtungen, Wünſche und Mahnung, Troſt und Viſion in einen poetiſchen Rahmen zu faſſen, ohne einerſeits verſifizirte Zeitungsſprache zu liefern, oder in höherem Aufſchwunge den feſten Boden zu verlieren, — dieß haben uns ſchon viele, mehr oder weniger gelungene, Proben gezeigt.

Der Dichtergreis, der noch als einer der letzten „**Alten,**“ wie der betagte Prieſter eines verfallenden Tempels, aus der ſchönen Zeit der deutſchen Vollkräftigkeit in die jetzige der bloßen poetiſchen Vollerei lehrend und warnend herüberragt, — er, der Sänger der Corona, hat es unternommen, uns ein politiſches Rundgemälde vor Augen zu ſtellen. Der uns in die kraftbergenden Wälder und die minneduftenden Gärten der deutſchen Romantik geführt; der reich an Weisheit und Kraft, fruchtbar in That und Wort iſt, — er bietet ſich uns zum Führer an durch Stürme und Schlachtgewühl, durch Klippen und Dunkelheit. Gerne reichen wir ihm die Hand, — denn der Dichter iſt ja ein tiefblickender Seher, der aus Schachten ſchöpft, wo Niemand Gold vermuthet; der die Hieroglyphen der menſchlichen Bruſt entziffert und im Schooß der Gegenwart den Keim der Zukunft werden und wachſen ſieht, wenn aller Augen geblendet ſind vom raſchen Wechſel des Tages. Er allein weckt ſchöne Erinnerungen, er verkündet noch ſchönere Hoffnungen, und wirft über die fortrollende Zeit Schleier oder Verklärung. So geleitet er uns heilend und kämpfend, Balſam und Schwert, Cypreſſe und Oelzweig in der ſtarken Hand. Und dieß gewinnt ihm Aller Herzen. (Seite VI.) „Wo aber Schönes und Gutes, Hohes und „Tiefes bereits lebendig vorhanden iſt, da „bedarf es oftmals nur eines einzeln irgend „verwandten Wortanklanges, um ein wechſelſeitiges Verſtehen unter Vielen in edelſter „und mannichfachſter Mittheilung zu begründen.“ Und (Seite 48)

— was in der Natur anhallet und in der Geſchichte:
„Mit Prophezeihung verwandt, hallet auch nach Poeſie,
„Mahnend den Sänger, und mahnend die Hörer.“

Dieß die eigenen Schlußworte des Dichters, obige in der Vorrede. Er führt uns durch den Umkreis der Länder, welche ein Schauplatz von Entwicklungen ſind oder werden, bis zurück in's eigne Vaterland; er beſchwört Geſtalten der Vorwelt herauf, und legt ihnen Worte des Zornes oder Kummers über das junge Geſchlecht in den Mund; viele Verſe tönen gleich mächtigem Schildklang und dröhnendem Schlachtruf (Seite VIII.):

„Wenn's ſein ſoll, ſei's, daß neu nach alten Rechten
„Die Zeit komm', wo ſelbſt Greiſe wied'rum fechten.“

Bald ſchreitet, wie im erſten Stücke, ſpaniſcher Stolz daher in volltönenden Aſſonanzen, bald aus pindariſcher Form ſpricht der helleniſche Geiſt; in vielen aber vernimmt man wieder das himmliſche Wehen des Friedens.

Das letzte Wort des Dichterpropheten iſt Liebe, wie ſein ganzes Weſen nur Liebe und Gemüth iſt.

„Dem Nachtwandler geh auf das Licht, das ewig tagt!
„Dem, der im Lichte wandelt, leucht' es endlos fort!
„Fern Abgrundsrauch! Jedweder Hauch ein Liebeshauch!

P . . . . . r.

3) Romanzen von Karl Ulmer. Nürnberg, 1840, bei Bauer und Raspe.

Seit mit dem Entſtehen eines ächten Deutſchthums in Kunſt und Poeſie die poetiſchen Wälder ſich mehr bevölkern, wird dem Aufrufe unſers Uhland:

„Singe, wem Geſang gegeben
In dem deutſchen Dichterwald!“

mit mancherlei Erfolg genügt, und es erhebt ſich allerwärts Sang und Klang über dem vaterländiſchen Boden. Vorliegendes Büchlein iſt unter den vielen Erzeugniſſen unſerer Tage, ſeines tiefgemüthlichen Inhaltes und ſeiner gefälligen Ausſtattung wegen, allerdings eine liebliche Erſcheinung. Der Titel „Romanzen“ rechtfertigt ſich nicht der Bedeutung und dem Umfange nach für alle vorkommenden Gedichte, und gewinnt erſt einige Geltung durch die Zueignungsſchrift des Verfaſſers, worin er unter Romanze diejenige Dichtungsart verſteht, in welcher Begegniſſe oder Zuſtände des Lebens auf romantiſch-ſchildernde Weiſe dargeſtellt werden. Einige Stücke haben vorherrſchend lyriſchen Charakter, und nähern ſich dadurch mehr der leichteren Liederform. Indeß iſt eine Würdigung nach Richtſcheit und Syſtem immer eine Art von Vernichtung für poetiſche Werke dieſer Gattung. Wer wird niedliche Blumen mit dem Zirkel ausmeſſen? Das tiefe Naturgefühl, die geſunde Empfindung und die ſchöne Wehmuth, dann der leichtfließende Vers, in dem ſich die Worte ungeſucht und zwanglos anreihen, geben dieſen holden Seelenblüthen hinreichend poetiſche Weihung. — Da ſich in den meiſten derſelben eine Identifizirung mit dem Naturleben und eine Sehnſucht des überirdiſchen Weſens in uns nach der wahren Heimath ausſpricht, ſo verfehlen ſie nicht, im Gemüthe des Leſers die zarteſten Saiten zu berühren und Anklänge des Allebens zu erregen. In folgenden Strophen iſt dieſe Beziehung beſonders gut ausgeſprochen:

„Es iſt ein ſeltſam heimlich Weſen,
Was in des Liedes Fluſſe webt,
Weißt Du, woher die Klänge quellen,
Wohin der Töne Welle ſtrebt?
Woher ſie kamen, trachten wieder
Die holden Laute hinzuziehn;
Den Sänger treibt's auf Liedesflügeln
Mit heimzueilen, heimzufliehn.“

Weniger in unſichere Umriſſe verſchwommen und mehr epiſche Objektivität gewinnend, ſind einige Romanzen der letzteren Blätter: „des Vaters Vermächtniß“ enthält einen Schatz gereifter Weisheit in ſchöner Form; „die irrenden Geiſter Leipzigs,“ ſchließen mit der zeitgemäßen Mahnung:

„Wir ſanken als rettende Opfer
Für ächten deutſchen Brauch;
Wir Todten halten zuſammen,
Ihr Lebenden! thut ihr's auch!“

Hinſichtlich der Rechtſchreibung huldigt Hr. Ulmer, unſers Bedünkens vielleicht zu einſeitig, dem Puritanismus.

H . . . r.

4) Camoens, Trauerſpiel in fünf Akten, von Wilhelm von Chezy. Bayreuth in der Grau'ſchen Buchhandlung. 1832.

Die litterariſchen Ueberblicke dieſer Blätter gehören nicht ausſchließlich der unmittelbaren Neuheit, ſondern auch der Hinweiſung auf werthvolle Geiſteserzeugniſſe, die zur Zeit ihres Hervortretens im Gewirre der Tagesbegebenheiten entweder nicht beachtet, oder aus Scheelſucht mißgünſtig beurtheilt wurden. Darum nehmen wir keinen Anſtand, obiges Werk einer verdienten Aufmerkſamkeit zu empfehlen.

Der Stoff des gegenwärtigen Trauerſpiels oder vielmehr die Hälfte dieſes Stoffes, nämlich Camoens Dulden, iſt in neuerer Zeit von Fr. Halm mit einem Beifall behandelt worden, welcher dem vor uns liegenden, wir möchten ſagen vollſtändigen Werke eines begabten Dichters nicht im verdienten Maaße zu Theil wurde.

Es iſt peinlich und unpoetiſch, den „Sänger mit dem Schwerte“ nur als Dulder, nur als Brodloſen, als abſchreckendes Beiſpiel für junge Dichter; nicht nur als einen Unglücklichen, ſondern beinahe als einen Verunglückten zu gewahren. Wir müſſen Camoens nicht nur trauern, auch handeln ſehen. Wieviel auch der Name Dichter bedeute, wie genügend er für einen Lorbeer ſei, bei Ervantes und Camoens werden wir immer ausrufen: „Sie waren nicht bloß Dichter.“

Dieſe poetiſche Unzertrennlichkeit des Handelns — Duldens — Kämpfens und Dichtens in Camoens hat Herr von Chezy gefühlt, — ſie ſind die Elemente ſeines wahrhaft dichteriſchen Werkes geworden, wo eine Doppelliebe des Jünglings und des Greiſes ſchon die ewige Jugend des Dichters bezeichnet.

Der einfache, deutliche Gang der Handlung iſt wie folgt:

Akt I. Vaſko und Miguel, Grafen von Silva, mit des erſtern Tochter, Ines, als Verbannte in einer wilden Felsgegend am Meeresufer. Sie ermuthigen ſich gegenſeitig durch Troſtreden. — Camoens tritt auf, von einem Sturme an die Küſte geworfen:

„Nun, heimiſche Erde,
Laß mich dich küſſen — — — — — —
In Feſſeln liegſt du ja und deine Kinder
Sind Knechte worden.“

Er hat die Luſiade aus dem Schiffbruch gerettet:

„Bekundet wird in dieſem Pergament
Mein ächter Adel“ —

Die vier Verbannten ergießen ſich in Klagen über den Tod des Königs Sebaſtian, als der falſche Prätendent, — Diego — hereintritt. Ines erkennt ihn —

„Ja, einen Engel hat die Unſchuld noch,
Der ſie vor Trug beſchirmt.“

Vaſko folgt dem falſchen Sebaſtian. Camoens hat ſich durch ſeine Begeiſterung verrathen, und Ines ſpricht zuerſt des Sängers Namen aus.

Akt II. Camoens begrüßt in einem ſchönen Monolog ſeine Heimath Liſſabon:

„Als Jüngling leb' ich fort in meinem Lied,
Und kommen wird die Zeit, wo frei und ſtolz
Der Enkel preiſend meinen Namen nennt;
Dann legt auf's Grab mir den verdienten Zweig,
Und laßt ihn Wurzel ſchlagen.“

Es ſammelt ſich Volk um ihn; er wird als Aufruhrſtifter verhaftet. Elvira, die ſpaniſche Gemahlin des abgefallenen Portugieſen Fernando, vertheidigt den Sänger:

„Der Sänger lügt nicht, doch verkündet er
So hohe Wahrheit, daß der blöde Sinn
Des Pöbels ſie nicht faßt und Lüge ſchilt. —
— Wer Daphne's immergrüne Locken trägt,
Der bleibt ein Jüngling. Wenn ein Sänger auch
Viel Jahre zählt, jung wird er immer ſterben;
Und die noch leben, weinen um den Lenz.“

Er wird freigelaſſen, muß aber, zur Entlarvung des Diego, zum Vortheil der Spanier, eine Schrift liefern. Er thut es, — ſchlägt aber das angebotene Gold aus:

„Fluch dem, der ſtolzen Feinden Gaben dankt!“

Elvira bietet ihm auf zarte Weiſe Unterſtützung an. Er ſchlägt ſie nicht aus:

„Was Liebe bietet,
Das kommt vom Himmel —
O reiche Liebe,
Verarmen läßt du mich an Dank.
Soviele Liebe weilt noch auf der Erde
Und doch verwüſtet ſie der wilde Haß?“

Camoens geht mit ſeinem treuen Neger Felix wieder an das wilde Meeresufer zu Miguel und Ines, denn:

„Erduldet Unglück knüpft die Herzen feſt.“

Der wahre König Sebaſtian erſcheint. Ines, durch Liebe klug, erkennt ihn zuerſt. Vaſko, Camoens u. A. ſchaaren ſich um ihn.

„Den ſchlimmſten Feind, den Trug, laßt uns bezwingen.“

Akt III. Lager. Diego, der Prätendent, ergiebt ſich dem verzeihenden König:

„Wie weiſe handelt doch, wen Mitleid leitet!“

Aber das Glück der Schlachten wendet ſich, Camoens und der verwundete König werden gefangen. Ines kann dieſem ihre Liebe nicht mehr verhehlen —

„Und meine Augen ſei'n die Boten,
Die Luſt und Leid verkünden und beweinen.“

„Ich ſegne meinen Tod, da er gewährt
Den Troſt, den mir das Leben ſtreng verſagt.“

Akt IV. Elvira beſucht Camoens im Gefängniß. In einem ſchönen Dialog treten ſich ihre Seelen näher.

„Am herrlichſten wird immerdar geliebt,
Wer von den Lippen Botſchaft nie empfing.
— — — — — — Dem hohen Sänger
Gehörte meine Seele lange ſchon.“

Die Spanier verſammeln ſich zum Kriegsgericht. Elvira ſpricht begeiſtert für den Sänger:

„Wer nicht begreift des Sängers hohe Weihe,
Dem iſt die Schöpfung eine todte Laſt;

Stark wird der Schwache, wenn vom Lied berauſcht
In ſeiner Hand er ſchwingt das ſcharfe Eiſen,
Und trägt ein Volk die Feſſeln des Tyrannen,
Entweiht ihr ſeiner Freiheit Heiligthum,
Es ſchallt ein Lied, um eure Macht zu bannen,
Trotz neuer Schande lebt der alte Ruhm.
O wandelt fort auf eurem rauhen Pfade
Euch ſtürzt des Sängers Blut und die Luſiade.“

Sebaſtian verzichtet im Gefühle des nahen Todes auf den Thron. Ines Abſchied iſt rührend.

Akt V. Camoens Armuth und Tod. Er ſchließt mit einem Freunde noch einmal einen Bund zur künftigen Befreiung.

„Der alte Geiſt erwacht im Vaterland!“ —

Er ahnt ſein Ende und giebt in einer ſchönen Rede ſeine Erinnerungen, ſeine Geſichte und Hoffnungen.

„Ich opferte dir Alles, Vaterland,
Nun raubſt du mir das Leben, dir den Ruhm!
Wie weicht von mir der kleine Kummer doch,
Und große Freude zieht im Herzen ein.
Wohl Thränen wird mir einſt die Nachwelt weihn,
Doch nicht des Unmuths, der Begeiſterung.
Mein Lied macht Greiſe wieder ſtark und jung,
Und wenn mein Volk ſich hebt, ſich zu befrein,
Dann laßt als Feldruf, wo die Waffen dröhnen,
„Sebaſtian, Camoens die Luft durchtönen.“

Der treue Diener, bewährte Freunde und zwei holde Frauen ſtehen um ſein Lager.

„Jetzt glaub' ich an ſein Sterben, denn er lächelt.“

Camoens findet die Kraft, dem Ruhme, dem Leben und der Liebe ein begeiſtertes Lebewohl zu ſagen, das ein wahrer Verklärungsgeſang iſt und das wir nicht unterdrücken konnen:

„Laßt mich empor auf leichten Schwingen fliegen,
Den Wundertraum noch einmal zu betrachten,
Zur Kette noch den letzten Ring zu fügen.
Mir kommen in den Sinn die erſten Schlachten,
Noch einmal tönen meine erſten Lieder,
Wie Frühling, Lieb' und Jugend ſie mir brachten,
Und auch die erſte Liebe ſchwebt hernieder,
Sich mit der letzten Liebe zu vereinen;
Bald, meine Stella, ſehen wir uns wieder,
Und bald, Elvira, endet unſer Weinen,
Wenn wir, beglückt in Paradieſesauen
Die Schmerzen preiſen, die ſo herb uns ſcheinen;
Und einen Kranz auch kann ich ſchon erſchauen,
Der über meinem Hügel ſchwebt in Lüften,
Und Enkel einſt erfüllt mit Wonnegrauen,
Willkommen, Tod, aus deinen ſtillen Grüften
Blüht erſt mein Glück, mein Lieben und mein Leben,
Und was verſank in öden Lebensklüften,
Das wird empor ſich nun zum Lichte heben,
Am Ziel empfängt mich liebreich das Erbarmen,
Erwachen will ich dann mit freud'gem Beben
Mit meinen Kränzen in Elviras Armen.“

Elvira entſagt ihrem unwürdigen Gemahl, dem Verräther ſeines Vaterlandes. Ines und ſie weihen ſich dem Kloſter.

„Als Schweſtern wollen wir zuſammen klagen
Um Camoens und ſeinen theuern Herrn.“

Auf Camoens Grabe ſoll die Nachwelt leſen:

„Undankbar Vaterland, hier ruht dein Sänger,
Des Ruhmes und der Liebe Märtyrer.“

So ſchön hebt ſich der Dichter aus dem Getümmel der Schlachten, aus den Feſſeln der Armuth und Tyrannei in ſeine wahre Heimath.

Man hört häufig klagen über den Mangel an guten Bühnenſtücken, über die Einpflanzung fremder Gewächſe und verdorbnen Geſchmack, und doch fährt man fort, dem Fremden und Alltäglichen zu huldigen, ſtatt das Näherliegende und Bleibende zu erfaſſen. Wenn, — abgeſehen von poetiſchen Vorzügen, — gelungene Anlage und Vertheilung, wenn Klarheit der Handlung, feſte Zeichnung der Charaktere, ein leichtfaßlicher Dialog, dann effektvolle Situationen und vor allem ein höchſt intereſſanter Stoff ein Stück bühnengerecht machen, ſo beſitzt das gegenwärtige dieſe Vorzüge gewiß vor vielen andern, die flimmernd — aber ſpurlos — über unſre Bretter gehen.

A.

* * *

Ueber Ouverturen,

von

Franz Grafen von Pocci.

Soll die deutſche Oper, — im Gegenſatze zur italieniſchen, welche ohne beſondere Rückſicht auf den Charakter des Ganzen und den Moment der Handlung größtentheils den Geſang oder die Kunſtfertigkeit der Sänger in ihrem höchſten Glanze zu zeigen pflegt, — jederzeit als ein Ganzes erſcheinen und durch dieſes untrennbare Ganze in poetiſchem Totaleindruck auf die Zuhörer wirken, ſo bildet offenbar die ihr vorausgehende Einleitung, — die Ouverture, — einen weſentlich integrirenden Theil derſelben, und es iſt für den Componiſten von Wichtigkeit, zu berückſichtigen, welche Art der Behandlung er zu wählen habe, um die entſprechendſte Wirkung hervorzubringen.

Dieſes erwägend, haben ſich mit dem Erſcheinen der neuen Romantiker in Betreff der Auffaſſung zwei Meinungen fortwährend theoretiſch und practiſch bekämpft. Die Einen verlangen von einer Ouverture nichts Anderes, als daß ſie ein nach den Compoſitionsregeln aus dem Haupt- und Mittelgedanken beſtehendes, durch die Durchführung verwebtes, etwa durch ein Adagio oder Andante eingeleitetes Inſtrumentalſtück ſei, welches an und für ſich vollſtändig abgeſchloſſen und abgerundet daſteht, nur um den Zuhörer in das eigentliche Tongemälde, welches mit Aufgang des Vorhanges beginnt, einzuführen und die erfoderliche Stimmung in ihm hervorzurufen. Die Andern hingegen fodern von einer Ouvertüre einen mehr organiſchen Zuſammenhang mit der Oper ſelbſt. Sie wollen, daß ſie überſichtlich, gleichſam im Auszuge, das ganze folgende Tonbild darſtelle und ſonach, wo möglich, einige Gedanken und Motive aus der Oper feſthaltend, dieſe zu einem Ganzen verwebe, welches zwar an und für ſich abgeſondert beſtehen kann, doch wegen der, dem Gegenſtande der Oper entſprechenden Motivirung nur durch die unmittelbar darauffolgende Darſtellung erſt ganz verſtändlich wird.

Iſt es überhaupt ſchwer, in der Kunſt, in deren Bereiche doch das Genie mit ſeinen Productionen die eigentliche Normalpraxis bildet, Theorien aufſtellen zu wollen, ſo iſt wohl dieſes im Felde der Muſik ganz beſonders der Fall. Wer könnte auch beſtimmen wollen, wie die Ouverture zu einer Oper zu componiren ſei, da deren ſoviele, in mannigfaltigſter Weiſe der Auffaſſung, als herrliche Meiſterwerke vorliegen?! Abgeſehen von den obenerwähnten verſchiedenen Anſichten dürfte aber wohl der Grundſatz als feſtſtehend angenommen werden können: die Ouverture ſei im weiteſten Sinne des Wortes die Einleitung zur Oper, ſonach weniger als Prologus oder Ueberſicht anzuſehen, ſondern im Allgemeinen als das Orcheſterſtück, welches den Zuhörer auf die Handlung vorbereitet und ſein inneres Ohr für das Kommende empfänglich macht. Auf dieſem Grundſatze fußend, haben die älteren Tonſetzer zu ihren Opern größtentheils Ouverturen komponirt, welche keinen Gedanken aus letzterer ſelbſt, ſondern nur ſelbſtſtändige Motive enthalten. Mozart gab entweder freie Fugen oder Orcheſterſtücke, in welchen kaum einige Klänge der folgenden Oper wahrzunehmen ſind. Eigentlich characteriſirend tritt er wohl nur in der Ouverture zu „Don Giovanni“ und jener zur „Entführung aus dem Serail“ auf.

An dieſe, bisher mehr oder weniger ſtreng beobachtete ältere Art der Form gewöhnt, ward das Publicum durch das Auftreten C. M. v. Weber's um ſo mehr überraſcht, ja betäubt. Im „Freiſchütz“ offenbart ſich zuerſt die neue, romantiſche Auffaſſung auf die brillanteſte Weiſe. In originellem, gedrängten Auszuge giebt Weber den Inhalt ſeines Sujets. Mit aller Kraft der Töne läßt er das Reich der guten und böſen Mächte walten, die reine Liebe mit dem Samieliſchen Elemente kämpfen, bis endlich in verklärter Melodie der Sieg verkündet wird. In ähnlicher Weiſe werden die Hörer von ihm in Oberon's Feenreich, in Euryanthen's ritterliche Zeit und in Precioſa's ſchwärmeriſche Romantik und das Zigeuner-Nomadenleben eingeführt. Von dem überraſchenden Erfolge hingeriſſen, folgten bald alle neueren Componiſten — beinahe bis zur Ermüdung der Zuhörer.

Bei ſchwankender practiſcher Anwendung bekämpfen ſich noch die Theorien, und es dürfte allerdings für den Aeſthetiker eine nicht zu löſende Aufgabe bleiben, Normen oder Regeln aufſtellen zu wollen, wonach ſich junge Componiſten zu richten hätten. Doch auch hierin, wie überhaupt in der Muſik, wird der, dem Genie angeborene Schönheitsſinn auch ohne theoretiſche Regel den beſten Tact zu beobachten wiſſen, und mit der Begeiſterung, ohne welche, (die nothwendige, gründliche, grammatikaliſche Vorbildung vorausgeſetzt,) kein ächt künſtleriſches Werk geſchaffen werden kann, wird es auch nicht an der richtigen Conception der Ouverture zu einer Oper fehlen. Jedenfalls ſind die aus einem unorganiſchen Ganzen, ja ſo zu ſagen bloß aus einzelnen rhapſodiſchen Sätzen beſtehenden neueſten Ouverturen einiger franzöſiſcher und italieniſcher Tonſetzer unhaltbar, und könnten eben ſo gut wegbleiben, als der Oper vorangehen. Sie ſind vielmehr ein deutlicher Beweis von Erſchöpfung des Componiſten, der, nachdem er ſeine Oper vollendet hat und nun an den Satz der Ouverture gehen ſoll, entweder die hiezu erfoderliche Ausdauer nicht mehr beſitzt, oder der Gedanken entbehrt.

Das Studium anerkannt claſſiſcher Werke mag ächten Talenten immer die beſte Richtſchnur ſein und bleiben.

Denk- und Meldetafel.

In dem Nachlaſſe eines in Mannheim verſtorbenen Schauſpielers der alten Schule fand ſich das Original des nachſtehenden Zettels von der erſten Aufführung der Räuber im Jahre 1782 vor, durch deſſen ganz getreuen Abdruck man den Verehrern Schillers um ſo mehr eine Freude zu machen glaubt, als die beigedruckte Nachricht an das Publikum in ſeinen Werken fehlt.

Sonntags den 13. Jänner 1782
wird
auf der hieſigen National-Bühne
aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen: für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet.

Perſonen.

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl	ſeine Söhne	Herr Bock.
Franz		Herr Iffland.
Amalia, ſeine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,		Herr Pöſchel.
Schweizer,		Herr Beil.
Grimm,	Libertiner,	Herr Rennſchüb.
Schufterle,	nachher	Herr Frank.
Roller,	Banditen,	Herr Toscani.
Razmann,		Herr Herter.
Koſinsky,		Herr Beck.
Herrmann, Baſtard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magiſtratsperſon		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Bakhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber.		
Volk.		

Das Stück ſpielt in Deutſchland im Jahre, als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.

Die beſtimmten Eingangsgelder ſind folgende:

In die vier erſten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reſerve-Loge im erſten Stock	1 fl. — kr.
In eben eine ſolche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verſchloſſene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stückes wird heute präciſe 5 Uhr angefangen.

Der
Verfaſſer an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten groſen Sele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloſes Feuer und ſchlechte Kammeradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Laſter zu Laſter bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande ſtand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher — entlarvt, und geſprengt in ſeinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu ſchwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend ſeiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft.

Man wird auch nicht ohne Entſezen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewiſſenswurm nicht todten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweifelung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht, auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

Zu Widerlegung des Vorwurfs vornehmer Iſolirung, welche den Norddeutſchen und namentlich Berliniſchen Litteratoren nicht ſelten gemacht wird, wollen wir eine Stelle der Königl. Preußiſchen Staatszeitung hier anführen, wo, bei der Anzeige des, von Dr. Dorow kürzlich herausgegebenen vierten Bandes der „Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur,“ in Bezug auf einen Brief des gelehrten Franzoſen V. F. Dubois an den geh. Oberregierungsrath Dr. J. Schulze Folgendes zu leſen iſt:

„Mit nachſtehenden gehaltreichen Worten Dubois aber wollen wir unſere Anzeige ſchließen: „„Prusse et France, France et Prusse, paix et science, c'est la vie de l'avenir du continent. Travaillons donc à cette oeuvre!““ „Nun mag hier,“ fährt der Berichterſtatter fort, „an die Stelle von Preußen, ganz Deutſchland geſezt werden; denn enger noch, als die germaniſchen Stammgenoſſen, politiſch durch die Bundesverfaſſung, materiell und politiſch durch den Zollverband, zu einer Einheit verſchmolzen ſind, geſchieht dieß durch die Litteratur und allgemeine nationale Bildung.“

Auf den lezten Ausſtellungen des Münchner Kunſtvereins machte ſich ein höchſt geiſtvolles Bild von Haſenkleber bemerkbar, das Examen des Kandidaten Jobſes und den großen Moment darſtellend, wo die Antworten des Jünglings ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregen.

> „Der Rector ſprach zuerſt: Hem. Hem.
> Darauf die Andern post ordinem. —“

Der Maler arbeitet im Sinne des trefflichen engliſchen Humors und müßte einen Fielding herrlich illuſtriren. Wie waffenlos unbeholfenes Wiſſen meiſt vor gänzlicher Unwiſſenheit zu ſtehen komme, hat der Künſtler gezeigt und weislich den Schalk weggelaſſen, um jedes Lächeln dem Beſchauer ſeines Gemäldes aufzuſparen, und ſo eine Scene zu liefern, die eine weit höhere Komik enthält, als dem nicht eben mit Wieland'ſcher Satyre begabten Verfaſſer des Gedichtes zu Gebote ſtand. Wer ſo viel zu ſchenken hat, dem gilt es freilich gleich, zu welchem Gefährten er ſich hält, nur möchten wir den Maler aus begreiflicher Vorliebe am liebſten mit Smollet und Fielding verkehren ſehen.

Dieſes Bild iſt von Sr. Maj. dem König von Bayern angekauft worden.

Während der Monate März u. April d. J. ſind auf dem Königl. Hoftheater zu Berlin folgende Neuigkeiten zur Aufführung gekommen: Clotilde Montalvi, Trauerſpiel in 5 Akten von J. M. Firmenich; Erziehungs-Reſultate, nach einer franzöſiſchen Oper bearbeitet von C. Blum; die Huſaren in der Klemme, nach dem Franzöſiſchen von Cosmar; Boris-Godunow, Zaar von Rußland, Trauerſpiel in 5 Akten von Raupach; die Modernen, Luſtſpiel in 5 Aufz. von dem Verfaſſer von „Album und Wechſel,“ der Verſtorbene, Poſſe in 1 Act nach dem Franzöſiſchen von M. Tenelli, und Lucrezia Borgia, Oper in 3 Abth. von Donizetti.

Unter den Wiederholungen neuerer Werke finden wir ferner: der Fabrikant, Schauſpiel in 3 Akten nach Souveſtre, von E. Devrient; Noch iſt es Zeit, Schauſpiel in 3 Akten von A. P.; die Lebensmüden, Luſtſpiel in 5 Akten von Raupach; der reiche Mann, Luſtſpiel in 4 Akten von Töpfer; Bergamo, komiſche Oper in 2 Akten von C. Blum, u. ſ. w., wovon auf den übrigen, namentlich ſüddeutſchen Bühnen noch wenig oder nichts bekannt iſt.

Unter den neueſten, einer vorzugsweiſen Aufmerkſamkeit würdigen Erſcheinungen der Litteratur glauben wir auf: K. L. von Knebels litterariſchem Nachlaß und Briefwechſel, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe, wovon ſo eben die zweite Ausgabe angekündigt wird, ferner auf den: deutſchen Muſenalmanach für 1840, herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge, endlich auf die: Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe, die Leſer der deutſchen Blätter für Litteratur und Leben namentlich und mit dem Bemerken hinweiſen zu dürfen, daß wie in Nro. 1 u. 3 die intereſſanteſten Mittheilungen über berühmte Zeitgenoſſen und wichtige Lebenszuſtände zu finden ſind, ſo in Nro. 2 die Namen und Beiträge der bedeutendern unter den deutſchen Dichter nicht werden vermißt werden.

Herr Dutel in Paris hat eine Maſchine erfunden, vermittelſt welcher jedes Marmorſtück zu der, von dem Bildhauer beabſichtigten Form gemodelt werden kann. Mehrere mit größter und mathematiſcher Genauigkeit ausgeführte Statuetten wurden als Proben von der Anwendung jenes Inſtrumentes vor Kurzem der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vorgezeigt, bei deren Anfertigung im Verhältniß nur acht Tage gebraucht wurden, wo bei der gewöhnlichen Art über vierzig würden erforderlich geweſen ſein.

Eine neue und ſehr ſinnreiche Art der Tuchbereitung iſt erfunden worden: In einem luftdichten Zimmer wird, durch das Mittel eines Schwungrades, eine gewiſſe Quantität von flockiger Wolle in einer fliegenden Bewegung innerhalb der Atmoſphäre des geſchloſſenen Raumes erhalten, an deſſen einer Seite ein Netzwerk vom feinſten Metall angebracht iſt, mit einem andern Raum in Verbindung ſtehend, wo die Luft mittelſt einer Luftpumpe abgeführt werden kann, ſo daß, wenn letzterer geöffnet wird, die Luft, aus dem erſteren gewaltſam hereinſtrömend, die Wollentheilchen gegen das Netz führt, wodurch ein filzähnlicher Stoff von dem feinſten und dichteſten Gewirk augenblicklich hervorgebracht wird.

Als Maaßſtab der von engliſchen Schriftſtellern zu beziehenden Honorarvergütungen mögen folgende Angaben dienen: Die hiſtoriſchen Fragmente von C. J. Fox wurden durch Lord Holland um 5000 Guineen verkauft. Ebenſoviel empfing Sir James Mackintoſh für die ſeinigen. Walter Scott empfing für das Leben Bonapartes 18,000 Pf. St. und Bulwer für jede ſeiner Novellen von 1200 bis 1500, ebenſo Marryat; während „Nicholas Nickleby“ ſeinem Verfaſſer 3000 Pf. St. einbrachte.

Sollte man nicht verſuchen, dieſen Angaben eine Liſte deutſcher Honorarzahlungen gegenüber zu ſtellen? —

Die geiſtreichſten Erheiterungen nach den geräuſchvollen Ergötzlichkeiten des heurigen Münchener Karnevals beſtanden gewiß in den Darſtellungen, welche auf dem, mit Meiſterſchaft erbauten Haustheater J. K. H. der Frau Herzogin von Leuchtenberg während der Faſtenzeit ſtatt fanden, wo die franzöſiſchen Stücke:

„Les vieux péchés," (wiederholt) „L'oncle rival" und „Dieu vous bénisse," von Mitgliedern der erſten Geſellſchaft mit ausgezeichneter Wahrheit und Feinheit aufgeführt wurden. Gewandtheit, Einklang des Spiels und Charakterzeichnung ward hier in einem Grade bemerkbar, wie ſie auf großen Bühnen, an Künſtlern vom Fach, ſo oft vermißt werden. Auch im Gräflich Taſcher'ſchen Hauſe wurden mit gleicher Vortrefflichkeit die zwei geiſtreichen und erheiternden Stücke: „Les femmes romantiques," u. „Simplette la Chevrière," dargeſtellt.

Vielleicht wird die Verbeſſerung des allgemein mehr und mehr ſinkenden Theatergeſchmacks einmal von den Liebhaberbühnen ausgehen, wo ſich immer mehr Talente ohne einen Schulzwang nach freier Eingebung der Laune und des Witzes in dem eigentlichſten Gebiete ſeiner Sitte, Bildung und Beobachtung zu entwickeln ſcheinen.

Als einer wahrhaft künſtleriſchen Leiſtung im engern Kreiſe der Münchner höhern Geſellſchaft, haben wir einer italieniſchen Operette zu gedenken, unter dem Titel: „Die Liebe als Alchimiſt," in zwei Akten, verfaßt von Herrn Dr. L. Koch und vom Grafen Franz von Pocci in Muſik geſetzt, welche in dem Hauſe des Herrn Geheimen-Raths v. Klenze von ausgezeichneten Muſikfreunden, in Gegenwart Ihrer Majeſtäten, meiſterhaft dargeſtellt wurde.

Der auch als Dichter und Zeichner hochbegabte, durch ſeine trefflichen Geſangs-Compoſitionen rühmlich bekannte Tonſetzer hat in dieſer Arbeit den heutigen muſikaliſchen Schlendrian und eine gewiſſe mathematiſche Eintheilungsart von ſich gewieſen, und zumal in einigen Arien und Enſembleſtücken nicht bloß Meiſterhaftes geſchaffen, ſondern auch durch reiche, keinem Vorbilde etwas entlehnende Schöpfungskraft, ſowohl Selbſtwiederholung als ermüdendes Ausſpinnen der Gedanken glücklich vermieden.

Der geſchmackvolle Vortrag, die trefflichen Stimmen der Mitwirkenden, unter denen der Compoſiteur ſelbſt ſich durch ergötzliche Komik nochmals auszeichnete, wurden von der Genauigkeit des Orcheſters auf's Beſte unterſtützt, und es bewährte ſich ein edler Wetteifer, der in der Kunſt den ſchönſten Einklang hervorbringt.

Kenner und Nichtkenner ſtimmten an dieſem Abend in Beifall und Freude überein.

Wir hegen die Hoffnung, dieſes reizende Werk auch auf dem hieſigen Hoftheater zu ſehen.

Da, bei der großen Zahl täglich erſcheinender Almanache jeder Gattung und Nationalität, der Mangel an einem Chineſiſchen faſt als eine Lücke in der Litteratur zu betrachten ſein dürfte, ſo iſt, wie wir vernehmen, die Zuſammenſtellung eines ſolchen im Werke, deſſen Herausgabe von dem, durch längeren Aufenthalt im Lande ſelbſt, mit den Chineſiſchen Zuſtänden und Idiomen durchaus vertrauten Dr. C. F. Neumann, Profeſſor der Geographie und Völkerkunde an der Univerſität zu München, beſorgt werden und, bei der jetzt auf jenes Land gerichteten allgemeinen Aufmerkſamkeit, gewiß das größte Intereſſe darbieten wird.

Nach der am 15. April d. J. zu Braunſchweig ſtattgefundenen und mit außerordentlichem Enthuſiasmus aufgenommenen Vorſtellung der Oper: „Die Hugenotten" von Meyerbeer, welche der von Baden eigens herbeigekommene Componiſt ſelbſt einſtudiren half und dirigirte, wurde demſelben nebſt einem ſehr gnädigen Handſchreiben des Herzogs zugleich der Orden Heinrich's des Löwen überreicht.

In Frankfurt am Main iſt, (1839) im Verlage des Verfaſſers, eine Gedichteſammlung von Eduard Münſter, unter dem Titel: „Campanelle," herausgekommen. Wir heben die erſten Strophen eines Gedichtes, „die Grabesroſe," (S. 48) hervor:

„Seht, die Grabesroſe
Sproßt ſo leis, ſo loſe,
Sollten wohl im Keimen
Treue Geiſter weinen!
Holder Zephyr, koſe
Mir die Grabesroſe,
Sanfter bei den Schweinen
Ruht Sie ſonder Weinen! —
Ruhe ſanft, Du Treue ꝛc."

deren buchſtäblicher Abdruck für die etwa Ungläubigen hierdurch verbürgt wird.

arbeitet, uns das Wiſſenswerthe einzelner Provinzen vorführen, wie z. B. Wening's vier Rentämter mit den vielen Abbildungen ober- und niederbayeriſcher Orte, Gebäude ꝛc., die, wenn auch in alter Form, darum ſchätzenswerth ſind, weil wir darunter ſo manche Abbildung jetzt nicht mehr vorhandener Gebäude, die alte Anſicht mancher jetzt in ihrem Aeußern veränderten Stadt finden — wir haben zwar Topographien von Provinzen und Städten, Beſchreibungen von Klöſtern, Burgen ꝛc. alter und neuer Zeit viele, wir haben das geographiſch-hiſtoriſche Lexikon von Eiſenmann und Hohn, deren Verdienſt man anerkennen muß, — wir haben Bücher genug über die Geſchichte der Bayern, Franken und Schwaben, wir können aus allen dieſen die Volksſtämme, ihren Charakter, ihre Thaten, ihre Wohnſitze, ihre Monumente kennen lernen — wenn aber dieſe Werke alle zu ſammeln ſelbſt dem Vermöglichern trotz aller Koſten und Mühe nicht möglich iſt, wie vermag der größere Theil des Volkes, der ohnehin eine gedrängte Totalbeſchreibung, nicht aber ein ausführliches, nur dem Geſchichtsforſcher und Topographen dienliches Werk verlangt, ſich dieſe anzuſchaffen? Deßhalb glauben wir hoffen zu dürfen, daß die Herausgabe des hier begonnenen Werkes Anerkennung finde, weil dabei die Abſicht zu Grunde liegt, die Merkwürdigkeiten Bayerns in einzelnen Beſchreibungen zu einem Ganzen zu ſammeln. Was Fürſt und Volk in alter und neuer Zeit gebaut haben, was Kunſt und Natur in dieſem Lande erſchaffen, ſoll in Text und Abbildungen den Blicken vorübergeführt werden. Die Geſchichte des Landes ſeit der Römerherrſchaft bis auf die Jetztzeit wird in dieſe Beſchreibungen verflochten, und geſammelt, was die Feder der Hiſtoriker ſeit Aventin für die Nachwelt niederſchrieb.

Daß aber nicht, wie es bei ähnlichen Werken nur zu oft der Fall iſt, eine ermüdende Einförmigkeit entſtehe, wird der Stoff bald aus dieſem, bald aus jenem Theil des Landes genommen, und ſo bei der Reichhaltigkeit der Materialien, bei der Menge von Wiſſenswerthem, welches das Bayerland enthält, durch eine angenehme Abwechslung in der Wahl der Gegenſtände ein Gemälde geliefert, das bei der Billigkeit des Preiſes ſich Jedermann leicht anzuſchaffen im Stande iſt.

Damit auch endlich dieſe Beſchreibungen ſpäter nach Belieben geordnet werden können, wird jede auf einem neuen Blatt beginnen und dadurch das Auseinanderſchneiden möglich gemacht. — Die Abwechslung und Reichhaltigkeit des Werkes deutet einigermaßen die Reihe der in der Einfaſſung aufgeführten Namen an. Was die Bearbeitung und äußere Ausſtattung betrifft, ſo giebt das vorliegende Doppelheft, wie der Verleger, der Koſten und Mühe nicht ſcheute, hoffen zu dürfen glaubt, eine den Erwartungen genügende Probe.

◆

Inhalt:

Seite

Litterariſche Soirée von Alexander v. Sternberg 131

Münchener Hundert und Eins von E. F. 140

Das wiedergefundene Kleid. Ein chineſiſches Melodram, mitgetheilt von C. F. Neumann. 142

Warum haben wir Deutſche kein National-Luſtſpiel? von Fr. v. P. Hocheder. . . . 148

Lyriſche Halle.
- Die letzten Worte von C. A. Tiedge. 150
- Der echte Dünger des Maies. von J. G. Beilhack. 151
- Das Wiener Chocolademädchen. (nach Liotard's Gemälde). von Ernſt v. Brunnow . 152

Chroniſtiſches.

Litteratur und Bücherſchau.
1) Sendungen der Kurländiſchen Geſellſchaft für Litteratur und Kunſt. Mitau 1840. . 153
2) Die Weltreiche zu Anfange des Jahres 1839. Eine Bilderreihe von F. de la Motte Fouqué. Halle bei Eduard Anton. 1839. 154
3) Romanzen von Karl Ulmer. Nürnberg, 1840. Bei Bauer und Raspe. . . 155
4) Camoens. Trauerſpiel in fünf Akten, von Wilhelm von Chezy. Bayreuth in der Grau'ſchen Buchhandlung. 1832. 155

Ueber Ouverturen. Von Franz Grafen von Pocci 158

Denk- und Meldetafel. 159

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut des Tarifs der k. k. öſterreich. Polizei und Cenſur-Poſtſtelle: halbjährig zu fl 4.24kr.

Bei den k. bayr. Poſtämtern
halbjährig
im I. Rayon fl. 3. 32 kr.
im II. „ fl. 3 39 kr.
im III. „ fl. 3 43 kr.

Auf dem **Wege des Buchhandels** bezogen
Ganzjährig fl. 7. —
halbjährig fl. 3 30 kr.
vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutsche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein
unter Mitwirkung
von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit. — L. Aurbacher. — Franz v. Baader. — Ludwig Bechſtein. — Alois Büſſel. — L. v. Bornſtedt. — Ernſt v. Brunnow. — Fried. Beck. — J. G. Beilhack. — C. Bleſſig. — Wilhelm v. Chezy. — Fr. Baron de la Motte Fouqué. — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben. — Carl Fernau. — Dr. Ernſt Förſter. — H. Fahrmbacher. — Richard Franke. — Eduard Ecke. — v. Hammer-Purgſtall. — G. v. Heeringen. — Fr. v. P. Hocheder. — Franz v. Kobell. — C. A. Kaltenbrunner. — Friedr. Kölle. — Carl v. Martius. — Dr. Rudolf Marggraff. — Dr. Hermann Marggraff. — C. F. Neumann. — Franz Graf v. Pocci. — Otto Prechtler. — Dr. Quitzmann. — Dr. Georg v. Reinbeck. — Friedrich Rückert. — Fr. v. Schelling. — Eduard v. Schenk. — Steph. v. Schewireff. — Karl v. Schweizer. — G. H. v. Schubert. — Dr. Carl Seidel. — Dr. Söltl. — A. v. Sternberg. — Dr. Heinrich Stieglitz. — Dr. Wolfg. Stich. — C. A. Tiedge. — Friedrich v. Thierſch. — Carl Weichſelbaumer. — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Juni.

1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Bei J. J. Weber in Leipzig erſcheint ſeit Januar 1840:

Allgemeine Preßzeitung.

Redigirt und herausgegeben

von

Dr. Julius Ed. Hitzig.

Der Name: „Allgemeine Preßzeitung“, den die unterzeichnete Redaktion gewählt, dürfte mancher Mißdeutung unterworfen ſeyn; freilich hätte ſie gern einem andern den Vorzug gegeben, der ihrer Abſicht beſſer entſprochen hätte, den ſie aber nicht wählen durfte, weil ihm durch Verjährung in Deutſchland eine ganz andere Bedeutung gegeben worden, den Titel nämlich: Allgemeine Literaturzeitung.

Kritiſche Zeitungen, die man bisher Literaturzeitungen genannt hat, haben es mit der Betrachtung des Inhalts zu thun, der von den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen der Zeitgenoſſen verarbeitet wird; ſie haben ein Reich der Geiſter zum Gegenſtande der Unterſuchung, das innerhalb ſeiner ſelbſt nach eigenen Geſetzen ſich bewegt. Aber die Literatur ſteht mit Einem Fuße auch in der Welt, und iſt, was ihre Exiſtenz in derſelben betrifft, weltlichen Forderungen und Bedingungen unterworfen. Gedanken ſind bekanntlich zollfrei; ſobald jedoch die Gedanken zu einem Buche ſich verkörpert haben, ſo treten ſie durch dieſe Metamorphoſe in eine ganz andere Sphäre ein. Sie haben ein Eigenthumsrecht erworben; nun erſt können ſie angetaſtet werden; ſie ſind eine Sache geworden und müſſen ſich ihrer Haut wehren. Jetzt gerathen ſie in Colliſion mit dem Rechte dritter Perſonen, werden genöthigt, ſich unter den Rechtsſchutz der bürgerlichen Geſetze zu begeben, treten dem Publikum, dem Staate gegenüber. Dieſem, ſo zu ſagen, „weltlichen Leib der Literatur“ will das neue Blatt ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden; aus den Krankheitserſcheinungen, die er darbietet, ſoll ein Normalbild ſeiner Geſundheit gewonnen und dadurch zur Heilung möglichſt beigetragen werden. Aber nicht blos, was dem Geſetz anheimfällt oder anheimfallen ſollte, auch was dem Forum der öffentlichen Meinung, der literariſchen Sitte angehört, mit einem Worte, die Rechte und Pflichten der verſchiedenen, bei dem literariſchen Verkehr betheiligten Faktoren ſollen gegeneinander in der Preßzeitung abgewogen werden; und wäre auch über viele wichtige Fragen dieſer Art eine Vereinigung unmöglich, ſo wird ſchon viel gewonnen ſeyn, wenn man nur die Meinungsverſchiedenheit und die Gründe für und wider ſich in der Diskuſſion deutlicher zum Bewußtſeyn bringt.

Um die große Fruchtbarkeit des vorliegenden Stoffes anſchaulich zu machen, erlaubt ſich die Redaktion auf die einzelnen Rubriken hinzuweiſen, in die er zerfallen dürfte.

1) Nachdruck. Die verheißene Reviſion der Bundesgeſetzgebung von 1837 im Jahre 1842 fordert dringend zur Herbeiſchaffung neuer Materialien auf. Abgeſehen davon, daß die dramatiſche und journaliſtiſche Literatur noch gänzlich verwaiſet geblieben ſind, iſt es dem Geſetzgeber bisher auch nur gelungen, den unzweifelhaften Nachdruck zu fixiren, der ſich zum verſteckten etwa wie Diebſtahl zum Betrug verhält. Erſt dann, wenn das grobe Plagiat, die freche Compilation, das Umſchmelzen ein und deſſelben Stoffes in die eben im Schwange gehenden Formen der literariſchen Fabrikation, Manipulationen, denen gerade die mühſamſten Werke wiſſenſchaftlicher Forſchung am meiſten ausgeſetzt ſind, zur Entſcheidung des Richters gebracht werden; erſt dann wird das Geſetz fördernd und regulirend auf den Zuſtand der Literatur einwirken. Und hiezu beizutragen, wird das Hauptaugenmerk der Preßzeitung ſeyn.

2) Das Verhältniß des Autors zum Verleger. Der Verlagsvertrag.

3) Das Verhältniß der Autoren untereinander und zum Publikum. Stellung des Autors in der Welt, Einfluß der Preſſe. Literariſche Sitte. Die Injurien der Schriftſteller u. ſ. w.

4) *Das Verhältniß der Literatur als Maſſe zum Publikum.* Hieher gehören: literariſche Statiſtik, Produktion und Conſumtion, Abſatz neuer und älterer Bücher und Vertheilung deſſelben in den Ländern deutſcher Zunge.

5) Der buchhändleriſche Verkehr und das Publikum. Auf welche Weiſe iſt dafür geſorgt, daß das Publikum überall in beſtändigem Rapport mit der Literatur erhalten werde? Journale, Leſevereine, Leihbibliotheken. Wie iſt der Antheil des Publikums beſchaffen und welche beſondere Richtungen deſſelben machen ſich bemerklich? Ausſtattung, Bücherpreiſe.

6) Die innere Organiſation des Buchhandels.

7) Die Literatur und der Staat. Geſetzgebung und Ausübung der Cenſur. Repertorium aller neu erſcheinenden Geſetze in den deutſchen Bundesſtaaten.

8) Die Geſetzgebung des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, und die Bedingungen des literariſchen Verkehrs in jenen Ländern ſind ebenfalls in den Kreis unſerer Betrachtungen zu ziehen, da ein literariſches Völkerrecht (international law) ſich vorbereitet, deſſen Anfänge und Entwickelungen zu verfolgen vom höchſten Intereſſe iſt.

9) Beurtheilung von Schriften und Abhandlungen, welche die eben beſprochenen Themata behandeln.

10) Bekanntmachungen.

Zwei Nummern wöchentlich werden unter des Hauptredakteurs ſpecieller Leitung dem angegebenen Zwecke gewidmet ſeyn; eine wiſſenſchaftlich geordnete Bibliographie und ein Recenſionen-Verzeichniß, deren vollſtändigere Einrichtung die erſte Nummer derſelben ausführlicher darlegen wird, ſchließen ſich in zwei andern Nummern wöchentlich daran.

Die Redaktion der Allgemeinen Preß-Zeitung.

Der Charakter, den ich dieſen Blättern, zu denen ich die Idee gefaßt, und deren obere Leitung ich übernommen, zu geben wünſche, glaube ich, im Vorſtehenden hinreichend bezeichnet. Namhafte Männer haben mir bereits ihre Mitarbeiten zugeſagt, doch ich will es gern und offen eingeſtehen, daß es mir, der ich die Gebrechlichkeiten des höhern Alters ſchmerzlich zu empfinden beginne, ohne die Unterſtützung Vieler, ja aller Betheiligten, nicht gelingen würde, für Anſichten, Wünſche, Beſchwerden, Klagen aller Art ein Centralorgan im lebendigen Gange zu erhalten, das eben als ſolches mit der Zeit einigen Einfluß auf die beſſere Geſtaltung des Preßrechts gewinnen dürfte. Ich bitte daher um Einſendung von Beiträgen, ohne die Form irgendwie beſchränken zu wollen; ſelbſtſtändige Aufſätze, Correſpondenzen, Notizen, Materialien für eigene Bearbeitung heiße ich willkommen, ſobald nur ihr Inhalt der Abſicht dieſer Blätter entſpricht. Mögen dieſer Proſpectus, ſowie die ausgegebenen Probenummern denjenigen Anklang im Publikum finden, den die Bedeutung der Zwecke, um die es ſich handelt, erwarten läßt!

Berlin, den 15. Dezember 1839.

Der Königl. Preußiſche Criminal-Direktor a. D.
Dr. Hitzig.
Friedrichs-Straße Nr. 242.

Die Allgemeine Preß-Zeitung — über deren Inhalt der vorſtehenden Darſtellung der Redaktion von meiner Seite Nichts hinzuzufügen iſt — erſcheint, als dritter Jahrgang der Leipziger

Zur Litteraturgeſchichte der Poeſie in der ſchwäbiſchen Mundart

von

L. Aurbacher.

Die Volkspoeſie hat in neuerer Zeit nicht ſelten auch für ihren ſprachlichen Ausdruck das ländliche Coſtüme erwählt, um ſie ganz, wie ſie leibt und lebt, ihren einfachen, populären Charakter darzuſtellen. Nebſt J. H. Voß, der in niederſächſiſcher Mundart zu dichten verſuchte, hat beſonders Hebel durch ſeine allemanniſchen Gedichte dieſe Art von Poeſie zu hohen Ehren gebracht. Ihnen zunächſt ſteht der Nürnberger Grübel, der, weniger idealiſch, aber deſto mehr wahr und reell das Leben, die Sitte und die Denkart eines reichsſtädtiſchen Bürgers zu ſchildern wußte. Es iſt bekannt, wie ihm Göthe, gleich jenen beiden andern, ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zuwandte; wie denn der große Dichter ſelbſt bei Hans Sachs in die Schule gegangen und für derartige Poeſie immer große Vorliebe bezeugte. Nachdem dieſe Art zu dichten einmal zu Ehren gekommen, vervielfältigten ſich die Verſuche allerts, unter denen wir, als uns näher liegend, nur diejenigen nennen wollen, welche in ſchweizeriſchen und oberrheiniſchen Almanachen von Uſteri, Wyß, Schreiber u. a. mitgetheilt werden, und unter denen ſich manch artige, ja bedeutende Beiträge finden.

Der beſte Dichter für das Volk bleibt aber immer dieſes ſelbſt. Und ſo brauchen wir nur an die lebensfrohen und lebenskräftigen Liedchen und Geſänge zu erinnern, die an und innerhalb den Alpen von der ſteyriſchen Mark durch Bayern und weiter ertönen, und welche größten Theils durch den Mund des Volkes ſelbſt von Gau zu Gau fortgepflanzt, Theils auch von Freunden dieſer Volksgeſänge durch Schrift und Druck verbreitet werden. Hier abgeſehen von ihrem Inhalt, der, zumal durch ſeine Friſche und Lebendigkeit, jeden Naturfreund anſprechen muß, erſcheint überall die Form, die Mundart, ſo ganz verwachſen mit jenem, ſo durchaus weſentlich, daß ohne ſie dieſe Gedichte gar nicht gedacht, wenigſtens nicht ſo klar und wahr dargeſtellt werden könnten. Es zeigt ſich hier ſo recht die Identität des Gedankens und des Ausdruckes, denen denn freilich auch eine ganz eigenthümliche Gefühls- und Anſchauungsweiſe zur Grundlage dient.

Die meiſten Produkte jener Kunſt-Poeſie ſind darum nur mehr oder minder glückliche Nachahmungen dieſer Natur-Poeſie. Die Scenerie und das Perſonal aus dem ländlichen Leben iſt natürlich dabei nur Nebenſache; viel wichtiger und nothwendiger erſcheint die Geſinnung, die Denk- und Gefühlsweiſe, der ganze Charakter derer, die da ſprechen und handeln. Am meiſten verfehlt ſind daher diejenigen Gedichte, wo die Mundart mit ihren naiven Formen nur als Maske und Verkleidung dienen ſoll für eine prätiöſe Sentimentalität, die ihre Coquetterie unter dem Schein natürlicher Einfalt zur Schau tragen möchte.

Nach dieſen wenigen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zum eigentlichen Vorwurfe unſeres Aufſatzes über, zur Erwähnung und Würdigung poetiſcher Verſuche in ſchwäbiſcher Mundart.

Die älteſten, uns bekannten Verſuche der Art ſind wohl die Schriften von Sebaſt. Sailer, welche, nachdem ſie mehrere Jahrzehende theils mündlich, theils in Handſchriften weit unter dem Volke ſich verbreitet hatten, von Sixt Bachmann (Buchau, 1824) geſammelt und in Druck ausgegeben worden ſind. Das bekannteſte und beliebteſte Produkt darunter iſt „die Schöpfung und der Sündenfall.“ Und wenn wir davon abſehen können und wollen, daß ein ſo großes, heiliges Myſterium, zwar nicht ſelbſt zur Poſſe herabgewürdiget aber doch als poetiſches Vehikel einer Poſſe mißbraucht werden, — (wiewohl zu einer Zeit feſten und ſteifen Glaubens, wie noch jene geweſen, keine Gefahr, kein Aergerniß zu befürchten war) —: ſo müſſen wir dieſes Produkt allerdings als ein gelungenes poetiſches erklären. Wir ſehen hier nicht nur die Scenerie, das Paradies, in eine ſchwäbiſche Landſchaft verwandelt, ſondern auch die Perſonen ſelbſt ſind leib- und lebhafte ſchwäbiſche Landleute nach Sprache, Sitte und Geſinnung: der HErr ein gutmüthiger und geſtrenger Dorfſchultheiß, und die lieben Stammältern ſo recht die Prototypen des gemeinen Bauernthums. — Weniger gelungen, und mehr gemacht als gedichtet, iſt „der Engelſturz,“ weil ſchon eines wirklichen Grund- und Bodens ermangelnd; und den meiſten übrigen, in Proſa leicht hingeworfenen Stücken gebricht vollends alle Poeſie, die hier ſo recht im Schlamm gemeinen Lebens untergeht.

Es hatte ſich zu jener Zeit, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter den Gebildeten eine ſeichte Aufklärung verbreitet, welche, wie die Religion, ſo auch die Poeſie und die Sprache des Volkes gemeinhin zu verachten und zu beſpötteln anfing. Flach und frech, wie dieſe Aufklärer waren, hatten ſie zwar leichtes Spiel, an dergleichen Ausdrücken und Gebräuchen Schlacken zu entdecken, aber ſie beſaßen nicht den Scharfſinn und den guten Willen, das Edelgut daran wahrzunehmen und herauszuſtellen. Konnten ſie nun ſich ſelbſt nicht von aller Gemeinheit losmachen, und trugen ſie mindeſtens noch Gefallen daran, ſo zogen ſie mitunter auch die Bauernjacke an, um ſich recht gemächlich in all ihrer Gemeinheit zu bewegen.

Zu ſolcher Betrachtung veranlaßet uns die Erwähnung der Gedichte von C. Weitzmann. Die von ihm ſelbſt (ſpäterhin) ausgegebene Sammlung (Ludwigsburg) hat zwar jene unſaubern Produkte, wie deren manche in Abſchriften früher ſich verbreitet, abſeiten gelaſſen: aber auch dieſe kann den unlautern Geiſt nicht ganz verhehlen, der jene Gedichte diktirt hat. Denn ſo wie die „in reindeutſcher Mundart“ eines jener Talente verrathen, die, in der Blumauer'ſchen Schule gebildet, an wohlfeilem Spaß und leichtfertigem Tone Gefallen trugen, ſo laſſen die „in ſchwäbiſcher Mundart“ oft noch den Mann durchblicken, der, über das gemeine Volk ſich erhaben fühlend, die Sitte, Denk- und Mundart deſſelben zu einer zwar immer noch gutmüthigen, aber doch unbilligen Ironie mißbraucht. Natur und Gemüth, die Träger echter Poeſie, bleiben ihm meiſtens fern und fremd; und darum können wir ihm auch nicht dann rechten Glauben und Zutrauen ſchenken, wenn er, wie z. B. in den Gedichten „der Frühling“ und „der Winter,“ welche an Hebel'ſche Bildlichkeit und Gemüthlichkeit erinnern, die ländliche Natur und Einfalt auf eine täuſchende Weiſe darzuſtellen vermag. — Müſſen wir aber dieſem Schriftſteller Poeſie (im edleren Sinne des Wortes) abſprechen, ſo können wir dagegen deſſen Sprache, ſeine Kenntniß und Behandlung der ſchwäbiſchen Mundart, nur lobend anerkennen. Die eigenthümlichen Formen, Wörter und Bilder, Redensarten und Redewendungen des Dialektes, wie dieſer zumal in jenen Gegenden, im Mittelpunkte Schwabens, geſprochen wird, ſie ſind ihm ſo geläufig, ſo angeboren und anerzogen, daß man, wenn man ihn hört, ſich inmitten jenes Völkleins verſetzt glaubt. Es ſind darum ſeine Gedichte für den Sprachforſcher immerhin von Werthe, und zumal für den Freund und Kenner der Mundarten von großem Intereſſe.

Im Vorbeigehen nur erwähnen wir „J. Epple's vermiſchte Gedichte“ (Gmünd 1821 und 1826), da dieſelben weder durch Inhalt noch durch Form ſich im mindeſten auszeichnen, ſondern nur dadurch, daß ſie eben in ſchwäbiſcher Mundart abgefaßt ſind.

Wichtig aber ſind in jeder Beziehung „J. Müller's Gedichte“ im ſchwäbiſchen Dialekte (Memmingen, 1826). Urſprünglich in einzelnen Flugblättern von Zeit zu Zeit erſchienen, wurden ſie nach des Verfaſſers Tod in einer Sammlung herausgegeben; und ſie verdienten es. Was nämlich Göthe an den Grübel'ſchen Gedichten als beſonders rühmenswerth heraushebt, das iſt auch in den Müller'ſchen erfüllt. Er verſetzt uns ſo recht in jene ehemalige Reichsſtadt (Memmingen), und führt uns hier die wackern Bürger vor, wie ſie ſich in Geſellſchaft, in Handel und Wandel gebaren, dort die ehrſamen Frauen im „Haimgarten,“ bei Kindstaufen oder in häuslichen Angelegenheiten, dann die lebenskräftigen und lebensluſtigen Burſchen und Mädchen bei Tanz oder dem geſelligen „Hopfenzopfen,“ ſogar die kleine fröhliche Jugend am fröhlichſten Tage des Jahrs, dem „Pfingſt- oder Jugendfeſt.“ Und alle dieſe verſchiedenen Scenen ſind mit überraſchender Wahrheit, die meiſten ſogar mit dramatiſcher Lebendigkeit dargeſtellt. Man ſieht, der Verfaſſer (zweifelsohne ein gebildeter Mann) lebt und leibt mit und unter ſeinen Mitbürgern; er iſt Einer ihresgleichen, und denkt und ſpricht und handelt ſo ganz aus ihrem Herzen. Dabei ſchwebt über allem, was er ſchildert, ein ſo heiterer Muth, ein ſo verſöhnlicher Geiſt, eine ſo unverwüſtbare Gutherzigkeit bei aller mitunterlaufenden Derbheit und Schalkheit, daß zumal der ſchwäbiſche Charakter, wie er in dem gemeinen Bürger ſich zeigt, wohl nirgends ſo treu gezeichnet worden iſt.

Eine neuere Schrift „der Vetter aus Schwaben“ (Stuttgart, 1837) will ebenfalls Sittenſchilderungen des Schwabenvolkes geben. Es ſprechen uns aber dieſelben weniger an, ſchon deßhalb, weil das Bewußtſein des Verfaſſers, über dem gemeinen Volke und deſſen Gemeinheiten zu ſtehen, überall hervorzuleuchten ſcheint. Doch hat uns, ſo viel wir uns erinnern, namentlich „die Metzelſuppe“ gar wohl gefallen. Jedenfalls ſind ſolche Schilderungen, wo die geſchilderten Perſonen ſelbſt redend und handelnd in ihrer Weiſe auftreten, ungleich natur- und volksgemäßer, als jene andern, die ein eleganter Müßiggänger, des Volkes Thun und Treiben im Vorbeigehen lorgnettirend, mit kritiſcher Bleifeder in ſein Port-feuille einzeichnet und zur Ausſtellung bringt.

Alle dieſe Verſuche in dialektiſcher Ausdrucksart, ſo unvollkommen ſie auch ſein mögen, liefern mindeſtens den Beweis, daß die ſchwäbiſche Mundart, wie jede andere, zur Darſtellung aller, dem Volke eigenthümlichen Gefühls- und Anſchauungsweiſen noch in einem höhern Grade fähig ſei, als ſelbſt die hochdeutſche Sprache; wie ſich denn bei Uebertragung derſelben, z. B. der Hebel'ſchen, augenſcheinlich ergiebt. Uebrigens werden ſich freilich ſolche Verſuche immerhin nur als eigentlich idiotiſche und iſolirte in der deutſchen Litteratur behaupten, und wohl nie zu einer ſelbſtſtändigen Volkslitteratur ſich ausbilden. Dagegen ſind wir der Meinung, daß der eigentliche, wenn auch untergeordnete Wirkungskreis der Mundarten in allen jenen litterariſchen Werken zu ſuchen und zu finden ſei, wo das gemeine Volk, inmitten eines größern Schauplatzes und neben Perſonen aus höhern und gebildeten Ständen, ſeine Rolle ſpielen ſoll. Unter den Alten haben bereits die griechiſchen und römiſchen Luſtſpieldichter dieſe naturgemäße Methode befolgt, und unter den Neuern beſonders die Engländer in ihren Romanen und Schauſpielen. Die Ueberſetzer von **Fielding's** und **Smollet's** Romanen benutzten gar wohl die niederſächſiſche Mundart zu treuer Nachbildung der Originale; und auch **Voß** in ſeiner Ueberſetzung des Ariſtophanes läßt z. B. ſeinen Böotier — viele Ehre! — in der ſchwäbiſchen Mundart ſprechen; ob wohl freilich ein Mann aus dem Lande **Hadeln** und **Wurſten** den ſchwäbiſchen Dialekt und Charakter kaum zu erfaſſen, vielweniger darzuſtellen im Stande ſein möchte. Genug, daß der anpaſſende und geziemende Gebrauch der vulgären Sprache in Volksdichtungen der Art einmal anerkannt und erwieſen worden iſt, wenigſtens in Ueberſetzungen; an Originalen aber (wenn wir die Wiener-Bühne ausnehmen) leiden wir Deutſchen immer noch Mangel, und es ſtünde hier unſern Romanenſchreibern und Luſtſpieldichtern ein weites Feld zu eigenthümlichen Darſtellungen offen, wenn nicht die Sprache und noch mehr der Charakter des gemeinen Volkes in den verſchiedenen deutſchen Landen ein ſtreng-ernſtes Studium erfoderte, dem ſich freilich „ſchöne Geiſter" nicht gern unterziehen. Es würde ſich aber wahrlich lohnen. Mit welcher freudigen Anerkennung nahm nicht **Göthe** das Luſtſpiel: „Der Pfingſtmontag," auf, darin ſich ein oberrheiniſches Volk ſo treu und wahr in Sprache und Charakter ſchildert! Würden wir nur mehr ähnliche aus andern Landſchaften beſitzen, wir würden aus ſolchen Dichtungen die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Volksſtämme, das deutſche Volk ſelbſt, beſſer kennen lernen, als aus jenen proſaiſchen, in matten, vagen Umriſſen gezeichneten Schilderungen ſo mancher Touriſten, deren Bilder bald in idealiſcher Fernſicht verſchwimmen, bald zur Carrikatur im wirklichen Leben ſich verſchrumpfen und verzerren.

Ein artiges Migniatur-Gemälde jener Art beſitzt auch die poetiſche Litteratur der ſchwäbiſchen Mundart in dem Werklein, das ſich betitelt: „Die Schulmeiſte[illegible]ahl in Blendheim" (Tübingen, 2te Aufl., 1825). Obgleich der pragmatiſche, pädagogiſche Zweck, den der Verfaſſer dabei zunächſt im Auge hatte, eine freie, äſthetiſche Behandlung des volksthümlichen Stoffes nicht wohl zuließ, und die parties honteuses des Luſtſpiels zu ſehr den Leuten des gemeinen Dialektes zufallen, während die hochdeutſchen Choragen als die eigentlichen Repräſentanten des Verſtandes und der Ehrlichkeit debütiren: ſo verdient doch das Werklein alle unſere Beachtung, theils wegen der richtigen Conception und conſequenten Durchführung der Idee, den Dialekt als Vehikel dramatiſcher Darſtellung zu benutzen, theils auch wegen der treuen Behandlung der Sprache und ſelbſt der Charaktere, ſofern ſich dieſelben in dem, einmal ihnen zugewieſenen Kreiſe gemeiner Dummheit und Verſchmitztheit bewegen. Es wäre unſtatthaft, von dem Verfaſſer etwas zu fodern, was er nicht geben wollte, noch konnte, — ein förmliches Sittengemälde, worin nicht blos die Schatten-, ſondern auch die Lichtſeite des Volkscharakters in billiger und gleichmäßiger Vertheilung ſich ausdrücken würde.

In anderer Art, und zu rein formellem, äſthetiſchen Zwecke hat der Dichter der „Attellanen" (Stuttgart und Tübingen, 1836) den ſchwäbiſchen Dialekt in ſeinen dramatiſchen Ausſtellungen angewendet. Es gehören dieſe originellen und geiſtreichen Productionen der deutſchen Litteratur überhaupt an, und die Würdigung derſelben, zumal wie hier der Geiſt des griechiſchen, des altdeutſchen und des ſpaniſch-portugieſiſchen Luſtſpiels erfaßt und dargeſtellt werden, möge der höhern und umfaſſendern Kritik vorbehalten bleiben. Hier werde nur erwähnt, welche Rolle dem Dialekt zugetheilt, und wie ſie gelöſet worden iſt. Schon in dem vaterländiſchen Schauſpiel „die Gegenkaiſer“ tritt die eigenthümliche Denk- und Handelnsweiſe der Perſonen untergeordneter Art dadurch, daß ſie in ihrem angebornen Dialekte ſprechen, in ſtarkem und wahren Contraſt hervor, — gegenüber den Höhergeſtellten und zumal den Hauptperſonen, in deren Munde nach dem Maaße, als ihre Geſinnung und Leidenſchaft ſich ſteigert, auch die Ausdrucksweiſe ſich reinigt und veredelt. Es geht aber die geniale Laune des Dichters ſo weit, daß er ein ganzes Luſtſpiel „der Student von Coimbra,“ in jenem eigenthümlichen Dialekte durchzuführen verſucht; und er entledigt ſich auch dieſer allerdings kühnen Aufgabe mit vielem Glücke. Denn daß hier, trotz den fremden Namen, zunächſt jene beliebte und belobte deutſche (Tübinger) Studenten-Wirthſchaft innerhalb eines gemein bürgerlichen Hausweſens gemeint ſei, fällt ſogleich in's Auge, und ſtellt ſich mit aller Wahrheit heraus. Schwerlich aber würde dieſer harmloſe Witz und dieſe behagliche Laune, die über das Ganze ergoſſen iſt, ſich ſo lebendig ausnehmen, wenn nicht dieß Alles durch das weiche Organ des naiven Dialektes zur vollen Anſchauung käme, der hier mit ſeltener Kunſtfertigkeit in Wörtern und Formen richtig und genau durchgeführt iſt. Das Wagniß, mit einem ſolchen originellen Verſuch zu debütiren, entſchuldigt der Dichter ſelbſt mit den launigen Schlußworten (S. 441), die wir, Freunden des Dialektes zu Liebe, hier ſchließlich beiſetzen wollen:

Néx for öguett.

Am Céfissus und Ilissus
Singet jonishé najade,
Im Himettus, wie sai honig
Zucker-siess, hamadriade.
Jéder fogel wétzt sain shnabel
Und es grätet-em (wenn's gwis ish).
Just so welshet am Mondégo
Brauné nimfe portugisish.
Ei so mag e shwäbishé atzel
An ier ghaimnis bustebierre:
Denn es hiett in slucht und hélé
(Alte sage téent's citierre)
Mannich fergrabes kérnlé gold
Necker-niex und Alb-kobold.

* * *

Ein Duell unter Ludwig XIII.

(nach einer franzöſiſchen Chronik)

von

Carl Fernau.

Zwiſchen dem Gefängniſſe la Force und dem weiten Platze der Baſtille zu Paris liegt, ganz in der Nähe des Boulevard Saint Antoine, die Place royale, ein Viereck von gleichmäßigen Gebäuden zuſammengeſetzt, mit Bogengängen, die eine bedeckte Gallerie bilden. In der Mitte dieſes Platzes wurde ebendemſelben Könige Ludwig XIII., in deſſen jugendliche Regierungszeit unſre Erzählung fällt, zehn Jahre nach der unten folgenden traurigen Begebenheit, eine Reiterſtatue errichtet. Doch wurde dieſe im Jahre 1792 von ihrem Piedeſtal durch die Bande des Königsmordes hinabgeſchleudert.

Schon von jeher hatte dieſer vom Mittelpunkte der franzöſiſchen Hauptſtadt ziemlich entfernte Raum ein düſteres, faſt melancholiſches Anſehen, und wenn heutzutage Wenige darüber hingehen, ſo war dieß wohl zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts noch um ſo mehr der Fall. Einſt ſtand daſelbſt das palais des Tournelles, kein Palaſt nach unſern Begriffen, ſondern nur ein unregelmäßiges, mit Bäumen und vielen runden dicken Thürmen untermiſchtes Gehöft von Mauerwerk, wo jene Maskerade ſtatt fand, bei welcher König Carl VI. im Jahre 1393 ſein Kleid an der Fackel des Herzogs von Orleans zufällig entzündete, und ſeine Rettung nur der ſchmerzlichen Selbſtaufopferung von vier edlen Seigneurs verdankte.

Es war kurze Zeit nach der Vollendung der place royale in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, als der damals ſechs und zwanzigjährige König, durch eine Reihenfolge beklagenswerther Ereigniſſe bewogen, dem Cardinal de Richelieu Befehl gab, der Ueberhandnahme des Zweikampfes zu wehren. Ein Parlamentsedict ſprach im Jahre 1627 die Todesſtrafe gegen jeden Duellanten aus. Entweder opfert ſich der Kämpfende, — ſo hieß es — dem falſchen Schein von Ehre, die er dadurch wiederherzuſtellen glaubt, oder dem Gedanken, daß er mit ſeinem Gegner auf Erden nicht länger zuſammenleben könne. Jenes iſt gegen die Vernunft, dieſes gegen das Chriſtenthum. Dem Könige muß ſeiner Unterthanen Leben theuer ſein, und vor allem darf es nie um nichtiger Urſachen willen weggeworfen werden. Man hat Ludwig XIII. den Beinamen des Gerechten gegeben, und er trug ihn ſchon zu der Zeit, als dieſer von ihm geheiſchte Parlamentsbefehl erlaſſen ward, um die durch Unruhen im Innern Frankreichs und durch die Erhebung der Hugenotten unendlich geſteigerte Duellwuth zu unterdrücken. Der Widerwille des Adels gegen das Edikt war unbeſchreiblich; es war ſein vermeintes Vorrecht, ſich gegenſeitig zu tödten. Aber dieſelbe feſte despotiſche Gewalt, welche die Partheien der Rohan und Soubiſe ſich unterworfen, und den mit des Königs eigenem Bruder, Gaſton von Orleans, empörten, aber bei C[illegible]elnaudari gefangenen Herzog von Montmorency zu Toulouſe hinrichten ließ, bezwang auch die Uebertreter des neuen Geſetzes, und verſchaffte dieſem ein Anſehen, das man in der guten Stadt Paris nicht für möglich hielt. Darum, weil ſich das Gemüth des Bürgers über die Vollziehung ungewöhnlicher Strafen meiſtens dem leichtgläubigen Sinne und der freundlicheren Illuſion hinzugeben pflegt, ſtößen uns die erſten Opfer der Gerechtigkeit immerhin einiges Bedauern ein; und das Mitleiden wirkt um ſo mächtiger in uns, je höher und edler in anderen Lebensverhältniſſen die Schuldigen erſcheinen.

Noch war kein Monat ſeit der ſtrengen und wohlbekannten Auffoderung des Königs, des Cardinal-Herzogs und des Parlaments von Paris, das Duell bei Todesſtrafe zu vermeiden, verfloſſen, als Montmorency Graf v. Bouteville und der Graf Deschapelles, unter ſich durch Bande des Bluts verwandt, dem königlichen Anſehen durch einen neuen Zweikampf trotzten. Man verfolgte ſie; aber den beiden Edelleuten gelang es, glücklich nach Flandern zu entkommen. Dort, gerührt von ihrem Schickſal, nahm ſie die Erzherzogin in Schutz, und flehte ſogar für ſie bei Ludwig um Gnade. Der Monarch erlaubte, die weitere Unterſuchung einzuſtellen, geſtattete aber den Verbrechern, wenn auch nach Frankreich wieder, doch nimmermehr nach Paris, noch an den Hof zu kommen. Dieſe fürſtliche Entſcheidung diente nur dazu, vor allem den Grafen v. Bouteville zur Rückkehr nach Paris zu beſtimmen. „Wie,“ rief er aus, als er die Nachricht hörte, „man verſagt mir vollſtändiges Vergeſſen? — So will ich mich denn in Kurzem zu Paris ſelbſt wieder ſchlagen, und ſei es mitten auf dem königlichen Platze!“

Bouteville reiſte alſogleich mit Deschapelles von Flandern ab, und kam den 10 Mai 1627 nach der Stadt ſeines letzten Unglücks. Einem Cavalier, wie er war, fehlte es nie an Anläſſen zur Fehde. Schon ſeit längerer Zeit hatte ihn ein Meſſire de Beuvron geſucht, der einen alten Handel, mit dem Degen in der Hand, mit ihm abthun wollte. Zu dieſem ſchickte der Kaumangekommene ſein Cartel, und ſchon am nächſten Morgen wollten ſich beide auf der place royale treffen, von der wir ſo eben eine kurze Schilderung gaben. Beuvron ging zu ſeinem Stiefſohn, Buſſy d'Amboiſe, um zu fragen, ob er ihn nicht auf den Kampfplatz begleiten wolle. Obgleich dieſer ſeit zehn Tagen, von heftigem Fieber gequält, zu Bette lag, erhob er ſich dennoch und ſagte: „Wenn ich auch den Tod zwiſchen den Zähnen hätte, ich müßte bei dieſer Parthie ſein.“ Bouteville aber war von ſeinem mitflüchtigen Freunde Deschapelles begleitet; außerdem hatte Jeder ſeinen Waffenträger bei ſich. So begaben ſich die ſechs Kämpen um zwei Uhr nach der Mittagszeit an einem ſchönen Frühlingstage auf den, noch innerhalb der Ringmauern Franz des Erſten, (wo jetzt die Boulevards die alte Stadt umgürten) belegenen und bewohnten, wenn auch nur ſpärlich beſuchten Platz, und begannen öffentlich, zwei gegen zwei, den Angriff mit dem Degen. Das Opfer wird Buſſy d'Amboiſe; er fällt, tödtlich verwundet, zu den Füßen ſeines Gegners, des Grafen Deschapelles, und verathmet wenige Stunden nachher, ohne weiter ein Wort zu ſprechen. „Armer Buſſy,“ ruft hier der Chroniſt ſelbſt mitleidig aus, — „aber nach allem,“ fügt er hinzu, „war es doch beſſer, an der Wunde, als an dem Fieber zu ſterben.“ — Die drei Ueberlebenden ergriffen nach dem Verfall die Flucht, Beuvron nach England, Bouteville und Deschapelles nach Lothringen. Die Verfolgung des Großrichters von Paris zögert nicht, ihre Wirkung zu zeigen. Er macht ſich ſelbſt auf den Weg, und findet die letztgenannten Schuldigen zu Vitry-le-Brulé, einem kleinen Flecken auf der Straße nach dem altburgundiſchen Reiche. Es war Nacht, und die Verwegenen ſchliefen ſorglos in Einem Bette. Nachdem ſich der Großrichter ihrer Degen bemächtigt, hieß er ſie aufſtehn und nahm ſie gefangen. Umſonſt ſagt Deschapelles zu ihm: „Sie irren ſich, bedenken Sie wohl, mein Herr, was Sie thun; wir beide ſind Leute von Stand, die harmlos ihre Straße ziehen.“ Faſt ſcherzhaft fiel ihm Bouteville in's Wort: „Stelle Dich nicht ſo fromm, ſüßeſter Freund, es wird uns wohl nur den Hals koſten; laß uns folgen.“

Dem jungen Grafen Deschapelles aber verging das Herz; in tiefeſter Trauer und Niedergeſchlagenheit, von der ihn ſein ritterlicher Freund nicht abzubringen vermochte, kam er wieder zu Paris an. Die Baſtille nahm, in einem ihrer Dutzend Thürme, die edlen Gefangenen auf. Der König wies ihre Sache alſogleich vor das Parlament, und der Prozeß mußte vor allen andern richterlichen Gegenſtänden beginnen. Bouteville macht kein Geheimniß aus ſeiner That, aber Deschapelles, von deſſen Hand der Jüngling gefallen, betrachtet mit der Miene des Erſtaunens die verhörenden Richter und fragt: „Wo iſt doch dieſe place royale und was iſt's mit dieſem Marquis de Buſſy?“ — Sie werden vor das verſammelte Parlament gebracht. Ludwig XIII. blieb unerſchüttert; wie auch der Prinz von Condé, der Herzog von Montmorency für die Unglücklichen flehte, es rührte ihn nicht; er war entſchloſſen, ein Beiſpiel zu geben. Madame de Bouteville warf ſich zu den Füßen des Monarchen, als er aus der Kirche kam, und bat für ihren Sohn um Gnade; — vergebens; Ludwig ſchickte gleich darauf, um ſeiner eigenen Empfindung nicht mehr Herr zu ſein, den Biſchof von Nantes zu den beiden Edelleuten, ihnen den Troſt der Religion, den letzten auf Erden, zu gewähren.

Am 21. Juni 1627 traten die Gefangenen vor das Parlament. Graf Bouteville ſetzte ſich zuerſt, und, die Richter höflich grüßend, gab er mit Ja und Nein einfache Antwort auf die Fragen des Verhöres. Darauf kam Deschapelles. Er hatte die ganze Faſſung in ſeinem Charakter wieder gewonnen, und die Tage der nun überwundenen Zaghaftigkeit dienten dazu, ihm ein unerſchütterlich männliches Benehmen, trotz ſeiner Jugend, einzuflößen. Keine Hoffnung des Lebens beſeelte ihn mehr, aber ſein erſtarktes Gemüth verzweigte ſich in ſeinen ſchönen, friſchen Geiſt, und dieſem danken wir die treffliche Rede, welche er vor ſeinen Richtern ſprach, und die Chronik aufbewahrte. „Wenn ich hier das Wort ergreiſe,“ ſagte er, „ſo geſchieht es nicht, um wie ein Demüthiger für ein Leben zu flehen, das ich verachte und ſchon öfter der Gefahr ausgeſetzt habe. Ich könnt' es dem unbeugſamen Gerechtigkeitsſpruche abſtreiten und ſagen: Wenn ich gefehlt habe, ſo war es in dem Gewohnheitsirrthum des Königreiches, der die Ehre in gefahrbringende Handlungen ſetzt; ſo war es um der edlen Meinung von Ruhm willen, wogegen kein Franzoſe gefühllos bleiben kann; aber nicht war es aus Abſicht, dem Könige ungehorſam zu ſein. Ich könnte ſagen, daß der Zweikampf das Unglück des Jahrhunderts iſt, die Krankheit derer, die meines Alters und meines Blutes ſind. Doch ferne von mir dieſe Entſchuldigungen, unwürdig eines Edelmannes. Edelleute Ihr ſelbſt, habt Ihr nie gefühlt, wie Eure Bruſt von Haß und Erbitterung ſchwoll gegen Eure Feinde? Wißt Ihr etwa nicht, daß in den Augenblicken dieſer Verblendung alle Pflichten vergeſſen werden können, die Bande des Blutes, das Anſehen des Geſetzes? Wenn das Herz jung und der Leib lebensvoll iſt, wäre wohl ein Edict ſo mächtig, dieſe den Ausbruch drohende Kraft zu hemmen? Und wenn der freie, heftige Mann an ſeiner Ehre verletzt wird, iſt nicht ſein erſter Gedanke, die Hand an den Degen zu legen, bevor er darauf ſinnt, welches Geſetz ihm dieß verbiete? Aber ich weiß, meine Herren, nichts kann des Geſetzes Vergeſſen entſchuldigen. Ich habe den Schwur gehört von dem Könige, ſeinem Edicte Geltung zu verſchaffen, und die Uebertreter zu verfolgen. Er will das Blut des Adels, des tapfern Adels fürderhin ſchonen. Indem ich daran denke, iſt mein erſtes und letztes Bedauern nur, nicht mehr in deſſen Reihen kämpfen, und zur Sühne meines Frevels, insbeſondere dem König ein Leben anbieten zu können, welches ihm ſchon gehörte. Ich verabſcheue die blinde Wuth, die mir, mehr als rebelliſche Verwegenheit, die Ungnade meines theuern Souverains zugezogen. O könnt' ich tauſend Leben verlieren, nur um mir die Freiheit wieder zu erkaufen, die mir die Unſchuld zurückbrächte. Doch es hat der göttlichen Gerechtigkeit gefallen, Rache an mir für meine Sünden zu nehmen, und ich un-

„terwerfe mich und denke nur mehr an „das Heil meiner Seele."

Nicht ohne Rührung hörte die Verſammlung dieſe Worte. Das Todesurtheil wurde indeſſen unerbittlich über Beide ausgeſprochen, denſelben aber erſt am folgenden Morgen verkündet. Bouteville wie Deschapelles waren den ganzen Abend vorher heiter und vergnügt, aßen und ſahen dem Spiel der Wachtſoldaten zu. Audrenas, der Hauptmann dieſes Corps, weinte herzlich über das Schickſal der Gefangenen; denn beide waren jung, hübſch, reich und Verwandte der erſten Großſeigneure von Frankreich. Um 11 Uhr des Vormittags vom 22. Juni 1627 forderte ein Schließer des Gefängniſſes vorerſt Bouteville auf, „zur Kapelle" hinabzukommen. „In die Kapelle?" ſchrie der Graf halb zürnend. Es war der Ort, wo Staatsverbrechern der Spruch eröffnet zu werden pflegte. „Ja, mein Herr, erwiederte der Andre, und wenn Sie die Güte haben wollten, mir den Ring zu geben, welchen Sie am Finger tragen. —" Bouteville gab ihn. Hierauf verlangte der niedre Mann auch noch die Handſchuhe, aber dieſe warf der Graf entrüſtet zum Fenſter hinaus. Deschapelles ſchritt ruhig in die Kapelle. Nachdem das Todesurtheil abgeleſen war, band man Beiden die Hände und führte ſie in das Jubé, ein ſo genanntes reinliches Zimmer der Baſtille, wo der Biſchof von Nantes und andere Geiſtliche ſie bereits erwarteten und mit ihnen bis fünf Uhr Abends beiſammen blieben. Alsdann wurden ſie auf den Greveplatz geführt. Auf dem Armenſünderwagen ſelbſt ſchnitt der Henker dem Grafen Bouteville das Haupthaar ab; als er ihm aber auch den Bart nehmen wollte, machte der Unglückliche eine Bewegung mit der gebundenen Hand nach dem Munde, als wie zur Abwehr; doch der Biſchof von Nantes ermahnte ihn: „Mein Sohn, denken Sie nicht mehr an dieſe Welt; ach, Sie denken noch daran!" Bouteville beſtieg mit feſtem Schritte das Schaffot zuerſt, kniete nieder, neben ihm der alte Biſchof, der das Salve anſtimmte; der Henker fragte noch den Grafen, ob er ſich die Augen verbinden laſſen wollte; aber derſelbe erwiederte: „Es iſt nicht nöthig." Dieß waren ſeine letzten Worte. Deschapelles, obgleich abgewendet, hörte das Fallen des Beiles und ſagte, noch unten am Fuße des Schaffots ſtehend: „Mein Vetter iſt nicht mehr; ich will für ſeine Seele beten. O Gott, die ſeinige hat ja keinen Mord auf ſich!" Dann, nach einem Paternoſter, ſtieg auch er muthvoll die Stufen des Schaffot's hinan, ſah die blutigen Reſte Bouteville's, und erhob weinend die Augen zum Himmel. Bald rollte auch ſein Haupt vom Block herab. So fielen zwei edle Männer als Opfer eines, gleich den menſchlichen Leidenſchaften und Schwächen ſelbſt unvertilgbaren Vorurtheils. Ihnen folgte binnen Kurzem ein Herzog Montmorency, derſelbe, der für ſie umſonſt den König um Gnade beſtürmt hatte; ihnen folgten auf der Richtſtatt noch viele Andere. Hat ſie die Strafe des Verbrechens zurückgeſchreckt? Die Manie wächſt in der Zeit, mit der Uebermuth und Aufregung verbunden ſind; in der Zeit, welche das Leben geringſchätzt; jetzt ſpricht in Frankreich die Kugel ſtatt des Degens die Ordalia. Weltzeichen dafür ſind das Grab Armand Carrels zu Paris — und jener Leichenſtein auf Père la Chaise, woran ich noch im jüngſtverwichenen J[illegible] die Spur der im Großen eingemeißelten, nun getilgten Inſchrift ſah: „Dulong, assassiné par Bugeaud."

* * *

Die Waffen der Liebe,*)

von

Otto Prechtler.

Perſonen,

(in dieſen Scenen auftretend.)

Graf l'Etoile.
St. Hilaire, ſein Freund.
Lucie, Gräfin l'Etoile.
Lejour, Sekretair des Grafen. Dichter.

Akt I. Scene IV.

Graf. St. Hilaire.

(Die Gräfin und ihre Schweſter haben ſich in Begleitung des Marquis dell'Ombra eben luſtwandelnd entfernt.)

St. Hilaire.

(dem Abgegangenen nachſehend.)

Das iſt mir auch 'ne Art von Schmetterlingen,
Die wohl der Roſe, ewig um ſie ſumſend,
Die Freude ihres Daſeins trüben konnten.
Verzeih' mir, Freund, ich find' ihn unausſtehlich.

Graf.

Ich theile dein Gefühl. Doch ſein Geſchwätz
Verurſacht, ſcheint es, Lucien Vergnügen.
So mag er kommen, von den Damen ſich
Belächelt, — wenn nicht gar geguält zu ſehn.

St. Hilaire.

Er macht der Gräfin ſichtbarlich den Hof.

Graf.

Sie wird die rechte Antwort für ihn haben.

St. Hilaire.

Du biſt ſehr tolerant.

Graf.

Und hab' ich Grund,
Es weniger zu ſein?

St. Hilaire.

Du denkſt an den
Marquis! — Nicht Alle, die ſo glücklich ſind,
In Luziens Nähe ſonnen ſich zu dürfen,
Sind, ſo wie er, unliebenswürdig.

Graf.

Wohl
Bedauern müßt' ich meine Lucie,
Wenn ſie nicht beſſere Geſellſchaft hätte.

St. Hilaire.

Ich gratulire! wahrlich, du biſt glücklich,
So ſorglos ſein zu können.

Graf.

Meinſt du das?

St. Hilaire.

Dein Selbſtvertraun wird deine Frau verleiten,
Im Stillen manche Träume auszuſpinnen.

Graf.

Sprichſt du im Allgemeinen?

St. Hilaire.

Nicht ſo ganz.

Graf.

Erklär' dich deutlich; rede offen, wahr!
Ein Freund, wie du, — er hat das Recht, die Pflicht.
Ich kenne deine freundliche Geſinnung.

St. Hilaire.

Wie? — ſollt' es Dir entgangen ſein? —
Lejour,
Dem dieſe Erde nie genügt, der ſtets
Von andern Welten, andrer Heimath ſchwärmt,
Beweiſt die Ehrfurcht, die er Lucien ſchuldig,
Sehr warm auf dieſem nichtigen Planeten.

---

*) Scenen aus dem, zur Darſtellung auf dem K. K. Hofburgtheater angenommenen, handſchriftlichen Originaldrama dieſes Namens.

Graf.

Mein Gott! er iſt ein Dichter — träumt wohl gern.
Wer wollt' es ihm verargen? — wer auch ihr,
Wenn's ihr Vergnügen macht?

St. Hilaire.

Wahrhaftig, Heinrich,
Erſchrecken will mich die Gelaſſenheit,
Nicht feurig ſcheinſt du Lucien zu lieben.

Graf.

So, — weil ich ſie nicht quäle? —

St. Hilaire.

Dennoch ſollteſt
Du wachſam ſein.

Graf.

Mein lieber St. Hilaire!
Ich habe kein Talent, zu ſpioniren.

St. Hilaire.

Du bleibſt ein Sonderling.

Graf.

Zu meinem Beſten,
O glaub' mir, Lucie iſt gut und wahr.
Entfremden nur kann der Verdacht das Herz,
Es mehr noch reizen zu verſagten Wünſchen.
Mein Freund! das Leben ſpiegelt ſich im Thun;
Die Menſchen ſind, was wir von ihnen halten.
Dem du mißtrauſt, der ſchmiedet dir Betrug,
Und Lieb' und Treue ſchafft dir nur der Glaube.

St. Hilaire.

Nur leider leben wir in einer Zeit,
Wo dieſer reine Sinn belächelt wird.

Graf.

Weil man an's Schlechte mehr glaubt, als an's Gute.

St. Hilaire.

Wenn du nun wirklich hintergangen würdeſt?

Graf.

So müßt' ich wie Othello mich gebärden?
Giebt's and're Mittel nicht in ſolchem Fall?
Hat ſich ein Kind im böſen Spiel verletzt,
So laßt den Arzt — und nicht den Richter walten.

St. Hilaire.

Du biſt zu ſicher, Freund! erinn're dich.
Es hieß: — eh' Lucie Braut — Lejour — er liebte —

Graf.

(abbrechend)

Ich weiß, du meinſt es gut. Doch nun genug.
Wie dem auch ſey, die Waffen werd' ich finden,
Dem Feinde meines Glückes zu begegnen.

St. Hilaire.

Du wunderlicher Freund! Nun ich will ſchweigen!
Ich geh' voran,— denn ſieh, ſchon wird es Abend;
Amalie plaudert gern. — Wo treff' ich dich?

Graf.

Auf meinem Zimmer; — ich beſorg' die Masken.

St. Hilaire.

Adieu Heinrich!

(ab.)

Graf.

Leb wohl! Auf Wiederſehn!

Akt II. Scene X.

Gräfin Lucie. Lejour.

Gräfin.

(ſanft, mit Würde, öfter faſt mit Strenge.)

Lejour, Ihr Herz iſt edel, reich Ihr Geiſt,
Sie haben mein Gefühl für Ihre Werke
Zu hoch geehrt, verſchwenderiſch vergolten.
Sie haben manche Stunde mir verſüßt,
Und manchen Traum des Herzens mir gedeutet.
Sie blieben ſtets beſcheiden, bis ich ſelbſt
Die Schranken zu verletzen, Sie verleitet,
Die zwiſchen uns längſt Lieb' und Leben zog.
An unſerer Verirrung bin ich ſchuld.
Ich ging zu weit. — War auch der Herzen Spiel,
Das uns einander näher ſchien zu bringen,
Untadlich vor dem innern Richter hier: —
Doch war es gegen das Geſetz der Welt,
Und gen der Ehre leicht verletzte Reinheit.
Den Träumenden gilt das Gefühl das Höchſte, —
Wir wachen auf, da wird die Pflicht uns klar.

Das kurze Spiel mit Lied und Blumen hat
Des Argwohns Stimmen um uns aufgeweckt;
Mein Heinrich ließ dadurch ſich nun verleiten,
Im Kampf die Ehre wieder einzulöſen,
Die ich in einem ſchönen Wahn gewagt.
Was nun zu thun — Lejour, was zu vergeſſen. —
Dem edlen Herzen brauch' ich's nicht zu ſagen.

Lejour.

Wußt' ich's ja doch, mein Traum war ſchön und kurz,
Die wen'gen Lebensblüthen welken ab.
Als ich Adraſt geſungen, deſſen Fluch
Sich über jede Seele wälzte, die er liebte,
Da ſang ich mich! und tief erkenn' ich's nun:
Der Fluch Adraſts: er iſt der Fluch des Dichters,
Ach! jedes Menſchen, der es wagt, der Welt
Zu offenbaren, was ſein Herz verſchließt.

Gräfin.

Die Blumen welkten: waren's Ihre Blumen,
Von denen Sie den Freudenkranz ſich wanden?
Nicht jetzt erſt ſcheidet uns das Schickſal, Freund.
Wir waren immer — bleiben auch geſchieden.

Lejour.

Ich rang nach Freuden, die die Seele freun,
Ich geizte nicht nach irdiſch eitlen Wonnen,
Auch der Gedanken Seligkeit iſt hin!

Gräfin.

Sie werden ungerecht. Der Freuden viele
Bewahrt das Leben lange noch für Sie.
Wer Andern bieten kann von ſeinem Reichthum,
Iſt nie ſo elend, als er ſchwärmen mag.

Lejour.

Ich ſteh' allein und — ahne mein Geſchick.

Gräfin.

Iſt das verloren, was Sie nie beſaßen? —
Das Leben winkt, — vertrauen Sie der Zukunft.

Lejour.

Die nächſte Zukunft ſchon iſt ungewiß.

Gräfin.

Ich werde bei dem Grafen für Sie ſprechen,
Sie geh'n nach England zur Geſandtſchaft ab.
Dort leben Sie der Kunſt! — und Ihrer Mutter
Verſüßen Sie die Tage ihres Alters.

Lejour.

(ohne Bitterkeit)

Ach! was iſt Gold für meines Herzens Blüthen?
Und doch — ich nehm' es! —

(mit Demuth)

Dankbar nehm' ich es!
Wohl — meine Mutter —

Gräfin.

Gehen Sie und ſchonen
Sie mich und ſich!

Lejour.

(in Leidenſchaft ausbrechend)

Von Ihnen ſoll ich ſcheiden?

(will ihre Hand faſſen)

Wie drängt ſich Schmerz und Luſt des ganzen Lebens
In dieſen einz'gen ſchweren Augenblick.

Gräfin.

(mit Würde und Beſtimmtheit ſich zurückziehend)

Genug des Kampfes und der Leidenſchaft!
Dem Tag der Schwäche folg' der Tag der Kraft!

(ſie geht.)

Lejour.

Sie hat mich nie geliebt! ich fühl's nun wohl!
Und dieſes Herz, gewohnt, umſonſt zu ſchlagen,
Mag ſeinen Schmerz nun wieder einſam tragen!

(geht langſam ab.)

Ein October-Abend in Villa Borgheſe zu Rom.

von

H. Fahrnbacher.

Wir verließen Rom .... Bei unſerem Rückwege verweilte man noch längere Zeit auf einem Landſitz am Fuße der Appenninen. Während wir am erſtern Ort die herrlichſte Witterung hatten, fanden wir in dieſer, übrigens romantiſchen Gegend, empfindliche Kühle und Näſſe, ſo daß wir beſorgten, die Regenzeit des ſüdlichen Himmels habe bereits begonnen, welche dann bekanntlich wochenlang fortdauert. Im Innern des Landhauſes war es kalt; man hüllte ſich in wärmende Pelzröcke und drängte ſich an den rauchenden Kamin. Welche Veränderung! Wie farblos ſind dieſe Tage gegen die uns in der alma Roma ſo freudig raſch dahin geſchwundenen! Doch hinweg den Blick von der trüben Gegenwart! wie man das Bild der Erinnerung geſtaltet, ernſten Weſens mit rückwärts gewandtem Geſichte: ſo will auch ich einen Augenblick nach der ſchönern Vergangenheit zurück ſchauen, und dann mit hoffender Seele mich an der nächſten Zukunft ermuthigen. . . .

Die Villa Borgheſe, vor der Porta del Popolo auf dem Monte Pincio gelegen, iſt das Eigenthum des Fürſten Borgheſe, der dieſe großartige Anlage jeden Tag dem Beſuche des Publikums öffnet. Zu allen Jahreszeiten von Fremden und Einheimiſchen mit Vorliebe beſucht, ſtrömt beſonders im October-Monat jeden Donnerſtag und Sonntag die Menge dahin; denn die Römer pflegen um dieſe Zeit — wo die quälende Hitze bereits nachgelaſſen — ihre Herbſtferien zu begehen, gleichſam eine, wenn ſchon durch unſere Sitten umgeſtaltete, Vererbung antiker Gebräuche. An den bezeichneten Tagen verſammelt ſich dort Jung und Alt, Arm und Reich, Prieſter und Laie, Soldat und Mönch; Wagen reihet ſich an Wagen, viele mit reizenden Damen oder allerliebſten Kindern beſetzt; die Fußpfade zwiſchen den immergrünen Steineichen und Lorbeerſträuchen wimmeln von geputzten Menſchen. Der eigentliche Park (denn ſchon die Avenue deſſelben bildet eine große Anlage mit einer prächtigen Fontaine) theilt ſich in zwei ungleiche Bezirke. Der eine, dem Eintretenden zur Rechten, enthält eine Art Arena, mit Sitzbänken von Stein eingefaßt, und von vielen Gruppen hochſtämmiger Pinien umgeben, die in dieſer Villa überhaupt in großer Anzahl vorhanden ſind, und eine ſelten maleriſche Wirkung thun, beſonders wenn die Abendſonne ihre Kronen vergoldet. Auf dieſem Platze iſt nun während der Octoberfeſte ein Orcheſter angebracht, wo vor zahlreichen Zuhörern verſchiedene Muſikſtücke ausgeführt werden. Auf dem Wieſenplan beluſtigt ſich das Volk mit dem beliebten Tanze der Saltarella; aber die Neugierigen ſchließen gewöhnlich einen ſo engen Kreis um die beiden Tanzenden, daß ſie ſich allmälig auf den kleinſten Raum beſchränkt ſehen. Eine Freundin begleitet den Tanz mit dem Tamburin. Dieſe Saltarella wird mit vieler Leidenſchaft dargeſtellt, daher ſie denn auch hinwieder lebendige Theilnahme anregt. Es iſt ein Nahen und Fliehen, ein Schmollen und Verſöhnen, das mehr oder minder bedeutſam von dem tanzenden Paare (öfters auch zwei Mädchen, wenn ſich eben kein junger Mann finden läßt) ausgedrückt wird. Zuletzt, nachdem es eine Weile gedauert, und die Wangen des Mädchens ſich immer höher röthen, die Bewegungen der Arme mit der kleinen Schürze, die ſehr graziös ſind, immer lebhafter werden, das Tamburin raſcher und lauter dazwiſchen ſpielt, und die Tänzer ſich ganz mit Affect hingeben, nimmt die Saltarella etwas Bachantiſches an, ohne jedoch im mindeſten das Auge zu beleidigen.

Die andere Abtheilung des Gartens, jenſeits des Fahrweges, gewährt den überraſchenden Anblick eines Sees, der ſeinen reinen Zufluß durch den Acquaduct der Acqua-Vergine empfängt. Im Hintergrunde dieſer reizenden Anlage erhebt ſich, wie auf einer Inſel, ein Tempel des Aeskulap, mit ſeiner koloſſalen Statue, und des Tempels Giebel mit mehreren andern antiken Statuen geziert. Das weite Becken dieſes Sees wird von Luſtwandelnden umkreiſ't, die großentheils der eleganten Welt Roms angehören. Um dieſe Zeit ſind die Fremden nicht zahlreich, und der Römer kann ſich daher um ſo zwangloſer einmal dem dolce far niente hingeben. Man bemerkt auch keine verſchwenderiſchen, wohl aber ſehr bildſame Toiletten; und unter dieſen gefallen beſonders die Frauen aus dem Albanergebirge mit dem bändergezierten Scharlach-Mieder und dem weißen ſchirmlich aufgeſteckten Kopftuche. Sie ſind öfters von ausnehmender Schönheit, und die Maler wählen ſie gern zu Modellen. An dieſem See nun horcht man mit Aufmerkſamkeit auf die Symphonieen und Opernchöre von Bellini und Andern, welche ein zweites vollſtändiges Orcheſter (la banda) vor dem, mit Bosketten blühender Monatroſen umgebenen Aeskulaptempel ausführt. Indeſſen rudern geſchmückte kleine Kähne, mit einer langen Flagge verſehen, immerfort auf dem Waſſer umher, um Luſtfahrende darin aufzunehmen. Einmal fuhr ſelbſt der edle Geber dieſer heitern Feſte, Fürſt Borgheſe, mit ſeiner Familie in einem ſolchen Nachen, und das dankbare römiſche Volk klatſchte ihm Beifall bei ſeinem Anblicke zu. — In den nahen Gebüſchen ruhen, mannigfaltig gruppirt, viele Andere der Geſellſchaft; bisweilen ragt über eine oder die andere Perſon ein Kopf oder der Arm einer der überall vorkommenden Statuen hinaus, und giebt dem Ganzen ein eigenthümliches Gepräge, wie man es nur in Rom, wo ſich die antike und moderne Welt merkwürdig begegnen, ſehen kann. Denken Sie ſich dazu, meine ſchöne Leſerin, den klaren azurnen Himmel Italiens, die milde Temperatur, ſo daß noch Alles in Sommerkleidern einhergeht, die ruhige Größe des ganzen Schauſpiels, den Anſtand, die Heiterkeit, mit welcher der Römer ſich bei ähnlichen Anläſſen zeigt, ſo muß man geſtehen, daß ein ſolcher Octoberabend in der That unvergleichbar ſei. Welchen Eindruck macht hier die vortreffliche Muſik; wie ſcheint ſie alle ſüßen Empfindungen des Herzens aufzuregen, um ſie dann wieder beſänftigen zu können. Mein Freund und ich, wir haben die übereinſtimmende Bemerkung gemacht, daß man nur in Italien ſelbſt, unter dieſem ſchönen Himmel und unter ſolchen Einflüßen der Umgebung, italieniſche Muſik recht lebendig fühlen und genießen lerne. — Etwas entfernt von den beiden Schauplätzen allgemeiner Beluſtigung ward für dieſe Tage der Trattoria ein Haus von Seiten des Fürſten eingeräumt. Unter den nahen Bosketten ſaßen hier viele Gäſte, ihr Mittagmal verzehrend; doch überall herrſchte Friede und Sitte. Im erheiterten Kreiſe der Freunde verweilten auch wir im Schatten dieſer dunklen Lauben ein Paar Stunden zu gleichem Zwecke, einen Becher Orvieto mit dem allbewährten Trinkſpruche leerend: „Was wir lieben!“ und unſere feurigſten Wünſche dabei über die Alpen in die Heimath ſendend.

◆

Lyriſche Halle.

Leben und leben laſſen.

von

Fr. Beck.

Leben ſollſt du, Andre leben laſſen,
Golden iſt der Spruch und hoch zu ehren;
Kannſt du nicht ein fremdes Streben faſſen,
Darfſt Verſtändniß du für dich begehren?
Für den Freund mußt du das Leben laſſen,
Soll der Freund von dir das Unheil wehren;
Willſt du dir von Andern geben laſſen,
Gieb zuerſt, noch eh' ſie es begehren;
Leben willſt du, aber leben laſſen
Zählſt du Pflichten bei, die dich beſchweren,
Willſt ein Narrenkleid dir weben laſſen,
Und dem Nachbar doch die Kappe wehren;
Doch ſpricht jeder leben, leben laſſen;
Schon den Kindern wünſcht man dieß zu lehren;
Reiche, die von Luſt umgeben praſſen,
Laſſen auch den Armen gern gewähren;
Lazarus darf ſich umgeben laſſen
Von den Hunden, leckend ſeine Schwären;
Hat ihn doch der Reiche leben laſſen,
Unverjagt der Knochen Reſt verzehren.
Auch den Feind hat Timur leben laſſen,
Daß des Lebens Qualen ihn verzehren,
Wenn die Hände mit Erbeben faſſen
Eiſenſtäbe, die ihm Flucht verwehren;
Wo ſind jene wohl, die leben laſſen
Ihre Brüder freudig und in Ehren?
Willſt ſie kennen; zu den Rebennaſſen
Geh, die ſich im Lebensdurſt verzehren,
Die nicht leben bloß, nein, leben laſſen
Sich einander, ohne aufzuhören,
Wenn das edle Blut der Reben faſſen
Gläſer, klingend hoch in Luſt und Ehren.

Der Bequeme.

von

Carl Baron v. Schweizer.

Mich trennet nur ein kleiner Strom
Von dem erwünſchten Glücke,
Doch wölbet ſich noch immerfort
Darüber keine Brücke.

„So ſchwimm an's andre Ufer ſchnell,
„Wer wird da lange zagen!“
Ja, wenn es nicht gefährlich wär'
Den Sprung hinein zu wagen.

„Verſuch's, vielleicht kannſt du die Fluth
„Auch irgendwo durchwaten."
Ich mach' nicht gern die Füße naß,
Das bringt oft großen Schaden.

„Es ließ ſich wohl auch ſchnell und leicht
„Ein Steg zuſammen fügen"
Wenn ich mir Mühe geben ſoll,
Macht mir es kein Vergnügen.

Die offene Pforte*)

von

L. v. Bornstedt.

Der Thauwind ſtreicht durch die Gaſſen,
Die Häuſer ſind alle ſchon zu,
Die einzelnen Lampen erblaſſen,
Die Leute ſind alle zur Ruh.

Und hohe Palläſte ſich heben
Und ſtellen ſo prangend ſich dar,
Es ſcheinet ihr inneres Leben
Durch's Fenſter ſo vornehm und klar.

Und Hütten, gebeugt wie in Sorgen,
Die ſtehen ſo ſchweigend und klein,
Und neblich und bleich ſcheint der Morgen
In nächtliche Schlummer hinein.

Nur einzelne, wankende Tritte
Verklingen auf naſſem Geſtein;
Der Straſſen verödete Mitte
Durchzieht noch ein Wand'rer allein.

Die Haare, verworren und dünne,
Umwehen das blaſſe Geſicht;
Das Fieber durchzuckt ihm die Sinne,
Und glüh'nd auf der Wange ihm ſticht.

Mit welker, knöcherner Rechten
Wie fährt er ſo wild durch die Luft,
Als hätt' er mit Geiſtern zu fechten,
Die höhnend entſtiegen der Gruft.

Wie bleibt er gedankenvoll ſtehen,
Und ſchüttelt das Haupt alſo greis,
Die Winde, die mögen's verſtehen,
Was murmelt die Lippe ſo leis.

Es klingt wie ein heiſeres Stöhnen,
Es klingt wie ein murmelnder Fluch,
Es klingt wie ein furchtbares Höhnen,
Das Gott und den Menſchen er trug.

Es hat die Welt ihn betrogen,
Für ihn ſie hatte kein Glück,
Da hat er ſie wieder belogen,
Das iſt nun ſein ganzes Geſchick.

Er fand ſich die Herzen verſchloſſen
Und ach, das ſind ſie ſo bald! —
Da ſucht' er ſich luſt'ge Genoſſen,
Da ward er in Sünden ſo alt.

Und längſt nun der Heimath verſchollen,
Durchirrt er der Länder Revier,
Da hat ihm nun keiner mehr wollen
Noch öffnen die gaſtliche Thür.

Da faſſen ihn grauſige Zweifel
An Gott und den Menſchen zumal;
Da wollt' er, es käme der Teufel
Und endete einmal die Qual! —

Ach Gott, wie iſt er ſo müde,
Ach Gott, wie iſt ihm ſo krank,
Den Tod wie in jeglichem Gliede,
Er wankt an den Häuſern entlang.

Doch keines, ach keines iſt offen,
Nur unten da ſchimmert noch Licht;
Ob da wohl noch Liebe zu hoffen,
Eh' ſterbend das Auge ihm bricht? —

Das Lichtchen, das ſchimmert ſo ſtille,
Die Pforte, die ſtehet weit auf,
Des Friedens unendliche Fülle,
Die zieht ihn ſo mächtig hinauf.

Dann wieder, es jagt ihn von hinnen
Die ewige, finſt're Gewalt,
Da ſchwindelt es ihm vor den Sinnen,
Und wird ihm im Herzen ſo kalt.

---

*) Worunter das für Unglücksfälle Tag und Nacht unverſchloſſene Thor in den Hoſpitälern der barmherzigen Schweſtern zu verſtehen iſt.

Es hüllen die nächtlichen Dunkel
Des Grabes den glaſigen Blick,
Durchirrt wie von Blitzesgefunkel
Im fiebriſchen Wechſelgeſchick.

Im wunderlich ſeltſamen Traume
Es mehrt ſich der Glanz um ihn her,
Es ſchweben im nächtlichen Raume
Wie tauſend der Sternlein daher.

Es wallen, wie Engelgeſtalten,
Ihm lächelnd aus himmliſchen Höh'n,
Sie prüfen die Glieder, die kalten,
Sie flüſtern, ſie kommen, ſie gehn.

Sie heben mit liebendem Armen,
Ihn leiſe vom harten Geſtein,
Er fühlt ſchon wie Himmels Erwarmen,
Das kann nicht die Erde mehr ſein!

Wer hat dir das einſame Kiſſen
Zum Sterben gebettet ſo weich? —
Wer ſtand dir, die Augen zu ſchließen,
Zu Seiten an Liebe ſo reich? —

Wer goß in das Herz wieder Hoffen,
Als bang es zu zagen begann,
Wer zeigte den Himmel noch offen
Dir altem, verſtoßenen Mann? —

Es waren die ſtillen, die ſchlichten,
Die heiligen Mägde des Herrn;
Die dienen und lieben, nicht richten
Wer ſteht und fällt in dem Herrn.

Der Weg nach Jericho

von

Fr. v. P. Hocheder.

Einſt wandelt der Herr, ſo mild zu ſchau'n,
Mit ſeinen Jüngern, durch Bethlehems Au'n.
Durch die Auen, wo, als er geboren war,
Die Engel erſchienen der Hirten Schaar.
Der Morgen war heiter, es perlte von Thau
Geſträuch und Gras auf der blumigen Au.
Und öſtlich über des Horebs Höh'n
Thät eben Gottes Sonne aufgehn
In aller Pracht und Majeſtät,
Drum beteten ſie ihr Morgengebet
Und zogen die Hüte und falteten fromm
Die Hände zu des Tages Willkomm.
Und die Lämmer blökten in fetten Halmen,
Als ſprächen auch ſie die Morgenpſalmen.
Und die Lerchen, hoch in den Lüften, ſangen,
Als wollten mit Gruß ſie den Tag empfangen.
Und Alles, ſo weit man ſehen thät,
Ja, Alles war Andacht und Gebet.
Selbſt Petrus, ſonſt nicht ſo weicher Art
Und für das Schöne etwas hart,
Ward heut ein wenig ſentimental,
Sah Wonne und Jubel überall;
War ſo guter Dinge, daß er vergaß,
Wie ihm eine Flieg' auf der Glatze ſaß.
Und wie ſie gingen und ihnen der Herr
Ertheilete manch' hohe und ſchöne Lehr,
Vom Sperling am Dach und der Lilie Pracht,
Die Salomo's Gold zu Schanden macht.
Und Chriſtus auf Bethlems grünem Gefild,
Mit ſeinen Jüngern Chriſtenlehr hielt,
Daß alle die Seelen an Jeſus ſtärkten,
Und geſpannt auf die Worte des Heiles merkten;
Da hatten, vom Ueberird'ſchen beſeelt,
Sie auf Erden den rechten Weg verfehlt,
Und wußten auf weitem Wieſenplan
Durchaus nicht mehr wo aus und wo an.
Und nirgends war, trotz allem Späh'n,
Weder fern noch nah, ein Haus zu ſehn;
Nicht in dem ganzen weiten Kreiſe
Ein Menſch, der auf den Weg ſie weiſe.
Doch endlich ſah zu Aller Glück
Des praktiſchen Petrus ſcharfer Blick
Unter einer Eiche bei ſeinen Ziegen
Einen Hirten ganz behaglich liegen.
Froh der Entdeckung ſpricht er zum Herrn:
„Einen Hirtenknaben ſeh ich von fern,
„Er liegt im Schatten bei ſeinen Geiſen,
„Der wird wohl gern den Weg uns weiſen,
„Denn Bethlems Hirten ſind fromm und gut
„Und der mich an David erinnern thut.
„Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft eben,
„Und will mich ſelbſt zu ihm begeben."

Geſagt, gethan! und Petrus lief
Auf die Eiche zu, wo der Bube ſchlief,
Und als er ihm nah' war, rief er laut:
„He! lieber Hirte, aufgeſchaut!
„Sei doch ſo gut und zeige mir
„Den Weg nach Jericho von hier.“
Der Bube ließ ſich das nicht ſtören,
Und ſchnarchte fort, ohn' auf ihn zu hören.
„He, Knabe!“ rief Petrus zum zweitenmal,
„Hans, Gorgel, Seppel, Hannibal,
„Oder wie du ſonſt auch heißen magſt,
„Wach auf ein wenig, daß du mir ſagſt,
„Um was ich frage, nemlich wo
„Geht von hier der Weg nach Jericho?“
Da gähnt der Bube uberlaut,
Reibt ſich die dummen Augen und ſchaut
Den Petrus an und hebt den Fuß
Und zeigt damit hin, wo er gehen muß,
Und legt ſich wieder auf ſein Ohr
Und ſchnarchet fort, als wie zuvor.
Das war dem Petrus doch zu grob,
Daß ihm der Bub den Fuß aufhob.
Er kehrte voll Aerger zu ſeinen Geſellen,
Thät weidlich über den Buben ſchmälen,
Ueber Bauernvolk und ſchlechte Zucht,
Halt wie man bei ſolcher Gelegenheit flucht.
Zu Glück ſah Chriſtus, der Freund der Kleinen,
Indeſſen vom Wald her ein Mägdlein erſcheinen;
Er winkt ihm und als es herbeigelaufen, —
Es kann vor gefälliger Eile kaum ſchnaufen, —
Nimmt er es ſanft bei der Hand und ſpricht:
„Kind, weißt du den Weg nach Jericho nicht?“
Da blickte das blonde Mägdlein zart,
Unſchuldig und fromm, zutraulicher Art,
Zum Herren, dem milden, empor und ſagt:
„Wohl weiß ich den Weg, um den ihr fragt,
„Ich führ' euch ſelber, wenn ihr mir's gönnt,
„Auf die Straß, daß ihr nicht mehr fehlen könnt.“
Das gefiel dem Petrus beſonders; er dachte
An ſeinen Beinaufheber und machte
Sich Gloſſen über des Buben Art
Und die Freundlichkeit des Mägdleins zart;
Und wie er, wenn er Chriſtus wär',
Das Kind belohnte mit Gold und Ehr;
Dagegen den Buben, dem er ſchmollte,
Mit Krankheit und Elend beſtrafen wollte.
Und als ſich das Mägdlein von ihnen getrennt,
Tritt Petrus zu dem, den er Meiſter nennt,
Und ſpricht: „Du Spender der Himmelskronen,
„Wie wirſt du das freundliche Mädchen belohnen?
„Gieb einſt einen Mann dem lieben Engel,
„Der das Gegentheil iſt von jenem Bengel.“
Da erhob der Herr ſein Antlitz voll Huld,
Schaut lachelnd auf Petrus Ungeduld,
Und ſpricht: „O Petre, Gottes Gedanken
Bewegen ſich nicht in der menſchlichen Schranken.
Das freundliche Mädchen erhält zum Genoſſen
Und Gemahl den trägen Knaben, den großen,
Da wird ſich ihr liebender Sinn erproben
Und der Knabe durch ſie zur Beß'rung erhoben,
Daß ſie nach dieſem Erdenleiden
Mitſammen erlangen des Himmels Freuden.“

Chineſiſche Sprichwörter.

mitgetheilt von

C. F. Neumann.

Der Lippen an dem Mund ſind zwei;
Sie plappern viel und vielerlei.

Unterdrück' zur Zeit den Zorn,
Es verſiegt der Schmerzen Born.

Wunder ſind die Wunder nicht,
Schauſt du ihnen in's Geſicht.

Der Tugend folgen tauſend Freud,
Dem Laſter folgen tauſend Leid;

Der Schatten folgt dem Baum entlang,
Im Thale hallt der Wiederklang.

Des Menſchen Herz und Sinn iſt nie zufrieden,
Er wünſcht ſich Scho, wenn Long*) ihm iſt beſchieden.

---

*) Scho und Long heißen zwei herrliche, fruchtreiche Diſtrikte des chineſiſchen Reiches zu den Zeiten der Han-Dynaſtie.

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Charitas. Feſtgabe von Eduard v. Schenk. Neue Folge, 1r Jahrgang. (Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, Diepenbrock, Fernau, Fürſtin Gallitzin, v. Maltitz, v. Martius, v. Neumayr, Pangkofer, Rückert, v. Schubert, Frhr. v. Zu-Rhein, dem Verfaſſer der Beatushöhle und dem Herausgeber). Landshut 1840. Kommiſſion der Krüll'ſchen Buchhandlung. I.—XIII. et 1 — 345.

Nach einer Unterbrechung von zwei Jahren erſcheint ein Almanach, der uns bereits durch ſeine frühern Jahrgänge lieb geworden, in neuer Folge, und wir müſſen ihn um ſo herzlicher willkommen heißen, da er der einzige Kämpe iſt, der Bayerns Dichterehre auch auf der Wahlſtatt der Almanachs-Litteratur vertritt und die Anerkennung ſeiner Strebungen im Gebiete der Belletriſtik, dem produktivern übrigen Deutſchland gegenüber, Jahrelang allein aufrecht erhalten hat. Gleichwie in den frühern Jahrgängen macht ſich auch in dieſem ein Uebergewicht der metriſchen Leiſtungen über die proſaiſchen bemerkbar, und nicht nur in Bezug auf die Anzahl, ſondern auch auf den Gehalt derſelben, was dem Umſtande zugeſchrieben werden muß, daß keiner der Mitarbeiter Schriftſteller vom Fache — d. h. des Erwerbes wegen — iſt, ſondern ſie Alle Männer ſind, deren Thätigkeit auf einen beſtimmten, meiſt ſehr ausgedehnten Berufskreis angewieſen, ihnen nur frei läßt, ſich den Erholungen des litterariſchen Verkehrs in ihren oft ſehr karg zugemeſſenen Mußeſtunden hinzugeben.

Voranſtehen: „Gedichte von König Ludwig.“ — Kinder des Augenblicks und der Laune, elegiſch und dithyrambiſch, ernſt und heiter, welche bekunden, wie gut dieſer Monarch, bei aller großartigen Thätigkeit, ſeine Erholungsſtunden im Dienſte der Camönen anzuwenden verſteht. Als Beweis, wie ſehr die hiſtoriſch-conſervative Richtung bei dieſem Fürſten zur harmoniſchen Durchbildung gelangt iſt, führen wir das Gedicht Seite 6 an:

Die Hannoveraner an ihren rothen Rock,
im Anfang des Jahres 1839.

Zweihundert Jahre haben wir getragen
Die Farbe, die vermiſcht mit unſerm Blut;
Zweihundert Jahre uns in ihr geſchlagen
Mit niemals noch gewanktem, freud'gen Muth,

Deß zeugen Indiens balſam'ſche Felder,
Gibraltars Fels, Morea's klaſſ'ſcher Strand,
Des deutſchen Vaterlandes Eichenwälder,
Wie Spaniens unheimlich ernſtes Land.

Wo man auch immer hin uns hat geſendet,
In keiner Zeit, bei keinem Sturm noch Schock,
Von Teutſchlands Sache ſah man je gewendet
Dich, alten, kampfbewährten rothen Rock.

Und der Hannoveraner iſt zu denken
Geſondert von dem rothen Rocke nicht.
Wie man ſich in Geſchichte mag verſenken,
Gefunden wird er immer treu der Pflicht.

Für immer müſſen wir nunmehr entſagen
Dir, altem Freund, der uns ſo werth, ſo lieb!
Die Farbe ſollen nimmermehr wir tragen,
Die ſelber in der Zeiten Sturm uns blieb.

Und dürfen wir ſie auf dem Herz nicht haben,
So tragen wir in ihm doch tief den Schmerz,
Der ewig, unauslöſchlich eingegraben;
Verlaſſen wird er niemals unſer Herz.

So leb' denn wohl, ausharrender Gefährte
In all den vielen Tagen der Gefahr,
Der mitgetragen jegliche Beſchwerde.
Bald heißt es von dem rothen Rock: er war!

Auf eine ausgezeichnete Weiſe ſchließen ſich hieran die Spenden des Herausgebers — „Gedichte von Eduard v. Schenk“ — ausgezeichnet ſowohl in Bezug auf poetiſche Conception als auf künſtleriſche Ausführung. Wahrhaft philoſophiſch iſt das Gedicht: „Eva und Maria“ aufgefaßt und die Parallele geht auf gleicher Höhe von Strophe zu Strophe, ja man kann ſagen von Vers zu Vers; ſo heißt es S. 14:

Doch ſie haben kaum genoſſen,
So verſinkt der kurze Traum,
Statt der Gottesgleichheit ſproſſen
Sünd' und Elend aus dem Baum.

Seine Frucht iſt: Schmerz dem Weibe,
Müh und Qual dem Mann als Knecht,
Nacht dem Geiſte, Tod dem Leibe,
Fluch dem menſchlichen Geſchlecht.

und S. 17.

Und wie Luſt des Erdenſohnes
Einſt am Baum gab Tod der Welt,
Wird durch Leid des Gottesſohnes
Jetzt am Kreuz der Tod gefällt.
Und der blut'gen Kreuzerhöhung
Frucht iſt Leben, Freiheit, Recht,
Licht dem Geiſt, dem Leib Erſtehung,
Heil dem menſchlichen Geſchlecht.

So durch und durch gegliedert und in all ſeinen Gliedern ſich beſtändig entſprechend, bildet das Gedicht ein organiſches Ganze, das bei der Reinheit ſeiner künſtleriſchen Darſtellung zu einem Glanzpunkte des Almanachs wird. Eine rührend elegiſche Stimmung ſpricht aus den „hiſtoriſchen Sonetten" S. 41 und die ruhige Feſtigkeit eines Chriſten, eines Staatsmannes, eines Patrioten aus ſeinem „Gelübde" S. 46, deſſen beide letzte Strophen:

Treu meinem ſchönen Mutterland,
Das mich geboren und erzogen,
Begränzt von weißer Alpenwand,
Getheilt von blauen Stromeswogen,

Doch treu auch meinem Vaterland,
Mit dem ich rede, dicht' und denke;
Treu Teutſchlands feſtem Eintrachtsband,
Das Fürſten ſtets und Völker lenke!

C. Fernau giebt uns S. 143 in drei Balladen die drei wichtigſten Momente aus „Columbus" Leben, ſinnreich aufgefaßt und in reinen fließenden Verſen ausgeführt, nebſt mehreren kleinen Gedichten, unter denen ſich S. 155 „der Waſſerfall von Terni" durch lebendige Scenerie, warmes Colorit und den ſchauerlichen Eindruck ſeines Schlußes vorzüglich bemerkbar macht.

J. A. Pangkofer, bereits bekannt als Legendendichter, bietet S. 231 Legenden nach orientaliſchen Sagen, worin er „Jeſus, den Knaben", darſtellt, und wenn es ihm auch nicht vollkommen gelang, alle Härten zu vermeiden, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß er ſeinem Vorbilde Rückert rühmlichſt nacheifert.

Fr. Rückert entfaltet S. 291 in einer Seſtine ſeine Meiſterſchaft in Behandlung ſchwieriger Formen und S. 293 im „Trimetron" einen Gedankenreichthum, der durch Neuheit der Darſtellung und Leichtigkeit des Ausdrucks gleicherweiſe überraſcht; als Proben dienen:

Nro. 6.

Oft größ're Liebe hab' ich fremden Schöpfungen
Geweiht, als meinen; und aus Liebe wünſcht ich ſie
Vollkommen, wie nie meine waren, fehlerfrei:
Das haben doch mir ihre Schöpfer ſchlecht gedankt.

Nro. 19.

Wer iſt der Richter eines Buches? Wer es lieſt,
Aufmerkſam, unbefangen und gebildet iſt.
Mehr gilt das Urtheil eines ſolchen Leſers mir,
(Hätt' ich's zu hören öfter nur Gelegenheit!)
Als eines Lohnarbeiters, dem Aufmerkeluſt
Meiſt fehlt und unbefangner Sinn, meiſt Bildung
auch. —

Nro. 20.

Wer iſt gebildet? Wer bewußt im Mittelpunkt
Der Denk- und Anſchauweiſe ſeines Volkes ſteht,
Und allem, was in dieſem Kreis eintreten mag,
Die Stelle zuweiſt, die es einzunehmen hat. —

Nro. 21.

Wer einen Grund von jedem Ding angeben kann,
Und dieſer Grund genüget auch ihm ſelber nur,
Der hat, ob's and're läugnen, ſich die Welt erkannt.

Den Schluß bildet: „die verlorne Inſel," in welcher Epiſode eines größern Gedichtes v. Martius uns die den Seefahrern des atlantiſchen Meeres bekannte Sage von der ewig unerreichbaren Inſel St. Brandam in Wielandiſchen Ottaverimen erzählt und uns dadurch auf das noch zu erwartende Ganze „Suitrams Fahrten" aufmerkſam macht; ein Gedicht, das uns übrigens mehr elegiſcher als epiſcher Natur zu ſein ſcheint.

Zwiſchen dieſen Dichterblumen ſind auf anmuthige Weiſe die proſaiſchen Aufſätze vertheilt, und es begegnen uns hier zuerſt fünf „Briefe" von der Fürſtin Amalie Gallitzin, aus deren Correſpondenz mit den Eltern des Herausgebers gezogen, welche das freundſchaftliche Verhältniß dieſer durch ihren Einfluß auf die berühmteſten Männer des vorigen Jahrhunderts bekannt gewordenen Dame zu jenen beurkunden.

In den „Bekenntniſſen eines vormaligen Illuminaten", die S. 49 aus dem litterariſchen Nachlaſſe des verewigten Bayer. Staatsrathes von Neumayr mitgetheilt werden, tritt uns eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuern Zeit, die beſonders für Bayern, ſowohl in ihrer Entſtehung als in ihren Folgen von der entſchiedenſten Bedeutung geweſen, wieder vor die Augen.

Wer übrigens Aufſchlüſſe über das Räthſelhafte, das die geheimſten Zwecke dieſes Ordens noch immer bedeckt und vielleicht für alle Zeit bedecken wird, in dieſem Aufſatze ſucht, der wird ſich in ſeinen Erwartungen ſehr getäuſcht finden. Der Verfaſſer, der nur mit dem niedern Grade eines Minervalen (S. 70 et 79) bekleidet war, gab ſich zwar, wie aus ſeinen Bekenntniſſen hervorgeht, alle Mühe, etwas Gewißes über die Ordenszwecke von den Geweihten der höhern Grade zu erfahren, aber vergebens! So kann er uns denn auch nur das mittheilen, was bereits theils durch öffentliche Anklagen, theils durch darauf erfolgte Vertheidigungsſchriften zur allgemeinen Kenntniß gekommen, und glaubt demgemäß den Stab über den Orden brechen zu müßen, indem er die Tendenz dieſes Inſtituts in Oppoſition gegen Monarchie und poſitive Religion ſetzt. Indeſſen wäre doch auch der Fall möglich, daß der Zweck nur in einer Oppoſition gegen Ausartung und Mißbrauch dieſer heiligſten Inſtitutionen beſtanden hatte und der Cosmopolitism der Minervalen nur als Medium zu dienen beſtimmt geweſen wäre, gleichwie uns nur der Zweifel zur vollen Würdigung des Glaubensglückes bringt, die höher Geweihten zum ächten Patriotism vorzubereiten. Eine Idee kann groß und herrlich ſein und in ihrer Realiſirung dennoch verderblich werden, — ja gerade die höchſten Ideen bedingen durch ihre Univerſalität ſelbſt, — wenn falſch angewendet, den größten Kreis verderblicher Wirkung.

Dem ſei wie ihm wolle! ſoviel iſt gewiß, daß der Orden als eine nothwendige Reaktion des Geiſtes gegen den damals in Bayern aufs Höchſte geſtiegenen Druck intellektueller Freiheit angeſehen werden muß, ſonſt wäre ſeine allgemeine und raſche Verbreitung gerade unter den ausgezeichnetſten Männern (wie auch der Verfaſſer S. 57 erwähnt) ganz unbegreiflich. Wenn es aber eine pſychologiſche Unmöglichkeit iſt, daß Männer, die den Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Zeit bilden halfen, ſich zu einer Schlechtigkeit, zu einem Verbrechen verbinden, ſo durfte uns ſchon dieſe Betrachtung veranlaſſen, die Tendenz eines Bundes — wir reden nicht von ihrer Durchführung, — milder zu beurtheilen, von deſſen Nachwuchs (S. 57) offen eingeſtanden wird, daß beſonders er, und darunter wohl auch der Verfaſſer es war, der jene, wenn auch mitunter eingreifenden, doch heilſamen Reformen der Regierung ſeit 1799 unterſtützt hat, — Reformen, denen Bayern ſeine jetzige Geſtaltung, Verfaſſung, ſein Leben und ſeine Blüthe verdankt.

Von dem abgeſehn ſchildert uns der Verfaſſer trefflich, wie ein junger, phantaſiereicher Mann in eine jener allgemein verbreiteten myſteriöſen Verbrüderungen hineingezogen wird, wie er, in ihr ſein einzig Heil ſuchend, bei jeder neuen Enttäuſchung immer eifriger ringt, zum Mittelpunkt des Labyrinthes vorzudringen, und endlich, nachdem er ein mühevolles Leben hindurch ſich in den Irrgängen des Zweifels abgequält hat und keinen Ausweg mehr zu finden fürchten muß, auf den Fittigen des Glaubens ſich zur Sonne der ewigen Wahrheit erhebt. Dabei iſt ſeine Erzählung einfach, ſeine Charakteriſtik treu und lebendig, das Colorit, beſonders der Reiſeſkizze, warm und natürlich, und es wird jeden Leſer freuen, darin ſoviel alten Bekannten wieder zu begegnen.

Vorzügliches Intereſſe dem Philoſophen, dem Pſychologen, dem Pädagogen gewähren S. 107 die „Briefe an einen Jugendfreund", in denen das oft peinliche Ringen eines ehemaligen Freigeiſtes, ſich aus den Finſterniſſen der Zweifel loszuwinden, mit wirklich ergreifender Treue ſich malt, und eine elegiſche Sehnſucht nach dem verlornen Paradieſe des kindlichen Glaubens das Herz rührt. Es iſt nicht die Bildungsgeſchichte eines einzelnen Individuums, die uns hier entgegentritt — nein! es iſt der Ideenkreislauf eines ganzen Geſchlechts, der ganzen gebildeten Jugend. Wie wahr ſagt der Verfaſſer Seite 116: „Das Treiben in der Welt und mit der Welt erkaltete unſer Gemüth; Stolz und Sinnlichkeit jagten uns nach hundert neuen Gütern: der fromme Glaube kam uns nach und nach, wir wußten es ſelbſt nicht wie, aus der Hand. Wir ſuchten Erſatz in der reinen Vernunft, in der Philoſophie. Alles Dogmatiſche wurde ihr geopfert, der Jugendglaube vollends ausgetrieben. Der reine Vernunftglaube ſollte allein den untergrabenen Bau unſerer Ueberzeugungen ſtützen. Wir thaten groß damit, wenigſtens den Begriff eines Gottes aus unſerm Jugendtraume herübergerettet zu haben; Gott, leider aus unſerm Herzen genommen — ſollte als Idol in dieſem neuen Vernunft-Tempel thronen. Wir waren ſtolz darauf, die Exiſtenz dieſes Gottes erſt in der Vernunft geſichert zu haben, Vernunftprieſter dieſes Gottes, reine Deiſten zu ſein. — — Bald vergingen Tage, Wochen, Monate, in denen ich nicht mehr an Gott dachte, endlich Jahre. Zuletzt, was war unſer Glaube an Gott, unſer ganzes Verhältniß zu ihm mehr, — als ein leidiger Indifferentiſm, Reſignation auf eine Sache, die wir, als außer unſerm Begriffe liegend, dahin geſtellt ſein ließen?" Greife jeder, der unter den Segnungen der modernen Erziehungsweiſe aufgewachſen, in ſein Herz und er wird geſtehn, daß dieß ſeine eigne Bildungsgeſchichte iſt, die zugleich das Urtheil über eine Methode ſpricht, die nur den Kopf gehörig laden zu müſſen glaubt — als ob dieſer, einem Lokomotive ähnlich, dann die ganze Maſchine ſich nachriſſe. Ja, er reißt ſie auch nach ſich, aber in den Abgrund ungezügelter Leidenſchaften, wenn das ganz verwahrloſte, ſtiefmütterlich verkümmerte Herz nicht gelernt hat, den Schlägen des Schickſals Trotz zu bieten und in den Stürmen des Lebens mit ruhiger Ausdauer zu ſtehn, bis der Verſtand ſeine Hülfsmittel wieder geſammelt und geordnet hat. Gleichmäßigkeit predigt die Natur in all ihren Produkten vom Sandkorn bis zur vollendeten Menſchenform; und der Geiſt ertrüge eine Einſeitigkeit ungerächt?!" —

Der Verfaſſer der Beatushöhle, der uns bereits aus dieſer Erzählung und andern Arbeiten als glücklicher Autor von Jugendſchriften bekannt iſt, hat ſich auch im Gebiete der Volksſage verſucht, und eine Probe davon iſt S. 165 in „*den Glocken*" dem Publikum vorgelegt. Aber wenn wir auch der ſinnreichen Schürzung des Knotens, der zierlichen Diktion und dem bilderreichen Style alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo können wir nicht umhin zu bemerken, daß das Ganze für eine Volksſage viel zu ſentimental gehalten iſt, und wir wünſchten hierin dem Verfaſſer mehr die bündige Derbheit und den kernhaften Scherz, die unſres Muſäus Erzählungen zu einem wahren Volksbuche gemacht haben.

Diepenbrock theilt uns S. 253 in „*Schweſter Margaretha*" aus den Papieren des Baron *Barante* eine tragiſche Geſchichte, die im Irrenhauſe ſpielt, im franzöſiſchen Geſchmacke mit; v. *Schubert* erzählt in ſeiner gemüthlichen Weiſe S. 316 die fränkiſche Sage der „*Bilehilde*", in welcher ſehr ſinnige Paralellen zwiſchen den chriſtlichen Hochzeiten der Franken und dem heidniſchen Treiben der Thüringer, aber keine Handlung, vorkommen.

Schon aus dieſer ſkizzirten Charakteriſtik des vorliegenden Buches iſt zu entnehmen, wieviel wir dem Herausgeber dafür Dank wiſſen müſſen, daß er uns mit einer Fortſetzung dieſes Werkes beſchenkt, — ein Unternehmen, das ſeinen litterariſchen wie patriotiſchen Ruhm gleicherweiſe verewigt; denn wir ſind überzeugt, daß nichts für die Hebung des litterariſchen Strebens in Bayern vortheilhafter ſein kann, als ein ſolches Darbieten, man möchte ſagen, litterariſcher Cryſtalliſationspunkte, um die ſich die ſonſt zerſplitterten Kräfte ſammeln und zum organiſchen Ganzen unter ſich und der ſonſt überragenden bildenden Kunſt gegenüber geſtalten können. Und ſo wünſchen wir denn einem Unternehmen, dem wir mit ganzer Seele folgen, Glück für die Zukunft und viele tüchtige Mitarbeiter aus dem heranwachſenden Geſchlechte! —

Pierrette, Scène de la vie de province, par M. de Balzac (ein Band) 282 S.

Die Heldin, man möchte ſchon in der erſten Zeile ſagen: die *Märtyrin* dieſer Erzählung, iſt eines der tauſend Opfer, die in häuslicher Tyrannei ſchmachten, ſeufzen und umkommen, und welche die menſchliche Gerechtigkeit leider mehr beweinen, als ſchützen oder auch nur rächen kann.

Die Scene iſt zu Provins im Departement der Seine und Marne, im Hauſe des ehemaligen Pariſer Krämers Rogron, der, ſelbſt ſchig, mit ſeiner ledigen Schweſter Sylvia Rogron und ihren beiderſeitigen Erſparniſſen, ſich in dieſes reizende Provinzialſtädtchen zurückgezogen hat.

Dieſes Geſchwiſterpaar ſchildert der Verfaſſer „als ſäuerige trockene Naturen," die Arbeit, Entbehrung und die Erinnerung an ſtrenge Lehrjahre gänzlich verhärtet hatten. Sie bedauerten keinen Unglücklichen; ſie waren nicht unerbittlich, ſondern unzugänglich für die Bedrängten: „pas implacables mais intraitables pour les gens embarrassés." In dieſer Schilderung zeigt Balzac abermals ſein Talent, einen Charakter ſo auszubreiten, wie die Walter Scott'ſche Schule einen Anzug, oder wie Galls Schüler ein Gehirn. Einer ähnlichen Anatomie unterwirft er die kleine Stadt Provins, wo ſich, wie geſagt, das gehäſſige Geſchwiſterpaar niederläßt. Ferner erhalten wir eine gewiſſenhafte Ausmalung der Wohnung, des Hausgeräthes und der neuen Einrichtung der Rogrons, mit einer Pünktlichkeit und Treue ausgeführt, die wenig Leſer in ihrer eigenen Mutterſprache ertragen würden, die aber in einer fremden, wo man immer eine Menge äußerer Gegenſtände nicht recht zu benennen und nicht recht im Wörterbuche nachzuſchlagen weiß, etwas Belehrendes und Anziehendes hat.

Balzac, ſo franzöſiſch und pariſiſch auch ſein Naturell iſt, ſcheint in mancher Hinſicht mehr für Fremde, als für ſeine Landsleute zu ſchreiben, unter denen er ſchon nicht mehr recht in der Mode iſt. Seine Sprache kommt uns zuweilen wie ein Greifen nach allen Idiomen vor; es mag ihn mitunter der Engländer und der Deutſche, deren Sprache er übrigens nicht wiſſen ſoll, beſſer verſtehen, als der Franzoſe.

Man muß ſich in dieſer Erzählung durch manches verwickelte Familienverhältniß durcharbeiten, um den Zuſammenhang der kleinſtädtiſchen Armſeligkeiten von Provins einzuſehen. Die franzöſiſche Kleinſtädterei iſt bekanntlich von weit bösartigerer Geſinnung, als die deutſche, wie ſchon die beiden Stücke von Picard und Kotzebue darlegten. Kaum hat ſich noch eine kleine deutſche Stadt durch einen blutigen Prozeß ausgezeichnet, oder durch irgend ein ſcandalöſes Blutbad befleckt. In Provins fehlt nichts von dem, was Paris bewegt und zerrüttet, mithin auch nicht der Bonapartismus, der Jeſuitismus, die Juliustage, und ein „Courier de Province" unterhält und zeigt die erſchütternden Wunden und Fragen unſerer politiſchen Gegenwart.

Das Geſchwiſterpaar will glänzen, mißfällt und ſchließt ſich mit einigen falſchen Hausfreunden, einem ultraliberalen Advocaten, einem bonapartiſtiſchen Oberſten, in Mißmuth, Groll und Langeweile, völlig ein und ab.

Die arme Pierrette iſt eine Anverwandte der Rogrons und von ihrer Großmutter, auf Begehren des Bruders und der Schweſter, dieſen zugeſandt. Beide kamen in ihrer verdrüßlichen Einſamkeit zu oft an einander, um nicht der Gegenwart einer Zwiſchenperſon zu bedürfen. Sie erwarten alſo dieſe mit Ungeduld. Als ihre Erbin, ſchön und jung, ſoll Pierrette die Geſellſchaft von Provins für das Haus Rogron gewinnen.

Sie kommt, ſie verurſacht unvorhergeſehene Koſten, ſie wird zuerſt ein Spielzeug in rauhen, rohen Händen, dann, als ſie fremde Theilnahme erregt hat, ein Gegenſtand des Neides, der Verfolgung. Der bonapartiſtiſche Oberſt wirft auf ſie das Augenmerk, welches er früher auf Sylvia, die ihn liebt, gerichtet hatte.

Eine meiſterhaft abgeſtufte Scenenfolge führt uns nun vom erſten Erſcheinen Pierrettens durch die zahlloſen Demüthigungen, Härten und Mißhandlungen, die Geiz, Bosheit und zuletzt Eiferſucht auf ſie häufen, bis dahin, wo ſie, die Anverwandte, zur Dienſtmagd herabgeſunken, den ſchweren Korb vom Markte heimſchleppt und die Treppe ſcheuert.

Leider bedarf es nur einer geringen Erfahrung, um den Verfaſſer nicht der Uebertreibung zu beſchuldigen. Auch ohne die Angabe von Jahreszahlen, ohne beſondere Bezeichnungen, die wir am Ende dieſes Werkes finden, hätten wir es nicht für einen Roman gehalten.

Wer hat nicht ſchon beobachten können, wie ein junges Gemüth erſt erkältet, dann eingeſchüchtert, mit ſich ſelbſt entzweit, verwüſtet und zerſtört wird? Hat Rouſſeau je etwas Wahreres geſagt, als Balzac in folgender Stelle?: „Les enfans ont le flairer de la race canine pour les torts de ceux qui les gouvernent, ils sentent admirablement s'ils sont aimés ou tolérés. Les coeurs purs sont plus choqués par les nuances, que par les contrastes; un enfant ne comprend pas encore le mal, mais il sait quand on froisse le sentiment du beau que la nature a mis en lui."

In Mitte der Qualen, die der armen Pierrette auferlegt werden, erſcheint ihr ſechszehnjähriger Jugendgeſpiele aus der Bretagne. Brigaut, ein junger Tiſchler, unter ihrem Fenſter und ruft ſie durch Anſtimmen eines vaterländiſchen Brautliedes. Er hatte dem Eilwagen, der ſie nach Provins trug, mit ſchwerem Herzen nachgeſchaut. Aber kaum haben ſie ſich erkannt, ſo klirrt das Fenſter der Quälerin Sylvia, ſie müſſen ſich wieder trennen und die fliehenden Schritte entgehen nicht dem Drachenzeher der Eiferſucht. Sylvia beargwohnt ſogleich ihren fünfzigjährigen Oberſten einer Liebſchaft mit Pierretten. Jetzt wird ſie erſt zur wahren Furie. Pierrettens Blüthe und Geſundheit wird zerſtört, ſie wankt mit dem Keim des Todes in ihrem Innern umher. Die Unmenſchen kennen nicht die Gränzen jugendlicher und menſchlicher Kräfte. Ein heimlicher Briefwechſel des armen Mädchens mit ihrem Freunde Brigaut wird entdeckt. Die Unglückliche blutet unter den Krallen der ſcheußlichen Sylvia, aber ihre Großmutter, vom treuen Jugendgeſpielen herbeſchieden, erſcheint, wie ein Geiſt, in dem Augenblicke, wo der weibliche Wütherich die Hand der Armen, die den letzten Brief ihres Getreuen krampfhaft verſchließt, „wie eine Nuß gegen das Marmorgeſimſe des Kamins" zertrümmern will.

Pierrette wird ihren Peinigern entzogen. Sie werden gerichtlich belangt. Drei Aerzte erſchöpfen ihre Kunſt an dem Opfer häuslicher Bosheit, — umſonſt, ſie ſtirbt. Brigaut zimmert ihren Sarg. Die Ungeheuer bleiben vom Arme der Gerechtigkeit unerreicht. Der Prozeß wird niedergeſchlagen, das Gerede ſchläft ein.

Die ferneren Schickſale der Rogrons bringen keine Vergeltung, vielmehr ungetrübtes Gedeihen und Erfüllung ihrer Wünſche.

Nur zwei Menſchen, der Arzt und Brigaut, der vor dem Feinde umſonſt den Tod ſucht, gedenken täglich der armen Pierrette, nur ſie kennen die ganze Wahrheit.

Der Verfaſſer ſchließt in bitterer Wehmuth: „Convenons entre nous que la légalité serait une belle chose, si Dieu n'existait pas!"

Leicht hätte er einen andern, den herkömmlichen Schluß, hinzu dichten können, aber die ſtrenge Wahrheit, deren Gepräge ſeine Erzählung trägt, und welcher er, höchſt verdienſtlich, nur ſeine Darſtellungs- nicht ſeine ganze Dichtergabe lieh, unterſagte es ihm.

Es iſt erfreulich, wenn eine ſo reiche Phantaſie die ſelbſtgenügende Würde der Wahrheit anerkennt. Sollte aber dieſes Werk nur ein Roman ſein, ſo würden wir Balzac noch höher preiſen, die hergebrachte Verzärtelung ſchwächlicher Leſer: die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit, bei Seite geſetzt zu haben; unſerer Meinung nach müſſen Dichter und Leſer ſtark genug ſein, um die Welt ſo zu ſehen, wie ſie iſt. Der letzte Blick jedes Trauerſpiels muß nach oben hingerichtet ſein; das bürgerliche aber iſt das erſchütterndſte, das fruchtendſte.

Balzac hat glänzendere Werke geliefert, doch kein lehrreicheres. Auf der Oberfläche der Menſchheit hat ſich ſo manches gebeſſert, doch in ihren Falten, in ihren Tiefen?! In den häuslichen Regierungen, wie unumſchränkte Willkühr, wieviel Gewaltthätigkeit, wie wenig Schutz für Unterdrückte! Wohl wiſſen wir, daß vielleicht nur die Hand einer göttlichen Gerechtigkeit hieher reicht, aber jeder begabte Schriftſteller ſollte, wie Balzac, oft, ſtatt den reichen Gebilden ſeiner Phantaſie nachzuhängen, uns das Gemälde einer ſtrengen, warnenden Wahrheit vorhalten, um uns nicht ſüße, ſondern heilſame Thränen zu entlocken.

Ein trefflicher Mitarbeiter der „deutſchen Blätter" hat im Februarhefte derſelben eine Unterhaltung mitgetheilt, die er mit Balzac hatte und worin ihm dieſer ſeinen Willen und ſein Streben erklärte, ein Geſchichtſchreiber des innern Lebens der Menſchheit zu werden. In dieſem Sinne ſchrieb er Pierrette. Hier wie in ſeinen willkührlichen Schöpfungen, beweiſt er wiederum eine überſtrömende Fülle, bei vieler Flüchtigkeit eine erſtaunenswürdige

Gründlichkeit des Ausmalens, eine Gabe, die Sprache wie einen geſchmeidigen Gyps auf Alles zu ſchütten, vom Sichtbaren, wie vom Unſichtbaren gleichſam einen genauen Abdruck zu gewinnen. Er ſchildert, trotz ſeiner unbegreiflichen Geſchwindigkeit, ſelten nur die Vorderſeite eines Hauſes, es muß ihm recht feſt ſtehen; mit einigen Zeilen mehr hält es länger, als ein Roman geleſen wird. Eben ſo nimmt er es mit den Verhältniſſen. Durch dieſe Allſeitigkeit unterſcheidet er ſich von früheren Romandichtern, die faſt ſchon dahingekommen waren, wie Strategiker, aus Bequemlichkeit, gewiſſe Abkürzungszeichen für die in einem Roman unentbehrlichen Dinge zu erfinden. So hatte bei ihnen ein Heuſchober eine unglückliche Leidenſchaft, oder eine Gabel eine ewige Treue bedeuten können, wie ihnen denn das Herz gar leicht für einen höchſt einfachen Apparat von Meſſing gelten durfte, dem die Witterung wenig anhaben kann. Und dennoch iſt der nächſte Weg zur Neuheit die Wiederkehr zu einer ſolchen Schreibart. Frankreich iſt Balzacs ſchon müde, Deutſchland zwar noch nicht, aber ſein Nachfolger wird ihn ungehindert über den Rhein verfolgen.

Man lieſt immer weniger; ein Wink für diejenigen, welche Meiſterſtücke ſchreiben wollen. Welche Zeitung ſchreibt nicht jetzt an ihre Stirn den kurzen Auszug ihres Inhalts? Wir haben noch nicht unſern kleinſten Roman, noch nicht unſer kleinſtes Format geſehen!

Maltiz.

---

3) Oſt und Weſt. Blätter für Kunſt, Litteratur und geſelliges Leben, redigirt von Rudolf Glaſer. Prag. Joh. Hoffmanns Kunſt- und Muſikalienhandlung. Jahrgang 1840.

Kaum dürfte eine andere Zeitſchrift in gleichem Maaß jedes Intereſſe der Litteratur, der Kunſt und der Geſelligkeit mit Tiefe, Gründlichkeit und Anmuth pflegen und befördern, wie dieſe. Die vorherrſchende hiſtoriſche Behandlungsweiſe des Volksthümlichen, die Nebeneinanderſtellung des deutſchen und ſlaviſchen Lebens geben dieſen Blättern einen Gehalt, der ſie weit über die bloße Gunſt des Augenblickes erhebt, wobei ſie keineswegs vernachläſſigen, jedem Tage und jeder ſeiner Erſcheinungen das gebührende Recht widerfahren zu laſſen.

Alles iſt aber, wie billig, um jenen ernſten Kern geſchichtlicher Forſchung und nationaler Würdigung vereint, der zu unſerer Zeit keiner höheren Leiſtung fehlen darf.

Vor allem kommt uns der neue, rege Geiſt, welcher das litterariſche Leben ſämmtlicher Slavenſtämme ſeit einiger Zeit durchdrungen hat, aus gediegenen vollſtändigen Aufſätzen über die ruſſiſche, neuböhmiſche, polniſche, magyariſche Litteratur entgegen. Alle dieſe Aufſätze fließen unverkennbar aus Federn vom Fach und von Beruf. In den uns vorliegenden Nummern des Jahrgangs 1840, die wir bis zum Ende April beſitzen, finden wir die Fortſetzung einer Parallele von Groß-Ruſſen und Klein-Ruſſen, Nr. 18, 19, 21, 22, 24, 25, 26, 29, die eine reiche Ausbeute für Ethnographie enthält. Dieſes Gemälde iſt mit großer Gründlichkeit, Sach- und Sprachkenntniß ausgeführt und bewährt allenthalben eine glückliche Beobachtungsgabe. Der Aufſatz ſollte ſeinen ruſſiſchen Ueberſetzer finden.

Bernhard Stolz liefert nach dem Ruſſiſchen, Nr. 1, 2, 3, 4, ein Sittengemälde des alten ruſſiſchen Adels, dem es nicht an Wahrheit gebricht. Glücklicherweiſe iſt es die Schilderung allmählig verſchwindender, ſich immer mehr mildernder Verhältniſſe.

J. Menk giebt uns in ſeinen Sagen über das Moſelthal Nr. 32, einen willkommenen Wegweiſer in jenes neue Gebiet, das ſich die Dampfſchiffahrt eben aufgeſchloſſen hat.

Wichtige Aufſchlüſſe und Ergänzungen bieten die eingeſtreuten hiſtoriſchen Bruchſtücke Nro. 1, 2, 20 und 22. Ungemein reich ſind die geſchichtlichen Notizen, unter denen wir vorzüglich die den König Johann von Luxemburg betreffende Nr. 33 hervorzuheben geneigt ſind. Dieſer Fürſt fand nach dem Tode nicht die Ruhe anderer Sterblichen, er ruht bereits im zwölften Grabe. Immerhin wird ſein Staub nicht ſo weit gewandert ſein, wie Napoleons Aſche, die nun aus der Mitte des Ozeans an die Ufer der Seine erſt in ihr zweites Grab berufen wird. Dieſer Parallelismus ließ uns jene Notiz vor andern, die der Wißbegier noch würdiger ſein mögen, hervorheben.

„Der Mohr,“ Novelle von J. P. Lyſer, (Nro. 6) beruht auf einer muthwilligen humoriſtiſchen Idee, auf einem extravaganten pädagogiſchen Verſuch: kraft der vermeinten, überall gleichen Bildungsfähigkeit der Menſchen, aus einem Mohren einen großen Dichter, einen Göthe zu erziehen. Dieſes iſt nun gewiß minder ſchwierig, als die weltbekannte Rieſenaufgabe, einen Mohren zu waſchen, doch bleibt es immer ein verzweifelter, wo nicht verdammter Einfall, denn wieviel weiße Erziehungen, zumal Selbſterziehungen dieſer Art ſind nicht zum Schrecken verunglückt. Unſere Dichterreihen wimmeln von ſolchen unglücklichen Mohren, in denen nur höchſt mittelmäßige Dichter ſtecken und wo die Zugabe des hoffentlich beſſeren Malers Morin, (ſieh die Novelle) uns verſagt wird. Immer hat der verzweifelte Gedanke des alten „Herrn v. Eden“ die gute Frucht einer ſehr ergötzlichen Novelle getragen.

Im „Stäbchen“ Nr. 24. führt Heinrich Laube geiſtreich, in Anwendung auf das menſchliche Herz, den Spruch durch:

„Willſt Du immer aufwärts ſchweifen!
Sieh, das Gute liegt ſo nah.“

Ein Satz, der ſeine tiefſte Bedeutung erhält, wenn man ihn ſo fortzuſetzen wagt:

„Lerne nur die Liebe greifen,
Denn die Lieb' iſt immer da.“

Im poetiſchen Theile bietet ſich unſerer Aufmerkſamkeit zuerſt der fünfte Akt von H. Marggraffs „Elfride“ Nr. 5. Der Dichter iſt einer derjenigen, die ſich an Shakſpeare emporgebildet, ohne in ihm unterzugehen. Möchten die Schranken der Bühne bald ſeinem großen Talente eröffnet werden.

Von Egon Ebert, den wir, offen geſagt, zuerſt ſuchten und nicht oft genug fanden, liegen zwei Gaben vor, und da wir ihn noch viel lieber wiederholen, als loben, werden wir aus dem erſten Gedichte „an * * *“ Nr. 3 ſeinen ſchönen Kern hier mittheilen.

„Wahrlich, daß noch Viele ſingen,
Wie's die Welt auch möge treiben,
Iſt, weil von drei würd'gen Dingen
Immer ſie befeuert bleiben:

Eines iſt der Drang, der hohe,
Nach dem Edlen, Schönen, Hehren,
Deſſen heil'ge Wunderlohe
Dichterherzen treulich nähren.

Dann das Wort der ſeltnen Meiſter,
Die Gericht mit Wahrheit üben,
Die, als echt erhabne Geiſter,
Liebend tadeln, tadelnd lieben.

Dann der Anklang der Gedanken,
Die in Luſt, als Gram und Schmerzen,
Die, wie Epheu, feſt ſich ranken,
Weit vom Herzen hin zum Herzen.“

Das zweite Gedicht „Frauen und Dichter“ Nro. 31, öffnet uns, nachdem zehn ſchöne Frauen jede ihren Lieblingsdichter erhoben, den für jede Vorliebe zu weiten Himmel der wahren Poeſie, welchen die gewöhnlichen Leier, die zum Beiſpiel Schiller immer gegen Göthe rennen laſſen, mit Vergleichen und Parallelen uns verengen wollen.

„Die Welt iſt voll von Blüthenfang,
Da wird mir nie vor Mangel bang:
In jedem neuen Lenze
Giebt's ſchönere Lieder und Kränze.“

Moriz Hartmann wünſchen wir zu ſeinem ernſten Gedicht „die Todesſtadt“ Nr. 8. von Herzen Glück:

Den Glockenzungen, die durch Stürme
Ihr Wort gepredigt, ſtarb der Ton —
Gigantenarme ſind die Thürme,
Die himmelwärts durch Wolken droh'n —

Schnell fliegt vorüber der Nomaden,
Der flüchtigen Kirgiſen Schaar;
An Küſten, die ſo fluchbeladen,
Soll trinken nicht ihr Dromedar.

Glückſel'ges Volk! Dein Zelt wird dauern,
Weil ewig gleich tönt dein Gebet,
Indeß der Sturm ob jenen Mauern,
Ein Mönch, den Bann verkündend, geht. —

Von demſelben Dichter iſt „die Adlerballade“ (Nro. 30), ein phantaſiereiches, mächtiges Gedicht:

Vom König erzählen die Sagen,
Vom Könige, wunderſam,
Der, ſeine Feinde zu ſchlagen,
Von Adlern begleitet, kam.

Den Adlern ſoll man es danken,
Daß ſie bewahrt ſeine Kron;
Dem König — wenn ſeine Gedanken,
Wie Adler umkreiſt den Thron.“

Geiſtreich iſt Johann Umlaufts Gedicht: „Ironie“ (Nr. 20). Hier der Schluß:

„Haſt du, allmächtige Poeſie, Gewalt nicht

Auch über unſers Seins gemeinſte Niedrigkeit?
Wohin im Leben ſich mein Auge wendet,
Ob freundlich blickend, ob in düſtrer Glut,
Ueberall grinſt mich dieß Ungeheuer
Mit ſeiner grauſen Meduſenfratze an! — —
Wohlan, ich rüſte mich zu dir, mein Lied!
Ich will es treffen das verdammte Thier,
Daß es mir nimmer ſoll gefährlich werden:
Im Köcher hat moderne Poeſie
Gar einen ſcharfen Pfeil, heißt — Ironie.

Von den Nachklängen ſlaviſcher Volkslieder von Siegfried Kaper (Nr. 22) iſt beſonders das zweite trefflich.

„Es weht gen Süden ſo lau, ſo lind —
Gieb, Schiffer, gieb ſchnell die Segel dem Wind!
Mein harrt ein Mädchen im Türkenland
Und find' ich's, iſt dein dieß goldne Band!

Und als ſie kamen mitten in's Meer,
Wie ward ihm ſein Herz wie Blei ſo ſchwer,
Da ſtand er am Bord und ſchaute hinaus
Ins Wogengetos, ins Waſſergebraus.

Da ſchwamm es ferne im Mondlicht klar,
Die Flagge — langes, goldenes Haar —
Das Segel — Gewand, ſo roth, wie Blut,
Zwei Hände theilten, als Ruder die Flut. —

Und wie es ſo näher und näher ſchwamm,
Da ſangen die Waſſer gar wunderſam:
„Die Welle bricht klagend an der Klippe Erz,
„An dir, Treuloſer, des Mädchens Herz!“

Aus J. G. Seidls „Sonnenabſchied“ (Nro. 24) prägen ſich folgende Strophen ins Gedächtniß ein:

O Liebe, gegenwärt'ge Liebe,
Der Sonn' am Mittag biſt du gleich,
Wir ſchmachten hin im heißen Triebe,
Durch Dich ſo elend und ſo reich.

Doch, Liebe, wenn es gilt, zu ſcheiden,
Der Abendſonne gleichſt du dann;
Da fangen erſt die ſüßen Leiden
Der namenloſen Wehmuth an.

Und all' die langen, ſeelenvollen,
Unendlich milden Blick' ins Herz,
Die haften, doch nicht blenden wollen: —
Und all' die Glorie voll Schmerz;

Dieß bange Zögern im Entſchwinden,
Dieß ewige Zurückſeh'n
Und im Verlieren dieſes Finden,
Und in der Trennung dieß Beſteh'n.“

Alfred Meißners Gedichte (Nr. 18. und 20.) ſind voll der Phantaſie und des Wohllauts

Die Mannichfaltigkeit der Correſpondenzen, Reiſeſkizzen, Theaterberichte und Notizen aller Art läßt nichts zu wünſchen übrig. Die den Nr. 28 und 29 beigefügten gelungenen Stahlſtiche der wiederhergeſtellten Kreuzwegkapelle auf dem Lorenzberge werden jeden erfreuen, der Prag, dieſe zauberiſche, majeſtätiſche Stadt, betreten hat.

Durchgängig beobachtet die Kritik und Polemik einen anſtändigen Ton. Die äſthetiſche Geißel wird nie mit der Keule verwechſelt, ein Mißgriff, der, in andern Blättern ſo häufig, immer zu einem rohen Handgemenge der Tadelnden und der Getadelten führt. Vielleicht ſollte man nicht von einer Geißel, ſondern nur von einem kritiſchen Stachel ſprechen, wie der franzöſiſche Soldat zu Ludwigs des Fünfzehnten Zeiten nur von einer Säbelſpitze, nicht aber von Hieben mit dem platten Säbel hören wollte.

Unter den größern Aufſätzen über Kunſt hat uns: „Phyſiognomie der Wiener-Kunſtzuſtände, von Ludwig Mielichhofer“ (Nr. 31, 32, 33) vorzüglich geſchienen.

Wir haben an dem Reichthum dieſes litterariſchen Panoramas nur naſchen können, in welchem der Aufgabe ſolcher Blätter, Leben und Treiben zu würdigen, Wißbegier und Neubegier zu befriedigen, ſo vollkommen genügt wird. Dieſe Zeitſchrift iſt für das übrige Deutſchland ein ſchönes Entgegenkommen der Sympathien, durch welche ihm der herrliche Muſenſitz zweier Nationalitäten „Prag“ verſchwiſtert bleibt. Möge der Anklang nicht ausbleiben, den der Nachhall ſo großer, ſo brüderlicher Erinnerungen aufregen muß.

R.

---

4) Volkslieder zu den geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des königlichen Hofgartens zu München, von Dr. Ernſt Anton Quitzmann. München, Druck und Verlag von Georg Franz.

In der Abſicht, das Volk durch großartige hiſtoriſche Erinnerungen zu heben, hat man ihm vom Standpunkte der Kunſtpoeſie aus häufig epiſche Produkte geboten, die, wenn ſie den Volkston in ſich aufzunehmen vermögen, ob auch nur als Gegenſatz des Verfehlten, Unſittlichen und Formloſen, von guter Wirkung ſein durften. In dieſer Vorausſetzung hat der Verfaſſer genannter Balladen dem Vaterlande eine nützliche Gabe geboten. Nicht nur ſind ſie als poetiſche Erweiterung zu den hiſtoriſchen Fresken in den Arkaden des Hofgartens freundliche Begleiter, ſondern tragen in ſich ſelbſt durch die Kraft der Sprache, durch treffendes Herausheben des Volksthümlichen und die Einflechtung kernhafter Sentenzen den vollen Werth dichteriſcher Erzeugniſſe. Außer der Friſche der Formen, den kräftigen Schlußſteinen und dem glücklichen Zuſammendrängen von Thaten und Handlungen, empfiehlt ſie beſonders der überall durchſcheinende wahre Patriotismus, der ohne Harm und Vorliebe das Kernhafte und Weſentliche herausſucht, das Eitle und bloß Blendende aber tapfer befehdet. Wie ſchön und kräftig er auch Schlacht und Krieg beſingt, ſo verweilt er doch mit ſichtbarer Wärme bei den ſegenreichen Entwicklungen des Friedens. So ein Bild von wirklichem Landesglück findet ſich Seite 13. Nr. 3. Seine Theilnahme am ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritte ſpricht er unter andern — Nr. 11 Gründung der Akademie — in den ſchönen Verſen aus:

Nie hat ſo reiche Fülle des Segens größte Schlacht,
Als jenes Abends Stille dem Vaterland gebracht.

Scharf gezeichnet ſind die Römerzüge, und in den Schilderungen des deutſchen und welſchen Lebens ſind bei beſtimmten Conturen Licht und Schatten gut vertheilt.

Ein bloß gedrucktes Volkslied, das nicht geſungen wird, iſt leblos und bewirkt als bloße Dichtform gerade das Gegentheil von dem, was Poeſie in Verein mit Muſik thun ſoll, d. h. das Gemüthliche erſtarrt unter der Regel, wenn der Wohllaut des Geſanges nicht befreit und verſöhnt. Hat der Dichter ſeine Romanzen für die Compoſition beſtimmt, ſo dürfte manche derſelben zu vielſtrophig ſein und die Anwendung eines und desſelben Versmaaßes dem Compoſiteur in der freien Wahl des Rhytmus und der Melodie Zwang anlegen.

Da er „noch viele Lieder weiß vom lieben Vaterland,“ ſo möge er ſich recht vertraut machen mit dem Volkscharakter und dem Volkstone, und fortfahren mit ſchönen Vorbildern auf dieſem noch wenig bebauten Felde Bahn zu brechen. Manches Lied vom braven Manne wäre zu ſingen, auch unter dem ſchlichten Rocke ſchlagen viele edle Herzen, wie ſie Goldharniſch und Purpur nur ſelten birgt. Er beſcheidet ſich, außer der Liebe ſeiner Mitbürger, jedes andern Lohnes; dieſen ſchönen Preis hat er ſich durch dieſe Erſtlingsgabe ſchon erworben.

Wer dieſe Romanzen gleichzeitig mit Zſchokke's trefflicher Geſchichte lieſt, wird ſich einen wahren Genuß bereiten und nochmals erfahren, wie ſehr Hiſtorie und Poeſie brüderliche Ströme ſind und ein und daſſelbe Gebiet befruchten. —

H..

Einige Worte über Hamlet,

von

Carl Weichſelbaumer.

Wohl mehr als ſiebzig Jahre geht Hamlet über die deutſchen Bühnen, findet bei guter Darſtellung immer wieder beifällige Theilnahme, hat eine Menge geiſtreicher Urtheile hervorgerufen, aber dennoch die verſchiedenen Anſchauungsweiſen noch zu keiner feſten Anſicht zu führen vermocht. In früherer Zeit, wo man unbegreiflich genug, dem armen Hamlet auf den Brettern das Leben ſchenkte und die Nemeſis mit dem Falle des königlichen Paares abfertigte, galt denn der däniſche Prinz ganz folgerecht für eine poſitive Größe und konnte kaum genug mit dem Feuer des Muthes, der Energie eines klugen Helden, dem blendenden Glanze der Thatkraft ausgerüſtet werden, während er doch eigentlich nur eine negative Größe iſt, und jener Kampf des Menſchen mit dem Ereigniſſe, den wir mit dem Namen Schickſal zu bezeichnen pflegen, dem Charakter der Tragödie: Hamlet ganz ferne liegt.

Durch dieſe falſche Auffaſſung ergab ſich denn auch ein Widerſpruch zwiſchen dem Charakter und der Thätigkeit des Prinzen, welchen auch der geübte Scharfſinn nicht zu löſen vermochte, ſondern zu der Schickſalsidee flüchten mußte, die mehr als zu lange einer Verſtändigung hinderlich blieb. Nur ein faſt unverzeihlicher Irrthum konnte nun den Prinzen zu einem kraftvollen, raffinirenden, zweckreichen, glühenden, thatluſtigen Helden hinaufſchrauben. Er iſt empfindſam, geiſtreich, gemüthlich, ſinnlich, aber nichts weniger als energiſch, thatkräftig und feurig begehrlich; ein natürliches Phlegma zieht ihn vielmehr zu einem heiteren friedlichen Genuß der Gegenwart, zu den Freuden der Gedankenwelt, der Liebe und Freundſchaft hin; er hält die Ehre hoch, ohne nach ihr zu geizen, hat angebornen Muth ohne darum nach Ruhm zu verlangen, er kennt die Würde der Krone, die Pflichten eines Königs, ohne darin ſein innerſtes, einziges Glück zu ſuchen, ſein Geiſt gefällt ſich in Betrachtungen und Spielen des Witzes, ſein Herz iſt mit dem wärmſten Rechtsgefühl erfüllt, ſeine ſchöne Seele begehrt nach einer freundlichen Harmonie mit der Außenwelt, was ihn aus ſeinem behaglichen philoſophiſchen Gleichmuth herausreißt, erſchüttert ſogar ſein ganzes Weſen, er möchte von den Verhältniſſen wie von gehorſamen Wellen getragen ſein und ſteht leidend, betroffen, überraſcht vor Ereigniſſen, gedankenvoll, aber ſchwankend in Zweifeln vor Beſchlüſſen, zaghaft und vor Uebermaß ſchaudernd vor der That. Der Uſurpator auf dem väterlichen Thron, im mütterlichen Schooße, der Uſurpator mit dem Zepter eines ermordeten Vaters bringt ihn zum bitterſten Haß, zur ſchmählichſten Verachtung, aber nicht zum ſtürmiſch ausbrechenden Rachegefühle. Sein ſtärkerer Geiſt kennt auch ſein weicheres Herz und die Schwäche ſeines Willens. Nach der entſetzlichen Entdeckung des abſcheulichen Brudermordes ruft er klagend aus: „Die Zeit iſt aus den Fugen, Schmach und Gram, daß ich zur Welt, ſie einzurichten kam.“ – ſpäter ſagt er: „Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle.“ Immer wirft er ſich ſein Zaudern, immer die fruchtloſen Reflexionen vor und wird dennoch wieder von Wankelmuth, Zweifeln und Unſchlüßigkeit umſponnen. Der Wahnſinn, den er ſo meiſterhaft ſpielt, um für ſeine Schwermuth, ſein gräßliches Geheimniß, ſeine Entrüſtung einen Schleier, für ſeine Forſchungen ein unſichtbares Netz zu haben, entfaltet neben Menſchenkenntniß und Gedankenglanz eine ſeltene humoriſtiſche Gabe und die durch den äußerſten Gram ausgeſtreuten Funken von Scharfſinn und Witz deuten auf eine herrlich glühende Sonne zurück, an welcher das glücklichſte Leben zeitigen konnte; aber das langſam ſchleichende Mittel iſt ihm abermals durch ſeine natürliche Zaghaftigkeit eingegeben; ſtets vor einer blutigen That erbebend, ſchiebt er ſie vor ſich in die Zukunft hin, öfter ſcheint ihm ſelbſt der Selbſtmord willkommner, auch nach dem Schauſpiele, welches die Schuld des Oheims beurkundet, nach der ſchrecklichen Scene mit der vernichteten Mutter, welche dieſelbe beſtätigt, läßt er ſich noch nach England führen, und die Mittel ſeiner Rache ſcheinen ihm dunkler zu werden, indem er ſich von deren Gegenſtand entfernt. Der ſchändliche Mordanſchlag des Königs fällt auf die niederträchtigen Boten zurück, Guldenſtern und Roſenkranz ſterben unter dem Beile, das ungeſchärft Hamlets Nacken treffen ſollte, er ſteht bald wieder auf däniſchem Boden, in der Nähe des väterlichen Grabes, in den Sälen des frevelhaft entweihten Schloſſes, die friſche Unthat ſcheint ihn endlich haſtiger zu ſpornen, „was dünkt dir, liegt's mir jetzo nah genug?“ ſpricht er zum biedern Horatio, und läßt ſich abermals durch die Liſt des Brudermörders umgarnen, welche ihm nun durch Laertes Rappier den Tod, eine raſche Rache, aber nicht deren Früchte bringt. Und ſo iſt denn ſeine Unentſchloſſenheit, ſeine Langmuth im Handeln, ſeine Scheu vor einer ſchnellen That, ſo iſt ſeine beſonnene Unbeſonnenheit ganz allein ſein verderbliches Schickſal. Aehnliche im Reflektiren brillante, im Handeln ſchwache und ſchwankende Charaktere ſtellt uns das Leben zwar häufig vor Augen; aber eine ſolche Perſönlichkeit dramatiſch intereſſant zu machen, iſt eine ſo ſchwierige Aufgabe, ein ſo gewagtes Unternehmen, daß ſelbſt die glücklichſte und genialſte Löſung derſelben nicht recht begriffen wurde. Hierin liegt denn auch die Nothwendigkeit, daß Hamlet ſterben muß; denn bleibt er lebend, ſo geht die Idee des Stückes, welche lediglich auf dem Charakter ruht, verloren und die feinſten, meiſterhafteſten Züge verwandeln ſich in einen eitlen, bedeutungsloſen Schmuck. Mit dieſer angebornen, durch ſeine geiſtigen Vorzüge noch vermehrten Neigung zur Ruhe, mit dieſer Schwäche, die am Menſchen oft zur Schönheit, an einem Fürſten aber zum verderblichen Fehler wird, mit dieſer geiſtreichen, ſich abquälenden, mit glänzenden Gedanken gezierten Unſchlüßigkeit muß Hamlet gegeben werden, durch die bittre, beißende Schwermuth muß eine ſüße, reizende, aus ihren lieblichen Träumen aufgeſchreckte und dadurch gleichſam erzürnte Melancholie ſchimmern, und nicht Ueberlegung und kalte Abſicht, ſondern nur der aufs Aeußerſte entflammte Affekt darf ihn endlich zur blutigen Rachethat hinreißen. Allerdings ſcheint die grauſame Behandlung Opheliens dieſer natürlichen Sanftmuth und weichlichen Schwärmerei nicht zu entſprechen, allerdings verlezt dieſe bis an den boshafteſten Spott gränzende Härte um ſo empfindlicher, als wir ein vertrauliches Verhältniß mit dem unſchuldigen, einfachen, ſtillen, fügſamen weiblichen Weſen vorausſetzen dürfen und es gerade von dem ſentimentalen, leutſeligen, gemüthlich milden Prinzen nicht begreiflich iſt, wie er ſüße Zärtlichkeit und weibliche Hingebung mit dem bitterſten, zermalmenden Hohne zu vergelten vermag. Man könnte hier annehmen, daß der Dichter einen garſtigen Zug der Männer, es die armen Frauen entgelten zu laſſen, wenn ihre Angelegenheiten ſchlimm ſtehen, benutzte, man könnte annehmen, daß die Scene wirklich zu beißend und ſchonungslos ausgefallen; aber wie hätte ſich Hamlet auch benehmen ſollen? Er weiß ſich beobachtet, kann vermuthen, daß die gute Ophelie unbewußt als Werkzeug der Auflaurer dient, er kann die Rolle ſeines ſpottenden Wahnſinns nicht aufgeben, ohne ſich zu verrathen und muß ſich ſeiner Täuſchung gewiſſer halten, wenn er plötzlich von einer Leidenſchaft abſpringt, die er früher nicht gar ängſtlich verborgen hielt. Das Abſichtliche ſeines ſchneidenden Benehmens wird durch ſein Betragen während des Schauſpiels klarer, wo er ſeine Bitterkeit wieder mit einer ſinnlichen Zärtlichkeit vermiſcht, und an Opheliens Grabe legt er ja das Bekenntniß ſeiner innerſten Geſinnung ab, indem er ruft:

„Ich liebt' Ophelien, vierzig tauſend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht meine Summ' erreicht“ —

Und konnte während jenes Auftrittes nicht wahrhaftes Mißtrauen in ſeiner Seele aufquellen, geſteht er nicht ſelbſt, er habe keine Luſt am Mann und am Weibe auch nicht, mußte er nicht einen Widerwillen gegen das Geſchlecht empfinden, da die eigene Mutter Mann und Vater verdorben hatte, ſieht er nicht die heiligſten, urſprünglichſten Geſetze der Natur durch einen verbrecheriſchen Oheim, eine falſche, lüſterne Gattin geläſtert, muß dieſe ungeheure Schmach nicht die zarteſten Wurzeln ſeiner Liebe, ſeines Glaubens, ſeiner Hoffnungen für, an und auf alles Menſchliche benagen, kann er nicht, von Argwohn, Schmerz, Verachtung, Verzweiflung hingeriſſen, in voller Wahrheit bitter und vernichtend ſein, wohnt der Frevel ferner vom Unglauben an die Menſchheit, als von jenem an Gott? Mit der Abſicht, durch ſeine Mißhandlung den Glauben an ſeinen Wahnſinn zu ſtärken, läßt ſich daher ein jähes Aufbrauſen ſeines Zorns über die falſche, hinterliſtige Weiblichkeit vereinbaren, und nehmen wir ein Ueberwallen des innerſten Abſcheus gegen die Abſicht Hamlets an, ſo iſt dieſer Zug nur um ſo meiſterhafter und der große Dichter ſcheint es wirklich ſo gemeint zu haben, denn der ſchlaue König entdeckt dieſen Riß der Natur durch die Maske der Verſtellung:

„Aus Liebe! Nein, ſein Hang geht dahin nicht,
Und was er ſprach, obwohl ein wenig wüſt,
War nicht wie Wahnſinn.“

Dieſe einen großen Scharfſinn des Königs verkündenden Worte nebſt vielen anderen deuten uns auch hinlänglich an, wie dieſer König geſpielt werden muß. Ein großer Kenner hat längſt die Gewohnheit, dieſe Rolle nach Hamlets Aeußerungen zu bemeſſen, erſchüttert, allein im Allgemeinen keine viel beſſeren Darſtellungen bewirkt. Dieſer Dradermörder aus Thronsucht iſt ein großer — aber kein gemeiner Verbrecher. Seine Rede zeigt ſtets Geiſt, ſeine Verſtellungskunſt ragt weit empor über eine niederträchtige, ſchuftige Heuchelei, ſeine Klugheit ſieht ſcharf und ſeine Entſchloſſenheit wird durch die Empörung des Gewiſſens nicht gebrochen. Geiſt, Muth, Klugheit ſind Eigenſchaften, die eine beſſere Seele verdienen, und da ſeine Gedanken oft an's Erhabene ſtreifen, wie bei dem Aufruhr des Laertes, wo er zur erſchreckten Königin ſpricht:

> „Laßt ihn, Gertrud,
> Befürchtet nichts für unſere Perſon.
> Denn ſolche Göttlichkeit ſchirmt einen König,
> Verrath, der nur erblickt, was er gewollt,
> Steht ab von ſeinem Willen.“ —

ſo kann Claudius nie als ein gewöhnlicher, ganz verächtlicher Böſewicht geſpielt werden. Das Stück kann ſogar durch die Markirung ſeiner beſſeren Eigenſchaften nur gewinnen, und ſoll er ein Kainszeichen durchaus tragen, ſo ſei es ein unruhiger, mißtrauiſcher, umherforſchender Argwohn, aber niemals weibiſche Furcht oder ſchmähliche Unfähigkeit. Wir können mit Sicherheit noch mehr von ihm ſagen. Hamlets Vater war ernſter, kräftiger, königlicher. Claudius iſt ein gewandter, zierlicher, ſchmeichelnder Hofmann. Er umſpinnt durch ſeine Artigkeiten, ſein feines, kluges Wort, ſeine ſüßen Betheurungen die Königin, er verſteht die Kunſt, ſich angenehm, beliebt zu machen, er erfreut durch Feſt und Gelag die Umgebungen, er beſticht durch gefällige Manieren, er iſt der Mann, der lächelt und immer lächelt und doch ein Schurke iſt. Sollte eine ſolche Perſon in guter Hand nicht eine gute, ſogar dankbare Rolle werden können? Weit ſchwieriger möchte die Königin zu geben ſein. Der Dichter hat ſie moraliſch ſehr bloßgeſtellt und poetiſch nur ſpärlich gekleidet, von einem Purpurmantel iſt kein halber Zoll vorhanden, ſie kann uns nur wenig Intereſſe abgewinnen. Und doch iſt auch dieſe ſchwach ausgeſtattete Gertrud mit dem rechten Talent immer noch leidlich darzuſtellen, die Schauſpielerin muß nur dem Dichter zu Hülfe kommen, ſich die wahre Gertrud aus der Handlung herausdenken, da ſie mit Worten einmal zu gering begabt worden, und in der Handlung liegt wirklich ein trefflicher Commentar ihres Charakters. Gertrud, in ihrer Jugend wahrſcheinlich ſehr ſchön, als Mutter eines erwachſenen, thronfähigen Sohnes gleichwohl noch eine angenehme Geſtalt, hat ſehr geringe Geiſtesfähigkeiten neben einer großen Sinnlichkeit und der damit gewöhnlich verknüpften Eitelkeit; ſchwach in Gedanken weiß ſie die edlen Eigenſchaften des alten Hamlet nicht zu würdigen und läßt ſich, im Handeln eben ſo unbehülflich wie der geiſtreiche Sohn, „durch Witzeszauber und Verräthergaben“, durch die Künſte der Schmeichelei umgarnen. Zuerſt durch Eitelkeit und Leibesluſt an den abſcheulichen Claudius geknüpft, wird das ſchreckliche Geheimniß des Mordes zum dritten Bande, und dieſe Schwächen der Sinnlichkeit, dieſes Anhängen aus körperlicher Luſt und Aengſtlichkeit kann die Darſtellung trefflich bezeichnen. Gertrud darf nicht kalt gegen Claudius ſein, der Preis des Frevels muß in ihren Augen hoch ſtehen, ihre einzige Stütze ſein, ihre regſte Sorgfalt, ſogar ihre Zärtlichkeit erwecken, ſie muß, wenn nicht Achtung und Hochſchätzung, doch Leidenſchaft für den König erblicken laſſen, ſie muß in dieſem Wahne bis zu dem Moment befangen bleiben, wo endlich das Muttergefühl auch in dieſem ſchwachen Herzen die letzte ſchönere Empfindung entflammt und ihr wenigſtens einen Theil der edlen Weiblichkeit zurückgiebt, ſie muß dabei ſtets als die Verführte erſcheinen, die mit einer ſchwachen Seele und heißem Blute in die Schlingen eines feinen, glatten Heuchlers gerieth, und dann wird auch dieſe werthloſe Perſönlichkeit der offenbaren Geringſchätzung entgehen und auf der Bühne, wo nicht an Bedeutung, doch an Charakteriſtik gewinnen. Wie die geiſtvolle aber handlungsunfähige Natur Hamlets, ſo iſt auch jene der Mutter trefflich aus dem Leben gegriffen, und wenn wir beobachten, wie unbeſonnen und gewaltthätig oft die gedankenloſe ſinnliche Leidenſchaft handelt, wie oft ſich rohe Sinnesluſt in der Wirklichkeit zu Verbrechen verirrt, ſo müſſen wir des Dichters Menſchenkenntniß eben darin bewundern, daß er die Königin ſo geiſtesarm hingeſtellt und eine edlere weibliche Natur nicht mit dem Frevel des Gattenmordes befleckt hat.

* * *

Denk- und Meldetafel.

Die Aufmunterungs-Geſellſchaft der ruſſiſchen Künſtler zu St. Petersburg hat eben zwei Bekanntmachungen der Oeffentlichkeit übergeben, welche nicht ermangeln werden, das Intereſſe des Publikums zu erregen. Die eine unter dem Titel:

„Züge aus der ruſſiſchen Geſchichte“, wovon Zeichnung und Stich in Kupfer dem berühmten Profeſſor Bruni, und die Redaktion des Textes (ruſſiſch) dem Herrn Rezvoi, Mitglied der Geſellſchaft anvertraut ſind. Die zweite Sammlung führt den Titel: „Scenen aus dem ruſſiſchen Volksleben;“ die Ausführung der Zeichnungen hat Herr Stchedrovsky übernommen; ſie ſollen von den beſten Künſtlern der Hauptſtadt lithographirt werden.

Der berühmte Mechaniker Cockerill wird in St. Petersburg eine Brücke bauen, die vom Iſaaksplatz nach Waſſily Oſtrow über die herrliche Newa führen ſoll. Das Fundament davon wird aus Gußeiſen ſein, und überhaupt ſoll das Werk Etwas in ſeiner Art Einziges werden. Bereits ſind ſechs Millionen Rubel dazu beſtimmt.

Die Geſchichte der italieniſchen Malerei, die Roſſini, Profeſſor zu Piſa, unternommen, rückt raſch vorwärts und wird in einer Prachtausgabe erſcheinen. Zwei Bände haben bereits die Preſſe verlaſſen, und ſind von zwölf Heften, die Kupferſtiche enthalten, begleitet.

Graf Alberti zu Rom, der ſeine gelehrten Arbeiten dem Andenken des Taſſo gewidmet, fährt fort, die von ihm geſammelten Schätze herauszugeben. Es iſt höchſt intereſſant, den edlen Forſcher von den Verfolgungen ſprechen zu hören, die ihm ſeine Beſtrebungen zugezogen haben; auch noch jetzt hindert ihn die Cenſur, wegen der Familienverbindung des Hauſes Eſte mit dem von Modena, mehrere Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Manzoni läßt ſeinen neuen Roman drucken: „**La colonna infame,**“ (die Schandſäule), der mit Ungeduld erwartet wird. Einige behaupten, dieſes Werk habe mehrere Bände, Andere ſagen, es ſei nur eine Epiſode zu ſeinen: „**promessi sposi.**“ Manzoni muß dieſen Roman auf Subſcription drucken laſſen, weil mit italieniſchen Buchhändlern nichts zu machen iſt. Jeder von ihnen weiß nämlich, daß, wie ein Werk von Manzoni erſcheint, es in allen großen und kleinen Städten Italiens nachgedruckt wird. Traurige Lage der Schriftſteller dieſes Landes! Kein Geſetz beſchirmt, wie im übrigen Europa, ihr Eigenthum. Dieß iſt das Haupthinderniß des litterariſchen Lebens.

Der bemerkenswürdigſte von den gegenwärtigen Romandichtern Italiens iſt „**Cesare Cantù**“ Sein Roman „**Margherita Pusterla**“ hat großes Aufſehen gemacht. Die zweite Auflage ſoll jedoch nicht erlaubt worden ſein.

In Rom hat das numismatiſche Werk des Jeſuiten Marchi: **Aes grave Kircherianum**, unter den Archäologen große Aufmerkſamkeit erregt. Marchi ſtellt ein ganz neues Syſtem der alten Numismatik auf und theilt wichtige Entdeckungen hierüber mit.

Berichtigung: Im vorigen Hefte Seite 137. Sp. 1. Z. 10. v. u. lies: „fränkiſchen Adel“ ſtatt „franzöſiſchen Adel.“

Allgemeinen Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde, wöchentlich in 2 Nummern von einem halben Bogen in Hoch4. So oft es nöthig iſt, werden Extrabeilagen gegeben.

Die Bibliographie der in= und ausländiſchen Literatur erſcheint in gleichem Formate wöchentlich einmal. Sie enthält ein wiſſenſchaftlich geordnetes Verzeichniß der in Deutſchland und im Auslande erſcheinenden Bücher. Literariſch=ſtatiſtiſche Ueberſichten, bibliographiſche Zuſammenſtellungen und ein reiches Feuilleton von Notizen und Bemerkungen werden ihr ein Intereſſe geben, was trockene Bibliographien nicht zu erwecken vermögen.

Das Recenſionen=Verzeichniß, ſchon in ſeiner frühern Geſtalt mit Beifall aufgenommen, wird jetzt, vollſtändiger und beſſer geordnet, im Formate der Preß=Zeitung wöchentlich einmal erſcheinen. Eine vollſtändige Ueberſicht ſämmtlicher Beurtheilungen, welche deutſche Zeitſchriften über deutſche Werke liefern, ein Namensregiſter von den Autoren dieſer Werke, ein gleiches Verzeichniß der betreffenden Verleger, beide alphabetiſch und hinweiſend in jeder Nummer des Blattes, werden für Schriftſteller und Buchhändler eben ſo bequeme, wie intereſſante Nachrichten liefern. Selbſt ausländiſche Blätter, welche deutſche Werke oder deutſche Schriftſteller kritiſiren, ſollen ſtets, ſo weit es möglich iſt, angezeigt werden.

Der Preis der Preß=Zeitung iſt mit den Beiblättern, Bibliographie und Recenſionen=Verzeichniß für jährlich 208 Nummern 8 Thaler.

Einzeln koſtet die Preß=Zeitung (104 Nummern) jährlich 4 Thaler.
" " die Bibliographie (52 Nummern) " 2 "
" " das Recenſionen=Verzeichniß (52 Nummern) " 2 "

Paſſende Beiträge werden franco mit der Poſt unter Adreſſe der Redaktion entweder an Herrn Direktor Dr. J. E. Hitzig in Berlin oder an die Verlagshandlung geſandt, angemeſſen honorirt, im Falle der Nichtannahme aber dem Einſender möglichſt bald zurückgeſandt.

Leipzig, den 20. December 1839.

Die Verlagshandlung.
J. J. Weber.

An Schriftſteller, Literaturfreunde und Verleger!

Kritiſcher Anzeiger für Litteratur und Kunſt.

Beiblatt zu der Zeitſchrift:

Das Rheinland wie es ernſt und heiter iſt.

Die Zeitſchrift **„Das Rheinland wie es ernſt und heiter iſt“** bringt von nun an wöchentlich ein Beiblatt, in welchem die neueſten Erſcheinungen der Kunſt und Litteratur die Revue paſſiren ſollen. Eine allgemeine Ueberſicht der neueſten Litteratur= und Kunſtbeſtrebungen den geſchätzten Leſern unſerer Zeitſchrift zu bieten, iſt der Zweck dieſes Beiblatts, demnach werden die Anzeigen in gedrängter Kürze folgen, ausgebreitete kritiſche Analyſen müſſen wir den Litteratur=Zeitungen überlaſſen. Für den „Anzeiger“ ſind mehrere tüchtige, mit den verſchiedenſten Literatur= und Kunſtgeſtaltungen vertraute Männer gewonnen worden.

Das deutſche Leſepublikum machen wir auf dieſe Erweiterung unſerer Ziitſchrift aufmerkſam! Sie findet ohne Preiserhöhung des Abonnements Statt!

Schriftſteller und Verleger werden erſucht, auf dieſes Beiblatt zu reflectiren! Alle eingeſendeten Nova werden binnen acht Tagen nach erfolgter Einſendung ihre Stelle in unſerem kritiſchen Anzeiger finden. Insbeſondere norddeutſchen Verlagshandlungen dürfte eine kritiſche Beleuchtung ihrer Artikel in dieſem Beiblatte höchſt willkommen ſeyn, da die Zeitſchrift „Das Rheinland wie es ernſt und heiter iſt“ unter der energievollen Leitung des **Dr. Wieſt** das geleſenſte und verbreitetſte belletriſtiſche Blatt am Rhein geworden.

In dieſem Beiblatt geben wir ferner eine

Inſeraten-Rubrik.

Ankündigungen der Kunſt= und Litteratur=Nova wie Inſerate gemiſchten Inhalts berechnen wie die gedruckte Petitzeile 4 kr. rh. oder 1 ggr.

Dieß zur gefälligen Beachtung für das deutſche Leſepublikum, für Schriftſteller, Litteraturfreunde und Verleger.

Die Verlagshandlung der Zeitſchrift
„Das Rheinland wie es ernſt und heiter iſt.“
Joh. Wirth.

Inhalt:

Seite

Zur Litteraturgeſchichte der Poeſie in der ſchwäbiſchen Mundart. Von L. Aurbacher. 161
Ein Duell unter Ludwig XIII, (nach einer franzöſiſchen Chronik), von C. Fernau. 165
Die Waffen der Liebe, von Otto Prechtler. 170
Ein October-Abend in Villa Borghese zu Rom. Von F. Lohrnbacher. . . 173
Lyriſche Halle.
Leben und leben laſſen. Von Fr. Beck. 175
Der Bequeme. Von Carl Baron v. Schweizer. 175
Die offene Pforte. Von L. von Bornſtedt. 176
Der Weg nach Jericho. Von Fr. v. P. Hocheder. 177
Chineſiſche Sprichwörter, von C. F. Neumann. 178
Chroniſtiſches.
Litteratur- und Bücherſchau.
1) Charitas. Feſtgabe von Ed. v. Schenk. Neue Folge 1r Jahrgang. (Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, Diepenbrock, Fernau, Fürſtin Gallizin, v. Martius, v. Neumayr, Pangkofer, Rückert, v. Schubert, Frhr. v. Zu-Rhein, v. Maltitz, dem Verfaſſer der Beatushöhle und dem Herausgeber.) Landshut 1840. Kommiſſion der Krüll'ſchen Buchhandlung. I. — XIII. et 1 — 345. 179
2) Pierrette, Scene de la vie de province par M. de Balzac. (Ein Band). 282 S. . 182
3) Oſt und Weſt. Blätter für Kunſt, Litteratur und geſelliges Leben, redigirt von Rudolf Glaſer. Prag. Joh. Hoffmanns Kunſt- und Muſikalienhandlung. Jahrgang 1840. 185
4) Volksbilder zu den geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des k. Hofgartens zu München, von Dr. Ernſt Anton Quitzmann. München. Druck und Verlag von G. Franz. . 187
Einige Worte über Hamlet, von Carl Weichſelbaumer. . . . 188
Denk- und Meldetafel. 192

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut des Tarifs der k. k. öſterreich. Polizei und Cenſur-Poſtſtelle: halbjährig zu fl. 4 24 kr.	Bei den **k. bayr.** Poſtämtern halbjährig		Auf dem Wege des **Buchhandels** bezogen	
	im I. Rayon	fl. 3. 32 kr.	Ganzjährig	fl. 7. —
	im II. „	fl. 3. 39 kr.	halbjährig	fl. 3. 30 kr.
	im III. „	fl. 3. 48 kr.	vierteljährig	fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit, — L. Aurbacher, — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Aloys Büffel, — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — Ernſt Frhr. v. Feuchtersleben, — Carl Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrnbacher, — Richard Franke, — Eduard Gehe, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — Franz v. Kobell, — L. A. Kaltenbrunner, — Friedr. Kölle, — Carl Ph. v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr. Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewireff, — Carl v. Schweizer, — G. H. v. Schubert, — Dr. Carl Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — R. v. Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — C. A. Tiedge, — Friedrich v. Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Juli.
1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Litterariſche Anzeige

von Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nro. 4.

Das
Königreich Bayern
in ſeinen
alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen
und
maleriſchen Schönheiten,
enthaltend
in einer Reihe von Stahlstichen
die intereſſanteſten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöſter, Burgen, Bäder
und ſonſtige Baudenkmale
mit
begleitendem Texte
von
M. v. Ch...rg.

> Wie's Phantaſie nur wünſcht, ſo fügen Gebäude und Blume
> Hier ſich zum reizenden Bild, zaubern zur Wahrheit den Traum.
>
> König Ludwig.

Das erſte und zweite Heft dieſes Werkes iſt bereits erſchienen, und enthalten dieſelben

- I. Die Baſilika, Kirche des hl. Bonifazius in München.
- II. Oberhaus und Niederhaus (Paſſau).
- III. Das Ciſterzienſerkloſter Fürſtenfeld bei Bruck.
- IV. Würzburg.
- V. Das k. Hof- und Nationaltheater zu München.
- VI. Die Kur- und Molken-Anſtalt zu Kreuth.

mit den Abbildungen in Stahlſtich. Den Beſchreibungen der Städte iſt die Abbildung des Stadtwappens vorgedruckt.

Der Subſcriptionspreis eines Heftes von 3 Stahlſtichen und 1 ½ Bogen Text iſt für Bayern 27 kr. rh., eines Doppelheftes 54 kr.

Ueber Bayern in ſeinem jetzigen Umfange iſt kein Werk vorhanden, keines das alle Provinzen enthält und ihre Merkwürdigkeiten uns kennen lehrt. Wir haben zwar mehrere Werke, die uns das Wiſſenswerthe einzelner Provinzen vorführen, wie z. B. Wening's vier Rentämter mit den vielen Abbildungen ober- und niederbayeriſcher Orte, Gebäude ꝛc., die darum ſchätzenswerth ſind, weil wir darunter ſo manche Abbildung jetzt nicht mehr vorhandener Gebäude, die alte Anſicht mancher jetzt veränderten Stadt finden — wir haben zwar Topographien von Provinzen ꝛc., Beſchreibungen von Klöſtern, Burgen ꝛc. alter und neuer Zeit viele, wir haben das ausführliche geographiſch-hiſtoriſche Lexikon von Eiſenmann und Hohn, — wir haben Bücher genug über die Geſchichte der Bayern, Franken und Schwaben, wir können aus allen dieſen die Volksſtämme, ihre Thaten, ihre Monumente kennen lernen — wenn aber dieſe Werke alle zu ſammeln ſelbſt dem Vermöglichern trotz aller Koſten und Mühe nicht möglich iſt, wie vermag der größere Theil des Volkes, der ohnehin eine gedrängte Total-Beſchreibung, nicht aber ein ausführliches, nur dem Geſchichtsforſcher und Topographen dienliches Werk verlangt, ſich dieſe anzuſchaffen? Deshalb glauben wir, daß die Herausgabe des hier begonnenen Werkes Anerkennung finde, weil dabei die Abſicht zu Grunde liegt, die Merkwürdigkeiten Bayerns in einzelnen Beſchreibungen zu einem Ganzen zu ſammeln.

Was Fürſt und Volk in alter und neuer Zeit gebaut, was Kunſt und Natur in dieſem Lande erſchaffen, ſoll in Text und Abbildungen den Blicken vorübergeführt werden.

Der Herzog von Reichſtadt.

Eine biographiſche Skizze

von

J. — Z.

Dieſen eben ſo reichhaltigen, als intereſſanten Gegenſtand behandelte nach meiner Anſicht am Ausführlichſten und Unpartheyiſchſten folgendes Werk:

„Le Duc de Reichstadt, notice sur la vie et la mort de ce Prince, rédigée à Vienne sur des documens authentiques, par M. de Montbel, ancien Ministre du Roi Charles X. Paris chez Lenormant, 2. éd. 1833.“

Es war eine glückliche Idee dieſes ausgezeichneten Mannes, ſeinen Aufenthalt in Wien zur Zuſammenſtellung dieſer Notizen zu benützen, und zwar aus doppeltem Grunde. Ein Franzoſe vermochte weit beſſer, als ein Wiener Schriftſteller, mit ſeinen Ideen über den Herzog von Reichſtadt bei den Franzoſen Eingang zu finden. Montbel ſcheint aber überdieß um ſo unbefangener dabei, als er Legitimiſt iſt, und gewiß von keiner enthuſiaſtiſchen Bewunderung für Napoleon und ſeine Nachkommen durchdrungen war. Er ſagt hierüber ſelbſt in ſeiner Vorrede:

„Il appartenait à un Français jeté à Vienne par les orages politiques, d'y rassembler des souvenirs qui intéressent la France. Errant sur la plage d'Egypte, un vieux soldat romain recueillait les cendres de Pompée . . . . .

„Moi-même, simple spectateur d'un drame aussi extraordinaire qu'il fut de courte durée, qui m'eût dit, qu'un jour, jeté loin de la France, j'assisterais à la dernière scène de ce drame prodigieux; proscrit, je verrais ce jeune Prince proscrit aussi par la révolution, sans héritage, sans patrie, presque sans nom, le front découronné et flétri par la souffrance, expirer dans les angoisses d'une lente agonie . .

„En écrivant je ne me suis point séparé de mes opinions, car on ne saurait se séparer de son honneur etc.“

Man begünſtigte gern dieſes Unternehmen Montbels in Wien, und es darf angenommen werden, daß es die bisher erſchienene einzige ächte geſchichtliche Quelle über den Herzog von Reichſtadt iſt. Ich könnte daher füglich darauf verweiſen, da bei ſo umfaſſender Behandlung wenig oder nichts mehr zu ſagen übrig bleibt. Aber ich verweile gerne länger bei dieſem anziehenden Bilde; auch ich erinnere mich, wenn gleich mit Wehmuth, jener Zeit, wo ſich meine, wie Aller Blicke, voll Theilnahme dem ſchönen Jüngling zuwandten, der ihnen ſo bald wieder entzogen werden ſollte. Ich will daher die Grundideen von Montbels Buch gedrängt zuſammenfaſſen, und füge ich Neues hinzu, ſo liegen dieſe Wahrnehmungen in meinen individuellen Anſichten. Denn obwohl ich für die Wahrheit der in jener Biographie enthaltenen Thatſachen mit der vollen Kraft der Ueberzeugung bürgen kann, ſo legten die Verhältniſſe doch einem Fremden die Rückſicht auf, in Oeſterreich nicht Alles öffentlich über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Der Herzog von Reichſtadt war ein junger Prinz, der nur wenige Monate über

21 Jahre lebte. Keine beſondern Thaten, keine merkwürdigen Schickſale bezeichnen ſeinen allzu kurzen Lebenslauf. Seine ganze Geſchichte war in den erſten vier Jahren ſeiner Exiſtenz zuſammengedrängt. Von 1815 an knüpfte ſich an ſeine Perſon nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe, aber ein Intereſſe ſo mächtiger Art, daß es wohl mehr dem Gebiete der Poeſie, als der Geſchichte angehört. Daher die Begeiſterung, die Rührung, die ſein Anblick bei allen fein fühlenden Menſchen erweckte; daher die ſeltene Trauer, die allgemeine Wehmuth bei ſeinem Tode! Der Herzog von Reichſtadt bildete einen doppelten Anziehungspunkt, einen für die Politik, einen andern für die Einbildungskraft. Ich geſtehe, daß er bei mir die letztere auch weit mehr beſchäftigte. Als politiſche Erſcheinung, als Haupt einer Parthei ſteht der Herzog von Reichſtadt zu iſolirt, ohne Thatkraft und eignes Eingreifen; aber als paſſive Geſtalt liegt etwas ungemein Poetiſches in dieſer vorübergehenden Erſcheinung, in ſeiner Perſönlichkeit, wie in ſeinem Geſchicke. — Jedermann kennt die Geſchichte ſeiner unerwarteten Entfernung aus Frankreich und es hat an Tadel nicht gefehlt, womit man deßhalb das Oeſterreichiſche Cabinet, und insbeſondere ſeine Mutter überhäufte. Jedermann kennt den Verſuch zu ſeiner vorgeblichen Entführung aus Schönbrunn, welche ſich ſpäter als eine lächerliche Fabel erwies; Jedermann kennt die Trennung von Marie Louiſe, endlich ſeines Vaters Tod. Nicht Jedermann war es aber vergönnt, genauer zu erforſchen, wie der junge Napoleon in Wien behandelt, zu erfahren, wie er erzogen, herangebildet wurde, und man darf daher nicht über die unſinnigen Gerüchte erſtaunen, welche Partheigeiſt und Dummheit hierüber, beſonders in Frankreich verbreitet hatten. Ein mehr als gewöhnliches Intereſſe knüpfte ſich an dieſen jungen Prinzen, und es war daher natürlich, daß von ſeiner Ankunft in Schönbrunn an man alle einzelnen Anekdoten und Aeußerungen von ihm und über ihn ſammelte und wieder erzählte. Sie beginnen mit der berüchtigten Entführungsgeſchichte, und enden mit den letzten Stunden einer qualvollen Agonie. So einförmig auch das Leben des Prinzen war, und ſein mußte, ſo faßte man doch gerne alle dieſe einzelnen Züge aus ſeiner Jugendzeit zuſammen, und Montbel hat die meiſten derſelben in ſeinem Werke aufgeführt.

Es iſt bekannt, daß das Oeſterreichiſche Cabinet im Jahre 1814 durchaus nicht abgeneigt war, dem Enkel des Kaiſers die Krone zu erhalten. Allein höhere politiſche Rückſichten, vielleicht die zu große Gewiſſenhaftigkeit des Kaiſers Franz ſelbſt und der Gedanke, das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte Frankreich dem ſchwachen Regimente einer Frau, einem vierjährigen Thronerben anzuvertrauen, vielleicht auch Intriguen mancher Art beſtimmten es anders, und Marie Louiſe trat mit ihrem Kinde den traurigen Rückzug über Tyrol nach Wien an, einen Schauplatz eben ſo glänzender, als ſchnell wechſelnder Ereigniſſe verlaſſend. Von jener Zeit an war der Herzog von Reichſtadt bald in Wien, bald in Schönbrunn. Ein kaiſerliches Patent vom 22. Juli 1818, verlieh ihm mit dem Titel auch das Herzogthum Reichſtadt. Von dem Namen „Napoleon“ geſchieht ſeit jener Urkunde offiziell keine Erwähnung mehr, und es wurden ihm nur die Taufnamen Franz Joſeph Karl beigelegt. Durch eines jener Spiele des Zufalls iſt es auch gerade dieſer Tag, an dem ihm 1821 der Tod ſeines Vaters angekündigt wurde; endlich iſt es aber auch wieder derſelbe 22. Juli 1832, an dem der Herzog ſtarb. So raubte ihm der nämliche Tag Namen, Vater und Leben.

Als ich den Prinzen zum erſten Mal (1818) ſah, zählte er ſieben Jahre. Er war damals ſehr ſchön; blonde Locken umwallten ſein jugendliches, friſches Geſicht, der ſanfte Ausdruck ſeiner blauen Augen trat ſchon hervor; er trug ein blaues Jäckchen mit dem Stephansſtern und offnen Hals. Im Jahre 1826, als ich ihm zum zweiten Mal begegnete, war er ſchon ſehr groß für ſein Alter, doch noch blühend im Geſichte und von ungemein freundlichen, einnehmendem Ausſehen. Als ich ihn aber endlich im Jahre 1832 zum dritten und letzten Male ſah, glich er ſchon mehr einem Geſpenſte, eingefallen, mit bleifarbenem Teint und erloſchenen Augen.

Von der Zeit der Ankunft des Prinzen in Oeſterreich an, mußte der Hof demſelben natürlich ſeine ganze Sorgfalt zuwenden. So lange ſich dieſe noch auf die Pflege des Kindes beſchränkte, war ſie leicht und gerne gethan. Die Rückſicht für ſeine Erziehung aber bot weit größere Schwierigkeiten dar. Das Einfachſte dabei war, ihn geradezu, wie jeden andern ausgezeichneten Fürſtenſohn zu erziehen, und ihn der Kaiſerlichen Familie angehörend zu behandeln. Dieſen Weg ſchlug man denn wohl auch ein, obwohl die exceptionnelle Stellung des Prinzen manche Abweichung hievon nicht nur rathſam, ſondern ſogar nothwendig erſcheinen laſſen mußte. In dieſen Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gange einer wahren, richtigen, ſach- und naturgemäßen Erziehung, welche durch jene Rückſicht geboten war, lag aber eben die Schwierigkeit. Dieſe ſelbſt war doppelter Art. Einmal um den Prinzen vor den nachtheiligen Eindrücken von auſſenher zu bewahren, und dann das Studium ſeiner Neigungen ſelbſt. Es war daher unumgänglich nöthig, eine genaue Auswahl jener zu treffen, die ſich dem Prinzen näherten; alle etwaigen Schritte von Intriguanten zu verhüten, Unberufene aus ſeiner Umgebung zu entfernen; ſeine Reiſen, ſeine Correſpondenzen, ſeine Lektüre zu überwachen. Alle Verſuche, die zweckmäßigſten Maßregeln, welche man zu dieſem Behufe ergriff, zu umgehen oder zu vereiteln, mißlangen, und die Getäuſchten rächten ſich dafür durch Verläumdungen und Lügen aller Art. Ich führe von vielen Beiſpielen nur eines an. Die franzöſiſchen Dichter Barthélemy und Méry reiſeten im Jahre 1829 in der Abſicht nach Wien, ihr Heldengedicht „Napoléon en Egypte“ dem Herzog von Reichſtadt zu überreichen. Da ſie jedoch wieder unverrichteter Sache nach Paris zurückkehren mußten, ſo erſchien bald darauf das berüchtigte Pamphlet „le fils de l'homme“, worin die ſchlechten Verſe noch von unſinnigen Behauptungen und lächerlichen Entſtellungen überboten werden. Eine allerdings harte, aber durch die Umſtände gebotene Maßregel war es, daß der Prinz Wien nie allein verlaſſen durfte, und alle Poſtämter auf zwanzig Stunden in der Runde bei ſtrenger Strafe angewieſen waren, ihm keine Poſtpferde zu geben. Alle ſeine Reiſen erſtreckten ſich daher auf jene der Kaiſerlichen Familie, welche er nie verließ; von Zeit zu Zeit beſuchte ihn ſeine Mutter. Von nähern Berührungen mit Napoleon iſt nichts bekannt, und ſie kamen nur einmal zur Sprache, als der Gärtner Welle, welcher in St. Helena geweſen war, ſich, wie es ſcheint, eines Auftrags des Vaters an den Sohn entledigte, eine Geſchichte, welche zu ihrer Zeit viele Verwicklungen und Unterſuchungen herbeiführte. Bei der Nachricht von Napoleons Tode ſoll der zehnjährige Prinz heftig geweint haben, auch trug er mit allen ſeinen Umgebungen ſechs Monate lang Trauer. Die zahlreichen Napoleoniden hielt man, wie natürlich, von dem jungen Prinzen von jeher, ſo viel als möglich, ferne. In dem ganzen Lebenslauf des Herzogs von Reichſtadt fand ſich, den günſtigſten vom Jahre 1814 ausgenommen, wohl kein Augenblick, der ihm den Weg zur Krone Frankreichs hätte bahnen können, als gerade die Epoche der Juli-Revolution. Hier wurden wieder alle politiſchen Leidenſchaften aufgeregt, und es fanden ſich Schwindler genug, welche ſich mit dem Geſchrei „Vive Napoléon II.“ berufen glaubten, ihre Stimme als Theil des Volkswillens bei der Wiederbeſetzung des erledigten Thrones abzugeben. Es zeigte ſich jedoch auch hier alſobald eine heftige Oppoſition, und es fehlte nicht an Deklamationen und Phraſen der Mitbewerber. Es verhallten daher dieſe Bemühungen ſeines Anhangs in Paris, denen der Prinz gänzlich fremd blieb; noch weniger dachte Oeſterreich damals daran, für ihn das Erbtheil Napoleons zu reklamiren. Wenn ſolche Vorſichtsmaßregeln durch die Verhältniße gerechtfertigt erſchienen, ſo blieb noch eine andere Sorge, nämlich die, dem Geiſte und dem Charakter des Prinzen diejenige Richtung zu geben, welche am Beſten zu ſeiner eigenthümlichen Lage paßte. Ich ſpreche hier nicht von den albernen Gerüchten, welche eine Gefahr für ſein Leben befürchten und glauben ließen, ſeine Geſundheit würde langſam durch ein ſchleichendes Gift untergraben. Abgeſehen davon, daß das Kind Reichſtadt eine koſtbare Waffe, eine der edelſten Geiſſeln in den Händen Oeſterreichs zur Sicherung der Ruhe war und daher die Politik ſchon über ein Leben zu wachen gebot, an das ſich in der Zukunft ſo wichtige Combinationen knüpfen konnten, ſo lag dem vortrefflichen Kaiſer aber mehr als alles dieſes die Erhaltung eines Enkels am Herzen, den er über alle Begriffe, weit zärtlicher als ſeine eigenen Kinder, liebte. Wie falſch, wie einſeitig waren daher alle jene Urtheile in einer ſo ganz natürlichen Sache, denn bei der Sorgfalt, mit der man den jungen Prinzen von allen Seiten umgab, konnte vielleicht an keinem andern Orte ſein Leben geſicherter gedacht werden! Eine andere Frage dagegen betraf die Erziehung und die Ausbildung des Prinzen ſelbſt, und hier war es noch unendlich ſchwerer, den Tadel zu vermeiden, der ſich gar zu gerne unberufen in Alles miſcht. Die Anſchuldigungen in dieſer Beziehung waren beinahe noch abgeſchmackter. Bald behauptete man, er werde weichlich, in Mönchstracht, erzogen, man beſtimme ihn ſpäter ſelbſt für den geiſtlichen Stand, man verkümmere ihm jedes Wiſſen und halte ihn von jedem geographiſchen und hiſtoriſchen Studium fern. Andere dagegen wollten wieder wiſſen, daß man ſeinen lebhaften Geiſt, ſeine Körperthatigkeit jeder Anſtrengung überlaſſe, in der ſicherſten Ueberzeugung, daß er ſich dann um ſo eher ſelbſt aufreiben, und man der unbequemen Hut früher ledig werde. Eine einfache Schilderung ſeiner Erziehungsweiſe, wie ſie Montbel, Prokeſch u. A. gegeben, reicht hin, alle dieſe lügenhaften Gerüchte zu widerlegen. Schon von ſeiner frühen Jugend an wurde er der oberſten Leitung des Grafen Moritz Dietrichſtein, gewiß eines der gebildetſten und ehrenwertheſten Männer der Monarchie, anvertraut. Eben ſo gewählt waren des Herzogs nähere Umgebungen in früher wie in ſpäterer Zeit. Sein eigentlicher Hofmeiſter aber war der Regierungsrath Obenaus. Dieſer beſtimmte die Unterrichtsſtunden, ſchlug die Lehrer vor, und begleitete den Prinzen beinahe beſtändig. Die Hauptlehrer waren: Mathias v. Collin, Bruder des Dichters, und Hauptmann Foreſti. Auſſer ſeinen Lehrſtunden war der Herzog immer mit der Kaiſerlichen Familie, wo man nicht immer gerade Bekannte oder ſelbſt Fremde ängſtlich von ihm fern hielt. Die jungen Grafen Reipperg, Prokeſch, u. A. umgaben den Prinzen viel, welcher überdieß gern intereſſante und geiſtreiche Männer aufſuchte. Den Unterricht ſelbſt genoß er wie jeder andere Kaiſerliche Prinz; er kannte die klaſſiſche Heldenzeit ſo gut, als die modernen Kriegswunder, man verhehlte ihm nichts, weder die Größe, noch die Fehler ſeines Vaters; man machte ihn, mit einem Worte, mit allen Zweigen des Wiſſens vertraut. Eine ſolche Lehrmethode war ſachgemäß, aber wohl auch nicht anders möglich, und die Ungereimtheit, das Gegentheil zu glauben, entdeckt ſich jedem Klarſehenden von ſelbſt. Wer hätte dem Prinzen verſchweigen können, was die Welt gewußt; wer würde es unternommen haben, einem lebhaften, feurigen Gemüthe begreiflich zu machen, daß es zu unſerer Zeit ſeine Beſtimmung auf Erden ſei, in irgend einem einſamen Kloſter die hora läuten zu hören? Ungleich ſchwieriger war die Aufgabe der Erzieher, mit dem Unterricht auch auf den Charakter des Prinzen zu wirken, und in dieſer Beziehung ſchienen die Bemühungen der ausgezeichneten Männer, welche ihn umgaben, nicht immer gelungen, wenn je im Hinblicke auf die Verhältniſſe die Löſung einer ſolchen Aufgabe möglich war. Man konnte dem Prinzen alle geſchichtlichen Thatſachen rein und unverfälſcht beibringen, aber es lag nicht in menſchlicher Willkühr, auch dem jugendlichen Geiſte die Richtung der Gedanken zu geben, welche jene Erzählungen in ihm erwecken ſollten. Je mehr er daher heranwuchs, je mehr er ſich ſelbſt und die äußern Gegenſtände richtiger zu beurtheilen und zu vergleichen lernte, deſto mehr mußte ſich bei ſeinen ausgezeichneten Geiſtesgaben der Kampf im Innern entſpinnen, von dem ſein ganzes, wenn auch noch ſo kurzes Leben die unverkennbaren Spuren trägt. Er fühlte, er mußte fühlen, was er war, und was er hätte ſein oder werden ſollen, und keine menſchliche Natur iſt ſtark genug, der Verſuchung zu widerſtehen, Vergleichungen anzuſtellen. Es mochte ihm daher wohl nicht entgangen ſein, daß, während man ihn einfach, natürlich, wie jeden andern Prinzen ſeines Alters erzog, er doch immer der beſondere Gegenſtand der Aufmerkſamkeit blieb, daß ſelbſt die zärtliche Liebe ſeiner Verwandten ſtets mit einem kaum zu verhehlenden Blicke der Beobachtung gepaart war. Man rügte ſeine Fehler mehr, als die von Andern; man erinnerte ihn durch Alles mehr an eine Stellung, die in Europa keine ihres Gleichen hatte, und je ängſtlicher man dieſe Rückſichten ſeinem forſchenden Auge zu verbergen ſuchte, deſto begieriger faßte ſein heller, ahnender Geiſt ſolche Nüancen auf. Der Prinz zog ſich daher ſchon ſehr früh in ſich ſelbſt zurück. Er war nicht offen, konnte es auch nicht ſein, weil er, wie inſtinktmäßig, fühlte, daß ſeine Lage etwas Peinliches, etwas mit der Auſſenwelt Zerfallenes habe, wenn er mit ſich vielleicht auch lange darüber nicht ganz klar werden konnte. Es ſchlich ſich früh, vielleicht ihm unbemerkt, ein Mißtrauen in die junge Seele, welches ſein Benehmen leitete. Es war durch nichts gerechtfertigt, als gerade durch ſeine nicht alltägliche Stellung in der Welt. Es mochte ihn unterhalten, die ihn Erſpähenden zu täuſchen; er mochte ſich im Innern über eine kleine Liſt freuen, mit der er ſich ihren Vermuthungen entzog; daher der Herzog nicht ſelten auf Lügen ertappt, und deßhalb ſehr ſtrenge geſtraft wurde. Hier führte aber das Mittel gewiß nicht zum Zwecke, und während ihn eine harte Zurechtweiſung nicht beſſerte, ließ ſie ihn künftig ſeine Gedanken ſicher noch ſorgfältiger verhüllen. Mit dem Jahre 1830 trat, wenn auch keine politiſche, doch eine bedeutende Veränderung mit dem Prinzen ein. Man wollte ihm bei der Wahl ſeines Standes durchaus keinen Zwang auflegen, und es war daher wohl natürlich, daß er zum Militär zu treten wünſchte. Manche Hinderniſſe ſtellten ſich jedoch der Erfüllung dieſes Wunſches entgegen. Während ſeiner ruhigen Studienzeit hatte ſich der Herzog raſch entwickelt, und er war beinahe zu ſchnell herangewachſen. Man befürchtete daher, und wohl mit Grund, einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, wenn er plötzlich von der frühern, zu einer ganz andern Lebensweiſe übergehen würde. Man zog deßhalb Aerzte zu Rath, und unter dieſen erklärte ſich Malfatti, wenn der Zuſtand des Prinzen nicht ſehr bedenklich werden ſollte, gegen den Eintritt in den Militärſtand. Man gab ſechs Monate zu, in denen ſich der Prinz, da er ſie ruhig verlebte, zuſehends erholt hatte. Nun widerſtand der Kaiſer den ungeſtümen Bitten ſeines Enkels nicht länger, und er erhielt die längſt erſehnte Uniform. Man ſchrieb ſein Unwohlſein dem ſchnellen Wachſen zu, um ſo mehr, als der Prinz nie klagte, ſich ärgerlich jeder ärztlichen Mahnung und Hülfe entzog, und ſich mit der vollen Glut ſeiner Jugend ſowohl den militäriſchen Uebungen, als der ungewohnten Freiheit überließ. Es fehlte auch hier nicht an Tadlern, welche nicht wollten, daß man den Prinzen ſo raſch ſich ſelbſt überlaſſen, daß er ein Soldatenleben führen, ſich ſinnlichen Genüſſen hingeben, die Freuden der Jagd bis zum Exzeſſe treiben dürfte. Allein wie ſchwer war es, hier die Mittelſtraſſe bei einem feurigen lebensfrohen Jüngling von 19 Jahren zu finden? Wie bitter wurde nicht gerade der Zwang bekrittelt, in den man ihn bis dahin gehalten, und wenn hier ein Vorwurf ſtatt finden kann, ſo iſt es nur der, daß die plötzlich ungebundene Lebensweiſe des Prinzen zu der ihm früher bewieſenen Strenge durchaus in keinem Verhältniß ſtand, und daß man bei dieſer allzu raſchen Uebergangsperiode die allerdings ernſte Erziehung des Knaben nicht mit der Nachgiebigkeit, welche man ſpäter dem jungen Offizier beweiſen wollte, gehörig in Einklang zu bringen wußte.

Während dieſer zweiten, leider ſo viel kürzern Lebensepoche wurden ihm General Graf Hartmann nebſt zwei Adjutanten, Baron Moll und Stadaisky von Gyulaji-Infanterie als Begleiter beigegeben. Auch gegen die Wahl dieſer Umgebungen, welche eben ſo paſſend, ausgezeichnet, als treu ergeben waren, ließ ſich durchaus nichts einwenden. Bis 1830 hatte der Herzog Jägeruniform getragen und avancirte ſo bis zum Grade eines Majors. Zu Ende jenes Jahres trat er als Oberſtlieutenant in das Infanterieregiment Nr. 60, Ignaz Gyulaji, ſpäter Prinz Guſtav Waſa, in dem er im Juni 1831 das Commando eines Bataillons übernahm. Dieſes Regiment lag zu Wien und in ſeinen Umgebungen in Garniſon. Der Prinz bewohnte die verſchiedenen Kaſernen, und machte alle Exercitien mit. Ein früherer Plan, ihn zu einem Regimente nach Prag zu ſchicken, mußte wegen der geſchwächten Geſundheit des Prinzen unterbleiben. Der Herzog führte nun auch ein mehr geſelliges Leben und beſuchte mit dem Hofe Bälle und Feſte bei Botſchaftern oder Miniſtern während des Winters. Er unterhielt ſich da viel, gerne und lebhaft mit ihm bekannten oder beſonders ausgezeichneten Perſonen. Vorzüglich erinnerte er gerne den General Tettenborn an ſeine berühmte Courier-Reiſe, durch welche er, halb zu Pferd, halb zu Wagen, in vier Tagen die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom von Paris nach Wien überbrachte. Ebenſo ſuchte ſich Marſchall Marmont dem Prinzen zu nähern, und erhielt ſogar die Erlaubniß, ihm ſtundenlange Vorleſungen über die Feldzüge ſeines Vaters zu halten. Dieſer einzige Umſtand könnte wohl dazu dienen, die Sage von den ängſtlichen Rückſichten zu widerlegen, von welchen man den Prinzen ſo vielfach umgeben glaubte. Es war eine ganz eigene Erſcheinung, die des ergrauten Kriegers und einſtigen vertrauten Freundes Napoleons, ſelbſt in der Verbannung lebend, dem Herzog von Reichſtadt gegenüber! Er ſchenkte dem Marſchall ſein Bild, welches äußerſt ähnlich iſt, und den Prinzen nachdenkend und vor der Büſte ſeines Vaters ſitzend vorſtellt. Er ſchrieb eigenhändig die Verſe Racine's darunter:

„Arrivé pres de moi par un zèle sincère,
Tu me contais alors l'histoire de mon père:
Tu sais combien mon ame attentive à ta voix
S'échauffait au récit de ses nobles exploits.“

Es ſcheinen dieſe Worte eigens für die gegebene Lage gedichtet, wie der Prinz auch ſehr zart dadurch andeutet. Als Racine in ſeiner „Phèdre“ dieſe Verſe dem Hippolyt für Theramen in den Mund legte, konnte er wohl nicht ahnen, welchen merkwürdigen Bezug ſie einſt in der Geſchichte haben würden.

Während der Herzog bei ſeiner entſchiedenen Verliebe für das Militär den neuen Stand mit der Begeiſterung eines lang von ſeinem Lieblingsplane zurückgehaltenen Jünglings ergriff, während er mit einem fieberhaften Eifer noch andern Studien oblag, Alles kennen, Alles erfahren wollte, war es ihm auch daran gelegen, mit dem Leben von ſeiner frohen Seite bekannt zu werden. Er war ein leidenſchaftlicher Tänzer, ging gern und oft auf die Jagd, ſchwamm, ritt gut und mit Vorliebe, kurz, genoß und trieb alle Leibesübungen, welche Leute ſeines Alters erfreuen. Man hat viel von einem Liebesverhältniß geſprochen, welches der Herzog mit der Tänzerin Fanny Elßler gehabt haben ſoll. Es trafen mehrere Umſtände zuſammen, welche dieſes Gerücht wahrſcheinlich machten, aber verbürgen läßt ſich durchaus nichts. Die franzöſiſchen Blätter wußten dieſe Geſchichte ſehr romantiſch auszubeuten, und ich habe deshalb, ſo wie zur Vervollſtändigung dieſer Skizze, jenes Umſtandes hier kurz erwähnen zu müſſen geglaubt.

Leider genoß der junge Prinz nicht lange die ſo ſehr erſehnte Laufbahn und Freiheit. Jedoch nahm er, um ſie nicht bald wieder zu verlieren, Unglaubliches auf ſich. Während ſein Zuſtand die äußerſte Schonung erfordert hätte, verſchwieg er Unwohlſein, Fieber, nahm keine Arznei, erkältete ſich, auf keinen Rath achtend, zu wiederholten Malen, und wurde zuletzt ſo ſchwach, daß man ernſtlich einſchreiten, ihn für förmlich krank erklären und einſperren mußte. Damit war aber noch nichts geholfen; ſein unruhiger Geiſt, die dieſer Krankheit eigene nervöſe Reizbarkeit zehrte ihn auf; er mühte ſich ab im Kampfe mit dem Geſchicke, mit den Verhältniſſen, mit ſich ſelbſt! So traf ihn das Frühjahr 1832. Von dieſer Zeit an ſchleppte er ein ſieches, nur durch ſeltne Hoffnungsſtrahlen erhelltes Daſeyn dahin. Immer vertraute man noch ſeiner Jugendkraft, und der Kaiſerliche Hof ſelbſt glaubte ſein Ende noch nicht ſo nahe, da er im Mai eine größere Reiſe von einigen Monaten in der Monarchie antrat, während der kranke Herzog das Schloß zu Schönbrunn bezog. Die drückende Hitze im Juli erſchöpfte den Prinzen zuſehends. Er litt viel, und rief zu wiederholten Malen klagend aus: „ich gehe unter!“ Die Erzherzoginn Marie Louiſe war nach erhaltener Nachricht von der bedenklichern Wendung der Krankheit herbeigeeilt, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um den letzten Seufzer des geliebten Sohnes zu empfangen. Sie ſelbſt glich einer Leiche an ſeinem frühen Sterbebette! Der Morgen des 22. Juli machte ſo vielen Leiden ein Ende. Der Tod erfolgte früh fünf Uhr ruhig, nachdem er die Tröſtungen der Religion erhalten hatte, und in Gegenwart ſeiner Mutter und des Erzherzogs Franz Karl.

Der Prinz ſtarb in demſelben Zimmer, welches im Jahre 1809 ſein Vater bewohnt hatte. Welch' ein Drama, das mit dem Gedanken an jene Heirath bei Napoleon innerhalb jener vier Wände zu Schönbrunn begann, und 23 Jahre nachher mit dem Tode des einzigen Sohnes auf derſelben Stelle endete! Der Fürſt D. faßte dieſen Umſtand in folgenden Verſen auf:

„Ce lit, ce même lit, ombragé de lauriers,
„Où reposa le père après mainte victoire,
„A vu mourir le fils, tout plein de sa mémoire,
„Seul bien dont il resta légitime héritier“

Es iſt mir nicht möglich, hier alle die weitern Betrachtungen, welche ſich an dies traurige Ereigniß knüpfen, auszuführen. Montbel ſtellt eine lange Reihe eben ſo geiſtreicher als gefühlter Annäherungen auf; nur einige hievon zur Ergänzung dieſer Notiz:

„Les hommes les plus simples étaient „frappés du contraste de cette existence „qui s'éteignait sans souvenir, avec la „vie de Napoléon, si vaste, si pleine „d'événemens, si remarquable autant „par la grandeur des revers que par „l'éclat des triomphes. Toute cette „histoire se deroulait alors à tous les „yeux comme un vaste tableau; ainsi „une fin silencieuse terminait ce terrible drame, ainsi cette postérité acquise par tant de sang était détruite „dans son germe! Un fleuve immense „dont les eaux furieuses avaient épouvanté le monde de ses ravages, venait se perdre dans l'océan comme „un faible ruisseau.“

Der Prinz hatte keine teſtamentariſchen Verfügungen hinterlaſſen. Der Hof erhielt die Todesnachricht in Linz, gerade als die Stadt wegen ſeiner Anweſenheit erleuchtet war. Dieſer Contraſt brachte eine noch wehmüthigere Stimmung bei dem Kaiſer hervor, und dreimal ließ er ſeinem Schmerze durch Thränen freien Lauf.

Es fehlen mir Worte, die Theilnahme der ganzen Bevölkerung Wien's an dieſem Trauerfall zu beſchreiben. Der Herzog v. Reichſtadt war ungemein beliebt, und manche ſtille Thräne floß auf ſein Grab, denn was auch immer die künftige Beſtimmung dieſes jungen Prinzen hätte ſein mögen, ſeine Erſcheinung ſelbſt, abgeſehen von einer durchaus liebenswürdigen Perſönlichkeit, war ſo ganz geeignet, Intereſſe einzuflößen. Ganz Wien ſtrömte in Schaaren zur Burgkapelle; dort exponirte man ihn wegen der Cholera und der großen Hitze nur einen Tag. Den 24. Juli Abends führte man ſtill und trauernd ſeine Leiche der Kaiſerlichen Gruft zu. Nur wenige Erzherzoge und ſeine Adjutanten folgten dem Zuge, der inmitten der die Hauptſtadt decimirenden Krankheit und einer allgemeinen, tief gefühlten Trauer einen unbeſchreiblichen, mir unvergeßlichen Eindruck hervorbrachte!!!

Warum weinſt Du?

Erlebniſſe eines Tages in Paris,

von

C. Fr. Ph. v. Martius.

Im Jahre 182— beſuchte ich während meines Aufenthaltes in Paris einen Freund im Impasse St. Dominique d'Enfer. Als ich, zurückkehrend, wieder in die nächſte Straße einlenken wollte, ward ich durch einen Leichenzug aufgehalten, der ſich mit vielen Kutſchen vor mir aufſtellte. Die Leidtragenden kamen aus dem Hauſe, an deſſen Thüre ich eben vorübergehen wollte, und erwarteten, theils im Wagen, theils noch auf der Flur des Hauſes, ich weiß nicht wen. Zwei Männer, ein junger blühender Dreißiger, deſſen Anzug noch an die Provinz erinnerte, und ein Fünfziger, gelb, blatternarbig, mit wenigen fliegenden Haaren auf dem eckigen Scheitel, im modernſten Pariſer Trauerkleide, ſtanden unter der Hausthüre. Als ich, gedrängt von einem Wagen, der plötzlich rückwärts gieng, am Hauſe ſtehen bleiben mußte, hörte ich den Gelben ſagen: „Warum weinſt Du, mein Vetter? Iſt das nicht lächerlich und unſchicklich? Nimm deine 20,000 Franks unerwartetes Legat, und damit Holla!“

O Philipp, antwortete der Jüngere, verſündige dich nicht an deinem eigenen Blut! — Iſt er nicht dein Bruder geweſen? Du brauchſt dich der Thränen nicht zu ſchämen.

„Bah, antwortete Jener, was weinen! ich weinte nicht, und wenn mein Vater ſtürbe, und was geht mich gar der Halbbruder an? — meines Blutes? — Wer weiß! Item die 300,000 Franken ſind in 100,000 eingeſchrumpft, viel weniger, als von Rechtswegen mir gehört. Dir gönn' ich dein Theil; haſt ihn ja mehr gepflegt, als meine ecklen Hände. Aber weinen, — weinen? On ne pleure, que pour une maitresse! —

Ich ſah den Mann an. Sein Geſicht hatte jenen unverſchämten Ausdruck des rohen Laſters, der mit Hochmuth verbrämt iſt. Dem Andern ſtanden die Thränen in den Augen. Er ſchüttelte traurig mit dem Kopf. Wie ich die Straße hinunter war, ſetzte ſich der Leichencondukt in Bewegung, nnd ich bemerkte noch, daß der Gelbe beim Einſteigen in den Wagen nach dem Fenſter des gegenüberliegenden Hauſes grüßte. Dort lag eine dicke, blonde Schöne im üppigen Spitzennegligée im Fenſter: die lachte.

Mein Weg führte mich an dieſem Tage viel in der Stadt herum, und unter andern auf den Quai de Bourbon. Als ich dort längs den ſtattlichen Häuſern an der Seine hingieng, gewahrte ich einen Trupp Menſchen, dicht um einen Jungen, der ein jämmerliches Geſchrei erhob. Näher gekommen hörte ich, wie andere mitleidige Wanderer mir die Frage erſparten, qu'est ce qu'il y a? — que pleure-t-il —? que crie le gamin? — Einige Bürgersweiber hatten den ſchmucken, rothbackigen Buben vorzüglich in Affektion genommen. Was wird es ſein? ſagten die Einen, indem ſie trocken vorübergiengen. Er hat einen Spiegel für 200 Fr. fallen laſſen, mit dem ihn der Meiſter ausgeſchickt hatte. Nein, nein, rief eine magere, ſpitznaſige, honette Bürgerin, ich habe geſehen, wie ihn jener meſchante Flegel, der Poſtcommis, über den Haufen gerannt hat. Que pleure-t-il? fragte ein alter Herr, mit gepudertem Haare, im feinſten Kleide, der ſeinen Kutſcher neben den Scherben des Spiegels hatte halten laſſen. Der vornehme Herr ſah dem Jungen mit ſeiner Lorgnette lange in das runde bethränte Geſicht, und zu meiner nicht geringen Verwunderung ſtieg er plötzlich aus dem Wagen und fragte den Jungen um ſeinen Namen. Leonidas Serchalles, antwortete dieſer. Wie mußte ich noch mehr erſtaunen, als der Alte den Knaben beim Arme nahm, in den Wagen ſteigen hieß, und mit ihm im Galopp davonfuhr. Die Weiber machten allerlei wunderliche Gloſſen über dieſe improviſirte Entführung. Auch ich gieng davon, ohne zu wiſſen, was ich von dem ſeltſamen Auftritt denken ſollte. Am andern Tage hörte ich, daß der alte Marquis —, der aus der Provinz in die Stadt gekommen, um ſeinen Bruder zu beerben, in einem armen Glaſerjungen deſſen natürlichen Sohn entdeckt, und ihn ſogleich im Wagen mit ſich genommen habe. Warum hat der Burſche geweint? tönte es noch in meinen Ohren! — um einen Vater zu finden.

Mittags kam ich ſehr ermüdet zum meinem Gaſtfreunde Th—. in ſeine Wohnung auf dem Boulevard des Italiens zu rück. Marion, das Stubenmädchen, öffnete mir die Thüre. Es war ein hübſches, freundliches Kind aus der Normandie, ganz der Typus jener tüchtigen, fleißigen Bevölkerung, mit großen Füßen, runden Armen und einem Blicke gutmüthiger Schalkheit. Darum fiel es mir auf, ſie mit verweinten Augen und in einer heftigen Bewegung zu finden. Que pleures tu, Marion? fragte ich theilnehmend. O, rief ſie, und die Worte kollerten in ihrem normänniſchen Patois ſo ſchnell heraus, daß ich ſie kaum verſtehen konnte, — vor lauter Freude weine ich! denken Sie nur, lieber Herr, meine Stiefſchweſter heirathet den Friedrich Monier, und mein Bruder hat den Prozeß von 6000 Franks gewonnen, und wird nun ſeine Geliebte heimführen, und das iſt ein gar ſuperbes Frauenzimmer und wie werden ſie glücklich ſein! In vierzehn Tagen iſt die Hochzeit, und Herr Th. hat es ſchon erlaubt, ich reiſe hin, mit der Diligence, nach Abbeville: — das wird ein Jubel ſein. Mon Dieu, ich muß noch einmal anfangen vor lauter Freude zu weinen.

Nach dem Eſſen mußte ich wieder fort auf die linke Seite der Seine über den Pont neuf. Es gieng in die Faubourg Saint Germain. Ich war ſo ermüdet von den weitläufigen Wegen des Tages, daß ich eben daran dachte, ein Cabriolet zu nehmen. Da gieng ich in einer Nebenſtraße des Quai d'Orsay an einem Invaliden vorüber, der hatte einen ſchönen weißen Pudel an einem langen Strick von violett, roth und weißen Bändern geflochten; aber der Pudel war todt, und lag regungslos vier Fuß von ſeinem Herrn auf dem Pflaſter. Ich mußte ſtehen bleiben und den Mann anſehen. Es war ein Veteran aus der alten Kaiſergarde mit einem Arm. Ein großes, ſtarkgezeichnetes, braunes Geſicht, Habichtsnaſe, graue ſtechende Augen, ſtruppige Haare, ein dicker Schnauzbart: ganz ſo ein Bild, wie ich deren in meiner Jugend leider nur zu viele als Einquartirung im väterlichen Hauſe geſehen hatte, mehr zum Fürchten, als zum Lieben. Aber in dem grauen Schnauzbart des Kriegers ſtanden ein paar große Thränen, und die hielten mich feſt. Ich ſah ihn an und dann ſeinen Hund. Das that dem Alten wohl; er blickte mit der Grenadiergrazie der alten Garde auf mich und ſagte: „Pardon Monsieur, vous aimez les chiens? voilà le plus honnête, le plus fidèle au monde; — et j'en pleure, car il est mort.“ Ich unterſuchte den Hund, er war wirklich todt. Als ich dem Alten dieß bemerkte, fand er gleich an meiner Ausſprache, daß ich ein Deutſcher ſei. „Ah," ſagte er, „ein Landsmann von meinem Hund! — Brave, gute Leute, die Deutſchen! — Mein Hund war von Ulm, da bekam ich ihn noch ganz jung. Er hat mich dann überall in alle Campagnen begleitet. Ja, bei Eylau, da man mich verwundet und erſtarrt als todt ſchon eingraben wollte, da wachte er bei mir, und ließ nicht ab, bis man mich wieder zum Leben gebracht hatte; und in Schleſien beim Rückzug von Moskau, da hat er mich aus dem Waſſer gezogen, wie ich mit zerſchoſſenem Arme ſchon am Ertrinken war. O mein Hund! mein theurer Hund!" Der Alte weinte wie ein Kind, und — ich weinte mit. Er hatte bemerkt, daß das Thier ſehr ſchwach werde, und wollte einen Thierarzt mit ihm aufſuchen, als der Tod, hier mitten in Paris, ihn des treuen Gefährten beraubte.

Jetzt war er in Noth, wie er das Thier in das Hôtel des Invalides zurückbringen könnte, um es dort im Garten recht feierlich zu begraben. Das einfachſte Auskunftsmittel fiel ihm nicht ein. Da nahm ich einen nahen Fiaker auf, half ihm das Thier in den Wagen bringen, ſetzte mich zu ihm, und ſo fuhren wir mit einander zu den Invaliden. Wie dankbar erzählte er mir hundert Anekdoten von ſeinem Hunde, meinem Landsmanne. Oefter als einmal ward er von Schluchzen unterbrochen. „Ach," ſagte er, „für meine Cameraden, die auf dem Felde der Ehre blieben, habe ich nicht geweint; auch nicht für meine Geliebte, denn ich habe nie eine gehabt. Aber für den Hund, da ſchäme ich mich nicht, zu weinen." Als wir in das Hotel einfuhren, gab unſer Erſcheinen Anlaß zu vielen Theilnahmsbeweiſen. Die Cameraden umſtanden den Wagen, und halfen der Leiche, unter aufrichtigem Beileid, herunter in den Sand. Mein Antheil an dem Tode des treuen Alexanders fand vielfache Anerkennung bei den narbigen Helden. Der Grenadier gab mir die Hand, und dankte in ſtattlichen Worten, die Andern ſalutirten mit Hand an der Mütze. Meine Pietät gegen den treuen Hund hatte ſie mir alle zu Freunden gemacht, und ich fuhr aus dem Hofe der Invaliden zurück, als hätte ich eine gute That gethan.

Wo wollen Sie jetzt hin? fragte mein Fiaker, nachdem ich meinen Beſuch in der Nähe von Place St. Sulpice gemacht hatte. — „Ich muß zum Palais royal." — Der Kerl wendete augenblicklich um, und wir fuhren ſchnell die Straße hinab, über den Pont des arts, bis wir ſchon nahe am Palais royal waren. Da blickte mein Führer fragend um, und ich bemerkte, er hatte Thränen in den Augen. „Qu' avez vous, vous pleurez?" fragte ich. „Ach!" ſagte er, „mein Herr! verzeihen Sie, ſeit vorgeſtern geht es mir immer wie ein Stich durchs Herz, wenn ich an das Palais royal denke. Die verdammte Roulette! Sehen Sie, ich habe einen Bruder gehabt, das war der hübſcheſte Burſche von Paris. Er diente als Kammerdiener bei Hrn. v. A., dem reichen Banquier. Da hat mein Jacques viel Geld geſehen, und wie's ſo leicht gewonnen wird, und da hat er auch gemeint, ein reicher Mann zu werden, hat immer geſpielt, bis er nichts mehr hatte; auch ſein väterliches Erbe und das Vermögen ſeiner Braut, eines braven Mädchens, einer Modewäſcherin von St. Germain, die ſich viel Geld verdient, alles hat er verſpielt. Mein Zureden half nichts. Es gieng immer ſchlimmer, als wenn ihn der Teufel beim Haar hätte. Vorgeſtern hat man ihn todt aus der Seine gezogen. — Ich ſollte nicht weinen; aber er iſt doch mein Bruder geweſen. Doch, hier ſind wir am Palais royal." — Während ich ihn bezahlte, blickte er mit wilden Geberden auf die Spielbuden, in denen eben Licht angezündet wurde:

„Que le diable les emporte! — Merci, Monsieur!“ ſagte er, und peitſchte ſeine Pferde eiligſt von dannen.

Als ich meinen Beſuch am Palais royal abgeſtattet, konnte ich noch nicht nach Hauſe. Ich mußte noch einmal über die Seine, und ich entſchloß mich nur ungern, denn es war bereits dunkel geworden. Die Laternen warfen ihr unſicheres Licht durch die minder belebten Straßen, und ich fand es wünſchenswerth, nachdem auch dieß Geſchäft abgethan war, nun bald zu Hauſe zu ſein. Ungern ließ ich mich daher an einer Straßenecke aufhalten, wo ein erbärmliches Heulen mehrere Leute zuſammengeführt hatte. Es war ein Knabe von zehn bis elf Jahren, der unter bitterlichem Weheklagen auf dem Boden herumkroch und immer rief: „mes sous, mes sous!“ — Was iſt es, was weinſt du, Burſche? fragte ich. „Ich darf nicht nach Hauſe zum Vater,“ ſchluchzte der Kleine, ohne meine fünfzehn sous und nun habe ich hier fünfe fallen laſſen.“ Ich gab ihm ſeinen Verluſt zurück und fragte ihn, wo er jetzt hingehe? „In die Vorſtadt Du Roule.“ Wir wurden einig, daß er mich nach Hauſe begleiten ſollte, da er mir verſicherte, ganz Paris zu kennen, wie ſeine Hand. Er ſchritt, ohne rechts und links zu ſchauen, vorwärts und führte mich durch manchen ſo engen düſtern Winkel, daß ich mich zu fürchten anfieng. Eben wollte ich gegen dieſe Nebenwege Proteſt einlegen, da traten wir heraus auf den Quai, und zum zweiten Male kam ich über den Pont des arts. Es war ganz dunkel geworden. Sterne ſtanden am Himmel. Gegenüber ſchimmerten zahlloſe Lichter aus den Fenſtern. Die Seine rauſchte leiſe von unten herauf. Von jeher haben die Flüße innerhalb großer Städte während der Nacht einen ganz beſondern Eindruck auf mich gemacht. Es iſt, als wären ſie allein noch übrig geblieben von der urſprünglichen Natur zwiſchen dieſen düſteren Maſſen von Häuſern, Kirchen, Thürmen und Paläſten, zwiſchen den vielfachen Zeugniſſen menſchlicher Thätigkeit. Darum beſchleicht mich immer ein elegiſches Gefühl, komme ich Nachts in der Stadt zum Fluße. So gieng es mir auch hier, und langſam ſchritt ich hinter dem Knaben über die Brücke. Mehrere Fußgänger begegneten mir, ohne mich aus den träumeriſchen Betrachtungen aufzuſtören. Als ich aber faſt ans Ende der Brücke gekommen war, ſah ich eine weibliche Geſtalt in einem dunkeln Mantel, die ſich mit dem obern Theile des Körpers weit über das Geländer hinaus lehnte, und nahe daran ſchien, in den Strom hinab zu ſtürzen. Ihre Arme waren wie krampfhaft vorwärts geſtreckt, und ſie mußte, ſo glaubte ich, in jedem Augenblick das Gleichgewicht verlieren. Ich ſprang hinzu, und hielt ſie am Mantel feſt. Im erſten Augenblick glaubte ich, daß ſich hier eine neue Form von Verworfenheit zeige, indem das Weib eine geheuchelte Gefahr als Lockſpeiſe ausgeworfen habe. Bald aber überzeugte ich mich vom Irrthume, denn das Mädchen war in einer ſo heftigen Gemüthsbewegung, daß ich nichts als Wahrheit an ihr erblicken konnte. Sie weinte nicht, ſie ſchrie nicht, aber ein gewaltſames hyſteriſches Schluchzen, das ihr die Bruſt zu zerreißen drohte, machte ſie ganz unempfindlich für unſere Gegenwart und Hülfe.

Der Betteljunge nahm ſich ihrer mit ächt franzöſiſcher Regſamkeit an; aber lange ſah ſie ihn, ſah ſie mich an, ohne eine Miene zu verziehen, ohne aus ihrem Affekt zu kommen. Wir führten ſie von der Brücke weg, und ließen ſie auf einem Quaderſtücke niederſitzen. Sie that Alles mit [illegible]ſcher Erſchlaffung. Endlich konnte ich ihr beim Schein der nächſten Laterne ins Geſicht ſehen: eine angenehm harmoniſche, runde Bildung, lebhafte Augen, die bei der

Todesbläſſe des Geſichtes um ſo tiefere Glut zeigten. Was habt ihr? fragte der Junge. „O laßt mich,“ ſchrie das Mädchen, als ob ſie aus einem Traume erwachte, mit einer vom Schmerz unterdrückten Stimme, „laßt mich! ‚Was habt ihr mit der armen Louiſe! Dort hat er ſich hineingeſtürzt mein armer Jacques, dort hat er ſein Leben gelaſſen, und ich habe ihm nicht mehr helfen können. O Maria und Joſeph. Tag und Nacht wollte ich gearbeitet haben, um ihn glücklich zu machen. Laßt mich, ich muß fort, damit ſich nicht auch die Mutter in einſamer Angſt ein Leid anthue. — Geht, geht! Unverſchämte!“ rief ſie, als mein Begleiter ſie etwas zu vertraulich am Arme nahm; und mit einem Sprunge um die Ecke in eine Nebenſtraße war ſie uns aus den Augen. Ich blieb erſchüttert ſtehen und dachte an meinen Fiaker vom Palais royal.

La pauvre bête, ſagte der Betteljunge nach einer Pauſe. Mais Monsieur, où allez vous à présent? Ich nannte ihm die Straße noch einmal, befahl ihm, mich den gangbarſten Weg zu führen, und ohne ein weiteres Wort mit ihm zu wechſeln, kam ich an meine Thüre. Ich gab ihm einen Frank. „Ah Monsieur, ſagte er, bien des remercimens; — une journée assez riche; — mais, quant à mes cris c'était de la comédie.“ Mit einer frechen Grimaſſe ſah er mich an, und als wenn er meinen Stock gefürchtet, ſprang er in die Schattenſeite der Straße; ich hörte ihn mit der Zunge ſchnalzend, behaglich hinabtrollen.

Endlich kam der Portier und ließ mich ins Haus. Als ich im zweiten Stock klingelte und mein Nachtlicht verlangen wollte, kam mir Marion wieder mit rothen Augen entgegen; in völliger Abſpannung zündete ſie mein Licht an, und ohne ein Wort zu ſagen gab ſie's mir in die Hand. „Mais, qu'avez vous, Marion — pleurer de joie jusqu'à la nuit, c'est un peu fort.“ — „O mein Herr!“ rief ſie, nun weine ich ſchon aus Kummer und Trübſal. Alles iſt hin! Glück und Unglück an einem Tage! Mein Bruder und der Friederich Menier wollten mit einander das Geld, die 6000 Frk. abholen, die beim Advokaten ſchon deponirt lagen. Da iſt das Pferd mit ihnen im Cabriolet durchgegangen, und mein Bruder blieb todt mit zerſchmettertem Kopfe. Ach, daß Gott erbarm, was wird die arme Mutter dazu ſagen!“ Marion hielt das Tuch vor den Augen und weinte, daß es mir bis zum innerſten Herzen drang. Ich rannte in meine Stube, warf mich auf meinen Seſſel und fühlte den Tag mit ſeinen Erlebniſſen wie einen Centnerſtein auf meiner Seele.

Warum weinſt Du? tönte es mir vom Morgen bis Mitternacht. Da ward es ſo trüb, ſo traurig in meinem Herzen, daß ich an nichts mehr denken konnte, und da weinte auch ich, und fragte nicht mehr: Warum weinſt Du?

Muſikaliſcher Sonnenaufgang.

Mitgetheilt von

Franz Grafen von Pocci.

Das großartige Feſt, welches Fürſt S… auf ſeinem Landſitze unweit Wien gegeben und wozu nicht nur die vornehme — ſondern auch ein Theil der Künſtler- und Gelehrtenwelt geladen war, ging zu Ende. Die Blumen, welche die Feſtſäle ſchmückten, waten dem Verwelken, — die Tauſende von Kerzen, die ſie erhellt hatten, dem Erlöſchen nahe. Ein Theil der Geſellſchaft fuhr in die Kaiſerſtadt zurück, ein anderer ward im Schloſſe ſelbſt beherbergt, ein dritter ſuchte in den nahe gelegenen Land- oder Gaſthäuſern ſein Unterkommen. Durch den Geſandten unſeres Hofes vorgeſtellt und eingeführt war es mir, der ich vor Kurzem erſt in Wien angelangt, um ſo intereſſanter, hier an Einem Abende den Glanz der Wiener-Geſellſchaft vereinigt zu ſehen. Halb betäubt, ganz ermüdet, ſuchte ich vergebens einen Fiaker, um in die Stadt zurückzufahren; es blieb mir nichts zu thun übrig, als mich denjenigen anzuſchließen, welche in den Gaſthöfen Ruhe und Nachtlager aufſchlugen. Als ich in den Nächſtgelegenen eintrat, war eben der Kellner mit einem Herrn in lebhaftem Geſpräche begriffen, der, gleiche Abſichten hegend, über die Stätte ſeiner Nachtruhe verhandelte. Die Worte des Kellners: „Ich kann Ihnen nur noch „ein Zimmer mit zwei Betten anbieten und „Sie ſind nicht ſicher, ob nicht ein Schlaf„genoſſe“ — unterbrach ich, (den Faden des Geſpräches erfaſſend), indem ich ſprach: „daß nicht ein Schlafgenoſſe Ihnen zugetheilt wird“ und erbat mir das zweite Bette des erwähnten Zimmers. „Wir wol„len nicht viel Federleſens machen, mein „Herr; wir ſind Beide müde und werden „uns in Einem Zimmer wohl vertragen,“ war die raſchfolgende Erwiederung des Fremden, die dem Kellner jede weitere Erklärung erſparte und mir die gewünſchte Ruhe verſchaffte. — Unſer Gemach ward uns angewieſen; wir betraten es ſtillſchweigend und es ſchien, als ob ein jeder von uns beiden zu müde geweſen ſei, mit ſeinem Zeltgenoſſen nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich entkleidete mich ſchnell, legte mich zu Bett und wünſchte meinem Unbekannten „Gute Nacht“ mit der Bitte, das Licht auszulöſchen. Ein ziemlich trockenes: „wird geſchehen“ war die kurze Erwiederung. Eben dieſe ziemlich barſch geſprochenen Worte waren es aber, die mich aufmerkſam machten und veranlaßten, meinen Mann mehr in's Auge zu faſſen. Es war eine Geſtalt mittlerer Größe, gedrungenen Körperbaues, ein wahres Bild männlicher Kraft und edlen Selbſtbewußtſeins. Langſam und gedankenvoll legte er ſeine Kleider ab, zog ein Täfelchen aus der Rocktaſche und notirte ſich Einiges emſig und mit raſch bewegter Hand unter leiſem Brummen, löſchte endlich das Licht und warf ſich auf's Bett. Dieſes originelle Benehmen hatte mich kaum aus meiner Schlaftrunkenheit geweckt, als mein Erſtaunen um ſo mehr geſteigert ward, da der Unbekannte plötzlich aus dem Bette ſprang, ſich allmählig in der Dämmerung des anbrechenden Tages wieder ankleidete, ſeinen Hut nahm und im Begriffe war, das Zimmer zu verlaſſen. — „Was thun „Sie denn, mein Herr?“ rief ich erſtaunt. — „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, — ſchon „graut der Morgen, ſehen Sie nicht die „röthlichen Streifen am Horizonte?“ — „Allerdings! aber wir wollten ja beide ru„hen!“ — „Was Ruhe, wenn die Sonne „aufgehen will!“ — „Laſſen wir ſie auf„geben und ſchlafen wir!“ — „Hören „Sie die Accorde im Oſten? ich „muß Ideen ſchöpfen!“ — Mit dieſen Worten war mein Freund ſchon zur Thüre hinaus; ich aber ſchlief mit dem Gedanken ein, daß er nicht ganz bei Troſt ſei. — Spät war ich erwacht. Als ich in der Gaſtſtube das Frühſtück verzehrte, erkundigte ich mich bei meinem Wirthe, wer denn mein ſonderbarer Stubengenoſſe geweſen. „Ei, kennen Sie den Herrn von „Beethoven nicht?“ war die überraſchende Antwort. —

Wie charakteriſtiſch ſchildert dieſe mir von einem Freunde mitgetheilte Anekdote, deren

Wahrheit ich verbürgen kann, den großen Beethoven! „Hören Sie die Accorde im „Oſten? — ich muß Ideen ſchöpfen!“ Solche Worte konnte nur Er ſprechen, nur Er ihren tiefen Sinn empfinden und begreifen.

„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!“ —

lieſt Fauſt, da er das Zeichen des Macrocosmus aufſchlägt. Beethoven ſieht die ferne Morgenröthe, er vernimmt die Klänge der erwachenden Natur; leiſe ziehen ſie vom Oſten her, nur ſeinem innern Ohr vernehmlich: ſtärker und ſtärker ſchwellen ſie an zu mächtigen Accorden, die er faßt mit aller Gewalt ſeiner muſikaliſchen Seele, um ſie wiederzugeben in der tiefen Fülle ſeiner Compoſitionen. Hinaus zieht es ihn, hinaus in die Natur, Ideen zu ſchöpfen, die nur er begreifen, nur er wiedererzeugen kann! Die Strahlen der aufſteigenden Sonne durchdringen ihn, gleich hellklingenden Radien ſeinen Genius entflammend! Aber nicht wie Fauſt, der unbefriedigt in die Tiefen der Natur ſich verſenkend, in ihnen unterging, — einem Cherub gleich erfaßt ſie Beethoven mit Macht, und wie mit einem Zauberſtabe ſie bändigend und concentrirend im Brennpunkte menſchlich möglicher Kräfte, tritt er ſiegreich hervor aus dem Kampfe der Diſſonanzen und entſchwebt verklärt in höhere Sphären! —

Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur

von 1810 bis in die neueſte Zeit *).

bearbeitet von

A. v. Stieglitz.

(Fortſetzung.)

In der vorhergehenden Periode erwähnten wir eines nicht minder berühmten, doch nicht weniger bedeutenden Schriftſtellers. Er gehört geſchichtlich jener Zeit an, allein ſeine philoſophiſchen Forſchungen trugen ihre Früchte erſt nach ſeinem Tode. Es iſt Benjamin Hoyer, ein tiefer Denker, deſſen äſthetiſche Anſichten über Kunſt und Litteratur freier und umfaſſender waren, als die ſeiner Vorgänger. Seine Vergleichungen der modernen Beredſamkeit mit der der Alten, ſein „Verſuch, die moderne Kunſt zu erklären ꝛc.“ ſind von großer Wichtigkeit für die litterariſche Kritik. Alles verkündigte in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine nahe Umbildung der Litteratur. Die Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Autoren wurde allgemeiner verbreitet und erforſcht, auch vorzüglich die deutſchen Klaſſiker, welche einen neuen Aufſchwung nahmen, in Schweden eingeführt. Thorild hatte ſich einen Namen erworben; der Enthuſiasmus für ihn war groß. Es glühte Etwas unter der Aſche. Die franzöſiſche Revolution brach aus, ihre Ideen verbreiteten ſich.

Nach dem Tode Guſtav's III. erhielt die

---

*) Siehe Aprilheft S. 105.

Preſſe ihre Freiheit wieder. Die Schriften, in welchen Thorild und Andere neue franzöſiſche Ideen verkündeten, gewannen eine große Oeffentlichkeit. Die Regierung fand ſich genöthigt, einzuſchreiten. Thorild wurde verbannt, Leopold mußte Stockholm verlaſſen. Man ſchloß ſogar die ſchwediſche Akademie. Gleich ſtrenge Maaßregeln trafen die Preſſe.

Bei der Thronbeſteigung Guſtav Adolph's IV. wurde die Akademie wieder eröffnet. Doch dieſes verhinderte nicht das Hinſcheiden der Litteratur, ſie beſtand blos noch aus einigen Schriften, welche die Akademie krönte, und wir haben geſehen, daß dieſe keine ſtrenge Foderungen machte.

Die Revolution von 1809 gab der Preſſe eine neue Freiheit. Kurz vorher hatten junge Männer zwei litterariſche Geſellſchaften gebildet, welche, obgleich von kurzer Dauer, zwei Seminarien für das gründlichere Studium der Alten glichen, und in denen auch eine vorzügliche Kenntniß auswärtiger Litteraturen befördert wurde. Dieſe zwei Geſellſchaften hießen: die V. V. oder Vitterhetens-Vaenner (die Freunde der ſchönen Litteratur) und Aurora-foerbundet (der Verein der Aurora).

Die jungen Männer, aus welchen dieſe Geſellſchaften beſtanden, bildeten eine litterariſche Oppoſition gegen den herrſchenden Geſchmack und trachteten die Nation für eine natürlichere, weniger verkümmerte Litteratur vorzubereiten.

Später (1811) entſtand eine andere Geſellſchaft in Stockholm, „Goethiska Foerbundet" (der Gothiſche Verein). Sie beabſichtigte, die Liebe für die erſten Zeiten Scandinavien's neu zu erwecken, und nahm durch das Journal „Iduna" eine ausgezeichnete Stelle in der ſchwediſchen Litteratur ein.

Die beiden erſten Geſellſchaften hatten ſchnell ihr Ende erreicht, indem alle Mitglieder Studierende waren, die bald in alle Theile Schwedens ſich zerſtreuten. Aber darum löſte ſich das geiſtige Band nicht auf, welches alle Mitglieder vereinigte; das der gemeinſchaftlichen Liebe für alles Schöne.

Die Organe der neuen Schule waren folgende Zeitſchriften: „Polyphem" von Aſkelöf und „Phosphoros", herausgegeben von Atterbom und Palmblad. Ferner der „poetiſche Almanach" von Atterbom. Die „ſchwediſche Litteratur Zeitung", die in Upſala erſchien, ſo wie das „Lyceum", von Hammarſköld und „Svea", ein litterariſches Journal, das ebenfalls in Upſala herauskam, nahmen keinen unmittelbaren Antheil an dem Streit, allein ſie hatten gleiche Anſichten. Wir haben früher des Journals „Iduna" erwähnt, wovon der ganze erſte Band Geyer'n angehört. In den andern Bänden findet man die Namen von Tegner, von Adlerbeth dem Sohn, von Afzelius, von Raaf ꝛc.

Auf der andern Seite kämpften die Klaſſiker tapfer in der Zeitſchrift: „Journal der Litteratur und des Theaters", gegen die ſogenannten „litterariſchen Emporkömmlinge". Der Herausgeber war Wallmark, den wir ſpäter charakteriſiren werden. Hammarſköld und Atterbom waren Führer der Phosphoriſten, dieſer Name ſtammt von dem Journal Phosphoros (Lichtträger) her. Dieſe Phosphoriſten verſprachen unſtreitig mehr, als ſie zu halten vermochten. Glücklicherweiſe ſah es bei den Gegnern nicht beſſer aus, und ſo ſtellte ſich ein Gleichgewicht her. Die Phosphoriſten waren den Klaſſikern an Gelehrſamkeit überlegen, ſtanden ihnen aber wohl an Witz nach; ſchwer iſt jedoch zu ſagen, ob Wallmark oder Hammarſköld mehr in Rezenſionen, Kritiken, Satyren und Epigrammen mitgenommen wurde. Dieſe Feindſeligkeit beſteht gegenwärtig nicht mehr. Man läßt ſich auf beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren; man iſt liberaler geworden; keine auswärtige Litteratur iſt länger verpönt.

Wallmark, welcher ſich einbildete, der Atlas des klaſſiſchen Olymps zu ſein, iſt für die neue Schule ein wahres memento mori geworden. Seine Leiſtungen und Erfolge ſind nicht die erheblichſten. Im Jahre 1804 errang er den Preis der ſchwediſchen Akademie durch ſein „Handen“ (die Hand). Dieſes Gedicht iſt ein Werk, das ihm viel Arbeit verurſacht haben muß. Im Jahre 1809 trug er einen zweiten Preis mit ſeinem Gedichte: „Zum Ruhm der finnländiſchen Armee“ davon. Er iſt auch der Verfaſſer von einigen kleinen unterhaltenden Romanen oder Sittengemälden, darunter: „Die Reiſe von Fuſelbrenner nach Stockholm“ und „Stockholmer Spaziergänge.“ Seine philoſophiſchen, polemiſchen und kritiſchen Aufſätze ſind in dem „Journal För Litteraturen och Theatren“, und in dem „Allmänna Journalen“ von 1809 — 1823 zu finden. Gegenwärtig iſt er einer der Mitarbeiter der ſchwediſchen Staats-Zeitung.

Askelof war einer der erſten Vorfechter der neuen romantiſchen Schule in der Zeitſchrift „Polyphem“, die er herausgab. Seine Ironie, unterſtützt durch große Gelehrſamkeit, verſetzte den Klaſſikern harte Schläge. Jetzt iſt er ausſchließlich politiſcher Schriftſteller und einer der beſten Publiciſten.

Hans Hjerta muß, obgleich er wenig geſchrieben hat, unter die vorzüglichſten ſchwediſchen Proſaiker gerechnet werden. Er hat das Journal „Odalmannen“ herausgegeben und iſt der Verfaſſer mehrerer geiſtreichen Artikel in Zeitſchriften. Seit einigen Jahren arbeitet er an einem wichtigen Werke: „Geſchichte der ſchwediſchen Geſetzgebung.“ Auch ordnet er das Reichsarchiv, deſſen Vorſtand er iſt.

Hammarskold, der „Erz-Phosphoriſt“, wie man ihn nennt, iſt freilich in ſeinen litterariſchen Anſichten überſpannt, als Poet mittelmäßig und kramt zu oft ſeine etwas verworrene Gelehrſamkeit aus, hat aber doch der ſchwediſchen Litteratur große Dienſte geleiſtet. Beim Beginnen ſeiner Laufbahn war er von einem blinden Eifer für den Phosphorismus eingenommen. Was er damals ſchrieb, war der geſunden Vernunft nicht immer ganz angemeſſen, weßwegen Tegner ihn „den Barometer des deutſchen Unſinns“ nannte; allein ſeiner erſtaunenswerthen Arbeitſamkeit verdankt man ſehr gute philoſophiſche Abhandlungen, ſo wie die beſte Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur. Seine Schriften ſind zahlreich.

Baron Brinckmann hatte, bevor er als ſchwediſcher Dichter auftrat, ſchon einen Namen in der deutſchen Litteratur erworben. Man hat von ihm das Gedicht: „die Welt des Genies,“ welches ihm 1821 den Preis der ſchwediſchen Akademie erwarb, nebſtdem andere kleine Gedichte, die man in dem Journal Svea findet. Die Rede, welche er bei ſeiner Aufnahme in die ſchwediſche Akademie ſprach, und welche die Charakteriſtik des Biſchofs Tingſtadius enthält, deſſen Nachfolger er war, auch ſeine Leiſtungen hinſichtlich der orientaliſchen Litteratur werden ſehr geſchätzt, ſowohl wegen des Inhalts, als des angenehmen Styls, der ſie auszeichnet.

Ling iſt ein Dichter von höherem Verdienſt. Seine lyriſchen Werke ſind von großer Schönheit. Das Dramatiſche gelang ihm auch. Seine Trauerſpiele ſind: „Agnes.“ „Eylif der Gothe.“ „St. Brigitta.“ „Engelbrecht Engelbrechtſon.“ „Styrbjörn der Starke.“ „Die Söhne Wisburs, Ingiald, Illråda und Blotsven.“ Er iſt erfindungsreicher, als bei den ſchwediſchen Dichtern gewöhnlich der Fall iſt. Sein großes epiſches Gedicht „Asarne“ dient als glänzender Beweis dafür. Er ſtellte ſich in dieſem Werke die Aufgabe, den Kampf zwiſchen den neuen Ideen und den Begriffen der alten Ureinwohner Schwedens durchzuführen. Dieſes Gedicht in vierundzwanzig Geſängen iſt freilich ſehr lang, aber wenn es mitunter ermüdet, ſo wird man gleich darauf hinlänglich durch glänzende Stellen, meiſt lyriſcher Art, entſchädigt.

Hätte die ſchwediſche Litteratur auch nur den Namen Geyer aufzuweiſen, wäre ſie nicht arm zu nennen. Zugleich Originaldichter, tiefer Denker und Geſchichtſchreiber, wie Schweden noch keinen hervorgebracht hatte, wurde er zuerſt bekannt durch ſeine von der Akademie 1805 gekrönte „Lobrede auf Sten-Sture den Aeltern.“ Er erzählt ſelbſt irgendwo, daß der Verdruß, von dem Baron Ramel falſch beurtheilt worden zu ſein, deſſen Nachfolger er in der ſchwediſchen Akademie iſt, ihn begeiſtert habe, ſeine ſchönen Gedichte „Manhem“, „Vickingen“, „Svegder“, „Odalbonden zu ſchreiben. „Facit indignatio versum.“ Niemals hatte ein Aerger ſo ſchöne und empfehlenswerthe Folgen. Er beabſichtigte das früheſte ſchwediſche Heldenthum in obigen und einigen andern Gedichten zu feiern.

Es gab eine Zeit, wo ſich Geyer, Ling, Tegner und einige andere mit dem Gedanken ſchmeichelten, in die Poeſie und die Künſte Schwedens einen ausſchließlich nationalen Geſchmack einzuführen und dieſen auf die alte ſcandinaviſche Mythologie und auf die isländiſchen Sagen zu gründen. Oehlenſchläger, ein Däne, war der erſte, wenn ich nicht irre, welcher dieſe Idee gehabt hatte. Allein dieſes Vorhaben glich der Fabel Ovid's von den Töchtern des Acriſius, welche in die Adern ihres Vaters neues Blut bringen wollten, und war erfolglos; man gab es ſchnell auf.

Geyer's Gedichte ſind groß und erhaben. Hier, wie auch in ſeiner Geſchichte, gleichen ſeine Gefühle denen eines Monarchen, der zwiſchen ſeinem eigenen Ruhm und dem ſeines Vaterlandes keinen Unterſchied kennt. Vaterlandsliebe erfüllt ohne Nebenbuhlerin ſein Herz und ſeine Seele. Abgeſehen von ſeinen eigenen Gedichten, hat Geyer der ſchwediſchen Poeſie einen der wichtigſten Dienſte geleiſtet, indem er die alte Volkspoeſie kennen und ſchätzen lehrte, und von ihren Erzeugniſſen, gemeinſchaftlich mit Afzelius, eine Sammlung unter dem Titel herausgab: „Alte ſchwediſche Volkslieder.“ Dieſelbe Bahn verfolgte Arwidſon, welcher eben den zweiten Band der „alten ſchwediſchen Geſänge“ in einer vollſtändigeren und ſorgfältigeren Ausgabe, als die von Geyer, erſcheinen ließ.

Geyer entſagte der Dichtkunſt, um ſich der ſchwediſchen Geſchichte allein zu widmen. Im Jahr 1825 gab er den erſten Band von „den Annalen Schwedens“ heraus. Seine gelehrte und ſcharfſinnige Kritik verbreitet ein neues Licht über die mythiſche Philoſophie und die erſten Zeiten des Landes. Die Vorrede zu dieſem großen Werke enthält eine meiſterhafte Skizze über das Phyſiſche und Moraliſche Schwedens. Hierauf begann er ein Werk unter dem Titel: „Geſchichte des ſchwediſchen Volks“, wovon drei Bände erſchienen ſind. Es iſt ein Auszug aus ſeinem größern Werke, ein kurzer, trefflicher Abriß der ſchwediſchen Geſchichte.

Er hat viel geſchrieben. Wir werden hier nur anführen: „Thorild“, dann das philoſophiſche oder nicht philoſophiſche Bekenntniß“, wofür er gerichtlich belangt wurde; „Verſuch über das Lehenweſen und den Republikanismus“; in dem Journal „Svea“; „Rede bei der Säkularfeier Guſtav Adolph's“; „Reflexionen über die Epoche Guſtav Adolph's des Großen“; endlich „Rede über M. T. Cicero.“

Geyer hat jetzt angefangen, eine Zeitſchrift herauszugeben: „Litteratur-Bladet“, wovon verſchiedene Numern erſchienen ſind.

Frau Nyberg, die unter dem Namen Euphroſine ſchreibt, hat ein echtes poetiſches Talent. Durch verſchiedene kleine Gedichte in dem poetiſchen Almanach von Atterbom erregte ſie eine Aufmerkſamkeit, die in Achtung überging, als man ſie näher kennen lernte.

Von Grafſtröm beſitzt man gleichfalls ausgezeichnete poetiſche Verſuche.

An der Spitze der Phosphoriſten ſteht eigentlich Atterbom. Kein Dichter iſt vielleicht ſo ſehr von ſeinen Verehrern geprieſen, und durch die Satyre ſeiner Gegner empfindlicher mitgenommen worden. Mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem wahren poetiſchen Genie begabt, fehlt ihm, um einer der größten Dichter Schwedens zu werden, nichts als die Klarheit. Seine Erfindung iſt reich; er malt mit den glänzendſten Farben, aber verſteht nicht, die Umriſſe ſcharf und richtig zu zeichnen. In alles miſcht er ohne Auswahl bunte poetiſche Blumen. Er hätte den Rath benützen ſollen, welchen Corinna dem Pindar gab: „mit der Hand, nicht mit dem Sack zu ſäen.“

Dieſer Mann von wirklich großem Genie und vieler Gelehrſamkeit ſchrieb mitunter Sachen, die Niemand in der Welt, vielleicht er ſelbſt nicht verſtehen dürfte. Er weiß ſeine Ideen nicht zu zügeln, und dem naturgemäßen Gange des Denkens zu unterwerfen.

Von Jugend auf war er der Mathematik abhold, und ſein Mangel an mathematiſchem Sinn wird in ſeinen philoſophiſchen Anſichten am bemerkbarſten.

Als Dichter iſt er ungleich. Bald ſchön, rein und fließend, Alles was groß, erhaben in der Welt und dem Herzen der Menſchen iſt, abſpiegelnd, bald aber von einem unſeligen Geiſt ergriffen, gebehrdet er ſich, als drücke ihn der Alp. Dann giebt er nur große Worte, ſie tonen und klingen, aber verhallen.

Seine Gedichte findet man in der Zeitſchrift „Phosphoros“, die er von 1810 — 1813 herausgab und in dem „poetiſchen Almanach“ von 1812 – 1822. Kürzlich hat er eine neue Sammlung herausgegeben, wovon der zweite Theil erſchienen iſt. Sein größtes Werk iſt: „Die Inſel der Glückſeligkeit“, in welchem glänzende Stellen ſind, doch die philoſophiſche Idee, welche die Grundlage davon ſein ſollte, kann man nicht entdecken.

Fahlcrantz, Bruder des Malers dieſes Namens, iſt der Verfaſſer des Gedichtes: „Noachs Ark“) die Arche Noah's, worin eine vortreffliche Laune herrſcht. Er hatte ſich hier zur Aufgabe gemacht, eine humoriſtiſche Vergleichung zwiſchen der morgenländiſchen und der abendländiſchen Civiliſation durchzuführen. Dieſes Werk wimmelt ſo ſehr von Calembourgs und Anſpielungen auf litterariſche Zuſtände jetziger Zeit, daß man es in zwanzig bis dreißig Jahren ſo gut mit einem Commentar wird leſen müſſen, wie den Perſius. Die zwei erſten Theile, oder wie der Autor ſie nennt, „die zwei erſten Stockwerke,“ erſchienen 1825 bis 1826; die Fortſetzung davon wird wahrſcheinlich erſt nach ſeinem Tode erſcheinen, indem er Profeſſor der Theologie und mithin rückſichtsvoller geworden iſt. Im Jahre 1835 gab er den erſten Theil eines großen Gedichtes heraus, betitelt: „Anſgarius“ oder „die Einführung des Chriſtenthums in Schweden.“ Hier hat er ſich als ein wahrer Dichter gezeigt.

Dahlgren trat zuerſt als Mitarbeiter in dem „Phosphoros“ auf, und nahm thätigen Antheil an dem Streite gegen die Klaſſiker. Später zeichnete er ſich durch bacchiſche Hymnen und muntere und ſatyriſche Lieder aus. Am meiſten werden von ihm geleſen: „Die Epiſteln von Mollberg“. (Mollberg war einer der Helden der Gedichte Bellmans) „Nicht poetiſcher Almanach für poetiſche Leſer“; ferner „Der Thurm von Babel“ u. ſ. w.

Er redigirte 1825 — 1829 das Journal: „Der Comet“, in welchem die meiſten Artikel voller Witz ſind. Seitdem ſchreibt er Romane, die, wenn ſie gleich nicht zu den vorzüglichſten gehören, dennoch geiſtreich und unterhaltend genannt werden dürfen.

Der Dichter Stagnelius ſtarb zu früh für die ſchwediſche Litteratur. Sein Gedicht: „Die Märtyrer“ iſt voll Begeiſterung. Er ſchrieb auch ein epiſches unter dem Titel: „Wladimir der Große.“

Die Sprache gewinnt unter ſeiner Feder eine hohe Anmuth. Es iſt eine bewunderungswürdige Muſik in ſeinen Verſen. Sein Gedicht: „Die Zugvögel“ iſt reizend. In verſchiedenen ſeiner Dichtungen findet man jedoch eine kränkliche Empfindelei. Die innere

Harmonie, welche die moraliſche Geſundheit des Menſchen ausmacht, ſcheint ihm zu fehlen.

Vitalis iſt ein junger Dichter, welcher leider auch in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. Sein wahrer Name war Sjoberg.

Geyer, der die Vorrede zu ſeinen Gedichten geſchrieben hat, leitet ſeinen ſelbſtgewählten Namen von Vita und Lis ab, indem ſein ganzes Leben ein beſtändiger Kampf gegen ſein Schickſal geweſen wäre. Er hinterließ nur kleine lyriſche Gedichte, bald humoriſtiſch, bald voll Ironie gegen das Schickſal, doch ohne Bösartigkeit; oft ſind ſie auch Ergießungen einer edlen Seele, die ſich Alles deſſen freut, was das poetiſche Leben und das Herz Großes und Schönes hat.

Beskow iſt ein ſehr talentvoller Dichter, obgleich kein ſelbſtſtändiges Genie. Seine kleinen Gedichte ſind lieblich, ſein großes Werk: „Schwedens Ahnen“ iſt reich an Schönheiten. Der Stoff iſt indeſſen von Tegner entlehnt. Am Beſten gelang ihm ſein Trauerſpiel „Erich XIV.“, das in der ſchwediſchen dramatiſchen Litteratur, die einer Steppe gleicht, einen ausgezeichneten Platz behauptet. „Die Reiſe-Erinnerungen“ von Beskow in zwei Theilen ſind ein Werk, das den Ruhm des Autors nicht erhöht. Später gab er zwei Bände ſeiner „dramatiſchen Studien“ heraus, zwei Trauerſpiele, enthaltend: „Torkel Knutſon“ und „Birger und ſeine Brüder“.

Nicander legte anfänglich einen großen Beruf zum Dichter an den Tag. Mehrere kleine Gedichte in dem „Almanach für Damen“ auf das Jahr 1820, erregten ein Intereſſe, das er bald durch ſein Trauerſpiel „Runesvärdet“ (das runiſche Schwert) zu rechtfertigen wußte.

Später erhielt er zwei Preiſe von der ſchwediſchen Akademie für ſeine Gedichte: „Gefühle für das Vaterland“ im Jahre 1825, und „Taſſos Tod“ im Jahre 1826. Nach ſeiner Zurückkunft aus dem ſüdlichen Europa ließ er erſcheinen: „Erinnerungen aus dem Süden“ und „Hesperiden.“ Er rechtfertigte die Erwartungen nicht, zu denen ſeine erſten Werke Anlaß gegeben hatten. Gegenwärtig beſchäftigt er ſich mit einer Reihe von Gedichten, welchen er den Namen: „Der Löwe in der Wüſte“ geben wird. Es wird die Apotheoſe Napoleons ſein.

Böttiger iſt ein junger tief fühlender lyriſcher Dichter. Er gab zwei Bände heraus: „Erinnerung der Jugendzeit und der dichteriſchen Stunden.“

Runeberg iſt ein Finländer, gehört aber Schweden als ein ausgezeichneter Dichter an. Er ſchrieb „Das Grab zu Perrho“, welches Gedicht von der ſchwediſchen Akademie gekrönt wurde. „Elgskyttarne“ (Seine „Rennthierjäger“), ſo wie ſeine kleineren Gedichte erheben ihn beinahe über alle ſeine Nebenbuhler. Neuerdings gab er „Hanna“ heraus, eine Idylle, ſo friſch, ſo naiv und lieblich, wie „Luiſe“ von Voß.

Noch eine Feder, die der ſchwediſchen Litteratur Ehre macht, iſt die der Mademoiſelle Brehmer. In ihren „Skizzen aus dem täglichen Leben“ findet man vor Allem Einfachheit, Wahrheit und die Leichtigkeit alles was das Menſchenherz in ſeinen geheimen Falten aufbewahrt, wie auch alle Schattirungen des häuslichen Lebens wiederzugeben. Dies hat ſie zum Liebling der Nation gemacht. Sie gab außerdem zwei Romane heraus: „Die Nachbarn“ und „Nina“.

Ein anderer Romanendichter iſt Peter Sparre, welcher mit Glück aus der Geſchichte ſchöpft. Seine Werke ſind: „Der letzte Flibuſtier“, und „Adolph Findling“, ein Roman aus der Zeit der Königin Chriſtine.

(Schluß folgt.)

* * *

Lyriſche Halle.

An A. v. M.

von

J. Frhr. von Hammer-Purgſtall.

Ihr ſollt abtödten Euch, eh' daß Ihr ſterbet,
Gab der Prophet Moslimen mit zur Lehre,
Als ob das Leben, noch ſo ſchön gefärbet,
Nicht ſelber ſchon an ſich Abtödtung wäre.

Doch durch den Tod wird Leben fortgeerbet,
In andrem Lichte nur und andrer Sphäre,
Durch Flammenlohe wird das Herz gegerbet,
Entſagung iſt der Mittelpunkt, der ſchwere.

Wir waren, Freund, getrennt durch zwanzig Jahre,
Im fernſten Weſten Du und ich im Oſten,
Allein der Talisman, der wunderbare,

Von unſrer Freundſchaft konnte nicht verroſten;
Wir legten uns abtödtend auf die Bahre,
Lebend'ger, um des Lebens Reiz zu koſten.

Der Saal zu München

von

Eduard Gehe.

An den Wänden grünen Büſche
In des Lichtes goldnem Strahl.
Ausgeſtreut iſt Lebensfriſche
In dem hohen Fürſtenſaal.

Dieſe reiche Tafelrunde
Wie ſie Viele freundlich ruft,
Steht mit Geiſt und Herz im Bunde
In der Blumengärten Duft.

Schönen Welſchlands ſchöne Bäume
Wölben ſich, als Baldachin.
Und des Südens goldne Träume
Wiegen ſich in dieſem Grün.

Unter ſeinem zarten Laube
Ruht Terpſichore vom Tanz
Und Cytherens weiße Taube
Bringt der Frauenwelt den Kranz.

Und des Lebens ſtolze Sieger
Sind beſiegt von ſanftrer Macht,
Friedlich fühlt der kühne Krieger,
Wenn der Schönheit Sonn' ihm lacht.

Von des Lichtes Strahlengarben,
Die das Menſchenherz erfreu'n,
Schließen zwei vielholde Farben
Hellen Himmel in ſich ein.*)

---

*) Weiß und blau.

Thüringiſche Sage

von

Fr. v. Thierſch.

An der Unſtrut ſteilen Ufern trieb ein Hirt die weiße Heerde,
Und zum Thal hinunter blicket er mit düſterer Geberde,
Denn es kam langſamen Schrittes dort herauf ein Greis gezogen,
Oft verweilend und die Glieder um den krummen Stab gebogen,

Einer von den Himmelsboten, in der Heiden wildes Land,
Troſteswort und ewig Leben zu verkünden, ausgeſandt.
„Iſt es Hunger oder Thorheit, die den unwillkommnen Gaſt
Zu mir führen?“ ſchreit der finſtre Herr der Heerd' in wilder Haſt,
Um des Greiſes weiße Locken ſchwebet ein ätheriſch Licht,
Doch des Hirten blödes Auge ſieht des Auges Strahlen nicht,
Von den edlen Mienen leuchten Mild' und Hoheit engelrein,
Doch der andr' erblickt in ihnen unwillkommne Bitt' allein.
„Möchteſt du von deinen Lämmern eins als Gabe mir gewähren,
Mich zu laben und den Hohen, der mich ſandt', in mir zu ehren!
Da ergriff der Hirt vom Boden einen großen, weißen Stein,
„Nimm dieß Lamm, nur dieſes denk' ich, dir und deinem Herrn zu weih'n.“ —
„Iſt ein Lamm, was du mir reicheſt, gleich dem Kieſel anzuſehn?
Nun ſo ſollen all' ihm gleichen, die auf deiner Weide gehn,
Und du ſelber ſollſt ſie hüten immerdar bei Tag und Nacht,
Bis du abgebüßet, was dein Frevel über dich gebracht.“—
An der Unſtrut öden Ufern ſiehſt du noch an dieſem Tage
Eine Heerde weißer Stein' und drinnen eine dunkle Sage.
Abgedorret, wie vom Fluche, breiten ſich die kahlen Höhn,
Während rings die Berg' und Thal' in einem Frühlingskleide ſtehn.
Dreizehnhundert Jahre wandelt die geheimnißvolle Kunde
Deſſen, was daſelbſt geſchehen, immer neu von Mund zu Munde,
Und der Hirte mit der Heerde wartet noch bei Tag und Nacht,
Daß der Frevel ſei gebüßet, den er über ſich gebracht.

Sommerreiſe

von

F. A. Freiherrn von Zu-Rhein.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Zieht ſich's da nicht luſtig hin?

Morgen ſteigt mit Roſenwangen
Aus dem kühlen Bett der Nacht,
Funkelnde Geſchmeide prangen
Durch der Locken goldne Pracht.

Aufgeſchloſſen ſind die Pforten
Jeder Freude, jeder Luſt,
Und es ziehet aller Orten
Frohſinn in die offne Bruſt.

Wonnerauſch in tauſend Kelchen
Brauſet auf der grünen Flur,
Durſt'ger Zecher, komm, zu ſchwelgen
An dem Tiſche der Natur!

Hier genügt kein zagend Nippen,
Was des Tages Gunſt gefüllt,
Leere ganz mit heißen Lippen
Voll, wie Dir's entgegenquillt!

Ach, wie iſt ſo reich das Leben,
Und wie ſpendet es ſo viel,
Und wie klein oft unſer Streben,
Und wie arm oft das Gefühl!

Sieh, die ſchillernde Libelle,
Kurz iſt nur ihr flücht'ger Tag,
Aber auf des Lebens Welle
Schwimmt ſie dem Genuſſe nach!

Und du wollteſt dich verſchließen
In der Sorge düſtres Haus?
Lockt, wenn ringsum Blüthen ſprießen,
Dich das Sehnen nicht hinaus?

Wenn des Lenzes Stimmen rufen,
Oeffnet ſich ja jedes Grab,
Denn es ſteigt auf Blüthenſtufen
Ein Erlöſer mit herab.

Sinke weinend hin und bete
An dem Altar der Natur:
Neuen Lebens Morgenrothe
Leuchtet dann auf deine Spur.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Laß uns ſelig weiterziehn!

◆

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Deutſcher Muſenalmanach für 1840. Erſter Jahrgang. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, N. Lenau, L. Bechſtein und Andern. Leipzig bei Tauchnitz jun.

Es iſt dieſer Almanach eigentlich als eine Fortſetzung jenes „deutſchen Muſenalmanachs" anzuſehen, den Chamiſſo bis zu ſeinem Lebensausgange herausgab. Und bei der großen Vorliebe des Deutſchen für das Provinzielle und bei den vielfältigen Veranlaſſungen zur Spaltung und Zerſplitterung nationeller Kräfte muß man es als ein dankenswerthes und eines patriotiſchen Mannes würdiges Unternehmen anerkennen, ſich an die Spitze der zahlreichen Jünger deutſcher Geſangsweiſe zu ſtellen und ſo viel verſchiedene Kopfe nach Einem Ziele hinzulenken. In wiefern nun die Redaction in dieſem edlen Beſtreben von dem verſemachenden Publikum unterſtützt worden ſei, davon gibt der vorliegende erſte Jahrgang des „deutſchen Muſenalmanachs" Kunde. Von welchem Geſichtspunkte ſie bei der Sichtung der einzelnen Arbeiten ausgegangen zeigt, als erſtes Gedicht:

Der deutſche Dichterwald.

Singſt du etwa beſſ're Lieder,
Als der Meiſter? ſchäme dich!
Seines Ruhmes Glanzgefieder
Läßt Dein Flattern unter ſich.

Und Du biſt das Königsreckchen
Unterm Adlerflügel nicht,
Das noch höher fliegt ein Streckchen,
Wo dem Aar die Schwinge bricht;

Sondern ſtrebſt auf eignem Fittig,
Wie er eben tönen mag,
Plappern lernt am Hof der Pſittig,
Und der Fink im Wald den Schlag.

Standesvorurtheile bringen
Keinen Eintrag unſerm Schall:
„Jungfrau Meiſ' und Droſſel ſingen,
Wohl auch Fräulein Nachtigall."

„Iſt das nicht ein rechtes Leben,
Wie's aus allen Zweigen ſchallt?
Singet alle' freigegeben
Iſt der deutſche Dichterwald."

Dieſem Schildzeichen gemäß ſind denn auch ohne Unterſchied auf Rang und Namen achtzig Dichter deutſcher Zunge mit 196 Gedichten als Stämme in den deutſchen Dichterwald aufgenommen worden, und es begegnen uns unter ihnen außer den Namen König Ludwigs von Bayern, Rückert's, Schenk's, Lenau's, Bechſtein, Dingelſtädt's, Dräxler-Manfred's, Emer. Scävola's, Großmann's, Stöber's, welche ſchon einen guten Klang in Deutſchland beſitzen, eine Menge poetiſcher Geſellen, die zum erſtenmal die Saiten ihrer Leyer, wenn nicht ſtimmen, doch wenigſtens jetzt erſt im deutſchen Dichterwalde erklingen laſſen. So wollen wir denn auch hier mit Umgehung der Arbeiten von Jenen, deren Vorzüge, bereits allbekannt, auch bei Ausſchmückung des vorliegenden Werkes ſich wieder bewährt haben, unſere Aufmerkſamkeit den Leiſtungen des Dichter-Nachwuchſes widmen.

Elegiſcher Schwermuth voll, ja faſt hochtragiſch in ihrem Inhalte und meiſt ſehr gelungen in der Ausführung, erſcheinen uns mehrere Dichtungen, muthmaßlich jüdiſcher Jünglinge, und wir wollen zur Begründung unſerer Behauptung ein Paar derſelben anführen.

Knecht Israel.

(Von Leop. Stein, S. 38.)

„Und ſprach der Knecht zu ſeinem Herrn:
Ich mag nicht aus dem Haus,
Mein Weib und Kind hab' ich zu gern,
Die Freiheit ſchlag' ich aus;
So führe man ihn an die Thür
Und nagl' ihn an am Ohr,
Zum Zeichen, daß er für und für
Nun hüten ſoll das Thor.

Doch nein, o nein! nicht ewiglich
Sollt' er in Knechtſchaft ſein,
Schnell flieht die Zeit, bald nähert ſich
Das Jahr, ihn zu befrei'n.
Des Jubelhornes Wiederhall
Ruft Freiheit aus durchs Land,
Und bei des Tones mächt'gem Schall
Zerſpringt der Knechtſchaft Band.

So ſpricht auch Iſrael das Wort:
„Dich lieb ich, deutſches Land,
An meinen theuren Heimathort
Knüpft mich welch ſtarkes Band!
Stieg mir aus deutſchem Boden auch
Mein Recht nicht voll empor,
Doch lieb' ich deiner Lüfte Hauch
Und hüte gern dein Thor!“

Doch wie, erſcholl das Jubelhorn
Nicht längſt durch unſre Gau'n?
Wich nicht der Knechtſchaft düſtrer Zorn
Von unſern ſchönen Au'n?
Wird nicht der alte Kammerknecht
Nun frei im deutſchen Haus? —
Horch! die Poſaune ruft ſein Recht
Durch alle Lande aus.

Die Wüſte des Lebens.

(Von K. Eck. S. 32.)

Wüßtet ihr, wie wild erzogen
Mancher Judenknabe wird,
Wie er durch der Wüſte Wogen
Dürſtend ohne Tröſtung irrt!

Wie von Panther und Hyäne
Er durch Oeden wird gejagt,
Und wie ewig drum die Thräne
An des Armen Wimper nagt!

Seine Väter, ach, ſie lehren
Ihn hebräiſch das Gebet,
Und in Zeichen, todten, leeren,
Iſt für ihn kein Troſt geſät.

Iſt es auch die heil'ge Sprache,
Die den Ahnen einſt getönt;
Seinem Herzen liegt ſie brache,
Diſtelfeld, das ihn verhöhnt.

Und in Synagogen-Hallen —
Ein Gekrächze tönt ihm drin —
Betend ſoll er Worte lallen,
Unbegreifbar ſeinem Sinn.

Weh, wie ſoll er den erkennen,
Der ſein Loos geordnet hat?
Wer ſoll ihm die Wege nennen,
Wo zum Licht die Seele naht?

Auf den Lippen eurer Prieſter,
Chriſten, lebt der Liebe Wort,
Doch im Herzen brennet düſter
Alten Haſſes Flamme fort.

Liebesroſen winkend blühen,
Glühen mir aus Chriſti Blut;
Doch die Roſen bleich verglühen,
Schau ich euren ſchnöden Muth.

Iſt kein Gott, zu dem ich weine?
Wer iſt mein, des Armen, Gott?
Herr! o nimm zum Himmel meine
Seel' hinweg aus Hohn und Spott!

Gott der Liebe, Gott der Milde,
Wie du ſtehſt vor meinem Geiſt,
Einziger im Lebensbilde,
Hör' ein Herz, das deutſch dich preiſt.

Der mit ew'gen Liebesarmen
Du die Welten hältſt vereint,
Sende tröſtendes Erbarmen
Dem Geringſten, der hier weint!

Welche ſchwärmeriſche Sehnſucht athmen Studings anmuthige ſinnige Verſe:

Der Verbannte.

(S. 158.)

Tiefer Schmerz und banges Sehnen
Treibt mich an des Meeres Strand,
Meine Wünſche, meine Thränen
Gelten Dir, o Heimathland.

Möchte gern die alten Linden
Meines Dörfchens wiederſehn:
Wüßte gern, ob in den Rinden
Noch die alten Namen ſtehn.

Ob der Lintenbaum geblieben,
Den der Epheu ſanft umzieht;
Auf den Gräbern meiner Lieben
Noch die weiße Roſe blüht.

Dorten zwiſchen Leichenſteinen,
Wo die Trauerweiden wehn,
Möcht' ich beten, möcht' ich weinen,
Wenn die Stern' am Himmel ſtehn.

Fühlt' ich dann der Mutter Nähe,
Sagte mir mein ahnend Herz,
Daß ſie freundlich auf mich ſähe:
So vergäß ich meinen Schmerz;

Aber ach! des Meeres Wogen
Trennen mich vom Heimathland;
Um mein Lebensglück betrogen,
Leb' ich einſam und verbannt!

Wie warm, lebendig und zugleich wie räthſelhaft durch jenes in der Natur des menſchlichen Geiſtes tief begründete Gefühl des Widerſpruches, iſt Hebbel's Gedicht:

Geneſungsgefühl.

(S. [illegible].)

Ich habe mit dem Tod gerungen,
Er griff nach mir mit eil'ger Hand;
Er hat mich dennoch nicht bezwungen,
Ich hielt ihm feſten Muthes Stand,
Ich ſprach: ich kann und will nicht glauben,
Daß Gott mein Leben fordern läßt,
Du willſt mir's eigenmächtig rauben,
Und darum halt ich's männlich feſt.

Doch jetzt, da alle Kräfte quellen,
Da heiß in reger Schöpfungsluſt
Die Lebenskeime wiederſchwellen,
Als wärt' es Lenz in meiner Bruſt;
Da mir der Herr vergönnt, aufs Neue
Ein Kind zu ſein, in mich verſenkt,
Daß, wie voreinſt der Mutter Treue,
Jetzt Erd' und Himmel freundlich tränkt,

Jetzt drängt's mich ſchier, daß ich dies reiche,
Dieß heil'ge Leben ohne Graus
Dem Tode freudig überreiche,
Wie einen friſchen Blumenſtrauß,
Auf daß er ihn mit leiſem Grüßen,
So duftig und ſo thauig blank,
Still lege zu des Ew'gen Füßen,
Als meiner Seele reinen Dank.

Auch an humoriſtiſchen und ſcherzhaften Muſenliedern fehlt es nicht, und es wird uns Jedermann Dank wiſſen für die Anführung der beiden folgenden:

Neues Kuckukslied,

von Daniel (S. 162). *)

Kuckuk, ich habe dich lieb gehabt
Und gern dir zugehöret:
Wahr iſt's; doch jetzo iſt tauſendfach
Noch mein Reſpekt vermehret:
Man ſpricht, du ſeiſt ein mächtiger Mann,
Komm, ſag es mir verſtohlen:
O Kuckuk, lieber Kuckuk du,
Kannſt du denn einen holen?

Da plagt mich einer für und für
Mit Läſtern und mit Toben,
Die Welt mag drehen um und um,
Der Schreihals iſt ſtets oben.
Ganz Ohr bin ich, weil leider er
Ganz Maul iſt unverholen:
O Kuckuk, lieber Kuckuk du,
Kannſt du den Kerl nicht holen?

Ein anderer ſchleicht um mich herum,
Und wirft ſo liebe Blicke,
Sein Wort, das triefet wie Honigſeim,
Doch innen wohnt die Tücke.
Gar gern hätt' ich ihm eins verſetzt
Auf ſeine Katzenſohlen:
Sprich Kuckuk, lieber Kuckuk du,
Kannſt du den Kerl nicht holen?

Nun kommt das Schlimmſte dir noch zuletzt,
Drum ſchärfe deine Fänge:
Da plagt mich drinnen ein böſes Weib
Und treibt mich in die Enge.
Der leidge Satan wohnt in ihr,
Die Augen glühn wie Kohlen:
O Kuckuk, lieber Kuckuk du,
Kannſt du das Weib nicht holen?
Kannſt du die führen ins Pfefferland;
Wer iſt auf Erden reicher?
Lieb Vogel, gieb als Genoſſen ihr zu
Den Schreihals und den Schleicher.
Kannſt du es nicht, iſt alles aus,
Und dann nur Gott befohlen!
Dann Kuckuk, lieber Kuckuk du,
Kannſt du mich ſelber holen.

Der Korbträger,

von A. Bachmann. (S. 195).

Körbe trag ich, kommt herbei!
Körbe, Körbe mancherlei!
„Ach, er hat ſo ſchwer zu tragen,
„Ach, wie dauert uns der Mann!" —
Spart das Mitleid, ſpart die Klagen,
Schaut nur erſt die Körbe an,
Und mir ſelbſt ſchaut untern Hut:
Friſch iſt noch mein Lebensmuth!

Den — erhielt ich, weil ich frei
Schalt des Walzens Raſerei: —
Jetzt, ach, ſchleichet Malchens Hülle,
Hohlen Aug's dem Gatten nach,
Der von ihres Lebens Fülle
Volle Früchte ſich verſprach.
O der ehelichen Pein!
Gott ſei Dank! der Korb iſt mein!

Dies Geflecht hier, groß und grau,
Gab mir Wilhelms zarte Frau,
Seht! ihr blaues Aug' entzücket,
Ihre Red' iſt Honigſeim,
Ihre Engelsmild' entrücket,
Und — ein Teufel ſpukt daheim! —
Ey! wie trüglich iſt der Schein!
Gott ſei Dank! der Korb iſt mein.

Agnes, die mir dieſen gab,
Schwur mir Liebe bis in's Grab; —
Zwar noch ſind wir Beid' am Leben;
Doch, als jüngſt das Glück ihr bot
Was das Spinnrad nicht gegeben,
Nahm ſie plötzlich mich für todt. —
Lieferant blos ſollt' ich ſein!
Ei wie gut! der Korb iſt mein!

„Hülle doch den Buſen," — ſprach
Ich zu Lorchen, und — ſie brach.
Seit ich dieſen Korb da hatte,
Flocht ſie keine Körbe mehr:
Darum ſchreitet auch ihr Gatte
Manigfach gekrönt einher! —
Solchen Kopfputz trug auch ich,
Liebes Körbchen, ohne dich!

Schlicht war Röschen ohne Zier:
Welch ein Loos verſprach ich mir!
Ha ſie opfert mich dem Schimmer,
Fährt im Phaeton dahin,

Federn, Atlas, Steingeflimmer
Sind der Untreu Prunkgewinn!
Bald bankrout wird Männchen ſein!
Gott ſei **Dank**! der Korb iſt mein!

„Wen zieh ich dem Andern vor?“
Schwankte Minchen: ich verlor!
Erſt ſeit Er ſie ausgeſchlagen,
Reut ſie's, daß ſie je geſchwankt,
Hat nun oft ſchon unter Klagen
Ihren Korb zurück verlangt.
Nun erſt bin ich gut? wie fein!
Großen Dank! der Korb iſt mein!

Drum ihr Leutchen, ſchaut nur her:
Meine Körbe ſind nicht ſchwer.
Ich beſchied mich: hier auf Erden
Kann und ſoll ich, armer Wicht,
Nur durch Körbe glücklich werden,
Aber durch die Liebe nicht!
Der, mit dem ſie nicht blos ſpielt,
Hat das große Loos erzielt! —

Von Gedichten der erzählenden Gattung, die überhaupt bei weitem weniger als die lyriſche bedacht worden iſt, kann als kernig und wohlgelungen S. 181 bezeichnet werden:

Das Lied vom Preußiſchen Wein,

von H. Hagendorff.

Herr Pfennig ſaß vor Zeiten
Zu Danzig im Senat;
Man grüßte ſcheu von Weiten
Den einz'gen ſchlimmen Rath;
Denn er ließ Münzen ſchlagen,
So klein und ſchlecht zumeiſt,
Daß man in unſern Tagen
Sie ſtets noch Pfenn'ge heißt.

Doch als er viele Jahre
Das arme Volk gequält,
Und endlich auf der Bahre
Starr da lag und entſeelt,
Da las man keine Meſſen,
Man höhnte ſeinen Sarg
Und — gab ein Jubeleſſen,
Als ihn die Erde barg.

Nun hatte gerade Muße
Der Teufel in der Höll',
Und mit dem Pferdefuße
Hinkt' er zur Grabesſtell',
Dacht' an Herrn Pfennigs Leben
Und wie er ihn geliebt,
Und fühlt ein traurig Beben
Und wurde ſehr betrübt.

Er fluchte dem Senate,
Der bei dem Freudenmahl
Im feſtlichen Ornate
Ließ kreiſen den Pokal.
„Oho! ihr durſt'ge Seelen,
„So ehrt ihr meinen Sohn?
„Ei, wahret eure Kehlen,
„Ich geb' euch guten Lohn.“

Und all die dicken Fäſſer,
Gefüllt mit Preußenwein,
Sah'n ſtaunend bald die Eſſer
Sich heben vom Geſtein;
Hinaus zum Fenſter ſpringen
Die Fäſſer gar geſchwind,
Daß hell die Scheiben klingen
Und ſchier zerbrochen ſind.

In Chriſtburg, wo einſt prächtig
Ein Schloß der Kreuzherrn war,
Die, hochgeehrt und mächtig,
Geherrſcht hier manches Jahr, —
Da ließ der Teufel halten
Die Fäſſer auf dem Berg
Und thät ſchnell umgeſtalten
Herrn Pfennig zu 'nem Zwerg.

Und in des Schloßbergs Mitte
Muß nun Herr Pfennig ſein
In einer Sandſteinhütte,
Als Hüter bei dem Wein,
Und ſoll des Weines wahren
In öder Felſenkluft,
Bis nach viel tauſend Jahren
Ihm die Erlöſung ruft.

Jedoch ſo lang verborgen
Der Wein liegt im Geſtein
Zieht man, mit Müh' und Sorgen,
In Preußen keinen Wein;
Verdorret ſind die Reben,
Kaum reifet noch die Frucht,
Die bei Herrn Pfennigs Leben
Das Ausland ſelbſt geſucht.

Die Danz'ger Senatoren
Sind durch ihr Feſtmahl Schuld,
Daß wir bei uns verloren
Des Rebenſaftes Huld.
So melden's alte Kunden
Und nun weiß jeder Chriſt,
Weßhalb bis heut geſunden
Bei uns kein Weinſtock iſt.

Obgleich nun dieſe Proben, mit den obigen berühmten Namen zuſammengehalten, im Ganzen ein günſtiges Reſultat auch für die Ausführung — vom Unternehmen haben wir bereits oben geſprochen — begründen, ſo kann man ſich doch nicht verhehlen, daß die Redaktion wohl noch beſſer hätte unterſtützt werden können, damit ſie nicht durch den Mangel an gediegeneren Arbeiten in die Verlegenheit verſetzt worden wäre, einer Menge unbedeutender Kleinigkeiten, die höchſtens das Verdienſt einer leichten Verſifikation beſitzen, den Zutritt zu einem Unternehmen des Geſammtvaterlandes bloß deßhalb geſtatten zu müſſen, daß doch ein anſtändiges Volumen angefüllt werden könne. Denn zur Ehre der deutſchen Sängerwelt können wir unmöglich glauben, daß Dinge wie: Der gebackene Kuß (baiser); das Fieber; der Krieger; Liebeswünſche; Liebesfeuerzeug; Apotheoſe; Trübes Wetter; Mücklein; Aſchenbrödel; Fiſcherin; Briefträger; einſamer Schnitter u. dgl. unter jene Produkte gehören, die den Typus deutſcher Dichtkunſt darſtellen und ſomit geeigenſchaftet wären, die Vertreter der vaterländiſchen Poeſie zu bilden. Es mogen mitunter artige Genre-Bildchen ſein, die uns im Vorübergehen unterhalten und die wir zur Zerſtreuung von ernſtern Schöpfungen gern durchblättern; aber von dieſen ernſtern, erhabenen Produkten hätten wir der Redaktion mehr gewünſcht, denn wir ſind überzeugt, daß ſie in dieſem Punkte unſre Anſicht theilt. Noch müſſen wir uns, ohne übrigens in eine nähere Beurtheilung der einzelnen Leiſtungen eingehen zu können, gegen das Einſchieben ausländiſcher Phraſen in deutſche Gedichte und vor allem tragiſchen Inhalts laut erklären. Wenn ſchon jede Stammſprache auf ſtrengſte Reinhaltung ſehen muß, ſo dürfen ſich Dichter um ſo weniger ſolche Verwälſchungen und Verfälſchungen zu Schulden kommen laſſen, zumal wenn dieß ſo leicht vermieden werden kann, wie S. 43 ff. und 122 ff.

Was die Ausſtattung betrifft, ſo ſteht der Almanach hierin keinem ſeiner Brüder nach. Mendelſohn-Bartholdy ſchmückte ihn mit dem Quartettſatz eines Gedichtes von Rückert, und zwei Stahlſtiche, wovon das Titelblatt Rückerts Büſtenbildniß enthält, zieren das Werk, obgleich wir auch in Bezug des Titelblattes eine ſinnigere Compoſition wünſchen mochten.

So ſehen wir denn mit Hoffnung und Erwartung dem nächſten Jahrgange dieſes Unternehmens, das uns durch Tendenz und Ausführung gleich intereſſirt, entgegen, und indem wir der Redaktion eine recht kräftige Unterſtützung und die allgemeinſte Theilnahme wünſchen, ſo erklären wir mit Vergnügen, daß der deutſche Muſenalmanach hinter keinem ſeiner Genoſſen zurückbleibt, und wir unſere Bemerkungen nur deßhalb laut werden ließen, weil wir die regſte Theilnahme von Seiten der deutſchen Dichter als nothwendig erachten, um ein Nationalwerk, der Würde unſers Vaterlandes gemäß, aufrecht zu erhalten.

---

2)

Mit dem 1. Januar 1840 begann die in Leipzig erſcheinende

Allgemeine Preßzeitung,

redigirt unter der Leitung von Dr. J. E. Hitzig, ihren dritten Jahrgang und fügte zu ihren wöchentlich erſcheinenden Nummern auch noch eine Bibliographie der in- und ausländiſchen Litteratur und ein Recenſionsverzeichniß. —

Die Tendenz der Zeitſchrift, von der wöchentlich 2 Nummern erſcheinen, iſt:

1) Nachdruck. Die verheißene Reviſion der Bundesgeſetzgebung von 1837 im Jahre 1842 fordert dringend zur Herbeiſchaffung neuer Materialien auf. Abgeſehen davon, daß die dramatiſche und journaliſtiſche Litteratur noch gänzlich verwaiſet geblieben ſind, iſt es dem Geſetzgeber bisher auch nur gelungen, den unzweifelhaften Nachdruck zu fixiren, der ſich zum verſteckten etwa wie Diebſtahl zum Betrug verhält. Erſt dann, wenn das grobe Plagiat, die freche Compilation, das Umſchmelzen ein und desſelben Stoffes in die eben im Schwange gehenden Formen der litterariſchen Fabrikation, Manipulationen, denen gerade die mühſamſten Werke wiſſenſchaftlicher Forſchung am meiſten ausgeſetzt ſind, zur Entſcheidung des Richters gebracht werden; erſt dann wird das Geſetz fördernd und regulirend auf den Zuſtand der Litteratur einwirken. Und hiezu beizutragen, wird das Hauptaugenmerk der Preßzeitung ſein.

2) Das Verhältniß des Autors zum Verleger. Der Verlagsvertrag.

3) Das Verhältniß der Autoren untereinander und zum Publikum. Stellung des Autors in der Welt, Einfluß der Preſſe. Litterariſche Sitte. Die Injurien der Schriftſteller u. ſ. w.

4) Das Verhältniß der Litteratur als Maſſe zum Publikum. Hierher gehören: litterariſche Statiſtik, Produktion und Conſumtion, Abſatz neuer und älterer Bücher und Vertheilung desſelben in den Ländern deutſcher Zunge.

*

5) Der buchhändleriſche Verkehr und das Publikum. Auf welche Weiſe iſt dafür geſorgt, daß das Publikum überall in beſtändigem Rapport mit der Litteratur erhalten werde? Journale, Leſevereine, Leihbibliotheken. Wie iſt der Antheil des Publikums beſchaffen, und welche beſondere Richtungen deſſelben machen ſich bemerklich? Ausſtattung, Bücherpreiſe.

6) Die innere Organiſation des Buchhandels.

7) Die Litteratur und der Staat. Geſetzgebung und Ausübung der Cenſur. Repertorium aller neu erſcheinenden Geſetze in den deutſchen Bundesſtaaten.

8) Die Geſetzgebung des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, und die Bedingungen des litterariſchen Verkehrs in jenen Ländern ſind ebenfalls in den Kreis unſerer Betrachtungen zu ziehen, da ein litterariſches Völkerrecht (international law) ſich vorbereitet, deſſen Anfänge und Entwickelungen zu verfolgen vom höchſten Intereſſe iſt.

9) Beurtheilung von Schriften und Abhandlungen, welche die eben beſprochenen Themata behandeln.

10) Bekanntmachungen.

Dies Unternehmen, von Anfang an mit Beifall aufgenommen, hat während ſeines Beſtehens ſich vielfache Verdienſte erworben, Verdienſte, die um ſo größer ſind, als der bebaute Boden bis jetzt wenig cultivirt ward. Zwar beſtehen mehrere Blätter für Buchhändler: ſie dienen aber weniger dem allgemeinen als den ſpeziellen Intereſſen des Buchhandels. Die vorliegenden Hefte enthalten eine Maſſe intereſſanter — meiſt praktiſch gehaltener Artikel über die eben erwähnten Punkte. —

In der „*Bibliographie*“ hat die Redaktion dem Publikum ein werthvolles Geſchenk beigefügt. Je größer die litterariſche Produktivität Deutſchlands iſt, je nöthiger wird es, ſchneller, als durch die üblichen Meßkataloge geſchieht, Kenntniß von den erſchienenen Neuigkeiten zu erlangen. Die „*Bibliographie*“ giebt ſie nicht alleine, ſondern auch ſyſtematiſch geordnet, und unter Beifügung deſſen, was in Frankreich, England, Italien, Schweden, Dänemark erſcheint, und leiſtet daher mehr als alle bisher erſcheinenden Zuſammenſtellungen.

Das Rezenſionenverzeichniß endlich giebt zwar nur eine Ueberſicht aller derjenigen Schriften, welche ſo glücklich waren, irgend eine Beurtheilung in einem der vielen Journale zu erlangen, welche ſich mit Recenſionen befaſſen. Dieſes Verzeichniß iſt aber um ſo angenehmer, als bisher Autor und Verleger blos dem Zufall zu danken hatten, wenn ihnen eine Recenſion zu Geſicht kam: denn wenige Bibliotheken, Leſevereine ꝛc. werden alle recenſirenden Journale vereinigt beſitzen, und wenn ſie auch irgendwo beiſammen wären, welche Zeit, Mühe und Anſtrengung erheiſchte es, um alle Blätter durchzugehen? Hier findet man auf einen Blick *was* und *wo*. —

Möge das Streben der Redaktion durch Anerkennung, die Opfer des Verlegers durch entſprechenden Abſatz belohnt werden!

---

3) Kaiſer Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Theilnehmer und Freunde des Maskenzugs der Künſtler in München am 17. Febr u. 2. März 1840, von Dr. Rudolf Marggraff. Nürnberg im Verlage von Friedrich Campe. 1840.

Dieſes Werk iſt nicht der letzte Beweis des wiſſenſchaftlichen Eifers und der künſtleriſchen Liebe, womit jener große Maskenzug, das Phänomen des diesjährigen Münchner Karnevals, ausgeſtattet wurde. Auf wenigen Seiten finden wir hier die Ausbeute gewiß mühſamer Nachforſchungen, die geſchickte Zuſammenſtellung ſonſt weit zerſtreuter Aufſchlüſſe, kurzum das vollſtändige Gemälde der Geſtalten, die, als Kunſtgebilde, an zwei unvergeßlichen Abenden, gleich Träumen, vor uns vorübergingen.

Dank einem Fleiße, der in Monaten die Arbeit von Jahren zu vollenden vermochte, iſt der Zug nun zu einer *Gallerie* geworden, die, in ſo fern die vorliegende Schrift ſeine ganze Bedeutung „als ein charakteriſtiſches und mannigfaltiges Bild deutſchen Lebens aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts“ herausſtellt, eine Lebensfülle bewahrt, welche denjenigen, die zu München des herrlichen Schauſpiels Zeugen waren, den Genuß der Erinnerung verdoppelt, und es den damals nicht Anweſenden mit aller Anſchaulichkeit vor die Seele bringen kann.

Der Grundgedanke dieſer ſo unvergleichlichen Darſtellung, in ſeiner dichteriſchen und hiſtoriſchen Tiefe und allen ſeinen glücklichen Nebenbeziehungen, iſt in der kurzen Einleitung bündig und erſchöpfend entwickelt. Mit Recht ſagt der Verfaſſer: „Dieß war ein Gedanke, welcher leicht und um ſo eher bei den Künſtlern Münchens entſtehen und Wurzel faſſen konnte, als ſich hier unter Königlichem Schutze, mehr als irgendwo, ein reiches, vielgeſtaltiges Kunſtleben in unbefangenem, rüſtigen und gemeinſamen Schaffen herausgebildet hat. Zu der großen nürnbergiſchen Kunſtepoche zwiſchen den Jahren 1420 und 1530 bietet nur München in unſerer Zeit eine verwandte und entſprechende Erſcheinung dar. Der Gedanke an die Nähe des ſchönen Enthüllungsfeſtes der Albrecht-Dürer-Statue in Nürnberg, des erſten öffentlichen Denkmals dieſer Art, das in unſerm Vaterlande einem Künſtler errichtet wird, mochte das Seinige dazu beitragen, den einmal gefaßten Beſchluß in der bezeichneten Weiſe zur Reife zu bringen.“ —

Alles Feierliche einer geſchichtlichen Erſcheinung, alle Pracht eines Feſtſchauſpiels und alles Brüderliche eines vereinten Künſtlerſtrebens boten ſich hier die Hand und zauberten ein vergangenes Jahrhundert herauf, das majeſtätiſch, ſcherzend und heiter durch unſere gedrängten Reihen zog, manche Begeiſterung verjüngte, und manchem jungen ſich ſelbſt noch nicht ahnenden Dichter ſein erſtes Lied mag geſchenkt haben.

Warum konnten Göthe und Walter Scott nicht dieſen Feſtzug ſchauen?

Hätte doch, um etwas minder kühn zu wünſchen, Marggraffs Schrift an dieſem Abend ſchon in allen Händen ſein können, um den unermeßlichen Reichthum des vorhandenen poetiſchen Stoffes überſehen zu laſſen, den er auf wenige Blätter zuſammendrängte und wo einerſeits das Ueberſtromen der Materialien, anderſeits das mühſame Ausfüllen vorhandener Lücken, eine geſchmackvolle Kritik und einen unermüdeten Fleiß erfoderte. Die Abtheilungen: Die Meiſterſänger, S. 12, — Hans Sachs, S. 16, — Albrecht Dürer, S. 62 — Kaiſer Maximilian, S. 108 — ſind Aufforderungen zu zahlloſen Geſängen und Bildern.

Dieſe Schrift iſt ein würdiges Denkmal jenes künſtleriſchen Traumes, „deſſen Strahlen, wie der Verfaſſer ſagt, in den Herzen der Theilnehmenden nachzittern werden.“ — Die Hoffnung, von der Hand der Meiſter, die ihn verwirklichten, die Abbildung dieſes einzigen Schauſpiels zu beſitzen, iſt nicht in Erfüllung gegangen; deſto werthvoller ſind uns die geiſtvollen Blätter, wo wir, wie an Dichterhand, den Zauber erneuen können.

Maltitz.

Aus Franken

von

Dr. Wolfgang Stich.

Bamberg, 5. Juni 1840.

Nicht eher fand ich die Stimmung, Ihnen aus dem geſegneten Franken zu ſchreiben, als jetzt, wo die Natur ihre volle Herrlichkeit entfaltet, und Frühlingsluſt auf allen Höhen und in allen Thälern blüht. Wie ſollte ſich auch während des Winters etwas darbieten, das mit dem Leben Ihrer Hauptſtadt wetteifern konnte? Dort thront die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Salonherrlichkeit; dort blüht während der Winterabende ein tauſendblumiger Frühling, wenn auch ein künſtlicher; Caſcaden ſchäumen, Vulkane glühen, Mondenſcheine blinken, Abendröthen leuchten, Frühlingswetter donnern, und Nachtigallentriller locken — wenn auch nur auf der Bühne. Und wie ſinnvoll, mit welchem Aufwand von Geſchmack und Erfindungsgeiſt haben Sie den Karneval, an deſſen Exiſtenz man zu zweifeln anfängt, aus den alten luſtigen Bezirken heraufbeſchworen! — Aber es kommt die Hore des Frühlings; und plötzlich verlieren dieſe bunten Scenen, dieſe rauſchenden Feſte, dieſe geſchmückten Säle einen großen Theil ihres Reizes und Glanzes. Man ſpäht nach andern Blumen, als denen der Kunſt; das Herz verfängt andere Illuſionen, als die der Kunſt; die Natur tritt in ihre Rechte, und die Kunſt zurück. Die Primula des Lenzes iſt lieblicher als der Lilienſtengel Oberons; das Alphorn im Hochgebirge tönt melodiſcher als das Zauberhorn des Elfenkönigs; und die Primadonna wird vergeſſen über den Trillern der wirklichen Nachtigall. Nun denn in ſolchem Momente, wo die Natur elektriſch durch die Herzen zuckt, und ihre Luſt die Lebensgeiſter umfängt, in ſolchem Moment will ich nicht in ſchwachen Nachklängen vergangene Winterfreuden erwecken; alſo nichts vom Theater und der Primadonna, die in der Perſon von Fräulein de Valeſi unſere Oper ſchmückt, und was Sicherheit und Reinheit des Tons, und kunſtgemäße Ausbildung betrifft, mit jeder ſonſt geprieſenen Sängerin vieler Hauptſtädte wetteifern kann; — nichts vom Karneval, von dem die Sage geht, daß er in unſerer klugen Zeit eine Anomalie ſei, und wie ſehr er ſich auch mit künſtlich erdachten Einfällen, Kenntniß alter Koſtüme, Geſchmack und Kunſt herausputzt, dennoch nur eine Copie alten, urſprünglichen, aus der Volksluſt ſelbſt entſproſſenen, aus dem echten Narrenquell fließenden Humors ſei. Alſo nichts, oder nur wenig von Alledem! Aber ein Bild dieſer herrlichen Natur, wie ſie jetzt die ſieben Hügel Bambergs frucht- und ſegenreich umgiebt, möchte ich im Stande ſein, Ihnen wiedergeben zu können; dieſes nicht groteske, kühne, wilde, nein — liebliche, ſanft in einander fließende, heitere Naturſpiel von Hügeln, Höfen, Buchten, Thalkrümmungen, Ebenen, wo alles blüht, reift, grünt und Luſt und Leben athmet, — dieſes möchte ich Ihnen ſchildern können. Düſtere Wälder, himmelſtarrende Felſen, ſchroffe Gebirgswände, dunkle Seen, wilde Contraſte, gewaltige Maſſen würden ſich in dem Bilde nicht finden; aber unendlich reizende Manichfaltigkeit, eine ſanfte Mäßigung und harmoniſche Verbindung aller einzelnen Theile zu einem Kunſtganzen, und der Hauch der friſcheſten Heiterkeit würden dem Bilde einen unvergleichlichen Zauber leihen. — „Nicht Italien (ſo rief jüngſt eine Stimme in einem der geſchätzteſten Blätter Deutſchlands in Bezug auf die Herrlichkeit Süddeutſchlands) — nicht Italien, nein! Franken und Schwaben iſts, wo das Leben noch ein Leben iſt!“ — In der That, wer kann Franken betreten, ohne nicht von allen trübſeligen Grillen geheilt, im Innerſten erfriſcht zu werden, und einen heiteren liebesfreudigen Blick in die Welt zu werfen? Dieſe Manichfaltigkeit von Thal und Hügeln, dieſe duftige Ferne, dieſe blühenden Fruchtgehege, — endlich dieſer rührige, geſunde, heitere Menſchenſtamm, der bei aller Anhänglichkeit an alte Sitte doch ſtets eine lebendige Genußfähigkeit zeigt, und auch in der bunteren Volkstracht und der Liebe zu heiteren Farben einen frohen Weltſinn offenbart, — all das erfüllt mit dem frohen Bewußtſein, daß die Gegend von einem ſegnenden Naturgenius bewohnt werde, der ſeine Lebensfülle rings ausbreitet, und wo ihm Raum wird, ſeine Macht zeigt, er mag nun die Rebblüthe reifen laſſen, oder in Geſtalt eines rieſigen Spargels aus der lockeren Erde hervorbrechen. Doch ſuchen wir einen Punkt, von wo ſich alle Naturſchönheit in ein herrliches abgeſchloſſenes Bild zuſammendrängt! Wir ſind in Bamberg. Alles weiſt uns auf die Altenburg und zwar zur glücklichſten Stunde, in den Tagen, wo dort das Maifeſt gefeiert wird. Dort von der Thurmhöhe tritt uns das herrliche Panorama von allen Seiten entgegen, und erpreßt jedem, der die Umſchau genießt, den Ausruf des Entzückens und der Bewunderung. Der Gang zur Altenburg iſt ſucceſſiv vorbereitend. Mit jedem Hunderte von Schritten erweitert oder ſchließt, begrenzt oder dehnt ſich die Ausſicht; mit Wohlgefallen ruht der Blick bald auf den Rebhügeln, Saatgefilden, Fruchthöhen, die in unmittelbarer Nähe ſammt dem herrlichen Dom an den Fuß der Altenburg ſich hinlehnen; oder er verliert ſich gegen Banz und Koburg hin in unbegrenzte Ferne; nirgends iſt ein Punkt, der ſich nicht harmoniſch dem maleriſchen Ganzen anſchließe. Rings umher liegen in der blühenden Landſchaft die Vergnügungsörter, wohin an Feiertagen die Menge ſtrömt: das freundliche Wildſorg, Hallſtadt, Aurach, Dobering, wo das Nektarbier oder der Biernektar aus Felſenkellern quillt; und den unvorſichtigen Fremden mit nichtgeahnten Wirkungen bacchiſchen Taumels überraſcht. Viel

Alterthümliches der Altenburg iſt durch die regelnde Hand verſchönernder Civiliſation verwiſcht, mit Kalk übertüncht, um die Schauer der Vorzeit zu mildern. Ein Ultra-Romantiker würde dagegen höchlich eifern, die Integrität vorzeitlicher Reſte neben ewigblühender Natur, die Burg-Ruine neben den blühenden Farben der Gegenwart würde ihm die höchſte Schönheit ſein; er würde es vorziehen, auf ungebahnten Wegen zum Ritterburgjungfräulein emporzuſteigen durch üppig wucherndes Unkraut; wogegen ihn jetzt eine zierliche Allee emporführt. Hat doch der Dom, dieſes in ſeiner Art einzige Baudenkmal, durch die Reſtauration und künſtleriſche Einſicht ſeine urſprüngliche Einfachheit wiedererhalten; warum ſchützte man nicht auch die Burg vor Neuerungen? —

Der Lieblingsvergnügungsort der Bamberger iſt der nahe an der Stadt gelegene wunderſchöne Thereſienhain, und nicht weit davon das freundliche Bug, zu dem immer bereit gehaltene Kähne um zwei Kreuzer die Spaziergänger überſetzen. Hier verſammelt ſich Bambergs elegante Welt, und das ſchöne Geſchlecht überbietet ſich an Kunſt der Toilette, wie man denn überhaupt ſagen kann, daß hier die Mode ihre volle Herrſchaft behauptet und all ihre raſchen Uebergänge und Verwandlungen offenbart. Abends fährt man gemächlich, von Harmoniemuſik begleitet, den Strom hinab der Stadt zu, und genießt ruhig die zauberiſche Abendbeleuchtung, und den Anblick der Fruchthöhen. Solche Stromluſtfahrten im Großen veranſtalten die Geſellſchaften Harmonie und Concordia während des Sommers mehrmals. Beide Geſellſchaften bieten, jede in ihrer Art, das gemüthlich freieſte Leben und Vergnügen; und die Harmonie beſitzt zugleich eine reiche Lektüre, die an Umfang der Ihres litterariſchen Vereines gleichkommt. Der heiterſte Frohſinn und ungeſtörtes Behagen herrſcht hier überhaupt im geſelligen Verkehr, und ſonderbar klingt es, daß Hoffmanns grimmige Humoresken und düſtere Phantaſieſchöpfungen in ſo heiterer Umgebung entſtehen konnten. Wie der Verehrer Jean Pauls das freundliche Baireuth mit Phantaſie und Eremitage und das Häuschen der Rollwenzel an der Straße nach der Eremitage beſucht, um das irdiſche Terrain für die Schöpfungen des Genius zu rekognosciren, ſo werden bald Engländer „die klaſſiſch dumpfe“ Stelle wittern, wo der Geſpenſterbeſchwörer Hoffmann hauſte. Oft, wenn ich im Harmonie-Leſelokale ſitze, und mir von ohngefähr ein Journal in die Hände kommt, worin ich Nachklänge der Phantaſieſtücke vernehme, ſchweift mein Seitenblick nach dem kleinen ſchmalen Häuschen am Theaterplatze, wo der gequälte Kreisler-Hoffmann die Geiſter der Romantik in ſein enges Dachſtübchen citirte, und wohin er, todtgeärgert von der Alltagswelt, verfolgt von den Dämonen ſeiner Bruſt, zurückkehrte. Wäre der Unglückliche nicht ſeinen feſſelloſen Träumen unterlegen, wäre er nicht verurtheilt geweſen, eine harthörige Muſikantentruppe einzuexerziren, — hätten die freundlichen Bilder der Umgegend in ſeiner Phantaſie die Oberhand erhalten, — ſo hätte die deutſche poetiſche Litteratur vielleicht ſtatt der nächtlichen Phantaſieſtücke liebliche Idyllen-Gemälde, wo ſtatt des verzweifelnden Humors die naive Poſſe und die freie Laune ihr heiteres Spiel trieben. So aber fand Hoffmann keine Brücke zwiſchen der gemeinen Wirklichkeit und ſeinen träumeriſchen Idealen; beide ſtehen ſich ſchroff gegenüber, und es entſprang eine Romantik, wunderbar, unheimlich, und mit Verzweiflung erfüllt. Ich kann hier Hoffmann's nicht erwähnen, ohne eines hieſigen Litteraten zu gedenken, Z. Funk, der durch ſeine biographiſchen Schriften über Jean Paul, Hoffmann, Iffland, Devrient ſich um Deutſchlands Litteratur hochverdient machte. Das Eigenthümliche ſeines litterariſchen Wirkens iſt, daß ſeine Schilderungen (man erinnere ſich an ſein erſtes Zuſammentreffen mit Jean Paul) aus dem Leben, aus dem perſönlichen vertrauteſten Umgange mit den geſchilderten Männern hervorgingen. Höchſt intereſſant für die Bühnentradition und jedem mimiſchen Künſtler zu empfehlen ſind ſeine Mittheilungen über Iffland und Devrient. Zu wünſchen wäre nur, daß Funk's gründliche Bühnenkenntniß, die ſich auf alles Techniſche ſowohl als auf das höhere Kunſtverſtändniß ausdehnt, einer Hofbühne zugewendet würde.

Doch unvermerkt wurde ich aus dem Kreiſe des Naturbildes in den Kreis des litterariſchen und geſelligen Lebens gezogen, von dem ich Ihnen in der Folge. wenn Sitte und Verkehr des ſchönen Frankenlandes im Verlaufe der Sommer- und Herbſtzeit mir manches heitere Weltbild dargeboten haben werden, nicht ſäumen will, eine freie Copie zu geben.

Denk- und Meldetafel.

Philaret Chasles kündet im Journal des Debats den von ihm gemachten Fund eines bis jetzt allen Bibliophilen unbekannt geweſenen Büchleins an, welches über die Jugend der Frau v. Sevigné, (wie bewußt, die Konigin aller weiblichen Correſpondenten) große Auskünfte ertheile und eine ihrer Jugendfreundinnen zur Verfaſſerin habe. Nach dieſem Werke war die Jugend dieſer unerreichten Briefſtellerin eine ſehr ritterlich-abentheuerliche durch den thätigen und enthuſiaſtiſchen Antheil, welchen ſie an den Scenen der berühmten Fronde nahm, der ſie mit Seele und Leben zugethan war.

Rom beſitzt einen ausgezeichneten Dichter in Belli, dem Verfaſſer der Volksſonette, die er in einem Bändchen herausgab. Das Beſte, was er geſchrieben, lebt jedoch nur im Munde des Volkes und kann nicht gedruckt werden. Die Gegenſtände ſeiner Sonette nimmt er aus dem römiſchen Alltagsleben, es ſind Gemälde in Pinellis Manier. Sie ſind meiſt im römiſchen Dialekte geſchrieben. Von denen, die ſich ins Gedächtniß des Volkes geprägt, ſind beſonders beliebt: der Nationalgarde, der höchſt naiv erzählt, wie er bei Nacht in den Straßen von Rom durch Räuber angefallen wurde und in welchen Schrecken er gerathen ſei, und die Meinung der gemeinen Leute über das päbſtliche Anlehen bei Rothſchild.

Der Scriptor der vaticaniſchen Bibliothek, Maſſi, iſt mit einer ſehr intereſſanten Arbeit beſchäftigt. Wie bekannt iſt der Zeitraum der italieniſchen Dichter, die dem großen Dante voranstraten, bis jetzt ſehr räthſelhaft geblieben. Zwar hat Graf Perticari einiges Licht über ſie verbreitet doch ein früher Tod ſetzte ſeinen Bemühungen ein Ziel. Herr Maſſi fand in der Bibliothek des Vaticans ein ſehr wichtiges Manuſcript, das weder den florentiniſchen, noch den palerm'ſchen Herausgebern der Dichter der erſten Litteraturepoche Italiens bekannt war. Dieſes Manuſcript enthält eine Menge ſchöner Sonette und Canzonen des Guido Guinicelli, Guittone d'Arezzo und Anderer. Es wird auf Subſcription herausgegeben werden.

Dieſes Jahr iſt für St. Petersburg durch ein Conzert zum Beſten des Kinderhoſpitals bezeichnet worden. Die glänzendſten Talente der hohern Geſellſchaft nahmen daran Theil; das zahlreiche Publikum vereinigte ſich in dem ſchönen adelichen Verſammlungsſaale. Der Enthuſiasmus, welchen die Leiſtungen der Künſtler hervorriefen, war außerordentlich. Zumal erregte der Geſang der Gräfin Roſſi, vormaligen Sonntag, allgemeines Entzücken. Sie trug die berühmte Hauptarie der Agathe im Freiſchütz, die Jedermann kennt, mit dem Reize der überraſchendſten Neuheit vor. In der Cavatine und dem Finale aus dem vierten Aufzuge des Meyerbeer'ſchen Roberts begeiſterte und rührte ſie alle Zuhörer, die ſie durch das berühmte ruſſiſche Lied „die Nachtigall“ zur höchſten patriotiſchen Begeiſterung erregte; mit ſoviel Innigkeit hatte ſie dieſe Nationalweiſe aufgefaßt und wiedergegeben.

◆

Die Geſchichte des Landes ſeit der Römerherrſchaft bis auf die Jeztzeit wird in dieſe Beſchreibungen verflochten, und geſammelt, was die Feder der Hiſtoriker ſeit Aventin für die Nachwelt niederſchrieb.

Daß aber nicht, wie es bei ähnlichen Werken nur zu oft der Fall iſt, eine ermüdende Einförmigkeit entſtehe, wird der Stoff bald aus dieſem, bald aus jenem Theil des Landes genommen, und ſo bei der Menge von Wiſſenswerthem, welches das Bayerland enthält, durch eine angenehme Abwechslung in der Wahl der Gegenſtände ein Gemälde geliefert, das bei der Billigkeit des Preiſes ſich Jedermann leicht anzuſchaffen im Stande iſt.

Damit auch endlich dieſe Beſchreibungen ſpäter nach Belieben geordnet werden können, wird jede auf einem neuen Blatt beginnen und dadurch das Auseinanderſchneiden möglich gemacht. — Die Abwechslung und Reichhaltigkeit des Werkes deuten einigermaßen im erſten und zweiten Hefte die in der Einfaſſung des Umſchlages aufgeführten Namen an. Was die Bearbeitung und äußere Ausſtattung betrifft, ſo gibt das ausgegebene Doppelheft, wie der Verleger, der Koſten und Mühe nicht ſcheute, hoffen zu dürfen glaubt, eine genügende Probe.

Kunſtblätter,

zu haben bei **Georg Franz** in **München:**

Total-Anſicht der Stadt von Nord-Oſt. Gez. von L. Lange, geſt. von E. Hofer. 15 kr.
Anſicht der Stadt München von Süd-Oſten. Gez. von L. Lange, geſt. von E. Grünwald. 15 kr.
Die Allerheiligen-Hof-Kirche. Gez. von H. Schönfeld, geſt. von E. Hofer. 15 kr.
Innen-Anſicht der Allerheiligen-Hofkirche, gegen den Chor. Gez. von Jodl und Wilder, geſt. von Poppel. (Mit k. allerh. Privilegium.) In 4°. Chin. Pp. 48 kr.
Die Baſilika St. Bonifazius, gez. und geſt. von J. Poppel. 15 kr.
Das Karlsthor. Gez. v. Hoffmeiſter, geſt. v. E. Hofer. 15 kr.
Die Glyptothek und Pinakothek. Gez. von L. Lange, geſt. von G. A. Müller. 15 kr.
Die Glyptothek allein, gez. u. geſt. von Poppel. 15 kr.
Das kgl. Hof- und National-Theater, gezeichnet und geſt. von J. Poppel. 15 kr.
Das Iſarthor. Gez. von L. Lange, geſt. v. G. F. 15 kr.
Die Ludwigskirche, Bibliothek und Ludwigsſtraße. Gez. von Bayrer, geſt. von C. Rauch. 15 kr.
Die Metropolitan- und Pfarrkirche zu U. L. Frau. Gez. von L. Lange, geſt. von G. A. Müller. 15 kr.
Innen-Anſicht der Metropolitan- und Pfarrkirche zu U. L. Frau, vom Hauptaltar aus. Gezeichnet von Jodl, geſtochen von Hoffmeiſter. (Mit kgl. allerh. Privilegium.) 15 kr.
Die neue Pfarrkirche der Vorſtadt Au. Gez. von L. Lange, geſt. von G. A. Müller. 15 kr.
Die Pinakothek, gez. u. geſt. von J. Poppel. 15 kr.
Das Rathhaus und ein Theil des Schrannenplatzes. Gez. von L. Hoffmeiſter, geſt. von Gerſtner. 15 kr.
Die k. Reſidenz. Königsbau gegen den Max-Joſephs-Platz, nebſt dem k. Hoftheater. Gez. von L. Lange, geſt. von G. A. Müller. 15 kr.
Die k. Reſidenz. Feſtſaalbau gegen den kgl. Hofgarten. Gez. und geſt. von Hoffmeiſter. 15 kr.
Der Schrannenplatz. Gez. von Lange, geſt. von Hoffmeiſter. 15 kr.
Das Kloſter Fürſtenfeld. Gez. u. geſt. von J. Poppel. 15 kr.

Inhalt:

Der Herzog von Reichſtadt. Eine biographiſche Skizze von Z—Z. . . . 193

Warum weinſt Du? Erlebniſſe eines Tages in Paris, von C. Fr. Ph. v. Martius. 201

Muſikaliſcher Sonnenaufgang. Mitgetheilt von Franz Grafen von Pocci. . . 205

Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur von 1810 bis in die neueſte Zeit, bearbeitet von A. v. Stieglitz. 207

Lyriſche Halle:

- An A. v. M., von J. Frhr. von Hammer-Purgſtall. 213
- Der Saal zu München, von Eduard Gehe. 213
- Thüringiſche Sage von Fr. v. Thierſch. 213
- Sommerreiſe, von F. A. Frhr. von Zu-Rhein. 214

Chroniſtiſches:

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Deutſcher Muſenalmanach für 1840. Erſter Jahrgang. Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, Fr. Rückert, N. Lenau, L. Bechſtein und Anderen. Leipzig bei Tauchnitz jun. 215

2) Allgemeine Preßzeitung, redigirt unter der Leitung von Dr. J. E. Hitzig. . . 219

3) Kaiſer Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Theilnehmer und Freunde des Maskenzugs der Künſtler in München am 17. Febr. und 2. März 1840, von Dr. Rudolf Marggraff. Nürnberg im Verlage von Friedrich Campe. 1840. 220

Aus Franken, von Dr. Wolfgang Stich. 221

Denk- und Meldetafel. 224

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut des Tarifs der k. k. öſterreich. Polizei und Cenſur-Poſtſtelle: halbjährig zu fl. 4. 24 kr.	Bei den **k. bayr.** Poſtämtern halbjährig im I. Rayon fl. 3. 32 kr. im II. „ fl. 3. 39 kr. im III. „ fl. 3. 43 kr.	Auf dem Wege des Buchhandels bezogen Ganzjährig fl. 7. — halbjährig fl. 3. 30 kr. vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein
unter Mitwirkung
von

Herzog Maximilian in Bayern, Hoheit. — L. Aurbacher. — Franz v. Baader. — Ludwig Bechſtein. — Al. Büſſel. — Louiſe v. Bornſtedt. — Ernſt v. Brunnow. — Fried. Beck. — J. G. Beilhack. — C. Bleſſig. — Wilhelm v. Chezy. — L. F. Deinhardſtein — Fr. Baron de la Motte Fouqué. — E. Frhr. v. Feuchtersleben. — C. Fernau. — Dr. Ernſt Förſter. — H. Fahrenbacher. — A. Franke. — Fr. Gehe. — v. Hammer-Purgſtall. — G. v. Heeringen. — Fr. v. P. Hocheder. — Franz v. Kobell. — L. A. Kaltenbrunner. — Friedr. Kölle. — Carl Ph. v. Martius. — Dr. Rudolf Marggraff. — Dr. Hermann Marggraff. — C. F. Neumann. — Franz Graf v. Pocci. — Otto Prechtler. — Dr. Quitzmann. — Dr. Georg v. Reinbeck. — Friedrich Rückert. — Fr. v. Schelling. — Eduard v. Schenk. — Steph. v. Schewireff. — Carl v. Schweizer. — G. H. v. Schubert. — Dr. Carl Seidel. — Dr. Söltl. — A. v. Sternberg. — Dr. Heinrich Stieglitz. — A. v. Stieglitz. — Dr. Wolfg. Stich. — C. A. Tiedge. — Friedrich Thierſch. — Carl Weichſelbaumer. — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Auguſt.
1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Bei demſelben Verleger iſt ferner erſchienen:

Abhandlung
über verſchiedene
im
Königreiche Bayern aufgefundene
# römiſche Alterthümer.
Von
Dr. Fr. Ant. Mayer,
Stadtpfarrer in Eichſtädt.
Mit 10 lithographirten Tafeln.

Schlett, Joſ., Prof.,
Ueber Römerſtraßen im Allgemeinen,
mit beſonderer Rückſicht
auf den
Iſarkreis des Königreichs Bayern.
Mit 1 Kupf. gr. 8. br. 45 kr.

Zeuß, Dr. K.,
Die
Herkunft der Bayern
von den Markomannen,
gegen die bisherigen Muthmaßungen bewieſen.
gr. 8. br. 54 kr.

Oberbayeriſches Archiv
für
vaterländische Geschichte,
herausgegeben
von dem
historischen Vereine
von und für
Ober-Bayern.

Zweiter Band. Erſtes Heft.

Inhalt.

I. Traditions-Codex des Collegiatſtiftes St. Caſtulus in Moosburg. Mitgetheilt von Max Frhrn. v. Freyberg, k. b. Staatsrath, Vorſtand des k. Reichsarchivs ꝛc. II. Ueber die literariſchen Leiſtungen des Kloſters Scheyern. Geleſen in der Plenar-Verſammlung des hiſtor. Vereins von und für Oberbayern den 2. December 1839 von Dr. Joſeph v. Hefner, k. Profeſſor ꝛc. III. Zur Geſchichte des Schloſſes Burghauſen. Mit einer Beilage, das Verzeichniß der Hauptmänner und Vicedome enthaltend. Geleſen am 2. Mai 1839 in der Generalverſammlung des hiſtor. Vereins für Oberbayern vom Kreisdirektor von Obernberg. IV. Ulrich der Kemnater, Summus Custos des Domſtiftes Freiſing, von Erneſt Geiß, Kaplan des allgemeinen Krankenhauſes in München. V. Miscellen. 1) Reſignationen der Pröbſte und Aebte des Kloſters Scheftlarn, von Hofr. Hoheneicher. 2) Nachtrag zu der „Ueberſicht über die alten Schanzen und Burgen von Oberbayern“, von Ch. Edlmaier.

Linné und der Zweifler.

Von

Karl Fr. Ph. v. Martius.

Ein Vortrag,

gehalten am Linnéus-Feſte, den 24. Mai 1838.

Vor einigen Jahren befand ſich in der Zahl meiner Zuhörer Einer, deſſen Aeußeres ihn mir als einen hochbegabten Jüngling ankündigte. So erprobte er ſich auch bei näherem Umgange, und ich widmete ihm meine Neigung um ſo lieber, als vertrauliche Geſpräche entdecken ließen, daß ein ſtiller Kummer ihn beſchäftige. An einem Sommertage kam er zu mir, tief bewegt, und bat mich um eine Unterredung unter vier Augen. Wie ſchmerzlich fühlte ich mich betroffen, als er mich nach wenig einleitenden Worten, unter einem Strome heißer Thränen, in ſein Inneres blicken ließ! Er bekannte, aus dem Studium der Natur, dem er ſich mit Eifer ergeben, nichts als Zweifel über die „letzten Dinge“ erworben zu haben, er ſtand am Abgrund philoſophiſcher Verzweiflung. Alles hatte er ſich in Frage [illegible]ſtellt, und jede Ueberzeugung, die ihn [illegible]r geſtärkt und getragen hatte, war [illegible] im Schiffbruche ſeiner Ruhe unterge[illegible]n. Theilnehmend ſuchte ich ſeinen Kum[illegible] zu lindern; aber was immer ich zu [illegible] Beruhigung vortragen mochte, zer[illegible]merte an der Spitzfindigkeit ſeines ſcharfen Verſtandes, während er gänzlich unvermögend ſchien, noch andere Geiſteskräfte in den Streit zu führen, jener tief eingebornen Sehnſucht zu Hülfe, welche jeden Denkenden antreibt, ſich Troſt über die Räthſel des Lebens zu ſuchen. Einige Stunden waren im Zwiegeſpräch vergangen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, meinen jungen Freund zu beruhigen, und wir ſchieden beide unbefriedigt, ich mit meinen Verſuchen, dem Gemüthe Recht zu verſchaffen, neben der Dialektik; er damit, daß ich ihn auf Kräfte angewieſen, die er bei einſeitiger Uebung des Verſtandes gänzlich vernachläſſigt hatte. Es war St. Johannistag, und der heitre Sommerabend lud zu einer Wanderung ins Freie ein. Ich ging, in meinen Gedanken lebhaft beſchäftigt mit dem Kampfe des Jünglings; und Betrachtungen überlaſſen, welche allerdings einen ſchmerzlichen Charakter an ſich zu tragen, veranlaßt waren, verfiel ich, umgeben von dem Dunkel des Buchenhaines, in eine tiefe Träumerei. Ich gedachte, wie man ſonſt in der St. Johannisnacht ausgezogen ſei, die unbekannten Samen des Farnkrautes zu finden, und wie der Aberglaube nach den ſeltſamſten Mitteln gegriffen habe, das Geheimniß der Fortpflanzung jener Gewächſe zu erforſchen. Ich gedachte, wie viel ſchwerer es ſei, jenen Samen geſunder, beglückender Ueberzeugungen aufzufinden, welcher Wurzeln faſſen könnte in dem verwilderten Boden eines von Zweifeln geängſtigten Gemüthes. Ich pries die ſchöne Harmonie in dem Geiſte Linné's, der vom Baume des Wiſſens nur reife und befriedigende Früchte gepflückt hatte. Unter ſolchen Gedanken befiel mich eine ſeltſame Abſpannung. Ich ſah nicht mehr die herrlichen Sterne des Firmaments, deren mildes Licht durch das Laubgewölbe über mir ſchimmerte; — ich vernahm nicht mehr den leiſen, melancholiſchen Geſang der Nachtvögel; — umgeben von tiefer Stille, ſchlief ich ein, und träumte einen wunderbaren Traum.

Es war mir plötzlich, als ſei ich meinem Lager entrückt, weit entfernt von meinem Hauſe und von Allem, was es mir Liebes einſchließt, — ja weit entfernt von der Erde. Ich ſchwebte frei im Luftraume, — um mich nichts als ein lichter Nebel. Ein Schauer durchdrang mich. Tiefe Stille herrſchte rings um mich her, nur glaubte ich von Zeit zu Zeit das melodiſche Rauſchen eines Stromes zu hören, wie wenn, in nächtlicher Einſamkeit, mit dem plötzlichen Wechſel des Windes, gewiſſe Töne uns näher gebracht werden, um bald darauf wieder, ſobald ſich der Luftzug ändert, leiſer und leiſer zu verhallen. Von den eigenthümlichen Gefühlen, unter denen ich ſo in der Luft zu ſchweben ſchien, vermag ich keine genauere Rechenſchaft zu geben; auch weiß ich nicht, wie lange dieſer Zuſtand mag gedauert haben. Es war ein Zuſtand halben Bewußtſeins. Um ſo deutlicher dagegen beſinne ich mich auf Alles, was mir nun ſpäter in dieſer wunderbaren Johannisnacht begegnet iſt, und davon will ich ausführlich berichten.

Mit einem Male ſchien es mir, als käme ein befreundetes Weſen in meine Nähe; eine unbeſchreiblich angenehme Wärme ſtrahlte mir entgegen, und floß endlich um mich zuſammen; ja ich glaubte zu fühlen, als wenn mich die Arme eines Freundes umfaßten. Als ich, zu immer hellerem Bewußtſein gekommen, mich umdrehte, erblickte ich neben mir eine erhabene Geſtalt, mit dem Ausdrucke der ſanfteſten Weisheit in ihren milden Zügen; — eine innere Stimme ſagte zu mir: das iſt Linné! — Die Geſtalt, welche auf eine unbeſchreibliche Weiſe aus Licht und Schatten gewebt ſchien, errieth, was in meinem Innern vorgieng, und ſagte mit einem Wohllaut, der mich beben machte, „Ja, ich bin Linné. Ich nehme dich heute in meine Arme, dir zu zeigen, was dein Auge noch nicht geſehen, dein Ohr noch nicht gehört hat.“

„Wir ſchweben im Weltenraume, — Du ſchauderſt?“ fragte er, mit einer Stimme, deren Heiterkeit mich plötzlich beruhigte. — „Laſſet uns anſchauen und bewundern!“ Bei dieſen Worten machte er eine Bewegung mit dem Arme; da zertheilte ſich der ätheriſche Nebel um uns her, und ich erblickte mich im Firmament, in einem aus Purpur und Azur gemiſchten Medium, was, dennoch von äußerſter Klarheit und Durchſichtigkeit, mich Alles und Jedes in ihm unterſcheiden ließ. Ich blickte hinaus in den grenzenloſen Raum, und banges Staunen bemächtigte ſich meiner Seele. Hier bewegten ſich Millionen und abermals Millionen Weltkörper von allen denkbaren Geſtalten, von allen denkbaren Farben und Größen, in den manichfaltigſten Richtungen und Geſchwindigkeiten durcheinander. Mit unausſprechlichem Entzücken erfüllte mich dieſes Schauſpiel, worin ich das Kleinſte wie das Größte mit den Augen meſſen und in ſeinem Laufe verfolgen konnte. Ich genoß jede Art von Licht, jede Farbe, jede Geſtalt in ihrem beſtändigen Wechſel, und dieſer göttliche Anblick riß mich zu einer vorher unbekannten Wolluſt, zu einem Gefühle fort, das ſich endlich in mir, wie eine bezaubernde, unausſprechlich herrliche Muſik geſtaltete. Je länger ich aber hinblickte, um ſo reicher und bunter ward die Bewegung dieſer Unermeßlichkeiten um mich her, und ich fühlte, daß meine innere Bewegung zuſammenſtimmte mit jener Bewegung, daß ſie ſich in ihr verlor, und im Uebermaß des reinſten Entzückens mußte ich ausrufen: Ja, was ich hier erfahre, es iſt die Harmonie der Sphären, nach der ſich mein Herz ſchon ſo oft, ſo innig geſehnt hat.

„Ja,“ antwortete Linné, „aus dieſer Gottesluſt der geſchaffenen Welten, die ſich wie zu einem ewigen Triumphgeſange fortſtürzen, in raſtloſer Geſchwindigkeit auf millionenfachen Bahnen des Raumes, durch die Zeit aller Zeiten, — aus dieſer Gottesluſt tönt ein Laut in das arme, und doch ſo reiche, Herz des Menſchen, und er nennt ihn, dieſe erhabenſte der Offenbarungen aus dem Geſchaffenen, Harmonie der Sphären. Aber, wiſſe, mein Sohn, dieſe Wonne ganz zu empfinden, iſt der Menſch nicht geſchaffen; noch vermag er nicht voll und würdig einzutönen in dieſe himmliſche Muſik: ſein Antheil iſt, daß er bewundere. Ja ſtaune, frohlocke, bewundere, Menſch, im Anblicke dieſer erhabenen, unbegreiflichen Schöpfung: das iſt dein Loos. Höhere Freude, tiefere Einſicht in das Leben und Wirken des Weltalls ſteht denen zu, die der Schöpfer ſich näher berufen hat, jenen ſtärkeren Boten ſeiner Macht und Weisheit, deren Verkehr über unſer Wort und über unſere Ahnung hinausgeht. Wiſſe, mein Sohn: der Menſch iſt dadurch ein Menſch und iſt es darum, daß er bewundere und daß er rede! In jener heiligen Bebung des Gemüths, die das Wunder anerkennt, und in der Sprache, die das im Geiſte erkannte Wunder laut verkündiget, lebt und webt der Menſch, und durch ſie unterſcheidet er ſich vom Thiere.“ *)

Nachdem Linné dieſe Worte geſprochen, überließ er mich dem Anblicke jener unendlichen und unbegreiflichen Wechſelverhältniſſe der Welten gegen einander, und ich fuhr fort, im Gefühle der reinſten Freude, zu betrachten und zu bewundern.

Wie lange dieſer Zuſtand mag gedauert haben, weiß ich nicht. Mein Führer aber mußte wohl fürchten, daß ein längeres Anſchauen ſolcher Herrlichkeiten der Schwäche meiner Organiſation nicht entſprechen möchte. „Du ſiehſt hier überall Gottes Walten,“ ſagte er, „und dieſe erhabene Thätigkeit im Weltall, dieſes ewige Werden, zehrt an deinem Daſein, wie ein feuriger Hauch am weichen Wachſe.“

Während Linné ſo ſprach, ſchien es, als fielen wir mit ſtets vermehrter Geſchwindigkeit durch den Weltraum. Das Gewimmel der Sterne, von dem wir noch vor Kurzem umgeben waren, trat mehr und mehr in den Hintergrund; — vor uns ſtand ein mächtiger, weithinſtrahlender Weltkörper, die Sonne unſerer Erde, und indem wir ihm entgegenflogen, bewegten ſich die Planeten ſeines Syſtems, der ungeheuere Uranus, der Saturn in ſeinem trüben Lichte, von dem ſeltſamen Doppelringe umgeben, der herrlich glänzende Jupiter mit ſeinen Trabanten, der rothflammende Mars, an uns vorüber.

„Dort,“ ſagte Linné, indem er unſere flüchtige Bewegung hemmte, und auf zwei Geſtirne deutete, welche in nebliger Ferne vor uns lagen, „dort wälzen ſich die Erde und ihr blaſſer Begleiter, der Mond. Ihre Umläufe ſind die Rhythmen, worin ſich dein irdiſches Daſeyn fortbewegt. — Eben noch haſt du ſie wie ſchimmernde Punkte, vom Nebel umfloſſen, wahrgenommen; — nun aber, plötzlich näher gekommen, vermagſt du ſchon die großen Maſſen zu unterſcheiden, in denen das Feſtland zwiſchen dem Ocean hervortritt; — nun nimmſt du Berge und Thäler wahr; — Licht und Schatten, Farbe und Helldunkel ſondern ſich von einander, und du erkennſt in je-

---

*) Duas in homine invenies proprietates, quibus reliqua destituta sunt animalia: admirationem nimirum et loquelam. Linné, Curiositas naturalis, in Amoenit. acad. Vol. I. p. 550. — Admiratio, alii ratiocinationem volunt, eodem res recedit; nobis praestat admirationem observare, quam ratiocinationem. Ibidem, in nota. — Vergl. Plato Theaetetus. Edit. Steph. p. 155 D. — Μάλα γὰρ φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν. οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη. — Hippocrat. περὶ διαίτης. S. 159. Viele bewundern, wenige aber erkennen.

nem Weltkörper den Wohnſitz des Menſchengeſchlechts; — ſchon fühlſt du dich wie heimiſch auf ihm, indem ſich die Entfernung, welche dich von ihm trennt, verringert. Siehe, mein Sohn, in Dem, was du ſoeben erfahrſt, ein Bild des menſchlichen Lebens! Der Menſch wird mit äußeren und inneren Sinnen ausgerüſtet geboren *); noch iſt er aber zu ſchwach, ſie zu gebrauchen. Zuerſt fällt das Licht, dieſer göttliche Lebenshauch, der weckend durch das Weltall webet, auf die zarte Organiſation des Säuglings. Es ſchüttert ihn auf zum erſten Akte des Bewußtſeins, — und er ſieht, — aber von Raum und Zeit, von Eigenſchaft und Verhältniß der Dinge hat er noch keinen Begriff. Dies Alles lehrt ihn die Zeit! Sie bringt ihn näher und näher an das heran, was ihn umgiebt; ſo wird er an der Hand der Erfahrung geübt, erprobt und vollendet. Das Ferne muß nahe kommen, das Fremde muß ſich befreunden, und in dieſem Wechſelſpiele der Thätigkeiten wird der Menſch reif für Wiſſen, für Genießen und Handeln. — Was machen nicht die Jahre aus dem Menſchen! Wie verändern ſie ſeinen Standpunkt, ſeinen Geſichtskreis, wie ſchärfen ſie den Umriß der Bilder, welche er ſieht, wie vermögen ſie das Verworrene aufzulöſen, das Undeutliche zu erhellen, das Widerſprechende auszugleichen, das Feindliche zu verſöhnen! „Heil dir, mein Sohn, fuhr Linné mit feierlicher Stimme fort, wenn du ſo die Aufgabe des Lebens begreifeſt, wenn du dich während deines Lebens, in freudiger und hoffnungsvoller Bewegung, immerfort dem Lichte, der Klarheit näherſt! Anfänglich ſchien dir das Licht ſchwächer; du ſchauteſt durch ein trüberes, von manchfaltigen Spiegelungen verworrenes Medium, — dann leuchtete es heller und heller, und endlich ſoll es dich erwärmen, dich durchdringen mit Bewunderung des Alls, oder, was daſſelbe iſt, mit Liebe! — Freilich aber: wie Viele vergeſſen dieſes Berufes! und ſicherlich, die Aufgabe iſt auch ſchwierig, die dem Menſchen geworden. Stumm, ſtaunend und unerfahren werden wir Alle und Jegliche in das Welttheater geſetzt, auf daß wir zuerſt das Licht bewundern, dann andere Erſcheinungen der Körperwelt nach und nach und mühſam erkennen; und oft ergrauen wir, eh' uns vergönnt war, nur den geringſten Theil von den Räthſeln der Schöpfung um uns her zu begreifen“. *)

Mein theurer Führer hatte während dieſer Rede unſeren Flug gegen die Erde hin fortgeſetzt, und bald fand ich mich ſo nahe über dem heimathlichen Planeten, daß ich den Theil ſeiner Oberfläche, welcher vor uns lag, mit großer Deutlichkeit erkennen konnte. Wie vermöchte ich Ihnen, meine akademiſchen Freunde, die Wonne zu ſchildern, welche ich bei dieſem Anblick empfand! Ich erkannte alsbald eine Gegend Braſiliens. Ja, es waren jene herrlichen Fluren des Minenlandes, durch welche der klare Jequetinhonha-Strom dem Meere zueilt. Hier ſteile Berggipfel, die im Schein der untergehenden Sonne ſchimmerten, dort eine weite Ebene mit üppigem Grasteppich, mit Baumlilien, Palmen und Blüthengebüſchen bedeckt; auf ihr weideten zahlreiche Heerden von Rindvieh; im Hintergrunde

---

*) Homo simul ac nascitur, sensibus statim externis et internis est praeditus, at vero iisdem utitur perimbecillis. Lin. Curiositas naturalis, in Amoen. acad. I. p. 540.

*) Videlicet universi et singuli in theatrum hujus vitae stupidi mutique pervenimus, adeo quidem, ut omnium primo lucem admiremur, deinde alia rudioris materiae, sensim multoque cum labore cognoscimus, immo, saepissime canescamus, antequam admirabilis mundi structurae particulam investigare liceat. Lin. l. c. p. 541.

thürmten ſich die Rieſenbäume des Urwaldes zu einem dunklen Schattenraum, aus dem liebliche Kühle auf die Landſchaft hervorſtrömte. Welch herrliches Geſicht! Wie reizend, wie ſüß dieſer Wiederſchein aus den Tagen der Jugend, rief ich entzückt aus, indem mein trunkenes Auge den erhabenen Führer ſuchte. Linné lächelte und ſagte: „ſiehe hier die ſtille Natur in ihrer heiligen Einſamkeit, betrachte ſie dir genauer.“

Während dieſer Rede wähnte ich mir die ganze Gegend noch näher gerückt, ſo nahe, daß ich, wie in einem Miniaturgemälde, Alles, auch das Kleinſte wahrnahm, was in der Landſchaft vorgieng.

Der erſte Gegenſtand, welcher mich beſchäftigte, war ein Theil der Flur, auf dem ich das Grün des friſchen Wieſenteppiches vermißte, und nur kahles Erdreich erblickte. Bei genauerer Betrachtung fand ich hier die herrlichſten Blumen verwelkt, die Blätter verdorrt, die Stengel angefreſſen, die Wurzeln ausgegraben und der Sonne preisgegeben. Mit Betrübniß bemerkte ich dieſe Verwüſtung, denn mein Gemüth, heiter und zu allgemeiner Liebe geſtimmt, mußte ſelbſt den ſtummen Pflanzen, die ja auch ſonſt meine Lieblinge ſind, Mitgefühl zollen. Alsbald entdeckte ich auch die Urſache dieſer Verwüſtung. Ein zahlloſes Heer kleiner ſchwarzer Ameiſen hatte hier ſein Lager aufgeſchlagen, und die Pflanzen mußten fallen, um dem Baue von Höhlen und mäandriſchen Gängen Platz zu machen, welchen jene Thierchen hier aufführten. Alles geſchah in dem kleinen Staate mit Ordnung und Pünktlichkeit. Ich mußte eingeſtehen, daß ein allgemeiner Verſtand dieſe winzigen Weſen beherrſche und zu gemeinſamer Thätigkeit verbände. Dieſe Arbeiter ſchleppten das Material hinzu, jene räumten das Unnöthige hinweg, dieſe kitteten das Gebäude zuſammen, liefen Andern zu Hülfe oder ſchienen ſogar, als Befehlende, dem Werke mit Bedacht und Ordnungsgefühl vorzuſtehen. Doch ſiehe, alsbald machte dieſes Bild eines geordneten Fleißes einem andern, dem des Krieges und der Vernichtung, Platz. Ein Heer von braunen Ameiſen zog heran, überfiel die Fleißigen, um ſie aus dem erworbenen Baue zu vertreiben.

Ein mörderiſcher Kampf entſpann ſich; alsbald bedeckten Tauſende von kleinen Leichen die Wahlſtatt. Da ſammelten ſich nach und nach allerlei Vögel des Waldes und allerlei kriechendes Gewürm auf dem Baue, auch Ameiſenbären kamen hinzu; die todten, wie die lebenden Ameiſen wurden geſpeiſt, und alle die andern Thiere, die ſich hier verſammelten, nahmen Theil an dem Kampfe, und es war ein Vernichtungskrieg eines jeden Geſchlechts gegen das andere, wo ſtets der Sieger von einem noch ſtärkeren Feinde bezwungen wurde. Mächtige Geier behaupteten das Feld, bis auch ſie ſich erſchrocken in die Luft erhoben, denn die Rinder, welche vorher harmlos durch die Fluren geweidet hatten, jagten in unordentlicher Flucht heran. Aus der Nacht des Urwaldes waren blutdürſtige Onzen hervorgebrochen; ich ſah, wie ſie, die mächtigſten von Allen, jetzt Kühe und Kälber und die vertheidigenden Stiere auf derſelben Wahlſtatt erwürgten, wo ſchon ſo viel Leben war zerſtört worden. Ueber dieſem traurigen Gemälde aber von Haß und Mord breitete ſich der untergehende Tag in aller Glorie jener Tropenländer aus, mild und Alles verklärend ſchienen die Strahlen der abendlichen Sonne über die Scene hin. Zwiſchen dem Angſtgebrülle der ſterbenden Thiere hörte ich die heitern Lieder von zahlreichen Singvögeln zu mir herauftönen, und die blüthenreichen Gebüſche athmeten Balſamdüfte aus, wie ein ſanftes Weihrauchopfer demſelben Schöpfer, der eben erſt ſo vielfache, ſo gräßliche Vernichtung über ſeine Geſchöpfe hatte verhängen laſſen.

Schmerzlich betroffen von dieſem wehmüthigen Anblick ſuchte ich das Antlitz meines geiſtigen Führers, der meine Bedenklichkeiten zu errathen ſchien und mit ſanfter Stimme fragte: „Macht dieſe Scene dich irre an jener ewigen Gerechtigkeit, für welche dein eigener Buſen ſo mächtige Zeugſchaft ablegt? — Kurzſichtiger! Sieh hier einen Weg zur Löſung jenes großen Räthſels, das wir Menſchen einſchließen in dem Worte: Daſein! Als wenn dies Daſein etwas anderes wäre, als ein Durchgangspunkt in dem ewigen Werden! Hier iſt kein Stillſtand, darum kein Rückſchritt, keine Vernichtung. Was immer du in dieſer Welt der Erſcheinungen wahrnimmſt, es iſt nur ein ewiges Verwandeln, ein ewiges Werden. Dieſes hat ſein Recht, und nimmer kann es deſſen verluſtig gehen; das Daſein aber iſt nur eine Spiegelung des göttlichen, unbegreiflichen Seins, deſſen du dich niemals bemächtigen wirſt mit deinen Sinnen, da es jenſeits dieſer Erſcheinungswelt liegt, in der Welt der Weſenheiten!"

„Freilich", — fuhr er nach einer Weile fort, „bleibſt du ſtehen bei dem, was dir erſcheint, dann magſt du, hingeriſſen von ſchwermüthigen Betrachtungen, in deiner Kurzſichtigkeit wohl fragen, warum es Gott, dem Baumeiſter dieſer Welt, gefallen habe, eine ſolche Welt, eine Welt voll Unbeſtand und Elend zu ſchaffen!*)

Aber, ſiehe, ſelbſt das, was erſcheint, was für uns nur eine flüchtige Spanne Zeit hindurch da iſt, dann wieder untergeht in dem ewigen Strome des Lebens, das Irdiſche, die Materie, gewährt uns ein Bild der Unvergänglichkeit. Wahrlich, ich ſage dir, auch das Irdiſche iſt unvergänglich, aber es beſteht in einer ewigen Verwandlung! Betrachte die Geſteine, die Metalle, dieſes mächtige Gerüſte unſers Planetenbaues! Jahrtauſende ſchlummern ſie in dumpfer Ohnmacht und Lebloſigkeit, regungslos und unverwandelt, bis irgend ein Zufall, ein höheres Geſchick ſie zwingt, die bisherige Form aufzugeben. Bald tropfbar flüſſig, bald in elaſtiſche Luftarten aufgelöſt, bald geſtaltlos feſt oder zu Kryſtallen erſtarrt, durchlaufen ſie, einem Wechſel von Verbindungen und Zerſetzungen unterworfen, die bunteſten Kreiſe. Sie können nicht vernichtet werden; immer ſind ſie da, wenn auch ſtets andere, im Wandel des Stoffes. So verfolgen wir ſie durch die verſchiedenartigſten Geſtalten ihres Daſeins. Sie haben ſchon große Kataſtrophen erlitten, bevor der Menſch war geſchaffen worden; und wenn wir ihre Zuſtände erforſchen, prüfen und vergleichen, ſchlagen wir lebendige Gedanken, wie Funken, aus dem todten Geſteine, und auch die Gebirge beginnen zu reden.*)

Werden aber dieſe todten Stoffe dem Pflanzenreiche dargeboten, ſo vermag auch dieſes, ſie zu verwandeln. Ein zartes Samenkorn nimmt ſie auf, und geſtaltet ſich durch ſie zum mächtigſten Baume, indem es die aus der Erde und dem Luftkreiſe dargebotenen Stoffe mit dem Hauche des Lebens durchdringt, ſie durch manchfaltige Kreiſe der Verwandlung hindurch aufwärts treibt, und zu Blume und Frucht verklärt. — Siehe hier den zarten Schmetterling, der ſeine winzigen Eier in die Blätter der Brenneſſel legt. Aus dieſem Lager nimmt die Raupe den Stoff ihrer Nahrung, ſie verwandelt ihn, aus ihrem unſcheinbaren Zuſtande geht endlich ein neuer Schmetterling hervor. Faſt könnte man ſagen, er ſei ein fliegendes Neſſelblatt, und da die Neſſel ſich aus ird'ſchem Staube nährte, er ſei ein fliegender Staub. *)

---

*) — Sibi suaeque ignorantiae relictus propemodum moleste et aegre fert, placuisse Deo, rerum omnium architecto, talem tantisque miseriis cumulatum creasse mundum. Lin. l. c. p. 543.

*) Ipsi lapides loquuntur. Lin. l. c. p. 547.

Verſtehe wohl, mein Sohn; — wenn ich dir von dieſer fortwährenden Verwandlung rede, iſt es das Körperliche, was ich meine. Allen dieſen Verwandlungen aber ſteht ein höheres Etwas vor, jene geiſtige Kraft, die, durch die Schöpfung thätig, überall das Ganze bewegt und zuſammenhält, überall das Einzelne vom Ganzen ſondert, und ihm für eine Spanne Zeit eigenes Daſein, eigenes Weben und Wirken verleihet. Dieſe Lebenskraft im Weltall waltet und ſchafft auf eine dir unbegreifliche Weiſe. In unzähligen Abſtufungen wird ſie uns ſichtbar. Sie vereinzelt und verkörpert ſich in Milliarden Weſen, vom Wurme bis zum Menſchen, bis zu den Elohim, die Gott näher ſtehen, herrlicher erleuchtet und verklärt, als wir Menſchen es zu denken vermögen.

Betroffen von dem Schauſpiele jenes beſtändigen Wandels der Stoffe, worin ſie unſerer Kurzſichtigkeit ſo oft als vernichtet erſcheinen, tragen wir von ihm aus die Meinung hinüber in das Reich des Geiſtigen, welches den Stoffen zu Grunde liegt, als könne es auch hier eine Vernichtung geben. Oft ſehen wir, daß jene Kräfte vor uns zu wirken aufhören, daß jenes Leben des Einzelnen verliſcht, und wir ſind wohl vermeſſen genug, aus trügeriſchen Schlüſſen die Vergänglichkeit des Ewigen abzuleiten! Wie aber magſt du wähnen, mein Sohn, daß je das Leben vernichtet werde, da ſelbſt nicht die todte Materie Vernichtung erfährt! Siehe zu, auf welche Irrbahn dich deine beſchränkte Schlußfolge bringt, und mißtraue dem Verſtande, der nur das Greifbare begreiflich findet! Wiederhole dir vielmehr recht oft, was ich dir bereits geſagt: Alles iſt in ewigem Werden, aber das Daſein der Dinge iſt nur ein flüchtiges Spiegelbild, welches der göttliche Strom des Seins deinen beſchränkten Sinnen hie und da entgegen wirft.“

Deine Rede, erhabener Meiſter, antwortete ich, berührt die tiefſten Gründe meiner Seele! Ja, ich geſtehe dir, daß der Anblick dieſes ununterbrochenen Vergehens, dieſer raſtloſen Zerſtörung in der Natur mich oft mit bangen Zweifeln erfüllt hat. Warum doch iſt unſer Geiſt ſo organiſirt, daß wir gerade das Traurige, das Entſetzliche aus dieſem Schauſpiele des Untergangs herausfühlen müſſen; warum ſo wenig Troſt in der Betrachtung des ewigen Wandels der Dinge?

„Du vergißt bei dieſen Klagen,“ entgegnete der liebevolle Lehrer, „daß der Menſchengeiſt ſich hier auf Erden in einer Schule befindet, da er lernen ſoll; daß ferner die höhere Aufgabe hienieden gerade darin beſteht, den Geiſt in einen Zuſtand zu verſetzen, wo er jene ſchmerzlichen Erfahrungen bewältige und mit ſich verſöhne; dieſer Zuſtand aber iſt keineswegs in einer einſeitigen Ausbildung des Denkvermögens gegeben, er umfaßt alle Richtungen unſeres Geiſtes und wird daher nur langſam, nach und nach und durch mancherlei Prüfungen, gewonnen: ich will ihn Gottvertrauen nennen. Du biſt, im Leben noch nicht ſo weit vorgerückt; vorzugsweiſe gewohnt geweſen, einzelne, oft disparate Erfahrungen, eine nach der andern, einzuthun und zu ſammeln; — warum aber verlangſt du gerade in den ſchwierigſten und erhabenſten Dingen ſchon jetzt Beruhigung? Warum nimmſt du den Lohn des Fleißes in Anſpruch, bevor du noch fleißig geweſen biſt in dieſer Schule hienieden?“

Ach, wie grauſam iſt das Loos des Menſchen, rief ich aus, daß er da die tief-

---

*) Linn. Amoen. acad. I. c. p. 547.

ſten Schmerzen der Seele finden ſoll, wo er ſich die reinſten Freuden verſprach? Iſt es ſeine Schuld, daß er mit einem ſo überſchwänglichen Triebe nach Wahrheit, nach Verſöhnung und Harmonie in ſeinem Weſen, gerade auf die unergründlichſten Räthſel ſtößt? — Wahrlich, was ich eben auf jener Flur Braſiliens geſchaut habe, — ein Anblick, der ſich uns ſo oft in der Natur wiederholt, — es vermag mich fürs Erſte nur in dem troſtloſen Gedanken zu beſtärken, daß die Natur grauſam ſei. Schonungslos vernichtet ſie, was ſie eben geſchaffen, unbarmherzig zerſtört ſie ſich ſelbſt, und am Tode des Einzelnen findet ſie Vergnügen! Ich kann dieſe traurige Ueberzeugung nicht mit jenen ſanften Gefühlen, mit jener Liebe reimen, von der du ſagteſt, daß ſie das Weltall zuſammenhält.

Linné ſah mich an, als ich ſo redete, und ſein Auge ſchien ſich zu überirdiſchem Glanze zu verklären. — „Grauſam nennſt du die Natur," hob er endlich mit heiterer Stimme an: — „ſiehe zu, welch' kleinen Maßſtab du an ein göttliches Geheimniß legeſt! Nur Eins will ich dir jetzt hierauf entgegnen: Was die Natur dem Einzelnen nimmt, das giebt ſie der Gattung, — was ſie dem Leibe entzieht, das gewährt ſie dem Geiſte! — Grauſam wirſt du ſie nennen, ſo lange du nur erkennſt, was zu deinen Füßen liegt. Wenn du aber die Ferne dir eben ſo nahe zu bringen gelernt haſt, wenn du erfährſt, wie Alles nur war und nur wird, wie es keine Gegenwart giebt zwiſchen jenen Wendeſäulen irdiſcher Laufbahn, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft: — dann wirſt du dich beruhigen über das, was deine Seele jetzt ſchmerzlich bewegt. Es geht dir jetzt mit dieſen Dingen, wie mit den Irdiſchen; ſehen wir ſie aus der Ferne, ſo erſcheinen ſie uns unbegreiflich, weil zu klein; betrachten wir ſie aber in der Nähe, ſo verlieren wir uns in Einzelheiten und in deren Entwickelung, worüber uns das Verſtändniß des Ganzen entrückt wird.[*]"

Dieſe Empfindſamkeit, fuhr er fort, womit du dich über das Schickſal der einzelnen Naturweſen bekümmerſt, ſie iſt eine Krankheit deiner Seele, von der das Leben dich noch heilen wird. Sie beruht eben ſo auf einem Mißverſtändniße von deinem Weſen und deiner Beſtimmung, als jenes Präcept der Braminen, welches ihnen befiehlt, ſich des Genußes animaliſcher Nahrung zu enthalten. Ich aber werde dich nicht ſchonen, um dich für eine freiere und höhere Naturanſicht empfänglich zu machen. Was ſagſt du zu dieſem neuen Schauſpiele?" Indem Linné dieſe Worte ſprach, wurden wir dem bisherigen Orte entrückt; wir ſchwebten über dem Ocean, der ſich längs einem üppig grünenden Strande, in majeſtätiſcher Ruhe, ſpiegelglatt ausbreitete. Wie unendlich heiter und friedſam erſchien uns dieſe Landſchaft! Ein milder Sonnenſtrahl lag auf Land und Meer; die Vögel ſangen, und ein buntes Gewimmel von Seethieren ſtieg aus blauer Tiefe auf, um ſich des Lichtes, der ſanften Wärme zu erfreuen. Da ſteuerten gallertartig zitternde Meduſen einher, indem ſie ihre blauen Gliederfäden in der ruhigen Bewegung der Wellen treiben ließen, — die bunt ſchillernden Phyſaliden ſpannten ihr zartes Blaſenſegel aus und ſchwammen munter auf der ſpiegelglatten Fläche; das ſeltſame Gebilde des

---

[*] Etenim, si miranda, quae oculos ob nostros versantur, eminus contemplemur, minima, in quibus maxime delitescit ars, haud intellexerimus; sin vero in rerum evolutione fixi nimium diu haereamus, finem intento non possumus non excidere, haud aliter ac is, qui automaton examini subjicit, si longius ab eo distet, vel si tantum in consideratione unicae minimaeque ejus partis justo diutius versetur, illud totum quid valeat, quid non, edoceri nequit. Linné Amoen. Acad. I. p. 541.

Glaucus und unzählige andere Seewunder genoßen dieſe erquickliche Naturſtille, und bewegten ſich, jedes nach angeborner Weiſe, harmlos durch einander. Mit Wonne verweilte mein Auge auf dieſem Schauplatze voll Lebensluſt.

„Und wie lange wird dieß währen?“ fragte Linné?“ Kaum hatte mein Führer geſprochen, ſo ſah ich, wie das Meer, von einem plötzlichen Windſtoße bewegt, aus ſeinem durchſichtigen Gleichgewichte trat; — verdunkelt rollte es aus der Ferne eine hohe Welle heran, die brauſend und ſchäumend immer näher kam. Jetzt erreichte ſie den ſtillen Schauplatz jener friedfertigen Thierwelt und, zu einer gewaltigen Brandung erhoben, ſtürzte es ſich donnernd an die Felſenwände des Ufers.

Eifrig hatten die Thiere verſucht, ſich aus dieſem oberflächlichen Sturme in die ruhige Tiefe des Elementes hinabzulaſſen; aber nur wenigen gelang dieſe Flucht; die Sturmfluth erreichte ſie und zerſchmetterte ſie in der Brandung Die Felſen des Ufers trieften vom Ueberreſte zahlloſer Thierleiber; die mancherlei Geſtalten dieſer Meerthiere waren zu Schleim zerſtört, welcher langſam herabrann. Ihn empfing der Ocean, Wiege wie Grab des Lebens.

Beim Anblick dieſes Vorganges ergriff ein krampfhafter Schmerz meine Seele. Troſt ſuchend ſchaute ich nach meinem Lehrer. Sein Auge blickte ernſt, aber ohne Wehmuth. „Ermanne dich,“ ſprach er ſanft, „Wo ſie ſind? — Eben ſo leicht fragſt du: wo ſie waren, wo ſie ſein werden? — Ich wiederhol' es: in der Natur verſchwindet jede Gegenwart; weßhalb wir denn auch ſie, die Gegenwart, ein doppeltes Räthſel, am allerwenigſten begreifen können. Auch hier gilt es vorerſt zu ſtaunen, und wenn du dieſe, in ihrer Vereinzelung ſo traurige Erſcheinung im Zuſammenhange mit andern betrachteſt, mit dem Leben der Elemente, mit dem allgemeinen Entwickelungsgange jener Thiergattungen, deren Individuen du haſt untergehen ſehen, — ſo wirſt du dein Erſtaunen ſteigern zur Bewunderung jener allmächtigen Weisheit, die ſich auch in dieſer ſcheinbaren Grauſamkeit gegen das Einzelne, im Ganzen und für das Ganze verherrlichet. Das Meer bedarf dieſer Leichen, um ein Garten zu werden für Anderer Leben.

Du ſagſt, eine grauſame Schickung habe jene Weſen aus dem Leben hinweggenommen, und machſt damit dem Schöpfer einen Vorwurf. Das, was du hier geſehen, iſt eines jener phyſiſchen Uebel, jener Leiden der Creatur, welche wir nicht anders betrachten dürfen, denn als Mittel zu gewiſſen, von der göttlichen Weisheit vorherbeſtimmten Zwecken, — Wie oft haben ſich die Philoſophen ſchon mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt! Wenn dies herrliche Ganze der Schöpfung nicht durch Zufall iſt zuſammengewürfelt worden, haben Manche geſagt, ſo ſcheint es, der Schöpfer habe wenigſtens den blinden, tauben Zufall der Creatur zum Tyrannen geſetzt. Aber, fürwahr, eine ſolche Sprache heißt eben ſo viel, als: jener Schöpfer, der das Auge und das Ohr zu ſchaffen vermochte, iſt ſelbſt blind und taub geweſen.*) Willſt du, mein Sohn, es wagen, dich dazu zu bekennen?

---

*) Extitere, atque, quod dolendum, existunt ejusmodi naturae parum periti, qui opera licet sint manuum divinarum, dum in eo moveantur, dum vivant suamque habeant existentiam, nihilo tamen minus existere Deum negarunt, haec omnia casu quodam seu eventu fortuito contigisse, credentes, gavisi fuerunt auribus oculisque tanta arte elaboratis, ut vel hi soli, si cetera tacuissent, eos convincere potuissent, eum omnino audisse, qui aurem creavit, eumque vidisse, qui oculos elaboravit. Linnaei Curios. natur. in Amoen. acad. I. p. 461.

Das phyſiſche Uebel oder das Böſe in der Natur beruht, wie jedes Böſe, in einem Mangel, beruht in der Verſchiedenheit und der Relation, welche Gott in die geſchaffenen Weſen ſetzen mußte, wenn er Eine, eine in ſich vollendete, harmoniſche Welt ſchaffen wollte. Eine ſolche erhabene, göttliche Weltharmonie iſt ja ohne eine gewiße Verſchiedenheit, ohne gegenſeitige Abhängigkeit, ohne eine Stufenleiter in der Selbſtſtändigkeit der Creaturen gar nicht zu denken. Irdiſche Geſchöpfe, die in keinem Verhältniſſe der Abhängigkeit von einander ſtünden, wären ja keine Creaturen; anſtatt göttlichen Urſprungs zu ſein, wären ſie ſelbſt Götter. Schon Plato ſagte, einer erhabenen Mythe folgend, das Endliche ſei aus der Verbindung der höchſten Intelligenz mit der Nothwendigkeit hervorgegangen; wo aber Nothwendigkeit, da iſt Bedingtheit, Abhängigkeit und Schwäche, da iſt Typus, Zwang im Räumlichen, da iſt Rhythmus, Knechtſchaft in der Zeit, da iſt Jugend, Blüthezeit, Alter und Tod. Du ſiehſt alſo, daß das Leiden in der Natur mit der Unvollkommenheit der Creatur zuſammenhängt, weil eben jedes Daſein an ſich die Unendlichkeit ausſchließt, weil mit dem Daſein Schranke und Schwäche gegeben iſt. Dieſe Schranke der einzelnen Geſchöpfe beruht eben vorzüglich darin, daß eines auf das andere angewieſen iſt, daß eines des andern Daſein möglich machen muß. Von deinem menſchlichen Standpunkte aus erſcheint dieſe Abhängigkeit wie ein Krieg Aller gegen Alles; von einem höhern Standpunkte aber magſt du hierin gerade eine friedliche Ausgleichung erkennen. Das Leiden, welches über das einzelne Geſchöpf, durch den Conflict mit den übrigen, verhängt wird, entſpringt gerade aus der harmoniſchen Verknüpfung des Einzelnen mit dem All. Dieſe Gegenſeitigkeit, dieſes Zuſammenwirken darfſt du nicht in ſeinen einzelnen Momenten, ſondern nur in dem ewigen Gange der Weltordnung betrachten. Es iſt aber der Gang aller irdiſchen und geiſtigen Dinge von der Weisheit des Schöpfers nach allen ſeinen Formen und Zeiten, für jeden Typus und jeden Rhythmus vorausgeſehen, vorausbeſtimmt. Er wird von Gott, darum von ewiger Liebe beherrſcht; — und was den Einzelnen betrifft, iſt nicht etwa von einem blinden Schickſal, von einem rächenden Gotte, — es iſt von einem liebenden Vater vorausbeſtimmt. In ſolcher Weiſe verliert ſich die Geſchichte des Einzelnen, wie ganzer Geſchlechter und Gattungen, in der Geſchichte des göttlichen Alls. Wenn du aber nicht einmal die äußeren Fäden in der Geſchichte unſeres menſchlichen Geſchlechtes zu erkennen, ihre Verſchlingungen und Wirkungen auf der Bühne unſerer leiblichen und geiſtigen Entwickelungen zu durchblicken vermagſt — und kein Sterblicher wird ſich deſſen rühmen, — wie viel weniger darfſt du hoffen, die ewige Geſchichte des Weltalls zu ergründen! Ja, du vermagſt dieß nicht einmal in jener Sphäre einer niedrigen Thierwelt, gleich der hier untergegangenen. Selbſt dieſe iſt und bleibt, wenn ſchon minder vollkommen organiſirt, als du ſelbſt, dir doch in ſo vielen Dingen unnahbar und unbegreiflich.

Wenn du nun ſolche Anſichten in dir geweckt haſt, wirſt du ſchwerlich glauben, daß jene Thiere, welche ihr Daſein, am Felſen zerſchmettert, endigen mußten, länger leben konnten, ohne dadurch eine Störung, ein Mißverhältniß in größeren Kreiſen des Lebens zu veranlaſſen. Ihr Tod war alſo Gerechtigkeit für ein anderes Leben.

Du fragſt, warum ſie nicht alle das Normalmaß ihres Daſeins vollenden durften, warum ſie vielmehr ſo plötzlich hinweggerafft wurden, mitten in der Freude ihrer Exiſtenz? Ebenſo könnte ein Dritter, der die Zerſtörung anderer Weſen durch dieſe, oder durch ihre Nachkommen angeſehen hätte, wenn ſie länger gelebt hätten, fragen, warum den Feinden ſeiner Günſtlinge ein ſo langes Leben, eine ſolche Vermehrung ſei geſtattet worden? — Siehe, wie ſchon von dieſem ganz niedrigen Standpunkte aus dasjenige, was dem Einen Grauſamkeit ſcheint, ſich dem Andern als gerechte Nothwendigkeit darſtellt, damit der Gang der Welt erhalten werde, jene erhabene Harmonie, ohne die du dir keine beſte Welt und darum keinen weiſen und gütigen Schöpfer und Regierer derſelben denken könnteſt.

Wer vermöchte die arithmetiſchen Geſetze zu begreifen, nach denen das Einzelne in der Schöpfung kommt und geht, der würde nie und nirgend ein Bild des Todes, ſondern überall nur das eines ewig fortſchreitenden, ſich ewig verwandelnden Lebens erblicken. Er würde nur Weisheit und Liebe, aber keinen blinden gehäßigen Zufall kennen. Ich erinnere dich an einen bedeutungsvollen Spruch der Orientalen, welcher die Heuſchrecke der Wüſte alſo reden läßt: Ich bin eine Schweſter von 98 Heuſchrecken, und die 99ſte wird aus jeder Mutter geboren: — wäre ich aber die Hundertſte, ſo würde mein Geſchlecht die Welt verzehren. Die göttliche Allmacht hat überall hin Keime des Daſeins gelegt, — wagſt Du ihr zu mißtrauen, wenn ſie ſie nicht alle zur Entwickelung kommen läßt? Sieh' den Eichbaum: in die Achſel eines jeden Blattes ſchuf die Natur die Anlage eines neuen Zweiges und neuer Blätter, in jeder Frucht bildete ſie mehrere Eier, die Anlage eben ſo vieler Früchte; aber ſie ſollen nicht alle zur Entwickelung kommen, und gerade darin ruht die Eigenthümlichkeit der Art und eines jeden Individuums. Eben ſo, wie in der phyſiſchen Welt, verhält es ſich mit der Entwickelung unendlicher Keime in der moraliſchen. Die Summe aber deſſen, was ſich entfalten, was ins leibliche Daſein herausgeboren werden, oder geiſtig entwickelt werden ſoll, läßt ſich nicht durch menſchlichen Fleiß ergründen, nicht durch menſchlichen Scharfſinn erklären.

Alle Keime und alles Entfaltete ruht in der Hand des Schöpfers; nur Er kennt ſie und freut ſich des Werdenden und des Gewordenen, indem er ein Jegliches trägt und ſchirmet. Vor dem Auge des Menſchen aber erſcheint Möglichkeit und Wirklichkeit in der Natur ewig, und ihm unauflöslich verſchlungen; nur eine gewiſſe Summe von Nothwendigkeiten weiß er zu faſſen. Eine Abſtraction von dieſen Nothwendigkeiten nennt er ein Geſetz, und dieß gefunden zu haben, iſt eine der ihm geſtatteten Freuden. Doch auch mehr iſt ihm verliehen: er vermag aus dem unendlichen Schauſpiele wirkender und ruhender Kräfte um ſich her eine Ahnung abzuleiten, die ihn beglückt. Er fühlt, daß der rythmiſche Wellenſchlag, der den Ocean des Lebens ſteigen und fallen macht, vom Odem Gottes hervorgerufen wird. Er weiß vor Allem, was St. Auguſtin, ſo einfach groß ausgeſprochen hat: „Gott, der Allgütige, würde kein Böſes zulaſſen, vermöchte nicht Gott, der Allmächtige, das Böſe in Gutes zu verwandeln.“ Und weiter: Iſt denn dieſe Welt etwa nur das, was du vor dir ſiehſt? iſt ſie nicht vielmehr Alles, was da war und ſein wird, in ſeiner Fülle und Folge? Begreift ſie etwa blos alle jene Erſcheinungen, die in deine Sinne fallen, und nicht auch alle jene überſinnlichen Gründe, — jene Abgründe, deren Boden dein ſtrebſamer Geiſt niemals erreicht? Siehe zu, wie du dir deinen Gott auf einmal ſo enge und klein ſchaffeſt, daß ſeine Thaten und Gedanken aufgehen ſollten in dem armſeligen Kreis deiner Gedanken, deiner Thaten! Du vergißt auf einmal jenen herrlichſten Mittelpunkt deiner ſelbſt, eben jenes Gottesbewußtſein, das dir doch ſonſt als dein eigenſtes Weſen zuruft, der Gott, deſſen ich mir bewußt bin, iſt allweiſe, allgütig, wie er allmächtig, allgerecht iſt. Oder hätteſt du etwa dieſe Ueberzeugung als ein Erwerbniß deiner Erfahrungen, deines menſchlichen Verſtandes? Nein, dieſe Ueberzeugung haſt du, weil du ein Menſch biſt; ſie iſt dir eingeboren, ſie iſt dein Weſen, die Grundlage deines Daſeins. Willſt du nicht von ihr anfangen, wenn du über die Schöpfung um dich her nachdenkſt, wenn du die Frage zu beantworten ſuchſt, wie ſie ſich zu ihrem Schöpfer verhalte? Ohne dies Gottesbewußtſein magſt du keine Befriedigung bei deinem Philoſophiren erwarten. Nenne es dein Ich, dein Denkendes, dein Bewußtſein; von ihm mußt du ſtets anfangen, wenn du zu einem Ziele gelangen willſt. Fürchte dich darum nicht vor dem Hohn des Verſtandes, der dir ſagt, du fingeſt mit dem an, womit du endigen ſollſt. Wollteſt du über das Göttliche in der Natur zu irgend einer Beruhigung kommen durch die Wirkungen deſſen in dir, was menſchlich, was nicht göttlich iſt, ſo glicheſt du Einem, der die ihm vorgelegte Laſt nicht heben kann, weil er ſtörriſch nur den kleinen Finger, nicht aber die ganze, dazu verliehene Hand gebrauchen wollte.

In dieſer Weiſe alſo verlange ich von dir, mein Sohn, daß du hinfüro die Acte des großen Naturdramas um dich her betrachten ſollſt. Miß nicht mit dem Maßſtabe deines menſchlichen Verſtandes, was, wenn auch ſcheinbar noch ſo klein, unendlich hinausragt über menſchliches Verſtändniß. Sprich nicht von der Grauſamkeit der Natur. — Der Menſch, zu Selbſtbewußtſein und Freiheit geboren, — er allein kann grauſam genannt werden, und Gott läßt es zu, daß er's ſei, wie er die Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe!"

Indem mein edler Führer ſo ſprach, fühlte ich mich plötzlich dem bisherigen Schauplatz entrückt. Wir hielten Stand über einer Seeſtadt, deren gewerbreiche Häuſerreihen vom Strand an terraſſenförmig aufgebaut waren. Ich erkannte mit freudiger Bewunderung die Stadt, es war Bahia. Am nächſten aber vor uns lag — der Sklavenmarkt. Ein großer Guineafahrer war eben beſchäftigt, ſeine Ladung, mehrere hundert Negerſklaven, ans Land zu bringen. Welch trauriger Anblick! Kinder, Weiber und Männer gingen oder krochen aus dem Bauche des Schiffes hervor, alle in einem Zuſtande von bitterem Elend und tiefſter Verkommniß. Die Einen waren im Dunkel des Kerkers erblindet, und tappten unſicheren Schrittes vorwärts, ihren Fuß auf einen Welttheil zu ſetzen, den ſie nie ſehen, aber auf dem ſie Sklaven ſein ſollten. Andere waren von Scorbut ergriffen und bedeckt mit ſcheuslichen Geſchwüren, Alle aber abgemagert und krank von Hunger und Elend einer langen Seereiſe. Auch einige Todte trug man heraus; ſie hatten die Befreiung aus ihrem hölliſchen Kerker nicht erlebt. Die Herren dieſer Unglücklichen, lauter weiße Männer, ſchienen vom Elend ihrer ſchwarzen Brüder nichts zu fühlen. Mit Härte und höhniſchem Ungeſtüm riſſen ſie Kinder aus den Armen der Mütter, trennten ſie weinende Gatten, um jeden Sklaven einzeln, wie er am meiſten Rechnung machen möchte, auf den Markt zu bringen.

Mein Herz blutete bei dieſem Anblick. Doch, glücklicher Weiſe, ich hatte ihn nicht lange auszuhalten. Mein Führer ließ ſich mit mir, nicht weit von der Stadt, in einem herrlichen Urwalde nieder. Das grüne Gewölbe rauſchte in majeſtätiſcher Monotonie über uns; ſanfte Stille und Friedſamkeit waltete in dieſen einſamen Gründen und machte mich die grauſenhaften Bilder vergeſſen, die eben erſt mein Gemüth erſchüttert hatten. Linné ſah mich lange ſchweigend an, endlich ſprach er: „Was denkſt du?“— Ach, erwiederte ich, ich mußte an ein Wort denken, das der Geiſt des Widerſpruchs und der Verneinung dem erhabenen Weltenvater entgegenruft in dem ſchauerlichſten Gemälde menſchlichen Kampfes:

Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht Verſtand gegeben: ——

„Wahr iſt es, was du anführteſt,“ entgegnete Linné; „aber nur dann, wenn es der Geiſt des Böſen ſpricht. — Kann ſo der Geiſt des Lichtes denken? —— Du haſt nun auch den Menſchen geſehen, wie er Theil nimmt an dem, was du den großen Krieg Aller gegen Alle genannt haſt. Iſt ſeine Grauſamkeit nicht viel ſchlimmer, als die der Thiere? Dieſe folgen einem Inſtincte; ſie können nicht hinaus über die angebornen Triebe und Neigungen. Mit Unrecht nennſt du ſie, die unfreien, grauſam, und noch weniger magſt du ſo die blinden elementaren Kräfte nennen, dieſe unterſten Diener im Weltganzen! Er aber, der Menſch, er allein iſt grauſam. Er befeindet die ganze Schöpfung, und getrieben von Leidenſchaften, geblendet vom Irrwahn, wüthet er, ſeit Jahrtauſenden, raſtlos gegen ſich ſelbſt und gegen ſein Geſchlecht.

Sieh' hier den ſchwarzen Menſchen, von ſeinem weißen Bruder verfolgt, gemartert mit Qualen der Seele, und was dieſem Schauſpiele noch ein beſonderes Gepräge von Grauſamkeit aufdrückt, — dieſe Verfolgung dauert ſchon ſeit Jahrtauſenden.“

Allerdings, entgegnete ich, hat der Gedanke, daß die äthiopiſche Raçe ſeit undenklichen Zeiten dem Geize und der Habſucht zum Raube wird, mich vorzüglich gekränkt. Wie kann ich dieſe fortwährende Zerſtörung aller Menſchenwürde in einem ganzen Welttheile mit der Gleichheit der Menſchen vor ihrem Schöpfer, mit der ewigen Gerechtigkeit in Harmonie bringen?

„Und gerade dies Verhältniß eines ſo allgemein und lange Zeit hindurch verhängten Leidens,“ verſetzte Linné, „hätte dich lehren können, daß hier nicht der Einzelne und die ihm auferlegten Schmerzen in Betracht kommen dürfen. Von einem ſolchen Standpunkte aus muß die ſcheinbare Ungerechtigkeit verſchwinden. Betrachte den Neger, ſeine Sitten und Gewohnheiten, und wie mit ihm der ſchnöde Menſchenhandel ſeit undenklichen Zeiten verſchmolzen worden iſt. Er kennt jene erhabene Liebe nicht, welche ſonſt den Vater an ſeine Kinder, den Gatten an die Gattin kettet. Er zeugt, um ſeine Erzeugten als Waare hinzugeben, er giebt die heiligen Gattenpflichten auf und opfert das Weib, die Mutter ſeiner Kinder, eigennützig jenem ſcheußlichen Verkehre. Die leichten Spuren von Recht und Geſetzgebung bei einem großen Theile dieſer Raçe deuten nur auf Werth und Preiß des Menſchen, als eines verkäuflichen Leibes. Alſo hat er die Perſönlichkeit gleichſam an ſich und den Seinen vernichtet, und er, wie die Seinen, gehen unter in der Gattung. Allerdings kannſt du ſagen, daß dieſe Entartung genährt und gefördert werde durch eine andere Menſchenraçe, die auf höhere Bildung Anſpruch macht; aber jene, welche Theil nehmen an einem ſo traurigen Geſchäfte gegenſeitiger Verderbniß, werden darum auch den Lohn ihrer Entmenſchung hinwegnehmen. Die Stufe der Entwickelung eines Jeden, ſein Seelenadel oder ſeine moraliſche Verkümmerung iſt eben ſein Gericht. So wie wir oft im einzelnen Falle bemerken, daß der Entartete an dem Theile geſtraft wird, womit er geſündigt, geſchieht es hier der afrikaniſchen Raçe auch im Großen und Ganzen. Sie hat ſich ſeit Jahrtauſenden ihrer Menſchenwürde begeben, indem ſie die Heiligkeit des Individuums überſah und ſeine göttlichen Rechte zertrümmerte: — darum werden ihr auch Schmerzen zugetheilt, wie ſie ſie verſchuldet.

Warum iſt der Beduine der Sahara niemals auf die Sklavenmärkte Amerika's geführt worden? Er iſt ja auch ein Sohn des heißen Afrika: — aber er hat ſich Freiheit und ein edles häusliches Verhältniß, Gaſtfreundſchaft und Treue bewahrt. -- So empfindlich uns daher der Anblick jenes gräßlichen Menſchenhandels fällt, ſo werden wir doch zahlreiche Gründe dafür finden, daß er in dem großen Getriebe der Welt eine nothwendige Folge von Einrichtungen war, welche die göttliche Allweisheit und Allgerechtigkeit getroffen, ohne daß wir im Stande wären, ſie zu ergründen. Sicherlich iſt auch dieſer Sklavenhandel als welthiſtoriſches Factum berechnet, das Heil der Menſchheit mehr und mehr zu verbreiten. Er iſt eine nothwendige Veranſtaltung in dem Entwickelungsgange des Menſchengeiſtes, und in die große Kette eben ſo aufgenommen, wie jene Kriege, Peſt und Verheerungen verſchiedener Art, womit unſer Geſchlecht heimgeſucht worden. Vereinzelt betrachtet erſcheinen dieſe Verheerungen als ſchreckliche Krankheiten ohne günſtigen Ausgang, im Geſammtleben der Menſchheit dagegen ſind ſie wohlthätige Kriſen. — Je höher alſo der Standpunkt, den du nimmſt, um ſo weniger wirſt du dich erkühnen, den Menſchen und ſein Loos zu bejammern, darum, weil er in dieſem irdiſchen Schauplatz den Wechſelfällen des Schickſals und der ſogenannten Grauſamkeit einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen worden ſei.''

Sicherlich wäre es Frevel, entgegnete ich, wollten wir, unzufrieden mit den verliehenen Gaben, nicht alle Größe und Herrlichkeit anerkennen, die der Weltenvater im Menſchen niedergelegt hat, wollten wir nicht dankbar das Loos verehren, das ihm geworden, als Herr zwiſchen den irdiſchen Geſchöpfen zu wandeln. Dennoch aber, erlaube mir, verehrter Geiſt, daß ich jene ſchmerzlichen Zweifel erneuere, welche mich beim Anblick ſo vieler Naturhandlungen beunruhigen.

Der Menſch, fuhr ich fort, iſt mit einem unbeſiegbaren Drang ausgerüſtet, in der Welt der Erſcheinungen, wie in der des Geiſtes, das Analoge herauszufinden; Analogieen leiten ihn faſt bei jeder geiſtigen Thätigkeit. Wenn er nun ſieht, wie wenig die Natur ihre Geſchöpfe im Ganzen wie im Einzelnen verſchont, wie ſie hier unzählbare Thiergeſchlechter im Gebirge begraben, wie ſie noch immer ganze Völker durch den Würgengel der Seuchen oder durch Erdbeben und Sturmfluthen, aus dem friſchen, frohen Daſein herausreißt, — wie ihr mit einem Worte, das Individuum Nichts iſt, — ſo geräth er auf die bangſten Betrachtungen über ſeine Stellung im Weltganzen, ſeine Beſtimmung und Fortdauer. „Wohlan,'' entgegnete Linné, laß uns nun dieſen Menſchen, deſſen Zweifel auch du theileſt, genauer in's Auge faſſen. Was iſt er von dem Augenblicke ſeiner Geburt an? Iſt er nicht ein bewußtes Weſen?

Die Thiere, nach ihren verſchiedenen Stufen der Entwickelung, werden ſich in ihrem Leben mehr oder minder bewußt; — der Menſch iſt es. Jene bewegen ſich ihr ganzes Daſein hindurch im dumpfen und blinden Streben, — im Inſtincte — gegen ein Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, was ſie nie vollſtändig erreichen. Der Menſch aber, er hat Selbſtbewußtſein und zu was ſoll er ſich während ſeines irdiſchen Daſeins hinbewegen? zu einem höheren Bewußtſein, zu Gottesbewußtſein. Dazu, nicht aber, daß er, ſelbſtſüchtig, ſich ſeiner bewußt werde, erzieht ihn das Leben. Wehe dem, der es nicht höher bringt, als ſich ſeiner bewußt zu werden. Ihm mangelt das Licht, die Wärme, die wahre, ewige Kraft des Lebens. Sein Blick iſt, wie der des Thieres, dem Boden zugewendet, und er vermag ſich nicht aus den Banden der Sterblichkeit zu löſen. Wer es nicht weiter gebracht hat, kann ſich freilich nicht über das Ratiocinium in kühnen Begriffen erheben; ſein Kopf iſt vielleicht hell, aber ſein Herz iſt öde und kalt. Das ſind die Leute, die nicht an die Unſterblichkeit glauben können; ſie ſind es, die, in engen, beſchränkten Vergleichungen befangen, das Leben der Natur um ſich her, von welchem ſie nur die äußerſte Oberfläche erkennen, als letzten Maßſtab menſchlichen Werthes betrachten. Wie wenig begreifen ſie, was ihnen nütze! Ich ſage dir alſo, lieber Sohn, jenes verklärte Bewußtſein, welches den Menſchen ſein göttliches Maß und Weſen erfaſſen lehrt, welches ihm Perſönlichkeit verleihet, macht ihn unſterblich. So wie aber Gott ſeinen Geſchöpfen immer und ewig nahe iſt, ſo ſollen wir Menſchen uns üben und gewöhnen, auch Ihm ſtets nahe zu ſein, wir ſollen immerdar jenes Gottesbewußtſein in uns leuchten laſſen; es iſt die ewige Lampe unſeres Tempels; — in dieſem Gefühle ſchrieb ich an die Schwelle meines Schlafgemaches, als ich noch auf Erden wandelte: Innocue vivito, numen adest. Hat unſer Bewußtſein ſich gewöhnt, zu dieſer Höhe aufzuſteigen, ſo fühlen wir uns aus den Nebeln und Stürmen einer blinden Natur emporgehoben, in ein überirdiſches Medium, in die Nähe Gottes. Die Weiſeſten aller Zeiten, aller Völker haben dieſen Zuſtand erkannt und geprieſen. Alle Menſchen ſollen ihn anſtreben. Er gewährt Heiligung, und durch die Heiligung Gottſeligkeit.

Du ſiehſt alſo nun, daß unſer Leben eine Schule, eine Vorbereitung iſt für ſolche erhabene und tröſtliche Ueberzeugungen. Alle Erfahrungen auf dieſer irdiſchen Laufbahn ſollen uns eben ſo viele Gelegenheiten ſein, von dem Bewußtſein unſeres Ichs zu dem Gottes in uns fortzuſchreiten. So müſſen wir jede äußere, ſinnliche Erfahrung benützen, nicht etwa blos unſere leibliche Peripherie, ſondern unſern Kern, jenes Centrum, worin wir Gottes bewußt werden, zu bereichern und zu verklären. Glaube mir, jede Erfahrung, ſei ſie auch ſcheinbar noch ſo beſchränkt, hat eine Seite, wodurch ſie mit dem Höchſten und Beſten in uns, wodurch ſie mit Gott zuſammen hängt. Dieſen Zuſammenhang zum ſtändigen Bewußtſein zu bringen, iſt unſere Aufgabe. Auf manchfaltige Weiſe hat der Geiſt dieſe Aufgabe zu realiſiren geſucht, höchſt verſchieden nach dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte des Einzelnen, nach Ort und Zeit, wo er gelebt, nach Sitten und Gebräuchen der Völker. Siehe den Styliten, den Einſiedler der thebaiſchen Wüſte, den Braminen, der im Schatten ſeines heiligen Feigenbaumes ſich zu ewigem Schweigen verurtheilt, um nur der Beſchaulichkeit zu leben!

Der Naturforſcher befindet ſich in der glücklichen Lage, ſein ganzes Streben, ſein ganzes Leben mit jener erhabenen Aufgabe in Beziehung zu ſetzen. Wir ſind ganz vorzüglich darauf hingewieſen, ſolche ſegensreiche Früchte zu pflücken. Die Allmacht anſtaunend, beginnen wir; wir verſtehen, was es heiße: die Furcht Gottes iſt der Anfang der Weisheit. So kann und ſoll unſer Leben ein fortgeſetztes Streben nach Gottesbewußtſein werden, und darin gewinnen wir jene perſönlichen Unſterblichkeit, ſtatt welcher dem unvernünftigen, unfreien, unperſönlichen Thiere vielleicht nur gegeben iſt mitzuwirken an der Unſterblichkeit der Gattung. Siehe, wie herrlich unſer Leben für dieſe Beſtimmung eingerichtet iſt! Die dem Menſchen normal verliehenen Lebensjahre reichen hin, daß er ſich den unvergänglichen Schatz erwerbe. Hat ſich die Seele den irdiſchen Aufenthalt zu Nutzen gemacht, hat ſie nach und nach alle, durch die Sinne ihr dargebotenen Erfahrungen gleichſam eingeheimſet und ſich einverleibt, iſt dadurch der Geiſt geſtärkt und für ein höheres Daſein geſchickt gemacht, ſo tritt der Tod ein. Das äußere Leben vermag nichts mehr hinzuzuthun, und mit heiterer Ergebung ſieht der fromme Greis jener heiligen Stunde, nicht des Todes, nein einer verklärten Geburt entgegen. Tritt hinzu an das Sterbebette eines guten Menſchen, der den Beſtimmungen ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur während des Lebens Genüge geleiſtet, und erfahre, wie jene göttlichen Ueberzeugungen mit den Jahren gewachſen ſind, wie er mit dem lebendigſten Gottvertrauen der letzten Stunde entgegengeht! Und haſt du dieſes erhabene Schauſpiel gehabt, dann wage noch zu zweifeln an dem Gottbewußtſein im Menſchen, zu zweifeln, ob dieſer göttliche Kern unſeres Weſens je vergehen könne! Glücklich, wer vermöchte, jenes Gottesbewußtſein in ſich ſtets thätig zu erhalten: er beſitzt an ihm einen Führer durch alle Noth, Verſuchung und Zweifel des Lebens. Es iſt ein Richter unſerer Gedanken, unſerer Worte und Werke. Wir nennen es in dieſer heiligen Thätigkeit unſer Gewiſſen. So wahr aber dieſes in einem jeden Menſchen waltet und redet zu jeder Zeit, an jedem Orte, wo er als ein ſelbſtbewußtes Weſen vorhanden iſt, — ſo wahr ſind wir unſterblich. Mögeſt du erkennen, mein Sohn, daß dir in dieſer tiefſten und innerſten Kraft deines Weſens das Vermögen gegeben iſt, alle ſcheinbaren Diſſonanzen, die dir in der Welt der Erſcheinungen, wie in der ſittlichen vorkommen mögen, auszugleichen! Jener helle, reine Kryſtall in dir, vermögend ohne Unterlaß die Idee des Wahren, des Guten und Schönen, welche von Oben her, wie ein Lichtſtrahl, in dich fällt, aufzunehmen, zurückzuſtrahlen, und dich damit zu erleuchten; er iſt ewig und unvergänglich. Noch mehr: in ihm iſt dir nicht blos Unſterblichkeit verbürgt — er ſichert dich nicht blos vor Vernichtung, — ſondern er erwirbt dir ein ewiges Fortſchreiten im Reiche der Geiſter, er gewährt dir das ewige Leben.

Dies Alles, was ich dir heute, als meinem lieben Schüler vertrauet habe, erwäge es wohl, und du wirſt dich ſelbſt heilen von den Schmerzen der Seele, die dich angefaßt und betrübt haben. „Denn der Menſch fährt hin, da er ewig bleibt, und die Kläger gehen umher auf der Gaſſe; — und der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.*)“

Als die hehre Lichtgeſtalt, in deren Armen ich ſo ſanft geruht, deren Lehren ich mit ſo ungetheiltem Entzücken gehört, dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand ſie plötzlich aus meiner Nähe. Es geſchah mir, als flöge ich auf Flügeln des Windes weiter und immer weiter von jenem geliebten Weſen hinweg, über das weite Weltmeer hin, über Berge und Ebenen, Städte und ſtille Einöden; und ich vernahm ein ſanftes Brauſen und Rauſchen um mich, wie es waltet in den vaterländiſchen Buchenhainen. Auf einmal aber ſchwieg dieſe ſtille Muſik in den Wipfeln der Bäume; — und ich erwachte. Siehe, Alles, was ich erfahren hatte, war ein Traum geweſen; aber ſo lebhaft und mächtig hat er ſich meinem Sinn eingeprägt, daß ich nichts von ihm vergeſſe. Da gedachte ich meines zweifelnden Schülers, und wie die Lehren dieſer Viſion Balſam ſein würden für ihn. Auch habe ich ihm nicht ohne Nutzen erzählt, was ich in jener wunderbaren Johannisnacht mit unſerm erhabenen Lehrer Linné verhandelt. Er hat Alles freudig und dankbar in ſich aufgenommen, und die Nebel des Zweifels, welche ihn umdüſterten, ſind zerſtreut worden. Deßhalb ſchien es mir gerathen, auch Euch, meine lieben akademiſchen Freunde, Theil nehmen zu laſſen an jenem heilſamen Zwiegeſpräche. Mancher unter Euch findet vielleicht, daß die Reden des unſterblichen Meiſters Linné auch für ihn geſprochen waren. Und thut es ihm Noth, ſich noch ferneren Rath von dem edlen Geiſte zu holen, ſo gebe er in einer ſchönen Sommernacht hinaus, und harre, auf daß der Führer komme, und ihn weiter geleite, und durch die Nebel und Irrlichter ſeiner Zweifel in jene lichte Sphäre glücklicher Ueberzeugungen führe, die das Lebenselement ſind für den Geiſt des Menſchen!

---

*) Ecclesiastes XII. V. 7.

* * *

Münchner Hundert und Eins. *)

von

C. F.

17.

Wie vielfach treten uns erhabene Zeichen dankbarer Erinnerung fürſtlicher Perſonen hier entgegen! Ich habe bisher zwei erwähnt, aber, indem ich, meinen Weg verfolgend, hinunter wandle, zeigt ſich mir links das gothiſche Monument, welches der Kronprinz von Bayern ſeinem treuen Arzte Obermedicinalrathe Diſtlbrunner weihte, und jenes, welches Maximilian, Herzog in Bayern, ſeinem alten Diener, dem Haushofmeiſter Wagner ſetzen ließ. Unter den Arkaden befindet ſich rechts der Denkſtein von zierlichem Verhältniß für der Königin Caroline Oberſthofmeiſterin, Freyin von Redwitz, „der warmen Fürſprecherin der Armen, der treuen Freundin“ errichtet. Dankerfüllt ehrt daneben der Armenpflegſchaftsrath der Hauptſtadt das Andenken der Hofkammer-Rathswittwe von Thiereck, welche ihr ganzes Vermögen (mehr als 30,000 Gulden) den hieſigen Armen vermachte. Bald, nachdem die Gallerie hinter uns, ſchimmert in dem Rebengange ein polychromiſches großes Grabmal zur Linken, mit blauem Grunde, worauf eine neugriechiſche Inſchrift, her. Der Spartiate Elias Mauromichalis, Adjutant des Königs Otto, von der Cholera getödtet, ruhet hier, in ſo kaltem Boden, in ſo entferntem Lande! Er ſtarb, ein herrlich ſchöner Jüngling von drei und zwanzig Jahren! Miaulis, ſein Gefährte, fand in Uffenheim den Tod wenige Tage nach ihm. Doch liegt Mauromichalis neben einem Landsmanne, Leonidas, Sohn des Odyſſeus, der gleichfalls hier in der Blüthe des Lebens ſtarb. Beide hat König Ludwig von Bayern geehrt im Tode. Nicht weniger rührend, ja noch ergreifender iſt das Schickſal, welches dir, wenn du von da nach der Mitte hin gegen das große Baſſin wanderſt, folgende Inſchrift auf dem Marmor kündet:

> „Iſabella vom Stamm der Miranhas und
> „Johannes von dem der Juris, geſtorben
> „zu München im Jahre 1823.“
> „Der Heimath entrückt, fanden ſie Sorgfalt und
> „Liebe im fernen Welttheile, jedoch unerbittlich
> „des Nordens rauhen Winter.“ —
> „Errichtet von Caroline,
> „Königin von Bayern.“

Nicht weit von dieſem Denkmale iſt eines für die Freyin Rotberg, Ihre Erzieherin, durch die Prinzeſſinnen Sophie und Marie von Bayern hergeſtellt. (Erzherzogin Sophie von Oeſterreich und Königin Marie von Sachſen.) — Doch ich kehre wieder auf die früher betretene Gräberſtraße zurück, und das erſte, was meinem Blicke auffällt, iſt eines Polen Grabhügel. Die Inſcription eines hübſchen Sandſteines iſt polniſch; warum ſo viele Worte ausgekratzt, iſt mir unverſtändlich. Ich habe außer dieſem nur noch Einen Polen, Marcellus Celinsky, Doktor der Medicin, geſtorben 1833, auf unſerm Gottesacker begraben gefunden. Vielleicht deckt noch ein oder die andere zeichenloſe Furche manchen dieſer Unglücklichen. Einige wichtige Ruheſtätten ſind an der öſtlichen Mauer hinab. Zuerſt das der churpfalz-bayeriſchen Edelknaben, errichtet im Jahre 1793, herrlich im alten Styl, und neben an, wie billig, das Grab des letzten Pagenhofmeiſters Creuzard d'Amadieu. Ein hoher Sarkophag trägt die ſchöne Büſte Dr. Simon Häberls, der ſich ſelbſt ein Monument in dem Bau des Münchener Krankenhauſes errichtet; nicht ferne davon iſt der einfache Grabſtein des Geographen und Hiſtorikers Mannert. Er wurde 76 Jahre alt. In dieſer Umgebung halten die letzte Raſt auf Erden der Phyſiker Maximus von Imhof und der bekannte Eckartshauſen, der Botaniker Franz Paula von Schrank, und der edle Philoſoph Cajetan Weiller: „Gott iſt die Liebe, Liebe ſein erſtes Gebot"; ferner der Zeichnungskunde Profeſſor, Mitterer, hochverdient um die Bildung der Handwerker in den Feiertagsſchulen, die Kbäſer gegründet, und Dr. Spix, „Musei brasiliensis zoologici auctor, omnibus qui bonis flebilis occidit." Seltſam ſprach mich der Leichenſtein, den ein Freiherr von R.. ſeinen zwei Frauen, beide in dem Alter von zwanzig Jahren verſtorben, ſetzen ließ; er gleicht den zwei Geſetztafeln Moſes, zwiſchen ſie das chriſtliche Kreuz geſtellt. „Priez pour lui" ruft mir eine Marmorplatte auf dem Boden ruhend zu: Generallieutenant Espiard de Colonge, dem gegenüber der vormalige Kriegsminiſter Maillot de la Treille die fromme Erinnerung weckt: „priez pour lui." Wie das an Südfrankreich erinnert, als ich es in Toulon, zweihundert Meilen weit von jeder verwandten Seele entfernt, las! Hätten dieſe wenigen und höchſt einfachen Worte mich hier ſo ergreifen können, wenn nicht jener Ton wieder erklungen wäre, den die Einſamkeit der mittelländiſchen Meeresgeſtade in mir erweckt hatte!

---

*) Siehe Maiheft S. 136.

18.

Wohl koſtet es noch einen zweiten Gang nach St. Stephans Todtenfelde, wenn man die vorzüglicheren Monumente betrachten will. Ich gehe die Haupt- und Mittelſtraße entlang. Ich könnte ſie faſt die Generalſtraße nennen, weil in ihrem mittleren Theile ſo viele vornehme Kriegsleute begraben liegen. Da ruhen die Generäle Weinrich (rechts), Raglovich (r.), Tauſch (links), Triva (r.), (ein coloſſales ſchönes Denkmal von Gußeiſen), Pillement (r.), Handel (r.), Bärnclau (l.), ſodann die Oberſten Kunſt (l.), Zwanziger (l.), Berchem (l.); da ruht an der Nebenpaſſage unter einem impoſanten Mauſoläum der General Baſtoul; die herrliche Pyramide trägt dieſe Inſchrift: „L'armée du Rhin, commandée par le général Moreau, à la mémoire du général Bastoul, blessé à la bataille de Hohenlinden, le 12 frimaire, mort à Munich le 25 nivôse l'an IX, de la république française." Unweit davon iſt auch ein kleines Gedenkzeichen für den Vicomte Altier de Borne, maréchal de France, der 87 Jahre alt, hier geſtorben. Lebt einer in München, der dieſen einfachen Stein noch aufſucht? — Es iſt zu verwundern, daß Niemand noch eine vollſtändige litterariſche Beſchreibung des Münchener-Gottesacker unternommen. Ach, ich fühle es faſt ſelbſt, daß ich gewiß unbeachtend an manchem intereſſanten Hügel vorübergeeilt!

Die Nebenwege werden nur wenig betreten. Abgelegen ſind die Gräber des berühmten Sängers Santini (links von der Mittelſtraße), des ausgezeichneten Staatsrechtslehrers von Dreſch (l), des preußiſchen Geſandten von Küſter (l.), des um die bayeriſchen Bäder ſo ſehr verdienten Medicinalrathes Dr. Graf (r.). In der Rundung um das größere Waſſerbecken liegt der Dramatiker Babo, der Verfaſſer des „Otto von Wittelsbach“ (geſtorben 1822), in des Kirchhofs Mitte ungefähr (r.) der mit Ruhm gekannte Lithograph Bodmer, mein edeldenkender beweinter Freund; zu den ſchönſten und edelſten Monumenten, und zugleich den hervorragendſten gehören an dem oberen Theile des Gottesackers das des Bildhauers Hauttmann und des Banquiers Carl Lorenz von Mayer, die koſtbarſten ſind jene im römiſchen Bauſtyl. Häßlich entſtellend ſind die bretternen und die maſſiven Verſchläge, Verhüllungen, um den Stein gegen Unwetter zu ſchützen! So verdeckt ein großer Eichenholz-Kaſten den über einer Gruft erbauten majeſtätiſch granitenen Sarkophag des Bierbrauers Pſchorr. den dieſer verdiente Mann ſich ſelbſt ſchon bei Lebzeiten hatte errichten laſſen. Und nun ſcheide ich. Einen Blick noch auf jenes Crucifix über dem Felſen, das in der Mitte von zehn Grabhügeln ſteht. Zwei einfache ſchwarze Tafeln, mit Namen beſchrieben, ſagen mir, daß hier (ſeit 1831) ſechs und dreißig barmherzige Schweſtern vom Orden des heiligen Vincenz a Paula, von allen Mühen und Drangſalen des Lebens ausruhen. Fünf und dreißig Jahre ſind das höchſte Alter einer Sterbenden, bei weitem die meiſten endeten ihr heiliges Erdenwerk zwiſchen neunzehn und fünf und zwanzig Jahren, in dem Frühling eines ſich ſelbſt belaſtenden, aufopfernden Daſeins.

19.

Es iſt ein ſehr poetiſcher Ausdruck: „auf den Lüften.“ Damit will hier eine Iſar-Anhöhe bezeichnet werden, wo Lüfte des Oſtens wehen. Die Region iſt zur jetzigen Zeit gerade nicht die am meiſten romantiſche. Die reinen Lüfte ſind mit Bierdüften erfüllt und bilden die ſcharfe Zugluft in den dort verbreiteten zahlreichen Kellerſtätten; die freien Lüfte ſind durch Mauern und Holzniederlagen gehemmt. Man behauptet zwar, jenes Wort rühre von dem Umſtande her, daß der Wirth „auf den Lüften“ vor geraumer Zeit ein Sommerhäuschen, in den Aeſten einer hohen Linde ſchwebend, gehabt habe. Aber doch hat das Gemüth des Süddeutſchen dieſe Sprache geſchaffen. — Nicht weit davon, gegen die Vorſtadt herunter iſt ein anderer Bezirk, der noch heutzutage den dichteriſchen Namen „Falkenau“ führt. Eine kleine idylliſche Parkanlage, von dem klareſten Waſſer durchrieſelt, befindet ſich neben dem dermaligen Rathhauſe der „Au“ gegen den Hügel zu. Man nennt ſie jetzt den Neudegger-Garten, einſt hieß ſie aber Neudegg und war herzoglich; Wilhelm V. hielt ſich da gerne auf, und erbaute ein eigenes Haus für die Hofdamen, worin jetzt die Neudegger-Wirthſchaft zum „Damenwirth“ betrieben wird. Er und ſchon ſeine Vorfahren gingen oft von hier aus auf die Falkenjagd. Gleich daneben ſtand das Kloſter der Paulaner, im Jahre 1804 in eine Strafanſtalt verwandelt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Lyriſche Halle.

Der Garten mit dem Abgrund.

Von

Ernſt v. Brunnow.

Willkommen, ſchöner Garten,
  Mit Blumen reichbekränzt,
Ich kann es kaum erwarten,
  Bis mich dein Hag umgrenzt!
Ihr holden Zaubergänge
  Von edeln Buchenreihn,
Euch will ich die Geſänge
  Der frohen Leier weihn!
Willkommen, Birkenhügel,
  Die ſanft den See umreihn,
Willkommen, Waſſerſpiegel,
  Mit Schwänen, ſilberrein! —

Und aus dem kryſtallenen Schooße
  Entwindet ſich plätſchernd ein Bach,
Der ziehet mit ſüßem Getöſe
  Den wandernden Sänger ſich nach.
Er murmelt im Schatten der Erlen
  Auf glänzendem Kieſel hinfort,
Beſprenget mit ſchäumenden Perlen
  Den blauen Vergißmeinnichtbord.
Ich folg' ihm durch Felder und Auen,
  Durch Thäler und Felſengeſtein;
Da öffnet ſich, herrlich zu ſchauen,
  Ein blühender Roſenhain! —

Wie ſich Charitinnen zeigen,
  Mit den Armen hold verſchränkt,
So war lieblich, Zweig' in Zweigen,
  Blüth' in Blüthen eingeſenkt!
Roſen, ſchön wie Mädchenwangen,
  Bogen ſich von jedem Baum,
Wie ein zärtliches Verlangen,
  Wie ein junger Liebestraum!
In den Hain, da muß ich dringen,
  In dem Haine wohnt die Luſt,
Meine Arme will ich ſchlingen
  Um der Roſennymphe Bruſt! —

Und ich ſtürze mit Entzücken
  In das wundervolle Land,
Blüthen fallen, Blüthen drücken
  Meine Füße in den Sand.
Immer dichter das Gewebe,
  Was vor meinen Augen hängt,
Wo der Epheu und die Rebe
  Sich zur feſten Mauer drängt.
Brechen mußt du, nicht verſchließen
  Sollſt du mir das Paradies,
Wo die Hesperiden ſprießen,
  Wo die Sehnſucht hin mich wies! —
Nieder reiß' ich alle Schranken,
  Alle Schleier ſinken hin,
Und die wilden Schritte wanken,
  Trüber wird der trunkne Sinn! —

An eines Abgrunds dunkler Tiefe
  Stand ich mit ſtarren Blicken da;
Es war, als ob ein Geiſt mir riefe:
  „Ein Grab iſt deinen Füßen nah.“
Und aus der ſchwarzen Tiefe ſtiegen
  Viel düſtre Nebelſchatten auf,
Und ſahn mich traurig an und ſchwiegen,
  Und nahmen abwärts ihren Lauf.
Doch einer ſchwebt daher und redet
  Mit zorngefurchtem Angeſicht:
„Ich bin der Haß, der ſtets befehdet,
  Der nie den alten Dolch zerbricht!“ —
Und wieder einer naht mit Thränen,
  Und flüſtert mir, wehmüthig matt:
„Ich bin das niegeſtillte Sehnen,
  Das Liebſte, was die Seele hat!“ —
Drauf ſtieg herauf mit Schlangenhaaren
  Ein hoffnungsloſes Bild und ſprach:
„Ich bin der Zweifel an dem Wahren
  Und ſchleiche grauen Räthſeln nach!“ —
Und endlich aus dem tiefſten Grunde
  Ein bleicher, ſtiller Schatten kam;
Der ſprach zu mir mit hohlem Munde:
  „Ich ſitz' am Boden, bin der Gram!“ —

Und als der Schatten ſank hernieder,
  Ergriff mich namenloſer Schmerz,
Und aus dem Abgrund tönt' es wieder:
  „Du ſchauteſt in ein Menſchenherz!“

Der Schmerz.

von

Carl Baron v. Schweizer.

Als der erſte Lichtſtrahl tagte,
Trat auch ich ins Leben ein,
Und zu mir der Schöpfer ſagte:
„Schmerz! du ſollſt hier ewig ſein!

„Blühen wird die Form und welken,
„Welche dich umſchloſſen hält,
„Denn das Aufblühn und Verwelken
„Iſt Geſetz der Körperwelt.

„Wechſeln ſollſt du die Geſtalten
„Und ein Andrer immer ſein,
„Doch du ſelbſt wirſt nie veralten,
„Die Unſterblichkeit ſei dein!

„Sollſt am Glück empor dich ranken,
„Mit dem Unglück wandern gehn,
„Unſichtbar, gleich dem Gedanken,
„Oft im Menſchenherzen ſtehn.

„Mit Monarchen ſollſt du thronen,
„Schatten ihrer Majeſtät,
„Mit dem Armen wirſt du wohnen,
„Der allein im Leben ſteht.

„Nimm ſie hin, die weite Erde,
„Sei der Menſchen König: Schmerz!
„Daß durch dich veredelt werde
„Meiner Kinder ſchwaches Herz!“

Entzweiung.

Von

Ludwig Bechſtein.

Ich ſoll, was du mir ſchriebſt, vernichten,
Vernichten ſoll ich, was Du ſchriebſt!
Du willſt es, und ich muß verzichten,
Ich will's, weil Du nicht mehr mich liebſt.
Du — folge nach mit den Gedichten
Von mir, da Du nicht treu mir bliebſt,
Ja wahrlich, Du wirſt mich verpflichten,
Wenn Du der Gluth ſie übergiebſt.

Die liebeſelig ich geſungen
Zu Deinem Preiß, ach, flammenheiß —
Gieb ſie dem Quell, dem ſie entſprungen,
Zurück, der Flamme gieb ſie preiß.
Die zärtlichſüßen Huldigungen
Vernichte nun auf mein Geheiß!
Und mögen nie Erinnerungen
Einſt bieten Dir ein Dornenreis.

Es iſt vorbei, iſt überwunden,
So laß es ſtill geſchieden ſein,
Du haſt ein andres Herz gefunden,
Und Dein Herz, ach, iſt nicht mehr mein.
Vernarben werden meine Wunden,
Du wirſt — ich hoff' es — glücklich ſein!
Ja ſei es — ſei nicht mehr gebunden
An mich, deß Herz doch ewig Dein.

Wunſch.

von

Franz Schmidt.

Wäre mein Liebchen die Perle,
Wünſcht' ich ein Taucher zu ſein;
Aber ein Bergmann lieber,
Wär' es der Edelſtein.
Wäre mein Liebchen ein Taucher,
Wär' ich die Glocke ſein;
Aber die Lampe lieber,
Wollt' es ein Bergmann ſein.
Wäre die Glocke mein Liebchen,
Strebt' ich der Klang zu ſein;
Wär' es die Lampe lieber,
Wär' ich der Lampenſchein.
Wäre der Klang mein Liebchen,
Sehnt' ich mich Ohr zu ſein;
Wär' es der Lampenſchein lieber,
Wär' ich der Spiegel rein.
Wäre das Ohr mein Liebchen,
Müht' ich mich Locke zu ſein;
Wär' es der Spiegel mein,
Wünſcht' ich: ich ſelber zu ſein! —

Tegernſee,

von

A. von Maltitz.

Du Friedensdach, im Friedensſee geſpiegelt,
Du freundlich Grün, in ſelig Blau getaucht,
Ihr Ufer, ſanft gewunden, ſanft gehügelt,
Wo Kühle weht und Blumenodem haucht,

Ihr Wellen, die ihr Schätze nie begraben,
Die noch kein ſtolzes Segel hat durcheilt,
Und, oft geſchwungen von der Hand des Knaben,
Mit ſtillem Zug das ſanfte Ruder theilt!

Kein ſchroffer Fels erzürnet hier die Brandung,
Kein Anker hält den träumeriſchen Kahn,
Und überall iſt ihm gewährt die Landung,
An Raſen ſchmiegt ſich weich die Wellenbahn.

Die Senſe klirrt, doch nicht des Pflugs Beſchwerden
Vergilt der Halm, für den ſie tödtend blinkt,
Hoch auf den Bergen wohnen noch die Heerden,
Für die des Graſes Blumenernte ſinkt.

Sie wohnen droben an den Wolkenſtegen,
Wo Hirt und Jäger theilen ſich die Welt,
Dort wo gedeiht der Kräuter duft'ger Segen,
Wo ſchwirrt das Blei und wo die Gemſe fällt.

Der Herbſt ruft ſie herab zu dieſen Thalen,
Und Schweigen hüllt die Alpen wieder ein,
Die ewig ſtreng verſchleierten Veſtalen,
Die fernher lauſchten auf den Heerdenreihn.

Die Berge frei, die Thäler reich an Frieden,
Die Lüfte labend und die Fluten klar,
Und jeder Blume ſcheinet hier beſchieden,
Zu kränzen eines Heiligthums Altar!

Erhabner, ſtiller Tempelbau der Zellen,
Um dich herum gedeiht dies Paradies,
Die reinſten Lüfte weh'n, die reinſten Wellen
Sind da, wo ſich der Glaube niederließ.

Der heil'gen Mauern Wiederſchein berühret
Den ſonſt ſo wilden See, wie Engelshand,
Der milde Hauch, der Opferflammen ſchüret,
Führt nun den ſichern Nachen zu dem Strand.

Es glimmt ein heilig Licht an dem Geſtade,
Und ſeinen Schimmer ahnet dieſe Flut,
Es liegt der See, wie ſtille Gottespfade,
Geebnet von Vertrauen und von Muth.

Ihr edlen Dulder, heilige Bewohner,
Euch bot die ſchönſten Stätten die Natur,
Euch läſterten des Herrlichſten Entthroner,
Verläumdend eure Tugend, euren Schwur.

Nicht in das Grab verſtieß euch das Entſagen,
Das Euch von unſern Leidenſchaften ſchied,
Entrettet dieſer Freiheit, wo wir zagen,
Ward Euch der Stille blühendes Gebiet! —

In ihre Grüfte wurden ſie berufen,
Die frommen Häupter haben ſie geneigt,
Noch tiefer, als an des Altares Stufen,
Und ihre ſegensvolle Lippe ſchweigt.

Wie ihr Gebet, war ihre Klage leiſe,
Ihr Kampf war ſiegreich, längſt verdient ihr Lohn,
Nun nennen ſich nicht Brüder mehr die Greiſe,
Und ach, wer nennet noch den Wand'rer Sohn! —

Doch einen Segen darf er noch verdienen,
Noch labet ihn der Hirten froher Gruß,
Und darf ſein Stab nicht wurzeln hier und grünen,
Durchwallt doch eine Friedensflur ſein Fuß! —

* * *

Chroniſtiſches.

Litteratur und Bücherſchau.

1) Fliegende Blätter. II. Heft. Sechs Gedichte von Kobell in oberbayeriſcher u. pfälziſcher Mundart. Mit Zeichnungen von Fr. v. Pocci. Litterar. artiſtiſche Anſtalt in München.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung in unſern Tagen, daß die zeichnenden Künſte zu geſchmackvoller Ausſtattung poetiſcher Werke ſehr viel beitragen. Die Randzeichnungen und Illuſtrationen, welche, bald als zierliche Rahmen, bald als Erweiterungen und Auslegungen dem Texte beigegeben ſind, erhöhen den Genuß der Schönheit und unterſtützen den Leſer in Auffaſſung des Inhaltes. In den „fliegenden Blättern“ findet das Geſagte ſeine volle Anwendung. Der gewandte Zeichner hat in leichten Zügen den Humor und die Naturwahrheit des Dichters wiedergegeben. Am treffendſten ſcheint uns „die Gemsjagd“ und „'s ſchlafade Diandl“ aufgefaßt zu ſein. Im letzten Stücke beſonders hat der Künſtler den zartverhüllenden Endverſen des Gedichtes durch die beigezeichnete Fabel vom Fuchs und der Traube eine ſinnige Auslegung gegeben. Dichter und Zeichner ſind zu rühmlich bekannt, als daß hier noch mehr zur Anerkennung ihrer Leiſtungen geſagt werden ſoll. Möchten ſie ſich ferner die Hände bieten, durch ſo geniale Schöpfungen das Publikum zu erfreuen!

2) Gedichte von Lor. Diefenbach. Gießen 1840. J. Ricker'ſche Buchhandlung.

Mit dem Eintritte des Frühlings begrüßten wir freudig das Erſcheinen vorliegender Gedichte, die, wie jener, voll Duft, Friſche und Zartheit, aber auch manch goldner Frucht und überhängender Aehren voll ſind. Da uns von anderweitigen Erzeugniſſen des Dichters nichts bekannt iſt, ſo müſſen wir dieſe Sammlung als Erſtlingsopfer ſeiner Muſe betrachten, und können dem Verfaſſer und Publikum über Leiſtung und Empfang nur Glück wünſchen.

Durch eine eben ſo neue, als vortheilhafte Eintheilung des Buches hat er dem Weſen ſeiner Lyrik mehr Allgemeinheit, feſtere Begründung und Klarheit gegeben, als es ſonſt bei lyriſchen Erzeugniſſen leichterer Gattung — wie ſie oft nur unklare, halbgefühlte Seelenergüſſe ſind — der Fall iſt.

In „Natur und ihre Symbolik“ giebt ſich ein tiefes Verſtändniß der Weltharmonie kund, durch die glückliche Wahl der metriſchen Formen ſelbſt dringen manche dieſer friſchaufſtrömenden Lieder, wie unmittelbare Naturlaute, zur Seele und man vernimmt

„— alles Schöne, alles Süße,
So neu und doch ſo längſt bekannt.“

In „Liebe und ihre Verwandten“, „die Künſte“, „biographiſche Lyrik“ macht uns der Dichter vertraut mit den geheimen Regungen ſeiner Bruſt, die ſich zwar oft in Wehmuth und Schmerz ergießt, aber doch voll männlicher Reſignation über den Jammer der Unkraft und Affektation ſich erhaben weiß. Wir heben dieſen letzten Punkt beſonders heraus, weil uns in der geiſtig geſunden Perſönlichkeit kräftiger Lyriker ein Heilmittel gegen den „Weltſchmerz“ der faſelnden und ſchwächlichen Manieriſten, die nur geiſtloſe Kopien ihrer beſchränkten Subjektivität liefern, gegeben zu ſein ſcheint.

Die „geiſtlichen Poeſie“ tragen das Gepräge der Humanität und ächten Freimuthes mit frommer Geſinnung in hohem Grade an ſich. Leider hat der Verfaſſer in dieſer Abtheilung und der folgenden der „erzählenden Gedichte“ nicht mehr Nummern geliefert, als zur Würdigung ſeiner Fähigkeit auch auf dieſem Gebiete der Poeſie nur eben hinreichend ſind.

Zu dieſer vielbewegten Zeit der Induſtrie und Polemik, wo man, wie ehemals in Griechenland, auf die Entfernung jedes guten Dichters von Vaterlandswegen Strafe legen ſollte, iſt die Ankunft eines Jüngers am deutſchen Parnaß gewiß eine willkommene Erſcheinung, und wenn er uns vollends, wie dieſer, zum Gruße die Fülle ſeiner Seele in einem ſo üppigen Blumenſtrauß entgegenbringt, ſo können wir ihm in Anerkennung ſeiner Feſtgabe den Kranz der Weihe nicht verſagen. Der Verfaſſer ſelbſt ſpricht im „Wanderbriefe" ſeiner Lieder das beſte Urtheil:

Wie aus Kraft des Wortes ſind empfunden,
Da haben Raſt und Heimath ſie gefunden.

3) Aſtralion, eine Arabeske von Ida Gräfin v. Hahn-Hahn. Berlin 1839. Verlag von Alexander Duncker.

Ein Muttertraum und nach ächter Traumesweiſe eine Weiſſagung. — Die Tauben verſammeln ſich um eine im Hofe ausgeſtreute Spende von Waizenkörnern, die ſie für ein himmliſches Geſchenk halten, bis die Sperlinge ihren frommen Glauben verlachen und ſie von den frommen Schwalben in anmuthigen Verſen erfahren, daß der glückliche Vater eines holden, eben gebornen Knableins dieſe Körner im Ueberſchwange ſeiner Freude ausgeworfen. Dafür ſchlagen nun die Schwalben dem ganzen Vogelreich oder Vogelthum vor, dem gütigen Geber, als dankbare Finder, eine Freude zu machen. Die Tauben und Sperlinge fallen bei und der Storch muß in ſeinen Heroldſchnabel ſtoßen und die Luftbewohner herbeirufen:

Aus Gärten und Feldern,
Aus tiefdunkeln Wäldern,
Aus ſchaurigen Klüften,
Erhebt eure Segel,
Kommt ſchleunig, ihr Vögel.

Sie kommen:

Die Lüfte durchſchwommen,
Ein ſchwebendes Meer.
Wir nahen, wir kommen,
Was iſt dein Begehr? —

Schade, daß es nicht ganz der Adlerwürde gemäß iſt, mit dem übrigen Schwarm zu kommen, unter dem freilich Schwan und Falk ſind; der Vogel Jupiters verſchmäht den Waizen aus Menſchenhand und fühlt ſich mithin nicht zum Dank verpflichtet, erſcheint auch ſchwerlich auf des Storches Ruf. Schöne Verſe bringt er aber mit. Er will den Knaben mit dem Schwunge gegen Himmel, mit dem Fluge zur Sonne begaben. Gimpel, Ente, Zeiſig, Elſter und Rabe machen Einwendungen und ſagen ſich Anzüglichkeiten, die voll Witz und Laune ſind. Der Adler erhebt noch einmal das Wort:

„Auf daß dieſer Knab' ein Unſterblicher werde,
So zieht ihn empor von der dürft'gen Erde."

d. h. er werde ein Held oder ein König. Die Nachtigall will ihn zu einem Sänger machen, der Adler und ſein Anhang fallen ihr bei, die beiden Kammern der Flugvögel und Singvögel beſchließen:

So werde denn zu ſeinem Heil,
Dem Knaben des Geſanges Theil.

Lerche, Fink, Droſſel und Nachtigall begaben ihn ſüß und anmuthig.

Hier hört dieſes reizende Gedicht leider auf, für uns ein Traum und ein Muttertraum zu ſein. Warum muß der Schwan, wie eine ächt litterariſche Figur, auftreten! Wohl in keine Bruſt läßt ſich weniger das ſchriftſtelleriſche Mißbehagen über Unempfindlichkeit des Publikums und die antipoetiſche Richtung der Zeit hineinſiedeln, als in die des Symbols der Sänger von Mantua und Venuſium. Die Nachtigall mag klagen, wenn ihre Sehnſucht unerwiedert bleibt, aber iſt der Schwan nicht auf ſeiner klaren Fluth das ewige Sinnbild des poetiſchen Selbſtgenügens? Die Worte: „Katzengold, Partheien, Monopol, Handwerksſchild, Zünfte, Handwerk, Koth und Blut" müßten den Schwan ſelbſt von den Waſſern des Kayſtros verſcheuchen. Mit ſo mancher ſchönen Zeile, die er ſingt, ſtimmt ſein proſaiſcher Schluß nicht überein:

Mein Schweigen wird fortan nicht mehr gebrochen,
Wie auch die Dinge nehmen ihren Lauf.

Das gleicht ein wenig der Sprache einer gekränkten Commiſſion.

Nachtigall und Schwan erlauben ſich häufige Härten, die erſte reimt einmal „Freuden" und „bereiten", er reimt „Hymnen" mit „Stimmen".

Die Vögel fliegen unter einem zarten Schlummerlied, das ſie an den Knaben richten, davon.

Die „Wolken" breiten ſich nun über unſern Horizont. Sie werfen den Vögeln vor, „mit ihnen immer den Kampf zu beginnen." Sollten der Gimpel, Zeiſig, die Elſter, die Nachtigall, der Sperling dieſen bittern, ungeheuern Vorwurf verdienen, ſollten ſie ſogar ſich rühmen können, „ſie den Preis über die Wolken zu gewinnen"? Sollten ſie ſich einfallen laſſen, vor einer derben Regenwolke nicht zu weichen und zu wanken? — Dieſe unverdiente Beſchuldigung gegen das Sängergeſchlecht abgerechnet, tönen herrliche Klänge aus dieſen Wolken. Hätten ſie aber nur Wolken bleiben und nicht ſo viele ironiſche, ſo viele ſatyriſche, ja politiſche Blicke ins kleine Menſchen- und Staatenleben werfen wollen! Wenn ſie doch, wie Götter, von Bergen zu Bergen ſchritten, nicht aber uns zurufen:

Eitles Weib iſt wohl verächtlich,
Eitler Mann noch mehr beträchtlich.

oder:

Völker fallen in die Klauen
Von den Schwarzen, Braunen, Grauen,
Laſſen ſich die Seckel leeren!

Die Verfaſſerin hat ein ſo ächtes poetiſches Talent, daß es wahrlich keine Freude iſt, ſie zu tadeln.

Nach den ſchönen Schlußverſen:

Knabe du, in ſtiller Wiege,
Ja, verſuch' es, fliege, fliege,
Was die Vögel dir nicht gaben,
Sollſt von uns du jetzo haben,
Fliege, doch du wirſt zerſchellen,
Wo verborgne Felſen ſchwellen,
Fliege, doch auf matten Schwingen,
Die mit jenem Lüftchen ringen,
Fliege, bis dir wird vergehen
Athem, in den friſchen Höhen,
Flieg' und blicke ſtolz verachtend
Auf die Erd' im Nebel ſchmachtend,
Wo du hätteſt ſich'res Bleiben,
Wollte dich nicht Thorheit treiben,
Wirſt doch nie zum Himmel fliegen,
Weil davor wir, Wolken, liegen.

Höchſt glücklich und poetiſch eingeführt, erſcheint die „Sonne", verſcheucht aber leider alles Duftige, was die Wolken dem vom Schwane ſchon geſtörten Traume zum Theil wiedergegeben hatten. Wir können nicht glauben, daß dieſes hohe Phänomen, dies tägliche Wunder, das Völker anbeteten, bei der Geburt eines Knableins, „Aſtralion" genannt, das doch dem von der Sybille Angekündigten billig nachſtehen muß, ſolche metaphyſiſche Sprüche erlaſſe und in unſere ſchon vom Straßburger Münſter herab ſo erbärmlich ausſchauenden Händel ſo tief hineinblicke.

„Wußten, frägt die Sonne, die Menſchen nicht:

Mit Becher voll Schierling zu tödten
Den Griechen, ſo lieblich und hehr,
Schleppten ſie nicht den Kolumbus in Nöthen,
Kettengedrückt aus Amerika her!
— — — — — — — — —
Tröſteten künftiger Zeit Lorbeerreiſer
Dichter, die Elend und Schmach lebend traf,
Bittergetäuſchte, entmuthigte Kaiſer
Streckten ſich froh aus zum ewigen Schlaf,
Wo nur auftauchte ein Edler und Weiſer,
Fiel der Verfolgung anheim er, als Sclav.

Die Dichterin zürne uns nicht, aber das iſt nicht die Sonne Homers, nicht einmal die Thümmels. Die Metrik der Sonne iſt billig nicht ohne Flecken. Die Daktylen überſtürzen ſich; wohl nur, weil die Dichterin ſich übereilte, denn der Wohllaut iſt ihr gewöhnlich hold.

Schwer laſſen ſich Verſe, wie folgender, vortragen:

Retten kann ich dich nicht, wenn dich die Wogen ꝛc.

Die Sonne verſchwindet, nachdem ſie den Knaben, dem einige Waizenkörner, die ſein Vater den Tauben und Sperlingen ſpendete, zu einem Liebling der Götter gemacht, zum „Kämpfer des Lichtes" geweiht. —

Ihr folgen die „Elemente", das Feuer nicht ausgeſchloſſen, das die Sonne hätte vertreten können.

Schön ſchildert das „Waſſer" ſich ſelbſt:

Zum Wogen und Wallen,
Zum Steigen und Fallen,
Zum Drängen und Eilen,
Zum nimmer Verweilen,
Zum Alles Umfaſſen
Und Alles Verlaſſen,
Zum weichen Umſchlingen,
Zum ſtillen Erſchwingen,
Zu raſtloſen Wogen
Empfang meinen Segen.
Ich tauche die ewige Schönheit dir ein.
Sie wäſcht dir die Seele vom Ueberdruß rein.

Weniger können wir die „Luft" rühmen. Sagt ſie uns etwas Neues und Angenehmes, wenn ſie uns vertraut:

Kaum werd' ich beachtet im rauſchenden Leben
Und doch ohne mich mag der Menſch ja erbeben.
Wenn ich ſoll dienen zum niedrigen Zweck,
So iſt meine Reinheit und Lieblichkeit weg.

(Wahrſcheinlich von unterirdiſchen Dampfmaſchinen zu verſtehen.)

Die „Erde" macht, ſinnig und anmuthig, ihr Recht geltend; denn bis dahin iſt dem Knablein lauter Ueberirdiſches geſchenkt worden, nun erhält er ſogar ein Grab. Mit Recht ſagt ſie, daß die Götter ihm ohne Bitte alle ihre Schätze verliehen; das Beiſpiel ging von den Vögeln aus, die einige Waizenkörner vorfanden, die Wolken, obſchon dieſen befiederten Nebenbuhlern herzlich gram, erweiterten ihre Gaben, die Sonne und die Elemente folgten, aber nun tritt gar der „Weltgeiſt" auf. Er ſchildert dem Knäblein und uns Aelteren, mit gewaltigen Zügen das erſte Entwirren des Chaos, den Sieg des Lichtes in herrlichen Verſen:

Die Liebe ſtrömte ihre goldnen Sterne
Dem Haß auf ſeine finſteren Gewande,
Die Nacht erzog den Knaben Tag ſich, gerne
Und liebend ſchmiegt er ſich in ihre Bande,
Das Licht, die Finſterniß vereinten milde
Die Hände in des Abendrothes Schimmer,
Zwei blutigwunde Feinde, unter'm Schilde
Des Todes, ſinkend auf die Schlachtentrümmer.

Dieſes letzte ſchöne Bild paßt doch nicht auf den liebevollen Frieden, den der Weltgeiſt ſchloß.

Die glänzendſte Dichterſtelle dieſes Werkes, deſſen Keim ſie ſein mag, iſt unſtreitig:

Denn große Gaben ſind, wie goldne Sterne
Nur dadurch glänzend, daß ſie fromm empfangen
Das Licht der Sonne, und aus weiter Ferne
Mit andachtsvollem Blicke an ihr hangen.
Iſt nicht die Seele größer, als die Gaben,
Kann ſie ihr Sonnenlicht nicht Allem geben,
So werden ſie nicht jenen Stempel haben
Des Göttlichen, beſtimmt zum ew'gen Leben.

Was will' es mit den Reimen, Kind, gemeinen,
Da die Natur aus Lieb' an dich verſchwendet?
Ich werde dir die zarte Lippe löſen,
Durch meinen Athem biſt du erſt vollendet.
Beginne jetzt die kurze Pilgerreiſe
Und halte feſt im Wollen und im Streben,
Am Tag der Schmach, im Ruhm und Glückesreiſe,
Daß du mir wieder giebſt, was ich gegeben.

Die Mutter erwacht, ſie verlangt nach dem Knaben, von dem ſie lieblich und erhaben geträumt; ſie nennt ihn Aſtralion, weil die Geſtirne ihm hold ſind. Der Arzt ſchließt:

Mit Phantaſieen und mit ſtarkem Fieber
Iſt jetzt die üble Kriſis hier vorüber.

So endet dieſer Traum voll Laune, Grazie und Begeiſterung, der aber, wie jeder zu lange feſtgehaltene, unter der Dichterin Händen zu ſchwer wurde. Seine reichen, zarten Schwingen würden ſich ſchöner entfalten, wenn die Sängerin ihm alle metaphyſiſchen, litterariſchen Bürden abnehmen wollte; er würde nur Wohllaut enthalten, wenn ſie die Vocale, die leider in deutſcher Worte Mitten ſo ſelten ſind, und zu Anfang und Ende ſich ſo mißlich begegnen, ſorglich auseinander hielte, auch gewaltſame Betonungen von ſich wieſe, wenn ſie endlich die herkömmlichen Byronsklagen nicht aus dem Schwane ſprechen ließe, der nie übler Laune iſt, wie jener große Barde des Ueberdruſſes und des Menſchenhaſſes es faſt immer war.

Möge dieſer lieblichen Dichterin, über der ein ſo ſchöner Strahl der Poeſie leuchtet, das vollſte Licht des Lebens erhalten werden! —

M.

---

4) Juſtus und Chryſoſtomus, Gebrüder Pech. Zeit und Lebensläufe. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. Von Hermann Marggraff. 2 Theile. 1840.

An der modernen ſchönen Litteratur fallen vorzüglich zwei Eigenthümlichkeiten auf. Die eine iſt jener heftige Krieg gegen die Wirklichkeit, welcher über deren Schwächen donnert oder ſpottet, ohne ihr einen ruhigen Spiegel vorzuhalten, die zweite das Conſtruiren des menſchlichen Lebens aus einzelnen Zuſtänden, während ſich ſonſt die Zuſtände nur als Glieder des Lebens darſtellten. Nicht genug, daß die Novelle und was ihr gleicht oder gleichen ſoll, den Roman faſt verdrängt hat; zerfallen auch den Autoren die Romane unter der Hand in Novellen und es ſcheint das Vermögen verloren, ein großes Ganze ſich in Geiſteseinheit entfalten zu laſſen.

Das Publikum, jener verderbliche äſthetiſche Richter, hat dabei in ſo ferne gewonnen, als ſich die Poeſie nach ſeinen unendlichen Launen bequemte und durch die dargebotene Wahl aus einer Gallerie kleiner Bilder ihm ein Wohlgefallen verſchaffte, das vielleicht ein großes tiefes Gemälde verſagen mußte; allein die Poeſie hat dabei ihre Herrlichkeit eingebüßt und die gewaltige Macht ihrer Gedanken in leichte Truppen aufgelöſet, die Alles beunruhigen, aber nichts erobern und ſich endlich ſpurlos in der Welt verlieren.

Der Verfaſſer vorliegender Schrift entrichtete beiden Eigenthümlichkeiten ihren Tribut; allein weder dem Zerreißenden noch Zerriſſenen angehörig, weder dem falſchen Jammer, noch der verſpottenden Negation pflichtig, zog er ſich klug aus der Sache, zürnt mit männlichem Feuer über die Gebrechen der Gegenwart oder läßt vielmehr ſolche Perſonen zürnen, die aus dem Morgennebel der Jugend noch nicht in die klaren Tage der Mannheit getreten ſind. Er möge uns hier geſtatten, zu ſagen, was wir überhaupt von dieſem moraliſchen Kriege in der Poeſie halten. Stoff zum gerechteſten Unwillen iſt allerdings in Fülle vorhanden, und die Einhelligkeit der Geiſter möchte ihr Recht ſattſam verbürgen; ziemt aber dieſes Wort der Zurechtweiſung der Poeſie, und wenn es ihr ziemt, wird ſie etwas damit ausrichten? Worte ſind in unſern Tagen keine Goldmünzen mehr, ſondern Aſſignate, deren Werth mit der Stunde vergeht, ihr ernſter Schall verweht ſchneller, denn ihr höhniſches Gelächter, und auch die Ruthe des Spötters verdorret, ehe ſie wunde Rücken macht. Hier helfen nun auch keine Worte mehr, die Welt gähnt über den ernſten Mahner, lacht mit dem beißenden Spötter und fällt in ihr wachend Schlafen zurück. Man laſſe dagegen das Siechthum, die Thorheit, die Schwachheit der Zeit in lebendigen Geſtalten vom Wirbel bis zur Ferſe erſcheinen, man decke ihr nichtiges Treiben, ihre innere Armuth, ihre Charakterloſigkeit in voller Lebenswahrheit auf, und ſelbſt ihre Kleinheit wird des Dichters Größe werden, und ſie zu dem Bekenntniß nöthigen: Wahrlich — kein Zoll mehr von einem Manne! Daß Herr Marggraff dieſes vermag, deuten uns mehrere ironiſche Geſtalten, der Dr. Schwefler, die Herren Ziebigke, Quackler und Kurukel, der köſtlich gezeichnete, zeitgemäße Raiſonneur, hinreichend an. Wenn der Verfaſſer ſeinen beiden Helden Juſtus und Chryſoſtomus nicht Hauptrollen der Verkehrtheit giebt, ſondern ſie mehr in ſolche verwickelt und ihnen nur einen guten Theil derzeitiger Unentſchiedenheit und Charakterſchwäche verleiht, ſo mag er darin Recht haben, weil er ihnen doch nur ein bürgerliches Geleis anwies, in dem ſie nach einigen Verirrungen ſich endlich friedlich fortbewegen; allein beſſer gerathen und weniger ſeiner Beihülfe benöthigt ſind allerdings die mit einigen Linien hingeworfenen Nebenperſonen, ſelbſt der ſpießbürgerliche alte Pech, die fromme, ächt weibliche Mutter und der gute Schulmeiſter, der, mit dem Chriſtgeſchenk für ſeine Kleinen in der Taſche, dem Schneegeſtöber erliegt, ſo auch der phantaſtiſche Maler Arthur und die dämoniſche Sängerin Angelica. Können wir nun gleichwohl für die beiden Brüder keine lebhafte Neigung faſſen, ſo intereſſiren doch die Schickſale des Chryſoſtomus als Dichter, Schulgehülfe und Recenſent, und was er hier thut oder leidet, die Erlebniſſe mit Buchhändlern, mit dem Theater, mit dem Schulvorſtand, das iſt Alles richtig nach unſerm Leben und Treiben, nach der modernen Zweckloſigkeit und Vielzüngigkeit gezeichnet.

Mit der zweiten Eigenthümlichkeit hat ſich der Verfaſſer weniger glücklich abgefunden und dadurch wohl nicht ſich, aber ſeinem Werke geſchadet; denn wiewohl die Novelle von der Gräfin Paputinowicza keinen Tadel, ſondern als ſatyriſches Muſter der beliebten Schaudergeſchichten ſogar Lob verdient und die Reiſebriefe des Chryſoſtomus durch ihre pikanten Urtheile über Nord- und Süddeutſchland, die ſehr gelungene Beſchreibung des bayeriſchen Berglandes von Partenkirchen, durch die Unterhaltung mit dem originell pedantiſchen und geiſtesverdrehten Zeitgenoſſen ſehr anziehend wirken, ſo liegen dennoch dieſe Beiwerke dem Hauptgegenſtand zu ferne und Schmuck, wie Rahmen, beeinträchtigen das Gemälde ſelbſt. Wir dürfen dem Verfaſſer wohl kaum bemerken, daß es nur vortheilhaft für ſein Talent ſein könne, wenn er einer Manier entſagt, welche darum noch nicht Billigung verdient, weil ſie Glück gemacht hat und bei der Naſchhaftigkeit des Zeitalters zu Gnaden und Anſehen gelangte. Uebrigens bemerkten wir, wie ſcharf auch des Verfaſſers Urtheile hier und da lauten, doch an keinem Orte jene Leidenſchaftlichkeit oder jenes abſichtliche Unrecht, womit unſere Autoren ſo gerne Effekt machen, vielmehr tadelt er ſolche des litterariſchen Wirkens unwürdige Umtriebe mit Unwillen und läßt ſich nicht zu dem ſchmählichen, bösartigen Witze herab, der manchem Zeitſchriftſteller einen wenig zu beneidenden Ruhm gegeben, der Litteratur dagegen nur Anſehen, Achtung und Würde genommen hat. Wer ſich zu erinnern vermag, welcher Glanz die Schriftſtellerwelt vor drei bis vier Decennien umleuchtete, wird ihren tiefen Fall in der öffentlichen Meinung nur ſchmerzlich beklagen und von der nächſten Zeit kaum etwas Beſſeres erwarten können, allein das Erkalten des Publikums ſehr begreiflich und lediglich in der Entartung der Litteratur ſelbſt begründet finden.

Da endlich der Verfaſſer auch über bayeriſche Zuſtände ſpricht, ſo möge es erlaubt ſein, über ſeine Anſichten die unſere zu verlautbaren. Er nimmt ſich des deutſchen Süden, der vom Norden her nach altem Herkommen verkennet zu werden pflegt, mit Wärme an und verſpricht vom Lande der reichern Natur für die Zukunft auch geiſtige Blüten. Sieht es aber in unſern litterariſchen Beſtrebungen gar ſo ſteril aus, daß es ſich in Bayern erſt regen wird, trat hier noch kein Talent auf, ſchlummert unſer Geiſt mitten unter den Anregungen einer herrlichen Natur? Der Beweis, daß es ſich bereits geregt hat, wäre leicht, jener aber, daß alle äußeren Bedingungen fehlen, um ein bayeriſches Talent zum deutſchen zu adeln, noch leichter zu führen. Norddeutſchland hat einen lebhaften Buchhandel, einen litterariſchen Verkehr, es hat ein größeres Publikum für den Schriftſteller; bei uns fehlt — wenigſtens dem armen Belletriſten — der Buchhandel ganz, das Publikum fühlt warm und lebhaft und kritiſirt, Gottlob, wenig, aber es iſt ſo klein, daß es der Autor faſt mit ſeinen Freiexemplaren ſpeiſen kann, dort findet ein wackrer Geiſt Mittel genug, bekannt zu werden und ſelbſt die Stimme der Gegner hilft zu ſeiner Celebrität, hier hilft das Lob weit weniger, als dort der bitterſte Tadel, hier hat der Autor keine Zeitſchriften, die ihn verkündigen und ſchützen, und wenn er ſie hat, ſo haben dieſe Zeitſchriften keine Leſer, die ſich um ihn bekümmern. Der Verfaſſer beurtheilt darum das Volk nicht falſch. Die Münchner ſind deßwegen nicht ungemüthlich und trocken, weil ſie wenig leſen oder nicht gerne öffentlich reden, aber ſie können vielleicht in ihrem genußreichen poetiſchen Leben das Wort der Poeſie leichter entbehren, ſie ſpielen noch in voller Wahrheit Romane und Dramen der Liebe, ſie ſchwärmen in der Lyrik der Natur, im Epos großer Erinnerungen und wer ihr Vertrauen erringt, lernt auch ihre Jovialität und Schalkhaftigkeit kennen, worin ſie ihren Weibern, wenn ſie es nur bequem haben, durchaus nicht nachſtehen.

* * *

Ueber Overbecks neueſtes Gemälde

von

St. v. Schewireff.

Die Haupterſcheinung des heutigen künſtleriſchen Roms iſt das Gemälde Overbecks, in welchem er den Gedanken ſeines ganzen Lebens ausgedrückt hat, den Gedanken, der die Quelle aller ſeiner Begeiſterung war, nämlich die Beziehung der ſchönen Künſte zur Religion, als ihrem erſten Urſprung. Folgendes iſt in Worten die Skizze des Gemäldes:

Die Gottesmutter, umgeben von himmliſchem Glanz, ſchwebt über dem Ganzen. In ihrer Rechten hält ſie eine Feder, in der Linken das Lied: **Magnificat**. Tiefer zur Rechten der Madonna neigt David ſeine Knie und ſeine Harfe, über ihm Salomon mit ſeiner erzenen, auf Stieren geſtützten Schale, zur Linken kniet der Evangeliſt Lukas, der das himmliſche Geſicht malt. Ueber dieſem der greiſe Evangeliſt Johannes, ein Pergament in den Händen, worauf er die apokalyptiſche Erſcheinung des Tempels von Jeruſalem niedergeſchrieben hat. Dieſe vier Perſonen ſtellen die Muſik, die Sculptur, die Malerei und die Baukunſt vor. Zu beiden Seiten der göttlichen Gruppe erſcheinen, als Gegenſtände künſtleriſcher Begeiſterung, die Geſtalten des alten und neuen Teſtaments, zur Rechten Moſes, Aron, Noah, Abraham, Agar und Andere, zur Linken die Apoſtel Peter und Paul, Hieronymus, Sebaſtian, Gregor der Große und Andere.

Nun ſteigen wir vom Himmel zur Erde hinab. Am Geſtade des Meeres, in einer Gegend, die ſich als italieniſch ankündigt, ſammelt ſich um eine Doppelquelle die Künſtlerblüthe Italiens vom 15ten zum 16ten Jahrhunderte. Zu ihr geſellen ſich alle fremden Meiſter, die aus demſelben Borne ſchöpften. Die Zwillingsquelle deutet ſymboliſch auf die beiden Gefilde der Kunſt, die eine, die obere, nur den Himmel wiederſtrahlend, weiſet auf das göttliche Beſtandtheil derſelben, die Begeiſterung; die untere, Erdengegenſtände wiedergebend, ſpricht von dem irdiſchen Beſtandtheile der Kunſt: der Nachahmung der Natur.

Im Vordergrunde des Gemäldes, zur Rechten des Betrachters, bietet ſich eine Gruppe von Architekten dar. Der Erbauer des Stephansdoms zu Wien weiſet ſeinen Schülern den Plan dieſer Baſilica, der auf dem Haupt einer alten Säule liegt. Rings umher eine Schaar von Jünglingen, die verſchiedenen Nationen darſtellend: der Italiener in Kapuzinertracht, zum Zeichen, daß die Baukunſt in den Klöſtern Italiens blühte, der Franzoſe in zierlicher Kleidung, der Britte, der Deutſche, der Bewohner des Oſtens, auf deſſen Schulter ſich der Lehrer ſtützt und ſo den Einfluß der öſtlichen Baukunſt auf die gothiſche andeutet. Höher zeigt der Erbauer des Straßburger Münſters dem Pabſte den Grundriß dieſes Gebäudes. Der Pabſt ſtellt den Schatz vor, welchen die Kirche der Kunſt erwies. Neben ihm ein Kardinal, als Begleiter. Weiter hin ſehen wir das Haupt Bramante's, des Erweckers der alten Baukunſt. Hier iſt die ganze Geſchichte der chriſtlichen Baukunſt in ihren Hauptmomenten.

Auf der andern Seite, zur Linken, der Gruppe der Baukünſtler entſprechend, erblicken wir die Bildhauer. Auf den Trümmern der alten Kunſt, auf den Basreliefen zerſtörter Grabmale treten, als Lehrer der Ueberlieferungen des römiſchen und griechiſchen Alterthums, Nicolo Piſano, der erſte Meiſter und ſein Sohn Giovanni hervor, über ihnen erheben ſich Luca della Robbia, Lorenz Ghiberti und Peter Fiſcher, deſſen deutſches blondes Geſicht von denen der Italiener abſticht. Der Kaiſer, im Gegenſatz zu dem Pabſt, verkündet den Schutz, den die weltliche Macht der Kunſt erwieſen. Der Kaiſer iſt von einem der erſten Würdenträger begleitet.

Auf den Stufen des früher erwähnten

Beckens ſitzen zwei Mönche und ſehen mit Miniaturen verzierte Pergamentrollen durch: in der tiefen Stille des Kloſterlebens entſtand die Kunſt der Raphaele. Nicht weit von den erſten unbekannten Bildnern ſtehen die berühmten: Fra Beato, Angelo da Fieſole, Benozzo Gozzoli, die beiden van Eyck, und andere, auf der andern Seite des Gemäldes begegnet Giotto dem Dante, dem Vertreter der Poeſie, der ſo mächtig auf die Malerei einwirkte. Raphael hebt ſich unter allen hervor, von Maſaccio, Perugino, der mit Stolz auf ſeinen Schüler blickt, und von Anderen umringt. Michel Angelo ſitzt, in tiefes Sinnen verſenkt, auf der oberen Stufe am Becken, neben ihm Luca Signorelli als ſein Vorgänger in Darſtellung des lezten Gerichtes ihm den Weg weiſend, aber Michel Angelo, ſeiner Bewegung nicht gewahr, blickt zum Boden, als zu dem irdiſchen Element der Kunſt. Leonardo da Vinci, Vertreter des höheren Strebens, ſteht auf den oberſten Stufen des Beckens, in Mitte der jüngern Schüler, die Kunſt verkündigend. Neben ihm Holbein. Von der andern Seite erſcheint Correggio, zu den Venetianern gewandt, die ſich um die Quelle ſammeln und im Waſſer den Wiederſchein des Colorits beobachten. Giovanni Bellini, Paolo Veroneſe und Titian, ein hoch ergrauter Greis, neigen ſich über das Gewäſſer und betrachten darin einen halbgekleideten Jüngling, der mit einer Blumenkrone in der Hand am Rande der Quelle liegt. Nicht weit davon iſt die Gruppe der Kupferſtecher: Marc Antonio, Luca von Leyden und der langgelockte Albrecht Dürer. In der Ferne die Frauen, beſonders die geiſtlichen, die der Malerei pflegten. Der Maler hat in der Geſchichte der Kunſt ſich auf Darſtellung der höchſten Talente mit Einſchluß Raphaels beſchränkt, der ihre volle Entwicklung beſchloß.

Die Meinungen der römiſchen Künſtler ſind über dieſes Werk Overbecks ſehr getheilt. Er hat große Anhänger unter denen aller Nationen, auch Römer ſind von ſeiner Reinheit und religiöſen Richtung hingeriſſen, vorzüglich iſt Bianchini, Maler und Litterator, ein großer Verehrer Overbecks und hat auch über ſein leztes Gemälde geſchrieben.

Bianchini ſelbſt hat ein großes Werk unternommen: „die Parabel vom verlornen Sohn" im Style der alten, frommen Schule.

Die Gegner Overbecks tadeln ſeine incorrekte Zeichnung, die unrichtige Perſpektive, die Trockenheit ſeiner Figuren und ſeine Nachahmung der Fehler der urſprünglichen Schule; Vorwürfe, die zu ergründen und zu beleuchten zu weit führen würde. Hier genüge es, zu bemerken, daß die von Overbeck ausgehende Reaction in der Malerei eines der merkwürdigſten Ereigniſſe der heutigen Kunſt und ſein zulezt vollendetes Gemälde der volle allegoriſche Ausdruck ſeines höchſten Lebensgedankens iſt. Alle alten Schulen bis Raphael vereinigten ſich friedlich und einig in einem großen Streben; aber welcher Zwieſpalt iſt jezt unter den Malern! Overbecks Bild iſt eine ſittliche Lehre, die er ſeinen Zeitgenoſſen gab. Als ihm dieſe Bemerkung mündlich gemacht wurde, antwortete er mit einem ſanften, wahrhaft chriſtlichen Lächeln: „Wenn doch mein Gemälde nur im Geringſten zur Erreichung dieſer gewünſchten Eintracht beitrüge!" —

* * *

Denk: und Meldetafel.

Ciampi giebt ſeine vollendete berühmte Ueberſetzung des Pauſanias heraus, welche in Mailand gedruckt wird. Noch ſieben Bogen ſollen daran fehlen. Außerdem wird er bald eine kritiſche Bibliographie aller in Italien gedruckten Werke beendigen, die eine geſchichtliche Beziehung auf Rußland und Polen haben. Zwei Theile ſind erſchienen und drei ſind in Allem zu erwarten. Dieſe Arbeit iſt beſonders für die religiöſen Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Italien wichtig. Ciampis Buch iſt in Rom verboten. Sein Titel lautet:

„Bibliographia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, litterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali.“

Die vor uns liegende erſte Hälfte des Jahrganges 1840 der „neuen Zeitſchrift für Muſik“, redigirt von R. Schuhmann, verlegt von R. Friſe zu Leipzig, beurkundet, wie immer, auch in dieſem Jahre die Trefflichkeit ihrer Redaktion. Reich an intereſſanten Abhandlungen theoretiſchen und kritiſchen Inhaltes, die ganz beſonders dem Kenner und im Fache der Muſik Gebildeten von hohem Werthe ſeyn müßen, bietet ſie nicht minder dem Dilettanten und Laien ein ſchönes Feld der Belehrung durch erzählende Aufſätze, theatraliſche und andere Notizen.

Von großem Intereſſe ſind in dieſem Semeſter die „Erinnerungen an R. Burgmüller,“ eine ſchöne Darſtellung des innern und äußeren Lebens einer durch und durch muſikaliſchen Seele, die leider nur allzufrüh in die Heimath des heiligen Reiches der Töne zurückgekehrt iſt. Werthvoll iſt der Aufſatz: „zur Geſchichte der Hausmuſik in früheren Jahrhunderten“; ebenſo Seb. Bachs geiſtige Nachkommenſchaft.“ Geiſtvoll und gediegen, doch etwas ſtrenge, ſpricht ſich Hr. Dr. Krüger über die „heutige Oper aus, dürfte jedoch hiebei mit dem genialen Meyerbeer etwas zu hart verfahren ſein. — Die „Berichte aus Paris“ von Berling ſind pikant und man lieſt ſie gerne. Ein milder, vorurtheilsfreier Ton herrſcht in allen Kritiken; die Correſpondenzartikel und kurzen Notizen geben das Wichtigſte der neueſten muſikaliſchen Erſcheinungen aus allen Städten Europas und gewähren dem Leſer einen vollſtändigen Ueberblick über das Feld der Muſik. — Hätte es auch dieſer Andeutungen für die ſo bewährte, bekannte Zeitſchrift für Muſik wohl nicht bedurft, ſo konnten wir doch nicht umhin, der Stimme allgemeinſter Anerkennung auch in dieſen Blättern Raum zu gewähren.

Erſt in neueſter Zeit fangen wir Deutſche an, neben der Gediegenheit des Inhaltes auch eine des Gegenſtandes würdige äußere Ausſtattung zu verlangen. Ohne Zweifel aber iſt für die jetzigen Leiſtungen der Kunſt das Studium der Coſtüme von Bedeutung, und in dieſer Beziehung ſind die „Trachten des chriſtlichen Mittelalters, herausgegeben von J. v. Hefner. Mannheim, bei H. Hoff, wovon bereits drei Hefte erſchienen ſind, in jener doppelten Erforderniß gleich werthvoll.

Sie erſcheinen unter Mitwirkung mehrerer Künſtler und Kunſtfreunde in einer Reihe von Heften nach drei Abtheilungen: 1) von der älteſten Zeit bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts; 2) vierzehntes und fünfzehntes Jahrhundert und 3) ſechszehntes Jahrhundert.

Die gegebenen Coſtüme ſind durchgängig in mannichfachſter Wahl nach Originalien, welche größtentheils nur Einzelnen bekannt ſein mögen, aufgenommen und für den Künſtler, wie für den Hiſtoriker, der ſich auch in das Detail eines Jahrhunderts zu verſetzen beſtreben ſoll, gleich intereſſant. Zur Erleichterung der Verbreitung wurden zwei Ausgaben veranſtaltet, die eine, colorirt mit erklärendem Texte, iſt in der That prachtvoll und den ſchönſten engliſchen und franzöſiſchen Coſtümwerken ganz gleich. Eine zweite nicht colorirte wird durch den ausführlichen Text, der mittelſt genauer Beſchreibung der Farben die Sache vervollſtändigt, zum Ankaufe auch jenen willkommen ſein, welchen die Koſten der Pracht-Ausgabe zu bedeutend ſind.

Im hieſigen Kunſtvereine liegen die erſten Hefte zur Einſicht vor und jeder Freund der Geſchichtsforſchung wird ſich von der Wahrheit des hier Erwähnten ſelbſt überzeugen können.

Wir wünſchen dem ſchönen Werke aus vollſter Ueberzeugung das beſte Gedeihen. —

v. Schenk's Trauerſpiel: „Adolf v. Naſſau," woraus wir in einem früheren Hefte der „deutſchen Blätter" eine Scene mitzutheilen das Vergnügen gehabt haben, wird bis Herbſt dieſes Jahres auf der hieſigen königl. Hofbühne zur Darſtellung kommen.

Man ſagt, v. Hormayr beſchäftige ſich mit einer Geſchichte von Bayern, welche ſeit der Verbindung dieſes Stammvolkes mit den verwandten der Schwaben und Franken in ihrer Beziehung zu denſelben immer noch zu wünſchen blieb.

Preisausſchreiben.

„Noch viel Verdienſt iſt übrig; auf!
Habt es nur!" Klopſtock.

Die Muſikvereine zu Heidelberg, Mannheim und Speyer ſetzen hiemit vorerſt — für ein Trio für Clavier, Violine und Violoncell in den gewöhnlichen 4 Sätzen einen Preis von zwanzig Dukaten aus.

Dabei iſt Folgendes bedungen:

1) Die Bewerbungen ſind in Partitur und geheftet (nicht eingebunden) im Monat Dezember 1840 poſtfrei (oder durch Buchhandel-Gelegenheit) „an den Muſikverein in Mannheim" einzuſchicken.

Jede Bewerbung iſt mit einem Motto auf dem Titelblatt, das aber der Compoſiteur nicht nennen darf, zu verſehen, und mit einem verſiegelten Beizettel zu begleiten, welcher den Namen, Stand, und Aufenthaltsort des Verfaſſers enthält, und außen mit demſelben Motto, wie die Partitur, überſchrieben iſt.

3) Einſendungen, welche nicht ſchulgerecht bearbeitet, oder bei welchen Obiges nicht berückſichtigt wurde, werden nach Eröffnung ihrer Beizettel zurückgeſendet.

4) Dasjenige Werk, welches den Preis erhält, wird Eigenthum der obigen Vereine; die übrigen werden auf mittelbares Verlangen zurückgegeben.

5) Die Preiszuerkennung geſchieht durch drei von dieſen Vereinen zu erwählende Preisrichter; im Falle aber, daß ſich an ihren Urtheilen eine Stimmenmehrheit nicht ergiebt, durch urkundliches Looſen unter den drei als des Preiſes würdig bezeichneten Werken.

6) Die Preiszuerkennung, die Preisrichter, ſo wie die Verfaſſer des gekrönten und der nächſtſtehenden Werke werden ſeiner Zeit öffentlich bekannt gemacht, und zwar ſo bald als möglich, da hiezu eine Zeitfriſt nicht beſtimmt werden kann, weßwegen auch dießfällige unmittelbare Anfragen unbeantwortet bleiben.

Mannheim im Juli 1840.

Im Namen der drei oben benannten
Vereine d. Z. Geſchäftsbeſorger
A. Schüßler.

◆

Druckverbeſſerungen.

In dem Gedichte: „Thüring'ſche Sage von Friedrich Thierſch im Juli-Heft ſind folgende aus der Ungenauigkeit der Abſchrift entſtandene Fehler zu verbeſſern:

Vers 8 ſtatt: ſchreit **lies:** ſpricht. — **Vers 10 ſtatt:** Auges Strahlen **lies:** Aethers Strahlen. — **Vers 21, 22 ſtatt:** an dieſem Tage und eine dunkle Sage, **lies:** in dieſen Tagen und einen dunkeln ragen. — **Vers 24 ſtatt:** einem Frühlingskleide, **lies:** reichem Frühlingskleide.

In derſelben Verlagshandlung iſt erſchienen:

Begleiter zu den landſchaftlichen Freſken in den Arkaden des kgl. Hofgartens zu München. 8. br. 8 gr. od. 30 kr. Velinpap. 10 gr. od. 40 kr.

Volkslieder zu den geſchichtlichen Freſken in den Arkaden des kgl Hofgartens zu München. Von E. A. Quitzmann. 8. br. 6 gr. od. 24 kr.

Münchener Feſtkalender zur Jubelfeier des Oktoberfeſtes im Jahre 1835. 8. br. 6 gr. od 24 kr.

Gedenkbuch des Oktoberfeſtes in München von den Jahren 1810—35. 8 br 5 gr. od. 18 kr.

Die **Sendlinger Schlacht** am Chriſttage 1705. Romantiſches Gedicht von Dr. E. Darenberger 8. br. 2 gr od 9 kr.

Die fünfzig Diſtrikte der kgl. Haupt- und Reſidenzſtadt München mit den Hausnummern, ſammt alphabet. Verzeichniß der Straßen, Plätze, Brücken, Kirchen, königlicher und and. Gebäude, Kunſtſammlungen u. 51 lithographirten Planen. 8 br. 13 gr. od 51 kr.

München wie es trinkt und iſt, wie es lacht und küßt. Erſtes Heft, von Ad. v. Schaden. Zweites Heft, von F. W. Bruckbräu. 8. br. jedes Heft mit 1 Titelkpf. 6 gr. od. 24 kr.

Hans Sachs in **München.** Gedichte bei Gelegenheit des von den Künſtlern 1840 ausgeführten Maskenzuges, darſtellend: den Einzug des Kaiſers Maximilian in Nürnberg. 8 br. 4 gr. od. 18 kr.

Programm des Maskenzuges der Künſtler 1840. 1 gr od 3 kr.

Die Freskogemälde in den Arkaden des k. Hofgartens zu München. 1te Abth. die geſchichtlichen Freſken, von J. v. Hormayr. 2te Abth.: die landſchaftlichen Freſken, von Dr. H. 8. carton. 1 Thl. 8 gr. od 2 fl.

Die geſchichtlichen Freſken in den Arkaden des k. Hofgartens zu München. Von Joſ. Frhrn. v. Hormayr. 8. geb. 20 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Münchens öffentliche Kunſtſchätze im Gebiete der Malerei, geſchildert von Prof. J. Schottky. 8. br. 16 gr. od. 1 fl.

Darſtellung des herrſchenden Krankheits-Charakters in München, von Dr. Fr X. Martin prakt Ärzte. Erſte Tafel, die Jahrgänge 1830 bis 1834 enthaltend. Groß Placat in Octav gefalzt. 9 gr. od. 36 kr.

Topographie u. **Statiſtik** des k. Landgerichts **Au**, mit Berückſichtigung der mediziniſchen Verhältniſſe, von Dr. A. Martin. Mit Anſicht der neuen Kirche und Plan. gr. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Die Kranken- u. Verſorgungs-Anſtalten zu München; mit mediziniſch-adminiſtrativen Bemerkungen aus dem Gebiete der Noſokomialpflege von Dr. A. Martin, prakt. Ärzte ꝛc. Mit einem Vorwort von Ob.-Med.-Rath Fr. X. v. Häberl. 8. br. 1 Thl. 12 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Statuten der bayeriſchen Hypotheken- u. Wechſelbank zu München. 8. br. 4 gr. od. 18 kr.

Der Käferloher Markt bei München. Komiſch dargeſtellt. 8. br. 2 gr. od. 6 kr.

Acht Tage in München. Eine kurzgefaßte Beſchreibung der in dieſer Hauptſtadt befindlichen Sehenswürdigkeiten, als unentbehrliches Handbuch für jeden Fremden. 2te Auflage. Mit Holzſchnitten und Plan der Stadt. 8. cartonnirt 20 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Munic et ses environs parcourus **en huit jours.** Orné de vignettes et d'un bon plan de la ville. 8. cartonné. 1 Thlr. ou 1 fl. 36 kr.

Cet ouvrage donne des renseignemens les plus exactes possible sur ce qui peut interesser l'étranger.

Das königliche neue **Hof- und National-Theater-Gebäude** in **München,** ſeine innere Einrichtung, Maſchinerie und die angeordneten Feuerſicherheits-Maaßregeln, von F. Meiſer, kgl. Haus Polizei-Inſpektor. Mit 1 Anſicht, 2 Grundriſſen und 1 Durchſchnitt. gr. 8. cartonnirt. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die **Metropolitan- und Stadtpfarrkirche** zu **Unſerer Lieben Frau** in **München.** Eine ausführliche Beſchreibung derſelben, mit Anſicht von außen und innen, Abbildung des Kaiſer Ludwigs-Monuments, deſſen Grabſteins und Grundriß. gr. 8. cartonnirt. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Inhalt:

Seite

Linné und der Zweiſler. **Von Carl v. Martius.** 225

Münchener Hundert und Eins. **Von Carl Fernau.** 241

Lyriſche Halle.

Der Garten mit dem Abgrund, von Ernſt v. Brunnow. 244

Der Schmerz. Von Carl Baron v. Schweizer. 245

Entzweiung. Von Ludwig Bechſtein. 245

Wunſch. Von Franz Schmidt. 245

Tegernſee. Von A. von Maltitz. 246

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Fliegende Blätter, II. Heft. Sechs Gedichte von Kobell in oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart. Mit Zeichnungen von Fr. v. Pocci. Litterariſch-artiſtiſche Anſtalt in München. 247

2) Gedichte von Lor. Diefenbach. Gießen 1840. J. Rücker'ſche Buchhandlung. . 247

3) Aſtralion, eine Arabeske von Ida Gräfin von Hahn-Hahn. Berlin 1839. Verlag von Al. Dunker. 248

4) Juſtus und Chryſoſtomus, Gebrüder Pech. Zeit und Lebensläufe. Von Hermann Marggraff. 2 Theile. 1840. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. . . 250

Ueber Overbecks neueſtes Gemälde. Von St. Schewireff. . . 253

Denk- und Meldetafel. 255

Preisausſchreiben. 256

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut des Tarifs der k. k. öſterreich. Polizei und Cenſur-Hofſtelle: halbjährig zu fl. 4. 24 kr.	Bei den **k. bayr.** Poſtämtern halbjährig	Auf dem Wege des **Buchhandels** bezogen
	im I. Rayon fl. 3. 32 kr.	Ganzjährig fl. 7. —
	im II. „ fl. 3. 39 kr.	halbjährig fl. 3. 30 kr.
	im III. „ fl. 3. 43 kr.	vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Maximilian, Herzog in Bayern, Hoheit, — L. Aurbacher, — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Al. Büſſel, — L. v. Bernſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — L. F. Deinhardſtein, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — E. Frhr. v. Feuchtersleben, — E. Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrmbacher, — R. Franke, — Dr. L. A. Frankl, — M. Gede, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — J. P. Kaltenbäck, — C. A. Kaltenbrunner, — Franz v. Kobell, — Friedr. Kölle, — Carl Ph. v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr. Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewireff, — Carl v. Schweizer, — G. H. v. Schubert, — Dr. E. Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — R. v. Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — C. A. Tiedge, — Friedrich Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat September.

1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Bei Georg Franz in München iſt erſchienen:

Abhandlung
über verſchiedene
im
Königreiche Bayern aufgefundene
römiſche Alterthümer.

Von
Dr. Fr. Ant. Mayer,
Stadtpfarrer in Eichſtädt.
Mit 10 lithographirten Tafeln.

Schlett, Joſ., Prof.,

Ueber Römerſtraßen im Allgemeinen,
mit beſonderer Rückſicht
auf den
Iſarkreis des Königreichs Bayern.
Mit 1 Kupf. gr. 8. br. 45 kr.

Zeuſs, Dr. K.,
Die

Herkunft der Bayern
von den Markomannen,
gegen die bisherigen Muthmaßungen bewieſen.
gr. 8. br. 54 kr.

Oberbayeriſches Archiv
für

vaterländiſche Geſchichte,
herausgegeben
von dem
hiſtoriſchen Vereine
von und für
Ober-Bayern.

Zweiter Band. Erſtes Heft.

Inhalt.

I. Traditions-Codex des Collegiatſtifts St. Caſtulus in Moosburg. Mitgetheilt von Max Frhrn. v. Freyberg, k. b. Staatsrath, Vorſtand des k. Reichsarchivs ꝛc. II. Ueber die literariſchen Leiſtungen des Kloſters Scheyern. Geleſen in der Plenar-Verſammlung des hiſtor. Vereins von und für Oberbayern den 2. December 1839 von Dr. Joſeph v. Hefner, k. Profeſſor ꝛc. III. Zur Geſchichte des Schloſſes Burghauſen. Mit einer Beilage, das Verzeichniß der Hauptmänner und Vicedome enthaltend. Geleſen am 2 Mai 1839 in der Generalverſammlung des hiſtor. Vereins für Oberbayern vom Kreisdirektor von Oberuberg. IV. Ulrich der Kemnater, Summus Custos des Domſtifts Freiſing, von Erneſt Geiß, Kaplan des allgemeinen Krankenhauſes in München. V. Miscellen. 1) Reſignationen der Pröbſte und Aebte des Kloſters Schefftlarn, von Hofr. Hoheneicher. 2) Nachtrag zu der „Ueberſicht über die alten Schanzen und Burgen von Oberbayern", von Ch. Sedlmaier.

Fragmente aus Vorleſungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Anfang der ſiebenten Vorleſung.

(Die Erdveſte und die unorganiſche Natur.)

Jene Stille der Nacht, welche dem Erwachen der Gefühle und Gedanken ſo günſtig iſt, dürfen wir für den Gegenſtand unſerer heutigen Naturbeſchauung nicht erſt weit aufſuchen; ſie ſtehet uns ſchon zur Seite; über ihm ſelber ſchwebet ein tiefes Dunkel und Schweigen der Mitternacht.

An dem Sternenhimmel iſt doch ein beſtändiges Regen und Bewegen; wenn auch das äußere Ohr ſie nicht höret, ſo vernimmt doch das innere Ohr ohne Unterlaß die Takte und Töne einer Harmonie jener obern Sphären; ein Hauch des Lebens regt ſeine Schwingen ſelbſt über dem formloſen Lichtmeere der Fixſternenwelt. Hienieden aber, in den ſtarren Felſenmaſſen der Erdveſte, denn ſie ſind es, deren Betrachtung uns heute zunächſt beſchäftigen ſoll, wird weder die Schwinge noch auch ſelbſt der langſame leiſeſte Fußtritt einer Lebensbewegung bemerkt. Die Sonne gehet über ihnen auf und unter; der Frühling wärmet, der Sommer erhitzet, der Winter kühlet ihre Stirne, und ſie bleiben immer dieſelben; der Donner hallet ſein Gebrüll in das Ohr ihrer Höhlen und Klüfte, das Echo antwortet ihm, ſie ſelber aber, die Gebirgsmaſſen, bleiben ungerührt; das Meer brandet, vom Sturme bewegt, an ihrem Fuße und wird wieder ſtill, ſeine Fluth kommt und gehet wieder, die Felſen aber bleiben, immer dieſelben, ſtehen. Und wenn auch ein inneres Feuer, als könne es die Bande des Todes nimmer dulden, durch die alte Veſte bricht oder mit donnerndem Unmuthe von innen an ihr Dach ſchlägt und dieſes erſchüttert, es kann höchſtens den Deckel des Sarges ein wenig lüften, den todten Rieſen aber, der in ihm liegt, kann keine Gluth des Feuers wecken und erwärmen. Seit Jahrhunderten kreiſete ſich um das ſtarre Gebirge der Tanz der Horen; Stimmen der Lebendigen erhoben ſich und wurden wieder ſtumm, die Maſſen aber der Geſteine veränderten nicht ihre Miene. Und dennoch, wen ſollten Robert Brown's Verſuche mit den feingepulverten Stäubchen, ſelbſt der Geſteine, nicht auch hier, in dieſem Gebiet des ſtarren Todes, an jene orientaliſchen Zaubermährlein erinnern, nach denen eine Schaar der vorhin lebenden Weſen durch Macht und Kraft des Wortes gebunden wurden und verbannt in die regungsloſe Form des Athemloſen und Todten, bis das Wort die Bande von neuem löste? Nach jenen Verſuchen kommt es nur darauf an, daß ſelbſt durch mechaniſche Zertheilung der Zuſammenhalt, die Attraktion der einzelnen Theilchen aufgehoben werde, und alsbald ſiehet man die Stäublein, von einem Sturmwind des lebendigen Webens ergriffen, gegen einander und von einander ſich bewegen. Und haben nicht Ehrenberg's ſcharfſichtige Beobachtungen uns ganze Lagen von Gebirgsarten kennen gelehrt, deren Beſtandtheile nichts anders ſind, denn die kieſelhaltigen Schildergehäuße von Milliarden der Infuſionsthierlein? Wie? iſt dieſe ganze Felſenveſte der Erde nichts anders als (um den Ausdruck eines geiſtvollen Mannes zu brauchen) eine Welt voll Seelen? Seelen, deren Geſchäft an der Leiblichkeit, die ſie in der Lebensfülle der Schöpfungstage begannen, da ſich von ihrem Gewimmel alle Tiefen regten, alsbald gehemmt und von einer Kraft gebunden wurde, welche den durch und durch grünenden Stamm zum Baumaterial eines hehren Tempels bereitete, deſſen Gebäu unverrückbar feſtgeſtellt wird auf den Grund einer ewigen Tiefe?

In der That als ein hehrer Tempel, aus deſſen Hallen Triumphgeſänge uns entgegentönen, deſſen Säulen die uranfängliche Schönheit, deſſen Dach die Weisheit iſt, erſcheint uns auch die Welt des Todten, das Reich des unorganiſch Irdiſchen. In uralter Herrlichkeit pranget da die regelmäßige Form der Kryſtalle, leuchtet das edle Geſtein, glänzet das Metall. Doch nicht auf das Einzelne, auf den Bauplan des Ganzen laſſen Sie uns zuerſt den Blick richten.

Das große Werk, nicht nur der irdiſchen, ſondern auch der ſideriſchen Sichtbarkeit iſt nach einem Grundriß errichtet, welcher ähnlich iſt dem Grundriſſe jener Tempel, welche in älteſter Zeit der Geiſt des Menſchen erdachte und, nachdem er das Vorbild in ſeinem Innern erſchaut hatte, durch das Werk der Hände ausführte. Und wie dürfte dieſes uns befremden, iſt nicht die ſchöpferiſche Kraft des Menſchengeiſtes ſelber ein Funke jenes göttlichen Schaffens, das die Sichtbarkeit geſtaltete und erhält? Darf ich die Grundform des ſichtbaren Geſtaltens mit wenig Worten bezeichnen, dann ſage ich: es iſt die Form jenes Kreuzes, das uns die Optik und welches uns der Fixſternenhimmel kennen lehret, in den beiden ſich durchkreuzenden Richtungen, nach denen die Milchſtraße ſammt den zu ihr gehörigen Sternenhaufen und die unauflöslichen Lichtnebel des Himmels angeordnet ſind *). Mit andern Worten: die Grundſteine und Träger der irdiſchen Naturreiche ſind zwei Paare von Polaritäten, welche wie Nord und Süd, wie Oſt und Weſt zuſammenſtehen und ſich durchdringen; überall begegnet uns die doppelte Zweiheit des Oben und Unten (Höhern und Niedern), des Rechts und Links (Stärkern und Schwächern) oder jener des Umfaſſenden oder Umfaßten, Bewegenden und Bewegten. Betrachten wir die Regionen unſerer planetariſchen Natur, dann erkennen wir alsbald, es iſt in ihnen, wie an den Zweigen der edlen Dompalme eine Zweitheilung in ein Reich des Organiſchen und Unorganiſchen, jedes von beiden legt ſich jedoch abermals in zwei Pole auseinander, bei den Organiſchen in ein Thier- und Pflanzenreich, bei den Unorganiſchen in ein Reich der Steine und der Atmoſphärilien. Und wo wäre bis hinan zur Natur der Menſchenſeele und ihrer Grundkräfte ein Geſchaffenes zu finden, an welchem der forſchende Verſtand nicht alsbald dieſe Vierheit bemerken ſollte, denn die alte Eintheilung der Mineralien in metalliſche und brennbare, erdige und ſalzige iſt und bleibt noch immer die wahreſte und natürlichſte; das Pflanzenreich iſt in die Vierheit der Dicotyledonen- und Monocotyledonen, der kryptogamiſchen Gefäß- und der Zellenpflanzen; das Thierreich in die vier Grundtypen der Wirbelthiere, der Mollusken, der gegliederten (Inſekten) und der Strahenthiere ausgeprägt. Und auf dieſelbe Weiſe trennen ſich auch die Gebirgsmaſſen der Erdveſte in die Vierheit der granitiſchen und baſaltiſchen, der Kalk- und Sandſteingebirge.

---

*) M. vergl. meine Geſchichte der Natur Bd. I. im ſiebenten §. über den Bau des Sternenhimmels.

Bei dem zuletzt berührten Gebiet: bei der Geſchichte der Erdveſte und ihrer Gebirgsformen verweilen wir heute zunächſt; es liegt uns dieſe Betrachtung hier, in dem alten Heimathslande des Bergbaues*) am nächſten.

Die Macht des Häſslichen in der ſchönen Kunſt.

In Briefen an eine gebildete Frau, i. J. 1831,

von

Hofrath Dr. Georg von Reinbeck.

Erſter Brief.

Sie klagen, verehrteſte Freundinn, daß Ihnen die neuern Produkte der ſchönen Kunſt, und beſonders der Dichtkunſt, nur ſelten einen ganz reinen Genuß gewähren, ungeachtet Sie ſich theilweiſe von ihnen ſehr angezogen fühlen, und daß Sie oft gerade das anzieht, was Ihnen Anſtoß giebt, ſo daß Sie gewiſſermaßen an ſich ſelbſt irre werden. — Dieſe Klage, von einer Frau von Ihrem Gefühle und Geſchmacke, verdient wohl eine nähere Beachtung; denn die Gründe dazu müſſen tiefer liegen. — Dann aber klagen Sie auch, daß Sie beim Verleſen, ſelbſt in vertrautern Kreiſen, beſonders bei einer Miſchung von verheiratheten und unverheiratheten Frauen, oder auch nur von verſchiedenem Alter, und wieviel mehr von Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, ſo häufig in Verlegenheit gerathen und ſich verletzt fühlen, und daß Ihnen dieß ſogar bei Ihren Lieblingsſchriftſtellern begegnen könne, die Sie für ſich ohne allen Anſtoß geleſen hatten. — Erlauben Sie, daß ich von dieſer zweiten Klage zuerſt rede, denn ſie iſt wohl die allgemeinere und auch nicht gerade neu. Sie betrifft hauptſächlich, — jedoch nicht einzig, — einen ſchon öfter angeregten Streitpunkt zwiſchen den Parteien in unſerer äſthetiſchen Kritik, die einander darin oft ſchroff entgegentreten: *Ob nämlich die Moral eine Stimme bei Beurtheilung eines Dichterwerkes habe.*

Diejenigen, welche dieß verneinen, nehmen damit noch keineswegs, — ich will lieber einen fremden und ältern Dichter nennen, — einen *Crebillon den Sohn* und ähnliche ſolchen Gelichters in Schutz. Sie wenden ſich mit Eckel von der niedern Lüſtelei oder gar Liederlichkeit ab, wenn dieſe ſich als etwas der menſchlichen Natur völlig Angemeſſenes, oder wohl gar als etwas Liebenswürdiges geltend machen will, ſie glauben aber, daß darin leicht, beſonders vom weiblichen Geſchlechte, zu weit gegangen werden könne, bis zur Prüderie, der jede Erwähnung nicht ſtreng moraliſcher, ja auch ganz gewöhnlicher Geſchlechtsverhältniſſe Anſtoß gebe. Dem Reinen, ſagen ſie, iſt Alles rein; und warum ſoll der Dichter ſich, oft wohl ſelbſt ſeine Ideen beeinträchtigenden Zwang auferlegen, der krankhaften Empfindlichkeit einer befleckten Phantaſie wegen, wenn die Natur ſeines Stoffes oder auch Laune, ihn zu Scenen führt, welche die menſchliche Natur in menſchlichen Verhältniſſen darſtellen, wie ſie nun einmal gegeben ſind? Warum ſoll er ſich immer erſt fragen, was wohl eine angekünſtelte Delikateſſe für eine Miene dabei machen werde? Alles kommt einzig darauf an, ob es eine äſthetiſche Wirkung macht, und zwar zunächſt die des Wohlgefallens, denn zu gefallen iſt der nächſte Zweck eines jeden Werkes der ſchönen Kunſt, es gehöre zu welchem Gebiete es wolle; und zwar ſoll nicht bloß das Ganze gefallen, ſondern jede Einzelnheit, daher der Künſtler jede mit gleicher Liebe, ſie ſei nun welche ſie wolle, ausführen muß, wenn auch nicht jede, dem Totalzwecke untergeordnet, mit gleicher Umſtändlichkeit. — So dichteten die Alten, beſonders die Epiker, und ſo dichtete Göthe, und daher die ſub- und objektive Wahrheit ſeiner Dichtungen, beſonders der epiſchen (wozu auch der Fauſt, ſeiner äußern Form ungeachtet, füglich zu rechnen iſt). Es war ihm keineswegs um das ſogenannte Idealiſiren oder darum zu thun, eine Welt darzuſtellen, wie ſie etwa ſein ſollte oder ſein könnte, ſondern wie ſie iſt. Alle Verhältniſſe ſind ihm gleich, wenn ſie nur wirklich menſchliche ſind, das heißt: Verhältniſſe des äußern und innern Lebens. Er ſteht auf dem hohen Standpunkte, wo er alle Erſcheinungen der Menſchheit als Naturerſcheinungen auffaßt, die ſich nach Naturgeſetzen bilden, wie der Naturforſcher, der ſich wohl auch für dieſe und jene Erſcheinung beſonders intereſſiren mag, allein jede in ihrem Werthe für ſich gelten läßt und ihre innern Verzweigungen und Keime verfolgt, und wenn er ſie zur Darſtellung bringt, mit gleicher Sorgfalt behandelt, ohne daß dabei Neigung oder Abneigung ſich geltend mache. — Auf dieſem Standpunkte iſt aber Alles moraliſch, was in ſich wahr iſt, und nur die Lüge iſt unmoraliſch, ſo daß eigentlich der Vorwurf der Immoralität eher ſolche Werke trifft, die uns die Menſchen und ihre Verhältniſſe idealiſiren, als die Göthe's, denen von der einſeitigen Beſchränktheit dieſer Vorwurf oft gemacht wird. Den wahren Künſtler beſeelt nur die Luſt am Bilden und Darſtellen ohne alle weitern Nebenabſichten, und gelingt ihm dieß zu ſeiner Befriedigung, ſo iſt ſein Zweck erreicht, und er darf unbeſorgt ſein, ob ſein Werk auch Andere befriedigen werde. Jedes materielle Intereſſe fällt dabei hinweg. Er ſchildert, zum Beiſpiel, das Laſter unter der verführeriſchen Geſtalt, in welcher es oft, beſonders in den höhern verfeinerten oder auch üppigen Kreiſen der Geſellſchaft ſich zeigt, nicht um zu verführen, — er traut dem Geiſte des Beſchauers mehr zu, — und auch nicht, weil er ſelbſt von dieſer verführeriſchen Geſtalt ergriffen oder geblendet iſt, — (verkennt man denn die feine Ironie, die ſich durch alle Göthe'ſchen Dichtungen zieht?) — Ihm iſt es Thatſache, und als ſolche ſtellt er es dar, und auf dieſem Standpunkte erwartet er auch ſein Publikum.

---

*) Dieſe Vorleſungen wurden in Dresden gehalten.

So ungefähr, verehrteſte Freundinn, iſt das Raiſonnement derer, welche im Gebiete der ſchönen Kunſt keinen andern Richterſtuhl anerkennen, als den rein äſthetiſchen, das heißt: den des kunſtgebildeten Geſchmacks. Inwiefern es Stich hält, dieß — erlauben Sie, daß ich dieß vorerſt Ihrer eigenen Erwägung überlaſſe.

Zweiter Brief.

Sie ſchmählen, meine liebenswürdige Freundinn, daß ich Ihnen nicht, zur gehörigen Erwägung des Raiſonnements in meinem vorigen Briefe, zugleich mitgetheilt habe, was denn diejenigen ſagen, welche der Moral auch eine Stimme in der ſchönen Kunſt vorbehalten? — Daß Sie geneigt ſind, ihr ſie zuzugeſtehen, bin ich gewiß; doch werden Sie mir nicht verübeln, wenn ich aus Ihrem Schmählen den Argwohn ſchöpfe, Sie hätten denn doch in der Anſicht der Gegner Manches gefunden, was Sie nicht ganz verwerflich dünke. Mit großer Unpartheilichkeit äußern Sie: die Foderung ſcheine Ihnen nicht ungerecht, daß auf äſthetiſchem Gebiete auch nur nach äſthetiſchen Geſetzen gerichtet werde, und daß daher die Moraliſten zu beweiſen hätten, was in den Werken der ſchönen Kunſt das ſittliche Gefühl verletze, ſey unäſthetiſch, folglich *häßlich*, wenn ſie ihre Anſprüche begründen wollten. — Laſſen Sie uns denn ſehen, was die von Ihnen als Moraliſten bezeichneten Aeſthetiker für eine Anſicht haben mögen.

Wir ſind nicht gemeint, ſagen ſie, die Werke der ſchönen Kunſt dem ſtrengen Richtſcheit der Moral zu unterwerfen und Alles für verwerflich zu halten, was dieſer nicht ſtreng angepaßt iſt; am wenigſten aber einer bloß conventionellen Sittlichkeit zu fröhnen. Geiſtloſe Gemeinheit und rohe Liederlichkeit ganz bei Seite geſetzt, die niemals äſthetiſch ſein können, muß die Kunſt doch wenigſtens die Sittlichkeit nicht verletzen, und ſelbſt nicht die Schicklichkeit (Decenz), weil jede ſolche Verletzung den befriedigenden Genuß ſtört. Auch heißt es die Kunſt herabſetzen, wenn man ihr wieder gar keinen Zweck zugeſteht als den des Wohlgefallens und allenfalls der Bildung des indefiniſſabeln Geſchmacks. Sie iſt vielmehr die Erzieherin zur Menſchheit, wie ſie ſchon den Alten erſchienen iſt: ſie iſt unmittelbare Offenbarung des Göttlichen im Menſchen, wie Philoſophie und Religion; ſie bildet mit ihnen die Grundpfeiler der Menſchheit, oder vielmehr, Philoſophie, Religion und Kunſt ſind in ſich eins und nur verſchieden in ihrer Richtung, die jedoch in allen Dreien über die endliche Bedingtheit hinaus zum Unbedingten ſtrebt, in welchem von allen irdiſchen Erſcheinungen allein ihr gemeinſchaftliches Ziel ſteht. Alle drei ſtreben nach Realiſirung der Ideen; alle drei ſind fähig — und nur ſie allein — den Menſchen zu *beſeligen*, das heißt, ihm die vollſte geiſtige Befriedigung zu gewähren, und — ihn zu *begeiſtern* im echten, vollen Gefühle ſeiner Menſchheit. Ihre Beſtimmung kann alſo nur ſein, den Menſchen über die endliche Bedingtheit zu erheben und die Schranken zu durchbrechen, welche ihn in der Erdlichkeit — im Nichtigen — bannen. Dieſe Schranken bildet aber die Sinnlichkeit, die ſich als Trieb äußert, der jedoch nicht, wie der des Thiers, an den Inſtinct gebunden iſt, und daher an ſich unſchuldig wirkt, ſondern der, mit vernünftigem Bewußtſein verbunden, die Möglichkeit der Schuld in ſich trägt, das heißt: die Möglichkeit der Verirrung und der Ueberwältigung der vernünftigen Beſonnenheit, die ihn bändigen und leiten ſollte, wie der Inſtinkt (die vernünftige Beſonnenheit der Natur) den Trieb des Thieres bändigt und leitet. — Die ſchöne Kunſt gehört offenbar, wie Philoſophie und Religion, der Cultur an und iſt ohne Cultur gar nicht denkbar; es gehören aber auch alle drei ungetrennt zur Cultur und ſind ſich Selbſtzwecke und alles Uebrige iſt ihnen nur Mittel. — Sie ſind aber nicht etwa im Widerſpruche mit dem Endlichen (irdiſch-ſinnlichen), ſondern das Endliche iſt vielmehr die nothwendige Bedingung ihrer Wirkſamkeit: in ihm finden ſie ihren Stoff, den ſie aber nicht nach den Geſetzen endlicher Bedingtheit, ſondern nach den Geſetzen des Unbedingten, der Idee, bilden. In ihrem Gebiete kann ſich alſo auch nichts Endliches an ſich geltend machen wollen, ſondern immer nur als Stoff zum Unbedingten, das heißt, zum Geiſtigen, denn — nur für den Geiſt im höhern Sinn ſind ſie da, und ihre Wirkung kann auch nur in dieſem ihr Ziel finden.

Wie tief aber vernünftige Beſonnenheit in dem Menſchenweſen begründet iſt, wodurch ſich die Erhabenheit der Menſchennatur über der des Thieres beurkundet, zeigt ſich ſchon darin, daß ſelbſt der Ungebildete, wenn er nur die unterſten Stufen der Cultur erſtiegen hat, bald bei der Befriedigung eines Triebes einen gewiſſen äußern Anſtand verlangt und ſich verletzt fühlt, wenn dieſer nicht geachtet wird. Das Gefühl dafür ſchärft ſich mit der höhern Entwicklung der Menſchheit in ihm: es iſt der Anſtand (die Schicklichkeit), der Schild gegen die Menſchheit entwürdigende Rohheit, und wer ihr dieſen Schild raubt, der giebt ſie der Rohheit preis. — Nun gehört die ſchöne Kunſt der Cultur an, und kann daher eben ſo wenig als Philoſophie und Religion Rohheit zur Schau tragen oder begünſtigen wollen: ſie iſt vielmehr das Gegentheil von dieſer. Rohheit kann niemals an ſich ſchön ſein, und daher kann ihr Hervortreten an ſich ſchon keinen Kunſtgenuß gewähren.

Aber was iſt denn an ſich roh? — Alles, was den Menſchen unter der Herrſchaft ſinnlicher Triebe zeigt, wenn dieſe Oberherrſchaft ſich als eine rechtmäßige (legitime) will geltend machen gegen die vernünftige Beſonnenheit. Eine vernünftige Beſonnenheit iſt aber auch immer eine ſittliche, und wir können daher wohl, ſo auffallend und unbequem es auch mancher vermeinten Genialität ſein mag, von dem Künſtler, und beſonders vom Dichter ſittliche Bildung erwarten und fodern. Die Kunſt ſoll eben ſo wenig Moral, als Religioſität und Wiſſen zur Schau tragen, aber ſie muß von ihnen durchdrungen ſein und ſie nie verleugnen.

Die Rohheit iſt aber etwas ganz Poſitives und wird daher auch durch Verſchleierung nicht zum Anſtändigen und Schönen. Auch zeigt ſie ſich aus Mangel an ſittlicher Bildung nicht bloß in dem Genuſſe an reinſinnlichen Vorſtellungen, wie zum Beiſpiel bei Schilderung ſchlüpfriger Scenen um ihrer eigenen Wirkung willen; ſie zeigt ſich auch in der Nichtachtung deſſen was dem Menſchen an ſich als Grundpfeiler des Höhern im Menſchen und als Bedingung ſeiner Befriedigung und Beſeligung, oder auch als Grundpfeiler eines echt menſchlichen Daſeins heilig ſein muß, und in dem Spiele mit dieſem, welches durch Frivolität bezeichnet und wohl gar für ein Zeichen höherer Bildung und geiſtiger Freiheit betrachtet wird; mit Religioſität, Ehe, jungfräulicher Unſchuld, Eltern- und Kindespflichten, Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Rechtlichkeit. Wer keinen Sinn dafür hat, wer die Würde des Menſchenweſens nicht anerkennt, und ſtatt zu dieſer emporzuheben, vielmehr ſie zu verleugnen, und das Gefühl dafür abzuſtumpfen ſtrebet, wer ſich nicht für das, was den Menſchen als ſolchem heilig ſein muß, zu begeiſtern vermag, der Indifferentiſt, der — iſt kein würdiger Prieſter im Heiligthume der Kunſt und ſeinen auch noch ſo geiſtreichen Werken wird doch gerade das abgehen, was ihnen den Stempel des Göttlichen aufdrückt: das in ſich befriegende und beſeligende; und da dieſes mit auf dem Sittlichen beruht, ſo hat die Moral, (die ja ſelbſt ein Herbart der Aeſthetik vindicirt), allerdings eine Stimme bei der Beurtheilung eines Werkes der ſchönen Kunſt, welcher Art es auch ſei.

So, meine verehrungswürdige Freundin, oder ungefähr ſo raiſonniren die Bekenner dieſer Anſicht: ob richtiger oder weniger ſo als ihre Gegner? Darin will ich Ihrem Urtheile nicht vorgreifen.

Dritter Brief.

Ihr liebes ſinniges Schreiben, vom zarten Roſenroth weiblicher Schüchternheit überflogen, hat mich, meine liebenswürdige Freundinn, in ſeinen Reſultaten keineswegs, wie Sie beſorglich äußern, überraſcht. Sie ſagen, daß die Anſicht der moraliſtiſchen Aeſthetiker Ihnen gar ſehr zuſage, beſonders in Hinſicht der Bedeutſamkeit der ſchönen Kunſt für die Menſchheit: daß ſie Ihnen jedoch nicht von aller Einſeitigkeit frei däuchte, und daß die Anſicht der Gegner vielleicht nur einiger näherer Beſtimmungen bedürfe, um in der Hauptſache gerechtfertigt zu erſcheinen. — Wenn zum Beiſpiel unter einem kunſtgebildeten Sinn und Geſchmack ein ſolcher von echter allſeitiger Durchbildung verſtanden werde, wie ihn mein letztes Schreiben charakteriſirt habe, ſo ſchließe dieß ja ſchon alle, auch die verſchleierte Rohheit aus; und übrigens müſſe dem Genius durchaus frei ſtehen, Leben und Menſchen in allen Verhältniſſen und Geſtaltungen aufzufaſſen und darzuſtellen. — Sie fürchten, die moraliſtiſchen Aeſthetiker beſchränken den Genius zu ſehr und verdüſtern den Tempel der Kunſt, oder machen ihn einförmig und ſelbſt langweilig, wenn ſie die Kunſt zu ſehr vergeiſtigen. Würde doch ſogar manchem Religionskultus der gleiche Vorwurf gemacht.

Zu dieſer letzten Befürchtung habe ich wohl einigen Anlaß gegeben, indem es nach meinem letzten Briefe den Anſchein gewinnen könnte, als müſſe die Kunſt immer den höchſten Flug nehmen und nur die höchſten Gegenſtände der Menſchheit zu ihrem Stoffe wählen. Dieſes aber liegt keineswegs in der Anſicht der von Ihnen ſogenannten moraliſtiſchen Aeſthetiker, verehrte Freundinn. Nein, die ſchöne Kunſt kann auch das Endliche in aller ſeiner ſinnlichen Geltung darſtellen, und wenn ſie auch den Vorwurf der Lüge für die Idealiſirung des Menſchenweſens zurückweiſet, indem das Menſchenweſen an ſich ein Ideal iſt, ſo verlangt ſie doch nicht immer das Hervortreten dieſes Ideals, und am wenigſten die Idealiſirung der menſchlichen Verhältniſſe; allein ſie wird das Endliche entweder in ſeiner ſchuldloſen Naivheit — *mimiſch-idylliſch*, oder das ſchuldvolle Endliche als Gegenſtand des Schauders — *tragiſch*, oder als Gegenſtand geiſtiger Beluſtigung — *komiſch* und *ſatyriſch* aufgefaßt und behandelt wiſſen wollen; denn Komus hat freien willkommenen Eintritt in den Kunſttempel mit ſeinem ganzen luſtigen Gefolge: der Laune, dem Scherze, dem Humor, dem Muthwillen, der Satyre, in ſofern er eine Weltanſchauung mitbringt. Ohne dieſe wird er leicht ein fader Geſell, den man nur an dem Schellengeklingel erkennt.

Sie ermahnen mich aber, meine liebenswürdige Freundinn, alle kritiſche Syſteme nur ganz zu ignoriren und Ihnen mit dürren Worten zu ſagen: was der Künſtler aus der Welt der Erſcheinungen zur künſtleriſchen Darſtellung bringen und wie weit er dabei in der ſo zu ſagen plaſtiſchen Darſtellung, in der Ausmalung gehen dürfe. Ob er, zum Beiſpiel, die Leidenſchaft, in welcher niedere ſinnliche Affecte wirken, in ihrer ganzen ſinnlichen Gluth zur Anſchauung bringen dürfe; denn dieſes ſei meiſtens die Quelle der größern Verlegenheiten, in welche Sie beim Vorleſen geriethen. Was die moraliſtiſchen Aeſthetiker als Frivolitat bezeichnen, ärgere Sie wohl, mache Sie aber weniger verlegen. — Ich küſſe Ihnen die ſchönen Hände für dieſe liebenswürdige Offenheit. Was Sie da ſagen, wird jeder durch eigene Erfahrung beſtatigt und die Frivolität darin keine Rechtfertigung finden. — Aber Ihre Frage iſt eine ſehr kitzliche, und ich geſtehe, daß ich ihre Beantwortung „mit dürren Worten“ durch die Darlegung der einander entgegenſtehenden Anſichten unſerer Aeſthetiker habe umgehen wollen. Sie wollen das aber nicht geſtatten? Nun, — ob ich gleich eine kleine Schalkheit dahinter argwöhne, ſo will ich doch eine Beantwortung „mit dürren Worten“ wagen, wenn ſie auch vielleicht beiden

Parteien nicht genügen dürfte: — ſie bleibt ja unter uns.

Der Künſtler darf meines Erachtens unbeſchränkt alles darſtellen was äſthetiſch, das heißt ſinnlich-geiſtig zu wirken vermag und ſich zur Befriedigung des echten gebildeten Geſchmacks zur Anſchauung bringen läßt, und dieß darf und ſoll er in ſeiner ganzen Wahrheit geſtalten und darſtellen. Ein echt gebildeter Geſchmack iſt nothwendig ein ſittlicher, und dieſer bewahrt vor jeder unſittlichen Tendenz, das heißt, vor dem Streben, dem an ſich Unſittlichen durch die künſtleriſche Geſtaltung eine Neigung erweckende Form zu gewinnen, und ſo die Schönheit zur Lüge zu machen. Die Lüge iſt aber das poſitiv Häßliche und ſteht folglich mit der ſchönen Kunſt im Widerſpruch. Die Tendenz der Darſtellung dünkt mich hier entſcheidend. — Doch wird dem echt gebildeten Geſchmacke die ſittliche Tendenz noch nicht genügen, er wird auch Schicklichkeit (Decenz) in der dem Künſtler zu geiſtiger Wirkung freiſtehenden Darſtellung des Sinnlichen und Unſittlichen verlangen. Eine zu nackte Darſtellung des Sinnlichen und Unſittlichen, ohne Schonung des Zartgefühls, wird ihn verletzen. — Hier werden zunächſt der Bildner und der Maler beſtimmte Gränzen finden, und zwar nicht etwa in der körperlichen Darſtellung, zum Beiſpiel der männlichen und weiblichen Schönheit in nackten Körpern, ſondern in den Aeußerungen lüſterner Sinnlichkeit, beſonders durch Bewegung und Handlung, da ihre Geſtalten durch ein leibliches Organ unmittelbar vor den Sinn treten, und folglich auch unmittelbar durch dieſen ſinnlich wirken. — Der Dichter dagegen ſtellt ſeine Bildungen unkörperlich unmittelbar der Phantaſie dar. Bloß materiell ſoll er dieſe nicht beſchäftigen, denn das iſt keine äſthetiſche Beziehung, die immer eine geiſtige iſt, und der echte Dichter wird es auch darauf nie anlegen; allein zu enge Gränzen können ihm nicht geſetzt werden, und ſelbſt dem genialen Muthwillen muß einiger Spielraum bleiben, wenn er nur nicht in's Gemeine hinüberſchweift. Wer einen Fauſt, einen Don Juan, wer die bösartigen Gewalten der Unterwelt oder eine Zauberwelt, die immer auch nahe an die Gemeinheit gränzen, in's Spiel ſetzt, wird dieſen Gränzen wohl zuweilen nahen; allein die Tendenz der Bildung und Darſtellung (das Gepräge des Ganzen), wird hier entſcheiden und wird den Eindruck modifiziren.

Ich fürchte nicht, verehrte Freundinn, damit eine zu laxe Anſicht aufzuſtellen, die etwa auch einen Byron'ſchen Don Juan zu rechtfertigen vermöge. Dieſem ſpricht die unverkennbare Tendenz der ganzen Geſtaltung und Darſtellung ſein Urtheil, ſo wie überhaupt in Byron leider, bei unbeſtreitbarer hoher Genialität, der echte Geſchmack, der auf allſeitiger Durchbildung — religiöſer, philoſophiſcher und äſthetiſcher — beruht, nicht erkannt werden kann, und daher auch nur wenige ſeiner Dichtungen ganz befriedigen, am wenigſten beſeligen.

Vierter Brief.

Sie äußern Bedenken, geehrte Frau, ob die Tendenz einer Dichtung ſo ganz entſcheidend ſei, beſonders auch in Hinſicht des Vorleſens? — Ich gebe zu, daß eine Dichtung, auch bei an ſich unverwerflicher Tendenz, dennoch in ihren Einzelnheiten Anſtoß geben könne, wenn der Dichter es nicht verſtand, die Haupt-Tendenz der Phantaſie und dem Gefühle gehörig einzuprägen, ſo daß ſich in dieſer alles auflöſet, (wobei denn auch der echte Geſchmack dem Dichter ſagen wird, daß die Ausführung des Einzelnen ſtets der Haupt-Tendenz untergeordnet ſein müſſe); oder wenn er nicht Schicklichkeitsgefühl genug beſaß, in ſeiner Darſtellung das zu Nackte und Plaſtiſche zu vermeiden. Iſt aber dem Dichter darin kein Verwurf zu machen, ſo, glaube ich, iſt es eine zu weit getriebene Empfindlichkeit, Anſtoß zu nehmen an Einzelnheiten, bei denen es gar nicht darauf angelegt iſt, als ſolche zu wirken. — Daß das ſchöne Geſchlecht empfindlicher darin ſein wird als das männliche, iſt natürlich, und ich möchte um Alles nicht, daß dem nicht ſo wäre, und bin weit entfernt, dieſe Empfindlichkeit ſo leicht Prüderie zu ſchelten. Das zartere Geſchlecht bedarf jenes Schildes vor der Rohheit, des Anſtandes (der Decenz) vorzüglich, weil es am meiſten dabei zu verlieren hat, wenn es ſich der Rohheit preisgegeben, oder auch nur von ihr berührt ſieht; allein — es ſollen ja keine Kinder ſein, welche die Werke der Dichtkunſt genießen, und keine Ungebildete, denn beide haften an Einzelnheiten und ſind unfähig einen geiſtigen Total-Eindruck aufzufaſſen. Das Leben mit ſeinen Verhältniſſen bietet denn auch den Gereifteren jedes Geſchlechts unabwendbar ſo vieles dar, was durch Gewohnheit die Phantaſie abſtumpft gegen kleinere Ungehörigkeiten in dieſen Verhältniſſen, und ſo iſt wohl die Befürchtung, anzuſtoßen, — beſonders im Verleſen, — oft größer als die Gefahr, und zieht wohl dieſe ſelbſt erſt herbei durch eine Veränderung der Stimme, durch ein verlegenes Stocken und andere ähnliche Aeußerungen der Beſorgniß, bei denen dem Zuhörer dann ſiedend heiß wird. — Wer vorlieſet iſt doch gemeiniglich mit der Haupt-Tendenz des Werkes bekannt, — und wenigſtens, wenn dieß ja nicht der Fall ſein ſollte, mit der mehr oder minder zu vertrauenden Tendenz des Verfaſſers, — (denn von einem völlig unbekannten Dichter oder Schriftſteller ohne vorhergehende Durchſicht vorzuleſen möchte nicht rathſam ſein), — und er muß ſeinen Zuhörern einen reinen und auch weltgebildeten Sinn zutrauen. Dann hüthe er ſich nur, durch eigene Verlegenheit bemerkbar zu machen, daß er etwas für verfänglich halte und ſelbſt manches, das es wirklich iſt, wird oft unbemerkt, oder wenigſtens unbeachtet vorübergehen. Daß aber der Dichter, ſeines eigenen Vortheils wegen, jede Anſtößigkeit, beſonders im Ausdrucke, ſo viel immer möglich zu vermeiden ſuchen müſſe, vorzüglich wenn er ſeine Werke zum gemeinſamen Genuß beſtimmt, wie dieß bei dramatiſchen Werken, aber auch bei poetiſchen Erzählungen, Romanen, Novellen und ähnlichen der Fall iſt, verſteht ſich, und es läßt ſich dreiſt behaupten, daß dieß ohne alle Beeinträchtigung der Lebendigkeit und des Intereſſes der Darſtellung geſchehen könne. Wo dieß vernachläſſigt iſt, da tritt denn wohl ein, daß — wie Sie klagten — Sie ſich ſelbſt bei Ihren Lieblingsſchriftſtellern zuweilen verlegen fühlen, wenn vorgeleſen wird, was Sie doch für ſich ohne allen Anſtoß geleſen haben, und dieß liegt dann beſonders daran, daß nun, was im Leſen unkörperlich dem innern Auge vorüber geht, im ausgeſprochenen Laute einen empfindbaren Körper gewinnt, und dadurch jene zarte Scheu, die auch Decenz bei den unverfänglichſten Bedürfniſſen fodert, zur Wachſamkeit aufgerufen wird.

Einen Beleg zu meiner obigen Behauptung, daß bei der unverwerflichen Tendenz einer Dichtung manches, das an ſich wirklich verfänglich iſt, wenn nicht unbemerkt, ſo doch unbeachtet vorübergehe, gab mir unlängſt erſt meine eigene Erfahrung. Sie haben, nicht bloß wahrſcheinlich, ſondern gewiß, unſers Tieck Novelle „Der Tod des Dichters" geleſen und gewiß mit hohem Genuſſe, verehrte Freundin, denn wie könnte dieß bei einem ſo ausgezeichneten geiſtreichen Werke anders ſein? — Ich las ſie, ohne ſie vorher zu kennen, einer geſchlechts- und altergemiſchten Geſellſchaft von feinem Gefühle vor. Sie feſſelte vom Anfange bis zum Ende Gefühl und Verſtand, und es wurde dabei keinerlei Störung bemerkbar. Das Ganze hatte in ſeiner einfachen Großartigkeit ſeine volle Wirkung gemacht, wenn auch manche Einzelnheiten, wie zum Beiſpiel das altkluge Kind (eine Tieck'ſche Lieblingsfigur), ein unglaubiges Lächeln erweckten. — In dieſer Novelle nun findet ein Verhältniß ſtatt, das an ſich mit zu den anſtößigſten gehören dürfte, und dieß betrifft noch dazu eine der Hauptperſonen, auf welche die Theilnahme hingeleitet wird, nämlich — Camoëns Geliebte, Catharina, die gleich in den erſten Zeilen als eine edle Gräfin aufgeführt wird, und auch in der ganzen Novelle als eine höchſt würdige und Achtung gebietende Frau erſcheint; und eben dieſe Frau hat dem Geliebten, um ihn in der Verzweiflung der Trennung zu tröſten, Gattenrechte eingeräumt. — Nun, das entſchuldigt der Taumel einer unglücklichen Liebe. Aber dieſer Taumel hat Folgen, und — ſie willigt ein, ihr Kind zu verläugnen und ihre Hand einem andern Manne als eine unbefleckte Jungfrau am Altare zu reichen, und erhält ihren Gatten, der nach manchen Zügen ſo gar uneben nicht geweſen ſein kann, in dem Glauben an ihre Makelloſigkeit gegen ihn bis an ſeinen Tod, und erzieht die Baſtard-Tochter in ſeinem Hauſe unter ſeinen Augen, und giebt zu, daß der Betrogene dieſe ausſteuern hilft; und alles dieſes erzählt die würdige Frau ſelbſt — einem Manne, und wenn ſie auch über den erſten verzeihlichen Fehltritt einige Beſorgniß verräth, als könne er ihr die Achtung rauben, ſo ſcheint ſich bei ihr doch nicht der mindeſte Zweifel zu regen, ob nicht der Betrug gegen den Gatten dieß auch vermöge, ſondern ſie geht darüber hinweg, als ob das ganz in der Ordnung ſei. Man muß zugeben, daß die Umſtände die Schuld ſehr mildern; allein ein höchſt verletzendes Verhältniß bleibt es immer, das wohl der Entſchuldigung weit mehr bedürfen möchte, als jener erſte Fehltritt. — Ohne nun unterſuchen zu wollen, ob der Dichter nicht dieſen Flecken dem ſchönen Charakter hätte erſparen können, ſo war dieſer bei dem Vorleſen, wie ſich's nachher auswies, nicht unbemerkt, wohl aber unbeachtet vorübergegangen. — Woher dieß? — Die Tendenz tritt ſo eindringlich für das Gefühl hervor und dieß Verhältniß wird nur ſo beiläufig vorübergeführt, daß es als Einzelnheit für ſich nicht wirken konnte.

Werke von unſittlicher Tendenz müſſen wohl für abſolut häßlich und der Dichtkunſt gänzlich unwürdig erkannt werden. Auch können ſie dem Zwecke gemeinſamen Genuſſes eines Kunſtwerks nicht entſprechen, da ſelbſt der einſame Genuß derſelben, und wären ſie noch ſo geiſtreich behandelt, den wahrhaft gebildeten Geſchmack nicht befriedigen kann. Werke von unverwerflicher Tendenz, in denen jedoch Einzelnheiten gerechten Anſtoß geben, können wenigſtens nicht für vollendete Kunſtwerke gelten, und man kann dergleichen Auswüchſe bei ſonſtigem dichteriſchen Verdienſte nur bedauerlich finden. — Daß mancher Geſchmack, wie die Erfahrung lehrt, gerade in dieſen Auswüchſen einen beſondern Reiz (das ſogenannte Pikante) findet, wird dem ächten Dichter niemals ein Motiv ſein, ſeine Werke mit dieſer Häßlichkeit zu verunſtalten.

Es giebt aber noch andere Arten des Häßlichen, meine verehrte Freundinn, die für die ſchöne Kunſt bedrohlicher ſind, weil eine derſelben ſich neuerlich als Schönheit erſten Ranges geltend zu machen ſucht und von tiefer Wirkung iſt. — Dieß führt mich auf Ihre erſte Klage: daß Ihnen die neuern Producte der ſchönen Kunſt, und beſonders der Dichtkunſt, nur ſelten einen ganz reinen Genuß gewähren. — Ich behalte dieſe meinem nächſten Briefe vor.

Fünfter Brief.

Sie verlangen alſo, verehrteſte Frau, den Grund von mir, woher es komme, daß Ihnen die neuern Produkte der ſchönen Kunſt, und beſonders der Dichtkunſt, nur ſelten einen ganz reinen Genuß gewähren, ungeachtet Sie ſich theilweiſe von ihnen ſehr angezogen fühlen, und daß oft Sie gerade das anziehe, was Ihnen Anſtoß giebt, ſo daß Sie gewiſſermaßen an ſich ſelbſt irre werden.

Ich glaube nun nicht, meine würdige Freundinn, daß Sie, die Sie mit unbefangenem Sinne Ihrem reinen, gebildeten Geſchmack folgen, zweifelhaft ſein können, ob das, was ſo ganz dem Zwecke der ſchönen Kunſt widerſpricht, wirklich ein Schönes ſei. — Sie fühlen ſich unheimlich und ſtörend angeregt; — das kann unmöglich eine Wirkung des Schönen ſein, denn dieſes ſoll in Harmonie ſetzen, alſo beruhigen und beſeligen. — Alſo ein Schönes iſt das nicht, was Sie ſo anregt. — Aber, ſagen Sie, es iſt doch ein Anziehendes. — Vielleicht iſt es ein Höheres, ein abſolut Unbedingtes, die Erſcheinung einer höhern geiſtigen Welt, die uns mit einem ehrfurchtsvollen Schauer erfüllt, aber uns auch ſelbſt in dieſe höhere Welt erhebt, indem ſie Kräfte in uns zum Bewußtſein bringt, uns über alle Bedingtheit des Endlichen aufzuſchwingen, ſo wie etwa das gewaltige Göthe'ſche Gedicht „Prometheus", der Ausdruck eines überſchwänglichen Gefühls geiſtiger Kraft, wenn man will des Uebermuths derſelben, für welchen denn auch Prometheus hart genug hat büßen müſſen. Es wäre dieß ein Erhabenes. — Allein Sie fühlen ſich nicht erhoben, ſondern vielmehr geſtört und deprimirt, indem Ihnen das Menſchenweſen entadelt erſcheinet, und nicht als Gegenſtand des Schauers oder des Spottes, ſondern als eine an ſich harmloſe Erſcheinung, mit welcher Sie ſympathiſiren ſollen. Das entadelte Menſchenweſen wird zum Ideal. — Die entadelte Menſchennatur iſt aber nicht das eigentliche Menſchenweſen, denn jeder zur Beſonnenheit erwachte Menſch fühlt den Adel ſeines Weſens. Wer dieſen Adel frech verläugnet, der ſtellt eine Lüge auf, und die Lüge iſt in äſthetiſcher Erſcheinung die auf den Kopf geſtellte Schönheit und folglich Häßlichkeit. Eine doppelte Lüge iſt es aber, die entadelte Menſchennatur mit innerer Würde bekleidet darzuſtellen, eine wahre Sünde wider den heiligen Geiſt.

In erſterer Hinſicht erſcheint mir die lügenhafte Vermiſchung der Menſchennatur mit der Thiernatur in einem Individuum in der innern und äußern Erſcheinung, die dem Menſchenweſen ſeinen Charakter raubt und es — (wohl zu bemerken nicht etwa ſatyriſch) — als eine Fratze erſcheinen läßt, wie wir dieß bei Callot-Hoffmann, und bei ſeinen Nachtretern wie gewöhnlich noch in größerm Maße, finden, als der ſchönen Kunſt widerſprechend, — als Häßlichkeit. — Dieſe Häßlichkeit kann über den gebildeten Geiſt und Geſchmack keine Macht üben und wird ſich niemals als Schönheit geltend machen können. Zur Schönheit kehrt man immer mit gleicher Sehnſucht zurück; davon aber wendet man ſich mit Schwindel und Eckel ab, der zuletzt deſſen Urheber ſelbſt ergreift und zu Grunde richtet. — Dieſe Art Häßlichkeit iſt das Fratzenhafte, das Geſpenſtiſche, vom Kindestraume der Phantaſie, dem Mährchenhaften, ſehr verſchieden, ſo wie von der mythologiſchen Vermenſchlichung der Natur und von der allegoriſchen (fabelhaften) Darſtellung der Menſchenwelt in der Thierwelt.

Eine zweite Art der Häßlichkeit iſt die möglichſt ausgebildete Verworfenheit und Verruchtheit der entadelten Menſchennatur in den verſchiedenen Regionen menſchlicher

Verhältniſſe ohne allen, oder wenigſtens ohne durchgreifenden Gegenſatz, wie ſie uns die neuere franzöſiſche ſogenannte Romantik, beſonders in einem Victor Hugo, mit ausgezeichnetem Talente, zur ſchöngeiſtigen Unterhaltung darbietet. — Wenn es in der Poeſie bloß auf Effekt, das heißt auf tiefere Aufregung der Phantaſie und des Gefühls ankäme, ohne alle weitere Rückſicht, wodurch und wozu ſie aufgeregt werden, und bloß auf Talent der Veranſchaulichung, ſo würde Victor Hugo der größte Dichter ſein. Daß er ein höchſt bedeutender Dichtergeiſt iſt, das iſt unverkennbar; aber — ein großer Dichter iſt nur der, welcher Werke ſchafft, die dem Zwecke der ſchönen Kunſt Befriedigung und Beſeligung, wenn auch nur durch das lebendige Gefühl des freien Spiels geiſtiger Kräfte, genügen und den wahrhaft gebildeten, das heißt den allſeitig durchgebildeten Geſchmack befriedigen, und das vermögen Victor Hugo's Werke nicht, wenigſtens nicht die, welche ſeinen Ruf bis jetzt gegründet haben. Dieſe Auffaſſung der Idee der Menſchheit in künſtleriſcher Darſtellung bildet das Gräßliche.

Scheint es nicht dem geſunden Menſchenverſtande ſchon ein unerklärlicher Widerſpruch, wie es nur Jemand einfallen könne, Erſcheinungen, die in der Wirklichkeit nothwendig Abſcheu und Ekel erregen würden, zur befriedigenden Unterhaltung gebildeter Menſchen künſtleriſch geſtalten zu wollen? Wie kommt ein Dichtergeiſt zu einer ſolchen Verirrung? Iſt es vielleicht die Luſt an der Kühnheit, ſolche widerſtrebende Elemente durch die Form zu bewältigen und gleichſam dem Dichter dienſtbar zu machen? — Wohl möglich, daß dieſe dabei mitwirkt. — Es muß aber doch ein gewiſſer beſonderer Reiz in dieſem Elemente ſelbſt liegen, die den Dichtergeiſt feſſeln, und — wenn das auch nach Ihren manchfachen Aeußerungen über die Dichtungen der franzöſiſchen Romantik bei Ihnen, meine geiſtreiche Freundinn, nicht der Fall iſt, doch auch über Andere eine anziehende Gewalt zu üben vermag. — Woher dieſe? — Iſt es vielleicht die unwiderſtehliche Gewalt, mit welcher das Auge unwillkürlich zu einem vor unſern Füßen tief aufgähnenden Abgrunde gezogen wird? — Ein ſolcher Abgrund ſcheint etwas Geheimnißvolles zu bergen und regt dadurch bei aller Unheimlichkeit, ja wohl gerade dadurch, lebhaft die Phantaſie an. — Solch' ein Abgrund gähnt uns nun auch — unheimlich bei dem Bewußtſein eines ſolchen ſchauervollen Abgrundes im Innern des Menſchenweſens, — an in der Darſtellung menſchlicher Verworfenheit und Verruchtheit, und das dadurch lebhaft und tief angeregte Spiel der Phantaſie iſt es denn auch wohl, was dem Gräßlichen, nebſt dem, daß es ein abſolut Geiſtiges iſt und folglich als Gegenſatz der geiſtloſen Gemeinheit erſcheint, die Anziehungskraft giebt, daß es die Macht der Schönheit zu uſurpiren vermag. — Allein es befreit nicht Geiſt und Gefühl wie dieſe, ſondern lähmt vielmehr beide beängſtigend.

Ich muß Ihnen aber doch die Anſicht Victor Hugo's mittheilen, verehrte Freundinn, welche die künſtleriſche Darſtellung der Verworfenheit und Verruchtheit gelten machen ſoll. Daß ſie für ſich kein Element der Schönheit ſein könne, fühlte der Dichter wohl; und wie glaubt er, daß ſie zu einem ſolchen metamorphoſirt werden könne? In ſeiner Vorrede zu ſeinem Drama „Lukrezia Borgia" lehrt er das Kunſtſtück. „Nehmt", ſagt er, „die abſcheulichſte, zurückſtoßendſte, vollſtändigſte, moraliſche Verworfenheit, legt ſie in das Herz einer Frau, wo ſie am beſten ihre Wirkung zeigt, gebt dieſer Frau die höchſte phyſiſche Schönheit, gebt ihr die königliche Würde, wodurch das

Laſter noch mehr gehoben wird, verſchleiert dann dieſe moraliſche Häßlichkeit mit einem reinen Gefühle, mit dem reinſten, deſſen eine Frau fähig iſt, mit dem Muttergefühle, kurz macht aus einem Ungeheuer eine Mutter, und das Ungeheuer wird eure Theilnahme in Anſpruch nehmen, es wird euch zu Thränen rühren; dieſe Creatur, die euern Abſcheu erregte, wird euch zum Mitleid zwingen, und dieſe häßliche Seele wird euch faſt ſchön dünken. — — Verbindet die abſcheulichſte Sache mit einer religiöſen Idee und ſie wird heilig und rein. Hängt Gott an den Galgen, und dieſer wird zum Kreuze.“

Sechſter Brief.

Sie haben ſich entſetzt über den Grundſatz Victor Hugo's, mit welchem mein letztes Schreiben ſchloß, meine würdige Freundinn, und ſagen, daß die Dichter, wenn das Kunſtſtück der Metamorphoſe wirklich ein poetiſches ſei, eine Art Taſchenſpieler wären, welche den Adel des Menſchenweſens eskamotiren könnten, und man ſollte ſie als Vergifter der Menſchheit verbannen. Das meinte auch ein Philoſoph des Alterthums, der noch dazu ein großer Dichtergeiſt war, der göttliche Plato, der die Dichter aus ſeiner Republik verbannte. Zum Glück für die Dichter war dieß nur eine Republik auf der Papirusrolle, und aus einer ſogenannten Republik in der Wirklichkeit würden ſie ſich vielleicht ſelbſt freiwillig verbannen, denn eine ſolche iſt überhaupt kein günſtiges Terrain für ſie. Zwar unſere modernen Monarchien ſind es gerade auch nicht, da ſich die Fürſten die Annäherung der Dichter förmlich verbitten, wenn auch nicht aus platoniſchen Gründen, denen auf der andern Seite wieder gehuldigt wird, indem die Dichter unter polizeiliche Aufſicht geſetzt werden. — Aber, verehrte Freundinn, dieſer Grundſatz iſt doch vor einigen Decennien in unſerm guten Deutſchlande mit großem Erfolge prakticirt worden; nur wurde er nicht ſo groß ausgeſprochen und theoretiſch geltend gemacht, als von dem franzöſiſchen Romantiker. Es iſt der nämliche Grundſatz, nach welchem Kotzebue ſo oft auf die Thränendrüſen der Deutſchen und — verzeihen Sie, verehrteſte Freundinn — auch wohl auf die Ihrigen wie auf die meinigen gewirkt hat. — Mit Recht aber bemerken Sie, daß er von Victor Hugo ſehr ſchielend aufgeſtellt ſei, denn ein Ungeheuer könne als Mutter nur Theilnahme erregen und den Schein einer ſchönen Seele gewinnen, wenn es als Mutter, aus Liebe zu ſeinen Kindern, zu deren Vertheidigung, oder auch nur Beförderung ihres Glücks ein Ungeheuer ſei, nicht aber, wenn es — wie eine Borgia — es ſei, ohne daß ſich ihre Greuelthaten und Ausſchweifungen im mindeſten auf Mutterliebe gründen. — Eine Medea kann dem nicht entgegen gehalten werden, denn Medea war keine Verworfene und Verruchte, ſondern ein gemißhandeltes beleidigtes Weib. Ob nicht ein Frauenherz mit dieſer allenfalls ſympathiſiren könne, muß ich der Entſcheidung der Frauen überlaſſen.

Sie wollen aber auch, meine geiſtreiche Freundinn, mich mit mir ſelbſt im Widerſpruche finden, indem ich früher, wie Sie ſchalkhaft ſagen, „mit dürren Worten“ behauptet hatte, der Dichter dürfe alles darſtellen, ſelbſt das Sinnliche in ſeiner vollen Geltung, und nun ſcheine es doch, nach meinen beiden letzten Briefen, als ſolle das Geſpenſtiſche und das Gräßliche, und beſonders die Darſtellung des in dem Menſchenweſen doch wirklich ſtattfindenden Abgrundes davon ausgeſchloſſen ſein, und damit ein für den Menſchen eben ſo wichtiger als anziehender Stoff, und noch dazu ein geiſtiger und folglich geiſtanregender, wie ich ja ſelbſt angegeben, und der auch wie ſo viele und zwar bewunderte Produkte bewieſen, äſthetiſcher Geſtaltung fähig ſei. — Da ſuchen Sie ja im Aeſthetiſchen ſelbſt einen Widerſpruch nachzuweiſen, inſofern man darunter Offenbarung der Schönheit verſteht, über welche der Geſchmack nach dem Gefühle urtheilt. — Erlauben Sie mir aber zu bemerken, daß ich nirgends behauptet habe, die Arten des Häßlichen dürften nicht als Motive in der ſchönen Kunſt und beſonders vom Dichter gebraucht werden, ſondern nur, daß ſie ſich nicht als Schönheit an ſich geltend machen und folglich auch nicht ein Prinzip für die künſtleriſche Bildung geben können, ſo daß auf ihnen der Totaleindruck in der Art gegründet werde, daß wir mit ihnen ſympathiſiren ſollen. Wenn dieſes iſt, ſo werden daraus nicht ſchöne, ſondern häßliche Werke hervorgehen. Sie können nur, als einem höhern äſthetiſchen Zwecke untergeordnet, dienend, nie als Selbſtzwecke in der ſchönen Kunſt erſcheinen, und dieß beſtimmt ſchon ihre Haltung und Behandlung.

Dem Dichter beſonders ſteht es gewiß unbeſchränkt frei, uns den Abgrund in der Menſchennatur aufzudecken: er kann uns durch die finſtern unheimlichen Höhlen und Tiefen derſelben und der menſchlichen Verhältniſſe führen; allein es muß ſich darin das Sittliche ſpiegeln; der Dichter muß dabei nicht die ewig lichten Höhen des Menſchenweſens verdecken: ein Strahl derſelben muß auch in dieſe Finſterniß fallen.

Dieß letztere ſcheint nun wirklich der Fall bei der doppelten Lüge, welche die entadelte Menſchennatur mit innerer Würde bekleidet, wie Victor Hugo, und noch mehr wenn uns der Dichter das Bewußtſein der eigenen Verworfenheit und Verruchtheit in dem ſo Verſunkenen ſelbſt anſchauen läßt, „als einen Anklang und die Erinnerung eines verlornen Paradieſes der Unſchuld und Seligkeit, als die herzzerreißende Klage über dieſen Verluſt und der namenloſen, die Gewißheit ihrer Nichterfüllung in ſich tragenden Sehnſucht nach jener verſchwundenen Welt“, — wie ein neuerer Philoſoph, der dem Häßlichen einen eigenen tiefgedachten Abſchnitt in ſeinem äſthetiſchen Syſteme (Syſtem der Aeſthetik als Wiſſenſchaft von der Idee des Schönen ꝛc. von Chr. Herm. Weiße. Leipzig 1830) gewidmet hat, dieſe Weiſe charakteriſirte. — Und dieſe Klage geht denn wohl zum Leugnen der Wahrheit und des Göttlichen über, zum Trotz und Hohn der Verzweiflung des Verdammten, welches einen Schein von Erhabenheit gewinnt. „Oder es knüpft an den Ausſpruch des Bewußtſeins des Abfalls vom Wahren und Göttlichen, — der indeſſen dann als ein durch das geſammte menſchliche Geſchlecht verſchuldeter dargeſtellt zu werden pflegt, — die Lüge einer angeblich mit Zuverſicht geglaubten und mit Inbrunſt angeſtrebten Verſöhnung: eine Lüge, mit welcher der Schöpfer eines ſolchen Werkes gar leicht eben ſo ſehr ſich ſelbſt, als ſeine Leſer täuſchen kann.“

Hier fällt ein Strahl der Lichtwelt in die Finſterniß; „allein,“ ſagt unſer Philoſoph, „er beleuchtet einen bodenloſen Abgrund der Finſterniß und der Qual, und lodert darin als das verzehrende Feuer einer unüberſehbaren Zerſtörung und eines ewig ungeſtillten Verlangens, und alle Geſtalten erſcheinen darin wieder verzerrt, zerriſſen, oder auf den Kopf geſtellt.“ — Dieß, verehrte Freundin, nimmt ſich in der künſtleriſchen Darſtellung wie Humor aus, den Ihr Jean Paul als das umgekehrte Erhabene bezeichnet, und mit welchem gegenwärtig viel Unfug getrieben wird, vor dem man ſich kaum zu retten weiß; allein der echte Humor geht aus der innern Harmonie hervor, die ſich geſtört fühlt durch äußere Disharmonie, welche ſich ihm in allen endlichen Erſcheinungen zeigt, dagegen bei Dichtern der obigen Weiſe der Humor ein Ausbruch innerer Disharmonie iſt.

„Die Empfindung, welche bei dem Hineinblicken in dieſen Abgrund entſteht, iſt", nach unſerm Philoſophen, „Schwindel, Schauer und Grauſen über die Tiefe und Nacht, Eckel und Abſcheu vor den, die Zerfallenheit und Verweſung als Geſtalt und Form feſthaltenden Truggebilden, und ein unwillkürliches Einſtimmen in die Klage der Sehnſucht und in den Hohn der Verdammniß."

Kann das die beabſichtigte Wirkung der ſchönen Kunſt ſein? Iſt das ein Schönes oder ein Erhabenes? — Es iſt eine Häßlichkeit und zwar der abſoluteſte Widerſpruch der Schönheit und man kann es füglich das Scheußliche nennen.

Woher aber ſeine Macht? — Sie liegt in dem Ausdrucke der Klage und der Sehnſucht nach einem verſcherzten Paradieſe; ſie liegt in dem Scheine geiſtiger Freiheit, der ſich zum Humor lügt: — und ſollte hier vielleicht der Grund zu finden ſein von der Nichtbefriedigung, über welche Sie, meine würdige Freundinn, bei vielen der geiſtreichern neuen Poeſien klagen? —

Nichts iſt ergreifender, beſonders für das weibliche Herz, als die Schwermuth eines ausgezeichneten Geiſtes. Je tiefer und unheilbarer ſie erſcheint, um ſo mehr regt ſie das Mitleid an, und dieſes überſieht darüber leicht den Gehalt der Erſcheinung; und dieß letztere iſt auch leicht der Fall bei dichteriſchen Bildungen der Art in Erzählungen und Dramen und ähnlichen, durch welche ſich Geiſt und Gefühl beſonders lebhaft aufgeregt fühlen bei dem eigenen Bewußtſein der Möglichkeit einer Verdammniß. „Und," ſagt unſer Philoſoph dann noch, „gleichwie es einen ſinnlichen, oft krankhaften Hunger giebt, der nur Anfüllung durch Speiſen begehrt, ohne durch das Widrige ihres Geſchmackes abgeſchreckt zu werden: ſo läßt ſich auch, beſonders in Zeiten der Leerheit an einem religiöſen Gehalt, ein geiſtiger Hunger bemerken, der einen abſoluten, genialen Gehalt in der Erſcheinung, die ihm den Geiſt beſchäftigen und erfüllen ſoll, begehrt, ohne viel nach der Reinheit und dem Adel dieſes Gehalts zu fragen. Und ſelbſt der gebildete Sinn, der ſeine lebhafteſte und anſtrengendſte Aufmerkſamkeit darein ſetzte, den ächten Gehalt von der trügeriſchen Geſtalt zu unterſcheiden, wird leicht durch einen Gehalt ſich täuſchen laſſen, der wirklich ein geiſtiger und abſoluter iſt, und inſofern jener, von ihm als das eigentliche Gegentheil der Schönheit bekämpften Nichtigkeit und Geiſtloſigkeit, als wirkliche Wahrheit und Schönheit gegenüberſteht; der aber innerhalb dieſes Reiches des höhern Geiſteslebens ſelbſt das aus dem wahren Zuſammenhange der Idee herausgetretene, und darum ihr zwar verwandte, aber feindſelige iſt."

Ihnen, verehrungswürdige Freundin, iſt nun dieſer Gehalt keineswegs gleichgültig, und daher wohl der Zwieſpalt, wenn Sie ſich gerade durch das angezogen fühlen, deſſen innerer Kern Ihrer geſunden Seele und Ihrem allſeitig durchgebildeten Geſchmacke widerlich iſt. Sie werden ſich gewiß auch am wenigſten zu einem Einſtimmen in die Klage der Sehnſucht und in den Hohn der Verdammniß hinreißen laſſen. Ueber viele jedoch übt allerdings dieſe Erſcheinung der Häßlichkeit eine magiſche Gewalt. Sie verwechſeln ſie wegen ihrer Kraft, tief aufzuregen, wegen ihres abſolut geiſtigen Gehalts im Gegenſatze zur geiſtloſen Gemeinheit und Nichtigkeit, der ſie entfliehen wollen, mit der Schönheit, deren abſoluter Widerſpruch ſie doch iſt, und bewundern wohl Dichterwerke, in welchen dieſe innere Zerfallenheit und Verweſung ſelbſt bis zur Gott und alles Höhere läugnenden Frechheit ſich ausſpricht, als Werke erſter Größe. Bis zu dieſer Höhe erhebt ſich aber dieſe Häßlichkeit nicht immer. Sie äußert ſich oft auch nur als Unzufriedenheit und Ueberdruß, die der Dichtung ihre Stimmung geben. Ich meine nicht die Unzufriedenheit und den Ueberdruß an der Nichtigkeit, den Ausbruch des Schmerzes einer edlern Seele und eines erhabenen Geiſtes, der höchſt poetiſch iſt; ſondern die aus innerer Zerſtörtheit und Zerriſſenheit hervorgehen, und ſeit Byron, Gottlob, wohl mehr Sache der vorübergehenden Mode als tieferen Grundes ſind. — Und auch die Selbſt- und Nachäffung des ſogenannten Weltſchmerzes, von dem die wenigſten eine klare Vorſtellung haben, wird wohl nicht lange andauern.

Ich bitte Sie aber, verehrteſte Freundinn, ja nicht zu überſehen, daß auch hier die Rede iſt von einer Behandlung des Scheußlichen, die verleiten will, damit zu ſympathiſiren; und mein äſthetiſches Glaubensbekenntniß iſt „mit dürren Worten“:

Werke, die durch Rohheit, Frivolität, geſpenſtiſche Fratzenhäßlichkeit, Gräßlichkeit und Scheußlichkeit wirken wollen, ſind, ohne alle weitere Rückſicht, nicht Werke der ſchönen ſondern der häßlichen Kunſt; und Ihrer Zuſtimmung, verehrte Frau, bin ich gewiß.

* * *

Ein Beſuch des Vatikan'ſchen Muſeums bei Fackelſchein,

von

Heinrich Fahrmbacher.

Es war ſchon dunkle Nacht, als eine kleine Geſellſchaft unermüdlicher Kunſtfreunde — wie ſie Rom vielfältig zu erzeugen oder zu nähren pflegt — am Eingange des Vaticaniſchen Palaſtes zu dem mit den Cuſtoden verabredeten Appuntamento ſich eingefunden hatte, um das Muſeum auch einmal bei Fackelſchein zu ſehen; wozu man die nachzuſuchende Erlaubniß wohl erhält. Nebſt dem Aufſeher begleiteten uns noch ein Mann der Schweizer-Leibwache und ein Paar Diener; dieſe mit großen tragbaren Leuchtern, deren jeder mit mehreren Wachskerzen beſteckt und mit Reverberes verſehen waren, und uns zur Beleuchtung der plaſtiſchen Gegenſtände dienen ſollten. Die tiefſte Ruhe herrſchte in dieſem unermeßlichen Palaſt; denn ſeine zahlloſen Säle, Gallerien und unabſehbaren Räume ſind mehrentheils nur kirchlichen Functionen, großen

Rathsverſammlungen oder den Zwecken der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmet. Dieſe heiligen Hallen nun in ſo ſpäter Stunde zu betreten, erweckte gerade die geeignete Stimmung in uns, um bei ſeltſamer Erleuchtung die herrlichen Ueberreſte der klaſſiſchen Vorwelt zu betrachten, und — wie unſre Leuchte in den weiten dunklen Gängen eben nur Eine Stelle zu erhellen vermochte — gleichſam in die Nacht ewiger Vergangenheit noch einmal ein helles Schlaglicht hinein zu ſenden. — Den langen Corridor der Steintafeln, heidniſche und altchriſtliche Grabmonumente, dann öffentliche Bekanntmachungen von Geſetzen u. dgl. enthaltend, die in chronologiſcher und materieller Ausſcheidung diplomatiſch geordnet, mit Ueberſchriften verſehen und in die Wände eingemauert ſind, durchſchritten wir raſch. Nun erſt öffnet ſich die große Gitterthür des Muſeums Chiaramonti. Seltſame Geiſtergeſtalten, von allen Größen und in mancherlei Stellung und Lage, ſchienen die erſte lange Gallerie wimmelnd zu bevölkern, die uns am nächſten in blendender Weiſſe, die ferneren in graulichem Tone, während die letzten weit im Hintergrunde wieder das Dunkel verſchlang. Wir wenden uns jedoch ſogleich links nach dem Braccio nuovo (vom Papſt Pius VII. erbaut), deſſen heitere Räume bei Tageshelle den Eindruck eines Feſtſaales gewähren. Welch' edle Pracht an koſtbar ſeltnen Säulen, von antiken Moſaik-Fußböden und glänzender Marmoreinfaſſung der Thüren u. ſ. w.! In dieſer zahlreichen Geſellſchaft von griechiſchen, römiſchen und ägyptiſchen Göttern und Halbgöttern, von Heroen und Dichtern, Imperatoren und Conſuln; in der Menge von Sphinxen und Cippen, Basreliefen und Urnen kann man natürlich nur bei dem Auserleſenſten oder bei Lieblingsſachen verweilen. — Der ſchöne Faun in dieſer Niſche, in behaglich anlehnender Stellung, iſt jenem berühmtern des Praxiteles nachgebildet; — Titus, des Gütigen Büſte, willkommen im Fackelſcheine! — Minerva medica, eine der geprieſenſten Statuen von griechiſchem Meißel im Muſeum. Herrlich erleuchtet das concentriſche Licht unſerer Lampe das ernſte Antlitz, den großartigen Faltenwurf. — Eine große, ſchwärzliche Baſalt-Vaſe im Mittelpunkte der Gallerie wirkt günſtig durch Maſſe und Form. Wie ein Rieſe dagegen ſcheint der liegende Nilgott mit den ſechzehn allerliebſten kleinen Knaben, die um ihn ſpielen, in dieſem Helldunkel zu ſchlummern — In jeder der vier Ecken des mittleren Kreuzes der Gallerie ſteht eine Porphyrſäule, auf welcher Masken in koloſſalem Style ruhn, die mit ihren hohlen Augen und weit geöffnetem Munde ſich phantaſtiſch ausnehmen. — Venus Anadyomene, wie freundlich! — Dort der Redner feurigſter, Demoſthenes. Auch dieſe Antike iſt eine Zierde des Braccio nuovo. Die beſtimmte Haltung, das ſorgenvolle Haupt, die denkende Stirn, der beredte Mund, deſſen Lippen ſich zum Sprechen öffnen zu wollen ſcheinen, ſind meiſterhaft ausgedrückt. — „Fortuna mit der rollenden Kugel! du lächelſt mir in zartem Roſenſchimmer? Man könnte vergeſſen, daß du von Marmor biſt.“ — Beſſer gefällt mir da unten das charaktervolle Standbild des Euripides. — „Ich bitte ſehr, Sig. Cuſtode, noch einen Lichtſtrahl auf dieſe grandioſe Büſte des daziſchen Sclaven“, und dann zurück in die Gallerie Chiaramonti — Hier zieht uns zuerſt eine treffliche Büſte der Dea Roma an, und jenen geiſtreich feinen Kopf des jungen Auguſtus betrachtet man wohl ſtets um deswillen mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, weil er dem Kaiſer Napoleon ähnlich ſieht. —

Eine andere Büſte der Venus verdient ihres überaus reinen Profils wegen Bewunderung. — Doch wir ſehnen uns nach den Meiſterwerken des Muſeums Pio-Clementino, zu dem man einige Stufen höher, jedoch in ununterbrochener Folgenreihe gelangt.

In der Mitte des Veſtibulums deſſelben ruht der herrliche Torſo, — Michel Angelos hohes Vorbild zu ſeinen erhabenen Conceptionen. Das Fackellicht drang hier recht in alle Vertiefungen und ließ die feinſten Wellenlinien dieſes unübertrefflichen, wenn ſchon verſtümmelten, Körpers auf's Genaueſte wahrnehmen. — An dieſem Orte ſteht auch der Sarkophag der Scipionen, bei deſſen Anblick ich lebhaft an Verri's phantaſiereiche Notti Romane erinnert ward. Doch waren nicht auch wir von Geiſtern der Helden umgeben? Waren dieſe wunderbaren Erſcheinungen nicht auch eine ächte Notte Romana? — Jetzt folgt die gerühmte Statue des Meleagers: ihre Aufſtellung iſt beſonders in das Auge fallend und vortheilhaft. Von hier aus tritt man nun in den Porticus des bekannten Belvedere von Rom. Man bemerkt in demſelben viele prachtvolle Sarkophage mit Basreliefen, koloſſale Badewannen von Baſalt, Granit-Urnen von Verde antico u. ſ. w. Aber das Herrlichſte dieſes Hofraumes enthalten die — denſelben rings umgebenden, cloſetartigen Abtheilungen des Porticus, in welcher der Merkur (irrig auch Antinous benannt) die Gruppe des Laokoon und der Apollo von Belvedere ihre Unſterblichkeit bewahren. Wieviele unvergeßliche Momente habe ich nicht auf den gegenüber denſelben befindlichen Sitzen, oder unbeweglich feſtgebannt vor denſelben, in ſeliger Betrachtung des Erhabenſten und Schönſten, was je aus eines Sterblichen Händen hervorgegangen iſt, glücklich verlebt! Beſonders bei dem Laokoon mit ſeinen beiden Söhnen — dem beredtſten Ausdrucke des höchſten Schmerzes — und vor dem Apollo, der in ſeiner göttlich-ruhigen Geſtalt und mit dem ſchöngelockten, edlen Haupt (im Moment der Entrüſtung dargeſtellt, die Verachtung auf den Lippen) Alles in ſich vereinigt, was uns in der Kunſt zum Entzücken hinreißen kann, und tief habe ich oft an dieſer Stelle die Worte Winkelmanns nachempfunden, daß die Schönheit eines der großen Geheimniſſe der Natur ſei. — Auch hier, wie bei dem Torſo, machten unſere Reverberes die überraſchendſten Effekte, ſowohl auf die Leiber ſelbſt, als auch auf den Faltenwurf der Gewänder. Manches trat ganz anders heraus, als wir es ſonſt bei Tageslicht kannten, einiges dagegen wirkte ſchwächer. —

Aus dem Belvedere gelangt man in den Saal der Thiere, die eine beiſpielloſe Sammlung bilden. Man hat Veranlaſſung, in derſelben ebenſo ſehr die kunſtreiche Auffaſſung der verſchiedenen Thiere, als auch das koſtbare Material zu beachten. Von denſelben bemerke ich nur die myſteriöſe Gruppe des Mithras mit dem Stier. —

Nun folgt die ſogenannte Gallerie der Statuen, obgleich deren in allen übrigen auch ſtehen. Gleich bei dem Eintritte in dieſelbe ſehen wir die beliebte Statue der liegenden Cleopatra, die aber vielmehr eine Ariadne iſt; ihr gegenüber ſitzt Zeus mit dem Blitze in majeſtätiſcher Haltung. — Das Graziöſe des Muſeums iſt in dem nahen, geſchmackvoll dekorirten Kabinette enthalten: Statuen, Moſaikböden, antike Taſſen der eleganteſten Form von Roſſo antiko ꝛc. — Eine zarte, kleine Venus, im Baden begriffen, möchte wohl die Perle derſelben zu nennen ſein. —

In dem pompöſen, mit Deckengemälden geſchmückten Saale der Muſen, von octogoner Form, verweilten wir mit Vorliebe bei Melpomenen. Möchte ſie in ähnlichem Lichte ſich allenthalben in ihren andern Tempeln zeigen! Auch der Mutter der Muſen, der gedankenreichen Mnemoſyne, huldigten wir; ſo wie der benachbarten ſeltenen und daher illuſtrirten Herme des Perikles. — Endlich tritt man in die weite Rotunda, in deren acht Niſchen koloſſale Statuen ſtehen. Ein prachtvolles Moſaik bedeckt den Fußboden, der aber faſt ganz von dem großen Porphyrbecken (auf Löwenpratzen von vergoldetem Bronze ruhend) überſchattet wird, das ganz den mittlern Raum ausfüllt, und zweiundſechzig Palmen im Umfange mißt. Wahrlich ein großartiges Nachtſtück! — Den höchſten Kunſtwerth aber in dieſem lichten Saale hat wohl der koloſſale Kopf des Vaters der Götter:

Jupiter ſenkt die göttliche Stirn und Juno erhebt ſie;
Phöbus ſchreitet voran, ſchüttelt das lockige Haupt.

Die Ausdehnung dieſer Antikenſammlung, die endloſen Räume, alle angefüllt mit Werken der Sculptur, ſetzt in Erſtaunen. In dem anſtoßenden Saale, in Geſtalt des griechiſchen Kreuzes, überraſchen die beiden großartigen Mauſoleen von rothem Porphyr, aus einem Stücke gearbeitet, mit reichen Hautreliefen; das erſtere, rechts, war ehemals das Grabmal der heil. Conſtanza (Conſtantins Tochter), jenes zur Linken dagegen das der heil. Helena, deren Aſchenkrug noch darin verwahrt ſein ſoll. Im Spiegel des fein geglätteten Porphyrs widerſtrahlten unſere Lichter. —

Zum Schluſſe ſtiegen wir noch in den runden Saal der Biga hinauf, der ſeinen Namen von dem zierlichen Zweigeſpann führt, das in der Mitte deſſelben ſteht. Die Wände enthalten Niſchen mit Statuen, unter welchen jene des Sardanapal, des Alcibiades — ſeinen Fuß auf einen Helm ſetzend — und eines Discobulus bemerkenswerth ſind; die lieblichſte darunter bleibt aber der bekannte Apollo Saurottore (mit der Eidechſe), ein würdiges Seitenſtück zu dem Apolline in der Tribuna von Florenz. —

Noch wären die Gallerie der Candelaber, das Appartamente Borgia (zwar von minderer Sehenswürdigkeit), uns übrig geweſen, aber die Wachslichter waren zum zweitenmal abgebrannt, unſere Kräfte ermattet. —

Als wir das Muſeum verlaſſend herabkamen über den großen Pallaſthof von S. Damaſo, den die Loggien des Raphael zieren, freuten wir uns des inzwiſchen aufgegangenen Vollmondes, und auf dem St. Petersplatze bewunderten wir ſowohl Kirche als Porticus und den eben verlaſſenen höher liegenden Vatican, in magiſcher Beleuchtung. Die Nadel des hohen Obelisken warf einen langen Schatten gleich dem Gnomon einer immenſen Nachtuhr; die beiden großen Fontänen zu ſeinen Seiten rauſchten belebend angenehm, und eine mildere Spannung der Luft verkündete ſchon den nahenden Frühling.

Das war in der That eine Notte romana!

* * *

Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur von 1810 bis in die neueſte Zeit *).

bearbeitet von

A. v. Stieglitz.

(Schluß.)

Drei große Namen der ſchwediſchen Litteratur bleiben uns übrig, nämlich: Franzen, Wallin und Tegner.

Die beiden erſten hatten noch zu der vorigen Periode der von Kellgren, gerechnet werden ſollen, weil ſie aus dieſer Schule hervorgiengen, und damals den erſten Grund zu ihrem litterariſchen Ruhme gelegt haben. Ihr Genie erlaubte ihnen aber nicht, auf jenem Wege zu bleiben; ſie bahnten ſich einen eigenen. Da überdieß zwei von ihnen, Franzen und Tegner, noch leben, hielten wir für geeignet, mit ihnen die Liſte der ſchwediſchen Schriftſteller zu ſchließen.

Von Kellgren zuerſt aufgemuntert, ließ Franzen in die „Stockholmer Poſt" einige kleine lyriſche Gedichte einrücken, z. B. „das menſchliche Antlitz", „der alte Soldat", „der Ritter St. Georg" und einige Lieder, welche alle Leſer durch ihre Anmuth, Einfachheit, Wahrheit und die ſüße Unſchuld, die ſie athmen, entzückten. Als ſpäter die ſchwediſche Akademie zu einem Preisgedicht das Lob des Grafen von Creutz aufgab, trug er den Sieg davon. Man hält ſein Gedicht für eines der beſten, welche jemals von der Akademie gekrönt worden ſind. Er hat mehrere große Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben, nämlich: „Julie von St. Julien", „Guſtav Adolph in Deutſchland," ein epiſches Gedicht, wovon einige Fragmente in Journalen erſchienen, „Chriſtoph Columbus" oder die Entdeckung von Amerika, wovon der erſte Theil erſchienen iſt, „die Begegnung im Kloſter von Alvaſtra", vorzüglich aber errang „der liebenswürdige Singvogel", wie ihn Wallin nennt, die Liebe und die Bewunderung von ganz Schweden, durch ſeine kleineren lyriſchen Erzeugniſſe. Seine Dichtungen ſind einfach, wie die Natur, und beſitzen die liebliche Anmuth, welche die Kunſt vergebens nachzuahmen ſich beſtrebt. Als Proſaiker zeichnete er ſich durch die Rede aus, welche er bei ſeiner Aufnahme in die ſchwediſche Akademie hielt, ferner durch ſeine Biographien der Königinnen und vieler berühmten Männer ſeines Vaterlandes.

Wallin, welchen Tegner „die david'ſche Harfe des Nordens" nennt, trug einige Preiſe der Akademie davon, allein dieſen verdankt er ſeinen Ruhm nicht.

Sein dithyrambiſches Gedicht: „der 24ſte Jänner 1808," das er bei der feierlichen Aufſtellung der Statue von Guſtav III. verfaßte, iſt eines der ſchönſten Gedichte in ſchwediſcher Sprache. Er hat hier zuerſt die Feſſeln abgeſchüttelt, welche ihm früher der akademiſche Geſchmack aufdrang. Später gab er verſchiedene kleine lyriſche Gedichte heraus, die trefflich ſind. Vorzüglich erwarb er ſich durch ſeine „Pſalmen" einen Ruhm, der ſo lange dauern wird, als es Herzen giebt, um ſie zu verſtehen und Lippen, um ſie in den Gottestempeln zu ſingen. Seit Lehnberg hatte kein Prediger eine ſo große Zahl von Zuhörern.

Seine Beredſamkeit hat eine Kraft, der man nicht zu widerſtehen vermag. Bald glaubt man das Rollen des Donners auf Sinai oder dem Berge Tabor zu hören, bald glaubt man, ein Strahl himmliſchen Glanzes leuchte, oder der Flügelſchlag der Taube, welche zur Arche Noah's zurückkehrt, verkündige, Gottes Zorn habe ſich gelegt.

Tegner erſchien zur Zeit der Spaltung zwiſchen der klaſſiſchen und der neuen Schule, „Phosphorismus" genannt. Ling und Geyer waren ihm in Bekämpfung der alten Schule vorausgegangen.

Der erſte dieſer Dichter lebte nur unter den alten Skalden, nur aus den Eddas ſchöpfend, ſchmeichelte er ſich, in die ſchwediſche Litteratur einen ausſchließlich nationalen Charakter ein-

---

*) Siehe Juliheft S. 207.

zuführen. Geyer unterſtützte ihn anfangs in dem Journal „Idunna,“ ſah aber bald ein, daß er ſich zu ſehr abſondere, und hatte zu viel Einſicht, um nicht zu fühlen, daß es in jeder Gattung Schönes und Vortreffliches giebt; er entſagte daher dem Vorhaben.

Ungefähr zu dieſer Zeit fieng auch Tegner an, ſich einen Namen zu machen. Auf einer Seite hielt er zu Ling und den Verehrern der ſkandinaviſchen Mythologie, auf der andern folgte er dem neuen Flug, welchen die Poeſie durch die deutſchen Dichter erhielt. Er verachtete darum nicht die ſogenannten Klaſſiker. Genährt und erzogen durch die alten Griechen und Römer, hielt er es mit allen Partheien und jedem Geſchmack. So war er unabhängig, wie ein Genie es ſein ſoll, und dem Schönen ſelbſt ähnlich, welches Licht erzeugt und zurückſtrahlt.

Das erſte Werk, welches ihn zu einem großen Dichter erhob, war: „Schweden.“ Man kann dieſes Gedichtes Begeiſterung und das Leben, welches darin herrſcht, nicht genug bewundern. Dichteriſcher Schwung und Vaterlandsliebe haben es erzeugt. Hierauf folgten: „Sang för Skanska landtvärnet“ „Geſänge der Landwehr von Schonen“, „Sang för Jemtlands faltjagare“ „Geſang der Jäger von Jemtland.“ Beide erinnern an den Tyrtäus. Das ſchönſte ſeiner kleineren Gedichte iſt vielleicht: „die Hymne an die Sonne.“ Eines der bewunderungswürdigſten Werke ſchwediſcher Poeſie, iſt die Romanze „Axel,“ die ihn zum Günſtling der ſchwediſchen Nation machte. Dieſes Gedicht iſt hinſichtlich des Gegenſtandes und der Erfindung von geringerer Bedeutung; wenn man aber die Ausführung, die glänzende Sprache, die Schönheit, Wahrheit der Bilder und Vergleichungen erfaßt, ſo iſt es von Niemand übertroffen worden, als vielleicht von ihm ſelbſt in ſeinem größeren Gedicht: „Frithjofs Saga.“ Der Stoff hiezu iſt aus einer alten isländiſchen Sage genommen, welche zuerſt Reenhjelm und nach dieſem Björner in dem „Nordiſka Kampadater“ bekannt machte.

Die Form des Gedichtes, welche zwiſchen der Romanze und dem Heldengedicht die Mitte hält, iſt nicht ganz neu, indem ſie vor ihm Oehlenſchläger in ſeinem Gedichte „Helge“ gebrauchte.

Das Gedicht: „Frithjofs Saga“ hat den nämlichen Charakter, wie Alles was Tegner ſchrieb. Man muß darin beſonders die Kunſt bewundern, mit welcher der Dichter ſeinen Helden Adel und Würde zu verleihen wußte, ohne deßhalb ſich von dem Geiſt der Zeit zu entfernen.

Die glänzenden Farben, welche ſeine Gedichte ſchmücken, zieren auch ſeine Proſa. Man hat von ihm einen Band, Reden enthaltend, die er bei verſchiedenen Gelegenheiten vorgetragen hat.

Seitdem er Biſchof geworden, hat er außer einigen kleinen Gelegenheitsgedichten, die in Journalen abgedruckt ſind, beinahe nichts mehr herausgegeben.

Jetzt arbeitet er an einem Gedichte, das unter dem Titel: „Helgorabacken“ (der Hügel der Heiligen, ein Spaziergang bei Lun , erſcheinen ſoll. Der Gegenſtand wird der Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Heidenthum, bei Einführung des erſteren im Norden, ſein. Vor einigen Jahren las er in einer Sitzung der ſchwediſchen Akademie den erſten Geſang dieſes Gedichtes vor; ſeit dieſer Zeit aber hört man nicht mehr davon reden.

Man wirft Tegner vor, es mangle ihm an gehöriger Tiefe, als ob man in der Poeſie den metaphyſiſchen Roſt zu ſuchen habe! Doch muß man geſtehen, daß ſein Aufſchwung zuweilen einem Feuerwerk gleicht, in welchem die herrlichſten Farben wetteifernd ſich entfalten und verſchwinden, ohne Licht und Wärme zu hinterlaſſen.

In jedem Falle iſt Tegner im höchſten Grade volksthümlich. Er ſchildert immer den Norden, zumal Schweden, er iſt überall der Sprecher der allgemeinen Meinung und der allgemeinen Empfindung — deßwegen genießt kein Dichter einer ſo verbreiteten Gunſt von den Großen des Hofes bis zum ärmſten Landmanne hinab.

* * *

Lyriſche Halle.

Nachruf an M. 1837.

von

Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.

Betracht' ich dieß Geſchlecht, das, blöde,
Nur in das dumme Selbſt verſunken,
Vom Weine des Genuſſes trunken,
Hintaumelt in der ew'gen Oede:

Da möcht' ich lieber in den Räumen,
Den ſtillen, wo du ſchlummerſt, liegen,
Mich feſt an Mutter Erde ſchmiegen,
Und unſre alten Träume träumen.

Allein der Menſch, den Blick nach oben,
Gedenke ſeiner ernſten Sendung;
„Erſt kühne Fahrt — und dann Vollendung!"
Das iſt ein Wort, das wir uns loben.

Das wollen wir vor Augen haben, —
Und ringen, bis wir müde werden;
Dann wär's kein ſchaler Traum auf Erden, —
Dann mögen ſie die Gruft uns graben!

Die Büßerin.

(Frei bearbeitete Volksſage)

von

J. G. Zuccarini.

1.

An des Kloſters ernſte Pforte
Klopfet leiſe betend, zaghaft,
Tief verhüllt in arme Kleider
Eine große bleiche Frau;
„Frieden, ſpricht ſie bei dem Eintritt,
Frieden ſei mit dieſem Hauſe,
Frieden mög' auch ich da finden,
Führet mich zur Priorin!"
Und als dieſer ſie genahet,
Fragt ſie: „Wollt für reiche Gabe
Ihr den Segen wohl mir gönnen,
Den ein Leben ſtrenger Buße
Dem gebeugten Sünder beut?"
Dabei zieht ſie gold'ne Spangen,
Zieht an köſtlichen Geſteinen
Vielen reichen Schmuck hervor.
Doch die Mutter, ſtreng verweiſend,
Fragt mit ernſtem Prüfungsblicke:
„„Welcher Art, ſprich, war die Sünde,
Die dich aus des Lebens Freuden
Zu den ſovielmal mißbrauchten
Und darum ſo oft mißkannten
Mauern eines Kloſters treibt?""
Zögernd ſchweiget eine Weile
Die Gefragte, dann mit Thränen
In den großen ſchönen Augen,
Sagt ſie alſo: „Hohe Frau!
Hochmuth war es, der zum Böſen,
Zum Verbrechen mich getrieben;
Welches Schlimme Ihr auch glaubet,
Welche Strafe Ihr auch gebet,
Nimmer, nimmer iſt's genug!"
„„Haſt durch Hochmuth du gefehlet,
Mußt durch Demuth du es büßen;
Willſt du, als der Mägde Letzte,
Zu uns eingeh'n, ſtolzes Weib?""
„Ja ich will — ich will's ertragen,
Mögt Ihr fodern, mögt verſagen,
Will als Gotteswort es ehren

Ohne Klage und Beſchweren,
Bricht es auch den ſchwachen Leib."

2.

Monden lang ſchon übt die Schweſter
Alle ſtrenge, ſchwere Dienſte
Stets in milder ſtiller Treue;
Aber ſtarker iſt ihr Wille,
Als der weicherzogne Körper,
Der nun zu erliegen droht.
Einſt am Abend, todesmüde,
Soll ſie harte Pflicht noch leiſten,
Doch ſie ſinkt ermattet nieder
Und die müden Augenlieder
Schließt mitleidig tiefer Schlummer
Wunderbar geſtärkt erwacht ſie,
Wie die Lampe will erlöſchen,
Und erſchrecken ſorgt ſie eilig,
Ihre Arbeit zu vollenden;
Doch, betroffen, ſieht ſie Alles
Rein und ſauber ſchon gethan.
Fruchtlos dankt ſie andern Tages
Allen Schweſtern um die Wohlthat,
Keine kann des Dienſt's ſich rühmen. —
Und ſo oft in ſpätern Zeiten
Ihre Kräfte ſich erſchöpfen,
Naht ſich ſtärkend auch der Schlummer,
Und die Arbeit iſt geſchehn.
Da bekämpft ſie einſt gewaltſam
Ihren Schlaf und ſieht, wie unter
Treu behenden Geiſterhänden
Sich ihr Dienſt von ſelber thut.

3.

Sieben Jahre ſind vergangen;
Unermüdet übt die Schweſter
Alle ſtrenge, ſchwere Dienſte
Stets in milder ſtiller Treue.
Und ſo oft in dieſen Zeiten
Ihre Kräfte ſich erſchöpfen,
Naht ſich ſtärkend auch der Schlummer,
Und die Arbeit iſt geſcheh'n.
Schaudernd ſieht ſie ſtets das Wunder,
Hüllt es ein in tiefſtes Schweigen,
Aber täglich wächſt ihr Vorwurf,
Daß ſie ſelbſtgewählte Buße
Andern zu verrichten läßt,
Täglich auch der Wunſch, dem treuen
Helfer ſeinen Dienſt zu danken
Durch Gebet für ſeine Ruhe.
Und einſt faßt ſie Muth und fraget:
„Gut'ger Geiſt, ſo lange Jahre
Schon genieß' ich deiner Hülfe,
Sprich, vermag ich durch Gebete
Nichts zu deiner Linderung?
Doch der Geiſt erwiedert leiſe:
„„Keine Schuld hält mich hienieden,
Nur die Huld des Herrn vergönnt mir,
Da du wahrhaft es bereueſt,
Was du frevelnd einſt verbrochen,
Beizuſtehn dir in der Buße.""
„O ſo zeig dich meinen Augen!"
Bittet ſie mit ſanfter Stimme,
Doch der Geiſt erwiedert warnend:
„„Nie verlange, mich zu ſchauen,
Denn ich darf mich dir nur zeigen
In der irdiſchen Geſtalt!""
Aber inniger noch fleht ſie:
„Der Allgüt'ge hat verziehen,
Bote biſt du der Verſöhnung,
Und ich ſollte dich nicht ſehen?
O um Gott, laß dich erbitten,
Zeige dein geliebtes Bild!"
„„Wehe, daß du mich gerufen
In des höchſten Herren Namen,
Morgen wirſt du nun mich ſehen,
Gottes Gnade ſei mit dir!""

4.

Mitternacht des andern Tages
Schlägt's am Thurm, da fliegt ein leichter
Schimmer durch der Nonne Zelle,
Und es flüſtert: „folge mir!"
Leiſe hallen in den langen,
Dunklen Gängen ihre Schritte,
Bebend naht ſie ſich der Pforte;
Doch in tiefen Schlaf verſunken
Liegt die greiſe Pförtnerin.
Lautlos öffnen ſich die Thore,
Lautlos ſchließen ſie ſich wieder,
Und der leichte blaſſe Schimmer
Leuchtet langſam ſtets voran.
Dichter Nebel deckt die Wege,
Die der Geiſterſchein ſie führet,
Die ſie leiſe betend geht.
Doch jetzt theilet ſich das Dunkel,
Wohlbekannte Schloſſesmauern
Stehn im hellen Vollmondslichte
Schreckend nahe vor ihr da.
Seitwärts zu verfallnem Pförtlein

Wendet ſich der Geiſt nun ſchneller,
Und ſie folgt in Ahnungsgrauen.
Tief hinunter weiſt die Stiege
In ein moderig Gewölbe,
Deſſen Dunkel der Entſetzten
Willenloſer Fuß betritt.
Plötzlich zucken Blitzesflammen
Von der hohen Wölbung nieder,
Und der grelle Strahl erleuchtet
Eines Kindes blut'ge Leiche!
Sinnlos ſtürzt die Kloſterſchweſter
Auf den kleinen Leichnam nieder.
Aber ſchon verlöſcht das Bildniß,
Und nur feuchten Sand umfaſſet
Sterbend die entſühnte Mutter.

Morgens thun die Knechte Meldung,
Die zum Keller niederſteigen,
Und der Fürſt erkennt verzweifelnd
In der todten Kloſterſchweſter
Sein ſo lang geſuchtes Kind.

Reimſpiele

von

Franz von Kobell.

1.

Laura, biſt die Edelperle,
Welche ich im Herzen trage,
Biſt die traute Abendſonne,
Der ich meine Lieder klage,
Biſt die zauberiſche Roſe,
Die ich ſtill zu lieben wage,
Biſt der gute Stern des Lebens,
Den ich um mein Glück befrage,
Biſt des Hoffens grüne Laube,
Der ich meine Wünſche ſage,
Biſt der freundlich blaue Himmel,
Der umwoben meine Tage.

2.

Viel Blumen blühn, die ſchönſten nur bei dir,
Viel Roſen glühn, die ſchönſten nur bei dir,
Bei dir, wo meines Frühlings Freude weilt,
Ein himmliſch Sein iſt, Liebchen, nur bei dir,
Wo nicht in Licht und Schatten es getheilt,
Ein treues Herz ſchlägt glücklich nur bei dir,
Wo Lilien prangen, die kein Sturm ereilt,
Und bin ich krank, geſund' ich nur bei dir,
Von deines Auges Strahl werd' ich geheilt.

3.

Von Amors Hand ein Brieflein verbrenn' ich nicht,
Das wär' nicht recht,
Seh' ich Verliebte koſen, die trenn' ich nicht,
Das wäre ſchlecht,
Ein Mädchen, das ich küßte, die nenn' ich nicht,
Das wär' nicht recht,
Und wenn ſie's gern geduldet, bekenn' ich's nicht,
Das wäre ſchlecht.

4.

O nimm die Welt nicht nach der Miene Schein,
Sie könnte wie die Abendwolke ſein,
Ihr Roſenhauch iſt nicht ihr Eigenthum,
Geliehen von der Sonne nur allein.
Sie gleicht dem dürren Strauch im Winterkleid,
Hüllt ihn der Schnee in Blumenflocken ein,
Er prangt mit jenen Blättern von Kryſtall,
Doch er erzeugt ſie nicht, ſie ſind nicht ſein,
Sie gleicht dem künſtlich falſchen Diamant,
Er ſpiegelt wohl den Regenbogen rein,
Ihm aber fehlet jener Härte Kraft,
Die vom gemeinen trennt den Edelſtein.
Die Welt an ſich iſt eines Weibes Bild,
Wie ſchön der Farbe Schmelz, wie zart und fein,
Was dir an ihren Zügen wohl gefällt,
Das Beſte träumſt du nur in ſie hinein.

* * *

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Max Emanuel. Epiſches Gedicht in ſechs Geſängen, von Dr. J. B. Goßmann 1840. Würzburg bei Voigt und Mocker.

Die epiſche Trilogie, die der Dichter unternommen, iſt mit dem ſtürmiſchen Helden- und Ritterleben Max Emanuels geſchloſſen.

Man muß dieſen Fürſten zu den letzten Rittern zählen. Er war der letzte Bayernherrſcher, der ſich mit den Ungläubigen maß, leider auch einer der erſten Kurfürſten, die mit Frankreich gegen das deutſche Reich ſich verbündeten, einer der erſten Flüchtlinge an Ludwigs Hofe — ein Verbannter von ſeinem eigenen Throne, nachdem er zwei Kronen verſchmäht hatte, und nur von jener Treue nicht aufgegeben, mit der deutſche Völker, mehr als Andere, an unglücklichen Fürſten hangen und Bezwungene jubelnd wiederkehren ſehen. Hievon iſt Napoleon Zeuge geweſen, als er ausrief: „So hatten mich die Pariſer nach einer verlornen Schlacht nicht empfangen!“ —

Max Emanuel kann der Strenge des Geſchichtſchreibers und des Patrioten nicht entgehen — im Reſidenzſaal zu München wird ſein Bild nicht glänzen — aber der Dichter, der weit weniger des Helden Richter, als ſein Begleiter iſt, mehr ſchildert, als beweiſet, der den nicht verdammen kann, der ſoviel Treue fand, um dieſe Treue nicht zu kränken, und der das immer mannichfache Urtheil, das hienieden geſprochen werden darf, dem Hörer, den er nur zu feſſeln, nicht zu überführen ſtrebt, überläßt, — kann mit Vorliebe ſo vielen Thaten, Irrthümern und Leiden folgen.

Wie Herr Goßmann ſeinem Helden, ſo ſind wir auch gerne dem Dichter nachgewandelt, der in Behandlung ſeines Stoffes denſelben Weg eingeſchlagen, den er in den Anmerkungen zu ſeinem „Maximilian dem Erſten“ ſich vorgezeichnet hatte. Auf dieſem Wege allein durften noch epiſche Dichtungen möglich ſein; wie Walter Scott den Roman behandelt, wird hier das Epos aufgefaßt.

Es geſchieht jetzt ſoviel auf Erden, daß der Dichter nicht mehr die Leiter zum Himmel hinauf, oder zur Erde herunter bauen kann, — die Vorſehung muß er, echt chriſtlich, über ſeinem Werke walten laſſen. Engel ſtehen ihm nicht mehr zu Gebote, und mit perſonifizirten Naturkräften iſt es in der Poeſie ein gar nüchternes Leben. Nur Thaten können Götter erſetzen, deßwegen muß die neue Epopöe den Leſer mit Thaten überſchütten, wie der deutſche Hexameter durch ſtürmende Daktylen uns die ihm verſagten majeſtätiſchen Spondäen muß vergeſſen laſſen.

Von Altötting aus geſellt ſich der Dichter zum Helden; der Kaiſer iſt hier. Der junge Maximilian weiht dem Kaiſer den Degen, den er von deſſen Hand empfing, und ſich ſelbſt zum Schutze des Hauſes Habsburg. — Er hält Wort. Zu Sobieski von Polen und Johann Georg von Sachſen geſellt ſich unter Wien's Mauern der bayeriſche Held, dem der Kaiſer nach dem Siege ſeine Tochter vermählt. Bis nach Belgrad verfolgt er den Feind: —

> So flog er ſeine Heldenbahn. Es breiten
> Sich ſeine Heere jetzt um Belgrad aus.
> Des Kreuzes Fahnen wehn von allen Seiten,
> Den Moslemin zum Schrecken und zum Graus.
> Die Chriſten ſtehn gereiht zu Kampf und Streiten,
> Da kommt er angeſprengt, wie Sturmgebraus.
> Wie ein Gewitter kommt ſein Stab geflogen
> Und eine Wolke Staub kommt nachgezogen. —

Belgrad wird belagert. — Die Zurüſtungen ſind mit kräftigen Zügen geſchildert; — von großer Schönheit iſt folgende Stanze:

> Die Donau, deren Wellen weite Strecken
> Voll Majeſtät durchziehn, das deutſche Reich,
> Die zahm gekommen iſt aus Buſch und Hecken,
> Iſt dort geworden einer Tig'rin gleich,
> Die auf den Raub ſich ſtürzt, ihn hinzuſtrecken
> Voll Mordbegier mit einem Tatzenſtreich.
> Die hellen Wogen wurden fahl und trüber
> Und brauſend ſtürzt ſie an der Stadt vorüber.

Der erſte Geſang ſchließt mit der Einnahme Belgrads, auf deſſen Mauern Maximilian die bayriſche Fahne pflanzt. — Zu den Beſchreibungen erprobt die italieniſche Stanze unter des Verfaſſers geübten Händen eine Gelehrigkeit und Mannichfaltigkeit, die den ehrwürdigen Wieland in Erſtaunen ſetzen würde, der trotz ſeiner Herrſchaft über den Reim die Octave für ein im Deutſchen unausführbares Versmaß hielt. Bei dem Verfaſſer zeigt ſie alle die praktiſchen Tugenden, die ſie in ihren Heimathſprachen beſitzt; ſie iſt bald majeſtätiſch, bald ſchmeichelnd, bald treuherzig, doch nicht immer gewiſſenhaft im Reime (wie zum Beiſpiel Geſang I. St. 29. wo gehalten, geſpalten ſich nicht mit bezahlten vertragen und begnügen wollen.) Der Ton der kriegeriſchen Scenen hat uns hin und wieder an den der Camoens'ſchen erinnert.

Im zweiten Geſange beginnen die Prüfungen des Fürſten und des Landes. Die Franken verwüſten die Rheinlande, — Frankreichs Verführungen finden den Kurfürſten noch feſt. In Regensburg ſtreitet man über Perücken und unter Perücken, während die Franzoſen ſengen und brennen.

Max Emanuel, immer noch Vertheidiger des Reiches, noch an ſeiner wahren Stelle, ſchließt den Feind in Mainz ein. — Die Feſtung wird ihm geräumt — die Kurfürſten verſammeln ſich zu Augsburg — Max Emanuel übertrifft Alle, ſelbſt den Kaiſer, an Pracht — der Dichter führt uns einen Triumphzug vor, den wir gern über die Scene möchten gehen ſehen. — Hier eine höchſt gelungene Strophe:

Goldfalken, wohlgeſchult auf Sporn und Rufen,
Hochſchweifig, ſtolz, voll Feuer und voll Kraft,
Gleich Neptuns Roſſen, wenn mit leichten Hufen
Sie brauſend ſich der Meeresflut entrafft,
Gleich Flügelroſſen, wie ſie Dichter ſchufen,
Leichtgliedrig, ſchlank, ſchwanhalſig, feenhaft,
Sechs an der Zahl, nicht unterſcheidbar, tragen
Durchs Volksgewühl den leichten Götterwagen. —

Des Kaiſers Sohn wird zum römiſchen König erklärt in dem Augenblicke, wo viele Augen ſich auf Max Emanuel richten. Joſeph I. iſt gekrönt. — Zu München wird ſeine Krönung nochmals gefeiert. — Am Rhein, in Italien kämpft Maximilian für Deutſchland und Oeſtreich, in Venedig erfährt er, daß ihn Karl von Spanien zum Statthalter der Niederlande ernannt; er eilt nach Brüſſel. Sein Name wird dort gefeiert und geprieſen. Naiv oder ſchalkhaft heißt es hier von dem „Künſtlervolke:

Es darf ſich keine Tänzerin beſchweren,
Als ſei der Fürſt nicht gütig ihr und hold.
(S. 89. St. 62.)

Ein Traum verkündet ihm ſeine nahenden Leiden. — Der Krieg mit Frankreich dauert fort, Max erwirbt neue Lorbeern. Sein Schwert, womit er bis jetzt für Oeſtreich ſtritt, ſpringt in tauſend Stücke, — er ahnt, daß er künftig für andere Fahnen kämpfen werde! — Die ſpaniſchen Kronen fallen ſeinem Sohne zu. Die ſpaniſche Flotte ſegelt auf den Wogen, die Philipps Armada trugen, um in Brüſſel einen König, einen Knaben zu holen:

Und eine Flotte, die ihn heim ſoll bringen,
Durchſegelt ungeſäumt das weite Meer.
So rudern langſam mit erhabnen Schwingen
Schneeweiße Schwäne durch den See daher,
Wie hochgewimpelt durch die Flut ſich ringen
Die prächt'gen Schiffe jetzt, an Schätzen ſchwer,
Palläſten gleich, umplätſchert von den Wogen,
Vom linden Hauch der Lüfte fortgezogen.

Aber dieſer König, dieſer Knabe iſt eine Leiche, von Vaterzähren benetzt. Hier am Sterbebette erſcheint in Geſtalt eines Mönchs der böſe Geiſt des Verdachts und der Verläumdung, der den unglücklichen Vater zum unſeligen Bündniß mit Frankreich hinüberführt. Wir wiſſen nicht auf welcher Ueberlieferung dieſe Sage beruht, der wir ſelbſt bei Geſchichtskundigen umſonſt nachforſchten — und hätten gern in einer Anmerkung von dem Verfaſſer ſelbſt einen Wink hierüber erhalten. Vortrefflich iſt die Art, wie er ſie benützt und ihr eine pſychologiſche Bedeutung und Verwirklichung gegeben hat, wenn ſie auch keine geſchichtliche Spur für ſich haben ſollte.

Für Ueberlieferung der Grabſchrift des jungen Prinzen, jener in ihrer Art ſo ſchönen lateiniſchen Octaven, ſind wir dem Verfaſſer verpflichtet.

Der Bund mit Frankreich iſt geſchloſſen, Bayerns Verderben folgt dem Abfall ſeines Fürſten. Max ſieht ſein München nach langer Trennung wieder. Schön und rührend ſagt der Dichter:

Als er in München Einzug d'rauf gehalten,
Da waren ſeine Münchner noch — die Alten.

Im dritten Geſange tritt derſelbe böſe Geiſt zum Kaiſer, um jede Verſöhnung zu verhindern. Max wird Frankreichs offener Bundesgenoſſe. Ulm wird belagert und eingenommen — die Reichsverſammlung fodert umſonſt die Räumung der Stadt — die kaiſerlichen Heere verwüſten Bayern, edle Geſchlechter Bayerns begründen ihren erſten Ruhm, Tyrol lodert in Kriegesflammen auf, Alles was hier der Dichter ſingt, ſollte noch einmal wahr werden. — An der Martinswand empfängt Arco die, ſeinem Herrn beſtimmte Kugel; der ganze Geſang iſt voll kriegeriſchen Getümmels, der Sieger Belgrads muß Tyrol räumen:

Am ſchärfſten ſind die Waffen halbverroſtet
In eines rauhen Volks empörter Hand ꝛc.

Vergeſſen wir aber nicht, daß dieſes rauhe Volk auch ein edles war!

Der vierte Geſang bringt die Schlacht am Schellenberg. Des Kaiſers Abgeſandte, Maximilians Gattin, die Tochter des edlen Sobieski, bemühen ſich, den Frieden zu ſchließen, auch der Kurfürſt iſt ihm geneigt; da eilt das Mönchlein, der Dämon aus dem zweiten Geſange, dem heranrückenden franzöſiſchen Heere unter Tallard entgegen und beſchleunigt ſeine Ankunft, die in dem Kurfürſten neue Hoffnungen erregt. Aber auch Eugen und Marlborough, die Zwillinge des Siegs, eilen heran, die Schlacht von Blendheim wird geſchlagen. — Tallard wird gefangen, ſein Heer vernichtet. Maximilian, mit Lorbeern wie ein Sieger bedeckt, muß eine fremde Niederlage theilen. Hätte der Verfaſſer ſeinem Werke Anmerkungen beigegeben, ſo hätte er aus Kausler's Leben des großen Eugens folgendes für den Kurfürſten ſo ehrenvolle Zeugniß des größten Feldherrn jener Zeit entlehnen können.

„Hat Jemand in der Schlacht bei Hochſtädt die mißliche Stellung unſerer Armee, vorzüglich unſeres rechten Flügels, richtig eingeſehen und beurtheilt, ſo war es gewiß der Kurfürſt von Bayern. — — Dreimal fiel er, immer an der Front ſeiner Truppen, mit unausſprechlicher Wuth auf meinen Flügel. Er kannte die Beſchaffenheit des Terrains beſſer, als es uns möglich war, ſie zu überſehen. — — Ich hatte kaum Piſtolen genug, um das Zurückweichen meiner Kuiraſſire zu verhindern. Genöthigt, ſie von den Pferden zu ſchießen, warf ich mich mit der Cavallerie in die Linie, um durch die Sümpfe mit vielem Verluſte durchzuſetzen; alle meine Angriffe wurden von dem Kurfürſten durch ſeine ausgeruhten Truppen zurückgeſchlagen. Der Kurfürſt war, ſo wie ich, mehr als einmal in der Gefahr, abgeſchnitten und gefangen zu werden. Würde ihn und ſeinen linken Flügel nicht die unerwartete Nachricht wegen Tallard's Gefangennehmung, die ich faſt zu gleicher Zeit erfuhr, in Verlegenheit gebracht haben, ſo wäre mir das Vorrücken unmöglich geweſen. — Die Geiſtesgegenwart dieſes Fürſten bei ſeinem, dem Angriffe in der Schnelligkeit ganz gleichen Zurückzuge übertrifft alles, was man erwarten konnte, er ſetzte mich außer Stand, ihm in dem Nachrücken durch meine Angriffe Abbruch zu thun. Hätte der tapfere Prinz von Anhalt, ohne erinnert zu werden und aus eignem Antriebe, uns nicht aller Orten, wo es zu fehlen ſchien, mit einer unbeſchreiblichen Unerſchrockenheit und Anſtrengung der preußiſchen Truppen unterſtützt, ſo würde dieſer Tag für mich vielleicht der unglücklichſte meines Lebens geweſen ſein.“

Kauslers Leben des Prinzen Eugen von Savoyen ꝛc. Bd. I. pag. 367. 368.

Der Kurfürſt ſcheidet vom Vaterlande und empfiehlt es blutend mit allen ſeinen Wunden der edlen Heldentochter, ſeiner Gattin.

Der fünfte Geſang gehört den Leidens- und Heldentagen der Bayern:

Gedenk, o Volk der Bayern, ewig deſſen,
Und droht Gefahr, ſo zeige wieder an,
Daß du das große Beiſpiel nicht vergeſſen,
Und daß ein Held auch iſt der Ackersmann!

Selten hat ein Land ein vollſtändigeres Leidensgemälde dargeboten, als Bayern in jener Zeit; der Fürſt ein Landesflüchtiger, die Fürſtin die jammervollſte Wittwe, die Fürſtenkinder die hülfloſeſten Waiſen des Vaterlandes, Thron und Adel geſtürzt und verzagt, die Krieger muthlos und waffenlos — Gnade ſo wenig verſprechend, als Widerſtand. Da geht von den Hütten mehr als ein Sieg aus, da wird von ihnen aus der Bayriſche Name gerettet, ja verklärt.

Wie der Unterdrückte nicht allein die Ketten, ſondern auch das Schwert ſelbſt für ſeinen Bedränger tragen ſoll, wie 12,000 Jünglinge unter Oeſtreichs Panier gegen Ungarn entboten werden, ruft die Sturmglocke, (wie Frau von Staël ſagt, die letzte Waffe eines Landes ;) das Landvolk ſteht auf, unter Plinganſer, Meindel, Ertl, Daümey und Jäger erſtürmen ſie Burghauſen, Braunau und Schärding. Sie ſtehen vor Münchens Thoren, die Prinzen ſollen befreit werden, doch die große That mißlingt, bei Sendling verbluten ſie, hier kann nur der Dichter ſprechen:

Kommſt du nach Sendling, Wandrer, geh' nicht weiter,
Bevor du dir den Friedhof haſt beſehn:
Und haſt du einen, heiß' auch den Begleiter,
Mit dir hinaus zu jenen Gräbern geh'n:
Dort ſchlummern viele Vaterlandesſtreiter,
Ausraſtend, bis die Todten auferſtehn,
Entblöße dann dein Haupt mit heil'gem Schauer,
Gelangſt du zu des Orts bemooster Mauer.

Auch bei Aitenbach bluten Märtyrer und Helden. Bald liegt das ganze Land ſo ſtill, wie der Kirchhof von Sendling da, das Letzte iſt verſucht, das Aeußerſte iſt mißlungen, das Edelſte geſcheitert.

Der ſechſte Geſang beginnt auf dieſer Brandſtätte. Den entfernten Kurfürſten trifft die Acht. Seine Gemahlin fand zu Venedig eine Freiſtätte; ſeine Kinder werden nach Klagenfurt gebracht:

Fahr wohl, du Wagen, königlich befrachtet,
Fahr wohl und bringe ſanft ſie an ihr Ziel,
Lebt wohl, geliebte Prinzen —

Max greift zur Feder, um vor allen Höfen ſeine Ehre zu retten, ſein Betragen zu rechtfertigen. Mag ſolche Vertheidigung dieſem genügen, jenem nicht; immer beweiſet ihr Inhalt die große Wahrheit,

Kein deutſcher Fürſt, ſchon oft iſt's eingetroffen,
Hat Glück im Bund mit fremder Macht zu hoffen.

Der böſe Dämon, der ihm zuerſt an der Leiche ſeines Sohnes erſchien, naht jetzt als Verſucher zum Selbſtmord, und wälzt die frühere Verläumdung auf eine andere Hand, die ſeinem Sohne Gift gereicht haben ſoll, auf die Hand, in die er zum unglückſeligſten Bündniß die ſeine ſchloß. Aus deutſcher Hand iſt noch kein Gift gekommen, hätte der deutſche Fürſt wiſſen ſollen.

Aus dem einſamen Leben der Kurfürſtin zu Venedig, aus den trüben Kindertagen ihrer entfernten Prinzen bringt uns der Dichter rührende Klagen und Scenen; der junge Albert, nachher Kaiſer, träumt jene Verſöhnung Bayerns und Oeſtreichs, die ihm eine Kaiſerstochter vermählte.

Kaiſer Karl VI. beſteigt den Thron — er entſagt der Krone Spaniens.

Und Frieden ſcholl es durch Europa. Frieden! —

Maximilian wird mit ſeiner Gattin, ſeinen Kindern, ſeinen Bayern wieder vereinigt. Er verläßt St. Cloud und Frankreich, wo er das Brod des Fremdlings eſſen mußte, und von Ludwigs prahleriſcher Hand einmal das Gold empfing, das ihm ein franzöſiſcher Marſchall mit dem Bedeuten zuſtellte, „mehr könne ſein Herr für ihn nicht thun.“

Er kehrt in ſeine Pallaſte heim, ſo gerührt wie ſeine Unterthanen in ihre halb zerſtörten Hütten, und ruft:

Doch nun nach München auf! Es harrt entgegen
Das treue Volk mit Sehnſucht unſerm Nah'n!
O herrlich Volk! Ich fühl's wie wenig Segen
Ich dir gebracht, was du für mich gethan!
Gottlob! Doch fühl' ich auch noch Kraft ſich regen
In meinen Adern! Gutes Volk! wohlan!
Was noch an Tagen mir der Herr beſchieden,
Sei dir geweiht und Deinem Glück im Frieden! —

Was dem Dichter, der nun mit ſeinem Helden am Ziel ſteht, gewiß gelang, iſt, um ihm das ſchlichteſte Lob, immer das beſte und ihm wohl auch das liebſte, zu ertheilen, daß er ſechs Geſänge (in allen 711 Stanzen) geſchrieben, die ſich recht gut in einem Zuge leſen und die Leſer feſthalten; den Schmetterling, der ſich alle Tage ſchwerer fangen läßt.

Maltitz.

2) Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften v. K. A. Varnhagen von Enſe.

Neue Folge I. Band Leipzig bei F. A. Brockhaus 1839.

Man muthet der Nachwelt zuviel zu, wenn man ihr nur immer Materialien, wie vortrefflich ſie auch ſein mögen, hinterläßt; man muß ihr auch Denkmale überliefern, die unſere eigenen Zeitgenoſſen und vielleicht wir ſelbſt noch zu enthüllen anfangen dürfen. Zu unſerer Zeit häuft ſich der Stoff, wie ſonſt der Schutt, und könnte gar wohl die Nachwelt entmuthigen, kühner zu ſein, als wir.

Unſerer Meinung nach hat Herr von Varnhagen unter der Ueberſchrift „aus eigenen Denkwürdigkeiten“, nicht nur Materialien geliefert, ſondern den ganzen Grundriß jener ausführlichen Arbeit, die er entweder ſchon vollendet hat oder einem Nachfolger hinterlaſſen wird, der die großen Hauptwahrheiten, die großen Nothwendigkeiten jener Zeit nicht unverdächtiger als er wird ausſprechen und würdigen können.

Der Congreß iſt ein ſehr junges Weltereigniß. Man kann aber kaum eine Zeit vorausſehen, wo man ihn leidenſchaftlos, mit der ſogenannten hiſtoriſchen Kälte wird betrachten und beurtheilen können. Der große Eugen von Savoyen konnte nach mehr als einem halben Jahrhundert keinen weſtphäliſchen Schinken auf ſeinem Tiſche dulden, weil er ihn zu lebhaft an die Opfer des weſtphäliſchen Friedens erinnerte. Die fünf und zwanzig Jahre, die ſeit 1815 verfloſſen, können alſo wohl nicht jeden Vorwurf entwaffnet, jede Wunde vernarbt haben, die aus jener großen Abrechnung zu Wien herrühren. Schwerlich dürften jemals jene Verwünſchungen verſtummen, die Chateaubriand zuletzt in ſeinem Congreß von Verona unter der Rubrik: notre horreur des traités de 1814—1815 ausſtieß, und eben ſo wenig wird es an den Ufern der Seine jemals aufhören, für ein nie genug zu büßendes Verbrechen zu gelten „d'avoir mutilé la France.“

Hieher gehören denn auch die „cupidités germaniques,“ die ſich beifallen ließen, Friedrichs Degen von Paris zurückbringen zu wollen. Da wo man eine Unpartheilichkeit hoffen darf, mithin wohl zuerſt auf deutſchem Boden, ſcheint uns jedoch mitten unter ſo vielen mit Recht unabhängigen Meinungen, die ſich wohl hinlänglich geäuſſert haben dürften, die Stunde der hiſtoriſchen Gerechtigkeit auch für die Mächtigen und was ſie thaten, näher gekommen zu ſein; für dieſe Mächtigen, die natürlich immer am wenigſten zu verſchmerzen haben, mag dieſe Stunde nicht mit Unrecht ſpäter ſchlagen.

Welche Schattenſeiten man auch hervorſuchen und hervorheben mag, ſo walteten dennoch auf dem Wiener Congreſſe ganz andere Grundſätze vor, als die, welche den Helden der Civiliſation (wie de Pradt Napoleon nannte) leiteten. Wenn der ſtatiſtiſche Ausdruck: „Seelen“ bei Abwägung politiſcher Größen, Maſſen und Kräfte, nicht wohl zu vermeiden war, ſo hatte die deutſche Empfindlichkeit, die ſich mit nachhaltigem Groll gegen den Fremden freilich nicht verträgt, ganz andere unwiſſenſchaftliche Ausdrücke aus dem Munde deſſen zu verſchmerzen, der ein „Wehe“ über den Congreß rief und ſpäter ſich rühmte, die erſte Idee zum heiligen von ihm verſpotteten Bunde ſei ihm abgeborgt worden! Da, wo es nicht franzöſiſches Blut galt, mag er öfter nach „Exemplaren“ als nach „Seelen“ gerechnet haben. Eine militäriſche Empfindlichkeit könnte ſich gewiſſermaßen gegen den Sprachgebrauch auflehnen, der von 100,000 Mann, aber nicht von hundert Tauſend (gewiß höchſt ſchätzbaren) Männern weiß. Hätte der Congreß aber die Menſchen wie Heerden behandeln wollen, ſo hätte er ſich wahrſcheinlich für die Bezeichnung: „Köpfe“ entſchieden.

Iſt es zu verkennen, daß die vier Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, durch die Größe ihrer Anſtrengungen an die Spitze des Kampfes geſtellt, durch die Begeiſterung des Sieges ſelbſt eine Art von Diktatur inne hatten, die ſie keiner Anmaßung verdankten, daß ſie die Beſtätigung ſchon erkämpfter Vortheile der Entſcheidung einer ſpäter geſchloſſenen Gemeinſame freiwillig übertrugen, daß, wie der Verfaſſer mit Recht ſagt, „eine Gleichberechtigung weder durch Stimmenmehrheit, noch durch Selbſtverläugnung bewerkſtelligt werden konnte, und es zuletzt für Europa und insbeſondere für Deutſchland vortheilhaft geweſen wäre, wenn alle Entſcheidungen in jener höhern Region ohne die trübende Einmiſchung beſchränkter, von unten emporſteigender Eiferſüchten und kleinlicher Betriebſamkeiten hätten gefaßt werden können?“ —

Wird man zuletzt nicht anerkennen, daß der Hauptantrieb zum Verſtändniß der Mächtigſten unter ſich die große und richtig begriffne Lehre der durch Napoleons Fall gepredigten Mäßigkeit war, daß trotz der Verſicherung meiſt franzöſiſcher Schriftſteller, nicht

Napoleons Wiedererſcheinen mit dem Zauberſchlage des Entſetzens die Eintracht wiederherſtellte, daß jenes zwiſchen England, Oeſtreich und Frankreich geſchloßne, gewiß höchſt eventuelle Bündniß die bei Leipzig beſiegelte Blutsverwandtſchaft ſchwerlich gelöſt hätte. Aber gerade zu jener Zeit fühlten die Mächtigſten die unermeßliche Verantwortlichkeit eines neuen Krieges wo möglich noch ſtärker, als fünfzehn Jahre ſpäter, wo in der Belgiſch-Holländiſchen Sache die Sieger Napoleons (auf ſeinem Grabe, nicht etwa ſeinem Genius gegenüber) dem Frieden ein ſo hohes Opfer brachten.

Nein – es iſt zu Wien keine Beute getheilt, keine Gebieterſtimme vernommen, eine Welt wieder aufgebaut, aber freilich nicht eine Welt befriedigt worden. Soll das Werk des Congreſſes nicht ein *Gebäude* heißen, ſo nenne man es eine *Grundlage*, einen *Damm*, einen *Friedensſchluß* nach ſo vielen verletzten *Waffenſtillſtänden*.

Der Verfaſſer bietet uns das glückliche Gleichniß einer großen Ueberſchwemmung, „wo es zuvörderſt gilt, die noch rettbaren Gegenſtände, eigne und fremde, möglichſt bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil ſchon an der Sonne liegt, während das andre noch im Waſſer ſchwimmt, und wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft, und nicht in den erſten Werth geſtellt hatte.“

Mit umfaſſendem Blick und ſicherer Hand durchſchaut und zerlegt der Verfaſſer die Hauptfragen der großen politiſchen Verhandlungen, deren tiefe Prüfung ihm freiſtand und deren Verſtändniß er beurkundet. Die Stellungen der Mächtigen und der Untergeordneten ſind richtig erwogen und geſchätzt, zumal Deutſchlands Zuſtände; die Schwierigkeiten, die der Congreß hier vorfand, die reiche Erbſchaft und Ernte von Verlegenheiten, die er antreten und einbringen mußte, werden unſerm Urtheil in hoher Beſtimmtheit und Klarheit dargeboten.

Wenn der Verfaſſer auch nur „Bruchſtücke von Bruchſtücken“ ankündet, ſo leiſtet er doch überall in der Darſtellung Vollendetes und läßt Lücken mehr ahnen, als fühlen.

Das Gemälde Wiens zu einer Zeit, wo Dr. Weiſſenbach von dieſer Kaiſerſtadt ſagte:

> Europa bin ich, nicht mehr eine Stadt,

die Charakterzeichnungen und die Scenen, die er uns vor's Auge bringt, ſind Meiſterſtücke der Auffaſſung und der Beobachtung. Wie verſetzt er uns in jene Zeit, wo Alles *golden*, wo nicht gar *roſig* ſcheinen durfte, wo der ewige Friede kein Hirngeſpinnſt war, und wo Millionen eine zweite Jugend erfuhren; verjüngten ſich doch Reiche!

Kein lebenderes, friſcheres Bild dieſer Epoche iſt noch entworfen worden.

Durch den Reichthum der Geſtalten, der Dinge und der Betrachtungen, durch die Entfaltung der Verhältniſſe und Verwickelungen führt uns eine wohlwollende Einſicht und Grazie. Wo die Belehrung nicht vollſtändig ſein konnte, iſt uns das unangenehme Gefühl einer Lücke durch andere gewinnreiche Darbietungen erſpart. Um ſo weniger mögen wir dieſe Arbeit Skizze oder Auszug nennen, ſondern betrachten ſie als eine Vorläuferin jenes Werkes, dem Niemand ſo ſehr gewachſen iſt, als der Verfaſſer.

Wenn wir von Seite 1—122 Zeugen einer großen Weltbewegung waren, ſo führt er uns ſpäter in ein feierliches, innerſtes Seelenleben ein, indem er uns aus dem Briefwechſel der Herzogin von Bourbon, geb. Herzogin von Orleans, mit einem jungen Freunde eine reiche Ausbeute vorlegt. Das Leben dieſer Fürſtin, der Schweſter des Orleans-Egalité, der Mutter des Märtyrers Enghien, der innigen Verehrerin und Freundin St. Martin's, zieht wie ein reiner Faden durch die Stürme und Gräuel der Zeit. Als Schweſter des Bruders Egalité, unter dem unerſchrockenen Namen der Bürgerin Vérité, ging ſie glücklich am Blutgerüſte des Bruders vorüber, in die Verbannung nach Spanien. Dieſe Reiſe, die uns der Verfaſſer größtentheils in den Worten der Herzogin wiedergiebt, führte zwiſchen ihr und dem ihr von der Behörde beigegebenen Wächter zu einem der Seelenbündniſſe, die man ſo wenig mit irgend einer Formel irdiſcher Neigungen bezeichnen kann, weil ſie gerade das Zarte einer jeden in ſich aufnehmen. Bald erhielt dieſer ſchriftliche Umgang eines jungen Mannes und einer *Matrone*, wie ſich die Prinzeſſin nennt, die höchſte religiöſe

Bedeutung, ſie fand in ihrem Begleiter und Wächter, den ſie einem wahren Chriſtenthum zuzuführen ſich bemühte, einen Deiſten des achtzehnten Jahrhunderts, ihn, den ſie anfänglich im Scherz den guten Engel nannte, ſollte ſie ſeinem ewigen Heile zuführen.

Aus der Fremde fuhr die Prinzeſſin fort, in frommer Seelenpflege für die Wohlfahrt des jungen Freundes zu wirken. Sie wies ihn dem würdigen St. Martin zu, der aber keinen beſondern Einfluß auf ihn üben konnte. Der gute Engel ſchied frühe dahin, nachdem die Herzogin das Glück gehabt hatte, ihn völlig als ihr geiſtiges gerettetes Kind anſehen zu dürfen.

Dieſe wohlthuenden Seiten erwecken eine wahre Sehnſucht nach dem Buche, dem ſie entlehnt ſind, ſie lehren, daß das ſtärkſte, zärtlichſte und ſüßeſte Band zwiſchen Herzen immer das Bedürfniß nach Gott und nach dem Glauben an Ihn bleiben wird.

Zwei Geſpräche mit St. Martin zeigen den Gleichmuth und die Herzensgüte dieſes außerordentlichen und trefflichen Mannes in dem liebenswürdigſten Lichte.

Varnhagens Kritiken entſpringen immer aus einer tiefen Auffaſſung des Werkes, dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind einer Beſonnenheit und Redlichkeit voll, die dem Schriftſteller den immer ſchweren Moment, wo er vor Gericht treten ſoll, erleichtert, und ihm zuſichert, daß er ganz, nicht mit Einbuße einiger ſeiner Gliedmaßen, vor die Leſewelt gebracht werden wird. Zerſtücktes Lob und zerſtückter Tadel erfreuen wenig und belehren gar nicht. Eine wahre Kritik muß den Schriftſteller auf ſich ſelbſt aufmerkſam machen, wie auch Göthe dankbar von Varnhagens Kritiken gerühmt hat.

Freilich ſind ſolche Beurtheilungen nicht, wie die meiſten Kritiken unſerer Tage, von allen flüchtigen Arbeiten die flüchtigſte, es iſt dabei weder mit einer vornehmen billigenden Kopfneigung, noch mit einem Achſelzucken, noch mit einer abweiſenden Handbewegung gethan.

Die hier vorliegenden betreffen Werke des mannichfachſten Inhaltes aus dem Gebiete der Politik und der Poeſie. Die bedeutendſten ſind unſerer Meinung nach die Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr und über Alexander von Puſchkin's Werke. In der erſteren iſt eine ſchöne Würdigung Niebuhrs enthalten, die zweite iſt wiederum eine der Arbeiten, wodurch Deutſche Ausländern zum Verſtändniß ihrer eigenſten Schätze behülflich ſind und iſt bereits ins Ruſſiſche übertragen worden. Puſchkin hatte in ſeinen erſten Erzeugniſſen den Byroniſchen Mißmuth ſo ſehr zu ſeiner Muſe gemacht, ſo ſehr ſich mit Selbſtverläumdung ergötzt und vergangen, daß von ſeinen eignen Landsleuten ſeine heitern Seiten, die Varnhagen ſo ſchön hervorhebt, noch verkannt und überſehen werden. Kein Zweifel, daß dieſes große Talent ſich um ſo mehr verjüngte, je mehr es ſeiner Reife nahe kam.

Die Seiten über Chateaubriand's Congreß von Verona haben wir mit wahrer Freude wiederum begrüßt. Noch nirgends iſt dieſer Ausgeburt ihr Recht ſo vollkommen geſchehen, wie hier. Wenn das Lächerliche in Frankreich wirklich tödtete, könnte Herr von Chateaubriand noch leben? Wir können uns nicht enthalten, zu dem ſtrafenden Ernſte, der ſeine Verblendung, ſeine Unanſtändigkeit, ſeine wahnſinnige Eitelkeit richtet, eine kleine erheiternde Nachleſe zu halten. Man bemerke, in welcher ſeltſamen Abwechslung der Vicomte bald als „wir“, bald als „ich“ uns anredet. Das geliebte „Ich“ konnte der Egoiſt natürlich nicht aufgeben; das „Wir“ war aber unerläßlich, wo der Hochmuth in ſeiner unermeßlichen Breite aufmarſchiren wollte. Am komiſcheſten erſcheint aber dieſer verehrte Pluralis an der Stelle, wo es heißt: „Si la guerre d'Espagne avait manqué, nous nous serions jetés à l'eau.“ So ſchrieb einſt der Redakteur einer braſilianiſchen Zeitung, auf den ein abtrünniger Abonnent geſchoſſen hatte, am Tage nach dem Verbrechen, in einer ſeiner Spalten: „Wir ſind ein wenig am linken Auge verwundet worden, ſonſt aber wohl“ —

Unvergleichlich iſt auch die Erzählung jenes Diners, zu welchem Ludwig XVIII. die verbündeten Monarchen als getreue Vaſallen einzuladen würdigte.

Die Novelle „Kriegsabentheuer“ giebt uns ein ſeltſames Widerſpiegeln des Schickſals in derſelben Familie, ein Phänomen, daß, wenn es mehr häusliche Geſchichtſchreiber gäbe und unſre Unachtſamkeit nicht gerade unſre eigne Vergangenheit am meiſten vernachläßigte, in den Annalen vieler Geſchlechter ſich nachweiſen ließe. Selbſt in den einzelnen Lebensläufen giebt es ein Wiederkehren vorwaltender Situationen, die uns nicht entgehen würden, wenn unſere Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt ſo groß wäre, wie unſere Selbſtbefangenheit.

Dieſe Erzählung giebt einen mächtigen Antrieb zu Betrachtungen dieſer Art.

Die Sterner und die Pſitticher erſchienen, wenn wir nicht irren, im Jahrgang 1822 des Geſellſchafters. Ernſte hiſtoriſche Darſtellung und dichteriſche Auffaſſung zeichnen dieſe Erzählung aus. Ihr Gegenſtand iſt die Verſöhnung der Partheien, die am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Stadt Baſel zerrütteten, durch den großen Rudolph von Habsburg, der hier ſeine erſte Kaiſerthat übte, die weniger gefeiert wurde, als der ritterliche Dienſt, den der Graf von Habsburg dem „zum ſterbenden Manne" eilenden Prieſter erwies.

Die Sylphide aus dem Ruſſiſchen des Fürſten Wladimir Odojeffski wird uns von dem urſprünglichen Verfaſſer gleichſam wie ein Räthſel vorgelegt, das wir uns ungefähr ſo erklären würden:

Oft, wenn nicht gewöhnliche, doch auch nicht gerade hochbegabte Naturen, ſich der ſogenannten Wirklichkeit völlig in die Arme werfen und die jugendliche Phantaſie ganz abdanken wollen, wie hier der gute Michael Platonowitſch, ſpielt ihnen das Außerordentliche, das ſie für immer ablehnen wollten, noch irgend einen muthwilligen Streich, wie der genannte Held dieſer Erzählung am Vorabend ſeiner hausbackenen Vermählung, Dank der Bibliothek ſeines geiſterſeheriſchen Oheims, eine Sylphide erblickt und kennen lernt, und in höchſt verzeihlicher Verzückung ſeine erdgeborne Braut vergißt. Da nun der Arzt und die lieben Angehörigen Wohlſein, Heiterkeit und ſogar langes Leben noch lange nicht für Geſundheit können gelten laſſen, ſo greifen ſie pflichtgemäß zu allen Mitteln, um den armen Glücklichen wieder herabzuſtimmen. Gewiß eine der humorvollſten Fügungen des Lebens, wo der Menſch gleichſam an den Haaren aus dem Paradieſe herausgezerrt wird, um in ein nützliches Werthſchaftsleben heimzukehren, wo der Arzt, als Gegenfüßler des Zauberers, mit allen Wundermitteln ſeiner Kunſt, — einen Philiſter — hervorbringen muß. Das Danken iſt überhaupt eine der Verlegenheiten dieſes kurzen Lebens, wie erſt, wenn man ſich bei einem ſolchen Wohlthäter zu bedanken hat, der uns das letzte Fünkchen Genie aus dem Leibe gejagt!

Wie herrlich iſt die Rettung des armen Michael gelungen, der Schwärmer ward zum ordentlichen Manne geläutert! Er hat ſich zu einem Menſchen, wie alle andern emporgeſchwungen! die Bruchſtücke ſeines poetiſchen Tagebuches beweiſen, daß der wackre Arzt und der wackre Apotheker geradezu einem wahren Dichter den Hals gebrochen haben. Ein trefflicher, rührender Humor! Es fällt uns hier der geheilte Seelenkranke ein, von dem Horaz in der zweiten Epiſtel des zweiten Buches erzählt, daß er ſeinen unbarmherzigen Freunden oft zugerufen:

> — pol, me occidistis, amici,
> Non servastis, ait, cui sic extorta voluptas,
> Et demtus per vim mentis gratissimus error.

Den Schluß dieſes Bandes bildet der Winterabend, aus dem Ruſſiſchen des Nic. Melgunoff; der Ueberſetzer ſchreitet dieſer Erzählung mit einem etwas ſtrengen Vorwort für diejenigen Leſer voraus, „die ſie für ein zu gewöhnliches Gericht" halten dürften. Wir haben ſie bis zum Schlußwort mit Vergnügen geleſen, aber hier, aufrichtig geſtanden, den Humor vermißt, für den die Scherze über die gealterte Wiera und deren plötzliche Entfernung von dem muntern Kreiſe der Mädchen, uns nicht entſchädigt haben.

. . . . . h.

3) J. St. Zauper's — Studien über Göthe. 1. Bändchen. Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik, aus Göthe's Werken entwickelt. 2 Bdch. — Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Göthe. Nebſt Briefen Göthe's an den Verfaſſer. Wien bei Gerold 1840.

Der Verfaſſer — wir folgen in dieſer hi-

[illegible]lichen Andeutung ſeinen eigenen Worten II. 191 — nachdem er durch andere Vorbilder einer einmal ſogenannten goldenen Zeit vorgegriffen vor- und verbildet worden war, darauf Wieland mit Eifer, dann Voß und Jean Paul mit jugendlicher Liebe, endlich Schiller ſtudirt hatte, erblickte zuletzt in der vollſtändigen Ausgabe Göthe's in 26 Bänden (!) einen ganz neuen Stern, der ihn, aus ſeinem Kreiſe nicht mehr laſſend, entſchieden anzog. So entſtand im Jahre 1821 innerhalb wenigen Tagen ſeine Poetik, in der er voll des Gedankens, aus einer Wurzel den ganzen poetiſchen Kraftbaum heraufwachſen zu laſſen, das in der Schule und für die Schule (denn er iſt Lehrer der Poetik) durch praktiſchen Unterricht bewährte Reſultat niederlegte. Daſſelbe, Göthen überſendet, wurde freundlich aufgenommen (II. 217. Brief 1.) und durch Gothe's perſönlichen Umgang von aller Furcht befreit, ließ der Verfaſſer 1823 ſeine Studien erſcheinen, welche, aus ſeiner Poetik hervorgegangen, ihm für die folgenden Jahre als Grundſchema galten, wie er ſeine Bemühungen um Ihn (Göthe), ſein fortgeſetztes Nachdenken über Kunſt und Wiſſenſchaft, die Richtung ſeines Geiſtes ordnen und das Gefundene einſchalten ſollte. Da nun Gothe, vorzüglich ſeit ſeinem Abſcheiden, der Gegenſtand einer reichhaltigen und bedeutenden Litteratur geworden, ſo leiſtete der Verfaſſer um ſo lieber der Auffoderung der Verlagshandlung Folge, durch eine neue Ausgabe ſeiner frühern kleinen Arbeiten über Gothe, dieſe dem neuaufblühenden Zweige der Litteratur beizugeſellen und verband außerdem noch eine Sammlung von Aphorismen aus ſeinem Tagebuche damit, die, wenn auch nicht unmittelbare Studien über Göthe, doch durch die Art ihrer Entſtehung und durch ihren Inhalt in ſo naher Verwandtſchaft mit jenen ſind, daß ſie füglich unter demſelben Titel begriffen werden können. (Vorwort VI.)

So weit der Verfaſſer über die Entſtehung der vorliegenden Schrift. Was nun den Geiſt betrifft, in welchem dieſe Studien aufgefaßt und durchgeführt worden ſind, ſo charakteriſirt der Verfaſſer ſich und ſeine ganze Richtung I. 179, wo er ſagt: „Seit ſich Göthe zu mir herabgelaſſen, habe ich wie ein anderes Weſen empfangen; der Menſchenkenner hat aus meinen Worten herausgefunden, daß die Baſis meines Lebens Liebe iſt; daß ich, ſobald ich ihn erkannt, mein Herz ganz ihm zugewendet, und daß der Verſtand dieſem dienend nachfolgt. Ich finde jetzt jedes ſeiner Worte bedeutender, gleichſam an mich gerichtet, und ich glaube, er hat mir ohne Erklärung den Schlüſſel zu gar vielem Nichtverſtandenen gereicht, ſeit ich mit der Innigkeit Mignons mich an ſeinen Geiſt angeſchloſſen. Meine Gefühle liegen alle in dem Monolog des Taſſo, nachdem ihm die Prinzeſſin Hoffnung zu ihrer Liebe gezeigt.“ Dieſe wenigen Zeilen ſchildern den Mann ſo trefflich, daß ſie gar keiner Ergänzung bedürften, um ein klares Urtheil über den Verfaſſer und ſein Werk ſich zu ſchaffen. Er iſt in ſein Idol verliebt — im eigentlichſten Verſtande des Wortes verliebt, und zwar mit einer Schwärmerei, wie ſie nur das feurigſte weibliche Herz dem begünſtigten Geliebten aufbewahren kann. Göthe iſt ihm ſeine Welt, ſein Heimathland (I. 193) deſſen Planet zu ſein er ſich glücklich ſchätzt (II. 169.) der allein Neues, Gediegenes, Lebendiges darbietet, indeß die Andern nur in gemachten Blumen und Flitter prunken; (II. 168.) der an Kraft und Charakter der Sprache alle überragt (II. 170), deſſen Perſonen reine poetiſche Weſen ſind; (II. 174.) er iſt ihm der erſte deutſche Dichter (Vorwort) der deutſche Homer (II. 209 und 213) kurz die geiſtig wie körperlich vollendete Organiſation, ein echter wohlgerathner Sohn der Natur, nach deſſen Vollendung ſie ſagen konnte: ſo iſts gut (II. 175) Wie ein von Liebe bethörtes Mädchen ſucht er ſich nur zu der ſchwindelnden Geiſteshöhe ſeines Geliebten hinaufzufühlen (II. 199) findet immer neue Wunder und Reize an ihm (I. 185 — 188) weiß ſich ſogar durch die Macht der Leidenſchaft ſeine Fehler, die er Anfangs noch erkannt, für Vorzüge aufſchwatzen zu laſſen (I. 220) und ſtrebt brünſtig nach Allem, was mit Jenem nur irgend in Verbindung ſteht. (I. 173) Dabei begegnet es ihm, wie den Verliebten überhaupt, daß er manchmal dem Unbefangenen eben nicht am geiſtreichſten erſcheint und dadurch ſeinen angebeteten Gegenſtand in eine Stellung bringt, in welcher die Lacher nicht auf ſeiner Seite ſind. Welchen Dank würde wohl Gothe, der Staatsmann, der Weltmann dem Verfaſſer wiſſen, wenn er (II. 179) von ſich läſe: „Gothe hatte Lebensart, er hat ſich nie vor ſeinem Fürſten, ſelbſt in den traurigſten Augenblicken, vergeſſen.“ (?!) Mit einem Worte, der Verfaſſer ſcheint an Hingebung und Anbetung ein Gegenſtück zu Bettina im männlichen Geſchlechte darſtellen zu wollen.

Sehen wir nun von der pſychologiſchen Möglichkeit auf das, was ſie in der gedruckten Wirklichkeit uns vorgelegt hat, ſo finden wir in der Poetik, von welcher der Verfaſſer (Vorwort VI) beſcheiden bemerken zu müſſen glaubt, daß „die dortigen Leiſtungen in dem Kreiſe, für den ſie zunächſt beſtimmt waren, nicht ohne Nutzen geblieben ſind, ſondern ihrem Zweck, dem Geſchmacke der nach äſthetiſcher Bildung ſtrebenden Jugend in der Poeſie eine ſolide Richtung zu geben, aufs beſte entſprochen haben, — in dieſer Poetik finden wir, nach gedrängter Erläuterung der nöthigſten Vorbegriffe, eine Zuſammenſtellung der einzelnen Gedichtgattungen und Arten auf dem rein empiriſchen Standpunkte. Dabei ſteht jede fremd und kahl neben der andern, als ob ſie nicht zuſammen gehörten, und vergebens würde man eine geiſtvolle Auffaſſung des Einzelnen oder einen verknüpfenden Faden zu finden ſich beſtreben, wenn nicht eben Gothe der Rocken wäre, aus dem ſich das Garn ſeiner Dichtkunſt abſpinnt. Ganz in derſelben Weiſe ſind die ſich anſchließenden Studien und Aphorismen; ſie ſind, wie zu erwarten ſteht, der zerriſſene, verwäſſerte, wiedergekäute Gothe — disjecti membra poetae. Dinge, die wir hundertmal gehört und viel beſſer gehört haben, liegen meiſt planlos übereinander, wie die Präparate eines ſchlechtgeordneten anatomiſchen Kabinets; dazwiſchen einzelne Sätze von Gothe, Jean Paul, Haman ꝛc.

Die aphoriſtiſche Darſtellungsweiſe iſt für den Verfaſſer zwar bequem, er öffnet nur ſein Tagebuch und da fallen die einzelnen Perlen denn heraus. Wenn es aber nicht echte wahre Perlen ſind, die durch ihre geiſtvolle Faſſung ſich im Herzen des Leſers ſelbſt zu einem Kranze reihen, ſo fallen ſie in den Staub und werden zertreten. Was wird nun das litterariſche Publikum unſerer delikaten Zeit (welches durch eine unzählbare Legion von Aphorismen, Gedankenſpänen, Maximen, Witzfunken, Lichtblitzen ꝛc. die durch Scharfſinn glänzen und durch prägnante Diktion beſtechen, ſo ſehr verwöhnt worden iſt) was wird dieſes litterariſche Publikum ſagen, wenn es die „Studien über Gothe“ II. 45 aufſchlägt und lieſt:

„Der Tod verklärt.“

„Viele Dinge tragen einen poetiſchen ahnungsvollen Charakter ſchon an ſich.“

oder II. 69.

„Es iſt erſtaunlich, welche Wirkung ein noch niemals ausgeſprochenes Wort hat.“

„Das Beiſpiel iſt allmächtig.“

oder wenn der Verfaſſer uns ein Sprichwort von Gothes Mutter: „Wer lacht, kann keine Todſünde thun“ auftiſcht? Wird man nicht glauben müſſen, der Verfaſſer wolle uns zum Beſten haben, indem er uns ſo alte verlegene Waare, ohne Staub und Motten herauszuklopfen, für neuen Stoff vorlegt? Daß die Diktion nicht im Mindeſten geeigenſchaftet iſt, uns den Mangel aller geiſtreichen, philoſophiſchen Auffaſſung, der dieſe Studien des Hrn. Profeſſors der Poetik leider ſo ſehr auszeichnet, in etwas zu vergüten, haben die vielfachen Proben bewieſen, und nur da läßt ſich ein Körnchen Witz entdecken, wo es ſich darum handelt, ſeinen Patriotismus leuchten zu laſſen, (wie I. 201 bei Beſprechung des Bürgergenerals die Parodie des öſterreichiſchen Gorge und [illegible] Schnaps) oder ſein Idol gegen einen Angriff zu vertheidigen wie I. 189.

Wir wollen uns nicht darauf einlaſſen, ſolche Vergötzung Gothe's zu bekämpfen; denn obwohl Abgötterei die Urtheile eines Mannes ſehr verdächtig macht, ſo wäre doch bei aller daraus entſpringenden Einſeitigkeit ein gewiſſer Grad von Gediegenheit möglich. Es iſt auch hier nicht der Ort, auf jenen, ſo oft durchgekämpften und doch immer unentſchiedenen Streit über das Primat Schillers oder Göthes unter den deutſchen Dichtern (das hier rückſichtslos dem Letztern vindizirt wird) angegeben, obwohl wir gelegentlich bemerken müſſen, daß uns Göthe vollendet, harmoniſch abgeſchloſſen, aber, wie die Griechen etwa Epikur dachten, nicht auf der höchſten Stufe idealer Durchbildung, Schiller dagegen noch unvollendet, ſtreitend und ringend erſcheint, aber eben dieſen höchſten Stempel menſchlicher Würde anſtrebend. Göthe gleicht dem Phidias, der das Meiſterwerk klaſſiſcher Plaſtik vollendete, aber auch dem Pygmalion, der ſich in ſein Gebild verliebte; Schiller dagegen knetet ſein Werk aus Erde, aber er greift mit prometheiſcher Kraft in den Himmel, um es durch einen olympiſchen Funken zu beleben und zu begeiſtern. Doch auch dieſer Punkt ſoll nicht das Criterium für den Werth der vorliegenden Schrift geben, ſondern die Beantwortung der ganz allgemeinen Frage: „was nützt das Buch? und werden dieſe Studien etwas zur Verſtändigung von Göthes Schöpfungen beitragen?“ Die Antwort, welche die Schrift ſelbſt und die hier dargelegte Skizze ihres Gehaltes hierauf giebt, iſt ſo laut und deutlich, daß wir uns enthalten können, noch ein Wort über ihren Werth und ihre Zukunft beizufügen.

Schön iſt der Mythus von den Nektartropfen, welche aus Athenens ſchwankender Schale zu Boden fielen und den herbeieilenden und leckenden Thierchen einen Funken der Kunſt einflößten, welche den Menſchen ziert; aber traurig wär' es, wenn der Menſch erſt von ihnen die Köſtlichkeit des himmliſchen Geſchenks hätte kennen lernen müſſen. — Traurig iſt die Erfahrung, daß uns kein Genuß rein und unverfälſcht zu Theil werden ſoll; denn ſobald ſich ein Genius der Menſchheit nähert, ſo bemächtiget ſich ſeiner Erzeugniſſe eine Menge von Schmarotzern und läßt uns dieſelben nur durch ihr trübes, unlauteres Medium zukommen und verbirgt uns ſo die Luſt und Freude, aus der ungetrübten Quelle unverlangen zu nahn. Möchten doch dieſe „Beurtheiler,“ „Erklärer,“ „Winker,“ „Zuſammenſteller“ u. ſ. f. einmal zu der Ueberzeugung kommen, das Publikum ſei mündig genug, auch ohne ihre vorläufige Digeſtion, intellektuelle Nahrung ohne Indigeſtion zu vertragen! Aber freilich muß ſich der Zaunkönig an den Adler hängen, ſonſt würde er nie geſehen werden. Doch dieß gilt nicht von dem Verfaſſer, der zu verliebt iſt, um Egoiſt ſein zu können.

◆

Denk- und Meldetafel.

In dieſen Tagen reiſet Freiherr v. Karwinſki nach Havre ab, um ſich daſelbſt nach New-Orleans einzuſchiffen, von wo aus er die nördlichen Provinzen Mexicos bereiſen, dann ſüdlich die Panama, und von dort wieder nördlich, den Küſten der Südſee entlang, bis Neukalifornien und vielleicht, wenn es thunlich iſt, bis zu den ruſſiſchen Niederlaſſungen an der N. W. Küſte vordringen wird. Der Zweck dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſe, welche unter dem hohen Patronat Ihrer Maj. der Kaiſerin unternommen und deren Koſten durch Beiträge der kaiſerlichen Familie, der bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute Rußlands und mehrerer die Wiſſenſchaften liebenden und unterſtützenden Großen gedeckt werden, iſt Sammlungen aus den drei Naturreichen, Ortsbeſtimmungen, archäologiſche und linguiſtiſche Beobachtungen und Forſchungen in jenem noch unvollkommen bekannten Reviere zu machen. Da Hr. v. Karwinſki bereits zum zweitenmale jene Länder bereiſt, ſich mehrere Jahre daſelbſt aufgehalten, mit Sprache, Sitten und Klima vertraut, und ſich ſchon früher als ein aufmerkſamer Beobachter und glücklicher Sammler bewährt hat, ſo können ſich alle Zweige der Wiſſenſchaften, beſonders die naturhiſtoriſchen, eine nicht unwichtige Bereicherung durch das Reſultat dieſer Unternehmung verſprechen, deren Unterſtützung den hohen Gönnern und Beförderern die Anſprüche auf die ewige Anerkennung und Dankbarkeit der gebildeten Welt ſichert.

Hermann Marggraff, deſſen „Gebrüder Pech“ erſt vor Kurzem vom Stapel gelaufen ſind, iſt mit der Vollendung eines neuen Romans beſchäftigt, deſſen Stoff dem wirklichen Leben entlehnt iſt, mit ſtreng durchgeführten Charakteren, humoriſtiſch zum Theil, zum Theil tragiſch. Aus Dresden ſchreibt man, daß „Cäcilie,“ das auch in dieſen Blättern angezeigte Trauerſpiel deſſelben Verfaſſers, bereits in Rollen vertheilt iſt und daß die

Aufführung nur von der Zeit der Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes abhängt. Elfride hat gewiß da eine tüchtige Probe beſtanden, wo Tiek Dramaturg iſt. Ein früheres Trauerſpiel von H. Margaraff, „das Täubchen von Amſterdam,“ deſſen Aufführung an der Münchner Hofbühne durch einen unglücklichen Zuſammenfluß von Umſtänden verhindert wurde, iſt bis jetzt in St. Petersburg ſo wie zu Emden mehrmals mit großem Beifall gegeben worden. Die öſtreichiſche Zeitung enthält darüber äußerſt anerkennende Berichte.

Am 24. Juli ſtarb zu Berlin der geniale Landſchaftsmaler und Profeſſor Karl Blechen in einem Alter von 42 Jahren, der, ſchon ſeit mehreren Jahren ſeiner edelſten Geiſteskräfte beraubt, auf dieſe Weiſe der Kunſt ſchon früher abgeſtorben war. Er verſtand es, ſelbſt den öden Gefilden der römiſchen Campagna und den ſandigen Gegenden ſeiner märkiſchen Heimath poetiſches Leben abzugewinnen und doch dieſe beiden ſo ganz verſchiedenen landſchaftlichen Phänomene nach ihrer natürlichen Wahrheit und Eigenthümlichkeit darzuſtellen. Doch verfiel er zuweilen bei dieſem Streben, den poetiſchen Gehalt der landſchaftlichen Natur zur Anſchauung zu bringen, ins Phantaſtiſche, nicht blos der Formen, ſondern auch der Farben, die er dann gern in ihrer ganzen Stärke und Saftigkeit anzuwenden liebte. Voll Anmuth und Grazie erſchien er in der Darſtellung des Innern der Palmenhäuſer Sr. Maj. des Königs von Preußen, die zu den vorzüglichſten Hervorbringungen der Landſchaftsmalerei gehören und durch Anordnung und Staffage ein lebendiges Bild einer ächt ſüdländiſchen palmenreichen Landſchaft gewähren.

Lange Zeit wurde das große Bild von Peter Heß, der Einzug König Ottos in Athen von dem zuſtrömenden und täglich ſich mehrenden Publikum bewundert. Es iſt in der That keine Kleinigkeit, ein Oelgemälde von 15 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe mit ſoviel hunderten von trefflich gemalten und zum Theil porträtähnlichen Figuren, wie das vorliegende, in weniger als zwei Jahren auszuführen, während man zugleich noch mit andern bedeutenden Arbeiten beſchäftigt iſt. Schon die Lokalität des Bildes war anziehend. Seitwärts auf hohem Felſen die Akropolis, in der Mitte der im Glanz der griechiſchen Sonne feſtlich ſtrahlende Theſeustempel, deſſen Säulenumgang und Stiegen von Männern, Weibern und Kindern angefüllt ſind, während am Fuße deſſelben die hohe Geiſtlichkeit, die Helden Bozzaris und Miaulis dem jugendlichen Könige entgegenziehen, der, ſammt der ihn umgebenden Gruppe ſeiner Begleiter, des Kronprinzen von Bayern, des Prinzen Eduard von Oldenburg, des Generals von Heideck, der Grafen von Armansperg und Saporta und des Hauptmanns v. Büttler, vor den eben ſo reichen und glänzenden als maleriſchen Gruppen der bewillkommenden Griechen faſt in Hintergrund tritt. Es iſt ein wichtiger hiſtoriſcher Moment, aber das Ganze bildet das köſtlichſte Genregemälde aus dem gegenwärtigen Leben des griechiſchen Volks, ſo daß wir bedauern könnten, verdrängten endlich unſere franzöſiſchen Fracks zuletzt gänzlich ſeine ſo überaus maleriſche Tracht. Bekanntlich iſt dieſes ſehenswerthe Bild im Auftrage Sr. Majeſtät König Ludwigs für den König Otto ausgeführt worden.

Die Wand- und Deckenmalereien in der neuen Ludwigskirche nahen ſich mit raſchen Schritten ihrem Ende. Cornelius hat die Uebermalung und Retouchirung ſeiner gewaltigen Darſtellung des Weltgerichts beinahe vollendet, während ſeine Gehülfen Hermann und Stürmer mit der Ausführung der Kreuzigung in dem linken Flügel des Querſchiffes und einige andere jüngere Künſtler mit der Vollendung der beiden Darſtellungen der guten und der böſen Engel, ſowie anderer Geſtalten beſchäftigt ſind. Alle dieſe Bilder entſprechen durch den Ernſt und die Größe der Auffaſſung und Ausführung den großartigen Räumen der Kirche, die mit ihrem maleriſchen Schmuck unſtreitig einen überaus erhabenen Anblick gewähren wird. Der große Kupferſtich, den Herr Merz von dem Weltgericht verfertigt, hat durch eine mehrmonatliche Krankheit des Künſtlers eine Unterbrechung erlitten, doch hofft er ihn bis zum Anfang des neuen Jahres völlig zu Ende zu bringen. Es iſt ein meiſterhafter Stich, ernſt und edel in der Zeichnung und Ausführung gehalten, wie das Original, und unſtreitig gehört derſelbe zu den ausgezeichnetſten und gelungenſten Erzeugniſſen der Kupferſtecherkunſt unſerer Zeit, nicht blos in Deutſchland, ſondern auch im Auslande. Allgemein iſt man darüber einverſtanden, daß das Originalbild in der Kirche durch die von dem Meiſter an ihm vollzogene Uebermalung an Kraft und Wirkſamkeit der Farbe, ſo wie an Harmonie in der geſammten Haltung außerordentlich gewonnen habe. Nun werden ſich auch diejenigen mehr beruhigen, welche bei aller Betrachtung der Kunſt nicht, wie Winkelmann, der Herold und anerkannte Gewährsmann des Schönen, will, von der Wirkung des Verſtandes, „als dem würdigſten Theile auch der Schönheit,“ ſondern von der Ausführung ausgehen, die ihnen höher ſteht als der Gedanke und die geiſtige Bedeutung eines Werkes der bildenden Kunſt.

In demſelben Verlage erſcheint:

Esquisse
de l'Histoire de Bavière.
Courte description des fresques
historiques des Arcades du jardin de la Cour
à **Munich.**
Avec des Vignettes sur bois.
gr. in 8. 5 Feuilles. broché.

Kurzer Abriß
der bayeriſchen Geſchichte
Mit Benützung der
Geſchichtsbilder im kgl. Hofgarten
zu **München.**
Ausgabe mit 16 Holzſchnitten | Wohlfeile Ausg. ohne Holzſchn.
8. broch. 15 kr. | 8. br. 8 kr.

BAYERISCHES ALBUM.
100 Stahlſtiche.
gr. quer 8. elegant cartonnirt 16 fl.

SOUVENIR DE MUNICH.
20 Feuilles gravées sur acier.
Prix noir 4 fl. en coul. 6 fl.

Kleines Angedenken an Kreuth.
Handbüchlein des Wiſſenswürdigſten
über
die Verhältniſſe dieſer Molkenkur- und Bade-Anſtalt
von **J. C. Mielach.**
Mit 2 Stahlſt., mehreren Holzſchn. und einer Muſikbeil.
16. cartonnirt 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Münchener
Hundert und Eins.
Von
C. F.
Erſtes Heft.

Inhalt:

Fragmente aus Vorleſungen von Dr. G. H. v. Schubert. Anfang der ſiebenten Vorleſung. (Die Erdveſte und die unorganiſche Natur.) 257

Die Macht des Häßlichen in der ſchönen Kunſt. In Briefen an eine gebildete Frau, i. J. 1831, von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. 258

Ein Beſuch des Vaticaniſchen Muſeums bei Fackelſchein, von Heinrich Fahrmbacher. 272

Abriſs der Geſchichte der ſchwediſchen Litteratur von 1810 bis in die neueſte Zeit, bearbeitet von A. v. Stieglitz. (Schluſs.) 275

Lyriſche Halle.

- Nachruf an M. 1837, von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben. 278
- Die Büßerin. (Frei bearbeitete Volksſage) von J. G. Zuccarini. 279
- Reimſpiele von Franz von Kobell. 280

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Max Emanuel. Epiſches Gedicht in ſechs Geſängen, von Dr. J. B. Hofmann. 1840. Würzburg bei Voigt und Mocker. 281

2) Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. Neue Folge 1. Band Leipzig bei F. A. Brockhaus 1840. 284

3) J. Ch. Zauper's Studien über Goethe. 1. Bändchen. Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt. 2 Bändch. — Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Goethe. Nebſt Briefen Goethe's an den Verfaſſer. Wien bei Gerold 1840. 290

Denk- und Meldetafel. 291

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. öſterr. Staaten durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut Tarifs der kaiſ. kgl. öſterreich. Polizei und Cenſur-Hofſtelle: halbjährig fl. 4. 24 kr.	Bei den k. bayr. Poſtämtern halbjährig im I. Rayon fl. 3. 32 kr. im II. „ fl. 3. 39 kr. im III. „ fl. 3. 43 kr.	Auf dem Wege des Buchhandels bezogen ganzjährig fl. 7. — halbjährig fl. 3. 30 kr. vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein
unter Mitwirkung
von

Maximilian Herzog in Bayern Hoheit. — L. Aurbacher. — Franz v. Baader. — Ludwig Bechſtein. — A. Büſſel. — L. v. Bornſtedt. — Ernſt v. Brunnow. — Fried. Beck. — J. G. Beilhack. — E. Bielfig. — Wilhelm v. Chezy. — L. F. Deinhardſtein — Fr. Baron de la Motte Fouqué. — E. Frhr. v. Feuchtersleben. — C. Fernau. — Dr. Emil Förſter. — P. Fahrmbacher. — A. Franke. — Dr L. A. Frankl. — Ed. Gehe. — v. Hammer-Purgſtall. — G. v. Heeringen. — Fr. v. P. Heckeren. — J. P. Kaltenbaeck. — C. A. Kaltenbrunner. — Franz v. Kobell. — Friedr. Kölle. — Carl Ph. v. Martius. — Dr. Rudolf Marggraff. — Dr. Hermann Marggraff. — C. F. Neumann. — Franz Graf v. Pocci. — Otto Prechtler. — Dr. Quitzmann. — Dr. Georg v. Reinbeck. — Friedrich Rückert. — Fr. v. Schelling. — Eduard v. Schenk. — Steph. v. Schmitreff. — Carl v. Schweizer. — G. H. v. Schubert. — Dr. C. Seidel. — Dr. Söltl. — A. v. Sternberg. — Dr. Heinrich Stieglitz. — C. v. Stieglitz. — Dr. Wolfg. Stich. — C. A. Tiedge. — Friedrich Thierſch. — Carl Weichſelbaumer. — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Oktober.
1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Bei demſelben Verleger iſt erſchienen:

Elegante Taſchen-Ausgabe
von beliebten italieniſchen Schriftſtellern.

RACCOLTA
degli scrittori moderni d'Italia.
Vol. 1—3.

Enthaltend den hiſtoriſchen Roman:

Margherita Pusterla.
di Cesare Cantù.

Mit Recht kann man denſelben den beſten Romanen deutſcher, engliſcher, amerikaniſcher u. a. Schriftſteller an die Seite ſetzen. Die Charaktere ſind ſehr bezeichnend geſchildert, die Handlungen lebendig dargeſtellt; der Leſer wird ſtets in geſpannter Erwartung gehalten. Der Verfaſſer hat in der Erzählung ſich die Aufgabe geſtellt, zu zeigen, wie oft die beſten Menſchen von einem böſen Schickſal verfolgt werden, während die Böſewichter vom Glücke begünſtigt ſind. Obgleich man eine ſolche traurige Schilderung auf das Gemüth einen unangenehmen Eindruck erwarten ließe, ſo fühlt man ſich dennoch hingeriſſen, bis an's Ende zu leſen, denn es herrſcht durch das Ganze ein ſolcher Geiſt des Friedens, der Verſöhnung, der Erhebung über das Weltliche, daß man letzteres [illegible] weniger beachtet, als [illegible]. — Die Erzählung iſt in einfachem, ſchönem Styl geſchrieben.

Dieſe 3 Bändchen koſten 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

F. v. Schiller.
the bride of Messina
or
the hostile brothers.
A tragedy with choruses.
English and german.
gr. 8 1843. br. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Storia
della letteratura italiana
dall' origine della lingua sino ai
nostri giorni dal Cavaliere Abate
Gius. Maffei.
Seconda ediz. originale emend. &c.
4 vol. gr. 8. 1834. br. 4 Thl. 7 fl. 12 kr.

Arte di Corrispondere
in lingua francese e italiana
ossia
Il Segretario
moderno esibente
regole ed osservazioni avvalorate da modelli di lettere d'ogni sorta, scelte
fra le migliori de' più celebri autori d'ambedue le nazioni,
per uso ed istruzione di tutti quelli che amano esercitarsi nello stile epistolare.
Opera di **G. Ommà.**
Professore di lingua francese a Torino.
Parte prima: Lettere famigliari di vario tenore.
Nuova edizione corretta, riformata
quanto ai titoli,
ed accresciuta per cura di
G. Dr. Valeriani.
Professore di lingua e letteratura italiana e francese.
8. 22 fogli stampati su carta velina, con nuovi caratteri.
al Prezzo di 1 fl. 30 kr.

Münchener
Hundert und Eins.
Von
C. F.
Erſte Hälfte.
8. broſchirt. 1 fl. —

Erinnerungen an Johann Mayrhofer

von

Ernſt Frhrn. v. Feuchtersleben.

> Ich kam zu früh, ich kam zu ſpät —
> So ward mein Leben auch verweht.
>
> Mayrhofer.

Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menſchen bleibt immer die intereſſanteſte, die fruchtbarſte, die würdigſte Beſchäftigung. Ich wenigſtens weiß keine höhere Aufgabe, als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können Wenige; zum Verſtehen kann ſich jeder bilden; und inſofern dieſe letztere Aufgabe die allgemeinere iſt, iſt ſie die höhere, — die von der Natur fürs Ganze intentionirte. Die Productionskraft, in der geiſtigen wie in der leiblichen Natur, im Einzelnen wie in Zeiten und Völkern, gehört nur dem Blütenalter an, und verliert ſich mit der Zeit, bei den Begabteſten ſelbſt, in eine allgemeine Bildung. Geſellt ſich dann zu dieſer Aufgabe ein litterariſches, verbindet ſich damit ein vaterländiſches Intereſſe, (nicht wegen des Zufalles der Geburt, ſondern in einem tiefern, charakteriſtiſchen Sinne,) ſo wird ſie wichtig für die Welt. Sie wird zur Pflicht, wenn wir hoffen dürfen, durch unſer Beſtreben einer noch zu wenig gekannten, großen Erſcheinung zu mehrerer Geltung zu verhelfen, und, indem wir eine uns ewig theure Urne bekränzen, zugleich der Pietät der Freundſchaft und der höheren gegen die geiſtige Menſchheit ein Opfer zu weihen. Es kommt nur darauf an, daß der Leſer einer gleichen Pietät fähig ſei, — daß er, ausruhend von den Aufregungen, welche Theater und die Lectüre der bewegten Tageslitteratur in ihm hervorbrachten, ſich in die Stimmung ſetze, an der ernſten ſtillen Betrachtung einer innern Entfaltung Theil zu nehmen. Denn die folgenden Blätter enthalten weniger eine Geſchichte als eine Darſtellung; ſchildern weniger ein Leben, als eine Denkweiſe. Das Leben bedeutender Menſchen unſerer Zeit, zumal der Dichter, iſt, wie dieſe Zeit ſelbſt, mehr innerlich, — wenigſtens, inſofern es bedeutend iſt. Bei Unproductiven reicht es oft hin, zu wiſſen, welche Bücher, wann und in welcher Folge ſie dieſelben geleſen, — und man weiß ihre innere Geſchichte. Bei unſerm Freunde reicht es nicht hin. Allein ſeine Geſinnung bleibt die Hauptſache. Rückſichten, die ich mir ſelbſt auflege, die mir die Verhältniſſe gebieten, machen es zur Pflicht, bei dieſer Hauptſache zu bleiben. Und wenn ſie auch nicht wären, — wenn ich auch die Fabel des äußern Daſeins abſpinnen könnte, — ich wollte nicht. Der Aeußerlichkeiten, des Geklatſches, hat unſere Zeit ohnehin genug. Und iſt die Geſinnung nicht zuletzt das eigentliche Leben des Menſchen? Mag man lernen, ſich auch an ihr wieder einmal zu erbauen! Jünglinge, ja Knaben, (ſeien ſie's den Jahren, oder dem innern Lebensgehalte nach!) ſpielen Rollen in der Komödie, die wir „moderne Litteratur“ nennen; mag man ſich einmal auch das Bild eines Mannes vorhalten laſſen! Wenn Eines unſerer Zeit Noth thut, ſo iſt es Das.

Lange Vorreden und Eingänge thun ihr

nicht Noth. Was wird jetzt nicht Alles bevorwortet! Man kann bloß durch's Bevorworten ein berühmter Schriftſteller werden. Und doch — ich habe noch etwas zu ſagen: Unſere Zeit hört allmälig auf, nur ſtets das Berühmte für das Bedeutende zu halten. Man hat die zweideutigen Bedingungen des öffentlichen Beifalls kennen gelernt; und eine edlere Kritik iſt allenthalben bemüht, das Verborgene und Aechte an's Licht zu ziehn. Und noch Eins: Die Foderung, man ſolle auch das Vortreffliche ohne Vorliebe und unpartheiiſch beurtheilen, iſt ganz thöricht. Es kann nur von der Vorliebe, vom Enthuſiasmus, verſtanden werden.

Mayrhofer war i. J. 1787 zu Steier im Traunkreiſe des Landes ob der Enns geboren. Aus demſelben Füllhorn, welches jenes herrliche Land mit allen Reizen der Natur überſchüttet hat, fielen auch jene Blumen auf ſeine Wiege, die ſein Leben ſchmückten. Dieß iſt keine Metapher. Das Gefühl für die Schönheit der Welt war ſeine eigentliche Muſe, die ihn auf dem dunklen Lebenswege geleitete: ſeine erſte Erinnerung, und die ihm am längſten treu geblieben iſt. Frühzeitig hatte er die Gymnaſialſtudien in Linz mit ganz vorzüglichem Erfolge vollendet, ſo daß er in jedem Jahre mit Prämien bedacht ward. Es giebt ausgezeichnete Geiſter, deren erſte Studienjahre wenig verſprachen. Unſerm Freunde war es eigen, immer mit redlicher Strenge das von ſich zu fodern, was die Gegenwart gebot. Und ſo vollendete er die philoſophiſchen Studien im Lyceum zu Linz eben ſo glücklich, wobei ihm die Gabe eines treuen Gedächtniſſes zu ſtatten kam. Sein Vater hatte ihn zur Theologie beſtimmt. Er ſtudirte dieſe als Kleriker des Stiftes St. Florian durch drei Jahre, ebenfalls mit Auszeichnung; und erwarb ſich dabei jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen, die ihm in ſpätern Beſtrebungen ſo ſehr förderte. Nachdem er in jenem Kloſter ein Jahr das Noviziat abgelegt, beſtimmte ihn eine richtige Schätzung der Art, Größe und Richtung ſeiner Kräfte zu dem Wunſche, die Verhältniſſe des weltlichen Lebens kennen zu lernen, und dem ihm ſo werthen Vaterlande die Dienſte eines Staatsbürgers leiſten zu dürfen; und er ließ es ſich nicht gereuen, mit der ihm eigenen, eiſernen Beharrlichkeit nun erſt in Wien die juridiſchen Studien zu beginnen, und wieder mit glänzendem Erfolge zu vollenden.

Hier in Wien nun war es, wo ſein Streben eine entſchiedene und entſcheidende Richtung, ſeine poetiſche Produktionskraft lebendige Impulſe, und ſeine Ausbildung Geſtalt und Abſchluß gewann. Bisher war ſeine Tendenz, wie es bei einſamen Autodidakten, zumal wenn ſie auf dem Lande leben, meiſt der Fall iſt, faſt ausſchließlich nach Innen gewendet; und es fehlte eben nur eine bedeutende, reiche Außenwelt, wenn dieſer kräftige Geiſt ſich nicht einſeitig in ſich verſchließen, und wie die Fichte auf dem höchſten, einſamen Alpengipfel verkümmern ſollte. Ein ſolches belebendes und zugleich begränzendes Außen ward ihm nun in der bewegten Reſidenz, und wirkte, in Verbindung mit dem ihm inwohnenden Ernſte und ſittlichen Gehalte, das Erfreulichſte. Indem ſich der Jüngling gleichſtrebenden, fröhlichen, hoffnungsvollen, mannichfach begabten Freunden geſellig anſchloß, entwickelte ſich eine Seite ſeines Weſens, welche, wiewohl völlig national, doch in der romantiſchen Heimath, bei einer Art jugendlichen Einſiedlerthums, nie recht herausgetreten war: eine gemüthliche, frohe Laune von der beſten, kernhaften Qualität. Sie war ein Element in der Complexion dieſer ernſten, tüchtigen Natur und iſt auch ſpäter nie ganz von ihm gewichen, wenn ſie ſich gleich allmählig mehr verbarg und jenen minder ſchuldloſen Charakter annahm, den er ſelbſt als „kauſtiſch" zu bezeichnen pflegte. Ward aber der Witz in ihm ſeltener, ſo wirkte er, wo er hervorbrach, nur um ſo ſchlagender, — ich möchte ſagen — rührend. Es findet ſich in ſeinem Nachlaſſe ein Gedicht, „Mephiſtopheles" überſchrieben, welches dieſe gemüthliche Bitterkeit, die nicht zu bezeichnen iſt, vollkommen ausdrückt. Es iſt die Stimmung, die einen durchaus guten, innigen, geſcheidten Menſchen befällt, der gern mit Andern des Lebens froh werden möchte, — wenn er zuſehen muß, wie ſie ſich das Leben verderben, und ihm dazu. Für ſolche Stimmungen erfand er ſich eine Dichtungsform, die er „Sermone" nannte, und worin er, ein Prediger in der Wüſte, weniger human als Horaz, ſeine Galle über das ausließ, was an uns gemein und für ihn verletzend war. Denn ſo derb ſein Charakter auf der einen Seite, ſo ſittlich zart bis zum Krankhaften war ſein Gemüth auf der andern. Ich weiß nicht, ob er damals mit W. F. Meyern, (dem Verfaſſer von Dya Na-Sore) perſönlich bekannt ward; aber in dem eben erwähnten Zuge hatte er mit dieſem merkwürdigen Manne eine auffallende Aehnlichkeit, wie denn Meyern unter jene Erſcheinungen gehört, die auf unſern Freund am bleibendſten gewirkt haben. Manches deutet auf eine nähere Verbindung als durch Lectüre. Der uns Allen rühmlich bekannte, kenntnißreiche, ehemalige Hofopernſänger Vogel gehörte zu den Freunden Meyerns und zugleich zu denen Mayrhofers; und den Brief Meyerns, welchen ich in der öſterreich. Zeitſchrift f. Geſchichtskunde. u. ſ. w. (1837) mittheilte, erhielt ich aus den Händen Mayrhofers, der ihn ſehr hoch hielt. Dem ſei wie ihm wolle; eine tiefe, innere Verwandtſchaft waltete zwiſchen Beiden: Beide machten an die Welt und an ſich ſelbſt übertriebene Anforderungen, und zerfielen dadurch mit ſich und der Welt; Beide waren gleich redlich und gleich hypochondriſch, — nur wußte mein Freund ſich mehr objectiv zu machen und mit der Welt durch poetiſche Geſtaltung fertig zu werden. Es iſt die Handhabe, bei welcher man ſie am beſten faßt, und er hatte dieſen Kunſtgriff, nebſt dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einfluſſe Göthe's zu verdanken, der ihm, eben auch in jener Epoche, zum größten Heile gedieh. Man kann ſich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Miſchung der in Mayrhofer liegenden und der von Göthe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Es iſt wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war dieſe Einwirkung Göthes tief und dauernd, und prägte ſich beſonders in Mayrhofers Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung, aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher neue Werke von Göthe erſchienen und auf das begierige Publikum wirkten. Die Nachgebornen, welche Göthe's Werke nur wie eine todte Sprache ſtudiren, haben keine Vorſtellung von jener Epoche, und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die Früheren ſo ſehr gefördert hat. Beſonders ward Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtſchaften, den Diwan und ſpäter die Wanderjahre angeregt. Es findet ſich auch in einer hinterlaſſenen Notiz, daß er an Göthe geſchrieben; von einer Abſchrift des Briefes aber, wie von einer Antwort, iſt keine Spur. Es iſt jedoch zum Verſtändniſſe wichtig, daß ihm Göthe gerade damals Alles ward, als die Welt ſich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Göthe war es weniger, der ihn intereſſirte, als der nicht mehr verſtandene. Die erhöhten und geläuterten Anſichten, zu welchen der weiſe Dichter erſt nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen, gelangt war, — dieſe waren es, die unſern Freund im Innerſten trafen und mit dem Lichte zuſammenfloſſen, das die Betrachtung des Lebens in ihm ſelbſt bereits entzündet hatte. Und hier war es auch, wo wir uns beſonders begegneten: denn wir Beide ſchätzten das Leben nur nach den Ergebniſſen, die ſich ihm abgewinnen ließen, — und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke ſchildern müßte, ſo würde ich ſagen: er war von allen mir bekannten Menſchen derjenige, dem das Leben die größten Reſultate gebracht hat. — Ward ihm Göthe auf dieſem Wege nützlich, ſo war dagegen Herder ſein eigentlicher Vater und Bruder im Geiſte. Dieſe Art, Alles im Großen und Ganzen anzuſchauen, Geſchichte als Naturforſchung und dieſe geſchichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszuſprechen, und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, verſöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unſres Freundes gemäßer ſein? — Wenn ich nun noch Feßler nenne, deſſen ahnungsvolle Betrachtungen über Muſik, Weiblichkeit, ethiſche und religiöſe Symbolik in den „Rückblicken auf eine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft“ wohl geeignet waren, den eigenen Anſichten Mayrhofers einen verklärenden Nimbus zu verleihen, ſo habe ich ſo ziemlich Alles aufgeführt, was in der erſten Bildungsperiode entſcheidend auf Mayrhofer einwirkte. Im Zuge der letzterwähnten Denkreihen gelangte er denn bis zu den fabelhaften Büchern, die dem dreimal großen Hermes zugeſchrieben werden, über deren Inhalt wir manches abentheuerliche Geſpräch führten. — Unter den perſönlichen Bekanntſchaften, welche ſein Aufenthalt in Wien damals herbeiführte, ward ihm beſonders im Jahre 1812 die des braven Theodor Körner lieb, ſo kurz ſie währte; denn Körner kam i. J. 1811 nach Wien, und ſchied i. J. 1813, — um noch in demſelben Jahre den Heldentod zu ſterben. Mayrhofer hat dieſe kurze, aber innige Verbindung, dieſen ſchmerzlich erhebenden Verluſt in mehrern bedeutenden Gedichten beſungen.

Allein im J. 1814 war es, wo ſich ein Verhältniß bildete, welches im Leben unſeres Freundes den Mittelpunkt ausmachte, welches mehr als alle andern den Dichter in ihm zu der ihm möglichen Reife brachte, und welches nicht nur im Leben Mayrhofers, ſondern man darf wohl ſagen überhaupt, einzig und unvergleichbar daſteht. Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen. „Mein Verhältniß mit Franz Schubert, — ſchrieb er in einem Tagebuchaufſatze, den er ſpäter zum Theile in Hormayr's Archiv veröffentlichte, — wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht „am See“ zur Compoſition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre ſpäter gemeinſam bewohnen ſollten. Es war in einer düſtern Gaſſe. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt: die Decke ziemlich geſenkt, das Licht von einem großen, gegenüberſtehenden Gebäude beſchränkt, ein überſpieltes Clavier, eine ſchmale Bücherſtelle; ſo war der Raum beſchaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht entſchwinden wird.“ — Ich habe dieſe Worte abſichtlich angeführt, weil ſie zugleich ein Beiſpiel von jener treuen Auffaſſung und Feſthaltung der Zuſtände geben, welche Mayrhofern ſo eigen war, und welche ja eigentlich den Dichter macht. „Gleichwie der Frühling die Erde erſchüttert, — fährt Mayrhofer fort, — um ihr Grün, Blüthen und milde Lüfte zu ſpenden, ſo erſchüttert und beſchenkt den Menſchen das Gewahrwerden ſeiner produktiven Kraft; denn nun gilt Göthe's:

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg.
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll!

Dieſes Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunſt machten unſer Verhältniß inniger; ich dichtete, er componirte was ich gedichtet, und wovon Vieles ſeinen Melodiren Entſtehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt.“ — So heißt es in jenem Aufſatze; aus dem Manuſcripte theile ich das Weitere mit „Gehülfe — heißt es daſelbſt — in der Schule, die ſein Vater in einer entlegenen Vorſtadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Clavier ſtehn. Wie oft hab' ich ihn da aufgeſucht! mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieſes Haus! Der Strom der Verhältniſſe und der Geſellſchaft, Krankheit und geänderte Anſchauung des Lebens hatten uns ſpäter auseinandergehalten; aber was einmal war, ließ ſich ſein Recht nicht mehr nehmen. Oft hatte ich Schubert's würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu tröſten, und ich wagte zu prophezeien, daß Franz gewiß durchdringen, ja daß eine ſpätere Welt ihm den Antheil nachtragen würde, der ihm Anfangs nur langſam ward. Während unſeres Zuſammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten ſich kund gaben; nun waren wir jeder in dieſer Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art, und wendeten unſere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe, gemüthliche Sinnlichkeit und mein in ſich geſchloſſenes Weſen traten ſchärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entſprechenden Namen zu bezeichnen, als ſpielten wir beſtimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich ſpielte!“ — Ich habe hier den Geſchilderten ſelbſt ſchildern laſſen, weil ich das Verhältniß, ſo wie den Uebergang zur zweiten, traurigern Hälfte von Mayrhofers innerm Leben nicht wahrer zu geben wüßte. Jenes Verhältniß, wie es der Zenith ſeines Lebens war, iſt überhaupt einzig, und wird kaum wiederkehren, wie es noch nie da war. Denn Zelter war kein Schubert, und Göthe war über ſeine lyriſche Periode zu der Zeit, auf die ich anſpiele, hinaus. Und doch, nur durch ein ſolches Zuſammentreffen entſteht das ächte Lied. Denn, wie man vom Dramatiker mit Recht fodert, daß ihm bei Behandlung ſeines Stoffes ein Publikum vorſchwebe, dem dieſer Stoff zur Gegenwart werden muß, ſo legt der Lyriker ſeinem Gedichte ſchon die Melodie in's Herz, die der Tonſetzer demſelben nur entlockt. So war es hier; und es iſt merkwürdig, daß Mayrhofer ſelbſt ſagt, ſein herrliches Gedicht Memnon „kläre ſich erſt auf durch Schuberts Töne.“ Auch zu größern Verſuchen ward unſer Dichter durch dies gemeinſame Streben veranlaßt. Er verfaßte zwei Opern, wovon Schubert eine: „Die Freunde in Salamanca, in 2 Akten“ componirte, die andere: „Adraſt“ ſich im Nachlaſſe des Dichters findet. Der Gehalt dieſes Textes zeigt, daß man in jeder Form den Kern des tiefſten, eigenen Daſeins zu geben im Stande ſei; die Behandlung iſt ſkizzenhaft und unreif; der muſikaliſchen Bearbeitung widerſtrebt der Zeitgeſchmack, welchem das Einfach-Große, wie es, im Sinne der Antike, hier bezweckt werden mußte, nicht zuſagt. Wie ich ihm in dieſen Zeilen, ſo ſetzte Mayrhofer ſeinem Freunde in den erwähnten Blättern (1829) ein Denkmal der Erinnerung, welches er mit den Worten abſchließt: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemeſſenen Melodieen durch's Leben bewegt, und ruhig, räthſelhaft und wechſelnd, verworren und leicht, wie es iſt, treulich geleitet.“ Und ich, indem ich die ſchönen Worte mit Wahrheit auf das Verhältniß der Gedichte Mayrhofers zu mir beziehe, ſchließe mit ihnen, nicht ohne Rührung, die Darſtellung dieſes Verhältniſſes.

Denn von nun an, wie ſich auch die äußern Verhältniſſe geſtalten mochten, wird es dunkler in der Geſchichte jenes Innern, das ich ja eigentlich nur vor Augen habe. Anfangs hatte die Verbindung mit Schubert, und dem, Beide umgebenden geſelligen Kreiſe das Rauhe in Mayrhofer's Weſen gerundet und die holde Blüthe der Dichtkunſt in ihm gezeitigt. Aber es blieb nicht ſo. Zarte Naturen mögen ſich einem neuen, geiſtigen Klima gemäß allgemach umgeſtalten; kräftige kehren, je heterogener ihre Umgebung iſt, nur um ſo ſchärfer ihr Eigenſtes heraus. Sie bilden ſich, recht eigentlich durch den Widerſpruch, zu dem aus, was urſprünglich in ſie als Keim gelegt iſt. Und ſo erging es auch dieſem edlen Geiſte, deſſen Härte in der Milde der Geſelligkeit, deſſen herber Ernſt in ihrem Frohſinn, ſich erſt ſelbſt recht klar ward. Er konnte, wie er von ſich ſelbſt ſagte, „zerbrechen, aber nicht verwandelt werden.“ Er zerbrach; und gar Vieles wirkte zuſammen, ehe die traurige Kataſtrophe eintrat. Jene erwähnte, nach dem Geſetze des Contraſtes vor ſich gehende, innere Entfaltung ward durch eine körperliche Dispoſition zu jenen complicirten, das Leben verbitternden Qualen, unterſtützt, welche unter dem Namen Hypochondrie mehr als die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts peinigen und im Grunde unſerer Zeit ihre Farbe verleihen. Sie hatten bei ihm ihren Grund in der geſtörten Function des Ganglienſyſtems und ſteigerten ſich mit den Jahren nur immer mehr; zumal als durch innern Zwieſpalt der Trieb zum müſſigen Meditiren unterhalten und durch äußere Berufspflicht die ſitzende Lebensart geboten ward, und jene Ausflüge durch die romantiſche Gebirgswelt der Heimath ſeltener Statt finden konnten, von welchen er nie zurückkam, ohne neue Nerven, neue Hoffnungen und neue Gedichte mitzubringen. Zu Alle dem kam noch eine unglückliche Neigung; — und wie hätte die Liebe im Leben des Dichters fehlen ſollen? wie hätte ſie im Leben dieſes Dichters anders erſcheinen können, als in der Geſtalt des Schmerzes? und ſo geht ſie denn auch, verhüllt und mit räthſelhaftem Zauber, durch ſeine Geſänge. Der Tod eines theuren Mitgliedes der Familie, zu Peſth 1819, geſellte ſich zu ſo vielen ſchmerzlichen Eindrücken; und warum ſollte man nicht auch den Mangel der Anerkennung dazu rechnen dürfen, als er die Blüthen ſeiner ſtillen, inneren Pflanzung einer ſtumpfen, gleichgültigen Tageswelt darbot? Es entſtand eine ängſtliche Scheu vor der Veröffentlichung in ihm, die endlich, mit ſo vielen andern in ſich verhaltenen, gährenden Gefühlen, bis zum Krankhaften anwuchs. Das Motto aus ſeinen hinterlaſſenen Blättern, das ich dieſen über ihn vorſetzte, bezeichnet ganz die Stellung, in der er ſich empfand und die Stimmung, die daraus hervorging. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er der Welt, die ihn umgab, im Geiſte vorausgeeilt ſei, — oder daß er lieber in einer größer geſinnten, thatkräftigen Vorwelt hätte geboren werden ſollen. Doch, ich will mir nicht vorgreifen. Dies Eine iſt mir gewiß: wenn irgend in der Welt, ſo war in dieſem Leben etwas Dämoniſches. Nicht jene Fratze, mit welcher moderne Poeten zur Kurzweil ihrer Damen ſpielen. — es war der ungeheure Abgrund, der zwiſchen Ideal und Leben liegt, und der in Mayrhofer's merkwürdigſten Gedichten, wie ein dunkles Schreckniß, in der Tiefe lauert.

In den Jahren 1817 und 1818 verband ſich Mayrhofer mit ſeinen Freunden, die, mehr oder minder begabt, ſämmtlich von jugendlich edlem Streben durchdrungen waren, zur Herausgabe einer Art Zeitſchrift, von welcher ſie Förderung ächt menſchlichen und zugleich ächt vaterländiſchen Sinnes bei den Jüngeren erwarteten. Unter dem Titel: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge“ erſchienen (b. Härter) zwei Bände. Ob etwas und was dadurch gewirkt ward, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſelten eine Jugendſchrift das Tageslicht erblickte, welche ſo durch und durch ein wahrhafter, ein bildender Geiſt belebt. Die ſchönſten Talente, Mayrhofer, v. Spaun, Kenner, Ottenwalt, Kreil u. a. vereinten ſich in der edelſten Richtung. Die Gefühle, welche in der ewig denkwürdigen Kriegsepoche, die wir mitlebten, jeden Deutſchen ergriffen, hatten ſich zumeiſt unſeres Freundes bemächtigt. Patriotiſcher Sinn, der ſich mit den Idealen der Humanität und Weltbeglückung, mit dem Glauben an die in Geſchichte und Natur ſich offenbarende Vorſehung, verband, ſammelten ihre Strahlen zu dem Geſtirne, das von nun an ſeine innern Pfade erleuchtete. Das Studium der Alten, welches die Grundlage ſeiner Bildung, wie der Bildung Aller, die groß geworden ſind, ausmachte, war ſolchen Beſtrebungen günſtig. Sie hatten auch nichts Trübes, ſo lange ſie ſich in jene Welt münden konnten. Von einer verſuchten Ueberſetzung Herodots, der ihm beſonders ſymboliſch ward, finden ſich Fragmente. An Horaz übte er ſich auch; aber die Stoiker blieben ihm beſonders Vorbild. Je mehr ſich jedoch ähnliche Anſchauungen der Gegenwart zuwendeten, deſto mehr waren ſie geeignet, den Flor, der ſich um den Horizont ſeiner Seele legte, nur dichter zu verweben. Es war gut, daß auch hier die geſchichtliche Tendenz eine Ableitung im Studium der öſterreichiſchen Geſchichte fand, in welche ſich Mayrhofer eine Zeitlang mit Emſigkeit verſenkte. Er nahm in dieſem Sinne thätig an den öſterreichiſchen Jahrbüchern und an Hormayr's Archiv Theil. Es giebt nichts Höheres als das Intereſſe an den Angelegenheiten der Menſchheit im Ganzen. Wenn Jemand ſagt: was kümmert mich Geſchichte und Staatenweſen! ſo iſt er noch nicht auf der Stufe des Menſchlichen. Auch giebt es kein beſſeres Mittel gegen den Egoismus der Milzſucht, als die Weltanſchauung im Großen; und in dieſem Sinne ſuchte ſie auch unſer Freund, und ſie ward ihm Balſam. Aber es giebt auch nichts Kleinlicheres und Verderblicheres als das politiſche Kannegießern, die ärmliche Liebhaberei des Dünkels und der Unwiſſenheit. Wie will der Spießbürger zwiſchen ſeinen Pfählen das Weltregiment beurtheilen? Wer in die Zeiten ſchaut, wird dieſe höchſten Angelegenheiten am wenigſten mit Leichtſinn behandeln. Sie ſind eher geneigt, ſchmerzlich zu ſtimmen, und dies hat ſich leider! an ihm, den ich ſo tief betraure, nur zu ſehr bewährt. Einer ſolchen Stimmung mußte beſonders Salvandy's zarte, hohe Denkart und Reinheit zuſagen, welchen Schriftſteller ich durch ihn kennen lernte. Aber allen dieſen innerlichen Wirren wußte der tüchtige Mann einen kräftigen Damm entgegenzuſtellen: angeſtrengte Berufsthätigkeit. Er ward angeſtellt, und übte, als k. k. niederöſterreichiſcher Regierungsconcipiſt und Bücher-Reviſor, ſeine Pflicht mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Ja, man darf wohl ſagen: den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Leben, den er nur in frühern, glücklichen Momenten durch Dichtung auszuſöhnen fähig war, ſuchte er, dem höchſten Begriffe gemäß, zu dem der Menſch gelangen kann, durch eine faſt grillenhafte Pflichterfüllung zu vernichten.

Seine eigentliche Erholung aber, ſein Genuß, bei einer höchſt einfachen Lebensweiſe, waren die Ausflüge in ſeine Heimath. Ich theile ein Blättchen mit, wie er ſie bei ſolchen Anläſſen zu ſeiner Erinnerung ſeinem Tagbuche einſchaltete.

„Salzburg. Die hieſigen Gebirgsgegenden ſind großartiger, milder und bisweilen fruchtbarer als die unſern. In der Umgegend der Stadt gleicht dies Land einem bezaubernden Parke, durch den die reiſſende Salza ſtrömt, und in welchem ſich rieſenhafte Berge heben. Ein ſmaragdnes Grün, wie man es ſelten gewahrt, ſchmückt den Boden; ſchöne Landhäuſer, erzbiſchöfliche Schlöſſer beleben die Anſicht. Die Stadt, voll hoher, in italieniſcher Weiſe gebauter Häuſer, mit einem herrlichen Dom und manchen Prachtpallaſten. Der männliche Menſchenſchlag mehr nach dem Typus der angrenzenden Bayern; die Weiber auffallend ſchön gewachſen, aber, wie im Gebirge oft, durch ſchlechte Zähne entſtellt. Der Wuchs ſteigert ſich bei den Weibern in Gaſtein bis zum Rieſenhaften; dazu kommen hohe Hüte, die vorwärts hängen und mit einer Nadel gehalten ſind; ſo daß man beſorgen muß, ſie möchten in den Teller fallen, auf dem man eben ſpeiſt.

Den 10. März 1828. Das gut genährte Hornvieh iſt von glänzend brauner Farbe mit weißen Hörnern.

Baumgartenberg. Der Wanderer zündet ſeine Pfeife an, und beſteigt, ein Buch in der Taſche, den Ulrichsberg, an deſſen Fuße das Kloſter liegt. Er läßt die entzückten Blicke herumſchweifen. Urbing mit ſeinem Thurme, das ſtattliche Wallſee, Donau, Wieſengrün, gelbgraue Kornfelder, ſtille Wäldchen, und als letzte Begränzung, lichtblaue Gebirgsketten, entfeſſeln und befriedigen Herz und Auge. Dieſes aber kehrt zu dem Kloſter zurück, wo eine theure Familie lebt, und der Geiſt bedenkt die Schickſale dieſes weitläufigen Gebäudes. Otto, Herr von Machland, ſtiftete um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Klöſter Baumgartenberg und Waldhauſen aus ſeinen großen, im Machlande zerſtreuten Beſitzungen. Er war kinderlos, wurde in Baumgartenberg Mönch, und ſtarb hier. Sein Grabſtein iſt noch zu ſehen. Des Kloſters Name deutet auf frühe Obſtcultur. Im März 1784 ward das Ciſterzienſerkloſter aufgehoben, und 1785 zu einem Straf- und Arbeitshauſe verwendet; mit dem Jahre 1811 hörte auch dieſe Beſtimmung auf. Nun erquickt man ſich im Gaſtzimmer, in welches ſich die traurigen Räume verwandelten. Der Wandrer tritt den Rückweg an. Die letzten Gluthen der Abendröthe malen die ſtille Landſchaft, und verklären das Schloß Wallſee; die Röthe erliſcht, und Heſper beginnt zu funkeln. Die Glocke von Mitterkirchen tönt in feierlichem Takte; die Landleute haben ſich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und dort oder da ſchlägt ein wachſamer Hund an.“

Von dieſer Art waren die Gedächtnißbilder, die er ſeiner Seele vorhielt. Er ſuchte das Aeußere aufzufaſſen, nicht Träume an deſſen Stelle zu ſetzen. Selbſt Lieder in ob der Ennſiſcher Mundart verſuchte er, von denen ein kräftig-frohes übrig iſt.

Im Jahre 1824 gab er, auf Anrathen und Dringen ſeiner Freunde, bei Volke das Bändchen ſeiner Gedichte heraus. Der geringe Anklang, den ſie fanden, iſt leicht zu erklären. Sie erſchienen auf dem wenig empfehlenden Subſcriptionswege; der Dichter gehörte keiner litterariſchen Cotterie an; die Recenſenten waren ihm nicht gewachſen, der Antheil an der Lyrik, zumal an öſterreichiſcher, war damals gering; und endlich war Niemand ſo wenig zur Selbſtredaction geeignet als mein Freund. Er ſah ſich als das Organ einer poetiſchen Macht an, deren Offenbarungen er ohne Kritik annahm. „Es ſind Trümmer!“ ſagte er, indem er auf ſeine Blätter wies — „ich muß ſie liegen laſſen.“ Was für ihn die bedeutendſte Reminiſcenz enthielt, ſchien ihm am bedeutendſten. Und ſo enthält jenes Bändchen nicht das Beſte, was er hervorgebracht.

Soll ich nun den Charakter ſeiner Lyrik entwickeln, ſo darf ich ſagen: Indem ich *ihn* zu ſchildern bemüht war, habe ich ſeine Gedichte geſchildert. Denn ſo wahr wie Mayrhofer ſind nur Wenige. Er gab ſein Herz und ſeinen Glauben, und war in dieſem Sinne ſubjectiv. Manier hatte er keine, wenn man nicht die Kraft ſo nennen will, die er vor Andern beſaß, möglichſt vielen Gehalt in möglichſt wenige Worte zu bringen. Man muß ſich in ſeine Rythmen hineinleben: ſie öffnen immer neue Schätze. Treues Auffaſſen der Natur, inſofern ſie dem Geiſte Symbole liefert, macht ſeine beſten Gedichte zu Tropen. Ruhige verſöhnende Weisheit, auf dem dunkeln Grunde der Melancholie, waltet allenthalben. „Die Poeſie — ſagte er — ſoll ja verſöhnen, nicht aufregen." Selbſtbeſchwichtigungen ſind eigentlich ſeine Gedichte. *Sinn für das Große*, für Liebe und Natur durchwaltet ſie; Reflexion herrſcht vor; jene Reflexion, ohne welche ich nicht Dichter, nicht Menſch ſein möchte. Ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft und milde Klarheit, große Ergebniſſe, reiner Erguß des Innern in melodiſcher Form, — das waren die Eigenſchaften jener Dichtungen, welche näher zu analyſiren hier der Raum verbietet. Mir ſtehen ſie als Vorbild deſſen da, was die Lyrik überhaupt ſein ſollte; denn habe ich nicht, indem ich dieſen Dichter zeichnete, das Ideal des lyriſchen Dichters überhaupt entworfen? Man warf ihm vor, er habe zu ſehr den Standpunkt eines Eremiten feſtgehalten, abgeſchloſſen von der Welt; ich weiß für den lyriſchen Dichter keinen beſſern: es iſt die Vogelperſpektive, aus der er dem wüſten Getriebe ruhig aus ſeinem klaren Himmel zuſieht.

Aber immer weniger regte es ihn zur dichteriſchen Production an. Dieſe war ihm ohnehin, bei der Scrupuloſität, mit der er verfuhr, keineswegs bequem; ich erinnere mich noch, wie er mir, gleich Archimedes mit ſeinem „Eureka", entgegenrief: „Endlich habe ich die zwei Endverſe zu den „Glücklichen" (ein Stoff, den wir im Wettverſuche behandelten) gefunden, an denen ich ſeit einer Woche kaue!" — Er war mit allen Kräften bei der Production und fühlte ſich darnach angegriffen und erſchöpft. Dazu kam die erwähnte Richtung in's reale Leben, die ihn der Muſe für lange entfremdete. „Wer nichts Beſſeres kann, als Gedichte machen — pflegte er zu ſagen, — kann ſich ſchlafen legen." Wenn äußere Impulſe fehlten, — von Innen fühlte er kaum Einen mehr, ſeit Schubert nicht mehr war. Bei ſeines Beethovens Leichenfeier, bei Goethe's Tod erklangen ſeine lang verſtummten Saiten noch einmal. Uhland's Gedichte regten ihn zur Produktion an; an Petrarca's lyriſchem Schmelz ſuchte er, überſetzend, die eigene Härte zu mildern; aber das Ueberſetzen gelang nicht: er war zu ſehr Er ſelbſt.

Im Jahre 1835 machte er noch einmal einen Ausflug nach Salzburg. Das Fuſchler Bad ſollte ſeine unterminirte Geſundheit herſtellen, Gebirgsluft ſeine Seele erquicken. In Gaſtein lernte er Ladislaus Pyrker kennen, deſſen humanes Entgegenkommen er dankbar rühmte. Geſtärkt, erheitert, mit Hoffnungen und Vorſätzen gerüſtet, kehrte er zurück. Wir fanden ihn, mit froher Rührung, in einen Andern, in einen Frohen verwandelt. Selbſt die Muſe ſchien ihm noch einmal zu lächeln; er hatte den Plan zu einem epiſchen Gedichte gefaßt, in welchem er den Zuſtand der Ritter- und Prieſterſchaft im Mittelalter ſchildern, und, wie er ſagte, „einmal ganz Gegenſtand ſein" wollte. Ein

Fragment davon iſt übrig, voll Fleiſch und Blut. Ich wünſchte, daß mich die Theilnahme des Publikum's in Stand ſetze, es, mit dem übrigen Nachlaſſe des Dichters herauszugeben. So war ihm denn das Leben, in all ſeiner Schönheit, wiedergekehrt, — um für immer Abſchied von ihm zu nehmen. Es war das letzte Aufflackern der ſterbenden Flamme. Der alte Dämon dieſes großen, traurigen Lebens nahm wieder Beſitz von dem Daſein, das ihm verfallen war, — und es ereignete ſich, was man beſſer nicht ausſpricht, was man vor dem eigenen Gedächtniſſe lieber für ewig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte. Mayrhofer ſtarb am 5. Februar des Jahres 1836 im 49ſten Lebensjahre. Er hinterließ eine trauernde Schweſter — und eine heilige Wehmuth der Erinnerung in allen Jenen, die ihn verſtanden haben.

Denn eine, Zerſtreuung ſuchende, Geſelligkeit knüpfte ihn, auch in der letzten Zeit noch, an den Kreis, der ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegenkam. Der würdige Vorſteher des Bücher-Reviſionsamtes, Hölzl, ein Kenner und Förderer jedes geiſtigen Strebens, erſetzte ihm durch ſein Wohlwollen das Treiben der lauten Geſellſchaft. Mit mir verband ihn die Geſinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte. Uns hatte ſich, auf verſchiedenen Lebenspfaden, das Gleiche ergeben. Sogenannte Litteratoren mied er. Der unbefangene, geſunde kräftig reine Menſch war ihm der liebſte. Die Späſſe eines ſolchen, unwillkührlich witzigen Naturmenſchen, der einer luſtigen Abendgeſellſchaft manche Stunde würzte, trug er jeden Morgen darauf in ſein Tagebuch ein; da ſtehen ſie, neben Auszügen aus Youngs Nachtgedanken und Hermes Trismegiſtos. Bei einer Pfeife Tabak, zumal im Grünen, bei einem geſelligen Spiel, ſuchte der Gute mit ſichtbarer Bemühung das Gefühl des Selbſtbehagens zu tröſtender Selbſttäuſchung in ſich hervorzubringen. Seine Haushaltung war höchſt einfach. An Mäſſigkeit und Mangel an Bedürfniſſen glich er einem Stoiker. Einige gute Bücher, eine Guitarre und ſeine Pfeife machten ſeinen Hausſchmuck aus; ein Schläfchen nach Tiſche, ein Spaziergang, ſeine Genüſſe. Einfach, bis zum Vernachläſſigten, war ſein Anzug. Seine Beſchäftigungen kehrten geordnet und pünktlich Tag für Tag wieder. Seine Repräſentation hatte etwas Starres, wie es Einſamen eigen iſt. Unbeugſamer Ernſt wurde von grellem Lachen unterbrochen. Charakteriſtiſch waren ſein Gang und ſeine Handſchrift; jener ſo entſchieden, feſt und majeſtätiſch, als ob ein Feldherr ſchritte, — dieſe, in jedem Buchſtaben einen Lanzenſchaft darſtellend. Sein Bau war gedrungen; mittelgroß; ſeine Geſichtszüge wenig bedeutend, eher gemein; nur der Mund verzog ſich gerne zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln; nur das Auge blitzte ſcharf und weitaus mit einem Adlerblick, wie ich ihn noch nie geſehen habe. Stolz kannte er nur innerlich. Andere Menſchen überſchätzte er durchaus, wie es alle Guten, Hohen thun. Beifall war ihm gleichgiltig; wer ihm über ſeine Gedichte Schönheiten ſagte, beleidigte ihn wirklich. Bettina's Briefwechſel war das letzte Buch, das er las; das letzte Glück, deß er theilhaft ward. Nichts glich dem Enthuſiasmus, mit welchem er dieſe Erſcheinung aufgriff. Sie war ein verklärender Spiegel für ihn. Er faßte das Buch mehr contemplativ als hiſtoriſch, und ſah Reſultate darin. Dieſe Anſchauung war ja auch ſeine, tiefſte. Er faßte das Leben mit allen Kräften; und, indem er in der Philoſophie eine Einſeitigkeit ſah, da ſich der Gedanke auch deſſen bemächtigen will, was außer ſeinem Bereiche liegt, ſchwebte ihm die Kunſt, als die Sonne alles menſchlichen Strebens vor, in deren Anblick er ſich verſenkte.

Ehe ich ſchließe, ſei es erlaubt, noch die letzten, tröſtenden Verſe mitzutheilen, die ich, von ſeiner Hand geſchrieben, am Tage nach einem wehmüthigen Geſpräche, auf meinem Schreibpulte fand:

Im Morgenhauch, im leiſem Winde,
Der durch das Weingeranke ſchwirrt,
Wird deutlich mir, was ich empfinde,
Wie ich geliebt, wie ich geirrt.

Betrachten ziemet und Genießen,
Das Handeln findet ſelbſt ſich ein;
So laſſ' ich Schwalben zwitſchernd ſchießen,
Und wärme mich im Sonnenſchein.

Der Mittag glüht; es naht der Abend;
Die Nacht erſcheint, mit Sternenglanz
Und Mohnesſaft die Müden labend;
Nie raſtet leichter Horen Tanz.

Beſänftige des Unmuths Welle,
Die ſchmerzlich deinen Buſen hebt:
Und wiſſe, daß in bunter Helle
Der Friedensbogen niederſchwebt.

Mich wird die Erinnerung an dieſen ächten, würdigen Menſchen nie verlaſſen. Sie ſtärkt mich bei der entmuthigenden Betrachtung des ärmlichen Haufens, der ſich zum Feldgeſchrei um die Standarte jenes leben- und markloſen Idols ſammelt, das ſie die moderne Poeſie nennen. Wenn ich ſein Bild gegen das ſo vieler dieſer voreiligen Verkünder einer neuen Dichtkunſt halte, ſo erſcheint er mir als ein Mann gegen Knaben. Ein Mann aber iſt es eben, der uns in unſern jetzigen, litterariſchen Zuſtänden Noth thut.

Du aber, edler, verehrter Geiſt, der du nun jene Ruhe gefunden haſt, nach welcher du im Leben vergebens ſchmerzlich rangſt, — nimm dieſen Zoll meines Dein-Gedenkens in dein ernſtes Aſyl hinüber! In der Vereinigung mit dir ward mein Geiſt in ſeiner höchſten Richtung bekräftigt; in ihr ward ich inne: daß die Gemeinſchaft mit den wahrhaft Guten der eigentliche, der höchſte Segen iſt, mit welchem die Gottheit ſegnet.

Ueber Volksdichtung.

Von Franz Schmidt.

Nicht nur der einzelne Menſchengeiſt, auch das ganze Volk dichtet. Jener mit größerem, dieſes mit minderem Bewußtſein. Beſonders ſind es volksthümliche Beiwörter, Redensarten und Lieder, in welchen ſich die herrlichſten poetiſchen Perlen finden. Wer in die dunkle Glut eines Roſenherzens geſchaut und am folgenden Tage geſehen hat, wie der Wind die erbleichten Blätter zerſtreut, der hat gewiß bedauert, daß die Schönheit der Roſe ſo vergänglich iſt. Hier hilft ſich die Phantaſie des oberfränkiſchen Landmannes, indem ſie dieſer Blume, ſo wie allem Anziehenden die Eigenſchaft „ewig ſchön" beilegt, und damit die lieben Erdendinge dem Verwelken und Verweſen entrückt. Durch den Gebrauch des Beiwortes „kerzengerade" erinnert der Bauer an den Aufenthalt in einem gottgeweihten Hauſe, in welchem die ſchlanken Wachskerzen ſeinem fromm-entzückten Auge entgegenfunkeln. Iſt dies nicht Poeſie? Der der deutſchen Dichtkunſt eng anhaftende Reim wird in ſeiner dreifachen Geſtalt und Art vom Volke vielfach und mit beſonderer Liebe angewendet. Er erſcheint als Stab- oder Anreim, d. h. als Gleichklang im Anfang der Wörter in den Ausdrücken: Für dich laß' ich **L**eib und **L**eben, er hat weder **K**ind noch **K**egel, Wind und Wetter, Geld und Gut, Haus und Hof. Er zeigt ſich als Stimm- oder Vokalreim, d. h. als Gleichklang in der Mitte der Wörter in den Verbindungen: Er hat zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Schiff und Geſchirr iſt ihm verkauft worden. Liebe ſtiehlt wie ein Dieb. Er nagt am Hungertuch; er iſt ſteinreich. Am häufigſten aber erklingt der Aus- oder eigentliche Reim im Mund der niederen Klaſſen. Man hört **Bier** und **Brot** macht die Wangen **roth**. Er iſt **geſtorben** und **verdorben**: mit **Sack** und **Pack**, mit **Ach** und **Krach**, **Knall** und **Fall**, wie er **geht** und **ſteht**. Am meiſten ſind es hier Witterungsbeobachtungen und Lehren ländlicher Wirthſchaftsweisheit, welche im Gewande des eigentlichen Reimſchmucks einhertreten. Der bayeriſche Bauer an der Coburgiſchen Grenze ſagt:

Wenn's den Suntig ragent vor der Meß:
So kann's 's die ganze Wochen net vergeß.
Wer Samen hat ze Barthelmä,
Der ſoll ſä!
Mühlwarm, backofenwarm
Mächt den reichſten Bauern arm!

Wie reich an kindlich reinen, tiefergreifenden, Lebensluſt athmenden Liedern das deutſche Volk ſei, beweiſen wandernde Tiroler und Sänger nicht minder, als Brentano's und von Arnim's Sammlungen, mit welchen des Knaben bezauberndes Horn angefüllt iſt, beweiſen W. F. J. Reinwalds Hennebergiſche, (Idiotikon Berlin 1793. 1801) Bechſtein's Thüringiſche, (Sagenſchatz), Hebel's Allemanniſche, Grübel's Nürnbergiſche, von Kobell's Oberbayeriſche, G. Brückner's (Leſe- und Sprachſchule, Hilburghauſen 1836) Schwäbiſche, Mähriſche, Schleſiſche Gedichte. Auch an der Fränkiſchen Wiege ſchallt das gemüthreiche Lied, auch der Fränkiſche Knabe reitet unter Vokalmuſikbegleitung auf dem Schooße des Herrle's, (Großvaters) oder ſchnitzt ſeine Pfeifen unter melodiereichen Tönen, und beſingt das Kanneskühle und Goldmeckele (Johanniswürmchen Lampyris noctiluca, Goldkäfer, Cetonia aurata). Auch die Fränkiſche Jungfrau haucht ihre Sehnſucht nach dem geliebten Schäfer in einem Liede aus. So vernimmt man in Witzmannsberg in Oberfranken das echt kindiſch-kindliche Wiegenlied:

Heia Purpeila,
Schlag's Gökerle (Hähnchen) todt:
Legt mer kei Eila,
Un frißt mer mei Brood.

In Neundorf:

Heia Purpeia,
Schlof mei Engele ſchlof!
Die Mama hütt die Lämmer,
Der Dada hütt die Schof.

Heia Purpeia die Nunna,
Wo ich e Michele funna, (gefunden)
Heia Purpeia Wiegenſtroha,
Schläfft mei Michela, bin ich froha.

Zu ihnen gehört als würdiges Seitenſtück das Meiningiſche:

Eia Purpeia was rappelt im Struh?
Die Gänsle ſen barfeß und hoben kei Schuh,
Der Schuſter hat Leder, kei Leiſtle dazu,
Was wollen wer nu mit dem Gänsle thu.

Geiſtreicher iſt freilich das neugriechiſche Wiegenlied:

Heilige Marina du heie es,
Heilige Sophia puppeie es,
Nehmt es, ich leihe es,
Daß es Himmelsroſen ſieht
Hört der Himmelsvögel Lied:
Doch wieder bringt im Tuche es,
Daß nicht der Vater ſuche es;
Sonſt ſchlägt er hart das Hausgeſind,
Die Mutter ſeufzet nach dem Kind,
Daß ihr die ſüße Milch gerinnt.

Dafür liegt aber auch in der oberfränkiſchen Wiege ein mehr derber, mehr bausbackiger und mehr rothwangiger Knabe, als in der neuhelleniſchen.

Auch das Witzmannsberger Liebeslied iſt weder eine Anakreontiſche Ode an Bathyllos, noch ein Rückert'ſcher Liebesfrühling, aber doch der naturpoetiſche Erguß einer weiblichen Seele, die auch in der Hütte liebt:

Ner Aner (Einer) iß hier,
Un der gefällt mir:
Hat ſchwarzbraune Aeugelein
Und hüſche (hübſche) Manier.

Ach wenn er ner käm
Und daß er mich nähm!
Weil ſüſt (ſonſt) vor den Leutne
Ihr'n G'red' ich mich ſchäm'.

Nu is er ſchant da!
Drum bin ich ſu froah:
Reich her dein Patſchhändelein,
Und ſog' ner ja, ja!

* * *

Die ſieben Schweſtern.

Ein Mährchen

von

Alexander v. Sternberg.

Es lebten einmal ſieben Schweſtern, von denen immer eine häßlicher war als die andere; ganz ohne Fehl war keine. Adelgunde, die älteſte hatte eine überhängende Lippe, Philippine ein Maal auf der Wange, Luiſe ſchielte, Friederike hatte verdrehte Füße, Elſe war auf einem Auge blind, Kunigunden's Mund ſchloß ſich nicht, weil ſie ungeheure Zähne hatte, die häßlichſte aber von allen war die jüngſte, Adele, die man das lächelnde Ungeheuer nannte. Alles an ihr war auf das Aeußerſte häßlich. Sie hatte Augen, die wie Inſektenaugen weit aus einander ſtanden, ihr Kopf war ungewöhnlich groß und einem dünnen Halſe aufgeſteckt, wie der Mohnkopf auf dem Stengel. Ihre Wangen glühten beſtändig, und ihre Stirne lag, wie bei einem alten Manne, voller Falten, dabei waren ihre Zähne noch größer wie Kunigunden's Zähne und ihre Lippen waren wülſtige Negerlippen. Ihre Geſtalt war klein, ihre Füße und Hände aber wie bei der größten Perſon. Ein Bein war kürzer wie das andere, deshalb hinkte ſie. Dieſe außerordentliche Häßlichkeit wäre aber noch leidlich geweſen, wenn Adele ernſthaft geweſen wäre, allein ſie lächelte beſtändig und dadurch bekam ihr Geſicht einen Ausdruck, daß man hätte davonlaufen mögen.

Eines Tages berief der Vater ſeine ſämmtlichen Töchter zu ſich und hielt ihnen folgende Rede: „Meine Töchter, ihr ſeid jetzt in die Jahre gekommen, wo jedes Mädchen ſich nach einem Manne umzuſehen pflegt. Ich kann es euch nicht verdenken, wenn auch ihr es thut, und ich will euch deswegen eine gute Gelegenheit eröffnen mit Männern Bekanntſchaft zu machen. Bis jetzt haben wir einſam gelebt, weil ich die Anſicht hatte, daß die weiblichen Tugenden ſich am beſten in der Stille und Abgeſchiedenheit entwickeln; nun aber, da ich eure Erziehung für vollendet halte, will ich mit euch in die Welt gehen. Ein Umſtand iſt jedoch nun zu bedenken. Es will mich bedünken, wenn ich euch anſehe, daß ihr nicht überflüſſig mit dem ausgeſtattet ſeid, was man Schönheit und Reiz nennt, dazu ſeid ihr arm, ihr müßtet es alſo ſehr klug anfangen um Männer zu bekommen, und vielleicht würde es mit aller Klugheit euch doch nicht gelingen; darum hört, was ich euch jetzt ſage. Vor langen Jahren machte ich die Bekanntſchaft einer Fee, die mir aus beſonderer Gunſt ſieben magiſche Perlen ſchenkte. Du wirſt einmal, ſagte ſie zu mir, ſieben ſehr häßliche Töchter bekommen, erziehe ſie in allen weiblichen Tugenden, bilde ihren Geiſt aus und dann, wenn ſie in das gehörige Alter kommen, überreiche einer Jeden eine Perle. Die Perle hat die Eigenſchaft, derjenigen, die ſie verſchluckt, alles zu geben, was ſie nicht beſitzt und alles zu nehmen, was ſie beſitzt. Laß deinen Töchtern die Wahl. Dies thue ich nun hiermit."

Der ehrliche Alte öffnete, nachdem er dieſe Rede gehalten hatte, ein kleines Käſtchen von Sandelholz, in welchem die ſieben Perlen lagen; er rief ſeine Tochter Adelgunde mit der überhängenden Lippe zu ſich und übergab ihr, als der älteſten das Käſtchen. Darauf entfernte er ſich und ließ ihnen Zeit zur Berathſchlagung. Die ſieben Schweſtern geriethen nun in heftigen Streit, drei von ihnen wollten die Perlen verſchlucken, die andern drei waren noch unſchlüſſig, da trat Adele hervor und begann alſo zu ihren Schweſtern zu ſprechen:

„Meine Schweſtern, iſt's wahr, was uns der Vater eben von der wohlthätigen Fee erzählt hat, ſo werden uns dieſe Perlen in ſchöne und reiche Mädchen verwandeln, allein bedenkt, daß ſie uns zugleich das nehmen, was wir jetzt beſitzen, den ausgebildeten Geiſt und die weiblichen Tugenden. Bedenkt alſo wohl, was ihr thut. Iſt es nicht beſſer, klug und tugendhaft zu ſein, als ſchön und reich? Bis jetzt haben wir uns trotz unſerer Häßlichkeit auf's Zärtlichſte geliebt, wir haben uns mit den Wiſſenſchaften und Künſten gegenſeitig erfreut und unſer Leben mit der unſchuldigſten Heiterkeit genoſſen. Wie, wenn es nun anders würde durch den Genuß der magiſchen Perle? Wenn wir uns anfingen zu haſſen, uns gegenſeitig beneideten, uns ſtritten und leeren einfältigen Grillen nachhingen? Denn die Tugenden der Verträglichkeit, der Schonung, der Liebe werden uns mit der Häßlichkeit genommen werden. Iſt es nicht tauſendmal beſſer, ſo zu bleiben wie wir ſind, als mit einer vergänglichen Schönheit tauſend Uebel und Leiden uns aufzuladen? Jetzt iſt unſer Körper häßlich, ich fürchte, dann wird unſre Seele häßlich werden; das wäre gewiß noch viel ſchlimmer. Bedenkt das meine Schweſtern."

Dieſe Rede des lächelnden Ungeheuers brachte die gewünſchte Wirkung hervor. Man ſah ein, daß Adele gerade das meiſte Recht hatte, die Bürde der Häßlichkeit von ſich zu werfen, und man fand es rührend und ganz beſonders verſtändig, daß eben ſie gegen den Genuß der Perlen warnte. Alle ſieben Schweſtern umarmten ſich und gaben dem Vater das Käſtchen mit den Perlen wieder zurück, indem ſie verſicherten, nie von dieſer Gabe, da ſie ſo häßliche Bedingungen mit ſich führe, Gebrauch machen zu wollen.

Aber ihr Entſchluß war zu voreilig und hielt die Probe nicht. Als nun die ſieben Schweſtern in die Welt traten, merkten ſie bald an der Wirkung, die ſie auf Jeden, dem ſie begegneten, hervorbrachten, daß alle ihre Bemühungen vergeblich ſein würden. Die Männer wandten ſich ſchaudernd von ihnen ab, und Niemand fragte nach den Tugenden, die unter der Hülle der Häßlichkeit verborgen lagen. Sie machten täglich und ſtündlich die trübſeligſten Erfahrungen. Immer von Neuem hofften ſie, und immer von Neuem wurden ſie getäuſcht. Die boshafte Leerheit, die dummſte Abgeſchmacktheit, die ränkevollſte Spottſucht und die ſchamloſeſte Libertinage wurden, unter ein hübſches Lärvchen verſteckt, im Triumph heimgeführt und angebetet. Es gab auch welche, die viel häßlicher noch waren, als die ſieben Schweſtern, ohne ihre Tugenden zu beſitzen; auch dieſe wurden heimgeführt und noch zärtlicher angebetet, weil ſie Tonnen Goldes mit brachten. Dieſe Erfahrungen riefen eine große Bitterkeit in den Herzen der Schweſtern hervor. Dazu kam, daß Kunigunde mit dem offenen Munde, Philippine mit dem Maale auf der Wange und Friederike mit den verdrehten Füßen ſich alle drei ſehr ernſtlich in drei junge ſchöne Kavaliere verliebten, und nicht von ihnen laſſen wollten. Dieſe drei Erwählten aber waren junge Leute von der flacheſten Sorte, die einen Abſcheu vor den drei liebenden Mädchen hatten und ſie mit Spott zurückſtießen. Adelgunde, Luiſe und Elſe kamen bald in denſelben Fall, nur daß ſie ihre Leidenſchaft nicht zeigten, ſondern in ihren Buſen verſchloſſen, dadurch aber gegen alle Welt grämlich und bitter wurden. Adele allein blieb von der Liebe frei und war immer guten Muthes.

Aber auch ihre Stunde kam. Eines Tages, als ſie in Geſchäften der Haushaltung der kleinen Familie, wo ſie ſich in Dienſt verdungen hatte, durch den Wald ging, ſah ſie unter einem Baum einen Jüngling ſchlafen, von der blendendſten Schönheit. Auf ſeiner Stirne thronte Adel und Güte, ſein Mund athmete die ſüßeſte Jugend, ſeine Wangen wölbte die reinſte Unſchuld. Er war auf der Jagd geweſen und ſein Roß graſete nicht weit von ihm, ſein Jagdhund ſchlummerte zu ſeinen Füßen. Adele blieb ſtehen und vertiefte ſich in den Anblick des Schlummernden, wie man ein ſchönes Gemälde beſieht, an dem man immer neue Vollkommenheiten auffindet. Endlich erwachte er und erblickte mit großem Staunen das lächelnde Ungeheuer. Ohne Zweifel hielt er ſie für eine Spukgeſtalt, denn er bekreuzte ſich und hielt die Hände vor die Augen.

Adele liebte nun Roberten und empfand ganz das Bittre, ſich verſtoſſen zu ſehen, ja vielleicht im doppeltem Grade wie ihre Schweſtern, denn ihr Herz war zärtlicher, ihr Geiſt leidenſchaftlicher gebildet, dennoch blieb ſie ihrem Entſchluſſe treu, und als die ſechs Schweſtern endlich ermüdeten und zu den magiſchen Perlen ihre Zuflucht nahmen, verſchluckte ſie allein die ihrige nicht. „Kann er mich nicht lieben, ſo wie ich bin," rief ſie bei ſich ſelbſt, „ſo will ich ihm nicht geiſtlos und albern in die Arme ſinken. Das hieße ein hohes Gut durch eine zu tiefe Erniedrigung erkauft. Auch wäre er nicht werth, daß ich ihn dann liebte. Aber ich will ihn zu gewinnen ſuchen; er ahnet nicht, daß ich vielleicht doch noch Reize habe, daß ich nicht ganz Ungethüm bin, wie ich ſcheine."

Sie ging nun mit großer Klugheit und Selbſtüberwindung an's Werk. Sie verbarg Roberten ihre Liebe ſo lange ſie wußte, daß er ſie nur mit Spott erwiedern würde. Robert war der verwöhnte Sohn reicher Eltern. Der Trieb zu allem Guten war in ſeinem Herzen, aber er war zu ſchwach, der Verführung der Welt immer die gehörigen Waffen entgegenzuſetzen. Nicht lange mehr behielt er jene zarte Farbe der Unſchuld auf den Wangen. Er gerieth in ſchlechte Geſellſchaft; er heirathete ein leichtſinniges Mädchen, das mit ihm zuſammen verſchwendete, und ihn in Elend ſtürzte. Seine Reichthümer waren geſchwunden, ſein Körper elend und zerrüttet. Adele ſaß an ſeinem Lager und wachte. Er hatte ſich an ihre abſchreckende Häßlichkeit nun ſchon gewöhnt, und drückte ihre Hand, die ihm einen wohlthätigen Verband um die Stirn legte, mit Dankbarkeit. In den Stunden der Einſamkeit brachte ſie ein Buch hervor und las ihm vor. Ihr klarer und tiefer Geiſt weckte in dem unglücklichen Jünglinge jene ſo lange ſchlummernden Kräfte des innern Menſchen. Er lernte Schätze kennen, deren Daſein er nicht geahnet hatte. Adele führte ihn immer weiter. Sie brachte ihrem Geliebten Lebensklugheit und Liebe zur Weisheit bei, und als er wieder genas, rüſtete ſie ihn mit ihren kleinen Erſparniſſen aus, um ein einträgliches Geſchäft zu beginnen. Robert wollte von Neuem heirathen. Adele hatte nichts dagegen. Sie theilte ihm Rath und Hülfe mit, indem ſie ſeine Wahl auf ein geſittetes und ſchönes Mädchen lenkte. Robert machte aus, daß Adele im Hauſe bleiben ſollte. Die Ehe war Anfangs glücklich, aber da die junge Frau nicht ohne Launen war, ſo fand ſie bald Adelen's Gegenwart läſtig und vergalt ihr durch die ſchlechteſte Behandlung den Dienſt, den Adele ihr geleiſtet hatte, ſie zu Robert's Gattin zu machen. Adele ertrug es mit Sanftmuth und zog ſich, da ſie nichts dadurch beſſerte, in die Einſamkeit zurück.

Eines Tages, als ſie, am Ufer eines Baches ſitzend ihrem Kummer nachhing, den ſie Niemanden zeigen durfte, beſchäftigte ſie ſich damit, Robert's Bild in ihre Schreibtafel zu zeichnen. Sie wurde bei dieſem Geſchäfte durch ein Geräuſch aufgeſchreckt, das die zurückgebogenen Zweige des Baumes, an dem ſie lehnte, verurſachten. Umblickend erkannte ſie Roberten, der über ihre Schulter blickte und ihre Zeichnung betrachtete. „Ach Adele!“ ſagte Robert, „ich bin nicht glücklich! — Laß mich dir die Wahrheit geſtehen, ich kann nicht ohne dich leben.“

Dieſe Worte, ſo unerwartet wie ſie kamen, machten Adelen's Herz vor Wonne erbeben. Schon wollte ſie aufſpringen und Roberten an den Hals fallen, als zufällig ihr Blick auf den Spiegel des Waſſers fiel und ſie darin ihr abſchreckendes Bild dicht neben dem des ſchönen Robert's ſah. Der Muth entſank ihr, und ſie ſeufzte tief. „Lieber Robert,“ ſagte ſie, „haben Sie auch bedacht, daß ich häßlich, — ſehr häßlich bin?“

„Ich hab' es bedacht, Adele,“ entgegnete Robert, „aber dies ändert meinen Entſchluß nicht. Ich liebe dich, und wenn du noch tauſendmal ungeſtalteter wäreſt. In meinen Augen biſt du ſchön, und wirſt es ewig bleiben, ich liebe deine Tugenden, ich liebe deine edle Seele.“

Adele weinte; es waren die ſeligſten Thränen, die je die Wange eines Weibes befeuchteten. Die Jahre der Prüfung waren dahin. Sie ſank an die Bruſt des ſchönen Mannes, ſie, die Häßliche. Sie liebte, ſie war geliebt.

Robert trennte ſich von ſeiner ſchönen jungen Frau, um Adelen ſeine Hand zu reichen.

Ein Jahr war vergangen, als in einer ſtürmiſchen Nacht ſechs Bettlerinnen an die Thür der Hütte klopften, wo Robert und Adele glücklich wohnten. Es waren die ſechs Schweſtern im tiefſten Elend und von ihren Männern verlaſſen. Sie waren noch ſchön, aber der Gram und das Laſter hatten ihre Furchen in ihre Stirnen gezeichnet. Eitelkeit, Gefallſucht, Sinnlichkeit, Habgier und Verſchwendung hatten ſie, nach kurzen eitlen Genüſſen, an den Bettelſtab gebracht. Keine von ihnen hatte die wahre Liebe gekoſtet, in deren Beſitz Adele war.

Man weiß nicht, ob es die geheime Einwirkung der wohlthätigen Fee, oder der eben ſo mächtige Einfluß lang geübter Tugend war, aber Adelen's Häßlichkeit verlor ſich immer mehr, je glücklicher ſie wurde. Sie erlebte ſogar die Freude, daß, als ſie einſt nach langen Jahren auf einem Spaziergang ſich zeigte, Jemand ihr nachrief: „Seht, da geht die vortreffliche Frau. Wie gut hat ſie ſich erhalten, es iſt ordentlich eine hübſche Frau.“

Adele lächelte. Sie hatte ihre Eitelkeit wie jedes andre Weib. Sie wandte ſich daher um denjenigen zu ſehen, von dem ſie zum erſtenmal in ihrem Leben „eine hübſche Frau“ genannt worden war. Er war in der Menge verſchwunden, aber Adele lächelte den ganzen Tag noch über den Nachruf.

* * *

Die Fahrt nach Lochhauſen

(Als Probe aus einer Fortſetzung von Duſch's moraliſchen Briefen*)

von

A. von Maltitz.

Guido an ſeinen Vater.

Lochhauſen, 15 Sept. 1840.

O du mit dem männlichen Geiſte und dem weiblichen Herzen!

Dein Sohn, dein verirrter Sohn ſchreibt dir — aus Lochhauſen. Weiter trieb ihn der Sturm des Ungehorſams nicht, deſſen ſchwarze Flügel den weit glücklicheren Robinſon über Land und Meer trugen und erſt nach Jahren ſeiner Pflicht wiedergaben.

Du wollteſt meinen Bund mit Cleopatra, ihres Rufes wegen nicht ſegnen, würdiger, ach nun in Thränen ſchwimmender Greis! „Vater," rief ich, „treiben Sie mich nicht — nach Augsburg, — treiben Sie uns nicht auf die Eiſenbahn!" — „„Geh' Unbeſonnener,"" rief mein Vater, „„ſie wird nicht vor Anfang Oktober fertig. Bis Lochhauſen reicht ein Vaterfluch noch. — bis Lochhauſen kommen die Furien dir noch ganz bequem nach.""

Faſt beſinnungslos trafen wir um vier auf dem Bahnhof ein. Ich wünſchte noch ſo wenig in der Welt, — nichts mehr als zwei Billete Nro. 1. für ſie und für mich; ſie wurden uns. — Theilnahmslos ließ ich mich am Comptoir ſtoßen und drücken, wer darf da klagen? — trunken im gegenſeitigen Beſitz ſaßen wir eine halbe Stunde in Erwartung der um vier verkündeten Abfahrt in der bretternen Halle, vor einem ziemlich engen verſchloſſenen Pförtchen, durch welches ſich um halb fünf Uhr die etwas ungeduldige Menge preßte. — Umſonſt ſuchten wir auf unſern Billeten den Wagen, der uns beſtimmt ſei; — nur erſter Klaſſe hieß es, an Glasfenſtern ſollten wir ihn kennen. — Man mußte ſich eintheilen. — Wir ſollten uns trennen, Vater, dein Fluch war ſchon im Bahnhofe. — Schon ſtand meine Cleopatra auf einem jener unbedeckten Fahrzeuge, die den Wagenzug ſchließen, aber dein Guido rührte durch ſeinen Schmerz einen Anordnenden, — wir blieben vereint, ein freundlicher Wagenhimmel wehrte von uns Sonne und Funken.

O du mit deinem regen Sinn für alles Gute und Schöne, du kennſt die Gegend nach Lochhauſen zu, du kennſt die Wonne, ſie pfeilſchnell zu durchfliegen. Hier oder nie, Vater, konnte ich in meiner Cleopatra reiches Herz, in ihren gebildeten Geiſt ſchauen, — denn bis dahin hatte nur ſprachloſe Sympathie uns vereint.

Aber o du, der du meine verklärte Mutter hauptſächlich wegen ihrer Bildung zu der Deinen machteſt, welch' ein ſeichtes, oberflächliches Geſchöpf iſt doch meine Cleopatra im näheren Umgang! Kaum eine Bemerkung über Dampf und Rauch, die ſo herrlich den fernen, mit Schnee bedeckten Gebirgen über den grünen Sammetgrund zueilten und tauſend gute Menſchen auf ihrem Fluge begrüßten!

Nein, ſie iſt nicht die Vermeinte, die Geträumte! Einen Kaffee mit ihr trinken — ja; aber ein Leben mit ihr theilen — nein! — Alles, was du mir von Ueberdruß und Sättigung, ja von Langeweile geſagt, iſt buchſtäblich wahr.

Ward mir nicht geſagt, um ſechs fahre ein Wagenzug nach München zurück? —

---

*) Zuerſt erſchienen Leipzig bei Breitkopf u. H. im Jahr 1759.

Der Weg der Reue ſteht weit offen, — Guido braucht nicht einmal auszuſteigen um zu bereuen, um ſeines Vaters würdig zu ſein; nach dem ſchnellen Genuß einiger Erfriſchungen ſieht er der Vaterſtadt Thürme wieder.

O wie ſchwankend und ungewiß ward dein Sohn belehrt, — er muß neue Billete nehmen; — „vor halb acht iſt kein Rückweg nach München denkbar.“ und eben fährt ein dampfender Zug der Hauptſtadt zu, an ihm vorüber — „Sie hätten eher dazu thun ſollen.“ Dein Sohn muß der, die er ſchon nicht mehr liebt, kaum noch nothdürftig achtet, den Arm geben und einige Stunden in der Abendkühle auf- und abgehen! — Sie verlangt nach Kaffee, — nirgend ein Stuhl mehr — nirgend ein Tiſch, aber eine Tonne rollt freundlich auf uns zu — „ich will euer Tiſch ſein“ ſagt ſie — wir nehmen ſie — beim Wort Dein Sohn ſucht Cigarren, Cleopatra entwickelt immer mehr den Mangel aller Hülfsmittel ihres Geiſtes. Was wäre ohne Muſik aus uns geworden! Unter ihren Zauberklängen bewegen wir uns einige Stunden lang umher, — es wird halb acht, es wird mehr, es wird dunkel. Ich kann dir nicht helfen, Cleopatra, du wirſt weinen, aber ich laſſe dich in Lochhauſen ſitzen. O Lochhauſen, der Billardblouſe ähnlich, wo ſich die edle Elfenbeinkugel fängt!

Alles drängt ſich jetzt zu dem Rande der Bahn; — die Berichte, die Ausſagen, die Belehrungen verwirren ſich. Das verheißene Feuerwerk beginnt. Unter den ewigen Himmelskörpern ſprühen blau und rothe Sterne, über tauſend verdrüßliche Geſichter ſteigen und fallen Meteore, mancher fluchende Mund bleibt gaffend offen. Die Lokomotiven kommen, wie Wallfiſche ſchnaubend, einher. Schläfrige Repetiruhren klingen durch die Nacht: „O jetzt ein Königreich für einen Miethwagen!“ — Die Unordnung, die beſte Freundin der Nacht, geräth in volle Thätigkeit, — das dunkle Phantom des Wagenzuges wird vor- und zurückgeſchoben — Gott, was weiß ich! — Alles drängt, es iſt Zeit — der See Betheſta iſt von dem Engel berührt worden, gute Engel, öffnet alle Wagenſchläge! — Herbei ihr Lahmen, und ihr, die ihr vielleicht morgen hinkt! Dein immer etwas langſamer Sohn hat Nummer 1., aber Vater, im Dunkeln und im Gedränge iſt hienieden alles Nr. 1.; dein Sohn kommt zu ſpät, er bleibt mit einem Rippenſtoße zurück. — Kinder weinen — Mütter irren — Thiere wimmern — Extrafahrt! Extramalheur! Vater, in einem ſolchen Gedränge verlor Aeneas ſeine Kreuſa — in einem ſolchen Gedränge verlöre ſich ein liebendes Mädchen bequem von ihren ehrwürdigen Eltern. — Dein Guido muß in Lochhauſen ſchlafen, in Lochhauſen bivouakiren!

Vater, wenn du noch Vater biſt, ſende morgen um fünf einen Miethwagen, der deinen beſchämten, verſchnupften Sohn in deine Arme, nein, zu deinen Füßen führe.

Dein Guido murrt nicht; Wenige aus jener unvergeßlichen Nacht ſind heiſerer als er. Segen der neuen Anſtalt, — Segen jedem jungen Paar, das mittelſt ihr in die weite Welt hinausgeht. Dank für jede Artigkeit, die ihm im Gedränge geſagt wurde. Er hat von den Anordnenden kein rauhes Wort erduldet, manches belehrende wahrſcheinlich überhört, nur Klagen der Entſagung vernommen. Er bekennt ſich ungeſchickt, aber nicht ungerecht, nicht undankbar! —

Meine Cleopatra will nicht von der Stelle!

Ein zu Fuß in München eintreffender Freund bringt dieſe Zeilen dem beſten der Väter. —

* * *

Lyriſche Halle.

Moderne Legende.*)

von

Ludwig Auguſt Frankl.

Zu Nacht, ins weiche Bett geſchmiegt,
Der junge Pred'ger ſinnend liegt.
Zwei Kerzen geben hellen Brand,
Er hält die Predigt in der Hand,
Im Herzen hegt er liebe Sorgen,
Er hält die erſte Predigt morgen.

Er lieſt und lieſt ſie wieder dann
Und denkt: „Du biſt ein ganzer Mann!
Wie Alles dies ſo prächtig klingt,
Erbaulich in die Seele dringt
Der Text nur hat Erklärung nöthig,
Mein Sinn erſt macht ihn ſechzehnlöthig!“

So denkt er viel noch her und hin,
Da überkommt der Schlummer ihn,
Und langſam zu der Thür herein
Tritt es, ein bleicher Schatten, ein,
Er kann es deutlich nicht erkennen,
Wie ihm vor Schlaf die Augen brennen.

Es naht und faßt ihn bei der Hand
Und führt ſie zu der Kerze Brand, —
Und plötzlich wird's im Zimmer licht,
Daß ihm es in die Augen ſticht;
Und weh, in hellen, rothen Flammen
Brennt ſeine Predigt ihm zuſammen.

Erſchrocken will er retten noch,
Der Schlaf bewältigt ihn jedoch,
Nur der Gedanke peinigt ihn:
Sein Rednerruhm iſt morgen hin,
Wenn die Gemeinde ſich verſammelt
Und er gebrochne Reden ſtammelt.

Der Morgen kommt nach langer Nacht,
Der junge Pred'ger iſt erwacht,
Da iſt der lang erſehnte Tag,
Doch pocht ſein Herz in ſchnellerm Schlag;
Iſt froh, daß Alles Traum geweſen
Und will nochmals die Predigt leſen.

Doch weh', als Aſche liegt zerſtreut,
Was ſelbſtgefällig ihn erfreut,
Auf ſeinem Bett, auf ſeinem Haupt,
Was er ſo ſchön, ſo tief geglaubt:
Der Text, der heilgen Schrift entſchrieben,
Iſt unverſehrt nur liegen blieben.

Das Leben ein Traum

von

Ernſt von Brunnow.

Die Stunden entweichen, die Tage verſchwinden,
Wie ſegelnde Wolken im luſtigen Raum,
Und wenn wir am Schluße des Jahres uns finden,
So fragen wir ſinnend uns: War es nicht Traum?

Es treten Geſtalten wie dämmernde Schatten
Im Scheine der Zauberlaterne daher,
Die heiteren ſehn wir mit düſtern ſich gatten
Und beide zerfließen im nebligen Meer.

---

*) Aus der bei F. A. Brockhaus in Leipzig nächſtens erſcheinenden Sammlung der Gedichte des Verfaſſers.

Ein Lieblingsbild erfüllet mit Sehnen
Dem Schläfer die wogende menſchliche Bruſt;
Er will es erreichen, und gelt' es auch Thränen,
Und gelt' es auch Reue, zu finden die Luſt!

Es träumet die Jugend, von Wonne durchglühet,
Sie halte die Liebe gar feſt im Arm;
Die Roſe zerfaltet ſich, welket, verblühet,
Die Liebe verſchwebet wie Irrlichtſchwarm.

Es träumet der Denker, die Wahrheit zu ſchauen,
Er ſchwinget ſich kühn zu den Sternen hinauf,
Er ſteiget hinunter in nächtliches Grauen,
Und ſchließet im Wahne den zweifelnden Lauf.

Es träumet der Künſtler, die Schönheit zu bilden,
Die oft ihm geleuchtet, ein Glanzideal, —
Die Göttliche wohnt nicht auf Erdengefilden,
Er müht ſich und baut ſich ſein Todtenmal.

Es träumet der größte der Corſen, die Krone
Europa's zu halten mit eiſerner Hand;
Bald hat ihn Fortuna mit tückiſchem Hohne
Zur traurigen Helena ſterbend gebannt!

So kommen, ſo gehen die Wechſelgeſtalten,
Doch folget den Träumen einſt Wachen und Tag;
Ob alle die Bilder vorüber auch wallten,
Verödet die Tiefe des Herzens nicht lag!

Dann ſtrahlen wie Sonnen am inneren Himmel
Die Thaten, die edeln, im herrlichen Chor;
Dann kriechen, wie giftiges Schlangengewimmel,
Die böſen aus reuigem Buſen hervor!

Drum möge doch jeder mit Mäßigung träumen,
Zum Wachen des ewigen Tages bereit,
Daß einſt im Lichte von ſchöneren Räumen
Die Seele ſich freue des Traumes der Zeit!

Die Muſikanten

von

J. P. Kaltenbaeck.

Drei Muſikanten tiefgebräunt
Am Marktplatz einſt erſchienen —
Noch faß' ich kaum den dunklen Zug
In ihren ernſten Mienen.

Die Augen glänzten wunderbar,
Wie eine alte Sage,
Und um die Lippen bebt' es ſtill,
Wie eine alte Klage.

Die Geigen aber ſpielten hell
Des Ländlers frohe Weiſe,
Zwei muntre Jungen keck und frei,
Geführt vom Baß, dem Greiſe.

Und laut begrüßte rings das Volk
Der Heimath ſchöne Klänge;
Die Fidler ſtanden regungslos
Im jubelnden Gedränge.

Doch plötzlich ſchien's, als ſollt' auch ſie
Der Freude Thau befeuchten,
Ein Lächeln flog um ihren Mund,
Gleich fernem Wetterleuchten.

Wie wirbelten die Geigen jetzt
Im raſchen Fugenſchritte;
Wie tobte mit der Altgeſell
Die kecke Jugendbitte!

„Iſt dieß zu Hauſe wohl ihr Ruf
Beim frohen Feſt zu tanzen;
Faſt klingt es aus dem Sturmeslied,
Wie längſt zerbrochne Lanzen?“

So frug ich mich — die Menge ſchwieg,
Von bangem Weh durchdrungen;
Die fremden Fidler ſchlichen fort,
Die Muſik war verklungen.

Manch Jahr iſt wohl ſeitdem entflohn,
Manch Hoffen, manches Scheinen,
Doch fühlt' ich beim Ragozi *) ſtets,
Wie Völker tanzend weinen.

---

*) Ungariſcher Nationaltanz.

Stimmungen

von

Rudolf Marggraff.

1. Perlenmuſchel.

Abwechſelnd Pein und Luſt geſtalten unſer Leben,
Wenn ſich das eine ſenkt, wird ſich das andre heben.

Kleinod dem Dichter ſei der innern Schmerzen Weh,
Daß er zu Luſt und Sang geläutert auferſteh'!

Wenn krank das Muſchelthier, erwächſt im ächten Schein
Die Perle, wie aus Haß die Liebe, Luſt aus Pein.

Wie ſolch ein Muſchelthier, das kranke, eingeſchloſſen,
Verlebt' ich Jahre, einſam und verdroſſen.

Denn glaubt, es iſt nur Krankheit, wenn wir leiden
An Menſchenhaß und die Geſellſchaft meiden.

Verdammt mich nicht, wenn ich die Menſchen mied,
Ich ſinge gern mit Fröhlichen mein Lied;

Ich drücke gern dem Biederen die Hand
Und ſeh mich ſtolz als ſeinen Freund genannt.

Doch nicht im heim'ſchen Land, am fremden Heerd
Iſt mir mein Lebensmuth zurückgekehrt.

Dem gaſtlich-biedern Sinne dank ich dieß,
Der mich mein eignes Selbſt auch wiederfinden ließ.

Drum laßt, der Glocke gleich, das früh're Leid verklingen,
Aus dunkler Schmerzen Nacht des Liedes Frühroth dringen.

O möcht' ich wie die Muſchel krank geweſen ſein,
Und träte nun an's Licht die Perle, ächt und rein.

2. Gleichklang.

Wohl iſt es ſchön, nach alter Dichterweiſe
Des Herzens Fülle offen hinzulegen,
Was drinnen, wie die Liebe, zart und leiſe,
Wie Schlachtwuth auch ſo wild, ſich möge regen.
Entfeſſelt treten aus der Seele Tiefen
Die bunten Bilder all' und wirren Träume,
Die lieber dort wohl feſtgekettet ſchliefen; —
Am Sonnenlicht verwehn ſie leicht wie Schäume.

Nur ſelten drängt, was mir den Buſen füllet,
In Reimesform heraus zur Tageshelle; —
Schwer iſt es tragen, was das Herz verhüllet,
Doch leichter, was verläßt die dunkle Schwelle.
Drum iſt nur wahr und ächt, was du empfunden,
Was dir dein Inn'res drohte zu zerſprengen,
Dann wird es auch, in Reim und Vers gebunden
Willkommen ſich zu gleichem Herzen drängen.

3. Meerſturm.

Vertrauend nahte mir ſich der und jener!
Doch blieb ich gern mit meinem Schmerz allein,
Dem Felſen gleich, den Wogen, — die Verhöhner
Der ſtarren Kraft, — umfluthen im Verein
Mit lauten Stürmen, die von Oſt und Weſt
Herwehen, rüttelnd an des Steines Reſt.

Ein böſes Schickſal trag' ich mit mir her,
Den Sturm der Leidenſchaften, welche wild,
Gleich aufgepeitſchten, unwirthlichem Meer,
Ringsum vernichten jeder Schönheit Bild.
Dem ſtarren Fels bin ich, empörtem Meer dann gleich.
Wer flieht nicht gern ſolch drohendes Bereich?

Da herrſcht der Schrecken, aber Liebe nicht,
Wo, ob verhüllt auch, wohnt die Leidenſchaft,
Die plötzlich oft das heitre Angeſicht
Der Menſchen trübt mit tiefen Grames Nacht,
Daß ſich die Stirne faltet, Augenlicht verliſcht,
Und in die Pein Verzweiflungsweh ſich miſcht.

Entkeimt dem Abgrund, leidenſchaftlich Bild,
Dem von der Engel Liebe nichts zu Theil,
Du dienſt als Waffe nur, doch nicht als Schild
Und bringſt mir Jammer ſtets, doch niemals Heil!
Du Kind der Finſterniß, dir künd' ich Krieg,
Und Liebe ſei der Lohn von meinem Sieg.

4. Winterfroſt.

Ein finſtrer Fluch ruht ſchwer mir auf dem Haupt,
Der mich verfolgt, wohin ich mich auch wende,
Er hat die Luſt zum Leben mir geraubt
Und mich gebannt in meines Zimmers Wände.
O Liebe, die im Herzen tief mir wohnt,
Verkläre dich in meinen ſtarren Zügen,
Daß Frieden mir auf meinen Wangen thront
Und meine Augen böſen Haß nicht lügen!

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1. Das Nibelungenlied, überſetzt von G. O. Marbach, mit Holzſchnitten, nach Originalzeichnungen von E. Bendemann und J. Hübner. Leipzig bei Wigand 1840 Denkmal zur vierten Sekularfeier der Buchdruckerkunſt.

Es iſt erſt kurze Zeit, daß wir Deutſche mit den Franzoſen und Engländern wetteifernd, die innere Gediegenheit unſerer Litteratur auch mit äuſſerem Schmuck auszuſtatten uns beſtreben und daß das Publikum mit Freude nach den ſogenannten illuſtrirten Ausgaben greift. Dennoch waren wir es, die a priori dazu die Veranlaſſung gegeben hatten, indem vom Herzen Deutſchlands die erſten Randbilder oder Bilder-Chroniken ausgingen, und die Franzoſen erſt, nachdem Albrecht Dürers Gebetbuch, Neureuthers Randzeichnungen u. ſ. w. erſchienen waren, die Ausgaben ihres Molière, Gilblas, Donquixote und anderer Werke mit Illuſtrationen zu veranſtalten begannen.

Ohne Zweifel bildet das vorliegende Werk eine neue Blume in dem Blüthenkranze deutſchen Geſchmackes und deutſcher techniſcher Kunſt. Abgeſehen von dem Werthe der Bearbeitung des Urtextes, deren Beurtheilung wir Männern vom Fach überlaſſen müßen, ſei es uns erlaubt über den artiſtiſchen Theil einige Worte zu ſagen.

Sollen bei Illuſtrationen die beigegebenen Zeichnungen nicht bloß ein äuſſerer typographiſcher Zierrath ſein — wie wohl vorausgeſetzt werden kann — ſo darf eine organiſche Verbindung zwiſchen Text und Bild als weſentliches Erforderniß erſcheinen, und dieſe eigentliche Charakteriſtik wird ein unumgänglich nothwendiges Merkmal bilden. Aber eben in dieſer Beziehung ſcheint uns das vorliegende Prachtwerk nicht ganz entſprechend, ja mangelhaft. Kräftige, tiefe Auffaſſung und Schilderung menſchlicher Charaktere, menſchlicher Leidenſchaften bilden die Grundzüge der ganzen Dichtung des Nibelungenliedes: Liebe, Haß, Rache, Kampf und Feſtjubel — alles iſt wunderbar gezeichnet, und rieſengroß erſcheinen uns die handelnden Geſtalten.

Betrachten wir nun unbefangenen Auges die dem Texte beigegebenen Bilder und Verzierungen, ſo wird eine ähnliche Charakteriſtik ſich nicht finden laſſen, und ſtatt daß des Leſers Phantaſie durch die Zeichnungen erfriſcht und erkräftigt wird, ſcheint ſie zu ermatten und nicht befriedigt zu ſein. Geſtehen wir auch zu, daß wir durch die grandioſe Auffaſſung deſſelben Gegenſtandes von Cornelius verwöhnt, ſonach einen ſtrengen Maaßſtab unwillkührlich anzunehmen geneigt ſind, ſo iſt dennoch das als mangelhaft dargeſtellte leicht von ſelbſt erweislich. Schon das Bild zum erſten Abentheuer: „wie Chriemhild träumte“ entſpricht doch offenbar nicht ſeinem Objekte und würde als Schmuck eines modernen Romanes eher paßen. So finden wir — bei aller Grazie des Vortrags (denn wer wollte das anerkannte Verdienſt der achtungswerthen beiden Künſtler leugnen wollen!) — in den meiſten Darſtellungen Mangel an Kraft der Handlung oder Reichthum der Erfindung. Die Bilder zu den Abentheuern 9 13 und 18 bieten eigentlich drei Wiederholungen der gewöhnlichen Idee von in Profilanſicht vorbeireitenden Perſonen. Ganz entſprechend ſchön aufgefaßt und dargeſtellt iſt die Compoſition zum 17. Abentheuer: „wie Siegfried beklagt und begraben ward.“ — Was die um den Text laufenden Randverzierungen anbelangt, ſo ſcheinen ſie um ſo mehr der nothwendigen Charakteriſtik zu ermangeln, als einige ſogar an den ſogenannten Rococogeſchmack erinnern. Dennoch würde es undankbar ſein, die Leiſtungen des verdienſtvollen Herausgebers, wie der talentvollen Künſtler (Erfinder und Holzſchneider) nicht im vollſten Maaße anerkennen zu wollen und nicht den aufrichtigen Wunſch des beſten Gedeihens wie der größten Verbreitung des ſchönen Werkes ſomit aufs Lebendigſte auszuſprechen. Möge die zweite und letzte Hälfte der Ausgabe bald folgen! —.

Franz Graf v. Pocci.

---

2) Gedichte von Ludwig Koehler, Meiningen, in der Keßnerſchen Hofbuchhandlung 1840. 12. 148 Seiten.

Poetiſche Verſuche in allen drei Hauptarten der Dichtung, nach Ausweis des Inhalts: I. Gott, Natur, Leben und Liebe, (Lyrik) II. Romanzen und Balladen, (Epik) III. das Sankt-Johannisfeſt, (Drama) — ausgezeichnet in keiner derſelben und faſt durchaus Nachahmungen, ſo daß es nicht ſchwer werden dürfte, außer den bereits vom Verfaſſer genannten Muſtern: Beranger, Vittorelli, Montanelli, gleicherweiſe Rückert, Goethe, Uhland, Stolberg ꝛc. anzugeben. Beiſpiele, aus den beſten gewählt, mögen entſcheiden.

Das Wrack.

Willkommen, Sturm! es ſpritzen hoch die Wogen,
Es ſchäumt die Fluth, es kräuſeln ſich die Wellen,
Die Maſte ſchwanken und die Segel ſchwellen,
Die Takel ſteigen bis zum Himmelsbogen!

Es ziſcht der Blitz, die Donner rollen, krachen,
Der Sturmwind peitſcht die nackten Uferfelſen,
Die Wogenberge ſtöhnend bang ſich wälzen,
Begrabend unter ſich ſo Schiff als Nachen.

Ein Wrack, ein Wrack! Aus meiner Heimath Gauen
Kommſt, ſchwaches Menſchenwerk, du angeſchwommen!
Hat dir der Sturm der Wimpel Schmuck genommen?
Du ſollteſt nicht die Heimath wiederſchauen.

Ich habe deine Maſten, deine Planken
Vielleicht gekannt als ſturmdurchrauſchte Eichen,
Ich ſchlief vielleicht als Kind auf deinen Zweigen
Und freute mich bei deiner Kronen Schwanken.

Waldvögel niſteten in ihrem Schooße
Und ihre Wipfel hoch die Wolken küßten,
Die Wurzeln klammerten ſich an den Brüſten
Der Mutter Erde feſt, bedeckt vom Mooſe.

Ich ſeh mein Vaterland, die fetten Triften
Mit ihren Heerden, ſeh die rothen Dächer
Des Dörfchens, lauſchend aus ſmaragd'nem Becher,
Und höre Lerchenſang in ſeidnen Lüften.

Dort tummelt ſich des Dorfes frohe Jugend,
Schalmeien klingen hell zum luſtgen Tanze,
Dort ſchmückt die Braut ſich mit dem Myrthenkranze,
Im Buſen wahrend Keuſchheit, ſtill Tugend.

Die blauen Berge ſeh ich in der Ferne,
Wohin, als ich ein Knabe noch mich ſehnte,
Als ich ein Paradies dahinter wähnte,
Ich ſehe meines Deutſchland's heilge Sterne!

Könnt' ich dahin! Amerika's Gefilde,
Sie brachten nicht dem wunden Herzen Frieden!
Von Allem was mir lieb einſt war geſchieden,
Seh ich mein Elend ganz im fremden Bilde.

Tragt mich zur Heimath, toſende Orkane!
Auf euren Schwingen will ich ſanft mich betten,
Mich aus der Fremd' zum Port des Friedens retten,
Auf Meeresfluth hingleitend gleich dem Schwane!

Daß die Idee dieſes Gedichts gut ſei, wer wird es leugnen? Aber ein guter Grundgedanke iſt wenig für die Lyrik unſres ausgebildeten Zeitalters voll äſthetiſcher Anforderungen, iſt faſt nichts, wenn die Ausführung der Conception ſo wenig entſpricht. Das Ganze ſieht aus, als habe der Geiſt, als Lehrmeiſter, dem reimſchmiedenden Schüler die Idee Strophe für Strophe als Penſum aufgegeben und der Letztre habe ſich nun gemüht und gequält, eben dies Penſum genau in das vorgeſchriebne Reimmaß hineinzuzwängen. Daher die holprigen Participialconſtruktionen, daher die oft regelloſe Metrik, die unreinen Reime, wie Felſen und wälzen, Eichen und Zweigen und Andre. Und wie dieſes Gedicht, ſo ſind Alle, nur daß Viele bei weitem weniger gut aufgefaßt, ſelbſt oft recht unbedeutend erſcheinen. Dabei haben alle dieſelben Fehler, außerdem noch häufige Wiederholungen ſtehender Redensarten (z. B. kehrt das Bild des Smaragd's auf alle mögliche Weiſe immer wieder) und zeigen durchaus keine Feile. Wie können aber ſolche Produkte Anſpruch machen wollen, in den Schranken der Belletriſtik zum Wettkampf zugelaſſen zu werden, wenn ſie es nicht der Mühe werth finden, den Schild von Roſtflecken zu ſcheuern? — Gelungener ſind unſtreitig die epiſchen Dichtungen. Aber obwohl es billig anerkannt werden muß, daß die Kritik bei dieſer Dichtungsart gegen die Form bei weitem nachſichtiger ſein kann, wenn die Idee und Auffaſſung des Objekts den Anforderungen des Gefühls entſprechen, der Dichter alſo ein weit leichteres Spiel hat, da der Gegenſtand ſelbſt gewöhnlich die Form erhebt; ſo treten doch auch hier jene Mängel, die wir bei den lyriſchen Produktionen des Verfaſſers rägen mußten, zu beſtimmt hervor, als daß uns die meiſt recht gute Auffaſſung des Ganzen ſolche hätte überſehen machen können. Man leſe nur z. B.

Haſt du mich weinen ſehn?

Mein Erſtgeborner ſank in Jugendfülle,
Der Blume gleich, früh in des Todes Arm;
Ich preßte ſtumm ans Herz die kalte Hülle,
Auf ſeine Lippen Küſſe innig warm!
Man ſenkt ihn in die finſtre Todtenkammer,
Und an des Lieblings Grabe muß ich ſtehn!
Stumm war mein Herz, mein Klagen und mein Jammern:
Sprich, liebes Kind, haſt du mich weinen ſehn?

Ich weinte nicht, als aus der Gattin Armen
Mich rief des Königs ſtrenges Machtgebot,
Als von der Bruſt, der treuen, liebewarmen
Mich die Drommete rief zu Mord und Tod.
Ein Kuß noch, ach! es iſt vielleicht der letzte;
Dann folg ich gern dem hehren Schlachtgetön;
Und ſchon die Trommel mich zum Kampfe hetzte:
Sprich, liebes Kind, haſt du mich weinen ſeh'n?

Als rechts und links im dichten Kugelregen
Die Brüder ſanken, als der Freund mir ſank,
Ich weinte nicht — fort ging's mit blankem Degen,
Und auf der Feinde Stirn ſchrieb ich den Dank!
Ich grub ein Grab, als nach dem Siege klangen
Die Jubellieder nach des Himmels Höh'n,
Stumm küßt den Freund ich auf die bleichen Wangen;
Sprich, liebes Kind, haſt du mich weinen ſehn?

Und als geſchmückt mit grünen Eichenzweigen
Wir heimwärtszogen und ein Leichenzug
Mir ſchritt entgegen mit dem düſtern Reigen
Und meine Gattin war es, die man trug:
Wohl fühlt ich da in meiner Bruſt die Wunde,
Von kalten Todesſchauern mich umwehn,
Doch kam kein Klagelaut aus meinem Munde:
Sprich, liebes Kind, haſt du mich weinen ſehn?

Ich weinte nicht! — doch heute, wo verloren
Die Freiheit iſt, mein theures Vaterland,
Wo uns zum Dulden das Geſchick erkoren,
Schwer auf uns laſtet der Tyrannen Hand:
Heut will ich troſtlos meine Hände ringen,
Will heiß zum Himmel auf um Gnade flehn,
Heut ſoll der Thränen Fluthquell endlich ſpringen;
Heut, liebes Kind, ſollſt du mich weinen ſehn! —

So ſchön der Gedanke dieſes Gedichts iſt, ſo ſchülerhaft iſt die Ausführung. Und wie kommt es unter die epiſchen Dichtungen? Iſt es eine Romanze? eine Ballade? Der Gegenſtand hätte ſich wohl tragiſch behandeln laſſen, aber ſo wie er hier erſcheint iſt er nicht das Eine noch das Andre, ſondern rein elegiſch. Und wie in dieſem, geht es dem Verfaſſer auch in den andern Gedichten; wir weiſen nur auf: Guttenberg, Dſchelaleddin Rumi, das Negerweib, den polniſchen Veteranen, Blumenſtrauß, Rigas u. ſ. w. Im Auffinden des Stoffes und meiſt auch in der Auffaſſung iſt der Verfaſſer, wie ſchon erwähnt, glücklich; da wirft er ſich mit Eifer in die Verſe. Aber gewöhnlich erlahmt ſeine Kraft ſchon meiſt an der dritten und vierten Strophe ſeiner unglücklichgewählten fünf, ſechs, ja achtfüßigen Maße und dann iſt keine Hülfe mehr. Flickworte, weit hergeholte Bilder, oft ſelbſt platte Redensarten müſſen den Versfuß anſtückeln, oder den Reim vollenden helfen und dabei verkümmert das gutgewählte Objekt, daß man froh iſt, wenn die Cataſtrophe naht; denn beſſer, wie Schill ſagte, ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende. So ſehen die Sachen mehr poetiſchen Uebungen ähnlich, als den Produkten einer freien Muſe.

Den dramatiſchen Verſuchen des Verfaſſers ergeht es nicht beſſer, als den lyriſchen und epiſchen. Er iſt auch hier nur Nachahmer, und man ſieht es dem Sankt Johannisfeſt nur zu ſehr an, daß dem Verfaſſer Goethes Taſſo zum Modell gedient hat. Auch hier iſt ein Dichter (Arioſto) von zwei weiblichen Weſen (Aleſſandra und Laura) geliebt und begehrt, indeß er nur Eine (Aleſſandra) mit ſeiner Gunſt beglücken kann. Die bedeutende Rolle des Gegengewichts — dort in den Händen des ernſten, unbeugſamen Antonio — ſtellt hier der verliebte, eiferſüchtige Gonzalo dar, woraus ſchon erſichtlich, daß der Knoten des Stücks ſich um einen Liebeshandel ſchürzt. Eine Scene, die zehnte, mag uns als Beiſpiel der Charakterzeichnung dienen. Gonzalo hat Arioſto gefodert und iſt verwundet worden. Jetzt drängt er ſich wiederholt an Aleſſandra, die von ſeiner Liebe nichts wiſſen will, und ihn nur als Freund zu kommen gebeten hat.

Aleſſ. Wie Herr? So frühe ſchon?
Gonz. Vergebt Madonna!
War's eine Ewigkeit doch ſchon für mich,
Seit ich Euch nicht geſehn!
Aleſſ. O ſchweigt davon!
Gonz. Verbietet doch den Blumen ihren Duft,
Dem Vogel ſeinen Sang, der jubelnd ſchmettert,
Gott preiſend laut aus luſterfüllter Bruſt!

Aleſſ. Ihr wollt mich lieben und doch kränkt Ihr mich!
Was ſeh ich aber? — Blut an Eurem Arm?
Gonz. Es floß für Euch, drum fühl' ich keinen Schmerz!
Aleſſ. Was ſagt Ihr, Herr, für mich? o heil'ge Jungfrau,
Warum für mich? Kein Blut ſoll um mich fließen!
Was thatet Ihr? O ſprecht, Unſeliger,
Ein Leben für mich in Gefahr?
Gonz. Madonna!
Ich ſeh in Euren Wimpern eine Thräne:
Wär's möglich, daß Ihr um mein Leben zittert?
Ich bettle um ein Ja aus Eurem Munde!
Und wär' mein Herzblut ſelbſt gefloßen, ſchwänge
Der Tod die ſchwarzen Flügel über mich:
Ich wäre glücklich und mit freud'gem Beben
Von Euch geliebt ſchied' ich aus dieſem Leben!
Aleſſ. Mit wem habt ihr das blut'ge Spiel gewagt?
Gonz. Mit jenem Unverſchämten, der Euch heute
Mit frechem Wort beleidigte! — O hätte
Mein Schwert ihn doch erreicht auf friſcher That!
Aleſſ. Verflucht ſei Eure thör'ge Leidenſchaft,
Die Euch verblendete! Wenn Euer Arm
An Kraft den ſeinen übertroffen hätte,
Wenn Euer Schwert den Edelſten gemordet —
O Gott der Gnade! Nein, ich kann's nicht denken!
Wißt, es war Arioſt, Italiens Ruhm,
Sein Stolz und ſeine Zierde! Nicht beleidigt
Hat mich ſein Wort, das wunderbar in mir
Der Liebe heil'gen Götterſtrahl erweckte.
Gonz. Verſtand ich Euch? Ihr liebt ihn, den Verhaßten?
Aleſſ. Ich ſprach das Wort und nehm' es nicht zurück.
Gonz. So iſt vernichtet meines Lebens Glück!
O wie ich Euch geliebt, ſo liebt kein Gott!
Für meine heiße Liebe ward mir Spott! —
Ich war ein Lamm und kann ein Tiger ſein:
Der Sieg iſt Euer, doch die Rache — mein!
[er will abgehen.]
Aleſſ. [ihn haltend, ſanft]
Ihr habt mich nie geliebt und Eure Schwüre,
Sie waren Eurer Seele nicht entſprungen;
Ihr wolltet jeden Feind für mich bekämpfen
Und glorreich ſiegen, von mir ausgerüſtet.
Es iſt die Stunde, Euer Wort zu löſen!
Bekämpft Euch ſelbſt und Euer beſſer Theil
Wird Euch zum höchſten, ſchwerſten Siege führen! —
Ihr habt ſchon überwunden! Euer Auge
Verkündet mir's! — Ihr ſeid ein edler Mann!
Reicht mir die Hand zum ew'gen Freundſchaftsbunde!
Gonz. Ihr haltet mich in Eurem Netz gefangen.
Wie Eis im warmen Strahl der Sonne, ſchmilzt
Vor Eurem Wort, der eiſernſte Entſchluß.
Ich bin ein Kind vor Euch; der Liebesgott
Hat ſpielend meinem Arm das Schwert entwunden
Und gürtet mir den Harniſch von der Bruſt.
Es ſei! Ich will den Schmerz in mir begraben
Und unſre Rechnung ſoll geſchloſſen ſein!
[geht raſch ab.]
Aleſſ. Es war ein ſchwerer Kampf: er iſt errungen! —
Mein Arioſt, mein goldnes Morgenroth,
Wann flammſt du wieder purpurſtrahlend auf
An meines Lebens Himmel?
Ich bin die Blume, deren Kelch ſich ſchließt,
Wenn Helios in Thetis Schooße ruht:
Doch wenn er ſich der Göttin Arm entringt,
Dann wacht ſie wieder auf zum ſchönern Leben! —

Die mannichfachen Härten abgerechnet, iſt der Styl für einen Anfänger ziemlich fließend. Indeß zur Charakteriſtik fehlt viel. Aleſſandra, die ſich weiter unten beſcheiden ſelbſt ein „Veilchen" heißt, und Gonzalo zeichnen ſich in obiger Scene. Daß uns aber der Verfaſſer den edlen Meiſter Arioſt, der von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Muſter ſanften Charakters und feiner Sitten geſchildert wird, zu einem faſelnden und renommirenden Theaterhelden verſtümmelt hat, das hat uns höchlich mißfallen. Das einaktige Stückchen, ſo höchſt einfach in der Knotenſchürzung, konnte ſich einzig und allein durch feine, wohlangelegte Zeichnung der Perſonen und blühenden Dialog auszeichnen. Aber der Verfaſſer hat es vorgezogen, uns nicht mit ſolchen Ungewöhnlichkeiten zu überraſchen und hat ſich ſelbſt dabei die Mühe pſychologiſcher Begründung erſpart.

Doch genug! Wir dürfen es geradezu ausſprechen, daß es den poetiſchen Erzeugniſſen unſerer Zeit zum nicht geringen Nachtheil gereicht, daß ihre Erzeuger von einer wahren Sucht ergriffen ſcheinen, recht früh und möglichſt oft auf dem deutſchen Parnaſſe zu figuriren. Wohl antwortet der Verf. S. 61:

Drauf kann der Sänger oh'n' Erröthen ſagen:
Strebt denn die Nachtigall nach Huldigungen?
G'nug iſt es ihr, wenn ſie ihr Lied geſungen,
Singt ſie ſich ſelbſt doch ihre eignen Klagen!

Das iſt zwar ein ſchönes Bild dichteriſcher Selbſtgenügſamkeit, leitet aber, auf junge Dichter angewandt, zu Conſequenzen, die man vielleicht nicht ableiten will, aber ja recht beherzigen ſollte. Die Nachtigall ſingt nicht eher, als bis ihr die Stimme gewachſen iſt und dann läßt ſie ihre Lieder nicht drucken. Dichten kann Jeder ſoviel er will, das iſt gut und ſchön, da übt ſich der junge Geiſt. Aber ins Publikum hinaustreten — da ſollte ja Jeder die novem annos des Horaz wohl überlegen, ehe er den Fuß über die Schwelle ſetzt, und, von edlem Stolz beſeelt, ſich nicht mit einem bedingungsweiſen Lobe zufrieden ſtellen, das man etwa der Menſchlichkeit der Kritik ablockt, ſondern lieber noch warten, bis man mit feſtem Schritte nach dem höchſten Ziele ſchreiten darf; denn Ehre kann und darf nur dem wahrhaft Gediegenen gezollt werden.

Dr. Quitzmann.

8) Das Königreich Bayern, in ſeinen alterthümlichen, geſchichtlichen, artiſtiſchen und maleriſchen Schönheiten, enthaltend in einer Reihe von Stahlſtichen die intereſſanteſten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöſter, Burgen, Bäder und ſonſtige Baudenkmale, mit begleitendem Texte, von M. v. Ch.........ra. München bei Georg Franz. 1840.

Wo wir einem rüſtigen Arbeiter auf dem fruchtbaren Felde der Geſchichte begegnen, wollen wir unſere Freude nicht verhehlen. In unentdeckten Schachten ruht manch edles Metall, ungekannt, ungenützt und nur wer lange und fleißig gräbt, holt es hervor und erwirbt ſich den Dank der Mit- und Nachwelt. Die Geſchichte iſt eine unermeßliche Grube, deren Anfang und Ende unerſichtbar ſind. Monographien ſind die Minen, die ſich in unzählige Verzweigungen zertheilen, und in ein großes Ganze enden, das wir als Univerſalgeſchichte kennen; ſie wahren in ſich das meiſte Gold und wer es läutert und brauchbar macht, hat zum Ganzwerk Weſentliches beigetragen. Dankbar begrüßen wir ein Werk, wovon die, vor mehreren Wochen erſchienenen zwei erſten Hefte ſchon unſere Achtung gewannen und das III. und IV. Heft, welche ſo eben die Preſſe verlaſſen, zur gegenwärtigen Beurtheilung uns ernſtlich mahnen. Jene beiden erſten Hefte, welchen eine ſtrenge Kritik nichts anhaben konnte, und die in ſo vielen Journalen die günſtigſte Beurtheilung fanden, wollen wir dießmal umgehen und den uns vorliegenden Monographien des III. und IV. Heftes, enthaltend Burghauſen, Altötting, die Allerheiligen-Hofkirche, Streitberg, Muggendorf, den Nürnberger Marktplatz unſere Betrachtung widmen. Angezogen fühlen wir uns durch die einfache Sprache, durch den ächt hiſtoriſchen Styl, der die Geſchichte zur Lektüre und nicht erſt zum Studium macht. Der Verfaſſer lehrt, ohne Gelehrter ſeyn zu wollen, er erzählt uns Schönes und Neues und überläßt Andern das Urtheil, und was uns mitgetheilt wird, beurkundet allenthalben den Fleiß des Forſchers, der die verborgenſten Quellen mühſam aufſuchte und die baare Wahrheit in beſcheidener Haltung vorträgt. Geſagtes gilt beſonders von den Beſchreibungen Burghauſen's und Altötting's. Unſere vaterländiſche Geſchichte liegt denſelben als Typus zu Grunde, woran die lokalen Ereigniſſe mit den Urſachen und Wirkungen, ineinandergreifend und auf die Hauptgeſchichte zurückwirkend, ſich reihen. Bei Altötting, wo der Hiſtoriograph ſo leicht in Verſuchung gerathen kann, ſeine ſubjektiven Anſichten hervortreten zu laſſen und die objektive Aufgabe des Geſchichtſchreibers zu vergeſſen, verläugnet unſer Verfaſſer zwar nicht ſeine katholiſche Tendenz, iſt aber eben ſo frei von Orthodoxie oder behaglichem Myſticismus, in die auch ein geſunder Sinn ſich nicht ſelten bei ſolchen Veranlaſſungen verliert, als von ſpiegelfechteriſchem Liberalismus, der egoiſtiſch den Zweck ſeines Vorhabens, das Erzählen aus dem Auge verliert. Streitberg's Geſchichte erſcheint uns undankbar und wir würden dieſelbe überſchlagen, wenn ſich die intereſſante Schilderung eines Theils der „fränkiſchen Schweiz" die Muggendorfer Höhlen nicht daran reihte, die eine Wärme und Empfänglichkeit des Verfaſſers für das Erhabene und Schöne der Natur, gleichwie für das Wahre der Geſchichte athmet und in lebendigen Farben uns das Panorama der ſchönſten Gegenden vergegenwärtigt. Wir zählen dieſes Werk zu den Erſcheinungen erſten Ranges, die ſeit Jahren unſere heimiſche Litteratur hervorbrachte Gleichmäßig gebührt den größtentheils von Poppel gefertigten Stahlſtichen das Prädikat „ausgezeichnet,“ da Reinheit, Friſche und maleriſche Lebendigkeit dieſelben charakteriſirt. Das Innere der Allerheiligenkirche iſt ein Muſterwerk der Stahlzeichnung. Die typographiſche Ausſtattung können wir paſſend und ſorgfältig nennen.

65.

4) Eine Pariſer Familiengeſchichte von S. Hänle, Würzburg, Verlag der Stahelſchen Buchhandlung 1840. 8.

Herr Hänle iſt ein Balzacide im ſtrengſten Sinne. Gleiche Auffaſſung, gleiches Ausmalen in der Flüchtigkeit, gleiches Hinwegſpringen über das Wichtige und gleiches Verweilen bei dem Einzelnen, gleiches Plänkeln und Flattern zu einem vorgeblich moraliſchen Zwecke, zu irgend einer tiefſinnigen Lehre, die uns beigebracht werden ſoll, die aber doch eine offenbare Nebenſache neben dem Hauptzwecke bleibt: eine gewiſſe Anzahl unterhaltender Seiten zu ſchreiben!

Herr Hänle hat ſich in der That ein glänzendes Muſter gewählt und iſt ihm nicht minder treu geblieben, als die epiſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts ihrem Virgil. Nur an einigen Kapitel-Anfängen nimmt er Victor Hugo zum Geleitsmann und ſtellt die kleinen Figuren ſeiner Novelle auf einen unermeßlichen Geſchichtsboden, wo man ganz andere Ereigniſſe und Charaktere möchte auftreten ſehen. Die Hauptunart der franzöſiſchen Schule und ihrer Nachahmer iſt wohl die, das Kleine und Kleinliche uns in einem unermeßenen Rahmen zu zeigen, woher denn auch der Rahmen immer zum Stoffe gerechnet, und der Stoff ſtets breit und unermeßlich wird. Aber wie geſagt, redliches, faſt ängſtliches Studium dieſer Manier iſt dem Verfaſſer nicht abzuſprechen.

Die Tendenz ſeiner Novelle iſt: darzulegen, wie unter dem Schleier der Aufklärung in unſerer Zeit ſich alle Laſter verhüllen. Dieſen Stoff hat Balzac ſelbſt unzählige Male, wo nicht immer, behandelt und mit welcher Meiſterſchaft! Hat er aber ſeinen Landsleuten und dem armen Paris, das ein Bienenkorb voll Laſter ſein ſoll, nicht zuviel gethan, müſſen noch Ausländer ihm zu Hülfe kommen?

Eine Nation läßt ſich in ihrer eigenen Sprache und von eigenen Talenten eine Menge harter Wahrheiten ſagen. Wird ſie jedoch gegen den Ausländer ſich nicht ſo gut zur Wehre ſetzen wie eine Frau, die ein dritter ſchlagen will, weil ihr Mann ſie ſchlägt? Wird ſie nicht den Ausländer erſuchen, in ſeine eigenen Hauptſtadte ein wenig hineinzublicken?

Hätte Herr Hänle die Natur doch nur halb ſo ſehr ſtudiert, als ſeinen Balzac, hätte er nicht bloße Ueberlieferungen in ein franzöſirendes Deutſch gekleidet, dem doch alles franzöſiſche Colorit fehlt, das weder ſchillert, noch glänzt, noch blitzt, noch glitzert, wie das Wetterleuchten Balzacs! Amant für Liebhaber — Charles für Karl — Blasémiene — blanc für weiß — Fauteuil für Lehnſtuhl zaubern uns noch nicht über den Rhein.

Der ganz einfach gemeine Liebeshandel eines Pariſer Dandy mit der Wittwe eines Banquiers, die zwei Kinder hat, Charles (nicht wie Karl auszuſprechen) —, und Marie — das iſt die Einleitung der Novelle: die Saat. Der Dandy wird ſeiner Wittwe überdrüſſig, ſie dringt hingegen auf Rettung ihrer Ehre, „ſie muß ihm ſchreiben, ſie muß ihn heirathen.“ Er verſchmäht ſie, wie billig, plündert ſie aber unter Androhung der Bekanntmachung ihrer Schande völlig aus, und verfügt ſich mit ſeinen Freunden zu einem herrlichen Dejeuner auf Koſten der Gefallenen. Eine Rohheit, wie die, welche Herr Hänle den Pariſer Roués hier beilegt, iſt nicht im franzöſiſchen Nationalcharakter, dem man nicht ſo leichtſinnig zu nahe treten ſollte. Würde Herr von Balzac dieſe Scene leſen, er dürfte wie der Präſident in Schillers „Cabale und Liebe“ zum Geheimſchreiber Wurm, ausrufen: „Bei Gott, das wollt' ich nicht, du gabſt den Schlangenrath!“

Einige Monate ſpäter zieht die gefallene

Wittwe die Klingel zum Findelhauſe. Wir wiſſen recht gut, daß Skizzen dieſer Art an die Götheſchen Skizzen im Fauſt mahnen ſollen.

Aber! —

Marie und ihre Mutter, die gefallene Wittwe, leben von der Händearbeit der Erſtern. Der Sohn Charles (nicht Karl) ein vollkommener Egoiſt, nimmt ſich der Seinen nicht an, die Mutter gründet Hoffnungen neuen Wohlſtandes auf ihrer Tochter Schönheit und kleinen Fuß. Ein Student hat dem Mädchen einen Liebesbrief geſchrieben, doch der Arme iſt bekanntlich nie der Rechte. Der Sohn verſagt der Mutter jede Hülfe, nur der Schweſter will er ſich annehmen, wenn ſie „klug" iſt, auch er iſt ganz einfach niederträchtig. Betty iſt die Geliebte des Miniſters, ſie erwartet Charles, ſeinen Secretär, dem ſie eben ſo nahe als der Excellenz angehort. Ihre Geſchichte iſt leider die, welche man ſich von Millionen Unglücklichen kann erzählen laſſen. Aus dem Geſpräch mit Charles geht hervor, daß ihre Gunſt beim Miniſter vorüber iſt und man eine Nachfolgerin ſucht.

Emil Luzy, der Student, liebt Maria aufrichtig. Er iſt, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, zeitlebens viel mit ſeinen Kameraden und mit Griſetten umgegangen; er bittet um Mariens Hand, hat einiges Vermogen, hat bald ausſtudiert und wird unerklärlicher Weiſe verſchmäht. Marie erkrankt vor Gram. In einer Studentengeſellſchaft erfährt Emil zu ſeiner Zeit, daß ſie im Krankenhauſe liegt. Schilderung deſſelben. — Emil tritt an Mariens Krankenlager; obſchon er, wie wir früher horten, einiges Vermogen hatte, hat er jetzt nur noch Schulden. Marie ſchreibt aus dem Krankenhauſe an den Miniſter und tritt ihre neue Stelle an. Weder Don Juan, noch Sardanapal ließen ihre Opfer aus dem Spitale kommen, ſie ehrten die Unſchuld wenigſtens dort.

Marie bezieht Bettys Zimmer, dieſe wird bei dem — Geſandten verſorgt. Bei ihrer Vorgängerin ſucht Marie Troſt und Erleichterung, Betty weint eine Zeit lang mit ihr, freut ſich aber doch ihres Elendes.

Im Salon der Madame de la Valise erſcheint Betty mit Marien. Dort finden ſie eine Geſellſchaft von Spielern, Glücksrittern und Damen, „die ſchon einige Schritte über die Grenzen der ſtrengen Sittlichkeit gethan haben." Mariens Anblick und Schönheit läßt die Karten aus den Händen der Galant hommes (?) fallen. Provinziale werden geprellt, verſpottet, Engländer betrogen, ihr yes und yes yes wird nicht verſchont. Marie erfährt, daß ihr Geliebter Emil Luzy ſich mit den Karten zu Grunde gerichtet und bis in den ſechſten Stock in einer Vorſtadt hinaufgeſpielt hat. Sie verläßt den Saal und eilt ihm zu Hülfe. Die Liebenden ſehen ſich wieder und trennen ſich nicht mehr.

Der Miniſter und Charles bereiten den Fall des Polizeipräfekten vor. Erſterer ſpürt den Mangel Mariens. Charles verſetzt: „werde Rath finden, Herr Miniſter."

Einige Seiten über den Juſtizpallaſt, worin die vergangenen Jahrtauſende beſchworen werden, Cäſar und Frankreichs Konige an uns vorübergehen, führen uns zu dem Verhör einer Bettlerin, die keine andere, als Charles Mutter iſt. Charles erkennt ſie, ſo auch der Polizeipräfekt, welcher ſynonim mit dem gewiſſenloſen Dandy iſt, den wir aus der „Saat" hinlänglich kennen. Er läßt als unbekannter Wohlthater die weiland geplünderte Wittwe in eine anſtändige Wohnung bringen. Er iſt Marquis und Gatte eines herriſchen verſchwenderiſchen Weibes geworden, die das Eumeniden-Amt redlich bei ihm verwaltet. Nun ſucht der Halbreuige das Kind ſeines Fehltritts auf, um ſein Alter zu erheitern. Die Mutter hat er im Juſtizpalaſte gefunden, muß aber erfahren, daß ſeine Tochter Betty im Findelhauſe iſt oder war.

Marie und Emile Luzy ſind glücklich durch einander. Kaum aber hat ſich der Verfaſſer in eine Schilderung und Verherrlichung der Liebe, „des einzigen Glückes dieſes Lebens," ergoſſen, ſo muß er auch ſchon eingeſtehen, daß fur ſeine Liebenden wenigſtens dieſe Seligkeit von kurzer Dauer war, und wir hätten es ihm und ihnen vorausſagen können. Marie kann ihren Gram, ihre Gewiſſensbiſſe nicht verbergen, beide leiden. Emils Mutter kommt an, Marie bebt, Emil hofft. Indeſſen wird Charles von ſeiner Mutter beſucht. Der Präfekt will ihn an Kindeſſtelle annehmen, im gleichen die verſtoßene Betty. Er erfährt, daß ſie ſeine Schweſter iſt. Die Mutter ſchaudert, Charles ſtürzt wie ohnmächtig zu ihren Füßen, Mutter und Sohn fallen ſich in die Arme und wiſſen, daß es eine ewige, rächende Vergeltung giebt, was auch den Präſidenten Seite 188 ſchon gedünkt hat.

Charles wird dem Polizeipräfekten vorgeſtellt und enthüllt ihm, was er zu ſeinem Sturze gethan. Der angezettelte Aufruhr bricht los; wie er auch ausfalle, Charles ſoll des Polizeipräfekten Sohn werden.

Marie gefällt ihrer Schwiegermutter nicht. Dieſe will eine Griſette nicht zur Tochter.

Die Unglückliche eilt in's Nebenzimmer und ſchreibt ihm: „Deine Marie war die Maitreſſe des Miniſters." Sie flieht aus der Wohnung, wo ſie ſo „glückliche Tage verlebte," irrt durch die Straßen und ſtirbt in der Kirche unſerer lieben Frauen zu Loretto.

Der Präfekt wird gnädigſt entlaſſen, ſeines Amtes und ſeiner Gattin quitt verfügt er ſich zu Charles und deſſen Mutter. Man weiß nichts von Marien, der Präfekt zuckt mit den Achſeln, die Mutter wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge, Charles drückt die geballte Fauſt vor die Stirn.

Noch Eins — Betty ſtirbt im Hoſpital.

So endet eine Pariſer Familie. Iſt uns nun die göttliche Vergeltung klar, iſt die große Babel geſteinigt?

Ein ſtärkeres Beiſpiel franzöſiſcher Nachahmung in Deutſchland bietet ſelbſt Gottſcheds Zeit nicht dar. Wie weit wird ſie ſich noch erſtrecken und was wird von deutſcher Originalität übrig bleiben? Wenn wir uns aber durchaus in dieſe Unterthänigkeit hineinbegeben wollen, warum müſſen die Franzoſen dieſe Nachbildungen, nicht mit Unrecht, für wahre Verläumdungen ihrer Sitten und Grundſätze anſehen, und während wir ſie doch bewundern, ſich von uns gelaſtert glauben? Traurig iſt es, wenn mit wahrhaftem horaziſchen Bienenfleiße in unſerer Litteratur Früchte angepflanzt werden, welche die Beſſern eines großen Volkes nicht zu den edelſten, wenn auch mit zu den üppigſten Gaben ihrer eignen Litteratur zählen.

Maltitz.

Denk- und Meldetafel.

In den Halliſchen Jahrbüchern für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, Nro. 207 und 208 wird eine „Kritik und Erklärung der Oden des Horaz von H. Düntzer" nicht unverdient ſcharf mitgenommen, aber der unvergleichliche Dichter ſelbſt mit einer Strenge herabgeſetzt, die „am Tage des Zorns" nicht ſchonungsloſer walten könnte. Die erhabene Ode des zweiten Buches: „die Verwandlung des Dichters in einen Schwan" iſt demnach „das Abgeſchmackteſte, was die ganze alte Poeſie aufzuweiſen hat." Was wird nun aus dem reizenden labyrinthiſchen Werke der Metamorphoſen? Horaz wird ſo ziemlich auf ſein Integer vitae, ſein Septimi, Gades aditure, ſein Diffugere nives, und einige ſinnige Kleinigkeiten, z. B. die blanduſiſche Quelle beſchränkt, — von einem Ne forte credas, einem Justum et tenacem, Tyrrhena regum progenies, oder einem Qualem ministrum fulminis darf nicht die Rede ſein. Muß ſich da nicht der Bruſt ein ſchwerer Seufzer über deutſche Gründlichkeit und ihre Fortdauer entwinden? Haben die „tändelnden, ſeichten, oberflächlichen Franzoſen ſich viele ſolche Urtheile geſtattet? Freilich iſt es noch nicht ſo lange her, daß man in einer Pariſer Zeitſchrift Horaz des Unſinns beſchuldigte, weil er ein mehrſylbiges Wort zuweilen zwei einander folgenden Verſen angehören läßt, wahrſcheinlich um die zu große Angemeſſenheit des Metrums zu vermeiden, indem er keineswegs dem Grundſatze huldigen mochte, der noch hin und wieder in der deutſchen Metrik gilt und nach welchem am Ende jedes Verſes ſich wenigſtens ein trockner Graben vorfinden muß. Sollte Herr Dünzer dieſer Kritik der *Halliſchen Jahrbücher* Etwas entgegnen wollen, ſo wird man es ihm nicht verargen können, wenn er einen Kritiker, der ſo ſehr das unſterblich Schöne verkannte, trotz manchen gerechten Tadels, der ſeine eigene Arbeit treffen mag, für einen *unberufenen* erklärt, der viel zu ſpät kam, um einem Dichter, wie Horaz, ſeine Stelle anzuweiſen.

Otto Prechtler in Wien, deſſen Drama: *Die Waffen der Liebe*, (wovon wir im Junius-Heft dieſer Blätter einige Scenen zur Probe mittheilten) auf dem K. K. Hofburgtheater täglich ſeiner Aufführung entgegen ſieht, hat neuerdings eine romantiſche Tragödie in 3 Akten: *Isfendiar*, mit einem Vorſpiele: *der Sohn der Wüſte*, vollendet und dem K. Hoftheater zu München zur Darſtellung angeboten.

Wir halten es für eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit für die vielen, dem geſammten deutſchen Vaterlande von dem höchſtſeligen Kaiſer Franz I. erwieſenen Wohlthaten und geleiſteten Dienſte, das durch den nachſtehenden Proſpektus bezeichnete Unternehmen der Errichtung eines großartigen National-Monumentes für den Verewigten der öffentlichen Theilnahme, mit dem Bemerken zu empfehlen, daß der ausführende Künſtler eben ſo begabt und geeignet für das große Werk, als dieſes ſelbſt, welches wir in einer lithographirten Abbildung vor uns haben, von ergreifender Wirkung iſt.

Programm

zur Errichtung eines National-Monumentes für weil. Seine Majeſtät Franz I.

Hoch oben am Gipfel des 6517 Fuß hohen Kaiſerſteines des Neuſtädter-Schneeberges ſteht die Granitſäule, ein bleibend Denkmal der perſönlichen Gegenwart Kaiſer Franz I.

Unten am Fuße des Berges gedenkt der Freund der Natur gewiß mit Dankbarkeit des hohen und gütigen Monarchen, wenn am Kaiſerbrunnen die köſtlichſte Erfriſchung den Wanderer erquickt. Nun aber ſoll ein drittes, erhabenes Denkmal an den unvergeßlichen, angebeteten Kaiſer inmitten des Kaiſerſteines und des Kaiſerbrunnens in einer bei 600 Fuß hohen Felſenwand erinnern.

Gewiß wird das Herz der zahlloſen Vaterlandsfreunde von der ſüßeſten Regung ergriffen, wenn ſie die Einladung zur Errichtung eines National-Monumentes vernehmen, welches ſeit dem Tode des angebeteten Monarchen ein Gegenſtand des allgemeinen Wunſches iſt, und gegenwärtig als ein Unternehmen in das Leben treten ſoll, welches den Ruhm vaterländiſch-nationaler Kunſt durch die Großartigkeit der Idee und Ausführung im In- und Auslande verherrlichen wird.

Welcher Naturfreund kennt nicht die herrlichen Gegenden von Reichenau und Guttenſtein in dem geliebten Oeſterreich? Wer hat das dortige wundervolle Felſenthal betreten, ohne von der Majeſtät der himmelanſtrebenden Marmorwände im Innerſten ergriffen zu werden? Dem Scharfblick erfahrener Künſtler war es beſtimmt, in dieſen Felſenparthien die von der Natur ſelbſt gebotene Gelegenheit zu entdecken, dem unſterblichen Vater des Vaterlandes ein durch kommende Jahrhunderte dauerndes Denkmal der treuen und unvergänglichen Unterthanen-Liebe errichten zu können.

Es ſoll nämlich in eine der rieſigen Flächen der Felſenwände des Schneeberges, nächſt dem Kaiſerbrunnen, das Kopfbild weil. Seiner Majeſtät Franz I. in Art eines Medaillons im Durchmeſſer von 42 Wiener Fuß gehauen werden, welches in Uebereinſtimmung der Großartigkeit der Natur in dieſem Felſenthale durch die Größe und räumliche Ausdehnung die Bewunderung der Fremden und Einheimiſchen erregen ſoll, und in dieſer Art von keinem ähnlichen Denkmal in Europa bisher erreicht werden dürfte.

Die Proben, welche bereits mit dem Marmor vorgenommen wurden, haben die befriedigendſten Reſultate geliefert. Der weiß und röthlich geſprenkelte Marmor erſcheint für die großartigen Basreliefarbeiten vollkommen taugtabel, und der Gefertigte fühlt ſich durch das von kompetenten Richtern ihm geſchenkte Vertrauen bei dieſem erhabenen Auftrage in einem ſo hohen Grade geehrt, daß es ſeine ſchönſte Aufgabe werden ſoll, ſeine Kunſt einem Werke zu widmen, worauf das Auge des Vaterlandsfreundes mit Stolz blicken wird. Wenn jene romantiſchen Gegenden des geliebten Oeſterreichs ſchon ihrer natürlichen Reize wegen die Naturfreunde anzogen, ſo werden ſie dann erſt, wenn das erhabene Werk vollendet iſt, magnetiſch die Millionen Herzen anziehen, welche ewig für den unvergeßlichen Herrſcher ſchlagen werden.

Welch' ein neuer Anlaß zum Stolz auf die Regierungs-Epoche unſeres allverehrten jetzt herrſchenden, geliebten Kaiſers? Sein erhabenes Auge wird mit erhebendem Gefühle an dem großartigen Zeichen der Liebe Seiner Unterthanen für das glorreiche Kaiſerhaupt Seines unvergeßlichen Vaters verweilen!

Der Gefertigte ladet daher, da die Vorarbeiten bereits begonnen haben, zur baldigen Subſcription ein, und bittet, die allfälligen Betrage gegen Behebung eines Erlagſcheines bei dem mitgefertigten Handlungshauſe zu deponiren. Schließlich erlaubt derſelbe ſich, zu bemerken, daß jeder der P. T. Herren Subſcribenten eine lithographirte Landſchaft mit der Anſicht der zu dieſem Volksmonumente beſtimmten Felſenwand nächſt dem Kaiſerbrunnen am Fuße des Schneeberges empfangen wird.

Wien, am 4. September 1839.

Demeter Petrovits,
Bildhauer und Bronze-Bildgießer,
neue Wieden, Wienſtraße, Nro. 816

Franz Hueber,
bürgerl. Handelsmann, Stadt, Weihburggaſſe, Nro. 936.

Subſcriptions-Scheine zur Ausfüllung werden auf Verlangen von dem Verleger dieſer Blätter verabfolgt werden.

Zu jenen ſeltſamen Contraſten in den Verhältniſſen einander durchaus naheſtehender Perſonen, wovon wir im Leben ſo oft Zeugen ſind, gehört auch derjenige, zu deſſen Betrachtung wir durch eines der neueſten Lanner'ſchen Walzerhefte unwiderſtehlich aufgefodert werden.

„Lanner,“ ſchreibt man von Wien „hat ſeine letzten Walzer „Hoffnungsſtrahlen“ einer der liebenswürdigſten ungariſchen Damen, einer Zierde der Wiener eleganten Welt während des Carnevals und einer Vermehrerin von deſſen Freuden durch die von ihr veranſtalteten glänzenden Feſte, der Frau Adele v. Latinovitz, geb. Baronin Geramb, huldigend zugeeignet. Die Tochter alſo, von allem Glanz und Schimmer der Welt umringt, in Ueppigkeit und Reichthum ſchimmernd, — ihr Vater aber, von ſelbſtgewählter Entbehrung und Buße gebeugt, in den ſchweigenden Mauern eines Trappiſten-Kloſters!

„Der dramatiſchen Aufgabe „Komm her“ von Franz v. Elsholtz,“ ſchreibt unſer Wiener Correſpondent, „dieſem ſinnreichen Probierſtein für die vielſeitigſte Kunſt einer genialen Schauſpielerin, iſt auf dem k. k. Hofburgtheater eine neue, glückliche Wiedergeburt durch die treffliche Rettig in wiederholten Darſtellungen zu Theil geworden, wie denn auch die Aufführung des Versſpieles: „Hymens Bild“ und des vieraktigen Luſtſpieles: „Erziehungs-Methoden, oder: Wie ſchwer ein Mann zu ſein!“ von demſelben Verfaſſer, mit Nächſtem zu erwarten iſt.

Gleichzeitig melden Berliner Nachrichten, daß deſſen hiſtoriſches Charakter-Luſtſpiel „Weib oder Mann?“ eine neue herausfodernde Aufgabe für das proteiſche Genie einer Schauſpielerin, auf dem dortigen kgl. Theater binnen Kurzem in Scene geſetzt wird.

Unterhaltungs Schriften.

Maximilian's, Herzogs in Bayern, Wanderung nach dem Orient. Mit dem Porträt des erlauchten Verfaſſers. 2te Aufl. 8. br. 1 Thlr 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Phantaſus. Novellen. 2 Thle. gr. 8 br. 1831. 1 Thlr. od. 1 fl. 36 kr.

— — Lukrezia Borgia. Drama. Dem Franzöſiſchen des Victor Hugo frei nachgebildet. 8. br. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Skizzenbuch für 1834. 8. cart. mit 1 Kupf. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Jakobina. Novelle mit 1 Kupf. 8. br. 1835. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Der Stiefbruder Novelle. 8. 1838. br. 16 gr. od 1 fl. 12 kr.

Herzog Richelieu,
ſeine Welt und ſeine Zeit.
Luſtſpiel in 5 Aufzügen
von
J. E. Grötſch,
Verfaſſer des Zuges der Normannen nach Jeruſalem.
8. br. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Der Ruf
oder
die beiden Journaliſten,
Luſtſpiel in 1 Aufzuge
von
J. v. Plötz.
8. broch.
9 gr. oder 36 kr.

Bianca Medicis,
Drama in vier Akten,
von
Fr. Löhle.
8. br. 16 gr. oder 1 fl.

Dramatiſche Einfälle
von
A. v. Maltitz.
8. 1838. br.
1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl.

Das Innere einer Familie,
oder
Der Haustyrann.
Charaktergemälde in 5 Aufzügen.
von
J. v. Plötz.
8. 1839 br.
16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gedichte
von
Frhr. A. v. Maltitz.
Mit Muſikbeilagen.
2 Bände.
8. 1838. broſchirt.
2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Wilhelm und Roſina,
ländliches Gedicht in 5 Geſängen
von
M. Meyr.
8 br. fl. 1. 48 kr.
Dieſes idylliſche Epos iſt in Recenſionen in den „literariſchen Blättern der Hamburger Börſenhalle", in den „Heidelberger Jahrbüchern" und in den „Bayeriſchen Annalen" für dasjenige erklärt worden, welches dem berühmten Gedichte Göthe's: „Hermann und Dorothea" am nächſten kommt.

Bilder und Lieder
von
Henriette Ottenheimer.
8. 1833. br.
1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Edgar,
oder
Blätter aus dem Leben eines Dichters.
Von
C. Fernau.
8. broch. 30 kr.

Jugend- und Weihnachts-Schriften.

Das **Mährlein vom Sneewittchen.** Mit Bildern, den Kindern gewidmet zu Weihnachten. 8 geb. 9 gr. oder 36 kr.

Hanſel und **Grethel,** ein Mährlein. 8. geb. 6 gr. oder 24 kr.

Das luſtige Mährlein vom **kleinen Frieder** mit ſeinem Vogelrohr und ſeiner Geige. 8. geb. 6 gr. oder 24 kr.

Mährlein von **Einem,** der auszog, das **Fürchten** zu lernen. 8 geb. 6 gr. oder 24 kr.

Dieſe Büchlein ſind ſämmtlich mit niedlichen, vom Hrn. Graf Pocci gezeichneten Bildern verſehen, und durch dieſe, ſo wie den ganz für die Kindheit paſſenden gemüthlichen Text überall ſehr gern aufgenommen.

Inhalt:

Seite

Erinnerungen an Johann Mayrhofer, von Ernſt Frhrn. v. Feuchtersleben. . . . 293

Ueber Volksdichtung. Von Franz Schmidt. 303

Die ſieben Schweſtern. Ein Mährchen von Alex. v. Sternberg . . . 305

Die Fahrt nach Lochhauſen. Von A. v. Maltitz. 309

Lyriſche Halle.

Moderne Legende. Von Ludwig Auguſt Frankl 311

Das Leben ein Traum. Von Ernſt von Brunnow. 311

Die Muſikanten. Von J. P. Kaltenbaeck. 312

Stimmungen. Von Rudolf Marggraff. 313

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Das Nibelungenlied, überſetzt von G. O. Marbach, mit Holzſchnitten, nach Originalzeichnungen von E. Bendemann und J. Hübner. Leipzig bei Wigand 1840. Denkmal zur vierten Sekularfeier der Buchdruckerkunſt. 315

2) Gedichte von Ludwig Koehler. Meiningen in der Kraußner'ſchen Hofbuchhandlung 1840. 12. 148 Seiten. 316

3) Das Königreich Bayern in ſeinen alterthümlichen, geſchichtlichen, artiſtiſchen und maleriſchen Schönheiten. Von M. v. Ch.........rg. München bei G. Franz. 8. . . 319

4) Eine Pariſer Familiengeſchichte von S. Hänle. Würzburg. Verlag der Stahel'ſchen Buchhandlung 1840. 8. 320

Denk- und Melde-Tafel. 323

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. **öſterr. Staaten** durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut Tarifs der kaiſ. kgl. öſterreich. Polizei und Cenſur-Hofſtelle: halbjährig fl. 4. 24 kr.	Bei den k. bayr. Poſtämtern halbjährig	Auf dem Wege des **Buchhandels** bezogen
	im I. Rayon fl. 3. 32 kr.	ganzjährig fl. 7. —
	im II. „ fl. 3. 39 kr.	halbjährig fl. 3 30 kr.
	im III. „ fl. 3. 43 kr.	vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben
durch
F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein
unter Mitwirkung
von

Maximilian, Herzog in Bayern, Hoheit. — L. Aurbacher, — Franz v. Baader, — Ludwig
Bechſtein. — Al. Büſſel, — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck. — J. G.
Beilhack, — C. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy. — L. F. Deinhardſtein — Fr. Baron de la Motte
Fouqué, — E. Frhr. v. Feuchtersleben, — C. Fernau. — Dr. Ernſt Förſter. — H. Fahrmbacher,
— R. Franke, — Dr. K. A. Frankl, — Ed. Gehe, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen.
— Fr. v. P. Hocheder. — J. P. Kaltenbaeck. — L. A. Kaltenbrunner, — Franz v. Kobell,
— Friedr. Kölle, — Carl Ph. v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff.
— C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr.
Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph.
v. Schewireff, — Carl v. Schweizer, — G. H. v. Schubert, — Dr. C. Seidel, — Dr. Söltl,
— A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — R. v. Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, —
C. A. Tiedge, — Friedrich Thiersch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat November.
1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

In demſelben Verlage erſchien:

Oberbayeriſches Archiv
für
vaterländiſche Geſchichte,
herausgegeben
von dem
hiſtoriſchen Vereine
von und für
Ober-Bayern
I. Band. 3 Hefte. II Band 1s 2s 3s Heft à 16 gr. oder 1 fl.

Schlett, Prof., Joſ.,
Ueber Römerſtraßen im Allgemeinen,
mit beſonderer Rückſicht
auf den
Iſarkreis des Konigreichs Bayern.
Mit 1 Kupf. gr. 8. br. 12 gr. oder 45 kr.

Zeuſs, Dr. K.,
Die
Herkunft der Bayern
von den Markomannen,
gegen die bisherigen Muthmaßungen bewieſen.
gr. 8. br. 12 gr. od. 54 kr.

Kurzer Abriß
der bayeriſchen Geſchichte
Mit Benützung der
Geſchichtsbilder im kgl. Hofgarten
zu **München.**

Ausgabe mit 16 Holzſchnitten	Wohlfeile Ausg. ohne Holzſchn.
8. br. 4 gr. od. 15 kr.	8. br. 2 gr. od. 8 kr.

Kleines Angedenken an Kreuth.
Handbüchlein des Wiſſenswürdigſten
über
die Verhältniſſe dieſer Molkenkur- und Bade-Anſtalt
von **J. C. Mielach.**
Mit 2 Stahlſt., mehreren Holzſchn. und einer Muſikbeil.
16. cartonnirt 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Jugend- und Weihnachts-Schriften.

Das **Mährlein vom Sneewittchen.** Mit Bildern, den Kindern gewidmet zu Weihnachten. 8. geh. 9 gr. oder 36 kr.

Hanſel und **Grethel,** ein Mährlein. 8. geh. 6 gr. oder 24 kr.

Das luſtige Mährlein vom **kleinen Frieder** mit ſeinem Vogelrohr und ſeiner Geige. 8. geh. 6 gr. oder 24 kr.

Mährlein von **Einem,** der ausging, das **Fürchten** zu lernen. 8. geh. 6 gr. oder 24 kr.

Die erſten beiden ſind mit niedlichen, vom Hrn. Graf Pocci gezeichneten Bildern verſehen, und durch dieſe, ſo wie den ganz für die Kindheit paſſenden gemüthlichen Text überall ſehr gern aufgenommen. *)

*) **Berichtigung.** In einer Anzeige dieſer Mährchen auf dem Umſchlag des vorigen Heftes iſt irrig geſagt, daß auch die Bilder des Letzten von dem Herrn Grafen Pocci ſeyen, was hiermit als irrig erklärt wird.

München, im November 1840.

G. Franz.

Die Kunſt des Erzguſſes in München

von

Dr. Söltl.

Mit der Bildhauerkunſt verſchwiſtert iſt die Kunſt des Erzguſſes, berufen, die plaſtiſchen Gebilde treu in Erz wiederzugeben, das der Zeit am längſten trotzt und am meiſten geeignet iſt für dauernde Ehrendenkmale; auch laſſen ſich bei dieſer Darſtellung durch den Vollguß der einen und den Hohlguß der andern Theile einer Figur die kühnſten Stellungen, welche wir an Werken dieſer Art bei den Alten bewundern, ausdrücken, wie ſie der Bildhauerkunſt nicht möglich ſind. Nur im Guße konnte der geflügelt dahinſchwebende Hermes gebildet werden, wie er dahineilend nur auf dem einen Fuße leicht zu ruhen ſcheint, der die Schwere des ganzen vorwärts geneigten Körpers trägt.

Dieſe Kunſt, ſeit kaum zwanzig Jahren in München und überhaupt in Bayern wieder erweckt und königlich gepflegt, hat bereits die herrlichſten Werke in's Leben gerufen und iſt bisher vorzugsweiſe ſichtbar im Wirken eines einzigen Künſtlers:

Johann Baptiſt Stiglmaier.

Die Beobachtung lehrt, daß die ausgezeichnetſten Künſtler aus Künſtlerfamilien ſelbſt ſtammen; die erſten Anfangsgründe der Kunſt werden gewiſſermaßen ſpielend und handwerksmäßig vom Vater auf den Sohn und Enkel fortgepflanzt, welche dann um ſo leichter und ſchneller nach Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten ſich auf dem Gebiete der eigentlichen Kunſt bewegen und ſie, wie ein ihrem Geiſte befreundetes und unterthanes Element beherrſchen können, und es iſt dann nicht zu verwundern, wenn endlich im Sohne oder ſpäten Enkel einer ſolchen Familie der von den Vätern gepflegte Baum der Kunſt die herrlichſten Blüthen und Früchte zeugt, welche Auge und Geiſt eines jeden Gebildeten der Mit- und Nachwelt erfreuen. Aber wenn ein Knabe, deſſen Eltern fern von jeder Kunſtanſtalt und Beſchäftigung leben, ſich der Kunſt widmet, der hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und ſeine Seele muß ganz für ſie erglühen, wenn er die meiſtentheils ſpäter als von Andern begonnene Laufbahn rühmlich vollenden will. Dann aber blüht ihm auch ein um ſo ſchönerer Lorbeer, je größer die Anſtrengung und die zu überwindenden Hinderniſſe waren. Und ſolchen Ruhm erwarb ſich Stiglmaier, der Sohn eines Schmids, geboren am 18. Oktober 1791. zu Fürſtenfeldbruck in Oberbayern.

Schon früh zeigte er große Neigung zum Zeichnen, und es war des Knaben Lieblingsbeſchäftigung, aus einem großen Buche, das der Vater beſaß, die in Holz geſchnittenen Thiere daraus nachzubilden. Doch bald fehlte es an weitern Vorlagen, und Niemand wußte für den Lernbegierigen Rath.

Da erfuhr er, der Güterverwalter in dem aufgelöſten Kloſter beſitze ſchöne Kupferſtiche und zeichne ſelbſt ſehr gut. Von dieſem Augenblicke verſuchte der Knabe Manches, ihm zu begegnen, und ſo oft er in's Kloſter geſchickt wurde, um Milch zu holen, ging er an der Thüre deſſelben vorbei oder weilte auf dem Kloſtergange; aber es traf ſich nie, daß er ihm begegnete. Da faßte er ſich Muth und trat eines Tages, von unwiderſtehlicher Begierde getrieben, als er eben wieder Milch holte, ohne Schuhe und Strümpfe, den Milchtopf in der Hand, in das Zimmer des Verwalters, grüßte gar höflich und trug ſein Anliegen vor, er möchte gern zeichnen lernen. Das naive Benehmen des Knaben gefiel, der Unterricht wurde ihm zugeſagt und voll Freude eilte er heim; der Vater mußte Papier und Bleiſtift kaufen und das Zeichnen begann. Als dieſes andere Knaben hörten, wollten auch ſie theilnehmen, Pfeifer gewährte es und ſo bildete ſich im Kloſter eine förmliche Zeichnungsſchule, in welche die Knaben zur Winterszeit Abends miteinander zogen, indem ſtets einer an langer Stange die Laterne voraustrug.

Dieſes glückliche Leben dauerte jedoch nicht lange, der aufwachſende Knabe ſollte einen Erwerbszweig wählen und die Eltern ſchickten ihn nach ſeinem Wunſche zu einem Goldſchmide in München, Streißl, in die Lehre, der ſeinen erſten Unterricht ſelbſt im Kloſter Metten erhalten hatte, in alter, ſtrenger Zucht über ſeine Hausgenoſſen wachte, und ſein Geſchäft, ohne eigentlich Künſtler zu ſein, tüchtig verſtand. Der Uebergang vom freien Lande zum Stadtleben, das tägliche ununterbrochene Stilleſitzen vom frühen Morgen bis zum Abend, wobei der Knabe nur Hände und Finger bewegen durfte und ſollte, weckten oft die Sehnſucht nach den vergangenen Tagen; doch kaum durfte er ſich einen Aufblick, eine Pauſe der Erholung gönnen, wenn ihn nicht der ernſte Blick des Meiſters treffen ſollte, der, ein Freund jeder alten Sitte, lange zürnte, als Stiglmaier, um dem Spotte der übrigen Knaben zu entgehen, ſeinen ländlich bürgerlichen Haarzopf abſchnitt. Erſt allmählig verzieh er ihm wegen ſeines ausdauernden Fleißes und ſeiner Gutmüthigkeit den Haarſchnitt; der Knabe beſuchte zur Fortübung und Bildung im Zeichnen die trefflich eingerichtete Feiertagsſchule, verwendete ſonſt alle Stunden, die ihm frei blieben, zur Erlernung nützlicher Kenntniſſe, arbeitete raſtlos für ſeinen Meiſter, und brachte ſchon hie und da an den Arbeiten, die er zu fertigen hatte, irgend eine Verzierung oder ein Blümlein an, ſo gut er es verſtand, und gewann dadurch die Zuneigung des Meiſters immer mehr. Als aber Stiglmaier endlich in der Feiertagsſchule als der Fleißigſte und Wohlgeſittetſte den erſten Preis erhielt, der, einer milden Stiftung gemäß, Einhundert Gulden betrug, war die Freude des Meiſters und Schülers außerordentlich.

Dieſer Preis brachte eine entſcheidende Wendung in das Leben des Preisträgers; Leprieur, der Vorſtand der kgl. Münze, wurde auf ihn aufmerkſam, erkannte aus den Zeichnungen deſſelben ſogleich die große Kunſtanlage und bewirkte ſeine Aufnahme an die Akademie der bildenden Künſte, im Jahre 1810. Zugleich unterſtützte er ihn mit allem Nöthigen ſo liebreich, daß der Jüngling ſich ganz der Kunſt widmen konnte.

Zunächſt beſtimmte er ſich für die Stempelſchneidekunſt, theils aus Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter, theils weil er als Goldſchmid ſchon tüchtige Kenntniſſe erlangt hatte und er in jenem Kunſtzweige ſeinen künftigen Unterhalt am beſten geſichert ſah. Aber er begann, wie ein Bildhauer, mit Modelliren, welches er eifrig und ſorgfältig trieb, da er wohl einſah, daß die Schönheit der alten Stempel mit ihren ausdrucksvollen Bildniſſen aus jener plaſtiſchen Behandlung hervorgegangen ſei, die Flachheit und Charakterloſigkeit der meiſten ſpätern Stempel aber aus der Vernachläßigung der Modellirkunſt ſtamme. So verſuchte er ſich denn in vielen und mannichfaltigen plaſtiſchen Darſtellungen und führte unter anderen ein ſchönes größeres Relief in Gyps mit vielen Figuren aus, vorſtellend, wie Moſes Waſſer aus dem Felſen ſchlägt.

Der erſte Verſuch im Graviren war die Nachbildung eines Kopfes der Proſerpina nach einer alten ſyrakuſaniſchen Münze; zur Kunſtausſtellung im Jahre 1814 brachte er eine Medaille mit dem Bildniſſe des Direktors, Peter von Langer, welches er in breiten und beſtimmten Zügen ſorgfältig ausführte. In demſelben Jahre wurde er von dem Könige Max Joſeph als Münzgraveur angeſtellt; erhielt aber ſchon im fünften Jahre, 1819, Erlaubniß und Unterſtützung zu einer Reiſe nach Italien, um ſich dort weiter auszubilden, mit dem beſonderen Auftrage, auf die dortigen Kunſtgießereien zu achten, welche gleich der Freskomalerei wieder aufzuleben anfingen.

Gerade damals ſchien ſich für die Erlernung dieſer lange vernachläßigten Kunſt gute Gelegenheit zu bieten, da in dem Städtchen Santo Jorio am Fuße des Veſuv die Vorbereitungen zum Guße der von Canova modellirten Reiterſtatue des Königs Karl III. getroffen wurden. Hier hoffte er über ſo manche Frage, die er in ſeiner bisherigen Umgebung nicht gelöst fand, vollkommenen Aufſchluß. Denn im Verlaufe der Zeit waren bei der Verwahrloſung der Gußkunſt ſelbſt die ſonſt gewöhnlichen handwerklichen Vortheile verloren gegangen, und in München hatte er nicht erfahren können, wie denn das Hohlgießen geſchehe. Man machte z. B. über eine Traube, die aus Wachs gemacht war, die Form von Gyps, ſchmelzte das Wachs heraus, goß dann Gold oder Silber in die Form und nannte dieſes Hohlgießen. Daß in jene mit Wachs ausgefüllte Form noch ein Kern kommen ſollte, um den ſich der Guß nach herausgeſchmelztem Wachs legen und daß dieſer nach dem Guße herauszunehmende Kern erſt die Höhlung bilden mußte: das hatte man verlernt.

Um ſo eifriger beobachtete Stiglmaier jetzt die Vorbereitungen im Großen und Einzelnen zu jenem Guße, den der Römer Righetti leitete, der den deutſchen wißbegierigen Künſtler Anfangs freundlich aufnahm, bald aber, da er deſſen tüchtige Kenntniſſe merkte, ihm aus Eiferſucht und Neid gerade das Wichtigſte zu verhehlen und endlich ſelbſt den Zutritt zu den Güſſen auf jede Art zu erſchweren ſuchte.

Da miethete er zu Neapel in einem abgelegenen wenig bewohnten Hauſe einen Keller, baute eigenhändig einen Ofen und machte mit Hülfe des Bildhauers Beccali, welcher für den König Joachim Murat ſchon mehrere Gegenſtände gegoſſen hatte, verſchiedene Verſuche in der auch von Righetti angewendeten älteren Wachsmethode, ſo gut es bei den mangelhaften Werkzeugen mit den erlangten Kenntniſſen in der Goldſchmidekunſt gehen mochte. Mit deutſcher Beharrlichkeit ſuchte er alle Schwierigkeiten zu überwinden, wäre aber beinahe gleich Anfangs in ſeinen Verſuchen ganz gehemmt worden; denn als er einſt bei dem Beſuche einiger Freunde in ſeinem finſtern Keller Fackeln anzünden ließ und ſich der Rauch im Hauſe verbreitete, ſchrieen die Einwohner: der Deutſche habe etwas vor, wobei ihrem Palaſte Feuersgefahr drohe. Die Polizei ließ die Sache unterſuchen, der Abgeordnete wollte auch wirklich Gefahr erkennen, bis er durch goldgewichtige Gründe belehrt, endlich die Sache für gefahrlos erklärte. Darauf begann denn der erſte Guß, welcher aber ſo ganz mißlang, daß der Lazaroni Pasquali, welcher den Blasbalg beſorgte, im Aerger darüber, dieſen mit der Schaufel durchbohrte, die er eben in Händen hatte.

Doch das erſte Mißlingen ſchreckte nicht ab, ſogleich ward ein zweiter Guß vorbereitet und dazu das Modell der Büſte des Kronprinzen Ludwig von Thorwaldſen gewählt. Die Begierde, ſich von dem Gelingen dieſes Guſſes zu überzeugen, war ſo groß, daß man alſobald, ohne erſt das Abkühlen zu erwarten, die Form zerſchlug und Pasquali in voller Freude über das Gelingen den zuerſt enthüllten Mund der Büſte küßte, aber mit furchtbarem Schrei zurückfuhr: Ich habe mir das Maul verbrannt!

Nun wuchs Muth und Eifer; nacheinander gelang der Guß einer Büſte des Bildhauers Haller, von Stiglmaier ſelbſt modellirt, und eine über drei Fuß hohe Statue des Phidias von Haller. Während dieſer Verſuche im Bronceguß ſtudirte er die herrlichen Sammlungen Neapels, dann die in Rom, und ſammelte eine Menge Skizzen. Sein erſtes Skizzenbuch ging leider verloren. Denn als er im Auftrage des Kronprinzen von Neapel nach Benito bei Benevent reiſte, um einige neuausgegrabene Marmordenkmale zu beſehen und zu zeichnen, wurde er auf dem Rückwege mit ſeinen Gefährten, einem Advokaten und einem Krämer, um die Mittagsſtunde zwiſchen zwei Dörfern und im Angeſichte vieler Schnitter, die in der Nähe auf dem Felde waren, von eilf Räubern überfallen. Die Reiſenden mußten aus dem Wagen ſteigen, der dann durchſucht wurde, und, da die Beute den Erwartungen der Räuber nicht entſprach, unter heftigen Drohungen auch ihre Kleider und was ſie ſonſt bei ſich trugen, ausliefern. Vergebens ſtellte der Advokat Klage im nächſten Orte bei dem Richter und drang auf die Verfolgung der Räuber; die Reiſegeſellſchaft erhielt keine andere Genugthuung, als ein ſchriftliches Zeugniß, daß ſie beraubt worden, und Stiglmaier kam ohne Rock, Mantel und Skizzenbuch wieder in Neapel an.

Beinahe vier Jahre weilte er in Italien und kehrte dann im Jahre 1822 mit reichen Erfahrungen über Kunſt und Leben, ſeine Fantaſie voll der klaſſiſchen Bildwerke, nach München zurück, wo er ſogleich die Stempel zu mehrern Münzen und zur Medaille auf die Vermählung der Prinzeſſin Louiſe mit dem Kronprinzen von Preußen fertigte.

Aber ſein Hauptaugenmerk blieb fortwährend auf den Bronceguß gerichtet und ſchon hatte der König Max Joſeph ihn auserſehen, die Anſtalt der Kunſtgießerei zu leiten, welche demnächſt ſollte errichtet werden und Stiglmaier reiſte im Jahre 1824 nach Berlin, wo eben die Vorbereitungen zum Guß der koloſſalen Standfigur Blüchers, nach dem Modelle von Rauch, gemacht wurden, um die bei der Formmethode anzuwendende neuere franzöſiſche Weiſe kennen zu lernen, was ſchon deßwegen nöthig ſchien, da von der Bürgerſchaft Münchens dem allgeliebten Könige ein ehernes Standbild beſtimmt war. Dieſesmal traf der deutſche Künſtler einen Deutſchen: Reiſinger aus Nürnberg, Direktor der Broncegießerei in Berlin, gab ihm alle nöthigen Aufſchlüſſe über den Hohlguß.

Beinahe alle größeren Gegenſtände werden hohl gegoſſen, zu dieſem Zwecke muß: 1) eine feuerfeſte Schale oder hohle Form hergeſtellt werden, welche genau mit der Oberfläche des zu gießenden Modelles übereinſtimmt; 2) ein ſogenannter Kern; 3) zwiſchen der Form oder Schale und dem Kerne ein leerer Raum, welcher das Metall aufnehmen ſoll Dieſer leere Raum wurde früher immer mit Wachs ausgelegt und hieß die Wachsmethode, wobei man ſo verfährt: Zuerſt wird über das zu gießende Modell eine hohle Form (Schale) von Gyps gemacht, gerade ſo als wenn man das Modell in Gyps gießen wollte. Dieſe Gypsform wird dann in einzelnen Stücken von dem Modelle herabgenommen und die Stücke werden innen mit Wachs ausgelegt von der Dicke, welche das Bildwerk im Guſſe erhalten ſoll. Hierauf ſetzt man dieſe ſo mit Wachs innen ausgelegten Stücke wieder zuſammen, läßt aber oben eine Oeffnung, durch welche man eine flüſſige Materie hineingießt, die ſich feuerfeſt machen läßt. Dieſe füllt den innern leeren Raum aus, und verbreitet ſich in alle Fugen und Vertiefungen der hohlen Schale, und bildet ſo den Kern. Wenn dieſer hinlänglich erſtarrt iſt, wird die äußere Gypsſchale wieder weggenommen, daß nur der mit Wachs überzogene Kern ſtehen bleibt und ſo das urſprüngliche Modell wieder erſcheint, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Oberfläche aus Wachs und ſeine Eingeweide aus einer feuerfeſten Maße beſtehen. Ueber dieſe Wachsoberfläche wird dann, ſtatt der vorigen Schale von Gyps, eine feuerfeſte Schale oder Form von Lehm gemacht und mit Schrauben und Klammern ſo befeſtigt und zuletzt vermauert, daß ſie dem Druck des einſtrömenden Metalls hinlänglich Widerſtand leiſten kann. Vorher muß aber das zwiſchen dem Kerne und der Schale befindliche Wachs herausgeſchmolzen, und Kern und Schale ſo getrocknet, eigentlich durch ein außen langſam oft vier bis ſechs Wochen unterhaltenes Kohlenfeuer gebrannt werden, daß das Metall, wenn es nun in den Raum eindringt, welchen vorher das Wachs ausfüllte, nirgends eine feuchte Stelle antreffe und die Form zerreiſſe.

Das Gelingen dieſer Gußart iſt höchſt unſicher, da man von dem Augenblicke an, als der Lehm auf das Wachsmodell gelegt wird, die Schale von innen nicht mehr ſieht und nie eine völlige Ueberzeugung erhält, ob die Form ſich überall wirklich gut ausgedrückt, ob ſie durch das Brennen nicht Schaden gelitten habe, oder an einigen Stellen gar nicht gebrannt ſei, endlich ob der Kern, der nach herausgeſchmolzenem Wachſe aller äußeren Stütze beraubt iſt, ſich nirgends geneigt habe. Zudem ſetzt ſich das Wachs, das auf horizontalen Stellen nicht wegſchmelzen kann, in die Form hinein und verbindet ſich mit dem glühenden Metalle zu einer ſo feſten Kruſte, daß dann eine ſolche Stelle kaum mit dem Meißel überarbeitet werden kann.

Bei dieſen Schwierigkeiten der Wachsmethode wendet man jetzt die neuere, einfachere und beinahe ganz ſichere, in Sand zu formen, an. Man macht über das Modell eine Form von Sand, nimmt die einzelnen Stücke herab und legt ſie dann ſtatt mit Wachs, mit Thon aus, in der Dicke, welche das Metall erhalten ſoll. Dieſe ſo mit Thon inwendig ausgelegten Stücke werden darauf wieder zuſammengeſetzt, um den Kern hineinzugießen. Hat dieſer die gehörige Feſtigkeit, ſo nimmt man die Formſtücke noch einmal weg, löſ't die Thonplatten, die künftige Metalldicke, ab und brennt den Kern einzeln an ſeiner äußeren und jedes einzelne Stück der Form an ſeiner inneren Seite. Dieſe ſo gebrannten Formſtücke werden dann über den gebrannten Kern auf's neue zuſammengeſetzt, befeſtigt, vermauert und vergraben, um darauf das fließende Metall in den leeren Raum einzulaſſen.

Die ältere Wachsmethode wird nur noch bei dem Guße ſolcher Gegenſtände angewendet, die einen gleichſam in der Luft — oder vielmehr im leeren Raume — ſchwebenden Kern erfodern.

Das erſte Werk, welches Stiglmaier nach dieſer neuen Art goß, war ein Grabdenkmal, welches die Königin Karoline den von Spix und Martius nach München gebrachten und hier früh geſtorbenen Braſilianern, Juri und Iſabella, auf dem Kirchhofe daſelbſt errichten ließ. Der Künſtler verfertigte das Modell dazu, eine einfache höchſt anſprechende Allegorie, ſelbſt: wie die beiden Kinder, getreue Bildniſſe, vom kalten Hauch des Klimas, Blumen gleich, dahinſinken. Der Knabe, ſchon verſchieden, liegt am Boden; zu ſeiner Seite ſitzt in ſich zuſammenſchauernd mit geſenktem Haupte und gebrochenen Lippen das Mädchen; über die Ecke herein ragt die ernſte Geſtalt des Boreas, deſſen ſtarker Hauch die Stirne des Mädchens tödtlich trifft.

Im folgenden Jahre 1825 verfertigte er die Büſte des Königs Max, kurz vor deſſen Tode, die ſeitdem wegen ihrer ſprechenden Aehnlichkeit weithin verbreitet iſt.

Unterdeſſen war nach des Künſtlers Angabe das Gebäude zur k. Gießerei in Metall erbaut und er zum Inſpektor derſelben ernannt worden, die jedoch der König Ludwig ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte für eigentliche Kunſtmetallgießerei beſtimmte. Am 12. Oktober 1826 wurde in Gegenwart der königlichen Familie zum Erſtenmale im neuen Flammenofen der Zapfen eingeſtoßen und auf die Konſtitutions-Denkſäule nach Gaibach für den Grafen Schönborn ein Kandelaber von vierzehn Schuh Höhe und 7 — 8 Schuh im Durchmeſſer nach ſeinem Modelle gegoſſen.

Damit war die Bahn zu anderen und größeren Güſſen gebrochen und es erfolgte darauf der Guß des von Stiglmaier wieder ſelbſt modellirten Denkmales für den König Max Joſeph nach Kreuth bei Tegernſee: eine koloſſale Büſte und ein Relief.

Als aber darauf die größeren Denkmäler, der Guß eines hundert Fuß hohen Obelisken und der Statue des verſtorbenen Königs als nächſte Aufgaben erſchienen, wurde der Bau eines zweiten größeren Gußhauſes nöthig, bei deſſen Erbauung der Künſtler die innere Einrichtung des Flammenofens in der Fonderie au Roule in Paris nachahmte und für die größten Güße beſtimmte. Die Dammgrube, in welcher die zu gießende Form aufgeſtellt und eingemauert wird, iſt 25 Schuh tief und 20 breit; der Heerd, auf dem 300 Zentner Metall geſchmolzen werden können, hat zwölf Schuh im Durchmeſſer und iſt, wie ſein Gewölbe und überhaupt alle Theile, die vom Metall oder Feuer berührt werden, aus eigens dazu bereiteten feuerfeſten ſogenannten Kapſelſteinen verfertigt. Damit ſeiner Ausdehnung, die bei der ungeheuern Hitze des Schmelzens nothwendig erfolgen muß, der nöthige Widerſtand geleiſtet werde, iſt der Ofen inwendig mit ſo ſtarken eiſernen Klammern verſchlaudert, daß an hundert Zentner Eiſen dazu verwendet wurden. Dieſer Ofen wurde gegen das Ende des Jahres 1829 vollendet und die erſten Güße aus demſelben, die auch glücklich gelangen, waren die vier koloſſalen Löwen zu dem Denkmale des Königs Maximilian.

Bei dem Guße des großen Obelisken jedoch ſchienen die Schwierigkeiten beinahe unüberwindlich und der Guß konnte nicht anders als ſtückweiſe, das Zuſammenſetzen und die Verbindung der einzelnen Theile am Platze ſelbſt geſchehen, wo er aufgeſtellt werden ſollte. Doch mußte man das Modell, um des genaueſten Ineinandergreifens der Stücke gewiß zu ſein, zuerſt im Ganzen arbeiten, worauf es in fünfzehn je 5 ½ Schuh lange Theile zerlegt ward; nur die oberſte Abtheilung erhielt faſt die doppelte Länge; auch der Unterſatz mit dem Sockel ſollte als Ganzes gegoſſen werden. Dabei mußte man beſondere Rückſicht auf die künftige Aufſtellung nehmen, da die Wände im Verhältniß zur Höhe ziemlich dünn waren, weßwegen die Ecken inwendig ſäulenartig verſtärkt zu gießen waren, damit die ganze Laſt gewiſſermaßen auf den vier Eckpfeilern ruhen konnte.

Am 29. November 1829 begann man den Guß mit der oberſten Abtheilung, der ganz mißlang, da die Verſpannung der äußeren Seiten der Form zu gering war und die Metallwände auf allen Seiten eingeſunken waren. Deswegen wurde bei der neuen Vorbereitung dem Kern ein größerer Grad von Nachgiebigkeit gegeben und die Feſtigkeit der äußeren Formtheile vermehrt, damit dem mit der einſtrömenden Metallmaſſe in's Ungeheuere geſteigerten Drucke gehöriger Widerſtand geleiſtet würde. Dadurch gelangen die Güße aller Abtheilungen, bis am 12. April 1833 der große Unterſatz mit einem Metalleinſatze von 250 Zentnern an die Reihe kam. Alle Zurüſtungen zu dieſem ungeheuren Guße waren mit der größten Vorſicht gemacht; der Zapfen wurde eingeſtoßen, die flüßige Feuermaſſe ſtrömte ziſchend heraus und ſchon hatte ſich nach ſicheren Kennzeichen die Form bis Oben glücklich gefüllt: als der noch immer nachſchießende, überflüßige Erzſtrom zwiſchen dem oberen Rande der Form und dem darüber liegenden Kanale durchbrach, in das feuchte Erdreich eindrang, daß der Druck der daraus ſich entwickelnden Dämpfe den ganzen Kanal hob und der Boden, rings um das Gemäuer der Form, wie durch ein Erdbeben, in wallende Bewegung gerieth und alle Anweſenden in banger Erwartung ſtarrten. Die Form ſelbſt aber blieb unverſehrt und der Guß war vollkommen gelungen.

Darauf mußte man aber auch noch die großen Schwierigkeiten der Aufſtellung überwinden, um durch ganz genaue Verbindung der einzelnen Theile den Schein und die Feſtigkeit zu erzielen, als beſtünde der Obelisk wirklich nur aus Einem Stücke. Dieſes erreichte man vermittelſt eines Falzes, durch den immer ein Theil in den andern ein- und übergriff, welche alle außerdem durch Schrauben feſt aneinander geſchloſſen wurden. Innen wurden die Metallwände ſelbſt durch ſtarke Schienen, Lappen und Anker zuſammengeklammert, die ſich auf die Quadern von Nagelflue ſtützen, mit welchen der hohle Raum zwiſchen den Wänden bis Oben hinauf ausgefüllt iſt. An den Stoßenden der einzelnen Abtheilungen ward überall ein erhöhter Rand mitgegoſſen, vermittelſt deſſen man alle Fugen ſo dicht verhämmern und verziehen konnte, daß keine Spur eines Einſchnittes blieb und nun die ganze aus Geſtein, Erz und Eiſen netzartig in einander verſchlungene Maſſe, wobei immer Eines das Andere bindet, ſchließt und verſtärkt, wirklich wie eine durch und durch erzene Säule erſcheint.

Nach dem Gelingen dieſes Werkes ſchienen denn alle ferneren Schwierigkeiten überwunden und keine Aufgabe der Ausführung im Bronceguß fortan zu groß, und nacheinander gingen aus der trefflichen Anſtalt unter der unermüdeten Leitung des einfachen anſpruchsloſen Meiſters die großen Denkmale hervor: Die Statue des Königs Maximilian Joſeph, nach dem Modelle von Rauch, 1835 auf dem Max Joſephplatze in München; die Statue Schillers nach Thorwaldſen, welche im Jahre 1839 in Stuttgart aufgeſtellt wurde, und die Reiterſtatue des Kurfürſten Maximilian I. von Bayern, nach demſelben Meiſter auf dem Wittelsbacher-Platze in München.

Während der Ausführung dieſer großartigen Aufgaben fertigte Stiglmaier, wie zur Erholung, mehrere Medaillen, unter welchen ſich die mit dem Bildniſſe des Miniſters Freiherrn von Zentner zu deſſen Jubelfeier auszeichnet; mehrere Büſten, unter welchen die der regierenden Königin Thereſe, des Herzogs Maximilian in Bayern, des Grafen von Törring Jettenbach, des Freiherrn von Zentner und des Biſchofs Streber von ſprechender Aehnlichkeit und am bekannteſten ſind; mehrere Denkmale: der Weihbrunnkeſſel zum Andenken der, in der Mordweihnacht bei Sendling gefallenen Oberländerbauern auf dem Kirchhofe zu München, das Denkmal der Karoline Mannlich und des Generals Bekkers, beide lebensgroße Ebenbilder auf Sarkophagen ruhend, nebſt andern Denkmalen, welche Werke alle ſeine Tüchtigkeit in der Plaſtik bewähren.

Zur Löſung einer neuen Aufgabe im Auftrage des Königs Ludwig, zwölf 10 Fuß hohe Statuen Wittelsbacher Fürſten nach Schwanthalers Modellen zu gießen und dann zu vergolden, reiſte Stiglmaier im Sommer 1837 nach Paris, um die dort zu ſolchem

Zwecke getroffenen Einrichtungen zu unterſuchen; danach wurde nach ſeiner Rückkehr das Nöthige angeordnet.

Am neuen Jahrestage 1839 ernannte der König den hochverdienten Meiſter zum Ritter des Michaelsordens.

Das Gelingen dieſer im Feuer vergoldeten koloſſalen Statuen blieb jedoch, ohngeachtet der Erkundigung und Nachforſchung in Paris, ſehr zweifelhaft, da dort keine Erfahrung dieſer Art gemacht worden war, und der Künſtler mußte alſo dieſes Unternehmen zuerſt wagen.

Bei der Uebernahme dieſes ſchwierigen Auftrages ſchloß ſich an das Unternehmen ein Neffe Stiglmaiers, Ferdinand Miller, mit allem Eifer an. Der Guß begann, gelang vollkommen, darauf wurden die einzelnen Theile der Statuen ciſelirt und glücklich im Feuer vergoldet, dann ſo kunſtreich zuſammengeſetzt, daß jede wie aus einem einzigen Stücke beſtehend erſcheint. Bereits zeugen ſieben vollendete Statuen von dem ſchönen Gelingen durch vereinigte Kraft; die Fleiſchtheile, Geſicht und Hände ſind in matter, Gewandung u. dgl. in hellglänzender Vergoldung gehalten.

Außer denſelben werden jetzt zunächſt zum Guſſe vorbereitet: die koloſſale Bavaria; für das Ausland: die Statue des Großherzogs Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, Jean Pauls und Mozarts, nach Schwanthalers Modellen.

Durch dieſe vielen und großen Erzarbeiten, beinahe alle hervorgerufen durch den König Ludwig, welcher auch dieſe Kunſt in Bayern, ja in Deutſchland, recht eigentlich zum Leben geweckt und ihr durch die großartigſten Aufgaben eine freie Entwickelung gewährt hat, bildeten ſich bereits viele tüchtige Arbeiter, durch deren Beihülfe Stiglmaier thätig unterſtützt wird, beſonders durch Ferdinand Miller. Auch er iſt zu Fürſtenfeldbruck in Oberbayern am 18. Oktober 1813 geboren und kam ſchon als Knabe zu ſeinem Oheim, Stiglmaier, der ihn ganz für die Kunſt erzog. Nach dem Beſuche der Akademie der bildenden Künſte beſchäftigte er ſich in der k. Erzgießerei mit Formen und Gießen, reiſete dann im Jahre 1833 nach Paris, wo er im Atelier des Erzgießers Soyer einige Statuen formte und goß, ſpäter erlernte er die Mattvergoldung bei Blus in Paris, und unternahm darauf eine Reiſe nach den Niederlanden und nach England, von welcher er i. J. 1836 nach München zurückkehrte und ſeit dieſer Zeit ſeinem Oheim kräftig thätig zur Seite ſteht.

Mit ihnen wirkt zunächſt Giuſeppe Marino aus Neapel, welcher ſchon i. J. 1820 unſerm Künſtler bei ſeinen erſten Verſuchen im Erzguße zu Neapel beiſtand, ſich in München ſelbſt zum Gießer ausbildete und vorzüglich bei den Gußarbeiten des großen Denkmales für den König Maximilian Joſeph beſchäftigt war.

Durch dieſe und viele andere treffliche Arbeiter, welche ſich in der königlichen Anſtalt bildeten, wird es derſelben immer leichter, neben den großartigen Arbeiten im Auftrage des Königs Ludwig auch den vielen, für das Ausland gemachten Beſtellungen zu genügen und ihren Ruhm immer weiter zu verbreiten.

* * *

Der Kopiſt und der Doppelgänger.

Fragment aus dem Leben eines Schriftſtellers

von

A. v. Maltitz.

I.

Der Kater Roms oder Aline.

Es war eine nicht ferne Zeit, zu welcher Stutzer, wo nicht zwei Uhren, doch zwei Uhrketten trugen. Noch iſt es nicht aus der Sitte, einem Capitel zwei Ueberſchriften zu geben; wir wollen uns dieſen unſchuldigen Luxus erlauben, ſollten wir auch nicht ganz gewiß ſein, zwei goldne Uhren in der Taſche zu haben, alſo: „der Kater Roms oder Aline.“

Des Schriftſteller Finkenbach's Abſchreiber hatte ihm um zehn Uhr Morgens den erſten Aufzug eines Trauerſpiels in Reinſchrift zu überreichen.

Der zweite Aufzug lag noch in den Windeln des erſten Entwurfes; an manchen Stellen war er ſelbſt für den liebenden Verfaſſer räthſelhaft. Begeiſterung iſt eine natürliche Antikalligraphie; römiſche, arabiſche Zahlen, das ganze Alphabet, kurz, alle Mittel zur Klarheit und Deutlichkeit zu gelangen, ſind oft nicht hinreichend, einem Dichtertaumel nachzuleiten. Sie bleiben ſparſame Gnadenſaulen, denen die pilgernde Feder eines Kopiſten nachächzt. In wie manchem Hohlweg bleibt die Arme ſtecken! Wie oft geräth ſie an einen Graben, ſetzt mühſam hinüber, um auf der andern Seite ſeufzend ihre Verirrung zu erkennen, und einen mühſamen, ſelten meiſterhaften Rückzug anzutreten.

Finkenbach ſchloß; — ſeine Stirne war heiter; ſein Aufzug endete mit einer Scene, die er aus der menſchlichen Seele, welche nur ſo ſtückweiſe vor das gebildete Publikum gebracht werden darf, geſchöpft zu haben meinte. „Es wird einige Damen freilich verletzen,“ dachte er, „Shakeſpeare und die Natur müſſen aushelfen. Mein poetiſches Gewiſſen wirft mir nichts vor. — Wo weilt mein Abſchreiber?“

Er ſtand vor ihm; — bekümmerten Angeſichts überreichte er dem Schriftſteller einige reinliche Blätter, die in der ſchmutzigen Hülſe eines Entwurfes lagen, — einige Papiertrümmer fielen beim Aufrollen zu Boden. Kein Gruß ward gewechſelt, — von beiden Seiten athmete man ſchwer, wie vor einem Gewitter.

Bald malte ſich eine ſteigende Bangigkeit in des Schriftſtellers Zügen — das ſchwere Haupt ſank in die Hand — er dachte nach, warf einen grimmigen Blick auf den Abſchreiber, ſeufzte: „recht guten Morgen Herr Flößer“ und ſetzte ſtatt „Oelflamme“ Oriflamme.

Finkenbach.

Können Sie meine Hand leſen?

Abſchreiber
(nach einigem Bedenken).

Ja!

Finkenbach.

Ich ſchreibe ein wenig flüchtig.

Abſchreiber.

Der Sinn entgeht einem gebildeten Manne nicht leicht.

Finkenbach.

Warum hier ein Punktum, wo ich ausdrücklich ein Komma ſetzte?

Abſchreiber.

Der Sinn ſchien es mir nach Adelung zu erfodern.

Finkenbach.

Ueberlaſſen Sie mir den Sinn — Warum ſchreiben Sie ſein und nicht ſeyn?

Abſchreiber.

Weil die rechtſchaffenſten Männer unſerer Stadt ſo ſchreiben.

Finkenbach.

Hier iſt ja ein Unſinn! —

Abſchreiber.

(erröthet).

Finkenbach (leſend).

„Ja, meine Seele“ — was iſt das? Soll heiſſen „gemeine Seele“. — Sie beſitzen die Kunſt, meine Werke nicht nur zu entſtellen, ſondern ihnen auch einen für mich perſönlich kränkenden und beleidigenden Sinn zu leihen, wie hier, wo Sie für gemeine Seele, meine Seele, gleichſam als Sinonym, unterzuſchieben beliebten.

Abſchreiber.

Getäuſchte Hoffnungen — häuslicher Kummer benehmen mir die gehörige Geiſtesfreiheit, ich muß um Nachſicht bitten, wenn meine Arbeiten mitunter der Genauigkeit und durchgehends der Freudigkeit ermangeln. Mein älteſter Sohn beugt mich tief! —

Finkenbach.

Mittelbar mich auch! (leſend) „Senator, Kater Rems!“ — Alle Donner des Himmels auf Ihren älteſten Sohn!

Abſchreiber.

Dieſe Seite hat meine mittlere Tochter abgeſchrieben.

Finkenbach.

Vater Rems — ſoll es heißen.

Abſchreiber.

Recht brav wird das Mädchen.

Finkenbach (leſend).

„An Porzia's Beſen weinen“ — bin ich wahnſinnig?

Abſchreiber.

Bitte, fortzufahren, der Sinn iſt noch nicht vollſtändig.

Finkenbach.

Der Unſinn iſt es — Porzia's Buſen ſoll es heiſſen! —

Abſchreiber.

Das hat mein vorletzter Bub' geſchrieben: — mit ſeinen e und u geht es noch nicht recht rund heraus — ſonſt iſt er recht wacker.

Finkenbach.

Aendern Sie den Kater und den Beſen, oder ich komme von Sinnen.

Abſchreiber.

Es iſt ſchon geſchehen.

Finkenbach.

Hier iſt der zweite Aufzug, laſſen Sie ihn nicht zum Spott der Kinder werden. Vergeſſen Sie nicht, daß ich mich Ihnen ganz anvertraue, daß ich Ihnen mein ganzes Selbſt, mein ganzes Talent übergebe, daß —

Abſchreiber

(gerührt).

Dieſes Vertrauen iſt heilig — Eure Gnaden ſind in den Händen eines rechtſchaffenen Mannes, den ein hartes Schickſal in dieſen Abgrund hinunterſtieß.

Finkenbach

(empfindlich).

Nennen Sie ihn einen Abgrund, weil Sie meine Werke darin abſchreiben müſſen?

Abſchreiber.

Es iſt hart, wenn ein Mann, der als Selbſtdenker fernerer Staatsdienſte entlaſſen worden iſt,“ fremden Gedanken nachſchleichen muß — Werke, die wenigſtens —

Finkenbach.

Was?

Abſchreiber

(ſchonend.)

Nicht auf die Nachwelt kommen.

Finkenbach.

So! —

Der Ingrimm eines Dichters iſt meiſtens ſtumm. Er kann eine Feder ſchneiden, von der er ſüße Worte erwartet, während die Hölle in ſeinem Buſen tobt. Ueberhaupt, könnten unſere zarten Leſerinnen in den Buſen eines Schriftſtellers ſchauen, ſie würden ſchaudern und ſich einen Gemahl anderer Art wünſchen und erſehen.

Finkenbach wurmte der Ausſpruch ſeines Abſchreibers, wie ihn ein Zweifel ſeines eigenen Dintenfaſſes an ſeinem litterariſchen Berufe verdroſſen hätte; immer mehr häuften ſich die Fehler. Mehrere Male legte er die Feder nieder, um mit der Rechten gegen ſein Gehirn zu fahren, dem eine fremde Feder ſo himmelſchreienden Unſinn aufbürdete. Tauſende von Sylben fehlten — Myriaden von Apoſtrophen waren ausgelaſſen. Finkenbachs Aechzen glich bald dem Brüllen eines verwittweten Löwen, bald dem Stöhnen einer kinderloſen Turteltaube, die ihre Jungen von einem Geyer, einer der erſten Behörden der Luft, zerreiſſen ſah.

Zum erſten Male entdeckte er Längen in ſeinen eigenen Werken. — Das war zu viel. — Er konnte nicht weiter — die Geduld, die Quelle, die hienieden ewig neben dem Quell der Thränen rinnen ſollte, war erſchöpft. — Er ſah ſich mit einem grimmigen Blicke um — der Abſchreiber war noch da.

„Geben Sie mir, was ich Ihnen geſtern diktirte — Sie haben es doch in's Reine gebracht? — Er las: wir leſen über ſeine Schulter Folgendes:

„Die folgenden Blätter meiner Memoiren werden erſt nach meinem Tode das Licht erblicken — Aline. — Er ſtutzte und ſah ſich nach einer Feder um, die auf den Boden gefallen war.

„Ich bin verkannt, verfolgt worden; ich werde beweint ſein. — Aline. — Was Tauſenden räthſelhaft an mir ſchien, werden wenige Worte entſchleiern — der Schlüſſel zu meinem Charakter — iſt zwar in meinen Werken vorhanden. — Dieſe werden aber ſo ſelten gerade in der Reihenfolge geleſen, die ich ſelbſt ſo oft bezeichnete, daß eine gedrängtere Anleitung zu meiner und ihrer Schätzung Noth thut — freilich iſt auch dieſe nur für Leſer, die ein Buch wie eine einzige große Seite zu leſen wiſſen. Blätter umdrehen, iſt nicht Leſen. Aline.

Er ſtutzte. — Was iſt das — wo kommt dieſe Aline her? Wo haben Sie ſie hergenommen, Menſch? — Bin ich verrückt? Ich entſinne mich nicht, eine Aline geliebt zu haben, und liebe gegenwärtig — Gottlob — Niemand." Er ergriff das Diktirte. — Hier ſtand wiederholt: Alinen.

Finkenbach rang die Hände. — „Dieſe Stunde iſt ſchwer," murmelte der Abſchreiber. Nachdem Finkenbach mit ſchwarzen Donnerkeilen den zarten Namen Aline durchſtrichen hatte, fiel er in einen Lehnſtuhl — der Abſchreiber war verſchwunden.

„Schreibfehler — was für Fratzen macht ihr doch aus unſern Gedanken, den zarten Knospen, Früchten und Lieblingen unſerer Seele — ihr hämiſche Kobolde nennt euch dann unſere Kinder. — Welche Welt, wo der Gedanke nicht minder, als die That entſtellt, wo der Nachhall zum Satyr wird! Freundſchaft, wie täuſchteſt du mein Vertrauen, als du dich erboteſt, die Correkturbogen durchzuſehen — wahrlich, Liebe, wenn ſie ſich entſchließen könnte, etwas Rechtes zu lernen, hatte anders gehandelt. Hat man doch unterrichtete Gattinnen, Töchter und Schwägerinnen, durch ihre Zärtlichkeit geſtärkt, Probebogen muthig corrigiren ſehen! O in der Litteratur iſt das Weib nicht ſchwach. — Nur der Freund giebt den Freund dem Setzer preis." In dieſes Säuſeln verlor ſich Finkenbachs Unmuth, — er fiel in eine Pauſe und ſetzte dann ſein Selbſtgeſpräch alſo fort:

„Wo weileſt du, Abſchreiber, der mich verſteht? mich da noch verſteht, wo ich mich ſelbſt nicht verſtehe? — Wie wenig lieſ't, wie wenig hört, wer nicht erräth. Errathen muß auch der Abſchreiber, wehe ihm, wenn er nur mit den Augen lieſ't. — Und noch ſuch' ich den Mann, der mir fehlt, den Mann mit hellem Sinne und unermüdetem Handgelenke. Jung ſuchte ich ihn unter den Greiſen, bald muß ich ihn unter den Jünglingen ſuchen. Oder ſoll ich einen zarten Knaben mir zum Kopiſten erziehen — zum Rächer hätte ich beinahe geſagt!“ —

Er verſank in ein Träumen — einſt hatte eine ſanftere Hand, als die eines Knaben, ſeine Lieder abgeſchrieben — ihm wurde plötzlich, als ſähe er einen Engel im Kreiſe der Wolken, den verſchleierten Harfen des Himmels, dem Liede koſen, welches er für den Spiegel ſeiner Seele hielt, — eine Erſcheinung, wie einſt Thümmel zu Theil wurde. Aber er mußte zu frühe nach ſeiner Stirn gegriffen haben, denn der Traum war plötzlich verſcheucht.

Er brachte den Abend in einer Geſellſchaft zu — wo eine halb verdruckte Ballade von ihm vorgeleſen wurde; ihm war zu Muthe, wie dem Vater von zwölf verwachſenen Töchtern.

Am nächſten Morgen erhielt er das Manuſcript eines Romans zurück. Die Poſt, durch welche es befördert worden war, hatte, grauſam ohne es zu ahnen, auf den Umſchlag geſchrieben: „Schriften, werthlos.“ —

(Schluß folgt.)

* * *

Freier Vortrag,

gehalten während des Anmachens einer Salade,

von

Friedrich Kolle.

Wenn das wirkliche Bedürfniß des Eſſens zur Genüge geſtillt iſt, ſo lacht uns dennoch jedesmal eine Salade gleich dem Beginn neuer Tafelfreuden an. Es iſt ein Reiz, ein geheimer Zauber in ihr, welche jeder meiner würdigen Gäſte gewiß ſchon oft empfunden haben wird. Und wenn das, was ich jetzt ſagen werde, dieſe dunkeln Gefühle zu Klarheit ſteigern wird, ſo ſoll mich dieß höchlich erfreuen.

Dieſe Schüſſel hat nemlich die Eigenheit, daß ſie nicht nur den Weg bezeichnet, welchen wir vom Naturzuſtande zur Geſittung zurückgelegt haben, folglich ein eßbarer Robinſon Cruſoe iſt, ſondern auch die, daß ſie vorzugsweiſe berufen iſt, die tiefſinnigſten philoſophiſchen, politiſchen und ſocialen Gedanken zu wecken.

Wer von uns an einem hochgeladenen Erndte- oder Heuwagen vorübergeht, kann dem Triebe nicht widerſtehen, eine Aehre, einen Halm herauszuziehen, als Zeichen, daß auch er zur Theilnahme an den reichlichen Gaben der großen Mutter berufen ſei. So nehmen wir in der Salade Beſitz von den unmittelbarſten Hervorbringungen unſeres Gartens, die wenigen Zuthaten machen nicht den Weg durch Küche oder Ofen, die Salade gehört uns ausſchließlich, bewährt unſere Kennerſchaft; auf kurze Mühe, — dieſes ſei Ihnen zum Troſte geſagt, — folgt augenblicklicher Genuß.

In den wenigen Zuthaten zum Rohſtoffe haben wir das Bild eines guten geſellſchaftlichen Zuſtandes, einer trefflichen Ehe. Viel Oel, nämlich Sanftmuth, wenig Eſſig, gehörig Salz, einiger Pfeffer, und tüchtig untereinander vermiſcht, wie ich jetzt zu thun beginne. Geiſtvollen Leuten, wie Sie ſind, brauche ich nur hinzuzufügen, daß die Italiener, welche wir um die Erfindung dieſer köſtlichen Schüſſel beneiden müſſen, zu ſagen pflegen, zu ihrer Bereitung gehören vier Weſen: ein Verſchwender um das Oel, ein Geizhals um den Eſſig, ein verſtändiger Mann um das Salz zu geben, und ein Narr um zu miſchen. Ich habe abwechſelnd dieſe vier Männer darzuſtellen, und bin nun, wie Sie ſehen, am Narren.

Irgendwo ſteht geſchrieben, daß Preußen, — das eigentliche, — durch eine Salade erobert worden ſei. Als nehmlich die deutſchen Herren ſich anſchickten, die Wademger und Nadrauer durch unwiderlegliche Gründe von der Vortrefflichkeit des Chriſtenthums zu überzeugen, ſo ſendeten die Preußen, oder vielmehr die barbariſch heidniſchen Vorfahren der jetzigen Preußen, eine Art Deputation an den Heermeiſter und deſſen Räthe, um zu hören, was ſie wollten, und, wie ſich's verſteht, zu erforſchen, was ſie ſeien. Dieſe trafen die Ritter an der Tafel, als ſie Salade aßen, und berichteten, dieſe Männer ſeien unüberwindlich, ſie nähren ſich von Gras. Kein Wunder, daß jene Barbaren beſiegt wurden; ihre Enkel reden jetzt deutſch, eſſen Salade und fürchten den Keckſten nicht.

Man könnte ſagen, in der Salade finde man die Stufenleiter der Geſittung der Völker, wenn, wie ſich's verſteht, von den Maſſen die Rede iſt. Aber zwei Ausnahmen machen mich zweifeln an dieſem Satze. Die Bayern nennen die Kartoffelſalade einen Pfälzler mit Eſſig, und der Schwabe ſcheint die Säure, welche ihm abgeht, dadurch erſetzen zu wollen, daß er ſeine Salade in Eſſig ſchwimmen läßt. Gott beſſer's!

Geruhen Sie, zu bemerken, wie der Rohſtoff der vereinten Wirkung der Gabeln und des Oels weicht, wie er zuſammenſinkt und ſich gleichſam in der Schüſſel verkriecht. So fügt ſich die ungebehrdige Kraft verſtändiger, anhaltender Bearbeitung. Es geht nichts vom Stoffe verloren, aber er wird ſanfter, gelenkiger. Nur muß er vorerſt mit Waſſer begoſſen ſein. Sie verſtehen mich!

Auch eine Zeitſchrift entſteht, lebt und gedeiht durch Anwendung derſelben Grundſätze, welche für dieſe treffliche Schüſſel ewig feſt ſtehen werden. In Sachſen gedeihen jene ſo ſchwer, weil man dort dem verruchten Gebrauche fröhnt, Zucker beizumiſchen. Auch das iſt ſehr bezeichnend für die Volksthümlichkeit, daß die Engländer Käſe dazu genießen. Man könnte ſagen: Eine Sünde iſts nicht, aber ſchön iſts auch nicht, wie der Pater dem Beichtkinde ſagte, welches damit anfing: Ich bin ein Schwabe, iſt das eine Sünde?

Ad vocem Schwabe, Keppler frug einſt ſeine Ehefrau, als dieſe ihm eine Salade aufſtellte: Wenn im Weltall Kräuter ꝛc. umherflögen, glaubſt du, daß ſie ſich zu einer Salade anſchießen würden? Sie antwortete: ſchwerlich zu einer ſo ſchmackhaften wie dieſe, und ſie hatte Recht.

Die Eier ſcheinen als Andeutung des Prägnanten dieſer Schüſſel recht eigentlich am Platze.

Aber ich erſchrecke, mir fällt bei, daß ich eigentlich Schillers herrliches Lied von der Glocke parodirt habe. Auf mein Wort, daran habe ich bis in dieſem Augenblick nicht gedacht, aber ſo geht es, wenn man zugleich die Hände bewegt, und die Gedanken ausſpricht, wie ſie kommen!

Ich hoffe, ſie iſt gehörig durchgearbeitet und gelungen. Wenn nichts in der Schüſſel zurückbleibt, wohlverſtanden, nichts als ein wenig Oel, ſo bin ich belohnt. Belieben Sie?

* * *

Lyriſche Halle.

Wolken. *)

von

Ludwig Auguſt Frankl.

Die See, durchglüht vom Sonnenſtrahl,
Bewegt ein heißes Wogen,
Sie ſendet Wolken ohne Zahl
Empor zum Himmelsbogen.

Schwarz zieht die eine durch das Blau,
Ein Menſchenherz voll Trauer,
Die Andre wandelt düſtergrau,
Die trägt den Hagelſchauer.

Dort putzt mit purpurnem Gewand
Ein Königskind ſich ſchimmernd,
Das trägt ein buntes Ordensband:
Den Regenbogen flimmernd.

Im Donner ſpricht die Wolke dort
Und wirft Gedankenlichter,
Das iſt mit ihrem kühnen Wort
Im Wolkenvolk der Dichter.

Stumm zieht und laut und trüb und hell
Die Wolkenkarawane,
Bald friedlich, bald im Sturme ſchnell,
Hoch über'm Oceane.

Noch zogen ſie — ſie ſind davon!
Leer ſind die Himmelshallen,
Geſunken und zerfloſſen ſchon
In's Meer zurückgefallen.

O weiſer Forſcher, zeige mir
Im Meere jetzt die Welle,
Die Wolke war im Luftrevier,
Die trüb war oder helle.

Der alte, träge Ocean,
Verſenkt in Schöpfungsträume,
Warf wieder einmal hoch hinan
Als Wolken ſeine Schäume.

Liebeshuldigung

von

Ludwig Bechſtein.

Ich trete huldigend Dir nah,
Dir, die mein Sehnen flammen ſah,
Dir, die mein glühend Herz verſtand,
Mir ihre Liebe zugewandt.

Dein Blick, er war ein Feuerſtrahl,
Mir Sehnſucht weckend, Luſt und Qual,
Er war ein Blitz aus lichtem Blau,
Du herrliche, Du hohe Frau.

Dein Wort ein Auferſtehungsruf,
Das Leben weckte, Wonne ſchuf,
Der Rede Quell, gedankenklar
Strömt in mein Innres wunderbar.

Dein Kuß war mir ein edler Wein,
Erhebend wirkt' er auf mich ein,
Begeiſtrungsvoll blickt' ich empor,
Wie ſtolz auf Dich, die mich erkor!

Beglücke mich mit Blick und Wort,
Mit ſüßen Küſſen fort und fort;
Dir folgt mein Sehnen, wo Du ſeiſt,
Im Geiſt begegn' ich Deinem Geiſt.

---

*) Aus der bei F. A. Brockhaus in Leipzig nächſtens erſcheinenden Sammlung der Gedichte des Verfaſſers.

Kloſterbild

von

J. P. Kaltenbaeck.

Aus der Mauer am Kloſterthor
Springt luſtig eine Quelle hervor,
Und ob dem Becken, da gruben ſie ein:
„Gut iſt das Waſſer, doch beſſer der Wein."

Daß in dem Sprüchlein ein tiefer Sinn,
Beweiſen täglich die Herren drin,
Im Hofe liegen voll und ſchwer
Des Frohnes Fäſſer rings umher.

Und drauſſen ſteht ein Wandersmann,
Der füllt ſein Fläſchlein mit Waſſer an,
Und lächelt wehmüthig zum Thor hinein:
„Gut iſt das Waſſer, doch beſſer der Wein."*)

Stimmungen

von

Rudolf Marggraff.

4. Winterfroſt.

Ein finſt'rer Fluch ruht ſchwer mir auf dem Haupt,
Der mich verfolgt, wohin ich mich auch wende,
Er hat die Luſt zum Leben mir geraubt
Und mich gebannt in meines Zimmers Wände.
O Liebe, die im Herzen tief mir wohnt,
Verkläre dich in meinen ſtarren Zügen,
Daß Frieden mir auf meinen Wangen thront
Und meine Augen böſen Haß nicht lugen.

Laß weich und flüſſig meine Stimme ſein,
Wohllautend klar, wie man ſich denkt die Liebe,
Von Täuſchung fern, ein ächter Wiederſchein
Von meines Weſens liebeſeligem Triebe!
Doch weh dem Menſchen, wehe auch der Zeit,
Die ſo im Weichlichthum verderbt, verkommen,
Daß über Haß und Härte ſie da ſchreit,
Wo ſie nicht ſüßes Flüſtern hat vernommen!

Was nützt die Larve, wenn ſie freundlich ſieht,
Was ſüßen Wohllauts Stimme der Sirenen,
Wenn in's Verderben ſie doch niederzieht,
Die ſich beglückt in ihrer Nähe wähnen.
So nehmt vorlieb mit Zügen, welche kalt
Zum Lächeln ſich nicht ungezwungen ſchmiegen,
Und mit der Stimme, welche nicht ſo bald,
Als ihr es möchtet, flüſſig will ſich biegen.

---

*) Inſchrift am Kloſterthor zu Kremsmünſter.

5. Felseinſamkeit.

Ich haſſ' die Menſchen nicht, weil ich ſie flieh!
Weil ich ſie liebe, und die Liebe mir
Erhalten will zu ihnen, darum flieh ich ſie;
Wohl iſt der Menſch der Schöpfung höchſte Zier. —
Wenn ich die Bergeshöh'n, der Thäler Grund,
Wenn Baum und Pflanze, jegliches Gethier
Ich liebe, das mit uns belebt der Erde Rund,
Sollt' ich verachten ſeine höchſte Zier?

Was du einſt warſt, bleibſt du im Strome nicht
Der Menſchenwelt; wie in des Baches Well'
Erbleicht des Kieſels erd'ges Angeſicht,
Allmälig ſich abrundend glatt und hell,
So glätteſt du dich ab; drum wißt, ich will
Mir ſelber treu ſein, gleich dem Fels,
Der dort mit ſeinen Zacken einſam ſtill,
Doch leuchtend glänzt in ſonn'ger Farben Schmelz.

Die Freunde nennſt du Diebe deiner Zeit,
Weil ſie erſetzen nicht, was ſie geraubt,
Wenn ſie, mißachtend deine Emſigkeit,
Zur Luſt dich einzuweihen ſich erlaubt?
Fühlſt du dich frei in der Geſellſchaft Drang,
Wo einer ſtets den Anderen bekriegt
Mit trügeriſchem Spiel, in Aller Zwang
Vertraun und Frieden, Luſt und Scherz verſiegt?

Bleibſt du dein eigen, wenn im Stadtgewühl
Auf lauter Straße du dich drängen läßt,
Wo die Gedanken fliehn und das Gefühl
In Schauen abſtumpft bis zum letzten Reſt?
Ziehn dich die glatten Häuſer etwa an
Mit ihren hohen Giebeln und dem ſtaub'gen Raum
Des Pflaſters, das zu meiden längſt ich ſann,
Um nicht zu ſtören meinen innern Traum?

In Einſamkeit zu weilen zieh' ich vor,
Wo Fels und Klippe meine Freunde ſind,
Die ſchwatzend mir nicht Haß ſtreun in das Ohr,
Für Andrer Fehler nicht, doch für die eignen blind.
Dort leb' ich mit den Geiſtern der Natur,
Im nächtgen Schweigen wie im Tagesglanz,
Worin ich ſchaue höhern Lichtes Spur
Und mich von Liebe ſeelig fühle ganz.

6. Greiſenherz.

Nicht trauernd darf, wie Chamiſſo, ich ſagen,
Daß auf dem Scheitel mir das Haar erblichen,
Doch wären, als er alſo durfte klagen,
Ihm ſo viel Lenze nicht, als mir verſtrichen.
Wo iſt denn auch des Haares Farbe je
Untrüglich Zeugniß von des Herzens Weh?

Nach äußern Thaten zählet ihr die Jahre,
Nach Pfändern, die vor Aller Augen liegen,
Nach Titeln, Orden und dergleichen Waare,
Und all der Glanz kann dennoch leicht uns trügen.
Nach der Gedanken ſtill verborg'ner Welt
Fragt ſelten der, dem nur der Schein gefällt.

Wer zählt die langen Jahre, die vorüber
Mir ſchwanden an dem Haupt, dem ungebleichten?
Doch leuchten d'rum die Augen mir nicht trüber,
Trotz all' den Hoffnungen, den unerreichten.
Der Wangen Glätte täuſcht gar leicht den Blick,
Nicht gleich zieh'n Furchen Alter und Geſchick.

Drum unterſcheidet mich von jenem Sänger:
Er trug des Alters Zeugniß in den Haaren,
Indeß ſein Herz, ein ungeſtümer Dränger,
Sich ſeine Jugend wußte zu bewahren; —
Mir iſt das Haupt mit Jugendglanz geſchmückt,
Indeß mein Herz vor ſchwerem Gram ſich bückt.

7. Bergreſte.

Nicht grau durchſprenkelt iſt mein blondes Haar,
Lebend'ge Kraft füllt mein Gebein noch an;
Doch mein Gemüth, wie ſtolz es früher war,
Hat ſeinen Trotz gezwungen abgethan.
Doch iſt es nicht bezwungen; gleich der Veſte
Auf jähem Fels, dem droh'nden Schmuck der Gegend,
Steh'n meines Daſeins kräft'ge Ueberreſte,
Den frühern Glanz im lichten Traum erwägend.

Ich ſtehe feſt, der Stürme off'nes Spiel,
Ob hier und dort ſchon dringt der Luftzug ein
Und ſeinem ſteten Andrang dient zum Ziel
Der ſtarken Burg nie bröckelndes Geſtein.
Tobt nur, ihr Winde, raſe, wilder Strom,
Auf mich hernieder von des Berges Höh',
Wie von des wolkenſchweren Himmels Dom,
Daß ich beweiſe, wie ich feſt noch ſteh!

* * *

Chroniſtiſches.

Litteratur und Bücherſchau.

1) St. Roche, ein Roman, von der Verfaſſerin von Godwincaſtle, in drei Bänden. Breßlau bei Max und Compagnie. 1810.

Ein reiches edles Werk für Leſer, deren Zahl alle Tage geringer wird. Für die Geduld des gewöhnlichen Publikums ſind drei Bände eine mißliche Probe. Ihm gelten Schilderungen voll Phantaſie und Wahrheit, Geſpräche voll Sinnigkeit und Gefühl, die ſich freilich mitunter über zwanzig Seiten erſtrecken, ſchlechterdings für Langen. Man will nicht, daß es der Verfaſſer ſich zu wohl werden laſſe, daß er ſich in einen Lehnſeſſel niederſetze; die letzten, denen man es geſtattete, waren Walter Scott und Goethe.

Dieſer Roman, deſſen eigentlicher Held ein altes Schloß iſt, hat ſelbſt vieles von einem Gebäude, in deſſen labyrinthiſchen Gängen man ſich nicht leicht zurecht findet. Thüren gehen auf und fallen zu, Nebenzimmer öffnen ſich, Treppen klimmen auf und hinunter. Wir eilen lange Gänge durch und ſtehen plötzlich vor einer verriegelten Thüre. Hier ungefähr der Grundriß des alten Schloſſes oder des Romans:

Ein liebenswürdiges, junges Ehepaar, der Marquis d' Anville und ſeine Frau, entſagen den Freuden der Hauptſtadt, um mit den erſten Veilchen, die ſie ihm bringt, nach dem alten, an Erinnerungen reichen und für ſeine Vorfahren verhängnißvollen Schloſſe St. Roche eine Reiſe zu unternehmen; zu ihnen geſellt ſich des Marquis Bruder, Leonce, der von einem geheimen Kummer genagt ſcheint. Das Schloß hatte der Marquis von ſeinem Oheim, dem Grafen von Crecy Chabanne, einem finſtern geheimnißvollen Manne, geerbt, er will ſich aber nicht eher dieſe Hinterlaſſenſchaft ganz aneignen, als bis er die Räthſel der Geſchichte ſeines Oheims und deſſen Hauſes aufgeklärt; dieſe Geſchichte verſpricht er ſeiner Frau an Ort und Stelle mitzutheilen.

Nicht weit von St. Roche lebt die Tante der jungen Marquiſe, die Gräfin Franziska von Aubaine. Sie iſt unvermählt. Nebſt Spuren ehmaliger Schönheit trägt ſie die Züge überſtandener Leiden. Sie erwartet einen Beſuch: die Tochter einer verſtorbenen Freundin in England. Dieſes Mädchen, Elmerice Eton, erweckt in ihr tauſend theure und ſchmerzliche Erinnerungen. Elmerice lebt bei ihr neu auf, auch ihre Jugend iſt ſchon hart geprüft worden. Auf einem einſamen Spaziergang geräth ſie durch einen Wahnſinnigen in Lebensgefahr, ein junger Menſch rettet ſie, ſie erkennen ſich gegenſeitig, ſie gebietet ihm, ſie zu verlaſſen und kehrt zu ihrer Beſchützerin zurück.

Miß Eton iſt ſeit dieſer Begebenheit ganz verändert. Ein weibliches Bildniß zieht im Hauſe der Gräfin ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihre mütterliche Freundin ſagt ihr, es ſei das Bildniß einer Marquiſe d' Anville, deren älteſter Sohn nächſtens mit ſeiner Frau und ſeinem Bruder Leonce ankommen ſolle. Elmerice iſt von dieſer Nachricht erſchüttert, denn dieſer Leonce, derſelbe, der ſie gegen den Wahnſinnigen beſchützte, iſt der Mann ihres Herzens, den ſie wegen Ungleichheit ihrer Geburt meiden muß. Um ihm zu entgehen, eröffnet ſie der Gräfin, ihre ſelige Mutter habe ihr anempfohlen, eine Freundin von ihr in dieſer Gegend aufzuſuchen, nämlich Mad. St. Alban, eine Engländerin, deren Mutter durch beſondere Verhältniſſe nach Frankreich gekommen war. Nachdem die Tochter Herrn v. St. Alban, den Sohn des alten Caſtellan des Schloſſes St. Roche geheirathet und die ehemalige Abtei Tabor bezogen, fuhr die alte Miſtreß Gray fort, in der menſchenfeindlichſten Zurückgezogenheit in einem Theil des Schloſſes St. Roche, das ihr der Beſitzer aus beſondern Gründen überließ, zu hauſen. Zu jener Mad. St. Alban läßt nun die Gräfin Elmerice bringen, wie ſie glaubt, nur auf einen kurzen Beſuch. Dort wird das junge Mädchen, als die Tochter einer vielgeliebten Mutter empfangen, doch iſt Mad. St. Alban keine Frau, mit der ſie eigentlichen Umgang haben kann. Stolz und eingebildet auf ihre häuslichen und wirthſchaftlichen Tugenden, bekrittelt ſie alles Höhere, was ſie nicht begreift und erklärt es für Hochmuth; bald wird ſie neidiſch auf ihres jungen Gaſtes von Allen und auch von Herrn von St. Alban anerkannte Vorzüge. Auf einmal wird Mad. St. Alban tödtlich krank, Elmerice pflegt ſie wie eine Tochter. Als ſie kaum geneſen, meldet ein Bote von St. Roche, daß Miſtreß Gray, die Mutter der Mad. Alban, todtkrank geworden. Die noch kranke Mad. St. Alban beſteht darauf, hinzureiſen. Elmerice drängt ſich ihr, als Gefährtin und Pflegerin auf. Sie kommen nach St. Roche, und ſteigen beim Vicar und deſſen Schweſter ab. Elmerice bleibt hier, während Mad. St. Alban zu ihrer Mutter ins Schloß eilt. Elmerice bringt einige ahnungsvolle Tage im Anblick dieſes alten Gebäudes zu, endlich kommt der Arzt des Orts und erklärt, Mad. St. Alban ſei bei ihrer Mutter wiederum krank geworden. Es drängt Elmerice zu Beider Hülfe zu eilen, man warnt ſie umſonſt vor dem Menſchenhaß der alten Miſtreß Gray; ſie drängt ſich zu ihr, gewinnt ihre Zuneigung, indem die Alte ſie für ein längſt verſtorbenes, von ihr angebetetes Weſen hält. Mad. St. Alban wird entfernt und wir laſſen Elmerice allein bei der Alten, die ſie erſt ungeſehen pflegt und die, als ſie Elmerice erblickt, ihre ganze Vergangenheit wieder ins Leben getreten glaubt, und ſie mit der größten Zärtlichkeit umfaßt und feſthält.

Unterdeſſen iſt das alte Schloß durch eine muntere junge Geſellſchaft belebt worden, durch den Marquis d'Anville, ſeine Frau, eine junge Dame, Margot d'Aubaine und den Bruder des Marquis, Léonce d'Anville, die wir aus dem Anfang des Romans kennen.

Sie durchſtöbern das alte Schloß, und der Marquis theilt ihnen die Geſchichte deſſelben mit, ſo weit als Urkunden und andere Quellen ſie darthun.

Der Oheim, der dem Marquis das Schloß St. Roche vermachte, Graf Leonin Crecy Chabanne, war der Sohn des Marſchalls dieſes Namens, der, wiewohl in den Kriegen der Fronde ergraut, darauf beſtand, ſeinen Sohn nicht für die militäriſche Laufbahn erziehen zu laſſen. Dieſes war ſein erſter und letzter Machtſpruch gegen eine herrſchſüchtige Gemahlin, die ſich nicht allein der ganzen Erziehung ihres Sohnes bemächtigte, ſondern auch ſich zur Vorſehung ſeines ganzen Lebens aufwarf. Es wird hier dargelegt, wie ein junger Mann mit gutem Herzen und ſogar entwickelten Geiſtesgaben zum vollkommenen Schwächling erzogen werden kann, wenn man, wie dieſe Mutter, zum Theil durch angeborne Liebe und Ehrfurcht, zum Theil, indem man ihm zwar keinen Willen geſtattet, hingegen ihm auch jede Schwierigkeit des Lebens aus dem Wege räumt, ihn in Schlingen lockt, die der Schwächling erſt dann merkt, wenn ſie zu ſtark geworden ſind, um ſich ihnen zu entziehen. Der junge Leonin geht auf Reiſen und kommt nach England, wo er bei Freunden ſeiner Eltern, der Familie des Grafen Gerſey lebt. Seinen Mentor verliert er durch den Tod und ſteht zum erſtenmal auf eigenen Füßen. Der Zufall führt ihn durch eine Scene unvermutheter Gefahr (keine gewöhnliche Lebensrettung) einem ſchönen jungen Mädchen in den Weg.

Fennimor Leſter iſt eine der reizend idealiſchen Schöpfungen, die, wie ſelten ſie auch ſind, unverkennbar dennoch dem Leben angehören; nur gelingen ſie wenigen Dichtern. Sie iſt die Tochter eines engliſchen Geiſtlichen und ein wahrhaft bibliſches Weſen mit der ganzen Unbefangenheit, doch auch mit dem ganzen Scharfſinn der Unſchuld begabt. Der junge Graf Crecy vergißt ſo ganz ſeine Mutter und ihre Tyrannei, daß er um das Mädchen wirbt Der Vater Fennimors, ohne Ahnung von den gebieteriſchen verſchrobenen Verhältniſſen jener ſogenannten großen Welt, legt kein Hinderniß in den Weg der Liebenden, und läßt ſich bereden, ſeine Tochter dem jungen Leonin anzutrauen, mit der Bedingniß, daß dieſe Ehe geheim gehalten werde, bis die Einwilligung ſeiner Eltern eingetroffen. Indeſſen hat die Mutter des Grafen ſchon in ſeinen Briefen eine ganz veränderte Stimmung, eine werdende Unabhängigkeit bemerkt, ſie ahnt, daß ihr hier Etwas droht und ſendet zu ihrem Sohn einen Verwandten, den Marquis Souvré, einen heimlichen Feind ihres Hauſes, der als der Dämon dieſer Geſchichte erſcheint. Dieſer wohnt ungeſehen der Trauung Leonin's bei. Er trübt zwar das Glück der jungen Ehegatten, indem er den Grafen an ſeine Verhältniſſe erinnert und ihm vorausſagt, daß Niemand die von einem evangeliſchen Geiſtlichen vollzogene Trauung mit einem nicht Mündigen für gültig achten werde, indeſſen reiſt er ab, ohne den jungen Ehemann ſonderlich erſchüttert zu haben. Der Vater Fennimors ſtirbt, und das junge Paar, in Begleitung einer treuen Dienerin, Miſtreß Emmy Gray, die mit Leidenſchaft ihrer jungen Gebieterin zugethan iſt, und ſich für ſie von ihrem Gatten und ihrem Kinde trennt, begeben ſich nach Frankreich und nach St. Roche, das ſchon im Beſitz des jungen Grafen iſt. Geführt von dem alten Caſtellan, durchwandern ſie das wunderlich alte Gebäude, welches bis zu den Zeiten der Katharina von Medicis ein königliches Schloß geweſen. Sie kommen an eine verſchloſſene Thüre, die der Caſtellan nur auf Befehl ſeiner jungen Gebieterin öffnen will, es ſind die geheimen Zimmer der Königin Katharina von Medicis; in dem Schlafzimmer der Fürſtin findet Fennimor einen ſchönen goldenen Becher. Der Caſtellan ſtößt einen Laut des Schreckens aus, als ſie dieſen an den Mund ſetzt und zeigt ihr, wie der Grund deſſelben noch ſchwarz iſt vom Gifte, das einſt Katharina von Medicis ihrem ehemaligen Geliebten, dem Marquis Spinola reichte. Nachdem ſie ſeinen Tod mit einem neuen Günſtling, Graf Crecy Chabanne, deſſen Dolch auf Spinola in ihrem Schlafgemach wartete, verabredet hatte, fürchtete ſie Spinolas Widerſtand und wollte ſeinem Mörder mit dem Gifte zu Hülfe kommen. Spinola, als ihn der erſte Dolchſtoß traf, ſtürzte zurück ins Schlafzimmer der Königin und ſtarb auf ihrem Lager, ihr Geſchlecht und das der Crecy verfluchend. Seit dieſer Zeit blieben auf Befehl der Königin und der ſpäteren Beſitzer, der Grafen Crecy, dieſe Zimmer verſchloſſen.

Ein Bote bringt Leonin die Nachricht, daß ſein Vater ſterbend ſei. Nun drängt ihn ſelbſt Fennimor zur ſchnellen Abreiſe. Sie bleibt allein mit ihrer Dienerin oder vielmehr Freundin, Emmy Gray, zurück, während ihr Gemahl einem für ihn noch neuen Leben am Hofe Ludwig XIV. entgegeneilt. Er findet ſeinen Vater auf dem Wege der Beſſerung, und eine liebliche Schweſter, eben aus dem Kloſter gekommen, die durch ihre Lieblichkeit ihn oft an Fennimor erinnert. Seine Mutter ſcheint von nichts zu wiſſen, vermeidet jede Mittheilung und iſt nur bemüht, ihn in glänzende Zerſtreuungen und in ehrgeizige Pläne zu verwickeln. Dazu wirkten die Reize einer jungen Dame, Victorine de Lesdiguières, die ſeine Mutter ihm zur Gemahlin beſtimmt, ſo, daß er anfängt, für gegründet zu halten, was Souvré ihm verſicherte, daß er nemlich als noch nicht mündig keine gültige Ehe habe ſchließen können, und daß vollends die mit einer unebenbürtigen Frau von einem evangeliſchen Geiſtlichen eingeſegnete Verbindung keine Ehe ſein könne. Er kehrt nicht nach St. Roche zurück und verſtrickt ſich immer tiefer, bis er durch einen Zufall erfährt, daß Fennimor Mutter geworden. Dieß erweckt ſeine Liebe und Sehnſucht zu ihr. Seine Eltern entlaſſen ihn unter der Bedingung, ſobald als möglich zurückzukehren, um ein vom Könige gewährtes Hofamt anzutreten. Der letzte Verſuch, den er macht, ſeiner Mutter ſeine Vermählung mitzutheilen, mißräth abermals, indem ſie liſtigerweiſe zum Voraus annimmt, das Ganze ſei eine Jugend-Unvorſichtigkeit, die gut zu machen, ſie die erſte ſein würde, ihm beizuſtehen. Leonin verlangt nur, daß man ihm helfe, und wirft ſich daher ſchon dankbar zu ſeiner Mutter Füßen, ehe er noch das Ende ihres verheißenen Hülfsmittels hört. Er ſoll nämlich großmüthig, wie es ſeinem Stande und ſeiner Würde zukomme, für das unglückliche Weſen ſorgen.

Leonin wendet ſich zwar noch mit Abſcheu von dieſem Vorſchlage ab, doch hat er die Ueberzeugung gewonnen, den Umſtänden nicht länger widerſtehen zu können.

So erſcheint er vor Fennimor, die ſeine Veränderung kaum ahnt, und ihn bald zum Vater eines Sohnes macht. Der Vicar des Orts erinnert ihn, daß das Kind getauft werden müſſe. Er kämpft mit ſeinem beſſeren Selbſt, verhärtet aber ſein Herz genug, um am Altare ſeinem Kinde deſſen rechtmäßigen Namen zu verſagen. Er läßt es

Reginald Crecy von St. Roche taufen. Nun tritt eine Art von Wahnſinn ein, der ihm Kraft giebt, ſeinem unſchuldigen Opfer ſeine neuen Verhältniſſe zu entdecken. Sie verſteht und glaubt ſie noch nicht, als abermals Souvré erſcheint mit dem Befehl, Leonin möge nach Paris zurückkehren. In einem Geſpräche mit Fennimor bricht der Abgeſandte der Marquiſin das Herz der Unglücklichen; ſie fällt zu Boden, Souvré hält ſie voreilig für todt, eilt fort, findet in Paris alle Anſtalten zu der Vermählung des jungen Grafen Crecy mit Victorine de Lesdiguères und raunt dem mehr todt als lebendigen Bräutigam in die Ohren: „Sie ſind frei.“ Die Vermählung geht vor ſich, ein Jahr verfließt in dem glänzenden Getreibe. Victorine giebt ihrem Gatten einen Sohn. Alle ſeine Gewiſſensqualen erwachen bei deſſen Anblick; am Tauftage deſſelben iſt er verſchwunden zum Schrecken ſeiner Familie und des zu dieſer Feierlichkeit verſammelten Hofes. Ein Bote rief ihn an das Sterbebett des Malers Leſieur, der einſt Fennimor gemalt hatte und ſie wie eine Heilige verehrt. Von ihm erfährt er, ſie ſei ſterbend, und ſehne ſich, ihn noch einmal zu ſehen. Jetzt vergißt Leonin Alles, was in ſeinem Hauſe und in Paris vorgeht, er eilt nach St. Roche, wo er Fennimors Verzeihung und letzten Seufzer empfängt. Emmy Gray zeigt ihm ihren ganzen unverſöhnlichen Groll, er kehrt zu ſeiner Familie zurück, und wird von allen mit Vorwürfen überhäuft, außer von ſeiner Gemahlin, die immer ſein Geheimniß ehrt.

In St. Sulpice unter der Leitung Fenelons werden zwei Knaben erzogen, der eine der junge Graf Ludwig Crecy, der andere Reginald Chevalier de St. Roche, ſie wachſen in der innigſten Freundſchaft zu einander auf. Der um ein Jahr ältere Chevalier St. Roche gilt für einen Mündel des Grafen und wird wie ein Sohn in deſſelben Hauſe behandelt. Die Gräfin Mutter hat längſt in ihm die Stütze ihres ſchwächern und weniger begabten Sohnes erkannt. Sie ſtirbt, die beiden jungen Leute werden auf Reiſen geſchickt und kommen auf das Gut einer der ihrigen befreundeten Familie, nach Artoiſe zu der Familie des Grafen d'Aubaine, der zwei Töchter und einen Sohn hat und wo ſie noch viele angenehme Gäſte finden; die Schweſter des Grafen Crecy, Marquiſe d'Anville mit zwei kleinen Söhnen Armand und Leonce, einen jungen Schottländer, Lord Duncan und zwei junge Engländerinen. Gegen den Vater der einen, Herrn Leſter, einen Geiſtlichen, hatte Graf d'Aubaine eine Pflicht der Dankbarkeit, dieſes führte den Beſuch der Tochter herbei, ihre Begleiterin iſt Ellen Gray, deren Mutter in dem alten nahen Schloße St. Roche lebt.

Die älteſte Tochter des Grafen d'Aubaine Françoiſe iſt die Schönheit, um die ſich die ganze hier verſammelte männliche Jugend bewirbt. Sie iſt dem Chevalier St. Roche geneigt und unterwirft ſich mit gebrochenem Herzen dem Willen ihrer Eltern, die ſie dem jungen Grafen Ludwig Crecy verloben. Unterdeſſen hat Miß Gray den Chevalier St. Roche bewogen, heimlich in der Abtei Tabor eine Zuſammenkunft mit ihrer Mutter zu haben, die ſie ihm als die Pflegerin ſeiner Kindheit bezeichnet und die ihm Aufſchluß über ſeine Herkunft geben werde. Er hört dort von Emmy Gray die Geſchichte ſeiner unglücklichen Mutter Fennimor, und in der aufgeregteſten Stimmung, nachdem er Emmy Gray verſprochen, das Grab ſeiner Mutter zu beſuchen, und ihren Namen wieder zu Ehren zu bringen, theilt er ſeinem Jugendgeſpielen, nun ſeinem Bruder, Alles mit. Die Freude, ſich Brüder zu wiſſen, überwiegt den Kummer und die Sorgen um die ſich verwickelnden Verhältniſſe. Sogar die Verlobung Françoiſe's mit dem Einen ſoll ſie nicht trennen. Vereint beſuchen ſie St. Roche, ſie kommen ſpät in der Nacht nach einem furchtbaren Sturm und ſchlechtem Wege ganz erſchöpft daſelbſt an. Ludwig ſchlummert in einem Lehnſtuhle ein, Reginald ſetzt ſich demſelben gegenüber, um eine Thüre, aus der ihm Unheil zu drohen ſcheint, zu bewachen. Es iſt dieſelbe, die in die Gemächer der Königin Katharina führt, wo einſt der gemordete Spinola verſchied. Es kommt der fürchterlichſte aller Träume über ihn. Alle einſtigen Bewohner dieſes Schloſſes mit ihren Freuden, Leiden und Verbrechen treten vor ihn hin. Endlich erſcheint Spinola, der die

Züge des Marquis Souvré trägt (die Mutter des Marquis iſt eine Spinola, die letzte ihres Hauſes geweſen), er zeigt unter ſeinem rothen Mantel das blutige Haupt des jetzigen Erben des Hauſes Crecy, des jungen Grafen Ludwig. Reginald fühlt das Piſtol in ſeiner Hand, er ſchießt auf den Mörder und erwacht im Dunkeln. Auf den Schuß eilen die Diener herbei und finden den Grafen Ludwig Crecy todt in ſeinem Blute; Reginald aber ſich ſelbſt anklagend und doch ſeine Unſchuld betheuernd. Der Marquis Souvré erſcheint wieder als Rächer, er läßt Reginald nach Ardoiſe zurückbringen, wo die erſten gerichtlichen Unterſuchungen gehalten werden, während welcher Françoiſe d'Aubaine, die nun zweimal Wittwe iſt, einen rührenden Abſchied von ihm nimmt und ſich ewiger Zurückgezogenheit weiht. Reginald wird zum Tode verurtheilt, aber weil der König den geheimnißvollen Zuſammenhang dieſer Geſchichte ahnt, begnadigt und des Landes verwieſen. So verläßt er Frankreich, nachdem ihm ſein Vater ein bedeutendes Vermögen in einer Brieftaſche geſendet hat, mit der Aufſchrift: Vermögen Fennimor Leſters, vermählte Gräfin Crecy Chabanne." Er ändert ſeinen Namen, bleibt verſchwunden und alle Verſuche, ihn aufzufinden, ſind vergebens.

Dies iſt die Geſchichte, die der Marquis d'Anville, der Neffe und Erbe des Grafen Leonin Crecy, ſeiner Geſellſchaft mittheilt. Unterdeſſen iſt Miß Elmerice Eton ganz bei der alten Emmy Gray eingewöhnt. Obſchon ſie durch ein Gebetbuch mit dem Namen Fennimor Leſter, was ihr Vater ihr mit dem Bedeuten gegeben, dieß ſei ihrer Großmutter Namen, erfahren, wie nah ſie dem Hauſe Crecy ſtehe, iſt ſie feſt entſchloſſen, dem Willen ihres Vaters nach, nie ihre Anſprüche geltend zu machen. Bald wird ſie aber von der muntern Geſellſchaft des Schloſſes entdeckt und da dieſe durch Gräfin d'Aubaine benachrichtigt ſind, daß ſich ihr Pflegekind bei Miſtreß Gray befinde, ſo will man ſie durchaus aus ihrer Verborgenheit ziehen, ſie weigert ſich ſtandhaft beſonders aus Furcht vor Leonce d'Anville, der ſeiner Seits in großer Bewegung ſcheint, was man aber der Eiferſucht, die ein neuangekommener Anbeter der holden Margot d'Aubaine, der Graf Guiche veranlaßt habe, zuſchreibt. Inzwiſchen ſind in Ardoiſe ein älterer Herr und eine junge Dame angelangt, die ſich der Gräfin Françoiſe als Lord Duncan, der einſt als junger Mann in ihrem väterlichen Hauſe Gaſt war und als deſſen Tochter vorſtellen. Dieſe Erſcheinung läßt alle Jugend-Erinnerungen der Gräfin auftauchen. Lord Duncan erzählt ihr, daß er der Bewahrer eines Geheimniſſes ihre Schutzempfohlenen Miß Eton betreffend, ſei, indem derſelben Vater ihm aufgetragen, wann er es für gut halten werde, in ihr Schickſal einzugreifen; dieſer Augenblick ſei nun gekommen, nachdem er durch Elmericens Briefe an ſeine Tochter ihren Aufenthalt in St. Roche und Alles was ihr vorher und während deſſelben wiederfahren ſei, erfahren habe. Zu dieſem Zweck müſſe er zuerſt von dem längſt verſchollenen Reginald St. Roche Nachricht geben. Nachdem dieſer Frankreich verlaſſen und ſeinen Namen geändert, habe er Aufnahme und Freundſchaft bei ſeiner Mutter Bruder dem Herrn Leſter gefunden, ſpäter deſſen Tochter geheirathet und in ſeiner Familie bis zum Tode ſeines Schwiegervaters, dann in Schottland in der Nähe ſeines Freundes Lord Duncan Leithmorin, bis zu ſeinem Ende in der innigſten Gemeinſchaft mit der Familie deſſelben gelebt. Sterbend habe er ihm, dem Lord Duncan, empfohlen, ſeine Frau und Tochter Elmerice nach ſeinem Tode der Gräfin d'Aubaine, als ein Vermächtniß von ihm, zu überſenden. Seine Frau hätte gewiß dieſen Wunſch erfüllt, wäre ſie nicht zu ſchnell ihrem Gatten ins Grab gefolgt, und ſo ſei Elmerice allein zur Gräfin d'Aubaine gekommen. Nur in dem Fall, daß ihr Lebensglück durch die Verheimlichung ihrer Geburt gefährdet ſein werde, habe ihr Vater dem Lord erlaubt, dieſelbe zu enthüllen und ihre Anſprüche geltend zu machen. Lord Duncan und Gräfin d'Aubaine beſchließen nun ſogleich nach St. Roche zu reiſen. Sie finden dort Elmerice bei Emmy Gray und die muntere Geſellſchaft des Marquis von Anville. Lord Duncan behandelt Leonce d'Anville mit Kälte und beinah Geringſchätzung, bis eine Unterredung ihm zeigt, daß er Elmericen noch immer liebt und um Margot nur für ſeinen

Freund geworden hat, der Lord hingegen räumt alle Schwierigkeiten, die Leonce's Heirath mit Elmericen haben könnte, hinweg, indem er ihre Herkunft beweiſt und ſo löſt ſich Alles in Glück auf.

Dieſes iſt der Auszug des ſchönen Ueberfluſſes, der vor uns ausgebreitet liegt. Wir glauben dadurch noch zukünftigen Leſern des Romans eher einen Dienſt erwieſen, als das Vergnügen der Ueberraſchung geſchmälert zu haben, denn das Verdienſt dieſes Werkes liegt mehr in der Ausführung, als in der Neuheit und dem Unvorhergeſehenen. Die Anordnung und der Gang der Erzählung läßt eine Bewältigung der Maſſen, wie wir ſie vorzüglich bei Walter Scott finden, vermiſſen. Wir bemerken dagegen eine Willkührlichkeit in der Entwicklung der Begebenheiten, die im Romane ſo gut, wie in einem Drama ſich aus einer inneren Nothwendigkeit hervordrängen ſollen. Die großen Geheimniſſe des Schloſſes St. Roche kommen zu gutwillig ans Licht, ſie gleichen Schätzen, die man vergraben, um ſie wieder zu finden. Die alten Burgen der Engländer, namentlich der ehrenwerthen Miſtreß Ratcliff, die ſo gut, wie Macbeth, „mit Geſpenſtern zu Nacht gegeſſen hatte", waren verſchwiegener und ließen ſich mühſamer ihre Gräuel und Familienleiden entwinden. Dagegen kömmt uns St. Roche wie eine künſtliche prächtige Ruine vor oder wie das erneute und verjüngte Marienburg in Oſtpreußen — Jahrhunderte ſind nicht ſo bald wieder angeſchafft. Zwiſchen den drei großen Haupt-Maſſen des Romans, nämlich: die Einleitung, die Elmerice nach St. Roche führt, dann die zu bequeme Enthüllung der Geheimniſſe des Schloſſes und endlich das Schickſal der Erben ſeiner blutigen Saaten haben allerdings einen Zuſammenhang, aber ermangeln einer kunſtvollen Verſchmelzung.

Die hiſtoriſche Grundlage des Werks iſt offenbar mehr Memoiren, als eigentlichen Geſchichtswerken, mehr der Beleſenheit, als dem Studium entnommen. Die offenbare Vorliebe für Ludwig XIV. möchte das ſtärkſte Kennzeichen hiefür ſein.

Die Quelle der Memoiren iſt für die dichteriſche Behandlung eines Stoffes gefährlich, weil ſie zu einer Anhäufung von Scenen lockt, die das Gepräge der Wahrheit tragen mögen, aber leicht zu einer unvollkommenen und überladenen Charakteriſtik führen. Des Dichters eigentlicher Führer ſoll der ſtrenge Geſchichtſchreiber ſein.

In Deutſchland iſt ſo vieles wiederum erwacht, daß auch die Vorliebe für Ludwig XIV. an die Reihe kommen darf — wir laſſen ſie uns lieber gefallen als die Vergötterung Napoleons, müſſen auch, was beide betrifft, eingeſtehen, daß es etwas Mißliches iſt, einer dichteriſchen Vorliebe Gränzen ſetzen zu wollen.

Das große Ganze hängt wohl auch an zu kleinen Motiven, eine Hauptklippe des hiſtoriſchen Romans, der, ſeiner Natur nach, die größten Hauptperſonen der Geſchichte zu Nebenperſonen, zu Schildträgern beſchränkter Schickſale herabſetzt.

Die holde Elmerice, ihre Liebe für Leonce, den eine vermeinte Ungleichheit der Geburt von ihr trennt, das etwas wunderliche Vermächtniß ihres Vaters: ihre Geburt und Rechte nur zu enthüllen, wenn es das Glück ihres Lebens gelten ſollte (worauf ſich nun der ganze Roman eigentlich gründet), ſtehen nicht im Verhältniſſe zu dem Rahmen, in dem ſie eingefaßt werden. Souvrés Rache iſt, wenn wir ſo ſagen dürfen, mehr breit, als tief. Zu einem Familienhaſſe, wie der der Montagues und Capulets, gehört mehr als die Ermordung eines Vorfahren in einem Liebesabentheuer. Rache iſt ſelten ein hinlängliches Motiv für eine ganze Reihe von Handlungen. Die Dichterin hat dieſem Souvré, dem Dämon des ganzen Werkes, unſerer Meinung nach, zu viel aufgebürdet. Der Piſtolenſchuß, durch welchen Reginald mitten im Traume ſeinen Freund und Bruder tödtet, iſt wohl eine zu große Zumuthung an den Zufall, an den der Dichter nicht zu große Foderungen ſtellen muß, wenn auch Kotzebue zu ſeiner Zeit zu weit ging, als er Schillern vorwarf, ſeine Johanna zu ſehr in des Zufalls Hände gegeben zu haben, indem, wenn die Schnalle an Lionels Helm etwas ſtärker geweſen, ihr Herz nicht gewankt hätte. Aber eben weil der Zufall ſo gar bequem iſt, ſoll ihn der Dichter meiden und verſchmähen.

Unter den Characteren ſind die weiblichen, wie wohl immer in Frauendichtungen, die geſungenſten. Man muß es der Dichterin hoch anrechnen, daß ſie für den ſchwachen liebenswürdigen Leonin, den ſtrafbaren Gemahl Fennimors und Victorinens, keine Schwäche zeigt, ſondern ihn mit wahrhaft männlicher Strenge beurtheilt. Frau v. Stael ſelbſt hatte für dergleichen Geſellen mehr als ein bloßes Mutterherz. Die alte Maraniſin und ihr Verhältniß zu ihrem ſchwachen Sohne iſt ein Meiſterſtück von Seelenkenntniß. Mad. St. Alban iſt herrlich gezeichnet; intereſſante, anziehende und würdige Geſtalten treten uns von allen Seiten entgegen.

Die Fülle der Darſtellung hat in Charakteren und Schilderungen alles Skizzenhafte fern gehalten, der Guß iſt allenthalben von derſelben Dicke, die Epiſoden ſind gerade mit derſelben Ausführlichkeit, wie die Haupterzählung vorgetragen, die ſchönſte und ergreifendſte von ihnen iſt der Aufenthalt des Malers Leſieur im Schloſſe St. Roche, aber auch ſie konnte zuſammengedrängt werden. Man dürfte den alten Satz: „die Hälfte ſei beſſer, als das Ganze,“ auf dieſes Werk dahin beſchränken, daß fünf Sechstel beſſer ſein dürften, als ſechs Sechstel, doch wollen wir gern eingeſtehen, daß die Verfaſſerin ſich dann zu wahren Opfern hätte entſchließen müſſen, für die jedoch der Hinblick auf das Ganze ſie entſchädigt haben würde. Kaum dürfte, einzeln betrachtet, etwas verwerflich oder verdienſtlos ſein. Dahin rechnen wir die Lebensrettung Elmericens durch Leonce, die außer ihrer Ueberflüßigkeit noch alle litterariſchen Bedenklichkeiten einer Lebensrettung trägt — denn welcher Gott, wenn er ſelbſt auch die Feder ergriffe, konnte wohl einer Lebensrettung noch einen Schimmer von Neuheit beibringen? die Elmericens iſt außerdem bei einer ſchon begründeten Liebe ganz überflüßig.

Weit zufriedener ſind wir mit dem verunglückten Verſuche, den der Marquis Crecy auf der Jagd zum Beſten der armen Fennimor macht und deſſen Ungeſchicklichkeit uns ſo weiſſagend auf das Verderben vorbereitet, welches ſeine Liebe über ſie bringen ſoll. Ein eigenes Fragment im Walter Scottſchen Geiſte bildet das Erſcheinen des zu Fennimors Untergange eilenden Souvré in einer Hütte des Waldes, wo ihn eine Frau, die einer Weiſſagerin gleicht, in Mitte ihrer Kinder an ihrem dürftigen Heerde bewirthet. Dieſe Szene ſcheint uns nicht zum Ganzen zu ſtimmen, iſt aber wohl eines der ſchwerſten Opfer, welches die Kritik der Verfaſſerin zumuthen dürfte. Am wenigſten haben uns die neckiſchen Szenen und Geſpräche zwiſchen den jungen Damen und Leonce gefallen, ſie entbehren, unſerer Meinung nach, der franzöſiſchen Leichtigkeit und tragen dagegen eine Spitzfindigkeit an ſich, die den Scherz nicht ſchärft und an den Ton der (zu der Freude ſo Vieler) in Deutſchland abgekommenen „kleinen Spiele“ ſtreift.

Die immer edle, oft ſo glänzende Proſa der Verfaſſerin iſt an Gallicismen reich, ſo z. B. „Embarras“ für Verlegenheit und eine Menge von Wörtern, die wir nicht zu entlehnen brauchten. Monſieur, für „mein Herr“ trägt wohl nicht mehr eine eigentliche Nationalfarbe als das „Mynheer“ der Holländer, welches Lord Byron ſo großmüthig auf die Deutſchen in ſeiner Verhöhnung der Landsleute des von ihm gefeierten Gothe ausdehnte.

Wir wollten uns nun in die zahlloſen Schönheiten dieſes Werkes vertiefen, aber eben erſcheint die zweite Auflage von St. Roche und wir ſtehen nicht an, dieſelbe für die beſte Recenſion des Romans zu erklären, — was ſagt nicht Alles in Deutſchland eine zweite Auflage! ſie iſt ein Gottesurtheil. Wir begreifen ſie und glauben aufrichtig — an eine dritte.

Möge das nächſte Werk der Verfaſſerin doch ganz der Gegenwart angehören, um ſo mehr, da bereits die hiſtoriſche Behandlungsweiſe, wie in Steffens Werken, mit Glück auf dieſe angewandt worden iſt. Wenn auch über ihr der poetiſche Fernduft noch nicht ſchwebt, wird er ihr doch reichlich durch den ahnenden Schimmer einer immer bedeutenderen Zukunft und durch ein mächtigeres Eingreifen in die einzelnen Menſchenſchickſale reichlich erſetzt; die Beziehungen der großen Geſtalten der Geſchichte zu denen, die der Ruhm nicht nennt, ſind einleuchtender für uns, denn neben den Heroen der Vorzeit kommen doch die Schöpfungen des Dichters zu ſehr als Menſchenwerk zu ſtehen.

— — k.

2) Der Troubadour. Romantiſches Gemälde von Ernſt v. Brunnow. 2 Thle. Dresden und Leipzig. Verlag von Gerhard Fleiſcher. 1839.

Wir heben vor Allem aus des rühmlichſt bekannten Dichters Vorrede zu obigem Werke nachſtehende Stelle aus:

„Die Idee, welche meiner hiſtoriſch-romantiſchen Dichtung zum Grunde liegt, iſt der Troubadourgeiſt. Fünf Elemente: Dichterſinn, Rittermuth, Liebesſchwärmerei, Glaubensinnigkeit und Sehnſucht nach einer paradieſiſchen Ferne verbinden ſich zur charakteriſtiſchen Einheit, von welcher die romantiſche Poeſie ihren Ausgang nimmt.“ Dieſe Centralidee hat Brunnow im Motto zu einer ſeiner Schilderungen ſymboliſch alſo ausgeſprochen:

Ein Saitenſpiel mit Immergrün,
Worinnen Roſ' und Lilien blüh'n,
Ein Schwert geſchmückt mit Lorbeerkranz,
Ein Kreuz umſtrahlt von Sternenglanz,
Und der Geliebten theures Bild
In Himmelsſchönheit klar und mild
Und duftumhüllt im Palmenland,
Umſchlinget der Romantik Band.

Dieſe Grundlinien ſeines Romans hat der Dichter mit glücklicher Wahrheit gezeichnet und feſtgehalten. Wir ſehen darin den Minne- und Sängerhof zu Narbonne, wo Ermengarde, die Dichterſonne, weilte; das provenzaliſche Leben des dreizehnten Jahrhunderts ſpiegelt ſich in theils alten, theils neu hinzugefügten Canzonen, Sirventen und frohen Liedern ab. Aus dem Troubadourkreiſe tritt ſieghaft hervor, er, der Held des Romans. Bald ſoll er ſeine Lilie auf der gigantesken Burg Rochemaure finden; es iſt Margarida, die Tochter des Bannerherrn Folco; die Zeit der Liebe kommt, aber auch die Stunde des Kampfes. Eine ſehr intereſſante Epiſode bilden die nächtlichen religiöſen Zuſammenkünfte der Waldenſer; doch gerade dieſe werden Urſache des Bannes für ihn und ſeinen Beſchützer, den Burgherrn. Nachdem Ademar in einem nächtlichen Ueberfalle das Leben der Marquiſe von Malaspina; der Schweſter Ritter Folcos, die er über die Pyrenäen geleitete, gerettet, und nachdem für dieſe Heldenthat der Jüngling von unbekanntem Urſprung zum Ritter geſchlagen war, nachdem er im Turnier glänzend obgeſiegt hatte, trat jener Bannſtrahl ein, und nur die Verbindung Margaridens mit einem ungeliebten Freier rettet Folco vom gänzlichen Untergange. Von der Liebe Schmerz ergriffen folgt nun Ademar, der indeſſen erkannte Sohn Ritter Bertrams vom Born, dem Kreuzzuge nach Paläſtina; unter König Philipp Auguſt von Frankreich, mit Richard Löwenherz wohnt er der Belagerung von Ptolemais bei. Ein Pfeil verwundet ihn. Ritter Ademar iſt verloren, wenn nicht eine aufopfernde Seele das Gift aus der Wunde ſaugt. Suleika, eine Sklavin, wird ſeine Lebensretterin. Sie liebt ihn. Aber die Stunde der Heimkehr naht. Während Ademar im Orient kämpfte, iſt Margarida Wittwe geworden, und der erſten Liebe Sehnſucht kehrt wieder. Schmerzliche Wahl zwiſchen ihr und und Suleika. Er entſcheidet ſich und iſt im Begriff, das gelobte Land und Suleika zu verlaſſen. Die Sklavin tödtet ſich ſelbſt, und als Engel will ſie über dem irdiſchen Glück des Geliebten ſchweben.

Mit bilderreicher Sprache, in den Duft der Romantik gehüllt, ſind die Schilderungen dieſes Ritterlebens durchgeführt. Es fehlt nicht an ergreifenden Scenen, an einer klaren ſinnvollen Verſtändigung. Der Verfaſſer hat mit Einſicht das Leben und die Werke der provenzaliſchen Troubadours ſtudirt, und wir können nur wünſchen, daß dieſem Spiegelbilde einer reinen Zeit bald ein zweites, das auf deutſchem Boden ſpiele, folgen möchte. E. F.

---

3. Götz von Berlichingen. Eine Rittergeſchichte für Kinder, dem jugendlichen Deutſchland gewidmet, von Julie Zerzog. München, Verlag von Joſeph A. Finſterlin. 1840.

Die Erſcheinung dieſes Büchleins ſcheint Referenten eine erfreuliche Epoche in der Jugendlitteratur einzuleiten. Wenn man früher auf dem Gebiete der bloßen Erfindung von moraliſchen Puppen oder Popanzen, durch bloße Rührſtücke oder Schreckbilder entweder zu empfindlich auf die junge Seele der Kinder wirkte, oder die wahren Triebfedern ihrer moraliſchen Exiſtenz nur höchſt einſeitig in Gang kommen ließ, ſo ſcheint es um ſo angemeſſener, einmal in die unerſchöpfliche Fundgrube der Geſchichte zu greifen, und nach dem Umfange des kindlichen Schauvermögens geformte Lebensbilder hinzuſtellen, geſund und kernhaft an Leib und Seele, wie der ächt deutſche Gott, — aber ja ohne den langweiligen Predigerton und die Reflexionsſucht trockener Pädagogie.

Indem die verehrliche Verfaſſerin mit vollem Gelingen das erſte gethan und das letzte vermieden hat, macht die einfache Haltung ihrer Erzählungsweiſe, womit ſie, unſers Bedünkens, den rechten Kinderton getroffen hat, das Büchlein zu einem ſehr leſenswerthen. Nicht fehlt es darin an Hinweiſungen und Aufruf, an warnenden Stimmen und Anregungen, ohne jedoch, nach Art der meiſten Kinderſchriften, gewiſſe einmal typiſch gewordene Gefühle und Abſtraktionen dem Kinde aufzudringen; es iſt dem kleinen Leſer leicht gemacht, das Gute ſelbſt herauszufinden, ohne ſich in einer Zwangsjacke hinführen zu laſſen, die ihm jeden Schritt — wenn auch zum ſchönſten Ziele — verleidet.

Vorzüglich dieſes Feld der Litteratur wünſchten wir mehr von Frauen angebaut zu ſehen; ſie ſind ja des Jugendlebens erſte Schutzengel und Pflegerinnen und vermögen allein, aus der Kinderſeele ſelbſt und unmittelbar ſchöpfend, ihr wieder die paſſendſte und geſündeſte Nahrung zu gewähren.

— 84.

---

4) Gothiſches ABC-Buch von Friedr. Hoffſtadt. Frankfut a. M. bei S. Schmerber 1840 mit zwei und vierzig Vorlegeblättern.

Unter dieſem beſcheidenen Titel giebt der Verfaſſer die Grundregeln des gothiſchen Styls für Künſtler und Werkleute in einer Art und Weiſe, wie ſie noch nie dargeſtellt wurden. Bisher nemlich wurde der gothiſche Styl allerdings für die praktiſche Anwendung mit dem Wiederaufleben deutſcher Kunſtrichtung aufgegriffen, und es bildete ſich hiedurch empiriſch dieſe Richtung; nirgendwo aber hat ſich ein Künſtler hervorgethan, das gothiſche (reſp. altdeutſche) Element gründlich zu entwickeln. Hr. Hoffſtadt nun hat dieſes Feld im vollſten Maße bearbeitet. Mathematiſch baut er von der einfachſten Grundform bis zur complicirteſten Conſtruktion das ganze Syſtem auf und widerlegt factiſch die oberflächliche Anſicht derjenigen, welche dem gothiſchen Style nur den Werth phantaſtiſcher Willkühr, nicht aber jenen einer organiſchen Entwickelung aus tiefſten Elementen zugeſtehn wollen. Das Werk iſt in der That in jeder Beziehung — inneren Werth, wie äuſſere Ausſtattung betreffend — ein vollendetes. Ohne Zweifel wird die Kunſtwelt, in dankbarer Anerkennung, die den großen Verdienſten des Verfaſſers entſprechende Würdigung erfolgen laſſen und den Werth eines Mannes zu ſchätzen wiſſen, welcher, wenn er auch bisher in beſcheidener Zurückgezogenheit lebte, bei ſeinem erſten Hervortreten in die Oeffentlichkeit, ſich durch dieſe ſeine Leiſtung auf eine Stufe bedeutendſten Ranges ſtellt. Mit Sehnſucht ſehen wir der Vervollſtändigung des ſo höchſt intereſſanten Werkes, die uns mit Ende dieſes Jahres verheißen iſt, entgegen.

---

5) Komiſche Grammatik (the comic Latin Grammar) zu Erlernung des Lateiniſchen mittelſt des Engliſchen. Zweite Auflage. London bei Charles Tilt 1840.

Dieſes nach ſeinem ſchnellen Abſatz, wie es ſcheint, in England mit großem Beifall aufgenommene und wegen ſeiner Illuſtrationen beſonders merkwürdige Werkchen, verdient auch der deutſchen Leſe-, Lehr- und Lernwelt durch einige Worte bekannt zu werden.

Es ſtrömt über von Laune, Satyre und Muthwillen, und man weiß nicht ſo recht, ob es den alten Schulpedantismus oder die Meinung verlachen ſoll, man könne Alles den Kindern ſpielend beibringen. Hier die Erklärung der Casus oder Beugungsfälle:

Der Nominativ kommt vor dem Verbum, wie das Pferd vor dem Karren, wie der Lieutenant vor dem Fähndrich, wie der Polizeidirektor vor dem Inſpektor. Er entſpricht der Frage wer — magister jurgatur: der Lehrer ſchimpft.

Der Genitiv entſpricht der Frage weſſen. Weſſen Hoſen, femoralia magistri: des Lehrers Hoſen.

Der Dativ entſpricht der Frage wem. portendo manus magistro: ich halte meine Hände dem Lehrer hin

Dieſer casus bezeichnet ein Geben. — Lehrer ſind oft im Falle zu geben, zu verſehen.

Der Accuſativ folgt dem Verbum, wie der Häſcher dem Schuldner, der Fleiſcherhund dem Fleiſcher. Er entſpricht der Frage wen. dirideo magistrum: ich lache den Lehrer aus (hinter ſeinem Rücken.)

Der Vocativ iſt ein Anruf — O magister — o Lehrer, oft mit ſchmerzlichem Ausdruck vorgetragen.

Der Ablativ verbindet ſich mit gewiſſen Partikeln, z. B. ertappt vom Lehrer u. ſ. w.

Die Conjugation wird folgendermaſſen erläutert. In dem beigefügten Kupfer ſchlägt der Lehrer in grotesker Figur eine Pauke, (engliſch = tartariſche Trommel) auf dem Rücken eines ſich krümmenden Knaben und ſchreit:

Audio — Ich höre die tartariſche Trommel.
Audis — Du hörſt die tartariſche Trommel.
Audit — Er hört die tartariſche Trommel.
(Der Chor der Knaben:)
Audimus — Wir hören die tartariſche Trommel.
(Ein Theil des Chors zum Andern)
Auditis — Ihr hört die tartariſche Trommel.
(ein entfernter Chor.)
Audiunt — Sie hören die tartariſche Trommel.

Der Imperativ iſt ein dicker Schulbeamter, der muthwillige Knaben auseinanderjagt.

In ähnlicher Weiſe, mit humoriſtiſchen Zeichnungen, ſind nun alle Theile der Grammatik bis zur Proſodie und Verskunſt durchgeführt.

Wir werfen dieſer höchſt eigentlichen Methode vor, daß den Schulmann, welcher ſie ſeiner lernbegierigen Jugend anpaſſen würde, leicht, ohne ſich eines Verrathes ſchuldig zu machen, das Schickſal des Pädagogen treffen könnte, der, nach einem ächten Römerſpruch des großen Camills, von ſeinen Zöglingen heimgepeitſcht wurde, eine Stelle des Livius, die ſelbſt gutgearteten Kindern leider einiges Ergötzen gewährt

M . . .

6) Münchener Hundert und Eins von C. F. München bei Georg Franz. Erſtes Heft. 1840.

In mehreren Nummern der gegenwärtigen Blätter ſind bereits Probeſtücke von dieſen Genrebildern vorgeführt worden, und wenn wir uns damals ſchon mit Vergnügen dem ortskundigen Führer hingaben, ſo wird uns jetzt, nach erweitertem Geſichtspunkte, der Gang durch die ganze Hauptſtadt um ſo angenehmer.

Als einem gebornen Münchner iſt es dem Verfaſſer möglich geworden, das im Hauſe und im öffentlichen Leben ſelbſt Erlebte und Angeſchaute wahrhafter vor Augen zu legen und ſein eigenes Ergriffenſein unmittelbarer in Anderer Seelen zu gießen; wie es im hohen Grade der Fall iſt bei der Darſtellung ſeiner Kindheitsjahre, bei der Rückerinnerung an alte Gebräuche, welche Pietät und Poeſie geheiligt, aber Geſetze abgeſchafft; bei dem ernſten Gang durch den Friedhof und der heitern Theilnahme an Volksfeſten oder höhern Genüſſen von lokalem Intereſſe. So tief in die Verhältniſſe zu ſchauen, vermag nur ein Einheimiſcher, der aus dem Munde der Alten und aus guten Quellen von der Vergangenheit gehört und die Gegenwart ſelbſt mitgelebt oder beobachtet hat. Und eben dadurch unterſcheidet ſich das Büchlein rühmlichſt von Werken derſelben Tendenz, daß es, ſtatt giftiger Polemik oder bloſſer Neugier zu fröhnen, in Liebe und Gemüthlichkeit uns näher an die Quellen und vorzeitlichen Bedingungen der Zuſtände führt, daß es Ehrfurcht zu erzeugen weiß vor dem Alten und Dahingeſchiedenen und nüchterne Würdigung der Gegenwart. Auch bei ſonſt ganz gewöhnlichen Erſcheinungen des Verkehrs und Lebens iſt das zu Grund Liegende und Bedeutungsvolle mit innigem Verſtändniß hervorgehoben und in geiſtigen Zuſammenhang gebracht. Nur ein ächt poetiſches Gemüth vermag die Erinnerungen ſeiner Jugend und die Ergebniſſe ſelbſtgehabter Anſchauungen in ſo blühender Sprache und hinreiſſender Betrachtungsweiſe wiederzugeben. „Dieſes Büchlein von ungebundener Form ſoll Alt und Neu vereinigen und poetiſche Kontraſte durch Zuſammenſtellung bilden,“ ſagt der Verfaſſer. Die Poeſie iſt es, welche die Fehler des Lebens ſühnt, und nur der Dichter hängt mit hellſehendem Auge harmlos ſeine Kränze an Sarkophage und Verdienſtkronen um die Stirne hoher Menſchen der Gegenwart.

Wir erwarten mit Ungeduld die zweite Hälfte des Werks, das heißt, – weil man mit dem Verfaſſer, der freilich gern mehr giebt, als er verkündet, genaue Rechnung hält, – die uns noch gebührenden 51, ſage: ein und fünfzig.

Das Jahrhundert aber dürfte wohl nicht ſchließen, ohne daß München ſein Tauſend und Eins habe.

Theatraliſche Muſterungen.

Nicht minder wie bei unſrer letzteren Bühnenſchau*), müſſen wir, im Angeſichte der vor uns liegenden Repertoires, auch dießmal wiederum dem K. Theater Berlins das Verdienſt einräumen, bei Zuſammenſtellung und Wahl ſeiner Produktionen den Geſetzen eines höheren Geſchmacks und einer edleren Bildung im Publikum, mehr als ſeine Mitbewerber, ſich zuzuwenden, wenn Manches auch dort noch immer mit unterlauft, was man von dieſer und jeder andern deutſchen Hofbühne fern gehalten zu ſehn wünſchen möchte. Doch iſt deſſen Zahl verhältnißmäßig gering und der Verwaltung daher um ſo aufrichtiger Dank und Beifall zu ſpenden, als dieſes Verhältniß nicht **immer** das vorherrſchende war, daher wir uns in der Annahme denn nicht zu täuſchen glauben, daß auch hier ſchon ein erhabener Einfluß, wenn auch ſtill, doch lebendig wirkend, ſich kund gebe.

So ſehen wir auf der Austheilung des Oktobers allein den älteren Meiſterwerken dramatiſcher und muſikaliſcher Kunſt einen ſo bedeutenden Raum eingeräumt, daß kein Billiger ſeine desfallſigen Foderungen dürfte unbefriedigt finden.

Es erſchien von Seiten des rezitirenden Schauſpiels: **Nathan der Weiſe**, **Emilia Galotti**, **Torquato Taſſo**, **Hamlet**, **Don Carlos**, **die Verſchwörung des Fiesko**, **das Blatt hat ſich gewendet** und **die Schule des Lebens**; von Seiten der Oper: **Fidelio**, **Iphigenie auf Tauris**, **Don Juan**, **Fernand Cortez** und **Richard Löwenherz**, die geniale, tiefſinnige und, trotz ihrer Einfachheit, noch immer großartig wirkſame Schöpfung des trefflichen, auf den meiſten Theatern längſt verſchollenen Gretry.

Nicht minder angemeſſen war das Gebiet des Neueren angebaut und repräſentirt, einerſeits durch den „**Feenſee**" von Auber und den „**Bravo**" von Donizetti, andrerſeits durch den: „**Capitan Firnewald**", von der Verfaſſerin von Lüge und Wahrheit, „**Shakeſpeare in der Heimath**", von Holtey und verſchiedene plaſtiſch-mimiſche Vorſtellungen oder ſogenannte lebende Bilder, deren Gegenſtände des uns nur ſpärlich gebotenen Raumes wegen hier nicht weiter anzuführen ſind.

Was die übrigen in Rede ſtehenden Theater betrifft, ſo können wir eines ſpeziellen Urtheils über deren Leiſtungen um ſo mehr uns überheben, als nur dasjenige im Allgemeinen wiederholt werden konnte, was darüber an der vorgedachten Stelle ſchon früher bemerkt worden. Inzwiſchen iſt denſelben ein gewiſſes Beſtreben nicht abzuſprechen, ihr Publikum wenigſtens durch Neuigkeiten zufrieden zu ſtellen, worin dem K. Theater zu München keiner der letztern Plätze gebührt, wiewohl wir auf deſſen Oktober Repertoir nur zwei neue Gaben: **Die Nacht von Paluzzi**, Oper, nach einem franzöſiſchen Melodram von Forſt, Muſik von Penthenrieder, und: **die Verläumdung**, auch nach dem Franzöſiſchen, erblicken, wogegen die früheren Monate Auguſt und September, wenigſtens von Seiten der Oper, etwas reicher ausgefallen ſind, da: **die beiden Schützen** von Lortzing neu, **Iphigenie auf Tauris** und **der Gott und die Bajadere** aber neueinſtudirt gegeben wurden. In trauriger Verwaiſung ſtehet alſo, – ob vielleicht in Folge des im Publikum vorherrſchenden Geſchmackes?? – das rezitirende Schauſpiel da, indem außer: **Viola**, nach Shakeſpeare von Deinhardſtein und: **Ein mildes Urtheil** von Fr. Halm, nur: **die Waſſerkur** von Töpfer und **der Freund in der Noth**, ein Lokalſtück, vor beiläufig 20 oder mehr Jahren auf einem Wiener Vorſtadttheater zuerſt dargeſtellt, neu in Szene geſetzt erſchien, unter dem Wiederholten aber: **Zu ebner Erde und erſter Stock**,

---

*) Siehe Aprilheft S. 1[illegible].

Dr. Krampert, der Bräutigam aus Mexiko und mancherlei Ueberſetztes bemerkt wurde.

Im behaglichſten Unbeachtetlaſſen aller höheren Foderungen aber, und großentheils von franzöſiſcher Zufuhr lebend, ſehen wir das Wiener Hofburgtheater ſeinem Publikum gegenüber verharren und letzteres, was dabei das Merkwürdigſte iſt, doch im Ganzen zufrieden ſtellen. Dies Theater, welches ſeit einer Reihe von Jahren ſich im alleinigen Beſitz des Kunſtmonopols wähnt und eben deßhalb den Bedürfniſſen der Zeit, ihren Vorzügen und Gebrechen, fremd wurde, ſteht nun mit dem poetiſchen Leben dieſer Zeit in einem nur ſehr lockern Zuſammenhange. So wie das Théatre français in Paris, ſcheint auch das Hofburgtheater, wiewohl ſo lange als Muſter geltend und im Beſitze der erſten Künſtler, ſich überlebt zu haben; und einer vollſtändigen Regeneration in der Verwaltung ſelbſt, wie des Prinzips derſelben, würd' es vielleicht bedürfen, um hier einen wahrhaft befriedigenden und mit den vorhandenen Kräften übereinſtimmenden Zuſtand herbeizuführen. Möge ſolcher, dem die Hoffnungen eines größeren Kreiſes, als jenes obenerwähnte, höchſt abgeſchloſſene und daher leichter zu befriedigende Publikum bildet, ungeduldig entgegenharren, ſo oft, wie jetzt wieder, das Gerücht von bevorſtehenden Veränderungen laut wird, — möge alſo ſolcher erwünſchte Zuſtand recht bald eintreten, zur Freude Aller, die von dem Reichthum an Mitteln und der Würde dieſes Inſtitutes, wie von dem lebhaften Kunſt-Intereſſe der Kaiſerſtadt, eine wohlthätige Rückwirkung auch auf das übrige Deutſchland ſich zu verſprechen wagen.

* * *

Denk- und Meldetafel.

In den Blättern für litterariſche Unterhaltung Nro. 327 werden von dem Recenſenten des Drama's: „Guſtav und Wallenſtein." von Otto von Ravensberg, tadelnd zwei Stellen wegen ihres pretentiöſen, rhetoriſchen Pathos hervorgehoben, mit dem Ausruf: „Iſt es nicht, als höre man Schiller ſprechen?"

Hörten wir Ihn nur, wie wohl würde es uns thun! —

In dem Kunſtverein zu München hat Haſenclever wiederum ein geiſtreiches Bild dem Publikum dargeboten.

Ein Zeitungsleſer ſitzt über ſeinem Raube, denn ſo möchten wir das Blatt nennen, welches er im Heißhunger feſthält. Seine Züge ſind geſpannt, ſeine Blicke feſtgeſchmiedet, jede Fiber, jeder Hauch ſpricht: Syrien! das Gegenſtück zu einem Bilde, wo wir Napoleon mit verſchränkten Armen die Schlacht von Wagram überlegen ſehn.

Während der Politiker mit der Zeitgeſchichte Aug' in Auge, Hand in Hand daſitzt, hat ſein Hund den rechten Flügel ſeines Herrn umgangen, und fällt in das Centrum eines Stückes Braten, das dem irdiſchen Theil des Zeitungsleſers beſtimmt war. Ein Glas Bier, gleiche Beſtimmung verfehlend, neigt ſich hingebend auf ſeinen Ellenbogen, und bereitet durch kühle Ergießung des Gerſtenſaftes des Träumers Erwachen und die Strafe des Näſchers vor.

Im Hintergrunde ſitzen, weit hinter die Zeitereigniſſe zurückgeblieben, zwei phlegmatiſche Tabackraucher beim Bretſpiel, und über den Wolken ihrer Pfeifen ſchwebt der Kopf der Wirthin oder Aufwärterin.

Eine Denkmünze auf die zu Königsberg in Preußen am 18 September und zu Berlin am 15. Oktober d. J. ſtattgehabte Huldigung Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., iſt in der Loos'ſchen Medaillen-Münze zu Berlin erſchienen. Die Erfindung iſt eben ſo ſinnvoll, als die Ausführung trefflich. Die Hauptſeite zeigt das Königliche Bild mit der Unterſchrift: „Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen." Auf der Kehrſeite iſt der Huldigungsakt bildlich dargeſtellt, indem der auf einem Thronſeſſel ſitzende Monarch den Huldigungseid des perſonificirten Landes entgegennimmt, gegen welches er huldvoll ſeinen Scepter neigt. Die Umſchrift bilden jene herrlichen, unvergeßlichen Worte Sr. Majeſtät: „Ich will ein gerechter Richter, ein treuer, ſorgfältiger, barmherziger Fürſt, ein chriſtlicher König ſein!" Im Abſchnitt iſt die Beſtimmung der Denkmünze angegeben, mit den Worten:

„Zur Feier der Huldigung, Königsberg den 10. September, Berlin den 15. Oktober 1840.

Aus Stuttgart wird uns gemeldet, daß der treffliche, im Rollenfache der Liebhaber, namentlich aber im feineren Luſtſpiel keinem Nebenbuhler weichende Hof-Schauſpieler Moritz, eine Kunſtreiſe nach Frankfurt am Main und Weimar anzutreten im Begriff ſei, um als Hamlet, Othello, Richard Savage, Zinnburg, Figaro u. ſ. w. auf den dortigen Theatern ſich zu zeigen. Ohne Zweifel würde deſſen Erſcheinen auch in unſerer Stadt, wo dieſer Künſtler ſeine Laufbahn begann und bei mehrfachen Beſuchen den Wunſch, ihn in ſo fortgeſchrittener Ausbildung wiederzuſehen, doppelt lebhaft erregte, mit nicht geringer Theilnahme aufgenommen werden.

Immermann ſoll kurz vor ſeinem Tode geäußert haben: „Wir bleiben Bänkelſänger in Deutſchland. Da haben ſie geſchrieben und gelobt von Süden und Norden „die Epigonen und den Münchhauſen“, daß man denken ſollte, in jeder Dorfſchenke müßten die Bücher zu finden ſein, und wenn wir es in der Meßrechnung beſehen, ſo haben einige dreißig Millionen Deutſche an 300 Exemplaren vollauf genug gehabt. Wieviel Deutſche kommen auf ein Exemplar eines belletriſtiſchen Buches? Rechnen wir es aus; und da reden ſie mir gar noch zu, ich ſollte aufhören, Landgerichtsrath zu ſein und mich ganz der Schriftſtellerei widmen, damit ſie immer etwas Hübſches zu leſen hätten!“

In der neuen Baſilica zu München ſchritten die Wandgemälde raſch vorwärts. Oben zwiſchen den Fenſtern des Mittelſchiffs ſieht man bereits eine lange Reihe von Heiligenlegenden dargeſtellt, deren Werth mehr in der charakteriſtiſchen Zeichnung würdiger Geſtalten, als in der Verſtändlichkeit der Compoſition beruht, da der Gegenſtand derſelben ſich meiſtens auf ganz unbekannte Heiligengeſchichten bezieht; und man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß es beſſer geweſen wäre, wenn man zugleich dahin geſtrebt hätte, die in jenen äußerlichen Begebenheiten liegenden Beziehungen auf die Verbreitungsgeſchichte des Chriſtenthums in Deutſchland deutlich zur Anſchauung zu bringen, allerdings eine Aufgabe, der nicht jeder Künſtler gewachſen ſein möchte. Doch iſt hierbei zu bemerken, daß Prof. Heinrich Heß, dem die Ausmalung der Kirche übertragen iſt, dieſe Compoſitionen nur unter ſeiner Leitung hat anfertigen laſſen. Er ſelbſt malt an den ſymboliſchen Darſtellungen, welche die Altarniſche ſchmücken werden, während der talentvolle J. Schraudolph ein großes Wandgemälde im unteren Mittelſchiff, eine Begebenheit aus dem Leben des heil. Bonifazius darſtellend, vollendet hat.

Prof. Schnorr malt in der Münchner neuen Reſidenz in dem Saal Friedrich Barbaroſſas an einem der großen Wandgemälde, welches die Erwählung des Kaiſers zu Frankfurt darſtellt, während Gießmann die Schlacht bei Ikonium, ein anderer Gehülfe den Tod des Kaiſers in Kalykadnos ausführt. Mit dieſen drei Darſtellungen wird noch im Laufe dieſes Jahres der Bildercyklus des Friedrichſaales beendigt. Im Saale Karl des Großen hat Schnorr ein kleineres Bild im Frieſe, die Sachſenſchlacht gegen Wittekind, und Jäger ein anderes ebendaſelbſt, den Tod des Kaiſers zu Aachen, in der neuen Fernbach'ſchen Enkauſtik ausgeführt, die ſich immer mehr als praktiſch und dauerhaft bewährt; und ſo beſtätigt es ſich deſto augenſcheinlicher, daß die Unfälle, die das enkauſtiſche Gemälde im oberen Giebel des Theaters betroffen haben, nicht ſowohl dieſer neuen Malertechnik, als vielmehr der ſchlechten Bereitung des Malgrundes zugeſchrieben werden müſſen. Der Charakter aller dieſer Wandgemälde in den Kaiſerſälen des Feſtbaues ſpricht, im Einklange mit der Beſtimmung der Lokalität, die Majeſtät, den Glanz und die reiche, bunte Bewegtheit der weltlichen Hoheit des deutſchen Kaiſerthums mit anſchaulicher Lebendigkeit aus, und die ſtillen Ereigniſſe eines friedlichen gemüthlichen Daſeins wird man daher vergebens ſuchen.

Unterdeſſen malt Hiltenſperger an den Darſtellungen aus der Odyſſee in den unteren Sälen des Feſtbaues ruhig fort. In dieſem Jahre hat er zwei Scenen aus dem ſechsten und ſiebenten Geſange, die Geſchichte des Odyſſeus mit der Nauſikaa betreffend, vollendet. Die Compoſitionen ſind von Schwanthaler.

Einen ſchmerzlichen und in der That unerſetzlichen Verluſt hat die deutſche Wiſſenſchaft durch das ſo unerwartete Hinſcheiden des Archäologen, Karl Ottfried Müller, erlitten. Er ſtarb zu Athen am 1. Auguſt d. J. und ſeine irdiſchen Ueberreſte ruhen jetzt in heiliger Erde, an jenem erinnerungswerthen Hügel, wo Plato ſeine Schüler gelehrt haben ſoll. Ein würdigeres und geziemenderes Grab konnte ihm nicht zu Theil werden. Der griechiſchen Kunſt und Litteratur war ſein Studium, ſein Leben gewidmet. Er erlag ſeinen wiſſenſchaftlichen Anſtrengungen und den tödtlichen Strahlen der griechiſchen Juliſonne, denen er ſich, bei Erforſchung der Ruinen von Delphi, ſchonungslos ausgeſetzt hatte. Wieviel iſt mit ihm zu Grunde gegangen! Er gehörte zu den gelehrteſten, umſichtigſten und beſonnenſten Forſchern, der über viele dunkle Punkte des griechiſchen Alterthums Licht verbreitet und die ungeheure Maſſe archäologiſchen Stoffs in ſeinem nicht genug zu ſchätzenden Handbuch der Archäologie der Kunſt ſyſtematiſch zu anſchaulicher Ueberſicht geordnet hat. Welche Bereicherungen ſtanden dieſer Wiſſenſchaft bevor, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſeine neuen Beobachtungen und an Ort und Stelle unternommenen Forſchungen zu Hauſe mit Muße auszuarbeiten! Ohne Zweifel wird man ſeinen Nachlaß, unter welchem ſein Reiſetagebuch gewiß nicht das Unbedeutendſte, geſchickten und gewiſſenhaften Händen anvertrauen.

Die Allgemeine Zeitung von Augsburg hat ihrer Nummer 313 eine Karte des gegenwärtigen Kriegsſchauplatzes in Syrien beigefügt und hiermit das Gebiet mannichfachen Nutzens und reicher Belehrung, das ſie umfaßt, wiederum erweitert. Durch Hülfsmittel dieſer Art, die leider noch vielen ſonſt verdienſtlichen, geſchichtlichen Werken fehlen, wird Zeitungsleſen zu einem wahrhaft hiſtoriſchen Studium erhoben, dem es durch Blätter, wie das Erwähnte, ſchon meiſt mit kritiſchem Geiſt geſchrieben, näher gebracht wurde. Die noch ſchwebende Geſchichte, die histoire flottante, wie ein Franzoſe ſie nennen dürfte, wird fixirt und konſolidirt.

Somit wäre des großen Bernſtorffs Ausſpruch — „er könne jungen Diplomaten kaum ein anderes Studium empfehlen, als ein gewiſſenhaftes wiſſenſchaftliches Leſen der Zeitungen,“ die freilich zu ſeiner Zeit, mit der „Allgemeinen“ verglichen, höchſtens Neuigkeitszettel waren, in unſern Tagen zu voller Wahrheit gelangt.

Man hat entdeckt, daß der Rauch, welcher aus den Keſſeln der Dampfmaſchinen ſteigt, viel Elektricität enthält. Ein bei einer Eiſenbahn angeſtellter Mann, der eine Zeit lang ſeine Hand mitten in einen Dampfwirbel hielt, ſpürte eine elektriſche Erſchütterung, als er mit der andern Hand die Sicherheitsklappe berührte. Es erhellt hieraus, nach einer Menge von Verſuchen, daß der erwähnte Rauch gleichſam als das Erzeugniß einer großen Elektriſirmaſchine angeſehen werden kann. Man vermuthet, es werde aus dieſer Entdeckung ein großer Nutzen für die Wiſſenſchaft hervorgehen.

Zu den Verluſten, welche die Kunſt in den letztern Monaten erlitten, gehört auch der des, zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzten, ja man darf wohl ſagen: berühmten Landſchaftsmalers Kaſp. Dav. Friedrich zu Dresden. Seine Richtung war durchaus phantaſtiſcher Art; ein düſtrer melancholiſcher Geiſt, der Geiſt nordiſcher Meer- und Schneenatur, weht in ſeinen Bildern; durch dieſe mehr geiſtige, als materielle, bloß nachahmende Richtung hatte er auf die veränderte Entwickelung der neueſten Landſchaftsmalerei in nicht unbedeutender Weiſe eingewirkt.

Nicht minder lebhaft wird das Hinſcheiden eines andern Künſtlers bedauert, der noch in weiteren Kreiſen für das deutſche Publikum wirkſam war. Wer kennt nicht aus dem Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft, das zu ſeiner Zeit ſo beliebt war, und aus vielen andern Taſchenbüchern und Almanachen den Namen Ramberg, der jene viele Jahre hindurch mit ſeinen, oft in kleinſter Miniaturgröße eben ſo niedlich als charakteriſtiſch ausgeführten Compoſitionen verſah und faſt kein Bild entwerfen konnte, ohne nicht darauf eine Art von Bologneſerhündchen oder ſonſt ein vierbeiniges Thier mit recht kraſſen, borſtigen Haaren anzubringen? Auch er hat der Natur ſeinen Tribut gezollt, indem er am 7ten

Juli d. J. zu Hannover ſtarb, wo er im J. 1763 das Licht der Welt erblickte.

Am 11. November Morgens iſt der berühmte Mime Eßlair zu Mühlau bei Innsbruck nach langen Leiden ſanft verſchieden und dort am 13. unter einer zahlreichen Begleitung beſtattet worden. Hoffentlich wird ein Denkmal dort ſeinen Namen tragen.

Die ihn als Jüngling in ſeiner titaniſchen Manneskraft ſahen, werden ſein, als einer ihrer Begeiſterungen, gedenken, die er ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren noch zu erwecken wußte. Die Krankheit hatte ihn erſt in den letzten Zeiten ſeines Lebens ganz niedergedrückt, nicht das Greiſenalter. Theſeus war ſein letzter Seufzer für die Kunſt geweſen. Bis dahin hatte er in Darſtellungen, die keine Heldenkraft foderten, wie Abbé de l'Epée, Kriegsrath Dallner, ja ſelbſt noch als Beliſar ſich keineswegs überlebt, ſich keineswegs verdunkelt — immer ſeiner würdige Schwanenlieder gegeben. Und waren es Trümmer geweſen, was er gab, können wir ſolche Trümmer miſſen?! — Wer könnte einer ſolchen Sonne eine volle Tageslänge mißgönnen und ihr einen jähen Niedergang wünſchen?

Nicht überall iſt den „Gebrüdern Pech" von Herrman Marggraff eine ſo wohlwollende und, wie uns dünkt, gerechte Anerkennung wie in den gegenwärtigen Blättern*) zu Theil geworden. Unter andern laſſen „die Halliſchen Jahrbücher" es ſich angelegen ſein, darüber ihrer Galle Luft zu machen, wie denn auch Kühne ſelbſt, der Marggraffs Dramen nicht warm genug rühmen und preiſen konnte, eine doppeldeutige Kritik gegen ihn losgelaſſen hat, welche mit den Worten beginnt: „Nun Gott ſei Dank, hat da M. doch einmal eine Oaſe, ſeinen innern Menſchen, den Punkt gefunden, wo er Poet iſt." Ueber den Zorn der Halliſchen Jahrbücher kann ſich der Dichter jedoch mit Andern, namentlich mit Rückert tröſten, die auch vor ihnen keine Gnade finden; wie ſollte dies auch in einem Journal möglich ſein, welches von Philoſophen der neueſten Schule redigirt wird, die von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehen und von der Anſchauung nichts wiſſen wollen, alles Reale und wirklich Daſeiende nach und aus dem Begriff conſtruirend.

Man könnte hier anwenden, was irgendwo über das neueſte Schriftchen von Heine über Börne geſagt worden iſt: „daß Deutſchland keinen ſolchen Ueberfluß an brillanten Talenten habe, um wegen einzelner verfehlter oder verletzender Züge über das Ganze gleich das Verdammungsurtheil auszuſprechen." Und in der That gehört Marggraff, wenn auch nicht zu den brillanten Talenten Deutſchlands — was auch nicht viel zu bedeuten hätte — aber doch gewiß zu den beachtenswerthen, — und ſelbſt die „Gebrüder Pech" können dafür als Beweis dienen. Er ſelbſt geſteht übrigens, daß dieſer Roman nur Vorarbeiten, Federübungen waren, da man nie wiſſen könne, wozu man geboren iſt, ehe man ſich nicht tüchtig geübt hat. Der erſte Theil jedoch hat den Unbefangenen ſehr behagt. — Viele halten ſogar einzelne Situationen für das Beſte, was Marggraff geſchrieben hat.

* * *

Ankündigung.

Durch die, dem Unterzeichneten ſo eben gewordene neue dienſtliche Beſtimmung, welche ihn von München abruft, ſieht ſich derſelbe zu der Erklärung veranlaßt, daß er vom künftigen Januar an von der Redaktion der „deutſchen Blätter" abtrete.

München den 1. November 1840.

Frhr. Fr. A. von In-Rhein.

* * *

---

*) S. Augustheft S. 220.

Münchener
Hundert und Eins.
Von
C. F.
Erſtes Heft.
8. broſchirt. 11 gr. od. 1 fl. —

Herzog Richelieu, ſeine Welt und ſeine Zeit.
Luſtſpiel in 5 Aufzügen
von
J. E. Grötſch,
Verfaſſer des Zuges der Normannen nach Jeruſalem.
8. br. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Der Ruf
oder
die Journaliſten,
Luſtſpiel in 1 Aufzuge
von
J. v. Plötz.
8. broch.
9 gr. oder 36 kr.

Bianca Medicis,
Drama in vier Akten,
von
Fr. Löhle.
8. br. 16 gr. oder 1 fl.

Dramatiſche Einfälle
von
A. v. Maltitz.
8. 1838. br.
1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl.

Das Innere einer Familie,
oder
Der Haustyrann.
Charaktergemälde in 5 Aufzügen.
von
J. v. Plötz.
8. 1839 br.
16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gedichte
von
Frhr. A. v. Maltitz.
Mit Muſikbeilagen.
2 Bände.
8. 1839. broſchirt,
2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Wilhelm und Roſina,
ländliches Gedicht in 5 Geſängen
Von
M. Meyer.
8 br. Thlr 1 4gr. od. fl. 1 48kr.

Dieſer idylliſche Epos iſt in Recenſionen in den „literariſchen Blättern der Hamburger Börſenhalle“, in den „Heidelberger Jahrbüchern“ und in den „Bayeriſchen Annalen“ für dasjenige erklärt worden, welches dem berühmten Gedichte Göthe's: „Hermann und Dorothea“ am nächſten kommt.

Bilder und Lieder
von
Henriette Ottenheimer.
8. 1833. br.
1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Edgar,
oder
Blätter aus dem Leben eines Dichters.
Von
C. Fernau.
8. broch. 8 gr. od. 30 kr.

Für Journalzirkel.
Mit dem Januar 1841 beginnt

das Dampfboot,
eine Zeitſchrift für Scherz und Ernſt,
redigirt von **Julius Sincerus**
(Dr. Laeker.)
Danzig, Verlag von **Fr. Sam. Gerhard,**

ſeinen **eilften Jahrgang.** — Wöchentlich erſcheinen drei Nummern in gr. 4. und drei Nummern der Beilage: „**Schaluppe**“, und der Preis für den Jahrgang iſt 4 Rthlr. od 7 fl. 12kr., wofür daſſelbe durch alle Buchhandlungen, in **regelmäßigen wöchentlichen** Lieferungen, zu beziehen iſt.

Zur Empfehlung des Dampfboots etwas hinzuzufügen dürfte unnöthig ſeyn, da daſſelbe häufig von den geachtetſten Zeitſchriften lobend erwähnt und von vielen Journalen benutzt wird. — Es iſt eine Zeitſchrift, welche in jedem Journalzirkel **gerne** geleſen werden wird.

Inhalt:

Seite

Die Kunst des Erzgusses in München. Von Dr. Soltl. 325

Der Kopist und der Doppelgänger. Fragment aus dem Leben eines Schriftstellers, von A. v. Maltitz. 333

Freier Vortrag, gehalten während des Anmachens einer Salade, von Friedrich Kölle. 336

Lyrische Halle.

Wolken, von Ludwig Auguſt Frankl. 338

Liebeshuldigung, von Ludwig Bechſtein. 338

Kloſterbild, von J. P. Kaltenbäck. 339

Stimmungen, von Rudolf Marggraff. 339

Chronistisches.

Litteratur- und Bücherſchau:

1) St. Roche, ein Roman, von der Verfaſſerin von Godwincaſtle, in drei Bänden. Breſlau bei Max und Compagnie. 1840. 342

2) Der Troubadour, romantiſches Gemälde von Ernſt von Brunnow, 2 Thle. Dresden und Leipzig. Verlag von Gerhard Fleiſcher. 349

3) Götz von Berlichingen, eine Rittergeſchichte für Kinder, dem jugendlichen Deutſchland gewidmet von Julie Herzog. München. Verlag von J. A. Finſterlin. 1840. . 349

4) Gothiſches ABC-Buch von Friedr. Hoffſtadt. Frankfurt a. M. bei S. Schmerber. 1840. Mit 42 Vorlegeblättern. 350

5) Komiſche Grammatik (the comic Latin Grammar) zur Erlernung des Lateiniſchen mittelſt des Engliſchen. Zweite Auflage. London bei Charles Tilt 1840. . . 350

6) Münchener Hundert und Eins, von C. F. München bei G. Franz. Erſtes Heft. 1840. 351

Theatraliſche Muſterungen. 352

Denk- und Meldetafel. 353

Der Abonnementspreis dieſer Zeitſchrift iſt:

In den k. k. öſterr. Staaten durch die k. k. Poſtämter bezogen, laut Tarifs der kaiſ. kgl. öſterreich. Polizei und Cenſur-Hofſtelle: halbjährig fl. 4. 24 kr.	Bei den k. bayr. Poſtämtern halbjährig	Auf dem Wege des Buchhandels bezogen
	im I. Rayon fl. 3. 32 kr.	ganzjährig fl. 7. —
	im II. „ fl. 3. 39 kr.	halbjährig fl. 3 30 kr.
	im III. „ fl. 3. 43 kr.	vierteljährig fl. 1. 45 kr.

Deutſche Blätter

für

Litteratur und Leben.

Herausgegeben

durch

F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein

unter Mitwirkung

von

Maximilian, Herzog in Bayern, Hoheit, — L. Aurbacher, — Franz v. Baader, — Ludwig Bechſtein, — Al. Büſſel, — L. v. Bornſtedt, — Ernſt v. Brunnow, — Fried. Beck, — J. G. Beilhack, — E. Bleſſig, — Wilhelm v. Chezy, — L. F. Deinhardſtein, — Fr. Baron de la Motte Fouqué, — E. Frhr. v. Feuchtersleben, — C. Fernau, — Dr. Ernſt Förſter, — H. Fahrmbacher, — A. Franke, — Dr. L. A. Frankl, — Ed. Gehe, — v. Hammer-Purgſtall, — G. v. Heeringen, — Fr. v. P. Hocheder, — J. P. Kaltenbaeck, — C. A. Kaltenbrunner, — Franz v. Kobell, — Friedr. Kölle, — Carl Ph. v. Martius, — Dr. Rudolf Marggraff, — Dr. Hermann Marggraff, — C. F. Neumann, — Franz Graf v. Pocci, — Otto Prechtler, — Dr. Quitzmann, — Dr. Georg v. Reinbeck, — Friedrich Rückert, — Fr. v. Schelling, — Eduard v. Schenk, — Steph. v. Schewireff, — Carl v. Schweizer, — G. H. v. Schubert, — Dr. C. Seidel, — Dr. Söltl, — A. v. Sternberg, — Dr. Heinrich Stieglitz, — N. v. Stieglitz, — Dr. Wolfg. Stich, — Adelheid v. Stolterfoth, — C. A. Tiedge, — Friedrich Thierſch, — Carl Weichſelbaumer, — J. G. Zuccarini, u. A.

Monat Dezember.

1840.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.

Ausgezeichnete Bücher in fremden Sprachen
zu haben bei **G. Franz** in **München.**

Grand Dictionnaire
français-italien et italien-français
par **J. Ph. Barberi.**
continué et terminé par *MM. Basti* et *Cerati.*
2 gros volumes gr. in 4.
Pariser Original - Edition.
45 francs od. fl. 22. 30 kr.
Anerkannt als das beste Dictionnair für beide Sprachen.

RACCOLTA
degli scrittori moderni d'Italia.
Distribuzione I. parte 1–3.
Edizione portatile.
Dieſe 3 Bändchen enthalten den ausgezeichneten Roman:
Margherita Pusterla,
di Cesare Cantù.
Subscr.-Preis fl. 2. — cartonnirt fl. 3. —

Schiller. F. v.,
the bride of Messina
or
the hostile brothers.
A tragedy with chorusses,
English and german.
gr. 8. 1839. br. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Arte di Corrispondere
in lingua francese e italiana
ossia
il Segretario
moderno esibente
regole ed osservazioni avvalorate da modelli di lettere d'ogni sorta, scelte fra le migliori de' più celebri autori d'ambedue le nazioni,
per uso ed istruzione di tutti quelli che amano esercitarsi nello stile epistolare.
Opera di **G. Omma'.**
Professore di lingua francese a Torino.
Parte prima: Lettere famigliari di vario tenore.
Nuova edizione corretta, riformata quanto ai titoli,
ed accresciuta per cura di
G. Dr. Valeriani.
Professore di lingua e letteratura italiana e francese.
8. 22 fogli stampati su carta velina, con nuovi caratteri, al prezzo di 1 fl. 30 kr.

Raccolta di poeti classici italiani, antichi e moderni.
102 Vol. in 32°. con ritratti. Milano 1812–31. fl. 106. 30 kr.

Bd. 1. Tasso Aminta. Bd. 2. Guarini Pastor fido. Bd. 3. Maffei la Merope. — Martello il Femia. Bd. 4--10. Alfieri Tragedie. 7 Vol. Bd. 11–26. Metastasio. 16 Vol. Bd. 27. Pindemonte Arminio — Niccolini Polissena. Bd. 28. Varano G. di Giscala. — Conti G. Cesare. Bd. 29 Bettinelli Serse. — Scevola Erode. Bd. 30. Pindemonte i Baccanali. — Dellavalle Medea. Bd. 31. Granelli Sedecia, Dione Siracusano. Bd. 32 Zeno Andromaca — Nitocri melodrammi. Bd. 33. Casti Melodrammi giocosi. Bd. 34–40. Ariosto Orlando. 7 Vol. Bd. 41. Tassoni la Secchia rapita. Bd. 42–43. Petrarca rime. 2 Vol. Bd. 44. Parini poesie. Bd. 45. Poliziano opere. Bd. 46–47. Caro Eneide di Virgilio. 2 V. Bd. 48. Alamanni la Coltivazione. — Rucelai le api. Bd. 49–52. Cesarotti poesie di Ossian. 4 Vol. Bd. 53. Varano visioni. Bd. 54–55. Tasso Gerusalemme. 2 Vol. Bd. 56. Tasso Rime scelte. Bd. 57 Sanazzaro Arcadia. Bd. 58--63. Anguillara Metamorfosi d'Ovidio. 6 Vol. Bd. 64. Guidi poesie. Bd. 65–69. Berni Orlando innamorato. 5 Vol. Bd. 70. Savioli e Vitorelli poesie. Bd. 71–72 Bracciolini Scherno degli Dei. 2 Vol. Bd. 73–76. Forteguerra Ricciardetto. 4 Vol. Bd. 77–80. Pulci il Morgante maggiore. 4 Vol. Bd. 81–82. Pindemonte Odissea d'Omero. 2 Vol. Bd. 83–85. Monti Iliade d'Omero. 3 Vol. Bd. 86–87. Pindemonte poesie. 2 Vol. Bd. 88 Gozzi poesie. Bd. 89. A Paradisi poesie. Bd. 90. Foscolo poesie. Bd. 91–93. Dante divina Commedia. 3 Vol. Bd. 94–95. Chiabrera Rime. 2 Vol. Bd. 96. Manzoni. Borghi. Torti. Bd. 97. Manara la Bucolica di Virgilio. Bd. 98. Fiori in poesie liriche antiche. Bd. 99. Fiori di poesie liriche moderne. Bd. 100. Monti poesie varie. Bd. 101. Monti Componimenti dram. Bd. 102 Monti Poemetti.

MUNICH
ET SES ENVIRONS, PARCOURUS
EN HUIT JOURS.
Orné de vignettes et d'un bon plan de la ville. 8. br. 1 fl. 36 kr.
Cet ouvrage donne des renseignemens les plus exactes possibles sur ce qui peut intéresser l'étranger.

Esquisse
de l'Histoire de Bavière.
Courte description
des
fresques historiques des arcades du jardin de la Cour à Munich.
Avec des Vignettes sur bois.
gr. 8. br. 54 kr.

Ober-Ammergau im Sommer 1840.

Von

P. G . . . . z.

Die ſchönen Fluren Ober-Ammergau's im bayriſchen Gebirge haben dieſen Sommer einen auſſerordentlichen Zuſammenfluß von Reiſenden aller Länder angezogen.

Ein eigner Reiz führte dieſe Menge in die maleriſchen Thäler, wo die Darſtellung der Leidensgeſchichte unſers Herrn von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen wiederholt wurde. Die aufrichtige Andacht der Bewohner der Umgegenden, mit einer leiſen Miſchung weltlicher Neugier verbunden, und die Neugier der Stadtbewohner, welcher ſich hoffentlich auch ein Gefühl von Andacht beifügte, veranlaßten dieſe zahlreichen Pilgerſchaften.

Strenggeſinnte haben die Anwendung dramatiſcher Formen auf unſere chriſtliche Glaubensgeſchichte tadeln wollen, aber alle, welche den Ober-Ammergauer Vorſtellungen beiwohnten, wo Tauſende nur ein Gefühl, nur einen Gedanken, ja nur einen Athem zu haben ſchienen, wo eine wahre Tempelſtille über der gemiſchteſten Verſammlung waltete, mußten ſich überzeugen, mit welcher Ehrfurcht und Weihe Gebildete wie Ungebildete fähig ſind, das unverletzbar Heilige ohne philoſophiſchen Leichtſinn und gedankenloſe Rohheit zu ſchauen.

Jede Kunſt iſt im Heiligthum geboren, und jede muß es ſchmücken, daher war es unſers großen Schiller würdig, kühn für jedes unheilige Gefühl einzuſtehen, welches die erhabenſte Scene ſeiner Maria Stuart hätte erregen können. „Hervorrufen müſſe ſie das religiöſe Gefühl.“ meinte Herder, den er hierüber befragte. Unehrerbietung gegen die Religion, verdammliche Eindrücke und Aeußerungen lockt der dramatiſche Dichter gewiß nicht auf dieſe Weiſe hervor; ein Diener des Altars, den man auf der Bühne mit Vorliebe als Heuchler, Böſewicht und Verbrecher zeigt, wie in ſo vielen neuen Dramen gethan wird, ein Prieſter, ein Geiſtlicher, deſſen heiliges Gewand man dem Gelächter preisgiebt, wie wir es in vielen fremden Theaterſtücken und leider auch auf unſerer deutſchen Bühne geſehen haben; dieſes ſind Darſtellungen, die man als unfromm und unüberlegt tadeln muß. Wie anders zu Ammergau! hier werden die dramatiſchen Formen nur entlehnt, um dem Beiſpiel andrer Künſte, der Malerei, der Bildhauerei, der Muſik zu folgen, Künſte, welche gleichfalls für weltlich gelten, und dennoch die Majeſtät unſers Gottesdienſtes erhöhen, unſere Seele rühren, indem ſie unſere edelſten Sinne entzücken.

Das Theater in Ober-Ammergau iſt in einem ziemlich weiten, von hohen Bergen umſchloſſenen Thale aufgerichtet. Die Bühne iſt, wie die ſtädtiſchen, mit Couliſſen und einem auf Leinwand gemalten Hintergrunde verſehen. Der Saal ſelbſt und das Parterre, letzteres durch zweckmäßig ſtufenweiſe geſetzte Bänke gebildet, liegen, wie der Circus der Alten, unter freiem Himmel.

Einen eigenen Anblick gewährt dieſe Bühne im Freien, wo, nach dem Ausdruck eines Zuſchauers „ſelbſt die Berge mitſpielen“. Man konnte ihr eine große Ausdehnung geben, da Gebälk und Wölbung nicht in Betracht gezogen zu werden brauchten. Die Malerei und Perſpective laſſen freilich zu wünſchen übrig, allein die unvollkommenen Wirkungen dieſer Dekorationen, (die Arbeit irgend eines Gebirgbewohnenden Malers, der vielleicht abwechſelnd den Pinſel und die den Gemſen verhängnißvolle Büchſe zu führen pflegt,) ſind nicht ohne Intereſſe für das Auge des Künſtlers.

Er wird veranlaßt, zu glauben, daß Dekorationen, vom Tageslicht beleuchtet und nach angemeſſenen Grundſätzen gemalt, der Natur viel näher kommen dürften, als diejenigen, welche, durch Oel- oder ſelbſt Gaslampen beleuchtet, uns jeden Abend auf den Bühnen großer Hauptſtädte ſogenannte Landſchaften darſtellen, die uns Gewohnheit ertragen lehrt, doch deren harte, falſche Färbungen aller harmoniſchen und abgeſtuften Tinten, welche die Natur zeigt, gänzlich beraubt, nur darum befriedigen, weil wir nichts Beſſeres kennen.

Künſtliche Beleuchtung vermag durchaus nicht das Tageslicht zu erſetzen; kein Maler, welch ein Farbenkünſtler er auch immer ſei, würde wagen ein Gemälde bei Fackel- oder Lampenſchein zu malen. Das Diorama, von allen maleriſchen Täuſchungen die vollkommenſte, die einzige tadelloſe, verdankt dem Tageslicht die Wahrheit und den Zauber ſeiner Farben. Wie groß auch das Talent des Theaterdekorateurs ſei, er wird nie Grün und Blau verhindern können, ſich ſo zu vermiſchen, daß ſie nicht mehr zu unterſcheiden ſind. Wie ſchön und wahr auch die Farben, die er benutzt, auf ſeiner Palette erſcheinen, er wird doch niemals verhüten, daß das Gelb bei Licht allen ſeinen Glanz verliere oder daß man Veilchenblau und Braun verwechſele. In einem Worte: die Farbeneffekte ſind bei Lichte immer falſch oder unvollkommen. Möchte unter den Erfindungen, die jede Woche hervorbringt, ein Zauberer der neuen Induſtrie eine Lampe, eine Flamme oder irgend ein Gas entdecken, wodurch die Dekorationen in der Art beleuchtet würden, daß wir Farben und Schatten ſähen, wie noch nie; Landſchaften, meine ich, deren Bäume von friſchen, ſaftigem Grün, ſich auf einem Himmel von ſchönen, lebhaften, reinem Blau zeichnen würden. Dieſe Beleuchtung müßte den violetten Sammtmänteln unſerer Primadonnen und unſerer Ritter den Schimmer wiedergeben, die der Lampenſchein ihnen nimmt. Der Teint der gedachten Primadonnen würde allerdings dabei alles das verlieren, was er beim Glanz der Lampen gewinnt, und der Erfinder dem weiblichen Zorne erliegen, denn die Schauſpielerinnen, die nicht weiß und roſenroth ſind, oder es auch nicht mehr ſind, ziehen bei weitem vor, jeden Abend wieder ſo zu erſcheinen, und wandeln deßhalb lieber unter graulichblauen Bäumen, als unter dem ſchönſten grünen Laube.

So mächtige Rückſichten werden ohne Zweifel die Erfüllung meines maleriſchen Wunſches verhindern. Wir werden, wie bis jetzt, weder vom Tageslicht beleuchtete Dekorationen, noch Darſtellungen im Freien und auch keine Lampen ſehen, die zwar den Farben der Couliſſen günſtig, aber denen der Spielenden nachtheilig ſein müßten

Die Bühne Ober-Ammergau's iſt in drei Theile geſondert. Rechts und links iſt die Perſpective zweier Straßen von Jeruſalem; durch dieſe ſehr vertieften Straßen erſcheint, nachdem ein Chor aus Männern und Frauen uns auf das große Drama vorbereitet hat, unſer Herr, auf der Eſelin reitend, umgeben und gefolgt vom Volke, das Palmenzweige auf ſeinen Weg ſtreut. Nach einigen Scenen, ganz aus der heiligen Schrift geſchöpft, entfernt ſich Jeſus, noch immer gefolgt von der Menge, die Ihn in dieſem Augenblicke anbetet und bald mit ihrem Haß und ihrer Verachtung überſchütten wird.

Man hat ſich nicht damit begnügt, alle rührenden und erhebenden Begebenheiten der Geſchichte unſers Herrn wiederzugeben. Auſſer denen, welche die Evangeliſten darbieten, ſtellt man auf dem Ober-Ammergauer Theater in Gemälden (Tableaux) Scenen aus dem alten Teſtamente dar, welche entweder eine, durch die Propheten ausgeſprochene ſymboliſche Bedeutung haben oder, nach Auslegung der Schriftgelehrten, in einem Zuſammenhange mit dem Leiden, der Erniedrigung und dem Opfer unſeres Erlöſers ſtehen. So ſahen wir, nachdem Judas ſeinen göttlichen Meiſter verrieth, das Gemälde des von ſeinen Brüdern an Ismaelitiſche Kaufleute verkauften Joſephs. Eben ſo wird dem Zuſchauer im Augenblicke, wo ſich das Opfer des Sohnes Gottes bereitet, das Opfer Abrahams gezeigt. Dieſe Bilder werden von Perſonen, welche ſprach- und beweglos, im Hintergrunde der Bühne gruppirt ſind, hinter einem Vorhang zuſammengeſetzt, der während der Pauſen des Drama's ſich emporhebt. Auf dem Proſcenium, den Zuſchauern am nächſten, erſcheint der früher erwähnte Chor von zwölf Sängern in langen Gewändern, und erklärt ſingend die bewegloſen Bilder. Er füllt die Zwiſchenakte des geſprochenen Dramas aus, deſſen Fortgang und Intereſſe er vielleicht zu oft unterbricht.

Dieſe Verflechtung des alten und neuen Teſtamentes iſt mit einer bewunderungswürdigen dichteriſchen Einſicht, mit einer rührenden Sinnigkeit verwirklicht. Die Chöre enthalten Stellen voll des höchſten Schwunges, die an Racine's Athalie und Klopſtock's Hymnen mahnen können. So z. B. vor dem Gemälde, wo Adam im Schweiße ſeines Antlitzes ſein Brod ißt. 1. B. M. 3. 17.

Judas ach! verſchlang den Biſſen
  Bei dem Abendmahle
Mit unheiligem Gewiſſen —
Und der Satan fuhr ſogleich in ihn. —
  Was du thun willſt, ſprach der Herr,
  Juda! — dieſes thu geſchwind. — Und er
  Eilte aus dem Speiſeſaale
  In die Synagoge hin,
  Und verkaufte ſeinen Meiſter.

Bald iſt vollbracht — bald iſt vollbracht
  Die ſchrecklichſte der Thaten.
Ach! heute noch in dieſer Nacht
  Wird Judas ihn verrathen.
O kommet alle — kommet dann,
Und ſehet mit die Leiden an.
  Im Schatten erſt — und bald im Lichte
      Erſcheinet ſie,
  Die traurigſte Geſchichte
      Von Gethſemani.

O wie ſauer! o wie heiß
Wird es Vater Adam nicht!
Ach es fällt ein Strom von Schweiß
  Ueber Stirn und Angeſicht —
  Dieſes iſt die Frucht der Sünde.
Gottes Fluch drückt die Natur;
  Darum giebt bei ſaurem Schweiße
  Und bei ſteter Müh' und Fleiße
  Sie die Früchte ſparſam nur.

So wird's unſerm Jeſus heiß,
Wenn er auf dem Oelberg ringt,
Daß ein Strom von blut'gem Schweiß
Ihm durch alle Glieder dringt.
  Dieſes iſt der Kampf der Sünde,
  Für uns kämpfet ihn der Herr,
  Kämpfet ihn in ſeinem Blute,
  Zittert, bebet, doch mit Muthe
  Trinkt den Kelch der Leiden Er.

und vor dem Gemälde, wo Joab, unter dem Vorwande, dem Amaſa den Freundſchaftskuß aufzudrücken, ihm den Dolch durch den Leib jagt. 2. Buch der Kön. 20. 9.

Der Auftritt bei dem Felſen Gabaon —
Den wiederholet Judas — Simons Sohn.
  Ihr Felſen Gabaon!
Warum ſteht ihr ohne Zierde —
Sonſt der Nachbarn ſtolze Würde —
  Wie mit einem Trauerflor umhüllet da?
  Saget, ich beſchwöre euch, ſaget, was geſchah?
              Was geſchah?
Flieht, Wanderer! flieht ſchnell von hier;
Verflucht iſt dieſer blutgedüngte Ort,
Da fiel von einer Meuchlerhand durchbohrt
    Ein Amaſa,
Vertrauend auf der heil'gen Freundſchaft Gruß.

Getäuſcht durch Joabs falſchen Bruderkuß.
O ruft in unſre Stimme: — Der Fluch ſei
              dir! Der Fluch ſei dir!
Die Felſen klagen über dich;
Die blutgedüngte Erde rächet ſich. —
Verſtummet, Felſen Gabaon, mit eurer Stimme,

Und hört und ſpaltet euch vor Grimme,
Ihr Felſen Gabaon!
So verräth des Menſchen Sohn,
Ach mit heuchleriſchem Gruße,
Und mit einen falſchen Kuſſe,
Als der Führer einer Rott,
Judas, der Iskariot.
Ihr Felſen Gabaon!
Vernehmet unſern Schwur,
Und fluchet dieſem Scheuſal der Natur!
Ihm flucht das ganze Erdenrund,
Eröffne Erde, deinen Schlund! –
Verſchlinge ihn! – der Hölle Feu'r
Verzehre dieſes Ungeheu'r!

Es wäre unmöglich, auf wenigen Seiten alle Scenen dieſes Schauſpiels zu beſchreiben. Wir wollen nur die erſchütterndſten berühren.

Man ſieht das Innere des Tempels, deſſen heilige Stätte durch die Kaufleute entheiligt wird. Jeſus tritt unter dieſe gottloſe Menge, ſeine Entrüſtung bricht in Vorwürfe hervor. Er jagt die Zöllner und Käufer aus dem heiligen Ort.

Hier erſcheint der Chor mit ernſten, frommen Betrachtungen. Die Bühne verändert ſich abermals. Wir ſind in Gegenwart der Feinde des Erlöſers, der jüdiſchen Prieſter, welche Rath gegen Ihn halten. Die brennendſten Leidenſchaften kommen in dieſer Verſammlung zum Vorſchein. Haß und Neid, und Furcht, eine langbeſeſſene Macht zu verlieren, machen ſich in den heftigſten Reden Luft. Dieſe blutdürſtige Entrüſtung ſteigert noch das Erſcheinen der, aus dem Tempel gejagten, Rache begehrenden Kaufleute. Alle dieſe Volksſcenen werden mit ergreifender Wahrheit durch die Ober-Ammergauer Schauſpieler wieder gegeben. Jene Rollen des Dramas hingegen, welche einen gewiſſen edlen Anſtand verlangen, müſſen natürlicherweiſe etwas zu wünſchen übrig laſſen. Wir wagen hier nicht der höchſten Erſcheinung zu erwähnen, die vor unſern Blick gerufen wurde und die kein Kunſturtheil berühren darf, wenn ſie lebend wieder gegeben wird, wir verlangen auch nicht in der Schmerzensmutter, der reuigen Magdalena und in den Himmelsboten raphaeliſche Gebilde zu ſchauen, auch nicht Herodes in der Majeſtät des Purpurs zu gewahren. Es wäre ungerecht, von dem Gebirgsmann, der die Rolle des Pontius Pilatus übernimmt, die Würde eines Repräſentanten des Cäſar Auguſtus zu verlangen; was jedoch die Volksſcenen, die wilde Aufregung der Zöllner und die rachſüchtige Grauſamkeit des Rathes der Prieſter betrifft, ſo muß man bekennen, daß ſelbſt auf den Bühnen der großen Städte Schauſpieler, mit dem vollendeten Studium ihrer Kunſt, nicht den Ausdruck der ergreifenden Wahrheit finden könnten, wie dieſe Zöglinge der Natur, deren Eingebungen ſie empfangen.

Durch alle Leidensſtationen gelangten wir auf Golgatha, der blutige Schweiß iſt am Oelberg gefloſſen, die Silberlinge ſind dem Verrath ausgezahlt worden, der Mittler ſoll auf dem Kreuze erhöht werden. In dieſem Jahre waren in der Darſtellung der Kreuzigung einige Veränderungen gemacht worden. Früher wurde das Kreuz aufgerichtet, wann der Vorhang ſchon aufgegangen war. Chriſtus wurde dann erſt von ſeinen Henkern in die Höhe gehoben und vor den Augen der Zuſchauer an den Pfahl befeſtigt. Dieſes Jahr hatte man das Kreuzigen auf dieſe Weiſe aufgegeben, da es zuviel Gefahr mit ſich brachte; die Nägel mußten wie mit ſtarken Hammerſchlägen eingeſchlagen zu werden ſcheinen, während ſie zwiſchen die Finger durchgingen und Stricke, in der Entfernung nicht bemerkbar, Hände und Füße an das Kreuz banden. Eine rothe Flüſſigkeit, über ſie ausgegoſſen, brachte Grauen und Mitleiden erregende Täuſchung hervor. Nun geſchieht die Kreuzigung hinter dem geſenkten Vorhange; erſt wann das heilige Opfer ſchon am Stamme hängt, geht die Bühne auf. Dieſer plötzliche Anblick macht einen paſſendern Eindruck, als die gräulichen Einzelnheiten der früheren Hinrichtung. Sonſt iſt das Kreuz von derſelben furchtbaren Höhe von fünf und zwanzig Fuß geblieben, die blutigen Male ſind noch ſichtbar, ſo wie die Ströme, die aus ihnen quellen, die Dornenkrone und ihr blutiges Umſchlieſſen, der Schwamm in Eſſig und Galle getaucht, die der grauſame Spott dem Munde reicht, welcher ſterbend verzeiht, ja ſelbſt der Lanzenſtich, — Alles iſt mit auſſerordentlicher Wahrheit dargeſtellt. So weit hat man die Nachahmung geführt, daß die frevelnde Lanze des römiſchen Soldaten mittelſt einer Feder eine rothe Flüſſigkeit von ſich giebt, die bei dem Stich in die heilige Seite herausſpritzt, aus der Wunde zu fließen ſcheint und die Glieder des ſterbenden Chriſtus überſtrömt.

Begreiflicher Weiſe muß dieſe Vorſtellung, enthaltend: die ganze Geſchichte des Herrn, alle Umſtände ſeines Leidens, plaſtiſche Darſtellungen aus den Stellen des alten Teſtaments, welche hier mit dem neuen zuſammengeſtellt werden können, und endlich die erklärenden Chöre, einen ganzen Tag ausfüllen. Die Vorſtellung fängt Morgens früh um acht Uhr an und endigt erſt um ſechs Uhr Abends mit einer Unterbrechung von einer Stunde: von Mittag bis Eins.

Die erfoderte Aufmerkſamkeit überſteigt die Kräfte Vieler, zumal wenn Regen und Sonnenhitze Dach und Schatten vermiſſen laſſen. Doch war die Zahl derer, die von Anfang bis zu Ende ausharrten, wohl die bedeutendere, denn einer langen Ruhe von zehn Jahren iſt man nachher gewiß, indem dieſe Darſtellungen nur das Decennium bringt. Wenn ſie uns ermüden, ſo laßt uns nicht vergeſſen, daß ſie es nicht mit einem Publikum, ſondern mit der Menſchheit zu thun haben. Wer wagt, zu beſtimmen, wie lange ein Gottesgericht dauern mag? aber nicht nur unſer Arm, auch unſere Aufmerkſamkeit iſt ſchwächer, als die unſerer Väter, — vielleicht auch unſer Glaube. Wir würden, wenn es uns erlaubt wäre, vielleicht, jedoch mit zitternder Hand verſuchen, einige der Chöre zu verkürzen, um der ſchwachen menſchlichen Natur der Schauſpieler und Zuſchauer zu Hülfe zu kommen, aber immer beſchämt gedenken, daß die Griechen fähig waren, dramatiſchen Wettſpielen, die man ihre poetiſchen Aſſiſen nennen könnte, eine lange Reihe von Tagen hindurch, zuzuſchauen, während wir Kleingläubigen nicht einen einzigen Tag dem Werk unſers Heiles zuſehen konnten, ach wir können ja, wie die Jünger, kaum eine Stunde wachen! Zweimal haben geweihte Hände dieſen heiligen Text abgeändert und verjüngt, im Jahre 1787 und zuletzt 1818. Die komiſchen Scenen, die er früher enthielt, und welche in Darſtellungen derſelben Art, die noch in Belgien üblich ſein ſollen, beibehalten ſind, wurden hier bis auf wenige Spuren ausgelöſcht. Eine dieſer Spuren ſcheint die Loslaſſung des Barrabas zu ſein, der zu merkbaren aber anſtändigem Ergötzen der Zuſchauer über die Scene taumelte.

Ueber den Urſprung dieſer Darſtellungen wiſſen wir, daß bei einer Seuche, die im Jahre 1633 in den benachbarten Gegenden des Ammerthales wüthete, die Gemeinde bei dem Allmächtigen Hülfe ſuchte — mit einem feierlichen Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeſchichte Jeſu, des Weltheillandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung vorzuſtellen. Im Jahre 1634 wurde dieſes Gelübde zum erſten Mal erfüllt.

Wir verließen dieſe Thäler mit der erhöhten Ueberzeugung, daß die Kunſt auf dem Altar geboren iſt und daß da, wo ihre Foderungen nicht vorwalten dürfen, der Künſtler ſelbſt in freudiger Demuth fühlen, erkennen und bekennen muß, daß es ein noch weit Höheres giebt, als die Kunſt.

* * *

Antiope,

eine Tragödie in fünf Akten*)

von

Fr. Thierſch.

Erſte Scene des dritten Aktes.

Raum vor dem Hauſe der Antiope. Amme, Wächter. Später Agenor, Antiope, Diener und Dienerinnen.

Amme.

Der Knaben trauervollen Reſt, ſo meldeſt du,
Wird uns der König ſenden; doch was vom Gemahl
Der Tiefgebeugten noch der Aſchenkrug umſchließt:
Warum verſagt er ihrem Schmerz dies andre Pfand?

Wächter.

Auch dieſes wird, ſei deß gewiß, nach kurzer Friſt
Er ihr gewähren, wenn um ihrer Sohne Staub
Sie ihren Gram ergoſſen hat.

Amme.

Und welches iſt
Die ſichre Bürgſchaft für das Wort, daß ihr Gebein
In jenen Urnen, die du nennſt, geſammelt ward?

Wächter.

Gern geb' ich ſie. — Noch denk ich ſelbſt genau die Zeit,
Wo durch Phoroneus eure Knaben unſer Herr
Zum Waldgebirg hinſandte; doch darauf, da ihm
Die Kunde kam, daß ſie gelebt, ließ er, in Furcht
Vor Trug und Täuſchung, uns dieſelbe Straße ziehn,
Der Knaben Leichnam ihm zu bringen zum Pallaſt,
Und ihm zu zeigen, daß das Schickſal ſie erfüllt.
Wir zogen aus, wo uns Phoroneus hingeſandt,
Und fanden ſie auf wohlbemerkter Klippe noch,
Die zarten Häupter ganz mit Blut und Mord bedeckt.

---

*) Die Tragödie, aus welcher die nachfolgenden Scenen entnommen ſind, iſt nicht neu, ſie ward vor etwa zwanzig Jahren auf beſondere von meinem Lehramt gebotene Veranlaſſung gedichtet, und darauf bei Seite gelegt, nachdem einige Verſuche, ſie auf die Bühne zu bringen, in Wien, Berlin und in München vergeblich geweſen waren. Eine Direktion wies das Stück mit der Erklärung zurück, es ſei zu klaſſiſch, eine andre bemerkte, es könne nach Erklärung der Cenſur unter gegenwärtigen Umſtänden (es war im Anfang des griechiſchen Aufſtandes) nicht gegeben werden. Ich dachte bei dieſen Entgegnungen im Sinne des Heſiodus: „Beßer zu Hauſe ſein, als draußen, da es Gefahr bringt," und ließ das Drama, wie es war, unter meinen zurückgelegten Papieren, bis die poetiſche Geſellſchaft der „Zwangloſen" zu München mich veranlaßte, was ſich unter dieſen aus frühern Zeiten an Gedichten fand, quidquid vacui lusimus, aufzuſuchen und aus ihnen Einzelnes den Freunden in jenem Vereine mitzutheilen. Die Theilnahme der Geſellſchaft überraſchte mich. Sie zeigte mir, daß das Stück nicht mit mir gealtert war, und ſo mag auch Einiges davon einem weitern Kreis übergeben, vor allem aber ſeiner Nachſicht empfohlen werden, da ich mich nicht berühme, ein Dichter zu ſein, ſondern nur bedacht bin, die Muſen, wenn ſie nach meinem Hauſe kommen, als Gaſtfreundinnen in ihm aufzunehmen. Ἄμουσος ἀνὴρ κακοδαίμων.

Fr. Th.

Auch in die Kleider, welch' im Arm der Königin
Sie trugen, waren beid' im Tode noch gehüllt.
Die Spangen nur und wenig Gold aus ihrem Schmuck
War von der Habſucht derer, die das Schwert geführt,
Als Lohn des Werks entnommen. Sie nun trugen wir
Dem König, der, zufrieden der vollbrachten That,
Der Todten Ehre ſeinen Neffen nicht entzog.
Mit dieſer Hand hab' ich, wie er befahl, vom Mord
Sie rein gewaſchen und geſchmückt, auf Scheitern dann
In Kränz' und Weihrauch ſie gelagert und den Brand
Mit frommer Red' und reichem Sühnungsguß entflammt.
Auch ſelber las ich in die Urnen ihr Gebein,
Drum magſt du, mag die Königin deß wohl vertraun,
Daß ihrer Knaben Aſche ſie umarmen wird.

Agenor.

(auftretend zum Wächter.)

Geh hin, die Frauen warten dein am Todtenmahl,
Und führe ſie zum Hauſe her der Königin.
Dann aber eile nach dem Thor und melde mir,
Zu welchem Ziele ſich der Kampf neigt, der beginnt.

(Wächter ab.)

Wo iſt ſie? Warum ſäumet ſie? Wie führt der Schmerz
Und ihr Verlangen ſie nicht auf die Pfade her,
Wo dieſes Kleinods thränenreiche Gabe naht?

Amme.

Als uns die Kunde wurde, daß der König ihr
Die Urnen ſende, die der Söhne Staub erfüllt,
Brach ſie gewaltſam aus in einen Thränenſtrom,
Wie nie zuvor, und ohne Laut des Schmerzes ſaß
Sie auf dem Lager und vergoß die heiße Fluth.
Wir aber ſtanden um ſie her, Erbarmen griff
In jedes Herz und lauten Rufs wehklagten wir,
Da wir in dieſem Jammer ſie verſunken ſahn.
Dann hob ſie ſich nach langer leidenvoller Zeit,
Und hieß ein Bad bereiten und der Kränze Schmuck,
Und was zur Sühnung man geliebten Todten beut.
Doch als ſie ſich geheiligt zu dem ernſten Werk,
Und mit der Trauer tiefſten Zeichen ganz umhüllt,
Trat ſie gefaßt, in ihrer Bruſt den großen Schmerz
Begrabend, zu der Götter Hausaltäre hin,
Und auf das Grabmal, was den Söhnen ſie erhob,
Mit leerem Bild zu täuſchen ihr verlangend Herz,
Goß ſie der Spendung Becher aus, umgab den Stein
Mit Blumen und mit wenig Schmuck, der aus dem Glanz
Der alten Hoheit ihr zurückgeblieben war,
Und grüßte ſie mit Worten heißer Zärtlichkeit.
Alſo bemüht verließ ich ſie, um eures Pfads
Euch zu begegnen; doch du ſiehſt, ſie folget mir.

(Antiope ganz in Trauer, mit Blumen und Becher.)

Antiope.

Vergeſſen hab ich Alles, was mich hart bedrängt,
Und mein Gemüth bereitet, wie der Mutter ziemt,
Die lieben Kinder zu empfahn; — nur Eines noch
Läßt mich empfinden, daß ich elend bin und arm.
Ich hatte ſonſt des Schmuckes viel zu nichtigem
Gebrauch, und jetzo, wo die bange Stunde naht,
Gebricht es mir an jedem Kleinod, welches gern
Die fromme Sitte für die Abgeſchiednen weiht,
Der Ehre Zeichen fügend zu dem heil'gen Schmerz.

Agenor.

Bewahret wurde jedes treu, was dir gehört,
Und ſei gewiß, noch heute wirſt du reichen Schmuck,
Wie du verlangſt, empfangen für der Söhne Grab.
Doch ſammle dich, und ruf um Kraft die Götter an.
Um die du weinſt, dort tragen dir ſie deine Frau'n.

(Wächter führt mehrere Frauen herbei, die Todtenurnen verſchleiert tragen; ſie entfernen ſich nach Uebergabe der Urnen.)

Antiope.

Um ihren Beiſtand hab' ich ſie mit heißem Flehn
Gerufen; doch ich fühl' es, daß in tiefſter Bruſt
Bei dieſem Anblick jede Wunde blutig fließt.

Agenor.

(zur Amme)

Entnimm die Hüll' und übergieb der Königin
Die thränenwerthen Zeugen ihres Ungemachs.

Antiope.

(die beiden Urnen haltend)

O ihr, um die verzagend meine Seele ſchwebt,
Ihr ſüßen Kinder, Staub nur, aber doch geliebt,
Seid mir gegrüßt, nach langer Trennung kehret ihr
Zurück an mein verlangend Herz, nicht blühend zwar,
Nicht Lied' und ſüßen Gruß erwiedernd meinem Wort,
Doch vielerſehnt der Mutter und den bittern Troſt
Ihr zu bereiten. Leben ſtrömet wiederum
In meinen Schmerz und meiner Thränen reiche Fluth
Quillt unverſiegbar über euch, Geliebte, hin.
Wie öd' und traurig lebt' ich hier am öden Orte
Von euch getrennt und zagte fern von eurer Gruft,
In heißer Qual ſtets nährend mein lautloſes Weh.
Jetzt, da ihr naht, da euren Staub mein Arm umfängt,
Wird nicht das Haus mehr öde ſein: es bringt der Tag
Um euch der Pflege Sorgen, und die Nacht ergießt
Die ſüße Wehmuth lindernd über mich herab.
Euch zu umfahn, mit jeder Blume, jedem Schmuck,
Den mir das Jahr, den mir des Schickſals Milde beut,
Euch zu umgeben, wird mir thränenreiche Luſt,
Wird gerngenährte Täuſchung meinem Kummer ſein.

Amme.

Willſt du, o Herrin, nicht zurück nach dem Gemach
Dich wenden und auf wenig Zeit von dieſem Schmerz

Ausruhn? die Kraft verſaget dir und bangend ſeh'
Ich es herannahn, daß du ſeiner Macht erlieg'ſt.

Agenor.

Laß ſie, ein Leiden ſolcher Art löſ't leichter ſich,
Wenn es in Wehmuth ungehemmt ausſtrömen kann.

Antiope.

Es iſt umſonſt! ich täuſche nicht mein armes Herz
Mit eitlem Wahn, und was ich bin, und was ſie mir
Geraubt, das halten dieſe Todesurnen mir
In feſtem Bild erſtarrend vor die Seele hin.
Mit Mutterliebe war ich in der Leiden Nacht
Um manches Wahnbild froh bemüht: ich ſah ſie hold
In meinem Arm aufblühen, meiner Pflege froh,
Folgt' ihrem Gang und ihrem Spiel, als nun heran
Zu ſüßen Knaben ſie gediehn, das goldne Haar
In reichen Locken ihnen um die Schulter fiel.
Oft hab' ich wohl in wachem Traum an meiner Bruſt
Sie feſtgehalten, hab' ihr Angeſicht umfaßt,
In meinem Schooß ſanft athmend ſie einſchlafen ſehn,
Und mich der Lieb' an ihrem Kuß geſättiget.
Dann fleht' ich, wenn von neuem mich des Schmerzes Pfeil
Erreichte — Frevel war vielleicht der heiße Wunſch —
Daß mir ein Gott, in ſteten Wahnſinn das Gemüth
Verſenkend, immer jene Täuſchung möchte leih'n.
Jetzt ſchwindet mir auch ſie dahin, und wo entblüht
In Jugendkraft die Söhne mich mit neuer Luſt
Umgaben, und ich ſtolz ſie auf der Heldenbahn
Oft an der Mutter liebe Seit' umkehren ſäh',
Tritt mich die kalte Wirklichkeit mit Schauder an,
Und leget ihr Gebein mir an die ſtarre Bruſt.
Ach! daß ich über euren Staub mit meinem Leid
Die Seel' ergießen könnte, daß mein irrer Geiſt
Sich dieſer Qual entwindend über eurer Gruft,
Ein ew'ger Klagton, unabläßig weinete,
Der Mutter gleich, die um den vielgeliebten Sohn
Als Philomela in dem leidenreichen Lied
Der ſtillen Nacht wehklagen darf, was ſie betrübt.
Dich preiſ' ich glücklich, Niobe, als dir der Schmerz
Um deiner Kinder Tod die Bruſt verſteinerte,
Da ließen dir die Götter deiner Thränen Quell,
Und unverſiegbar ſtrömet er in reichem Guß
Aus dunkler Klippe lindernd deinen Kummer hin.
(Sie lehnt ſich auf die Amme, welche ſie auf einer nahen Ruhebank niederläßt.)

Agenor.

Hat mich ein Gott zu dieſem Anblick hergeführt,
Um zur Entſcheidung zu bewegen mein Gemüth?
Des Frevels Trotz und finſtern Unſinn fand ich dort,
Schuldloſe Tugend hier in ſolches Leid verſenkt,

Das auch den Stein zum Mitgefühl bewegen kann.
Wohl, ich verſteh' euch, die ihr aus den lichten Höh'n
Auf das Bemüh'n der Menſchen ordnend niederſchaut,
In dem Gemuth des Zweifelvollen euren Rath
Verkündet und zu Thaten ihm den Arm erhebt,
Daß er das Recht vollſtrecke, jenes heilige,
Das nicht von heut' und geſtern, das aus ew'ger Zeit
Herſtammt und ſeine Wurzeln birgt am Thron des Zeus.
Ihm dienend handl' ich, wie der ernſte Ruf gebeut.
Was aus der That ſich zeuge, hüllet mir die Nacht
Der nächſten Stunden, ihr nur wißt und lenket es.
(zur Amme)
Entferne dich, Eudora, der Gebieterin
Hab' ich allein zu ſagen, was nur ihr gehört. —
(Amme ab.)
Möchteſt du wohl, o Herrin, von dem fremden Mann
Ein Wort des Troſtes nicht verachten? — Du verſtummſt? —
Dein Auge ſpricht; es wendet troſtlos fragend ſich
Dem Himmel zu — und mir auch blutet in der Bruſt
Das Herz — Erkenne, theure Herrin, mich, du haſt
Wohl manches Werk in guten Zeiten mir vertraut,
Da dein Gemahl — dich trifft der Nam' und wendet mir
Dein Auge zu, — da dein Gemahl mir noch gebot.
Agenor bin ich, der im Kampf vor Chalkis lag,
Als dir daheim und deinem Haus das Schreckliche
Geſchehn.

Antiope.

So haſt du, wie die andern, deinen Herrn
Vergeſſen und zum Frevler deinen Sinn gewandt. —

Agenor.

Ich kam zurück, die arge, ſchickſalvolle That
War längſt gethan, der König Theba's wurde mir
Herr und Gebieter, von dem Herrſcherſtamme war
Kein andrer übrig und der Thron blieb ſein Beſitz.
Ich läugn' es nicht, ich habe nie des Dieners Pflicht
An ihm verletzt und ſein Vertraun hat mir gelohnt.
Dir aber war ich feindlich nie, war ſtets bedacht
Auf Mild' und Schonung hinzulenken ſeinen Geiſt,
Und manche Lindrung hat vielleicht dein Loos erquickt.
Doch Alles hat ſich nun gewandt, entſchieden ſteht
Ihr gegen euch, inmitten ſpricht der Götter Wort
Zu euch vergeblich und um unſre Häupter dräut
Auf alle gleichgeſchwungen des Gerichtes Strahl.
Hier braucht es Rath, heilſamen, Er hat ihn verſchmaht,
Drum biet ich dir, was ich vermag, zuerſt jedoch
Heb' ich mit kräft'gem Troſte dich zu dir empor.

Antiope.

Nur eines Troſtes iſt empfänglich dieſe Bruſt,
Du kenneſt ihn, leih' der Vergeltung deinen Arm,
Und gleich den Göttern wirſt du mir ehrwürdig ſein.

Agenor.

Was dich bewegt, ich ehr' es, doch ich theil' es nicht:
Geſchieden bleibe deine Rach' und mein Bemühn.
Welch ſtrafend Schickſal deinem Feind die Himmliſchen
Beſtimmen, liegt in ihrer Hand, vielleicht entblüht
Verſöhnung aus dem alten Groll; doch nimm zuvor
Aus meinem Wort des Troſtes unfehlbare Kraft.

Antiope.

Wie nie die Hoffnung dieſen Urnen mag entblühn,
So thauet nie des Troſts Erquickung über mich.

Agenor.

Gieb mir die Urnen, trenne ſie von deiner Bruſt.

Antiope.

Nie!
Aus meinen Armen windet ſie der Tod allein.

Agenor.

Laß ſie, du biſt mit ihrer Pfleg' umſonſt bemüht.

Antiope.

Unheilig iſt, wie dein Beginnen, ſo das Wort.

Agenor.

Und weißt du auch, wen dieſe Trauerkrüg' umfahn?

Antiope.

Weh mir! und wen, wenn es nicht meine Sohne ſind?

Agenor.

Vertraue mir: die Sohne ſuche nicht darinn.

Antiope.

Weh der Betrognen! und wo blieb mir ihr Gebein?

Agenor.

Ob todt ſie ſind, ob lebend noch die Sonne ſchaun —

Antiope.

(die Urnen ablegend, ſteht auf)

Bei den ewigen Göttern, welches Wort beginneſt du?

Agenor.

Vielleicht enthüllt es bald die ſchickſalſchwere Zeit.

Antiope.

Was weißt du? ſprich; Grauſamer, wie der Mörder wärſt
Du, wenn zu täuſchen dieſe Rede du begannſt,
Die mir die Seel' im tiefſten Grund erſchüttert hat.

Agenor.

Wohl, höre mich. Manch Jahr verging nach jener That,
Die wir beklagen, da entbot ein Sterbender,
Dem ich vertraut war, einſt zu ſeinem Lager mich.
Es war Phoroneus, den der König zu dem Mord,

Der Knaben ſelbſt erleſen. Als er mich gewahrt,
Faßt' er die Hand mir und begann: „Ich habe dir
Von einer That zu ſagen, über die der Tod,
Der mir erſcheint, nicht das Vergeſſen breiten ſoll.
Zum Böſen wirſt, ich weiß es, du die Kunde nicht
Mißbrauchen, ſondern Segen ſchaffen meinem Haus,
Wenn du ſie nach des Königs Tod zum Lichte bringſt.“
Darauf erzählt' er, wie er mit den Knaben ſich
Allein gefunden im Gebirge, nur gefolgt
Von wenig Hirten, die, wie ihn, Erbarmen hab'
Ergriffen um der zarten Kinder hartes Loos,
Und auch die Hoffnung, daß der Herrſcher edlen Sproß
Erhaltend, Lohn ſie fänden in der Jahre Lauf.
Bald war gemeinſam dann Beſchluß und That geſchehn.
Ein Schäfer führt ſie tiefer zum Kitharon ein,
Wo frei und unbezwinglich auf dem Waldgebirg
Ein ſtarkes Volk von Hirten und Waidmännern lebt.
Zu einer Hütte lenkt' er ſie, wo ſelber Zeit
Von todtgebornen Söhnen eines Hirten Weib
Entbunden war. Sie traten ein zum niedern Haus.
Die Mutter nur lag ſchlafend drinn, und neben ihr,
Was ſie dem Tod zum Licht gebracht. Schnell war der Tauſch
Geſcheh'n; es blieben deine Söhn' an ihrer Statt,
In ihre Kleider hüllte man die Andern ein,
Und warf ſie mordbeſudelt und vom Blut entſtellt
Auf einen Fels, wo ſie des Königs Diener fand.
Auch ſichre Zeichen ließ Phoroneus ihnen dort
Von deinem Schmuck, was er vom Lager aufgerafft,
Und goldne Mahl' auf ihrer Bruſt, das eine brach
Er wohlbedacht, und nahm den halben Kreis hinweg.
Sieh ihn, wie er ihn meinen Händen übergab.
(Er zieht einen halben goldnen Reif aus dem Buſen und übergiebt ihn der Königin.)

Antiope.

Das iſt er, ich erkenn' ihn, ich allein nur weiß
Welch Bild auf ihrem Herzen lag. Sie ſelber, ſprich,
Hat keine Kunde je von ihnen dich erreicht,
Nur ein Gerücht, ein leiſes Wort, o nenn' es mir
Und hebe mich aus meiner Schreckniß öder Nacht
Auf zu der Wonne, zu den Höhn der Seligen.

Agenor.

Nie drang von ihren wilden Berghöhn ein Gerücht
Sie deutend zu den Thoren dieſer Stadt: verwahrt
Hielt Furcht des Todes das Geheimniß, und ich ſelbſt
Mied nachzuſpähn, um nicht des Königs finſtern Geiſt
Auf ihrer Heimath ſichre Freiſtatt hinzuziehn.
Doch ſah Phoroneus deine Söhn' als Knaben noch
Um jene Hütt' aufblühend bei verſtändigen
Landleuten, und als ihre Kinder dort genannt.

Antiope.

Himmliſche wandeln noch über der Menſchen
Häuptern mit liebender Mild' und gießen
Wie den Thau auf durſtige Fluren
Labung und Troſt in verzagte Herzen.
Ach daß im wallenden Strome des Danks
Mir aufſchwebte der Geiſt zu den Füßen des ewigen Thrones,
Wo die Gnade, die ſchirmende Macht wohnt,
Die mit verborgenem Fuß dem bekümmerten
Naht und leiſe berührend im Augenblick
Wandelt die Thränen der Angſt in der Freud' Erguß.
Zagend lag ich, vernichtende Qual
Zog zu den Todten den Geiſt in die tiefſte Nacht.
Sieh! da eröffnet ſich mir der Olympus,
Streuet, was liebend dort
Mir in der Jahre Schoos Götter gepflegt
Ueber die Seele mit einemmal,
Daß ſie von Luſt beſchwingt über der Söhne Grab
Aus der umnachtenden Höhle des Grams zieht,
Wonne der Seeligen athmend, hinan, hinan,
Wo ſie verborgen entblühn, auf den Felſenhöhn,
Nicht in Aſche zerſtäubt und modernd Gebein,
Früh gemäht von dem Stahle des Mordes,
Sondern gepflegt von den Nymphen der heiligen Flur,
Die mitleidig das Zagen der Mutter ſahn,
Und ſie in ihrem Arm
Gern aufnährten am Mahle der Hirten,
Bei der Schalmeyen Klang,
Oder bewahrt in ſchirmenden Grotten —
Vielleicht der Mutter Bild
Der wehklagenden ihnen im Traum der Nacht
Zeigten, die zarte Bruſt
Ahnender Liebe zu füllen. —
Ach! nicht faßt das Herz dieſe Seeligkeit,
Nicht der Wehmuth Luſt.
Qual zu beſtehen, ſelber die härteſte
Haben mich Jahre gelehret; doch unvertraut
Strömender Wonn' und der Freude Gefühls
Sinkt mir die Kraft, und gebeugt
Verſtummt mein Geiſt anbetend.

Agenor.

Gern gäb ich deiner Freude Raum, o Königin,
Dich ſelber ſchonend, und der Götter weiſen Rath
Verehrend, die dir dieſe Stunde ſendeten,
Nachdem des Unglücks Bitterkeit du ganz gefühlt.
Doch drängt die Zeit und die Gefahr, und köſtlich iſt
Der Augenblick, darum beſiege ſtark das Herz,
Wie du im Leiden es vermocht, denn jetzo gilt,
Die Söhne dir zu retten und dich ſelbſt und uns.

Antiope.

O laß mich fort, aus dieſen Mauern rette mich,
Denn laſtend dränget ihre Wucht auf mich herein,
Die Schreckensgeiſter böſer Jahre hauſen hier
Und ſchlagen furchtbar ihre Flügel über mich.
Eröffne ſie, hinaus zur Ebne führe mich.
Dort wird der Geiſt mir freier, dort laß mich allein
Nach des Kithäron Klippen ziehn. Sieh hin, es ragt
Im Glanz der Sonn' aus blauer Fern' ihr letztes Haupt,
Ein Götterzeichen iſt es aufgeſtellt, hinein
In ſeine Thäler öffnet es die ſteile Bahn.
Ich will ſie ſuchen, einſam, meine Liebe nur
Soll mir Genoß des Weges ſein, mein ſchwacher Fuß
Wird ſtark und ruhlos über Felſen und Geſtripp
Vordringen, Nahrung werden Wurzeln und im Thal
Die Quelle bieten und der Hirten wirthlich Dach.
Durchforſchen will ich jede Hütt' und jeden Hain,
Die Felſen fragen und der Wildniß Thiere ſelbſt,
Wo mir das Thal, wo mir der Wald die Söhne birgt.
Mein Herz, ich ahn' es, wird der Mutter Führer ſein,
Wird mich gewaltſam hin zu jener Quelle ziehn,
Die ſie getränkt, nach jener Flur, die ſie genährt,
Dort in der Bäume Schatten, die ihr Dach umblühn,
Seh ich ſie meinem offnen Arm entgegen gehn,
Und ruh erquickt an der Geliebten Buſen aus.
Was frag' ich, Hoheit, Thron, und Ueberfluß nach euch!
Dort will ich leben, niedrig, arm, um ſie bemüht,
Und, ſind den Blicken der Verfolger wir verhüllt,
So mag die Wildniß, mag der Könige Pallaſt
Uns bergen — Mutter bin ich nur und bin beglückt.

* * *

Der Kopiſt und der Doppelgänger.

Aus dem Leben eines Schriftſtellers.

Von

A. v. Maltitz.

(Schluß.)

II.

Das Format von Oberons Memoiren.

Finkenbach war dahin gekommen, nicht an dem Menſchen, ſondern an dem Kopiſten zu verzweifeln. Selbſt ſich in's Reine zu ſchreiben, überſtieg ſeine Kräfte. Die Ungeduld der reifern Jahre war bereits in ſein rechtes Handgelenke gefahren und ließ ſchon nach den erſten ſechs mühſam gezeichneten Zeilen die Schrift unſers Freundes in das Geheimnißvolle, Myſtiſche oder Unleſerliche hineingerathen.

Er ſaß in großer Verdroſſenheit da, er wollte nicht ſo recht in den eben anbrechenden grauen Novembertag hinein, darum lehnte er ſich weit in die Vergangenheit zurück und öffnete nach langem Sinnen eine ihr heilige Schublade, ſtatt ſeines letzten noch unvollendeten Werkes zu pflegen.

Wie ſchmerzlich iſt es, auf längſt bei Seite gelegten Blättern unſere einſt zierliche, nun entartete Schrift bewundern zu müſſen, und mit der uns nun eigen gewordenen Kralle es doch nicht, wie große Männer, zu höchſt geſuchten Autographen gebracht zu haben!

Unter den Papieren, die durch Finkenbachs Finger ſchlüpften, war ein zierliches Manuſcript, in deſſen Betrachten wir uns mit ihm verſenken wollen.

Der Atlas der niederländiſchen Schule, in den ihre Meiſter ſo manche holde Geſtalt kleiden, die ihr Antlitz von uns abwendet und nur einen weißen Nacken zeigt, iſt nicht glänzender, als das Papier dieſes Manuſcripts; ein blaues Bändchen, wahrſcheinlich aus einer blonden Locke gelöſet, hielt es mit weicher Feſſel zuſammen, das Format, — wie ſollen wir einen Begriff davon geben? Sagen wir: das Format von Oberons Memoiren, ſo werden wir vielleicht nicht verſtanden. Es überſchritt in keinem Falle den Flächeninhalt von zwei kleinen ausgebreiteten Händen, die ſich mit den Daumen, den niedlichen Vorſtehern zierlicher Finger, berühren. Hier iſt die Frage nicht, wie groß, ſondern wie klein! Die Schrift war nicht einer Feder Werk, ſondern eines Silberſtifts, — es war das Ganze ein Daguerrotyp, nicht der Sonne, nein, des Mondes.

Bedenkliche Leſer reiferer Jahre werden nach Punctation und Rechtſchreibung fragen. Hier war jedem Tadel der Mund geſchloſſen. Die Fee, welche dieſe Zeilen niederſchrieb, mußte höchſt unterrichtet, ja, faſt über die weibliche Bildung hinaus unterrichtet geweſen ſein.

So wird nur ein Fragment geſchrieben, und ein Fragment war's.

Der Dichter ergriff das Manuſcript und las mit lauter Stimme „Theodora". Dieß war jedoch nicht der eigentliche Titel.

Theodora aber war ſeit Jahren nach Temeswar verheirathet, und nach den letzten Briefen ſchien es doch, daß ihr Mann anfange, ſie zu ſchätzen.

Finkenbach neigte ſein Haupt auf das Manuſcript und dachte, — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, — nicht an ſein Werk, ſondern an die, der er es einſt in die Feder geſagt hatte.

Sie war, wer will es nach dem bisher Geſagten bezweifeln? — ein ſchönes Mädchen. Nach Verſicherung Vieler hätte Finkenbach ſie heirathen und Vermögen erheirathen können, wenn er dazu gethan, er that aber nicht dazu, und ſie ging nach Temeswar in eine herrliche Verſorgung ab, freilich zu heiteren Sinnes, als daß man ihr eine unglückliche Leidenſchaft hätte nachſagen können, welche die Welt weit leichter vermuthet als beklagt. Sie hatte ſelbſt kleine Gelegenheitsgedichte allerliebſt gedichtet, mit einer Leichtigkeit, die ihren Verwandten und Freundinnen viel Freude gemacht und nur kurze Zeit die häuslichen Schranken zu überſchreiten gedroht hatte.

Einen Sommer hatte Finkenbach mit Theodoren's Familie auf dem Lande zugebracht. Dieſer Sommer war durch Regengüſſe zu einer Belagerung im Grünen geworden. Die zum Fenſter hineinblickenden Bäume, welche ſich vielleicht gern in's Zimmer hineingeflüchtet hätten, erheiterten es trübſelig. Der Sturm begoß, wie ein betrunkner Gärtner, das arme Pflanzenreich mit unerfreulichem Segen.

„Wir dürfen ſagen, daß wir dieſes Jahr keinen Sommer haben," geſtand man ſich unter triefenden Regenſchirmen ein.

„Der Herbſt iſt in unſern Himmelsſtrichen zauberiſch ſchön," ſagten Einheimiſche zu Reiſenden; eine Verſicherung, die mancher alte Lohnbediente, als ehmaliger Soldat an Aufrichtigkeit gewöhnt, mit einer verneinenden Bewegung der Hand anhörte und begleitete. Heißbegehrte, langverweigerte Urlaube, Erholungsreiſen, Projekte erkrankten zu Tauſenden oder gingen in wehmüthige Betrachtung der Regengüſſe über. Nur Finkenbach ſah mit Vergnügen in die offenen Schleuſen des Himmels hinauf; für ihn ſchwebte eine Taube über der Ueberſchwemmung, er hatte nämlich während der Gefängnißtage des Sommers angefangen, dem ſchönen ſechszehnjährigen Mädchen Unterricht im Italieniſchen zu geben, wovon er ſo gut als gar nichts verſtand. Er verbarg dieſes jedoch höchſt glücklich und geſchickt, indem er ſeine Schülerin, unter dem Vorwand der Gründlichkeit, in das Labyrinth der unregelmäßigen Zeitwörter verwickelte, wo man mit einer holden Zöglingin ſo ſeelig ſchwärmen kann. Die kränklichen Eltern, die immer beſeufzten, ihrer Theodora keine geiſtige Unterhaltung verſchaffen zu können, wußten Finkenbach herzlichen Dank für die Mühe, die er ihrer Tochter widme, „der es gar nicht an Anlagen fehle und die leider nur mit einigen ganz unbedeutenden Perſonen ihres Alters zuſammenkomme." —

„Da Sie ſich nun einmal mit unſerer Kleinen ſo gütig beſchäftigen," ſagte der Vater, „ſo bitte ich die deutſche Sprache nicht ganz über der ausländiſchen zu vergeſſen. Ich bin leider, ſelbſt in meinen Vacanzen, ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich mit dem Styl meiner Söhne genug zu thun habe, und den meiner Tochter ganz aus den Augen verlieren muß. Ihre Mutter ſchrieb einmal recht gut, aber das wirkliche Leben dringt zu ſehr auf ſie ein."

Schon damals litt Finkenbach durch Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit ſeiner Kopiſten unausſprechlich. Klagen dieſer Art ſind mehr ergötzlich, als rührend für Andere, ſie erregten öfter Theodoren's Lächeln, als ihr Mitgefühl, bis Finkenbach nach einer heftigen Scene mit ſeinem Kopiſten händeringend hereintrat: „Nun habe ich nichts mehr in der Welt." Da ſah ſie, wie ihm hernach in der Erinnerung ſchien, die ſo gern unſere Seligkeiten übertreibt, ihn mit einem Blick des Vorwurfs an, holte einige Blätter hervor und fragte ihn, ob er mit dieſer Hand zufrieden ſein würde, — es war ihre eigene zarte grazienhafte, — dieſe Hand, die nur Sonette hätte ſchreiben ſollen. Finkenbach erröthete vor Vergnügen, doch ſtand er drei Tage lang an, bevor er ein ſchönes Mädchen zur Handlangerin bei ſeinen Werken machte. Hätte er fliehen können — ſo wäre er nicht unterlegen. Theodora bat und bat und ſchmeichelte — und ſiegte.

Der Regen goß wieder. Papa und Mama ſaßen bei einer langweilig brennenden Lampe über dem Leſen von eben empfangenen Familienpapieren, denen fünf Stammbäume und drei Karten abgebrannter Güter beigefügt waren. Finkenbach und Theodora ſaßen im Nebenzimmer auf Schußweite eines mütterlichen Blickes, unter Wörterbüchern und Grammatiken. Theodora war im Kampf mit einem unregelmäßigen Zeitwort ermüdet, ſie legte das Buch weg und bat „um ein wenig Deutſch." Ich habe eine ſo hübſche Stahlfeder geſchenkt bekommen, laſſen Sie mich das Abſchreiberamt antreten, hier iſt auch noch ſchönes Papier von meinem Geburtstag." Sie zog aus einer Schublade die Blätter, die wir als ſchon beſchrieben kennen, ihre ſchönen blauen Augen richteten ſich auf Finkenbach und ſagten: „ich bin fertig."

Als Menſch wäre ihr Finkenbach zu Füßen gefallen, aber als Schriftſteller dictirte er ihr wie folgt:

„In eine Wirthsſtube, ungefähr zwei Meilen von der Hauptſtadt S. trat eines Morgens mit feſten Schritten ein einfach gekleideter, mit Staub bedeckter Mann ein. Schon aus der Ferne hatten ihn mehrere Knaben wegen ſeines feierlichen Ganges und ſeines abgezogenen Hutes beobachtet, den er, trotz des warmen Sonnenſcheines, in ſeiner Linken trug. Er trat in die ziemlich gefüllte Wirthsſtube ein, richtete ſeinen Blick, bevor er ihn auf einen andern Gegenſtand warf, auf das dem Eingang gegenüber aufgehängte Bild des Erlöſers, betrachtete dieſes mit der größten Aufmerkſamkeit und las mit lauter Stimme die Unterſchrift zu den Füſſen des erſten, des Königs der Märtyrer: „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.“

Hatten nun die Meiſten der Anweſenden die bedeutungsvollen, nur durch ihre Anfangsbuchſtaben verkündeten Worte nie laut ausſprechen hören, oder war es das Unerwartete ihres Klanges, der Eindruck war ſehr groß und eine geſpannte, faſt andachtsvolle Stille entſtand unter den Leuten, faſt ausſchließend niedrigen Standes. Der Fremde nahm an dem nächſten Tiſche Platz, alle Augen wandten ſich dahin, um ſein Aeußeres zu muſtern, ſeiner Bewegung zu folgen. Es war aber nichts Auffallendes mehr zu bemerken, ausgenommen, daß er, der allgemein Befremdende, die ihm Erfriſchungen anbietenden Aufwarter ſeinerſeits befremdet anblickte und ihnen jede Antwort ſchuldig blieb. Er muſterte ſehr aufmerkſam die lebloſen Gegenſtände des Zimmers, und ließ einen einzigen blitzſchnellen Blick über alle Geſichter gleiten, der in manchem Buſen ein dunkles Gefühl des Unverbindlichen erregte. Dann kreuzte er ſeine Arme und langte nach einigen Minuten aus der Taſche ein Stück trocknen Brodes, welches er mit großem Wohlbehagen verzehrte. Hier ſtieg das Erſtaunen wiederum. Der Wirth und die Aufwarter betrachteten den Fremdling mit einem mehr an Entrüſtung, als Ironie gränzenden Gefühl, die Mitgäſte, wenn man ſie ſo nennen darf, weil er ja nichts verzehrete, mit wachſender Erheiterung, bis er nach beendetem Mahl in die Worte ausbrach:

„Geſegnet ſei mir, dreimal geſegnet, trockenes heiliges Brod der Freiheit! Dank auch euch für euer Dach, ſetzte er, zu dem Wirthe gewendet, hinzu, jetzt verlangt mich nach einem Trunke.“

Die Hand des Wirthes zuckte unwillkührlich nach Bier.

„Es rinnt, ſprach der Fremde, ein Brunnen ſo hell vor eurer Thüre; während ich ſchöpfe laſſet mir euer beſtes Zimmer im erſten Stocke mit einer Ausſicht auf jene Berge öffnen und einräumen.“

Er ging hinaus zu dem Brunnen, ſein Befehl wäre aber unerfüllt geblieben, wenn der Wirth nicht zufällig des Wanderers koſtbar beſchlagenen, mit künſtlichem Knopfe verzierten Stock bemerkt hätte, den er während Anordnung zur Einräumung des gewünſchten Zimmers weder aus dem Auge noch aus der Hand ließ.

Der erquickte Fremdling nahm von ſeinem Zimmer Beſitz und ſchloß ſich ſogleich ein. Zuvor überreichte ihm der Wirth nebſt ſeinem Stock eine goldene Doſe, die er im Wirthszimmer unter den Ueberbleibſeln des genoſſenen trockenen Brodes der Freiheit vergeſſen hatte.

Im Wirthszimmer aber blieb der Eindruck dieſer Erſcheinung inſofern zurück, als die Wirthsfamilie und die Aufwärter ein ſtilleres Benehmen beobachteten und öfter als gewöhnlich zu dem heiligen Bilde emporſchauten.

Nach einer Stunde tönte die Klingel aus dem Zimmer des Fremden. Die Thür öffnete ſich eine Hand breit, und in die Hand des wartenden Aufwärters wurde ein Zettel gelegt, an den Pfarrer des Orts, Herrn Dolle, gerichtet. Der Zettel war von ſchneller Wirkung, denn ſchon nach einer halben Stunde erſchien der allgemein geliebte Seelenhirt haſtigen Ganges, mit bewegtem Ausdruck in ſeinen Mienen; man wollte ihm das Zimmer weiſen, er verlangte aber nur deſſen Nummer zu wiſſen, und lehnte alle Begleitung mit einem ſanften, zitternden, doch halbunwilligen Ton ab; man ließ ihn alſo allein die Treppe hinauf und dann einen finſtern Gang hinabſchreiten. Er pochte ſanft, faſt bebend an eine Thür, und ward ungenannt, wahrſcheinlich ſchon an ſeinem Pochen erkannt, eingelaſſen. Ja, auch nach zwanzig Jahren erkennt man das Pochen eines Bruders, wie das Pochen des eigenen Herzens!

Lange blieb die Thüre wiederum verſchloſſen; indeſſen war in einer prächtigen Kaleſche ein junger Mann aus der Hauptſtadt eingetroffen und hatte, nach einem Geſpräch mit dem Wirthe, ſich erwartungsvoll in eine Ecke des Gaſtzimmers geſetzt; ſein nachdenkendes Antlitz veränderte ſeinen Ausdruck, wenn Thüren ſich öffneten oder Schritte erſchallten.

Der erſte der Aufwärter ging, nicht ohne Auftrag, im Gange vor des Wanderers Zimmer auf und ab, wo ein ſchöner Knabe, der Sohn des Paſtors, ihm Geſellſchaft leiſtete. Die Thüre ging auf, und der Prediger rief mit erſchütterter Stimme: „Adolph, komm herein.“

Noch eine halbe Stunde, und Vater und Sohn verließen das Zimmer. Sogleich nöthigte der Aufwärter den Paſtor in die Wirthsſtube, dort trat der junge Mann ihm haſtig entgegen und faßte ſeine Hand: „Iſt er hier? um Gotteswillen, welch ein Einfall, was haben wir ihm gethan? wir ſind alle auſſer uns.“

Der Pfarrer entgegnete: Sein Bruder ſei, trotz großer äuſſerer Ruhe, ſo ſehr aufgeregt, daß er ſelbſt noch jede Erklärung mit ihm vermieden habe, er könne aber den Grafen von . . ., denn dieſer ſtehe ja vor ihm, verſichern, er werde Alles aufzuklären, Alles beizulegen ſuchen.

Der Graf erfaßte nochmals die Hand des Geiſtlichen, und beſchwor ihn zu glauben, daß man in ſeiner Familie niemals den Werth ſeines Bruders mißkannt habe, daß man Alles, was dieſem habe mißfallen können, aus dem Wege räumen werde.

Als der Graf zu ſeinem Wagen heimkehrte, fand er eine junge Dame, ſeine Schweſter, die ihn ungeduldig erwartet hatte. Nach einigem Beſprechen mit ihrem Bruder folgte ſie ihm, wie es ſchien, nicht willig, in die Stadt zurück.

Der Paſtor hingegen brachte den Abend im Gaſthofe bei dem Reiſenden zu, dem er fortwährend Ruhe und Gelaſſenheit empfahl, obſchon ſeine eigenen Worte lebhafter waren, als die des Ankömmlings. Der Morgen überraſchte ſie in bald heftigen, bald wehmüthigen Geſprächen. Der Geiſtliche rief, ſich ſelbſt zürnend: „Hätte ich dich doch allein gelaſſen, du mußt durchaus zu einem ganz natürlichen Zuſtande zurückgeführt werden, ehe ich mit dir von dem ſprechen kann, was Noth thut. Du haſt eine Wunde, beſter Fritz, meine Liebe und unſere Umarmung ſind ihr erſter Verband, laß ihn ruhen, nur vier und zwanzig Stunden ruhen, reiße ihn nicht ab.“

Eine Thräne fiel, ſie hätte jeder Wunde wohl gethan, in die ſie gefallen wäre. Der Reiſende lehnte ſchnell ſein müdes Haupt an das ergraute Haar ſeines Bruders. „Karl, rief er, wir kommen alle, wie Bürgers Pfarrers-Tochter von Taubenheim, in den Garten der Heimath zurück: das traurige Leben zu enden.“

„Du mußt ſogleich zu mir ziehen,“ ſagte der Pfarrer.

„Am liebſten,“ erwiederte jener, „bliebe ich eine Zeit lang hier, ſo ſchlecht auch das Zimmer iſt.“

Der Pfarrer blickte ſich um und merkte, daß ſein Bruder noch immer ſehr verwöhnt ſein müſſe.

„Du wirſt mich beſuchen, recht oft beſuchen, fuhr der Ankömmling fort, meine Wunde will kein fremdes Auge.

„Deine Wunde hab' ich verbunden, entgegnete der Paſtor. Einen milden beruhigenden Trank ſoll dir mein gutes Weib bereiten. Glaube mir, die wahre Macht der Frauen beginnt erſt, wann ſie uns nicht mehr zu Thorheiten verlocken, ſie haben ſo ſühnende Lieder und Geſänge, denen der Kranke zuhört, bis er wieder glaubt, daß es Veilchen in dieſer Welt giebt. Du mußt ja auch meine Kinder ſehen, eins davon wirſt du doch lieb gewinnen!“

„Um deine Frau nicht zu kränken und zu beleidigen, ſagte der Wanderer, muß ich wohl.“

„Das fürchte nicht, erwiederte ſein Bruder, es bedarf nur einiger Worte von mir, zu meinem Glücke hält ſie mich noch, trotz meines geiſtlichen Berufes, für eine Art von Hexenmeiſter und hat gar keine Ahnung, daß mein Scharfſinn auch am Berge ſtehen bleiben könne, ſie meint, mir könne der Rath nicht ausgehen und hat mir bewieſen, daß ihr die Geduld nicht ausgehe.“

„Dann laß mich heute noch dieſes Zimmer bewohnen, verſetzte der Reiſende, morgen will ich dein Weib und alle deine Schätze ſehen und lieben, an euerm Tiſche ſitzen, unter euerm Dache ſchlummern, und dann ſollſt du Alles wiſſen, was du jetzt zu erfahren abgeſehnt haſt, du ſollſt dann hören, durch welche Stürme ich zu dieſer Ruhe gelangte, zu dem großen Schritte, der mich mir ſelbſt wiedergab, den nur ein Mann voll Kraft und Würde vollbringen konnte, der mir den Frieden für immer gewährte."

„Friede mit dir, ſagte der Pfarrer wehmüthig, ich begleite in einer Stunde eine holde Hülle zum ewigen Frieden, hernach ſehen wir uns. Der Ueberreſt des Tages iſt dein." Er ging.

Unſer Wanderer lauſchte ſeinen verhallenden Schritten, ſetzte ſich hierauf an den Schreibtiſch und ſchrieb, bis er Kopf und Hand müde fühlte, dann ſchob er die Blätter von ſich, ohne ſie zu verſchließen, und eilte in's Freie. Wir wiſſen nicht, ob der Wirth ſich in der gelehrten Hand zurecht zu finden wußte. Gewiß iſt, daß, als unſer Wanderer heim kam, er ſeine Papiere in einer Ordnung fand, die er ſich nicht zugetraut hätte.

Nachdem er mehrere Fußſteige verfolgt, befand er ſich auf einem jener ländlichen Gottesacker, wo die Gräber, weil der Weg durch ihre Mitte führt, dem Wanderer noch mit Recht zurufen: „Stehe ſtill, Wanderer," während unſere eingekerkerten ſtädtiſchen Grüfte den Beſucher meiſt an der Seite des Lohnbedienten begrüßen. Eine Zeit lang beſchäftigten ihn die an die Kirche gelehnten Denkmale. „Ja wohl," dachte er, „auch ihr Gräber ermüdet lehnet euch denn an den Felſen der Kirche!"

Als er um ein weiter vorſtehendes Grabgewölbe herumbog, ſah er eine Trauerverſammlung vor einer offnen Gruft, in die ein Sarg hinabgeſenkt werden ſollte, und vor dieſer ſeinen Bruder im Prieſterornate, zur Rechten eines Jünglinges, von der liebenswürdigſten Geſtalt, doch unter einem Schmerze, dem ein Mann hätte erliegen dürfen. In aller Augen waren Thränen, in der Stimme des Paſtors bebten ſie nur, die Stimme des Tröſters darf leiſe tönen, nicht brechen. Des Wanderers ganzes Weſen war zwiſchen Schauer und Hören. Die Worte ſeines Bruders waren ihm bald deutlich, bald verwehte ſie das Rauſchen der Trauerweiden. Jetzt vernahm er die Worte:

„Sprachlos ſind wir der theuern Leiche bis hieher gefolgt, aber ſchon iſt der Rand erreicht, wo das letzte, das ſchreckliche, das unerwiederte Lebewohl geſprochen werden muß."

„Dieſe Welt, dieſe ſchmerzliche Welt, wo der Greis ſo oft den Jüngling, die Mutter ſo oft die Braut beſtattet, wo das heißerſehnte Kind ſo oft vom Herzen der Mutter nur ſcheidet, um an ihrer Seite zu modern, wo ſelbſt das glückliche, mit dem Brautkranze ſcheidende Kind eine Todesöde im Vaterhauſe zurückläßt, — welcher ihrer Pfade iſt nicht dornig? nur einer eben, der, den wir jetzt wandelten. Ihr, die ihr noch muthig die Welt durchſchweifet, wähnet, wenn ihr es vermögt, es gebe mehr als ein Glück, aber ihr, deren Schritte ſchon ermatteten, ſeid überzeugt, es giebt nur eine Ruhe."

Die Trauerweiden erklangen, wie Aeolsharfen im Winde, des Redners Worte entgingen eine Zeit lang dem lauſchenden Wanderer, dann vernahm er wieder:

„Ihr habt ſie alle gekannt, die wir hier beſtatten, ihr waret Gefährten ihrer Kindheit, ihrer Jugend."

Die reichlich ſtrömenden Thränen der Verſammlung ergänzten hier für den Lauſcher das Lob der Vollendeten, das der Hauch des Windes für ihn verwehte.

Er betrachtete ſeines Bruders alternde Geſtalt, mit einer Würde angethan, in der ſie ihm früher nicht erſchienen. Selbſt dem geiſtlichen Stande beſtimmt, hatte er ihm aus philoſophiſchen Zweifeln entſagt, und nun ſah er ihn in ſeiner ganzen Hoheit in dem, der einſt Knabenſpiele mit ihm übte. Wie hatten ſich alle Züge des Ernſtes in deſſen Antlitz hervorgehoben, wie gehörten nun alle früheren des Frohſinns dem Wohlwollen und der Güte! Er gedachte ſchmerzlich jener Hoffnungen, jener Gaben, die ſchon ſo früh ſeinem Bruder einen Lorbeer verheißen hatten, dieſe Hoffnungen waren nicht in Erfüllung gegangen, er wußte nicht warum, ein dunkles unbekanntes Loos war an die Stelle getreten, und doch glich ſein Bruder nicht einem Geſcheiterten, nicht einem Irregegangenen.

Wiederum ſchwiegen und lauſchten die Trauerweiden, und die Worte wurden hörbar:

„Es darf hier nicht gerichtet, nicht geprieſen werden, wir ſtehen vor Gott. „„Er litt mit Geduld,““ auch dieſes Lob darf der Menſch kaum dem Menſchen gewähren, ſterblicher Gaben dürfen wir nicht gedenken, und doch, Herr, wenn du nahmſt, was du gabſt, ſoll es uns nicht erlaubt ſein, zu ſagen, was du gabſt war herrlich und lieblich?“ Du riefſt ſie hinüber, dieſe Seele, die du ſchufſt — wer iſt rein vor dir? Wer läutert ſich nicht vor deinem Angeſichte, aber wir — Erforſchender, Unerforſchlicher, wir kannten ihre Fehler nicht, uns war ſie eine Vollendete — einſt werden wir erfahren, ob ſie nur beſſer war als wir!“

Hier machte ein älterer Amtsbruder eine unwillige Bewegung gegen den Pfarrer.

Die Trauerweiden rauſchten ihre Seufzer und ſchüttelten ihre Thränen, der Prediger ſchloß:

„Schon lebt ihre holde Geſtalt ſelbſt nur in unſerer Erinnerung, noch ehe ſie in Staub zerfallen iſt. Dieſe Reſte ſind nur das Bild ihrer Leiden, unkenntlich ſelbſt für die, deren Gedanke, deren Wonne ſie war. Ihr Geſpielinnen ihrer Jugend, Freundinnen ihres Herzens, ihr legtet ſie in dieſen Sarg, ohne ſie zu kennen, eurem Auge war ſie fremd geworden, ſo flüchtig iſt Sterbliches dem Sterblichen vertraut! — Nur du, o Herr, kenneſt und erkenneſt, Herr, Herr! erkenne dein Geſchöpf!“ — —

Hier ging des Schriftſtellers Thür auf und ein ganz anderes Weſen, als ein Abſchreiber, eine Kopie oder gar das Original des Schriftſtellers ſelbſt, trat herein: nemlich ſein Doppelgänger.

Ein Doppelgänger? wie verträgt ſich das mit dem gegenwärtigen Zuſtand unſerer Geſellſchaft, wo Alle ſich untereinander ſo gleich ſehen, daß keiner ganz einfach doppelt iſt?

Finkenbach hatte aber, als Schriftſteller, einige Eigenheiten und mithin das traurige Recht, einen Doppelgänger zu haben, wie auch das Verdienſt, es zu wiſſen, denn es giebt Leute, von denen man ſagen kann, „ſie haben einen Doppelgänger und wollen es nicht wiſſen.“ Der Doppelgänger Finkenbachs war ſelbſt Schuld, wenn aus ſeines Zwillingsbruders Seele alles Geiſtergrauen verſchwunden war. Durch unzarte Benutzung des Beutels ſeines Nebenichs hatte er einen herzlichen Ueberdruß herbeigeführt, der bekanntlich das bewußte, nicht anmuthloſe Grauen vor einer geheimnißvollen beſſern Welt ganz zu Grunde richtet. Wenn das Dämoniſche in unſern Beutel greift, verliert es ſeinen Reiz, ſeine Würde und Furchtbarkeit.

„Gewiß wieder Geld, unnützer Burſche,“ rief der Schriftſteller.

„Richtig,“ ſagte der Doppelgänger, „ich habe unglücklich geſpielt, bin fünfzig Gulden ſchuldig, und wenn Sie mir dieſe Kleinigkeit nicht geben, mögen Sie zuſehen, welches Licht auf Sie fällt.“

„Die Reihe wäre endlich auch an mir, Ihnen Schande zu machen, rief Finkenbach, der in dieſem Momente jedes andere Blatt, das nicht Theodorens Handſchrift getragen, aus der Hand geſchleudert hätte. „Stellen Sie ſich in jedwede Beleuchtung, die Ihnen gefällt, mein Geld bekommen Sie nicht mehr.“

Der Doppelgänger, ein in der That höchſt unnützes Subjekt, legte ſich auf's Bitten, er ſprach von einer vortheilhaften Heirath, von reiferen Jahren, hauptſächlich von Gemeinſchaft des Eigenthums und von den Pflichten der Natur.

„Wagen Sie,“ rief der Schriftſteller, „dämoniſchen Schnickſchnack ſo zu nennen?“

„Ich will Ihnen aus dem Kirchenbuche beweiſen, daß ich keinen Bruder habe, aus übertriebener Güte habe ich Sie für einen natürlichen, ſage nur natürlichen Bruder anerkannt, ob ich gleich nicht begreife, worin die berühmte Aehnlichkeit zwiſchen uns beſteht.“

„Ihre Eitelkeit,“ ſagte der Doppelgänger, hat Sie einſt dieſe Aehnlichkeit anerkennen laſſen, weil ich viel jünger und beſſer ausſehe als Sie. (Hierin hatte der Doppelgänger nicht Unrecht.)

Finkenbach verſchloß krampfhaft alle Schubladen ſeines Tiſches und knöpfte alle Taſchen ſeines Gewandes zu. Worte hatte er nicht mehr.

Der Doppelgänger würde grob. „Heraus mit Ihrem Gelde, ich bin auch einer ehrloſen That fähig, und die Schmach dieſer That werden wir in der öffentlichen, in Frankreich und England mit Recht hochgehaltenen Meinung theilen."

Der Schriftſteller ſah ihn mit Abſcheu an, „unnützer Burſche," rief er, „du ſollſt mir noch nützlich, du ſollſt ſchwarz werden!"

Er nahm eine Rolle von fünfzig Gulden: „Hier die Wahl, entweder werden Sie mein Abſchreiber, und dieſe Rolle gehört Ihnen für ewig zur Bezahlung Ihrer Spielſchuld, oder" —

Der Doppelgänger ward braunroth, mit blauen, gelben und grünen Strichen.

„Ich Ihr Abſchreiber?" winſelte er wüthend heraus.

„Was Jean Jacques Rouſſeau that, dazu ſind Sie nicht zu gut," ſagte Finkenbach mit feſter Stimme. „Sie kennen meine Hand, müſſen ſie kennen, werden ſich allmählig einen Styl bilden und vielleicht einſt Anmerkungen zu meinen Werken machen."

„Herr," rief der Doppelgänger, „Sie haben, wie Sie da ſitzen, in ſich eine Hälfte, die die Produkte der andern Hälfte zu langweilig findet, um ſie abzuſchreiben, das iſt die lautere Wahrheit. Sie ſind nicht einmal nur doppelt mit mir. Sie ſind ſchon vorher geſpalten. Glauben Sie denn, daß ich nicht auch ſchon eine andere Hälfte habe, wie Sie? Wir thun uns alle zuviel Ehre an, wenn wir uns nur in zwei große Abtheilungen ſondern, wir ſind viertel, achtel, ſechzehntel ꝛc.

„Alles gut", ſagte Finkenbach, „wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

Der Doppelgänger ſah die Manuſcripte an. „Nein, rief er, wie der unreuige Don Juan, alles andere" —

„Nur nicht nützlich werden, nur ſich um die Leſewelt nicht verdient machen," ergänzte der Schriftſteller ironiſch.

Der Doppelgänger tobte ſo fürchterlich, daß wenn er nicht Finkenbachs Schuldner geweſen, dieſer ſich vor ihm gefürchtet hätte, ſo aber hielt er die Zügel des Ungeheuers in ſeiner Hand und ſah ihn wie einen künftig zu behandelnden Stoff ſich geberden, bis er zuletzt mit einem Donnerſchlage, der den ganzen Schreibtiſch erſchütterte, verſchwand.

Finkenbach wurde ſo einen unnützen Geſellen los, der immer Verdruß brachte und Geld mit fort trug und überdieß allenthalben beſſer gefiel und beſſer empfangen wurde, als er, ja, wie er vollen Grund zu glauben hatte, ſich über ihn und ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen nicht ſelten luſtig machte.

Wie aber Finkenbach zu einem tüchtigen Kopiſten kam, davon ein anderes Mal.

* * *

Spaniſche Sprichwörter.

1. El miedo guarda la viña.	1. Es hütet den Weinberg die Furcht allein, Sonſt könnten der Hüter genug nicht ſein.
2. El buey suelto bien se lame.	2. Hat der Ochs den Kopf nicht frei, Jſt's mit dem Lecken auch vorbei.
3. Gustos hay que merecen palos.	3. Manchen Geſchmack giebt es auf Erden, Der verdiente, geprügelt zu werden.
4. Nadie ni dirá que de esta agua no beberá	4. Nichts kann man gewiß verbeißen, Als — ſich nicht die Naſ' abzubeiſſen.
5. No le busque cinco pies al gato, pues no tiene mas que quatro.	5. Den fünften Fuß zu ſuchen an den Katzen, Jſt thöricht, denn ſie gehn nur auf vier Tatzen.

6. Niño que no llora, no mama.	6. Dem Kinde, das nicht weint und ſchweigt, Wird nimmermehr die Bruſt gereicht.
7. No hay tonto para su negocio.	7. Ich habe noch keinen Dummkopf geſehn Den eignen Vortheil nicht beſtens verſtehn.
8. No te fies de los gatos, aunque les cortes las uñas, te arancaran con el rabo.	8. Freund, traue nicht den Katzen, Sie werden dich in jedem Fall, Selbſt nach der abgeſchnittnen Krall, Noch mit dem Schweife kratzen.
9. No es tan fiero el leon como le pintan.	9. Der Löw' iſt lange nicht ſo wild, Als man ihn malet auf dem Bild.
10. No le falta mas que sarna para rascar.	10. Dir fehlet nichts, ganz glücklich dich zu nennen, Als Krätz', um auch des Kratzens Luſt zu kennen.
11. Mas sabe el loco en su casa, que el cuerdo en la agena.	11. Der Thor weiß mehr am eignen Heerd, Als an dem fremden der Gelehrt'.
12. Meterse en camisa de onze varas.	12. Zieh an ein Hemd von zwanzig Ellen, Kurios wirſt dich zum Gehen ſtellen.
13. Mal principio de semana para quien ahorcan el lunes.	13. Wer am Montag wird gehangen, Hat die Woch' ſchlecht angefangen.
14. Por el santo se besa la péana.	14. Oeftermal küßt man den Schemel um's Heiligen willen, Schmeichelt der Mutter, weil man liebt die Tochter im Stillen.
15. Adquiere fama y echate à dormir.	15. Haſt du einmal Ruf erworben, Leg dich ſchlafen ohne Sorgen.
16. A un mientes una puñalada.	16. „Du lügſt,“ iſt ein ſo hartes Wort, Des Spaniers Antwort drauf iſt: Mord.
17. Amor y dinero no pueden estar ocultos.	17. Man kann nicht vor der Welt Verbergen Lieb und Geld.
18. Administrador que administra y enfermo que se enxuaga algo traga.	18. Man kann nicht gurgeln, man kann nicht verwalten, Ohn' etwas im Hals und im Sack zu behalten.

Lyriſche Halle.

Die Eroberung von St. Jean d'Acre,

am 4ten November 1840.

von

Senne Phisemar.

Zu Accon, wo einſt Oeſtreich ſein Wappen ſich erſtritt,
Von Albion herbe Schmach — nicht ungerächt — erlitt,
Da ſieget nun ein Sproße aus Oeſtreichs Kaiſerhaus:
Vereint mit Albion zog er für Moslims in den Strauß!

Des Weſtens Uſurpator ſein Vater kühn beſtand,
Nun kämpft der Sohn für Treue und Recht im Morgenland,
Brittania ſteht als Helfer zur Seite ihm, und Freund
Dem Adler, Löwe, Halbmond — die Banner ſind vereint!

Ein Oeſterreicher Herzog er pflanzt des Halbmonds Fahn?
Und ob's ein Räthſel ſcheine, nicht ſchilt ihn d'rob der Ahn:
Klar iſt's ihm dort geworden, ob Türke oder Chriſt,
Daß Freundestreu die Zierde, die Pflicht des Menſchen iſt!

Und Treue pflanzt das Banner auf Accons Zinnen auf,
Nur vorwärts, Prinz von Oeſtreich, in Deinem Siegerlauf!
Du ſtehſt dem rechten Herrſcher zur Seite in Gefahr,
Drum ſtehſt Du auch als Schützer der Chriſtenbrüderſchaar!

Und deines Sieges Früchte, ſie ſchirmen das Gebot:
„Des Oſtens Chriſten drücke nun fürder kein Despot!“
Und mag der Halbmond wehen, der Leue und der Aar,
Sie ſchützen Jeſu Lehre in Aſien immerdar!

Denn ſelbſt der rauhe Moslim blickt ehrfurchtſtaunend hin,
Wie Britt' und Oeſterreicher im gleichen Edelſinn
Für Chriſtenbrüder kämpfen und für des Herrſchers Recht:
Das kann wohl nur ein Glaube, der himmliſch iſt und ächt!

Drum vorwärts ſiegend immer, Du Prinz von Oeſterreich,
Wie biſt Du doch ſo früh ſchon dem Heldenvater gleich!
Wie Der beſtritten ſiegreich der Afterfreiheit Bild,
Sei Du im Oriente der Chriſtenfreiheit Schild!

Keine Fabel.

Von

J. P. Kaltenbaeck.

Ins helle Waſſer fiel hinein
Der Sonne goldner Frühlingsſchein,
Deß freuten ſich die Fiſchlein ſehr:
Sie ſchifften muthig hin und her.

Und weil ſie ächte Luſt durchdrang,
Jetzt eines aus dem Waſſer ſprang,
Ein zweites tauchte und verſchwand,
Ein drittes träumend ſeitwärts ſtand.

So jedes that, was ihm gefiel —
Wie freute mich das ſüße Spiel,
Wie jauchzt' ich ob dem freien Loos
Des Völkleins tief im Wellenſchooß!

Da plötzlich, wie vom Wolkenſitz
Herniederfährt der wilde Blitz,
Aus dem Verſtecke ſchoß hervor
Der alte Feind, der Fehde ſchwor.

Der Fehde ſchwor der Lebensluſt,
Die er zu faſſen nie gewußt
Und Todeswunden nennt ſein Recht, —
Die Fiſchlein fing der alte Hecht.

Sie hatten, ach, vergeſſen ſein,
Weil gar ſo ſchön der Sonnenſchein;
Nun trauerten im tiefſten Grund,
Die noch entronnen ſeinem Schlund.

Verſchwunden war das ſchöne Bild,
Ich eilte fort, den Schmerz im Schild,
Und was ich auch ſeitdem geſehn,
Um meine Träume war's geſchehn.

Durchzogen hab' ich Land auf Land,
Viel hört ich reden mit Verſtand
Von Freiheit, ewig jungem Recht;
Doch ich — ich ſah den alten Hecht.

Drei Romanzen.

Von

Adelheid von Stolterfoth.

1.

Der Wanderer.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da ſtand ich oft und ſah hinab ins Land,
Da träumt ich oft von dir im Morgenſchein,
Mein ſüßes Lieb und dacht am Abend dein.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da gabſt du weinend mir die weiße Hand,
Dein Vater trieb mich fort und ſagte: geh; —
Mein Lieb, mein Lieb, wie thut das Scheiden weh!

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da hab ich mich noch einmal hingewandt,
Ein grünes Zweiglein reiß ich ſtill mir ab,
Das ſoll man legen einſt zu mir in's Grab.

2.

Der Krieger.

So muß ich ſterben fern vom Vaterland,
Verbluten hier im heißen Wüſtenſand, —
Araberſäbel blitzen um mich her,
Mein Aug' iſt dunkel, und mein Haupt iſt ſchwer!

Verzeih dir Gott, du Mann, der mich vertrieb,
Verzeih dir Gott — denn treu iſt mir mein Lieb',
Du brichſt zwei Herzen um dein ſchnödes Gold,
Verzeih dir Gott! das haſt du nicht gewollt.

O Eichenzweig! du ruhſt auf meiner Bruſt,
Verdorrt und welk wie jede Freud' und Luſt,
Mein brechend Aug' erliſcht in Todesnacht,
O Lieb, mein Lieb — treu hab ich dein gedacht!

3.

Das Grab.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da ſitzt ein Greis und ſtarrt hinab ins Land,
Zu ſeiner Seite ruhet trüb und bleich
Das einz'ge Kind, an Gold und Schätzen reich.

„Noch eine Bitte, Vater, thu' ich dir"
„„O Tochter! alles ſei gewährt von mir"" —
So laß mein Grab an dieſer Stelle ſein,
Bald, bald, mein Vater, laß ich dich allein." —

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Schaut niemand mehr hinab ins weite Land,
Ein kleines Grab mit einem Marmorſtein
Glänzt dort im Abendroth und Morgenſchein.

Chroniſtiſches.

Litteratur- und Bücherſchau.

1) Lebensgeſchichte des Barons Friedrich de la Motte Fouqué, aufgezeichnet durch ihn ſelbſt. Halle. C. A. Schwetſchke und Sohn. 1840.

Es war eines ſo frommen Dichters würdig, die Rechenſchaft ſeiner Tage, das freudige Anerkenntniß der göttlichen Fügungen, die ihn in den Hafen vorgerückter Jahre geführt, ſeinen Leſern, die er nie herzlicher bei der Hand nahm, vorzulegen. Aufrichtiger hätte er gewiß ſeinem Schwerte nicht gebeichtet, wenn er auf der Wahlſtatt den Helden-Tod hätte finden ſollen.

Ein ſo tiefes dichteriſches Gemüth, wie das Seine, mußte früh ein Selbſtbeobachter ſein, mußte die Träume und Sagen ſeiner Kindheit treu bewahren. Der Enkel des General Fouqué, des Heldenfreundes des großen Friedrich, deſſen Name unſerm Dichter verliehen wurde, hatte eine ahnungsvolle Wiege. Kampf und Geſang ſtellten ſich frühe ein. Seine Spiele bildeten ein kleines fortgeſetztes Ritterepos. Als einſtmals in ſolchem Sinne mit dem Lehrer ein ritterliches Gefecht beginnen ſollte, worauf ſich dieſer, heitergeſtimmt, einließ, ſchlug er dem Knaben, wohl ganz unabſichtlich, das kleine Holzſchwert aus der Hand. Fritz brach in ein lautes Weinen aus. Es war, wie er dreißig Jahre ſpäter in einem Werke ſeines Freundes Horn las, „der unſägliche Schmerz des Ueberwundenſeins,“ den er als Preuße und Deutſcher einſt ſo tief empfinden ſollte.

Man hat oft bemerkt, wie vorwiegend bei ausgezeichneten Menſchen, zumal bei Dichtern, der Einfluß der Mutter iſt; auch Fouqué kann in der Stunde der Rührung mit Shakeſpeare ſagen:

„Meine ganze Mutter kommt mir ins Auge.“

Dieſe ſinnige Mutter empfing die erſten Seufzer ſeiner Bruſt, die erſten bangen Erdgefühle, die er ſpürte und von denen er ſich nicht Rechenſchaft geben konnte. Ihn quälten Träume, nicht Rieſenbilder des Ritterthums, die ihn ſchon begeiſtert hatten, nicht der hohe Roland, nein, der winzig kleine König Xerxes und andre Geſtalten, deren Entſetzlichſtes für ihn eben ihre ſchauerliche Kleinheit war. Faſt ſollte man meinen, es habe ihn, den werdenden Dichter, in dieſen Lilliputern jene Alltäglichkeit heimſuchen wollen, jene natürliche Feindin alles Großen, von der Schiller ſagt:

„Das ganz
Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.“

In den Dämmerungen ſeines Knabenalters glänzt allenthalben der künftige Beruf des Dichters und des Kriegers auf. Mit Recht ſagte Wordsworth in einem ſchönen Gedichte: „The child is father of the man,“ (das Kind iſt des Mannes Vater), ſo war es in dem Lebenslaufe, der vor uns liegt. Ein Bangen vor Verlaſſenſein verkündet im Knaben den chriſtlichen Sinn, der in dem Manne walten ſollte. In dem Ritterbunde zwiſchen den Knaben Fritz und Rudolph ſpiegelte ſich jene Freundſchaft, die ihn ſpäter mit ſo vielen edlen jungen Kämpfern und Sängern für's Recht verbrüderte, indeß der künftige Troubadour ſich ſchon im ſchüchternen Minnedienſt für die ſchöne Dorette übte.

Vor allem andern waltet in dieſem Helldunkel des werdenden Dichters jene holde Mutter, die er ſo früh verlieren ſollte, und die ſein erſtes Drama, ein Begegnen mit den geliebten Sängerbrüdern Stolberg, mit ihm durchſpielte. Sie führte ihn zu der erſten Leiche, der ſeiner bejahrten Wärterin, und prägte ihm ein ſchönes Bild des letzten Schlafes in die Seele; ſie, obwohl ſelbſt ſchreckhaft, ermunterte ihn zu Unerſchrockenheit, ihr brachte er einſt beim Gutnachtwunſch das Opfer ſeiner Neigung für den Kriegerſtand. — Entzückt umarmte ihn die Mutter. Somit mußten alle Heldenbilder niedertauchen, der entſagende Knabe ſprach, wenn ſeine Seele ſich gepreßt fühlte, mit Feſtigkeit zu ſich ſelbſt: „Ein Mann, ein Wort.“ Wie reif war dieſer Knabe!

Bald aber nahm ſeine edle Mutter das ſchwere, ihr gebrachte Opfer in die Wohnungen des Friedens hinüber. Sie hätte es ihm gewiß ſpäter erlaſſen.

Der Kummer brachte den Knaben, den ſchon früher ein ahnendes Gefühl zeitiger Vollendung beſchlichen, das auch in Fouqué's ſpäterem Leben oft gewaltet hat, dem Grabe nah. Er genaß langſam von dieſem Schmerze.

An der Hand eines bedeutenden Lehrers trat um dieſe Zeit die altnordiſche Sagenwelt in ſein geiſtiges Leben und Weben, mit jenen Wundergebilden, die fortan in ſeinem Geiſte unverlöſchlich waren, und die neu hervorzuzaubern, er die hohe Gabe empfangen hatte. Innere Mißverſtändniſſe, Mißgriffe des Lehrers und jene phantaſtiſche Doppelgängerei, die jedem Dichter mehr oder weniger eigen iſt, geben ſich in dieſem Bildungsgang zu erkennen, der durch den edelſten elterlichen Einfluß und durch hohe Naturgaben unſtreitig einer der glücklichſten war. Die Mittheilungen des Verfaſſers hierüber ſind voll der bedeutendſten Winke für jede Erziehung.

Der ſechszehnjährige Dichter befand ſich nun in dem Alter, wo die Zeit, der wir angeboren, uns ihr volles Gepräge aufzudrücken verſucht. Seine Einweihung als Chriſt empfing er von Geiſtlichen, die, nach dem damaligen Ausdruck, nur „die reine Moral predigten,“ und denen Jeſus Chriſtus, nach Schlegels Anklage des achtzehnten Jahrhunderts, „ein ganz guter Mann war, der aber ſonſt nichts begehren kann.“

Mithin ging der große Tag für ihn ohne eigentliche religiöſe Gefühle vorüber, und er erfuhr, wenigſtens als Dichter, den ganzen Einfluß jener weichlichen, modern-eleganten Lebensweiſe, deren Vertreter Voltaire und Wieland waren; die Ritterwelt verſchwand nach und nach vor den Romanen und Werken dieſer Periode, doch ließ ſeine Muſe ſich nicht gänzlich in dieſe Richtung fortreiſſen.

Die franzöſiſche Revolution, wie hatte ſie nicht auch ihn eine Zeitlang täuſchen ſollen? Sie weckte im Jüngling den vollen kriegeriſchen Beruf, den er ſeiner Mutter geopfert hatte; über ſeine Lippen kamen die Worte: „Ja, das Schwert iſt mir angeboren.“ Faſt eben ſo ſchnell, als dieſer Ausruf, erfolgte die Einwilligung des Vaters.

Bald darauf ward Fritz durch beſondere Königliche Gunſt Offizier, Fähnrich im Infanterie-Regiment „Knobelsdorf.“ Graf Schmettau, der edle Freund ſeiner Eltern, ſeiner Kindheit, ſchrieb in des Jünglings Denkbuch:

„Gott ſei mit dir und fürchte nie den Tod,
Wenn Schlacht dem Vaterland, Gefahr dem Freunde droht.“

Nach einer kurzen Vorſchule zu Aſchersleben rückte im Jahre 1794 der junge Kriegsheld an den Rhein zur erſten Waffenprobe. Welch' ein Marſch war dieſer, welch' ein Dichterrauſch dieſer Zug, dem Feinde, dem Lorbeer entgegen! Alle Schritte tönten von Geſang.

In dieſer Schilderung des gedrängteſten Lebens, wo die Beſcheidenheit fortwährend Erzählerin bleibt, iſt wenig oder nichts zu unterdrücken, mithin unternehmen wir keinen Auszug. Die geſchichtlichſte Geſtalt war die des Prinzen Ludwig Ferdinand, der mehrere Male auf die bezeichnendſte Weiſe auftritt; freilich war dieſem Heros der Heldentod beſtimmt, aber nur der Heldentod des Ueberwundenen.

Auch Maſſenbach greift mit ſeinem Feuereifer in die Befehlshaber Rechte ſeiner Waffengenoſſen ein, und zum Glücke hört man ihn nicht.

Bei Meckenheim beſtand unſer Fouqué rühmlich die erſte Waffenprobe: die ernſte Frage des Don Rodrigues an ſeinen Sohn, den Cid: „Haſt du Muth?“

Nach wenigen Wochen rechtfertigt ſich die finſtere Prophezeihung Maſſenbachs; trotz dem Siege bei Kaiſerslautern geht man über den Rhein zurück.

Der Geſang war in den Geſchwadern verſtummt.

Im Jahre 1795 ſoll ſich der Kampf erneuern, aber ein freudeloſer Friede, der von Baſel, fällt ihm in die Zügel.

Wie ſollten wir hier nicht in dem Leben eines Dichters ſeiner erſten wahrhaften Liebesknoſpe, einer Schmerzensliebe erwähnen, die gewiß der Quell mancher Geſänge wurde; ſeiner Neigung für die, welche er jetzt, wo er überwunden, verklärend: Eloiſa nennt. Sie ſchien ihm zur Lebensgefährtin beſtimmt, aber ein feindſeliger Warner und Verläumder verſcheuchte ſie von ihm. Harmloſe Weltluſt hielt damals den Fittig ſeiner Muſe noch belaſtet, ja, er fing an, am wahrhaften Leben ſeiner Sangesgabe zu zweifeln.

Durch einen ernſten Freund wurde die Liebe des Studiums in ihm geweckt, ſie führte ihn in den Arm der Poeſie zurück. Jean Paul, ſein Lieblingsgenius jener Zeit, entließ ihn früh einer verſuchten Nachahmung; auf einer andern Bahn ſollte ihn der große Meiſter krönen. Ernſte, wiſſenſchaftliche Forſchungen wurden mit Fleiß unternommen und verfolgt.

Während nun Preußen, das jüngſte Vaterland Fouqué's, eines tiefen Friedens genoß, erhob das älteſte, Frankreich, einen Sirenenruf, der ihn zu den Fahnen ſeiner Voreltern hinzog. Ein Emigrant ſeltſamer Art lieh ſeine Geſtalt der Verſuchung. Unter dem Anſcheine eines Weinhändlers bemühte er ſich, Reiteroffiziere für's franzöſiſche Heer zu gewinnen und verhieß unſerm Fouqué die Stelle eines Jäger-Rittmeiſters. Schon ſah ſich dieſer im Gefolge des Siegers von Lodi und Arcole, der dem Dichter unter den Zügen Ludwig Ferdinands erſchien; — welch' ein Erwachen wäre das geworden, dem wirklichen Bonaparte und ſeiner Umgebung gegenüber!

Die Liebe bewahrte ihn vor einem ſo herben Geſchick.

Damals hatte Frankreich ihn auch als Dichter an ſich geriſſen, doch mit der deutſchen Sprache; wie geläufig ihm auch die ſeiner Ahnen war, fühlte er ſeine Phantaſie erblaſſen, „ſeine wahre Muſe,“ ſagte er, „wandte ſich ab.“

Heilſam auf immer war für ihn der Anblick eines ſchnell dahin gerafften jungen Mannes, der alle Schrecken eines ungeläuterten Sterbens vor ihm anrief, vor ihm, der oft, und nicht blos als Krieger, mit dieſen Schrecken geſpielt, ſondern ſogar ein raſches freiwilliges Scheiden in ſüß elegiſcher Wehmuths-Luſt geträumt hatte.

Dichtungen größeren Umfangs wurden unternommen, „Richard und Blondel,“ die wunderbare Geſchichte „König Arthurs“ und andere.

Zu jener Zeit waren die Gebrüder Schlegel durch mächtige Kritik, umfaſſendes Wiſſen und durch herrliche eigene, jetzt oft verkannte Dichtergabe, Häupter einer neuen glänzenden Schule, und Fouqué wurde einer ihrer liebſten Jünger. Seinen poetiſchen Beruf ließ er in Weimar von Göthe ſelbſt prüfen und kehrte ermuntert heim.

In Lauchſtädt ſah er Schiller, für deſſen Genius er, ein Jünger Schlegels, damals weniger erglühte; dennoch erfaßten ihn die Größe und Erhabenheit des Mannes und die Worte, die von ſeinem Munde kamen. Später hat Fouqué in dem ſchönen Prolog zu ſeinem Karlos, als ein gereifter Dichter, dem großen Sänger gehuldigt, dem immer vor Allen andern die deutſchen Herzen ſchlagen werden.

Die Stimme der Abentheuer rief ihn verführeriſch nach dem Lande der Hellenen; proſaiſche, öfter als wir meinen, wohlthätige Hinderniſſe vereitelten dieſen Plan, ein Traum, der ihn auf Theſpis Wagen berief, verflog, nachdem er ihn eine Zeit lang mit künſtleriſchen Viſionen ergötzt hatte.

Die letzte, höchſte Dichterweihe gewährte ihm das Meer; er ſah es an den Geſtaden der Oſtſee.

In ſeinem fünf und zwanzigſten Jahr entſagte er dem Kriegsdienſte und trat in eine glückliche Ehe mit der nun vollendeten edlen Frau und Dichterin, die auch der Ruhm zugleich mit ihm nennt.

Zu immer größeren Schöpfungen reifte der Dichter unter dem Namen „Pellegrin.“ Auguſt Wilhelm Schlegel verkündete ihm, den Calderons Sonne nach Süden zog, „ſein eigentlicher Magnet ſtehe nach Norden.“

So kam unter heiterm Sangesleben, an der Hand der Liebe und Freundſchaft, jene Zeit der herbſten Prüfung heran, wo des großen Friedrichs Werk zertrümmert werden, und faſt nur ſein beraubtes Grab ſtehen bleiben ſollte.

Den dumpfen Donner des 14 Oktobers vernahm Fouqué von fern, zuerſt nur mit dem Schmerze, nicht in den Reihen der Kämpfer zu ſein.

Bei Prenzlau ward die Standarte des Leibſchwadrons genommen, die Fouqué ſo oft als Jüngling zu Marſch und Treffen und Uebung abgeholt und wieder zurückgeführt hatte.

Seine heißeſten Thränen floſſen.

Aber die Scharte wurde ausgewetzt, und er durfte zur Hand ſein, als ſie ausgewetzt wurde. Der Friede von Tilſit ward geſchloſſen. Wehe, wehe den Beſiegten!

Schreckliche Zeit, wo der unſägliche Schmerz des Ueberwundenſeins, den der Knabe Fouqué geahnt, dem ganzen Deutſchland wie für immer auferlegt war. In dieſer kummervollen Zeit, wo Dichtung die einzige Erhebung war, entſtand ſein „Sigurd der Schlangentödter.“ Pellegrin ließ den Mantel fallen, **Fouqué** hieß der neue große Sänger — Das Werk zündete manchfach. Die Krone der darauf geſtreuten Kränze war Jean Pauls Beurtheilung. „Möchte uns,“ rief dieſer aus, „Frankreich doch nur Franzoſen wie Villers und Fouqué ſenden.“ **Undine**, die zarteſte Schweſter Pſyche's, folgte bald dem Heldenbruder Sigurd nach.

Bei der Jahrhundertfeier von Friedrichs Geburtstag ſchloß ſich zwiſchen Fichte und Fouqué ein Bund väterlicher und kindlicher Liebe.

Fouqués Gattin begeiſterte ihn zu ſeinem Zauberringe, dem ſie auch den Namen verlieh.

Die Muſe ſchwieg, als im Jahre 1813 des Königs Aufruf zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger erſcholl und es ward dem Sänger vergönnt, ſich als erſter Freiwilliger zu melden.

So ward Fouqué der **Dichtermann** jener Zeit, deren Dichterjüngling Körner war. Beide haben ſich nicht umarmen dürfen, Fouqués dankbaren Gruß hat nur der Schatten des aufblühenden Sängers vernommen.

Der überglückliche Fouqué ſtritt bei Lützen, bei Bautzen, ſiegte bei Kulm mit:

„Glückliche, die ihr den Tag erfochten,
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
Zum Triumph des Vaterlands erwählt.“
(Leyer und Schwert.)

Nach dem Siege Erkrankung, — aber noch Kraft, das heißt, Heldenkraft genug, den achtzehnten Oktober nicht zu verſäumen. Fouqué vernahm in der Morgenſonne den Siegesglückwunſch, den ſein Herr, der König, an ſein getreues Heer richtete.

Das Höchſte war erlebt —

Länger konnte unſer Dichter der Siegesbahn nicht folgen. Sein Ende ſchien nahe. Aus dem Felde der Ehre ſandte ihm ſein König noch den Johanniterorden, „für bewieſene hohe Liebe für König und Vaterland.“

„Corona“, während des Waffenſtillſtandes begonnen, ward nun vollendet. Das Schwert wurde in der Kirche zu Nennhauſen aufgehängt, die Leyer wieder ergriffen. Sie tönte immer heller und gläubiger durch viele Prüfungen und durch ſchweres Erkranken. Immer mehr lernte der Dichter anbeten, ein wachſender feierlicher Ernſt für „das Eine, was Noth thut“ ward immer häufiger in geiſtlichen Liedern und Sprüchen kund; den Eiferern gegen jeden andern Gebrauch ſeiner Dichterkraft erwiederte er mit ſeinem geliebten Jakob Böhme: „Höret auf, euer Treiben turbirt mich.“ Fromm und heiter und unerſchöpflich war für ihn das Lied.

Am Sterbebette ſeiner edlen Gemahlin erſchien ihm der Glaube in der tröſtendſten Geſtalt, bald auch die Muſe wiederum.

In Halle, von wo er vor ſechs und vierzig Jahren zu ſeinem Erſtlingsfeldzug am Rhein auszog, öffnete ſich ihm eine neue Laufbahn, ein Hafen ruhiger Thätigkeit, der Himmel führte ihm ein neues häusliches Glück zu.

Hier ſcheidet der edle Sänger von uns — ſein Haupt iſt noch nicht hoch ergraut, iſt noch ungebeugt; zwei herrliche Lieder hat er auf die Wiege eines Sohnes niedergelegt, ſein Schwanengeſang iſt noch fern.

Und dieſes Buch?
Ein Buch für viele, viele Herzen!

Maltitz

---

2) Cordelia. Von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. 2 Bände. Leipzig bei Brockhaus.

Die Verfaſſerin der Agnes von Lilien iſt dem Publikum ſchon längſt als eine der edelſten Pflegerinnen der neueſten Litteratur bekannt. Von einer kritiſchen Würdigung ihres Geiſtes und ihrer Bedeutſamkeit kann demnach hier nicht die Rede ſein, und wir beſchränken uns darauf, durch Hinweiſung auf einige Stellen ihres neueſten Werkes und durch Schilderung des Eindruckes, den es in uns hervorgebracht, der Dichterin die Liebe und Anerkennung jener Zeitgenoſſen zu verſchaffen, die ihre Leiſtungen zu kennen etwa noch nicht Gelegenheit hatten.

Der Roman Cordelia hat die ſchöne Tendenz: ein weibliches Weſen durch wohlberechnete Erziehung aus mancherlei Wechſel der Umſtände und Zeitlagen, geprüft, erkräftigt und geläutert, dem hohen Berufe des Familienlebens entgegenzuführen. Die Zeit der Handlung fällt in die Periode des deutſchen Befreiungskampfes, und gewährt einem gewandten Geiſte ein großes Gebiet und mannichfaltigen Stoff zur Bildung eines Familiengemäldes.

Die Geſchichte der Heldin beginnt mit dem Hoheſtand des Fremdherrſchers und führt ſich fort, vielfach mit politiſchen Ereigniſſen verwickelt, bis zur Entſcheidungsſchlacht. Nach dem Bedürfniſſe und den Hoffnungen der damaligen Zeit, mit dem Geiſte und der Liebe hochgebildeter Eltern beginnt Cordelias Erziehung.

„Das ganze Leben," ſagt ihr Vater, „liegt vor uns in der Knospe der Unſchuld; der reizende Schimmer der Hoffnung umgiebt ſie; alle ſchönen Kräfte, die Schickſal oder eigner Irrwahn in uns zerſtörten, erblicken wir im Kinde lebendig als die ewige Gabe der Natur. Laß uns nicht einen ſchönen Stoff verderben durch unzulängliche Einſicht in ſein Weſen, oder durch überflüſſigen Schmuck."

Durch verwandtſchaftliche Vermittlung und durch ahnende Phantaſie wird der Jungfrau das Bild eines ihrer würdigen Mannes frühe in die Seele gelegt. „Denn die zarte Pflanze der Weiblichkeit ſtrebt bei ihrem Erblühen ſich anzuranken an etwas Höheres, Mächtigeres, als ſie ſelbſt, und verkümmert am Boden, wenn ſie es nicht findet" — „Möge dir ein Sinn für die Hoheit eines Mannes werden, der alle Güter des Lebens, ja dich ſelbſt opfern würde dem Vaterlande."

Dieſer freie Mann erſcheint in Edgar von Freiburg als zweite Hauptfigur des Romanes, und wenn in dem Weſen der Cordelia alles höchſte Weibliche aufgenommen und durchgeführt iſt, ſo ſtellt er eine geiſtige Emanzipation des Adels dar durch ſittliche Veredlung und wahren Heldenmuth. Dieſes Adels Loſung ſollte ſein: „Dem Staate dienen, aber nichts von ihm fodern, als ihm in Freiheit der innern Ueberzeugung dienen zu dürfen."

Während Edgar im Freiheitskampfe dieſem ſchönen Berufe lebt, mußte Cordelia eine conventionelle Heirath eingehen, die aber, außer der kirchlichen Ceremonie, nicht zur Vollziehung kam. Denn „keine Gründe vermochten das wahre und reine Herz zu beſiegen, das ſich zu keiner Lüge gegen die Natur entſchließen konnte; Edgars edle, hohe Männlichkeit mußte das Bild deſſen verdrängen, den ihr das Geſchick beſtimmte. Aber die reinſten Gefühle hielten Herzen von einander getrennt, die die Natur in ewiger Liebe zu einander zog. — Sie und die Freiheit war die Summe ſeines Daſeins."

Mit dem Eintritte des Friedens kommt endlich ihre Vereinigung zu Stande, und wie, nach Swedenborg, die Gatten des Himmels in *einen* Engel zuſammenſchmelzen, ſo erſcheint in dieſem ſchönen Bunde der Erkenntniß, Thatkraft und Empfindung ein *einziger* höchſter Menſch in voller moraliſcher Freiheit. Liebe und Freiheit ſind Quelle und Preis der Poeſie, und ſie belohnen und verklären auch hier das Heldenthum, wie ſie es begeiſtert haben.

Die ſchnellfolgenden Ereigniſſe damaliger Zeit geben der Verfaſſerin Gelegenheit zu Reflexionen, die von tiefer Lebenskenntniß und geſunder Würdigung der Thatſachen zeugen. Sie betreffen Politik, Kultur, Erziehung, Kunſt und alle höhern Lebensverhältniſſe, und da ſie meiſtens in Form von Tagebüchern oder Briefen niedergelegt ſind, ſo geben ſie dem Romane einen Schwerpunkt und eine Allſeitigkeit, wie wenige der neuern in ſich tragen. Nur auf ſolche Weiſe kann eine ſchriftſtelleriſche Leiſtung dieſer Art zugleich Gemälde, Schule und Verklärung des Lebens ſein.

Anknüpfend an den amerikaniſchen Freiheitskampf, den der Vater mitgemacht, regt der Erzieher in Edgar ſchon frühe den Sinn für deutſche Unabhängigkeit und Nationalität an, und auch die Mithandelnden, je nach Stand und Fähigkeit, ſpielen paſſende Rollen. Die damalige Hinneigung vieler Jünglinge und Männer zum Helden des Jahrhunderts hat einen eigenen Vertreter in *Herbert*; die Wirkſamkeit geheimer Verbindungen zur Förderung der Freiheit iſt mit Glück eingewebt. „Die Verbindung vieler guter Menſchen, die ein geiſtiges Geſchick zuſammenführte, iſt ein belebendes Element im Vaterlande. Nur die klar Denkenden und rein Empfindenden ſollten regieren und die Regierenden umgeben; das würde ein Bann für alle Engherzigen und Kurzſichtigen ſein. In unſerm kleinen Kreiſe verbinden ſich alle Stände, alle Glaubensbekenntniſſe. Er kann ein Vorbild deſſen ſein, was im Großen werden ſoll; er ſtärke uns und Andere im Hoffen auf den Fortſchritt ächter Menſchlichkeit, im Erkennen des Wahren und Ueben des Guten.“

Den, freilich nicht unfehlbaren, Einwurf, daß die oftgebrauchten Motive von Lebensrettungen und zerbrochnen Rädern, dann die nicht mehr im Charakter der Zeit liegende Epiſode vom verkleideten Schäfer, die Wahlverwandtſchaften und Mißheirathen, und endlich das Zuſammentreffen von fünf Hochzeiten, oft unweſentliche oder eintönige Wiederholungen ſind: dieſen Einwurf entkräften wir ſelbſt wieder dadurch, daß uns durch ein glückliches Kolorit, durch gelungene Verflechtung ähnlicher Schickſale und wohlgemeintes Eingreifen der Perſonen und Verhältniſſe kleine Fehler der Kompoſition hinlänglich aufgehoben ſcheinen. Der Styl iſt höchſt klar und leicht, oft wie ein zarter Vorhang, worin goldne Sprüche und liebliche Naturſchilderungen gleich Blumenſtücken eingewebt ſind; durch den zarten Schleier aber treten noch kräftig die Konturen des vaterländiſchen Gemäldes.

„O möge der Friede blühn und das Glück im Vaterlande! Vereint werden wir in jedem Kampfe ſiegreich ſein. Die Herzen des Volkes ſind das ſicherſte Bollwerk.“

Ein frommer Wunſch aus Frauenmund!

---

3) Verzierung der Manuſcripte (Peintures et ornemens des manuscrits) von A. Grafen von Baſtard. Paris 1840.

Ein ausgezeichneter franzöſiſcher Gelehrter, Graf A. v. Baſtard, giebt unter dem beſcheidenen Titel: peintures et ornemens des manuscrits, ein Prachtwerk heraus, welches die Bewunderung aller, welche Gelegenheit gehabt, daſſelbe zu ſehen, im höchſten Grade erregt hat. Die franzöſiſche Regierung hat dazu die größten Aufmunterungen gewährt. Das Werk beſteht in Kupfern, welche Zeichnungen und Malereien zu Verzierung von Manuſcripten aus dem vierten bis ans Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wiedergeben. Die Sammlung iſt nach den Nationalitäten eingetheilt und zwar: die griechiſche oder byzantiniſche, italieniſche, iberiſche, engliſche, franzöſiſche, deutſche, flamändiſche und holländiſche. Alles iſt nach Jahrhunderten geordnet und von einem erklärenden Text begleitet.

Durch die Veröffentlichung dieſer Miniaturmalereien will Herr v. Baſtard die Geſchichte der Malerei während des Mittelalters darſtellen. Er hat Dokumente zu Hülfe genommen, deren Folge ununterbrochen iſt und deren authentiſcher Urſprung nicht in Zweifel gezogen werden kann. Er wollte uns das Bild und die Reſultate jenes Kampfes darſtellen, welcher in den Künſten, wie in der Litteratur, in den religiöſen und philoſophiſchen Doctrinen, in den Sitten und Gebräuchen lange Zeit zwiſchen dem Polytheismus und der chriſtlichen Religion, zwiſchen den traditionellen Ideen des Alterthums und den Begriffen der neuern Völker des Weſtens fortdauerte. Alle Miniaturgemälde ſind den Originalen mit der größten Genauigkeit nachgebildet. Ueberall wußten die Künſtler die Eleganz und Natürlichkeit der Umriſſe, den Glanz der Farben und den Reichthum der Vergoldung wiederzugeben. Was früher der Alterthumsforſcher Seroux d'Agincourt für die Kunſtgeſchichte der Monumente Griechenlands und Italiens gethan hat, leiſtete Herr von Baſtard hinſichtlich der Völker germaniſchen Urſprungs und bezüglich der neueren Völker, deren Kunſtprodukten während des Mittelalters eine religiöſe Erhabenheit, eine Größe des Charakters und zu gleicher Zeit eine unnachahmliche Natürlichkeit aufgedrückt iſt. D'Agincourt nahm, wie bekannt, wenig Rückſicht auf die Civiliſation der nördlichen und weſtlichen Theile Europas. Sein Werk mußte vervollſtändigt werden. Hr. v. Baſtard, indem er in das ſeine diejenigen Malerſchulen aufnahm, deren Erzeugniſſe d'Agincourt vernachläſſigte, erwarb ſich unbeſtreitbares Recht auf die Dankbarkeit der Gelehrten und Kunſtfreunde.

Sollten die Zeichnungen in den Büchern, – dieſe koſtbaren Denkmale der durch das Chriſtenthum hervorgerufenen Kunſt, nicht ebenſoviel Intereſſe verdienen, als wir dem geringſten Ueberbleibſel von Griechenland und Rom widmen? Giebt es etwas, das in der Geſchichte der Malerei beſſer den Triumph der neuen Ideen über die Vorſchriften der Kunſt des Alterthums darſtellt? Dieſe Miniaturen beweiſen, daß die Griechen des öſtlichen Reiches in der Malerei bis zum dreizehnten Jahrhundert ein fortwährendes Uebergewicht behaupteten. Sie thun dar, daß die Zeichnungskunſt in verſchiednen Epochen von Byzanz zu den Völkern germaniſcher Abkunft gebracht worden iſt. Sie zeigen, daß der Boden, in den dieſer koſtbare Same geſäet wurde, bald reiche Früchte trug, wiewohl entfernt vom Stammlande und verſchieden unter einander, ſo daß man ſie mit Unrecht nur unter dem Namen byzantiniſche Kunſt bezeichnet. Für die germaniſchen Völker bilden dieſe Miniaturzeichnungen eine ununterbrochene Kette zwiſchen der Malerei der Alten und der Neuern. Sie bezeugen, daß zu der Zeit, wo die gothiſche Architektur bemüht war, durch die Kühnheit ihrer Entwürfe die Erhabenheit des Chriſtenthums zu erreichen, auch die Malerei und Bildhauerkunſt nicht zurückblieb und ſich manchmal ſogar in die höchſten Regionen der Intelligenz ſchwang.

Dieſe Miniaturgemälde führen uns endlich zu dem Punkte, wo die italieniſche Manier hereinbrach und das Genie der germaniſchen Künſtler unterjochte. Sie rufen ſo manchen jetzt verkannten Ruhm, ſo viele mit Unrecht vergeſſene Namen wieder hervor.

Herr von Baſtard hat wohl daran gethan, dieſe Herausgabe ſo methodiſch zu bewerkſtelligen, alle dieſe Elemente einer geographiſchen und chronologiſchen Ordnung zu unterwerfen, bewunderungswürdig treue Copien verfertigen zu laſſen, und ſie auf dieſe Art der Vergänglichkeit zu entziehen.

Das Verſchwinden dieſer koſtbaren Ueberreſte, dieſer einzigen Denkmäler der Malerei, welche uns aus den erſten acht Jahrhunderten unverſehrt erhalten blieben, wäre ein unerſetzlicher Verluſt für die Geſchichte der Kunſt und überhaupt für die Alterthumskunde des chriſtlichen Europa geweſen.

Jedes Exemplar von dieſem Prachtwerke koſtet 15,000 fl. Se. Majeſtät der König von Holland hat auf eines ſubſcribirt und es der K. Bibliothek im Haag verehrt. Die ruſſiſche Regierung nimmt ebenfalls warmen Antheil an dieſem großartigen Unternehmen. S..

---

4 Gedichte von Ludwig August Frankl. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1840.

Wir haben in unſern Oktober- und Novemberheften Proben dieſer Gedichte gegeben, die der Verfaſſer uns gütig mitgetheilt und denen die Leſewelt ohne Zweifel ein günſtiges Urtheil gewährte, welches, unſerer Ueberzeugung nach, dem jetzt vor uns liegenden Bändchen eben ſo wenig verſagt werden wird.

Wir enthalten uns der Anführung neuer Beweisſtellen für des Verfaſſers Talent, nicht nur wegen der ſchon früher dem Publikum vorgelegten Proben, ſondern auch weil dieſe Sammlung ſelbſt, wenn wir uns nicht irren, eine Auswahl aus einem großen Ueberfluße iſt, der einem ſo reichen und gewiß mit ungewöhnlicher Leichtigkeit begabten Talente eigen ſein muß, aber den der Dichter mit Strenge und Sicherheit des Geſchmackes zu ſichten wußte, ſo daß aus ſeiner *Auswahl* noch eine *Wahl* zu treffen, aus einem ſolchen Kranze einen Strauß zu binden und ſich einer Vorliebe hinzugeben, nicht leicht ſein dürfte. Der Eindruck, den obige Gedichte auf Referenten gemacht, iſt ſo tief, daß dieſe Zeilen mehr für einen Nachklang gehabter Empfindungen, als für einen kritiſirenden Aufſatz gelten müſſen.

Es mag bei wenigen der neuern Dichter ſo ſehr der Fall ſein, wie hier, daß jede Strophe die gediegenſte Durcharbeitung, den ganzen Menſchen, das ganze Gemüth enthält und beurkundet, gleichwie der Kryſtall in dem kleinſten Stückchen immer daſſelbe reiche Farbenſpiel ſchimmert. Dieſe Originalität und Unmittelbarkeit iſt es, wodurch ſich der Dichter alle Herzen erobert.

Hier iſt keine Tendenz, welche die Poeſie veraltet, keine mühſeligknappe Gedankenüberkleidung, worunter das Leben erſtickt, es iſt das eigentlichſte urkräftige Sein, die rechte Einheit von Weſen und Form, voll Wahrheit der Gefühle und in ungekünſtelter Freiheit der Sprache.

Was J. Paul von Herder ſagte — daß er ſelbſt ein Gedicht ſei — ſollte in gewiſſem Maße von jedem Dichter gelten können, wenn die harmoniſche Ausbildung und Durchdringung der edelſten Seelenkräfte wenigſtens ſchon ein inneres poetiſches Leben aufbauen. Und wirklich ſind Frankl's Gedichte ſchöne Offenbarungen einer ſolchen harmoniſchen Welt, welche in ſich alle höheren Beziehungen und Sympathien des Lebens aufgenommen und als klar gefühltes Dichterleben wiedergeben, rein und klangvoll in der Form, neu und friſch an Gedanken, kühn und treffend in Bildern und Szenerie, kindlich in der Liebe und männlich in Schmerz und Zorn.

Um eine ehrenvolle Stellung in der deutſchen Litteratur zu behaupten, würden dieſe Gaben ſchon hinreichen; durch ihren Gehalt aber berechtigen ſie uns zu der Hoffnung, daß der Verfaſſer des „Columbus" in wiederholten epiſchen oder dramatiſchen Leiſtungen die Allſeitigkeit ſeines Talentes darlegen werde. — Daß ihm eine unverſiegbare Ader zu Gebote ſteht, beweiſen die ſieben Abtheilungen ſeines Buches; ſie ſind die ſieben Farbenſtrahlen des Prisma, ausſtrömend aus der einzigen Lichtquelle: Poeſie.

An den, wie wir vernehmen, noch jugendlichen Dichter richten wir gern als aufrichtige, für ihn ſchon zum Theil erfüllte Wünſche, die herrlichen Zeilen Göthe's, die Alles umfaſſen, was man einem jungen Sänger erflehen und gönnen kann:

„Scharfer Blick, die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Menſchendrang,
Liebeshuld der beſten Frauen
Und ein *eigenſter* Geſang."

Maltz.

---

5) Gedichte von Joſeph Holzer. Wien in Commiſſion bei Tendler und Schaefer. 1840.

Dieſe Gedichte ſind inwiefern originell, als ſie nicht der gegenwärtigen Zeit angehören. Der Verfaſſer glaubt noch an die Mythologie, an Flora und Amor z. B.

„Da ſandte Flora der Geſpielen
Die ſchönſte zu dem Maler hin,
Und ferne ſah man Amor zielen
Nach Künſtler und der Künſtlerin."
(Blumenweihe S. 6.)

Wie erinnert nicht an den trefflichen Weiße das Gedicht: „Die Verlobten als Dichter," welches anhebt:

„Schalk Amor kam einſt an die Stelle
Im Wald, wo an der Silberquelle
Diana mit der Nymphen Schaar
Im Frauenrath begriffen war."

Wird man da nicht an den Ton jenes Gedichts aus der goldnen Zopfperiode gemahnt, welches anfängt:

„Dem alten Freiherrn von Chryſant
Wagt Amor einen Streich zu ſpielen."

Wie junge Schönen vor unvortheilhaften Anzügen, ſo müſſen ſich junge Dichter unſerer Tage vor mythologiſchen Stoffen und Vergleichungen hüten, wenn ſie nicht auf der Stelle um vierzig Jahre älter ausſehen wollen, denn Mythologie und ein dreieckiger Hut ſind jetzt ſynonim. Mit ihrer ganzen genialen Gewalt und Glut hielten Göthe und Schiller die Götterlehre noch feſt — nun aber liegt ſie im Schutt oder noch ſchlimmer in den Rumpelkammern.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir Eins prophezeien:

In nicht mehr als zwanzig Jahren wird jeder Vergleich aus der deutſchen Poeſie verbannt ſein, ſo gut wie jetzt die griechiſche Mythe. Was wird dann wohl den Dichtern bleiben?

Aber gehen wir Herrn Holzer nach.

Die *Lieder der Liebe* ſind nicht Geſänge der Leidenſchaft. Ihr Gepräge iſt Gutmüthigkeit, reiner unverdorbener Sinn, nicht Manichfaltigkeit der Stimmungen, die Göthe mit ſeinem unnachahmlichen „freudvoll und leidvoll" bezeichnet hat. Es ſind alles Gedichte an eine ſeit Jahren ihm beſtimmte und verlobte Braut, mit der der Dichter aufgewachſen zu ſein ſcheint. Viele Stellen ſind ſogar nüchtern, wie aus dem Eheſtand, z. B.

„Aus der Liebe Wonneleben,
Manches Guten Keim entblüht."

— — — — —

„Selbſt der Liebe höchſte Pein
Kann nicht ohne Wonne ſein." (S. 8.)

— — — — —

„Drum will ich in's Aug' dir ſchauen,
Aus der Seele leſen dir,
Will mein Glück auf dich nur bauen,
Du gehörſt nun ewig mir." (S. 10.)

— — — — —

„Die Liebe hebt uns himmelwärts,
Trägt uns in höhere Sphären,
Beſiegen ſelbſt der Krieger Herz
Weiß Amor uns zu lehren." (S. 15;

Welche Paraphraſen von „Himmelhoch jauchzen!" Tiefer unten auf derſelben Seite:

„Die Liebe iſt's und nicht das *Muß*,
Die Schritt und Tanz beflügelt."

Dafür auch wieder erfreuliche Stellen, wie die folgenden Zeilen über den Lenz:

„Flora ſchuf ihm Blumenketten,
Weiche Blüthen ſich zu betten,
Waffen ihm der Roſenſtrauch." (S. 6)

Und die ſchönen Worte:

„Läg' das Vaterland in Ketten,
Träf' es Feindes harter Schlag,
Kann der Muth es wieder retten,
Der in Liebesketten lag." (S. 6)

Die *Naturbilder* hegen weniger eigentliches Lenzgefühl, als moraliſchen Sinn; man kann in Naturſchilderungen, wie wohl nirgends, vom Dichter *Neuheit* fodern, aber Jugend und ein Knoſpen der Empfindungen, wie in Hölty und Salis. Hier iſt zuviel Betrachtung und Belehrung im Freien. Dazu kommen falſche Reime: „Liederſchall und Thal" (S. 30; und die überlebten Figuren „Amor und Flora."

„Amor lacht im Liebeshain,
Ladet zu Floren ſich ein." (S. 30)

In der *Winterphantaſie* leſen wir:

„Meiſen picken aus den Rinden
Mühſam Futter, und mit Noth
Können Nahrung ſie dort finden,
Deren Mangel ſie bedroht.
Was noch in der Rinde Spalten
Noch die Hacke übrig läßt.
Iſt, o ſieh der Schöpfung Walten,
Noch der Meiſen Nahrungsreſt."

Wieviel lieber läſen wir hier Bechſteins Geſchichte der Stubenvögel!

Nach dieſen Strophen ſind die beiden Gedichte: *Auf der Reiſe* (S. 43) *Auf den Bergen* (S. 55) unerwartet ſchön.

Gern ſchreiben wir aus der Alpenphantaſie die Strophe ab:

„Hoch am Felſen, wo die Wehmuth
In die Thalſchlucht Thränen weint,
Wo der Gletſcher ſtimmt zur Demuth,
Wo die Welt uns Karte ſcheint."

und ſo liegen denn ſechzig Seiten hinter uns, wo wir, was lobenswerth war, gelobt zu haben glauben.

Das Gedicht „*Mailied*" erinnert zu ſeinem Nachtheil an die *Frühlingsbilder* Matthiſſons und beobachtet ein gleiches Sylbenmaaß. Jenes war ein Jugendgedicht des magiſchen Sängers, das er aus übertriebener Strenge erſt ſpät ſeiner Sammlung letzter Hand (S. 80) beigeſellte.

Die *Erinnerungen an Kärnthen* wimmeln von Stellen, wie dieſe:

„Wo Verſtand und Elemente
Seinem Sclaven zugeſellt
Und Maſchinenkunſt und Rente
Sich auf höchſten Gipfel ſtellt. (S. 64 od. 66)
Bei dem letzten Glockentone
Bricht die Freude wieder los,
Pöller donnern Gottes Sohne,
Alles jubelt: Gott iſt groß!"

auch Härten ſind häufig, wie (S. 72)

„Wähn' mich ſteh'n vor Plutos Haus."

Schilderungen, wie folgende, (S. 77) ſind auch nicht ſelten:

„Doch rauſcht die Möll' noch fort und fort
Mit ſiegbekränzten *Schwingen*."

Mythologiſche Vergleiche ſind in Gegenden, wo die Mythologie nie Landesreligion war, immer unerträglich geweſen z. B. im *Kampfe am Großglockner*: (S. 81)

„Doch der Rieſe, nur am Fuße,
Wie Achill verwundbar iſt."

Wir können aus dieſer Abtheilung kein Gedicht anführen, das uns befriedigt hätte.

Ebenſo geht es mit den *elegiſchen*; hier finden wir die meiſten Gemeinplätze z. B. (S. 99).

„Geduld nur kann Leiden verkürzen,
Die uns mit dem Ewigen eint."

Nur die Geduld — nicht der Glaube? —

Was wird die *Nachtigall* (S. 101) zu dem Reime ſagen:

„Weil deine Kehle *ſchlägt*,
Wenn dich die Liebe *weckt*."

Das Gelungenſte mag die *verſchleierte Natur* ſein (S. 111).

„Grauer Nebel deckt die Berge,
Grauer Nebel liegt im Thal,
Eingehüllt im Silberſarge
Liegt der weite Himmelſaal u. ſ. w."

Nur welch ein Schluß!

„Daß Verſtandes Aug' erblinde,
Iſt der Menſch nicht hingeſtellt.“

Die erzählenden Gedichte erregten bei uns die mindeſten Erwartungen, und wir täuſchten uns nicht, es fehlt ihnen an kräftigen Zügen und an einem Inhalt, trotz ihrer Breite. Der Ton iſt meiſtens, wie folgt:

„Und weil auch ſchön der Tauber war,
Gefiel er auch den Tauben,
Er durfte bei der Taubenſchaar
Sich manchen Scherz erlauben.“

In den launigen epigrammatiſchen Gedichten, deren Ton freilich nicht lyriſch ſein muß, ſind doch Verſe, wie die folgenden gar zu proſaiſch.

„Sie machte dieſe Denkungsart
Zum Grundſatz ihres Lebens.“ (S. 147)

Wir können mit dem beſten Willen auch an den folgenden Erzählungen nichts rühmen. Hübſche Kleinigkeiten ſind: Zweifelſucht (S. 179) Das ſcheinbare Lied (S. 187). Der Reimer (S. 189). Der Tabackraucher (S. 196). Romeo (S. 201). Die Eiſenbahnen (S. 204), und wahrhaft ſchön das Wort an die franzöſiſche Propaganda (S. 206).

„Auf der Freiheit grünen Matten
Ruhen gerne wir, wie du.
Doch genießen's unter'm Schatten
Einer Eiche ſchon in Ruh.“

Unter den vermiſchten Gedichten ſind viele voll Schwung, zumal die Magyaren (S. 213). Venedig (S. 217), erhält neben manchem beſſern Lobe auch das wegweiſeriſche:

„Deiner Galerien Schätze
Sind deiner Weisheit Zeugekraft.“

Das Matroſenlied (S. 219) tanzt ſchon auf den Wellen.

Ein wirkliches Gedicht, das beſte, welches der Dichter nach unſerer Meinung geſungen, iſt das Lerchenſchießen (S. 222):

„Sieht die Lerche ſich im Spiegel,
Schwebt das Lied ſchon in Gefahr,
Ach, ſchon lähmt der Schuß die Flügel,
Weil ſie ſingend eitel war.

Manchen Dichters Liederſchwinge
Hat die Eitelkeit gelähmt,
Daß das Lied zum Herzen dringe,
Singe Jeder zart verſchämt.“

Auch der Baum der Erkenntniß (S. 235) iſt in einem guten Augenblick entſtanden.

Ein ganz verunglücktes Sonett (S. 234) ſteht leider neben dieſem Baum — hier reimen gewollt und hohlt und die dreizehnte Zeile ermangelt zweier Sylben.

Cuique ſuum (S. 243). Unterſchied (S. 244), thun für dieſes Sonett Abbitte — da aber kommt der Reiter (S. 245) und

„Sprengt ſein Roß im Carrier!“

Die Gartenkunſt (S. 246) bietet keine poetiſchen Blumen.

Das Lob der Entomologie (S. 250) bringt uns Verſe, die echten Handelsgeiſt athmen:

„Wenn wir uns in Seide hüllen,
Die die Seidenraupe ſpinnt,
Sich Lyoner Börſen füllen,
Die der Handel dort gewinnt.“

Später pharmaceutiſch:

„Furchtbar, gleich den Eumeniden,
Heult am Krückenſtab die Gicht,
Deren Macht der Canthariden
Mittel oft allein nur bricht.

Das Geſchlecht der Coccinellen
Liefert den erwünſchten Saft,
Der, wenn uns die Zähne quälen,
Schmerzenslinderung verſchafft.

Kerfenlob noch einmal ſchalle,
Singcicade töne d'rein,
In des Schöpfers Lob auch falle
Der Verſtänd'gen Jubel ein.“

Wehe ſelbſt dem Schulmeiſter, der ſo dichtet und Jünger bildet!

Dieſes ſind die letzten Töne von Herrn Holzers Leyer, und unſere letzte Citation aus ſeiner Sammlung werden wir dem Gedichte: der Sammler auf dem Helicon (S. 251) entlehnen:

„Ein Sträußchen, wär' es noch ſo klein,
Kann man zu Markte bringen,
Nur ſei von Unkraut frei und rein
Es ganz vor allen Dingen.“ —

Dieſes Unkraut iſt mehr Spreu als Pflanzenwucher; wir können daher dem Dichter, dem wir keineswegs zum Verſtummen rathen, nicht Strenge genug empfehlen. z.

⁂

Denk- und Meldetafel.

In einer der letzten Nummern des „Bulletin scientifique,“ herausgegeben von der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften, ſchreibt man, daß der Profeſſor Jakobi derſelben ein Memoire überreicht hat unter dem Titel: Ein Paar neue Experimente der Galvano-Plaſtik, angeſtellt von Sr. Kaiſerl. Hoheit dem Herzog von Leuchtenberg. Die Akademie ließ von den Akademikern Kupfer, Lenz und Barrot Verſuche hierüber vornehmen, die über dies Erzeugniß des hohen Verfaſſers das günſtigſte Urtheil hervorriefen.

Der Profeſſor der Malerei in Petersburg, Laturnaire, hat ein großes Bild vollendet, darſtellend die Feier der Enthüllung der Alexanderſäule. Dieſes Bild, welches an ein in den Annalen Rußlands unvergeßliches Ereigniß erinnert, iſt noch merkwürdig dadurch, daß es die Porträts der Kaiſerlichen Familie und vieler Privatleute enthält. — Unter den Gemälden, die Laturnaire jetzt ausführt, ſtellt das eine die Plenarverſammlung der Petersburger Akademie der Künſte dar, worin die größten Künſtler Rußlands ſehr geiſtreich abgebildet ſind.

Bei demſelben Verleger erſchienen folgende intereſſante Schriften:

Das Königreich Bayern,

togographiſch-ſtatiſtiſch in lexikographiſcher und tabellariſcher Form.

Von **M. Siebert.**

gr. 8°. vollſtändig in einem Band.

Preis broſchirt fl. 4. — in Ruck u. Eck dauerhaft gebunden fl. 4. 24 kr.
in engliſche Leinwand elegant fl. 4. 48 kr.

Dieſes Lexicon enthält:

eine kurze Geographie des Königreichs als Einleitung, und führt, alphabetiſch nach den acht Regierungs-Bezirken geordnet, alle Städte, Märkte, Pfarrdörfer, Kirchdörfer, Kirchorte, Dörfer mit 120 Einwohnern oder was ſich dieſer Zahl nähert, auf. Es nennt ferner ausnahmsweiſe auch die Dörfer unter der genannten Einwohnerzahl, die Weiler und ſelbſt Einöden, wenn ſie irgend topographiſch, commerziell, induſtriell oder hiſtoriſch bemerkenswerth ſind.

Zur Erreichung der möglichſten Raumerſparniß, ſo wie der klarſten Ueberſicht wählte man die tabellariſche Form, ſo daß in 5 Feldern, auf einer durchlaufenden Zeile, 1) der Name des Ortes und deſſen Eigenſchaft, 2) der Gerichtsbezirk, in welchem es liegt, 3) die Anzahl der Häuſer, 4) die Einwohnerzahl und 5) die übrigen ſtatiſtiſch-topographiſchen, adminiſtrativ-commerciellen Notizen ſich dem Auge des Leſers geordnet und abgeſchloſſen darſtellen.

In der letztgenannten Rubrik findet man namentlich: alle königl. Civil- und Militärſtellen, die Pfarreien, Decanate und Dioceſen, oder Conſiſtorien mit Bezeichnung der Confeſſion, die Magiſtrate, Herrſchafts- und Patrimonialgerichte, und Patrimonial-Aemter; ferner die Zahl der Kirchen, Klöſter und Kapellen, Synagogen, Mineralquellen und Heilbäder, Brücken, Schlöſſer, Jahr- und Viehmärkte, Mühlen, Berg- u. Hüttenwerke, Eiſen- und Kupferhämmer, bedeutende Fabriken, Schifffahrt, Schiffbau und Flößerei, ſo wie alles, was auf Handel, Gewerbe, Induſtrie und Erziehung größern Einfluß übt; die Bezeichnungen jener Gegenden, die ſich durch Fruchtbarkeit an Feld- und Gartenfrüchten, durch Wein- und Hopfenbau und durch Vervollkommnung der Pferde- und Viehzucht auszeichnen; endlich einige wenige hiſtoriſche Notizen, die der Verfaſſer am geeignetſten zur Erinnerung an die Größe unſeres erlauchten Königshauſes und bayeriſcher Tapferkeit hielt. —

Die beſten Materialien und ſelbſt amtliche Hülfsquellen wurden bei der Bearbeitung dieſes Werkes aufs Sorgfältigſte benutzt.

Special-Kärtchen

für

Eiſenbahn-Reiſende,

zugleich als

Reiſe-Kärtchen

für die Gegend
zwiſchen
München und **Augsburg, Freyſing**
und **Landsberg, Aichach** und
Starenberg.

Ein ſauber lithogr. Blatt mit alphab. Verzeichniß der darauf enthaltenen vorzüglichen Orte und ihrer Merkwürdigkeiten.

In Etui Preis 24 kr.

Beſchreibung

der

Ludwigs-Kirche

in München

und
der in ihr enthaltenen

Fresko-Malereien.

Ein Wegweiſer zu näherem Verſtändniß
für
Einheimiſche und Fremde.

Mit 1 Stahlſtich.

12. broch. in Umſchlag. Preis 24 kr.

Anzeige.

Beſtellungen auf den **fünften Jahrgang (1841)** der weitverbreiteten Prager Zeitſchrift

Ost und West

bittet man durch Hrn. **Fr. Hofmeiſter** in **Leipzig** zu machen.

Man pränumerirt ganzjährig mit 4 Thlr. 16 gr. (20 Sgr.), halbjährig mit 2 Thlr. 8 gr. (10 Sgr.) — Im Jahre 1841 werden zu dieſer Zeitſchrift regelmäßige Beilagen unter dem Titel: **Prag** gegeben, welche Kunſt, Induſtrie und ſoziales Leben in Prag und Böhmen beſprechen. Wer dieſe Beilagen (52 Bogen jährlich) mit Oſt und Weſt zu erhalten wünſcht, zahlt ganzjährig noch 1 Thlr. 2 Sgr. Abgeſondert koſten dieſe Beilagen 1 Thlr. 20 Sgr. Das Prager Poſtamt liefert „Oſt und Weſt“ **ſammt den Beilagen halbjährig** um 1 fl. 18 kr. C. M. oder 2 Thlr. 26 Sgr. unter Couvert bis zur öſterreichiſchen Gränze.

Inhalt:

Seite
Ober=Ammergau im Sommer 1840. Von P. G....g. 357
Antiope, eine Tragödie in fünf Akten, von Fr. Thierſch. 363
Der Kopiſt und der Doppelgänger. Von A. von Moltitz. 371
Spaniſche Sprichwörter. 377

Lyriſche Halle.

Die Eroberung von St. Jean d' Acre am 4. November 1840. Von Benno Phiſemar. 379
Keine Fabel. Von J. P. Kaltenbaeck. 379
Drei Romanzen. Von Adelheid von Stolterfoth. 380

Chroniſtiſches.

Litteratur= und Bücherſchau.

1) Lebensgeſchichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué, aufgezeichnet durch ihn ſelbſt. Halle C. A. Schwetſchke und Sohn 1840. 381
2) Cordelia. Von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. 2 Bde. Leipzig bei Brockhaus 384
3) Verzierung der Manuſcripte, (Peintures et ornemens des manuscrits), von A. Grafen von Baſtard. Paris 1840. 385
4) Gedichte von Ludwig Auguſt Frankl. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1840. . 386
5) Gedichte von Joſeph Holzer. Wien in Commiſſion bei Tendler und Schäfer. 1840. 386
Denk= und Meldetafel. 388

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fest-

und

Gelegenheits-Reime

von

Franz v. Elsholtz.

München, bei Leonhard Henzel, 1848.

Vorwort.

Bei dem Erscheinen seiner im Jahr 1834 bekannt gemachten Gedicht - Sammlung *), welcher eine gewisse Zahl ähnlicher Reimereien, wie die gegenwärtig hier an's Licht tretenden, mit einverleibt war, ist der Verfasser von einer geistvollen und wohlgeschriebenen Kritik „der Göthe der Gelegenheitsdichter“ genannt und dieser Ausspruch, selbst wenn er ironisch gemeint war, als ein grosses Lob unbedenklich von ihm angenommen worden, da in der Sphäre, wohin die, zu Hochzeiten, Kindtaufen, Geburts- und Namenstagen auf Bestellung gemachten Gedichte und deren Verfertiger pflegen gesetzt zu werden, also der niedrigsten in der Poesie, — da auch in dieser Sphäre ein Göthe, das heisst: unter den Mitwerbern der Erste zu sein, genug des Schmeichelhaften enthält, um den Verfasser in seinen beschränkten Ansprüchen ganz zufrieden zu stellen.

Inzwischen wird es nicht überflüssig sein, hier ausdrücklich zu wiederholen, dass diese Ansprüche auf nichts so wenig, als auf eine Stellung in der deutschen Lyrik

---

*) Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 8.

gerichtet sind, welche so überreich vertreten und daher geringern Talenten so wenig mehr zugänglich erscheint, dass der Verfasser bei Weitem es vorzieht, sein eignes, von unsern Dichtern wenig bebauetes, kleines Feld zu bestellen, — das Feld der Gelegenheitspoesie im bescheidensten Sinn, einer Poesie der Einfälle, („Pointes," wie die Franzosen sagen,) einer Haus- und Familien-Poesie, womit denen wenigstens, an welche sie namentlich gerichtet ist, sicher kein Missfallen geschieht, wenn auch sonst ein besonderer Werth darauf nicht sollte gelegt werden.

Insofern jedoch die gegenwärtigen Blätter auch vor ein grösseres, vielleicht minder nachsichtiges Publikum, wie das gedachte, zu treten veranlasst sind, möge dem Verfasser, zu Rechtfertigung solches Wagstücks, auf die gegenüberstehenden Worte Göthes hinzuweisen und solche sich anzueignen gestattet sein, welche von ihm als Richtmaass und Kompass bei seinen geringen, poetischen Bauereien so ganz und ausschliesslich pflegen benutzt zu werden, dass er nie anders als gelegentlich, bei gewissen äussern oder innern Anlässen, nie anders als wenn ihm etwas einfiel, Verse gemacht oder machen können, nicht also Schönheit, Tugend, Grossmuth, Wohlthätigkeit, an und für sich und als Abstraktionen, zu besingen wusste, sondern nur, wenn sie in irgend eine greifbare, durch Ohr oder Auge vermittelte Beziehung zu ihm selbst traten, wovon denn auch die meisten der nachfolgenden Strophen den unzweifelhaften Beweis nicht werden vermissen lassen.

München am Neujahrsmorgen 1848.

Fest- und Gelegenheits-Reime.

„Jedes Gedicht soll ein Gelegenheits-Gedicht sein!“
GOETHE.

Rom's Tribut.

Zur Vermählung **FRIEDRICH WILHELMS**, Kronprinzen von Preussen, mit **ELISABETH**, Prinzessin von Bayern, als Begleitung eines, von den Künstlern beider Nationen dem hohen Paare bestimmten, römischen Albums.

Als himmelwärts von Preussens Königs - Throne
Zu einem höhern Thron die Liebe stieg,
Und ob dem goldnen Schmuck der Erden - Krone
Der lichter'n Himmelskrone ward der Sieg,
Da fühlten wir, wie nun so fern sie wohne,
Und trauerten, dass ihre Stimme schwieg:
Doch Glaub' und Hoffnung, die zurück geblieben,
Verlieh'n wie Trost, so Kraft dem eignen Lieben.

Und sieh, — ihr Walten hat uns nicht betrogen!
Von dem verklärten Schutzgeist hergesandt,
Kommt Liebe neu verjüngt herangezogen,
An ihres Sohnes, ihres Erben Hand.
Zwei Völker fasst die Fluth der Freuden - Wogen,
Zwei Völker knüpfen mit das heil'ge Band,
Die am Altar, im Zeugen - Rund erscheinen,
Wo Liebe, Glaub' und Hoffnung neu sich einen.

Denn alle, ob Euch nah, ob fern sie wohnen,
Ihr Herrlichen, sie glauben fest an Euch;
Euch lieben ist die Lust von Millionen,
Doch auf Euch hoffen seht Ihr sie zugleich.
O! nicht bedarf's des Glanzes zweier Kronen,
Euch unterthan zu sehn der Herzen Reich;
Denn jedes ist dem Wink der Herrschaft offen,
Die sich auf Liebe stützt und gläub'ges Hoffen.

Auch unsre Herzen sind's, der schwachen, Fernen:
Ja wie in Lieb' und Hoffnung wir vereint,
Das mögt Ihr aus der armen Gabe lernen,
Die schüchtern hier vor Eurem Blick erscheint.
Denn hob auch Phantasie sich zu den Sternen,
Die schwache Hand, des mächt'gen Wollens Feind,
Vermochte nicht der kühnen nachzudringen,
Bei der allein nur wohnet das Gelingen!

Und doch hat hier ein Wunder sich begeben!
Die stolze Roma, die man fremdes Gut
Bisher durch alle Zeiten sah erheben,
Die Herrscherin, — sie sendet heut Tribut,
Und möcht' ihn gern mit lautem Prunk umweben,
So wie mit stummer Liebe sie es thut.
Wer hat ihr gleiche Gabe je entrungen? —
Nur Euch ist solches Wunderwerk gelungen!

Und bleiben will sie auch in Euren Pflichten,
Euch offen halten ihres Reichthums Schacht:
Durch ihn sich eine Tochterstadt errichten, —
Ein jugendliches Rom gen Mitternacht:
Dass in den fernsten Büchern und Geschichten
Verkündet werde, wer solch Werk vollbracht,
Und fest gegründet steh' im Zeit – Getriebe
Des Glaubens Werk, der Hoffnung und der Liebe!

Preussens drei Worte.

Festrede zum Geburtstage FRIEDRICH WILHELMS III. gehalten auf dem Königl. Opern - Theater zu Berlin, am 3. August 1834.

Es quillt ein Born aus tiefem Grunde. —
Uns allen ist der Ort bewusst. —
Aus dem ein ganzes Volk im Bunde
Sich Segen schöpft und Kraft und Lust:
Und nimmer ist der Born zu leeren.
Je mehr man schöpft, je mehr er schwillt.
Denn alle, die nur sein begehren,
Sie fühlen ihren Durst gestillt.

Es steht ein Fels im weiten Lande. –
Wir haben oft den Fels geschaut,
An dessen Fuss, auf dessen Rande
Der Mann die sich're Hütte baut.
Der Fels steht fest und unerschüttert,
Ob alles um ihn her zerbricht.
Ob rings im Sturm die Welt erzittert,
Der feste Felsen wanket nicht!

Und eine Eiche steht erhoben
Im Forst ob aller Bäume Haupt,
Von Winterfrost und Wetterstoben
Nie ihres Blätterschmucks beraubt.
Und Schutz von ihrem sichern Dache
Wird Jeglichem, ob arm, ob reich:
Hier gilt der Starke, wie der Schwache,
Der Hohe und der Niedre gleich!

Drum preiset und bewundert heute,
Mit tausendfach erhöhter Macht,
Wer ihrer Wohlthat je sich freute,
Den Born, den Fels, der Eiche Pracht;
Und fühlt, dass nichts dem Höchsten gleiche,
Dem sie als Eigenthum geweiht:
Denn wisset: Born und Fels und Eiche
Sind — Liebe, Muth, Gerechtigkeit!

Drum nahe, Schicksal, droht, ihr Leiden!
Mit solchem Waffenglanz geschmückt,
Erscheint kein Volk uns zu beneiden,
Kein Volk uns mehr, wie wir, beglückt.
Denn welches Volk hat bessre Proben
Vom Klang in seines Herrschers Brust? —
Doch stille! nicht dass wir Ihn loben,
Dass wir Ihn lieben ist Ihm Lust!!

Preussens drei Tage.

Geburtstags-Huldigung an den Kronprinzen, jetzigen König FRIEDRICH WILHELM IV.

An den Sternen aufgehangen, wog des mächt'gen Schicksals Wage
Dir, du edles Volk der Preussen, drei verhängnissvolle Tage,
Tage, wo, wann sie erscheinen, oder sie die Zunge nennet,
Aller Preussen Herz in Wehmuth und zugleich in Lust entbrennet;
Tage, die mit tausendfachen, dunkelhellen, schmerzlich-süssen, —
Doch mit Hoch-Gefühlen immer nun alljährlich wir begrüssen,
Deren heil'ges Angedenken keine Zeit uns kann entreissen,
Und die wir, mit Recht und Wahrheit, unsre Ehren-Tryas heissen,
Ja wovon, so lang' im Busen noch ein preussisch Herz wird schlagen,
Stets auf Kind und Kindeskinder fort sich wird die Kunde tragen.
Vierzehn, Fünfzehn, Sechszehn heissen die bedeutungsvollen Zahlen,
Die des Vaterlands Geschichten und Geschicke treu uns malen.

Denn am vierzehnten des Weinmonds sank, auf Auerstädts Gefilden,
Preussens Adler, und es kehrten heim die Krieger auf den Schilden:
Aber, sich ermannend, schwang er, doppelt glänzend von Gefieder,
Schon am sechszehnten, auf Leipzigs Flur, sich zu den Sternen wieder.
Also zeigt des Vaterlandes tiefstes Weh und höchste Wonne
Sich den Blicken seiner Kinder nur getrennt durch eine Sonne,
Durch die Sonne dieses Tages, den wir feiern mit Entzücken,
Als ein Pfand des Glücks, das keine Macht uns jemals kann entrücken, —
Dieses heut'gen Tags, wo Du, zum Boten neuen Glücks erkoren,
Du, des hohen Königsthrones blüh'nder Erbe, bist geboren,
Du, mit Herz und That und Wort, der Hohenzollern ächter Sprosse,
Friedrichs-Enkel und, gleich Ihm, der Musen Schützer und Genosse,
Friedrichs Sohn, aus dessen Zügen, in erneuet blüh'nder Jugend,
Hell uns strahlt des Vaters Antlitz, heller noch des Vaters Tugend!

Die Rettungs - Medaille.

An FRIEDRICH WILHELM IV, König von Preussen, bei der Nachricht von Verleihung des genannten Ehrenzeichens an den fürstlichen Lebensretter, Prinzen FRIEDRICH CARL.

Vom Rhein her, — horch! ertönt ein Angstgeschrei,
„Zur Hülfe“ ruft's und auf den dunklen Wogen,
Vom Sturm gepeitscht, wird, an dem Strand vorbei,
Ein kraftlos Ringender mit fortgezogen.

Zum Himmel stiert das Aug' und krampfhaft streckt
Sich, aus der Fluth, des Armes ganze Länge
Nach Rettung hin zum Ufer, wo erschreckt
Und thatlos steht der Gaffer dumpfe Menge.

Da tritt ein Jüngling vor mit raschem Fuss,
Und hört den Ruf und sieht's im Strom sich regen,
Wirft ab sein Kleid und stürzt sich in den Fluss,
Und theilt den Wasserschwall mit kräft'gen Schlägen.

Schon ist der Ort erreicht, — er taucht hinab. —
Und ihn, wie Jenen, deckt des Abgrunds Siegel:
Doch jetzt, entringend sich dem nassen Grab,
Auf's Neue schwebt er über'm Wasserspiegel.

Mit einer rudernd, zieht die and're Faust,
Am Haar gefasst, sich nach den blassen Schwimmer,
Der, halb erwacht, von weissem Schaum umbraust,
Mit starrem Auge grüsst des Tages Schimmer.

Doch sieh! sie nah'n, — das Ufer ist erreicht;
Da erst erkennt das Volk den edlen Retter:
Des Königs Neffe seinem Blick sich zeigt,
Und Jubelruf ertönt wie Sturm-Geschmetter!

Bescheiden grüsst der Jüngling und enteilt,
Von Dank und Segensruf aus jedem Munde
Weithin begleitet, während unverweilt
Zum Ohr des Herrschers dringt die seltne Kunde.

Doch Jeder sinnt und fragt sich: welchen Lohn
Für solche That von Diesem mög' empfangen
Der Jüngling, Ihm so nah, so nah dem Thron,
So werth im höchsten Ordenschmuck zu prangen!

Der König aber, wägend Lohn und That
Dem Armen und dem Niedren, gleich dem Reichen
Und Mächtigen, verleiht, nach weisem Rath,
Dem Retter — das verdiente Rettungszeichen:

Das runde Silberstück am schlichten Band,
Wie an der ärmsten Brust es sich mag zeigen,
So schön, weil kühner Tod-Verachtung Pfand,
So gross, weil keiner Fürstenbrust noch eigen.

Doch Dir, mein König, der so gross, so schön,
So würdig würd'ge That weiss zu vergelten,
Du Fürst, der Mensch blieb auf der Menschheit Höh'n,
Wohin Geburt und Schicksalsruf Dich stellten:

Mit scharfem Blick das Dunkelste durchdringst,
Mit edlem Wort des Zwiespalts Zunge bindest,
Mit zarter Hand dem Leiden Lindrung bringst,
Mit starker hältst an dem, was recht Du findest,

Ja Dir, o Herr, wird jedes Preussen Brust,
Bei jener Mähr', in stolzer Freude schlagen,
Und lange mögest Du, zu Ruhm und Lust
Dir Selbst und uns, die Herrscherkrone tragen!!

Deux anniversaires.

A *Guillaume, frère aîné* de l'Auteur, vaillant Soldat en 1815 et bon père de famille en 1830.

(Air: Vive Henry quatre.)

Tempora mutantur, et nos - - -

I

Chantons Guillaume,
C'est un garçon charmant.
De ce royaume
Très noble Lieutenant!
Oui, pour sa fête,
Qu'on célèbre en ce jour,
Qu'à rire on s'apprête
Et chanter tour à tour!

S'il faut en croire,
Ce qu'en dit le renom,
Aimant à boire
Sans perdre son aplomb,
Jamais en poche
Ce chevalier brillant
Sans peur, ni reproche,
Ne garde un Sou vaillant!

Chantons Guillaume.
Amant comme guerrier.
De ce royaume
Il est le bouclier:
Bon fils, bon frère,
L'idole des soldats,
Qui sait vaincre et plaire
Sans beaucoup d'embarras!

Dans la famille
De ce houlan fameux
Que le nom brille
D'un éclat radieux:
Humble poëte
Son frère en ses couplets
Chantera sa fête
Sa gloire et ses succès!

II

Chantons Guillaume,
C'est un garçon bien doux,
Dans ce royaume
La perle des époux!
Oui, pour sa fête,
Qui nous rassemble ici,
Que chacun s'apprête,
A chasser tout souci!

S'il faut en croire,
Ce qu'en dit le renom,
Il n'aime à boire,
Que quand le vin est bon
Mais une chose
Qui va vous étonner,
C'est qu'à la nuit close
Il s'en va — se coucher.

Chantons Guillaume,
De qui le bras si fort
De ce royaume
Fut le ferme support :
Mais qui, bon père,
Après tant de combats
N'aime à vaincre et plaire,
Qu'avec peu d'embarras.

Dans sa famille
Outre son vieil éclat
Il veut que brille
L'or tout neuf du ducat!
Mais moi, poëte,
N'y parvenant jamais,
Pour seuls dons de fête
J'offre ici mes couplets!

* * *

Vorweltliches Horoskop.

An Marie und Carl *** zu ihrem Vermählungstage, mit Uebersendung eines Lavastückes vom Aetna und einer Muschel aus dem Lethe.

Dem Sprössling unterird'scher Gluten,
Des rauhen Aetna Sohn, — erscheint
Die Tochter aus des Lethe Fluthen
Vor Euren Blicken hier vereint.
Des Wandrers Hand, der sie gefunden
Und halb beschämt hier dar Euch bringt,
Hat nicht umsonst sie heut verbunden,
Wo ein so schönes Band sich schlingt.
Euch zeigen sollen sie, im Bilde,
Der Zukunft Spiegel sonnenhell,
Und, wie der Kraft gepaart die Milde,
So jedem Schmerz — den Lethe-Quell!

Dichterische Papier-Spekulation.

An LEOPOLD I, König der Belgier, als durch Dessen Verzichtleistung auf den, früher Ihm bestimmten Thron Griechenlands der Verfasser den grössten Theil seines, im Vertrauen auf diese Wahl, dem Griechischen Staats-Anlehen von 1825 einverleibten, geringen Vermögens verlor.

Im Glanz der Männerschönheit, stolz und mild,
Geschmückt mit jeder ritterlichen Tugend,
Erblickten Dich, des ächten Fürsten Bild,
Erhabner Herr, die Augen meiner Jugend.

Und schnell, als ob ein unzerreisslich Band
Umfangen mich mit unsichtbaren Ringen,
War meine Seele Dein und hell entbrannt,
Bewundrung Dir und Liebe darzubringen.

Da hab' ich denn auf Deines Glückes Schiff,
O Herr, mein eignes, kleines Glück geladen,
Wo, glaubt' ich keck, von keinem Felsenriff,
Von keinem Sturm ihm drohen könn' ein Schaden.

Ich habe Dir und Deinem Stern vertraut;
Nicht bloss für mich, o nein! für Millionen
Auf Deine Kraft und Weisheit fest gebaut,
Die unter Deiner Huth gehofft zu wohnen.

Zu lesen glaubt' ich in der Zukunft Buch
Die Wiederkehr, durch Dich, der grossen Tage,
Wo Aristides Persiens Heere schlug,
Und Solon wog mit des Gesetzes Wage.

Wo Platon lehrte, Sophokles Gesang,
Entlehnt den Göttern, lauschte der Hellene
Und Phidias den Stein zum Leben zwang,
Ein Schöpfer, gleich unsterblich nun, wie jene.

Du, glaubt' ich, brächtest jener Zeiten Glück,
Bewält'gend Trotz und Trug mit festem Damme, —
Du brächtest Freiheit, Kunst und Macht zurück
Dem alten, frischergrünten Völkerstamme.

Doch als der neuen Bildung edles Reis
Dem Stamm Du nun gedachtest einzusenken,
Da, Herr, da sahest Du des Gärtners Fleiss,
Des Bodens Macht durch fremde Macht beschränken.

Das sahst Du und — entsagtest der Gewalt,
Zu klein, Dein grosses Wollen zu begnügen,
Nicht ahnend, welchem höhern Ruf so bald
Dein Schicksal heischen würde, Dich zu fügen.

Doch ich, — was auch mich koste Dein Verzicht,
Wie Herbes mein Vertrau'n mir auferlege,
Ich, der Entsagung Opfer, klage nicht,
Dein Thun verehrend und der Vorsicht Wege.

Ja strahlt, o Herr, — nun König doch, voll Huld
Dein Aug' dem Sänger, wie in frühern Tagen,
So ist, wie sie entstand, des Schicksals Schuld, —
Entstand durch Dich, durch Dich auch abgetragen.

◆

Doppelter Bann.

An Ernestine, Freifrau von Alvensleben, als durch die verzögerte Verabfolgung eines, von ihr erkauften Pferdepaars der Verfasser an einer dringenden Reise sich gehindert sah.

Wer je in ungeduld'ger Hast
Gebarrt, wann Eil' ihn trieb,
Bedrängt von der Geschäfte Last,
Gezwungen müssig blieb,

Verzehrt von Unruh' und Verdruss,
Des Raths, der Hülfe baar,
Ja selbst erwartet, warten muss,
Wo im Verzug Gefahr, —

Nur der ermessen kann die Pein,
So mir die Brust zerreisst
Und welcher, Holde, Du allein
Ein Ziel zu setzen weisst.

Ja, bricht Dein gütig Wort nicht bald
Des Stall-Despoten Bann,
Erliegt noch stärkerer Gewalt
Der arme Pilgersmann :

Da, statt ihn jenes Bannes Kraft,
Aus Mitleid, zu entziehn,
Du selbst ihn schlägst in neue Haft,
Der nie er kann entfliehn.

Drum sei von seinem Fleh'n gerührt!
Denn minder hat's Gefahr,
Dass er ein Rossepaar entführt,
Als ihn — ein Augenpaar.

◆

Poeten-Schüssel.

Als Beitrag zu einem, im Kreise von heitern Freunden und Freundinnen veranstalteten Picknickessen, wobei der Verfasser von der übernommenen Leistung wider Willen entbunden ward.

Als, nach der mächt'gen Götter Rath,
Der hohe Plan in's Leben trat
Zu diesem edlen Gastgebot, —
Der Zungen Lust, der Magen Tod, —
Und also, nach getroffner Wahl,
Zu Wein, Kaffee und Ess-Lokal,
Zu Supp' und Fleisch, nach Tafelrecht,
Sodann zu Sauerkraut mit Hecht,
Dampfnudeln auch, wiewohl sie meist
Den Dampf dem anthun, der sie speist,
Zum Braten und Salat sogar
Der Lieferant gefunden war,
Und nur — der Kuchen noch gefehlt,
Ward vom Poeten der gewählt,
Damit er, dem Beruf getreu,
Mit etwas Süssem käm' herbei
Und besser, als durch Reim-Geschnack,
Bewiese trefflichen Geschmack!
Schon pries er laut des Himmels Gunst,
Für diesen höchsten Sieg der Kunst,

Als plötzlich, — grausam, ungefragt,
Die Lief'rung ihm wird abgesagt:
Wahrscheinlich, weil sein Back - Verstand,
Wie seine Verskunst — Zweifel fand;
Ja, was noch mehr den Muth ihm nahm,
Der Schlag sogar von Damen kam.
Doch da man, ob auch mit Verdruss,
Den Damen stets gehorchen muss,
Beschloss denn er auch, dies zu thun
Und liess das Kuchenbacken ruhn.
Inzwischen, ohne Beitrag nicht
Zum Fest zu kommen, schien ihm Pflicht:
Drum wurde, zu der Tafel Zier,
Von ihm die leere Schüssel hier,
Doch zu den andern, wohlbedacht,
Ein leerer Magen mitgebracht.

◆

Der treue Ritter.

An den edlen Spanier Don L... O......, als er, bei dem Tode Königs Ferdinand VII. auf das zu Wien innehabende diplomatische Amt, seiner politischen Meinung wegen, verzichtete.

Es war ein junger Ritter, aus der Hispanier Land,
Von seinem Herrn und König als Bote mitgesandt
Zum fernen Herrschersitze, um dort, von Mund zu Mund,
Der Völker Heil zu wahren und ihrer Kön'ge Bund.

Und allzumal der Ritter, gefolgt dem Ehrenruf,
Durch edel Thun und Wesen sich vielfach Freunde schuf;
Er fühlt im fremden Lande beglückt sich und geehrt,
Dass kaum der Heimath Sonne zu schaun er noch begehrt.

Doch plötzlich trübt die Sonne und trübt des Ritters Blick,
Wie Regenguss die Quelle, ein feindliches Geschick;
Der, dem er diente, steiget vom Thron in's kalte Grab
Und reisst erhabner Ahnen Gesetz mit sich hinab.

Da bricht ein neuer Morgen auf Spaniens Flur heran:
Doch in dem Morgen Viele das Bild der Nacht nur sahn,
Und so wie Nacht und Morgen sich ewig flieht und trennt,
So Bruder gegen Bruder in Hass und Kampf entbrennt.

Und als dem jungen Ritter die düstre Kunde naht
Und mahnt ihn, zu betreten der neuen Ordnung Pfad,
Wo vielfach Lohn und Ehren ihm winken als Gewinn,
Da wirft er Lohn und Ehren um seine Meinung hin.

Entsagt dem Glanz des Lebens, der Hoheit Sonnenlicht,
Und achtet banger Sorgen und droh'nder Zukunft nicht,
Und schliesst den Unterdrückten mit offnem Helm sich an,
Getreu der alten Satzung, ein treuer Rittersmann!

Doch sieh! was ihm verloren an äusser'm Glanz und Glück,
Das giebt der Freunde Freundschaft und Achtung ihm zurück:
Als himmlische Gesandte sie klopfen an sein Thor
Und halten auf der Strömung des Lebens ihn empor.

Ja, schliesst sich Dir auf immer der Heimath Pforte zu,
Hier findest eine neue, getreuer Ritter, Du:
Denn wie Du treu gefochten mit fester Treue Schwert,
So bist Du, treuer Ritter, des Lohn's der Treue werth.

◆

Buchstaben - Orakel.

Gruss an OTTO I. König von Griechenland, bei Dessen Ankunft zu München
im Mai des Jahres 1836.

Was läuft das Volk und füllt mit Jubelklängen
Die blaue Luft. — warum den dumpfen Schall
Der Kirchenglocken hör' ich sich vermengen
Mit donnersendender Geschütze Knall?
Warum dies Drängen, Wogen und Bewegen;
Der Kerzen Schimmer und der Feste Pracht,
Warum? — da aller Herzen freud'ges Regen
Mit einem kurzen Wort sich deutlich macht!

Dies Wort, gefügt aus wenig schlichten Zeichen,
Wie Eurem Blick sich gleich enthüllen soll,
Und dem an Wohllaut keins sich mag vergleichen. —
Dies eine Wort, des tiefsten Sinnes voll,
So kräftig mild, so fähig auszudrücken,
Was heut gewaltig jede Brust durchdringt,
Sein edler Name ist's, den das Entzücken,
Als schönsten Willkomm, dem Ersehnten bringt.

Um die Bestimmung klar zu prophezeien,
Wovon des theuren Namens Klang erzählt,
Und für Sein Loos des Trägers Haupt zu weihen,
Ward solcher Ihm vom Schicksal selbst erwählt!
Drum ruft, Ihn zu begrüssen, nur aus vollen,
Bewegten Herzen: **OTTO**! — denn Ihr könnt
Nicht dem Erhabnen bessre Huld'gung zollen,
Nicht stärk'rer Liebesruf ist Euch vergönnt!

Denn gleich entzifferten Orakeln zeigen,
Ganz wie Er selbst, sich einfach still und klar
Des Königjünglings tiefstes Seyn und Eigen
In jener Namenszeichen Doppelpaar!
Das **O** drückt Ordnung aus, von Ihm getragen
In jenes Hass- und Kampf- bewegte Land:
Und wollet nach dem Sinn des **T** Ihr fragen:
Wird Treue, — deutsche Treue Euch genannt.

Mit beider Schmuck der Heimath-Flur entzogen,
Trug beider Frucht Er auf die fremde Flur,
Beschwichtigte der Zwietracht wilde Wogen
Und pflanzet, folgend würd'ger Ahnen Spur,
Des alten Vaterlandes Glück in's neue,
Ja pflanzt, indem Er vom Empfangnen giebt,
Durch Treue Ordnung und durch Ordnung Treue,
Um beide gleich bewundert und geliebt.

Ertöne denn Sein Nam' auf allen Wegen
Dem Königssohn, den selbst die Krone schmückt,
Und der, umringt von zweier Völker Segen,
Zwei Königsherzen heut an Seines drückt.
Ja Ihr, die treu im Schooss Ihn hat getragen,
Und auch der Treue Pfand im Namen trägt, —
Theresen, nun, nach banger Trennung Tagen,
Sich in die treuen Mutterarme legt!

Amor und Psyche.

An Pauline Decker, geb. von Schaetzel, und Auguste Loehr, als durch beide der zarte Mythos in einem lebenden Bilde dargestellt ward.

In holder Jugend blüthereichem Prangen,
Von reinster Schönheit Lichtgewand umhüllet,
Wie einst mit Lust und sehnendem Verlangen
Der Traum von Euch mir Herz und Sinn erfüllet:
Wie Euch entzückt die alten Dichter sangen
Und Ihr dem Born der Sagenwelt entquillet,
So hab' ich, durch ein Wunder, das geschehen,
Leibhaftig Euch, Ihr Göttlichen, gesehen.

O Bild voll Lust, — ein heller Frühlingsgarten, —
Wie hat dein Anblick Aug' und Herz entzückt!
Der Jungfrau Wange, von geschämig zarten
Verlangens Purpur jungfräulich geschmückt,
Des Schläfers Mund, wo von der Unbewahrten
Des ersten Kusses Rose ward gepflückt,
Und den der trunkne Blick begehrt, mit süssen
Berührungen auf's Neue zu begrüssen.

Denn ob kein Tröpfchen auch, der Lamp' entsendet,
Dem Schläfer glühend auf die Schulter fiel,
Der holde Blick, von Ihr ihm zugewendet,
Erreicht nicht minder das entblösste Ziel:
Cupido's Schlummer, seht, — er ist beendet
Und ach! mit ihm das lichte Zauberspiel:
Denn wer, o Psyche, — wer wohl könnte schlafen,
Den solches Blickes Sonnenpfeile trafen.

Doch wird, du Welt der Mährchen und der Träume,
Dem Kund'gen nur enthüllt dein stilles Walten,
Nur ihm bevölkern deine weiten Räume
Sich tausendfach mit Bildern und Gestalten;
Drum, wem die Offenbarung winkt, nicht säume,
Zu folgen und sie sinnig festzuhalten;
Denn solcher Schmuck allein vermag, das Leben
Der Sphäre niedern Staubes zu entheben.

◆

Sinn der Zahlen.

In einer heitern Gesellschaft, beim Jahreswechsel 1837.

Zwölf tönt die Glocke voll und klar!
Willkommen schönes, neues Jahr,
Da eins und acht und drei und sieben,
Wie Euch bekannt ist, wird geschrieben.

In diesen Zahlen aber, wisst:
Ein tiefer Sinn verborgen ist,
Den, wenn Gehör Ihr wollt gewähren,
Mein Mund Euch gründlich soll erklären.

Die Eins, erforscht Ihr deren Sinn,
So weist sie auf den Wahlspruch hin:
Ein Gott, ein Freund und eine Liebe!
Ach, wer nur immer treu ihm bliebe!

Die Acht, — das doppelte Quadrat, —
Bedeutet Mass in Wort und That,
Wie Alles sich, was Ordnung kündet,
Auf das System des Vierecks gründet.

Wenn nun die Drei ich deuten soll,
Wie reichen Inhalts auch sie voll,
So scheint die Kunst mir doch geringe,
Denn drei — sind aller guten Dinge.

Nicht so die Sieben, die das Jahr
Regiert als Herrin ganz und gar
Und viel zu schaffen macht den Leuten,
Drum sie auch vielfach ist zu deuten.

Zunächst vermuth' ich, dass vom Glanz
Der sieben Weisen Griechenlands,
Zu Kenntniss unsrer Fehl und Sünden,
Sie einen Strahl uns soll verkünden!

Nicht minder könnte, fällt mir ein,
Die heil'ge Zahl ein Wink auch sein,
Zur innern Heil'gung uns zu kehren,
Die Manche hier noch stark entbehren.

Ja wer ermisst, ob sie als Bild
Und Antrieb nicht den Schönen gilt,
Dass sich an Männern, wie am Jahre,
Die böse Sieben offenbare.

Drum, Freunde, seid auf Eurer Hut,
Und traut, wie Er im Lustspiel thut,
Wofern Besinnung Euch geblieben,
Auch nicht — der Hässlichsten von Sieben. *)

---

*) Der Titel eines damals beliebten Theaterstücks.

Doch hier, wo selbst der Name kaum
Von Bös' und Hässlich findet Raum,
Hier will vielmehr die Frag' ertönen:
Wer ist die Schönste von den Schönen?

Dies zu entscheiden zwar ist schwer:
Doch, auf ausdrückliches Begehr,
Bereit vielleicht mich lass' ich finden,
Es jeder — einzeln zu verkünden!

◆

Botschaft aus Procida.

An das Bayerische Königspaar, LUDWIG und THERESE, bei einem Hof-Maskenball, wozu die, den griechischen Ansiedlern auf jener Insel noch jetzt eigne Landestracht von der Ueberbringerin, Gräfin Natalie von Kielmannsegge, war gewählt worden.

Von des Mittelmeeres hellen, duftumschimmerten Gestaden,
Wo Lucanien's braune Männer in azurner Fluth sich baden,
Und, entflohn vor grauen Jahren aus den heimathlichen Landen,
Hellas hartverfolgte Söhne Schutz und sichre Zuflucht fanden:
Her von jenen Ufern komm' ich, Hellas treues Kind noch immer,
Angelockt durch dieses Festes heitre Pracht und bunten Schimmer,
Um für jenes Bandes Stärke, das mit Hellas soll umschlingen
Bayern's Land und Volk, Erhabne, Euch ein neues Pfand zu bringen.
Denn den Enkelkindern ähnlich, die seit mehr als tausend Jahren
Ihres Landes Tracht und Sitten, so entfernt davon, bewahren,
Bleibt das Mutter-Volk der Griechen treu dem Helfer zugewendet,
Den zu Heilung seiner Wunden Ihr, Erhabne, ihm gesendet:
Ja, so treu und ohne Wandel, wie auch wir es sind geblieben,
Wird der Stamm die frische Krone, Hellas seinen König lieben,
Der dem neuen Heimathlande, zu des alten Stolz und Ruhme,
Deutschen Sinn und deutsche Treue mitgebracht zum Eigenthume.

Süd und Nord.

An MARIA NIKOLAEWNA, Grossfürstin von Russland, Herzogin von Leuchtenberg, als Sie auf einem Hof-Maskenballe zu München in andalusischer Tracht erschien.

Ob Nord, ob Süd
Dich, holde Wunderblume, zeugte,
Ob Russlands Eis, ob Spaniens Thau Dich säugte,
Fragt, wer Dich sah, mit staunendem Gemüth.

Denn Süd und Nord
In Dir vereinten ihrer Gaben Fülle:
Des Schnee's Gewand beschämt des Busens Hülle,
Dem Feuer ähnlich zündet Blick und Wort.

Doch Nord und Süd
Hat dennoch Deinesgleichen nie gesehen,
Ja, in der Elfen Heimath und der Feeen
So mächt'gen Reizes Blume nur erblüht.

Und Süd, wie Nord,
Berauscht vom Duft und Glanz der Wunderblume,
Wetteifernd Sie begehrt zum Eigenthume,
Des Lichtes Kind, der Schönheit Bild und Hort.

Kinder - Gebet.

An THEODELINDE, Prinzessin von Leuchtenberg, jetzige Gräfin von Würtemberg, im Namen der Kinder-Bewahr-Anstalt zu München, für eine, von der hohen Wohlthäterin empfangene, bedeutende Schenkung.

Nimm hin den Dank der armen Kleinen,
Ob denen Deine Milde wacht,
Ihr Auge freilich siehst Du weinen,
Das Herz im Busen aber lacht.

Die Lippe stammelt Deinen Namen,
Die Händchen sind emporgestreckt
Zu Ihm, der edlen Wohlthuns Samen,
Durch Dich, zur reichsten Erndte weckt.

Doch wie Du linderst tausend Schmerzen
Und tausend Thränen trocknest ab,
Mit Lust erfüllest tausend Herzen
Und tausend Wehruf senkst in's Grab,

So müssest auch, wenn unser Flehen
Nicht der Erhörung wird beraubt,
Bekränzt von tausend Engeln sehen,
Du Engel selbst, Dein theures Haupt!

Gold und Grün.

An Caroline Müller, die ihrer Kunst zu früh entrückte, treffliche Darstellerin,
als Begleitung eines im Bade zu Ischl ihr überreichten
Krystall-Trink-Bechers.

Zwei Bächlein rinnen durch des Lebens Flur, —
Zwei Zauberbächlein, — die, wohin sie dringen,
Mit Grün und Gold bezeichnend ihre Spur,
Dem dürren Boden Frucht und Fülle bringen.

Es steigt der Segen auf aus ihrem Grund,
Die Freude tanzt auf ihren lichten Wellen,
Ihr magisch Nass macht Leidende gesund,
Ihr Anblick auch den kühlsten Busen schwellen.

Und, wie an treuer Mutterbrust das Kind,
Bei ihnen Trost und Labsal Jeder findet,
Der, selbst vertrauenvoll und treu gesinnt,
Auch ihnen sich zu treuem Dienst verbindet.

Und kennst Du, Holde, wohl die Bächlein zwei?
Sie, deren grün- und goldverklärter Spiegel
Dein eignes Ich zurückstrahlt, hüllefrei
Und glanzvoll, — ein Demantschrein ohne Riegel.

So wisse denn: von jenen Bächen nennt
Der eine sich Natur, die grünumglänzte;
Der and're, vom Gefährten ungetrennt
Nur mächtig, heisset Kunst, die goldbekränzte!

Doch wer, wie Du, an beider Quellen trinkt,
Ja sie zu einem Strome weiss zu einen,
Und diesen Strom nach seinem Willen zwingt,
Dem mag dies Räthsel leicht gelöst erscheinen.

Drum gönne mir, Du Holde, nur die Gunst,
An Ort und Zeit, wo auf vereinten Bahnen
So oft wir schwelgten in Natur und Kunst,
Durch ein bescheidnes Denkmal Dich zu mahnen.

Den Kelch nimm hin, geformt aus Gold und Grün,
Als Deines edlen Selbst Symbol und Zeichen,
Ja auch als Bürgschaft, dass Du Alles kühn
Nur wollen darfst, um Alles zu erreichen!

* * *

Alles werth.

Bei der Verlobung ALBERTS, Herzogs von Sachsen, mit VICTORIA
Königin von England.

Wenn des Geschicks geheimnissvolles Walten
Im ersten Gruss, der uns empfängt im Leben, —
Im Namen, der dem Kinde wird gegeben,
Des Lebensräthsels Lösung will entfalten,

Ja, wenn in jenen klingenden Gestalten
Sich offenbaret dunkler Zukunft Weben,
So sei's vergönnt, den Schleier wegzuheben,
Der Deines Namens Sinn umhüllt gehalten!

Albert heisst: Alles werth: und was verkündet
Dies Wort, will jetzt im hellsten Licht sich zeigen,
Da Dir, der Alles Hohen werth, zu eigen

Das Höchste wird, — der Macht und Schönheit Krone:
Dem Würdigsten, zum holden Liebeslohne,
Die Macht und Schönheit würdig sich verbündet.

Die Rosenau bei Coburg.

Als Huldigung für deren erhabene Besitzer.

Ich weiss ein Plätzchen in der Welt,
Vom Vaterlande fern,
Wo's meinem Herzen wohlgefällt,
Da siedelt' ich wohl gern.

Das Plätzchen ist so lieb und hold,
Wie keines je ich sah,
So weit ich durch die Welt gerollt,
So wohl nur war mir da.

Auf breitem Bergesrücken prangt
Ein zierlich Ritterschloss,
Dem müden Wandrer hier nicht bangt
Vor wildem Feindes - Tross.

Denn von der hohen Zinne winkt
Ein Friedensfähnlein bunt,
Und kein bewehrter Wall umschlingt
Des Bau's gefällig Rund.

Der Mauern Glanz, der Säulen Pracht,
Der Wappenschilder Zier
Erzählen laut: die Kunst, die Macht
Die Ordnung wohnen hier.

Ja ihnen hat ein theurer Gast,
Dem selten es gefällt
Bei'm Glanz zu nehmen seine Rast, —
Die Liebe, sich gesellt.

Und wohnt und thront nun überall,
Im Haus, im Thal, am Bach,
Am Teich, im Bad, am Wasserfall,
Und zieht den Eignern nach.

Es lacht das helle Wiesen-Grün
In bunter Blumen Licht,
Doch schöner macht die Lieb' erblühn
Der Herrin Angesicht.

Es strebt der schlanken Bäume Schaft
Hinauf in's Wolkenblau,
So prangt in hoher Manneskraft
Des Herren edler Bau.

Viel Rosen glühn im Purpurschein,
Doch ihrer Schönheit Licht
Beschämt die Herrin: schön zu sein,
Braucht Sie den Purpur nicht.

Der feste Obelisk erhebt
Sein Haupt am sichern Ort,
Doch fester steht und länger lebt
Des Herren fürstlich Wort.

Drum wer die Rosenau nicht kennt,
Der eile, sie zu schaun!
O glücklich, wem es ist vergönnt,
Sein Hüttchen dort zu baun.

* * *

Zwei Brunnen.

Bei der Vermählung MAXIMILIANS, Kronprinzen von Bayern, mit MARIA
Prinzessin von Preussen.

Zwei Brunnen sind, unmessbar wie das Meer,
Auf deren Grund kein irdisch Auge dringet;
Und dennoch keinem zu erreichen schwer,
Der ernsten Sinn's nach ihrer Labung ringet, —
Zwei Brunnen, Heilung bringend jedem Schmerz,
Belebend, wie des Lichts azurne Wellen,
Des Suchens Ziel für jedes edle Herz, —
Ein Ziel, dem Fried' und Trost und Glück entquellen.

Ob aber Allen hier auch wohlbekannt,
So werde doch, — wenn ja ein Zweifel bliebe,
Des edlen Paares Namen Euch genannt:
Die Brunnen sind's des Wissens und der Liebe!
Der Liebe, jeder Tugend Quell und Grund,
Des Wissens, alles Grossen Pfand und Zeugen,
Vor denen, wo vereint ihr Ruf wird kund,
Die Häupter, wie die Herzen, gern sich beugen.

So beuge denn auch heut sich Herz und Haupt
Vor Ihm, von edlen Wissens Strahl durchdrungen,
An den ein hoffend Volk nun doppelt glaubt,
Seit auch der Liebe Macht Ihn hat bezwungen. —
Vor Ihr zugleich, die jubelvoll und laut,
Als holdes Eigenthum, dies Volk erkennet,
Und alles Glück, das seinem Sohn Sie baut,
In treuer Lieb' Ihr zu vergelten brennet.

Mich aber lasst des Landes feierlich
Gedenken, wo so Theures ward gewonnen,
Ja, wo dem Königssohn geöffnet sich
Zugleich des Wissens und der Liebe Bronnen!
Mein Vaterland, gerechten Stolzes voll,
Erblick' ich als den Born so reicher Spenden.
Drum heut auch dorthin treue Botschaft soll
Erinnerung und Bruderliebe senden!

* * *

Alles durch Nichts.

An Josephine v. Elsholtz, geb. Gräfin Törring-Seefeld, als Surrogat eines Namenstag-Geschenks.

Ich weise Dich, bei diesem Namensfeste,
An — Zukunft und — Vergangenheit.
Der Erdengüter sicherste, ja beste,
Uns armen Sterblichen geweiht!

In ihrem Janus-Antlitz zeigt vereinet
Sich Alles, was das Leben schenkt:
Je ärmer drum die Gegenwart erscheinet,
So mehr von ihr Dein Blick sei abgelenkt.

Was sie versagt, bei jenen lässt sich's finden:
Des Herzens Lust, der Gaben Pracht!
Wozu Dich also heut mit dem verbinden,
Was Morgen kommt und Gestern schon gebracht?

Vertraue denn und unterwirf Dein Hoffen
Dem Wink des Janus-Angesichts:
Dann siehst Du jeden Wunsch Dir eingetroffen
Und Alles heut gewährt durch — Nichts!

Wind und See.

Zur Vermählung Paulinen's, Freyin v. Koudelka mit Anton, Ritter v. Schmerling.

Es glänzt in heit'rer Morgensonne Licht
Ein stiller See, wovon die Kunde spricht,
Dass unter seiner spiegelklaren Decke
Sich unermessnen Reichthums Pracht verstecke.

Doch war kein Schiffer jenem See vertraut,
Kein sterblich Aug', das dessen Grund erschaut,
Und welche Wunder ihm im Schoosse schliefen,
Verhehlten treu des Seees ros'ge Tiefen.

Da aber stürmt durch's blaue Wolkenheer,
Behenden Flugs, ein frischer Ostwind her,
Von dessen Flügelschlag und keckem Säuseln
Sich schnell beginnt die stille Fluth zu kräuseln.

Und wie sie schwillt und leichte Wellen schlägt,
Und rascher stets und tiefer wird erregt,
Da sieht, beim Klange wunderbarer Stimmen,
Man eitel Gold auf ihrer Fläche schwimmen;

Und, nebst dem Golde, Perl' und Edelstein
Durch Zaubermacht sich aneinander reihn,
Ja wachsend, wie auf Wiesen und Gefilden,
Den farbenreichsten Blumenteppich bilden:

Und hier, wo Unschuld, Zartsinn, sanfter Muth,
In holder Blumensprache, kund sich thut,
Von milden Ernstes Silberlicht umflossen,
Das Bild der schönsten Weiblichkeit erschlossen.

Auch wird, durch jene Stimmen, wunderbar,
Zugleich verborgnen Wissens Fülle klar,
Da hier man mit Homeros Urgesängen
Sich Milton's Lied und Dante's hört vermengen.*)

Dem Allen lauscht der Ostwind hoch entzückt,
Und hemmt den Flug und weilet unverrückt,
Ermüdend nicht, mit stillem Beifalls-Lächeln
Und kühlen Athems Hauch die Fluth zu fächeln.

Entbehrlich nun sein Fittig ihm erschien,
Denn nimmer mehr begehrt er fortzuziehn,
Und kost und küsst mit still bescheidnem Munde,
Bis ihm der See sich weiht zu ew'gem Bunde.

Was aber, — sagt, wenn Ihr es wisst, geschwind,
Was sind und was bedeuten See und Wind? —
Sie sind, wenn noch es zu errathen bliebe,
Sie sind: der Jungfrau Herz, — des Mannes-Liebe!

---

*) Anspielung auf die klassische Bildung der Braut.

Denn wie der See gehorcht des Windes Spur,
Erschliesst der Jungfrau Brust — die Liebe nur,
Durch deren Hauch, wie durch den Wind die Wellen,
Des Innern Blüthen auf zum Lichte schwellen.

Wo aber solcher Glanz und Blumenflor,
Wie hier vom Grund der Wind herauf beschwor,
Wo Kraft und Werth so herrlich sich vereinen,
Da muss das reinste Erdenglück erscheinen.

Dies aber giebt durch heitrer Dichtung Mund,
Geliebtes Paar, Dir siebenfach sich kund: *)
Und siebenfach, wie unsre Saiten klingen,
Soll treuer Freundschaft Band Dich auch umschlingen!

* * *

---

*) Da sechs dichterische Wiener Freunde zu ähnlicher Begrüssung dem Verfasser sich verbunden hatten.

Schaden - Ersatz.

Stegreif - Trinkspruch an Wilhelmine Schröder-Devrient, am Vorabend
ihrer Abreise nach Ungarn.

„Sie lebe, — hoch!“ so hör' ich's mich umschweben,
So rufen, Holde, zwanzig Stimmen Dir!
Und freilich sollst Du, kannst und wirst auch leben,
Doch ohne Dich, wie, frag' ich, leben wir?

Denn wie das Aehrenfeld nicht ohne Sonne,
Nicht ohne Thau die Blume lebt, und sich
Die Brust nicht dehnet sonder Liebeswonne,
So leben, Holde, wir nicht ohne Dich!

Doch ziehst Du fort und raubst daher uns Allen
Den Thau, die Sonne, ja des Lebens Licht;
So dass, als Räuberin dem Recht verfallen,
Mit Recht Dir das Gesetz Dein Urtheil spricht.

Dies Urtheil aber lautet nun: Ersetze!
Da sonst gefährdet ist Dein eignes Haupt;
Das Leben gieb zurück und alle Schätze,
Die, fliehend, Du mit ihm uns hast geraubt!

Dann sei die Schuld der Sünderin vergeben,
Wenn bald sie Liebe, Sonne, Thau und Glück,
Ja wenn, mit einem Worte, sie das Leben,
Durch ihre Wiederkehr, uns bringt zurück!

◆

Malersitzungen.

An Julie, Gräfin von Egloffstein, unter des Verfassers eigenes, von ihr gezeichnetes Brustbild.

Du wolltest zwar den Kopf allein,
Doch bleibt nun Rumpf und — Herz auch Dein;
Nur Füsse werden mitgenommen,
Und diese selbst — zum Wiederkommen!

Zehn Jahre später unter eine zweite Zeichnung.

Seitdem in jugendlich bewegten Tagen,
Wie heut, ich gegenüber Dir gesessen
Und über Deinen Anblick Schmerz und Klagen,
Ja selbst des Sitzens Zweck, mich selbst, vergessen;

Seitdem ist Dir der kühne Wurf gelungen,*)
Dein eigen ist die Kunst, Du bist am Ziele
Und siehst mich selbst, wie damals vom Gefühle,
So heute von Bewunderung bezwungen!

◆

---

*) Indem sie ihrem Hofamt zu Weimar entsagte, um der künstlerischen Laufbahn sich ganz widmen zu können.

Der Doppelbaum.

Einer entfernten Freundin in ihr Gedächtniss-Buch.

Ein edler Baum, zweistämmig aufgeschossen,
Erhebt im Forst zum lichten Wolkenthrone
Sein grünes Doppelhaupt, dem Blitz zum Hohne,
Der Wuth des Sturms und dem Gewicht der Schlossen.

Denn hülfreich sehn wir, treu und unverdrossen
Sich lehnen Stamm an Stamm und Kron' an Krone,
Als ob nur eine Seele sie bewohne,
Wie sie aus einem Wurzelkern entsprossen.

So auch die Freundschaft, deren Bild und Zeichen
Der Doppelbaum, und die aus einem Kerne
Zwei Herzensblüthen treibt, durch keine Ferne,

Durch kein Geschick, durch keine Noth zu trennen!
Drum lass' als würd'gen Zoll dies Bild Dir reichen,
Und mögest Du in ihm Dein Selbst erkennen!

Grundbuchstiftung.

Dem litterarischen Verein der Zwanglosen in München, als Titelblatt in das von dem Verfasser, dessen Stifter, ihm gewidmete Album.

In dieses Buch, nach der Verbundnen Rath,
Die hier ihr ungebundnes Wesen treiben,
Hat Jeglicher, der sich dem Kreise naht,
Ein kurz Gedankenspänlein einzuschreiben.

Durch solches Spänlein aber wird erprobt,
Aus welchem Erz der Nahende gegossen,
Ob bräutlich er den Neunen ist verlobt,
Von Dichterblut die Adern sind durchflossen.

Wenn ja, willkommen dann und eingereiht
Als Ehrenglied dem zwanglos heitern Bunde, —
Willkommen heisst Ihn, ohne Span und Streit,
Zu treuem Dienst des Dienstags achte Stunde. *)

---

*) An welchem die Gesellschaft sich zu versammeln pflegt.

Mir aber, als dem Stifter dieses Bund's
Und erstem Pfründner seiner fetten Triften,
Gebührt das Recht, trotz aller Wenn's und Und's,
Als Zins- und Grundbuch ihm dies Buch zu stiften.

Doch nicht den Drang, mein eignes Musenpferd
Zu tummeln hier, will dies, mein Sprüchlein, künden;
Nein, Freunde, nein, — ich baute bloss den Heerd,
Ihr aber sollt die Flammen d'rauf entzünden!

Bögen und Pfeile.

An Jenny Lutzer, jetzige Hofräthin Dingelstedt, als Erwiederung auf die, mit hinreissendem Zauber von ihr vorgetragene Gesangstelle:

„Knäbchen mit dem Bogen,
Sei Du mir gewogen!"

Das Knäbchen mit dem Bogen ruft sie an,
Die Schadenfrohe, Beistand ihr zu schenken,
Um tiefer, wie ihr Anblick schon gethan,
Die armen Männerherzen noch zu kränken.

Was wird daraus, da also schweres Leid,
Seit sie erschien, wir schon zu tragen haben,
Wenn seine Macht auch Amor noch ihr weiht,
Um tückisch unsre Ruh zu untergraben!

Wie er den Bogen, führt die Pfeile sie,
Denn jeder Ton aus ihrem süssen Munde
Ist solch ein Pfeil und trifft als Pfeil, und nie
Mehr schliesst sich die durch ihn geschlagne Wunde.

Drum, wenn sie fleht, gewogen ihr zu sein,
So hüte dich, du Knäbchen mit dem Bogen,
Der holden Schmeichlerin Gehör zu leih'n,
Und sei vielmehr — nein, sei ihr nicht gewogen!

Doch recht bedacht, was bringt es für Gewinn,
Ob er den Bogen weigre, ob ihn leihe?
Auf ihrer Augen Wölbung schaut nur hin,
Dort hat sie ja, statt eines Bogens, — zweie!

Wie also solcher Waffenmacht entfliehn,
Und wie auch, frag' ich, wie ihr widerstreben?
So bleibt denn nur: der Schützin nachzuziehn
Und Ohr, wie Brust, ihr willig Preis zu geben!

◆

Byron's Schatten.

An Irene, Gräfin v. Arco-Stepperg, geb. Pallavicini, im Namen des grossen Dichters, als sie ihre Begeisterung für ihn durch Umarmung seines Bildes an den Tag legte.

Wie schwer ich einst, wie sehnsuchtsvoll gerungen,
Das dürre Leben mir mit Lust zu schmücken,
Nicht konnt' ich mich, noch Andre je beglücken,
Die Nacht blieb Nacht, die Sehnsucht unbezwungen.

Doch als ich Dich, so innig tief durchdrungen,
Mein Bildniss sah an Deinen Busen drücken,
Da drang's in meine Seele mit Entzücken:
Dass ich erkannt und nicht umsonst gesungen.

Ja, nun erst trag' ich stolz die Lorbeerkrone
Und fühl' Unsterblichkeit mein Haupt umrauschen,
Mit deren Glanz ich keinen möchte tauschen!

Denn was ist Purpur, was sind Königsthrone,
Verglichen mit dem seel'gen Dichterlohne:
Irenen's holdem Dankesgruss zu lauschen!

Schuldentilgung.

An Anna, Gräfin v. Arco-Valley, geb. Marescalchi, zu ihrem Namenstage,
als Antwort auf die Mahnung an rückständige, dichterische Versprechungen.

Was ich verhiess, — ich hab' es nicht vergessen,
Ja Tag für Tag gedacht an meine Schuld:
Doch dünkt es mich zu thöricht, zu vermessen,
Zu prüfen Deine himmlische Geduld. —

Zu prüfen sie durch jener Lieder Menge,
Die mir, als schüchterner Bewundrung Zoll,
Für Dich in nimmer rastendem Gedränge,
Du Herrliche, aus tiefster Brust entquoll.

Denn gleich Penelope's Gespinnst vernichtet,
Als Deiner unwerth, wurde, kam die Nacht,
Was Morgens ich zu Deinem Preis gedichtet
Und so kein Lied vor Deinen Blick gebracht.

Doch heut, am Tage, den Dein Name schmücket
Und wo so vieler frischen Kränze Zier
Auf Deine glanzumflossne Stirn sich drücket,
Mein Wort zu lösen, Holde, ziemt auch mir!

Nur wie vollbring' ich's? — des Demanten Schimmer,
Der Rose Duft, des Himmels Aetherlicht,
Wie edler Schönheit Zauber, kann ja nimmer
Geschildert werden durch ein arm Gedicht.

Und doch — welch' Auge könnte sie verkennen,
Das je den Himmel und die Rose sah? —
Drum, Herrliche, genügt es Dich zu nennen,
Dein Nam' ertönt und — das Gedicht ist da!

◆

Königliche Pathen.

Meiner theuren Mutter, zum 6. Januar, dem heiligen drei Könige- und ihrem Geburtstage.

Drei Kön'ge, gnadenreich und wohlgesinnt,
Geboren in entfernten Morgenlanden, —
Drei Kön'ge haben, theures Festtagskind,
Geschenkebringend Deine Wieg' umstanden.

Erschienen hier am sechsten Januar
Des Jahrs — o still! das weiss man nicht bei Damen,
Herr Caspar, Melchior und Balthasar
Als Pathen zu der Neugebornen kamen.

Der Erste bracht' ihr mit der Schönheit Licht,
Das einst so manchen Schmetterling berücket,
Ja heute noch ihr edles Angesicht
Mit unvergänglich holdem Zauber schmücket.

Der Zweite gab Gesundheit, und fürwahr!
Kein *dauernder* Geschenk ward je verliehen,
Da wir das lockre Festkind, Jahr für Jahr,
Bald sehn nach Wien, bald sehn nach München ziehen.

Nicht minder war der Dritte klug bedacht,
Auch seine Grossmuth an den Tag zu legen,
Er schenkte, — und das hat er gut gemacht!
Dem theuren Pathchen reichen Muttersegen.

Denn seht, ja seht nur, welche Ueberzahl
Von Kind und Kindeskindern sie umringet!
Da giebt's von jeder Art, nach jeder Wahl,
Die ungerechnet, die der Storch noch bringet.

So preist mit mir denn die drei Kön'ge hoch,
Die diesen Tag verschönen und regieren,
Und mögen sie gar manch' Jahrzehend noch
So festlich schön, wie heut, zurück ihn führen!

◆

Jahrzahl-Verfälschung.

Dem hartnäckigen Ehescheuen, Freiherrn v. Schmitz-Grollenburg, im Namen der Münchner Damen als Geburtstagsgruss dargebracht von Einer aus ihrer Mitte.

Als Botin vieler Schwestern komm' ich her,
Die mit mir diese gute Stadt bewohnen,
Zu künden Dir, dass Dich ihr Zorn trifft schwer,
Und ihr Entschluss ist: nicht Dich mehr zu schonen!

Wie, sagen sie, ein Mann, so jugendlich,
So liebenswerth, so frisch an Geist und Herzen,
So heitern Sinn's, entzieht der Ehe sich
Und übergiebt uns der Entsagung Schmerzen?

Um uns zu täuschen, klagt der Bösewicht
Vormittags stets: es sei nicht auszuhalten,
So plag' ihn Schwindel, Wadenschmerz und Gicht,
Und ist doch Abends nie zu Haus zu halten.

Versäumt kein Schauspiel, keine Whist-Parthie,
Kein Ordensfest, und rennet in Parade
Zu jeder Rout und Hof-Akademie,
Bei Schwarzbrod, Mandelmilch und Limonade

So treibt er's. — ja behauptet vor der Welt:
Schon fünf und siebzig Jahre heut zu zählen;
Doch hat er bloss die Zahlen umgestellt.
Die sieben vor die fünf, das kann nicht fehlen!

Drum stellen wir die Ordnung wieder her
Und sagen: fünf und siebzig nicht der Jahre,
Nein, sieb'n und fünfzig zählst Du heut, nicht mehr,
Bei Amor's Pfeil und Deinem braunen Haare!

Ergieb Dich denn, so lautet unser Spruch.
Der Macht des Pfeils, dem Wunsch der Münchner Schönen,
Der Foderung des Eh'stands thu' genug
Und denke länger nicht, uns zu verhöhnen!

Denn jede schmachtet für den theuren Schmitz
Und möchte seiner Liebe Blümlein pflücken,
Die Augen funkelnd und das Mäulchen spitz
An's volle Herz den spröden Jungherrn drücken.

Drum leiht auch gern die Botin ihren Mund
Dem heut'gen Feste, mit und ohne Lieder,
Und hofft: Du feierst heiter und gesund
Auch Anno fünf und siebzig noch es wieder!

Farbensprache.

An Adele v. Latinowicz, als sie bei einem von ihr veranstalteten Fest, in rothen Seidenstoff gekleidet, ihre Gäste empfing.

So wie der Karten Bild, der Sterne Zeichen
Orakelspendend unser Loos entfalten,
So zeigt sich, wenn ihr Wesen wir vergleichen,
Auch in den Farben klar des Schicksals Walten.
Denn ob das Kind mit düstern, oder bleichen
Begrüsst wird in den Reihen der Gestalten, —
Der Farben Einfluss auf des Menschen Leben
Will gern dem Blick des Kund'gen kund sich geben.

So war denn Deine Wiege schon, Du Holde,
Mit Roth in allen Stufen hell umflossen,
Vom Schmelz der Rose bis zum Purpurgolde
Sein Glanz auf Deine Jugend ausgegossen;
Die Macht, das Glück, die Schönheit Dir im Solde,
Der Himmel jeder Lust Dir aufgeschlossen,
Weil Sonnen - Rosen - Gold - und Purpur - Röthe
Dich selbst zu ihrem Herrschersitz erhöh'te!

Drum sehn auch heut mit Rosenhauch die Wangen
Dir neck'scher Amoretten Schaar wir malen,
Von rothem Goldgeschirr die Tafel prangen
Und rothes Blut, in schäumenden Pokalen,
Ermuntern froher Trinker Gluthverlangen.
Um all dies Roth jedoch zu überstrahlen,
Erscheinst Du selbst in purpurrother Seide,
Zur Qual den Herzen und dem Tag zum Neide.

So dient denn Roth, Dein Merk- und Losungszeichen,
Dein Talisman, Dein Schicksal, Deine Wiege,
Der Farben Königin, der alle weichen,
Dir, Königin der Frau'n, als Ruf zum Siege.
Drum gieb auch, — gieb die Freiheit Deinen Reichen,
Die freie Rede nicht in Fesseln schmiege! *)
Ja, Herrin, laut verkünden lass die Zungen
Den Reiz, der Aller Herzen hier bezwungen!

◆

---

*) Zu damaliger Zeit und Angesichts der Wiener Polizei ein bedenklicher Anachronismus!

La renaissance.

A l'aspect d'**Hippolyte**, Comtesse de **Rechberg-Rothenloewen**, née de **Pelkhoven**, amie aussi zélée de l'art hydropathique que des pauvres, mise à la mode du siècle de François premier.

Au siècle de la renaissance,
Dont tu nous offres les tableaux,
Ton gout, ton exquise élégance
Ont prété des charmes nouveaux.

En te voyant ainsi paraitre,
Ebloui de tes doux attraits,
Tu me fais, t'ai je dit, renaitre,
Comme toi-meme tu renais.

Mais voyant que ce mot t'irrite,
Que le courroux brille en tes yeux,
Il faut, adorable Hippolyte,
Qu'ici je m'explique un peu mieux!

Auprès du lit de la souffrance
Tu consoles les indigens;
Souvent ta douce bienfaisance
A fait renaitre les mourans.

Tes soins repandent à la ronde
Espoir, calme, santé, plaisir,
Enfin, comme Venus, de l'onde
Chaque matin te voit sortir!

Et grace au pouvoir de l'eau pure,
De tes vertus, de tes attraits,
Oui, tour à tour, la chose et sure,
Tu fais renaitre et tu renais!

◆

Wasserrausch.

Eine Warnungsstimme gegen die Tücken der Karlsbader Heilquellen, als Antwort des Verfassers auf die dringenden Einladungen eifriger Kurfreunde zu deren ernstlichem Gebrauch.

Umsonst, Ihr Wunderquellen,
Euch preist der Freunde Mund,
In Euren salz'gen Wellen
Kein Wunder ward mir kund!

Ist das die Heiles-Spende,
Die Tausende verführt,
Wozu durch Gnomen-Hände
Das Feuer wird geschürt?

O spart Eu'r Sprühn und Zischen!
Wie's unten dampft und flammt,
Dass Fluth und Stoff sich mischen,
Zu thun ihr künftig Amt;

Wie, lilienweiss von Farbe,
Sich durch des Felsens Thor,
Gleich einer ries'gen Garbe,
Der Sprudel wälzt hervor;

Und sammt den sechs Genossen
So stolz begrüsst das Licht, —
Mich, — sag' ich unverdrossen,
Nein, mich berückt Ihr nicht!

Ja, wie die bunte Menge,
Vertrauensvoll genaht,
Im wogenden Gedränge
Euch heimsucht früh und spat,

Und mit so gier'ger Lippe,
So ungeduld'ger Pein,
Als ob sie Nektar nippe,
Euch füllt in sich hinein:

Mit Fasten und Entbehren
Kasteit den hohlen Leib, —
Ich trage kein Begehren
Zu solchem Zeitvertreib!

Denn wird, Ihr falschen Quellen,
Nicht Undank nur und Hohn
Den fremden Zechgesellen
Von Euch zum schnöden Lohn?

Ihr steigt in ihre Köpfe,
Ja kehrt sie um und um,
Und macht die armen Tröpfe
Ganz taumlich, matt und — dumm!

Drum ich zu Eurem Lobe
Nicht stimme mit dem Tross,
Ja, gleich nach erster Probe,
Zu meiden Euch beschloss;

Um mich, — was Niemand kränke,
Statt Wasserschwelgerei'n,
Des Weins Naturgeschenke
Mit Mund und Herz zu weihn, —

Der, auch von Gnomenhänden
Gekochten, edlern Fluth,
Die an den Laubgeländen
In runden Beeren ruht, —

Der Rebenfluth, der süssen,
Die, wenn auch taumeln macht,
Nur Dummheit in den Füssen,
Im Kopfe Licht entfacht.

Doch da für jetzt mehr Wasser,
Als Wein die Welt verzehrt,
Und drum auch täglich blasser
Sich ihr Humor bewährt,

So sei, Ihr Sprudelgäste,
Auch Euch der Rath ertheilt:
Dem nüchternsten der Feste
Entzieht Euch unverweilt!

Ja, flieht die Wassergeister,
Des falschen Rausches Pein,
Und gebt dem ächten Meister
Sein Amt zurück, — dem Wein!

◆

Lieder-Weihrauch.

An Natalie, Gräfin v. Palfy, geb. Gräfin Erdoedy, in ihr Gedächtnissbuch.

Der Priester, die auf flammenden Altären
Geneigten Göttern duft'gen Weihrauch streuen,
Ehrwürd'gen Dienst, ich möcht ihn gern erneuen,
Für Dich, wenn meine Lieder Weihrauch wären!

Nicht ihnen also, die des Dufts entbehren,
Den unscheinbaren, wenn auch innig treuen,
Gelingen kann's, die Schönheit zu erfreuen
Und deren Namen huld'gend zu verklären.

Doch Eins, Du Holde, mögen sie Dir sagen:
Dass Deines Auges Lichtstrahl mir im Herzen
Ein Traumbild hat geweckt von bessren Tagen, —.

Ein Traumbild, hold umstrahlt von Hoffnungskerzen,
Das, ob Erwachen Lust bringt oder Schmerzen,
Dies Herz nun immerdar muss mit sich tragen!

Scheidender Frühling.

An Auguste Löhr, als sie beim Frühlings-Anfange von ihrem Bruder zur Heimat abgeholt ward.

O Irrsal, o verkehrte, böse Welt!
Vernunft und Recht sind auf den Kopf gestellt,
Da grade jetzt, wo, nach des Winters Leiden,
Der Frühling kommen soll, er eilt zu scheiden.

Getrübt ist Alles, Freude, Spiel und Scherz,
Kein Busen der nicht theilt der Trennung Schmerz;
Und was wir zum Ersatz auch mögen wählen,
Des Frühlings holdes Antlitz wird uns fehlen.

Du rauher Kronos, der das Jahr verwirrt,
Dass stumm der Hain, wo sonst das Vöglein girrt,
Uns zu versöhnen kann dir nur gelingen,
Wirst bald den Frühling du zurück uns bringen!

Bund und Lösung.

An Henriette Paalzow, geb. Wach, vor ihrer Vertauschung des ehelichen gegen den schriftstellerischen Beruf, mit Uebersendung eines Epheuzweiges vom Drachenfels.

Wie umschlang so fest und innig,
Zweiglein, deiner Arme Band
Und wie küsstest du so minnig
Das Gestein, wo meine Hand
Löste deine grünen Schlingen,
Um der Freundin dich zu bringen!

Hat denn jener herbste Schmerz
In mir selbst nicht schon gewühlet:
Wann vom Liebsten sich das Herz
Grausam weggerissen fühlet,
Dass ich also tiefer Pein,
Armer Zweig, dich konnte weihn?

Doch den seelenlosen Fels, —
Nicht verlässt mich der Gedanke, —
Schmückte wohl dein grüner Schmelz
Nur gezwungen, holde Ranke.
Denn des Liebesehnens Schmerz
Fühlt ja nicht sein todtes Herz!

Eben weil du Epheu bist,
Musst du ranken und umschlingen;
Welche Kraft die Kette schliesst,
Zeigt sich nicht an ihren Ringen.
That's die Liebe, that es nur
Gang und Ordnung der Natur?

Geh denn, holder Zweig, geh hin,
Unter ihrem Schutz zu grünen,
Die, wie du, mit treuem Sinn,
Sich gewidmet strengem Dienen;
Pflegen wird sie hold und mild
Dich, des eignen Wesens Bild.

Doch aus deiner Blätter Schooss
Raun' ihr zu mit leisem Flüstern:
„Wie uns jetzt ein dunkles Loos,
Kann ein heitres uns verschwistern:
Hoffe, da des Schicksals Hand
Lösen kann, was einst sie band!“

Antiquarische Widmung.

An Caroline, Gräfin v. Törring-Seefeld, an ihrem Vermählungstage, nebst einer, mit dem Bildnisse Dianen's geschmückten, antiken Lampe.

Ein Lämpchen, das, vor schon zweitausend Jahren,
Vielleicht ein Griechisch Brautgemach erhellet,
Durch Wandrer's Hand mit Mühsahl und Gefahren
Aus Paestum's Trümmerschutt an's Licht gestellet.

Den reichen Gaben sei ich beigesellet,
Die glänzend, holde Braut, Dich heut umschaaren,
Der Vorzeit Gruss, der meinem Schooss entquellet,
Als Pfand der Zukunft Dir zu offenbaren!

Wie Du Dianen, deren Bild ich trage,
Besiegst an Reiz und mich Dein Geist an Lichte,
So wirst Du Licht und Reiz auch Deine Tage

Mit ewig grünem Gürtel sehn umschlingen,
Ja, unberührt von ird'scher Noth Gewichte,
Als Seraph einst zum höchsten Lichte dringen! *)

---

*) Nur zu bald ist die Prophezeiung eingetroffen, indem die schöne, junge Frau, kaum 24 Jahre alt, ohne die langen Schmerzen des Lebens gekannt zu haben, dessen kurzen Freuden entrissen ward.

Ein neuer Apollo.

An Caroline, Gräfin v. Waldbott-Bassenheim, geb. Fürstin v.
Oettingen-Wallerstein.

Die Sonne stand im Mittel ihrer Bahn,
Als gegen mich ein reich gezierter Wagen,
Von Rädern, die wie Blitze sprühn, getragen,
Geführt von einem dunklen Rossgespann,
Im raschen Fluge nahend, rauscht heran.

Doch sieh! ein glänzend ungewohntes Licht,
Das aus dem Innern scheint hervor zu dringen,
Wie wenn mit goldumsäumten Purpurschwingen
Der Morgenstrahl aus Nebelwolken bricht,
Bestrahlt, mich blendend fast, mein Angesicht.

Was ist's? berührte mich ein Zauberstab? —
Die Zeit der Mährchen, Fabeln und der Lieder
Mit ihren Wundern, scheint es, kehret wieder,
Denn wohl ein Wunder ist, was sich begab:
Der Sonnengott stieg' auf die Erd' herab!

O seht die majestätische Gestalt!
Wer anders könnte solchen Glanz verbreiten,
Wer so behend die flinken Rosse leiten,
Bemeistern mit so siegender Gewalt
Die Augen und das Herz von Jung und Alt!

Doch nein! und jetzt erkenn' ich jene Gluth,
Die gleich der Sonne Leuchten mich getroffen,
Das Feuer-Aug', worin der Himmel offen,
Das edle Antlitz und den stolzen Muth,
Wodurch ein reiches Inn're kund sich thut.

Du warst es, kühne Wagenlenkerin,
Die Sonne Du, der jener Glanz entflossen,
Der Garten, wo des Lichtes Blumen sprossen,
Durch die wir, — o gefährlicher Gewinn!
Gefesselt längst uns fühlten Aug' und Sinn.

Doch wenn in jenes Lichtes Blumenschein, —
In ihm, der Augen Lust, der Herzen Wonne,
Du Herrliche, wir sehn ein Bild der Sonne,
So lass' auch, gleich der Sonne, allgemein
Des Blickes Huld, des Mundes Lächeln sein!!

◆

Madonnen - Wanderung.

An meine Schwester Augustine vom 9. April, ihrem Geburtstage, als Begleitung dreier der schönsten, von mir aus Rom mitgebrachten und nach dem Ableben unserer geliebten Mutter, welcher damit beschenkt worden war, an mich zurückgefallenen Kupferblätter nach Raphael.

Verlassen, schutz- und obdachlos,
Entrückt des Hauses sichrem Schoos,
Wo treu gepflegt, von Leid verschont,
So lange Jahre wir gewohnt, —
An Deine Pforte klopfen wir,
Dich, Theure, bittend um Quartier;
Da Du zum Helfen stets bereit,
Der Weg nach München auch zu weit.
Ja, was uns lieb und werth erscheint,
In Tinaleben*) sich vereint!
Denn wie schon, uns vorangeeilt,
Die Wandgenossin**) hier verweilt,
Auf Dein Gebet, durch Schicksals Hand,
Als Liebeslohn Dir zugewandt,

---

*) Die scherzhafte Benennung des, von der Empfängerin bewohnten Landhauses.

**) Das, durch Verlosung unter den Geschwistern, derselben zu Theil gewordene mütterliche Bildniss.

So lass' auch uns hier heimisch sein
Und zum Erinn'rungstempel weihn
Dies wirthliche Gemach, darin
Das Bild nicht bloss, auch Herz und Sinn
Der Hingeschiednen wohnt und lebt,
Die segnend heute Dich umschwebt,
Ja tausend Wünsche fromm und still
Dir schickt zum neunten des April!

◆

Der Rothmantel.

An Caroline, Freifrau v. Gumppenberg, geb. Gräfin v. Bayrstorff, als sie, mit einem Scharlach-Mantel bekleidet, im englischen Garten zu München spazieren ging.

Was blitzt so hell durch der Bäume Grün,
Wie funkelnder Abendsonne Glüh'n? —
Was schwebt daher, wie ein Elfe leicht,
Der nächtlich über die Haide steigt?

O Wunder! täuschte mich nicht mein Aug',
So ist's ein wandernder Rosenstrauch.
Nein! eines purpurnen Springquells Fluth,
Statt Wassers sprudelnd Granatenblut.

Es naht, — da löst sich das Räthsel schnell:
Der Elf, das Rosengebüsch, der Quell
War Sie, die huldige Lichtgestalt,
Von einem rothen Mantel umwallt.

Wie selig, dacht' ich, wie hoch beglückt,
Wer diese himmlischen Rosen pflückt,
Sein eigen nennet dies Elfenbild,
An dieser Quelle den Durst sich stillt!

Doch was noch, zu dem blüh'nden Gesicht,
Was soll des blendenden Mantels Licht?
Da so schon als gefährlichster Feind
Die Zauberin unsrer Ruh' erscheint.

O Blinder, suchst du noch, was so klar? —
Denk' an der wilden Rothmäntel Schaar
Aus Ungarland, die, ob siegreich schon,
Doch keinem Feinde je geschenkt Pardon.

So, glaubt mir, kund und zu wissen thut
Ihr rother Mantel: „Seid auf der Huth
Vor meines Auges glühendem Pfeil,
Von ihm wird Keinem Pardon zu Theil!“

Drum trägt auch, vor der Gefahr gewarnt,
Die Schuld der selber, den sie umgarnt;
Warum nicht mied er den Zauberbann,
Vor dem kein Herz sich bewahren kann?

Nur Eins bedachte die Holde nicht,
Was ihren Warnungen widerspricht:
Wenn ohne Mantel sie nun sich zeigt,
Wie, frag' ich, wird dann der Zweck erreicht?

Drum kam des Rothmantels guter Rath,
Wie vielen Andren, auch mir zu spat,
Dem längst ihr Anblick, eh' sie ihn trug,
Die Brust in ewige Fesseln schlug!!

Die Wunderkur.

An Anna, Gräfin v. Bernstorff, geb. Freyin v. Koenneritz, bei der Aeusserung, dass ihr Gemahl, früher an einem beunruhigenden Husten leidend, seit ihrer Vermählung von diesem Uebel sich ganz befreit sehe.

Es war ein edler Graf, wie man erzählt,
Begabt mit Anmuth, Geist und was hienieden
Den Günstlingen, vom Schicksal auserwählt,
An Glück und Glanz nur immer wird beschieden.

Und doch, — da Schatten niemals fehlt dem Licht,
Ein Tröpfchen Wermuth stets am Becher hänget,
So fehlte denn auch hier ein Häckchen nicht,
Das, hemmend seinen Flug, ihn hart bedränget.

Ein Husten war's, — so blühend im Gesicht,
So stark von Brust der edle Graf sich zeigte,
Der Husten liess ihn ruhn und rasten nicht,
Wie keine Kunst des Uebels Sitz erreichte.

Da half nicht Blutlass, half nicht Eibischthee;
Umsonst befragt er All- und Hydropathen,
Sie Alle wissen Rath nicht seinem Weh,
Wie ja — sich selbst sie wissen nicht zu rathen.

Da endlich führte des Geschickes Hand, —
Wie wäre sonst die Sache zu erklären, —
Zur schönsten Maid ihn hin aus Sachsenland,
Wo stets noch sich das „Sprichwort" soll bewähren.

Sie sehn, bewundern und in Lieb' erglühn,
War Eins, — da galt kein Zweifeln, blieb kein Wählen,
Man sah mit Lust und zärtlichem Bemühn
Des Hustens Pein — die Herzpein ihn vermählen.

So litt er doppelt, litt an Brust und Herz;
Doch plötzlich ward, als Lohn so banger Stunden,
Erhörung ihm, und mit der Liebe Schmerz
War auch der Husten, — war und blieb verschwunden.

Nun sagt man, dass, seit jener Wunderkur,
Die Zahl der Brustpatienten stark sich mehrte,
Und Mancher, was der edle Graf erfuhr,
An sich auch zu erfahren heiss begehrte.

Ja Viele zahlten gern den gleichen Preis,
Des gleichen Uebels sich zu überheben;
Doch hat der holde Arzt, soviel man weiss,
In diesem Fach die Praxis aufgegeben.

Drum mögt Ihr, die ihn heimsucht, vor Euch sehn
Und diesen Rath wohl hinter's Ohr Euch schreiben,
Damit Ihr nicht das Herz Euch lasst entgehn,
Den Husten aber seht zurücke bleiben!

Vertröstung.

An Marie v. W . . . . als sie, den Brunnen trinkend, den englischen Garten in München zum täglichen Ziel ihres Morgenspazierganges nahm.

Im Park lustwandelnd auf und ab,
Am Seerand längs den Linden,
Da sei, wie zu verstehn sie gab,
Frühmorgens sie zu finden.

So trieb mich rastlos denn mein Sinn
Zum buschigen Gehege:
Hier aber kreuzten, her und hin,
Sich an die zwanzig Wege.

Und wie ich spähte durch das Grün,
Die Holde zu erblicken,
Umsonst war alle mein Bemühn,
Es wollte sich nicht schicken.

Doch plötzlich, hell wie Purpurschein,
Im Thalgrund was erglühte:
„Was ist's? Ihr rother Shawl? — Ach nein!
Ein Strauch mit rother Blüthe!“

Doch jetzt erstrahlt's, wie Schnee so klar,
Im dunklen Waldbezirke!
„Ihr weisses Kleid ist's! — Nein, es war
Der Stamm von einer Birke."

Und also trieb mich, kreuz und quer,
Getäuscht und immer wieder
Getäuscht, und doch nie hoffnungsleer,
Die Sehnsucht auf und nieder,

Bis jeder Pfad, so lang wie breit,
Durchirrt und nichts gefunden,
Zuletzt auch, mit der Möglichkeit,
Die Hoffnung war entschwunden.

Die Hoffnung auch? was sag' ich, — nein!
Die Hoffnung ist geborgen;
Denn Wege, Park und Sonnenschein
Giebt's heute, so wie morgen.

Nur, fürcht' ich, sieht wohl mancher Tag
Mich noch vergebens traben;
Gleichviel, Ersatz ist tausendfach:
Für sie getrabt zu haben!

* * *

Heiligen - Protection.

An Anton, Grafen v. Törring - Minneces, zum Namenstage.

Umsonst nicht, scheint es, hat Dein Schutzpatron
Zum Schoosskind Dich und Liebling auserkoren,
Da nicht Verlornes bloss Herr Sankt Anton *)
Dich finden lässt, nein! auch was nicht verloren.

So fandest Du die Krone aller Frau'n,
Das treuste Mutterherz, der Kinder beste,
So manchen Freund, auf den Du darfst vertrau'n,
Und zu dem heut'gen Schmaus — genug der Gäste.

Dies Alles ward, und noch manch andrer Fund,
Von Sankt Anton Dir freundlich zugewendet,
Der, während Andre stehn mit trocknem Mund,
Auf lichten Au'n **) Dir Milch und Honig spendet.

So sei denn ihm geweiht dies volle Glas,
Womit sich nur der Wunsch noch will verbinden:
O möchtest Du im Lichtenauer Gras,
Soviel es wiegt, soviel des Goldes finden!

---

*) Bekanntlich der Verlierenden Schutzherr, dessen Anrufung für das Mittel gilt, das Verlorne wieder zu finden.

**) Anspielung auf die kurz zuvor erworbene ländliche Besitzung Lichtenau im bayerischen Oberlande.

Getauschte Rollen.

An Sophine, Gräfin v. Törring-Minucci, zum Weihnachtsfest, mit Uebersendung eines Armbandes in Kettenform.

Mit Sclavenfesseln Dir umziehn zu wollen
Den zarten Arm umsonst vermass ich mich:
Denn, Holde, sieh! wir tauschten nur die Rollen,
Du trägst die Kette, doch der Sclav' — bin ich!

Augen- und Nadelstiche.

An Mina, Grafin v. Törring-Minucci, zum Weihnachtsfest, als Begleitung einer goldenen Haarnadel.

Wer Nadeln giebt soll lächeln, sagt der Spruch.
So lächl' ich denn: doch ist das nicht genug!
Denn mehr als Nadelstich, um wund zu ritzen,
Zu fürchten hat man — Deiner Aeuglein Spitzen.

Rosen und Rittersporn.

An die Freundinnen Elisabeth v. H . . . . und Sibilla M . . . . zur Erinnerung an vergangene, schmerzlich schöne Tage.

Zwei Rosen blüheten Zweig an Zweig,
Ein Schneegefilde die Eine,
Die treue Schwester ein Purpur-Teich
Im abendröthlichen Scheine.
Sie ruheten Kelch an Kelch, ihr Duft
Durchfloss in einem Strome die Luft.

Und jedes Zephyrs kosender Gruss
Bewegt die Liebenden beide,
Sie schütteln fluthenden Regens-Guss
Zugleich vom farbigen Kleide;
Dem Käfer geben vereint sie Rast,
Und jedes Bienchen ist beider Gast.

Und Eine schützte der Andern Dorn
Und beide blüheten lange;
Da schoss ein kecklicher Rittersporn
Empor mit feurigem Drange
Und schob, er wusste gar selbst nicht wie,
Verwegnen Muthes sich zwischen sie.

Denn aufwärts streben und grade sein,
Nicht falscher Grösse sich neigen,
Verdienter Sporen nur sich erfreun,
Ist seinesgleichen so eigen;
Drum ist ein ehrlicher Rittersporn
So manchem Ritter im Aug' ein Dorn.

Er lehnet an die züchtige Brust
Der weissen Rose die Wange:
Sie aber wehrt mit heimlicher Lust
Dem süss bestürmenden Drange.
Sein Athem röthet ihr Schneegesicht,
Was nicht vermochte der Schwester Licht.

Sie fühlt ein Regen, so hold, so neu,
Ein himmlisch - inneres Leben,
Und hat sich bald zu ewiger Treu
Dem raschen Buhlen ergeben;
Die Schwester, der sie verbarg ihr Glück,
Zog schweigend sich in sich selbst zurück.

Doch jene tranken am Quell der Lust;
Da rauschte Sturmes - Gefieder
Und traf der Rose blendende Brust,
Und brach den Rittersporn nieder.
Dem Herbst der Winter folgt, doch erscheint
Kein Frühling, welcher sie neu vereint.

Die Rose sieht nun wieder so bleich,
Der Buhle trauert am Grunde:
Die Schwester aber am Nachbarzweig
Vergisst der trennenden Stunde. —
Vergisst entbehrten Vertrauens Schmerz.
Und öffnet beiden ihr treues Herz.

Sie hängt mit doppelter Liebesglut
Sich an die trauernde Schwester,
Nimmt auch den Fernen in ihre Huth
Und macht ihn kräftiger, fester:
Ja sendet, durch ihrer Blätter Pracht,
Des Trostlichts Schimmer in seine Nacht.

Und lässt manch' Perlchen Thau vom Rand,
Den Durstigen zu erquicken,
Hinuntertröpfeln auf's dürre Land,
Und sieht mit stillem Entzücken
An ihrer eigenen Blätter Grün
Die Liebesblicke vorüberziehn.

Wer kennt die Rosen, — wo lebt dies Bild
Der Lieb' und heiligen Treue,
Der Born, der stets, soviel ihm entquillt,
Von selbst sich füllet auf's Neue,
Der Spiegel, wo sich das eigne Licht
In tausendfaltiger Strahlung bricht?

Wo bluh'n die Rosen? — o fraget nicht.
Genug sie blühten auf Erden.
Und was aus ihnen im Bilde spricht,
Kein Sturmwind kann es gefährden;
Ja wem ihr Anblick je ward geschenkt,
Stets innig ihrer und treu gedenkt!

◆

Papierne Geschenke.

An Josephine v. Elsholtz, geb. Gräfin v. Törring-Seefeld, zum Namenstage.

Früh wind' ich mich aus Morpheus Schoos,
Um Verse Dir zu drechseln,
Da meine Liebe heut sich bloss
In Worten zeigt und — Wechseln.

Kraft dieser nun empfängst Du hier,
Wess längst Dein Sinn gewärtig:
Den Lehnstuhl, mir vom Tapezier
Versprochen, doch nicht fertig.

Sodann das schönste Spitzentuch,
Die Schultern Dir zu decken,
Und, wenn dazu es weit genug,
Auch manche — meiner Flecken!

Zuletzt zehntausend — Gulden? nicht,
Nur Wünsche, doch die besten,
Als wohlfeil und nicht von Gewicht
Sehr gut zu Namensfesten.

Doch soll zugleich mein Wechselbrief
Die Sichrung Dir verschreiben,
Dass, wie ich bin, ob grad' ob schief,
Ich stets für Dich — will bleiben!

Der Fortschritt.

An Therese, Gräfin v. Fugger-Babenhausen, da sie, auf ärztliche Anordnung, des rothen Weines als Arznei sich zu bedienen genöthigt war.

Wir leben in gar wunderlichen Zeiten,
Wo eben nichts mehr ist am alten Ort:
Man will nicht stehn, noch sitzen, will nur schreiten,
Legaler Fortschritt ist das Losungs-Wort!

Auf Luft- und Eisenbahn, auf Feuerschiffen
Umher man fliegt in athemloser Hast,
Ja Jugend selbst und Schönheit zeigt ergriffen, —
Bezwungen sich von dem modernen Gast.

Auch Du, als man, dein Magenweh zu dämpfen,
Dir rieth Bordeaux zu trinken, nahmest eins, —
Dann zwei, dann drei Glas, ohn' es zu bekämpfen,
Drauf, — welcher Fortschritt! vier des edlen Weins.

Doch will auch jetzt die Kur noch nicht gelingen,
So dass, o Holde, man fürwahr nicht weiss,
Wie hoch Du's in der Gläser Zahl kannst bringen,
Bemühst Du dich mit dem bisher'gen Fleiss.

Mehr aber noch erregt es mir Bedenken.
Du könntest, da verwegen macht der Wein,
Auf andren Fortschritt noch die Blicke lenken,
Zu meines armen Herzens Noth und Pein.

Drum fahre fort, dem Magenweh zu steuern,
Nur, bitt' ich, lass' die Augen aus dem Spiel:
Denn ach! sie machten, — muss ich Dir betheuern,
Für meine Ruh' des Fortschritts schon — zuviel.

◆

Faschings-Depeschen.

1. Aus Rom.

An LUDWIG Carl August, damaligen Kronprinzen v. Bayern.

Fürst und Mensch! wer nennt zwei Namen,
Höher'n Sinnes voll, wie sie?
Mensch und Fürst! wer kennt den Samen,
Der zu bess'rer Frucht gedieh!

Fürst, der Du der Menschheit Würde
Menschlich fühlst, — was kann Dir droh'n?
Mensch, der Du der Herrschaft Bürde
Fürstlich trägst, — wie gross Dein Lohn!

Aber wo im Bund' erscheinen
Mensch und Fürst, da jauchzt die Welt! —
Wisst Ihr nun, warum der Seinen
Brust so stolze Freude schwellt??

An Therese, Gräfin Appony, geb. Nogarola.

Nach einem deutungsvollen Bild von Dir
Hab' ich gesucht im weiten Land der Träume,
Gesucht im Reich der Blumen und der Bäume:
Nur Träume dort, nur Pflanzen fand ich hier.
Doch braucht' ich mehr zu des Gemäldes Zier!
Denn wenn auch jene mich mit Lust erfüllten
Und diese manchen Reiz von Dir enthüllten,
Das edle Ganze stellte nie sich dar.
Da endlich ward dem Sucher klar,
Dass, wie der Rose keine Blume gleiche
Und nichts an Glück der Liebe Traum erreiche,
Was beides nie zu schildern war. —
Dass, ausser Rosenschmelz und ausser Liebe,
Ein holdes Drittes noch vergleichlos bliebe!
Nun sucht' ich nach dem Bilde ferner nicht:
Doch freut' ich mich der süss verträumten Stunden,
Da statt des Bild's die Wahrheit war gefunden:
Dass — nichts Dir gleichet unter'm Sonnenlicht.

A Madame Recamier, dont la beaute, tant celebree sous l'empire, n'avait rien perdu de son eclat sous la restauration.

Jadis chez les Gaulois d'avoir porte ses armes
Le peuple de César s'est tant enorgueilli!
Cet orgueil qu'il est vain, lorsque Rome aujourd'huy,
Etonnee et confuse à l'aspect de tes charmes,
Se voit dicter des loix par — un seul ennemi!

A Helene Duchesse de Lante, paraissant rivaliser de beauté et de grace avec ses trois charmantes filles.

L'on vit au milieu d'un buisson
Le modèle des roses
Près de trois roses en bouton,
A peine — à peine écloses.

Ah ciel! que ces boutons sont frais;
Mais — que la rose est belle!
Terminons ce combat d'attraits,
Oui, cueillons! mais — laquelle?

Souvent l'homme dans l'avenir
Puise un bonheur extrême:
Mais quand il s'agit de jouir,
C'est le présent qu'il aime!

Ainsi, rose, je cède au voeu,
Que ton aspect me cause;
C'est gagner double, car dans peu
Le bouton — devient rose!

A la belle Moscovite, Cathinka, Comtesse D———w, masquée en juive.

Tout partisan de Rome, que je sois,
Mon coeur s'émeut à l'aspect d'une juive;
Et je connais de plus chrétiens que moi,
A qui, parbleu! semblable chose arrive.
En te voyant, qui pourroit me blamer?
Si tu restois fidèle à la loi de Moyse,
Bientôt nous verrions Rome en Ghetto transforme,
Pour le Saint père ah, la bonne surprise!

An Friedericke v. Ringseis, geb. v. Hartmann.

Ich stand und stritt in mancher blut'gen Schlacht
Und sah rings Feuer blitzend mich umgeben:
Doch fühlt' ich, durch des Bombensturmes Macht,
Das Feuer meines Muths sich neu beleben.

Ich sah im Sturmgeheul auf ödem Meer,
Dem Schiffbruch nah, rings Wasser mich umdrohen,
Doch ruhig schlug das Herz mir, wie vorher,
Und meinen Gleichmuth fühlt' ich nicht entflohen.

Da führte mich das Schicksal in dies Land,
Wo plötzlich meinem Blick Rings-Eis sich zeigte!
Nun war's geschehn, und ohne Widerstand
Erlag die Kraft, die keiner sonst sich neigte.

A Milady Arabella S......r, remis en personne par l'auteur, deguise en postillon.

L'emploi de postillon d'amour
Jamais ne sçut me plaire:
Car pour autrui faire sa cour,
Ce n'est pas mon affaire.
Mais aujourd'huy, bien moins jaloux,
J'y prends plaisir extrême,
En t'apportant un billet-doux,
Composé — par moi-même.

An den Oberst, nachherigen General, Freiherrn von Lepel.

Ein Regiment, verlangt Dein Sinn,
Der krieg'rische, zu führen!
Dir scheint das Leben nur Gewinn
Bei offnen Janus-Thüren.
Drum übst Du, dürstend stets nach Sieg,
Da jetzt nichts ist zu hauen,
Im Wachdienst und im kleinen Krieg
Ein Regiment — von Frauen.

◆

2. *Aus Wien.*

An * * *

Ob dir dein Liebster treu
Das möchtest gern Du wissen? —
Wann war ein Kleid je neu,
Das endlich nicht — zerrissen!

An Franziska***

O könnte Herzen man assekuriren,
Wie Häuser, gegen Feuers Macht und Wuth,
So würde Mancher keinen Tag verlieren,
Zu schirmen sich vor Deiner Augen Gluth
Und, wie gewohnt man ist in wicht'gen Sachen,
Dem Schubladkasten-Amt*) vertrau'n sich ganz.
Was aber würde wohl für Augen machen
Der Herr Agent bei *der* Assekuranz?

An die liebenswürdigen Schwestern, Caroline und Eva v. Engelhaus

Im Engelhaus
Gehn Engel ein und aus;
Doch öffnet nicht zu weit die stille Pforte,
Der Teufel sucht zumeist die frömmsten Orte!

An Maria v.*** da sie über ein Mal an ihrer Wange sich unzufrieden erklärte

Das Fleckchen an der Wange macht Dir Pein?
O hüthe — hüthe Dich, es zu verstecken!
Denn hat die Sonne wohl, ob ihrer Flecken,
Je aufgehört das Licht der Welt zu sein?

---

*) Ein in Wien wohlbekanntes Gebäude, der Sitz einer öffentlichen Agentur und damals zugleich die Wohnung ihres Vorstehers, des Gatten der schönen Empfängerin.

An Therese***

Ein Mädchen soll den Schnecken gleichen,
Fein sittsam nicht vom Hause weichen:
Drum auch die Herrn am meisten rührt,
Die Haus und Hof — gleich mit sich führt.

An Cunigunde***

Mit Eifersücht'gen sieh Dich vor,
Die sind am meisten voller Finten:
Man sucht nicht Andre hinter'm Thor,
Wenn nicht schon selbst man stand dahinten.

An Theodor***

Um eine böse Frau zu kirren,
Hilft weder Schmachten, Fleh'n noch Girren,
Nimm eine zweite noch in's Haus;
Ein Teufel treibt den andern aus!

An ***

Dass überall der Himmel blau
Und immer Recht nur hat die Frau,
Um dies zu sehn und zu beweisen,
Braucht man nicht um die Welt zu reisen.

◆

3. *Aus München.*

An Sophie, Gräfin v. Schönborn-Wiesentheid, geb. Gräfin v. Eltz.

Der Perle, klar wie Licht,
Die nicht der Sturm zerbricht,
Die nicht der Sommer bleicht, —
Erräthst Du, wer ihr gleicht?

An Dieselbe.

Den Stolz der Blumen kenn' ich, roth und weiss,
Aus Lilienstaub und Rosenschmelz gewoben,
Zerstörbar nicht durch rauhen Winters Eis,
Die Wurzel fest, der Kelch gewandt nach oben.
Wie heisst die Blume? — dies mein Mund verschweigt;
Wer aber Dich sah, räth den Namen leicht!

An ****

Wie man gefallen kann,
Begehrst Du zu erfahren?
Schau dich im Spiegel an,
Der wird dir's offenbaren!

An Caroline, Gräfin Tascher de la Pagerie, geb. Pergler v. Perglas.

Wie ist man doch geplagt in dieser Welt!
Da, was zumeist uns anlockt und gefällt,
Der liebste Augentrost, die Lust der Herzen, —
Dein Anblick, ach! nur Unruh' schafft und Schmerzen.

An Ida, Baronin v. Bourgoing, geb. Freyin v. Lotzbeck.

Statt mit jungen Rosen Dich zu grüssen,
Wie des holden Frühlings Gunst sie schenkt,
Kann ich, von des Winters Hand beschränkt,
Melden nur mit schwarzen Krähenfüssen:
Wie für deines Anblicks Lust, des süssen,
Holde, schwer mein armes Aug' muss büssen,
Das, wiewohl vom Sonnenlicht gekränkt,
Immer nun der Sonne zu sich lenkt!

An * * * n, den bekannten, eben so eifrigen Liebhaber der Karten, wie des schönen Geschlechts.

Glück in der Liebe, weiss ich, ist dein Ziel:
Doch triffst Du's schwer, mein wackrer Zieler,
Denn Lieb' ist, wenn auch selbst ein Spiel,
Doch eine Feindin stets — der Spieler.

An * * * *

Schau an den Himmelsbogen,
So brauchst Du keine Uhr.
Wir werden nicht betrogen,
Betrügen selbst uns nur!

An ****

Zeigt das Leben rauhe Gleise.
Viele Dornen, manchen Stein.
Regen mehr als Sonnenschein, —
Lasst uns auf der ernsten Reise
Doppelt fest verbunden sein!

Nachruf

an mich selbst.

Zu spät! du Schlagwort uns'rer Zeit,
Zu spät! du hast auch mich getroffen:
Verkehrt die Dichterlust in Leid,
Zertrümmert mein bescheidnes Hoffen.

Am Neujahrsmorgen dacht' ich dich,
Mein Büchlein, in die Welt zu senden;
Da liess mich Satz und Druck im Stich:
Mit Feilen konnt' ich selbst nicht enden,

Bis aus Paris der Februar
Uns schickte seine Winterblitze,
Verbündend aller Völker Schaar
Zum Sturz der alten Herrschersitze,

Und sich, wie eine Wolkenfluth,
In nimmer rastendem Gedränge
Ergoss, voll freiheitstoller Wuth,
Politischer Brochuren Menge.

Pamphlet-Kram und Adressen-Schwall.
Zum Zweck gemeiner Volks-Beglückung.
Das heisst: nach der bisher'gen Fall.
Der neuen, härtern Unterdrückung.

Und dennoch sollst in jenen Tross,
Mein Büchlein, du hinein dich wagen.
Und, was aus treuem Herzen floss,
Auch jetzt, wo Treue Schmach ist, sagen!

Dass ich mich durch die neue Zeit
Der alten Pflicht nicht fühl' entbunden,
Ja Frauendienst und Dankbarkeit
In ihr nicht gänzlich sind verschwunden.

Und schaut der Schwarm drob scheel euch an,
Ihr Reimlein, lasst's euch nicht gereuen,
Wird nur dem Wunsch genug gethan:
Verwandte Seelen zu erfreuen!

◆

Inhalt.

Pag.

Vorwort an die Leser 3
Nachruf an mich selbst 109

1. Rom's Tribut. — Rom. 1823 7
2. Preussens drei Worte. — Carlsbad 1834 . . . 10
3. Preussens drei Tage. — Berlin 1836 12
4. Die Rettungs-Medaille. — München 1847 . . . 14
5. Deux anniversaises. — Paris u. Berlin 1815 u. 1830 . 17
6. Vorweltliches Horoskop. — Berlin 1827 . . . 20
7. Dichterische Papier-Speculation. — Dresden 1831 . 21
8. Doppelter Bann. — Coburg 1832 23
9. Poëten-Schüssel. — Berlin 1828 25
10. Der treue Ritter. — Wien 1834 27
11. Buchstaben-Orakel. — München 1836 29
12. Amor und Psyche. — Berlin 1836 32
13. Sinn der Zahlen. — Berlin 1836 34
14. Botschaft aus Procida. — München 1838 . . . 37
15. Süd und Nord. — München 1840 38
16. Kinder-Gebet. — München 1840 39
17. Gold und Grün. — Ischl 1841 40
18. Alles werth. — München 1839 42

Pag.
19. Die Rosenau bei Coburg. — Coburg 1845 43
20. Zwei Brunnen. — München 1842 46
21. Alles durch Nichts. — München 1845 48
22. Wind und See. — Wien 1834 49
23. Schaden-Ersatz. — München 1835 52
24. Malersitzungen. — Weimar u. München 1829 u. 1839 53
25. Der Doppelbaum. — München 1835 54
26. Grundbuchstiftung. — München 1838 55
27. Bögen und Pfeile. — München 1839 58
28. Byrons Schatten. — München 1839 59
29. Schulden-Tilgung. — München 1840 60
30. Königliche Pathen. — Berlin 1841 62
31. Jahrzahl-Verfälschung. — München 1842 64
32. Farbensprache. — Wien 1834 66
33. La renaissance. — München 1842 68
34. Wasserrausch. — Carlsbad 1831 70
35. Lieder-Weihrauch. München 1841 74
36. Scheidender Frühling. — Berlin 1837 75
37. Bund und Lösung. — Cöln a/Rh. 1821 76
38. Antiquarische Widmung. — München 1844 78
39. Ein neuer Apollo. — München 1846 79
40. Madonnen-Wanderung. — München 1846 81
41. Der Rothmantel. — München 1846 83
42. Die Wunderkur. — München 1846 85
43. Vertröstung. — München 1843 87
44. Heiligen-Protektion. — München 1846 89
45. Getauschte Rollen. — München 1846 90
46. Augen- und Nadelstiche. — München 1846 91
47. Rosen und Rittersporn. — Nizza 1824 92
48. Papierne Geschenke. — München 1847 96
49. Der Fortschritt. — München 1847 97
50. Faschings-Depeschen. — Rom, Wien, München, 1824, 34, 47. 99

* * *

Tony

romantiſche Oper in drei Aufzügen

von

Fr. von Elsholz.

Muſik von E. H. z. S.

Textbuch.

München, 1854.
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.

BIBLIOTHECA
REGIA

Perſonen:

Conrad, Freiherr von Stahleck.
Bertha, deſſen Tochter.
Fräulein Roſabella, } des Freiherrn Verwandte.
Junker Tobias, }
Micklas, Schaffner des Schloſſes.
Hermann, Graf von Hochburg.
Otto, Ritter von Starkenfels.
Tony, der Wildſchütz.
Hochzeitgäſte, Ritter, Reiſige, Hirten und Landleute beiderlei Geſchlechts, Wildſchützen und Diener.

Schauplatz: Tyrol.

Zeit: Ende des 16. Jahrhunderts.

Erſter Akt.

Felſenhöhle, mit dem Nachtlager der Wildſchützen.

Nr. 1. Chor.

In Gebirg und Wald,
Hurrah!
Wo die Büchſe knallt,
Saſſah!
Wo der Gemsbock hauſt
Die Lawine brauſt, —
Da ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt,
Da jubelt der Schütz aus voller Bruſt:
Hurrah, Saſſah, Hurrah!!
Ob Gefahr und Noth,
Hurrah!
Ob der Abgrund droht,
Saſſah!
Ob der Sturzbach rollt
Und der Berggeiſt ſchmollt, —
Doch ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt,
Doch jubelt der Schütz aus voller Bruſt:
Hurrah, Saſſah, Hurrah!!

Nr. 2. Recit. und Romanze.

Conz (wild auffahrend.)

Ob der Sturzbach rollt
Und der Berggeiſt ſchmollt, —
Doch ſchlägt dem Schützen das Herz vor Luſt, —
(Leidenſchaftlich bewegt.) Gebroch'ne Treue nur zerbricht
die Bruſt!

Romanze.

Es liebt ein wack'rer Jägersmann,
Die ſchönſte Dirn im Thal;

Sie aber nahm ſein Werben an
Und ſchwur ihm Treue tauſendmal, —
Wohl tauſendmal.

Nun ſollte bald die Hochzeit ſein;
Da hört der Jägersmann:
Es ſchleiche wann ſie Nachts allein,
Ein feiner Junker ſich heran, —
Zu ihr hinein.

Er findet in des Junkers Arm
Sie einſt berauſcht von Luſt,
Noch war vom Liebeskuß ſie warm;
Da ſtößt den Stahl er in die Bruſt —
Wohl in der Falſchen Bruſt!

Der Junker aber war entflohn,
Durch's nied're Fenſter fort;
Umſonſt, zu zahlen ihm den Lohn,
Der Schütz ihm folgt von Ort zu Ort, —
Von Ort zu Ort! —

Doch nicht erlahmt der Rache Muth,
Denn, Junker, trifft er Dich,
So ſchwört in ſeinem Herzensblut
Der Jägersmann zu baden ſich, —
Zu baden ſich!

Nr. 3. Chor. Recitativ und Fanfare.

Chor.

Was ſoll uns ſtets die Trauermähr
Vom Jägersmann? —
Die Mahlzeit iſt bereit, — komm' her, —
Stoß an! —

(Nachdem Alle um das Feuer ſich geſammelt haben.)

Conß.

Ein Jahr iſt's heut', ſeit dieſe That geſchah,
Ein Jahr ſeit ich der Eure, — Hurrah! —
Drum laßt mit Jubeltönen
Der Freiheit und der Rache Tag mich krönen!

Fanfare.

Bergesfreiheit, Waldesrecht,
Haſt den Gram beſiegt.

Schmach dem winzigen Geſchlecht,
Das am Thale klebt.
Selbſt iſt, wer da wohnt, ein Knecht,
Wo die Knechtſchaft lebt
Muth und Leben iſt nur ächt,
Wo der Adler ſchwebt!

Chor.

Muth und Leben u. ſ. w.

Tony.

Freiheit, Jagd und Dirnengruß
Wein und Würfel, Hoch!
Hoch dem Schickſal zum Verdruß,
Das uns ſchnöd belog,
Von des Lebens Ueberfluß
Spärlich zu uns wog,
Spreu uns zumaß als Genuß, —
Das uns frech betrog!

Chor.

Spreu uns zumaß u. ſ. w.

Tony.

Dank ſei ihr, der friſchen Kraft, —
Dank dem kecken Muth,
Der uns Muth und Freiheit ſchafft, —
Lebens höchſtes Gut!
Weg aus dunkler Mauern Haft,
Zu des Waldes Huth!
Was der Knecht im Schweiß errafft,
Kauft der Schütz — im Blut!

Chor.

Was der Knecht u. ſ. w.

(Hornruf und Geräuſch außerhalb der Höhle, dem ein gellendes Pfeifen folgt, worauf Alles in Bewegung geräth, aufſpringt und zu den Waffen eilt.)

Nr. 4. Recitativ und Terzett.

Tony (ohne ſeinen Platz zu verlaſſen.)

Wer naht?

Ein Schütz.

Ein edles Fremdenpaar, zu Roß,
Im Wald verirrt, mit kleinem Dienertroß, —
Um für die Nacht ein Obdach zu erlangen.

Chor (mit wilder Freude.)

Herein! um hier im Bau den Fuchs zu fangen!

Tony.

Verirrten Wand'rer, der des Gaſtrechts Pflicht
Begehrt von ihm, beraubt der Tony nicht!
(Zu den Umſtehenden.)
Empfanget ſie, theilt das Mahl und zum Verſtecke
Die Waffen bringt, daß nichts den Argwohn wecke.

Scene 2.

Hermann von Hochburg und Otto von Starkenfels, von Niklas und einigen, mit leichtem Reiſegepäck beladenen Dienern begleitet.

Terzette.

Tony

Willkommen unter Waidmanns-Dach,
Zum Reſt des ſchlichten Mahles,
Zu Trunk und Raſt im Felsgemach
Und Euer Dank bezahl' es!

Hermann und Otto.

Was uns gewährt dein gaſtlich Dach, —
Den Trunk, den Reſt des Mahles,
Das Lager hier im Felsgemach, —
Der beſte Lohn bezahl es!

Tony.

Was Lohn! — (indem er Hermann in's Auge faßt für ſich.)
Ihr Heil'gen, trügt mein Aug' mich! nein;
Er iſt's — er ſelbſt, — in meine Macht gegeben!
Ich bin am Ziel! So lang nur laß mich leben,
O Himmel, um an Ihm gerächt zu ſein!

Hermann und Otto (bei Seite.)

Was ſinnt er? — Was ſein Begehr?! —

Conß (ſeine Bewegung bemeiſternd.)

Lohn?! — Nicht Lohn iſt mein Begehr!
(für ſich) Ich ſelber will, Verfluchter, Dir ihn zahlen! —
(laut) Der Wald hat Wild, der Keller Wein — ja mehr!
(für ſich) Dir lohnen meines Lebens Höllen=Quallen!

(Sich beherrſchend zu den Rittern.)

Willkommen unter Waidmanns=Dach;
Sprecht zu dem Reſt des Mahles! —

(Bei Seite auf Hermann blickend.)

Für Dich iſt dieſes Felsgemach
Das Thor des Todtenthales!

Hermann und Otto (bei Seite.)

Den Himmel wünſcht ich uns zum Dach
Und Hunger, ſtatt des Mahles! —
Gemahnt mich doch dies Felsgemach
Als Thor des Todtenthales!! —

Chor der Schützen.

(Nachdem ſie das Mahl nun beſchickt, ein Nachtlager bereitet haben.)

Nun edle Ritter, Alles iſt bereit!

Hermann und Otto.

(Am Feuer Platz nehmend.)

Erwünſchte Poſt, — der heut'ge Ritt war weit, —

Chor.

Doch wenig hat der Waidmann aufzutiſchen!

Hermann und Otto.

Genug, um müde Wand'rer zu erfriſchen!

Nr. V. Trinklied.

Chor.

Auf, Brüder, auf!
Laßt das Mahl uns neu beginnen,
Friſch vom Faß die Tropfen rinnen,
Lauf, Fäßlein, lauf!

Auf, Brüder auf!
Schließt der Sandmann Euch die Kehlen,
Darf ein Schlaftrunk doch nicht fehlen, —
Lauf, Fäßlein, lauf! —

Nr. 6. Recitativ Scene und Traum-Muſik.

Hermann (welcher dem Weine fleißig zugeſprochen hat, mit lebhaftem Humor.)

Lauf, Fäßlein, lauf! — Ein Wort nach meinem Sinne, —
Lauf zu, und Vivant Fäßlein Scherz und Minne!

Chor.

Sie leben — hoch!

Otto bei Seite zu Hermann.)

Bedenke wo Du biſt, —
An einem Ort, wo's nicht geheuer iſt, —
Der Diebe Zuflucht, — fürcht ich, — wie der Eulen!

Hermann (den neugefüllten Becher auf einen Zug leerend.)

Lauf Fäßlein, lauf! — Mit Wölfen muß man heulen!

Otto (dringend.)

Hinweg von hier!

Hermann.

Wohin, — bei dunkler Nacht?

Otto.

Die Nacht iſt beſſer, als der Böſen Macht.
O nicht zu viel vertrau' ihr!

Hermann.

Eitle Sorgen!

(Auf das ihm beſtimmte Lager hintaumelnd, während auch die Uebrigen ſich zum Schlafe niederlegen.)

Heut' ruh'n wir aus, — die Braut — umarm ich morgen!

Otto.

Es ſei! — doch weich' ich nicht — des Schlummers Kraft,
Bis — (indem er von ſeiner Müdigkeit nach und nach überwältigt wird,) glücklich wir — entronnen — dieſer Haft!

Traum-Muſik.

Während der erſten 6 Takte der Traummuſik vernimmt man aus der fern gelegenen Kloſterkirche Glockengeläute.

Conz

(Durch ſcharfes Umherſpähen ſich überzeugend, daß Alles ſchläft, und in heftigſter innerer Bewegung ſein Lager verlaſſend.)

Nr. 7. Recitativ Scene und Arie.

Des Herdes todten Kohlen gleich verglommen
Iſt aller dieſer Augen, trübes Licht!
Sie drückt der Schlaf mit ſeines Alps Gewicht,
Und Alle heißen ſolch' Gewicht willkommen;
Ich einziger, — willkommen heiß' ich's nicht!
Ich nicht — um einſam, wie die Stunden fließen,
Des Anblicks meiner Rache zu genießen! —
Hinweg du Schlaf, — Erbarmen,
Hinweg mit Deiner Laſt!
Ihn muß der Tod umarmen,
Wie er mein treulos Lieb umfaßt! —

(In Erinnerungen verſunken.)

O ſchöne Zeit wo einſt in Waldes Tiefen,
Beim edlen Waidwerk, ſchnell mir ſchwand der Tag,
Und Abends dann,
Ich ſtill beglückt in ihren Armen lag, —
Du biſt dahin, ſeit ſie die Treue brach, —
Seit er erſchien
Und ich, durch Ihn
Im Morden
Bin unterrichtet worden!
D'rum fahr' er hin in Sünden,
Des Schülers Kunſt dort unten zu verkünden!

(Indem er Hermanns Lager ſich nähert, reißt er ſein Jagdmeſſer aus der Scheide, jedoch im Begriff den Streich zu führen, tritt er zurück. Nicklas der plötzlich erwacht und mit Entſetzen jeder ſeiner Bewegungen gefolgt iſt, verkriecht ſich hinter einem Felſen.)

Doch halt! —
Wo reißt mich hin des dunklen Trieb's Gewalt?
Hier, unter'm eig'nen Dache, —
Im Schlaf, — ſo mordet Tony nicht! —
Verſchoben ſei die Rache,
Bis — losgetrennt von heil'ger Gaſtrechts-Pflicht, —
Sie keinen Schlaf und kein Vertrauen mehr bricht!

(Glockengeläute aus der fernen Kloſterkirche.)

(Nachdem mittlerweile der anbrechende Tag, durch die Bergſpalten dringend, die Höhle mit ſchwachem Schimmer zu beleuchten angefangen, wird jetzt auch das Geläute der Hirten, begleitet vom Zuruf der Alpenhirten auf den Schallmeyen vernehmbar, wonach die Schützen ſogleich vom Lager ſich aufraffen und nach dem Beiſpiele Tony's, zum Gebete das Knie beugen.)

Nr. 8. Gebet.

Muſik und Chor der Hirten hinter der Scene.
(Das Glockengeläute ſchweigt.)

Tony.

Maria, Heilige, behüt' uns!

Chor der Schützen.

Behüt' uns Maria!

Tony.

Nr. 9. Recit. und Frauenlied mit Chor.

(Nachdem er beim Schluß des Gebetes den im Kreiſe um ihn verſammelten Schützen ſeine Befehle ertheilt hat.)

Zum Aufbruch nun! — ſchon färbt der
Burgen Zinnen das Morgenroth, —
Die Zeit nicht laßt verrinnen,
Bereit iſt Alles nun, nicht fern das Ziel!

Hermann (ſich erhebend mit gezwungener Heiterkeit.)

Der Böſe — treibt, ſo ſcheint's mit mir ſein Spiel! —
Ein Traum —

Tony (geſpannt.)

Ein Traum?

Hermann.

Ließ mich nicht Ruhe finden
Und will des Weg's zur Hochzeit mich entbinden.

Traumlied.

Mir träumte, da ich kaum entſchlief,
Daß man mich laut bei'm Namen rief;
Und um mich ſchwamm's wie Nebelflor,
D'raus eine Stimm' drang hervor:
„Du wirſt kein Weib erwerben,
Und unvermählt einſt ſterben.“

Chor.

Du wirſt kein Weib u. ſ. w.

Hermann.

Und als der Ton verklungen kaum,
Zum Friedhof führte mich der Traum;
Da ſah ich — einen Leichenſtein
Und droben, bei dem Namen mein:

„Der nie ein Weib erworben
Und unvermählt geſtorben!!“

Chor.

Der nie ein Weib u. ſ. w.

Nr. 10. Recit. und Wanderchor.

Hermann Recit.

Doch lachen kann ich der Gefahr;
Denn morgen tret' ich zum Altar,
So daß, wenn flink der Tod nicht iſt —

Tony (unterbrechend.)

Ein Athemzug, wie lange Friſt,—
Iſt deſſen Arm erhoben,
Der Träume ſchickt von Oben!

Hermann.

Von Oben, meint Ihr, kömmt der Träume Zug? —
(indem er einen Beutel ihm darreicht mit Hohn)
Da, nehmt den Preis — von Eurem Leckermahle!

Tony (ebenſo.)

Nicht, — bis die Ehre des Beſuch's ich zahle!

Hermann.

Ihr wollt kein Geld? — nun wohl, ſo laßt uns fort.

Tony.

Nach Wunſch, ich führ' Euch, (ſtark betont) und zum
rechten Ort!

Chor der Schützen.

(zum Aufbruch ſich rüſtend.)

Halloh Halloh!
Das Bündel geſchnüret.
Die Füße gerühret,
Die Herzen froh!
Halloh, Halloh! —
Ob holprig, ob eben, —
Nur wandern iſt Leben,
Halloh, Halloh! —

Halloh, Halloh!
Das Bündel geſchnüret u. ſ. w.

(Bei der Wiederholung des Chores ſetzt ſich der Zug zum Abmarſch in Bewegung.)

Nr. 11. Recit. Scene und Duett.

Niklas.

(Nachdem der Zug verſchwunden und Alles ruhig iſt, mit vorſichtigem Umherſpähen ſein Verſteck verlaſſend.)

Fort ſind ſie! — Gelobt ſei Gott!!
Aus ihren Klauen bin ich errettet.

(Indem er ein Geräuſch zu vernehmen glaubt.)

O weh! — Hier kommen ſie zurück! — Nein! —
Ein Windſtoß war's der durch die Spalten pfiff! —
Was aber wird aus mir und — aus den Rittern,
Die ſich der Brut zur Führung gar vertraut,
Nachdem mit eig'nen Augen ich auf ihn
Des Hauptmanns Meſſer ſah gezückt! — Und Ihm, —
Ihm folgen ſollt ich? — nein nicht um die Welt!
Da ſuch' ich lieber mir den Weg allein. —

(ſchnell ſich ängſtlich umſchauend, ab.)

Verwandlung.

(Gebirgsgegend, in der Ferne ein Kloſter.)

Scene 3.

Tony, (welcher mit Leichtigkeit von einem Felſen herabklimmt, während **Hermann** und **Otto** mit einigen Dienern, langſam und vorſichtig folgen.)

Tony (den Nachbleibenden zurufend)

Nur friſch geklettert! — Zagt Ihr? Kinderſpiel!

(indem er von einer Klippe auf den Boden ſpringt, zu **Hermann**)

Wir ſind zur Stelle, — (doppelſinnig) Eurer Wand'rung Ziel! —

Hermann (nachdem er und die Uebrigen den Boden erreicht, und um **Tony** ſich geſammelt haben.)

Ja in wenig kurzen Stunden
Iſt's vollbracht, das Ziel erreicht, —
Iſt die Theure mir verbunden
Der mein Sinn ſich zugeneigt!

Otto (zu **Tony** gewendet)

Doch wo, — ſagt an, die Diener, mit den Pferden
Vorausgeſandt, — wo wir ſie treffen werden?

Tony (ſeitwärts zeigend)

Am Kreuzweg dort, der jene Höhe berührt,
Und links zur Eb'ne, rechts nach Stahleck führt!

Duett.

Hermann (zu **Otto**)

Noch einmal, Freund, laß Dich erweichen, —
Komm' mit zur Hochzeit zaud're nicht!

Otto.

Noch heut' die Heimath zu erreichen
Befiehlt mir heil'ge Sohnespflicht.

Hermann.

Ein Trennungstag, ob mehr, ob minder,
Nicht ſtört des Wiederſehens Luſt!

Otto.

Je näher ihr, um ſo geſchwinder
Mich Sehnſucht treibt zur Mutterbruſt!

Hermann.

Komm' mit und ſieh, ob zu beneiden,
Mein Loos in Bertha's Arm nicht iſt.

Otto.

Noch zwingt der Stahleck Burg zu meiden,
Mich unſerer Häuſer alter Zwiſt!

Beide.

So leb' denn wohl, da Freundes Bitte
Dein } Herz nach { meinem
Mein }   { Deinem Wunſch nicht lenkt,
Bis einſt der Lenker aller Schritte,
Ein fröhlich Wiederſehn uns ſchenk! —

Nr. 12. Finale.

Tony.

(welcher ihnen, da ſie ſich entfernen wollen, gebieteriſch in den Weg tritt, zu Herrmann)

Halt ein, und Rede ſteht mir!

Hermann und Otto.

Wie vermeſſen! —

Conz (zu Hermann.)

Ihr habt, Herr Ritter, Eure Schuld vergeſſen!
Umſonſt nicht ſchafft der arme Waldesſohn, —
Er fordert jetzt den ſchuld'gen Botenlohn!

Hermann.

Was ſoll das? — Macht dem ſchaalen Spaß ein Ende!

Conz (ernſt und feierlich.)

Befiehl die Seel' in Deines Gottes Hände!
Nur kurze Friſt
Dir noch gegönnet iſt;
Bereite Dich zum Sterben.
Um Gnade Deiner Seele zu erwerben!

Hermann.

Was ſoll das?

Conz.

(Mit einem Stoß in's Horn, worauf ſeine Leute rings aus den Büſchen hervor- und auf die Fremden einſtürzen, welche, mit Ausnahme von Hermann, übermannt, zu Boden geworfen, und entwaffnet werden.)

Hermann.

Nur ich?

Conz.

Nur Du!

Hermann (ſein Schwert ziehend.)

Verſuche denn dein Heil,
Mein braves Schwert!

Conz

(der mit Rieſenkraft ihm es nach kurzem Zwei-Kampfe aus der Fauſt ſchlägt, und ſeinen Hirſchfänger tief ihm in die Bruſt ſtößt.)

Du fällſt auf meinen Theil! —

Hermann (zu Boden ſinkend.)

Wer that mir das?

Conz.

Der Alles hat verloren

Durch Dich, und — blut'ge Rache Dir geſchworen,
Die nun vollbracht! — Erkennſt Du mich?

Hermann.

Du biſt's!

Conz.

Ich bin's, deß Rachedurſt geſtillt nun iſt! —

Ein Schütz (zu Conz auf die Gefangenen deutend.)
Und dieſe!?

Conz.

Laßt ſie frei! — Kein Raub beflecke der Rache Werk!

Otto.

(In Freiheit geſetzt, dem Verwundeten zueilen.)
Er ſtirbt! — Herbei, zu Hülfe! — Eilt!
Eilet! —

Hermann.

(Von den hinzutretenden Dienern unterſtützt, denen mehrere Landleute nach und nach ſich zugeſellend.)

Sein Meſſer traf zu tief! — Kein Balſam heilet
Die Wunde und — jener Traum, — o flieh! —
Er hatte Recht, — die Braut — erwarb ich nie!
Doch harrt ſie mein, — drum geh' und bring die Kunde
Der Freiheit ihr, und — meiner — letzten Stunde,
Dem Freund ihr Herz, und deſſen wirrer Lauf
Nun — endet — hier!

Otto (ihm die Hand reichend.)

Es ſei! Hier mein Wort darauf!

Hermann.

Mich aber tragt, die Seele zu entladen
Und — in der Beichte Thau — ſie rein zu baden, —
In's Kloſter, — da noch and're Miſſethat
Mich ſchwer bedrückt; O eilt! — Die Stunde naht!

Otto.

Unerwartet ſchnell entriſſen
Ward er dieſer Erdenpein;
Und das folternde Gewiſſen
Schläft mit ihm im Grabe ein.

Chor der Diener und Hirten.

Geſtern noch in Jugendblüthe, —

Heut' verzehrt von Todespein,
Wirſt Du, Ew'ger, — Quell der Güte,
Ihm ein milder Richter ſein!

Chor mit Orgelbegleitung hinter der Scene.

Te decet hymnus Deus in Sion;
Abs te alter deus venit. — Amen!

Otto.

Steiget nieder heil'ge Klänge,
Fromm geweiht dem Frühgebet,
Fleht Entſühnung auch ihr Sänge
Ihm, der vor dem Richter ſteht!

Allgemeiner Chor.

Fleht Entſühnung auch ihr Sänge
Ihm, der vor dem Richter ſteht!

Zweiter Akt.

(Gothiſcher Saal auf Schloß Stableck, feſtlich ausgeſchmückt und beleuchtet, mit einer reichgedeckten Tafel.)

Scene 1.

(Diener und Landleute ſind beſchäftigt den Saal zu ſchmücken und die Tafel zu ordnen.)

Nr. 13. Chor.

Fort und rührt die Hände,
Daß der ſtaub'gen Wände
Graue Nacht
Decke bunter Blumen-Pracht!
(Alle ab.)

Scene 2.

(Bertha in Gedanken vertieft, mit einer Roſe tändelnd, nachher Roſabella.)

Nr. 14. Recitativ und Romanze.

Bertha.

Vergebens zieht mich
Des Abends duftig kühler Hauch zum Garten!
Die Ruhe flieht mich,
Und dort, wie hier, iſt ahnendes Erwarten
Mit banger Furcht im Streite.
So neigt ſich, ſchwankend, hin nach jeder Seite
Mein armes Herz,
Von ſchmerzlich banger Luſt und ſüßem Schmerz geſpalten,
In zwei ſich widerſtrebende Gewalten.

Wie ſich's regt im Schooß' der Roſe,
Um die Knoſpen-Nacht zu ſprengen,
Während jenem holden Drängen
Widerſtrebt des Sturms Getoſe; —

So auch heißt ein inn'res Regen
Den Erwarteten mich lieben,
Dem doch, als mir fremd geblieben,
Banger Zweifel kämpft entgegen;
Und ſo theilt ſich Luſt und Schmerz
In mein tiefbewegtes Herz.

Ob bei'm milden Licht der Sterne
Sie der Maienthau befeuchte
Ob ein Wetter drohend leuchte,
Und es donn're in der Ferne —
Zarter nur ſchlägt Philomele;
Nicht vermagſt du es zu ſagen
Sind es Wonnen, ſind es Klagen
Die durchbeben ihre Seele, —
Und ſo theilt ſich Luſt und Schmerz
In mein tiefbewegtes Herz.

Nr. 13. Recitativ, Tiroleſe und Duett.

Roſabella.

Noch immer zeigt ſich nichts! der Thürmer ſchweigt, —
Kein Bräutigam, ſo weit das Auge reicht!

Bertha.

Willkommne Friſt!

Roſabella.

Was hör ich?

Bertha.

Ja, was Sehnen
Und Luſt bei *Andern*, weckt bei *mir* nur Thränen.

Roſabella.

Thränen, Kind, am Hochzeitstage,
Thränen, ei, was fällt dir ein?
Soll denn mit der Luſt die Klage
Schon ſo früh verbunden ſein? —
Weinen laß die armen Mädchen
Die verlaſſen und allein,
Dreh'n am zarten Liebesfädchen,
Drehten ſie's auch noch ſo fein.

Bertha.

Wie kann ich Ihn, den nie mein Auge ſah,
Ihn lieben, — da Erinnerung ſo nah
An jenes Glück mir iſt, das zu vergeſſen
Umſonſt ich trachte!

Roſabella.

Himmel, wie vermeſſen!
An welches Glück?

Bertha.

Nun iſt's im dritten Jahr
Da anvertraut ich noch dem Kloſter war,
Daß eines Tags, am St. Brigitten-Feſte
Mein Aug', inmitten des Gewirrs der Gäſte,
Auf einen Jüngling fiel, der unverwandt
Den Blick auf mich geheftet, ſeitwärts ſtand,
Und da ich ſchied, durch leiſer Seufzer Weh'n
Sein zu gedenken ſchien mich anzufleh'n.

Roſabella.

Doch Stand und Name —

Bertha.

Blieb in Nacht gehüllt, —
Sein ſtummes Wünſchen aber — ward erfüllt!
Nimmer werd' ich dein vergeſſen,
Theures Bild, das doppelt hell
Heut, durch vor'ger Tage Dunkel,
Strahlt in meines Auges-Quell!

Roſabella.

Ziemts an Bilder jetzt zu denken, —
Jetzt, — wo der Verlobte naht?
O, der unerfahr'nen Jugend,
Die nicht ahnt des Böſen Saat!

An des ſtrengen Vaters Willen,
An der künft'gen Gattin Pflicht
Denke; — nicht an eitle Bilder,
Nein, denn Bilder freit man nicht!

Bertha.

Fügen mich des Vaters Willen
Werd ich nun der Gattin Pflicht,
Doch der Jugend theure Bilder
Dennoch drum vergeſſen nicht!! —

Nr. 16. Arioſo mit Chor.

Scene 3.

(Conrad, Freiherr von Stahleck und Junker Tobias in Begleitung von Hochzeitsgäſten, Dienern und Landvolk.)

Stahleck.

Ein ganzer Frühling lacht
Von dieſen alten Mauern nieder! —
Kaum kenn' ich ſelbſt im eig'nen Schloß mich wieder,
Ei welche Pracht!

Tobias und Chor.

Ein ganzer Frühling lacht
Von dieſen alten Mauern nieder;
Befriedigt ſchweift das Auge hin und wieder,
Ei welche Pracht!

Nr. 17. Recitativ und Canon.

Roſabella (durch's Fenſter ſchauend).

So dunkel iſt die Nacht und ohne Sterne,

Bertha (mit Lächeln).

Daß ſelbſt der ſchärfſte Blick nicht dringt in's Ferne!

Roſabella.

Doch jetzt, — mich dünkt — ich höre Pferdetrab!

Bertha.

Ein lock'rer Stein nur rollt den Berg hinab!

Stahleck.

Was kann begegnet ſein? — Die Stunden eilen
Und nicht natürlich ſcheint mir dies Verweilen.

Canon.

Bertha, Roſabella, Stahleck, Tobias.

Ein unerklärlich Bangen
Verdrängt die Hochzeitsluſt!
Halb Furcht und halb Verlangen
Durchzittert meine Bruſt.

Es reiht ſich Stund an Stunde, —
Die Hoffnung wächſt und ſinkt;
Und Niemand kömmt, der Kunde
Von dem Erharrten bringt.

Nr. 18. Recitativ und Scene.

(Trompetenſtoß von der Burgzinne.)

Roſabella.
Er iſt's!

Bertha.
O Gott!

Tobias.
(Zu den umſtehenden Dienern, mit denen er eilig den Saal verläßt.)
Mir nach, mit Fackeln, — eilet!

Stahleck (an's Fenſter tretend.)
Er ſteigt ſchon ab! — Wo ſein Gefolg' nur weilet? —
Man ſchließt das Thor, — ſo kam er ganz allein?! —

Roſabella.
Welch' edle Haltung! ritterlich und fein!

Bertha.
Mir klopft das Herz! wie tret' ich ihm entgegen?!

Roſabella.
Nur Muth gefaßt, das Klopfen wird ſich legen!

Bertha.
Dem Unbekannten liebend ſoll ich nah'n.

Roſabella.
Schon manche freiten, die ſich niemals ſah'n! —

Scene. 4.

Nr. 19. Finale.

(Otto, von Tobias und Fackelträgern begleitet, denen Schnitterinnen und Landleute in feſtlicher Kleidung mit Kränzen und Blumen verſehen, ſich anſchließen, ſpäter Nicklas.)

Stahleck (den Ankommenden entgegen.)
Willkommen, meines Freundes edler Sproße,
Des Waffenbruders Sohn, zu Fuß und Roß,
Im Ernſt und Schmerz, — nun bald mein eigner Sohn,
Dem aufgeſpart der Freundſchaft höchſter Lohn!

Otto (ernſt und feierlich.)
Erlaubet —

Stahleck (unterbrechend.)
Nein, — nicht zwiſchen uns der Worte
Bedarf es noch!

Otto.
Ich komme —

Stahleck.
Wenn auch ſpät, —
Zu off'nem Herzen doch, und off'ner Pforte!

Otto.
Mein Wille —

Stahleck.
Gilt bei mir als volle That!

Otto.
Vergönt nur —

Stahleck (Bertha vorſtellend).
Hier die Braut!

Otto und Bertha (bei Seite).
O welches Bangen! —
(Nachdem ſie einander näher in's Auge gefaßt haben)
Was ſeh ich' ja { Sie iſt's / Er iſt's } O Himmelsluſt!
Sie mir ſo nah! — Geſtillt iſt mein Verlangen;
O Glück, zu groß für dieſe arme Bruſt!!

Stahleck.
Doch jetzt zu Tiſch! — zum feſtlich frohen Schmauſe!

Tobias und Chor der Gäſte.
Zu Tiſche!

Otto (bei Seite).
Was ſoll ich thun, — wo Schweigen
Verrath, — und Reden, ſchrecklicher als Tod,
Mit Schmach und ew'ger Trennung mich bedroht!? —
(Indem er, auf die wiederholte Nöthigung des Freiherrn, Bertha's Hand ergreift und ſie an den Tiſch führt, wo Beide mit den übrigen Gäſten Platz nehmen.)
So mög' ein Gott den rechten
Weg mir zeigen! —

Paſtorale.

(Mit Begleitung eines nationalen Tanzes, welcher während des Mahles ausgeführt wird.)

Chor.
So voll Blumen der Garten,
So voll Bäume der Hain, —
So voll Freud Euer Leben,
So voll Glück ſoll es ſeyn!
Odio, — Ode dio!

Wie die Felder voll Aehren,
Wie die Wieſen voll Heu,
So voll Lieb' ſoll'n die Herzen,
So voll Lieb' ſeyn und Treu!!
O, — de dio.
Mag dann kommen der Winter
Mit ſtürmender Wuth,
Bleibt im Hauſ' doch der Frieden
Und im Herzen die Glut.
Odio! — Ode dio.

Stahleck (nach Beendigung des Tanzes mit erhobenem Becher).
Des Bräutpaar's Wohl! —

Roſabella, Tobias und Chor.

Es lebe! —

(Trompetenſtoß vom Thurme und Bewegung in der Verſammlung.)

Stahleck.

Still, — wer naht? —

(Des Schaffners anſichtig werdend, welcher bleich und mit verſtörtem Geſicht hervortritt.)

Du Nicklas!? Säumiger, — warum ſo ſpät,
Da längſt mein Eidam hier, dem ich dich ſandte zum Willkomm!

Nicklas.

Wehe dem, deß Zung' ihn nannte!

Stahleck.

Was heißt das? — ſprich!

Nicklas.

Dein Eidam Herr iſt — todt!

Bertha, Roſabella und Tobias.

O Gott!

Chor.

Iſt todt!?

Stahleck.

Du lügſt, — hier, ſieh' ihn ſelbſt!

Otto (bei Seite.)

O bittre Noth!

Nicklas.

Nicht alſo! denn am Kreuzweg — wen'ge Stunden
Von hier, — erſchlagen hab' ich ihn gefunden,
Und mit den Dienern, die das Schwert verſchont,
Im Kloſter — der Beſtattung beigewohnt!

Stahleck.

(Auf Otto deutend, in höchſter Spannung.)

Und dieſer? —

Otto.

(Indem er ſich von ſeinem Sitze erhebt, mit Würde.)

Otto heiß' ich! — Herr und Erbe von Starkenfels!

Alle (außer Stahleck.)

O Gott!

Stahleck (kraftlos zurückſinkend.)

O Wort voll Pein, ich — ſterbe!

Otto.

Vom Bräut'gam mit der Todespoſt geſandt
Und, — für ihn ſelbſt gehalten unerkannt
Hier weilend —

Stahleck.

Schweig! Verräther, den zu ſchau'n
Mir bangt, — deß Name mich erfüllt mit Graun;
Denn du, — zu viel der Unthat und des Hohn's, —
Du biſt — der Mörder meines einz'gen Sohn's!!

Bertha, Roſabella, Nicklas und Chor der Frauen

O Himmel!

Tobias und Chor der Männer.

Ha Rache!

Otto.

O Himmel, — ich?

Stahleck (zu den Umſtehenden.)

Ergreift ihn!

Otto.

Nicht entweihet
Das Gaſtrecht! — falſch iſt, weſſen Ihr mich zeihet!

Kratzleck.

Du ſchlugſt ihn, — Du — in dunkler Waldesſchlucht,
Und ſuchteſt Rettung dann in feiger Flucht!
Fort, Verruchter, flieh von hinnen,
Vor der Blutſchuld Strafgericht!
Meinem Schwert magſt Du entrinnen, —
Meinem Haß entfliehſt Du nicht.

Tobias, Micklas und Chor.

Fort, Verruchter, flieh' von hinnen,
Vor der Blutſchuld Strafgericht!
Seinem Schwert magſt Du entrinnen, —
Unſerm Haß entfliehſt Du nicht.

Otto.

Thatluſt treibt mich fort von hinnen, —
Nicht der Blutſchuld Strafgericht, —
Laß' mich ungekränkt entrinnen,
Deinen Haß verdien' ich nicht!

Bertha und Roſabella.

Fort, Verbannter, flieh' von hinnen, —
Vor des Haßes Strafgericht!
Laßt ihn ungekränkt entrinnen,
Er, — er iſt der Schuld'ge nicht!

Kratzleck, Tobias, Micklas und Chor.

Fehde ſchwör ich Dir und Rache
Bis mein Lebensquell verſiegt, —
Bis {mein / ſein} Haupt — das Alterſchwache,
Oder Dein's im Staube liegt!

Otto, Bertha, Roſabella.

Theilen will {ich / er} ſelbſt die Rache
Bis {mein / ſein} Lebensquell verſiegt, —
Stürzen {deiner / unſre} Kraft, die ſchwache, —
Bis der Feind im Staube liegt! —

Dritter Akt.

(Burghof auf Stahleck.)

Scene 1.

(Stahleck und Tobias, von Rittern, Reiſigen und Landleuten umringt.)

Nr. 20. Enſemble.

(Stahleck, Tobias und Chor der Ritter und Reiſigen.)

Tobias und Chor.

Beklagt den Gebeugten! ſein Arm iſt erſchlafft,
Zu ſtrafen den Mörder gebricht ihm die Kraft,
Verzweiflung erfaßt ihn in zehrendem Schmerz,
In Jammer wird brechen dem Greiſe das Herz
Und ewig ſein Auge ſich ſchließen.

Stahleck, Tobias und Chor.

Ihr Freunde kommt, — ergreift die Waffen,
Um Recht und Rache {mir / ihm} zu ſchaffen,
Im Kampfe mit dem feindlichen Geſchick!!
(Alle ab.)

Scene. 2.

(Otto, ſpäter Tony, als Pilger.)

Nr. 21. Recitativ und Cavatine.

Otto.

Umſonſt des Schloßes Wall, — der Mauern Zinnen,
Umkreiſt mein Blick, — umſonſt! — ſie zeigt ſich nicht!
Doch, was geſchieht, — ich weiche nicht von hinnen,
Bis ich ſie ſah, — ihr Mund mein Urtheil ſpricht;
Und ſollte tauſendfach mich Tod umgeben, —
Ich weiche nicht, denn Ihr — gehört mein Leben!
Drum, o Schickſal, laß mich wiſſen,
Ward erwidert dieſer Schwur,
Fand die Liebe, ſtill befliſſen,
Auch zu Ihrer Bruſt die Spur? —

Doch erreicht mein treues Werben
Nicht den langerſehnten Preis,
Dann, o Schickſal, laß mich ſterben,
Wie ein früh verwelktes Reis!

Conz (als Pilger verkleidet.)

Nr. 12. Recitativ und Duett.

Conz.

Zu rechter Zeit noch komm' ich an!

Otto.

Ein Pilger! — Deinen Segen frommer Mann!

Conz (bei Seite mit Ueberraſchung.)

Er iſt's. — (Laut.) Nicht würdig bin ich, ihn zu ſpenden,
Ich ſelbſt erwart' ihn erſt von höher'n Händen.

Otto.

Mein Vater, — ſchlägt ein Herz für And'rer Noth
In Eurer Bruſt, —

Conz.

Was ſoll ich thun?

Otto.

Bedroht durch Stahleck's Herrn mit Aechtung und Verderben, —
Verklagt des Mord's an ſeinem Sohn und Erben, —

Conz.

O Gott!

Otto.

Doch ſchuldlos! Es ſchließt ſich mir dies Thor,
Drum geht und ſucht den Weg zu Bertha's Ohr!
Sie liebt mich, — meiner Unſchuld wird ſie glauben, —
Ich liebe Sie und nichts ſoll mir ſie rauben!

Conz (mit Wärme.)

Es ſey! — d'rum bin zu Ihr, die, ſtill beglückt,
Den Brautkuß bald auf deine Lippen drückt!

Otto.

Wer biſt Du?

Conz.

(Den falſchen Bart, welcher ſein Geſicht verhüllt, wegnehmend.)
Sieh mich an!

Otto.

Entſetzen, —
Sein Mörder! — Gott!!

Conz (die Bruſt ihm darbietend).

Ja! und magſt Du nun,
Um Freundes Pflicht nicht zu verletzen,
Mit mir nach Deinem Willen thun.

Otto (mit gezücktem Schwerte).

So ſtirb! — die Hand mir fühl ich beben!
Iſt's Mitleid, iſt's Gefühl der Schmach
Dem Waffenloſen Tod zu geben, —
Ihm, der zu dienen mir verſprach?! —

Conz.

Wohlan! ſo überlaß die Rache
Dem Himmel, daß nicht Blut und Tod
Entweihe der Vergeltung Sache
Und — Deines Glückes Morgenroth!

Otto.

Was ſagſt Du?

Conz.

Wahrheit! — hier im Leben
Zu thun noch bleibt mir eine Pflicht:
Was ich geraubt, zurückzugeben;
Und ſie zu üben ſäum' ich nicht!
Statt ſeiner, den des Todes Schatten
Nun deckt, — durch mich der Braut entrückt, —
Empfängt ſie heut' den würd'gern Gatten,
Der ſie, — ſo wie ſie ihn, — beglückt!

Beide.

{Sodan
{Wohlan in ſtrenger Buß und Klage
Nach treu vollbrachtem Pilgerpfad,
{Beſchließ' ich meine ſünd'gen Tage,
{Beſchließe Deine letzten Tage
Im Kloſter nach des Ew'gen Rath!

Otto.

(Nachdem er dem Pilger verſöhnt die Hand gereicht und dieſer ihn, um ſich in's Schloß zu begeben, verlaſſen hat.)

Nr. 23. Cabaletta.

Otto.

Nicht ich will mich erkühnen,
Des Himmels Schwert zu ſein.
Die blut'ge Schuld zu ſühnen
Sei ſein Geſchäft allein,

Und Du Verklärter ſchaue,
Verzeihend her auf ihn, —
So wie ich feſt vertraue:
Es ſei auch Dir verziehn!

Scene 3.

(Bertha, von Tony geführt, der ſeine Verhüllung als Pilger wieder angenommen hat.)

Nr. 24. Duett.

Tony (zu Bertha.)

Der Abend ſinkt, — nur Muth, — wir ſind Ihm nah!

Otto (Bertha erblickend.)

Ja Du biſt's! Du ſchenkſt mir Deine Nähe,
Zürnſt ob meines Wünſchens Kühnheit nicht,
Da was längſt vom Himmel ich erflehe,
Wie ein Stern aus dunkler Wolke bricht!

Bertha.

Strafbar bin ich, dem mein Ohr zu leihen,
Der, — ein Fremdling, eingehüllt in Nacht,
Mich mit Pflicht und Sitte will entzweien,
Und doch längſt mein nicht mehr gedacht!

Otto.

Welch ein Wahn! ſeit jenem Kirchenfeſte
Wo zuerſt mein trunk'nes Aug Dich ſah
Und Dein Bild ich hier im Buſen trage,
War mein Denken all' und Sein Dir nah! —

Beide.

Da trieb { mich / Dich } fort des Kaiſers Machtgebot,
Zum fernen Ungarland, in Kampf und Tod,
Doch blieb { Dein Schwert den Feinden / dem Leid der Trennung } preisgegeben
Nur Dir geweiht mein Lieben und mein Leben!

Otto.

O Tag voll Seligkeit, o Tag voll Luſt,
Die Langerſehnte drück' ich an die Bruſt;

Bertha.

Und bald auch, wann mein Vater iſt verſöhnt,
Ein ſüß'res Bündniß unſ're Wünſche krönt;
Es lacht die Zukunft mir mit gold'nem Schein,
Ich liebe Dich, und bin und bleibe Dein!

Beide.

Ein mild geneigt, ein wunderbar Geſchick,
Verbürgt uns unſ'res Bundes höchſtes Glück;
Ich fühle Wonne meine Bruſt durchziehn,
So laß uns jetzt in Vaters Arme flieh'n!

Nr. 25. Finale Scene 4.

(Stahleck, Tobias, Roſabella, Nicklas, Ritter, Knappen, Schloß- und Landleute, Diener mit Fackeln).

Stahleck (zu Otto).

Du hier, Verwegner und — was muß ich ſeh'n
Mein Kind, — mein Kind in eines Mörders Armen!
(zu Bertha) Hinweg von ihm!

Bertha.

O Vater, hör' mein Fleh'n!

Stahleck.

Er ſterbe!

Bertha.

Schuldlos iſt er! — Habt Erbarmen!

Stahleck (zu ſeinen Begleitern.)

Herbei! — was ſäumt Ihr? — Haut ihn nieder!

Conz (dazwiſchen tretend.)

Halt
Gebiet ich Euch, kraft meines Amts Gewalt!
Vom Grafen, Eurem Eidam, der in Frieden
Nach off'ner Beicht in meinem Arm verſchieden,
Verſeh'n mit Auftrag, mach' ich offenbar:
Daß — Er ſelbſt — Deines Sohnes Mörder war,
Und ſchnöder Habſucht, ſtatt ihr obzuſiegen,
Gefolgt, — um Bertha's Hand — die That verſchwiegen.

(Dem Freiherrn ein Medaillon, an einer goldenen Kette befeſtigt, überreichend.)
Hier die Beglaubigung!

Stahleck (zu Bertha gewendet).
Himmel! Sieh — Dein Bild, —
Das der Verlorne trug!

Tony.
Und nun vergilt
Dein Unrecht, Herr! (Auf Otto deutend und mit Nachdruck.)
Der ſchuldlos Angeklagte
Liebt Deine Tochter und auch ſie verſagte
Ihm nicht ihr Herz. — Wohlan, als Friedenspfand
Umſchlinge Beid' ein unauflöslich Band!

Stahleck (mit Entrüſtung)
Was ſagſt Du, — Er — dem Hauſe, dem verhaßten
Entſtammt, worauf der Stahleck Flüche laſten?!

Roſabella, Tobias, Nicklas und Chor.
Vergebung! — Senkt den alten Streit
In's Dunkel der Vergeſſenheit!

Tobias.
Vergebung! — Hochzeit giebts, nicht Streit,
Herbei! zum Feſte ſind bereit.

Chor der Landleute.
Wie die Wieſen voll Heu,
So voll Lieb ſoll'n die Herzen,
So voll Lieb' ſein und Treu!!

Otto und Bertha (des Vaters Knie umfaſſend.)
Vergebung, Herr, — laß ruh'n den Streit! —
O Wonne, — ja, — Dein Herz verzeiht.

Stahleck.
(zu Otto, ihm Bertha's Bild überreichend:)
Nimm Bertha's Bild — es tilgt den Streit, —
Nimm hin ſie ſelbſt, — mein Herz verzeiht!

Tony.
Ihr ſeid vereint! — Erfüllt ſind die Geſchicke, —
Der Frevler ſank dahin in Todesnacht,

Daß hell der Unſchuld Aug' in's Leben blicke! —
Mir bleibt die Buße, — ſei ſie denn vollbracht!
Nach Rom, nach Rom!

(Glockengeläute und Orgelklänge aus der Schloßkapelle.)

Die Glocken hör ich rufen,
Euch zum Altar —

(Indem er ſich langſam entfernt.)

Mich zu St. Petri Stufen!

Sextett und Schluß-Chor.

Otto und Bertha.

Horch! es ruft der Glocken Ton!
Freudig folg ich zur Kapelle,
Und empfang an heil'ger Stelle,
Treu'ſter Liebe ſchönſten Lohn!

Stahleck, Roſabella, Tobias, Nicklas und Chor.

Horch! es ruft der Glocken Ton!
Folgt dem Prieſter zur Kapelle.
Und empfangt an heil'ger Stelle,
Treu'ſter Liebe ſchönſten Lohn!

(Otto erfaßt Bertha's Hand und führt ſie langſam der Kapelle zu. Stahleck, Roſabella, Tobias, Nicklas folgen. Ritter, Knappen, Schloß- und Landleute ſchließen den Zug. Während im Hintergrunde auf einer Anhöhe Tony, ſeine Hände ſegnend ausſtreckend, nochmals ſichtbar wird, fällt der Vorhang.)

Ende der Oper.

Veteranen-Lieder.

Veteranen-Lieder.

Ein

Tagebuch aus den Befreiungskriegen

von

Franz v. Elsholtz

Königl. Preußiſchem Rittmeiſter a. D.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1865.

Vorwort.

An Euch, theure Waffenbrüder in allen Gauen des deutſchen Vaterlandes, niedrig und hoch, reich und arm, bekannt und unbekannt, die Ihr für die Befreiung deſſelben von der Fremdherrſchaft in den Kampf ginget und ihn ruhmvoll zu Ende führtet, — zugleich aber an die Nachkommen, das edle kriegeriſche Geſchlecht, welches ſeit unſerm Rücktritt die Landesfahnen bewacht und in den neueren Kämpfen mit unverwelklichen Lorbeern ſich geſchmückt hat, — endlich auch an alle Theilnehmenden in Stadt und Land, jedes Standes, jedes Alters und Geſchlechts, zumal an die edlen Bewohner Leipzigs, die heute vor einem Jahr uns ein Feſt bereitet, wie die Welt vielleicht nie ſah und je wieder ſehen wird, — ein Feſt, nicht des prunkenden Scheins, ſondern der herzinnigſten Gemüthlichkeit, — an Euch Alle iſt dieſes Büchlein gerichtet, das einige Momente aus dem großen Kriegsdrama des dreizehner Jahres und dem Leben der Mitſpielenden den Alten in das Gedächtniß zurückrufen, der Jugend aber als Mahner und Wecker vorführen will, — mit der Bitte, ſoviel an Euch iſt, beizutragen zur Förderung des weiteren Zweckes, welcher dahin geht, eine ſorgenloſe Stunde dieſem oder jenem alten Krieger zu bereiten, dem ſolche Stunde ſelten oder nie vergönnt iſt. Kauft alſo, Ihr Beglückteren, kauft das Büchlein, ob gut oder ſchlecht, des Zweckes wegen, ja ſchenkt es ſogar ſolchen, zu deren Erheiterung es beſtimmt iſt, denn Ihr ſchenkt ihnen dann mit dem Saft der Traube, den der Kaufpreis gewährt, zugleich den Wein der Erinnerung, der nicht ſelten mehr als jener berauſcht. Ein alter Soldat aber fürchtet ein

Räuſchchen nicht, darum Ihr denn, wenn nicht durch das Buch, doch durch das Geld dafür, ihn befriedigen könnt.

Auch an Euch aber, Ihr edlen Frauen und Jungfrauen in Stadt und Land, auch an Euch ergeht mein Geſuch, Ihr wollet dieſe Lieder in Euren Schutz nehmen, denn obwohl Soldatenlieder, werden ſie doch Eurem feinen Sinne nicht zu nahe treten, vielmehr ein neues Zeugniß der treuen Verehrung für Anmuth und Schönheit darbieten, wovon der Verfaſſer jederzeit durchdrungen war.

Hiermit aber, Ihr Theuren alle, deren Beiſtand er anruft, nimmt der Veteran, doch nicht für immer, Abſchied von Euch, indem noch Stoff genug für den zweiten und dritten Akt des großen Dramas ihm übrig bleibe, worin er, wenn auch mit ſilbernen Wehrgehängen und Schnüren, anſtatt, wie früher, mit wollenen, ſeine Rolle pflichtmäßig mitſpielte, ja, nach verſchiedenem Kleiderwechſel dahin zurückgekehrt, von wo er ausging, — zum geliebten Ziethen-Regiment, deſſen Uniform durch königliche Huld ihm beigelegt iſt, — mit Stolz ſich des Namens bedient, womit die holden Bewohnerinnen der Pleißeſtadt unter den Blumenſpenden des vorjährigen Feſtzuges ihn tauften, — mit dem Namen

Der rothe Huſar.

Geſchrieben zu Hebenberg am Würmſee, am Jahrestage der Leipziger Jubiläumsfeier.

Veteranen-Lieder.

1.

Aufruf zu den Waffen.

Hornung oder Thau-Monat. — Blaſius-Tag.

Der König rief und raſch, wie Windesweben,
Durchlief der Ruf das ſchwer bedrängte Land, —
Dies Land, das ſchmäl'ger Knechtſchaft hingegeben,
Des Leidens Becher leerte bis zum Rand.

Das Volk ſteht auf, — in Straßen, Markt und Gaſſen
Wie Bienenſchwärme regt ſich's, — Jung und Alt
Sieht Haus und Hof und Werkſtatt man verlaſſen,
Zu brechen fremden Uebermuths Gewalt.

Nach Waffen ſucht, nach Führern ruft die Menge,
Es ſchließt zum Kampf Verein ſich an Verein;
Hoch, Reich und Arm mit wachſendem Gedränge,
Und Keiner, — Keiner will der Letzte ſein.

Den Gatten Frau und Kind man ſieht verlaſſen,
Den Sohn ſich reißen von der Mutter Bruſt,
Die Hand des Bräutigams das Schwert erfaſſen,
Der höhern Pflicht — wie ſchwer auch — ſich bewußt.

Und wie die Männer eilen zu den Waffen,
Voll edlen Wettſtreits drängen ſich die Frau'n;
Durch ihr Erſpartes, ihrer Hände Schaffen
Am großen Werk der Freiheit mit zu bau'n.

Geſchirr von Silber, köſtliches Geſchmeide
Sie legen auf des Vaterlands Altar;
Ja eine Jungfrau, — mehr als Gold und Seide,
Als Opferſpende bringt — ihr goldnes Haar.

Bei Tag und Nacht man ſieht, auf allen Wegen,
Zu jedem Dienſt, die holde Schaar bereit,
Die Streiter ſättigen, der Kranken pflegen,
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit.

Es fällt des Standes, fällt des Reichthums Schranke,
Durchdrungen von der fremden Knechtung Schmerz;
Erfüllt nur ein Gefühl, — nur ein Gedanke:
„Zu brechen dieſe,“ jedes Preußen Herz.

So iſt des Königs Ruf zum Volk gedrungen
Und ſo das Volk darauf die Antwort bot, —
Die Antwort: „Auf, in's Feld, — das Schwert geſchwungen,
„Wir wollen frei ſein, — frei ſein oder — todt!!“

2.

Die Uebungs-Wochen.

Vom Frühlings- oder Knoſpen- bis zum Blüten- oder Laub-Monat.

Bei'm Hahn-Schrei, wo mit Behagen
Auf Flaumen noch hingeſtreckt
Man lag in früheren Tagen,
Wird jetzt — zum Stalle geweckt.

Nach langem Strecken und Dehnen
Der Schläfer ſich rafft empor:
Da trifft, bei endloſem Gähnen,
Ein wirres Geräuſch ſein Ohr.

Sie, welche der Atzung harren
Und ſicher, wie Pendelſchlag,
Die Zeit, durch Wiehern und Scharren
Verkündigen Tag für Tag. —

Die Rößlein, ſo nicht mehr ſchliefen
Schon lange vor Tageslicht,
Sie ſind 's, die den Säumigen riefen,
Als Mahner an Amt und Pflicht.

Nun fließt in die eiſerne Krippe
Des Hafers Gold ungeſäumt
Und wird mit Beſen und Schippe
Vom Miſte der Stall geräumt.

Gerührt dann Kartätſch' und Striegel;
Der Arme brauchte man vier,
Denn borſtig, gleich einem Igel,
Iſt unſer Herr Unt'r Off'zier.

Der von den Hufen zum Schopfe
Kein Stäubchen entgeh'n ſich läßt
Und faul nicht, mit: einem „Zopfe“
Zu droh'n iſt, — ſein Wort für „Arreſt!“

In Zeichen auch, graden und runden,
Mit Kreid' an die Tafel er ſchreibt's:
Doch Abends ſind ſie — verſchwunden
Und bei der Drohung — verbleibt's.

Noch fleiß'ger dem Exerciren
Man obliegt, zu Fuß und zu Pferd,
Dem Schwenken und Aufmarſchiren,
Dem „rechts um“, „links um“ und „kehrt“.

Gefochten wird und geſchoſſen
Und das Gewehr präſentirt,
Tagtäglich auch unverdroſſen
Der Parade-Marſch geprobirt.

Doch nichts von Murren und Klagen:
Wie knapp der Schlaf und das Mahl,
Ein Jeder trägt, was zu tragen,
Im Hochgefühl eigener Wahl.

Bis nach ſechs müh'vollen Wochen
Wo Muſt'rung der Führer hält,
Das große Wort wird geſprochen:
„Jn's Feld geht's Morgen, — in's Feld!“

3.

Der Trauerflor.

Brach- oder Roſen-Monat, — Antonia-Tag.

Gerüſtet ſteht der Reiter Schaar,
Im Frühroth glühn die Säbelſpitzen:
Da kam, — Gott weiß, was Urſach war, —
Befehl uns, wieder abzuſitzen.

Und ſelb'gen Tags noch ward, — wie oft
Das Schickſal ſpielt, — von Todes wegen,
Der Unſern Einem unverhofft
Die Botſchaft: Trauer anzulegen.

Demnach, um Arm und Säbelriem
Mit ſchwarzem Kreppflor zu umwinden,
Zu einem Putzgeſchäft mit ihm
Mein Schritt ſich lenkte zu den „Linden.“

Doch während man das Werk vollzieht,
Trifft aus zwei Augen mich ein Leuchten,
Wodurch mein eignes Augenlid
Ich ſinken fühl' und ſich befeuchten.

Wie mir geſchah, — wie ich entkam, —
Wie mich entzog des Freundes Fragen,
Halb in Verwirrung, halb voll Scham,
Das weiß ich heut' noch nicht zu ſagen! —

Doch Tags darauf geſchickt erſah
Ich den Moment, mich wegzuſtehlen
Und war zur Stunde — wieder da,
Um Florſchmuck auch für mich zu wählen.

„Ein neuer Trauerfall?“ — ſo fragt
Mit ſchlauem Antheil mich die Holde;
Und ich, — kein Dieb blickt ſo verzagt,
Den man ertappt, beſchwert mit Golde.

Doch bleibt auch Mund und Zunge ſtumm,
Mein Blick genügt um ihr zu ſagen,
So nah dem Trennungstag — warum
Mich's drängt, den Trauerflor zu tragen.

Da ſah mit Roſenfarbnem Band,
Statt Schwarz, ich Arm und Bruſt mir ſchmücken,
Ja, mit des erſten Kuſſes Pfand
Vergönnt mir, ſie an's Herz zu drücken.

O Tage voll von Schmerz und Glück,
Die mir der Trauerflor gewonnen,
Wie denk' ich oft an euch zurück,
Die ach! ſo ſchnell mir ſind entronnen.

Der Abſchied kam, — mit Jubelſchrei'n
Begrüßt' auch ich den Ruf zum Streite,
Doch — manche Thräne fiel hinein
Und — Hurrah! fort ging's, — fort in's Weite.

4.

Nacht-Quartier.

Heu- oder Wärme-Monat. — Alexius-Tag.

Der halb verſallnen Hütte Raum
Voll Rauch und Schmutz, wo aufrecht kaum
Man ſtehn, — noch wen'ger liegen kann,
Beherbergt unſer zwanzig Mann,
Zugleich mit Weib, mit Magd und Kind,
Sammt Hühnern, Borſtenvieh und Rind,
Und draußen regnet's, ſchwer und ſtill,
Was nur herab vom Himmel will.
Die dürſt'ge Mahlzeit iſt verzehrt
Und doppelt wird der Ruh' begehrt;
Doch zehnmal, kaum dahingeſtreckt,
Durch Schelten und Geſchrei geweckt:
„Hinweg!“ — „Was giebt's?“ — „Der Platz iſt mein!“ —
„Der Henker hol' Dich!“ — ſchläft man ein.

Nun aber rückt, — o Höllenqual!
Ein Heer in unerhörter Zahl, —
Im Schutz der Nacht des Sieg's gewiß. —
Heran mit blut'gem Stich und Biß, —
Ein Heer, geſtählt g'en Hieb und Schuß,
Dem ſelbſt der Kühnſte weichen muß.
So räumt' ihm denn auch ich das Feld,
Gedeckt von meines Mantels Zelt,
Und ließ auf weichem Raſengrün
Des Regens Taufe mich beſprühn,
Bis ſich des Morgens erſter Strahl
Hervor aus dunklen Wolken ſtahl.
Mein Rößlein putzt' ich, legte dann
Ihm ſorgſam Zaum und Sattel an
Und dachte, — wie's ſo geht, — bei mir:
„Daheim — war beſſer's Nacht-Quartier!“

5.

Begrüssung.

Heu- oder Wärme-Monat, — Beatrix-Tag.

Hennersdorf, im Schleſierland,
Wo mit andern Reiterſchaaren,
Die dahier verſammelt waren,
Auch die Schaar der „Ziethen“ ſtand,
Lag, nach langer Marſch-Beſchwerde,
Mit dem Rauch der Küchenheerde, —
Auch für uns geſchürt, — ganz nah
Jetzt vor unſren Blicken da.
Während aber Halt wir machen,
Um vom Staub uns zu befrein, —
Roß und Mann und Siebenſachen,
Sieh, da naht in bunten Reih'n
Sich ein Häuflein wackrer Ziethen
Gruß und Handſchlag uns zu bieten.
Unter Jubel ziehn wir ein

Und mitſammen, um des neuen
Bruderbundes uns zu freuen,
Flugs zum Marketender hin, —
Noth erzeugt beſcheidnen Sinn, —
Hier als Waſſer, ihn zu taufen,
Korn- und Kümmelſchnaps zu kaufen.
Doch ein Bürſchgen aus Berlin, —
Mutterſöhnchen beſter Sorte,
Glatt am Kinn und ſcharf im Worte, —
Zieht den Beutel, voll und ſchwer,
Mit dem Ruf: „Champagner her!!“
Alles ſchweigt, — worauf ein Lachen
Ausbricht und, wie Berge krachen,
Forttobt mit erhöhter Kraft,
Bis ein Graubart Ruhe ſchafft;
Dann mit hoch erhobnem Becher
Zuruft dem Champagner-Zecher:
„Recht, mein Söhnchen, und wie Dir,
Mundet ſolcher Trunk auch mir.
Aber nur ſich Zeit genommen,
Rath' ich, bis — nach Rheims wir kommen,
Wo's Champagner, — roth und weiß, —
Giebt vollauf, — zu mäß'gem Preis.“

6.

Urlaub.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Dominikus-Tag.

Früh vier die Uhr am Kirchthurm ſchlug,
Als, wohl gebürſtet und geſtriegelt,
Den Urlaubspaß vom Stab beſiegelt, —
Mein Füchslein mich in's Weite trug.

Die Fahne hoch, — die Ohren ſpitz,
„Wohin den Herrn er müſſe tragen?“
Schien ſein Gewieher mich zu fragen
Und ſeines dunklen Auges Blitz.

Drauf ich: „Mein Füchslein, freue dich
Und rühr' die Glieder unverdroſſen,
Denn wie wir lang' es nicht genoſſen,
Giebt's Futter heut für dich und mich!

Zum Schwager Oberſt ziehn wir hin,
Deß Dienſt der Schweſter Herz gerühret,
Die jüngſt er bräutlich heimgeführet;
Ein Mann im ganzen Wortes-Sinn.

Ein Mann, wie Stahl und Eiſen, der,
Bedeckt mit drei und dreißig Wunden,
Erklärte: „wo die Platz gefunden,
Da ſei noch Platz für ihrer mehr!“

Und ſieh! als ob dem Fuchs keir Wort
Von meiner Rede ging verloren,
Gelangt' ich ohne Streich, noch Sporen
Im Handumdreh'n an Stell' und Ort.

Woſelbſt der Schwager Oberſt mich,
Der heimkehrt juſt vom Exerciren
Mit ſeinen wackren Grenadieren,
Bewillkommt herz- und inniglich.

Ja, vor dem ganzen Regiment
Mich hinberuft an ſeine Seite, —
Mich, der ich ſonſt im Glied nur reite;
Bedenk' ich's, noch der Kopf mir brennt!

Dann ging's zu Tiſch, und welch' ein Mahl!
Nicht unwerth eines Stifts-Prälaten; —
Gemüſ' und Fiſch, — Salat und Braten,
Mit Bier und Ungarwein, nach Wahl.

Doch ſank der Tag, — die Zeit war um,
Zu ſchnell dahin geeilt uns Beiden, —
Die Zeit war um, — es ging an's Scheiden, —
Ein Scheiden, wehmuthsvoll und ſtumm.

Gewichen war die früh're Scheu;
Ich ſah, daß unter rauher Decke
Der Mann von Stahl ein Herz verſtecke, —
Ein Herz voll ächter Lieb' und Treu!

Mit Inbrunſt drückend meine Hand,
Ein leiſes Seufzen er erſtickte,
Und liebreich ſorgend nach mir blickte
Bis ich im Grau der Nacht verſchwand.

7.

Aufbruch und erste Beiwacht.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Ulrichs-Tag.

Die Zeit des Waffenſtillſtands ging zu Ende;
Das Heer bricht auf und auf verſchiednen Wegen,
In dichten Maſſen, zieht's dem Feind entgegen;
Nun, Gott im Himmel Kraft und Sieg uns ſende!!

Voran als Vorhut wir, die leichten Reiter,
Zu drei'n geordnet, bei Trompetenklängen,
Bei munterm Wort und lauten Schlachtgeſängen,
Zum Trotz den Regenſchauern friſch und heiter.

So geht's durch Thal und Wald, bergauf und nieder; —
Doch längſt vorüber iſt die Mittagsſtunde,
Ein unaufhaltſam Gähnen macht die Runde,
Im Leibe knurrt's, — erſchlafft ſind Haupt und Glieder, —

Bis endlich, hart am Weg, zu beiden Seiten
Ein Platz ſich zeigt, zum Lager abgemeſſen,
Wo, nach dem Ruf: „Halt! — Richt' Euch! — Abgeſeſſen!“
Wir für die Nacht die Ruhſtatt uns bereiten.

Denn ſchnell, als abgeſattelt und die Pferde
Befeſtigt ſind an ſpitzen Lagerſtecken,
Mit Riemzeug, Kochgeräth und Mantelſäcken,
Gleich Polſtern, ſich bedeckt die naſſe Erde.

Sodann, getheilt nach Zügen und Beritten,
Wo an des Haushalts Sorgen und Geſchäften
Ein Jeder Theil nimmt, nach Geſchick und Kräften,
Wird zur Bereitung unſres Mahls geſchritten.

Die tragen Waſſer zu und Holz die Andern,
Noch Andre nach Kartoffeln ſpäh'n und Rüben,
Dieweil, um ſeine Redekunſt zu üben,
In's Dorf man das Berliner Kind ſieht wandern.

Dort Eier requirirt's und Speck und Butter,
Verſchmähet Muß auch nicht und Backebirnen,
Treibt Kurzweil, wenn ſie hübſch ſind, mit den Dirnen
Und küßt, zur Noth, ſogar die alte Mutter.

Doch ich, als Koch, ſobald das Fleiſch zur Stelle,
Den Suppentopf durch meine Küchenjungen
Beſchicken laſſ' ich, vor den Leckerzungen
Bewachend ihn mit hochgeſchwungner Kelle.

Sodann Kartoffeln braten in der Aſche,
Zum Beefſteak, das, geklopft mit flacher Klinge,
Mit Salz und Pfeffer ich zum Feuer bringe,
Und Zwiebeln, mitgeführt in eigner Taſche.

Doch kaum verbreiten ſich die würz'gen Düfte,
Da drängt mit hellem Jubel, um die Wette,
Der Gäſte Schaar ſich hin zur Küchenſtätte
Und ein: „Hurrah dem Koch!!“ durchdringt die Lüfte.

Nun geht's zu Tiſch' und richtig zugemeſſen
Wird Jeglichem ſein Theil, nach Maß und Schwere,
Und der Berliner ſchwört bei ſeiner Ehre
Bei Jagor hab' er beſſer nie gegeſſen!

Dann aber auf dem tief durchweichten Raſen
Zu kurzer Nachtruh ſtrecken wir uns nieder;
Mit Noth gebrauchend die erſtarrten Glieder,
Als früh um vier zum Aufbruch wird geblaſen.

„O theures Vaterhaus, — o Bett von Daunen,
Wo ſeid ihr hin, — wohin?“ — Doch tief verborgen
Im Innern bleibt ſo weichlich eitles Sorgen,
Das ſelbſt dem Freund man anſteht zuzuraunen.

Vielmehr, bis auf die Haut durchnäßt vom Regen,
Im Kampf mit Schlafes Druck und Hungers Bellen
Verſiegen läßt man nicht des Frohſinns Quellen
Und heitren Muths dem Feinde geht's entgegen!

8.

Verbrüderung.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Cyriaks-Tag.

Mit manchem kernigen Liede,
Mit manchem trauten Geſpräch
Vertrieben wir uns die Weile,
Verkürzten wir uns den Weg.

So ging es von Ort zu Orte,
Durch Felder, Wieſen und Wald,
Bis gegen die Mittagſtunde
Man abſaß zu kurzem Halt.

Auf einem ſandigen Hügel
Ein alter Weidenbaum ſtand;
Da ſtreckt' ich bequem mich nieder
Den treuen Fuchs an der Hand.

Doch bald den Platz mir zur Seite
Ein Nachbar füllet, — ein Mann,
Dem längſt ſein biederes Weſen
Im Stillen mein Herz gewann.

Ein Kerlchen, ſchlank wie Tannen,
Mit Augen, ſo klar wie Licht,
Und zierlichen Backengrübchen
Im blühenden Angeſicht.

Wir plauderten Eins und Andres,
Wie Freunde, die längſt bekannt,
Und drückten als Kameraden
Einander traulich die Hand.

Ich aber bot meine Flaſche,
Gewürzt mit Kümmel, ihm dar,
Auf feſtes Zuſammenhalten,
Auf jede Noth und Gefahr.

Und Er, mit dem Ruf: „mein Bruder!“
Zog raſch mich an Bruſt und Mund;
Mit Kümmelſchnaps war geſchloſſen
Ein freudiger Lebensbund.

Ein Bund, der feſt umſchlungen
Uns hielt, bis zu dem Tag,
Wo ſtatt des Schlachtendonners
Ihn — häusliches Leid zerbrach.

9.

Heerſchau.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Hermanns-Tag.

Vor Friedrich Wilhelm, Könige von Preußen
Und Alexander, Kaiſer aller Reußen,
War, wo der Zobtenberg gen Himmel ragt,
Auf Morgen große Muſtrung angeſagt.

Da heißt's: Kartätſche rühren, Kamm und Striegel,
Bis blitzend blank ſind Roß und Mann, wie Spiegel:
Gewehr, Montur und Riemzeug wird geputzt,
Gewichſt, gewaſchen, Haar und Bart geſtutzt.

Und zur beſtimmten Zeit, paradefertig
Am Platz, des hohen Herrſcher-Paars gewärtig,
Getreu und brüderlich, wie Sie vereint,
In langen Reihen Beider Heer erſcheint.

Sie nahn, von glänzendem Gefolg' umgeben;
Kanonendonner macht' die Erd' erbeben.
Der Trommel Raſſeln, der Trompete Schall
Vermählt ſich hundertſtimm'ger Widerhall.

Und Bahn ſich brechend durch das Volksgedränge,
Umjubelt von der ſchaubegier'gen Menge,
Daher ſie ziehn zum hohen Königs-Zelt,
Das vor des Heeres Front' iſt aufgeſtellt.

Sodann, nach kurzer Raſt, entlang die Glieder
Bewegt der ſtolze Zug ſich auf und nieder,
Der Truppen Anſehn, Haltung und Geſchick
Mit Schärfe prüfend und erfahrnem Blick.

Doch jetzt auf's Neue donnern die Kanonen,
Es theilt in Regimenter und Schwadronen
Das Heer ſich, — rechts- und linkwärts ſchwenkt man ab,
Drauf der Vorbeimarſch folgt in Schritt und Trab.

Doch was, bei'm Rückweg fragt' ich mich im Stillen,
Was iſt's, das ſo nach einem Maß und Willen
All' dieſe Tauſende bewegt und lenkt
Und wie mit eh'rner Klammer ſie umfängt?!

Der Inbegriff von Pflichtgefühl und Ehre, —
Die Mannszucht iſt's, — der Ordnung ſtrengſte
Lehre,
Gepaart des Heldenfürſten Gruß und Blick,
Den uns geſetzt zum Führer das Geſchick.

Sei Ihm denn, der, vereint mit ſeinem Volke,
Den Feind verjagt, der Knechtſchaft Wetterwolke
An uns vorbeigeführt mit ſtarker Hand,
In's Grab ein Gruß der Huld'gung nachgeſandt!

10.

Poſt und Poſten.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Clara-Tag.

Zu Mettkau, wo man Raſttag hält,
Als Schildwach bin ich aufgeſtellt,
Am Saum des Dorfs, dem Feind ſo nah,
Daß man ſein Lagerfeuer ſah.

Doch eine andre, ſchön're Glut
In meinem Herzen kund ſich thut. —
Ein zärtlich Briefchen liegt davor
Der Holden von dem Trauerflor.

Verfaßt ſeit Wochen, bracht' es mit
Erſt heut der Feldpoſt träger Schritt.
Sie ſchreibt — doch ſtill! was Liebe ſpricht,
Wie Veilchen, ſcheut das Sonnenlicht.

Was aber zähmt den Sturm der Luſt,
Daß nicht er ſprenge mir die Bruſt?
Und ſieh! da kommen Maß und Ruh'
Durch eine zweite Poſt mir zu:

Die Poſt der Muſen, — ſüßer Sang,
Entgangen mir ſchon Monden-lang: —
Doch Schreibzeug? — hier, — ein Stift, ein Wiſch. —
Die Säbeltaſche dient als Tiſch.

Und bald vor meinen Augen klar
Ein Kranz von Bildern ſtellt ſich dar,
Von den Geſchwiſtern: Lieb' und Krieg,
Von Freiheit, Ehre, Kampf und Sieg.

Doch blieb davon, — zu Deinem Glück,
O Leſer, — eins nur mir zurück,
Ein Lied an Euch, die, Schwert zur Hand,
Freiwillig kämpft für's Vaterland.

Noch ſchreibend aber, — o Geſchick!
Begegnet mein entſetzter Blick
Dem Poſten, der, mit blanker Wehr,
Mich abzulöſen kommt daher:

Und mit Papier und Stiſt zur Hand
Beim Wachdienſt mich beſchäftigt fand,
Was, vor dem Feind, mit Haſt und Tod
Der Kriegs-Artikel Spruch bedroht.

So überraſcht und tief beſchämt
Erſchien der Reimſchmied wie gelähmt,
Bis eine dargebotne Hand
Den neuen Freund ihm gab bekannt.

Du biſt's, mein Bruder, rief ich, — Du!!
Nun athm' ich frei und ſchlaf in Ruh':
Fortan jedoch bei'm Schildwachſtehn
Das Dichten — laſſ' ich mir vergehn!

II.

Erstes Schlachtfeld.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Hartwigs-Tag.

Ueberſchritten iſt die Schranke, die vom Feindesheer uns trennet.
Und erſchienen jetzt die Stunde, wo des Kampfes Glut entbrennet;
Drüben ſtehn vor einem Schanzwerk unſ're Plänkler, dicht geſchaart,
Draus die Franzen zu vertreiben iſt uns Reitern aufgeſpart.

Schüſſe fallen und heran wir ſprengen mit verhängtem Zügel, —
Da vor meinem Blick erhebt ſich's, wie ein rieſ'ger Maulwurfshügel,
Während, ohn' ihn zu berühren, leicht mein Fuchs hinüberſetzt: —
Friſch im Kampf Gefallne ſind es, —- Leichen, blutig und zerfetzt.

Menſchenleiber, halb entkleidet und bedeckt mit Staub und Wunden,
Welche heiter blüh'nden Lebens ſich erfreuten noch vor Stunden,
Graunvoll düſtrer Anblick, der das Herz im Buſen macht zu Stein,
Und ein eiſig kalter Schauer rieſelt mir durch Mark und Bein.

Doch hinweg, — und immer weiter, — weiter geht's, wie Sturmeswogen;
Unſre Sieges-Hoffnung aber ſehn für diesmal wir betrogen;
Da vom Feinde, ſeiner Stärke nicht vertrauend, ungeſäumt,
Vor Entſcheidung ſchon des Kampfes, Dorf und Schanze ward geräumt.

Wie jedoch die Zeit gewechſelt, — wie die Jahre gehn und kommen,
Manche Sorg' und Noth im Nebel der Erinn'rung ſei verſchwommen,
Heut noch, Mark und Bein erſchütternd, wie mein Jünglings-Aug' es ſah,
Stehet jenes erſten Schlachtfelds Bild lebendig vor mir da.

12.

Die Raucher.

Ernte- oder Sichel-Monat, — Iſaaks-Tag.

„Du Wickelkind, — Du zärtlicher Wicht!
Willſt ein Huſar ſein und — raucheſt nicht?
Verſchmähſt, — o kindiſcher Ungeſchmack!
Der Güter edelſtes, — den Tabak!!“ —

So überhäuften mit Spott und Schmach
Die Kameraden mich Tag für Tag:
Ja, auf Verwahrung und Gegengrund
Ward ſtets derſelbe Beſcheid mir kund:

Daß außer des Rauchens Hochgenuß, —
Unübertroffen durch Wein und Kuß, —
Des Magens Leere, des Hungers Krampf
Beſchwichtige brennender Pfeife Dampf.

Doch ſtand, was leider nicht oft geſchah,
Die volle Schüſſel nun vor uns da,
Dann aßen, — ein ſchwacher Troſt für mich, —
Die Raucher — doppelt ſo viel, als ich.

Und dann, — da bald der Eine ſein Rohr,
Der Andre den Waſſerſack verlor,
Der Dritt' am hölzernen Sattelknopf
Zerſtieß den bräunlichen Meerſchaumkopf, —

Der Vierte verſtopft die Spitze fand,
Dem Fünften Stahl nicht und Stein zur Hand,
Noch mehr: wenn an Tabak es gebrach,
Wie viel ertönten der Weh und Ach!

Ich aber — in ungeſtörter Ruh'
Sah all dem Treiben gemächlich zu
Und dachte dabei in meinem Sinn:
Was bringt das Rauchen denn für Gewinn?

Die theure Mühe, der Lärm und Wuſt
Für ſolche karge, ſtinkende Luſt!!
Sie lachten früher, ich lache jetzt,
Doch lacht am beſten, wer — lacht zuletzt.

13.

Schlacht an der Katzbach.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Samuels-Tag.

Mit Wolken iſt der Himmel dicht umzogen,
Ein ſchwerer Regen überſchwemmt das Land
Und füllt mit trüben, lehmgetränkten Wegen
Der Katzbach ſteiles Bette bis zum Rand.

Und mit dem Guß von oben ſich vermiſchet
Das Rieſeln einer zweiten, untren Fluth:
Wie eine Windsbraut donnert's, kracht und ziſchet,
Aus tauſend offnen Wunden fließet — Blut.

Sich gegenüber ſtehn die Kriegesheere,
Ergrimmten Tigern gleich: — der Würfel fällt
Und ſcheitern ſieht, wie an dem Fels im Meere,
Sein Ruhmſchiff hier der Sieger einer Welt.

Denn ungebeugt, inmitten ſeiner Treuen,
Der Preußen Vorbild — Vater Vorwärts ſteht,
Deß Blick und Ruf ſie lehrt, den Tod nicht ſcheuen,
Dem friſch und keck er ſelbſt entgegen geht.

Hinſtürmt das Fußvolk über Blut und Leichen;
Doch, naß vom Regen, ſein Geſchoß verſagt,
So daß mit Bajonnet und Kolbenſtreichen
Der Franzmann in die Katzbach wird gejagt; —

Indeß zu beiden Seiten der Geſchütze
Als deren Huth wir Reiter ſtehn gereiht
Und, einem Tropfbad gleich aus ſchlamm'ger Pfütze,
Kartätſchen-Hagel pfeifend uns beſpeit.

Ja, bald zur rechten Seite, bald zur linken
Ein leiſes Schmerz-Geſtöhn die Reih'n durchzieht
Und raſch die Stelle derer, welche ſinken,
Sich füllt mit Andren aus dem hintren Glied.

Da mit Entſetzen fühlt, wie durch die Schneide
Von tauſend Meſſern, unſre Jünglings-Schaar
Zerriſſen und durchwühlt ihr Eingeweide,
Gelähmt die Kraft, zu trotzen der Gefahr.

Ein Krampf, der obſiegt auch dem ſtärkſten Willen,
Dem wehrlos ſelbſt der Muthigſte erliegt, —
Ein Krampf, den keine Kunſt vermag zu ſtillen,
Ja welchen — ſein Erzeugniß nur beſiegt.

Auch ich erlag ihm, — ſtieg vom Pferde nieder,
Doch ſieh — nach kurzer, drangſalvoller Laſt
Beſinnung und Vertraun mir kehrten wieder, —
Verſchwunden war der unwillkommne Gaſt.

So kämpfte man, bis um die neunte Stunde
Die Donnerſtimme des Geſchützes ſchwieg,
Und unſre Reihn durchlief die Jubelkunde:
Zurück der Feind geht, — unſer iſt der Sieg!!

14.

Feldwache.

Ernte- oder Sichel-Monat, — Samuels-Tag.

In eines Hohlwegs düſtrem Schacht
Nach kurzem Marſch wurde Halt gemacht
Und dieſer ſei, ſo vernahmen wir,
Nach dem blut'gen Tag unſer Nachtquartier.

Der Regen, welcher unhaltſam floß,
In Bächen ſich durch die Schlucht ergoß,
Ein Bett uns grabend, ſo tief und friſch,
Wie — eine Wohnung für Krebs und Fiſch.

Und zum Erſatz für die Waſſernoth
Kein Tröpflein Schnaps, keine Rinde Brod,
Kein Strohhalm, ſelbſt nicht Feuer und Licht, —
So nah dem Feinde geſtattet nicht.

Mich aber, gleichviel ob warm, ob kalt, —
Bezwungen von des Schlafes Gewalt, —
Mich dünkt das Lager im Fahrgeleis'
Für alle Mühen der höchſte Preis.

Da, halb ſchon ſchlafend, mein Ohr vernimmt,
Daß ich, — zur Feldwache ſei beſtimmt.
O Noth, — o Jammer, dich malt kein Wort;
Doch auf wir ſitzen und traben fort.

Ich und der Freund des Champagnerweins,
Gefreiter Sturm, haben Nummer Eins;
Da ſtehn wir, hoch den Piſtolen-Schlauch,
Geſpannt die Hähne, ſo wie es Brauch.

Wir ſtehn, wie alte Bilder von Stein,
Kein Glied ſich regt, nur das Aug' allein,
Jedoch des meinen weit offnem Thor
Allmählich ſchiebt ein Riegel ſich vor.

Ich fange zu nicken, — zu wackeln an,
Da raunt in's Ohr mir mein Nebenmann:
„Vor'm Feinde ſchlafen, dafür, mein Sohn,
Iſt, — merk' es Dir, — die Kugel der Lohn."

Vor Schreck, als flöge ſie ſchon vom Lauf,
Riß doppelt weit ich die Augen auf,
Umſonſt, — ſie ſchloſſen zu wirrer Rub
Nach kurzem Kampfe ſich wieder zu.

Den Graubart nur, mir ſo wohl geſinnt,
Noch murmeln hört' ich: „Laß' gut ſein, Kind,
Statt Deiner heute die Freundſchaft wacht!“ —
Und ſchlief dann fort bis entwich die Nacht.

Doch jetzt, — o Grauen, — was ſtellt ſich dar!?
Ein Anblick, welcher mir ſträubt das Haar:
Von Freund und Feind durcheinander-bunt
Bedeckt mit Leichen der weite Grund.

Und ringsher, wie eine Rabenfluth,
Der Plündrer ſchamlos entmenſchte Brut,
Die, mit dem Diebsgewerbe vertraut,
Die Todten ausſchält, bis auf die Haut.

Die Pulſe ſtocken, — mir bebt das Herz,
Es hebt mein Auge ſich himmelwärts,
Als müſſe, nach des Allmächtigen Rath,
Die Strafe folgen der Frevelthat.

Da kam uns, während der Tag erſchien,
Befehl, von der Feldwache abzuziehn,
Die, — oft noch meiner Gedanken Ziel, —
Probir's, wer zweifelt, — kein Kinderſpiel!

15.

Der Kochkeſſel.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Gebhards-Tag.

Die vom Dienſt der Feldwacht Heimgekehrten,
Standen wir, — die nächſten der Gefahr, —
Nach dem Brauch mit dieſem Platz Beehrten,
An der Spitze unſrer Reiterſchaar.

Jetzt zum Aufbruch die Trompeten rufen,
Dumpf erbrauſ'ts, wie bei der Fluth das Meer,
Rings der Pfad erdröhnt von Roſſes Hufen;
In gedrängten Zügen folgt das Heer.

Raſch der Katzbach Waſſer wird durchſchwommen
Und das Dorf am Ufer, Kroitzſch genannt,
Nach geringer Gegenwehr genommen,
Wo der Feind die Nacht im Lager ſtand.

Hier ein Keſſel fiel mir in die Hände,
Halb gefüllt noch, den, im Uebermaß
Flücht'ger Eil', — o günſt'gen Glückes Spende!
Ein Herr Franzmann, wie es ſcheint, vergaß.

Und im Flug, — nicht ohne Neid zu wecken, —
Wie gewonnen, ward das Mahl vollbracht,
Ja, mit Lobgeſang und Fingerlecken
Auch des Spenders dankbarlichſt gedacht.

Denn wie wenig Grund ſei, ſie zu lieben —
Sie, die wind'gen Nachbarn jenſeits Rheins,
Unerreicht doch iſt der Ruhm geblieben
Ihrer Küchenkunſt und — ihres Weins.

16.

Lebens-Rettung.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Gebhards-Tag.

Im Rücken liegt uns Dorf und Lagerſtätte
Und fort in's offne Feld geht's um die Wette,
Von Nachzüglern, in Gruppen, bunt geſcheckt,
Weithin bedeckt.

Durch unſer Nah'n entſetzt, nach Kreuz und Quere
Zerſtiebt der Schwarm, wirft von ſich die Gewehre
Und laut ertönt auf zwanzig Schritte ſchon
Der Ruf: „Pardon!!“

So trieb auch ich, gleich einer Hammelheerde
Ein Häuflein vor mir her, herab vom Pferde,
Als plötzlich wie von Sonnenlicht erhellt
Sich zeigt das Feld.

Ein Fähnlein, die Geſangnen zu befreien,
Gepanzert und behelmt, in breiten Reihen,
Baumhoch zu Roß, ein Rieſe jeder Mann,
Sich wälzt heran!

Zugleich von drüben wird Appell geblaſen,
Wonach Reißaus nimmt, wie gejagte Haſen,
Der ganze Troß und, ſpringend querfeldein,
Uns — läßt allein.

Dann eine Batterie beginnt zu ſpielen,
Die, ohne Unterlaß, mit ſichrem Zielen,
Kartätſchen-Ladungen, wie Regen fließt,
Auf uns ergießt.

So war an eigne Rettung auch zu denken
Nun höchſte Zeit: da traf beim Rückwärtslenken,
Ein Hülferuf, erpreßt von Angſt und Schmerz,
Mir Ohr und Herz.

Ein Jüngling, fremd mir, wand ſich auf der Erde,
Hervor ſich ringend unter ſeinem Pferde,
Das, todt von einer Kugel hingeſtreckt,
Sein Bein bedeckt.

„Erbarmt Euch,“ rief er mit gepreßter Stimme,
Erbebend vor der wälſchen Reiter Grimme;
Von ihrer Pferde Huf, von Haſt und Tod
Zugleich bedroht.

Da, während alle Andren fliehn von hinnen,
Vom Gaule ſprang ich ohne viel Beſinnen,
Gehorchend nur der innern Stimme Rath,
Und ſchritt zur That.

Die Hände krampfhaft an den Steigriem heften
Und heben, rütteln, zieh'n aus Leibeskräften
War Eins, — es riß der Sattelgurt entzwei, —
Das Bein war frei.

Er athmet tief, — ſpringt auf und ohne Weilen, —
Entlaufen war mein Fuchs, — wir Beid' enteilen;
Die Rettung, Dank dem Herrn der Engelſchaar,
Gelungen war!!

17.

Das eiſerne Kreuz.

Ernte- oder Sichel-Monat. — Gebhards-Tag.

Motto.

Das Kreuz und das Eiſen
Soll büßend ſich weihen,
Daß Gott uns verſchone
Mit eiſerner Krone.

Der Panzer-Schaar gezücktem Schwert
Entronnen durch des Höchſten Gnade, —
Entronnen dem Kartätſchen-Bade
Und zur Schwadron zurückgekehrt,
Empfingen unſre wackren Reiter
Mit Jubel mich und den Begleiter.

Empfing nicht minder ſchon von fern, —
Mir zugeführt von Freundes Händen, —
Mit wehmuthsvollen Rufes Spenden
Mein Füchslein den vermißten Herrn,
Wie, um ſein frevelmüth'ges Wagen
Mit ſanftem Vorwurf zu verklagen.

Doch als, gerührt und wohl bewußt
Der Pflicht des Dankes ſich, mit Thränen
Den Schützling man ſein Haupt ſah lehnen
An des Befreiers treue Bruſt,
Erklangen, donnernd in der Runde,
Mir Lob und Preis aus Aller Munde.

„Zu Gnaden uns empfehlen wir,
Herr Ritter, — Ihr ergebner Diener!“
So rief mit Pathos mein Berliner,
Das Kreuz, — wem mehr gebührt's als Dir?!
Ja, Dein iſt, — magſt Dich glücklich preiſen, —
Der Tapfren Lohn, — das Kreuz von Eiſen.

Und ich, voll Stolz und hoch beglückt,
Da freudig ſtimmten bei die Andern,
Sah ſchon im Geiſt umher mich wandern
Mit ſolchem Lohn die Bruſt geſchmückt, —
Ein Bild, das mir, — dem Schlaf zur Beute
Verfallen, — ſich im Traum erneute.

Doch aus dem Schlamm vom Tag geweckt,
Worin ich lag bis an die Ohren,
Entdeckt' ich, ſteif und halb erfroren,
Wie ſchnöde mich der Traum geneckt,
Wie oft des Menſchen Wunſch und Hoffen
Durch Zufalls Tücke wird betroffen.

Denn Er, dem oblag, was vollbracht, —
Für ihn vollbracht war, zu bekunden, —
Mein Zeugſchaftsmann, — er war — verſchwunden, —
Durch höhern Ruf in ſelb'ger Nacht
Verſetzt und abgereiſt in Eile
Zu einem fremden Truppentheile.

Und ich? — Was heute fehl Dir ſchlug,
Kommt Morgen, — dacht' ich heitren Sinnes,
Das Kreuz, trotz All dem, — ich gewinn' es,
Denn noch des Raufens giebt's genug;
Gewinnt wer wagt und weiß zu loſen, —
Drum vorwärts, — nach den Herrn Franzoſen!

Doch ach! wie treu in That und Pflicht,
Wie oft des Todes flücht'ge Boten,
Geſchütz und Schwertſchlag mich umdrohten, —
Wohl Silber kam, doch Eiſen nicht.
Wer Glück hat, führt die Braut nach Haus,
Wer nicht, geht hungrig fort vom Schmaus.

18.

Vorgefühl.

Ernte- oder Sichel-Monat, — Paulinus-Tag.

Bunzlau, Stadt der Kaffeekannen,
Braun und blank und appetitlich, —
Gute Stadt, wo ſchlank wie Tannen,
Mädchen hauſen friſch und niedlich.

Wo der Donner freud'ger Grüße
Uns empfängt an allen Thüren,
Blick und Kußhand, — feurig ſüße, —
Manches Reiterherz verführen.

Die mit Zuruf und mit Blicken
Nicht allein ſich dankbar zeigte,
Sondern auch, ſie zu erquicken,
Speiſ' und Trank den Kämpfern reichte.

Doch wie gaſtlich uns empfangen
Wir geſeh'n in deinen Mauern,
Dein gedenken ohne Bangen
Kann ich nicht und tiefes Trauern.

Tenn nachdem, — zum erſten Male
Nach ſo vielen Regenwochen, —
Von der Sonne hellſtem Strahle
Wir die Wolken ſah'n durchbrochen

Und, zu trocknen ſie, — der Kleider
Uns entledigt, — dicht am Lager
Stand, zur Ueberraſchung Beider,
Vor mir da — mein edler Schwager.

Der, vom Pferd herab, die Hände
Mit dem Ruf: „Gott grüß Dich, Beſter,"
Reichend mir, ſie drückt ohn' Ende,
Mir, dem Ebenbild der Schweſter.

Spricht von ſüßer Hoffnung Kunde,
Die ihm ward, mit Luſt und — Bangen,
Worte, die, aus ſolchem Munde,
Wie ein Warnungsruf erklangen.

Ja, indem ſein treuer Diener
Jetzt den Abſchiedstrunk mir reichte,
Tief verſenkt in Träume ſchien er
Und der Mann von Stahl erbleichte.

Dann, als woll' er ſie durchbohren,
Blickend ſtarr zur Erde nieder,
Gab er ſeinem Pferd die Sporen
Und ich ſah ihn — niemals wieder.

15.

Vater Blücher.

Herbſt- oder Obſt-Monat. — Moſes-Tag.

Nach Naumburg. Görlitz, Reichenbach
Den Feinden folgend, Tag für Tag,
War wenig Zeit zum Raſten,
Doch Raum genug zum — Faſten.

Wohin wir kamen, — Alles leer!
Was irgend tragbar, leicht und ſchwer, —
Sie hatten nichts vergeſſen, —
War Alles aufgefreſſen.

Doch mehr noch als um Fleiſch und Brod
Wir ſorgten um der Pferde Noth,
Die, nach des Marſches Plagen,
Der Dächer Stroh benagen.

Dies ihre Atzung, — doch, was thut's?
Sie blieben friſch und guten Muths; —
Von oben allerwegen
Die Kraft kommt und der Segen.

So ſtanden, — Dank ſei's ihrem Fleiß, —
Am Ufer wir der wilden Queis,
Wo durch des Waſſers Toben
Der Steg war abgehoben. —

Da, mit dem Ausruf, pfeilgeſchwind:
Heran ſprengt das Berliner Kind:
„Wer kommt zuerſt hinüber,
Ich wett' um — Naſenſtüber!?“

Und jauchzend in die Fluth es ſpringt,
Wo bald ſein edles Roß verſinkt
Bis an die Ohrenſpitze;
Da ſtockten ihm die Witze.

Und ſchwieg der Andren Spott und Hohn,
Ja Manche glaubten ſelbſt wohl ſchon
Sich an des Himmels Thoren,
Doch — Keiner ging verloren.

Ja bald, wiewohl von Schrecken blaß,
Verſtört und wie die Pudel naß,
Am Ufer formten wieder
Sich die getrennten Glieder.

Hier aber ſtand, dem Weg ganz nah,
Vor uns der Marſchall Vorwärts da
Und rief: „Das heißt geſprungen,
Wie geht's Euch, meine Jungen!? —"

„Es lebe Vater Blücher, — hoch!"
Wie Sturmwind durch die Reihn es flog;
Man ſah ein mildes Lächeln
Den greiſen Mund umfächeln.

Er dankt, und giebt Befehl ſodann
Von uns Freiwill'gen fünfzig Mann
Dem flieh'nden Feind im Rücken
Als Streifcorps abzuſchicken.

„Da tüchtig ſonſt ſchon, wie bekannt,"
Er lächelnd ſpricht zu uns gewandt,
„Ihr, ohne Ruhm zu melden
Kuranzt die Löffelhelden."

Als neuer Jubel, laut und voll
Mit Vorwärts-Rufen drauf erſchollt,
Zum Gruß ſein Haupt er ſenkte
Und raſch von dannen ſprengte.

20.

Ein Trinkgeld.

Herbſt- oder Obſt-Monat. — Magnus-Tag.

Verſtärkt durch hundert Reiter
Vom Don und Wolga-Strand,
Hinüber, auf Seitenwegen,
Geht's fort in's Sachſenland.

Von einer Stadt zur andren,
Hier heute, morgen dort,
Wie reiſende Vogelſchwärme
Wir ziehn von Ort zu Ort.

Und giebt es der Beſchwerden, —
Der Laſt auch *hier* genug,
Nicht brauchen wir zu nagen
Wie ſonſt am Hungertuch.

Gefüllt ſind Stall und Scheunen,
Die Dirnen wohlgeſinnt;
Manch luſtiges Abenteuer
Im Stillen ſich da entſpinnt.

Auch ich, vor innren Stürmen
Durch Schaden ſchon gewarnt,
Von ähnlich ſüßen Netzen
Alsbald mich ſah umgarnt.

Ich ſtand, die Häuſer muſternd,
Am Markt zu Rathmeritz:
Von einem Fräuleinſtifte
Sei, — hört' ich, — hier der Sitz.

Da, ſchüchtern, mit der Frage
Ein Jüngling tritt herbei:
Ob wohl vor fremden Truppen
Die Straße ſicher ſei?

Vom Stifte heimzuführen
Die Schweſter lieg' ihm ob;
Doch bang' ihr vor den Ruſſen,
Bekanntlich roh und grob.

War kaum das Wort geſprochen,
Da naht das holde Kind,
Dem mit dem Ruf entgegen
Ich ſtürze mich geſchwind:

Wenn mich als ihren Führer
Zu wählen ſie gewillt,
Ihr gegen Ruſſ' und Franke
Ich dienen woll' als Schild.

Sie nickt, — beſtieg den Wagen,
Mein treues Rößlein ich,
Und auf dem ganzen Wege
Nicht von der Seit' ihr wich.

O trauliches Geplauder!
In's Aug' ihr, ernſt und tief,
Durft' ungeſtört ich ſchauen; —
Der gute Jüngling ſchlief.

Und als der fernen Meinen
Gedenkend, ich geklagt:
Daß lange ſchon zu ſchreiben
An ſie mir war verſagt, —

Zu leihn mir ihre Feder,
Verſprach ſie und als Pfand
Freiwillig dar mir reichte
Die kleine, weiße Hand.

Doch jetzt, — es hält der Wagen;
Der Jüngling fährt empor
Und aus der Weſtentaſche
Ein Geldſtück zieht hervor.

„Für die Bemühung," ruft er; —
Doch ſie verſetzt mit Hohn:
„So edlem Ritterdienſte
Gebührt ein *andrer* Lohn!"

Und, an die Bruſt mir fliegend,
Herzinniglich und feſt
Die jungfräulichen Lippen
Sie auf den Mund mir preßt.

Ein Blick noch und — wir ſchieden;
Wie trunken jagt' ich fort
Und ſieh, — genau erfüllte
Sie das gegebne Wort.

Denn die verſprochne Kunde —
Ein Brieflein lieb und zart, —
Als theures Pfand noch heute
Von mir wird aufbewahrt.

21.

Der Gefangene.

Herbſt- oder Obſt-Monat. — Jodokus-Tag.

Verſteckt im dichten Kiefernwald,
Wie hinter einer Mauer,
Seit nun drei tödtlichen Stunden bald
Wir ſtanden auf der Lauer.

Vom feindlichen Heer, wie man vernahm,
Ein Bote dem Kaiſer entgegen
Mit wichtiger Poſt des Weges kam;
Den galt es, ihm zu verlegen.

Wir horchten hin und ſchauten her, —
Im Winde rauſchten die Föhren, —
Der Fahrweg aber blieb öd' und leer,
Zu ſchau'n war nichts, noch zu hören!

Doch jetzt, — wie rollender Räder Schall
Und Hufſchlag tönt's aus der Ferne,
Ringsum, bei luſtigem Peitſchenknall
Ihr Licht wirft eine Laterne.

Im offnen Wagen, bequem und leicht,
Beſpannt mit muthigen Pferden,
Ein Mann von hoher Geſtalt ſich zeigt,
Voll Würd' in Blick und Geberden.

Hervor aus unſrem Hinterhalt
Mit Windeseile wir dringen
Und unter freudigem Ruf alsbald
Das Fuhrwerk dicht umringen.

Der Fremdling aber mit aller Ruh
Und ohne zu überlegen,
„Messieurs,“ ſo ſpricht er, — „je suis à vous !“
Und reicht uns ſeinen Degen.

Darauf beſcheiden, doch rund und ſchlicht,
Nicht ſäumen wir zu erklären:
Seine Briefſchaft nur, ſein Degen nicht
Für heut' ſei unſer Begehren.

Mit leiſen Flüchen, die Hand empor
Geſtreckt nach des Wagens Ecke,
Ein graues Bündel er zieht hervor, —
Er ſelbſt aus tiefem Verſtecke.

Doch ſchon des Frühroths Strahl begann
Zu leuchten zwiſchen den Bäumen;
Ein feindlicher Vortrab zieht heran, —
Da iſt nicht Zeit mehr zu ſäumen.

Herbeigeführt wird ein led'ges Thier
Und vom Gefangnen beſtiegen,
Der uns, faſt dreifach ſo alt als wir,
An Schwungkraft ſcheint zu beſiegen.

In ihm, — als Sprachekundigſter ich,
Und meine nächſten Begleiter, —
Dem fertigſten Redner paaren ſich
Wir ſah'n den glänzendſten Reiter.

Mit Feuerworten, — die Stirn getrübt
Von dunkler Schwermuthswolke, —
Des Unrechts dacht' er, das man verübt
An ſeinem, — der Polen Volke.

Auch deſſen, was dafür zu thun
Der große Kaiſer verſprochen;
Der ſcham- und treulos, wie früher, nun
Auf's Neue ſein Wort gebrochen;

Doch deſſen Sache jetzt, da ſein Stern,
So ſchein' es, gehe zur Neige,
Zu drehn den Rücken, auch er ſei fern,
Denn das vermöchten nur Feige.

So floß bald heiter, bald ernſt das Wort,
Unhaltſam ihm vom Munde,
Indeß wir jagten von Ort zu Ort
Bis gegen die zwölfte Stunde.

Da bald, erſchöpft vom langen Ritt,
Mein Fuchs ſich niederſtreckte,
Und ach! zu weitrem Schritt und Tritt
Kein neuer Morgen ihn weckte.

Der Fremdling aber, — denn ihm auch blieb
Mein Kummer nicht verborgen,
Zum Troſt mir, Scherz und Kurzweil trieb
Und ſchalt mein unnützes Sorgen.

Ein Roß, das keine zehn Thaler werth,
Mit Spath und Stelzenbeinen!
Wofür, verſprach er, wann heimgekehrt,
Zu ſchicken mir eins der ſeinen.

Doch als von oben die Weiſung kam,
In's Haupt-Quartier ihn zu führen,
Ein Wehmuthshauch, da er Abſchied nahm,
Sein Inn'res ſchien zu berühren.

Denn laut ſich rühmend der Mild' und Huld
Von uns ihm widerfahren,
Dies Angedenken, als Ehrenſchuld,
Gelobt' er treu zu bewahren.

Ja mir, — indem der Augen Rand
Sich netzen fühlten wir Beide, —
Ein Täſchlein drückt' er in die Hand
Mit Perlen geſtickt und Seide.

Das hab' ich treu gehalten und werth,
Wie auch den Geber zu lieben
Bis heut' nicht aufgehört, — doch das Pferd, —
Das Pferd iſt ausgeblieben.

22.

Doppel-Treffer.

Herbſt- oder Ernte-Monat. — Chriſtlieb-Tag.

Von Schönerlind' im Böhmerland
Zum Hauptheer wurd' ich abgeſandt,
Früh Morgens, da noch Alles ſchlief,
An Vater Blücher mit dickem Brief.

Auf einem Schimmelhengſt, dem Erſatz
Des Fuchſes ſeliger, nahm ich Platz
Und bald, — ein Paßgänger war mein Thier, —
Die Sachſengrenze lag hinter mir.

Mit leerem Magen und trocknem Hals
Am Mittag gelangt' ich nach Neuſalz:
Doch weh mir Armen, — ich kam zu ſpät,
Mit Ruſſen Alles iſt wie beſät.

Umlagert ſahe man Haus und Heerd,
Gewölb' und Keller rein ausgeleert,
Demnach das Rathſamſte mir erſchien:
Geduldig meines Wegs zu ziehn.

Da, aus dem nächſtgelegnen Thor
Ein ſchmuckes Weiblein trat hervor,
In mittleren Jahren, friſch und rund, —
Ein trotzig Lächeln umſpielt den Mund.

Sie winkt, zu folgen ihr, und hinein
Mich führt in ein dunkles Kämmerlein;
Verlegen ſtand vor ihr ich da,
Und wußte nicht recht, wie mir geſchah.

Doch während ich, was zu thun, erwog,
Eine volle Flaſche hervor ſie zog,
Verſichernd — die letzte ſei's, die ihr blieb, —
Und mich ſie leeren heißt, ihr zu Lieb!

„Damit dem Landsmann," — erklärte ſie, —
„Und nicht dem wilden Kalmucken-Vieh,
Das draußen toben man hör' und ſchrein,
Zu gute komme ſo edler Wein!"

Ich aber, folgſam ihrem Gebot,
So von der Wirkung mich fand bedroht,
Daß ſie — die Spenderin, für den Rauſch
Ein Dutzend Küſſe bekam im Tauſch.

Dann, — da dem Schimmel es ſo gefiel, —
Erreicht war zeitig der Reiſe Ziel,
Und Beide zogen wir wohlgemuth
Ein in die Quäkerſtadt Herrenhuth.

Beim Feldherrn allſogleich meld' ich mich,
Der, nach dem Briefe, zufrieden ſich
Bezeigend mit dem, was wir vollbracht,
Mir Wohnung geben heißt für die Nacht.

„Nach ſolchem Marſche“, der Alte ſpricht:
„Ein Schläfchen, glaube mir, ſchadet nicht,
Ruh' aus und morgen bei guter Zeit,
Mein Junge, hole Dir den Beſcheid.“

Beim Eintritt aber in mein Quartier
Die Welt der Märchen ſich öffnet mir:
Ein Stübchen, dämmerig blank und nett,
Mit reich bequaſtetem Himmelbett.

Der Kiſſen Fülle vom weichſten Flaum,
Das Linnen, weiß wie des Meeres Schaum,
Die Federdecke, wie Seide weich, —
Kein König dünkte ſich je ſo reich!!

Mein volles Herz zu ſchütten aus,
An meine Lieben ich ſchrieb nach Haus,
Ging dann, durch Nahrung erquickt, zur Ruh
Und ſchloß mit Wonne die Augen zu.

Drum wendet heute noch gern mein Sinn
Nach Herrenhuth und Neuſalz ſich hin:
Ja, ungeſchwächt für den guten Trank
Und für das Himmelbett blieb mein Dank.

23.

Neue Besen.

Herbſt- oder Ernte-Monat. — Gerhards-Tag.

Kreuzweis und in weitem Bogen, —
Wie des Frankenheeres Glieder
Sich bewegen hin und wieder, —
Wird von uns das Land durchzogen.

Manch Franzoſenkind wir fingen,
Nahmen Pulver und Patronen:
Selbſt ein Zuzug von Kanonen
Fiel bei Nacht in unſre Schlingen.

Da voll Ingrimm, uns entgegen
Einen Heertheil ſchickt der Kaiſer,
Als „ein Bündel Ruthenreiſer,
Um die Buben wegzufegen.“

Doch umſonſt! Denn ſtehn zu bleiben
Sich vermaßen dieſe Buben
Und in ihre Kinderſtuben
Ließen nicht zurück ſich treiben.

Ja, zu ſchwach zum Widerſtande, —
Sie allein, — als Kampfgenoſſen
Wohlbedachtſam an ſich ſchloſſen
Einem größern Streif-Verbande.

Wo denn, — wie des Schickſals Wage
Bald emporſtieg, bald ſich neigte, —
Uns, nach manchem Siegestage,
Auch das Glück den Rücken zeigte.

Doch das Sprüchwort blieb in Ehren,
Daß, — an unſren Jünglings-Schaaren
Sattſam hat's der Korſ' erfahren, —
Gut die neuen Beſen kehren.

21.

Koſacken-Freundſchaft.

Herbſt- oder Ernte-Monat — Kleerbas-Tag.

Iwanoff hieß ein bärtiger Koſack,
Bekannt uns durch die Eigenart der Lieder,
Die auf dem Marſch er ſummte vor ſich nieder,
Und ſeine Leidenſchaft für Schnupftabak.

Der gute Burſch, bei Tag und Nacht bereit
Auf jeden Ruf und Wink, — kein Hund iſt treuer, —
Gelaufen wär' er, wenn auch nicht durch's Feuer,
Für eine Priſe viele Meilen weit.

Drum mir, der, je nach Kräften, jederzeit
Sein Scherflein, zu befried'gen ihn, geſpendet,
Des Steppenſohnes Herz war zugewendet
Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit.

Ja, als mich jüngſt, vom erſten Schlaf erwacht,
Die Reihe traf, auf Kundſchaft auszureiten,
Die Gunſt erbat er ſich, mich zu begleiten,
Als Führer mir zu dienen durch die Nacht.

Kein Weg, kein Steg, kein Ort mir war bekannt
Und ohne Richtung ſchaut' ich in die Ferne;
Doch er, den Blick geheftet auf die Sterne
Und nach der Wäſſer Lauf, zurecht ſich fand.

„Paschol, na prava!“ bald und wieder bald:
„Paschol,“ ihn „na lewa!“ rufen hör' ich;
So geht's, — er ſelbſt voran, — durch Moor und Röhrig,
Weg über Gräben, durch Geſtrüpp und Wald!

Und als am Morgen, des Erfolges froh,
Nun Seit' an Seite, raſch dahin wir trabten
Und ein'ge Priſen ſeinen Riecher labten,
Wie dankbar da erklang ſein: „karascho!“

Doch ach! in's Lager kaum zurückgekehrt,
Erſchöpft und mein nicht Herr mehr, ſank ich nieder;
Ein Fieberfroſt mir ſchüttelte die Glieder, —
Mit Centnerlaſten ſchien mein Hirn beſchwert.

Da wurde mir von hülfreich leiſer Hand
Aus friſchem Stroh die Ruheſtatt bereitet
Und über mich ein Deckbett hingebreitet: —
Iwanoff war's, der mir zur Seite ſtand.

Mit ächt ſamaritaniſcher Geduld
Bei mir ihn wachen ſah ich, treu mich pflegen,
Den Kopf mir ſtützen, ſanft zurecht mich legen,
Und fühlt' auf's Tiefſte mich in ſeiner Schuld.

Doch auch von Mitſchuld gilt's, mich zu befrein;
Denn jene Decke, — ſag' ich's unverholen,
Der Samariter hatte ſie — geſtohlen,
Verwechſelnd, mir zu Liebe, Mein und Dein.

25.

Bayerns Umkehr.

Herbſt- oder Ernte-Monat. — Kosmas- und Damians-Tag.

Auf weiter Ebne, dicht am Straßenrand,
Bei Zwickau, unſer Volk verſammelt ſtand,
Das unter ſchmetternden Trompetenklängen, —
Ein bunt Gemiſch, — man ſieht heran ſich drängen.

Und tauſendſtimm'ger Jubelruf alsbald
In deſſen Reihn wie Donnerton erſchallt;
Daß Bayerns Volk und König, — wird verkündet, —
Der edlen deutſchen Sache ſich verbündet.

„Ihr tapfern Brüder, ſchön gegrüßt uns ſeid!
Vereint fortan wir theilen Glück und Leid,
Vereint mit uns zum Sterben, wie zum Streiten!“
Erklingt's aus jedem Mund, von allen Seiten.

Germania, Du Land des Ruhms, — der Kraft
Und doch ſo tief geſunken, ganz erſchlafft: —
Du Stolz der Erde, — Schönſte Du der Schönen,
So lang Dich ſchänden ließeſt und verhöhnen.

Geknechtet lagſt Du, macht- und hülfelos,
Weil gegen Deinen mütterlichen Schooß,
Von blindem Wahn bethört, die eignen Kinder
Verbanden ſich dem fremden Ueberwinder.

Doch, — Gott ſei Lob! — ein neuer Tag bricht an.
Zu uns Ihr wiederkehret, — Mann zu Mann:
Wenn ſo zuſammen ſtehn des Landes Marken,
Ja, dann, Ihr Brüder, — dann ſind wir die Starken!

Und iſt denn, — laßt mich fragen, — Nord und Süd
Von eines Geiſtes Flamme nicht durchglüht?? —
Drum achten lernt einander, — lernt Euch kennen, —
O dann vermag kein Feind mehr uns zu trennen!

26.

Zwei Kreuze.

Herbſt- oder Ernte-Monat. — Wenzeslaus-Tag

Bei Meuſelwitz fand der Morgen
Gar Manchen friſch und geſund,
Der mit der nächſten Sonne
Nicht wieder auferſtund.

Du Feld der Ehre, — des Sieges, —
Du Tag voll Freud' und Schmerz,
Wie oft mit Stolz und Trauer
Erfülltet ihr mein Herz!!

In feſt geſchloſſenen Reihen
Vor uns den Feind wir ſah'n
Und ſpornſtreichs ihm entgegen
Wir ſprengten, wie ein Orkan.

Da, kaum noch dreißig Schritte
Vom Ziel, auf Mann und Roß,
Mit donnergleichem Geknatter
Entlud ſich ſein Geſchoß.

Doch während mächtige Lücken
Es reißt in unſere Reih'n,
Hinweg geht's über die Todten
Und Hurrah! mitten hinein!

Zunächſt ein wirres Gedränge,
Dann: Kehrt! und luſtige Jagd,
Wo ich, — der Vorderen Einer, —
Zum Ritter wurde gemacht!

Weil raſcher mein Gaul, wie andre,
Denn ſonſt nicht wüßt' ich warum;
Wie eben des Schickſals Wege
Bald g'rade geh'n und bald krumm.

Der Flüchtigen Spur wir folgen
Bis Zeitz, zum Saume der Stadt,
Wo hinter Thor und Gemäuer
Ein Trupp verſchanzt ſich hat.

Herunter von den Pferden
Und drauf, mit ſtürmender Hand;
Da — bittere Todtenklage
Dem Siegesruf ſich verband.

Auch mir der Nächſten Einer,
Kaum ſechszehn alt, treu und gut,
Lag, mitten in's Herz getroffen,
Dahier in ſeinem Blut.

Wir deckten ihn mit Erde
Bei'm lichten Sternenſchein
Und pflanzten von Eichenzweigen
Ein kleines Kreuz hinein.

Auch Dir ein Kreuz, — ein Ritter
Wie ich, auch Du! — Gut Heil!
Doch wem wohl von uns beiden, —
Wem ward das beſſere Theil?!

27.

Wort und That.

Wein- oder Reif-Monat. — Gideons-Tag.

Im Eilſchritt zog ein ſtarkes Heer heran, —
Ein Reſt der ſieggewohnten Legionen,
Womit der kaiſerliche Schickſalsmann
Zerbrach der Völker Recht, — die Macht der Kronen.

Doch jetzt, von mächt'gen Gegnern rings umdroht,
Dem eignen ſchwanken Thron zum Schirm und Schilde
Der Korſe von des Tajo Rand entbot
Die tapfre Schaar zum Leipz'ger Schlachtgefilde.

Da warf auf einmal dem gewalt'gen Zug,
Bei Naumburg, um den Weg ihm zu verlegen,
Als dumpfen Klanges zehn die Domuhr ſchlug,
Ein ſchwaches Reiterhäuflein ſich entgegen.

Ihn ſtutzen ſieht man, dann ſich ordnen ſchnell
Und bilden eine weitgedehnte Mauer,
Davor ein baumhoch trotziger Geſell
Auf ſchwarzem Pferd, — noch denk' ich ſein mit Schauer.

Auf Einen zehn! Als Tollmannswerk erſcheint
Auch dem Beherzteſten das Unterfangen;
Doch Keiner bleibt zurück und auf den Feind
Dem unerſchrocknen Führer nach wir drangen,

Der, unbeſchirmten Haupts, uns ſtürmt voran, —
Durch einen Stoß ſein Käpplein fiel zur Erde, —
Nicht umſieht, noch ſich bückt, — nur jenen Mann
In's Aug' gefaßt auf ſeinem ſchwarzen Pferde.

Und als der Rieſe ihm: Viens, — me voilà!
Viens, si tu as du coeur!! entgegen brüllte,
Mit Lächeln rief: „Monsieur, j'y suis déjà!"
Ja, kaum dem Mund entflohn, dies Wort erfüllte.

Da gab's ein Drängen, Toben und Gewühl,
Ein fieberhaftes Ringen hin und wieder;
Vom Pulverdampf die Luft war dumpf und ſchwül
Und gier'ge Rabenſchwärme tauchten nieder.

Das Feld wir räumten vor der Uebermacht,
Doch keine Flucht, — ein Sieg war dieſes Weichen,
Denn unſer Tagwerk, — glücklich iſt's vollbracht,
Gehemmt des Feindes Marſch durch Blut und Leichen.

So laſſ' denn hier, Du ritterlicher Held,
Deß flammenſprüh'nder Muth den unſren ſchürte,
Der leichten Sinn's nicht wie zum Tod, in's Feld,
Nein, wie zum Tanz, ein treues Häuflein führte.

Ja, laſſ' ein ſchwaches Denkmal Dir mich weih'n, —
Dem Mann von ächtem, unverfälſchtem Adel;
So weich Dein Herz war, mag Dein Ruhbett ſein,
Du neuer Ritter ohne Furcht und Tadel!!

28.

Die Säbeltaſche.

Wein- oder Reif-Monat. — Burkhards-Tag.

Angeſichts des Feindes zogen wir, —
Die vom blut'gen Strauß noch übrig blieben, —
Rückwärts zu dem frühern Nacht-Quartier,
Trauernd tief um die gefallnen Lieben.

„Halt!“ ertönt es an des Dörfleins Rand,
Mit Befehl, die Säbel einzuſtecken;
Nach der Scheide greif' ich, — doch die Hand
Leere Luft ſtatt ihrer greiſt, — o Schrecken!!

Ja zugleich, — ein doppelter Verdruß!
Läßt die Säbeltaſche ſich vermiſſen,
Scharf und glatt, durch Hieb ſei's oder Schuß,
Mit dem Riemzeug mir vom Leib geriſſen.

Doch kein Maal, — kein Ritzer kund ſich thut.
Bin ich denn zum Unglück nur geboren? —
Statt der Taſche, ſoviel Unzen Blut,
Als ſie ſchwer iſt, hätt' ich gern verloren!!

Denn für mich der Güter höchſtes war
Wohlverwahrt in ihrem Schooß zu finden:
Jenes Brieflein und vom Seidenhaar
Ein Geflecht der Holden unter'n Linden.

Tief bekümmert durch des Lagers Reih'n
Schritt ich, meinem Unſtern nachzuhängen,
Als, bei wirrem Durcheinander-Schrein,
Müßig Volk man ſah heran ſich drängen.

Näher tretend aber, — iſt es Traum. —
Iſt es Wahrheit! — die vermißten Beide,
Ja, — den eignen Augen trau' ich kaum. —
Vor mir liegen, — Säbeltaſch' und Scheide;

Während Freund Iwanoff, dicht umringt
Von der Bummler buntgeſchecktem Haufen,
Seinen Knutenſtiel als Hammer ſchwingt,
Um den Schatz im Abſtrich zu verkaufen.

„Halt, Du Diebsbrut!“ ruf' ich zornentbrannt;
Bald jedoch mein Unmuth war verſchwunden,
Als mir Blick und Zeichen gab bekannt,
Daß er auf dem Schlachtfeld ihn — gefunden:

Und wie arg getäuſcht ſein Hoffen ſah,
Da, ſtatt Geldes, — außer Säbelhieben
Scharf und flach, — ihm nur der Plunder da:
Haarzopf und Papierſtreif, ſei geblieben.

Doch ſeitdem, — durch Schaden klug gemacht, —
Statt der engen Säbeltaſchen-Räume,
War auf beſſ're Sich'rung ich bedacht
Für die Pfänder meiner Liebesträume.

Und da, mit der Zeit, — wie's pflegt zu gehn, —
Deren andre noch hinzugekommen,
Haben Sorg' und Noth, — ich will's geſtehn, —
Wohl zum Heil mir, — merklich abgenommen.

Denn fürwahr! wenn jeden Liebesbrief
Gleich mit Blut man zu bezahlen hätte;
Jahrelang ſchon läge klaftertief
Mein Gebein im kühlen Grabesbette!

29.

Die Gans.

Wein- oder Reif-Monat. — Koloman's Tag.

Markt-Ranſtädt iſt ein Ort genannt,
Bei Leipzig, im lieben Sachſenland;
Dort ſtanden wir im Lager.
Das Lager war hart, die Luft war kalt; —
Der Reif-Mond ging zu Ende bald, —
Und ach! die Koſt war mager.

Von einer Umſchau auf gut Glück
Der Unſern Einer da kam zurück;
Sein Name? — bleib' er verſchwiegen!
Der brachte von dem vollführten Ritt
Den Phönix eßbarer Gänſe mit;
Zehn Pfund wohl mochte ſie wiegen.

O Jubelkunde, — o Göttermahl!
Es ſchien das Lager ein Fürſtenſaal,
Der höchſte Trumpf uns beſchieden.
Von wo und wannen, — an ihm herum
Die Andern fragten, — doch er blieb ſtumm
Und lächelte ſtill zufrieden.

Als Koch inzwiſchen nach Amt und Pflicht,
Befehl zu geben verſäumt' ich nicht,
Das Fehlende beizuholen.
Die ſchafften Aepfel, die Andren Holz
Und Bratrain, in dem Bewußtſein ſtolz:
Entlehnt, — das ſei nicht geſtohlen!

Nun ward das Feuer geſchürt mit Macht,
Auch bald das wichtige Werk vollbracht
Und trefflich ſchien es gerathen.
Der Spender nahet — man lädt ihn ein,
Doch kühl verſetzt er: die Gans iſt mein,
Viel Dank, daß Ihr ſie gebraten.

Ein Dutzend Stimmen: „wie — was, — wo — wer?“
Vernehmen ließen ſich hin und her:

„Du ſcherzeſt, — haſt Du vergeſſen —“
Doch jener: „Sparet der Lungen Kraft!
Die Gans, — wer hat ſie herbei geſchafft?
Nur ich, drum — will ich ſie eſſen.“

Alsbald verſchwand ſie und er mit ihr, —
Uns blieb das Nachſehn, doch prägte mir,
Dem ſeltſamen Abenteuer
Sei's Dank — die gute Lehre ſich ein:
„Kaſtanien für Andre hüte Dich fein
Zu holen aus dem Feuer!!“

30.

Leipziger Schlacht.

Wein- oder Reif-Monat. — Gallus-Tag.

Rings im weitgedehnten Bogen
Von drei Heeren war umzogen
Leipzigs Flur, der edlen Stadt,
Wo, was Deutſchland ging verloren:
Ehr' und Freiheit, neu geboren
Ward in heil'gen Blutes Saat.

Ja, Ihr ruhmgekrönten Zinnen,
Stolzes Häuſermeer, darinnen
Sich der Weltbezwinger barg
Vor der Rache Feuerzeichen,
Vor empörter Völker Streichen, —
Ihr wart ſeiner Größe Sarg.

Preiſen werden aller Orten
Kind und Kindeskind die Pforten,
Wo des Feindes Heer entrann,
Seine Macht ſich ſah bezwungen, —
Wo die Sieger eingedrungen
Und das Rettungswerk begann.

Mauern, ſeid gegrüßt, und Thore,
Stolzer Handelsmacht Empore,
Edler Wiſſenſchaft und Kunſt:
Ja, gegrüßt mir ſeid und Allen,
Die gekämpft hier und — gefallen
Nach der Götter Schluß und Gunſt.

Denn mit Opfern, Blut und Wunden
Ward dahier ein Band gewunden,
Das kein Feind mehr reißt entzwei.
Drum auch noch in ſpätern Tagen,
Brüder, man von uns wird ſagen:
„Seht mir, — der war auch dabei!!“

II.

Der Engpass bei Kösen.

Wein- oder Reif-Monat. — Wendelins-Tag.

Noch tobt der Kampf, — noch ſchwankt am dritten Tage.
Nachdem das blut'ge Würfelſpiel begann. —
Noch unentſchieden ſchwankt des Schickſals Wage,
Noch liegt im Dunklen, wer den Sieg gewann.

Da kommt, vor Nacht, Befehl uns, abzureiten,
Auf Seitenwegen, ſüdwärts, ungeſäumt
Den Feind auf ſeinem Rückzug zu begleiten,
Der jetzt, erlahmten Muths, den Kampfplatz räumt.

Und lauter Jubelton durchläuft die Reihen,
Es ſchließt ſich Bruſt an Bruſt und Hand in Hand;
Auch wir, ſo ruft man, halfen dich befreien
Vom fremden Joch, du theures Vaterland!!

Sodann von Leipzigs blutgetränkten Auen
Nach Lützen ging's, — des erſten Marſches Ziel, —
Der Wahlſtatt, da noch heut' der Stein zu ſchauen,
Wo, Gott zum Ruhm, der Schwedenkönig fiel.

Wo Preußens Adler ſenkte ſein Gefieder,
Der frühern Kraft durch Liſt und Trug beraubt,
Doch freier, herrlicher wie je, nun wieder
Zum Himmel hebt ſein ſieggekröntes Haupt. —

Und fort des Weg's wir zieh'n, — da gilt kein Weilen —
Es gilt, um den Beſitz der Kös'ner Schlucht
Zu ſichern uns, dem Feind voranzueilen
Und ſo zu wehren ihm die weit're Flucht.

Doch ſeh'n wir bald ſo kühne Hoffnung ſchwinden,
Da, ſtatt von unſrem Fußvolk, — o der Scham!!
Den Paß, der Vorſchrift nach, beſetzt zu finden,
Der Franzmann, — Springinsfeld, zuvor uns kam.

So, ſtatt die Leipz'ger Arbeit zu vollenden,
Zu ernten hier, was dort wir ausgeſät,
Auch diesmal ſah'n wir gegen uns ſich wenden
Das alte, ſchickſalsſchwere Wort: Zu ſpät!!

32.

Die Ehrenwacht.

Wein- oder Reif-Monat. — Tertula-Tag.

Auf Pfaden, unwegſam und kaum bekannt,
Wir rückten in das Weimariſche Land,
Und ſah'n, — ſchon will die Nacht den Tag beſiegen, —
Im Thal-Bezirk die Hauptſtadt vor uns liegen.

Gegrüßt mir ſei, du theures Ilm-Athen!
Vor deinen Mauern die Befreier ſtehn,
Um, — hilft das Glück, — den Feind hinauszujagen,
Deß Joch auch du ſo lange mitgetragen.

Du, deren Feſſeln längſt der Erdball trägt,
Die ſelbſt ein Joch den Völkern auferlegt:
Die Friedens-Herrſchaft gotterfüllter Geiſter,
Verſammelt hier um den erhabnen Meiſter. —

Hinein wir ſprengten, doch — der Sieg war leicht:
In wilder Haſt, was fliehn noch kann, entweicht.
Geſchütz und Fußvolk, da vorangeflogen
Der Ruf uns, früher ſchon war abgezogen.

Geſammelt dann am Markt und aufgeſtellt,
Befehl ergeht vom Stab, der Muſtrung hält:
Deß Wams das ſauberſte, — noch ohne Flicken,
Als Ehrenwache ſei in's Schloß zu ſchicken.

Und ſieh! es lenkt aus der Gefährten Zahl
Ein freundliches Geſchick auf — mich die Wahl. —
Die Wahl zu einem Amt, das unter Allen
Dem Meiſt-Erfreuten, ſchien es, zugefallen.

O Glück, dem edlen Fürſten nah' mich ſehn, —
Vielleicht auch dem Unſterblichen, für den
Und deſſen Genius in frühſten Tagen
Begeiſtert ſchon mein junges Herz geſchlagen.

In's nächſte, beſte Gaſthaus tret' ich ein,
Vom Staub und Straßenſchmutz mich zu befrein;
Da giebt's ein Klopfen, Kämmen, Bürſten, Reiben, —
Kein Fleckchen, nagelgroß, darf übrig bleiben.

Es iſt geſcheh'n; — erfriſcht und wohlgemuth
Von hinnen eil' ich, doch — mir ſtockt das Blut, —
Mein Pferd, das ich am Hausthor feſtgebunden, —
Mein Pferd, mit Zaum und Zeug, — es war — verſchwunden.

O Bubenſtück, — o hölliſcher Verrath, —
Verfluchte Diebeshand, die das mir that!!
Vielleicht — Iwanoff?! — Nein! — Doch Seinesgleichen, —
Ein neues Pröbchen von Koſacken-Streichen!

Noch mehr, — nicht Ihn — den Fürſten, mir ſo nah,
Noch ſeinen hohen Freund mein Auge ſah,
Da unerwartet, nach Verlauf von Stunden,
Von meinem Ehrendienſt ich ward entbunden.

Doch, ob getrennt von Euch durch Zeit und Raum,
Es füllt, Erhabne, ſie der ſchönſte Traum;
Dem Wandrer, — ja! ihm ſagt's ein dunkles Ahnen,
Begegnet Ihr auf ſpätern Lebensbahnen.

Und ſieh! was vom Geſchick er ſich erbat,
In wenig kurzen Jahren ward's zur That:
Erfreuen durft' er ſich in ſeltnem Grade
Des Dichters Freundſchaft und des Fürſten Gnade.

Drum dreimal Heil dir, edle Muſenſtadt,
In ſeinem Lebensbuch ein wicht'ges Blatt,
Wo zehnfach, was an Leid ihm hier geſchehen,
Vergolten ward durch freud'ges Wiederſehen!

33.

Künſte des Friedens.

Wein- oder Reif-Monat. — Severins-Tag.

In Stadt Schmalkalden wir ritten ein,
Wo einſt kredenzt man den Friedenswein,
Geminnet wurde, getanzt, geſchmauſt
Und jetzt die Krieges-Trompete brauſt.

„Da ſind ſie!“ — läuft es von Haus zu Haus;
Die Bürger ſchauen zum Fenſter heraus
Und manches Mädel, wie Milch und Blut,
Die Reiter freundlich begrüßen thut.

Am Rathhausplatze wir machen Halt.
Der Abend dämmert, die Luft iſt kalt!
Wie glücklich wäre, dacht' ich bei mir,
Wer heut' hier fände ſein Nacht-Quartier!

Und ſo geſchah es, da unverweilt
Die Einlegzettel wurden vertheilt
Und ich in einem Hauſe ganz nah
Als werthen Gaſt mich empfangen ſah.

Zwei flinke Töchter waren zur Hand
Und eine Zither hing an der Wand;
Das Bücherſpinde fiel in's Geſicht,
Ein altes Spinett auch fehlte nicht.

Mein Schweſternpaar das Concert begann:
„Den Mond, den guten.“ ſie ſangen an
Mit Ton und Stimme, wie Zwirn ſo fein,
Dem Meckern ähnlich der Geisböcklein.

Doch als an mir nun die Reihe war
Und Beider Aeugelein, blau und klar,
Zu preiſen ich war bemüht, vom Thor
Ein lautes Pochen mir dringt in's Ohr.

Zugleich ein Don'ſcher Koſack ſich zeigt,
Der ehrerbietig vor mir ſich neigt,
Sodann durch Zeichen giebt zu verſtehn:
Ich müſſe alſogleich mit ihm gehn.

Und da ich, erſt vor Erſtaunen ſtumm,
Voll Unmuths frage: „Wohin, — warum?“
„Pascholl“! erwiedert er, — ſonſt kein Wort, —
Ergreiſt die Zither und zieht mich fort.

An einer Thorfahrt er inne hält,
Davor zwei Wachen ſind aufgeſtellt;
„Wem gilt das?“ — frag' ich mich hin und her, —
Der Kopf mir ſchwindelt, — mein Herz iſt ſchwer!

Doch was erblick' ich? — Beim Abendmahl
Der Ruſſenfürſt, — heut' als General
Uns vorgeführt, — mit Gefolge ſitzt;
Von Geiſt und Güte ſein Auge blitzt.

Man rückt zuſammen, — man reicht mir Wein,
Er ſelbſt mich ladet zum Imbiß ein, —
Er ſelbſt, — ja wohl! begreif' es, wer kann, —
Der Fürſt den niedrigen Reitersmann!!

Doch als das Mahl ſich zum Ende neigt,
Da wird — die Zither mir dargereicht
Und man erbittet von mir als Gunſt
Ein Pröbchen meiner Geſangeskunſt.

Ich zögere, — doch, als man nicht ruht
In mich zu dringen, da faſſ' ich Muth
Und ſinge, ſolchem Empfang zum Lohn,
Das Lied vom großen Napoleon.

Und ſieh'! ein überſchwellender Fluß
Der Ruſſen Jubel bricht los am Schluß:
Man lacht, umhalſet ſich, tanzt und lärmt,
So hatte das Lied ihr Herz erwärmt.

Durch Witzes Waffen beſiegt ſie ſahn
Den Mann, der ihnen ſo weh gethan,
An ihm gerochen ihr Leid, und ſich
Und dieſes Sieges Organ war ich!!

So trugen Beifall mir, Freund' und Wein
Vollauf die Künſte des Friedens ein,
Da Tag für Tag der Begehr, wie heut',
Nach meiner Liederkoſt ſich erneut.

Und doch wie nüchtern, — wie arm und ſchmal
Erſchien mir ſelbſt dies luſtige Mahl!
Es war, — gemeldet ſei's ohne Ruhm, —
Ein wohlfeiles Virtuoſenthum!

34.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Wein- oder Reif-Monat. — Amandus-Tag.

Im Waldgebirg', die Rhön genannt,
An eines ſteilen Abhangs Rand
Ein Kirchlein ſieht man ſich erheben,
Zugleich das Wirthshaus dicht daneben.

Denn da kein gut kathol'ſcher Chriſt
Nach dem Gebet den Trunk vergißt,
Auch hier fand, nächſt der Heiles-Quelle,
Das Malzſaft-Brünnlein ſeine Stelle.

Doch ach! ein armer Reitersmann,
Der nicht den Saft bezahlen kann,
Muß, will er plündern nicht und ſtehlen,
Entſagung als ſein Theil erwählen.

D'rum nach des Tages Laſt und Noth
An Mus und trocknem Haferbrod
War, mich zu laben, ich befliſſen, —
Denn ſchmal ſind in der Rhön die Biſſen.

Da trat ein wohlgenährter Mann, —
Ein Handelsherr aus Mainz, — mich an,
Um von dem Stand der Kriegesſchaaren
Von mir ein Näh'res zu erfahren.

Und willig theilt' ich, Schritt für Schritt,
Im Abriß, was geſchah, ihm mit,
Wie hart bei Leipzig wir geſtritten, —
Wie viel entbehrt, wie ſchwer gelitten.

Im Aug' ihm helle Tropfen ſtehn,
Er mißt vom Kopf mich zu den Zehn,
Die, wie aus offnen Fenſterlucken,
Hervor aus ihrer Hülle gucken.

„Seht, die Ihr liegt dem Glück im Schooß,
Das", rief ich, „iſt Soldaten-Loos:
Der Magen leer, die Zunge trocken,
Zerfetzt die Haut, die Schuh, die Socken!"

O Jammer, ächzt, — o Noth und Graus!!
Mein neuer Freund und rennt hinaus,
Mit Mienen, ſo geſpannt und wichtig,
Als wär's im obern Stock nicht richtig.

Doch bald der Gute kommt zurück
Mit — Strümpfen, Stiefeln und — o Glück!
Dem liebreich bringenden Verlangen:
Ich mög' als Darlehn ſie empfangen.

Mit Freuden nahm der Reitersmann
So freundliches Erbieten an;
Man ſah mit jubelndem Entzücken
Den Geber an die Bruſt ihn drücken.

Und ach! wie warm ſein Dank, — wie tief,
Begreift nur, wer je barfuß lief;
Doch — da kein Wechſel ward geſchrieben,
Die Schuld iſt — unbezahlt geblieben.

35.

Hanau-Meerholz.

Wein- oder Reif-Monat. — Hartmanns-Tag.

Zu Meerholz, vor des Grafenſchloſſes Thor,
Der Unſren ſtehn dreitauſend Mann und drüber;
Geſchrei und Waffenlärm uns dringt in's Ohr,
Am Heerweg draußen zieht der Feind vorüber.

In dichten Maſſen zieht er, bunt gemiſcht,
Dem Rhein entgegen, — Menſchen, Wagen, Pferde,
Wo, — jede Spur von Ordnung ſcheint verwiſcht, —
Man rennt und drängt, wie ohne Hirt die Heerde.

Nach vorn verſperrt den Pfad der Bayern Heer;
Im Rücken drohn die Lanzen der Koſacken,
Indeß der Unſren Schaar mit blanker Wehr
Bereit ſteht, in der Flanke ſie zu faſſen.

Da ruft zum Angriff der Trompete Schall,
Und ſchwimmend wird die Kinzig überſchritten,
Erklommen raſch des drübern Ufers Wall
Und was uns in den Weg tritt, umgeritten.

Zurück wir ziehn, ſobald der Feind ſich ſtellt,
Und ſchnell, entfernt er ſich, wir kehren wieder,
Ihm räumend bald, behauptend bald das Feld,
Bis ihre Schleier ſenkt die Nacht hernieder.

Alsbald das Schloß ſich hüllt in Kerzenglanz,
Es dampft der Heerd und ſendet Wohlgerüche;
Dort oben Tafelluſt bei Wein und Tanz,
Hier unten — klarer Quell und — kalte Küche.

Doch mich den Glücklichen, zu beſſrem Mahl
Beruft des Führers Huld in ſeine Nähe,
Wo des Geſanges Freund' in großer Zahl
Mit Bitt' und Wunſch ich mich umringen ſehe.

Denn wie des Durſt'gen Gaum, — gebricht's an Wein,
Zur Noth mit Waſſer auch ſich läßt genügen!
Berauſchten an den armen Liedern mein
Die guten Ruſſen ſich in vollen Zügen.

So trägſt du, Völker-Würger, Krieg, nicht bloß
Verderben, Drangſal, Blut und Todeswunden,
Nein, Luſt und Kurzweil auch in deinem Schooß,
Durch Sang und Liebesglück geweihte Stunden.

Drum Heil dir ſei und auch der Fügung Heil,
Die, neben andren ſieggekrönten Tagen,
Auch an dem heut'gen gab uns unſer Theil, —
Die Hanau-Schlacht uns gönnte mitzuſchlagen.

Denn ob im Lamboy-Walde, ob dahier
Bei Meerholz fechtend, an der Kinzig Bette,
Der Franken wüth'gem Anprall wehrten wir,
Der dieſes Tags Erfolg gefährdet hätte.

Drum laßt, Ihr Freund' im lieben Bayerland,
Begrüßen Euch als werthe Kampfgenoſſen,
Ja feſt vereint uns ſtehn mit Herz und Hand,
Wie einſt vereint wir unſer Blut vergoſſen!!

36.

Am Rhein.

Wind- oder Nebel-Monat, — Allerſeelen-Tag.

Ich grüße dich,
O Rhein, zu deſſen wirtblichem Geſtade
Die Kraft der Waffen, durch des Höchſten Gnade,
Geführt auch mich!!

Es weicht die Nacht, —
Entnommen iſt das Joch dem deutſchen Strome,
Befreit ſind ſeine Burgen, ſeine Dome
Und wir — erwacht!

Dein Volk, o Rhein, —
Das deutſche Volk vom Schlaf iſt auferſtanden
Und nennt, entriſſen langer Knechtſchaft Banden,
Dich wieder ſein!

Nur drüben, — ach!
Ihr Erzgewicht noch laſtet auf den Fluren,
Dein Strom-Gelände links noch trägt die Spuren
Der frühern Schmach!

Doch zage nicht,
Auch ihm die Sclavenkette wird entnommen,
Zu ſprengen Glied um Glied wir ſind gekommen,
Und bald — ſie bricht.

Ja, ſei gegrüßt
Und laſſ' begraben ſein, was wir erduldet,
In deiner Fluthen Schooß, denn, wie verſchuldet,
So ward's gebüßt!!

37.

Die Bodenkammer.

Wind- oder Nebel-Monat. — Martinus-Tag.

Zu Darmſtadt liegend im Quartier,
Nach Abends neun, — ich glaube, —
In Eil' mein Hausherr trat zu mir, —
Der Wirth zur goldnen Traube.

Bedeckt mit Runzeln ſein Geſicht
Und blutigroth die Stirne,
Als brenn' es, wenn im Hauſe nicht,
Doch wohl in ſeinem Hirne.

Mit Klag' ob ſchwerer Zeit mein Ohr
Er füllt, wie Wirthe pflegen, —
Und mich ihm beizuſtehn beſchwor,
Verheißend Dank und Segen.

Ich rath' ihm, ſeines Herzens Laſt
Zu löſen ohne Säumen:
Was war's? — mein Zimmer einem Gaſt,
Der ankam, ſollt' ich räumen.

Der langen Rede kurzer Sinn
Jedoch mich wenig rührte;
Zu kreuz'gen mich, ihm zum Gewinn,
Ich wenig Luſt verſpürte.

„Mag, wo's beliebt ihm. betten ſich,
Der hier mich gern vertriebe,“
Erklärt' ich feſt, — „beim eignen Ich
Beginnt die Nächſtenliebe.“

So müſſe denn, entgegnet Er,
Wenn ich nicht ein ſie laſſe,
„Das Fräulein,“ da kein Winkel leer,
Kampiren auf der Gaſſe.

„Ein Fräulein,“ rief ich, — „ſchön und jung?
Hinweg, ſie zu begrüßen!
Was mein, mit ſchuld'ger Huldigung
Ich leg' es ihr zu Füßen!“

Und flugs mit eigner Hand geleert
Wird Kaſten, Schrank und Zimmer;
Er ſieht's und ſtürzt hinaus, verklärt
Von goldner Hoffnung Schimmer.

Doch auch der Dienſt, wie ſchwach und klein,
Dem fremden Paar erwieſen, —
Er wurde, trügt mich nicht der Schein,
Von ihm gar hoch geprieſen.

Denn bald die Bitte ward mir kund:
Da kurz nur ihr Verweilen,
Zum Zweck des Danks aus eignem Mund,
Ihr Abendmahl zu theilen.

Und ach! wie reich, was ich gethan, —
Wie herrlich ward's vergolten!
Als ob auf rauher Kriegerbahn
Auch Roſen blühn mir ſollten.

Des Fremden Geiſt, ſo feſt, wie klar,
Gepaart mit Würd' und Güte;
Des Fräuleins Reiz, — ihr Augenpaar,
Das Licht und Flammen ſprühte.

Und Beider Mahnung: ſollten je
Mir Troſt und Beiſtand fehlen,
Trotz Raum und Zeit, in Freud' und Weh,
Als Freund' auf ſie zu zählen. —

Man ſchied, und laut das Herz mir ſchlug
Wie an die Uhr der Hammer;
Mit Mühe nur der Fuß mich trug
In meine Bodenkammer.

Doch netzte nicht des Schlafes Thau
Die glüh'nden Augenlider,
Ja raſtlos bis zum Morgengrau
Mich wälzt' ich hin und wieder.

Da trifft des Poſthorns Schall mein Ohr;
Zur Abfahrt ſcheint's zu rufen;
Sie iſt erwacht, — — ſie tritt hervor
Und auf des Wagens Stufen.

Da rollt ſie hin. — ich ſchau' ihr nach, —
Mein Schnupftuch laſſ' ich wehen,
Bis durch das Grau ein Lichtſtrahl brach
Und rief: „Auf Wiederſehen!"

XI.

Drei Dichterinnen.

Wind- oder Nebel-Monat. — Katharinen-Tag.

Am Tiſch zur goldnen Traube, Abends zehn,
Beiſammen ſaß ein Häuflein muntrer Zecher,
Und wie im Wechſel ſich die Worte drehn,
Die Rede kam, — nicht weiß ich, wie's geſchehn, —
Auf jene Strophen, die beim Schildwachſtehn,
Am Saum von Mettkau, flüchtig hingeſchrieben,
Verſteckt ſeitdem in meinem Querſack blieben.
„Herbei das Lied“, im Chor man ruft, — „herbei“!
„Wir ſingen's gleich“; — doch fehlt — die Melodei.
„Die Melodei? — da helf' ich,“ ruft der Eine,
Springt auf und läßt, — man ahnt nicht, was ihm ſei, —
Vor Eil' die Hälfte ſtehn von ſeinem Weine.
  Zu mir jedoch beim nächſten Morgenſcheine
Kam Botſchaft vom „hochwürd'gen Abt“, der mich
Zu freundlichem Beſuch beſchied zu ſich

Nach Tiſch um drei, mit höflich ſeiner Bitte. —
Ein Mann, den nie ich ſah, — der mich nicht kennt?! —
Doch um ſo mehr, — man weiß, wie Neugier brennt, —
Zum Stelldichein beflügl' ich meine Schritte.
Geläut ertönt, — „Herein!“ — der Riegel klirrt
Und ich erblicke, ſtaunend und verwirrt,
Den frommen Abt, umringt von — dreien Damen, —
Nicht ſchön, noch jung, doch prunkend aufgeſchmückt,
Die einſt, — im Muſenhain bekannte Namen, —
So Manchem, — ſagt man, — Kopf und Herz verrückt.
Man ſtellt uns vor und ehrfurchtsvoll gebückt
Vor dieſer Namen Dichtergröße ſteh' ich.
Da zeigt der Abt ein Blatt mir und — was ſeh' ich?
Mein Lied, — ein Schleier band mir Aug' und Sinn,
Denn nun erſt, — nun wird klar mir, wo ich bin, —
Mein Lied, mit Sang verſehn vom edlen Meiſter, —
Dem würd'gen Prieſter auch im Reich der Geiſter, —
Und welches, am Klavier begleitend ſich,
Er läßt erklingen ernſt und feierlich;
Dann, als am Schluß mit ſüßem Schmeichelblicke
Die Drei ihm nahn, gewärtig gleicher Gunſt,
Erklärt mit Lachen, daß für Meiſterſtücke
So ſeltner Art zu ſchwach ſei ſeine Kunſt. —
Nicht mir, — ja ſelbſt ſo eine Art von Dichter, —
Nicht mir geziemt's, zu ſchildern die Geſichter,

Erſtaunt, verlegen, tückiſch und verſchmitzt,
Gekränkt, verbiſſen, höhniſch zugeſpitzt,
Die, Wolkenſchauern gleich am Himmelsbogen,
Im Spiegel meines Blicks vorüberzogen
Doch bald die donnerſchwangre Nacht entweicht.
Die Mienen klären ſich, — der Aufruf ſchweigt,
Da Jede mit dem Troſt ſich giebt zufrieden,
Daß auch den Andren nicht der Preis beſchieden.
Doch, wo es glimmt, da, weiß man, brennt's auch leicht;
Drum ich, um nicht zum Brand das Holz zu ſpalten,
Den edlen Drein fortan mich — fern gehalten!

39.

Monarchen-Klub.

Winter- oder Chriſt-Monat — Ignatius-Tag.

Die Welſchen jenſeits ſtehn und wir, —
Wir bleiben fein herüben;
Warum? — Ei nun, man will vielleicht
In der Geduld uns üben.

Der Rhein — ja wohl! — iſt tief und breit,
Doch Bretterwerk und Nachen,
Man ſollte denken, gäb's genug,
Um Brücken draus zu machen.

Halt ein! Soldaten ſollen nicht
In Politik ſich miſchen;
Den „Naſen“ wär' und dem Arreſt
Nicht leicht da zu entwiſchen.

Auch, ſcheint's, ja, uns nicht braucht man mehr,
Es geht an's Unterhandeln:
Was Schwert und Spieß hat gut gemacht,
Die Feder wird's verſchandeln.

Doch ſintemal und alldieweil
Die Sache nicht zu ändern,
In Frankfurt wird benutzt die Zeit:
Gemach umherzuſchlendern.

Vor jedem Laden bleib' ich ſtehn:
Des Schönſten giebt's in Maſſen,
Wonach, bei leerem Sack, man ſich
Die Luſt vergehn muß laſſen.

Doch wie, — o Himmel, — iſt's ein Traum?!
Was ſeh' ich? — Sie, die Holde, —
Mein Schützling, — der mir Seel' und Leib
Seit Wochen hält im Felde!

Sie winkt mir, — dann, herbeigeeilt
Erröthend mich begrüßte
Und reicht mir dar die kleine Hand,
Die ich mit Inbrunſt küßte.

Seit wann ich hier, befragt ſie mich
Und ſchilt, als ſie's vernommen,
Daß zu „den Freunden“ nicht ſogleich
Ich zum Beſuch gekommen.

Der Schweſter Haus ſie nennt und dort
Heut Abend zu erſcheinen
Befiehlt ſie mir, wo Hof und Stadt
Sich pflege zu vereinen.

So ſchwebt ſie fort, — ich ſchau' ihr nach. .
Nicht Zeit war, mich zu wehren,
Und doch, wie ohne Schand' und Spott
Erfüllen ihr Begehren?!

Mein Wams, ſo abgeſchabt und fahl,
Vergilbt die wollnen Schnüre, —
Im Fürſtenſaal der Reitersmann, —
Man wieſ' ihm wohl die Thüre!

Doch nein! — Sie will's und ging ich gern
Für ſie nicht durch die Flammen?
Drum ſei's! — Wir Alle, Groß und Klein,
Ja doch von Eva ſtammen?!

Als aber bei der Kerzen Schein
Ich ſah die Pracht-Gewänder,
Die Uniformen, reich geſtickt,
Die Stern' und Ordensbänder,

Und wie ein edles Fürſtenpaar
Die Hände reicht einander, —
Bekannt mir Beide, — Kaiſer Franz
Und Kaiſer Alexander, —

Da ſank der Muth mir, doch zugleich
Zwei Händchen mich umſchnürten,
Und mitten in den Kaiſerſaal
Mich vor die Hausfrau führten, —

Ihr zweites Ich, das Blitz und Strahl
Aus dunklen Augen ſendet,
Und aus dem ſchönſten Perlenmund
Den ſchönſten Dank mir ſpendet.

Da fühlt' ich mich den Beſten gleich
Und ſchaute kühn nach oben,
Durch Frauenhuld und Schönheits-Macht
Zum erſten Rang erhoben.

Drum auch, ob eitler Ungebühr
Ich ſonſt mich nie vermeſſen,
Mein Ehrenplatz im Monarchen-Klub, —
Er blieb mir unvergeſſen!

40.

Offiziers-Patent.

Winter- oder Chriſt-Monat. — Weihnachts-Tag.

„Von wegen ſeiner Dienſte treu und gut
Hat heut' des Königs Majeſtät geruht.
Den Jäger," — folgt der Name, den wir kennen —
„Zum Offizier in Gnaden zu ernennen."

Dies war des Blattes Inhalt, das, — vielleicht
Durch Zufall mir am Chriſttag überreicht, —
Ein Feſtgeſchenk, mit Jubel ſonſt empfangen, —
Erfüllte *mich* mit Wehmuth nur und Bangen.

Von einem Junker-Neuling wird erzählt,
Der, da Montur und Degen noch ihm fehlt,
Zu leihn ſie nimmt von andren Offizieren,
Um vor ſich ſelbſt damit zu paradiren, —

Berauſcht von Stolz vor ſeinem Spiegel ſtund,
Wohl hundertmal durchmaß der Stube Rund,
Ja dem es, ſcheint's, an Luſt gefehlt nicht hätte,
Geſtiefelt und geſpornt zu gehn in's Bette.

So nicht, Ihr Waffenbrüder, lieb und traut, —
So nicht zu Sinn war mir, — ich ſag' es laut,
Geehrt mich fühl' ich doch, doch — nicht zufrieden,
Aus Eurem Kreis entrückt, — von Euch geſchieden!

Der Hochmuthsteufel zwar bewohnt auch mich,
Doch nicht ſo nackt, ſo fraunhaft äußerlich,
So feſten Glaubens an die Gunſt der Kleider, —
Er will: der Menſch ſoll gelten, nicht der Schneider.

Drum mich, Ihr Brüder, der Euch heut' verläßt,
Den Freund, den Koch, den Sänger nicht vergeßt,
Deß Lied Ihr oft gelauſcht in Stall und Scheuer,
Der oft geſchürt für Euch das Lagerfeuer.

Verbunden Euch, wie jetzt, in Lieb' und Treu',
In jedem Kleide, ſchadhaft oder neu,
Ja, ob ich vor der Front, ob — in ihr halte,
Mein Herz, Ihr Freunde, glaubt mir, bleibt das alte!

So lebet wohl denn, bis erſcheint der Tag,
Wo ſaurer Arbeit Lohn uns werden mag:
Das Wiederſehn, wo eine Ehrenhalle,
Erbaut vom deutſchen Volk, empfängt uns Alle.

Erläuterungen.

1) Zu 3. Seite 9. — „Unter den Linden“ oder kurzweg: „die Linden“ wird die vom Opernplatz bis zum Brandenburger Thor ſich ausdehnende, mit einer vierfachen Baum-Allee bepflanzte Hauptſtraße Berlins genannt, welche dem Verkehrsleben der höheren Stände als vornehmſter Schauplatz dient.

2) Zu 5. Seite 14. — Das brandenburgiſche oder dritte preußiſche Huſaren-Regiment, zu Ehren ſeines erſten heldenmüthigen Führers noch immer: Ziethen-Huſaren genannt, war es, wo der Verfaſſer ſeine kriegeriſche Laufbahn als Freiwilliger begann und bis zu ſeiner Beförderung zum Offizier fortſetzte, deſſen vollſtändige Uniform tragen zu dürfen, auch bei ſeiner Verabſchiedung, ausnahmsweiſe und durch beſondere königliche Huld ihm geſtattet ward.

3) Zu 7. Seite 21. — Bei „Jagor“ hieß die zu damaliger Zeit vornehmſte Speiſe-Anſtalt der preußiſchen Hauptſtadt, durch die Betriebſamkeit des Inhabers, eines geborenen Ruſſen, bei den Feinſchmeckern, denen auch das ſogenannte „Berliner Kind“ anzugehören ſich rühmte, zu großer Beliebtheit gelangt.

4) Zu 8. Seite 25. — Dem Vernehmen nach, ſtarb der glücklich aus dem Feld heimgekehrte jugendkräftige Mann, kurz nach ſeiner Verheirathung mit einer der gefeierten Schönheiten Berlins, als Märtyrer der getroffenen Wahl.

5) Zu 10. Seite 30. — Das betreffende Gedicht beſtand in einer Widmung an die freiwilligen Vaterlands-Vertheidiger, nur deshalb vielleicht der Aufbewahrung nicht unwerth, weil es von dem als Tonſetzer damals im höchſten Anſehn ſtehenden Abt Vogler zu Darmſtadt (ſiehe 38. Seite 115—117) nachträglich in Muſik geſetzt ward.

6) Zu 13. Seite 37—38. — Ein gelegentlicher Hinweis auf jene ganz eigenthümliche körperliche Beklemmung, welcher junge, mit der Feuertaufe noch unbekannte Soldaten, zumal im Zuſtande völliger Thatloſigkeit, wie ſolche bei Deckung der Geſchütze von Seiten der Reiterei am häufigſten vorkommt, faſt ausnahmlos ſich unterworfen ſehn.

7) Zu 16. Seite 45—46. — Es war das, aus den größten Männern und Pferden des Heeres zuſammengeſetzte Carabinier-Regiment der kaiſerlichen Garde, welches, zum Schutz der Nachzügler entſendet und, von reitender Artillerie unterſtützt, unſere leichte Reiterei zurückdrängte.

8) Zu 17. Seite 47—50. — Unter „Silber“, das hier dem Eiſen gegenübergeſtellt wird, iſt das ſilberne Kreuz des ruſſiſchen St. Georg-Ordens zu verſtehn, womit für Auszeichnung in dem Kavallerie-Gefecht bei Meuſelwitz (ſiehe 25 Seite 74) der Verfaſſer, mit Umgehung Andrer, vielleicht Gleich-Berechtigter, belohnt ward, während durch Eiſen das, wie bekannt, für den Befreiungskrieg eigens geſtiftete Ehrenzeichen des eiſernen Kreuzes bezeichnet wird, welches, nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen ſeiner Vorgeſetzten und Kameraden, durch die mit eigner Lebensgefahr vollbrachte Rettung eines der letzteren wohlverdient, ihm dennoch entging, — ein Beiſpiel jener Zufälligkeiten und Einflüſſe, wovon ähnliche Verleihungen zum Theil abhängig ſind.

9) Zu 18. Seite 51—53. — Von einer, in der Schlacht bei Lützen davon getragenen, lebensgefährlichen Ver-

wundung kaum wieder hergeſtellt, wurde der ausgezeichnete Mann am 11. Februar 1814 bei Montmirail, an der Spitze ſeines Regiments fechtend, von einer Kartätſchen-Kugel dahingerafft

10) Zu 19. Seite 54—57. — Mit der Erinnerung an den, von einer Abtheilung des Ziethen-Huſaren-Regiments am 17. April 1813 bei Neuſtadt ausgeführten Handſtreich, wo ein feindlicher Artillerie-Park unter ſtarker Bedeckung am hellen Mittag überfallen, die Mannſchaft theils niedergemacht, theils zerſtreut und die Beſpannung, da man die Kanonen nicht mitnehmen konnte, auseinander gejagt wurde, — mit dieſer Erinnerung wird hier der Hinweis auf den Spottnamen verbunden, den die franzöſiſche leichte Infanterie durch den Gebrauch, ihre Eßlöffel, an der Kopfbedeckung befeſtigt, mitzuführen, ſich zuzog.

11) Zu 21. Seite 63—67. — Der Name des Gefangenen war: Graf Kaminietzky, Oberſt der polniſchen Lancier-Garde und kaiſerlicher Flügel-Adjutant, ein Mann, eben ſo ausgezeichnet durch ſein einnehmendes Weſen, wie durch Geiſt und perſönliche Tapferkeit, welche dem jugendlichen, leicht erregbaren Verfaſſer nicht geringe Bewunderung einflößten.

12) Zu 23. Seite 72—73. — Im höchſten Zorn über die Beläſtigungen und Verluſte, denen ſeine Armee durch die im Rücken und in den Flanken derſelben operirenden verbündeten Streifſchaaren unterworfen war, hatte Napoleon ein, gegen 10,000 Mann ſtarkes, aus allen Waffengattungen zuſammengeſetztes Truppen-Corps unter dem Befehl eines der ausgezeichnetſten kaiſerlichen Feldherren, des Diviſions-Generals, Grafen Lefebvre-Desnouettes gegen dieſelben abgeſendet, um ſie zu vernichten und unſchädlich zu machen, wodurch die Vereinigung unſerer kleinen Schaar mit dem kombi-

nirten Reiter-Geſchwader herbeigeführt ward, welches, unter der Führung des zu den Verbündeten übergetretenen ſächſiſchen Generals Freiherrn v. Thielemann, durch Unterbrechung der Verbindungen und Bezugsquellen des Feindes, demſelben bedeutenden Abbruch that, wobei denn der kaiſerliche Unwille, — dem Vernehmen nach vorzugsweiſe gegen die preußiſche Jugend und deren patriotiſche Begeiſterung gerichtet — in den angeblichen, wie man ſagt, geſchichtlich beglaubigten Schmähworten den beredteſten Ausdruck fand.

13) Zu 24. Seite 74—76. — Paschol na prawa, — Paschol na lieva, — Karascho, zu deutſch: Vorwärts nach rechts, — vorwärts nach links, — Sehr gut! welche ruſſiſchen Worte der Ausſprache nach hier wiedergegeben ſind, während orthographiſch: Poschel, — na prawo, — na laewo und Charascho geſchrieben wird.

14) Zu 27. Seite 82—84. — Buchſtäblich, wie er ſtatt gefunden, iſt dieſer Akt heldenmüthiger Kaltblütigkeit hier nacherzählt, deſſen Urheber, der damalige Rittmeiſter im ſchleſiſchen Huſaren-Regiment, nachher Oberſt und Chef der Garde-Huſaren, Graf v. Pückler, bei Allen, die ihm als Untergebene, oder ſonſt nahe ſtanden, in zu gutem Andenken lebt, um nicht die Nennung ſeines Namens, als Erinnerung an den trefflichen Mann, mit Freuden begrüßt zu ſehn.

15) Zu 29. Seite 88—90. — „Bratrain“, Oberbayriſcher Ausdruck für Bratpfanne.

16) Zu 31. Seite 93—94. — Anſtatt, nach dem Gebot der Umſtände, wie zu erwarten war, Abends noch, vor dem Eintreffen des Feindes, den Köſener Paß in Beſitz zu nehmen, ließ der öſterreichiſche General, Graf**, ſeine Truppen bei Naumburg, kaum zwei Stunden davon entfernt, übernachten, wonach er denn, bei ſeiner Ankunft, die ſo wichtige

militäriſche Poſition ſchon genommen und den feindlichen Rückzug geſichert fand.

17) Zu 32. Seite 95—98. — Einer erſten zufälligen Begegnung in Marienbad, während des Sommers 1823, wo der Verfaſſer, mit Goethe unter einem Dach wohnend, alsbald in jenen Kreis heiterſter Geſelligkeit ſich hineingezogen ſah, welcher, unter dem Patronat des mit anweſenden Großherzogs allabendlich ſich verſammelnd, Alles, was das Bad an Reichthum, hoher Geburt, Schönheit und Bildung darbot, vereinigte und, durch den ungezwungenſten Verkehr mit beiden, deſſen Mittelpunkt bildenden großen Männern, jedem Theilnehmer gewiß in lebhafter Erinnerung blieb, — dieſer erſten Begegnung, wo der ſiebenzigjährige Dichter der erſtaunten Welt das Schauſpiel einer ſchwärmeriſchen, wahrhaft jugendlichen Neigung gab, wovon er für ein achtzehnjähriges Mädchen, Fräulein Ulrike v. Lewetzow, erfüllt war, ſollte, wenige Jahre ſpäter, gleichſam als Entſchädigung für die in Weimar erfahrenen Unbilden, ein noch größeres Glück nachfolgen, indem der junge Litterat durch eine Zuſchrift Goethe's ſich überraſcht ſah, worin für das Luſtſpiel: die Hofdame, durch vermittelnde Freunde ihm zur Kenntniß gelangt, die liebevollſte Anerkennung mit einer Theilnahme ſich kund gab, welche, von den eingehendſten Rathſchlägen begleitet, durch den nachgefolgten, mehrjährigen Briefwechſel (Siehe Goethe's nachgelaſſene Werke Band 5. S. 345 u. f. ſo wie Schauſpiele von Franz v. Elsholtz, Band 1, zweite Ausgabe, Leipzig bei Brockhaus) in einem Umfange bethätigt ward, wovon, nach dem Zeugniß der Nahegeſtandenen, kein zweites Beiſpiel vorhanden iſt, nicht zu gedenken, daß bei ſpäteren Beſuchen in Weimar derſelbe das Goethe'ſche Haus ſich wohlwollend geöffnet und, bei faſt täglichem Verkehr mit dem erhabenen Bewohner, — jene hingebende Mittheilſamkeit, jenes

Herabſteigen und Eingehen in fremde Denkweiſen und Intereſſen, jene klaſſiſche Einfachheit und Güte keinen Augenblick ſich verläugnen ſah, welche, bei ſtrengſter Abſchließung gegen leeren Schein und anmaßende Zudringlichkeit, die ſo viele Mißbilligung ihm zuzog, den Grund ſeines Weſens ausmachten.

18) Zu 33. Seite 99—102. — Jener Mann voll Geiſt und Güte, — der Freund des Geſanges und ſeiner Untergebenen, war der kaiſerlich ruſſiſche General und Hettman der Garde-Koſacken, Fürſt Orloff-Deniſſoff, welcher, nachdem unſer bisheriger Führer, General, Freiherr v. Thielemann zur Uebernahme des Befehls über die zu den Verbündeten übergegangenen königl. ſächſiſchen Truppen abberufen werden, das Kommando der vereinigten Streifſchaar übernahm und, bis zum Rhein-Uebergang daſſelbe fortführend, dem Verfaſſer ein eben ſo treuer Gönner, als nachſichtsvoller Bewunderer ſeiner Lieder blieb, von denen als die vorbezeichneten hier namhaft zu machen ſind: 1) Das bei allen damaligen dilettantiſchen Produktionen unvermeidliche: an den Mond[*]), 2) die blauen Augen[**]), wofür ſo mancher dankbare Blick

---

*) „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwolken hin;“ u. ſ. w.

**) Blau ſind meiner Amarillis Augen,
Welche mir als Zeugniß ſollen taugen,
Daß ſie ihr von Venus ſind erkoren,
Die aus blauer Meeresfluth geboren.

Auch Minerven's Aug' iſt blau geweſen,
Das ſie ſich aus Weisheit hat erleſen,
Weil der blauen Farbe Glanz vollkommen,
Die der Himmel ſelbſt hat angenommen. u. ſ. w.

aus Augen dieſer Farbe der Lohn war, und 3) Le Retour de Russie*), ein Spottgedicht auf den großen Kaiſer, welches bei Freund und Feind reichen Beifall fand, auch die jubelnde Begeiſterung der Ruſſen beim Vortrage deſſelben hinreichend erklärt, deſſen Verfaſſer jedoch ſein Inkognito wohlweislich bewahrt hat.

19) Zu 37. Seite 111—114. — Die Reiſenden waren: Herr Labouchère, Chef des berühmten Handelshauſes in London und Amſterdam, ein Mann, welcher ſieben Mal die indiſchen Meere durchſchifft, von eben ſo großem Vermögen, als weitreichendem Einfluß, und deſſen Nichte: Fräulein Bode, zum Beſuch ſich nach Frankfurt begebend, wo der Letzteren Schweſter, eben ſo ausgezeichnet durch Geiſt und Schönheit, wie ſie ſelbſt, an den kaiſerlich ruſſiſchen General-Conſul

---

*) Il y avait un p'tit homme,
Qu'on appellait le Grand en partant,
Ah! si vous saviez comme
Il est rev'nu petit à Paris,
Gai, gai, mes amis
Chantons le renom
Du grand Napoléon!!
C'est le héros, — c'est le héros
Des petites maisons! —

S'esquivant de Russie
Et plus rapidement que le vent
Sa Majesté transie
Arrive incognito en traineau;
Gai, gai, mes amis
Chantons le renom
Du grand Napoléon! etc.

Freiherrn v. Bethmann verheirathet war und ſo deſſen Haus, von Kaiſer Alexander bewohnt und der tägliche Sammelplatz aller Berühmtheiten des Haupt-Quartiers (Siehe 39. Seite 118), dem unſcheinbaren Reitersmann gegen alle Rang- und Kleider-Ordnung ſich aufthat.

20) Zu 38. Seite 115—117. — Wiewohl Muſikkenner über die Perſon des edlen Tonſetzers nicht im Zweifel ſein dürften, ſo ſoll der Name des würdigen Mannes: Hofkapellmeiſter Abt Vogler, doch um ſo mehr hier genannt werden, als mit der liebevollſten Erinnerung an ihn zugleich dem beſten Dank für den Vorzug hier Raum zu geben iſt, welcher dem Verfaſſer vor ſeinen drei Mitbewerberinnen, Helmine v. Chezy, Henriette v. Montenglaut genannt Willer und Eliſe Bürger, von ihm eingeräumt ward, welche ſämmtlich theils durch ihre Schriften, theils durch theatraliſch-deklamatoriſche Beſtrebungen ſich bekannt gemacht haben, während die Letztere, als die geſchiedene Gattin Bürger's, des unſterblichen Dichters, der für die Strophen: „Ich bin ein ſchwäbiſches Mädchen, ſchwarzbraun iſt mein Geſicht“ u. ſ. w. Herz und Hand, vielleicht etwas voreilig, hingab, noch ein beſonders Intereſſe in Anſpruch nahm.

21) Zu 39. Seite 118—122. — Verſchandeln: eine ſüddeutſche Verwandlung des Hauptworts: Schande, zum Verbum, ſtatt ſchänden, beeinträchtigen u. ſ. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Im unterzeichneten Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedenkblatt zur Erinnerung
an die
Völkerſchlacht bei Leipzig.
Originalzeichnung von Auguſt Beck.
Breite 42 Zoll. Höhe 32 Zoll.
Preis 5 Ngr.

Männer aus den Freiheitskriegen
nach
Originalzeichnungen von **G. Bleibtreu, L. Burger, H. Scherenberg, C. Steffeck** und **O. Wisniewski.**
Portrait-Album
zur
Fünfzigjährigen Gedenkfeier der Völkerſchlacht bei Leipzig.
Mit
biographiſchen Schilderungen von Karl Weidinger.
Dritte Auflage.
Inhalt.

1. Ernſt Moritz Arndt.
2. H. F. K. Freiherr vom und zum Stein.
3. Gerh. Johann David von Scharnhorſt.
4. Auguſt Neidhardt Graf v. Gneiſenau.
5. Gen.-Feldmarſch. Fürſt von Schwarzenberg.
6. Gen.-F.-M. v. Blücher.
7. Gen. York v. Wartenburg.
8. Gen. Kleiſt v. Nollendorf.
9. Gr. Bulow v. Dennewitz.
10. General Tauenzien von Wittenberg.
11. Freiherr von Lützow.
12. Th. Körner, Adjutant im Lützow'ſchen Freicorps.

Preis 10 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Im unterzeichneten Verlage iſt ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jubel-Kalender

zur Erinnerung an die

Völkerſchlacht bei Leipzig

vom 16. bis 19. October 1813.

Mit Illuſtrationen, Vignetten und Initialen nach Originalzeichnungen von Aug. Beck, Otto Fikentſcher, C. Kirchhoff, und C. Scheuren, einem Orientirungsplan von Leipzig und einer Karte der Umgegend.

Siebente Auflage. — Mit 56 Illuſtrationen.

Preis 5 Ngr.

Der Achtzehnte October.

Muſik-Album zur

Fünfzigjährigen Gedenkfeier der Völkerſchlacht bei Leipzig.

Inhalt.

Introduction.

Sei hoch uns gefeiert der Deutſchen Tag. Dichtung v. W. Hey; für Pianoforte comp. v. A. Methfeſſel.

Der 18. October 1813.

Heerſchau der Verbündeten. Muſikaliſche Revue für das Pianoforte, arrangirt v. J. C. Lobe.

Der 18. October 1863.

Schlacht, du brichſt an! Improviſata für Pianoforte von C. Reinecke.

Unſer iſt der Sieg! Feſtmarſch zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der Völkerſchlacht bei Leipzig; für Pianoforte comp. v. F. Lachner.

Finale.

Der deutſche Jubeltag. Gedicht v. Müller von der Werra. Für eine Singſtimme und Pianoforte componirt von C. Kunze.

Preis 5 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.